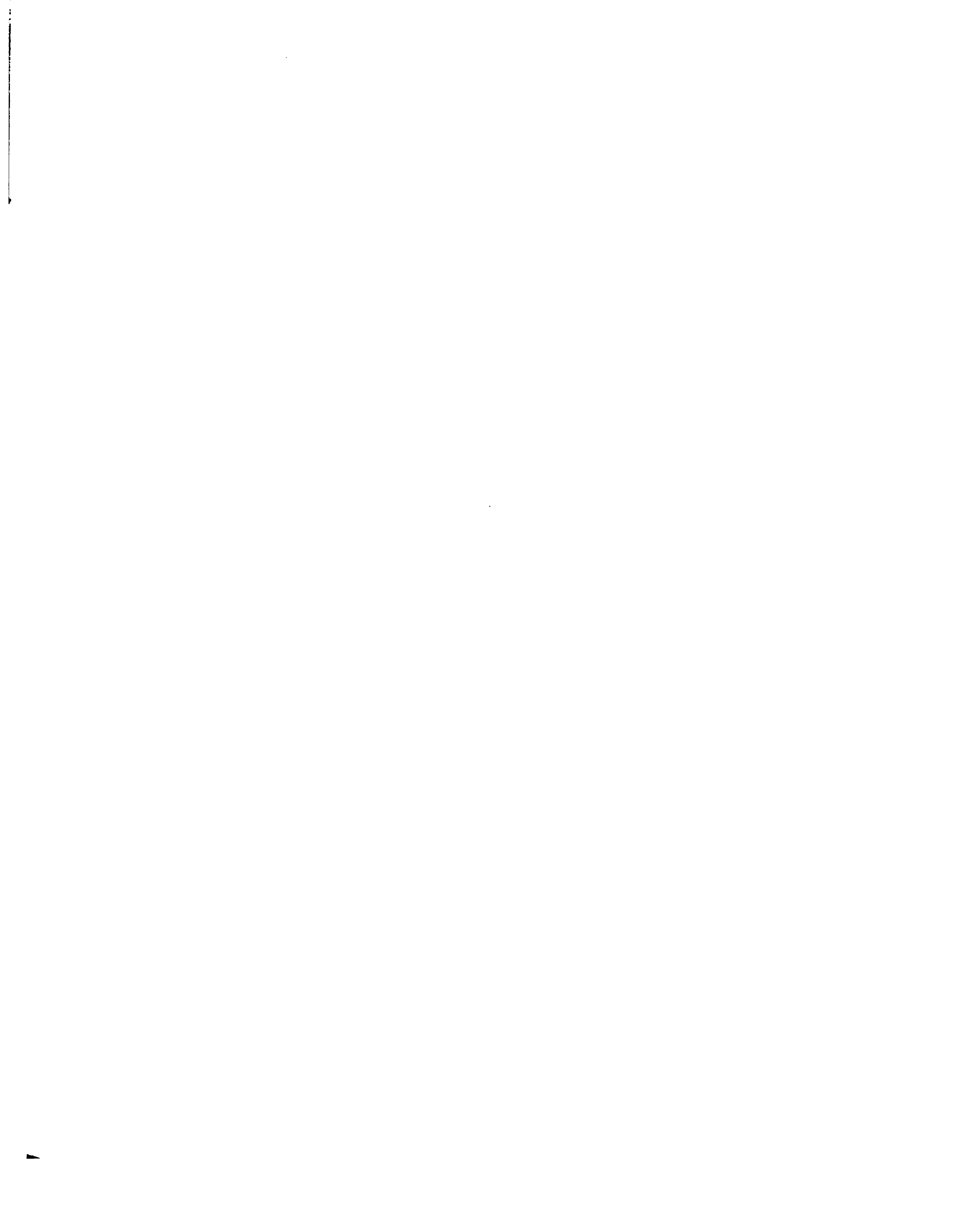


Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1846.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1846.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Literarische Anzeiger Nr. I—XI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 1. — 1. Januar 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

Über Seydelmann hat das kritische Deutschland in Zeitschriften, Broschüren und Büchern eine ganze Literatur aufzuweisen. Sein Tod, für Alle überraschend früh, ward nur erst recht Veranlassung, sich über den großen Schauspieler auszusprechen, an den die Dichter ihre Hoffnungen knüpften, auf den Philosophen zum Beleg ihrer ästhetischen Axiome hinwiesen, dessen Erscheinen auf jeder Bühne Deutschlands ein ungewöhnliches Fest gewesen war. Hier und da hatten sehr laute Stimmen sogar eine Wiedergeburt des deutschen Theaters von ihm verkündet. Ich gehöre in Sachen dramatischer Kunst sehr leicht zu den Hingerissenen und bin einer rücksichtslosen freudigen Hingabe an Stoff und Form, an Inhalt und Darstellung gern eingeständig. Bei alledem wollte es mir scheinen, als rechneten mich die Leute Seydelmann gegenüber zu den Nüchternen, obschon ich mir selbst bewußt war, seine ganze Bedeutsamkeit und Größe zu erkennen. Indem ich hier über Rötscher's ausführliches Buch und über eine kleinere Schrift von Georg Knispel Rede stehe*), sei mir selbst gestattet, meine Erinnerungen an Seydelmann zusammenzufassen. Den Manen des großen Mimen, der nach dem tiefsten Abgrunde der einfachen und nackten, aber durchdringenden Wahrheit rang, weiß ich für meinen Theil kein besseres Opfer zu bringen, als wenn ich aus zwei verschiedenen Lebensepochen, wo ich ihn im Zusammenhang beobachten konnte, die Eindrücke seines Spiels mir zurückrufe und in mir feststelle.

Es war vor zehn Jahren in Berlin, im Frühjahr 1835, als ich Seydelmann bei seinem dortigen Gastspiel zum ersten Male in einer Reihe von Rollen sah. Eine Betrachtung über ihn an jene Epoche anknüpfen heißt ihm nicht zunahetreten, denn sein Gastspiel in Berlin war der Glanzpunkt seines Ruhms. Ein angehender Vierziger, war er damals auf der Höhe seiner Entwickelung, durchaus in sich fertig, und zugleich noch im ganzen Vollgefühl seiner Kraft. Er war den Auffoderungen, in Berlin zu spielen, sehr lange ausgewichen. Er kannte den Ort nicht blos, wie er sich ausdrückte, als „ein Wespennest der Kritik", sondern auch als den Schauplatz der größten Meister in deutscher Kunst. Er fürchtete sich nicht blos vor der Kritik der dortigen Tagesblätter — obschon er an Ort und Stelle gestand, sie sei wol im Stande zu Tode zu stechen, denn sie sei sehr aufdringlich dort, werde einem in die Vorstube geworfen, bringe allmälig um allen Humor; und was ist der Künstler ohne Humor? — Seydelmann fürchtete sich beiweitem mehr und vielleicht lediglich vor den Schatten der großen Geister von ehedem, die noch in den Gedanken der Leute umgingen. Einige lebten in den Erinnerungen an Iffland, der Mehrzahl stand noch frisch und leuchtend Ludwig Devrient's geniale Gestalt vor dem Auge des Geistes, Alle wurden noch warm bewegt, gedachten sie, wie zu gleicher Zeit mit ihm die beiden Wolff, Beschord und Lemm die classischen Gebilde der dichterischen Heroen in einem seltenen Gesammtspiel vorgeführt. Indessen waren die Schatten der großen Todten doch schon blaß geworden; die Raupach'sche Epoche lag dazwischen. Es sei fern von mir, den dramatischen Verstand in Raupach nicht hoch genug anschlagen zu wollen. Die starke Kraft in „Isidor und Olga" kann Niemand leugnen; in einer Gattung des

*) 1. Seydelmann's Leben und Wirken, nebst einer dramaturgischen Abhandlung über den Künstler, mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben dargestellt von Heinrich Theodor Rötscher. Berlin, A. Duncker. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

2. Erinnerungen aus Berlin an Karl Seydelmann vom Spätherbste 1842, und Ein Memorandum für die Reform des deutschen Bühnenwesens, von Georg Knispel. Darmstadt, Leske. 1845. 8. 20 Ngr.

Lustspiels, die zur satirischen Posse neigt, und im historischen Genrestück, wie „Vor hundert Jahren", hat er eine theatralische Virtuosität entwickelt, die leider oft genug dem echten Dichter fehlt. Aber diese Virtuosität verführte ihn bei dem Mangel der höhern dichterischen Haltung auf dem Boden der geschichtlichen Tragödie zu einer fabrikmäßigen Schnellschreiberei, die uns im Zeitraum einiger Jahre den ganzen Cyklus der Hohenstaufen-Helden durch die Schablone schlug. Er hatte die berliner Bühne fast amtlich in Beschlag genommen, und wie er schrieb so spielte man. An der Crelinger und einigen andern kraftvollen Naturen fand er tüchtige Träger für seine Stoffe; aber der Typus seiner Schöpfungen ging allmälig auf die Darsteller über. Seine historischen Tragödien waren nicht ohne scharfsinnige Dialektik abstracter Gegensätze erdacht und entworfen, aber ohne dichterisches Leben, ohne individuelle Wahrheit und Wirklichkeit ausgeführt. Den historischen Charakter verwischte sein fließender Jambus, der Schwung der Phantasie wurde rhetorische Hohlheit, Rednerkünste ersetzten das Feuer der wahrhaften Empfindung, und der Furor der tragischen Leidenschaft verpuffte sich in Declamationen. Die alte Richtung des Iffland'schen Zeitalters mit ihrer Wahrhaftigkeit, der ästhetische Schwung eines idealen Vortrags wie ihn uns die beiden Wolff aus der Goethe'schen Schule vorgeführt, der wetterleuchtende Humor einer dämonischen Romantik wie sie in Ludwig Devrient ihren Vertreter gehabt — alle diese verschiedenen Weisen dramatischer Kunst, wofern sie sich auf der berliner Bühne hätten fortpflanzen lassen, wurden in der Raupach'schen Epoche auf ein mittleres Maß herabgedrückt, bei welchem sich die rhetorische Routine geltend machte. Die theatralischen Künste verdrängten die dramatische Kunst, der Schein die Wahrheit, der Flitter das echte Gold. Die Bildung von Berlin fing überhaupt damals an sich der Bühne zu entwöhnen. Einzelne Phänomene wie die Sontag brachten auf kurze Zeit einen Schwindel in die Masse; aber solche aufflackernde Hitze bewies um so mehr die fehlende dauerhafte Wärme. Die Bildung von Berlin trieb damals Philosophie; das politische Interesse war seit der Julirevolution wach geworden, drehte sich aber noch nicht um heimische Dinge. Und während die Denkenden das Theater gründlich verachteten, kam die Theilnahme der eleganten Welt keineswegs dem Schauspiel zugute. Spontini beherrschte mit seinem Pomp die Oper, und das glänzende Ballet, die Liebhaberei des damaligen Hofs, war recht eigentlich im Stande, am Theater den Rest von geistiger Bedeutsamkeit abzutödten.

In dieser Zeit der Ebbe im deutschen Schauspiel kam Seydelmann nach Berlin. War der Moment günstig, insofern kein Nebenbuhler die Eroberung des Publicums streitig machte, so war die Aufgabe, die Gleichgültigkeit gegen das herabgedrückte Schauspiel zu durchbrechen, nicht gering. Dazu kam, daß die Schrift von Lewald, die Seydelmann mit Lob überschüttete und ihn als den Vertreter einer neuen Epoche verkündete, ihm zufällig nach Berlin vorausging. Die Krisis war dadurch nicht wenig gesteigert und das Publicum der norddeutschen Hauptstadt empfing den auswärts Gefeierten stumm und mit dem Argwohn, ob die Kritik nicht bloßes Schaumgold um sein Haupt geheftet. Die Bildung Berlins ist ein Erzeugniß der Kritik, mithin hat die dortige Kritik vor allen das Recht, auf eigenen Füßen stehen zu wollen, und der Sitz einer Kritik der Kritik ist Berlin. Bei alledem und um so mehr war gleich der erste Abend, an welchem Karl Seydelmann als Carlos im „Clavigo" auftrat, ein entschiedener Sieg, ein Triumph im großen Stil. Das wurde, wie fast immer Theatererfolge, aus der besondern Stimmung im Publicum noch mehr erklärlich als durch Seydelmann's Spiel. Dies war nicht darauf berechnet, im Fluge hinzureißen. Er kannte sehr wohl die Momente, wo die volle Schlagkraft der Kunst wie ein Naturereigniß wirkt, aber er eröffnete sehr vorsichtig die Schleusen der Gemüthswelt, denn seine Mittel waren nicht darauf gestellt, Explosionen des Gefühls zu erregen. Er eroberte seiner Natur nach langsam, aber gründlich; er fesselte unausgesetzt, und indem er eine ganze Reihe seiner Gestalten, fest und sicher in sich gefugt, mit der ganzen eisernen Consequenz seines Wesens hintereinander vorführte, stieg die immerfort in Spannung gehaltene Hochachtung vor seinem Spiel endlich zu einer Bewunderung, deren lauter Ausbruch um so stärker wurde, je sicherer der Grund dazu gelegt war. Seydelmann versetzte Berlin in eine seit lange dort nicht gekannte Bewegung. Diese Aufregung stieg fast zum Taumel, weil man ihre Möglichkeit auf den Bretern, wo deutsches Schauspiel von Oper und Ballet überschüttet war, nicht geahnt hatte. Selbst die Besonnenen nahmen Theil am Aufruhr der Geister, weil er diesmal nicht einem gütigen Zufall von Reiz und Jugend, nicht dem launenhaften Verein glücklicher Naturbegabung, sondern dem Erzeugniß langjähriger Studien, dem Ergebniß des Denkenden, nicht der spielerischen Kunst zugute kam. Aus den beabsichtigten zehn Gastrollen wurde eine Reihe von 24. Und Seydelmann führte lauter Gestalten vor, die in der Werkstatt seines Geistes zwanzig Jahre gebraucht hatten um fertig zu sein. Es war ihm nicht im Traume gegeben; er hatte sogar Mühe, an einigen seiner Meisterwerke in der Charaktermalerei, falls ihm augenblicklich nicht alle seine Kräfte zu Gebote standen, die Schweißtropfen der Arbeit fortzuwischen. Ein Blütenfrühling war ihm weder als Mensch noch als Künstler gegönnt gewesen; er hatte seine Früchte durch einen naßkalten Sommer durchziehen müssen, manche dieser Früchte sahen auf Augenblicke wie überwintert aus. Aber eine goldene Herbstsonne, dünkt mich, ward ihm vollauf zu Theil; wie denn für den denkenden Schaffer und Künstler, der das Feld der Überlieferungen gründlich durchpflügt, sehr oft erst das spätere Mannesalter eine Zeit ist, wo er beim Einsammeln der Früchte den versagten Frühling nachzufeiern scheint. Es war bei Seydelmann nur schicksalsschwer, daß sein Herbst so kurze Dauer hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flämisches Stillleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen übersetzt von Melchior Diepenbrock. Mit Holzschnitten. Regensburg, Pustet. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Was wir bis vor einiger Zeit noch für unmöglich gehalten, das ließen uns die letzten Monate erleben. Die Vorkämpfer der anders aufs schroffste einander gegenüberstehenden Parteien in Deutschland waren doch einig, ganz und vollkommen einig da, wo es die flämische Bewegung galt, und in der That, sie konnten nicht anders, denn aller Politik fern, hielt sich die Bewegung gleich fern von Allem, was ihr einen pfäffischen Anstrich hätte geben können. „Die Strebnisse der Flamingen", sagt Höffken sehr richtig *), „sind dem Kern nach freisinnig im volksthümlichen, zum Theil im deutsch-liberalen Sinne; sie wollen von keinem politischen Einfluß der Geistlichkeit als solcher hören, so gern sie sonst deren Bemühungen um Volksbildung, Schule und Kirche sehen. Die flämisch-nationale Partei steht dem unversöhnlichen Gegensatz zwischen strengkirchlicher Orthodoxie und höhnendem Voltairismus völlig fern; sie wächst, wirkt und lebt auf einem andern Felde als dem abstracten; sie hat ihre Wurzeln im eigenen wirklichen Boden; indem aber ihre Strebnisse vorzüglich auf Volksbildung und wahre Aufklärung gerichtet sind, wirkt sie auch am nachhaltigsten gegen Fanatismus auf der einen wie gegen Voltairische Aufklärerei auf der andern Seite." So gibt auch Huber **) zu: „Auf dem gegenwärtigen Stadium dieser nationalen Bewegung aber theilt sich ganz von selbst dieser Literatur und deren activen und passiven Trägern, den Literaten und ihrem immer zunehmenden Publicum, noch mehr aber dem Kreise persönlicher Beziehungen, der sich besonders unter der Jugend bildet, eine gewisse sittliche und religiöse Haltung mit, wie sie als Gegensatz der Fehler sich ergibt, die man (mit Recht oder Unrecht) als charakteristisch französische fühlt, der Frivolität im weitesten Sinne." Er weiß jedoch auch: „Nimmt die katholische Reaction in ihrer ascetischen Strenge schon jetzt positiven Anstoß an der poetisch-gemüthlichen, ästhetischen und gelegentlich sentimentalen Freiheit jener Literatur, oder fürchtet sie, daß deren wissenschaftlichen Gelüsten, besonders wenn sie in deutschem Sinn und auf deutschem Gebiet Befriedigung suchen sollten, die katholische Orthodoxie durch protestantische und philosophische Ketzerei gefährden könnte, genug, es liegen schon sehr harte Censuren gegen scheinbar ganz unverfängliche Dinge vor, und eine gewisse Spannung, wenigstens von jener Seite, ist unverkennbar."

So auch ist es in der That. Wir können es nicht leugnen, daß die ultramontane Partei, die ihrer Stütze auf Frankreich durch dessen neueste Literatur und vor Allem den „Ewigen Juden" beraubt, in der flämischen Partei eine Stütze zu finden meinte und darum sie und ihre Hinneigung zu Deutschland (welches, obgleich protestantisch im Ganzen, doch in den Rheinlanden noch eine arge ultramontane Ecke hat) begünstigte, sich alle Mühe gibt, diese Stütze zu kräftigen, doch im Ganzen kommt sie nicht weit damit. Mag auch Errevisse Novellen in ihrem Sinne schreiben, mag der Studentenverein der löwener Hochschule Alles für sie aufbieten, mag Gent sich jedes Worts enthalten, welches ihr auch nur im entferntesten Sinne anstößig sein könnte, Antwerpen, auf dem unsere ganze Hoffnung ruht, ist zu frisch, als daß sie durchdringen könnte. Freilich sind die Feindseligkeiten von da aus nur selten offene, aber die bis jetzt nur leisen werden bald in offenen Kampf ausbrechen. So stieß sich z. B. die Geistlichkeit sehr daran, als vor kurzem das „Taelverbond" eine vita Diepenbrock's nebst einigen Auszügen aus dessen Schriften brachte. So wird sie sich noch unendlich mehr daran gestoßen haben, als später der Hirtenbrief des wahrhaft hochwürdigen Fürst-Bischofs von Breslau in flämischer Übersetzung dort erschienen ist.

Diese ruhige aber feste Haltung der flämischen Literaten wollte indeß gewissen Leuten bei uns nicht gefallen; weil sie flämische Beter vor den Marien- und Christusbildern fanden, weil sie in den Buchhandlungen der ultramontanen Partei die „Mémoires autographes de la sainte vierge" und Ähnliches ausgelegt sahen, darum meinten sie, daß Flamlands Literatur dem Jesuitismus dienstbar sei, und sie schimpften, Rohrspatzen gleich, auf diese und ihre Träger. Andere kamen und fanden Sympathien, warme Sympathien für Deutschland, doch statt sich deren aus vollem Herzen zu freuen, sahen sie darin nur ein Resultat geheimer preußischer Einwirkung, und da die Fläminge nicht über Preußen und das zerstückelte Deutschland schimpfen wollten, schimpften die Herren über die Fläminge. Diese aber, die sich, nochmals gesagt, fern halten von aller Politik, haben ja keinen Grund, sich über uns zu beklagen; sie denken: Machet ihr eure politischen Sachen selbst ab, und freuen sich nur an dem Geiste, der unsere Wissenschaft, unsere Literatur durchweht. Warum sollten sie also schimpfen?

Doppelt willkommen denn war es uns, die Reihen Derer, welche Flamland und seine Bestrebungen erkennen und zu schätzen wissen, jenen unberufenen Schreiern gegenüber, um einen so allgemein geachteten Namen wie der Melchior Diepenbrock's ist gemehrt zu sehen. Nicht mit gleicher Freude können wir übrigens sein Buch begrüßen. Gewiß war Niemand der Conscience würdiger in Deutschland hätte einführen können als Diepenbrock, doch wir sahen es nicht gern, daß just die drei kleinen Novellen es waren, welche den flämischen Dichter zuerst vor das deutsche Publicum brachten. Sie haben, dies wird Niemand leugnen können, manches Schöne, manches recht Charakteristische, eine höchst ehrenwerthe Gesinnung offenbart sich in ihnen; doch sie sind für ein Publicum geschrieben, welches von dem deutschen himmelweit verschieden ist, welches noch in den ersten Anfängen der Bildung steckt. Ihre fast allzu große Einfachheit dürfte in Deutschland weniger zusagen und dadurch Vorurtheile gegen Conscience wecken. Wäre, was uns seit so lange schon von so verschiedenen Seiten versprochen wurde, des Dichters größerer Roman „Der Löwe von Flandern" früher erschienen, dann hätte man dem Erscheinen jener kleinen Novellen ruhiger zusehen können; so aber dürften sie eher schaden als nutzen. Als Beiträge zur Kenntniß des flämischen Volkslebens übrigens sind sie immerhin schätzenswerth und in dieser Beziehung können wir ihre Lecture Jedem empfehlen, der sich für flämische Zustände interessirt.

In der ersten „Siska von Roosemael", geißelt Conscience die Franzosenäfferei, welche selbst bis in die Bürgerclasse durchdrang, seit lange dort aber ihren Höhepunkt erreichte und nun in demselben Maße abnimmt, in welchem sie einst wuchs. Siska's Vater ist ein ehrsamer Specereihändler „nach dem alten Schlage", der nichts von den „franschen Windmakers" wissen will; die Mutter läßt sich eher bestechen und besonders, als sie den Nachbar seinen Laden à la française aufstutzen und dessen häßliche Tochter in hübschen Kleidern umgeben von einer Menge von Stutzern an dem glänzenden Ladenfenster prangen sieht. Sie will, daß Siska auch so werde und zu dem Ende das Mädchen in ein französisches Pensionnat stecken; der Vater stemmt sich dagegen, der Hausarzt, ein alter Hausfreund, räth ab; doch sie setzt es durch. Siska wird in dem Pensionnate gänzlich verdorben; als sie daraus rückkehrt, schämt sie sich, mit der Mutter über die Straße zu gehen; die gute Alte muß ihre flämische Spitzenhaube mit einem Hute, die alte Mantilla (Faille) mit einem Shawl vertauschen; der Laden muß ganz umgeändert werden; alle die alten Töpfe und Kasten, an denen tausend Erinnerungen des Vaters klebten, fliegen auf die Straße und bunt angestrichene, theilweise vergoldete nehmen ihren Platz ein. Das geht dem Alten zu sehr zu Herzen; er sieht, wie der Nachbar Schuster durch seine Kinder verspottet, verhöhnt, gänzlich ruinirt wurde, wie er als Bettler umirrt,

*) „Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland", S. 25.

**) „Janus", Heft XV, S. 156 und 162.

während seine Tochter der Unzucht fröhnt, und er sieht Dasselbe für sich und Siska voraus; darob bricht ihm das Herz, er erkrankt und liegt am Tode. Da tritt der Hausarzt eines Morgens plötzlich vor Siska, reißt sie mit sich zu des Vaters Sterbelager und donnert ihr zu: Das ist dein Werk! Erschüttert fleht sie den Vater um Verzeihung und erlangt sie; der Alte stirbt ruhig; Siska bleibt der Mutter von nun an eine treue Tochter.

„Wie man Maler wird" ist ein Stück Lebensgeschichte des Professors Franz Dujardin, ihm gewidmet und von ihm illustrirt. Ein Sohn blutarmer Ältern sollte Dujardin Maurergeselle werden, doch seine Großmutter und seine Mutter, welche ihn stets mit Männchenmachen beschäftigt sahen, brachten es dahin, daß er auf die antwerpener Akademie kam, an der er gegenwärtig noch wirkt. Höchst gelungen ist die Scene, wie die beiden Frauen Fränzchen der Direction der Akademie vorstellen und Großmutter stolz dem Director Wappers ein „Portrait" zeigt, welches Fränzchen von ihr gemacht.

„Was eine Mutter leiden kann" lasen wir schon einmal in den „Grenzboten"; es ist, gleich den beiden andern Erzählungen, dem antwerpener Volksleben entnommen.

Sowol der Inhalt wie die trefflichst ausgeführten Illustrationen eignen das Buch durchaus zu einem Geschenk für die reifere Jugend; ein passenderes Geschenk möchte sich selten finden. 36.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Religion in den Vereinigten Staaten.

Durch eine fleißige Übersetzung von L. Burnier ist vor kurzem das Werk eines amerikanischen Geistlichen Robert Baird über die religiösen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten in der französischen Literatur eingebürgert. Dasselbe gibt einen genügenden Überblick über die Art und Weise, wie sich im Laufe der Jahre diese wichtigen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten gestaltet haben. Man sieht, hier spricht ein Mann von Fach, der mit Sachkenntniß ausgerüstet ist und dem Notizen und Angaben zu Gebote stehen, wie sie für Andere kaum zugänglich sind. Baird behandelt die Geschichte der religiösen Organisation von dem Tage an, wo (am 22. Dec. 1622) die ersten Puritaner, welche um ihres Glaubens willen sich nach Amerika hinüber siedelten, im Hafen des Cap Cod einliefen. Wir können hier in das Detail der statistischen Angaben, welche für uns von wesentlichem Interesse gewesen sind, nicht näher eingehen und müssen uns deshalb, um nur einen schwachen Begriff von der gewaltigen Entwickelung zu geben, welche die religiösen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten genommen haben, begnügen, hier anzuführen, daß im J. 1775 vor der Trennung in Virginien 1440 Geistliche und 1940 Kirchen waren, während jetzt allein in den evangelischen Kirchengemeinden 13,335 Prediger und 26,200 Religionshäuser gezählt werden.

Zur Geschichte des Sturzes der Jesuiten.

Wie mancher unter den Vertheidigern der Jesuiten und der übertriebenen Ansprüche, welche seit einiger Zeit der Klerus in Frankreich erhebt, tritt wie ein Wolf im Schafskleide auf. Mit süßlächelndem Munde, mit der bescheidensten Miene von der Welt stellen sich diese Herren dem gutmüthigen Publicum vor. Keiner von ihnen will ja den Rückschritt, keinem kam es in den Sinn, einzugreifen in die Speichen des Schicksalsrades. Sie alle wollen ja nur die allgemeine Wohlfahrt, die gemeinsame Freiheit, welche sie nur im Vorübergehen auch für ihre lieben Freunde die Jesuiten in Anspruch nehmen. Nur zuweilen macht sich dann aber auch mitten durch diese einschmeichelnde Rede voll Sanftmuth und Leutseligkeit ein Ausbruch des verhaltenen Zorns Luft. Dann erscheinen sie in ihrer ganzen Gestalt; sie lassen dann die Ansprüche, welche sie im Schilde führen, unverhüllt hindurchblicken. Ein ähnliches Schauspiel hat sich uns bei der Lecture folgender Flugschrift geboten: „Essai historique de la destruction des ordres religieux en France au dix-huitième siècle", von M. Prat. Wenn man die Vorrede liest, welche von schönklingenden Phrasen der Freiheit, des Fortschritts, der Reform u. s. w. überträuft, so läßt man sich schwerlich den Gedanken beikommen, daß man es hier mit einem unverhohlenen, selbst leidenschaftlichen Vertheidiger des Jesuitenordens zu thun hat. Als solcher tritt uns aber in der That der Verfasser in seinem Werke selbst, welches zur Einleitung der Farbe wie der Tendenz nach im grellen Gegensatze steht, mit großer Bestimmtheit entgegen. Seiner Meinung nach ist den Jesuiten das himmelschreiendste Unrecht geschehen, und der Grund zu ihrem Sturze ist nicht in der eigenen Verwerflichkeit und in den zahllosen Übergriffen, welche sie sich nach allen Richtungen hin zu Schulden kommen ließen, sondern vielmehr in einer Reihe zu ihrem Nachtheil angezettelter Intriguen zu suchen. In den Augen Prat's steht dieser Orden in makelloser Reinheit da und es drängt ihn, diese Wahrheit offen und unumwunden kund zu geben. Wir haben den Raum hier nicht, die Haltlosigkeit des ganzen Gebäudes, welches er mühsam aus falschen Voraussetzungen, Trugschlüssen und hinkenden Hypothesen zusammengezimmert hat, umständlich nachzuweisen. Übrigens wird schon jeder Leser selbst fühlen, wie alle diese lügnerischen Annahmen vor der allmächtigen Gewalt der geschichtlichen Wahrheit in Trümmer sinken.

Das Kriegswesen der Araber.

Das Militairwesen der Araber ist schon mehrfach der Gegenstand gelehrter Untersuchungen gewesen. Dessenungeachtet bleibt doch auf diesem Gebiete der Kriegsgeschichte noch viel zu erforschen und zu ermitteln. So hat sich denn, veranlaßt durch die Ungewißheit, welche noch auf einigen wesentlichen Punkten schwebt, der Artilleriecapitain Favé, ein tüchtiger Militair, der bereits seit längerer Zeit an einer umfassenden Geschichte der Artillerie arbeitet, in Gemeinschaft mit dem bekannten Orientalisten Reinaud an das Studium der arabischen Quellen gemacht. Die Frucht der vereinten Arbeiten ist eine Geschichte des Kriegswesens der Araber, welche vor kurzem der Öffentlichkeit übergeben ist. Es kommen darin einige Punkte von allgemeinerm Interesse zur Sprache. So geht unter Anderm aus den angestellten Untersuchungen deutlich hervor, daß es die Chinesen sind, denen die Erfindung des Pulvers beigelegt werden muß. Von ihnen entlehnten es die Araber und Griechen, welche indessen noch nicht im Stande waren, die eigentliche Bedeutung und Wirkung desselben zu erfassen. So viel scheint sich mit Bestimmtheit zu ergeben, daß es dem Abendlande vorbehalten war, die Anwendung dieser gewaltigen Kraft zu entdecken. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Seydelmann's Schauspielweise war den Berlinern etwas durchaus Neues. Hier war nicht die blitzartig wirkende Willkür des romantischen Devrient, auch nicht der Hauch der Idealistik, den der classische Zögling Goethe's über seine Gestaltungen zu breiten wußte; mit Wolff hatte Seydelmann höchstens die ruhige Consequenz in Festhaltung der Figuren, die Stärke der Reflexion und die Ruhe langsamer Zurüstung gemein. Ergebniß tiefer anhaltender Studien war die Kunst Beider, das rückte sie in einer Beziehung, die hinter den Coulissen lag, aneinander; ihre Richtung, ihre Zielpunkte auf den Bretern waren sehr verschieden. Seydelmann war so originel, daß er jede Reminiscenz zurückdrängte. Er führte ganz neue Kräfte ins Feld, war ganz nur er selbst, voll, groß, in sich selbst nur gefügt, aus rücksichtslosem innern Bedürfniß erwachsen. An ihm machten wir in Berlin, wo die Philosophie das Theaterinteresse beseitigt zu haben schien, eine ganz neue Entdeckung, die Entdeckung, daß es eine Schauspielkunst gebe, die durch ihren eigenen Geist, durch ihre eigene Kraft existire, sich selbst Zweck sei. Und diese Kunst stellte sich, ganz unabhängig von der dichterischen Schöpfung des Tages, Zielpunkte, die deutlich verriethen, daß sie selbst einen bedeutenden Aufwand wissenschaftlicher Speculation zu ihrer Verfügung hatten. Iffland, erinnerte man sich von Seiten der ältern Theaterfreunde, hatte auch Costume und Zeitalter für seine Figuren studirt; Graf Brühl, wußte man, ließ Archive und Rüstkammern durchstöbern, um die Pappenheimer im „Wallenstein" geschichtlich treu auftreten zu lassen; in der Oper, im Ballet gab man Volksfeste und Nationalaufzüge mit einer Opulenz, die zugleich charakteristisch zu sein den Anspruch machte. Seydelmann mochte mit dem bittern Scharfsinn, der ihm eigen war, wo er Gebrechen und Eitelkeiten auf seinem Felde fand, allen dergleichen blos äußerlichen Apparat belächeln. Freilich studirte auch er Costume und Zeitmode; was in die Erscheinung fiel, konnte ja nicht in Misachtung liegen lassen wer eine Gestalt aus innen heraus zur Erscheinung bringen wollte. Aber er gab mehr als bloße historische Richtigkeiten, er gab historische Wahrheiten, und die sind allerdings nicht ohne innere Schau der Eingeweide, nicht ohne frommen, gläubigen Augurdienst, nicht ohne psychologische Erkenntniß des innern Wesens möglich. Seydelmann war auf der deutschen Breterwelt im tiefsten Sinne des Worts ein Historiograph und ein Geschichtsmaler. Wie er Karl XII., Ludwig XI., Cromwell hinstellte, nicht blos in Maske und als Erscheinung, sondern lebendig aus einem Rahmen tretend, der von irgend einem alten Meister ersten Ranges, sei es Tizian, sei es Rembrandt, herzurühren schien: diese Art und Weise einer lebendigen Malerei, die die Gestalten in Scene setzte und zur Action brachte, war in der deutschen Schauspielkunst durchaus noch unerhört gewesen. Und zu dieser Kunst geschichtlicher Charakterzeichnung gesellte sich Seydelmann's Gabe, den Nationalgeist in der Persönlichkeit zu verkörpern. Man erinnere sich seines Riccaut, seines Vatel; wie durch und durch in jedem Zoll französisch war dort die frivole, hier die insipide und naive Verlorenheit der Creatur. Sein Ossip gab die Bestialität des russischen Leibeigenen, in dessen Seele selbst die zartere Regung die Schandmale der Knute nicht verleugnet und mit lallender Zunge sie verräth. Sein Marinelli war Hofmann gewordener italienischer Bandit; sein Mohr im „Fiesco" erschien mit den wilden Sprüngen der afrikanischen Tigerkatze. An allen diesen Gestalten hatten sich schon hundert Darsteller als Nationalmaler versucht, weil hier die besondere Aufgabe schon in der Charakteristik der Figuren liegt. Allein es hatte noch Niemand die Wahrheit bis zum Erschrecken getroffen. Diese furchtbare Gewalt, die in gewissen andern Gestalten bis zum Entsetzen trieb, übte Seydelmann's Kunst über uns.

Dies war die eine Kraft in seinem Spiel. Sie war nicht denkbar ohne die vorangegangene zwanzigjährige Arbeit eines eisernen Fleißes, nicht denkbar ohne die Qual der Nachtwachen und jene bange Sorge, die bei großen, keck hingesetzten Zielen oft um die entsprechenden Mittel zum Zweck verlegen ist. Aber sie bestand doch nicht blos aus mühsam Erworbenem. Das Gefühl der Unzulänglichkeit angeborener Mittel, die Verzweiflung über Hindernisse, die ihm die Natur in den Weg gelegt, und zugleich die große Gewissenhaftigkeit seiner seltenen Energie trieben ihn zu Übungen, wie sie in der That nur Demosthenes sich auferlegte, um am Ufer bei dem rauschenden Lärm der Woge mit Kieselsteinen im Munde

ein ursprünglich fehlerhaftes und zähes Organ geschmeidig und dienstbar zu machen. Aber jene Seydelmann'sche Kraft in der Charakterzeichnung lag ebenso wol in einer tiefen Naturanlage begründet, in der angeborenen Fähigkeit, das Wesen des Menschen bis in sein verborgenstes, feinstes Geäder zu verfolgen, es aus seinen geheimsten Tönen zu erlauschen. Man sucht die Natur des Dichters und Künstlers immer zu oft blos in der spielerischen Phantasie, in der Fähigkeit der Erfindung, die wie über Nacht kommt. Sie besteht, wo sie sich vollauf entwickelt, ebenso sehr in der angeborenen Gabe, den Menschen zu verstehen. Die sogenannte Menschenkenntniß ist eine nach außen gerichtete Empfänglichkeit; der Künstler muß nicht blos die Menschen kennen, sondern auch den Menschen, er muß die Gattung am Einzelnen verstehen und den Einzelnen in der Werkstatt seines Werdens belauschen können. Hierin lag Seydelmann's tiefste Begabung und sie ward bei emsigem Eifer seines forschenden Triebes zu einer Virtuosität, die nicht blos den Einzelnen in der Erscheinung rasch wie ein Buch zum Durchblättern in die Hand nahm, sondern auch das Geschlecht in seinem Zusammenhang mit Gott und Natur durchschaute. Hier ist die Größe von Seydelmann's Talent nach der einen Seite hin zu suchen.

Die andere Kraft in der Kunst seiner Darstellung, eng mit jener zusammenhängend, war der Drang, unter allen Umständen wahr zu sein, so wahr wie die Natur, die uns in ihrer schlichten Einfachheit oft rührt, ebenso oft aber mit ihrer nackten Blöße uns erschreckt, mit ihren Schrecken uns betäubt. Einfache, durchdringende, unerbittliche Wahrheit bezweckte sein Spiel. Wol weiß ich, daß die Schönheit im Grunde nichts Anderes will und nichts Anderes ist als Wahrheit. Beide sind, wo ein guter Genius sie behütet, Eins, treten im Kunstgebäude nicht anders als Hand in Hand auf. Aber die Schönheit will die Wahrheit der Natur nicht in ihren Anomalien, sondern in ihrer Regel, in ihrem Zusammenhang mit dem Göttlichen; die Schönheit will die Wahrheit des Einzelnen in seiner Harmonie mit dem Ganzen. Sie berechtigt das Böse nicht, in einer dämonischen Übergewalt aufzutreten, in der das Universum sich aus den Fugen hebt. Seydelmann schlug die Macht der Schönheit, weil er in seinem Sinnen und Brüten sich nicht von ihrem Genius bevorzugt fühlte, nicht hoch genug an, um sich innerhalb ihrer Schranken seine letzten Ziele zu stecken. Er ging über sie hinaus, er wollte mehr geben als Schönheit; und freilich war sie auf dem Gebiet der dramatischen Kunst zu seiner Zeit zu einer schwächlichen, in sich glücklichen Convenienz herabgedrückt. Die dichterische Production flennte, die Darstellung affectirte. Beide gingen entweder auf Stelzen oder waren gemein; der Ausdruck der Schönheit war Phantasie geworden. Es gibt Kunstepochen, es gibt Künstlernaturen, die über den Bereich der Schönheit hinausgehen müssen wie Michel Angelo. Was über den Begriff der Schönheit hinausgeht, kann Größe sein. Und das Großartige, das Ungeheure war für Seydelmann Ziel der Charakteristik in seinen bedeutendsten Gestalten, namentlich in seinem Mephistopheles. Es war nicht Eigensinn von ihm, nicht zufällig falsche Auffassung, daß er den Teufel des Volksbuchs in die Goethe'sche Dichtung hereinschleppte; es war die schließliche Consequenz seiner Dichtung und Methode. Mephisto war jedoch in dieser ganzen Glorie des Satans eine seiner spätern Leistungen. Er gab die Rolle damals nicht in Berlin und ich selbst sah sie von ihm erst einige Jahre nachher, als ich von neuem einen Cyklus seiner Gestalten an mir vorübergehen ließ und die Überzeugung gewann, Seydelmann müsse ebenso sehr wie in entgegengesetzter Weise Ludwig Devrient für eine geniale Ausnahme, nicht für einen Prototyp in deutscher Schauspielkunst gelten. In Berlin, bei dem großen Tumult der Aufregung, fühlte ich nur mit Allen gleich stark die Wirkungen der ungeschminkten Wahrheit seines Spiels. Wir untersuchten nicht, ob bei der Macht, die er übte, die Schauspielkunst, wie sie sollte, nur die Trägerin der Poesie war oder unabhängig von dieser ihre Glorie feierte. Wir stürmten das Parterre, das lange verschmähte, und überwanden selbst den Widerwillen gegen Stücke wie „Die Royalisten", die uns wie eine ungesuchte Parodie auf ihr Thema erschienen. Seydelmann hatte sich in seiner geistigen Bildung vom Mark der größten Dichtungen genährt, aber seine Virtuosität als Schauspieler war fast noch größer, wenn er die kümmerliche oder flüchtige Arbeit von heute mit der ganzen Fülle seines Scharfsinns ergänzte und mitten in einem dürftigen Ganzen eine historisch und psychologisch geordnete, feste und selbständige Gestalt gab. Sein Cromwell war ein solches ehernes Gebilde, das sich als Schöpfung seiner selbst, nicht auf dem Boden des Raupach'schen Stücks getragen fühlte. So waren seine Gestalten immer wie in sich geschlossene Naturnothwendigkeiten, die in ihm selbst wurzelten. Er schien mir weit mehr der letzte der großen Virtuosen der Schauspielkunst als der Vertreter einer neuen Richtung, bei der es darauf ankommt, die Poesie zu ihrem Rechte zu bringen. Daß diese seine Stellung zur Production ihm selbst unbewußt war, hebt die Richtigkeit meiner Behauptung nicht auf.

Seydelmann war in Berlin plötzlich der Mittelpunkt der geistigen Tagesinteressen geworden. Die Anhänger der alten Schule, die Ifflandianer, waren erst recht voll seines Ruhmes; sie fanden in ihm, was sie längst vermißt hatten, Realität, Wahrheit, wie sie auf dem Felde der Malerei von den Niederländern nicht straffer und schlagender gegeben wurde. Die classischen Idealisten waren überrascht, die Romantiker betäubt, die Philosophischen, die Mehrzahl unter den denkenden Köpfen der Bildung, sahen in Seydelmann den Vertreter ihrer Axiome, der in der einzelnen Erscheinung den Gedanken verkörpere, im Individuellen nur das Allgemeine hinstelle. Wo in Seydelmann's Spiel bei aller Größe seiner Kunst physische Mängel zum Durchbruch kommen, da hieß es in der philosophischen Kritik, der Geist habe in ihm die Natur überwunden, er habe sie wider ihren Willen in

seinem Dienst. Daß nur die ungesuchte Harmonie von Geist und Natur wie das Gedicht so auch die vollendete Darstellung liefere, hat die Hegel'sche Ästhetik nicht gern eingeräumt. Eduard Gans schrieb damals die geist- und schwungvollen Aufsätze über Seydelmann. Er eröffnete darin bei Gelegenheit des „Kaufmann von Venedig" zuerst *jene* Parallele zwischen Ludwig Devrient und Seydelmann, eine Parallele, die sich später oft genug zum Ärgerniß des großen Schauspielers fortsetzte und in das unnützerweise festgehaltene Dilemma zwischen Genie und Talent, zwischen Inspiration und Verstandescalcul auslief. Devrient's Leistungen wurden als Eingebungen des Genies, Seydelmann's Spiel lediglich als Ergebniß des Verstandes genommen, Instinct und Intelligenz als unzugängliche Gegensätze festgehalten. Gans hatte zuerst am Shylock die Verschiedenheit erläutert, ob der Darsteller in dieser Rolle den Juden oder das allgemeine Judenthum repräsentire. Mich dünkt, Seydelmann habe so *wenig* wie Devrient in der Charakterrolle des Shakspeare'schen Stücks irgend an Darstellung und Gattungsbegriffe gedacht. Ihre verschiedene Auffassung des Shylock lag in der verschiedenen Art, wie sie sich überhaupt entwickelten und wie sie im Werk des Dichters ihre Stellung suchten.

Mit jener Debatte war Seydelmann in Berlin naturalisirt. Wir zählten ihn zu den Unserigen, wir dachten nicht daran, daß er anderswo, zumeist durch sich selbst, *dann* aber auf einem Boden, der ihm seine Entwickelung nicht erschwerte, geworden war was er war. *Eine schöpferische* Literatur unterstützte ihn nicht und so hatte dort der große Schauspieler nur das philosophische Raisonnement, an das er sich lehnte, um geistig auszuruhen und geistig fortzuleben. „Das Publicum", schreibt er in jener Zeit aus Berlin, „scheint es hier seit lange verlernt gehabt zu haben, von einem soliden Schauspieler Notiz zu nehmen." Es wurde ihm Lob und Ehre in einer Weise zu Theil, daß in der That sein Selbstbewußtsein eine plötzliche Vollmacht über sich und sein Wirken erhielt. Und das geschieht mir, schrieb er, an einem Orte, der mich nur mit Essig, nicht mit Wein zu bedienen gedachte, in dem gefürchteten Berlin. „Mit mir ist Gott!" ruft er schließlich mit der Frömmigkeit des echten naiven Künstlers; „dafür bin aber auch ich nur sein Geschöpf bis zum letzten Athemzuge voll Dankbarkeit und Demuth." Die Epoche seines berliner Gastspiels, davon abgesehen, daß sie *seinen* allgemein deutschen Ruf begründete oder vielmehr flüssig machte, hatte für den tiefen Ernst des gewissenhaften Seydelmann jedenfalls das Gute, daß er sich seitdem sicherer fühlte, seine Natur, die immer mit sich selbst beschäftigt, immer in tiefer Arbeit mit sich selbst begriffen blieb, nach außen hin ergiebiger machte. In Brief und Wort hat er seitdem die oft seltene Schlagkraft seines energischen Geistes, den nicht selten sicher zutreffenden Instinct seiner Einsicht reichlicher entfaltet. Bei alledem schrieb er im April 1835 aus Berlin, er sei mit einer Menge ausgezeichneter Männer dort bekannt geworden, deren Lob ihn endlich wol gar eitel machen könne; „aber ich habe", fügt er hinzu, „ein unbegrenztes Mistrauen gegen mich in mir, und immer schmecke ich Wein und Wasser, Wasser! Es kommt keine Ruhe in mein Wesen und von der unendlichen Wohlgefälligkeit, mit der sich Tausende meiner Collegen beantlitzen, sehe ich nichts in meinem Spiegel, nichts!" So tief war die gewissenhafte, die unausgesetzte Arbeit mit sich selbst, so ehrlich dieser Arbeiter im Weinberge seiner Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Poesie.

Poesie edite ed inedite di *Luigi Carrer*. Venedig 1845.

Die bilderreiche, liebliche Phantasie dieses Dichters, dessen erste Arbeiten, die vor mehren Jahren erschienen sind, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, hat eine Ausnahme von der großen Regel gemacht, die wir leider nur zu oft wahr und erprobt finden: daß die grauen Haare ihre fahle Herbstfarbe oft den Geisteskräften mittheilen, daß der schaffende Genius trotz seiner Unsterblichkeit der Zeit unterliegt und mit dem Alter ermattet und welkt. Diese achte reich vermehrte Auflage von Carrer's sämmtlichen Gedichten stellt uns die ersten Jugendarbeiten neben die reifern Leistungen seines spätern Alters und erfreut dadurch, daß sie den Vergleich gestattet, mit dem angenehmen Gefühle, diese letztern Schöpfungen keineswegs ärmer an Phantasie, aber tiefer in der Art der Empfindung, geregelter in der Darstellung zu finden. Den sprechendsten Beweis liefern hiervon seine neuen Sonette, seine Oden und Idyllen, von denen besonders die letztern durch die einfach schöne und gedankenreiche Sprache zu den besten Leistungen italienischer Poesie gerechnet werden können. Fern von den ermüdenden, immer und immer wiederholten patriotischen Gesinnungen, die in den meisten italienischen Dichtern bald in vulkanischen Ausbrüchen toben und der glühenden Lava ähnlich den Leser zu verschütten drohen, bald in empfindsamen übersüßen melancholischen Accorden durch ihr ewiges Wiederkehren langweilen und ermatten, ist hier des Dichters Tendenz wahr und allgemein, spricht von Jedem und zu Allen, und findet Anklang durch das von ihm selbst aufgestellte Axiom der Wahrheit: daß alle Herzen nur Eine Sprache sprechen, wie alle Menschen nur Eine Mimik haben. Seine Balladen, denen er die ersten Lorberzweige seines Kranzes verdankt, zeichnen sich durch Leichtigkeit des Versbaus und durch die blumenreiche Sprache aus, deren Reiz er nie verschwendet, sondern mit dem richtigsten Gefühle zweckmäßig und wirkungsreich zu vertheilen weiß. Im „Sultano" gibt es Strophen, die allein schon hinreichend wären, für sein Dichtertalent zu bürgen, zu beweisen, wie sehr er (wenn er sich nicht nachlässig gehen läßt) Meister der Melodie seiner Sprache sei und den zarten gemüthlichen Gedanken in harmonische Töne zu kleiden versteht. Die erste Strophe z. B.

> Signor di cento popoli
> Di cento belle spose
> Tutto che il Tauro germina
> E accoglie il Caspio ondoso,
> Tutto è vassallo a te.

Die nächsten, wo er nach kurzer Beschreibung der byzantinischen Naturschönheiten übergeht und singt:

> Al mite raggio danzano
> Le vergini su' fiori
> E il pescator di Tracia
> Cantando antichi amori
> Tuffa le reti in mar.

Esci, se lieve scorrere
Aura le placid' onde
Sibilan pini e salici
Sulle beate sponde
E geme rusignol.

Warum aber übersieht ein so poetisch klares Auge in einer neuen Ausgabe das Mangelhafte, das sich mit eingeschlichen; warum haben wir nie Auflagen vom Autor reichlich vermindert, statt „vermehrt", und warum erspart man dem Leser nicht den unangenehmen Eindruck der Mittelmäßigkeit, wenn sein Gaumen sich an die besten Leckerbissen gewöhnt hat? So ist auch dies Buch wieder zu groß, und hätte der Dichter seiner Vaterliebe strengere Grenzen gesetzt und einige seiner misrathenen Sprößlinge nicht anerkannt, so wäre seine Familie immer noch zahlreich genug geblieben, um auch der Fruchtbarkeit des Vaters Ehre zu machen. Aber Stellen wie in „Stradella", wo es zwei Mal heißt:

Un pugnale? Udite? ohimè!
Miserere! E il morto chi è?

lassen, nachdem man sie gelesen, nur das Echo des Worts „miserere" zurück.

Weniger gelungen und gleichsam Carrer's Zeugekraft nicht angehörig sind die „Apologhi", die als exotische Pflanzen sich durchaus nicht dem einheimischen Boden und Klima seines Talents anpassen wollen. Diese „Apologhi", welchen Titel der Autor selbst in einer Note zu rechtfertigen und zu erklären sich verbunden glaubte, bilden eine Sammlung von Epigrammen und Fabeln, die jener weichen Sprache, die ihm so ganz eigen ist, füglich entbehren müssen, Pflanzen aus dem nordischen Klima des Witzes, der Satire, denen die scharfe Luft des Sarkasmus unentbehrlich ist, um ihr Fortkommen zu sichern, während ihnen der poetische Hauch des weichen Gemüths nur kärglich zu wachsen gestattet, ihre Blüte verkrüppelt und ihre Frucht erstickt. Diese Ader der scherzhaften Poesie (die Parodie auf den Tod der Malibran ausgenommen) sollte Carrer in seinen weichen, ergiebigen Dichterminen nicht weiter verfolgen. Ist es denn unentbehrlich, daß man aus den Blättern der Rose auch Senf pressen könne, um sich an ihrem Dufte zu ergötzen und sie die Königin der Blumen zu nennen? Der am Born des Lebens sich erquicken will, schlürft aus der krystallenen Flut, die dem Felsen entsprudelt, aus der götterklaren Poesie, und fühlt sich belebt und gestärkt, er wird es sich nie wünschen, daß die Quelle ihm Mineralwasser reiche, das nur der Kranke sucht.

Das ganze Buch ist 478 Seiten stark, wäre aber noch viel kräftiger, wenn es deren einige weniger zählte.

Heinrich Littrow.

Eine Bittschrift Jean Paul's.

Jetzt, da ein allgemeineres Interesse an den Werken unsers Jean Paul von neuem zu erwachen scheint, da seine ungedruckten nachgelassenen Schriften, seine „letzten Werke" und Briefe von allen Seiten auftauchen und dem raritätensüchtigen Lesepublicum wie ein Dessert nach dem eigentlichen Jean Paul-Essen dargereicht werden, jetzt dürfte die Mittheilung eines merkwürdigen Richter'schen Bittschreibens zeitgemäß und zur Vervollständigung des Bildes selbst nothwendig sein. Es befindet sich in den russischen „Memoiren des kaiserlich russischen Generals v. Danilewsky", und ist meines Wissens außerdem noch nirgend abgedruckt.

Während des Wiener Congresses, erzählt der General, wurde Kaiser Alexander von Bittschriften aller Art förmlich übersäet; eine der interessantesten darunter rührte von dem berühmten deutschen Dichter Jean Paul her, welcher um die Rückgabe einer ihm entzogenen Pension nachsuchte. Die „Klaue des Löwen" ist darin nicht zu verkennen. Das Schreiben lautet wörtlich folgendermaßen:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserliche Majestät der Schiedsrichter Europas sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt ein kleines Anliegen vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, ist der Güte nichts zu klein."

„Über 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im J. 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper blos von seinem Geiste lebte."

„Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom Generalgouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung."

„Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust blosstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexander's, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europas gesetzt. Ich wende mich hier an seinen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat als das größte, grenzenlose, das der Wissenschaft, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will."

„Möge der Herrscher, dessen Scepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Majestät lange die einzige dauerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie."

Welchen Erfolg dieses Gesuch gehabt hat, wird in den Memoiren nicht gesagt; gewiß aber wird man noch jetzt dies Schreiben als ein schwer nachzuahmendes Muster einer Bittschrift mit großer Theilnahme lesen. Daß es auf jeden Fall einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hat und nicht mit den übrigen in den großen Papierkorb der Vergessenheit geworfen wurde, dafür spricht der Umstand, daß ein Mann aus der nahen Umgebung des Kaisers und von dem bekannten Charakter des Generals dasselbe der Aufnahme in seine Memoiren gewürdigt hat. 44.

Literarische Notiz.

Eine Schrift über die irische Repeal.

Wer für die irische Repeal, für die Frage wegen Aufhebung der Union mit England sich interessirt und entweder nicht Zeit oder keine Gelegenheit hat, das darüber zerstreut Liegende und die diesfalls fortwährend in Irland gehaltenen Reden, wie die englischen Blätter sie mittheilen und erörtern, zu lesen und zu prüfen, der findet wol Alles, was in Betreff jener Frage pro und contra gesagt werden kann, in den 45 Abhandlungen zusammengestellt, welche in Folge der von der Association ausgeschriebenen Preise an dieselbe eingegangen und für preiswürdig erkannt worden sind, sämmtliche Abhandlungen aber in Einem Bande unter dem Titel: „Essays on the Repeal of the Union, to which the Association prizes were awarded. With a supplemental essay, recommended by the judges. Printed and published for the loyal Repeal association of Ireland by James Duffy" (Dublin 1845). 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 3. — 3. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Drei Jahre später, im Herbst 1838 — Seydelmann war inzwischen Mitglied der berliner Bühne geworden —, sah ich ihn in 16 Rollen hintereinander auf dem leipziger Theater und hatte, fern von aller jener Debatte, die sich doch immer schliesslich in Abstraction verflüchtigt, volle Muße, mich den Eindrücken des Seydelmann'schen Spiels rücksichtslos hinzugeben. Ich will hier, um meine bedingte Bewunderung des großen Mimen zu motiviren, das Geständniß machen, daß ich in der Schauspielkunst überwiegend viel auf den Vortrag der Rede gebe, das Wort mit seinem Ton und Accent mir wichtiger ist als Maske und Charakterisirung in Gestalt und Erscheinung. Im Worte legt der Dichter seinen Inhalt nieder, und wer das Wort zu seinem Rechte bringt, macht wesentlich die Dichtung geltend. Das Herzgewinnende, das Gemüthbezwingende, und alle dauernde Wirkung auf den Geist geht vom Ton des Wortes aus, geht sicher und tief durch das Ohr in die geheime Seele des Hörers. Wir sind mehr gewohnt das Publicum die Zuschauer zu nennen; ich halte die Wirkungen, die sich in der Maske und der bildlichen Charakterzeichnung bedingen, nicht für die geistigsten noch für die dauerndsten. Seydelmann mußte in diesen Wirkungen nachholen was ihm im Vortrage nicht ganz erreichbar war. Sein Organ war nicht von der Art, daß es mit seinem natürlichen Ton die Herzen traf, die Geister durchwärmte. Er konnte im bloßen Vortrag der Rede den Affect nicht steigern, sodaß es mir immer schmerzlich war, wenn ihn die Leute dennoch zur Declamation in Concertsälen drängten und misbrauchten. Es war ihm nicht so leicht geworden, durch die natürliche Begabung schon zu erobern. Hat ihn das auf die andere Seite der Schauspielkunst gedrängt, zum großen Charakterzeichner gemacht, so gestehe man sich das ein und weise die Untersuchung nicht ab, wo seine Größe zu suchen war. Es ist selbst vorgekommen, daß dramatische Autoren, weil sein Geist sie entweder schwindeln machte oder ihnen für ihre Stücke nöthig schien, ihn zwingen wollten, Helden und gar Liebhaber zu machen. Er mußte in Berlin einen Colombo spielen und das Pathos heroischer Naturen ward in seinem Vortrag entweder lahm oder grell. Wäre es ihm vergönnt gewesen, als Wallenstein, Macbeth, Lear ebenso wie in diabolischen Gestalten zu glänzen, er würde mit diesem Kern der Hochtragödie vielleicht für die Feststellung des höhern Dramas in Deutschland mehr gewirkt haben. Vielleicht hätten ihn diese Gestalten mit ihrer Idealität auch zurückgerufen, wenn ihn ein dämonisches Gelüst dazu drängte, in gründlicher Ausmalerei der materiellen und nackten Wahrheit ein Äußerstes zu liefern. Dies war bei Darstellung derjenigen Figuren der Fall, auf die er selbst das größte Gewichte legte, da er mit ihnen in seiner Art nicht blos etwas Bewunderswerthes, sondern das Äußerste seiner Eigenthümlichkeit leistete, das Endziel seiner Richtung aufdeckte. Ich nenne zuvörderst seinen Franz Moor. Die „Räuber" waren damals noch in Berlin verbotene Waare; Seydelmann that sich auf der Gastreise gleichsam etwas zugute, im Franz eine Ausgeburt der Hölle zur Erscheinung zu bringen. Denn darum scheint es sich freilich bei dieser Gestalt zu handeln, die Hölle zu verkörpern ohne einen Teufel zu liefern. Diese Verwahrlosung der Creatur, die Verworfenheit, aus Zufall und Absicht, Blödsinn und bewußtem Kitzel zusammengewürfelt, will immer noch ein menschliches Gehäuse haben. Seydelmann gab gleich beim ersten Auftreten einen geistigen und leiblichen Kretin, einen schlaff hingeworfenen Fötus, in dem sich aber schon der ganze Missethäter regte. Dies Nachtstück menschlicher Seele mit Kienfackelbeleuchtung war wie nur irgend eine seiner Leistungen ein Triumph der Seydelmann'schen Malerei à la Höllen-Breughel. Es war deshalb ein absolutes Meisterstück, weil der Sinn des Gedichts nichts Anderes will als losgelassene, wenn auch in menschlicher Form erschienene Hölle. Seydelmann, fast immer schon in der ersten Erscheinung fertig mit seinem Charakterbilde, war bei der weitern Entwickelung dieser Figur überaus reich an scharfsinnigen Motiven, geistvollen Modulationen, kecken Einfällen. In der Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem ihr Franz mitgetheilt, Karl habe ihn beschworen, die Geliebte nicht zu verlassen — er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Ertappung seines heuchlerischen Plans hält ihn wie gebrochen und doch gleichgültig am Boden fest; nur eine Art Verlegenheit, so schnell überrascht zu sein, malt sich in seinem verhunzten Gesichte —; da, halb aus Zerstreutheit, halb aus ohnmächtigem Ingrimm, zerpflückt Sey-

delmann, um diese gemischte Stimmung zu versinnlichen, eine Rose, die sich langsam unter seinen zerrenden Fingern in ihre Theile auflöst und zu Boden blättert. Der Moment war von wunderbarer Wirkung. Ebenso neu unterstützt erschien die Scene mit Amalie im Garten. Seydelmann gab sie halb betrunken. Er fingirte, Franz käme vom Mahle; und nun tritt seine ruchlose und doch nur spielerische Zudringlichkeit, die Feigheit der ohnmächtigen Wollust und die schnelle Entwaffnung, wie er sich über ihre Hingebung täuscht, in die richtige Beleuchtung und in einen Zusammenhang, den uns ein Kenner menschlicher Tiefe in all ihrer geistigen und moralischen Schwachheit eröffnet. Natürlich war es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo Seydelmann alle Schrecken aufzubieten wußte, dies Gemälde auf seinem Gipfel zu vollenden. Aber die Erzählung des Traums ließ gerade fühlen, daß sein Organ nicht Schritt hielt mit seiner Geberdensprache. Wenn Ludwig Devrient die Schauer der Nacht uns malte, fühlten wir uns fast mitleidig bewegt für den Verbrecher, den ja schon die Strafe der Furien erreicht. Seydelmann gab nicht diese Rückkehr zum Menschlichen, er lenkte nicht ein zu menschlicher Möglichkeit, er gab starr und fest die ganze kalte Hölle. Er hatte den Charakter an den Abgrund gedrängt, wo alle Darstellung aufhört, und fand sich nicht wieder darin zurecht, daß selbst diese excentrische Dichtung keinen absoluten Satan hinstellen konnte. Seydelmann gefiel sich in zerstörenden Wirkungen, er liebte es, zu schrecken, zu geißeln; ein guter Genius schien diesen großartigen Charaktermaler nicht immer zu behüten, ihn nicht still und unbemerkt auf den Punkt zu führen, wo auch das Ungeheure sich wieder in die Linien der Schönheit zurückfindet.

Über seinen Shylock ist viel gestritten worden. Ob er mit seiner Darstellung nicht noch etwas Anderes als die Figur des Shakspeare'schen Stücks habe geben, ob er nicht vielmehr den allgemeinen Begriff des Judenthums habe zur Erscheinung bringen wollen, hätte füglich niemals ein Gegenstand der Untersuchung sein sollen. Mehr zu geben als das Gedicht fodert ist im besondern Falle, bei Shakspeare, nicht gut möglich, und heißt in allen Fällen dem Schauspieler unabhängige und selbständige Leistungen gestatten, die über die Dichtung hinausgehen oder außer ihr liegen. Allgemeine Gattungsbegriffe verkörpern zu wollen, ist einem wahrhaften Künstler nie eingefallen, weil diese Aufgabe eine unkünstlerische ist. Wer sie ihm stellt oder sie ihm unterbreitet, hat vom Wesen des schöpferischen wie des darstellenden Talents eine falsche Grundidee. Rötscher sagt in seinem verdienstlichen Buche sehr viel Wahres und Gutes über den Zusammenhang des Künstlers mit dem Geist seines Zeitalters. Er weist das an Fleck, Schröder, Iffland und Devrient nach, aber er sucht Seydelmann's Bedeutsamkeit auf einem Punkte, wo sie für den Künstler niemals zu finden ist. Die Hegel'sche Ästhetik spielt zu viel mit dem Aufheben des Einzelnen in die Allgemeinheit und mit dem Zurückgehen des Allgemeinen in die Einzelheit. Der Dichter verkörpert Ideen, weil er lebendige Welten schafft. Auch er will mit dem Einzelnen nichts Allgemeines beweisen. Der Schauspieler aber hat keine andere Aufgabe, als die Gestalten des Dichters zur Erscheinung zu bringen. Reicht sein Genius weiter, durchdringt er die ganze Dichtung, so sei er das ordnende und beseelende Talent des Regisseurs, der die Dichtung als Ganzes ins Leben treten läßt. Nur in Epochen, wo die Schauspielkunst die Production an Geist und Gehalt überflügelt, kommt jene dazu, sich selbständige Aufgaben zu stellen. Diese selbständigen Aufgaben sind so sehr als Ausartungen zu nehmen, wie sich in der Musik das Virtuosenthum über die Compositionen hervordrängt. Bei einer Gestalt von Shakspeare kann es aber für den Darsteller nur darauf ankommen, den Sinn des Dichters zu erschöpfen. Seydelmann gab vom Shylock eine Seite die in diesem liegt, aber er drängte damit die ganze Gestalt aus dem Rahmen des Gemäldes. Die Haltung, die die Figur im Sinne des Dichters hat, schien ihm zu wenig materiell, zu luftig und mythisch. Er fürchtete, den Geist der Rolle zu verflüchtigen, wenn er nicht ihren Körper in ganz niederländischer Wirklichkeit festhielt. Freilich hat dieser Shylock im Gedicht fast etwas Mythisches. Schon daß diese Gestalt die Schranken des Lustspiels durchbricht und Miene macht, in das Nachtgebiet der Tragödie zu schreiten, gibt ihr das Schwankende. Ihm, der sein „heilig Volk" rächen will, ist es Ernst damit, dem königlichen Kaufmann ein Pfund Fleisch seines Leibes zu entziehen. Die Katastrophe vor Gericht entwickelt den seltsamen Handel alles Ernstes vor unsern Augen, aber das gewetzte Messer schreckt uns nicht, das Urtheil schwebt zwar am Haarseil über dem Haupt des werthen Antonio, aber wir fühlen zuversichtlich, daß eben dies Haarseil dem Dichter nicht zerreißt, obschon er in seinem Übermuthe Komisches und Tragisches so wundersam ineinanderschlingt. Entschieden tragisch gefärbt muß dieser Shylock für sich selbst in der Darstellung gehalten werden, denn in seiner Empörung gegen Druck und Knechtschaft ist er der Märtyrer seines Volks. Wenn ihn aber vor Gericht der witzige Spruch des gelehrten Doctors wie eine Ironie des Schicksals überlistet, wandelt uns ein Hauch von Rührung für ihn an. Bei aller Majestät des Zorns, bei allem Fanatismus des Judenthums gab Ludwig Devrient den Shylock in einer gewissen Hast und Zerstreutheit. Der Entschluß, vom verhaßten Christen ein Stück seines Leibes statt der Zahlung zu nehmen, kam uns in Devrient's Spiel wie der Einfall eines barocken Humoristen vor. Seine Gier nach dem christlichen Pfund Fleisch entsprang aus humoristisch toller Laune, nicht aus einem sorgfältig erwogenen Plan. So hielt Devrient die Figur und so ist sie vom Dichter gemeint. In Seydelmann's Shylock war der gemeine Geldjude mit solcher Schlagkraft der Wahrheit ausgearbeitet, als wäre die Figur erst eben aus den Knoblauchhaufen des Rialto hervorgekrochen. Und dieser Knecht des Mammon erwuchs vor uns zu

einem Riesen, weil seine Frechheit auf sein gutes Recht pochen durfte. Der Ausbruch seines Zorns jagte Schrecken ein, er schien der blöde Teufel zu sein, der im Stande war das Fleisch aus lebendigem Leibe herauszuschneiden, und wie ihn der christliche Witz überlistete, verfiel Seydelmann rettungslos dem Hohn der Verspottung, wo Ludwig Devrient uns rührte. Dieser stand mit den Worten: „Er haßt mein heilig Volk!" auf dem Gipfel seines tragischen Spiels; Seydelmann feierte seine Triumphe bei der Ausmalerei des Moments: „Ich wollte, meine Tochter läge im Sarge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in ihren Ohren!" Wer wollte leugnen, daß Seydelmann ein so frappantes, affectvolles Bild in seiner Darstellung gab wie uns je in Farben Rembrandt es liefern konnte? Allein die letzte Entscheidung über den Werth der Leistung des Schauspielers wird mit der Frage erledigt, was und wie die Dichtung sie fodert. Es blieb mir kein Zweifel, wem der Preis zuerkannt werden müsse, will man diese beiden Darsteller Shylock's gegeneinander wägen. Es kann gleichgültig sein, sich schließlich darüber vereinigen zu wollen; aber es ist, so lange man deutsche Schauspielkunst pflegen will, von Belang, zu wissen, wo die Vorbilder zu suchen seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichter-Nachlaß.

1. Gottfried August Bürger's letztes Manuscript. Supplement zu Bürger's sämmtlichen Werken. Leipzig, Klemm. 1846. 8. 5 Ngr.
2. Der verwundete Bräutigam. Von Jakob Michael Reinhold Lenz. Im Manuscript aufgefunden und herausgegeben von K. L. Blum. Berlin, Duncker und Humblot. 1845. 8. 15 Ngr.

Bürger und Lenz, zwei Dichter, deren Lebenszeiten fast ganz zusammenfallen (Jener war zwei Jahre vor Diesem geboren und starb zwei Jahre nach ihm), bieten auch sonst mancherlei Vergleichungspunkte dar: Beide gehören jenen gewaltigen literarischen Bewegungen an, welche die herannahende Geburt einer neuen deutschen Poesie verkündigten, ja theilweise schon begleiteten; Beide mußten als echte Märtyrer des poetischen Geistes auch in ihrem äußern Leben die gleichzeitigen Geisteskämpfe bestehen; Beide gehören zu den Opfern, die eine neue Idee erheischt, ehe sie siegreich und vollendet ins Leben treten kann; Beide waren von dem Erwachen eines neuen Geistes so durch und durch ergriffen, daß sie auch ihre äußern Verhältnisse und ihr Gemüthsleben dem altherkömmlich Bestehenden nicht zu unterwerfen wußten: nicht ohne Grund macht daher die moralische Betrachtungsweise den beiden Individuen manchen sittlichen Vorwurf; eine tiefere geschichtliche Ansicht kann diese Vorwürfe zwar nicht aufheben, aber indem sie sie im Zusammenhange mit der ganzen Richtung jener Zeit auffaßt, wenigstens mehr als eine billige Entschuldigung derselben hervorheben; Beider Leben endete im kräftigsten Mannesalter: Bürger, durch jahrelange Leiden verschiedenster Art aufgerieben, vermochte nicht mehr sich an neu aufgehenden Hoffnungen aufzurichten; Lenz wurde durch den Tod von tiefster Armuth und noch tieferm Wahnsinne erlöst. Beide Dichter sind weder zu voller harmonischer Entwickelung ihrer Persönlichkeit noch zu völliger Ausbildung ihrer poetischen Kraft gelangt; mögen Bürger's Dichtungen immerhin in dem deutschen Volke lebendig bleiben und fortwirken, zu den Meistern und Häuptern der deutschen Dichtung kann er so wenig als Lenz gezählt werden; was sie aber zur Anbahnung des höchsten Zieles mitgewirkt haben, darf um so weniger vergessen werden, je theuerer Beide ihr Werk erkaufen und „eropfern" mußten.

Die in neuester Zeit auf das lebhafteste erwachte Neigung, die Gestalten vaterländischer Dichter biographisch und literarisch zu immer klarerer Anschauung zu bringen, hat sich jetzt fast gleichzeitig den beiden genannten Dichtern zugewandt und von dem Einen eine seiner spätesten schriftlichen Äußerungen, von dem Andern einen dichterischen Erstlingsversuch veröffentlicht.

Was Bürger's „letztes Manuscript" betrifft, so wird es die Freunde des Dichters wenig befriedigen, mehr Interesse aber für Die haben, die nach dem Menschen Bürger fragen. Es enthält dasselbe nämlich einen vom 29. November 1791 datirten Brief an seine dritte Gattin, das „Schwabenmädchen", und gewährt einen sehr hellen Einblick in diesen trübsten Theil von Bürger's vielgetrübtem Leben. Wesentlich Neues enthält es nicht, denn wes Geisteskind jenes Schwabenmädchen war, erinnern sich die Zeugen ihrer Irrfahrten durch Deutschland, welche bis tief in dies Jahrhundert gedauert haben, recht wohl. Ehe wird es hier und da überraschen, mit welcher Sorgsamkeit sich Bürger in dieser Klageschrift häuslicher und ökonomischer Angelegenheiten annimmt; er hatte freilich eine harte Schule durchgemacht. Freunde actenmäßiger Vollständigkeit werden dem ungenannten Herausgeber für seine Veröffentlichung Dank wissen.

Etwas mehr literarisches Interesse hat das von Lenz in einem Alter von 16 Jahren verfaßte Drama „Der verwundete Bräutigam"; es ist dies eigentlich ein Gelegenheitsgedicht, dessen Veranlassung der Herausgeber in seiner Einleitung angibt: ein Baron von Igelström war kurz vor seiner beabsichtigten Verheirathung von einem deutschen Kammerdiener, weil er ihn einmal mit dem Stocke gezüchtigt, gefährlich verwundet worden; als nun nach seiner glücklichen Herstellung die vertagte Hochzeit vor sich ging, ließ Lenz dieses Festspiel aufführen, welches eine ganz einfache dramatisirte Darstellung des erzählten Vorfalls enthält und mit einem versificirten Glückwunsch gewöhnlichen Schlages endigt. Von allen Eigenthümlichkeiten, die den spätern Leistungen des Dichters eine ganz besondere Stellung anweisen, besitzt dieses Drama rein gar nichts als die Kunst eines leichten und gewandten Dialogs. Die That jenes Kammerdieners erfährt durchaus keine Spur von Entschuldigung, ja gar keine eingehende psychologische Begründung; das dem geborenen Deutschen das russische Prügelregiment unerträglich sein mußte, wird nicht berührt; und dies ist um so auffallender, da der Herausgeber ausdrücklich anführt, daß die öffentliche Stimme sofort entschieden für den Kammerdiener Partei nahm, welcher Igelström nur eine fühllose Roheit entgegensetzte. Wir besitzen also an dieser Jugendarbeit von Lenz durchaus nur ein Gelegenheitsgedicht des gewöhnlichsten Schlages, welches von der reichen Begabung seines Verfassers nur die alleräußerlichste, die der leichten und gewandten Darstellung verräth. Mit größerer Sorgfalt sind, wahrscheinlich in Berücksichtigung des Festes, zu dessen Verherrlichung das Werk dienen sollte, nur die Scenen ausgeführt, in welchen die Zärtlichkeit des Brautpaars vorgeführt wird; dieser Stoff mit der Abwechselung, den gefahrdrohende, dann hoffnungsreichere, endlich neu beglückte Situationen darbieten, ist geschickt ausgebeutet, der Ton, der darin herrscht, aber durchaus kein eigenthümlicher, sondern durchaus der des weinerlichen Lustspiels, wie er bis auf Lessing, ja noch in Lessing's „Miß Sara Sampson" die deutsche Schaubühne beherrschte. Das Lehrreichste an dem ganzen Drama dürfte also sein, daß es einen Maßstab für die überaus rasche und merkwürdige Entwickelung abgibt, welche zwischen demselben und Lenz' spätern, unter dem Einflusse des strasburger Kreises entstandenen Dichtungen liegt.

Nicht mit Stillschweigen darf die ausführliche Einleitung übergangen werden, welche der Herausgeber dem Büchlein vor-

gesetzt hat; sie ist von Überschätzung des Mannes, mit dem sie sich beschäftigt, nicht ganz frei und rechnet mehr auf Das was Lenz in sich trug als auf Das was er wirklich geleistet; dennoch aber enthält sie über ihn selbst und über sein Verhältniß zu Goethe manches wahre und gute Wort. Ich führe daraus ein Wort Goethe's an, welches, meines Wissens bisher unbekannt, einer ernsten Beachtung wol werth ist und von dem Herausgeber mit Recht gegen Tieck und Gervinus geltend gemacht wird: „Ich erinnere mich, von einem Freunde, welcher viel mit Goethe verkehrte, gehört zu haben, daß sie einst in guter Stunde auf die Werther'sche Periode zu sprechen kamen. Im Verlauf des Gesprächs fragte der Freund den großen Dichter, wie es ihm möglich gewesen sei, sich in solcher Brausezeit plötzlich auf die drängendsten Amtsgeschäfte zu werfen. Das wilde Feuer, war die Antwort, würde mir ja das Hirn versengt haben, wenn ich nicht in grenzenloser Arbeit und Thätigkeit ein Gegengewicht gefunden hätte."

Schließlich sei noch bemerkt, daß das Schriftchen von Dorpat ausgeht und somit als ein Zeugniß deutschen Geistes aus jenen vom Slawenthum bedrängten Gegenden einer freundlichen Aufnahme doppelt werth ist. 47.

Bibliographie.

Burns, R., Lieder und Balladen. Übertragen von H. J. Heintze. 2te Ausgabe. Mit dem Bildniß und einem kurzen Lebensabriß des Dichters nebst erläuternden Anmerkungen. Braunschweig, Westermann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Conscience, H., Familien-Bilder. Übersetzt von L. Manch. Stuttgart, Hallberger. 1845. Kl. 8. 10 Ngr.

Dumas, A., Don Artagnan, oder zwanzig Jahre nachher. Deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster und 2ter Theil. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Dame von Monsoreau. Historisch-romantisches Sittengemälde. Deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster und 2ter Theil. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. 8te, um einige ältere Gedichte vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hercher, K. W., Die Gesetze und Verordnungen, welche das Volksschulwesen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach betreffen und noch in Kraft sind, sachlich geordnet. Jena, Frommann. 1845. 8. 8 Ngr.

Berliner Kalender für 1846. 20ster Jahrgang. Mit sieben Stahlstichen. Berlin, Reimarus. 1845. 8. 2 Thlr.

Illustrirter Kalender für 1846. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Weber. Hochschmal 4. 20 Ngr.

Kletke, H., Album deutscher Dichter. 2te Auflage. Berlin, Schroeder. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kleudgen, W. Freih. v., Dichtungen. 1ste, weltliche Abtheilung. Eisenach, Kühn. 1845. 16. 20 Ngr.

Kloss, M., Pädagogische Turnlehre oder Anweisung, den Turnunterricht als einen wesentlichen Theil des allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu behandeln. Zeitz, Schieferdecker. Gr. 8. 20 Ngr.

Lever, C. J., Arthur O'Leary's Wanderungen und Betrachtungen in vielen Ländern. Aus dem Englischen übersetzt von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Moshamer, J. A., Die Erde und ihre Bewohner. Das Wissenswürdigste aus der Naturkunde und dem Menschenleben in gemeinfaßlichen Abhandlungen nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Wien, Pichler. 8. 15 Ngr.

Osorio, J., Die Herrlichkeit des Christenthums, oder: der Sieg des Christenthums über Sünde und Tod. Aus dem Lateinischen übersetzt von J. B. Mayer. Regensburg, Manz. 1845. 8. 12½ Ngr.

Perlen europäischer Literatur. Merseburg, Rulandt. Gr. 8. 1 Thlr.

Plinius der Jüngste, Die Reise ins Blaue, illustrirt von T. Johannot. Leipzig, Lorck. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Poulett Cameron, G., Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland. Frei nach dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Theile in einem Bande. Dresden, Arnold. 1845. 8. 2 Thlr.

Quehl, R., Nordische Badereise. Skizzen, Erzählungen und Gedichte. Berlin, Gumprecht. 8. 1 Thlr.

Reiseabenteuer des Capitain Pamphil. Nach dem Französischen. Thorn, Lambeck. 1845. 8. 7½ Ngr.

Rogge, F. W., Blüthe der deutschen Lyrik. Rostock, Stiller. Gr. 12. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Rückblicke auf Ungerns Zustände. Was that Ungern für Oesterreich? Was that Oesterreich für Ungern? Vom Jahre 1526 bis zum Landtage 1811. Wien, Kaulfuss Wwe., Prandel u. Comp. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Sand, G., Der Müller von Angibault. Übertragen von F. Fenner v. Fennberg. Sechs Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 1845. Kl. 8. 2 Thlr.

Schaeffner, W., Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. 1ster Band. Bis auf Hugo Capet. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schlegel's, A. W. v., sämmtliche Werke. Herausgegeben von E. Böcking. 1ster Band. A. u. d. T.: A. W. v. Schlegel's poetische Werke. Herausgegeben von E. Böcking. 3te sehr vermehrte Ausgabe. 1ster Theil. 1stes bis 3tes Buch. Vermischte Gedichte, Lieder, Romanzen und Sonette. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Schneider, J. J., Die christlichen Sänger des 19. Jahrhunderts. Auswahl des Besten und Schönsten aus dem Gebiete der rein-christlichen Poesie unserer Zeit, als Morgen- und Abendopfer für häusliche Erbauung auf alle Tage im Jahre. 1stes Heft. Basel, Schneider. 1845. Gr. Lex.-8. 5 Ngr.

Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder und Sprüche von F. Spee, A. Silesius und Novalis. Ausgewählt und herausgegeben von A. Gebauer. Stuttgart, Cast. 1845. Gr. 16. 7½ Ngr.

Senden, G. H. van, Geschichte der Apologetik, oder historisch-pragmatische Darstellung der Vertheidigung von Bibel und Offenbarung, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Uebersetzt von *P. W. Quack* und *R. Binder*. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Shelley's, P. B., Dichtungen, deutsch von F. Pröfsel, mit dem Leben des Dichters und dem Bildnisse desselben. Braunschweig, Meyer sen. 1845. Kl. 8. 1 Thlr.

Königsberger Taschenbuch. Herausgegeben von L. Walesrode. Mit Beiträgen von Crelinger, Freundt, A. Jung, Jachmann, J. Jacoby, E. v. Lengerke, Wechsler, Wolff und dem Herausgeber. Königsberg, Voigt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wehrhan, O. F., Dresden. Ein Gedicht in 24 Gesängen. Mit angehängten historischen und topographischen, zugleich als Cicerone für Stadt und Umgegend dienenden Erläuterungen. Dresden. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Weiske, J., Praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des einheimischen Rechts. 1stes Heft: Wie sorgte Luther auf den Todesfall für Weib und Kind, in Verbindung mit einer erbrechtlichen Abhandlung. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Zinzendorf, Graf v., Geistliche Gedichte, gesammelt und gesichtet von A. Knapp. Mit einer Lebensskizze und des Verfassers Bildniß. Stuttgart, Cotta. 1845. Hochschmal 4. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 3.)

Seydelmann's Mephistopheles war nicht der Goethe'sche. Er gab eine Figur, die nicht auf dem Boden des Gedichts blieb, er gab den Teufel der alten Volksbücher, den Satan der Hexenmärchen, und das ist die Goethe'sche Gestalt nur in einigen Momenten, wo die moderne Maske fällt und die Tücke des Ungeheuers durchbricht. Seydelmann spielte die Rolle zweimal in Leipzig unter einem Jubel der Zuschauer, der sich durch den grandiosen Schauder, den er einflößte, nur steigerte, fanatisirte. Wer wollte leugnen, daß Seydelmann's Leistung an und für sich etwas Großartiges, etwas Bewunderungswürdiges war? Gleich sein erstes Erscheinen verbreitete das Gefühl, hier sei ein dämonisches Wesen soeben erst genöthigt in ein menschliches Gehäuse zu fahren. Seydelmann schien gleichsam ganz frisch weg aus den Elementarstoffen heraus leibhafter Teufel und wider Willen Person geworden, um das Princip des Bösen zu vertreten. Daher das Dehnen, Sträuben und Recken der Glieder, die noch ungewohnt sind, sich in menschliche Form zu fügen. Diese Hände schienen in ihren Bewegungen den Kitzel zu verrathen, lieber als Krallen agiren zu wollen; dieser Hals mit seinem Strecken wäre gern aus dem Rumpf weiter hinausgewachsen; der Mund stieß einen beklemmenden Hauch von sich, als sei dem Geist des Bösen in der menschlichen Hülle sehr widerwärtig zu Sinne. Die Atmosphäre, in welcher ein leibhafter Teufel athmet, war durch die Zauberei genialer Maske und Mimik um die Gestalt gebreitet. Im Vortrage des Flohliedes hörte man die zischenden, sprühenden Töne der Hölle. Man begriff es, daß Gretchen schwül zu Muthe wird, wenn sie auch nur das Zimmer betritt das der Unheimliche soeben verlassen; aber man begriff nicht, wie Faust mit dem edeln Drang im großen Herzen sich mit der Hölle in so abschreckender Gestalt verbinden konnte. Die Begegnung mit den alten Weibern, der Hexe und Martha, ließ vermuthen, daß Seydelmann's Satan auf dem Blocksberg seine eigentlichen Triumphe feiern mußte. Mephisto soll aber über Menschen Triumphe feiern und hier bleiben die Triumphe ohne die schlauen Künste civiler Bildung fraglich. Auf jene Blocksbergsscene berief sich immer Seydelmann, wenn er seine Auffassung des Goethe'schen Teufels vertheidigen mußte. Aber jene Scene liegt außerhalb des darstellbaren Stückes. Sobald das große Poëm mit seinen weitläufigen Anbauten ein Bühnendrama sein sollte, sobald es mit Beseitigung der metaphysisch-doctrinairen Ausläufe und Ausweitungen auf die dramatische Katastrophe des Teufels mit Faust und Gretchen zurückgeführt werden mußte, konnten auch die theils ins Classische, theils in mittelalterliche Romantik sich verlierenden Consequenzen der Charaktere und Ideen keinen Raum behaupten. Wie sich Mephistopheles in der Walpurgisnacht geberdet, ist so wenig dramatisch zulässig und darstellbar als seine bestiale Hantirung in der Scene des zweiten Faustheils, wo er durch die Engel ad absurdum geführt, „die Rackers ganz appetitlich findet". Das Gedicht hat Partien, die es zu einer Art „Göttlicher Komödie" ausweiten und diese Ausdehnung gewinnt auch die Gestalt Dessen, der das Böse vertritt. Drängen wir das Gedicht auf den ursprünglichen Kern der plastischen Gruppe jener wenigen Menschenfiguren zurück — und nur auf diese Weise wird es darstellbar —, so muß sich auch Mephistopheles auf die Rolle beschränken, die ihm unter Menschen menschenmöglich ist. Und in diesem Felde ist er der baronisirte Teufel eines modernen Zeitalters, ein civilisirter Satan, ein satanischer Cavalier, der schmeichelt und gefällig ist. Das ist er unter Menschen, bis er als vollständiger Höllengeist in der Scene herausbricht, wo Goethe plötzlich Prosa gebraucht. Mephistopheles ist sogar voll Respect vor Gott Vater, wenn er dem Faust versichert: Doch glaube mir, dies Ganze ist nur für ihn gemacht, er weidet sich im ewigen Glanze! Er kann sich dem alten Herrn im Himmel sogar wohlgefällig machen und gilt im Vorsaal der ewigen Wohnungen für einen närrischen Kauz. Der Humorist im Goethe'schen Teufel darf nicht untergehen. Der Prolog im Himmel fällt freilich auch aus dem dramatischen Kern des Gedichts heraus, allein er zeigt, wie der Teufel nach der entgegengesetzten Seite sich hält. Gott Vater ist sogar der Hoffnung, der Mensch in seinem dunklen Drange, der Mensch im Umgang mit dem Teufel, werde sich des rechten Weges wol bewußt bleiben. Im Verkehre mit Menschen — darauf beschränkt sich das dar-

stellbare Stück — ist Mephistopheles wie die Erdenwelt zwischen Himmel und Hölle in der Schwebe, muß also dem Menschen eine angemessene Erscheinung sein. Seydelmann bestand darauf, ganz Teufel sein zu wollen. Dann hätte er freilich mit Hörnern und Schweif erscheinen müssen. Goethe's Teufel und der Teufel überhaupt ist leider viel feiner. Es liegt sehr tief im Sinne der Dichtung, daß der Geist des Bösen dem Menschen in allen seinen Entwickelungen, im Hange zur Finsterniß und im Streben nach Licht, ganz getreu zur Seite steht und mit ihm Schritt hält.

Rötscher hat das Verdienst, in seinem umfangreichen Buche gleichsam ein Seydelmann-Album zusammengestellt und redigirt zu haben. Er unterbricht seine Lebensgeschichte des Mannes und seine Betrachtung über dessen Kunst mit Briefen des großen Schauspielers, die ihm zahlreich von vielen Seiten beigesteuert wurden. Wir finden darunter kurze Zeit vor seinem Tode ein briefliches Geständniß Seydelmann's, das seine Natur zu bezeichnen scheint. Er spricht von seinem letzten Lieblingswunsch, den Jago wieder zu spielen. Er hatte diese Rolle wie auch Richard III. schon in einer frühern Epoche gegeben; das elende Rollenmonopol machte ihm den Richard in Berlin streitig, obschon er in der Zeichnung dieser Gestalt das Außerordentlichste leisten mußte. Zum Jago rüstete er sich im Stillen mit einer drängenden Lust und Liebe. „Woher nur", schreibt er, „mein immer wacher Appetit, die Nachtseite unserer Natur ans Licht zu führen! Können Sie mir das zum Abschied sagen? Bitte, thun Sie es!" Er fährt dann fort in der Äußerung, wie er mannichfach und auf den entschiedensten Feldern das inwendige Gehäuse der menschlichen Creatur zur Erscheinung zu bringen bemüht, mit den Narren närrisch mit den Ehrlichen grundehrlich, in jedes Alter, jede Farbe, jede Maske verliebt gewesen; aber nur wenn es dem bösen Princip galt, offen oder verkappt, dann habe er jede Kraft des Lebens in sich wach gefühlt, sein ganzes Wesen sich doppelt zusammengefaßt, um der Welt die rechte Larve zu zeigen. Diesen Hang zum Dämonischen theilte er vielleicht mit manchem Charakterzeichner in seiner Kunst, er theilt ihn mit Ludwig Devrient; es fragt sich nur, ob Seydelmann den geheimen Instinct, der den Genius innerhalb der Kreise der Schönheit hält und behütet, mit diesem quälenden Drange nach schlagender Wahrheit und Wirklichkeit nicht in sich übertäubte. Wo er historische Charakterbilder schuf, war der Geist der Geschichte, der ihn ganz beseelte, der sicherste Regulator. Cromwell und die ganze Reihe solcher Figuren sind nie vollendeter hingestellt. Aber wo es die freiere Schöpfung von Gestalten wie Mephistopheles galt, ließ ihn jener milde Geist der Poesie im Stich, der den Dichter auch im tragischen Umsturz zur Versöhnung führt. Gestalten wie Nathan, die von Hause aus im milden Lichte der Versöhnung gehalten sind, liegen außer dem Conflicte; er hielt sie ganz in musterhafter Einfachheit; der quälende Reiz, die dunkeln Gewalten über Licht und Liebe triumphiren zu lassen, konnte ihn hier nicht beschleichen. Ich weiß nicht, hatte die schroffe Weltanschauung, die sich in Seydelmann's brieflichen Bekenntnissen mit der ganzen Schwere eines hart geprüften, wenn auch stark gewaffneten Geistes ausspricht, vielleicht doch von Hause aus einen krankhaften Anflug? Wie dem auch sei, die Größe seiner Eigenthümlichkeit bleibt unbestreitbar. Aber man lasse sie als solche, als Ausnahme gelten, und wo es darauf ankommt, auf eine Fortpflanzung der Kunst zu denken, da stelle man um so strenger das Gesetz hin, daß der Schauspieler niemals aus dem Rahmen des Gedichts trete, sich nie eine andere Aufgabe zu stellen habe als die ihm der Dichter liefert. Die Aufgabe die dem Darsteller zukommt ordnet ihn dem Gedichte unter; anders bewahrt er sich nicht den Instinct, der ihn sicher führt. Man lerne diese einfache Wahrheit von dem genialsten, scharfsinnigsten, rastlosesten Arbeiter auf dem Felde der darstellenden Kunst!

Ein rastloser Arbeiter war er wie niemals vor ihm, wie gleichzeitig mit ihm nicht Einer. Rötscher's Buch deckt uns den ganzen Proceß seiner hartnäckigen Entwickelung auf. Es war eine Laufbahn voller Hindernisse, die Seydelmann durchwanderte, um zu seiner Vollendung, zur Meisterschaft in seiner Weise emporzuklimmen. Jedes Hinderniß aber befeuerte nur seinen Muth, witzigte seine erfinderische Kunst, stählte seine starke Langmuth. Überblickt man die ganze Reihe äußerer und innerer Mishelligkeiten, die ihn gestört, gekreuzt, gedemüthigt und doch nur immer von neuem zum Wettlauf angespornt, so findet man die Krone des Gelingens theuer und ehrlich erkauft, in den Triumphen, die er errang, nur einen gerechten, nicht übermäßigen Lohn seltener Tugenden des Geistes und des Herzens. Seine tiefe Gewissenhaftigkeit zwingt zur Bewunderung, sieht man, wie er sich, weil ihn Mutter Natur äußerlich nicht bevorzugt hatte, nur mit eisernem Fleiß unter der Hefe der Genossen aus der schmuzigen Welt kleiner Winkelbühnen heraufarbeitete. Was ihn innerlich bevorzugte, war freilich auch selbst bei Versagung äußerer Mittel eine freie Gunst der Natur; dieser glühende Drang zur Kunst, diese unerbittliche Willenskraft, dieser felsenstarke Muth, auch wenn er in Stunden der Schwäche oft genug verzagte. Es hat ihn kein Erfolg, mit dem doch immer auch die Laune des Zufalls ihr Spiel treibt, je zum Übermuth verleiten können, weil er wußte, für welchen Preis er sich die Meisterschaft erkauft, die ihm endlich die Welt einstimmig zuerkannte. Wie dornenvoll die Rose, die er endlich blühend in der Hand hielt, wußte Niemand so gut wie er. Je heißer sein Eifer, je unablässiger seine Studien, weil die Zunge ihm nicht gehorchte, sein Organ ihm von Natur nicht fügsam war, desto mehr lebte er fortwährend in einer aufgeregten Stimmung, und je nervöser aufgeregt er Zeit seines Lebens war, desto schwerer faßte ihn die Misère des Misgeschicks, desto peinlicher erlag er oft der drückendsten Noth. In einem Theaterroman aus unsern Tagen findet man einen Regisseur portraitirt, der Mittags Gäste bei sich sieht und sich die Löffeln dazu vom Nachbar borgt,

weil aber der gute Freund selbst speisen will, seine Tischzeit verschieben und die Gäste durch Erfindung irgend eines Spaßes vertrösten muß. Das sollte Seydelmann sein, ich weiß nicht ob aus seiner kasseler oder darmstädter Periode. Georg Knispel theilt in seinem Büchelchen einige Briefe Seydelmann's mit, die in schreienden, obwol kargen Worten den Jammer schildern, sich und seine Familie auspfänden zu lassen. Die scharfe Lauge seines Unmuths gegen die Welt steigerte sich später zur geistvollen Satire, hatte aber doch wol an Unbill solcher Art sich reichlich genährt. Lassen wir diese Züge beiseite, die der Lump mit dem Genie zu theilen pflegt; folgen wir in seiner künstlerischen Entwickelung dem Misgeschick das hier zu überwinden war. Uns wird hier zugleich die Freude am Anblick eines großartigen Menschen zu Theil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

In Nr. 358 d. Bl. f. 1845 habe ich bereits von einigen Schriften gesprochen, welche den *römischen Katholicismus* in seiner *reinen* Gestalt vorzuführen und dadurch vor den gegen ihn erhobenen Vorwürfen zu rechtfertigen gesucht haben. Ich erkannte an, daß sich der Katholicismus so reinigen, so rechtfertigen lasse, bemerkte aber zugleich, daß er durch eine solche Rechtfertigung zugleich reformirt werde. Man muß, um den Katholicismus rein zu erhalten, ihn nicht blos vom Jesuitismus, sondern auch vom Papismus reinigen. Einige soeben erschienene Schriften bringen mich noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Schon bei einer andern Gelegenheit (in Nr. 279 d. Bl. f. 1845) äußerte ich, daß der stärkste Grund, der sich für Rom anführen lasse, die göttliche Heilsordnung sei, welche sich im Papstthum offenbaren soll. Aber ich setzte hinzu, dieser Grund müßte sich für die reformatorischen Bestrebungen vindiciren lassen. Jeder Christ muß annehmen, daß Gott ein ewiges Verhältniß zur Menschheit habe, welches noch über den Act der bloßen Schöpfung hinausgehe; er muß annehmen, daß der Schöpfer den Menschen nicht der Natur preisgegeben, sondern ihn aus der Macht der Natur zu erretten beschlossen habe. Es ist dieser Gedanke das Princip des Christenthums, ihn aufgeben heißt das Christenthum aufgeben. Man kann diesen Gedanken aber entweder so auffassen, daß Gott, um die Menschheit aus der Macht der Natur (der Sünde und des Todes) zu erlösen, Mensch geworden sei in Christo, oder daß Gott das Menschengeschlecht in Christo zum Acte der Selbstbefreiung habe kommen lassen, also der Mensch in Christo Gott geworden sei. Das Christenthum hat beide Vorstellungen gerechtfertigt, und es ist eine Einseitigkeit, an der einen im Gegensatze gegen die andere festzuhalten. Diese Vorstellungen sind aber sowol einer rationalistischen als einer mystischen Auffassung fähig, gegenwärtig handelt es sich um die erstere, denn alle Parteien der Gegenwart scheinen darüber einig, daß es mit einem gefühlvollen Versenken in das Mysterium der Erlösung nicht gethan ist; selbst die zur mystischen Auffassung geneigtern lassen sich wenigstens zu einer rationalistischen Rechtfertigung des Mysteriums herbei, um es vor der einseitigen rationalistischen Auffassung und gegen den Atheismus zu vertheidigen. Weiter aber schließt der Gedanke einer ewigen Heilsordnung in sich die Vorstellung, daß schon vor Christus ein gewisses Bewußtsein der Menschheit von Gott und sich selbst vorhanden gewesen sein muß, welches durch Christus Bestätigung und Erfüllung erlangte, und daß nach Christus dieses Bewußtsein in der Menschheit sich lebendig erwiesen haben muß. Namentlich diese letztere Vorstellung wird gleichfalls durch die Heilige Schrift vollkommen gerechtfertigt, insofern Christus in seiner Gemeinde und bei ihr zu bleiben, und ihr im heiligen Geist einen Sammler, Regierer nnd Mehrer zu senden versprochen hat. Diese Gruppe religiöser Vorstellungen nun sind es namentlich, welche von den Römisch-Katholischen gegen die alten und jungen Protestanten geltend gemacht wird. Wie dies geschieht, wollen wir an folgenden Schriften sehen:

1. Was ist die Bibel? Symbolische Briefe für die Gläubigen aller Confessionen von *A. Eberhard*. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1845. 8. 22½ Ngr.
2. Schrift und Kirche oder ob auf die sogenannte vernünftige Erklärung der Heiligen Schrift, ohne Tradition und Hierarchie, eine allgemeine christliche Kirche gegründet werden könne. Beantwortet von *C. G. Eißner*. Leipzig, Jackowitz. 1845. 8. 5 Ngr.

Die erste dieser Schriften ist in einem durchaus würdigen Tone geschrieben, der Geist christlicher Liebe und Duldung ist in ihr angenommen und festgehalten, ohne in jene widerwärtige Manier eines hochmüthigen Bedauerns der Ketzer auszuarten, welche leider so häufig von römischen Priestern angenommen wird, wenn sie nicht vorziehen, den Ton des Fanatismus oder des höhnenden Ingrimms anzustimmen. Das Buch ist in Briefen an einen Protestanten geschrieben, welchen der Verf. von der Unhaltbarkeit des Princips des Protestantismus zu überzeugen sucht. Die Protestanten, meint der Verf., erkennen in Glaubenssachen keine andere Autorität als die Bibel, und er sucht zu beweisen, daß die Bibel nicht die ganze „Lehrsumme" Christi, ja nicht einmal alle Fundamentalartikel enthalte, daß die Annahme, die Bibel sei Regel und Norm des Glaubens, dem ganzen Wesen der Kirche widerspreche, daß dies auch gar nicht Zweck der Bibel sei und daß Dem auch das Zeugniß der Geschichte widerspreche. Die römische Kirche nimmt neben der Bibel bekanntlich die Tradition als Glaubensnorm an, und außerdem noch die Satzungen der Concilien und der Päpste, in denen sich die Wirksamkeit des heiligen Geistes geäußert haben und noch fortwährend äußern soll. Sie geht dabei von der, besonders bestimmt in der unter Nr. 2 angeführten Schrift ausgesprochenen Vorstellung aus, daß Christus einen gewissen Inbegriff von Lehren den Aposteln mitgetheilt habe, welche diese Lehren dann weiter zunächst an die Priester mitgetheilt hätten, in denen sich dieselben nun unverfälscht fortgepflanzt hätten, von denen dieser Schatz göttlicher Weisheit verwaltet und den Laien nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit und Würdigkeit mitgetheilt worden sei. Eine Erweiterung dieser Lehrsumme soll durch die vom heiligen Geiste eingegebenen Bestimmungen der Concilien und der Päpste geschehen sein. Der Verf. thut zunächst dem Protestantismus ein historisch nachweisbares Unrecht, wenn er ihn einzig auf die Bibel als Glaubensnorm sich beschränken, die Tradition und die Wirksamkeit des heiligen Geistes gänzlich negiren läßt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die ganze Reformation nichts als eine Prüfung, keineswegs aber eine abstracte Verwerfung der nach der Tradition aus den Concilien- und päpstlichen Beschlüssen hervorgegangenen katholischen Kirchenlehre ist. Die Reformatoren hatten nur die Bemerkung gemacht, daß mit der Autorität des heiligen Geistes und der Tradition unsaglicher Misbrauch getrieben worden sei, und deswegen gingen sie an eine Prüfung und Sichtung der Kirchenlehre ein und nahmen von derselben nur Dasjenige an, was durch die Heilige Schrift sich *rechtfertigen* ließ. In ihren symbolischen Schriften stellten dann die Protestanten Dasjenige zusammen, was sie als wahrhaft auf einer heiligen Tradition und einer Wirkung des heiligen Geistes beruhende Kirchenlehre bekannten. Das Recht der Protestanten zu dieser Prüfung nach der Heiligen Schrift stützt sich auf die beiden unwiderleglichen Sätze: 1) die geoffenbarte Wahrheit kann nicht mit sich selbst im Widerspruche stehen, daher müssen alle diejenigen Lehren der römischen Kirche als *unkatholisch* verworfen werden, welche mit der Heiligen Schrift im Wider-

spruche stehen; und 2) der in der Kirche lebendige Geist Gottes kann nicht wesentlich neue Offenbarungen ins Bewußtsein der Menschheit bringen, weil sonst die Offenbarung durch Christus eine unvollständige gewesen sein müßte, er kann daher nur die Eine in sich den ewigen Rathschluß Gottes vollkommen erfüllende Offenbarung durch den historischen Christus bestätigen, aber nicht ergänzen. Auf Grund dieses zweiten Satzes werden alle jene Lehren verworfen, von denen sich in der Heiligen Schrift keine Spur findet. Wenn nun aber die Reformatoren sich herausnahmen, die einzelnen Kirchenlehren auf Grund der Heiligen Schrift zu prüfen, so nahmen sie thatsächlich auch für sich die Berechtigung durch die Erleuchtung vom heiligen Geiste in Anspruch, und es ist bekannt genug, wie sehr sie nach solcher Erleuchtung rangen und wie sehr sie auch für die neue kirchliche Gemeinschaft das Walten des heiligen Geistes in der Gemeinde behaupteten. Nur darin haben die Römischen den Protestanten gegenüber Recht, daß es diesen bis jetzt gänzlich an einer, man erlaube diesen Ausdruck, „kirchlichen Organisation dieses Wirkens des heiligen Geistes" gefehlt hat. Das Werk der Reformation wurde durch die gewaltsamen Störungen von Seiten der Römischen abgebrochen, und damit die Ausbildung derjenigen Organisation der Gemeinde, durch welche diese das Walten des heiligen Geistes in formell allgemein gültiger Weise documentiren konnte. Indessen hat sich das Walten des heiligen Geistes nicht unbezeugt gelassen. Es wird bald eine Zeit kommen, wo man in der Entwickelung der Philosophie des protestantischen Deutschlands eine solche, die Offenbarung in Christo weder aufhebende noch erweiternde, aber glorreich bestätigende Manifestation des heiligen Geistes erblicken wird. Weder also hat die Reformation die Tradition bis zu ihr hin schlechthin negirt, noch hat sie das Wirken des heiligen Geistes für die Zukunft ausgeschlossen, und Eberhard thut ihr also Unrecht. Zweitens aber wird durch die Römischen, und hier zunächst durch die Herren Eberhard und Eißner, vom Christenthume selbst durch das Gerede von der „Lehrsumme des Herrn" eine ganz falsche Vorstellung festgehalten. Das Christenthum ist ursprünglich eine Thatsache, die Thatsache eines Christus selbst, keineswegs eine Lehrsumme. Diese Thatsache ist der Urquell der Lehre, aber nicht diese selbst. Als Thatsache hat sich auch das Christenthum ursprünglich allein ausgebreitet, daher ist immer nur von einem Überwältigen durch den Glauben, nie von einem allmäligen Bekehren die Rede. Eberhard hat dies ganz richtig in Dem angedeutet, was er von der Gnade sagt und von der Lehr- und Denkfreiheit. Man kann nicht in einigen Stücken Christ sein, in andern nicht, man ist es in allen oder in keinem. Aber er macht davon eine falsche Anwendung, indem er übersieht, daß eben durch diese Alleinwirksamkeit der Gnade die Denk- und Lehrfreiheit nicht wie er behauptet unmöglich gemacht, sondern vielmehr vollkommen gerechtfertigt wird. Der Mensch kann aus Gnaden Christ, Heiliger, d. h. Mensch von geheiligter Gesinnung sein, auf welcher Stufe der Gedankenbildung er sich auch befinden mag. Das eben ist die Sünde des Papismus, daß sie die Herrschaft der Religion über die Herzen zu einer Herrschaft der Kirche über den Verstand umgewandelt hat, daß sie aus der Thatsache des Christ eine „Lehrsumme" gemacht hat, daß sie zum Schiboleth der Christlichkeit nicht die Heiligkeit der Gesinnung, sondern die Normalität des Dogmenwissens gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kenntniß der französischen Stilistik.

Wenn auch jetzt der usus tyrannus in der französischen Sprache noch eine bedeutende Rolle spielt, so ist es doch, wenn man im Vergleich auf die Sprache des großen Jahrhunderts von Ludwig XIV. den gegenwärtigen Stil betrachtet, nicht zu leugnen, daß man sich von den willkürlichen Launen und unbegründeten, haltlosen Bestimmungen, die im Gesetzbuche der französischen Grammatik zu einem unorganischen Ganzen vereinigt waren, allmälig sehr entfernt und emancipirt hat. Man kann nicht verkennen, daß hier offenbarer Fortschritt ist und daß besonders die Prosa bei allen Schranken die ihr noch immer gesteckt sind bedeutend an Lebendigkeit, Flüssigkeit und Frische gewonnen hat. Wenn es nun früher im Allgemeinen genügte, sich durch Übung und durch das Studium der anerkannten Classiker den Besitz der feinen Sprachweise und der eleganten, zierlichen Wendungen anzueignen, so macht sich jetzt endlich auch das Bedürfniß geltend, die Bestimmungen und Foderungen der französischen Sprache und die feinen Gesetze der Stilistik auf eine tiefere Weise zu erfassen und in ihrem eigentlichen Zusammenhange zu ergründen. Es öffnet sich hier unsern Blicken ein weites Feld, auf dem noch viel zu thun übrig bleibt. Wir haben vor kurzem ein ausführlicheres Werk erhalten, welches zum Theil diese neue Richtung anbahnt. Dasselbe ist unter dem Titel „Remarques sur la langue française au 19ième siècle sur le style et la composition littéraire" vom bekannten Feuilletonisten Francis Wey in zwei Bänden herausgegeben. Wir erhalten hier einen Schatz feiner Beobachtungen und geistreicher Bemerkungen und bedauern nur, daß es der Verf. verschmäht hat, statt immer allein sich an das Einzelne zu halten, welches nackt und dürftig bleibt, wenn man es nicht mit dem Allgemeinen in Zusammenhang setzt, den höhern Standpunkt einer philosophischen Grammatik anzustreben. Dadurch hätte er seinem Werke einen noch größern Gehalt verleihen können. Dessenungeachtet wollen wir nicht in Abrede stellen, daß seine Mittheilungen auch in ihrer gegenwärtigen, etwas allzu fragmentarischen Gestalt immerhin viel belehrende Andeutungen und mannichfache Anregung gewähren.

Charakter der spanischen Dichtkunst.

Der Franzose Adolphe de Puibusque entwirft in seiner „Histoire comparée des littératures espagnole et française" (2 Bde.) folgendes charakteristische Bild der spanischen Poesie in den Zeiten ihrer Blüte in frühern Jahrhunderten: „Sie dankt ihre Überlegenheit zum guten Theil einer im Wesentlichen örtlichen Ursache; sie war von hoher Geburt und besaß den Adel des Schwerts sowol wie des reinen Geblüts. So weit das Auge zurückreicht, bis wo die Geschichte sich ins Dunkel verliert, erblicken wir einen Stamm kriegerischen und gebildeten Adels im Herzen der Halbinsel. «Alle unsere Gesetze und alle unsere geschichtlichen Jahrbücher» — sagen die Spanier — «wurden in Versen aufgezeichnet! und nicht von Mönchen, sondern von Rittern.» Und wer waren denn nach Allem die Don Juan Manuel, die Lopez de Ayala, die Guzman, die Alvaros de Luna, Manrique, Villena, Santillana, die wir die ersten ruhmreichen Schöpfungen des Volksgenius ihren Nachkommen haben überliefern sehen? Sie gehörten alle dem Hochadel an; alle haben in den andalusischen Kreuzzügen den ererbten Geburtsehren neue hinzugefügt. Nach ihnen und trotz des dann und wann ins Übermaß ausartenden Wetteifers eines aufgeklärtern Zeitalters vervielfältigte der Baum der Dichtkunst seine Zweige, ohne daß ihr Stammbaum eine Veränderung erlitt; wenn hier und dort der Glanz der Abkunft ihren Sprossen fehlte, so häufte sie Auszeichnungen anderer Art auf diese; es sind keine Geringern als Generale, Prälaten, Gesandte und Vicekönige. Einige fügen den Ruhmthaten des Schlachtfeldes den Ruf des Misgeschicks hinzu; Andern verleihen wunderbare Abenteuer, beispiellose Tollkühnheit und ungewöhnliche Drangsale ein romantisches Interesse; und mit Wißbegier sucht der Geist das Räthsel jener unerklärlichen Lebensgeschichten zu lösen, welche unter dem Zelte beginnen und in der Klosterzelle endigen. Erhabenheit, Wechselfälle des Schicksals, Überspannung, alles was Staunen, Theilnahme, unnennbaren Reiz hervorruft, begegnet uns bei jedem Schritt durch diese Gemäldehalle, wo jedes Bild ein verschiedenes eigenthümliches Wesen athmet."

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 5. — 5. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

Seydelmann spielte in Breslau, in Olmütz als junger Mensch natürlich Liebhaberrollen. Durch lyrischen Schwung, durch gefällige Schmeichelei des Vortrags und der Erscheinung konnte auch der Jüngling Seydelmann nicht einnehmen, auch nicht durch Kraft, die sich nach außen wirft, erobern. Er war zart gebaut und seine Mittel waren doch so hart und störrisch. Die Naturkraft war versagt und die Grazien schienen ausgeblieben. Und er fühlte dennoch von früh auf, daß er zur Kunst Beruf habe; eine innere Stimme sagte es ihm in stillen Stunden, und dem Ruf des Gewissens folgte er jeder Zeit seines Lebens. Sein Geist hatte, ich möchte sagen, eine unüberwindliche moralische Zähigkeit in der Ausdauer. Er konnte durch allzu frühen Beifall nicht verwöhnt sein; die versagte Gunst hatte nur das Gute, ihn keine Arbeit scheuen zu lassen. Da er durch rhetorische Declamation zu wirken nicht die Mittel hatte, in aufbrausendem Jugendfeuer nicht gefallen, in der abstracten Idealität des gutgemeinten stürmischen Aufruhrs der Lebensgeister sich nicht verpuffen konnte, so mußte er tiefer graben, um Schätze zu finden. Seine Kunst richtete sich nach innen. Innere Menschenscheu ward ihm beschieden; aus ihr holte er sich die Waffen herauf, mit denen er wirken sollte und die er langsam sich selbst erst schmiedete. Seine Menschenkunde war zu beiden Theilen gleich sehr angeborenes Talent und erworbene, aus eifrigen Studien gewonnene Intelligenz. Immer auf sich verwiesen, mit sich selbst beschäftigt, führte er schon frühzeitig mitten im Schwarm lustiger Collegen ein einsames Leben; er galt für einen Grübler und Misanthropen, seine angestrengten Studien nahm man lediglich als bloße Aushülfe für angeborene Schwäche. Gedankenlose Handwerkernaturen schalten es Pedanterie, wenn er mit sorgfältiger, zierlicher Handschrift jede seiner Rollen selbst sich abschrieb. Er war von dem Nutzen überzeugt, sich auf diese Weise langsam, sicher und Wort für Wort mit dem Part bekannt zu machen. Während er die Worte niederschrieb, hatte seine Speculation Muße, allen besondern sprachlichen Wendungen und Nuancen nachzugehen. Er behielt diese Methode, das Studium seiner Rolle zu eröffnen, ein für alle Mal bei, unbekümmert gegen das Achselzucken der Faullenzer, die sich in ihrer Unwissenheit auf ihr Naturell und auf die Gunst des Zufalls stützten. Es konnte aber wol nicht fehlen, daß der lauernde Spott übermüthiger, gewissenloser oder schwachköpfiger Collegen jede Schwäche an ihm erlauert, und nicht selten mochte ihn der Zorn übermeistern, wenn höhnischer Leichtsinn seine Manieren carikirte und dem Gelächter preisgab. Sein Zorn konnte in Berserkerwuth ausarten. Gegen einen Souffleur habe ich ihn hinter den Coulissen im Zwiespalte in eine Tobsucht ausarten sehen, bei deren Anblick die Umstehenden erbebten. Jener Unglückliche hat ihm bei einer wichtigen Rolle die Worte verdreht. Seydelmann's Aufregung glich einem losbrechenden Orkan, der Alles niederwirft. Da Gewissenhaftigkeit die Religion seines Herzens war, setzte er auch seinen höchsten Stolz darein, auf dem Forum der Welt gewissenhaft zu scheinen. Schelsucht und kleinlicher Neid haben an seiner ehrlichen Seele viel und unablässig genagt. Aus Rötscher's Buch ergeben sich Züge dieser Art in Menge. Doch finde ich nicht den letzten Fall angedeutet, der ihn nicht lange Zeit vor seinem Tode in Berlin, als er schon leidend und physisch hinfällig war, auf das schmerzlichste ergriff. Es war, glaube ich, in einer Vorstellung des „Tell", wo zwei Mitspielende ihn in seinem Monolog durch Plaudern, leises Zischeln und hämisches Witzeln störten. Vor Wuth darüber und in dem Argwohn, es sei geflissentlich geschehen, war er, nachdem der Vorhang gefallen, kaum seiner Sprache, viel weniger der rechten Worte gegen die Störer mächtig. Er nahm sich den einen zur Zielscheibe seiner schriftlichen Vorwürfe, die mit allem beißenden Witz den Beleidiger geißelten. Dieser Brief war in Ausdrücken verfaßt, die den Empfänger, aller Pietät gegen den Meister bar und ledig, zu dem ruhigen Entschluß brachten, gerichtliche Klage darüber einzuleiten. Der Jünger, der Anfänger fühlte sich neben dem Altmeister lediglich als königlicher Hofschauspieler. Das Gericht mußte in der Injuriensache gegen Seydelmann entscheiden und er ward zur Haft verurtheilt, die er auch in der Hausvogtei absaß. Er mochte, zur Besonnenheit gekommen, über die Ironie des Schicksals lächeln, daß der Schüler den Alten überlisten könnte.

Aber der Fall mochte ihm doch bis zuletzt sein altes Verhängniß bestätigen, der kleinen Erbärmlichkeit des Lebens erliegen zu müssen. In der Impietät gegen ihn hatte er die Nichtachtung aller collegialischen Empfindung, die ruchlose Gleichgültigkeit gegen die Kunst rügen wollen. Jener jüngere Schauspieler an der berliner Hofbühne trat seitdem mitunter im Rollenfach Seydelmann's auf.

War diese Reizbarkeit in seinem Alter so fieberhaft stark, so mochte sie in frühern Jahren, wo er sich weniger sicher fühlte, sich nicht selten mit Verzweiflung paaren. Seydelmann war lange Zeit in der Irre mit sich selbst. Er wußte früh, daß er zum Schauspieler geboren sei, aber er konnte, selbst als er die Hindernisse seines Organs zu überwinden gelernt, lange nicht das rechte Fach finden. Von Olmütz aus, wo er Bühne und Publicum beherrschte und der anerkannt Erste war, überlieferte er sich auf Treu und Glauben an den damaligen Leiter des Theaters zu Prag, Hrn. v. Holbein. Dieser Brief ist in seiner originellen Gutmüthigkeit zu eigenthümlich, um ihn nicht hier einzufügen. Er schrieb:

Ich spiele in einem Fleischscharren, allein so viel ich von Ihnen weiß, stoßen Sie sich nicht daran und Talent besiegt bei Ihnen alle Vorurtheile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald sehen und ihm freundlich den Weg zeigen. Engagiren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht so stellen können, daß ich brauchbar bin, so ist es nichts mit dem Theater und ich muß einen andern Weg einschlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir.

Holbein wagte es mit dem Sonderling; auf eine Sonderlingsnatur schien allerdings diese Gutartigkeit zu deuten. Die Entgegnung des damaligen prager Directors verdient nicht minder als eine Seltenheit in den Theaterannalen aufbewahrt zu werden. Unter den zahllosen Sonderbarkeiten dieser Annalen gebührt der harmlosen Offenheit immer der Vorzug, für eine besondere Seltenheit zu gelten. Holbein schrieb an den siebenundzwanzigjährigen Mimen, dessen Namen ihm bis dahin noch unbekannt gewesen, in folgender Weise zurück:

Ein so gebildeter Mann wie Sie mir scheinen ist hoffentlich auch von dem eiteln Wahne gewöhnlicher Afterkünstler frei. Ist dies der Fall und Ihr Talent entweder jetzt schon bedeutend, oder eine höhere Ausbildung versprechend, so finden Sie in mir den rechten Mann zur Eröffnung einer angemessenen Laufbahn. Paart sich dies Talent mit redlichem Gemüth, so werde ich mich auch mit Vergnügen als Ihren Freund bewähren.

Es war im J. 1820, als Seydelmann in Prag auftrat, wo sich sofort seine Richtung und sein Fach feststellte. Holbein erkannte in ihm den Charakterdarsteller und muthete ihm zu seinem nicht geringen Erschrecken gleich die Rolle des großen Preußenkönigs in Töpfer's „Tagesbefehl" zu. Es erweckt eigene Betrachtungen, daß der ehemalige Viceoberfeuerwerker aus Glatz, der fortgelaufene Kanonier den alten Fritzen spielen mußte, und mit dieser Darstellung der alten Majestät von Preußen seiner Laufbahn die entscheidende Wendung gab. Eckhof und Seydelmann hatten, gleichviel ob jener gezwungen, dieser freiwillig, in der preußischen Soldateska ihre erste Haltung bekommen, hatten aber Beide alsbald Kehrt gemacht, um den Paradedegen mit dem tragischen Dolch, den wenn auch strengen, doch zu ihrer Zeit friedlichen Paradedienst mit dem alle Zeit kriegerischen Dienst der Musen zu vertauschen. Für Seydelmann zumal gab es täglich neue Feldzüge, jeder Sieg mußte schwer errungen werden, keiner schien dauernde Geltung zu haben. Holbein hatte das Verdienst, den Charakteristiker im Keime erkannt zu haben; der Sklave Sirus in den „Brüdern" von Terenz war die zweite Rolle, die er ihm zuwies. Was dem Talent so noth thut, Zuversicht zu sich selbst, dies erweckte Holbein in Seydelmann; noch wenige Jahre zuvor hatte ein breslauer Dramaturg dem jungen Mimen auf die Schulter geklopft und ihm gutmüthig lächelnd gesagt: „Nein, lieber Freund, das Komödiespielen solltet Ihr sein lassen!" Seydelmann war darüber in einen Strom von Thränen ausgebrochen, und der erschrockene Rathgeber, der diese Inbrunst, diese Leidenschaft zur Kunst nicht ahnen konnte, hatte verlegen sein rasches Wort zurückgenommen. Die Einsicht in den Abstand zwischen hohen Zwecken und beengten Mitteln hielt jeder Zeit bei Seydelmann Schritt mit seiner Leidenschaft für die Bühne. Das Bewußtsein schwerer Arbeit zum Siege gab ihm die tiefe Bescheidenheit, die ihn unter den Genossen fast einzig hinstellt. In den zwanziger Jahren getraute er sich nicht, die Burg in Wien neben den Veteranen zu betreten. In den Dreißigern noch hatte er vor Berlin und den Manen der großen Todten dort lange Zeit eine heilige Scheu. So viel Intelligenz und so viel naive Bescheidenheit, so viel Geist und so viel Demuth des Herzens waren selten beisammen.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Der Schrift von Eberhard sieht man es an, daß der Verf. wirklich von Dem, was er sagt, überzeugt ist und darum wendet er auch die Sprache ruhiger Überlegung und der Beredtsamkeit einer in sich sichern Begeisterung an, welche den Gegner nicht hinter das Licht zu führen sucht, sondern in das Licht. Ganz anders verhält es sich mit der Schrift von Eißner, welche sich in den extravagantesten Vorstellungen bewegt, in denen die Ansichten des Romanismus bis zu einem Mythus potenzirt sind, welcher von der römischen Kirchenlehre selbst nicht gerechtfertigt wird, sondern der mit der größten Willkürlichkeit erfunden ist, um diese Kirchenlehre zu rechtfertigen. Dadurch bekommt die Schrift den Anstrich der widerwärtigsten Perfidie. Die Maxime des Verf. ist, den Gegnern, den Rationalisten von vornherein die größten Concessionen zu machen, sodaß es den Anschein hat, als wäre die Kirchenlehre ganz dem Rationalismus preisgegeben, dann aber durch einen gelehrt aufgeputzten Mythus den Rationalismus durch sich selbst zur starren römischen Rechtgläubigkeit überzuführen. Der Verf. hat eine Art von Ironie, welche so scharf geschliffen ist, daß ihre Schneide sich umbeugt, statt zu schneiden. Man lese Worte wie die folgenden: „Das ist eben das Schöne in unsern Zeiten, daß Jeder die Heilige Schrift nicht nur erklären kann wie er will, sondern auch durch Reden und Schreiben so viel Pre-

selyten machen und neue Kirchen stiften kann als er vermag. Und wir können die Laien nicht genug auffodern, von diesem Rechte vollen Gebrauch zu machen, denn nur auf diese Weise können alle freisinnigen Ideen, die bisher in der Heiligen Schrift noch verhüllt und unbenutzt gelegen haben, ins Leben treten. Und man lasse die Menschen nur fortgehen in ihren Erklärungen und störe sie nicht immer wieder durch Ministerialverordnungen: — wenn sie auch jetzt noch nicht einig sind, so werden sie schon einig werden —; und stockblind müßte man sein, wenn man nicht schon im voraus den allgemeinen Tag des Lichts und der Freiheit, der daraus hervorgehen wird, sehen könnte u. s. w." Dies nun soll Ironie sein und der Verf. kämpft so für seine Kirche auf die heimtückischste Weise, indem er seinen Gegnern ein Bein zu stellen sucht. Der Mythus aber, welchen er erzählt, ist kurz dieser: Der Mensch war mit dem vollständigsten Wissen von Gott geschaffen, verlor dieses Wissen aber durch den Sündenfall. Indeß erhielt sich im auserwählten Volke Gottes, den Juden, ein höheres Wissen von Gott, war namentlich bei Abraham in eminenter Weise vorhanden, wurde im Allgemeinen von der Priesterkaste aller Völker besessen und von derselben in Bilder und Geschichten eingekleidet und dem Volke unter dieser Form mitgetheilt. Christus that nichts als daß er diese alte Weisheit in ein neues zeitgemäßes Gewand steckte. Das geheime Wissen theilte er wieder der von ihm gestifteten Priesterkaste mit und diese verwaltet noch gegenwärtig dieses Geheimniß, welches erst der Schlüssel zur Heiligen Schrift ist, ohne welchen Schlüssel die Laien in dieser nur sinnlose Geschichte und widersprechende Behauptungen sehen müssen. Nur die Priester sind im Stande, Sinn und Verstand durch die ihnen mitgetheilte Tradition hineinzubringen, die Priesterschaft ist daher zur Hierarchie berechtigt, von Gott selbst zur Herrschaft als Verwalter seines Geheimnisses eingesetzt, muß aber dem Wesen Gottes gemäß eine monarchische Verfassung haben und ist so überhaupt die Vertreterin des monarchischen Princips. Dabei räumt der Verf. von vornherein ein, daß der menschliche Geist allerdings befähigt sei, das Göttliche zu erkennen, nimmt aber diese Erkenntniß, den Grund seines Mythus, als Privateigenthum der Priesterkaste in Anspruch. Wer die neuere Wissenschaft und ihre Ergebnisse kennt, durchschaut leicht das Gemenge von Wahrheit und Lüge, welches der Verf. hier zusammengebraut hat. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier eine Scheidung des Wahren vom Falschen unternehmen, und ich bemerke daher nur: 1) daß der Verf. mit seiner Geschichte selbst dem Principe der römischen Kirche entgegentritt, nach welchem Christus viel mehr als ein bloßer zeitgemäßer Reformator des frommen Priestertrugs ist, und 2) daß es eine Unwahrheit ist, wenn er die Hierarchie der katholischen Kirche als eine wesentlich monarchische bezeichnet, da es eine bekannte historische Thatsache ist, daß es erst der durch Jahrhunderte fortgesetzten List der Päpste gelungen ist, die ursprünglich durchaus demokratische Form der Hierarchie (einer priesterlichen Gemeinde) in die Aristokratie der Concilien und endlich in die Despotie des Papismus umzuwandeln.

Eine populaire Darstellung der Entwickelung dieser hierarchischen Despotie enthält folgendes Werk:

3. Das Papstthum und die reformatorischen Bestrebungen in der christlichen Kirche von ihrem Uranfange bis auf Ronge und Czerski. Ein Volksbuch für Protestanten und Katholiken, welchen es um einen hellern Blick in ihre Kirche und Kirchenlehre zu thun ist. Von F. G. Nagel. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 1846. 8. 7½ Ngr.

In mehren bisher besprochenen Schriften, namentlich in der Schutzschrift Riffel's für die Jesuiten, ist die alte Lüge wieder aufgewärmt worden, daß das Princip des Protestantismus das Princip der politischen Revolution sei. Dieser Vorwurf ist ein so boshafter und gefährlicher, daß er trotz seiner evidenten Nichtigkeit für Jeden, der die Geschichte und den Protestantismus kennt, doch, so oft er wieder erneuert wird, auch wiederum widerlegt werden muß. Dies geschieht in der Broschüre:

4. Vertheidigung des Protestantismus gegen die politische Verdächtigung von Seiten des Ultramontanismus nach ihren beiderseitigen Principien und der Geschichte durchgeführt. Von R. Haas. Gießen, Heyer. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Verf. führt seine Widerlegung von Seiten der Principien des Protestantismus und römischen Katholicismus und an der Hand der Geschichte, und wirft den Vorwurf auf den Romanismus zurück. Die Vertheidigung kann nicht für die Wissenschaftlichgebildeten bestimmt sein, da für diese der ganze Streit längst entschieden ist, daher hätte der Verf. sich einer populairen Darstellung befleißigen sollen. Wie wir Protestanten in diesem Jahre ein Gedächtnißfest Luther's feiern werden, so haben die Römisch-Katholischen die Säcularfeier des Tridentiner Concils im vorigen Jahre begangen, welches am 13. Dec. 1545 eröffnet, am 4. Dec. 1563 geschlossen wurde. Zu dieser Feier ist durch folgende Schrift eingeladen worden:

5. Die katholische Glaubensregel, oder getreue Übersetzung der Zusammenstellung aller Glaubensregeln des Concilium von Trient mit einigen Erklärungen als Zugabe für den katholischen Hirten und seine Heerde. Von A. Eberhard. Regensburg, Pustet. 1845. 12. 10 Ngr.

In der oben unter Nr. 1 angeführten Schrift sagt derselbe römische Geistliche in Bezug auf das von den Protestanten gefeierte Reformationsfest: „Feste der Versöhnung kannten wol unsere Väter schon; aber Feste der Zwietracht im eigenen Hause kannten sie nicht." Und jetzt fodert er selbst zu einer Festfeier des Tridentiner Concils auf, dieses Concils, welches unter dem despotischen Einflusse des Papstes die Kirchenspaltung entschied, gegen welche sich die Protestanten immer gesträubt hatten, welches die Verfluchung der Protestanten sanctionirte, welches die Glaubenslehren der Kirche in das unwürdige Gewand einer langen Reihe von Bannflüchen brachte, wie auch das vorliegende Buch beweist. Wenn wir Protestanten das Reformationsfest feiern, so begehen wir ein Fest der Freude über unsere Befreiung aus den Fesseln des Papismus, aber stets zugleich ein Fest der Trauer über die Kirchenspaltung, welche nicht durch die Reformatoren, sondern durch die hartnäckige Weigerung der Päpste, eine Ausscheidung der Irrthümer und Misbräuche aus der Kirchenlehre geschehen zu lassen, herbeigeführt wurde. Die Römischen dagegen betrachten das Tridentiner Concil als ein Siegesfest der Kirche über verfluchte Ketzer. Sie haben uns verflucht und verfluchen uns noch jetzt, wir haben keine Fluchbulle, die wir am Reformationsfeste feierlich verläsen, wir haben sie nie verflucht, ihnen nie die Berufung und Befähigung zur Seligkeit abgesprochen. Das Jubiläum des Tridentiner Concils wird sein, was unser Reformationsfest nie war: ein Fest der Zwietracht im deutschen Vaterhause. Durch das hier vorliegende Buch lasse sich übrigens Niemand täuschen, als enthalte dasselbe die Summe der ganzen römischen Kirchenlehre. Dies ist keineswegs der Fall; viele der gemeingefährlichsten Lehren sind in ihm nur versteckt angedeutet oder ganz übergangen. So findet man in ihm z. B. nichts von den gehässigen Satzungen über die gemischten Ehen, welche nichtsdestoweniger, wie alle Welt weiß, volle Gültigkeit bei den Papisten haben.

Oswald Marbach.

Das „Foreign quarterly review" über deutsche Zustände.

Eine der gediegensten englischen kritischen Zeitschriften, das „Foreign quarterly review", spricht sich bei Gelegenheit der Beurtheilung der von Welcker veröffentlichten Klüber'schen „Wichtigen Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation" über unsere Zustände in Deutschland, namentlich in Preußen, und deren mögliche Entwickelung in einer Weise aus,

die zwar bei unsern Preßzuständen nicht ganz wiederzugeben, aber jedenfalls interessant genug ist, um davon Notiz zu nehmen. Es wird zuerst das Urtheil Laing's, „welches bereits durch die Wanderbibliotheken jedem Engländer, der lesen kann, bekannt ist", angeführt, „daß es keine Nation in der Welt gibt, welche im Verhältniß zu ihrer außerordentlich entwickelten Intelligenz so wenig wirkliche Selbstregung besitzt als die deutsche". Durch diese außerordentliche und der ernstesten Aufmerksamkeit würdige Erscheinung wird die sich jetzt in Deutschland allenthalben kundgebende Bewegung der Geister zu erklären gesucht. Die Politik Preußens habe zuerst ihrem Volke eine wahrhafte höhere „Dampferziehung" gegeben, alle geistigen Gaben ihrer akademischen Jugend in allen Fächern des Nachdenkens und der Speculation in Bewegung gesetzt und später, obwol vergeblich, alle Mittel ausgesonnen, um die Kraft, die sie selbst hervorgerufen, zu hemmen und den Athem, der sie selbst belebt, zu ersticken. Dies Verfahren müsse für den Engländer ein vollkommenes Räthsel sein. Mit der einen Hand sehe man das Banner der volksgemäßen Aufklärung und der protestantischen Unabhängigkeit entfaltet, in der andern zeige sich das Censorthum und die Policei. „Können Feigen von den Disteln kommen? Kann süß und bitter aus Einem Munde fließen?" Sicherlich nicht. Ein hoher Grad allgemeiner Aufklärung und die Censur der Presse könnten nimmer nebeneinander bestehen, deshalb dürfe man nicht staunen, wenn man gegenwärtig beide nicht im Einklang und Zusammenwirken in Deutschland erblicke, sondern im Kampfe auf Tod und Leben und in gegenseitiger Anklage. Sie existirten, wie die Hochkirche und der katholische Glaube in Irland, indem sie nur den Beweis ihrer Unverträglichkeit lieferten.

„Verständige Männer", heißt es weiter, „sahen dies vom Anfang an; aber einige kurzsichtige und flache Leute (fools), welche den Schlund des feuerspeienden Bergs für den Augenblick verschlossen und keinen Qualm mehr sahen, wiegten sich von da an in den Wahn, daß die gährenden Elemente sich beschwichtigt und daß in Ermangelung der Luft das Feuer ausgegangen. Eitler Wahn! Der menschliche Geist erzeugt, gleich den unterirdischen chemischen Stoffen, den Sauerstoff aus sich selbst; und nun hören wir statt des Friedens und der Versöhnung, welche die Censur und die Karlsbader Beschlüsse von 1819 hätten in Deutschland einführen sollen, nichts als ein mistöniges Concert des geheimen Grolls und lautes Auflachen, Grinsen, Hohn, Verwünschungen und schreckliche Weissagungen. Sind diese Dinge die Vorboten eines Erdbebens, die Anstalten zu einem Ausbruch, die warnenden Klänge einer drohenden Explosion? oder ist es nur das Toben eines angeschmiedeten Irrsinnigen, die Krampfoerzerrungen eines galvanisirten Leichnams? das fieberhafte Umhergreifen eines sterbenden Deliriums? Dies letzte ist die Ansicht Fürst Metternich's und Derer, die an ihn glauben; aber wenn Pradt recht hatte, als er sagte: daß die Welt fortan nur durch ein System wechselseitigen Unterrichts, durch Lehrer, nicht durch Gebieter beherrscht werden kann; wenn Tocqueville den Plan der Vorsehung richtig errieth, daß die Demokratie überall im Fortschritt begriffen und, zwar geleitet, aber nicht bezwungen werden könne — dann müssen wir den gegenwärtigen Zustand Deutschlands als sehr verhängnißvoll ansehen und nicht ohne große Besorgniß dem Ausgang entgegensehen."

Die Fortdauer der seltsamen Erscheinung, welche dem Engländer Veranlassung zu diesen Betrachtungen gegeben, zwingt uns, sein weiteres Urtheil über Zustände und Personen in Deutschland zu verschweigen, das Urtheil insbesondere, welches, nach seiner Ansicht, jeder Mann in England, ob Whig oder Tory, über „die Männer in Frankfurt" ausspricht, obwol es wol wenig Denkende und Unabhängige in Deutschland geben wird, die nicht gleicher Ansicht sind. 26.

Literarische Notizen aus England.

Aus und über Irland.

Unter Denen, die in der neuern englischen Literatur vorzugsweise als Zeichner irischen Lebens und Charakters aufgetreten sind, ragen vier hervor, deren jeder sich seine eigene Sphäre gewählt hat. Maxwell die wilden Extravaganzen des irischen Soldaten und Fuchsjägers, Lover den reichen Humor der Iren im Allgemeinen, Carleton die Gebräuche, Gewohnheiten und Gesinnungen des irischen Landvolks, Mistreß Hall das heimatliche Leben Irlands. Letztere hat vielleicht das Meiste über Irland geschrieben, stets aus reinem, weiblichen Herzen und mit voller Kenntniß eines Volks, dessen Tugenden sein eigen und dessen Laster durch zugefügtes Unrecht und Unterdrückung ihm aufgezwungen worden sind. Die Mehrzahl von Mistreß Hall's Schilderungen ist in der Form kleiner Geschichten erschienen, alle charakteristisch und lesenswerth, aber keine einen so hohen Rang anstrebend und einnehmend wie ihr jüngster Roman: „The whiteboy. A story of Ireland in 1822" (2 Bde., London 1845). Zweck desselben ist offenbar Darlegung der Mangelhaftigkeit in dem moralischen und politischen Zustande Irlands und der verderblichen Folgen des bisher beobachteten Systems, es durch Bibel und Bayonnet zu regeneriren. In gewiß wahren aber schmerzlichen Zügen stellt die Verf. ein Gemälde auf von den unheilsschweren Resultaten eines gesellschaftlichen Wesens, in welchem die obern Classen durch Religion, Sitten, Gebräuche und Gefühle den niedern entgegenstehen und es zwischen Beiden kein anderes Band gibt als Interesse auf der einen und Furcht auf der andern Seite. Dies und hundert andere Ursachen jenes unseligen Zwiespalts, der seit lange Irlands Unglück ist, hat die Verf. furchtlos und beredt auseinandergesetzt. Sie hat es mittels einer Erzählung gethan, deren Schauplatz in den romantisch-schönen Theilen des südlichen Irlands und deren Zeit, obschon sie nur 23 Jahre zurück liegt, doch ganz geeignet ist, die widerstreitenden Elemente hervorzuheben, aus welchen damals die so gefährlichen, aufrührischen, unter dem Namen Whiteboys hinreichend bekannt gewordenen Verbrüderungen entstanden, die nur dazu dienten, das unglückliche Land noch unglücklicher zu machen. Auch die Erzählung an sich ist in hohem Grade anziehend und jede Person scheint eine zu sein, die wirklich gelebt hat. So insbesondere Mat, ein alter, halb verrückter, schätzesuchender Schulmeister; Murtough, der treue, aber rohe Milchbruder des Häuptlings Lawrence Macarthy, und Richards, ein vollendeter Bösewicht, weil ein vollendeter Heuchler, hoffentlich ein überall und auch in Irland seltener Auswurf des Menschengeschlechts. Ferner fehlt es nicht an kräftigen, echt dramatischen Scenen. So die Mitternachts-Zusammenkünfte der Verbrüderten, die Versammlungen auf den Bergen, das Treiben und Leben der Führer und der Geführten. Ob Mistreß Hall ihre Absicht erreichen wird, die in England hier und da noch regen Vorurtheile wider Irland wenigstens zu mindern und die hier und da ebenso gewiß wachen Sympathien für die Schwesterinsel zu einer That zu erheben, dürfte freilich zweifelhaft sein. Aber mehr als ein Scherflein hat sie zu der Erreichung beigesteuert.

Die Insel Madeira.

In Übereinstimmung mit dem bessern Theile der englischen Kritik verdient Empfehlung: „The ocean flower. A poem. Preceded by an historical and descriptive account of the Island of Madeira", von T. M. Hughes (London 1845). Originelle und echt poetische Gedanken, dichterische Sprache, tiefe Anschauung des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft und tadelfreie Versification dürften jedem Freunde der Poesie das Büchelchen lieb machen. Nebenbei gilt die zugegebene Beschreibung von Madeira für den besten „Führer" durch diese schöne Insel. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Auf Seydelmann's prager Epoche folgte die kasseler, die darmstädter, die stuttgarter. Überall eroberte er sich langsam aber gründlich die Hochachtung des Publicums, überall jedoch schien er in schwachen Nebenstunden der Kabale zu erliegen, sowie sein Körper schon früh den angestrengten Studien zu erliegen begann. Er mußte oft pausiren, Bäder gebrauchen; seine äußern Verhältnisse verfielen nicht selten der kläglichsten Nothdurft. Pein aller Art arbeitete unausgesetzt an seiner reizbaren Seele; sein Gemüth vergrub sich schon früh in sich selbst, sein heller Verstand, scharf genug um die Dinge an ihren Eckseiten zu fassen, umflorte sich immer mehr mit dem Nebelschleier melancholischer Laune. Wenn er in seinen *Briefen* jene Städte schildert, so überläuft es uns fast als hätte er an ungeheuerlichen Einfällen, an gespenstischen Schrecknissen die er sich vormalt sein Wohlgefallen. Diesen Schrecknissen der eigenen Einbildung erlag er so früh. Sein Leben zerstörte sich, seine Galle dehnte sich allzu weit aus, sein Herz hatte den Fehler, daß es zu groß war. Er hatte in den letzten fünf Jahren seines Lebens Momente, wo er schwermüthig bis zur Todessehnsucht war. Als am 17. März 1843 ein Nervenschlag sein schweres Leiden beendete, fand man seine organischen Fehler auf.

In Stuttgart war Seydelmann hintereinander neun Jahre gewesen. Jedenfalls haben sich dort die Grundelemente seines Spiels am festesten zusammengefügt. Nicht daß er dort seinen Gestalten, wie man sich ausgedrückt hat, die objectivste Fertigkeit gab; an dieser selbständigen Objectivität seiner Aufgaben und Leistungen kamen ohnedies Übergriffe zum Vorschein, wie ich sie oben vom Standpunkt der Dichtung aus rügte. Sein Eifer war in Stuttgart, so scheint es, am blühendsten, seine Arbeit jeder Zeit frisch, seine Phantasie ließ sich noch nicht von der Schwerkraft seiner grübelnden Forschung überwältigen. Er war dort auch als Regisseur thätig. Man weiß von seinem gerechten Eifer gegen das Rollenmonopol; man erzählt sich, er habe, obschon vergebens, auf eine zwiefache Leseprobe gedrungen, weil es nöthig sei, daß die Schauspieler, bevor sie an das Erlernen der Rollen gingen, diese zum gemeinschaftlichen Verständniß des Stücks erst noch im Ensemble selbst läsen, nachdem der Regisseur ihnen das Stück summarisch mitgetheilt. Seydelmann's angeblichen Vorschlag, die Literatur solle dem Schauspieler das Gerippe zu Stücken liefern, das dieser dann selbst ausführen könne, hat man später für Fabel erklärt. Ebenso hat man von seinem Plane, sich zum Director einer herumreisenden Gesellschaft, die mit nicht umfangsreichem, aber festem und durchgebildetem Repertoire verschiedenen Städten in Deutschland immer etwas Neues bliebe, nachträglich nichts wissen wollen. Es ist zu bedauern, daß so viel Kenntniß und Einsicht nicht dauernder und umfänglicher der Leitung einer großen Bühne zugute kam, daß man ihn in Berlin nur eben als Schauspieler, der seinen Part bekam, zu verwenden wußte. Seine Intelligenz reichte weiter. Er fühlte, daß dem Schauspielwesen große Reformen noth thun, soll die Kunst der Darstellung nicht eine Mythe von ehedem werden. Er fühlte sehr lebhaft mit Eduard Devrient, der in seiner Schrift über Theaterschulen sich zuerst öffentlich über dies Thema aussprach, daß „inmitten der emsigen Sorgfalt für alle Stände, der Schauspieler allein es ist der wild aufwächst". Man richtet dabei natürlich auf Wien und Berlin seine Blicke, ob es möglich sei, dort Institute zu gründen, die die Pflanzschule eines guten Stils würden. Wo die Sorge für das Schauspiel wie in Wien so rege ist, daß ein ganzes volles Theater lediglich darauf verwendet wird, da bringen die verschiedenen Talente bei unausgesetztem Zusammenspiel vielleicht noch lange einen Gleichtakt und Harmonie heraus. In Berlin spielt man seit lange in allen Stilarten und Manieren bunt durcheinander. Theaterschulen können Samen für die Zukunft streuen; sie können die große Heerde der Rekruten organisiren. Aber die Bühnen selbst bedürfen einer Organisation, nicht Küstner'scher Theatergesetze, sondern der ästhetischen Leitung eines Regisseurs, der selbst kunstgerecht und literaturfähig ist. Man schien in Berlin einen solchen in Seydelmann leider nicht zu sehen. Und so blieb er auch dort darauf beschränkt, für seine Person zu spielen. Große Einzelheiten aber thun dem deutschen Schauspiel jetzt weniger noth als tüchtige Ensembles.

Seydelmann blieb immer wieder von allen Seiten

darauf gedrängt, Schauspieler zu sein. Auch stand die Werkstatt, die er dazu in Bewegung setzte, nie still. Staunenswerth ist die Zahl seiner Versuche, das Studium so verschiedener Rollen, dem er sich mit gleicher Freudigkeit unterwarf. Eine Aufzeichnung seines Rollenwechsels setzt in Erstaunen. Im „Wallenstein" spielte er nacheinander in verschiedenen Epochen den Ottavio, Buttler, Gordon; im „Tell": Attinghausen, Geßler, Stauffacher; in „Kabale und Liebe": Kalb, Wurm, Miller, Präsident; im „Fiesco": Verrina, Mohr; im „König Johann": den König und später den Hubert; in „Dienstpflicht": Baruch, nachher Dallner; in den „Spielern": Lieutenant Stern, nachher Posert. Mit dem Wallenstein trug er sich lange in Gedanken herum. Mir ist es begreiflich, warum er nicht dazu kam, ihn zu spielen. Er konnte der idealen Haltung dieser Gestalt nicht genug baare blanke Wirklichkeit, wie er sie brauchte und gab, abgewinnen. Den Lear versuchte er mehrmals, stand aber davon ab, weil seine Mittel nicht dazu ausreichten, das Höchste darin zu leisten. Hamlet hat er in früherer Zeit einige Male gespielt, ihn aber fallen lassen. Richard III. und Jago konnte er in spätern Tagen nicht wieder vornehmen. Zu seinem großen Schmerz; denn Arbeit war seine Lust, Fleiß sein Stolz, Bescheidenheit seine Zierde; das Gefühl des Gewichts seiner Aufgabe glich bei ihm einer religiösen Scheu und Ehrfurcht. Hier ist die Stelle, wo er — unsterblich ist. Und je leichtfertiger literarischerseits für den Thespiskarren gearbeitet wird, desto bewundernswürdiger musste ein Schauspieler sein, dessen Gewissenhaftigkeit ihresgleichen sucht.

F. Gustav Kühne.

Statistisches Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von Karl August Müller. Leipzig, Hinrichs. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Bedeutung und Wichtigkeit statistischer Übersichten und Tabellen wurde wol zu keiner Zeit allgemeiner anerkannt als jetzt. Sind sie auch für Viele, die nichts damit anzufangen wissen, nichts oder wenig mehr als trockene und unfruchtbare Anhäufungen von Zahlen; dem Kundigen und Denkenden, der die Zahlen zu würdigen versteht, gewähren sie das lebhafteste Interesse. Aber auch wirklichen praktischen Nutzen gewähren sie in zahllosen Fällen, und mit Recht sagt der Verf. in der Vorrede des vorliegenden Buchs: „Ohne eine immer weitere Verbreitung allgemeiner statistischer Kenntnisse werden unsere Bestrebungen in Bezug auf Urproduction, Gewerbe, Handel, Verkehr nie zu wahrhaft großartigen Ergebnissen führen, ohne sie wird unser so herrlich erwachter Associationsgeist unzählige falsche Schritte thun, ohne sie wird die Theilnahme an den öffentlichen Staatsangelegenheiten nur albernes Geschwätz und lustige Truggestalten hervorbringen." Daher kann es nicht genug beklagt werden, daß in vielen Ländern die Quellen statistischer Belehrung so äußerst sparsam fließen, weil die Regierung es entweder nicht der Mühe werth hält, statistische Nachweisungen aufstellen zu lassen und den Zahlenverhältnissen des Landes und Volkes, des Handels und der Production nachzuforschen, theils derartige Nachrichten wenigstens für sich behält und, sei es aus Lichtscheu oder Indolenz oder Geringschätzung des Publicums, dem Lichte der Öffentlichkeit entzieht.

Dessenungeachtet ist die Masse des statistischen Materials, das die Presse der einzelnen Länder fortwährend zur Kenntniß des Publicums bringt, so bedeutend, daß die Ordnung, Sichtung, Verarbeitung desselben eine ungemein schwierige Aufgabe ist. Sich derselben zu widmen, ist jedenfalls ein verdienstliches Werk. Weil aber der Werth statistischer Ausweise für das praktische Leben großentheils von der Schnelligkeit abhängt, in welcher dieselben zu allgemeiner Kenntniß gelangen, so scheint es uns eine sehr glückliche Idee, in einer jährlich erscheinenden systematisch geordneten Sammlung das im Laufe eines Jahres zusammengekommene statistische Material oder wenigstens die Quintessenz desselben zu vereinigen. Sie ist es, welche das vorliegende „Statistische Jahrbuch" ins Leben gerufen hat, das zugleich ein fortgehendes Supplement der „Allgemeinen vergleichenden Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik" des Freiherrn von Reden bilden soll, welches letztere Werk den Entschluß des Herausgebers, seine statistischen Sammlungen zu veröffentlichen, überhaupt erst zur Reife gebracht hat. Übrigens bezeichnet derselbe die Aufgabe, welche er sich gestellt, näher dahin: „Eine klare, umfassende und möglichst vollständige Anschauung der Culturverhältnisse der Gegenwart, namentlich in den deutschen Bundesstaaten und in den außerdeutschen Ländern Östreichs und Preußens, durch eine geordnete Mittheilung der neuesten statistischen Ausweise zu vermitteln."

Gegen die Art selbst, wie der einsichtsvolle Verf. zu Werke gegangen, läßt sich im Allgemeinen nichts Erhebliches einwenden. Nur in einem Punkte ist Ref. nicht ganz mit ihm einverstanden, nämlich darin, daß bei den aus Zeitschriften entnommenen Angaben die Quellen in der Regel nicht genannt sind. Der Herausgeber motivirt zwar dies von seinem anfänglichen Entschlusse abweichende Verfahren damit, daß seiner Ansicht nach eine blos allgemeine Angabe, z. B. „Allgemeine Zeitung", „Times" u. s. w., völlig zwecklos gewesen, eine ganz specielle dagegen als eine unnöthige Pedanterie erschienen wäre; doch will uns das Eine so wenig wie das Andere einleuchten. Eine allgemeine Angabe würde jedenfalls dem Zwecke genügt haben, in vielen Fällen ein Urtheil über die größere oder geringere Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der mitgetheilten Nachrichten zu gestatten, vorausgesetzt, daß die genannte Quelle die ursprüngliche wäre, und insofern würde sie von nicht geringem Werthe gewesen sein; aber auch eine specielle Angabe zum Behuf einer genauen Controle der Richtigkeit dürfte manchem Leser in einzelnen Fällen wünschenswerth sein. Amtliche Veröffentlichungen und Monographien, aus denen etwas entnommen wurde, sind im Texte genannt; außerdem in der Vorrede diejenigen Zeitschriften, welche vorzugsweise benutzt wurden, unter ihnen vor allen das „Journal des östreichischen Lloyd", „die erste Handelszeitung der Welt", als diejenige, welche den reichhaltigsten und interessantesten Stoff dargeboten habe und für die erste Hälfte des Buchs Hauptquelle gewesen sei.

Das Buch ist in zwölf Hauptabschnitte getheilt, welche wir nachstehend namhaft machen und dabei nach Befinden einige Bemerkungen und nähere Angaben des Inhalts anknüpfen.

I. Landwirthschaft (S. 3—21). Deutschland, mit Ausnahme Östreichs, erzeugt jährlich 38 Mill. Scheffel Weizen, 125 Mill. Scheffel Roggen, 43 Mill. Scheffel Gerste, 122 Mill. Scheffel Hafer und die Production übersteigt den Bedarf nur um resp. 6, 6, 1 und 6 Mill. Scheffel. Den gesammten jährlichen Ertrag des Weinbaus in Europa schlägt man auf 91 Mill. preußische Eimer an, wozu Frankreich 40, Östreich 33½, Spanien 8⅛, Deutschland ohne Östreich (und Preußen?) 4½, Italien, Sicilien und Griechenland 2½, Portugal 1½, die Schweiz ½ Mill. Eimer liefern. Die gesammte Wollausfuhr der verschiedenen Länder betrug im Durchschnitt der Jahre 1837—40 68,444,370 Pfund, im Deutschen Zollverein wird die Ausfuhr von der Einfuhr seit mehren Jahren um ein Bedeutendes (1843 um 17,271 Centner) übertroffen. Die Zuckerausfuhr aus den Erzeugungsländern wurde für 1843 auf 19,682,452 Centner, die Kaffeeproduction auf 4,590,000 Cent-

ner, die Kaffeeeinfuhr auf 154,550 Tonnen, die Theeausfuhr aus China auf 410,000 Centner berechnet. Die Theeconsumtion ist in Deutschland noch sehr unbedeutend; der Zollverein führte 1843 nicht mehr als 3703 Centner ein und gab davon 948 Centner wieder ab; England führte 1844 gegen 370,000 Centner, Frankreich 1842 231,880 Kil. oder 4,638 Zollcentner (1831 nur 87,067 Kil.) ein.

II. Berg- und Hüttenwesen (S. 21—34). Die Eisenproduction beträgt gegenwärtig in den Zollvereinsstaaten etwa 3½ Mill. Centner, in Östreich 2½ Mill. Centner, in England und Schottland (446 Hohöfen) 30, in Frankreich 7, in Rußland 4, in Belgien 2 Mill., in Schweden 1,800,000 Centner; die Gesammtproduction Europas läßt sich auf 52 Mill. Centner annehmen. An Steinkohlen gewinnt England jährlich im Durchschnitt etwa 570 Mill. Centner, Frankreich (1842) 72 Mill. Zollcentner, Belgien 1843 (in 427 Werken) etwa 4 Mill. Tonnen, Preußen 1843 über 14 Mill. Tonnen, Östreich 1841 gegen 5 Mill. Centner. Die Salzproduction Europas wird auf 44⅔ Mill. Centner berechnet und übertrifft den Bedarf um fast 10 Mill. Centner; obenan steht in jener wieder Großbritannien mit 8⅔ Mill. Centner, dann folgen Frankreich mit 6,369,000, Spanien mit 6 Mill., Portugal mit fast 5 Mill., Östreich mit 4¾ Mill., Rußland und Polen mit mehr als 4½ Mill., Preußen und die übrigen Zollvereinsstaaten mit 3½ Mill., beide Sicilien mit 3 Mill. Centner u. s. w.

III. Gewerbfleiß (S. 34—51). Hier werden zuerst Angaben über die gesammte Industrie Sachsens und Östreichs mitgetheilt; in ersterm Lande wird der Erzeugungswerth auf 37,695,000, das Anlage- und Betriebscapital auf 42,640,000 Thlr., die Arbeiterzahl auf 192,500 berechnet; in letzterm Staate der Geldwerth der in den größern Fabrikszweigen erzeugten Industrieproducte auf 593,418,000 Gld. C.-M., wozu der Werth der Erzeugnisse der kleinern Fabriken und Gewerbe mit 201,599,000 Gld. kommt, und wovon der relativ größte Betrag, nämlich resp. 110⅓ und 31⅓ Mill. Gld. auf Böhmen, nächstdem 80⅓ und 33⅔ Mill. auf die Lombardei fallen. Dann folgen Angaben über einzelne Hauptindustriezweige, namentlich die Linnen-, Schafwollen- und Baumwollenmanufactur. Ende 1843 stellte sich die Zahl der existirenden Feinspindeln für Flachsmaschinenspinnerei auf circa 3,703,000, wovon nur 203,000 auf das europäische Festland kamen. Binnen sechs Jahren hat der Deutsche Zollverein durch verminderte Ausfuhr und vermehrte Einfuhr von Gespinnsten und Geweben aus Flachs und Hanf mehr als 214 Procent verloren; mit Riesenschritten scheint der gänzliche Verfall des deutschen Linnengewebes heranzunahen. Auch von der Baumwollenmanufactur sind zwei Drittel in britischen Händen; man rechnet, daß Ende 1844 23,875,000 Spindeln im Gange waren und darunter nicht weniger als 14 Mill. in Großbritannien, außerdem 3½ Mill. in Frankreich, 2¼ Mill. in Nordamerika, 1½ Mill. in Östreich u. s. w. Den Gesammtwerth der ausgeführten englischen Baumwollenfabrikate schätzt man für 1844 auf 18,823,402 Pf. St. Die gesammten englischen Fabriken (mit 450,000 Arbeitern) führen jährlich für 51 Mill. Pf. St. Waaren aus.

IV. Handel (S. 51—131). Im Deutschen Zollverein betrug im Durchschnitt aus den Jahren 1837—41 die jährliche Einfuhr 165,782,337, die Ausfuhr 166,496,934 Thlr., wobei auf zollfreie Gegenstände nicht Rücksicht genommen ist. Die bedeutendsten Häfen des Zollvereins sind Danzig und Stettin; der erste Hafen und Handelsplatz des Continents aber ist noch immer Hamburg, wo im J. 1840 die Gesammteinfuhr 177,030,000 Mark Bco., die Gesammtausfuhr inländischer Producte und Industrieerzeugnisse 105½ Mill. Mark Bco. betrug. Von ersterer kommen mehr als zwei Drittel (168,816,800 ist jedenfalls ein Druckfehler) auf acht Artikel, unter denen Baumwolle und Baumwollenwaaren obenanstehen; von letztern sind mehr als die Hälfte rohe Producte. Bremen, das im Besitz des größten Theils des deutschen Handels mit Amerika ist, berechnet seine Einfuhr wie seine Ausfuhr für 1840 auf etwa 26 Mill. Mark Bco., wovon über die Hälfte auf den Handel mit Nordamerika und fast ein Viertel auf den Handel mit Cuba kommen. Etwa ebenso groß ist Lübecks Einfuhr, die im J. 1844 den Werth von 33,814,690 Mark Crt. erreichte. Ausführliches wird über Östreichs Handel mitgetheilt, besonders interessant aber ist eine vergleichende Zusammenstellung des Verkehrs von Frankreich, dem Zollverein und Östreich (d. h. dem allgemeinen östreichischen Zollgebiete) mit dem Auslande im J. 1842. Hiernach betrug:

der Gesammtverkehr		
in Frankreich	734,000,000	Gld. Conv.-M.
im Zollverein	776,500,000	" "
in Östreich	362,700,000	" "
der gesammte Zollertrag		
in Frankreich	54,393,000	Gld. Conv.-M.
im Zollverein	33,702,000	" "
in Östreich	15,971,000	" "
der Werth der eingeführten und verzollten Waaren		
in Frankreich	298,400,000	Gld. Conv.-M.
im Zollverein	373,000,000	" "
in Östreich	106,859,000	" "

sodaß die Resultate der Vergleichung für Östreich nicht eben günstig sind. Im J. 1843 betrug die Einfuhr in das allgemeine östreichische Zollgebiet zu Lande über 64, zur See über 47, zusammen über 111 Mill. Gld., die Ausfuhr zu Lande 84¼, zur See über 19¾, zusammen über 104 Mill. Gld. Eine andere interessante Uebersicht betrifft eine Vergleichung des Handels von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Im jährlichen Durchschnitt aus den Jahren 1837—42 betrug

die Einfuhr		
in Frankreich	400½	Mill. Gld. Conv.-M.
in England	624¾	" " "
in den Vereinigten Staaten	268	" " "
die Ausfuhr		
in Frankreich	382½	Mill. Gld. Conv.-M.
in England	1080¾	" " "
in den Vereinigten Staaten	251½	" " "

Belgiens auswärtiger Handel belief sich in dem günstigsten Jahre 1843 an Ein- und Ausfuhr zusammen auf 516⅔ Mill. Francs, fast ein Viertel des Betrags des französischen Ein- und Ausfuhrhandels. Für Rußland betrug der Werth der ausgeführten Waaren im J. 1843 über 82½, der der eingeführten über 75 Mill. Silberrubel, im J. 1842 aber jener über 85¼, dieser über 84½ Mill. Silberrubel.

V. Schiffahrt (S. 131—153). Die Handelsflotten der europäischen Staaten lassen sich gegenwärtig auf mehr als 87,000 Fahrzeuge von zusammen 6½ Mill. Tonnen berechnen. Davon kommen auf Großbritannien 23,253 Schiffe von fast 3 Mill. Tonnen, auf Frankreich 13,656 Schiffe von noch nicht 600,000 Tonnen, auf Schweden und Norwegen 5,450 Schiffe von 471,772 Tonnen, auf Holland 1,195 Schiffe von 275,084 Tonnen, auf beide Sicilien 9,174 Schiffe von 213,198 Tonnen u. s. w., auf Preußen 1,339 Schiffe von 114,656 Last oder fast 230,000 Tonnen, auf Östreich 2,397 Seeschiffe von 208,551 Tonnen. Die Zahl der Handelsdampfschiffe wird für die einzelnen Staaten und das J. 1843 folgendermaßen berechnet: England 1146 (worunter 897 Seedampfschiffe), wozu noch 104 Kriegsdampfböte kommen, Frankreich 294, außerdem 105 Kriegsdampfer, Östreich 54, Rußland 48, Deutschland ohne Östreich 140, Holland 60, Schweden 58, Schweiz 16, Italien 16, Spanien und Portugal 16, Dänemark 12, Türkei und Griechenland 8, Belgien 5, Jonien 2, was zusammen 2085 Schiffe von 178,000 Pferdekräften und 120,000 Tonnen gibt. Nordamerika besitzt oder besaß im gedachten Jahre 11—1200, Australien 17, Brasilien 10, Mexico 6, Ägypten 6. Die Gesammtzahl aller auf der ganzen Erde gegenwärtig vorhandenen Dampfschiffe dürfte 3300 erreichen.

VI. Eisenbahnwesen (S. 153—164). Hier dienten als Hauptquellen die „Stuttgarter Eisenbahnzeitung" und die

„Deutsche Allgemeine Zeitung". Zu wünschen wäre, daß bei den der erstern entnommenen Daten eine Umrechnung der Gulden in Thaler stattgefunden hätte, was freilich einigermaßen mühsam, aber hinsichtlich der dritten mitgetheilten Tabelle, welche Anlagekosten und Bruttoeinnahme der einzelnen deutschen Bahnen enthält, dann nicht einmal nöthig gewesen wäre, wenn der Verf. die in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und dem „Polytechnischen Centralblatt" enthaltenen sehr zuverlässigen Tabellen benutzt hätte. Angaben über das Postwesen vermißt man ungern.

VII. Staatsleben im Allgemeinen (S. 165—194). Die hier mitgetheilten Nachrichten betreffen lediglich die Bevölkerungsverhältnisse. Der Verf. bekennt sich bei dieser Gelegenheit zu der Ansicht von Malthus: „Daß die Zahl der Bevölkerung in keinem Staate über die Grenze hinausgehen könne, welche durch die Möglichkeit ihrer Ernährung vorgezeichnet sei." Die numerischen Angaben über die „für England so wichtige" Peerschaft gehören nicht in diesen Abschnitt, wo sie schwerlich Jemand suchen wird; daß der Pairie ihr Platz zwischen den Dienstboten und Irren angewiesen ist, ist ein höchst seltsames Spiel des Zufalls.

VIII. Innere Verwaltung (S. 194—201). Unter dieser Rubrik sollen gelegentlich alle diejenigen Ausweise mitgetheilt werden, welche die Regierung des Staats im engern Sinne betreffen; für diesmal begnügt sich der Verf. damit, das Armen- und das Sparkassenwesen als zwei in der gegenwärtigen Zeit besonders wichtige und interessante Gegenstände ins Auge zu fassen. Was er darüber mittheilt, ist jedoch ziemlich dürftig und betrifft größtentheils außerdeutsche Länder. Wenn der Verf. den Umstand, daß es überaus schwer ist, eine auch nur einigermaßen vollständige Übersicht des gegenwärtigen Zustandes des Armenwesens in Deutschland zu entwerfen, als ein großes Glück und als einen Beweis betrachtet, daß es bei uns zwar Armuth genug, jedoch noch keinen eigentlichen Pauperismus im Ganzen und Großen gebe, so müssen wir offen gestehen, die Richtigkeit dieser Argumentation nicht recht einsehen zu können.

IX. Rechtspflege (S. 201—222). Das hier Mitgetheilte betrifft vorzugsweise das Gefängnißwesen und die Strafrechtspflege, und zwar in Preußen, Baiern, Würtemberg, Großbritannien und Irland, Frankreich und den Niederlanden.

X. Staatshaushalt (S. 222—260). In der Einleitung — welche, wie bei jedem Abschnitte, sich auf geistreiche und ansprechende Weise über allgemeine Gesichtspunkte verbreitet — spricht sich der Verf. mit Entschiedenheit gegen das System der Schutzzölle aus. Im Einzelnen behandelt er die Finanzen von Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Braunschweig, England, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Spanien, Griechenland, den Vereinigten Staaten und sogar vom — chinesischen Reiche.

XI. Kriegswesen (S. 260—279). In der Einleitung nimmt der Verf. das Halten stehender Heere und die Existenz eines eigentlichen Kriegerstandes bei derjenigen Culturstufe, welche die europäischen Staaten gegenwärtig einnehmen, aus Gründen, die wenig Einwendungen zulassen dürften, in Schutz, obschon er gestehen muß, daß die von den deutschen Staaten allein seit der Wiederherstellung des Friedens für das Kriegswesen aufgewendeten Kosten sich auf mindestens 2000 Mill. Thlr. belaufen, spricht sich aber dahin aus, daß das seiner Vollendung zueilende deutsche Eisenbahnnetz die Vertheidigungskraft des deutschen Vaterlandes mehr als alle andern dahin zielenden Einrichtungen, insbesondere mehr als der Bau neuer Bundesfestungen erhöhen dürfte, eine Ansicht, in welcher wir ihm vollkommen beistimmen. Die einzelnen Angaben betreffen hauptsächlich den Deutschen Bund und Frankreich.

XII. Der letzte Abschnitt (S. 280—307) ist den Verhältnissen der Schule und Kirche gewidmet. Hier fehlt eine Statistik der Universitäten nicht; aber befremden muß, daß der Verf. sich von Erlangen und Rostock keine speciellen Ausweise zu verschaffen gewußt hat, was nicht eben sehr schwer gewesen wäre. Bei Gelegenheit der katholischen Kirche wird das Verzeichniß aller Jesuitengenerale seit Loyola mitgetheilt, das in einem statistischen Jahrbuche nicht ganz am rechten Orte sein dürfte, so interessant es auch vielen Lesern des Buchs sein wird.

Schließlich mag wiederholt werden, daß der Herausgeber des vorliegenden Jahrbuchs mit demselben den Freunden der Statistik ein sehr werthvolles Geschenk gemacht hat, dessen jährliche Wiederholung ihnen in hohem Grade willkommen sein wird. 66.

Literarische Notiz.

Zur Geschichte der Vulgata.

An einem krystallhellen Novembertage, wie er in dieser Regenzeit in Rom selten ist, fuhr ich mit einem deutschen Freunde auf der neuen Via Pränestina gen Labicum. Wir wollten den links von der modernen Straße liegenden in der Geschichte des alten Latiums so berühmt gewordenen See Regillus in seinem dermaligen Zustande sowie seine Umgebungen näher geologisch untersuchen und der Ausgrabung eines kürzlich entdeckten antiken Grabmals unweit Zagarolo beiwohnen. Unsere Arbeit war abgethan und wir gingen alsbald nach dem über den Trümmern eines villenreichen Cäsareolums des kaiserlichen Roms erbauten Zagarolo. Ich erinnerte mich, daß in diesem Städtchen das wegen einer gründlichen und durchgängigen Verbesserung der verderbten Vulgata-Übersetzung der Bibel versammelte Schlußconcil von dem Oberhirten der katholischen Kirche gehalten war, auch oft gehört zu haben, daß der Conciliumsaal als modernes Sanctuarium ohne besondere Erlaubniß seines Eigenthümers, des in Rom lebenden Fürsten Rospigliosi, Niemandem zu betreten gestattet sei. Die Freundlichkeit des Custos des Baronatpalastes machte jedoch diesmal eine Ausnahme, und ich lernte ein Lapidarmonument kennen, welches für die Geschichte jener denkwürdigen Arbeit von Interesse ist. Dasselbe wurde weder je vollständig noch treu bekannt gemacht. Der regierende Papst schrieb es deshalb nach der Aussage des Custoden, als er zum letzten Male in Zagarolo war, zu seinem Privatgebrauche selbst ab. Die auf einer großen, der nördlichen Saalwand eingemauerten Marmortafel eingegrabene Inschrift lautet also:

Gregorius XIV. P. M.
De incorrupta Sacrorum Bibliorum puritate sollicitus
Textum Vulgatae Editionis
Sedente predecessore suo Sixto V.
Typis Vaticanis indiligenter excussum
A pluribus quae irrepserant mendis expurgari
Pristino nitori restitui curavit
Delectis in hunc scopum
Atque Zagarolum missis clarissimis viris
Bartholomaeo Miranda, Andrea Salvener,
Antonio Agellio, Roberto Bellarmino, Joanne de Valverde,
Lelio Lando, Petro Morino et Angelo Rocca,
Additis etiam doctrina non minus quam dignitate
Eminentissimis Cardinalibus
Marco Antonio Columna et Guilleimo Alano,
Qui Pontificiae obsequentes voluntati
Anno MDLXXXXI
Communibus collatis animadversionibus et notis
Opus Insigne
Et Catholicae Religioni maxime salutare
Assiduo seduloque XIX dierum labore
His ipsis in aedibus perfecerunt.
Ne tantae rei notitia aliquando periret,
Clemens Dominicus Rospigliosius
Clementis IX. P. O. M.
Ex fratre pronepos Zagarolentium Dux
Monumentum posuit
Anno Salutis MDCCXXIII. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1846.

Arnold Ruge und sein neuester Standpunkt.

Es kann gegenwärtig nicht mehr in Abrede gestellt werden, daß die „Halleschen", später „Deutschen Jahrbücher", welche 1838—42 erschienen, in der deutschen Journalistik Epoche gemacht haben. Das entschiedene Festhalten eines bestimmten Princips, die lebendige und gründliche Betheiligung an allen wichtigen Fragen der Wissenschaft und des Lebens, die offene und gewandte Bekämpfung aller jenem Principe und seinen Consequenzen feindlichen Bestrebungen waren Eigenschaften, welche dieser Zeitschrift auch von ihren entschiedensten Gegnern zugestanden werden mußten. Ging auch die Idee zu dieser Zeitschrift von dem für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Echtermeyer aus, welcher sie durch die Charakteristik der Universität Halle auf eine glänzende Weise eröffnete und eine Zeit lang mit geistvollen Beiträgen unterstützte, so war es doch der kräftigere Ruge, der die Streitmittel sammelte und zusammenhielt und der Zeitschrift vorzugsweise das Gepräge seines gewandten Geistes aufdrückte. Mit steigendem Interesse nahm ein immer größerer Theil des intelligenten Publicums an dem frischen und lebendigen Kampfe Antheil; man freute sich über den glänzenden Sieg, der hier über die Reactionnaires und Finsterlinge in allen Gebieten des Wissens und Lebens erfochten wurde. Dies ist ein Verdienst, das Ruge Niemand absprechen wird; er hat sich dadurch einen Namen in unserer Culturentwickelung erworben, den auch die Nachwelt dankbar anerkennen wird. Als er nun aber die Consequenzen seines Princips ohne alle Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit und Bedürfnisse des Menschen, ohne Beachtung seiner naturgemäßen Entwickelung immer weiter verfolgte, als er mit einem oft brutalen Terrorismus seine und seiner Genossen Ansichten Allen aufdrängen wollte, als die kräftige Sprache der Zeitschrift immer roher, immer verletzender wurde, da wendeten sich viele von Denen, die ihn liebgewonnen, wenn auch nicht von ihm, doch von seinen Ansichten ab. Nicht von ihm wendeten sie sich ab, denn sie mußten die sittliche Strenge seines Charakters, die Ehrlichkeit seiner Gesinnung achten; nur viele seiner Ansichten und die Form, in der er sie aussprach, wurden ihnen widerwärtig. Da erschien das Programm zum Jahrgange 1843. Es wäre gut gewesen, wenn man der Zeitschrift nach diesem Programme ihren Fortgang gelassen hätte. Die wissenschaftliche Discussion über solche Probleme, wie sie das Programm aufstellte, sollte überhaupt nie durch policeiliche Maßregeln der Staatsgewalt gehindert werden. Denn das Zugeständniß solcher Berechtigung gibt der Staatsgewalt die Mittel, jeden Fortschritt zu hemmen und alle Freiheit zu vernichten. Aber in dem erwähnten Falle wurde nicht einmal der Zweck erreicht, den man beabsichtigte. Die der Staatsgewalt destructiv und gefährlich scheinenden Ideen der von der Zeitschrift vertretenen Bewegung wirkten, insoweit sie zur Existenz berechtigt waren, in der Breite und Tiefe immer regsamer fort; diejenigen Ansichten aber, welche keine nachhaltigen Wirkungen äußern konnten, wurden aus Oppositionsgeist und aus Sympathie für den Märtyrer seiner Überzeugung länger festgehalten als es ohnedem der Fall gewesen wäre. Die „Jahrbücher" hatten ihre Mission erfüllt: sie würden die Theilnahme des Publicums sehr bald verloren haben, da sie nach jenem Programm ein Ideal praktisch machen wollten, welches niemals realisirt werden kann. Und so kam es denn, daß die von Ruge herausgegebenen „Anekdota", welche die im letzten Jahrgange der Zeitschrift von der Censur gestrichenen Aufsätze enthielten, mit Ausnahme des für die Geschichte unserer Preßverhältnisse interessanten Aufsatzes über die Schwierigkeiten, mit denen die Redaction zu kämpfen gehabt hatte, fast gar keine Beachtung fanden. Nur etwas war erreicht durch jene Maßregeln, was aber in der That nicht hoch anzuschlagen war. Die Philister, welche sich zeither um die „Jahrbücher" nicht bekümmert hatten, schimpften nun auf einmal beredt auf sie und den Redacteur und suchten sich durch ihre loyalen Gesinnungen geltend zu machen, und die Egoisten zogen sich von ihm zurück, um nicht mit ihm verketzert zu werden und traten wol gar jetzt, wo er schweigen mußte, mit feiger Entschlossenheit gegen ihn auf. Daß die ehrenwerthen Männer, welche von Haus aus oder später aus Überzeugung gegen Ruge und seine Ansichten principiel Opposition machten, von jenem charakterlosen Gesindel wohl zu unterscheiden sind, versteht sich von selbst. Sie kommen aber hier gar nicht in Betracht, weil die erwähnte Maßregel

der Staatsgewalt auf ihr Urtheil keinen Einfluß haben konnte.

Es ist ganz natürlich, daß Ruge, der sich als ein Opfer der damals überall hervortretenden Reaction betrachten mußte, verbittert wurde, zumal da seine Appellation an die zweite Kammer vergeblich gewesen war, indem diese ihre Sympathien für liberale Principien ihrer Angst vor der Verbreitung pantheistischer Grundsätze und ihrem juristischen Bewußtsein zum Opfer gebracht hatte. Ruge verzweifelte an seinem Vaterlande, welches er inniglich geliebt hatte, und schalt und beschimpfte es gegen seine Freunde, was ihm durch die bei ihm jetzt ganz festsitzende Schrulle erleichtert wurde, daß Patriotismus eine Schranke sei, von der man sich losmachen müsse, um zum wahren Humanismus zu gelangen. Desto mehr erhob er jetzt Frankreich. Dieses Land sei allein fähig, die Freiheit und den Humanismus zu gewinnen, nach dem er strebe. Und so machte er sich auf nach Frankreich mit der sanguinischen Hoffnung, daß die Franzosen begeistert für die neue Philosophie, die er predigen wolle, den neuen Staat ohne Kirche, ohne Militair, ohne Pöbel u. s. w. sofort realisiren würden. Doch die Franzosen wollten davon nichts wissen und konnten davon nichts verstehen: für das erste Heft der neuen Zeitschrift, welche für jene Zwecke geschrieben wurde, hatte trotz der Anstrengung des Redacteurs kein Beitrag von einem Franzosen gewonnen werden können. Sie blieb in Frankreich ganz unbeachtet und in Deutschland erregte sie unter Denen, die sich für Ruge interessirten, das innigste Bedauern darüber, daß er als Redacteur zum Theil so ganz inhaltleeres und selbst ekelhaft gemeines Gewäsch in Prosa und Versen vertreten konnte. Auch hier erzeugte das strenge Verbot der Einführung dieser Zeitschrift in Deutschland den Mythus, daß diese Maßregel die Anerkennung jener Zeitschrift in Deutschland unmöglich gemacht habe. In der That aber konnte Ruge froh sein, daß die Indignation über dieses erste Zeugniß seiner Wirksamkeit in der Fremde auf einen kleinen Kreis beschränkt blieb. Die Zeitschrift mußte eingehen aus Mangel an Theilnahme unter den Franzosen und Deutschen. Denn hätte sie Interesse erregen können, so würde sie sich doch trotz allen Privativmaßregeln so gut wie jedes andere verbotene Buch den Weg nach Deutschland gebahnt haben. Sagt er doch selbst in seiner neuesten Schrift, daß er nur von graß socialistischen Schriftstellern weitere Beiträge hätte bekommen können, und von diesen wollte er natürlich nichts wissen.

Diejenigen nun, welche, wie der unterzeichnete Ref., nicht zu den Anhängern der Ruge'schen Philosophie gehörten, aber ihn als einen tüchtigen Charakter achten und seine frühern Verdienste würdigen gelernt hatten, hofften, er werde, wenn auch seinen philosophischen und politischen Ansichten im Allgemeinen treubleibend, in Frankreich über die Franzosen enttäuscht werden, von der Geringschätzung seiner Landsleute zurückkommen und mit milderm und besonnenem Geiste die unter solchen Verhältnissen gewonnenen Eindrücke zur mannichfachen Belehrung und zur Verständigung mit dem Publicum veröffentlichen. In dieser Hoffnung nahm Ref. freudig Ruge's neueste Schrift vor, muß aber offen gestehen, daß er in seiner Erwartung getäuscht worden ist. Denn wenn sich auch in diesem Buche, wie sich von Ruge erwarten läßt, geistreiche und treffende Bemerkungen und einige recht hübsche Genrebilder finden, wenn auch die Form meistens anziehend genannt werden kann, so ist doch der Inhalt größtentheils eine breite Auseinandersetzung der bekannten Ansichten über die Probleme des Programms des J. 1843; was aber über französische Zustände mitgetheilt wird, ist so einseitig aufgefaßt und mit einer so blinden Vorliebe für jenes Volk dargestellt, daß man daraus nicht viel lernen kann. Ref. fürchtet, daß dieses Buch vergessen werden wird, ehe es bekannt geworden. Und so scheint es fast, als ob Ruge seine Mission bereits erfüllt habe und für die Gegenwart weiter keine Bedeutung gewinnen könne.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden wenige an Ruge's neuestes Auftreten angeknüpfte Bemerkungen genügen, das oben ausgesprochene Urtheil zu begründen.

Er bringt uns Mittheilungen aus einem Tagebuche, welche die Eindrücke von der ersten Reise enthalten, die Ruge allein unternahm, um das Terrain in Paris zu recognosciren. Wäre Ruge in den oben erwähnten Beziehungen anders geworden, so mußte in diesen Aufzeichnungen, wenn sie wirklich vor längerer Zeit geschrieben worden sind, Manches modificirt und gemildert werden. Dies ist aber nicht der Fall. So heißt es gleich im zweiten Abschnitt:

> Alle Völker verjüngen sich durch innere Kämpfe, nur das unserige wird immer fauler, immer schwachköpfiger, immer engherziger!

Und im dritten Abschnitt über Nürnberg:

> Ich liebe weder unsere rohen Vorfahren noch den Nachlaß ihrer Roheit. Nürnberg vereinigt alle Delicatessen unsers wüsten Alterthums; und ich wäre gleich gegangen wie ich gekommen bin, mit zugedrückten Augen; aber ich finde in diesen Ruinen einen einsamen Menschen, der mich ungemein interessirt.

Und nun folgt eine weitläufige Auseinandersetzung der Verdienste dieses einsamen Menschen, des Dr. Pollis (des bekannten Daumer), dem noch eine große Zukunft prophezeit wird. So werden wir bis zum achten Abschnitt durch Franken und Köln nach Paris geführt. Hier finden sich einige nette Genrebilder: sonst aber fast nichts als höchst subjective Einseitigkeiten, Übertreibungen und — Grobheiten.

Nun ist Ruge in Paris. Er schwelgt beim Anblick der Stadt, deren Anblick ihn mehr erhebe als Rom und Wien; denn da verleite Einem Alles der Gedanke, daß da nur „Esel" wohnten. Hier in Paris allein könnten die Siege und Niederlagen der Menschheit entschieden werden, hier würde, wenn die deutsche Philosophie anerkannt worden, die militairische und religiöse Roheit zerstört und die Freiheit gewonnen werden. Das ist ungefähr das Thema, welches im achten Abschnitt weitläufig erörtert wird, worin es unter Anderm heißt: „daß seit Athen und Rom die Geschichte der Menschen eine Geschichte ihrer Absurditäten geworden und die

wieder humanisirte Weltbewegung erst mit der französischen Revolution beginne." Bei solcher Roheit der Ansicht ist eine Verständigung nicht möglich, eine Belehrung nicht zu erwarten! Die nächsten Abschnitte 9—14 enthalten manche interessante Bemerkungen über die Socialisten und Communisten, mit denen Ruge in Paris verkehrte. Cabet, Dezamy, Flora Tristan und Considérant werden uns hier vorgeführt. Freilich muß man auch hier das Interessante aus der sehr weitschweifigen Darstellung der Unterredungen, welche weitläufig mitgetheilt werden, und den Reflexionen darüber herauslesen. Eine gedrängtere Charakteristik würde Allen willkommen gewesen sein, die sich über diese wichtigen Probleme unserer Zeit zu belehren wünschen. Ruge stimmte bekanntlich schon, ehe er nach Paris kam, mit den Socialisten und Communisten nicht überein. Das genauere Studium ihrer Theorien hat ihn in seinen Ansichten bestärkt. Er sagt z. B. sehr treffend:

Wären alle Menschen passionirt oder specifisch befähigt und ließe sich diese schlummernde Kraft überall mit Sicherheit in Bewegung setzen, so wäre der Fourierismus längst realisirt. Ließe sich der Egoismus und die Eigenthümlichkeit der besondern Naturen beseitigen, so stände dem Communismus nur noch die Natur mit ihrer Ausdehnung und Ortsverschiedenheit entgegen.

Mit welcher praktischen Einsicht urtheilt hier Ruge, mit einer praktischen Einsicht, die wir ihm in Beurtheilung seiner eigenen philosophischen und politischen Bestrebungen wünschen möchten! Und Dasselbe fällt Einem ein, wenn man später, wo er dieses Thema wieder aufgenommen hat, liest:

Ich glaube nicht an die Sprünge, in denen die wesentlichen Stufen des politischen Lebens übergangen und alle Prämissen der Gegenwart ignorirt werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Amerikana.

Erster Artikel.

1. Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas von F. Gerstäcker. Mit Vorwort von T. Bromme. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 22½ Ngr.
2. Lebensbilder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas, gesammelt von Fr. W. von Wrede. Kassel, Fischer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Wilhelm Grisson. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Friedrich v. Raumer's Werk führt uns durch das Riesenreich der neuen Welt, indem der Historiker, in einem Sturmschritt die Entfernungen durchmessend, doch mit seinem viel geprüften Auge keine Erscheinung übersieht. Aber er sieht, wie er selbst gesagt, über die Unebenheiten, Risse und Unannehmlichkeiten des Tages und der Gegenwart hinweg, auf die großen Züge seiner Geschichte und Entwickelung, die wie Alpenfirnen am Himmel glänzen bleiben, auch wenn Dämmerung und Dünste die übrige Landschaft schon in Dunkel eingehüllt haben. Aber diese Unebenheiten und Risse verlangen ebenfalls ihr Recht; auch sie gehören dazu, um ein Gemälde vollständig zu würdigen. An witzigen, sarkastischen und aigrirten Reisebeschreibern unter Engländern, Franzosen und Deutschen fehlt es bekanntlich nicht, welche nichts als Unannehmlichkeiten empfanden und ihre Galle in Zorn und Satire losließen, um nichts als ein Nachtgemälde von Amerika zu liefern. Man wundert sich oft, wenn man sie durchgelesen, wie es möglich, daß bei solcher innern Demoralisation ein Volk, ein Land noch bestehen könne. Daß dem nicht so ist, oder vielmehr, daß unter dem üppigen schwellenden Fleisch ein gesunder Körperbau ist, mit einem tüchtigen Organismus, der nur anders athmet, schwitzt und verdaut als die Staaten- und Volkskörper des alten Europa, lehrt uns, wer es nicht schon weiß, das Raumer'sche Werk. Aber es ist gut, wenn immer zu auch andere unparteiische Beobachter ihre Beobachtungen im Kleinen mittheilen, um die Sache mehr und mehr von allen Seiten zu betrachten. Wenn Amerika die Hoffnung der Deutschen noch für lange Zeiten bleiben soll, können nicht genug Reisende ihre Erlebnisse mittheilen. Wohlverstanden nicht Touristen, welche nur reisten, sahen, rochen und hörten, um zu schreiben, sondern solche, welche dahin gingen, in das Land der Hoffnung, sich ernstlich, wenn auch in beschränkten Kreisen, umsahen und befriedigt oder enttäuscht zurückkehrten. So gering der Kreis ihrer Wahrnehmung sei, wie beschränkt auch das Urtheilsvermögen, von diesem Standpunkte aus hat die Mittheilung immer einen Werth. Sie liefert uns das Material, aus dem wir nun allmälig selbst ein vollständig genügendes Bild entwerfen mögen. Nach den Bildern der Trollope, denen Marryat's, Boz' und der vieler Andern, konnten wir es nicht. Trotz der mehren oder mindern Wahrheit ihrer Auffassung blieb es eine Caricaturwahrheit, ebenso entfernt von der wahren Wahrheit als die Anpreisung der Auswanderungscommission. Wir behaupten nicht, daß die uns hier vorliegenden Bücher die richtige Mitte, die wahre Wahrheit enthalten, aber es sind sehr schätzbare Beiträge, um diese Kenntniß zu erlangen, denn ihre Verfasser studirten das amerikanische Leben durch Jahre und im Schweiß ihres Angesichts; sie sahen, hörten, empfanden mit deutschen Organen, und ihr Urtheil ist das faßliche des gesunden Menschenverstandes, wie es unserer Nation zugetheilt ward. Was sie nach harten Prüfungen gut fanden, wird gut sein, was sie nach so vielfach getäuschten Hoffnungen schlecht fanden, dürfte auch für Andere sich als untauglich erweisen. Doch sie selbst sind wieder in ihren Standpunkten weit voneinander getrennt, ja sie gingen von ganz verschiedenen Aussichten an ihr Werk, sie ergänzen sich deshalb in ihren Erfahrungen, und wo sie zusammen stimmen, dürfte man die Wahrheit als ermittelt annehmen, von der wir oben sprachen.

Hrn. F. Gerstäcker's Buch ist ein ganz eigenthümliches. Ein Leser kann es durchblättern, beiseite werfen und sagen: Wozu wurde es geschrieben! Und er hat recht. Ein anderer kann es durchlesen mit steigendem Vergnügen, und am Ende sagen: Ich las noch kein Buch, welches mich so wie dieses in die neue Welt eingeführt hat, ich bedaure, daß es nicht noch weiter geht. Und er hat auch recht. Mit gleicher Ingenuity (wir haben noch kein Wort dafür, welches ganz Dasselbe ausdrückte) ist wol noch kein Deutscher in die neue Welt gezogen und hat sich mit gleicher Harm- und Zwecklosigkeit dort umgetrieben; und wenn es der Fall war, hat keiner mit solcher Ingenuity sich gehen lassen, zu beschreiben, wie er sich gehen ließ. Aus den zwei Millionen Deutschen, wie sein Vorredner sagt, oder den fünf Millionen unserer Landsleute, die Raumer bereits angesiedelt sein läßt, hat sich keiner mit so viel Lebenspoesie, ohne Ansprüche auf Poesie, dort umhergetrieben, und hat uns dabei als Frucht dieses früchtelosen Lebens so viele Einblicke in das Vagabundenleben der Backwoodsmen geschenkt. Mit Recht sagt sein Vorredner, daß die Persönlichkeit und Auffassungsgabe des Verf. seinen Erlebnissen einen so eigenthümlichen Reiz gegeben, daß man unwillkürlich fortgerissen wird, mit ihm lebt, wandert, leidet und unvermerkt so in die Sitten der Bevölkerung eingeführt wird, daß man darauf und daran ist, zu glauben, Alles selbst mit erlebt und selbst mit empfunden zu haben. Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, d. h.

zu der, welche, wenn nicht Naturverehrung und sittliche Kraft zum Grunde liegen, zum Vagabundenleben führte, trieb ihn aus Europa in die neue Welt. Er treibt sich umher, von Neuyork, an den nördlichen Seen, bis durch alle westlichen Mississippistaaten nach Luisiana und Neuorleans, streifend und jagend, ein deutscher Trapper, im vollsten amerikanischen Sinne, und bisweilen nicht viel von den Indianern verschieden, mit denen oder der vollkommenen Einsamkeit er wochenlang allein umgeht. Mit Büchse, Jagdtasche und der nothdürftigsten Kleidung wagt er sich in die Urwälder, Prairien und Wildnisse, drängt sich durch das Dickicht der Wälder, durch Moräste, über Flüsse und Felsspalten, immer nur auf den Genuß aus — sich den Unterhalt für den Tag, höchstens für Morgen zu erwerben. Seine Ausdauer ist bewundernswürdig, im Glück wie im Unglück: wenn er tagelang unter seinem selbst gezimmerten Gerüste kauernd, auf welchem oben ein verrätherisches Wachtfeuer brennt, den angelockten Hirschen auflauert und oft wochenlang vergebens; wenn er, von Allem entblößt, regnerische Nächte unter seiner zerrissenen Decke im Freien schläft, von Kälte und Hunger starrend, ohne Trost, ohne Aussicht für den folgenden Tag; wenn er völlig zerrissen, der Nacktheit entgegensehend — denn von den europäischen Kleidungsstücken ist keine Spur übrig — darauf ausgeht, sich ein neues Kleid zu schaffen. Er kauft es nicht, er webt, er strickt es nicht; er muß es schießen. Auch das ist nicht so leicht gethan. Es kostet Wochen bis er so viel Hirsche erlegt hat, um aus ihren Fellen ein Hemde zu erhalten. Auch die Präparation kostet neue Wochen, das Gerben, Räuchern, Kochen, Einsalzen, bis es zum Zuschneiden und Nähen kommt. Unwillkürlich kommt uns immer der Spruch in den Sinn: Wie viele Arbeit um ein Leichentuch! Und dazu gar keinen Gedanken als an das Nächste! Woher der Muth, fragen wir uns? Wenn er in die Bärenhöhlen kriecht, dem angeschossenen grimmigen Thiere das Messer in die Weichen sticht, den Freund neben sich von den Tatzen des Bären zerrissen, ihn, die Hunde in die Luft geschleudert sieht, sich selbst verwundet fühlt, wenn er allein, in der gesetzlosen Wüste, in die hinterwäldlerischen Schlägereien und Mordscenen sich stürzt, es ist nicht dieser Muth, der uns befremdet, aber der moralische Muth, der Zustand, die Erinnerungen der Bildung hinter sich, so auf die Dauer in Entbehrungen schwelgend, sich weiter und weiter in das Nichtsthun hineinzustürzen und allen Lockungen eines geordneten Lebens, einer Niederlassung, die ihm oft angeboten wird, zu widerstehen. Daß der Verf. nicht jeden Tag seine Erlebnisse niederschrieb, versteht sich von selbst, daß er aber bei diesem entbehrenden Leben allüberall noch im Stande war, dann und wann die Feder zu ergreifen, um Notizen zu machen, ist bemerkenswerth genug. Seine Reflexionen sind natürlich erst später aufnotirt, doch entsprechen sie in ihrer Natürlichkeit den Situationen, in denen er sich befand. Merkwürdiger ist noch, daß man, trotz der Monotonie der Erlebnisse, trotzdem daß er durchaus nicht auf Spannung ausgeht, doch mit gespanntem Interesse von Seite zu Seite liest. Das gilt besonders von seinen Schicksalen in den Ozarkgebirgen und am Mississippi. Der Verf. ist indeß weit davon entfernt, durch sein Beispiel seine Landsleute zur Nachfolge aufmuntern zu wollen. Der Landmann dort kann, sagt er, bei harter Arbeit, schneller ein Eigenthum erwerben als im alten Europa, er entbehrt dafür aber auch Alles, woran sein Herz in der Heimat hing, und nicht Alle sind starken Herzens genug diese Entbehrungen zu ertragen. Der Jagdliebhaber aber, dem alle diese Fata so interessant vorkämen, daß er auch nach Westen ziehen und Gleiches erleben möchte, solle bedenken, daß diese Entbehrungen und Beschwerden zwar recht schön in der Erinnerung, in der wirklichen Existenz aber nichts weniger als romantisch wären. Übrigens nehme die Jagd in den Vereinigten Staaten reißend ab, da ein wahrer Vertilgungskrieg gegen Hirsche und Bären geführt werde; vielleicht schon in fünf Jahren werde man keinen Hirsch finden, und um die Fährte eines Bären zu finden, werde man noch früher bis in die Rocky Mountains zu steigen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verhältniß der Polen zu Frankreich.

Die Polen haben es sich lange Zeit hindurch zur großen Ehre angerechnet, daß man sie die Franzosen des Nordens genannt hat. Sie haben in dieser Bezeichnung eine schmeichelhafte Bestätigung davon gesehen, daß ihre Sitten sich durch Feinheit und Gewandtheit vor denen ihrer Nachbarn auszeichnen. Ob es aber wirklich ihnen zum Ruhme gereicht, daß sie sich zu blinden Affen der Franzosen gemacht haben, lassen wir füglich dahingestellt. Nur so viel steht fest, daß in dieser Leichtigkeit, mit der sie sich ihrer eigenen Nationalität entäußern konnten, zugleich der Keim ihres eigenen Verderbens und ihres politischen Todes lag. Wir finden diese Ansicht auf eine geistreiche Weise und mit einer Menge einzelner positiver Nachweisungen und Belege in folgender Flugschrift durchgeführt: „Métamorphose des Polonais en Français du Nord ou la décadence de la Pologne" von Prot Grzeniawa-Potocki, welche vor kurzem zu Brüssel erschienen ist. Der Verf. zeigt hier den stets steigenden Einfluß Frankreichs auf die polnischen Verhältnisse, der mit dem Augenblicke beginnt, wo Marie von Nevers als Gemahlin von Ladislaw Sigismund (1645) ihren Einzug in Warschau hält. Von dieser Zeit an gewinnen französische Sitte, französische Moden und französische Sprache immer mehr und mehr die Oberhand. Natürlich werden durch diese fremden Elemente, welche allmälig alle Kreise der Gesellschaft durchdringen, die Keime der eigenen Nationalität beeinträchtigt und erstickt, bis endlich die Polen thöricht genug sind, ihre ganze Existenz mit dem Schicksal Frankreichs aufs engste zu verknüpfen. Der Verf. verräth in seiner Darstellung zuweilen eine so große Bitterkeit und Schärfe, daß man fast auf den Gedanken kommt, es sei dies ein satirisches Zeitbild, welches entworfen wäre, um den Polen ihre eigene Nichtigkeit vor Augen zu stellen.

Religiöse Dichtungen.

Die süßschwärmerischen „Méditations religieuses" von Lamartine klingen in den meisten französischen religiösen Dichtungen, mit denen wir seit einiger Zeit förmlich überschwemmt werden, nur allzu deutlich durch. Der Schwan von Mâcon, wie Herr Lamartine von seinen Verehrern wol benamset wird, zieht auf dem See der französischen Poesie lange Furchen nach sich, und fast alle elegischen Dichter der Gegenwart schwimmen in seinem Gefolge. Unter den zahllosen poetischen Productionen, welche zu jeder Jahreszeit auf das unachtsame Publicum — es ist ja mit ganz andern Dingen als mit Versen beschäftigt! — herniederregnen, wollen wir nur die „Poésies religieuses" des jungen Dichters Alfred Meilheurat hervorheben. Freilich steht derselbe gleichfalls unter dem Einflusse der Lamartine'schen Muse; aber wenn er auch im Allgemeinen den Ton anstimmt, der sich durch die „Méditations" hindurchzieht, so geht ihm doch wenigstens ein gewisser dichterischer Fonds nicht ab. In der Form bleibt freilich noch Manches zu feilen und zu bessern; aber dies ist ja auch gerade die schwache Seite seines bewunderten Vorbildes, bei dem die zartesten, reinsten Gedanken oft im schmuzigen, nachlässigen, zerrissenen Gewande auftreten. Bei Lamartine entschädigt indessen der tiefere Gehalt, die Originalität der Gedanken, die Unmittelbarkeit des Bildes für diese äußern Flecken und Makel. Aber seine Nachtreter dürfen sich ähnliche Nachlässigkeiten nicht erlauben. An ihnen ist es, sich das wirkliche Gute, was an ihrem Meister ist, zu eigen zu machen, es selbständig und geistig zu verarbeiten, und die Fehler, über die man beim Vorbilde geneigter ist hinwegzusehen, durch sorgfältigere Gestaltung der Gedanken zu vermeiden.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 8. — 8. Januar 1846.

Arnold Ruge und sein neuester Standpunkt.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Im funfzehnten Abschnitte finden wir die bekannte Geschichte der angeblichen Versuche der alliance intellectuelle mit Frankreich durch die projectirte Zeitschrift ausführlicher mitgetheilt. Das Journal „Vorwärts“, von dem sich Ruge sehr bald zurückzog, wird dabei mit Recht streng gerichtet. Bei dieser Gelegenheit ist Ruge mit Heine in nähern Verkehr gekommen. Er sagt von ihm:

> Unter den Deutschen in Paris gehört Heine zu den talentvollsten. Er hat einen sichern Takt für das befreiende Element einer philosophischen Richtung, ohne eben ein tieferes Studium daraus zu machen. Prosaisch kann er deshalb nicht nachhaltig wirken, in seinen Poesien dagegen ist er nach Goethe der freiste Deutsche (?). Allerdings vergreift er sich hin und wieder, weil er von Fesseln befreien will, die nur gelöst, nicht abgeworfen werden können. Keine Form der Poesie braucht nöthiger die Feinheit und Decenz als die übermüthige Satire; man verzeiht ihr jeden Übermuth, wenn sie ihn mit Anstand ausübt, und wendet sich gegen sie, sobald sie die Form verletzt.

Das sind größtentheils ganz treffende Worte: nur fehlt hier und noch mehr an einer spätern Stelle, wo die Apologie Heine's noch weiter geht und seine Prätension, ein Aristophanes zu sein, als berechtigt anerkannt wird, die Angabe Dessen, was Heine vor Allem abgeht, was jede nachhaltige Wirksamkeit unmöglich macht; es fehlt ihm alle Gesinnung, alle Liebe, und ein solcher Mensch darf sich nicht mit Aristophanes vergleichen. Hier hat sich Ruge, der wahrlich an so liederlicher Gesinnung keine Freude findet, von dem gewandten Geiste und von den politischen Witzen Heine's wider sein besseres Gefühl einnehmen lassen.

In den darauf folgenden Abschnitten bis mit 21 werden Lamennais, Louis Blanc, Victor Schölcher, Ledru-Rollin und die demokratische Partei, die überall wirksamen Gelüste und Bestrebungen der Reaction und einzelne Beziehungen des Jugend- und Volkslebens besprochen. Hierin findet sich vieles Interessante, aber es würde noch weit interessanter sein, wenn es weniger subjectiv, weniger einseitig von und für den eigenthümlichen Standpunkt des Beobachters aufgefaßt und dargestellt wäre. Auch das Urtheil Blanc's über einen Aufsatz Ruge's, das er selbst mittheilt und sich zu Herzen genommen zu haben versichert: C'est trop sérieux et infiniment long, kann auf manche dieser Mittheilungen angewendet werden. Seltsam ist es, daß Ruge an allen den religiösen Bedürfnissen der Franzosen, an „all dem nationalen und religiösen Rebelwesen der vorgerücktesten Männer“, an allen den piquanten Gelüsten und Erfolgen der Reaction in Paris so wenig Anstoß nimmt. Aber was thut es, daß ihnen „die logische Arbeit der Befreiung“ fehlt, die den Deutschen zugestanden wird, was thut es, daß „der ganze französische Geist noch in den Fesseln des Patriotismus und Katholicismus“ ist, wie Ruge selbst zugesteht, es versteht sich von selbst, daß sie par excellence liebenswürdig sind, daß sie allein fähig sind, sobald sie die Resultate jener logischen Befreiung werden angenommen haben, die ganze Welt zu befreien. Ja selbst der trotzige Freiheitssinn der dienenden Classe, das muthwillige Selbstgefühl der Schüler wird mit Seitenblicken auf den angeblich in Deutschland herrschenden Sklavensinn in Haus und Schule gepriesen, und die schamlosen Orgien der großen Oper sollen nur noch eine absichtliche Travestirung der Maskerade sein, keine Belustigungen mehr, an denen man noch wirklich Antheil nimmt. Bei solcher Einseitigkeit der Auffassung, bei dem Streben, die Deutschen überall zu verkleinern, denen sogar zugemuthet wird, ihre ganze Geschichte zu negiren, wird man verstimmt und kann an manchen Schilderungen aus dem pariser Volksleben, wo es sich wirklich von der liebenswürdigsten Seite zeigt, kaum Freude finden.

Im letzten der oben zusammengefaßten Abschnitte kommt Ruge noch einmal auf die socialistischen Bestrebungen in Paris zurück und kritisirt sehr scharf den fanatischen Communismus der Deutschen in der Schweiz. Diese Kritik schließt er mit den schönen Worten, die Ref. gern hier anführt, um die Philister schamroth zu machen, die Ruge in ihrer leidenschaftlichen Bornirtheit communistische Tendenzen untergeschoben haben:

> Die freie Liebe (wie sie jene Communisten wollen) hat nichts erlebt und nie geliebt. Liebe bindet, schon der Blick des Auges knüpft die geistigen Ketten, und vollends der Kuß macht leibeigen. Was ich nur habe, um es wegzuwerfen, wem ich nicht mit ganzer Seele angehöre, das lieb' ich nicht. Die einzige Freiheit der Liebe, von der die Rede sein kann, ist

das freie Aufgehen ineinander; ein Gegensatz gegen die Ehe ist sie nicht. Das Scheitern der Wirklichkeit an dem Ideale der Liebe beweist nichts, wenigstens nicht mehr als die Thatsache, daß die Liebe als Ehe und nur als Ehe wirklich und wahrhaft existirt.

Die Beschreibung der Fahrt in die Touraine (Abschnitt 22) ist jedenfalls eine der anziehendsten Partien des Buchs. Hier sind frische Eindrücke aus der Natur und dem Menschenleben anmuthig wiedergegeben und man wird wenig durch rohe Äußerungen gestört, wie wo Der, welcher ein altes Raubnest, d. h. eine schön gelegene Ruine wiederherstellt, ein Räuber von Instinct und Liebhaberei genannt wird. Ref. könnte hier Vieles hervorheben, was sehr hübsch ist. Als auf der Loire ein edler Jäger darüber wüthend wurde, und mit der Flinte drohte, daß man, als er das Dampfboot verlassen, seinen Hund ins Wasser gestoßen, der ihm rüstig nachgeschwommen war, rief ein Matrose: „Ce bougre d'aristocrate, il estime mieux son chien qu'un chrétien." Ruge bemerkt dabei: „Halb dachte er im Stile der Revolution, halb in dem der Vendée, auf die wir zusteuerten."

Doch in der guten Stimmung kann man nicht lange bleiben. In den beiden folgenden Abschnitten, worin die Rückkehr nach Paris und die dort gemachten weitern Erfahrungen beschrieben werden, finden sich wieder die früher erwähnten Verkehrtheiten in Menge. Da heißt es von der französischen Sprache:

Die Sprache der freisten und humansten Sterblichen, die einzige, die jetzt für unsere innigsten Herzenswünsche mit Nachdruck laut wird, diese Sprache, der Schrecken unserer Feinde, wenn sie ihren Ton erhebt, sie spricht Jedem zu Herzen, der es empfindet, daß die deutsche Zunge despotisirt, geknebelt und entehrt, daß ihr Zorn ohnmächtig, ihre Freiheitslieder ein Kinderspott, ihre Weisheit die Rede eines Gefangenen, und ihr einziger Nachdruck die Willensmeinung unserer Kerkermeister ist.*)

Oder die Frage:

Warum stürzt jetzt eine solche Flut von niederträchtigen Literaten in das hohle Bett der deutschen Presse? Weil der Druck die Gedanken vertilgt und die wenigen Denker, die sich gerettet, es versäumt haben, den Grazien zu opfern.

Weiterhin wundert er sich,

daß die rohsten Naturknollen, wie das teutonische Geschlecht von Anno „frisch, frei, fröhlich, fromm" als Götterbilder in die deutsche Ruhmeshalle kommen,

und macht sich über die schleswig-holsteinischen schwarzrothgoldenen Brudergefühle in Würzburg lustig.

Interessant sind einige Bemerkungen in den letzten Abschnitten. Ludwig Philipp soll einen unterirdischen Gang aus den Tuilerien nach den Champs élisées haben machen lassen, um sich nöthigenfalls in die Forts zu retten. Sehr betrübend ist, was Ruge von der bekannten Ausweisungsgeschichte erzählt. Während der sächsische Gesandte, der natürliche Vertreter seiner Landsleute, im härtesten Winter nicht einmal einen längern Aufschub der zu vollstreckenden Entfernung von Paris erringen konnte, gelang es dem conservativen Deputirten Hunoldstein, sogleich die Rücknahme der ganzen Maßregel zu erwirken. Ref. erinnert sich dabei, welche Freude es den Franzosen machte, daß ein bekannter sächsischer Gelehrter, der sich als Professor der Landesuniversität beglaubigte, von seiner Gesandschaft nicht einmal die gewöhnliche Bürgschaft zum Leihen von Büchern der pariser Bibliothek erhalten konnte, weil er sich kein besonderes Empfehlungsschreiben vom sächsischen Ministerium des Auswärtigen hatte geben lassen!

Bei dem Abschiede von Paris deutet Ruge auf die jetzige religiöse und politische Bewegung in Deutschland hin und spricht darüber milder und anerkennender als man erwarten sollte. Er findet sogar, daß sich die französische Wirklichkeit und deutsche Möglichkeit immer näher rücken, je tiefer die Emancipation nach unten greife — ein Urtheil, welches nach andern Bemerkungen über die Unfähigkeit der Deutschen zur Freiheit auffallen muß, aber zu der Hoffnung berechtigt, daß die Schule in Paris für ihn doch nicht ganz verloren gewesen sei.

Noch weiterhin gibt er unter der Überschrift „Unsere letzten zehn Jahre", zunächst mit einer Zuschrift an einen Franzosen, welcher die Devise aufstellt: „Pour délivrer la France, il faut la déchristianiser", die Memoiren der deutschen Philosophie unserer Zeit, wie sie Ruge mit erlebt hat. Sie sind klar und gut geschrieben, enthalten aber nicht viel Neues. Einzelne Bemerkungen sind auch hier treffend, das Ganze aber ist für Den, welcher nicht auf Ruge's Standpunkt steht, nicht recht genießbar. Auch hier wird die deutsche Geschichte völlig negirt; „mit dem Scheitern der Bauernkriege habe der deutsche Protestantismus seinen thatkräftigen Herzschlag verloren, seitdem seien alle Menschen zu Mönchen in der Gemeinde der Heiligen, zu Spießbürgern im Leben und zu Theologen in der Wissenschaft geworden, das protestantische Deutschland mit allen seinen Institutionen sei ein Machwerk der Theologen." Strauß, Bruno Bauer und Feuerbach werden kritisirt, wie Einer den Andern glänzend vernichtet habe, aber seltsam ist doch, daß die Wirkungen der Bestrebungen dieser Männer immer schwächer wurden. Strauß erregte viel Interesse, weniger Bauer und noch weniger Feuerbach. Nun freilich der Grund liegt in der philosophischen Roheit der dummen Deutschen! Aber Feuerbach ist auch schon überholt. Stirner in seinem Buche: „Der Einzige und sein Eigenthum" nennt Feuerbach einen Pfaffen, da er immer noch einen Götzen, die Liebe zum Menschen, predige, diese Religion müsse durch Egoismus vernichtet werden u. s. w. Ruge bespricht diese Stirner'sche Kritik. C'est infiniment long! Hierauf folgen Briefe und Journalaufsätze, die zum Theil schon bekannt sind. Den meisten Werth haben die bekannten Aufsätze über Echtermeyer aus der „Manheimer Abendzeitung" und an einen leipziger Patrioten, geschrieben in Paris am 18. Oct. 1844. Ref. hatte sie schon früher

*) So soll Jacoby's Schrift: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's IV." in der französischen Übersetzung durch die Eigenthümlichkeit der Sprache an Schärfe und Nachdruck gewonnen haben.

gelesen und sich daraus Illusionen gemacht, die leider nach der Lection des Buchs geschwunden sind. An einigen Stellen der andern oben erwähnten Aufsätze wird Fichte's nationale Beschränktheit in seinen „Reden an die deutsche Nation" und Gervinus' Fleiß, mit dem er „die gräulichen Jahrhunderte der deutschen Poesie abgesessen haben", bejammert, er wird dabei „der ehrwürdige podex poeseos teutonicae" genannt! Auch freut sich Ruge über Heine's liebenswürdige Vermenschlichung der Kyffhäuser Schnurre und möchte ganz Altdeutschland auf diese Weise humanisiren.

Doch Ref. ist müde geworden und überläßt die Kritik der nächstfolgenden Abhandlung „Der Patriotismus" den Lesern. Diese Abhandlung soll gut sein, wenigstens ward sie in einer kurzen Anzeige des Ruge'schen Buchs in der „Manheimer Abendzeitung", die keine Lobhudelei war, besonders hervorgehoben. Den Schluß machen zwei Aufsätze von Cormenin, von welchen der über Thiers interessant ist.

Als ein Curiosum erwähnt Ref. noch „ein Stück Revolution", einen Operntext „Spartacus", den Ruge gemacht hat. Sollte er einen Componisten finden und etwa in Paris aufgeführt werden, so müssen sich dort die von Spartacus an die Germanen gerichteten Worte sehr gut machen:

> Du sollst auf ein Jahrtausend hin
> Für jede Knechtschaft fechten,
> Und nie den faulen Sklavensinn
> Erheben zu dem Rechten!
> Von Pfaffen und von Herr'n gebeugt
> In Schmach verendet, wie gezeugt,
> Sollst du zuletzt der Sklaven Sklave sein, —
> Dies Loos ist dein! —

Das ist — Patriotismus!!

K. G. Helbig.

Amerikana.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Der Verf. der zweiten Schrift, der „Lebensbilder", ist ein Mann von gesetztem und ruhigem Charakter, ein königlich hannoverscher Hauptmann und Bürger der Republik Texas, wie der Titel sagt. Es ging ihm in Europa schlecht, und mit der bestimmten Absicht, ein besseres Loos zu suchen, ging er nach Amerika. Er fand nicht was er suchte; redlich arbeitend, den Schweiß auf der Stirn, traf er überall die Ungunst der Verhältnisse. Es ist entmuthigend zu lesen, wie ein gebildeter Deutscher, ein Offizier und Edelmann, trotz der eifrigsten Sorgfalt, nirgend in dem unermeßlichen Lande einen Platz, eine Stelle findet, wo er seinen Kräften, seiner Bildung, seinem Stande gemäß wirken, wo er durch seine Kenntnisse und Thätigkeit nur Brot erhalten kann. Er läßt nichts unversucht, aber sein Schicksal bewährt aufs neue die oft ausgesprochene Erfahrung, daß, welcher Europäer in Amerika fortkommen will, es nur durch völlige Veränderung seines Berufs kann. Er versucht den Handel zu treiben; die Ehrlichkeit des Deutschen kommt gegen die amerikanische Schlauheit nicht auf. Er muß den Bereiter, Kunstreiter, Billetteur beim Theater, den Kellner spielen. Aber auch in allen diesen Posten lächelt ihm nicht das Glück. Endlich wird er texanischer Bürger und Landeigenthümer, wodurch? Die Ironie seines Schicksals will den Erfahrungssatz vollständig machen. Er erhielt Bürger- und Besitzrecht, weil er zur Zeit des mexicanischen Einfalls mit den Andern aus Texas entflohen war. Die Art wie es geschah und unter den obwaltenden Umständen thut seiner Ehre als Mann und Militair durchaus keinen Eintrag. Er konnte unter diesen verwilderten Banden keinen Ordnungssinn hervorbringen, und wurde vom Strome mitgerissen, wo es eine Thorheit gewesen wäre, zurückzubleiben und für eine Sache sich zum Vertheidiger aufzudrängen welche nicht die seine war. Aber das fatalistische Factum bleibt doch bestehen, daß es ihm wo er es verdiente nirgend gelang, und wo er es nicht verdiente ward ihm im Proceß durch Advocatengeschicklichkeit ein Recht zugestanden, auf welches er in unserm Sinn keinen Anspruch hatte.

Wie ihm selbst, ist es vielen Deutschen ergangen; man braucht in dem Buche nur zu blättern, um sich davon zu überzeugen. Geistliche trifft er als Ärzte, Ärzte als Advocaten, und wer spielt nicht in dem sektenreichen Lande die Rolle von Geistlichen! Und wie viele Deutsche, welche in dem gelobten Lande der Fülle an allem Stoffe und des Mangels an Händen für die ihrigen keine Beschäftigung finden, nicht einmal als Tagelöhner! Das war neu. In Neuyork, in Neuorleans und in Cincinnati und Saint-Louis laufen Deutsche umher ohne eine Anstellung zu finden, und es ist nicht immer ihre Schuld, versichert der Verf. Es spricht für seinen Charakter, daß er, aller dieser Täuschungen ungeachtet, nirgend in Bitterkeit verfällt, daß er, bei allen harten Leiden, die er erduldet, es nie das Land und Volk entgelten läßt, sondern bei allen gerechten Rügen auch das Lobenswerthe heraushebt. Mehr als einer von den berüchtigten Humbugs, die sich die Amerikaner unter sich und mehr noch gegen Fremde zu Schulden kommen lassen, vernichtet seine Hoffnungen und bringt ihn dem Bettelstabe nahe, er klagt über die Demoralisation des Volks, aber er verdammt es nicht unbedingt um deswillen. Wenn ein hochgeachteter General Wrede's Sohn um den Lohn für schwer verdiente Abschreibearbeiten bringt, weil es ihm gelungen juristisch zu beweisen, daß nicht er, sondern sein Secretair diese Arbeiten bestellt habe, so will er selbst darin noch keine unbedingte Niederträchtigkeit gewahren; er sieht nur einen Kitzel der Schlauheit, eine falsche Sitte, die sich gewiß mit der steigenden Civilisation bessern werde. Die Sitte müsse erst die Amerikaner lehren, daß die Rechtlichkeit, auch bei eigenem Schaden, höher im Werthe stehe als das Vergnügen, einen Dummkopf geprellt zu haben. Möge er auf rechtem Wege sein; wir aber wollen wünschen, daß unsere deutschen Landsleute, welche hinüberwandern, nicht diesen langen Weg zur echten Sitte einschlagen, sondern lieber bei dem kürzern verharren möchten, d. h. bei der Sitte, welche im Princip wenigstens noch bei uns gilt.

Das Buch enthält viel Lehrreiches, um so werthvoller, weil es sämmtlich aus der eigenen Anschauung geschöpft ist ohne Zuthat von Phantasie, Voreingenommenheit und mit geringer Untermischung von Reflexion. Wo diese eintritt, hat sie einen guten, gesunden Grund. Aber es enthält auch manches Interessante und treffliche Naturschilderungen, z. B. die des Missisippi. Einzelne Episoden sind durch die großartige Naturwahrheit ergreifend, wie die Geschichte des Trappers Hugh Glaß. Auch der Stil, der sich nicht über das Gewöhnliche erhebt, wird doch zuweilen schlagend und kräftig. So heißt es von dem rastlosen Ziehen („moven") der Amerikaner: „Es ist tief in der Natur dieser Waldmenschen begründet; ein sonderbarer Trieb, der seine Erklärung nur in dem grenzenlosen Unabhängigkeitssinne der Amerikaner findet. Die meisten dieser Mover möchten am liebsten ganz allein auf der weiten Erde leben. Sehen sie andere Wohnungen in der Nähe der ihrigen entstehen, so hält sie weder die Erinnerung an eine glücklich verlebte Zeit noch die Aussicht eines fast immer entstehenden großen pecuniairen Verlustes auf. Um jeden Preis schlagen sie ihre Besitzungen los, und suchen entlegenere, ödere Wildnisse auf, um sich eine neue Heimat zu gründen, die sie vielleicht in wenig Jahren abermals verlassen, um — allein

zu sein." Der Verf. ist, wie uns der Vorredner sagt, wieder nach Amerika und zwar nach Texas zurückgekehrt, in Diensten der Deutschen Colonisationsgesellschaft. Er wünscht dem deutschen Mutterlande bald neue Bilder blühender Gesundheit und reichen Wohlstandes der Tochtercolonie in Texas entwerfen zu können. Möchten diese Worte der Einleitung wenn nicht bald, doch dereinst zur Wahrheit werden.

Das dritte Werk ist ein gutgeschriebenes Buch, welches alle die Themata, die in den andern beiden enthalten sind, systematisch und zu ziemlicher Anschaulichkeit verarbeitet darstellt. Man könnte hier und da der Meinung sein, daß es auch wol von einem geschickten Europäer componirt wäre, der andere richtige und gute Quellen gut verarbeitet hat, wenn der Verf. nicht aufs heiligste versicherte, daß auch er aus eigener Anschauung und Prüfung geschöpft habe. Belehrend für den Gebildeten ist auch dieses Werk, belehrender sogar, da es umfassender ist als die oben genannten, und voll guter Winke für den Auswanderer; aber die Frische des selbst und eben erst Erlebten geht ihm ab, freilich weil es als eine schriftstellerische Arbeit von anderer Tendenz auch ganz andere Ansprüche macht. Der Verf. will seine deutschen Landsleute von den goldenen Träumen, denen sich noch immer viele hingeben, enttäuschen und ihnen, um sie in den Kern der Sache einzuführen, die rechte Weisung geben, was sie zu thun und was sie zu erwarten haben, wenn sie zur Auswanderung sich entschliessen. Die traurigste Weisung betrifft die, daß der Verf. auch die glücklichern Deutschen, welche in Amerikas Wäldern Das gefunden, was sie suchten, still seufzend gefunden haben will und mit dem nicht zurückzudrängenden Wunsche, daß sie wieder in der Heimat wären. Die nicht so glücklichen hätten lieber Alles aufgegeben, was sie noch hatten, um nur freie Rückkehr auf einem Schiffe zu erlangen. Das Heimweh ist eine gemüthliche Eigenschaft, und daß der Deutsche gemüthlich ist, hat ihm noch Niemand abgestritten. Daß der Deutsche mit seinem Gemüth unter den humbuggisirenden kaltherzigen Yankees sich unbehaglich finde, ist eine Sache, die sich auch von selbst versteht; ob aber jener Wunsch unter den fünf Millionen Deutschen der allgemeine sei, lassen wir dahingestellt, und schwerlich wird ihn auch der Verf. unbedingt zu bejahen wagen. Geben wir uns vielmehr der Hoffnung hin, daß die Deutschen, immer selbstbewußter durch ihre Phalangen werdend, ihre Heimat auch in der Fremde finden werden. Der Ansichtskreis des Verf. wird sich aus folgendem Epitheton entnehmen lassen, was er seinen Rathschlüssen an Diejenigen voranschickt, welche durchaus entschlossen sind, die alte Welt mit der neuen zu vertauschen und nur der eigenen Erfahrung folgen wollen; er nennt Amerika „das Land der Contraste, das Land mit prachtvollen Naturschönheiten und weiten Sümpfen und Morästen, das Land der giftigen Schlangen, der im reichsten Farbenschmuck prangenden Vögel ohne Gesang, buntester Blumen ohne Duft, das Land der großsinnigsten Institutionen und der engherzigsten Menschen, das Land, wo neben der unbeschränkten Freiheit das Institut der Sklaverei, neben dem grassesten Bigotismus der größte Indifferentismus wohnt, das Land, welches zu gleicher Zeit einem Washington und einem Arnold das Dasein gab". In den tiefer eingehenden Betrachtungen über die Rechts-, religiösen, kirchlichen und militairischen Zustände wird das Grisson'sche Werk ein guter Begleiter des Raumer'schen sein, und wo dieses die allgemeinern Standpunkte verfolgt, dem Leser in manchem werthvollen Detail zu Hülfe kommen. Auch ist es an psychologischen treffenden Bemerkungen reich, welche nur aus einer längern Kenntniß des Landes und Volks geschöpft werden können. Dem heutigen Amerikaner will der Verf. durchaus den selbstaufopfernden Patriotismus absprechen, welcher die Heroen der Revolution hervorbrachte. Wie will er aber das so bestimmt wissen? Treten ähnliche Krisen wieder ein, und erwecken nicht solche Krisen außerordentliche Kraft. Und zeigte sie sich nicht theilweise wenigstens im Jahre 1812? In vielen Resultaten stimmt der Verf. mit den beiden andern Schriftstellern überein. Bei Gelegenheit der ewigen Wanderlust sagt er: „Es ist wahr, so paradox es auch klingen mag, der Amerikaner hat wol ein Vaterland, aber er hat keine Heimat, und er hat diese nicht, weil ihm der Heimatssinn abgeht. Er ist rasch in Entschlüssen, in plötzlichen Umwandlungen." So grenzt die plötzliche Verwandlung einer dem Branntweintrunk ergebenen Bevölkerung in durchaus nüchterne Leute, welche mit dem Branntwein auch dem Wein und Bier entsagt haben, an ein Wunder. Die Volksstimme war so mächtig, daß alle Leidenschaften, alle Interessen dagegen nicht aufkamen; aber der Verf. lebt der Besorgniß, daß die Enthaltsamkeitssache nur eine Modesache sei. Wie er den Wankelmuth der Amerikaner kenne, besorgt er, daß der Enthusiasmus für die Nüchternheit sich nur so lange auf der bisherigen Höhe erhalten werde als der Reiz der Neuheit dafür streitet. Sobald der Nimbus der Popularität ihr entzogen, werde die Temperance, das Geschöpf leidenschaftlicher Aufgeregtheit, mit allem Guten, was sie gewirkt, der Vergessenheit wieder anheimfallen. Als Anhang einige unterrichtende Nachrichten über die grausam systematischen Vernichtungsprocesse der Indianer, besonders über die der Seminolen in Florida. Der Verf., wie er ein entschiedener Sklavenfeind (bei aller richtigen Würdigung der verkehrten, heftigen Maßregeln der Abolitionisten), ist auch gegen die Ansicht, daß die rothen Menschen nicht durch humanes und zweckmäßiges Verfahren für Gesittung und europäische Cultur zu gewinnen gewesen wären. Nun ist es zu spät! *) 7.

Bibliographie.

Koosen, J. H., Der Streit des Naturgesetzes mit dem Zweckbegriffe in den physischen und historischen Wissenschaften. Eine Einleitung in das Studium der Philosophie. Königsberg, Tag und Koch. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kutscheit, J. V., Gedichte. Berlin, Grobe. 16. 1 Thlr.

Münch, M. C., Biographien ausgezeichneter um die Menschheit verdienter Pädagogen. 2te Auflage. Augsburg, Schlosser. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Naumann, W., Paulus. Die ersten Siege des Christenthums, in Bildern aus der Apostelgeschichte. Mit 21 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 1 Thlr.

Plinius der Jüngste, Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens. Illustrirt von J. J. Grandville. 2te, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schücking, L., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Seidemann, J. K., Beiträge zur Reformationsgeschichte. 1stes Heft: Die Reformationszeit in Sachsen von 1517—1539. Mit Urkunden. Dresden, R. und W. Kori. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Spruchbuch für das das deutsche Volk. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 15 Ngr.

Uschner, K., Das Brevier der heiligen Rosalia. Blätter aus dem Leben eines Phantasten. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. Neuhaldensleben, Eyraud. 12. 25 Ngr.

Breslauer Volkskalender für 1846. Herausgegeben von L. Schweitzer und J. Stein. Breslau, Schuhmann. 1845. 8. 12½ Ngr.

Sächsischer Volkskalender für 1846. Herausgegeben von H. Steffens. Leipzig, Hartmann. 1845. 8. 12½ Ngr.

Katholischer Volkskalender für 1846. Herausgegeben von J. A. M. Brühl. 6ter Jahrgang. Neuß, Schwann. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Widmann, G., Das Corpus-Juris für den Bürger und Landmann. Ein Volksbuch zur Minderung der Prozesse und für tüchtige Selbstbeurtheilung der Rechtsverhältnisse. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1845. Lex.-8. 20 Ngr.

*) Einen zweiten Artikel lassen wir im Februar folgen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1846.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Zwei Bände. Jena, Frommann. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

Wir glauben keineswegs die literarische Maskenfreiheit zu beeinträchtigen oder einem angenommenen Geheimnisse mit Aufdringlichkeit zuzusetzen, wenn wir als den Verf. dieses Buchs den Freiherrn v. Hormayr unsern Lesern verrathen. Bei vielen derselben, die eine solche Wahrnehmung nicht gleich auf den ersten zehn Seiten machen sollten, kann dies dem Buche nur zur günstigen Empfehlung dienen; wir an unserm Theile verspüren aber den wesentlichen Vortheil, mit einer realen Persönlichkeit verkehren zu können und zwar mit einer solchen, die in keinem Falle den unbedeutenden beigezählt werden darf. Denn auch hier trägt und vereint diese Persönlichkeit wie in frühern ähnlichen Werken die Lebensbilder, die wir anschauen, während die Namenlosigkeit des Verfassers bei Büchern dieser Art unsere Theilnahme oft viel weniger in Anspruch nimmt als die Sache selbst es verdient. Und so finden wir denn auch in diesen „Anemonen", deren Düfte freilich nicht immer süß und lieblich, sondern gar nicht selten übel und giftig sind, die Belesenheit und massenhafte Aufspeicherung von Thatsachen wieder, die wir in andern Hormayr'schen Werken bewundern, ferner die besondere Fertigkeit, bei dem Einen und Hundertsten das Andere und Tausendste herbeizuziehen und in historischen Stoffen wahrhaft zu wählen, nebst einer Reihe anderer, bekannter Vorzüge dieses Geschichtsforschers. In seiner Geschichtschreibung aber bedauern wir wiederholt den Mangel an Gleichmäßigkeit; es begegnet uns auch hier, daß seine Wendungen und Sprünge trotz der überraschenden Verknüpfungen und derben oft überaus glücklichen Schlagwörter ein unbehagliches Erstaunen rege halten; endlich gibt die Abwechselung herabgekommener Gesellschaftsausdrücke und aus der guten Sprache verbannter Wörter mit feierlichen, ja schwülstigen Wendungen dem Ganzen etwas Buntes und Verwirrendes, sodaß man sich nach Beendigung eines Abschnitts kaum des Gelesenen mit einiger Klarheit zu erinnern weiß und fast an das bekannte Goethe'sche Wort vom Mühlrade denken muß. Aus solchen Ursachen genießt man am unbefangensten in Hormayr's historischen Taschenbüchern den überreichen Stoff geschichtlichen Reichthums, in den „Lebensbildern" dagegen wie in den „Anemonen" fürchtet man sich in diesem dichten Walde des üppigsten Wachsthums zu verlieren. Überdies ist der Verf. hier nicht blos Erzähler oder Sammler, sondern auch in vielen wichtigen Dingen theilnehmend und mithandelnd gewesen, woher es denn auch für die heimischen Angelegenheiten nicht an ausdrucksvollen, bittern Rückblicken fehlt, die in verschiedenen Kreisen einen offenen oder versteckten Tadel gegen ihn hervorgerufen haben.

Das Urtheil eines Mannes, der während eines langen Lebens in so bedeutenden Amtsverhältnissen gelebt hat, und dem durch eine besondere glückliche Fügung Dinge von der höchsten Wichtigkeit, die sonst als großes Geheimniß bewahrt zu werden pflegen, von den angesehensten Männern seiner Zeit mitgetheilt worden sind, verdient jedenfalls eine vorzügliche Beachtung. Aber es thut dieser so schätzenswerthen Eigenschaft öfters Eintrag, daß Hr. v. Hormayr besonders gern nur Grau in Grau malt, daß er jeden bösen Tadel aufgreift, daß er mit jäher Kraft und zerschmetternder Ironie sich an Personen und Sachen anhängt und daß er gar zu oft da Schlechtigkeit und Hinterlist wahrnimmt, wo andere begabte und aufrichtige Schriftsteller nur erlaubte politische Verknüpfungen oder Berechnungen entdeckt haben. Es mag ein Verfahren wie das seinige politisch kühn sein, ja es mag nach Umständen groß erscheinen, von hochgestellten Zeitgenossen Nachtheiliges zu sagen oder über Verstorbene die strenge Wahrheit auszusprechen, vorausgesetzt daß dies immer mit einem heiligen Ernste und ohne Leidenschaftlichkeit geschehe. Unser alter Pilgersmann aber ist als geharnischter Krieger aufgetreten, seine Schläge fallen hageldicht auf die Rüstungen der Gegner, und sein Buch ist, ganz ohne sein Wollen, in nicht wenigen Stellen zu einer Parteischrift geworden. Denn die Tendenzen, welche unsere Zeit liebt, werden sich durch manche Schlechtigkeiten der Fürsten und Beamten unter einer solchen Autorität geschmeichelt fühlen, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wird nur neue Nahrung erhalten und anstatt daß die wichtige Lehre, daß die Geschichte uns vor allen Dingen billig machen soll, aus den „Anemonen" Förderung oder Bestätigung

erhalten sollte, dienen dieselben einer Anzahl ihrer Leser nur zur schadenfrohen Unterhaltung.

Es gilt dies namentlich von des Verf. Urtheilen über Östreich, seine Fürsten, seine Staatsmänner, Feldherren und seine allgemeinen Zustände. Nun sind wir zwar weit entfernt Hrn. v. Hormayr in die Gemeinschaft solcher Literaten stellen zu wollen, die seit einigen Jahren nicht genug Schlimmes und Nachtheiliges von Östreichs Regierung haben sagen können und deren einer sich neuerdings bis zu den Zoten und Gemeinheiten in den „Memoiren aus der östreichischen Caserne" hat erniedrigen können; jedoch müssen wir sehr bezweifeln, daß von irgend einem europäischen Staate ein solches Register politischer Sünden aufgestellt ist als es unser Verf. in dem vorliegenden Buche von allen Seiten her zusammengetragen hat. In der langen Reihe der Habsburgischen Fürsten finden Karl V. und Joseph I. noch die meiste Anerkennung, und von den jetztlebenden die Erzherzöge Karl und Johann; Karl VI. erhält nur wegen seiner sittlichen Reinheit Lob, Maria Theresia, zwar eine herrliche Frau und große Kaiserin, wird aber doch bezüchtigt, zuerst die Integrität von Polen angegriffen zu haben, wie denn die Habsburger überhaupt stets „eine Wasserscheu vor gesetzlicher Freiheit" gehabt hätten (I, 290), namentlich Franz I., „der erbittertste Widersacher aller Constitutionen und der entschiedenste Vertheidiger des Absolutismus". Unter den Staatsmännern und Feldherren Östreichs erscheint keiner in einem so glänzenden Lichte als Prinz Eugen von Savoyen, er ist der eigentliche Held des Verf. „dies Kapuzinerlein des Lagers, so geheißen vom braunen Kittel und von dem Nase und die Brustkrause und die Westentaschen erfüllenden spanischen Taback, das Männlein mit den zwei steifen Locken, dem zarten Teint, dem langen Gesichte und der langen Pferdenase, und dennoch der ermuthigende Gebieter der Soldaten und der entmuthigende Gebieter der Frauen, mit den zauberischen Frauenaugen und der unaufhörlichen, gleichwol durch Manneskraft und fürstlichen Anstand imposanten Beweglichkeit" (I, 375). Die Tüchtigkeit der Minister Trautmannsdorf, Kaunitz und Metternich wird in das verdiente Licht gestellt, so auch der Feldherren Laudon, Schwarzenberg und Rothkirch, aber Thugut, Königsack, Daun und viele Andere empfangen scharfen Tadel. Wird doch sogar (II, 198) der Sieg der Östreicher bei Kollin nicht ihrer Tapferkeit, sondern „dem Blindekuhspiele des Zufalls" zugeschrieben! Bedenkt man nun hierbei, mit welchem lauten Lobe Östreichs Kaiserhaus und Land früher vom Hrn. v. Hormayr im „Östreichischen Plutarch", in der „Geschichte von Wien" und in andern Schriften gepriesen ist, so muß die jetzige Bitterkeit die Leser ebenso befremden als sie dieselben bereits in seinem Werke über Andreas Hofer neuerdings überrascht hat. Der Verf. gehört doch nach Geburt, Bildung und Erziehung dem östreichischen Staate an, mögen nun die Verhältnisse, unter denen oder durch welche genöthigt er dies Land mit Baiern vertauscht hat, gewesen sein welche sie wollen. Nun soll aber, um ein edles Wort Niebuhr's („Lebensnachrichten", III, 13) anzuführen: es mit der Pietät gegen das Vaterland sein wie mit den Familienbanden, kein Mensch von Gefühl wird die Schande der Seinigen aufdecken oder bespötteln, ja sein Land soll ihm so lieb sein, daß er selbst gegen Die, welche den Staat verwalten, nicht spotten und lästern mag, auch wenn sie es verkehrt machen. Unser Verf. hat diesen auffallenden Widerstreit wol selbst gefühlt und nachdem er daher (II, 15) den harten Ausspruch gewagt, daß sich bis auf diese Stunde Niemand an ein ehrliches, geistvolles Abbild der östreichischen Zustände gewagt hätte, ohne in den Vorwurf leidenschaftlicher Gehässigkeit oder hündischer Lobhudelei zu verfallen, erörtert er gleich darauf (II, 32 — 42) seine frühere Stellung als östreichischer Geschichtschreiber. Er appellirt hier gleichsam de se ipso olim male informato ad se nunc melius informatum, er tadelt sich selbst wegen seiner damaligen kindlichen, ja kindischen Freude an Habsburgs „leoninischen" Edelthaten, und versichert, erst in dem Laufe seines spätern Lebens die Wahrheit eingesehen und erkannt zu haben.

Ein solches offenes Geständniß ehrt allerdings einen Mann von des Verf. schriftstellerischer Bedeutsamkeit. Aber wir müssen offen gestehen, daß uns derselbe in seiner Inhaltsanzeige der „Historischen Taschenbücher", die sich in dem Jahrgange 1846 befindet, weit gerechter und ehrwürdiger erschienen ist. Dieser Aufsatz ist mit dem vorliegenden fast gleichzeitig über ganz verwandte Gegenstände geschrieben, aber ohne alle Bitterkeit, ohne Haß, nur mit dem edeln Selbstgefühle des um sein Land verdienten Mannes. Hatte man nun früher manchen Lobspruch östreichischer Zustände parteiisch gefunden, so mag es dagegen jetzt dem unbefangenen Leser, der in dem vorliegenden Buche fast Alles in der dunkelsten Beleuchtung findet und alle politischen Sympathien und Abneigungen gegen Östreich benutzt sieht, nicht verdacht werden, wenn er manchen Zweifel an der Glaubwürdigkeit verbrauchter Anekdoten oder als neu aufgeführter Thatsachen bei sich aufkommen läßt. Wir rechnen dahin z. B. jene Unterredungen des Kaisers Franz I. mit seinem Leibarzt Stifft, der sich über des Kaisers gute Constitution erfreute, worauf der Letztere hastig antwortete: „Stifft, dies Wort lassen Sie mich nicht hören. Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottesnamen eine gute Complexion, aber es gibt gar keine gute Constitution. Ich habe keine Constitution und ich werde nie eine haben." (I, 60.) Oder wenn von Maria Theresia erzählt wird, daß sie den Grafen Aspremont, der den Bauern zugerufen hatte, sie sollten den Enkel des Rakoczy nicht im Kothe ersticken lassen, darüber hart angelassen habe: „Ich verlange gewiß nicht, daß Er im Kothe ersticken soll, aber die Possen mit dem Rakoczy lasse Er bleiben, sonst lasse ich Ihn einsperren." (I, 178.) Bei solchen und ähnlichen Geschichtchen fällt uns immer des ehrlichen Mascov Wort in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Deutschen" bei, daß keine Historici ver-

dächtiger wären als die, welche mit großem Vertrauen was in der Fürsten Cabinet fürgegangen sei erzählen. Wenigstens könnten, wo solche bedeutende Persönlichkeiten auf den Schauplatz der Öffentlichkeit gezogen werden, die Leser mit einigem Rechte eine Nachweisung der Quellen oder sonstiger mündlicher Überlieferungen von dem Verf. verlangen, damit sie wissen, wiefern man ihm glauben und er seine Sache vertreten kann. Denn nicht alle Briefe und Reden tragen eine so innere Wahrheit in sich als die Briefe Gneisenau's in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen".

Was aber Östreich und sein Kaiserhaus an Lob und Ehre in dem vorliegenden Buche eingebüßt hat, das ist von Hrn. v. Hormayr mit vollster Hand auf das Königreich Baiern, dem er seit 1828 angehört, und auf die Wittelsbachische Dynastie übergetragen worden, wie es schon in seinem fast gleichzeitig erschienenen Buche über den tiroler Krieg wahrgenommen worden ist. Die Tapferkeit der Baiern in Ungarn gegen die Türken, in Östreich, Tirol und Rußland wird bei jeder Gelegenheit gefeiert, ihre Vaterlandsliebe erhält die größten Lobsprüche, „der letzte Baier vergißt Hunger und Kummer, wenn von Baierns Ruhm und Größe die Rede ist, wenn es darum gilt, daß Baiern Wittelsbachisch bleibe für immer" (II, 199). Ihre schlechte Behandlung durch Napoleon, dessen „kleinlicher Neid und undankbare Abneigung gegen Baiern" ihn alle seine Verpflichtungen vergessen ließen, wird in den stärksten Ausdrücken beklagt. An mehr als einer Stelle wird ausgeführt und selbst mit den Worten des „erhabenen, königlichen Sängers" (II, 149), wie Baiern die ihm dargebotene Gelegenheit zur Vergrößerung nicht hat ergreifen können, wie es in Deutschlands Staatsverein nicht die ihm bestimmte Rolle einzunehmen vermochte, da es doch vor allen Andern zum Mark und Kern eines verjüngten Deutschlands bestimmt zu sein schien (II, 303), und wie es so ganz anders in der Welt geworden sein würde, wenn nach Karl's VI. von Östreich Tode die wohlbegründeten Ansprüche Baierns die Kaiserkrone auf das Haupt eines Wittelsbachers gesetzt hätten oder wenn schon früher durch Maria Theresia's Vermählung mit dem bairischen Kurprinzen, nachmaligem Kaiser Karl Albrecht, das alte große Karolingische Baiern bis tief an die Etsch, an die Leith, March und bis an die adriatischen Küsten wiederhergestellt worden wäre. Die Ausführung dieser patriotischen Phantasie (II, 130 fg.) bei unserm Verf. ist in der That lesenswerth. Dagegen wird nun Östreichs Haus und Regierung überall des Hasses und der Undankbarkeit gegen Baiern beschuldigt, schon von den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges her, wo Baierns „unerschütterte gänzliche Selbstvergessenheit und heroische Aufopferung, seinen natürlichen Nebenbuhler und Widersacher zu erhalten und zu retten" nicht müde wurde, dafür aber in allen Lebensfragen, allüberall vorangestellt, überall im Stiche gelassen und mystificirt worden ist (II, 146 u. a. O.), woher denn in späterer Zeit jene „ungerechte und politische" Absonderung Baierns von dem übrigen Deutschland (I, 307) entstanden ist, welche freilich auch dies Land längere Zeit hindurch gegen seine Stammgenossen verblendete. Bei dieser Vorliebe für bairische Zustände kann es auch nicht befremden, wenn Tilly, „der herrliche Murrkopf" (I, 251), als ein bescheidener, mäßiger und strenger Mann gegenüber der Habsucht und Verschwendung Wallenstein's geschildert und mit Verweisung auf quellenmäßige Forschungen ausgesprochen ist, daß Magdeburgs Zerstörung durchaus nicht seine Absicht gewesen, indem sie vielmehr seinen nächsten Kriegszwecken ebenso nachtheilig geworden sei als der Untergang Moskaus für Napoleon (II, 282 fg., vergl. mit der „Geschichte Andr. Hofer's", II, 114). Trotz solcher und ähnlicher Parteilichkeiten kann aber Hr. v. Hormayr nicht umhin, schärfsten Tadel über Karl Theodor's von Baiern „heillose Maitressen- und Bastardenwirthschaft" (I, 189) und vor allen über das Treiben der Jesuiten, deren abgesagter Feind er überhaupt ist, in Baiern an mehren Stellen auszusprechen und mit glaubwürdigen Thatsachen zu belegen, wie z. B. Th. I, S. 304—318. So gern wir nun dies Letztere anerkennen, so begreifen wir doch nicht auf der andern Seite, weshalb gerade er, ein so beredter Herold deutscher Einigkeit und Verträglichkeit, die Geschichten zweier benachbarten Länder, deren Einwohner ohnehin seit Jahrhunderten sich oft genug angefeindet haben, mit offenbarer Herabsetzung des einen und ungemessenem Lobe des andern vorgetragen hat. Oder meint er dadurch mitzuwirken, daß sich Östreicher und Baiern als Völker desselben Stammes betrachten werden? Das kann wenigstens eine Anekdote nicht beweisen, die der Verf. aus der Regierungszeit Karl's VI. erzählt, als bairische Hülfstruppen in den Türkenkrieg zogen und in Wien sich nicht wollten auf der Donau einschiffen lassen. Da wollte der wiener Pöbel an dem Mundwerke, an der gut katholischen Religion und an gegenseitigen Heirathen erkannt haben, daß Baiern und Östreicher Brüder wären und daß sie auf nichts sehnlicher hofften als auf eine Vereinigung beider Länder unter einem Herrn (II, 132). Wir bezweifeln aber, daß eine solche Übereinstimmung der Ansichten, selbst wenn jenes Geschichtchen wahr sein sollte, damals geherrscht habe, und meinen, daß noch heutigen Tags die Baiern ebenso ungern Östreicher werden möchten als die Östreicher sich dem bairischen Herrscherstamme unterwerfen würden. Und selbst in der vom Verf. geschilderten Zeit waren doch wol Äußerungen des Volks als „lieber bairisch sterben als ins Kaisers Unfug verderben" (I, 188) aus den Jahren schweren Druckes unter der östreichischen Herrschaft im Spanischen Erbfolgekrige noch nicht gänzlich vergessen oder einer durchaus veränderten Stimmung gewichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theodor von Kobbe. Ein Denkstein von Adolf Stahr. Oldenburg, Schulz. 1845. Lex.-8. 1¼ Ngr.

Der Name, der auf diesem Denksteine steht, ist Vielen bekannt, Vielen werth, nicht Wenigen unvergeßlich. Kobbe war

nicht ein Mann der Gelehrsamkeit, er war kein „Kerl im Staat", wie Lessing sagt; er hielt das Menschsein für das Höchste. Das Leben selbst mit seinem unendlichen Inhalte war ihm das Wichtigste; alle Wissenschaft, Kunst und Poesie stellte er in den Dienst des Lebens. Kobbe gehörte nicht zu den Zweckmenschen, die bei Allem was sie sagen, thun und unternehmen eine hinterhaltige Gesinnung haben; er gehörte nicht in die große Classe Derer, die mit sogenannten Freunden eine Assecuranz zu gegenseitigem Lob und Indiehöheheben bilden; er gehörte nicht in die große Classe Derjenigen, die jedes Individuum, das ihnen vorkommt, gleich darauf ansehen und darauf anfassen, wozu sie es einmal benutzen können; Kobbe war ein ganz unbefangener, natürlicher Mensch. Diese Unbefangenheit wirkte in hohem Grade vortheilhaft auf seine humoristischen Darstellungen; Kobbe sah das Leben überall in seiner Naturlage, in seiner Naturfarbe, in seinem Naturzusammenhange; er guckte nie durch die Brille der Partei. Und so wahr er das Leben erfaßte, so schnell und leicht that er es. So sind denn auch seine schriftstellerischen Productionen alle nicht mühsam gearbeitet, sondern leicht zusammengewebt; Kunstwerke hat er nicht geliefert; in der Hast des Schaffens ließ er einen eben vollendeten ersten Guß mit allen seinen Mängeln unpolirt stehen. Dem Zeitgeschmack hat er nie Concessionen gemacht; alle seine Freunde müssen wissen, wie lebhaft er wurde, wenn er in seiner bilderreichen Redeweise sagte: „er wolle seine Schriften nicht mit Politik düngen, er wolle nicht mit Zoten mergeln."

Sollte dieses Blatt Jemandem zu Gesicht kommen, der Kobbe's Schriften nicht kennt, der lese doch seine „Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich", seine „Humoristischen Reisebilder", seine „Briefe über Helgoland" u. s. w., und er wird sich durch die Natürlichkeit der Darstellung, durch den Hauch von Jugendlichkeit, Frische und Lebenskräftigkeit, der über alle seine Arbeiten ausgegossen ist, gewiß angesprochen fühlen. Noch Eins erwähne ich, was höchst wichtig ist: Kobbe blieb in seinen Schriften stets dem Wahlspruch treu, den er als Motto seinen „Humoristischen Blättern" vorangestellt hatte: nil bonum, nisi quod honestum, d. h. die Grenze der Ehrbarkeit überschreitet Kobbe nie, in das clair-obscur des Zweideutigen verlaufen sich seine Darstellungen niemals.

Hr. Dr. Stahr hat ein gutgetroffenes Bild auf den Denkstein gezeichnet. Kobbe stellte sich niemals besser oder vollkommener dar als er war, der Schein galt ihm nichts; ebenso ist auch Hr. Stahr unparteiisch; einen Panegyrikus schreibt er nicht, und das ist gut. Alle Freunde und Bekannte Kobbe's werden wünschen, daß demnächst eine vollständige Biographie des Verstorbenen erscheine. 25.

Literarische Notizen aus England.

Die Episteln des heiligen Ignatius.

Bekanntlich erließ der Bischof von Antiochien St.-Ignatius auf seinem Wege nach Rom, wo er den Tod der Märtyrer sterben sollte, an mehre christliche Gemeinden Schreiben, die bis auf unsere Zeiten gelangt sind, deren Echtheit aber in dieser Gestalt vielfach bestritten worden ist. Besonders wichtig ist dieser Streit geworden, weil die Anhänger der Episcopalkirche aus diesen Briefen Beweise für sich schöpften. Im J. 1495 wurden drei dieser Episteln in lateinischer Sprache veröffentlicht, und drei Jahre später deren noch acht. Im J. 1557 druckte Paceus aus einem Manuscript in der Bibliothek zu Augsburg zwölf in griechischer Sprache abgefaßte Episteln, und 1559 gab Geßner dieselben zwölf Briefe nach einem andern Manuscript heraus, ohne daß er, wie es scheint, die frühere Ausgabe kannte. Damals erhob sich schon zwischen Calvin auf einer und Vararius und Halloir auf der andern Seite der Streit über ihre Echtheit, wobei sich nach und nach die Annahme herausstellte, daß, obwol ein Theil davon wahrscheinlich echt, doch sehr viel untergeschoben sei. In der spätern Zeit gab man sich nun alle Mühe, das Echte von dem Untergeschobenen zu sondern; dabei gab man die Hoffnung nicht auf, daß die ursprüngliche Abfassung dieser Episteln in syrischer Sprache sich noch einmal finden werde, da Ebed Jesu, Metropolitan von Soba, in seinem Katalog syrischer Werke, der von Abraham Echellensis 1653 herausgegeben wurde, einer solchen Ausgabe Erwähnung thut. Von mehren Seiten, namentlich von Dr. Fell, wurden deshalb lange Nachforschungen in den Klöstern des Morgenlandes angestellt, ohne daß sie zum Ziele führten. Im J. 1839 kauften die Vorsteher des Britischen Museum die Manuscripte an, welche Hr. Rich bei seinem Aufenthalte in Bagdad sich verschafft hatte, und eins dieser Manuscripte enthielt denn ein Bruchstück des Märtyrerthums des heiligen Ignatius nebst seiner Epistel an die Römer. Ein anderer Forscher auf diesem Felde, der englische Geistliche William Cureton, hoffte das vollständige Werk zu finden, da Assemanni in der Vorrede zu seiner „Bibliotheca orientalis" meldet, er habe von dem Kloster zu Nitria eine sehr alte Handschrift, welche die Thaten des heiligen Ignatius und anderer Blutzeugen umfaßte, erhalten und in der Bibliothek des Vatican niedergelegt. Die Anfragen, welche deshalb in Rom geschahen, wurden dahin beantwortet, daß sich nichts dergleichen dort vorfinde. Endlich gelangte Tattam bei seiner Reise in Ägypten 1838—39 in dem genannten Kloster in den Besitz mehrer syrischen Handschriften, und unter ihnen fand Cureton eine uralte und darin nebst andern seltenen Urkunden mehre Auszüge aus den Episteln des heiligen Ignatius. Bereits 1843 legte Tattam eine Sammlung dieser wichtigen Manuscripte in das Britische Museum nieder und Cureton hat jetzt unter dem Titel: „Ancient Syriac version of the epistles of St.-Ignatius", drei dieser Episteln, nämlich die an St.-Polycarp, an die Epheser und die Römer, in syrischem Urtext mit englischer Übersetzung zur Seite herausgegeben und denselben am Schluß die griechische Recension der Medicäischen Handschrift sowie Noten beigefügt, welche jene Theile der griechischen Übersetzung hervorheben, die zu einer spätern Zeit eingeschaltet worden sind. Zugleich hat der Herausgeber versprochen, daß er aus den fraglichen Manuscripten noch andere Abhandlungen von großer Wichtigkeit veröffentlichen werde.

Unwissenheit des Landvolks in Portugal.

Der englische Reisende W. H. G. Kingston erzählt in seinen „Lusitanian sketches of the pen and pencil" (2 Bde.) unter andern Zügen von der Unwissenheit des portugiesischen Landvolks, daß man ihn im Innern des Landes überall nach der „Flugmaschine" gefragt habe, vermöge welcher die Leute durch die Luft fliegen könnten; noch mehr sei man neugierig gewesen, wie es mit den eisernen Dampfbooten stehe. In den Flugmaschinen habe den Leuten nichts Unwahrscheinliches gelegen, da „die Vögel ja auch fliegen könnten"; aber die Kunst, Eisen schwimmen zu machen, das sei ihnen unbegreiflich geblieben; sie hätten stets gefragt, ob denn dergleichen Schiffe nicht zu Boden sänken? 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 10. — 10. Januar 1846.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Das wären nun die allgemeinen Bemerkungen, zu denen die Lecture der „Anemonen" uns Veranlassung gegeben hat. Wir wollen jetzt versuchen, den überreichen Inhalt des Buchs wenigstens den Hauptsachen nach darzulegen, obschon man meistens vergeblich sich nach lichtvollen Überblicken und Zusammenfassungen der Begebenheiten umsieht. In den „Lebensbildern" boten die dem zweiten Bande beigefügten Register doch einige, wenn auch nur spärliche Hülfe, in den „Anemonen" vermissen wir auch diese gewiß nicht verwerfliche Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Leser, die in noch höherm Grade Denen zugute kommt, welche die vielfachen Einzelheiten auf ein bestimmtes praktisches Ziel hinführen und ihr Lob oder ihren Tadel nicht blos von gewissen Umständen oder Richtungen, welche dem Verf. gerade zusagen oder zuwider sind, bestimmen lassen.

Der alte Pilgersmann erhielt zu Trident am 11. März 1835 die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Franz I. von Östreich, und sein unerschöpfliches Gedächtniß führt ihm gleich eine Reihe historischer Thatsachen zu, die sich ebenfalls am 11. März ereignet haben. Diese geben Anlaß zur Erörterung der von „dem Pfäfflein Talleyrand dem Congreßwalfisch zu Wien vorgeworfene Legitimitätstonne" und über das fait accompli der modernen Politik, Alles in sehr sarcastischer Weise. Denn das Resultat der Bemerkungen über die Regentenhäuser in Östreich, Spanien, Holland, England, Portugal, Schweden und Dänemark läuft mehr oder weniger auf nichts Anderes heraus als daß alle Throne Europas von den Nachkommen schlauer Eroberer oder glücklicher Bastardsöhne eingenommen sind. Dazwischen ziehen sich Betrachtungen über das Salische Gesetz in Spanien, über abgesetzte Fürsten, wie über den Herzog Karl von Braunschweig, über anscheinend illegitime oder nicht ebenbürtige Heirathen, über constitutionnelle Verfassungen, und eine historisch-staatsrechtliche Erörterung über blinde Fürsten (S. 50 fg.) zur Bestätigung des Satzes, daß das gesammte christliche Europa kein Beispiel eines Fürsten kenne, welcher blind den Thron bestiegen hätte. Bei Gelegenheit der constitutionnellen Verfassungen weiß der Verf. wieder auf Östreich zu kommen. Drei Grundzüge, sagt er auf S. 62, sind es, die durch alle Habsburgischen Geschichten so strenge und so zähe durchlaufen wie der rothe Faden in der britischen Marine: die Unwahrscheinlichkeiten, die selbstgemachten Verschwörungen und der Undank.

Wenn das erloschene Habsburgische Kaisergeschlecht, lesen wir weiter, die Dynastie der Unwahrscheinlichkeiten heißt, so gilt dies einmal in dem Sinne, daß in dem von seinen Geschicken durchlaufenen halben Jahrtausend selten das den gewöhnlichsten Berechnungen zusagende Wahrscheinliche, vielmehr das Unwahrscheinlichste eingetroffen sei, andererseits, daß ein seltenes Glücksspiel diesem Hause vergönnt, in der öffentlichen Meinung, die es als solche mit eiserner Gewalt, oft mit beharrlicher Hinterlist niederzutreten versucht hat, das Unwahrscheinliche als wahrscheinlich niederzulegen und das Falsche, als traditionnelle Glaubenswahrheit, einer unwilligen, aber gleichwol irre gewordenen Nachwelt zu überliefern. Als Belege zu diesen mit mehr als historischer Strenge hingestellten Sätzen wird unter Anderm die Fehde Rudolf's von Habsburg mit Ottokar von Böhmen angeführt, ferner der Entsatz von Wien durch Sobieski, der dreifache Zusammenfluß von Kronen auf das Haupt Philipp's, des Sohns Maximilian's I., der sogar mit bitterer Anspielung auf seinen Namen „des letzten Ritters" der „Ritter der Unwahrscheinlichkeiten" heißt, die Erwerbungen während Friedrich's IV. und Rudolf's IV. fluchwürdiger Regierungen. Außerdem ist in mehren Beispielen hier und ganz besonders und mit sichtlicher Unfreundlichkeit (II, 118—129) gezeigt, daß die Gefahr des Erlöschens dieses Hauses, wie unter Max I., Ferdinand II. und Leopold I. doch stets zu neuen Ausbreitungen geführt habe. Rechnet man nun hierzu die mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß von Albrecht bis auf Max I. die Habsburger in unaufhörlichen Kämpfen gegen den Geist der Zeit sich verblutet hätten, liest man die mit einer Masse von Einzelheiten ausgestattete Beschreibung der ungerechten Eingriffe Habsburgs in die Verfassungen von Ungarn, Böhmen und Tirol (was in beiden Bänden eigentlich der härteste Vorwurf gegen die östreichische Regierung ist), vergleicht man endlich damit die fortdauernde Gegenüberstellung der Häuser Habsburg und Habsburg-Lothringen, obwol von dem Letztern auch

Nachtheiliges genug gesagt ist, so kann man sich der Ansicht nicht erwehren, daß der Verf. der „Anemonen" es eigentlich beklage, daß die Vorsehung gerade in dieser Weise über dem Kaiserhause gewaltet habe. Einzelne Lobpreisungen, wie die der sittlichen und häuslichen Tugenden der Frauen im Habsburgischen Hause, vermögen nichts gegen die Feindlichkeit der Gesinnung, mit welcher alle Wunden des Hauses aufgedeckt werden. Und doch gibt es nicht leicht ein ehrwürdigeres Amt als das ist, welches die Vorsehung dem östreichischen Kaiserthum im Kreise der europäischen Staaten aufgetragen hat, wie unser Verf. selbst in voller Übereinstimmung mit einem gefühlvollen Kenner der vaterländischen Geschichte erst jetzt in seinem „Historischen Taschenbuche" (Jahrgang 1846, S. 15) behauptet hat. Es gibt aber auch nicht leicht einen bewunderungswürdigern Beweis für die besondere Obhut der Vorsehung und für die höhere Lenkung menschlicher Schicksale als den Augenblick, wo Karl VI. starb. Der alte Mannsstamm des Fürsten, mit welchem und durch welchen der östreichische Staatenbund groß geworden war und zu welchem sich seine Länder gleichsam durch eine Wahlverwandtschaft immer wieder hingezogen gefühlt hatten, so oft sie das Verhängniß voneinander riß, war erloschen. Da ward in Maria Theresia eine Frau auf den Thron gestellt, die nur deshalb ein Weib zu sein schien, um alle die ruhmvollen Eigenschaften ihrer Ahnen, die sich in der spröden, männlichen Natur zum Theil nicht gegenseitig ausgleichen wollten, mit versöhnender weiblicher Huld in sich zu vereinen und unter eine blühende Nachkommenschaft reichlich zu verbreiten. Damit aber die Habsburgische Eigenthümlichkeit sich ungetrübt erhalte, wählte die Vorsehung der Fürstin einen Gemahl in Franz von Lothringen, der aus einem Urstamme mit ihrem Geschlechte entsprossen war, und durch wechselseitige Neigung (wir möchten gern hier die Worte unsers Verf. in Bd. II, S. 133, anführen), ohne politische Berechnung ward einer Dynastie der herrlichsten Söhne und Töchter das Dasein gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Herenproceß.

Die wahre Weisheit, die Entdeckung und Ausrottung altvererbten Truges und Unverstandes ist stets vom Volke ausgegangen, d. h. von den Leuten mit gesundem Menschenverstande und geradem Herzen, denen der Wust eingelernten und eingeschulten Wissens nie die Sinne umnebelt und die Gefühle verhärtet; aller Widerstand gegen Licht und Aufklärung dagegen hat unter den Hochgelahrten jedwelcher Zeit, wo ein solcher Kampf sich entwickelt, stets die nachhaltigsten Stützen gefunden, wie er sich zum Gelingen seiner Plane stets an die dumpfste Roheit allen geistigen Pöbels gewandt hat. Dies ist die große Wahrheit, welche die Geschichte auf jedem ihrer Blätter von der grauesten Vorzeit bis herab auf unsere Tage in tausend Beispielen lehrt. Die Geschichte der Herenprocesse, einer der größten Schandflecke, die an dem Gedächtniß von Zeitaltern haften, die noch nicht gar fern hinter uns liegen, redet dieser Wahrheit das unwidersprechlichste Zeugniß. Wir wünschen uns Glück, daß dieser grausame Irrthum überwunden, daß der lange blutige Schatten, den derselbe über ganze Jahrhunderte geworfen, wie der Nebel vor der Sonne spurlos verschwunden ist. Und doch spukt der unheimliche Geist, der jene Scheuslichkeiten erzeugt, der Tausende und wieder Tausende zu den gräßlichsten Martern, zu den furchtbarsten Todesqualen verdammt hat, indem er sich in den Mantel des Glaubens und der Religion hüllte, auch noch bis zu dieser Stunde unter den gesitteten Nationen umher; die Sehnsucht nach dem Wesen und den Gestaltungen des Mittelalters müßte in ihrer letzten Entwickelung wieder zu seiner verfolgungssüchtigen Glaubensdemuth und seiner grausamen Andachtsfülle hinführen. Jenen Teufelsbeschwörern und Teufelaustreibern in Belgien und Luxemburg, denen vielleicht nur der weltliche Arm mangelt, um angezündete Holzstöße und ähnliche Foltern an die Stelle der mildern Mittel des Exorcismus zu setzen, jenes Vorkommen von angeblich Besessenen und ihre Heilung durch Pfäffentrug, jenes Erzählen und Wiedererzählen von dem „Hereinragen der Geisterwelt" mit allen Anhängseln finsterer dämonischer Gewalten in die unserige: was sind diese so häufigen Erscheinungen denn Anderes als Zeichen der Hinneigung zu einer Inbrunst des Aberglaubens, der einst in zahllosen Autosdafé die letzte Stufe wollüstiger Befriedigung gefunden? Jeder neue Beitrag, der die geschichtlichen Folgen dieses Aberglaubens in seiner äußersten Consequenz in volles Licht stellt, muß deshalb als ein Schutz- und Heilmittel wider die gefährliche Seuche betrachtet werden, die ihr Gift in neuerer Zeit wieder stärker als je ausbreitet. Als ein solcher wichtiger Beitrag ist aber das auf Kosten der Cheltham society in England durch James Crosley herausgegebene und mit Einleitung und Noten versehene Werk „Pott's discovery of witches in the county of Lancashire. Reprinted from the original edition of 1613" anzusehen. In seiner Einleitung macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß die gelehrtesten, angesehensten Männer jener und selbst späterer Zeit an das Herenwesen geglaubt haben, so Bacon, Raleigh, Selden, Cudworth, Dr. Henry More, ja Hobbes und Boyle. Während nun Männer von solcher Auszeichnung und Gelehrsamkeit diesem sinnverwirrenden und entmenschlichenden Aberglauben huldigten, gehörten Diejenigen, welche sich demselben kühn entgegenstellten und die sich dadurch mehr oder minder heftigen Anfeindungen, Verdächtigungen, Verfolgungen, dem wüthendsten Haß der Pöbelmeinung aussetzten, größtentheils Classen an, die in gesellschaftlicher Stellung einen untergeordneten Rang einnahmen; es waren meistentheils Leute ohne Stand, Rang, Amt, ja selbst ohne Wissenschaft; einfache Männer, die das Herz auf dem rechten Flecke trugen und die mit klarem ungetrübtem Auge die Dinge sahen wie sie waren. Der erste dieser Männer, welche in England — wo überdies die Herenverfolgung erst später und beiweitem nicht in dem Maße wie auf dem Festlande, und namentlich in Deutschland, um sich gegriffen hatte — dagegen auftraten, Reginald Scott, war ein Landedelmann, der Ackerwirthschaft trieb und besonders als Hopfenbauer in Ruf stand. Er begann mit seinem im J. 1584 herausgegebenen „Discoverie of witchcraft" den Kampf gegen den abscheulichen Aberglauben und die dadurch häufig gewordenen Rechtsmorde. In markiger, derber Sprache und mit treffendem Spotte verfolgte er diesen schändlichen Brauch. Ihm folgte drei Menschenalter später Sir Robert Filmer, ein als Sonderling und excentrischer Kopf berüchtigter Baronet, dessen unmittelbare Erfolge besonders dadurch erlangt wurden, daß er sich mit seiner gegen jene Abscheulichkeiten gerichteten Schrift „Advertisement to the jurymen of England touching witches" geradezu an das Volk, an Diejenigen wandte, welche über Angeklagte dieser Art zu Gericht saßen. Ein kleiner verwachsener Schriftsteller oder Advocat, Wagstaffe, der die Sache mit solcher persönlicher Leidenschaft angriff, daß er darüber in Irrsinn verfiel und dessen Name schier vergessen ist, war der Dritte, der Verfasser endlich der im J. 1677 veröffentlichten Schrift „The displaying of supposed witchcraft", Webster, ein Naturforscher und Alchimist,

— ein dunkler Ehrenmann
Der über die Natur und ihre heilige Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grillenhafter Mühe sann —

der Vierte jener Männer in England, deren Namen als Bekämpfer des unschuldmordenden Vorurtheils auf unsere Tage gekommen sind. Ihnen schlossen sich zahllose Andere an, die in Schrift und Wort die Sünde ihrer Zeit, den Trug und die Lüge in der blutigen Gestalt, die sie damals trug, befehdeten; noch weit obscurere Leute als die genannten Vier, Menschen wie Die, welche heutzutage der anmaßende geistige Bettelstolz, der seine Denkunfähigkeit und Denkfeindschaft prunkend zur Schau trägt, welche heute das unwissende Junkerthum, die verbauerte Dummheit und der stupide Geldsack mit dem Namen „Scribler“ zu schänden meinen, wenn sie es wagen, an andere gleichfalls von Jahrhunderten zu Jahrhunderten fortgeerbte Irrthümer das Richtscheid des unverfälschten gesunden Menschenverstandes, der Wahrheit und des Rechtsbewußtseins unsers Jahrhunderts zu legen. Vergessen sind jene Namen, carent quia vate suo, ungekannt sind jene Federn, die den heiligsten Interessen der Menschheit in einem Kampfe gedient, wie er nie gerechter und wenn man will christlicher, d. h. mehr im Geiste des wahren Christenthums geführt worden; aber ihnen, den im Dunkel der Vergessenheit Begrabenen, den Leuten aus dem Volke und mit dem Volke ist es zu danken, daß das scheusliche Brandmal, welches religiöser Fanatismus auf jene finstern Zeiten gedrückt, sich nicht auf unsere Tage fortgepflanzt; ihnen ist es zu danken, daß der von den Gewaltigen und Gelehrtesten und Gebildetsten solcher Zeitalter genährte und gepflegte Aberglaube erschüttert und umgestoßen wurde in der Meinung des Volks, daß er dem gerechten Verdammungsurtheil der Nachwelt, unserer Zeit anheimfiel. Ehre diesen vergessenen Namen jenen Pharisäern und Schriftgelehrten gegenüber, die, pochend auf Macht und Autorität, Alles, was durch beide in ihren Kräften stand, anwandten, dieses Vorurtheil *aufrechtzuerhalten*!

Das obengenannte nach mehr denn 200 Jahren aufs neue herausgegebene Werk enthält die Geschichte eines solchen Processes im J. 1612, dessen Resultat die Hinrichtung von zehn Menschen war. Über die Richtigkeit der darin enthaltenen Thatsachen, welche einen tiefen Blick in die Verirrungen der Menschennatur zu werfen vergönnen, kann wol kein Zweifel bestehen, da der Verf. der Schrift, Pott, Schreiber des Gerichtshofs, vor dem die Sache geführt wurde, dieselbe auf ausdrücklichen Befehl der beiden Richter, welche bei dem Gerichte den Vorsitz geführt, abfaßte, auch vor der Veröffentlichung einer dieser Diener der Gerechtigkeit die Schrift noch einer genauen Durchsicht unterwarf, damit, wie Pott sich ausdrückt, „nichts als Thatsachen aufgenommen würden“. Nach Diesem läßt sich annehmen, daß die erwähnten Richter ihr Verfahren in dieser Sache sich zu großer Ehre rechneten und durch die weitere Veröffentlichung desselben sich bei den damaligen Machthabern in Gunst setzen wollten, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, daß dieses Urtheil des Gerichtshofes das erste Todesurtheil in England wegen Hexerei zur Folge hatte, indem man das von Jakob I. erlassene Gesetz darauf anwandte, welcher Stuart bekanntlich ein großer Freund des Dämonenglaubens war und selbst, ein in theologischen Sachen grundgelehrter Herr, darüber geschrieben hatte. Natürlich mußten Richter, die durch Aussagen, welche sie von den Angeklagten erlangt hatten, die theoretischen Behauptungen und die theologische Weisheit ihres königlichen Gebieters durch Thatsachen bestätigten, seiner fürstlichen Gunst empfohlen werden.

Von den zehn Verurtheilten gehörten neun einer der entlegensten und unfruchtbarsten Gegenden in Lancashire, dem unter dem Namen Pendle Forst bekannten Bezirke an, dessen Schrecken zu jener Zeit zwei alte achtzigjährige Weiber, berüchtigt unter dem Namen Old Dembike und Old Chattox, waren. Alles Böse, was in der fernen und nahen Umgegend Einzelnen widerfuhr, alle Erkrankungen und der Tod von Menschen und Vieh wurde diesen beiden Wesen und ihren Versprechungen und Zaubermitteln zur Last gelegt. Auch rühmten Beide, die lange in tödtlicher Feindschaft gestanden, sich selbst ihrer Zauberkraft und waren so nach und nach, wie dies zu gehen pflegt, aus Betrügern zu Selbstbetrogenen geworden, welche die Vollstreckung ihrer Hexensprüche und Beschwörungsformeln dem vertrauten Umgange mit einem Geiste aus dem Abgrunde der Finsterniß zuschrieben und in jeder Katze und jedem Hunde denselben zu erblicken vermeinten. Die Gerüchte hinsichtlich mehrer von diesen Personen durch Hexerei vollbrachten Mis- und Mordthaten kamen einem Richter mit Namen Roger Nowell in Read zu Ohren, der am 2. April 1612 beide Weiber mit ihren Töchtern Alison Davis und Anne Redfern in Haft setzen ließ, um sie später vor Gericht zu stellen. In Folge dieser Verhaftung versammelten sich die Kinder und Anverwandten der ausersehenen Opfer am Charfreitage in einem abgelegenen einzelstehenden Gebäude, Malking Tower, um die Schritte zu berathen, die zur Vertheidigung der Angeklagten zu thun wären. Es verbreitete sich das Gerücht, man habe dort beschlossen, den Gefängnißvogt von Lancaster Castle, wo die gefänglich Eingezogenen verwahrt wurden, zu morden und das Schloß in die Luft zu sprengen; Grundes genug für den eifrigen Richter, noch weitere Verhaftungen in der Verwandtschaft der Angeklagten vorzunehmen, indem er eine Gutsbesitzerin, mit der er seit längerer Zeit in Grenzstreit lag, Alice Nutter mit Namen, noch eine Tochter und einen Enkel der Old Dembike, Elisabeth und Jakob Davis, eine gewisse Katharina Hewitt und noch eine Menge anderer Personen einziehen ließ. Der Hauptbelastungszeuge hinsichtlich der in Malking Tower vorgenommenen „schwarzen Künste“ war ein Kind von neun Jahren, die Tochter der Elisabeth Davis und Enkelin der Old Dembike, auf deren Aussagen hin ihre nächsten Anverwandten, Mutter, Großmutter, Bruder und Schwester, zum Tode verurtheilt werden sollten. Zwar bekannten sich diese im Kerker zu den ihnen schuldgegebenen Verbrechen, aber es geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus dem ganzen Verfahren hervor, daß man ihnen das Geständniß wenn nicht durch wirkliche Foltern, doch durch Mittel ausgepreßt, die auf Dasselbe hinausliefen. Die Andern, welche auf die Aussage dieses Kindes zum Tode verurtheilt wurden, nämlich Anne Redfern, Alice Nutter, Katharina Hewitt, John und Johanna Bulcock (die Letztern Mutter und Sohn), behaupteten bis zum letzten Augenblick standhaft ihre Unschuld. Die Großmutter, mit ihrem Familiennamen Elisabeth Southeres, hatte ausgesagt, daß sie vor 20 Jahren, als sie vom Betteln nach Hause gegangen, an einem Brunnen einem Geist oder Teufel in Gestalt eines Jungen begegnet, dessen Kleidung zur Hälfte schwarz, zur Hälfte braun gewesen sei und der ihr versprochen habe, sie solle Alles haben, was sie fodere, wenn sie ihm ihre Seele übergeben wolle. Um seinen Namen gefragt, habe er sich Tipp genannt und sie sei bestochen durch das Versprechen auf den Vertrag eingegangen. Im Laufe der nächsten fünf oder sechs Jahre sei ihr besagter Teufel zu wiederholten Malen bei Tagesanbruch erschienen und habe sie gefragt, was sie verlange oder gethan haben wolle. Ihre Gefährtin Old Chattox, oder mit ihrem Familiennamen Anna Whittle, hatte bei dem Verhöre im Gefängniß ausgesagt, die Andere habe sie zum Pact mit dem Teufel überredet. Als ihr der Letztere darauf in menschlicher Gestalt erschienen sei, habe sie eingewilligt, ihm ihre Seele zu übergeben, der böse Geist aber die Bedingung gestellt, sie müsse ihm einen Theil ihres Körpers darbieten, um daran zu saugen; zuerst habe sie sich geweigert und gefragt, welchen Theil er zu diesem Zwecke begehre. Als er entgegnet, eine Stelle an ihrer rechten Seite, dicht unter den Rippen und zugleich ihr „Gold, Silber und weltlichen Reichthum, so viel sie wünsche“ versprochen, habe sie eingewilligt; aber sein Versprechen habe er schlecht erfüllt, denn nur dann und wann habe sie ein Geldstück von ihm erhalten und wenn er einmal ihnen eine Unterhaltung gegeben,

so seien sie, obwol sie gegessen hätten, keineswegs satt davon geworden. Dem Enkel der alten Demdike hatte man durch Drohungen und Versprechungen folgende Aussagen ausgepreßt. Seine Großmutter habe ihn vor zwei Jahren in die Kirche geschickt, um zum Abendmahl zu gehen, ihm aber befohlen, das ihm vom Priester dargereichte Brot nicht zu essen, sondern es mit sich zu nehmen und es demjenigen Ding auszuliefern, das ihm auf seinem Heimweg begegnen würde. Aber trotz dieses Befehls habe er das Brot gegessen. Als er nun sich auf den Heimweg gemacht, sei ihm etwa 40 Ruthen von der Kirche ein Ding in Gestalt eines Hasen begegnet, der ihn angesprochen und ihn gefragt habe, ob er nach dem Auftrage seiner Großmutter das Brot mitbringe; darauf habe er sich jedoch bekreuzt und der Hase sei aus seinem Gesicht verschwunden. Vier Tage später aber sei ihm in der Nähe der Kirche ein Ding in Gestalt eines braunen Hundes erschienen, der ihm seine Seele abgefodert und ihm versprochen habe, daß er dann Rache nehmen könne, an wem er wolle; allein auch darauf habe er entgegnet, seine Seele gehöre nicht ihm, sondern seinem Erlöser Jesus Christus; was jedoch ihm gehöre, das wolle er ihm geben. Ferner sagte dieser Angeklagte aus, er habe mit seiner Großmutter zusammen aus Lehm ein Bild geformt und durch Behexung desselben einen gewissen Townley getödtet; ein Gleiches habe er später mit einem andern seiner persönlichen Feinde gethan. Die bereits erwähnte neunjährige Zeugin hatte ausgesagt, sie habe ihre Großmutter und Mutter sowie ihren Bruder mit Hunden und Pferden sprechen sehen, auch gehört, wie sie Anschläge zum Verderben gewisser Nachbarn verabredet; auch habe sie Andere der Angeklagten im Malking Tower erblickt, als man dort die Beschlüsse gegen das Lancaster Castle und dessen Vogt gefaßt.

Auf diese Aussagen hin wurden denn zehn Personen zum Strange verurtheilt; ehe noch die Hinrichtung stattfand, war die alte Demdike im Kerker gestorben. Die beiden Richter, welchen man die Untersuchung und den Ausgang derselben dankte, rühmten sich laut ihres Eifers und ihres Werkes und trugen, damit ihr Ruhm ja der Nachwelt nicht verloren gehe, dem Gerichtsschreiber die Darstellung dieses Processes auf. So sorgsam derselbe auch in Vollführung dieses Auftrags gewesen ist, so große Lobsprüche er auch diesen „ehrenwerthen" Richtern, dem Hrn. Roger Rowell of Read und dem Hrn. Nikolas Bomister, spendet, indem er am Schlusse in die Worte ausbricht: „Gott gebe uns die lange und gedeihliche Fortdauer dieser ehrenwerthen und verehrungswürdigen Richter, unter deren Regierung wir in diesen nördlichen Gegenden leben!" trotz ihrer gerühmten „großen Verdienste um das Land" hat die Nachwelt, an die sie mit jener Darstellung des Processes Berufung eingelegt, eben auf diese Überlieferung gestützt, ihre Namen zu denen jener Dummköpfe oder Niederträchtigen geworfen, die aus Verblendung oder niedrigen Beweggründen dem Vorurtheile und Aberglauben ihres Zeitalters ihre Hand geliehen. Statt des Ruhms, den sie suchten und erwarteten, haftet ewige Schande an ihren Namen! „So soll es jedem Gauch ergehen!" Ein Menschenalter später fand auf die Aussage eines Jungen von 10—11 Jahren in derselben Gegend wieder eine Hexenverfolgung statt, welche zwar gleichfalls zu einem Todesurtheil im Wege der Gerichte führte, aber hauptsächlich durch die Bemühungen jenes obenerwähnten Webster, der durch die Presse den Aberglauben und die Bethörung der richterlichen Behörden auf das schärfste geißelte, nicht zur Vollstreckung kam, indem der König, welcher die Verurtheilten in seinem Beisein ärztlich untersuchen und von aufgeklärten Leuten verhören ließ, sie begnadigte.

Die Erzählung dieses zweiten Falls, obwol nicht weniger interessant wie der geschilderte, und ein ebenso triftiger Beleg zu der oben ausgesprochenen Ansicht, mag hier unterbleiben. Nur einer in Bezug zu dieser Sache stehenden, ziemlich allgemein verbreiteten Annahme, welcher auch der Herausgeber jener Schrift huldigt, soll hier noch gedacht werden. Es ist diese, daß den Geständnissen, die so häufig in solchen Processen abgelegt worden sind, beinahe überall Selbstbetrug zu Grunde liege, indem die Angeklagten selbst an ihren Umgang mit den Mächten der Finsterniß und die aus solchem Umgange und dem Bündniß mit dem Bösen hergeleitete Zaubergewalt geglaubt haben. Ref. erinnert sich, vor einigen Jahren in einem süddeutschen Journale, welches Geisterspuk und Teufeleien der Art zu behandeln liebt und „Dämonengläubigkeit" verräth, die Darstellung eines Hexenprocesses in Baiern oder Würtemberg aus dem vorigen Jahrhundert gefunden zu haben, wo diese Annahme zu der Andeutung ausgebildet war, daß kraft des schöpferischen Vorstellungsvermögens die bösen Gedanken und Vorsätze entarteter Naturen sich zu Wirklichkeiten umsetzen und sonach alle Aussagen ihre vollkommene Richtigkeit gehabt haben können: — eine Ansicht, die sicherlich allen dämonologischen Träumern, welche die „Schattenseite" der Natur nicht an der Hand der Erfahrung und der experimentirenden Wissenschaft, sondern der Einbildungskraft zu ergründen trachten, plausibel erscheint. Wenn man nun auch zugeben muß, daß Störungen der natürlichen und regelmäßigen Thätigkeiten des intellectuellen Organismus, wie „fixe Ideen" es sind, zum Theil die Erklärung solcher abgelegten Geständnisse darreichen, so wird man doch nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß in jenen gewaltthätigen und finstern Zeitaltern, wo man nicht die mindeste Ahnung von, nicht die mindeste Achtung vor dem Adel und der Würde der Natur des Menschen hatte, die leiblichen und moralischen Martern, die man zur Erpressung des Geständnisses anwendete, das Meiste zu den Selbstanklagen beigetragen haben mögen. Dort, wo die Gestalt des Gerichtsverfahrens dem Richter solche Mittel der Erpressung des Geständnisses am unbeschränktesten in die Hand legte, in den Ländern des geheimen Processes, namentlich in Deutschland, haben sich die Hexenprocesse am weitesten verbreitet und sind dergleichen Schuldbekenntnisse in zahlloser Menge vorgekommen; hier hat man bis tief in voriges Jahrhundert hinein noch Hexen verdammt und verbrannt; in England ist diese Schierlingspflanze der Justiz nur exotisches Gewächs geblieben und bald mit Stumpf und Stiel ausgerodet worden. **26.**

Literarische Notizen.

Zur Reiseliteratur.

Aus den umfassenden Reisewerken von Alcide d'Orbigny, in denen eine Fülle tiefsinniger Beobachtungen niedergelegt ist, und die zugleich ein seltenes Darstellungstalent verrathen, erhalten wir gegenwärtig in folgender Schrift: „Fragments d'un voyage au centre de l'Amérique méridionale", einen zweckmäßigen Auszug. Der Herausgeber hat in angemessener Auswahl solche Partien ausgehoben, in denen sich dem Freunde pittoresker Ansichten und Demjenigen, welcher Gefallen findet an dem sinnigen Treiben der Natur, eine reiche Lese bietet. Indessen ist das Ganze so angelegt, daß man außer der Unterhaltung auch Belehrung aus der Lecture des Werks schöpfen kann. Durch diese Veröffentlichung sind also die umfassenden Forschungen des gelehrten Reisenden, welche in ihrer ausführlichen Darstellung sehr kostspielig sind, auch einem großen Publicum zum Theil wenigstens zugänglich gemacht. **17.**

Eine Zeitschrift durch und für das schöne Geschlecht.

In Philadelphia erscheint jetzt unter dem Titel „The American woman" eine Zeitschrift, die nicht blos ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmt ist, sondern die auch nur von Frauen und Mädchen redigirt, herausgegeben, gesetzt, gedruckt und verlegt wird. Die amerikanischen Freistaaten gewähren, wie es hiernach scheint, den praktischen Versuchen der Weiberemancipation günstigen Boden. **12.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1846.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

In dem nun folgenden Abschnitte über selbstgemachte Verschwörungen und Hochverrathsanklagen wird beiläufig Wallenstein's Hinopferung und Schaffgotsch' Verurtheilung dem östreichischen Hofe zur Last gelegt, aber der Hauptinhalt ist die „satanische" Politik des östreichischen Hofs gegen Ungarn unter Ferdinand II. und Leopold I. Aus der Regierungszeit des Erstern wird (S. 116 fg.) das Protokoll einer Staatsrathssitzung mitgetheilt. Es sei die einzige Weisheit, um jeden Preis die Türken zu kaufen und sie von Bethlen-Gabor und von den Ungarn abwendig zu machen; die letztern „Bestien" müsse man auf alle Weise reizen, ihren Haß auf des Kaisers Statthalter lenken, die Alles aufbieten sollten, um die Ungarn zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren zu bringen. Hierauf würden diese den „erwünschten Anlaß" haben, ohne alles Urtheil und Recht die unmenschlichsten Strafen gegen die Hochverräther zu verhängen. Möge dann auch der Bürgerkrieg das Land veröden, man könne es mit zahmen, willenlosen Ausländern bevölkern. In dieser Weise sind die abscheulichsten Thaten gegen Hohe und Niedere geübt; Infamirung, Confiscation, Handabhauen, Reißen mit glühenden Zangen u. dgl. waren an der Tagesordnung. Schlimmer noch ging es nach dem Verf. unter Leopold I. zu; die Anschließung an die Türken, um zur Bezwingung Ungarns freie Hände zu haben, blieb die Achse der spanisch-jesuitischen Politik, und das Habsburgische Hausmittel war, alle drei Wochen eine neue Verschwörung hervorzurufen. Daher geschah es, daß Nadasdy, Zriny, Wesselenyi u. A. in solche Händel verwickelt wurden und daß der Aufstand des Tököly entstand, und daß, wie der Verf. auf S. 169 sagt, „sechsmal in einem Jahrhundert die ungarische Nation kraft der Andreanischen Residenzclausel ihren Königen Rechenschaft abfoderte für gebrochene Eide, mit Füßen getretene Gesetze, für blutige Gewaltthaten, nämlich in der Insurrection des Botskei, des Bethlen, des ältern Rakoczy, in der Wesselenyi-Zriny'schen, in der Tököly'schen Verschwörung, in jener des letzten Rakoczy." Über alle diese finden sich furchtbare Einzelheiten aufgezeichnet, das blutigste Blatt aber ist das des Schreckensgerichts zu Eperies (im März und April 1687), wo der kaiserliche Oberbefehlshaber Caraffa nach glaubwürdiger Aufzeichnung sich mit Weibern belustigte, mit Würfeln spielte und mit den Opfern seiner Wuth um ein Lösegeld schacherte, während Andere mit Wachslichtern unter den Armhöhlen gebrannt wurden, Andern spitze feuerglühende Nägel unter die Nägel der Füße und glühender Draht in den After und in die Harnröhre gestoßen wurde. Unermeßliche Summen wurden erpreßt und mit dem bittersten Hohn jede Verwendung zurückgewiesen; er (Caraffa) zeigte ein Handbillet vor, daß er keine Rücksicht auf Empfehlungen und Gnadenbriefe nehmen, sondern auf das große Ziel rastlos und ohne Schonung fortarbeiten sollte (S. 137—140).

Bei so haarsträubenden Unmenschlichkeiten wäre eine genauere Angabe der Quellen nach unserm Dafürhalten eine nothwendige Zugabe gewesen, wie gern wir auch Hrn. v. Hormayr glauben, daß die Überreste der ungarischen Freiheit und Nationalität zwei klugen Frauen, der Gräfin Althane, der Geliebten Kaiser Karl's VI., und der schönen Eleonore Strattmann-Bathiany, der Freundin Eugen's von Savoyen, zu verdanken gewesen sind (S. 156 fg.).

Die Erwähnung Karl's VI. führt den Verf. auf seine Tochter Maria Theresia und auf das sogenannte Ferdinandische Testament, dessen Verbesserung oder gutgemeinte Verfälschung der „männlichen Erben" in „eheliche" zu Gunsten des wiener Hofs er, nach der Versicherung einiger in Cabinetsgeheimnissen wohlbekannten Männer, dem nachmaligen Minister Bartenstein und dem großen Abte zu Gottweih, Gottfried Bessel, zuschreibt (I, 162 u. 314). Da nun ferner Maria Theresia nach erfolgter Eroberung ihrer Erbstaaten in Prag ein strenges Gericht der Verbannung über viele angesehene Böhmen hielt, die dem Kaiser Karl Albrecht gehuldigt hatten, ohne Beachtung der prager Capitulation vom 26. Dec. 1742, und der Thatsache, daß sich gegen sie kein böhmischer Arm erhoben hatte, so stellt der Verf. auch diese Begebenheit in die Reihe selbstgemachter Verschwörungen und sucht den Grund in Maria Theresia's Empfindlichkeit gegen Baiern, die bei jedem Anlaß aufzuckte. Späterhin grämte sie sich sehr über ähnliche Eingriffe, die verbesserte Auflage des Ferdinandischen

Testaments schien ihr „ein Kranz glühender Kohlen" zu sein, sie hätte gern Alles gethan, um ihr vermeintliches Unrecht gegen Baiern gut zu machen (S. 187). Aber darüber wird man sich eines nicht geringen Erstaunens kaum erwehren können, daß es (S. 178 u. II, 9) von derselben großen und guten Kaiserin heißt, sie habe zwar bei der polnischen Theilung gern den Schein retten, aber doch die Früchte des Unrechts genießen wollen, es sei also in ihrem Handeln „eine gute Portion jesuitischer Mentalreservation und Heuchelei" gewesen. Sonst gäbe es nicht leicht eine „grandiösere Grabschrift" der „erhabenen Frau" als ihre Worte an den Fürsten Kaunitz: „in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme." Nun war aber Hr. v. Hormayr der Erste, der jene Worte in der Kaunitz'schen Ahnentafel im zweiten Jahrgange der neuen Folge seines „Historischen Taschenbuch" (S. 26) bekannt machte und, so viel wir uns entsinnen, ohne alle Verdächtigung der Kaiserin. Wozu also jetzt ein solcher Zusatz? Die bereits oben angeführten Beziehungen Östreichs zu Baiern veranlassen den Verf. zur Wiederholung aller der Unbilden, die das letztere Land von Östreich zu leiden gehabt hat, woran sich dann — man weiß nicht recht wie — eine seitenlange bittere Kritik der reactionnairen Parteiversuche in unsern Tagen anreiht und der empörte Unwille über die Habsburgischen Fürsten laut wird, die auf ein „prädestinirtes, göttliches Recht" in ihren Ländern getrotzt hätten, ohne doch ein solches zu besitzen, wie z. B. gegen Rudolf I., Albrecht I. und Friedrich den Schönen. Am Schlusse (S. 201) steht wieder einmal die Bemerkung „der geschichtlichen Treue, die nicht Haß, nicht Liebe duldet, gemäß", daß hier nur von den alten Habsburgern, nicht vom Hause Lothringen, dessen Geist ein ganz verschiedener sei, geredet werde. Der Verf. bleibt sich aber hier nicht ganz treu; denn auch der Lothringer Franz II. wird von ihm in starken Ausdrücken der Neigung zum Absolutismus und der Nichtachtung nationeller Rechte beschuldigt und die Centralisationen Maria Theresia's sowie der Corporalliberalismus Joseph's II. sind mehr als einmal hart angegriffen worden, wennschon auf den Letztern (I, 357) die Worte des römischen Dichters: „Quem fata terris tantum ostenderunt", angewendet werden. Aber solcher Widersprüche finden sich manche in diesen Bänden.

Als das dritte charakteristische Merkmal des Habsburgischen Hauses hatte unser Verf. den Undank genannt. Das Buttler'sche Wort in Schiller's „Wallenstein" „Dank vom Haus Östreich" empfängt hier einen ausführlichen Commentar. Der riesige Held Andreas Baumkircher, Hans Liechtenstein, der gewaltige Hofmeister, der Marschall Katzianer, Wallenstein, Leopold's I. Minister Lobkowitz, der Tiroler Doctor Wilh. Biener, werden als traurige Opfer des Habsburgischen Undanks aufgeführt. Wie Eugen von Savoyen geneckt, belauert, beargwohnt wurde, wie Laudon sich nie der Gunst des Hofs zu erfreuen hatte, gleich dem „wasserdichten Hofschranzen" Leopold Daun, wie weder er noch Schwarzenberg und Swieten ein Denkmal von der Anerkennung ihrer Fürsten erhalten haben, und wie Andr. Hofer's Gebeine von drei jungen Jägeroffizieren ausgegraben und in Innsbruck, fast gegen den Willen des Kriegsrathspräsidenten, bestattet worden sind — das wird in scharfen Umrissen und mit bittern Worten, die aber meistens durch die Thatsachen gerechtfertigt worden sind, der Habsburgisch-lothringischen Dynastie vorgehalten (I, 202—232).

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Psalmen. In Kirchenmelodien übergetragen von Friedrich August Koethe. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 24 Ngr.

Unter den poetischen Schriften des alten Bundes hat seit der Reformation keine so viele Commentatoren und Übersetzer gefunden als jene von David, Assaph und andern Mitgliedern der Davidischen Kapelle gedichteten 150 Hymnen, die unter dem Namen „Der Psalter" in unsern Kanon eingereiht und beim Jehovahdienst in Jerusalems prachtvollem Tempel von einem wohlgeübten Sängerchor executirt wurden. Der Grund dieser öftern Bearbeitung ist wol kein anderer als daß sie von jeher jedes religiöse Gemüth mit unwiderstehlicher Zauberkraft umspannen und an sich zogen, und weil das ascetische Moment in ihnen das vorherrschende ist. Erkannten und fühlten Das die Bekenner und Söhne der evangelisch-lutherischen Kirche, außer Luther selbst Paul Gerhard, Cornelius Becker, Hegewald und Andere, so hat die evangelisch-reformirte Kirche ihnen einen noch höhern Werth hinsichtlich ihrer erbauenden Kraft beigelegt. Theodor Beza war der Erste, der, diese Kraft erkennend und gebrauchend, im J. 1552 mit einer metrischen Übersetzung hervortrat, und dieses Unternehmen fand in dem benachbarten Frankreich so viel Anklang unter den dortigen Christen helvetischer Confession, daß man sie sofort in französische Reime brachte, ihnen entsprechende Melodien unterlegte und sie beim Gottesdienste an Sonn- und Festtagen sang. Der sprachkundige und feinfühlende Leser wird freilich finden, daß sich diese althebräischen Hymnen in der der Poesie überall abholden französischen Sprache gar wunderlich ausnehmen. Welch einen Eindruck macht auf uns die Übersetzung des 139. Psalms, von dem wir hier nur die drei Strophen seines erhabensten Inhalts hersetzen wollen:

Grand Dieu! tu vois ce que je sais,
Ce que je veux, ce que je puis,
Que je sois assis ou debout,
Tes yeux me decouvrent partout,
Et tu pénètres ma pensée,
Même avant qu'elle soit tracée!

Wie entkleidet das gallische Conversationsidiom die morgenländische Erhabenheit alles Reizes, wenn es dem Phantasiefluge David's in folgenden Versen nachstrebt:

Quand l'aurore m'aurait prêté
Ses ailes, sa rapidité,
Et que j'irais, en fendant l'air,
Aux bords opposés de la mer,
Ta main, s'il te plait de l'étendre,
Viendra m'y poursuivre et m'y prendre.

Si je dis la nuit, pour le moins,
Me cachant aux yeux des témoins,

De son ombre me couvrira,
La nuit même m'éclairera,
Car l'ombre la plus ténébreuse
Est, pour toi, claire et lumineuse.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob aus dem Schoose der französisch-reformirten Kirche die Psalmen als Lieder zu kirchlicher Erbauung in die deutsch-reformirte Kirche übergingen; aber so viel steht fest, daß man hier das vorherrschende ascetische Moment nicht verkannte und daß schon vor der bekannten Lobwasser'schen Übersetzung ein Obersecretair zu Anspach, Johann Clauß, 1540 eine poetische Bearbeitung des Psalters erscheinen ließ, die freilich jetzt vergessen und antiquirt ist. Die lange in kirchlichem Gebrauche gebliebene Ambrosius Lobwasser'sche rhythmisirte und gereimte Bearbeitung wurde im 18. Jahrhundert durch eine namhafte Anzahl geschmackvollerer Bearbeiter in Schatten gestellt und fast verdrängt. Zu diesen gehören Ernst Lange, M. Johann Jakob Spreng, Daniel Wolleb, Johann Adam Lehmus, Johann Georg Ruths, Christian Friedrich Fischer, Dr. Johann Andr. Cramer, Johann Kaspar Lavater, Ludwig Müller, Friedrich Schützinger, Wilhelm Lau, Samuel Ludwig Majewsky, Zollikofer und Andere. Wir geben eine Probe aus dieser Zeit und stellen dieselben Strophen des obenangeführten 139. Psalms in einer Bearbeitung von Spreng, nur von einem spätern Gesangbuch-Redacteur verbessert, zur Vergleichung hierher:

Du prüfest Alles, Herr, in mir;
Mein Herz liegt aufgedeckt vor dir!
Dein Auge siehet, wie ich ruh',
Und wenn ich aufsteh', weißest du;
Wohin ich die Gedanken lenke,
Verstehst du, eh' ich sie gedenke.

Ja, trügen mich zum fernsten Ort
Der Morgenröthe Flügel fort,
Bis zu des letzten Meeres Strand,
Wär' ich auch da in deiner Hand,
Sie würde, wie sie will, mich führen,
Und deine Rechte mich regieren.

Spräch' ich: Verbirg mich Finsterniß!
Auch die macht dir kein Hinderniß:
So dunkel auch die Nacht sein mag:
So leuchtet sie dir wie der Tag,
Das Finst're kann dein Blick aufklären,
In Strahlen schwarze Schatten kehren.

Bis auf heute ist man nicht müde geworden, diese herrlichen Lieder metrisch und gereimt zu paraphrasiren, und wir erwähnen hier nur, da uns die in diesem Jahre erschienene Ziller'sche Übersetzung sämmtlicher Psalmen nicht vorliegt, der von Amalie Wittmütz erschienenen, auch in d. Bl. besprochenen „Gesänge aus dem Alten Testamente", wo die Verf. die oben in deutscher und französischer Bearbeitung dargestellten Verse aus dem 139. Psalm also, etwas schwach, wiedergibt:

Herr, Herr, du erforschest mich,
Kennest mich, wie ich es meine,
Ob ich leb' in deiner Liebe,
Oder nur zu leben scheine.

Bliebe ich am fernsten Meer',
Nähm' der Morgenröthe Flügel —
Deine Rechte hielte mich,
Führt' mich über Thal und Hügel.

Spräche ich zur Finsterniß,
Mich zu bergen und zu decken —
Nacht muß lichtvoll sein um mich,
Kann das ew'ge Theil nicht schrecken.

Wir haben diese Trilogie hier hingestellt, um den Leser und uns selbst in den Stand zu setzen, durch eine Vergleichung mit ihr den Werth oder Unwerth der vorliegenden Koethe'schen Bearbeitung der Psalmen kennen zu lernen und beurtheilen zu können, aber auch zugleich um zu zeigen, daß dieser würdige jüngste Bearbeiter keineswegs zu erröthen braucht, wenn er seine Arbeit mit den hier angeführten frühern Leistungen auf diesem Felde vergleicht. S. 135 lesen wir: „Der 139. Psalm. Mel.: Auf, auf, mein Herz, und du mein ganzer Sinn ꝛc."

Herr, du erforschest mich und kennest mich!
Ich sitz' und stehe auf, so siehst du mich;
Du merkst von fern schon Alles, was ich denke,
Du bist um mich, wohin den Schritt ich lenke!

Du schaust all' meine Weg'; es schwebt kein Wort
Auf meiner Zunge, Herr! Du weißt's sofort!
Vorwärts und rückwärts hast du mich umgeben,
Und hältst die Hand stets über meinem Leben.

Solch Wissen steht in wunderbarem Licht,
Steht mir zu hoch und ich begreif' es nicht.
Wohin soll ich vor deinem Antlitz gehen,
Und wohin flieh'n vor deines Geistes Wehen?

Führ' ich gen Himmel, so bist du mir nah';
Stieg' ich zur Hölle, so bist du auch da;
Wollt' ich im Flug' der Morgenröth' enteilen,
Und an des Meeres fernstem Strande weilen,

Auch da würd' ich von deiner Hand geführt,
Von deiner Rechten überall berührt!
Spräch' ich: Mich möge Finsterniß umgeben!
So muß mich Licht selbst in der Nacht umschweben!

Nicht finster ist vor dir die Finsterniß;
Die Nacht ist Tageshell', Licht die Finsterniß!
Du hast der Nieren Ursprung selbst geleitet,
Im Mutterleibe künstlich mich bereitet.

Ich danke dir, daß du mich wunderbar
Gemacht; ja, was du schufst ist wunderbar!
Herr, das erkenn' ich wohl! Du sahst mein Leben,
Da mir es im Verborg'nen ward gegeben.

Ja, meines Lebens erster Keim schon lag
Vor deinen Augen klar, und jeder Tag
War auf dein Buch geschrieben, der entstehen
Erst sollt', und den kein Auge noch gesehen!

Wie köstlich sind mir, Gott, sie allzumal
Deine Gedanken! Ihrer welche Zahl!
Wie Sand am Meere! Wer ist, der sie zähle?
Erwach' ich, ist bei dir noch meine Seele.

Vergleichen wir nun dieses Specimen, von welchem wir blos die drei letzten Strophen ausgelassen haben, mit den drei obigen Proben, so muß sich uns zunächst die Bemerkung aufdrängen, daß dem würdigen Verf. an Treue kein früherer Bearbeiter gleichkommt. Man wird diese höchstens da vermissen, wo die gewählte Form unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellte; Geist und Grundton jedes Psalms ist gewissenhaft wiedergegeben; nirgend ist ein wesentlicher Gedanke weggefallen oder ein durch Reimnoth erzeugtes Flickwort eingeschoben worden. Freilich müssen wir bedauern, daß der geschickte Verdeutscher bei der Wahl der Kirchenmelodien darauf verzichten mußte, den Parallelismus der Glieder, der bekanntlich das eigentlich Poetische in den Liedern der Hebräer ausmacht, überall durchblicken zu lassen. Das vermissen wir aber bei frühern Bearbeitern auch und noch mehr als hier. Weggelassen sind allerdings hier und da einige Verse, aber es sind solche, die unser christliches Gefühl beleidigen, weil David in ihnen den ganzen Donner seiner Drohungen, Verwünschungen und rachsüchtigen Schmähungen über seine und Jehovah's Feinde rollen läßt; ja einige Psalmen dieses Geistes sind mit richtigem Takt ganz weggelassen. Die reformirte Kirche hielt alle Psalmen ohne Ausnahme für den evangelischen Gottesdienst geeignet und alle 150 Psalmen wurden frischweg für den Kirchengesang mundrecht gemacht; geht das aber wol an? Man denke nur an die materielle Fülle des 119. Psalms, aus welchem zwan-

zig Choräle gebildet werden könnten! Was müßte das für ein Choral werden! Man wird dabei an Bürger's Wort: „Da wäre zu besorgen, ich säng' bis übermorgen", erinnert. Die französisch- und deutsch-reformirte Kirche ließ den Psalmen neue und besonders componirte Melodien unterlegen; unser Verf. hat es vorgezogen, sie nach bekannten Choralmelodien aus dem reichen Schatz der evangelischen Kirchenmusik zu formen: gewiß ein nicht leichtes Unternehmen, und wir wundern uns höchlich, daß es nur drei Psalmen, nämlich der 19., 90. und 89. sind, für die sich keine passenden Choralmelodien auffinden ließen und die also auf ihren Tonsetzer warten. Wol aber verdient es vor Allem der in der Übertragung wohlgelungene 90. Psalm, daß ihm eine seinem erhabenen Inhalte angemessene Melodie untergelegt werde. Fassen wir nun die hier gewählten Choralmelodien selbst ins Auge, so hätten wir allerdings die veralteten Melodien: Mein Salomo, dein freundliches Regieren rc., Liebster Emanuel, Herzog rc., Ihr Seelen sinkt, ja sinket hin rc., mit ihren zuweilen wunderlichen Tonsprüngen weggewünscht; wer sich aber die Mühe geben will, für die Psalmen passende Singweisen aus unsern Choralbüchern auszusuchen, der wird bald die damit verknüpften Schwierigkeiten erkennen und dem Umbildner billige Nachsicht zu Theil werden lassen. Die Theologen und geistlichen Behörden, die neue Gesangbücher zeitgemäß zu kirchlichem Gebrauch bearbeiten wollen, werden hier auf eine reiche Fundgrube stoßen, nicht minder viele Homileten, die in dem bei ihrer Gemeinde eingeführten Gesangbuche kein für ihr gewähltes Predigtthema passendes Lied finden können, werden hier oft aus der Verlegenheit gerissen werden, wenn auch ihr Text dem Psalmbuch nicht entnommen ist. Auch was den Wortsinn betrifft, sind wir auf keine Fehler gestoßen. Luther hat kein Buch unsers Kanon fast richtiger übersetzt als eben die Psalmen, weshalb sich der Verf. auch ganz an ihn gehalten hat und den Schwall gelehrter Exegeten bei Seite liegen ließ. Er versichert im Vorworte, daß von der Menge moderner Übersetzungen, Glossarien und Commentare ihm keine und keiner vorgelegen haben als die von Tholuck und de Wette. Luther war ihm Alles, und mit Recht. Noch verdient diese Verwandlung der Psalmen in Kirchenlieder in einer andern Hinsicht unsere Beachtung und Bewunderung. Der Verf., bekannt als kirchenhistorischer Schriftsteller, hat unsers Wissens als Dichter sich nie hervorgethan und lebt überdies in den Jahren, von denen wir überhaupt sagen, sie gefallen uns nicht, und wo die Luft des Lebens zu herbstlich und kältend weht, als daß in ihr Blüten der Poesie gedeihen könnten, die nun einmal jugendliche und Lenzeswärme verlangen; in diesen Versen und Liedern aber fühlen wir keinen kältenden Anhauch, noch bemerken wir eine Gelähmtheit des Flügels der Begeisterung, und es scheint, der Geist Assaph's und David's habe die sinkende Kraft unterstützt und dem betagten Sänger das Arom der Begeisterung auf die Lippen gegossen. Und das bewundern wir. Wie so vieles Gute im Leben der Menschen, ist auch diese Bearbeitung durch Das entstanden, was man gewöhnlich Zufall nennt. Der Verf. war weit entfernt, den ganzen Psalter nach einem durchdachten Plane zu bearbeiten, wie er hier vorliegt. Es reizte ihn der schöne 124. Psalm, denselben nach einem bekannten Kirchenliede in unsere Sprache umzusetzen, und weil dies gelang, so kehrte er mit erneuter Liebe immer wieder zu jener Arbeit zurück, bis endlich das Ganze wohlgerundet und gemessen dastand. Nicht ohne Rührung wird man endlich die Dedication an des Hrn. Verf. Bruder, den Superintendenten Koethe zu Altdöbern, lesen. Er thut da einen Blick in die Vergangenheit, in das Vaterhaus, auf den Geschwisterkreis und in das Paradies der durch brave Ältern beglückten Kindheit, und wenn wir uns die Innigkeit jener Worte ans Herz wehen lassen, so fällt uns das Wort des Psalmisten ein, welches der Bearbeiter Psalm 133, V. 1, also wiedergibt:

Sieh, wie lieblich ist's und fein,
Daß in Lieb' hienieden
Brüder wohnen, herzensrein
Und in süßem Frieden.

Summa: Wir haben hier einen Übersetzer von Beruf, über den die Gewalt der Jahre keinen Einfluß zu üben scheint, der das Gute mit dem Schönen zu mischen versteht und dessen Alter nicht ohne das dulce lenimen des geistlichen Harfenspiels ist. Er hat edeln Samen gestreut und sich dadurch würdig gemacht, in die Reihen Derer gestellt zu werden, von welchen es am Schlusse des 126. Psalms heißt:

Sie geh'n in Wehmuth weinend hin,
Und tragen edeln Samen,
Dann schau'n sie köstlichen Gewinn
Und preisen seinen Namen.

54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ludwig Philipp's Leben.

Eine so ruhige, unparteiische Darstellung vom vielbewegten Leben Ludwig Philipp's, wie wir sie in Birch's bekanntem Werke besitzen, hat die französische Literatur nicht aufzuweisen. So viele Schriften auch dieses ergiebige Thema behandeln, so tragen ihre Verf. doch zu sichtbar die Farbe der Partei, welcher sie angehören, als daß man von ihnen eine leidenschaftlose Beurtheilung erwarten könnte. Entweder verwerfen oder verurtheilen sie Alles, was Ludwig Philipp gethan hat, seine Regierungsmaßregeln, seine Grundsätze, seinen Charakter, oder sie kennen in dem übertriebenen Lobe, das sie ihm spenden, kein Maß und kein Ziel. Jetzt erhalten wir nun ein neues Werk, welches einer umständlichen Erzählung dieses wechselvollen königlichen Lebens gewidmet ist. Es erscheint u. d. T. „Histoire de Louis Philippe", von Amadée Boudin und Félix Mouttet. So viel man nach den ersten Lieferungen, welche uns allein bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, urtheilen kann, streben die Verf. nach einer gewissen Parteilosigkeit, obgleich sie sich im Allgemeinen mehr auf Seite der Bewunderer zu schlagen scheinen. Ob sie auf diesem Wege nicht zu weit gehen werden muß die Fortsetzung ausweisen. Indessen wollen wir gleich von vornherein erklären, daß wir das ganze Werk zu den Erscheinungen zählen dürfen, bei denen der eigentliche Text gegen die Kunstbeigaben in den Schatten tritt. Die Hauptsache bilden die Kupfer und Ansichten, zu deren Anfertigung Maler von europäischem Rufe wie Horace Vernet, Bellangé, Tony Johannot u. A. gewonnen sind. So wird denn das Werk, welches auf etwa 100 Lieferungen berechnet ist, selbst wenn die literarische Ausführung vor einer höhern historischen Kritik nicht Stich hält, doch immerhin wenigstens ein artistisches Interesse bieten.

Handbuch der Nationalökonomie.

Im Allgemeinen gehen die französischen Nationalökonomen zu sehr von individuellen Voraussetzungen aus. Ein Jeder modelt sich sein System auf die eigene Faust. Es versteht sich von selbst, daß der Wissenschaft dadurch nur ein sehr unbedeutender Gewinn ersprießt. Es fehlt der französischen Literatur an einer klaren, bündigen Zusammenstellung der wohlbegründeten Lehren, welchen als den gewonnenen Resultaten der Wissenschaft allgemeine Geltung beigelegt werden kann. Ein solches Werk, wie wir es schon längst vermißt haben, erhalten wir gegenwärtig u. d. T. „Eléments de l'économie politique", von Joh. Garnier. Dasselbe bildet einen Inbegriff Dessen, was sich in einer Menge von Schriften nationalökonomischen Inhalts an wirklich positiven Lehren auffinden läßt. Es ist dies eine fleißige, anspruchslose Arbeit, welche von allen Denen, welchen daran liegt, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu gewinnen, mit Vortheil benutzt werden wird.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1846.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Indem wir das bisher Niedergeschriebene überlesen, bemerken wir, daß eine ähnliche Anzeige und Durchmusterung der einzelnen Blätter dieser so üppig wuchernden „Anemonen" weit über den uns gegönnten Raum hinausgehen würde. Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte des gelehrten Verf. sind jedoch hinlänglich bezeichnet, sodaß wir uns auf einzelne Stücke zur Ergänzung und Beleuchtung des bereits Mitgetheilten beschränken können.

Wenden wir uns also noch einmal zu den allgemeinen östreichischen Zuständen zurück, so haben wir zuvörderst das fortgesetzte Bestreben unsers Verf. anzumerken, *die „genealogisch-publicistische Fiction einer Identität der beiden Häuser Habsburg und Lothringen"* zu zernichten. Hier wird Napoleon's hochfahrender Versuch im J. 1809 erwähnt (II, 25), dann Leibniz' berühmtes Gutachten mit Anmerkungen versehen und seine Beweisführung bestätigt, daß die Vaudemont und alle lothringischen Linien von Guise, Elboeuf, Lambesc u. A. zu den sept princes étrangers Frankreichs gerechnet worden sind, zuletzt noch erwähnt, daß in England echte Habsburger von dem 1408 in der Schweiz erloschenen Zweige in Lauffenburg leben, nämlich die Fielding, Grafen von Denbigh und Desmond, für deren Ansprüche sich Manches sagen ließe, und daß Kaiser Franz II. von einer „Vetterschaft" mit dem Hause Lothringen habe durchaus nichts wissen wollen (II, 97—116). Eine zweite stehende Rubrik bilden die Bedrückungen der Länder Ungarn und Böhmen, das Spielen der Habsburger mit Eiden, die Eingriffe in die Verfassung beider Länder und die völligste Nivellirung. Die Habsburger, sagt der Verf., hatten mit ebenso viel Klugheit als Glück in diesen Ländern den Katholicismus vorangestellt für das Untertreten jedes geschichtlichen Rechtszustandes. Wie sie sich aber in dem so erzkatholischen Tirol doch diese Übermacht zu verschaffen gewußt hatten, zeigt der Verf. in einer besondern Abhandlung (I, 270—286), wo dann auch *die von ihm oft gelesene Bemerkung* wiederholt wird, daß Tirol eigentlich gar nicht in ein Land gehöre, sondern daß der Wiener Friede im J. 1809 mit wenigen Ausnahmen nur wieder zusammengestellt habe, was nach Natur, Sprache, Sitte und Historie zusammen gehöre. Damals blieb bekanntlich das nördliche Tirol bairisch. Zum dritten unterliegen die Plane Karl's V. zu einer Habsburgischen Universalmonarchie scharfem Tadel und das Verdienst desselben Hauses, eine Vormauer gegen die Türken und der Schutz für Europas Civilisation gewesen zu sein, wird gänzlich in Abrede gestellt. Ungarn ist durch deutsche Fäuste und durch deutsches Geld befreit worden, unter Rudolf II., unter den Ferdinanden und sonst rettete nur die Verweichlichung des Serail, die Stupidität des mehrmals erkauften Divan und der „Mann Gottes, das unmittelbare Werkzeug der Vorsehung", der Prinz Eugen, das übrige Europa vor der osmanischen Barbarei. Dagegen bezeugt Hr. v. Hormayr, daß Östreich „mit Recht und mit Ruhm gegen die revolutionnaire Hydra und gegen die Weltmonarchie des Soldatenkaisers Napoleon ritterlich" gekämpft habe und daß dessen Haß gegen alle alten Dynastien in dem „treuen und muthigen Östreich die größte Indignation und die aufrichtigste Begeisterung für sein Regentenhaus" geweckt hätte. Es ist in der That wohlthuend, in solchen Stellen (II, 20—26, 32) auch einmal Worte der Anerkennung und des Lobes bei unserm Verf. zu lesen, und manche neue Thatsache, wie über die Schlacht bei Aspern, auf den Schauplatz der Öffentlichkeit gezogen zu sehen. Dazwischen aber treten freilich (und das wäre ein vierter Punkt) um so greller die Abschnitte hervor, in denen der Verf. den Geistesdruck schildert, der seit Jahrhunderten auf den Ländern des Hauses Habsburg, mit geringer Ausnahme in der Josephinischen Zeit, gelegen hat. Denn es wären förmliche Befehle zur Geschichtsverfälschung ergangen (II, 14), es könne also auch in Östreich keine parteilose Geschichte und keine Denkwürdigkeiten einzelner Männer geben, selbst die „Östreichische militairische Zeitschrift" habe unter den Fesseln einer „den persönlichen Rücksichten fröhnenden" Censur leiden müssen (II, 66—84); Männer wie Schneller und Mailath hätten die Wahrheit nicht sagen wollen, auch gegen Buchholz und Lichnowsky ist Vieles einzuwenden, obschon sie doch der „alltäglichsten Lobhudelei weniger dienstleigen" gewesen wären. So tadelnden Urtheilen ließe sich manche Ermäßigung entgegenstellen,

wenn hierzu der Raum gestattet wäre. Was der Verf. über die östreichische Censur in den Tumult der Tageswelt hineingeschrieben hat, scheint auf persönlichen Erfahrungen zu beruhen. Wir haben aber einen Theil dieser Geschichten (II, 57—63) schon in Hormayr's „Historischem Taschenbuche" für 1845 gelesen — wie denn der Verf. solche häkeliche Dinge gern zwei- oder dreimal drucken läßt — und schon damals beklagt, daß Männer wie Collin, Zedlitz, Auersperg u. A. den „Nadelstichen der Policei" so preisgegeben werden konnten, deren Unwissenheit in diesen Fällen meistens schlimmer war als ihre Willkür. Den erstern Vorwurf habe man den Jesuiten nicht machen können, deren bewunderungswürdige Consequenz in Östreich den nachtheiligsten Einfluß auf Selbstdenken und Erfinden geübt hat, wenngleich sie auch bedeutende Gegner, wie den Fürsten Lobkowitz unter Leopold I., von Zeit zu Zeit gehabt haben (I, 296—303). Durch sie besonders wurde auch die Unduldsamkeit der Regierung gegen die Akatholiken und Dissidenten, die nach des Verf. Urtheile ein so böser Fleck in der Geschichte der Habsburgischen Dynastie ist, außerordentlich befördert, die Bauernaufstände genährt und die Auswanderung der evangelischen Salzburger hervorgerufen (I, 321—347).

Unter den Geschichten einzelner Regenten ist vorzugsweise die Zeit Karl's VI. und die Herrschaft Maria Theresia's mit reichen Erörterungen ausgestattet und auch die Sittengeschichte in einer Reihe anziehender Schilderungen bedacht worden. Karl VI. war bei manchen schönen und liebenswürdigen Eigenschaften, unter die namentlich die Reinheit seines Privatlebens und seine Liebe für Kunst und Wissenschaft gehören, nicht frei von der Eroberungssucht seiner Familie und von dem Bestreben, die öffentliche Meinung, die sich unter ihm zuerst als eine Macht zu zeigen anfing, niederzuhalten. Von Natur wohlwollend und mild verließ ihn doch nie die spanische Grandezza; Niemand hat ihn lachen sehen und Verstöße gegen die Etiquette oder die Nichtachtung seiner kaiserlichen Person wurden streng geahndet. Hiervon zwei Beispiele. Einen jungen Ursenbeck hatte auf einer Winterjagd, des Kaisers Blicken leider zu erreichbar, eine, wenn auch nicht fatalistische, doch fatale Naturnothwendigkeit ereilt. Der erzürnte Kaiser verbot ihm für immer sich am Hofe zu zeigen. Der Letzte aus dem Hause Rottal hatte sich bei einer großen Treibjagd zu sehr mit einer niedlichen Treiberin herumgetrieben und dem unvermuthet heransprengenden Kaiser auf dieser allerdings gegen Thiere und Rothwild gerichteten Jagd den unerwarteten Anblick eines Thieres mit zwei Rücken gegeben. Rottal kam dafür in Arrest und dann als Platzlieutenant auf sieben Jahre an die türkische Grenze, die Dirne erhielt eine Anzahl Ruthenstreiche (I, 292). Weiter wird es belobt, daß die Hexenprocesse unter ihm nie aufgekommen sind; die Sicherheit der Landstraßen nahm zu, die Justiz war streng, namentlich gegen Niedere; Vornehme wurden nur in Hochverrathsfällen mit der Folter, sonst durch Einsperrung oder mit Geldbußen bestraft, doch wird auch (I, 294) ein strenges Blutgericht gegen die adelige Familie Strasoldo erwähnt. Sonst herrschte freilich noch große Wildheit der Sitten, die sich auch in der Verfolgung der Juden zeigt, ungeheurer Zunftstolz und unaufhörliche Hinneigung zum Faustrecht und zur Selbsthülfe, wie die (I, 346—356) aus den Zeiten vor Karl VI. und aus seiner eigenen Regierung beigebrachten Belege zur Genüge darthun. Wir führen hier nur einen an. Einem ungarischen Juden, der einem Christenmädchen Gewalt angethan hatte, wurde das Glied, womit er gesündigt, in ein mit Pech und Schwefel erfülltes Gefäß eingespundet und selbiges in langsames Feuer gesetzt, ihm aber, als gnädige Milderung, ein scharfes Messer dabei gelegt, damit er im Wahnsinn der Qualen sich das Glied abschneiden und alsdann frank und frei herumlaufen möge (1548).

Nach Karl's Tode bestieg seine Tochter Maria Theresia den Thron, „im redlichen Glauben auf ihr gutes Recht, im Gefühl ihrer Geistes- und Herzenskraft, im Vertrauen auf die mit den europäischen Mächten nach schweren Verlusten und Demüthigungen zu Stande gebrachten Verträge". Sie war, um des Verf. Worte zu brauchen, die klügste, nachhaltigste, herrlichste Despotenseele, sie duldete gar keine, nicht geistliche, nicht weltliche Mittelmacht, ihre Verfassungsveränderungen in Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen und andern Erbstaaten geschehen ohne Geräusch, ohne Härte, so gleichzeitig mit der steigenden kirchlichen staats- und privatrechtlichen Aufklärung der Völker, daß gar keine rechte Furcht aufkam, wohin diese Veränderungen, die nichts unberührt ließen, führen sollten (II, 206). Dieser Grundgedanke des Verf. wird mit vielen Einzelheiten belegt, deren Aufzählung wir uns jedoch versagen müssen. Ebenso können wir auch nur mit einem Worte auf die frische, lebendige Erzählung der Begebenheiten des ersten schlesischen Kriegs hindeuten (II, 165—190), die sowie die Beschreibung der Schlacht bei Fontenay (II, 202 fg.) neue Beweise für Hrn. v. Hormayr's ausgezeichnetes Talent zu solchen Darstellungen sind. Den häuslichen Eigenschaften der Kaiserin Maria Theresia weiht er, wie zu erwarten stand, seine große Verehrung. Ihre innige Liebe zu dem ihr nicht immer treuen Gemahle, „ihrem zärtlichsten Freunde, ihrem liebsten Gefährten und ihrer wahren Lebensfreude" (wie sie sich nach seinem Tode ausdrückte), ihre unverrückte Theilnahme für das Wohl ihrer entfernten Töchter, ihre milden Worte gegen die Gräfin Auersperg, die letzte Neigung ihres Gemahls („Wir haben nämlich sehr viel verloren, meine Liebe"), ihr herzliches Trostschreiben an die Gräfin Haugwitz nach dem Tode des einsichtsvollen Ministers Haugwitz (I, 236 fg.) — alles Dies und manches Andere sind schön duftende Blüten in dem Kranze dieser „Anemonen". Wie großartig und rührend war die Art, durch die das wiener Publicum von der Geburt des Erbprinzen Franz die Kunde erhielt. Es war am 19. Febr. 1768, als um 7 Uhr Abends der Eilbote aus Florenz mit der frohen Kunde ins Cabinet Theresia's trat. Sie arbeitete

im Staatsgeschäften. Lebhaft, wie sie noch immer war, sprang die Kaiserin auf, stürzte unaufhaltsam durch die verwunderte Antichambre, durch alle Vorzimmer, über die weiten Gänge ins Theater in der Burg, in die Kaiserloge, riß athemlos deren Fenster auf und schrie in freudigem, überlauten Wienerdialekt ins Publicum herab: „Der Leopold hat' an Bueb'n! und grad zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant." (I, 240.)

Wir können jedoch dem Verf. nicht weiter in die Mannichfaltigkeit seiner Gegenstände nachfolgen. Daher gedenken wir nur noch der Charakteristiken mehrer östreichischen Feldherren und Staatsmänner, der tapfern Grafen Starhemberg, der Minister Haugwitz, Bartenstein, Uhlefeld, Siegendorf, Choteck und des Fürsten Kaunitz, von denen besonders die letztere, am Schlusse des zweiten Bandes, von meisterhafter Vollendung ist. Bei Bartenstein erfahren wir unter Anderm, daß er der starrsinnigste Widersacher Preußens jederzeit gewesen und Karl's VI. Schritte bei Friedrich Wilhelm I. zur Begnadigung seines Kronprinzen Friedrich zu hintertreiben sich alle Mühe gegeben habe, wobei uns zugleich (I, 386 fg.) ein ungedruckter Brief des genannten Königs an Karl VI. und einer des Letztern an Eugen von Savoyen mitgetheilt werden. Der König erklärt hier, daß sein Sohn seine Begnadigung lediglich den Vorstellungen des Kaisers zu verdanken habe und daß sein Kronprinz daraus abnehmen möge, wie sehr er ihm und dem Erzhause Östreich verpflichtet sei. Es dürfen diese Beweisstücke nicht unbekannt bleiben, da sie mit der Annahme bei Preuß („Friedrich's II. Jugend und Thronbesteigung", S. 105) nicht übereinstimmen. In anderer Beziehung verdient die genealogische Nachweisung angemerkt zu werden, daß Friedrich V. von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth die unmittelbaren Ahnen des einen Kaiserhauses Östreich-Lothringen sind, also auch die Ahnen von Toscana, Modena, Neapel, von der unschuldigen Königin Isabella von Spanien, der lange verfolgten Maria da Gloria von Portugal, die Ahnen des französischen, dänischen, britanischen, preußischen Königsstammes und durch letzteres auch des kommenden russischen Zarengeschlechts (II, 134—140). Wie bewandert aber der Verf. in allen Lebensverhältnissen seiner Zeitgenossen ist, zeigen die Nachrichten über den Abenteurer Karl Friedrich Kobielsky, dessen Namen hier die meisten Leser zuerst erfahren und der von der zweiten Theilung Polens an bis zur Vermählung Maria Luise's eine sehr einflußreiche Rolle in Östreich gespielt hat (II, 84—95). Daß Hrn. v. Hormayr in solchen Dingen mitunter auch etwas Menschliches begegnet, darf uns nicht verwundern. So weiß er z. B. ganz bestimmt (II, 92), daß der englische Unterhändler Lord Bathurst von des französischen Polizeiministers Savary Schergen im Brandenburgischen eingeholt und in einen märkischen See gestürzt sei, worüber sich doch Varnhagen von Ense, der in seinen „Denkwürdigkeiten" (II, 340—343) die ausführlichste Erzählung dieses räthselhaften Vorgangs gegeben hat, weit vorsichtiger ausspricht. In einer andern Stelle (II, 246) folgt der Verf. der traditionnellen Darstellung, daß die Königin von Polen am 10. Sept. 1756 durch preußische Grenadiere von der Thür des dresdner Archivs „weggezogen" sei, worüber doch die genaue, durch strenge Zeugnisse festgestellte Erzählung des Professors Preuß in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1841, Nr. 60) ihn eines Bessern hätte belehren können.

Wichtiger dürfte aber die Ausstellung sein, daß manche der hier mitgetheilten Züge, Urtheile und Betrachtungen sich schon, wenn auch nicht wörtlich, in andern Hormayr'schen Werken, namentlich in den historischen Taschenbüchern, vorfinden. Nun mag das immerhin einige Entschuldigung darin finden, daß des Verf. Seele von eben diesen Dingen so voll ist, daß er sie, wie sie ihm Tag und Stunde zugebracht haben, niederzuschreiben pflegte, frei und behaglich den Lebensberührungen folgend. Aber die Wiederholung derselben Gegenstände, und fast mit denselben Worten, in den „Anemonen" hätte doch bei sorgsamer Durchsicht des Manuscripts vermieden werden müssen. So werden des bairischen Feldmarschalls Seckendorff und des östreichischen Ministers Lobkowitz Verhaftungen an zwei verschiedenen Orten (II, 73 u. 199; I, 211 u. 294) erzählt, und Ähnliches wird der aufmerksame Leser auf mehren Blättern wahrzunehmen Gelegenheit haben.

Ein Hormayr'sches Buch ohne Urkunden und ungedruckte Briefe würde seinen Verf. verleugnen. Und so sind auch hier in einem Anhange zum zweiten Bande einige Briefe Torstenson's und Tilly's nebst der langen, gründlichen Apologie der Stände sub utraque im Königreich Böhmen vom J. 1619, aus den verborgenen Kammern des Verf., an das Licht gezogen worden. Er muß in der That einen unerschöpflichen Reichthum in solchen unbekannt gebliebenen Actenstücken und Staatsschriften besitzen, denn überall wirft er, um mit Goethe zu sprechen, seine Kuchen in das Meer, ohne sie bis jetzt so genossen zu sehen, wie es die uneigennützige Absicht des Gebers erwarten könnte.

Nachschrift.

Nach Niederschreibung des obigen Artikels habe ich zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß das in den „Anemonen", Bd. 1, S. 388, mitgetheilte „Danksagungsschreiben Friedrich Wilhelm's I. von Preußen an Kaiser Karl VI." schon in dem „Leben des Feldmarschalls Seckendorff", Th. 4, S. 288 fg., abgedruckt steht. Weniger bekannt, schrieb mir ein in diesen Angelegenheiten sehr wohl bewanderter Mann, ist der Brief des Kaisers an den Prinzen Eugen („Anemonen", I, S. 389), der aber jedenfalls nur der Reflex von dem Briefe des Kaisers sein kann. Friedrich Wilhelm aber, setzt derselbe hinzu, schrieb aus Höflichkeit, wie in solchen Fällen stets geschieht, mehr als wahr war. Das eigentliche Sachverhältniß aber und die zuverlässigsten Nachrichten ergeben

sich aus der von mir bereits angeführten Schrift über „Friedrich's II. Jugend und Thronbesteigung" von Preuß. 20.

Serbien, seine europäischen Beziehungen und die orientalische Frage, von L. von Szafraniec Bystrzowski. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 1845. 8. 1 Thlr

Es ist unleugbar, daß das kräftige Erwachen des Gefühls für Unabhängigkeit und Nationalität bei den verschiedenen Völkern der großen slawischen Familie auch ein neues Element der Kraft und Macht in die politische Welt bringen werde; aber es kommt nur darauf an, wie und von welcher Seite und zu welchen Zwecken dieses Element benutzt oder etwa gemisbraucht wird. In dieser Hinsicht haben die unter den slawischen Völkerschaften der europäischen Türkei seit längerer oder kürzerer Zeit stattfindenden Bewegungen, deren Zweck nur eine feste Gestaltung ihrer politischen Zustände auf der Grundlage nationaler Selbständigkeit ist und sein kann, allerdings auch ihre bestimmten und unverkennbaren Beziehungen zu Europa, und sie bilden in gewisser Hinsicht auch den Mittelpunkt der orientalischen Frage. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich in derselben nur auf Serbien beschränkt, und mit Recht, denn eben in Serbien hat jene Bewegung, jenes kräftige Erwachen des Gefühls für Nationalität schon ein bestimmtes Ziel erreicht und eine gewisse Zukunft sich erstritten. Es verlohnt sich daher wol der Mühe, in der Geschichte den frühern Bestrebungen der serbischen Nationalität, ihrer Erhebung und ihrem Ruhme, ihrem Falle und ihrem Unglücke nachzuforschen, die Anstrengungen hervorzuheben, welche die Serbier haben machen müssen, um sich vom fremden Joche zu befreien, die Mittel bemerklich zu machen, welche sie angewendet, und die Erfolge darzustellen, welche sie in ihrem Europa nicht genügend bekannten und doch so ruhmreichen Kampfe errungen haben. Es verlohnt sich dieser Mühe für Europa und für die andern slawischen Völkerschaften der Türkei; aber es ist auch unabweisbare Pflicht, die Lehren der Geschichte für sie alle in Betreff der Wahl Derer, denen sie für Gegenwart und Zukunft ihre Geschicke vertrauen, eindringlich und nachdrücklich ihnen vorzuhalten, damit sie nicht, was namentlich bei der in dem slawischen Charakter liegenden Sorglosigkeit und Lässigkeit so sehr zu befürchten ist, um ihre Nationalität und ihre politische Selbständigkeit, die sie erstreben, betrogen werden. Serbien ist den Intriguen solcher falschen Freunde, solcher egoistischen Vermittler zum beklagenswerthen Opfer gefallen. Serbien selbst und die übrigen Slawen der Türkei sowie andere Völker mögen sich demnach für die Zukunft hieraus eine besondere Lehre nehmen und sie beachten, nach dem alten bewährten Worte des Römers: Timeo Danaos et dona ferentes! Die vorliegende Schrift gibt in allen jenen Beziehungen genügenden Aufschluß und unterdrückt auch die Lehren und Warnungen nicht, die die Geschichte Serbiens aus der neuesten Zeit laut und vernehmlich verkündet. Sie sprechen auch zu Europa, vornehmlich aber zu seinen Staatsmännern an den Ufern der Donau, Themse und Seine, und haben dies schon längst gethan; allein sie sind blind oder lassen sich von Sirenenstimmen in süße Träume einlullen, in denen ihnen die getäuschten Völker das hohe Glück Europas in lieblichen Bildern der Zukunft vorführen. In Serbien haben wir in den letzten Jahren ein solches Stück im Kleinen aufführen sehen; jedenfalls ist es nicht das letzte, aber hoffentlich auch nicht der letzte Act dieses vaterländischen Dramas. Natürlich verbreitet sich die vorliegende Darstellung besonders ausführlich über die letzten Kämpfe der Serbier unter Czerni Georg und Milosch bis zur neuesten Verwickelung; aber der traurige Ausgang der Kämpfe selbst breitet einen düstern Schleier über die heldenmüthigen Anstrengungen der Serbier, die um den Preis derselben betrogen worden sind. Der Darstellung gebricht es im Ganzen an einer gewissen Einfachheit und Klarheit, mag das nun an der Übersetzung oder an dem französischen Original liegen, oder die Schuld des verwickelten Gegenstandes selbst sein; daß aber hier (S. 32) in diesem Zusammenhange des unglücklichen Rhigas gedacht wird, der ein Grieche war und ein Vorläufer der Unabhängigkeit Griechenlands geworden ist, dagegen unmittelbar mit der Erhebung der Slawen in der Türkei nichts zu thun hat, hätte von dem Übersetzer beseitigt werden sollen, wenn auch nur in einer Anmerkung. 1.

Literarische Notizen aus England.

Ein chartistischer Dichter.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Chartismus in England in dem Schoose der untern oder arbeitenden Classen selbst eine ungewöhnlich große Menge begabter Geister aufgerufen, welche durch Dichtergaben die gewaltigen Organe der Wünsche und Bedürfnisse geworden sind, die in diesen Schriften sich regen, ein Beweis, wie ursprünglich, durchaus nicht von außen hineingetragen solche Wünsche und Bedürfnisse darin sind. Wir wollen hier nur an Elliot, Robert Nicoll, John Prince u. A. erinnern. Unter den in der letzten Zeit vielgenannten Männern dieser Art gehört J. Cooper, welcher besonders durch sein „Purgatory of suicides" großes Aufsehen gemacht. Sein neuestes Werk unter dem Titel „Wise saws and modern instances" ist zwar kein episches Gedicht wie das genannte, sondern eine Reihe von Lebensbildern, in der Art wie die in Deutschland so sehr in Ruf gekommenen Dorfgeschichten und dem Ähnliches; aber sie beweisen aufs neue das hervorragende Talent des Mannes, wenn auch die überall hervorleuchtende Parteirichtung in politischer oder gesellschaftlicher Hinsicht denselben eine gewisse Eintönigkeit verleiht. Bekanntlich duldete ihr Verf. im Gefängniß seine thätige Theilnahme an den frühern ungesetzlichen Bewegungen seiner Partei. Muße und Studien während dieser Haft scheinen sein Urtheil gereift zu haben, denn die immer wiederkehrende Moral seiner Erzählungen ist diese, daß bei noch so entschiedener Gesinnung man für das Handeln die Zeit und ihre Strömung nicht außer Acht lassen, Vorurtheile glimpflich behandeln und mit Besonnenheit vorgehen müsse.

Eine Schrift über das Gefängnißwesen.

Die Gefängnißkunde, welche bei den Humanitätsbestrebungen der neuern Zeit eine besondere Wissenschaft zu werden verspricht und bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur zählt, hat in dem Werke „Prisons and prisoners", von J. Adshead, einen neuen schätzbaren Beitrag erhalten. Der Verf. ist ein Vertheidiger des „Trennungssystems", welches er gegen den Dichter Charles Dickens und die „Times" lebhaft und mit starken Ausfällen auf die Genannten, die er der Unkenntniß zeiht, in Schutz nimmt. Seine Meinung unterstützt er mit den in dem Gefängniß zu Pentonville gemachten Erfahrungen, wo dieses System eingeführt worden ist. Er hebt besonders hervor, daß das „Trennungssystem" nicht mit dem „Einsamkeitssystem" verwechselt werden dürfe; denn das erstere trenne den Verbrecher blos vom Umgange und der Gesellschaft der andern Verbrecher, während es nicht nur für seine leibliche Gesundheit, seine geistige Ausbildung und sittliche Verbesserung die größte Sorgfalt trage, sondern auch vermeide, ihn ununterbrochen seinen eigenen Gedanken zu überlassen, indem er täglich von mehren dazu angewiesenen Personen, welche zu obenangegebenen Zwecken seine Besserung und Bildung zu fördern berufen sind, Besuche erhalte. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

Gedichte von Franz Dingelstedt. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 2 Thlr.

Der Wind blies schon durch die Stoppelfelder und die Scharen der Vögel sammelten sich auf den Dächern, um nach dem wärmern, lindern Süden zu pilgern. Um dieselbe Zeit, es war im October 1841, brach auch Franz Dingelstedt in Fulda sein Dichterzelt ab, um seine Wanderschaft zu beginnen. Zwei Dinge ließ er uns zurück, die wie zwei nicht flügge gewordene Kinder klagend ihn umflatterten und deren Flügel zu schwach waren, um die Fahrt nach den fernen Ländern mitzumachen. Das eine war so recht eigentlich ein Ding, res, hülflos, trostlos, rechtlos steuernd auf den seichten Fluten des deutschen Journalismus, es war die Wochenschrift „Salon". Kaum war sie ein halbes Jahr unter harten schweren Drangsalen der Censur alt geworden, als ihr hoffnungsvoller Vater, um im Leichenstile zu reden, dahinschied, und sein Kind vereinsamt, verwaist zurückließ. Doch auch sterbend sorgte der Vater noch für seinen Schützling, freilich so gut als in der Eile und Hast es sich machen ließ. Ich hielt mich zu derselben Zeit bei meiner Mutter im Hanauischen auf, die Mahnungen Dingelstedt's kamen immer dringender, doch ja vor seiner Abreise mich in Fulda einzustellen. Ich kam; da lagen schon die Kisten und Kasten wild durcheinander und an der Thür stand der Wanderstab. Während die Deckel zugeschlagen wurden, inmitten dieses erhabenen Getöses und herzergreifenden Donners, während die Staubwolken dicht und schwarz vom Boden, von den Kisten und Wänden auf uns, um uns ihren schützenden Mantel ausbreiteten, inmitten aller dieser Festlichkeiten — Sie sehen, ich befleißige mich eines bessern Stils als die preußische Staatszeitung — wälzte der scheidende Redacteur die schwere Last auf meine jungen Schultern, Briefe wurden geschrieben, Manuscripte durchgesehen und übergeben, und als der Hammer den letzten Schlag auf die große Kiste gethan hatte, die einstweilen als unnützer Ballast für den leichten Wanderer in Fulda zurückblieb, war auch der wichtige Moment vorüber und wir sahen uns ganz nüchtern an, als das Getöse, nämlich des Hammers, schwieg, das Volk, nämlich der Schlosser, sich verlaufen hatte. Dies war die eine Sache, und als wieder ein Jahr zu Ruhe ging, so lag das Kind, unser vielgeliebter Salon II., todt und stumm vor uns, indeß wir Väter an seinem Grabe sich zankten, wer am meisten das Kind geliebt oder verwöhnt habe, oder ob es durch einen unabwendbaren Schlag des Geschicks hätte fallen müssen. Die andere Sache war so recht eigentlich keine res, sintemal wir als Germanen und Theisten ein anderes Princip rücksichtlich der Frauen denn als die alten Griechen haben; aber auch dieses Ding war sehr traurig und hat gewiß mehr schlaflose Nächte denn unser scheidender Poet in trüben Rückerinnerungen zugebracht; doch gehört dies eigentlich nicht hierher, ich weiß auch nicht, ob die Schwester dasselbe Ende wie ihr Geschicksbruder gehabt hat.

Dingelstedt schied, es war kein freudiges Scheiden, etwa wie ein Schmetterling aus der Puppe herausflattert, er schied, weil sein rastloser Geist instinctartig ihn einer andern Zukunft in die Arme trieb und stachelte. Es lag eine gewisse Zuversicht, ein erfreuendes Selbstvertrauen in seinem Gehen, das alle die ängstlichen Bedenklichkeiten, die theils philisterhafte Engherzigkeit, theils auch zarte Besorgniß liebevoller Herzen ihm entgegenhielt, überwand und, um sein Geschick zu erfüllen, wie mit Siegerschritten über sie hinwegging. Es war eine finstere Nacht, der Regen prasselte auf unsern Schirm, unter welchem ich Dingelstedt zur Post geleitete. Der Wagen kam, durch die schlechte Witterung aufgehalten, beinahe drei Stunden später als die Zeit zur Abfahrt bestimmt war. Dingelstedt war sehr traurig, der Gedanke an seine Zukunft brachte trübe Bilder in seine Seele, während wir zusammen in der kühlen Poststube auf den Wagen harrten, der Wein vermochte nicht die ängstliche Spannung zu vertreiben, da endlich klang das Posthorn so wehmüthig und verlassen durch die dunkle regnerische Nacht, daß wir erschrocken von unsern Sitzen auffuhren; der Würfel war geworfen, wir reichten uns die Hände; zwei verschlafene Gesichter mit stummem Murren nahmen den neuen Unbekannten in ihre Mitte und der Wagen rasselte weiter.

Nahe vier Jahre sind seit jenem Abende verflossen, und wenn hier und da von den Stationen seiner Wanderschaft ein Blatt zu uns herwehte, so folgten wir gern

seiner weitern Entwickelung mit freundlichem Blicke. Literarisch hat Dingelstedt seit jener Zeit außer den Berichten für die „Allgemeine Zeitung" wenig von sich hören lassen; die Sammlung der „Friedlichen Novellen" war zum größten Theil aus bereits bekannten Erzählungen zusammengesetzt und enthielt nur wenig Neues, was während seiner Wanderschaft entstanden war. Unter den vielfachen Anzeigen und Recensionen derselben war gewiß die von H. Koenig in d. Bl. nicht allein die richtigste und aufrichtigste, sondern gerade deswegen auch die schärfste, weil er den Freund zu gediegenen Productionen hinzuleiten sucht, die er in der Hast jenes Wanderlebens übereilte, weil er ihn an sein Talent erinnert, das ihn gewiß bei ruhigen tiefer durchdachten Kunstwerken nicht verlassen wird. Wir griffen deshalb um so begieriger nach der Sammlung der neuen Gedichte bei Cotta, als durch die Reisen und durch die wechselnde Lage der Verhältnisse Dingelstedt gewiß Anregung genug erhalten hat, sein Talent zu entwickeln, zu fördern.

Ich möchte Dingelstedt's Dichten mit dem Spiegel eines Sees vergleichen; rings hast du reizende Baumgruppen, leises, süßes Flüstern in den Wipfeln der Bäume, Blumen, die ihre Blütenkelche tief wie zum Kusse hinunter auf den klaren Spiegel neigen. Ein Blatt, das ein leichter Wind vom Baume schüttelt, bewegt die Flut, ihre Wellen kreisen und hallen in einem Gedichte zu dir herauf; der West, der die Blumen am Gestade schüttelt und sie auf die Flut drückt, bringt Schwingungen auf ihr hervor und du hast ein Gedicht; der Schwan, der seine Bahnen durch die Fluten zieht, regt die Wellen auf und sie klingen in einem Liede wieder; die Mücke, die im Strahle der Abendsonne über die Fläche hingaukelt und mit den leichten Füßen die Flut bewegt, schafft ein Gedicht; die Erde, die vom Ufer sich abbröckelt, der Frosch, der in lauen Sommerabenden hinunter springt, der Sturm, der die Wellen aufreizt, Alles sind Veranlassungen, daß die Dichterwelle schwingt, daß die Dichterquelle sprudelt. Dadurch entsteht freilich in der Production Dingelstedt's eine Leichtigkeit, aber oftmals auch eine Flüchtigkeit, die den Eindruck schwächt, weil die Anregungen nicht aus der Tiefe sondern nur von der bewegten Oberfläche kamen. Verstehe man übrigens diesen Vergleich nicht falsch und glaube etwa, daß die Lieder Dingelstedt's nur in äußern Anregungen und Anreizungen ihre Veranlassung fänden; der See hat auch seine Perlen, seine goldenen Fische, die in der Tiefe lagern; wenn so eine Perle sich losreißt von dem Grunde, so ein Fischchen aus der Tiefe herauf seine Schwingungen nach der Oberfläche fortsetzt, da haben wir Gedichte, die nicht sowol an Schönheit der Form als auch an innerm kernhaften Gehalte kühn den besten der neuern Lyrik zur Seite stehen können. Dingelstedt hat ein bewegliches reizbares Herz, aus dem seine Lieder strömen, diese Beweglichkeit und Reizbarkeit ist oft aber in solchem Grade gesteigert, daß seine Production an Unruhe und Überreiz leidet; seine den Eindrücken allezeit geöffnete Brust nimmt daher oft Stoffe auf, die sichtlich die Farben einer nur oberflächlich bewegten Empfindung widerspiegeln. Dingelstedt's Lyrik ist durch und durch individuell; die Eindrücke bringen oftmals nicht bis zum ideellen Ich hindurch, sondern bleiben in der reinen individuellen Anschauung des Dichters versunken, aus welcher sie dann zum Liede krystallisiren; frisch, lebendig sind jene Lieder freilich beinahe alle, weil die concrete Persönlichkeit des Dichters selbst eine solche ist, aber jene Durchsichtigkeit, jenes geistige den Stoff beherrschende und überwältigende Element geht dadurch auch oft verloren. Aufgabe der lyrischen Kunst ist und bleibt es immer, das Individuum abzuklären in einem Allgemeinen, in seinem Ideale; das Ideal ist und bleibt der große weite Hintergrund, der tiefe Schacht aus dem die Lieder hervortönen. Bei dieser individuellen Richtung Dingelstedt's kommt es daher auch oft vor, daß die Leidenschaft unmittelbar auf seine Production einwirkt und dieser zu persönlich gespannte Formen verleiht, während die Lyrik doch eigentlich nicht durch die Leidenschaft unmittelbar sich bewegen lassen darf, sondern von ihr nur indirecte Einwirkungen empfängt. Es kommt ferner daher ganz aus demselben Grunde, daß die Individualität Dingelstedt's den Stoff weit überragt und den Gedichten die persönliche Färbung zu stark aufträgt.

Ein charakteristischer Zug der Gedichte Dingelstedt's ist es, daß durch sie hin eine leise leichte Wehmuth weht, die bei den gelungenen uns wie Heimweh nach verlorener Liebe, nach verlorenem Vaterlande, wie ein fernes trübes Todtengeläute entgegen klingen, bei sehr vielen aber in eine zu große Weichlichkeit und verschwommene Sentimentalität sich verwischt haben. Gutzkow erwähnt in einer Recension der ältern Gedichte schon diesen Punkt, freilich lobend, wenn er sich ausdrückt: „Wer diesen Sänger der Liebe und Treue, diese jetzt selten gewordenen Ausnahmen eines Dichters (soll dies in Wahrheit oder in Dichtung für Dingelstedt gelten?), der noch mit frommer Hingebung schwärmt und sich in der rührendsten Sentimentalität badet, noch nicht kannte, hat jetzt — —"; der lyrische Dichter gibt uns freilich sein inneres abgeläuteteres Leben, und nun ist es freilich wahr, daß das Gemüth Dingelstedt's fortwährend in Unruhe und Unfrieden mit sich selbst ist, daß er rastlos und unermüdlich sich abquält und abhärmt; aber wenn wir in der Kunst eine solche Zerworfenheit mit sich selbst, eine solche Haltlosigkeit in sich selbst uns entgegentreten sehen, so fragen wir nach ihrer Ursache, nach dem Rechte ihrer Existenz. Verstimmung und Traum, deren Grund man nicht kennt, fühlt man nicht mit, der Eindruck geht für uns verloren, sie lassen sogar ein peinliches Gefühl in uns erstehen, wenn wir zuletzt als Urgrund aller dieser Klagelieder keinen andern zu entdecken vermögen als die flüchtige Laune, denn Launen sind ebenso wenig Poesie als Willkür Freiheit ist. Die zum Sprüchwort gewordene Zerrissenheit, die Europamüdigkeit hat, wenn sie nicht aus eitler Laune, aus Nachaffectirung des englischen Spleen oder aus innerer geistiger Ermattung her-

vorgeht, ihre poetische Rechtfertigung; wir fühlen den Schmerz selbst tief mit, der in dem Herzen eines Dichters oder Schriftstellers glüht, wenn er sieht, wie alle die Früchte, die er für sein Vaterland, für die politische Selbständigkeit und Freiheit seines Volks aufblühen gemacht, verwelken, oder als taube, faule Früchte zur Erde abfallen, wenn er vergeblich danach strebt, den Schutt der Vergangenheit, welcher das junge Herz der Gegenwart zusammenschnürt, hinwegzuräumen oder wenn er in poetischer Hast und Eile den Wagen heranfeuchen sieht, indeß er auf dem luftigen Schiffe der Gedanken weit, weit vorangeeilt ist. Einen solchen Schmerz vermögen wir zu verstehen, weil wir ihn selbst mit empfinden, weil die Stimmung Wahrheit, poetische Wahrheit ist, und weil wir Alle an demselben Joche ziehen. Jene fürstlich-Pückler'sche Europamüdigkeit, die aus Überreizung und Abspannung, aus dem seltenen Gelüste nach neuen gesuchten Genüssen hervorgeht, ist eine krankhafte, unpoetische, rein materielle und darum nun und nimmer Gegenstand der lyrischen Poesie. Persönlich werden wir auch mit Dingelstedt gern seine Empfindung theilen, mit ihm klagen, da er sein Leben in eigener Selbstzerfleischung sich zerreißt, sich vergällt; wir finden den Grund in physischem Bau, in der Entwickelung seines Körpers, in Verhältnissen, die wir nicht kennen, die freilich persönlich betrübend und zu beklagen sind, weil sie krankhafte Symptome an sich tragen, aber da sie auch nur in dieser individuellen Bestimmtheit vorkommen, so fehlt ihnen das allgemeine Interesse; er selbst führt in den Sonetten einen Grund seines Schmerzens an:

> Ich habe nie ein wirklich Glück gefunden,
> Wie oft es Feinde mir auch neiden mochten:
> In jedem Kranz, vom Schicksal mir geflochten
> Fühl' ich die Dornen nur, die mich verwunden.

Wahr mag eine solche Stimmung sein, aber sie ist ohne tiefere Bedeutung, ohne ideale Beziehung. Das ist überhaupt der Vorwurf, den man vorzugsweise Dingelstedt machen kann, daß er jede Stimmung, wie sie die wechselnde, schwellende Flut des Lebens in seinem Herzen erregt, zum Gedichte ausströmen läßt, ohne vorher ihre Abklärung, ihren Durchbruch zum Ideale zu erwarten. Die Form liegt immer so zur Seite, die Sprache ist bereit, seinen Empfindungen ein Kleid zu bereiten, darum mangelt seinen Productionen die nöthige Ruhe und Klarheit und sein schönes Talent zerreibt sich in momentanen Stimmungen, Verstimmungen, statt sich zu sammeln zu ideellen Werken der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine englische Stimme über Schlosser und Deutschland.

Bei Besprechung der von David Davison besorgten englischen Übersetzung von Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" äußert sich ein edinburger Journal folgendermaßen: „Schlosser sympathisirt mit dem Volke. Deshalb eignet er sich zum Historiographen des 18. Jahrhunderts. Das heißt, er eignet sich insoweit Wille und Kraft reichen. Denn es ist mehr als zweifelhaft, ob er seinem Gegenstande vollkommen gewachsen. Bisweilen können wir in ihm nur den Compilator sehen und das ganz besonders, wo er auf die Geschichte Großbritanniens und unsere Staatsmänner kommt. Mit dem Material mag er vertraut sein; mit dem darin wehenden Geiste ist er es nicht. Nun wahrhaftig, wir gehören nicht zu den Freunden der englischen Oligarchie. Wir hassen sie aus Herzensgrunde. Hätten wir aber ihre Geschichte zu schreiben, würden wir uns verpflichtet achten, gerecht gegen sie zu sein. Es gibt zwei Arten, über Menschen und über Ereignisse zu sprechen, eine philosophische und eine gemeine. Letztere hat Schlosser am besten zugesagt. Ihm gilt das englische Volk stets nur als John Bull, und jeder Staatsmann, von welcher Partei er sei, als der Inbegriff gröbster Selbstsucht. Das ist schon in Bezug auf die menschliche Natur ebenso unrichtig als thöricht. Selbstsucht liegt im Charakter jedes Menschen, wird aber bei Einem von bessern Eigenschaften so gemäßigt, bei Andern von der Leidenschaft so beherrscht, bei Dritten von der Liebe zum Ruhme so verflüchtigt, daß sie selten in ihrer rohen Urgestalt auftritt. Das hat Schlosser nicht gewußt oder übersehen, und das ist der Grund, warum er bei Darlegung der Handlungen unserer Staatsmänner eine Bande dickhäutiger, materiell gesinnter Schufte im Auge gehabt zu haben scheint, wie er deren vermuthlich in Deutschland kennen gelernt hat. Eine selbstsüchtige englische Aristokratie ist ein wesentlich unterschiedenes Geschöpf von dem sklavischen Speichellecker, der nebst seines Gleichen sich in der Kreisbahn eines deutschen Duodezhofes bewegt. In dem Engländer steckt eine Hoheit und eine Kraft der Intelligenz, von welcher der Deutsche keine Ahnung hat. Folglich auch Schlosser nicht. Und deshalb ist er stets auf falscher Fährte, wenn er einen unserer Staatsmänner schildern will. Just wie er auch im Dunkeln tappt, wenn er das Eigenthümliche unserer Constitution abschätzt. Im Allgemeinen fehlt den Engländern Sinn und Geschmack für politische Faxen, und es ist daher ebenso einfältig, den Proceß des Warren Hastings für eine solche zu bezeichnen, als für ausgemacht hinzustellen, daß unsere Herrschaft in Indien sich durch nichts auszeichne als durch Ungerechtigkeit und Despotismus. Wo Schlosser von der Geschichte anderer Völker handelt, fühlt er sich weniger versucht, die Wahrheit zu hinterziehen, denn es gibt keinen Staat auf Erden, der in Deutschland mehr beneidet wird als England. Daß wir in Politik, Philosophie, Literatur, Handel und Botmäßigkeit die ersten Preise davongetragen, ist selbst für die Unterthanen des winzigsten deutschen Hofs ein instinctmäßiger Grund, uns zu verabscheuen. Rußland, Polen oder Schweden behagt ihnen besser. Die Motive, aus welchen dort gehandelt wird, sind den Deutschen verständlicher, denn so lange sie selbst Sklaven bleiben, werden und können sie die Gefühle eines freien Volkes nicht verstehen, nicht würdigen." 23.

Bibliographie.

Ackermann, G. A., Systematische Zusammenstellung der im Königreich Sachsen bestehenden frommen und milden Stiftungen, wohlthätigen Anstalten und gemeinnützigen Vereine. 1stes Heft. Leipzig, Teubner. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Album zur Erinnerung an die Anwesenheit I. I. M. M. des Kaisers und der Kaiserin von Österreich in Triest im Herbste 1844. Mit 17 lithographirten Ansichten in Tondruck und erläuterndem Texte herausgegeben von *J. Papsch und Comp.* Triest, Favarger. 1845. Fol. Schwarz 8 Thlr. 27 Ngr., colorirt 17 Thlr. 24 Ngr.

Altgelt, H., Geschichte der Grafen und Herren von Moers. Düsseldorf, Bötticher. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Altmann, J., Lieder aus der Ferne. 1stes Bändchen: Episches. Berlin, Hayn. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.

Bauerkeller's Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde, zum Gebrauch beim methodischen Unterricht und Selbstudium, sowie für Freunde

der anschaulichen und vergleichenden Erdkunde überhaupt in 80 Karten nebst einem Abrisse der allgemeinen Erdkunde und der physischen Beschreibung der Erdoberfläche, statischen Übersichten und topographischen Registern. Bearbeitet von *L. Ewald*. Istes und 2tes Heft. 4 Karten und 2 Bogen Text in Fol. nebst 3 Bogen Text in 4. Darmstadt, Bauerkeller's Präganstalt. 25 Ngr.

Amtliche Berichte über die in neuerer Zeit in England erwachte Thätigkeit für die Vermehrung und Erweiterung der kirchlichen Anstalten, erstattet von D. v. Gerlach, H. F. Uhden, A. Sydow und A. Stüler. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verhüllte Bilder. Gesammelt im deutschen Dichterhaine von einem Freunde des Schönen. Glarus. 1845. Gr. 16. 15 Ngr.

Österreichischer Bürger-Kalender für das Jahr 1846. Ister Jahrgang. Wien, Pichler. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Byron, Erster Gesang des Childe Harold. Freie Übertragung in Reimen von C. D. Ansbach, Dollfuß. 1845. 12. 7½ Ngr.

Curtius, G., Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniss zur classischen Philologie dargestellt. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Dalberg, Maria Feodora Freifrau v., Aus der Zeit 1649 bis 1680. Historischer Roman. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Etlar, C., Des Lebens Conflicte. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Mayer. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Evangelisches. Aus Joh. Mich. Sailer's religiösen Schriften für evangelische Christen. Ausgewählt und herausgegeben von A. Gebauer. Stuttgart, Cast. 1845. Gr. 16. 20 Ngr.

Faucher, L., England in seinen socialen und commerciellen Institutionen. Aus dem Französischen von J. Seybt. Zwei Bände. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 4 Thlr.

Gerlach, D. v., Über den religiösen Zustand der anglicanischen Kirche in ihren verschiedenen Gliederungen im Jahre 1842. Amtlicher Bericht, Sr. Excellenz dem Hrn. Minister der geistlichen Angelegenheiten erstattet. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gotthelf, J., Der Geldstag, oder: Die Wirthschaft nach der neuen Mode. Solothurn, Jent und Gaßmann. 8. 1 Thlr.

Guericke, H. E. F., Handbuch der Kirchengeschichte. 6te vermehrte und verbesserte, zum Theil umgearbeitete Auflage (in drei Bänden). Ister Band: Ältere Kirchengeschichte. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. Preis des Isten und 2ten Bandes 3 Thlr. 12 Ngr.

Hackländer, F. W., Wachtstubenabenteuer. Stuttgart, Krabbe. 1845. 8. 10 Ngr.

Händen, E., Die Bühne oder die dramatische Kunst. Berlin, Schröder. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harfenton, E. R., Zuleika. Ein Seelengemälde in vier Schilderungen. Frei nach Byron's „Braut in Abydos" dargestellt. Stendal, Franzen und Grosse. 1845. 8. 22½ Ngr.

Hugo, V., Lyrische Gedichte. Deutsch von F. Freiligrath. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Judenthum in Österreich und die böhmischen Unruhen. Leipzig, Engelmann. 1845. Gr. 12. 20 Ngr.

Julius, N. H., Englands Mustergefängniss in Pentonville, in seiner Bauart, Einrichtung und Verwaltung; abgebildet und beschrieben. Aus den Berichten des Majors *Jebb* (Oberbauaufsehers der britischen Gefängnisse) und des Pentonville'schen Verwaltungsrathes. Berlin, Enslin. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Krummacher, F. A., Über die Krankenheilungen Jesu. Eine Vorlesung. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Söhnen Fr. Wilh. und Emil Wilh. Elberfeld, Hassel. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, F. W., Elias der Thisbiter. 3te Ausgabe in einem Bande. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Kirchliche Lehrstimmen. Ister Theil: Die Festzeit. 2te Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Zeitpredigten. I. Biblia. II. Wie dünkt euch um Christo? Elberfeld, Hassel. 1844. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Lauckhardt, C. F., Bibliothek für Schule und Haus. Istes Bändchen: Deutsche Sagen. Darmstadt, Jonghaus. 1845. 8. 10 Ngr.

Lutze, A., Die Allöopathen als Würge-Engel. Eine Warnung für Jedermann durch Thatsachen bewiesen. Sondershausen, Eupel. 1845. Gr. 16. 5 Ngr.

v. Minutoli, Militairische Erinnerungen aus des Verfassers Tagebuche. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schulze, A. M., Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha. Ister Band: Geographie des Herzogthums Gotha. Gotha, Gläser. 1845. 8. 25 Ngr.

Siefert, O., Akragas und sein Gebiet. Ein Beitrag zur Geographie und Geschichte Siciliens. Hamburg, Nestler und Melle. 1845. Gr. 4. 1 Thlr.

Sinclair, Catharine, Leonore und Mathilde, oder moderne Bildung. Frei nach dem Englischen von Louise Marezoll. Drei Bände. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Stöber, A., Gedichte. Miniaturausgabe. Hanover, Hahn. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Struve, G. v., Politische Briefe. Manheim, Bensheimer. Kl. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Norddeutsche Thalia. Taschenbuch für Freunde des Theaters auf das Jahr 1846. Herausgegeben von K. F. Ottmann. Danzig, Bertling. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Taparelli, A., Versuch eines auf Erfahrung begründeten Naturrechts. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Schöttl und C. Rinecker. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Über schweizerische Auswanderungen. Berichte der schweizerischen Consular-Agenten in Europa, Nord-Afrika und beiden Amerika, mit Anmerkungen der von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft niedergesetzten Auswanderungs-Commission. Glarus. 1845. Kl. 8. 12½ Ngr.

Uhland, L., Gedichte. Neueste Auflage. Miniaturausgabe. Stuttgart, Cotta. 1845. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Volger, W. F., Handbuch der Geographie. Ister Theil. 5te stark vermehrte Auflage. Hanover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Volkmar, L., Religions-Prozeß des Prediger Schulz zu Gielsdorf, genannt Zopfschulz, eines Lichtfreundes des 18. Jahrhunderts; actenmäßig dargestellt. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. IX. Die Haimonskinder. Frankfurt a. M., Brönner. 1845. 8. 10 Ngr.

Derselben No. X. Kaiser Friedrich Barbarossa. Frankfurt a. M., Brönner. 1845. 8. 2 Ngr.

Weill, A., Staatsentwürfe über Preußen und Deutschland. Darmstadt, Leske. 1845. Kl. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Whewell, W., Über die Grundsätze der englischen Universitätsbildung, nebst allgemeinen Bemerkungen über das Studium der Mathematik. Nach der 2ten Originalausgabe deutsch bearbeitet von L. H. Schnuse. Braunschweig, Meyer sen. 1845. 8. 22½ Ngr.

Wolff, P., Die Drusen und ihre Vorläufer. Leipzig, Vogel. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Zajotti, P., Die literarische Bildung der Jugend. Aus dem Italienischen, mit einem Lebensabriss und Auszügen aus des Verfassers früheren Schriften von *H. Stieglitz*. Triest, Favarger. 1845. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Wäre etwa gar diese melancholische Stimmung Dingelstedt's hervorgegangen aus gekränktem Selbstgefühle, aus Mangel an Erfolg? Wir glauben hier nur einfach auf die Entwickelung Dingelstedt's hinzuweisen, um das Gegentheil sofort zu erkennen. In wie wenig Jahren und mit welchen Leistungen erlangte Dingelstedt einen Namen, der ihn bald den frühern Schriftstellern zur Seite setzte? Wenn mitunter freilich der Erfolg namentlich in novellistischem Felde und in dem Versuch zum Drama, dem „Gespenst der Ehre", der nicht war, welchen der Verf. sich davon versprach, so wird er nun bei ruhigem Blute weniger die Schuld dem Publicum beilegen als vielmehr den Grund in der Production selbst suchen und sich wol damit trösten, daß andere Dichter und Schriftsteller bei größerm und gleichem Talente länger mit der Begründung ihres Namens zu ringen hatten. Wir hielten die Lage Dingelstedt's als Schulmeister zwar nicht für eine sehr erquickliche, wir verstanden seinen Schmerz, wenn er sich mit einem Schmetterlinge verglich, der vom Nadelschaft durchstochen unwillig im Insektenkasten zucke, wenn er am alten Strange vorwärts keuchte und seine Quarta für keinen Musentempel hielt; aber trotz alledem müssen wir auch jetzt anerkennen, daß die Stellung der modernen Schriftsteller eine andere als die der alten Griechen und des Mittelalters ist. Die Zeit ist ernster, strenger geworden, der moderne Staat ist nicht so vom Kunstprincip durchdrungen, daß er die andern Anfoderungen an seine Bürger vergäße; die Kunst ist für die nächste Gegenwart der Entwickelung des Staatlebens untergeordnet; für uns freilich wehe, daß wir Enkel sind, aber wenn wir diesen Übergang selbst als einen nothwendigen, vernünftigen begreifen, werden wir auch diesen Stand ruhiger und klarer zu behaupten und weiter fortzubilden verstehen. Vielleicht daß später, wenn die alten Formen vollständig zerbrochen sind, wenn das deutsche Volk auf dem Wege zur Freiheit und Selbständigkeit eine Nation wieder geworden ist, wenn die Aufklärung nicht blos nach der Höhe sondern auch nach der Breite und Tiefe des Volks hin ihre Strahlen gesandt hat, wenn über den getrennten Gauen und entfremdeten Stämmen das Bewußtsein eines starken Volksthums wieder erwacht, daß später dann auch die materielle äußere Stellung der Kunst eine andere, bessere, selbständigere wird, denn daß die Kunst selbst aufleben, neugestaltend zu neuern höhern Principien dadurch hingebracht wird, steht nicht in Zweifel zu ziehen. Dingelstedt drückt diese Gedanken und den Zweck unserer Sendung in seinem „Trost" überschriebenen Gedichte klar aus:

> Jedweder Zeit wird ihre eig'ne Sendung,
> Sie kann nicht d'rüber, kann nicht d'runter schreiten,
> Die uns're heißt nun einmal nicht Vollendung,
> Sie heißt: Zerstören, Kämpfen, Vorbereiten.
>
> — — — — — — — — — —
>
> Doch ein Glück, ein Stolz auch darin wieder,
> Das kleine, kurze Selbst zu überhüpfen
> Und, scheinbar abgeriss'ne Kettenglieder,
> Uns ahnend an den Weltgeist anzuknüpfen.

Die Liebeslieder, deren ein großer Theil die vorliegende Sammlung füllt, müssen schon um deswillen viel Interesse bieten, als gewiß kein neuer Schriftsteller im Leben selbst so viel Anregung und Bewegung dazu gefunden, als gewiß kein neuer Dichter so viel Studien im praktischen Leben dazu gemacht hat als gerade Franz Dingelstedt. Wir wollen mit dem Poeten nicht darüber rechten, daß er durch die Beweglichkeit seiner Empfindungen und Reizbarkeit seines Herzens, vielleicht auch durch den göttlichen Leichtsinn der Jugend sich zu Schritten verleiten ließ, die für das Leben Anderer eben nicht sehr ersprießlich waren, daß er Liebe erwecken und anregen für die einzige Bestimmung des Lebens ansah, und daß seine Eitelkeit ihn zu ungerechten Schritten verleitete, oder daß er selbst in Täuschung befangen auch Andere täuschte. Seine Lieder haben dadurch an Mannichfaltigkeit, Bewegtheit, Lebendigkeit gewonnen; was der Dichter persönlich dabei gewonnen, wollen wir freilich nicht bestimmen. Seine Liebeslieder athmen alle eine Frische, tragen alle eine so lebendige Farbe, daß man oft gern auf den schönen fließenden Wellen der Formen und Verse über Untiefen der Empfindung und Sandbänke der Gesinnung sich hinwegtragen läßt. Seine ersten Lieder dieser Gattung, wenn wir sie mit den spätern vergleichen, stehen diesen zwar an Mannichfaltigkeit nach, aber dennoch müssen wir ihnen unbedingt den Vor-

zug geben. Sie übertreffen diese nicht nur an Reinheit und Zartheit der Empfindung, sondern auch an Schönheit der Formen und des Gedankens; kein Bild das dich verletzte, kein Gefühl das verstimmte, es weht über denselben und durch dieselben ein reiner keuscher Hauch, und aus denselben blickt uns ein seelenvolles Auge an, das, auch wenn es in Thränen schwimmt, immer noch schön und anziehend ist. Es sind reine unbefleckte Opfer auf den Altar der Liebe. Statt der vielen Beispiele, die wir hierher setzen könnten, wollen wir blos an das eine erinnern:

Von den Sternen will ich lernen,
Die am Winterhimmel steh'n,
Die im Nahen und im Fernen
Friedlich umeinander geh'n;
Wie sie kommen, wie sie kreisen,
Nie getrennt und nie vereint,
Wie so ganz in ew'gen Gleisen
All ihr Sein befangen scheint.

Daß ich so dich lieben lernte
Friedlich nah und friedlich fern,
Du Geliebte, du Entfernte
Meines Lebens schöner Stern!
Jeder Sinn nach dir gerichtet,
Jeder Blick in dich versenkt,
Alles Herz von dir gelichtet,
Aller Lauf durch dich gelenkt.

Mit den schönen „Scheidewegen", die man dem berühmten „Fare thee well" Byron's, woraus auch der Dichter sein Motto gewählt hat, kühn zur Seite setzen kann, scheint auf der Wanderschaft eine eigene Zeit für den Poeten angebrochen zu sein. Selbstbewußt scheint er ein neues Element seinen Liedern beigesellt zu haben, das Element der sinnlichen Leidenschaft; aber damit ist auch alle Reinheit, aller Duft der alten Lieder verwischt und zerstreut; es sind nicht mehr die blauen Düfte des Morgens, die über der frischen Landschaft schweben, es sind die Kohlendämpfe und Staubwolken, die über den Häusern und Palästen einer großen verderbten Stadt emporwirbeln. Die Sinnlichkeit frisch, ungestüm wie sie in Heinse's „Ardinghello" uns entgegentritt, die Sinnlichkeit, die mit griechischem Auge den Körper seiner Schönheit wegen liebt und ihn genießt, also nur noch ein ideelles Allgemeines zu Seiten hat, besitzt namentlich einer pietistisch-gleißnerischen Muckerei gegenüber ihre poetische Berechtigung, aber auch sie muß in den Schranken bleiben: denn in der Kunst soll nie der Leib, die Form den Geist, sein Wesen überwältigen und erdrücken. Aber nehmen wir den Cyklus von Gedichten, welchen Dingelstedt „Roman" überschrieben hat und den er ein Rosenblatt mit Duft und Farbe nennt, so werden wir ganz andere Beziehungen finden. Auf einem englischen Rout liegt ein müder Mann, der Dichter, in einer Nische, es drängt sich ein braunes Weib aus den Colonien zu ihm, an ihn,

War sie das Vöglein oder ich,
Sie oder ich die Klapperschlange.

Sie tanzen, das Weib bebt in der Hand des Dichters wie eine Taube unter dem Vampyr; ihr Mann, ein Schatten, heißt sie gebieterisch mit nach Hause gehen. Beide, der Dichter und die braune Frau waren ohne Kraft und Freude und weil zum Streben zu träge, so klammern sich Beide zum Zeitvertreibe aneinander an und

Als ich allein mit ihr nach Hause fuhr ...
Ein Schleier über jene Frühlingsnacht.

So treibt sich das Verhältniß weiter, da taucht in dem fünften Liede, das beiläufig gesagt recht schön ist, die Erinnerung an die erste Liebe in dem Poeten auf, der oftmals in dem Wagen ihrer harrt, bis endlich:

Den Tritt herab! Mit einem Satze
Mir an den Hals die Tigerkatze!
Den Mantel fort! Mit süßem Zwange,
Mir um den Leib die Königsschlange.

Nun glaubt auch der Poet das Räthsel der Liebe gefunden zu haben:

Nimm das Ding nicht höher und nicht tiefer
Als es werth ist. Ja doch, brich die Blume,
Aber klebe nicht wie ein Ungeziefer
In des Kelchs gesprengtem Heiligthume!

Wir wollen diesen Roman nicht weiter verfolgen, wir leisten gern Verzicht, den Poeten „früh Morgens zu sehen, wenn er mit wankendem Knie aus dem Hinterpförtchen von seiner Bayadere flieht", und werfen gern einen Schleier über solche Wirklichkeit; aber solche befleckte Phantasie, die als Lyrik sich uns aufdringen will, kann nicht befriedigen, nicht erquicken, berauschen nur wie der schädliche Dunst einer Kohlenpfanne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belgien seit seiner Revolution. Von Ignaz Kuranda. Leipzig, Herbig. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist gewiß ein merkwürdiges Ereigniß zu nennen, daß ein östreichischer Schriftsteller aus freiem Antrieb von Wien auf den altöstreichischen belgischen Boden eilte und den schönen Gedanken faßte und in Vollzug setzte, Belgien, dieses in Folge der traurigsten Ereignisse und unglücklichsten politischen Fehler von Deutschland getrennte Land, durch literarischen Verkehr mit dem alten Mutterreiche in geistige Verbindung zu bringen. Ignaz Kuranda that dies im J. 1841 durch „Die Grenzboten", welche von Brüssel aus ihre hoffnungsreiche Bahn nach Deutschland einschlugen und von dem deutschen Volke mit brüderlicher Herzlichkeit begrüßt wurden. Leider theilte die Politik nicht diese Gesinnung des deutschen Volks und behandelte die belgischen Grenzboten als misliebig gesehene Ausländer. Kuranda sagt hierüber am Schlusse seines gehaltvollen Buchs Folgendes: „Vermittelungsversuche zwischen Belgien und Deutschland stiegen wol schon in mancher deutschen Brust auf, wenn sie die freie Luft dieser gesegneten Maas- und Scheldelande eine Zeit lang einhauchte. Auch der Verfasser dieses Buchs träumte einst einen solchen Traum. Mit Begeisterung füllte ihn der Gedanke, wie viele schöne und gewichtige Resultate ein Journal zu Tage fördern könnte, das zwischen Deutschland und Belgien das Geschäft eines Dolmetschers, eines Botschaftsträgers gegenseitiger Ideen übernähme. Dieser Gedanke fand in Belgien vielfache Theilnahme, mehre Freunde schlossen sich an und so trat zu Brüssel im J. 1841 die literarisch-politische Wochenschrift «Die Grenzboten» ins Leben. Trotz der Schwierigkeiten, mit welchen ein deutsches Blatt auf ausländischem Boden zu kämpfen hat (sogar an einer deutschen Buchdruckerei gebrach es und es mußten eigens

deutsche Lettern aus Frankfurt, deutsche Setzer aus Aachen und Köln verschrieben werden), hatten «Die Grenzboten» sich dennoch bereits nach den ersten sechs Monaten so durchgearbeitet und so viel Anklang gefunden, daß ihr Bestehen gesichert war, da machte Preußen plötzlich mit verdoppelter Strenge von dem Bundesgesetze gegen ausländische Blätter Gebrauch. Der Postdebit der «Grenzboten» wurde auf das schärfste verboten. Der Weg nach Deutschland ward ihnen abgeschnitten und sie mußten buchstäblich über die Grenze gehen und in Leipzig ein Asyl suchen, wo sie, losgerissen von ihrem ursprünglichen Boden und Wirkungskreis, allmälig das belgische Element aufgeben mußten. Aber, ein schlechter Mann, der eine Idee, die er für gut und fruchtbar erkannt, bei dem ersten Hinderniß fahren läßt. Was in der Form einer periodischen Schrift ihm vereitelt wurde, hat der Verf. diesmal in der Form eines Buchs versucht."

Dieses Buch nun trägt durch Fülle und Mannichfaltigkeit des Stoffs, durch Klarheit der Auffassung und Leichtigkeit der Darstellung im vollsten lobenswerthen Sinn den journalistischen Charakter an sich; wie denn überhaupt das öffentliche Urtheil längst entschieden hat, daß Kuranda einer der gewandtesten und glücklichsten Journalisten ist die Deutschland bisher besessen. Daß er die belgischen Zustände als Einer schildert, der lange Zeit die freie Luft der gesegneten Maas- und Scheldelande geathmet, und daher häufig für Belgien eine größere Begeisterung an den Tag legt als für Deutschland, kann man ihm eben der besondern Verhältnisse wegen nicht sehr übelnehmen. Dessenungeachtet läßt Kuranda der Würde des deutschen Elements in Belgien völliges Recht widerfahren. Ein besonderes Interesse gewinnt das Buch durch die vielen Beziehungen zu Östreich. Bei den Rückblicken auf die Zeit der östreichischen Herrschaft in Belgien äußert die Vorliebe des Verf. für Belgien einen etwas zu starken Einfluß, welcher der Beurtheilung des Verhaltens und Verfahrens der Belgier gegen Joseph II. die durchgreifende Bestimmtheit und gerechte Strenge nimmt. Auch hätten die kirchlichen und religiösen Verhältnisse Belgiens, die den Genuß der freien belgischen Luft gar sehr verbittern, entschiedener getadelt werden müssen. Allein Kuranda war bei Verfassung seines Buchs noch ganz dem ursprünglichen Gedanken der „Grenzboten" getreu und vermied es daher, eine der verderblichsten Differenzen zwischen Belgien und Deutschland aufzudecken.

Vor dem Erscheinen dieses Buchs war bereits jene materielle Verbindung Belgiens und Deutschlands ins Leben getreten, welcher geistig den ersten Weg gebahnt zu haben ebenfalls ein Verdienst der „Grenzboten" ist. Da nun in Folge jenes glücklichen Ereignisses Belgien viel häufiger von Deutschen besucht wird, so hat Kuranda's Werk auch als Reisehandbuch einen entschiedenen Werth, indem es mit wahrhaft bewundernswerther Vielseitigkeit das schöne Belgien mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, Kunstschätzen, Erinnerungen und Lebensgenüssen schildert. 81.

Die Beamtenherrschaft in Rußland und Frankreich.

Der Verf. des in französischer Sprache erschienenen Werks „Voyage autour de la Chambre des députés. Par un Slave", stellt als Warnungstafel für Diejenigen, welche, um den in Frankreich sich allenthalben kundgebenden ungestümen Andrang zu Staatsämtern zu hemmen, zu Mitteln rathen, die den Aufschwung und den edeln Ehrgeiz der Geister hemmen müssen, folgenden Vergleich der russischen Beamtenhierarchie mit den Bewegungen des öffentlichen Lebens in Frankreich auf, eine Warnung, die man sich auch an manchen Orten diesseit des Rheins, die noch nicht russisch sind, gesagt sein lassen könnte. „Nirgend", bemerkt dieser Slawe, „wird das Anciennetätsprincip in der Beamtenwelt strenger aufrecht erhalten" als in Rußland. Der Staat ist in 14 Classen getheilt; jeder nicht leibeigene Unterthan muß seine Laufbahn durch verschiedene Stufen dieser Hierarchie machen; und dies in dem Volksgeist eingewurzelte, vom Souverain gezwungene aufrecht erhaltene System ist die einzige Bürgschaft, welche das Land gegen den Despotismus besitzt.*) Ich erinnere mich, daß bei der Krönung des Kaisers Nikolaus zu Warschau dieser Monarch dem Großfürsten Konstantin, seinem Bruder, welcher zu seinem Gunsten dem Throne entsagt, sich verbindlich erzeigen wollte und dessen Sohn zum Capitain zu befördern wünschte. Der Letztere war jedoch in seinem Rang der sechste der Anciennetät nach und der Kaiser sah sich deshalb und um die andern fünf nicht zu verletzen, gezwungen, alle sechs zu Capitainen zu ernennen. Wäre dies nicht geschehen, so würden alle ihren Abschied genommen haben. Um irgend eine Gunst zu erweisen ist der Kaiser genöthigt, zu Kunstgriffen und verschlagenen Auskunftsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, indem er beständig die Rangstufen der bevorrechteten Körperschaften vermehrt und Auszeichnungen schafft, die keinen innern Zweck haben als der Begehrlichkeit dieser Beamten genugzuthun, deren wachsende Anzahl mit ihrem Recht der Anciennetät seine Gewalt in die engsten Grenzen bannt. Darum kann, so seltsam es klingen mag, der Autokrat in dem Personal seiner Armee, des großen Gegenstandes seiner Sorgfalt und seines Ehrgeizes, nicht dergleichen Veränderungen vornehmen wie sie in Frankreich durch jeden Kriegsminister, den verantwortlichen Diener einer constitutionnellen Regierung, bewirkt werden. Marschall Soult führt in einem Jahre mehr Reformen ein, gibt mehr Befehlshaberstellen weg, nimmt mehr Beförderungen vor, und theilt mehr Belohnungen aus als Nikolaus in zehn. Einen General oder Obersten in Rußland seiner Stelle entsetzen ist dort ein Ereigniß, welches die öffentliche Meinung weit tiefer aufregt als in Frankreich eine Auflösung der Kammern. Deshalb sind auch dergleichen Vorfälle äußerst selten. Aus diesen Gründen würde denn auch ein russischer Souverain, der Reformen vornehmen wollte, in der Classe der Beamten — welche ein Volk im Volke bildet — die unbesiegbaren Hindernisse seiner Entwürfe finden. Kaiser Alexander, welcher seinem Lande freisinnigere und mehr im Einklang mit denen anderer Staaten Europas stehende Einrichtungen schenken wollte, begegnete aus dieser Ursache einem Widerstand, der ihn auf seine sittigenden Absichten zu verzichten zwang. Wie oft haben wir im Gegentheil in Frankreich gesehen, daß Männer plötzlich aus der Menge emportauchen und mit einem gewaltigen Anlauf zu den höchsten von einem Bürger erreichbaren Ehrenstellen sich emporschwingen! Es darf Jemandem nur gelingen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sei es durch die Veröffentlichung eines Buchs, oder die Aufstellung eines Grundsatzes, oder einer Theorie, oder irgend einer Idee, geeignet von der öffentlichen Meinung günstig aufgenommen zu werden — und alle Pforten des Staats öffnen sich auf einmal vor ihm. Überall sieht er sich aufgenommen, überall seiner Rede Gehör geschenkt. Durch seinen Verstand allein, durch sein eigenes Verdienst wird er ein Mitglied jener allgewaltigen Aristokratie des Geistes, welches die einzige ist die in diesem Lande als gesetzlich anerkannt oder geachtet wird. Man kennt jene Oligarchen nur zu wohl: erhabene Geister, berühmte Schriftsteller, bewunderte Redner, Freunde oder Feinde der regierenden Gewalt, denen endlich die Regierung die besten Plätze anbietet, schon zufrieden, wenn sie dieselben anzunehmen sich herablassen, auch wenn sie in ihrer Opposition verharren. Und wäre es in der That vernünftig, daß ein Cuvier, ein Royer-Collard, ein Arago, nachdem sie durch ihre Arbeiten ihrem Lande Ehre gemacht, sich Examen unterwerfen und die Stufenleiter der verschiedenen

*) Über die Mittel, deren sich dann und wann jene „Bürgschaft" zu bedienen gezwungen sieht, gibt der bekannte Ausspruch eines russischen Großen gegen den Grafen Münster Aufschluß, den Hormayr in seinen „Lebensbildern" erzählt. „La Russie", meinte der Sarmat, „c'est une autocratie temperée par l'assassinat."

Ämter durchlaufen sollten, um endlich in den Staatsrath zu gelangen? Jene Aristokratie der Einsicht ist das Palladium der Freiheiten und der Gesittung dieses Landes. Sie bildet weder eine absonderliche Classe noch eine Ständekaste im Staat, hat weder erbliche noch übertragbare Rechte noch andere Vorrechte — und kann im schlimmsten Falle nur durch irgend welche lächerliche Ansprüche oder Begehren für den Augenblick gefährlich werden. Ihre Mitglieder sind die Günstlinge der öffentlichen Meinung, für ihre Zeit; provisorische kleine Khalifen, deren Herrschaft mit dem Geschmack und den Launen des Publicums wechselt, die sich gezwungen sehen, unablässig dahin zu trachten, sich auf der Höhe zu erhalten, zu der sie gelangt sind, und die nicht selten ihren Ruf überleben und traurige Beispiele der Unbeständigkeit menschlicher Dinge gewähren. Gebt also dieser thatendurstigen Aristokratie Raum! Klagt so laut ihr wollt die Raubsucht Einiger, die Nichtswürdigkeit, die Betrügerei und die Charlatanerie Anderer an; ermahnt das Land, streng über Alle zu wachen; aber nimmer raubt der Macht des Geistes die Aussicht, beständig in den Rang eurer öffentlichen Beamten sich eindrängen zu können. Sollte je die Verwaltung Frankreichs in symmetrische Rahmen eingezwängt werden, die eine vorgeschriebene Dosis von Kenntniß und Erfahrung verlangten, sollte je Zeit und Alter hinlänglich erachtet werden, um zu seinen Ehrenstellen zu führen, dann würde der Geist des Landes den Gebrauch seiner Schwingen verlieren, die ihn oft weit über seine Grenzen hinaustragen und die weder menschliche Voraussicht noch Berechnung ihm verleihen kann." 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Dramen, welche sich nicht zur Aufführung eignen.

Die erhabenen Gestalten, welche in der Reformation auf der Bühne der deutschen Geschichte auftreten, sind von französischen Dichtern schon häufig zum Gegenstande dramatischer Behandlung gemacht. Ein neuer Versuch dieser Art wird uns in folgendem Drama „La réforme en Allemagne", von August Robert, geboten, welches schon seines unangemessenen Umfangs wegen — es enthält mehr als 300 Seiten — schwerlich zur Aufführung geeignet und selbst nicht einmal darauf berechnet zu sein scheint. Außerdem würde der Darstellung auf den Bretern auch noch die allzu große Zahl der Nebenpersonen entgegentreten. Der Dichter hat gern eine recht ins Einzelne gehende Charakteristik der damaligen Zeit entwerfen wollen; dieses Streben ist im Allgemeinen wol anzuerkennen, aber er geht darin zu weit. Um der Localfarbe willen gefällt er sich in einer Ausmalung des Details, welche nothwendig hemmend wirken muß und die der ganzen Darstellung einen ungemein schleppenden Gang gibt. Außerdem ist das Gemälde, welches er vor unsern Blicken aufrollen will, zu weit, zu umfassend, als daß es einer abgerundeten freien künstlerischen Gestaltung entgegen käme. So wollen schon die Wiedertäufer in den eigentlichen Rahmen nicht recht passen, und es hätte einer besondern Geschicklichkeit bedurft, um die Figuren, welche in den hierauf bezüglichen Partien auftreten, uns nicht als ungehörige Beipersonen erscheinen zu lassen. Ebenso wenig geeignet, von der Bühne herab auf die Menge zu wirken, scheint uns auch folgendes Drama, welches den sonderbaren Titel führt: „Catilina romantique", von E. Guichard. Wir glaubten, als wir zuerst den Titel lasen, wir würden es hier mit einem satirischen Zeitbilde zu thun haben. Diese Vorstellung drängte sich uns in Erinnerung an den „Romantischen Ödipus" von Platen auf. Aber ein näheres Eingehen zeigte, daß wir uns in dieser Voraussetzung getäuscht hatten. Der romantische Catilina gibt uns ein Stück, in dem einige moderne Ideen im alten Gewande auftreten, und wo römischen Figuren Tendenzen der Gegenwart untergelegt werden. Wie die ganze Sache eigentlich zusammenhängt, ließe sich schwer sagen; ebenso wenig als der Grund, weshalb der Dichter seine Ideen, welche etwa eines christlichen Hamlet würdig wären, gerade in dieser Form verkörpert hat. Vielleicht ist uns bei einer flüchtigen Lecture der tiefere Sinn, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, entgangen; aber so wie es uns vorkommt, ist diese Dichtung in ihrer planlosen Anlage eine poetische Misgeburt der Zeit. Damit wollen wir das Talent, das sich hier und da in einzelnen Blitzen Luft macht, keineswegs zu gering anschlagen, wenn wir auch der Dichtung selbst keinen hohen Gehalt beilegen können. Es scheint uns ein sonderbares Zusammentreffen, daß sich hier zwei Dramen begegnen, welche offenbar auf die Lecture und nicht zur Aufführung angelegt sind. In Frankreich sind derartige Erscheinungen bis jetzt seltene Ausnahmen geblieben, während in Deutschland viele dramatische Dichter den gerechten Vorwurf, ihre Stücke eigneten sich nicht zur Aufführung, sich zum Ruhme angerechnet haben. Dies ist eine seltsame Verkennung der eigentlichen Bedeutung der dramatischen Form, die ihre Berechtigung eben nur in der Aufführung findet. Ein Genre wie das der dramatischen Stücke von Grabbe, die zum Theil recht absichtlich die Foderungen der Bühnenwirkung verletzen und somit den unwandelbaren Grundgesetzen des Dramas selbst Hohn sprechen, ist lange Zeit in Frankreich eine Unmöglichkeit gewesen; sollte es etwa jetzt bei der größern Verbreitung der deutschen Poesie in Frankreich auch in der französischen Literatur eingebürgert werden? Wir nehmen Anstand, von diesen beiden Erscheinungen einen Schluß zu ziehen. Der Sinn der Franzosen ist zu sehr auf das Positive gerichtet, ihr Talent und ihre Neigung für die faßliche, abgerundete Darstellung ist zu hervorstechend, als daß sie an jenen nebelhaften Gestalten, wie sie in unsern dramatischen Werken, welche „nicht zur Aufführung bestimmt" sind, umherspuken; auf die Dauer Behagen empfinden könnten.

Jacquemont's Reisen in Indien.

Die Briefe Jacquemont's aus Indien sind die anmuthigsten Genrebilder und wirkliche Musterstücke ihrer Art. Der zu früh verstorbene Reisende schildert hier seine persönlichen Erlebnisse mit einem Reiz und einer Feinheit der Zeichnung, daß man seine Freude daran hat. Vielleicht werden grämliche Gelehrte, welche sich nicht durch den Zauber der Darstellung bestechen lassen, wirklich positive Angaben, naturhistorische Notizen und dergleichen Thatsachen vermissen und den Verf. der Oberflächlichkeit zeihen; aber es waren dies ja auch nur vertraute Mittheilungen an seine Freunde, welche nach seinem Tode gesammelt und zu seinem Andenken von Freundeshand herausgegeben sind. So ist es natürlich, daß er nur Das schildert, was in den Kreis seiner täglichen Erlebnisse fällt, und die eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchungen seinen spätern Werken überläßt. Diese Zusammenstellung seiner Forschungen nun, die er, wenn er ins geliebte Vaterland zurückgekehrt sein würde — und er starb ja auch nur wenige Wochen bevor sich dieser Wunsch verwirklichen konnte! —, veranstalten wollte, liegt nun der Öffentlichkeit als abgeschlossenes Ganzes vor. Die französische Regierung, welche ihm schon die Mittel für seine ausgedehnte Reise gewährte, hat auch die nöthigen Maßregeln getroffen, daß auch die Reisebeobachtungen und Aufzeichnungen wissenschaftlichen Inhalts, welche sich im Nachlasse des Verstorbenen befanden, der gelehrten Welt nicht verloren sein sollten. Sechs starke Bände mit 300 Kupfertafeln liegen vor uns. Dieses Werk: „Voyage dans l'Inde par *Victor Jacquemont*, publié par ordre du gouvernement français sous les auspices de M. Guizot", bildet einen Schatz für die gelehrten Kleinhändler, welche sich schon beeilen werden, die massenhaften Goldbarren, welche darin aufgespeichert sind, in kleinen Münzen zu verausgaben. Dabei ist aber anzuerkennen, daß die Herausgeber — es sind mehre Professoren des Jardin des plantes — den richtigen Takt gehabt haben, den Reiz der Unmittelbarkeit, welcher Allem was aus Jacquemont's Feder floß anhaftete, nicht zu verwischen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 15. — 15. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Man könnte freilich zur Vertheidigung dieses Romans, wie es auch bereits geschehen ist*), einwenden, es sei eine längst abgethane Sache, an das Leben und seine Erscheinungen den Maßstab einer abstracten Moral zu legen, ebenso wie es unstatthaft sei, die Erzeugnisse der Poesie und Literatur nach ererbten Regeln einer bestimmten Ästhetik zu beurtheilen. Wir geben in einem gewissen Sinne diese Behauptung zu, denn Moral und Aesthetik in ihrem Erscheinen sind wiederum selbst nur abhängig und bedingt durch die Zeit, in welcher sie sich herausbilden; sie stehen ebenso wie jede andere Blüte der geschichtlichen Entwickelung unter dem relativen Coefficienten der einzelnen Zeitalter, angepaßt ihrem Charakter und ihrer individuellen Sendung. Von diesem Standpunkte aus würden also beide Gegenstände, Moral und Ästhetik, in Einzelheiten sich zersplittern, in individuelle Erscheinungen auseinanderfallen, wenn nicht durch sie hin ebenso wie durch die ganze Geschichte der Menschheit ein unabänderliches in und durch sich bedingtes Gesetz sich zöge; die einzelnen Erscheinungen gewinnen dadurch einen gemeinsamen Boden und auf solchem Halt und wahren Werth; sie sind als solche ebenso berechtigt wie die verschiedenen Systeme der Philosophie, denn sie sind die jedesmal möglichen oder vielmehr nothwendigen Glieder eines gemeinsamen Ganzen; sie sind Keime, Blätter und Blüten eines und desselben Stammes. So wird also doch fortwährend und für alle Zeiten ein Gesetz für Sitte und Schönheit gelten, das alle die vereinzelten Erscheinungen je nach ihrer Stufe stärker oder geringer durchdringt und das um so wahrer und richtiger sein wird, als es der Stufe des reinmenschlichen, d. h. des vernünftigen Menschengeistes sich nähert. Verläßt es diesen allgemeinen Boden, so ist dasselbe der ganz individuellen Bestimmung anheimgefallen, die Einzelheit erhebt ihre Ansichten zu einem Allgemeinen, sie tritt so in Gegensatz mit jenem; das Gebiet des freien Vernünftigen ist verlassen, die Willkür tritt an die Stelle der Freiheit, das Vergängliche maßt sich die Rechte des Ewigen an. Ob nun die Personen und Situationen des Dingelstedt'schen Romans just ein „freies Menschenleben" beurkunden, wie die Recension der „Vierteljahrschrift" dies annimmt, und ob sie ein schönes Menschenleben darstellen, möchten wir in Frage ziehen. Frei ist solches Leben freilich insofern, als es die bestehenden Schranken der Sitte überspringt; wenn nun diese Sitte oder das Gesetz dieser Sitte gegen das allgemein Menschliche gehalten ein nichtiges ist, so wäre das Überschreiten derselben der Act einer freien, menschlichen Handlung gegen unnatürlichen Zwang und als solches eine freie schöne Handlung. Nun hat aber das Gattungsleben seine vernünftige Form nur in der Ehe, die Ehe ist das Gesetz der Liebe, wer das Gesetz bricht, handelt nicht frei, sondern willkürlich, darum kann die Handlung dieses Romans kein wahres freies Leben beurkunden. Oder wenn das Überspringen dieser Sitte der Ausfluß wäre einer starken, Alles niederreißenden Leidenschaft, so könnte man sie eine poetische Handlung nennen; aber frei wäre sie darum doch nicht, denn die Leidenschaft schlägt die Freiheit in den Bann, in der Leidenschaft setzt das Individuum sich und seinen Inhalt an die Stelle der Allgemeinheit. Aber bei dem vorliegenden Roman auch das nicht einmal, die Leidenschaft hat die Personen nicht zusammengeführt, träg waren beide, nur zum Zeitvertreib klammern sie sich aneinander, sie lieben sich wie Kinder ihr Spielzeug, und solche kindische Liebe ist keine Leidenschaft, keine Poesie!

Das „Prostitution" überschriebene Gedicht mit dem Motto: „Qui sine peccato est vestrum, primus in illam lapidem mittat!" würden wir übergehen, wenn nicht noch andere Beziehungen dabei zu Tage kämen. Selbst der Genius der Sprache hat sich von diesem Gedichte abgewendet, um sich nicht durch solchen unreinen, unkeuschen, unpoetischen Inhalt beflecken zu lassen. Welche Verse, womit das Gedicht anhebt! meint man nicht den Qualm einer Schenke zu athmen, wenn man hört:

> Sollst leben, thu' Bescheid! Nicht einen Tropfen mehr!
> Ei was, du darfst nicht fort, da kommen Würfel her
> Und Grog und Porter und Cigarren.
> Du halt ihn doch! Laßt mich! Nur eine Pinte Ale!
> Nein! — Geh' zum Teufel denn! Pfui über das Kameel!
> Schmeißt ihn zum Tempel 'naus, den Narren!

Der Narr geht, eine liederliche Dirne tritt ihn an, er

*) Wigand's „Vierteljahrschrift", 1845, Bd. 4.

schleudert sie aufs Pflaster, da plötzlich kommt ihm die Reue, er kehrt um zu ihr, nimmt sie mit sich, die mit dem „erdfahlen Gesichte, den harten alten Zügen, dem erstarrten Auge“, und „in ihrem Kämmerlein schwelgten und schliesen sie, ein Elend in das andere kam“. Wir würden nicht in dieses Kämmerlein geblickt haben, von welchem weinend verhüllten Antlitzes die Poesie und Keuschheit sich hinwegwandten, wenn nicht für uns noch ein anderer Anhaltspunkt sich böte, der dem Dichter selbst uns näher oder wenn man will, ferner brächte. Der Mann aus der Schenke, für den der Dichter einstehen muß, ruft aus:

O unglückselig Weib! Sie bietet zum Genuß
Feil den entweihten Leib, ihr Lächeln, ihren Kuß
Verkauft sie an den Ersten Besten.
Ich — — buhle mit dem Geist! o unglücksel'ger Mann!
Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an,
Von seinem Abhub mich zu mästen.

Welche Anschauungen und Bilder! Ein Dichter, der sein Volk als Pöbel ansieht, der für den Pöbel dichtet, der sich von ihm mästen läßt! o nehmet Steine, tragt sie herbei und verschließt wie die Mutter des Pausanias den Tempel, weil euer Sohn zum Satrapen an der heiligen Achtung vor seinem Volke geworden ist!!! Wenn in solchen Productionen Fortschritt und Kampf eines deutschen Dichterlebens sich ausspricht, dann wollen wir in der That den Fortschritt beklagen, der uns einen talentvollen Dichter geraubt hat. Es ist dies Gedicht nicht in augenblicklicher Hast, in momentanem Unmuthe unwiderruflich hinausgeschleudert, es steht in einer, wie die Anzeige Cotta's sich ausdrückt, „vollständigen kritisch geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung“, also mit Überlegung und Plan dahin gestellt und also aller Zurechnung fähig, aller Veranwortung fällig!

Hieran wollen wir noch die Betrachtung über ein Gedicht, das der „Heimat“ angehört und unter den „Dämmerstunden“ steht, anreihen. Schon Prutz hat in einem Gedichte seiner Sammlung bei Otto Wigand auf den Inhalt dieses Liedes Rücksicht genommen, wenn er sang:

Euch hat die Muse jammert ihr gelogen,
Ein Nessushemd ist euch die Poesie —
Ein Schleier mir, den in dem Drang der Wogen
Mir Leukotheens Götterhand verlieh.

Dingelstedt verwünscht die schwarze Stunde, wo ihm das erste Lied im Herzen aufgekeimt ist, er nennt jene Stimmung einen giftigen Rausch, der zum Spotte der Welt, zur Dornenkrone führe, die Poesie ist ihm ein Nessushemd, das durch Schweiß und Blut fest an dem gehetzten Leibe klebt. Wir wollen gern zugeben, daß die Kunst wie jede geistige Entwickelung die Seele beengt und drängt, so lange sie in ihrem Werden begriffen ist, aber dieser Drang, diese Unruhe selbst ist wieder etwas Hohes, denn das geistige Leben und die geistige Thätigkeit werden nur durch jene Unruhe erzeugt, getrieben; es ist der Trieb, der die Knospen des Geistes spaltet und das Leben ist die Unruhe selbst, jenes sich Auflösen in Gegensätze und Wiedergestalten zur Einheit und so fort bis zu seinem Ende. Der Dichter, dem die Stunden der Poesie nicht seine schönsten, heiligsten Lebensstunden einläuten, der eine Marter und Qual die gesegneten Augenblicke der Production schilt, schlägt wie ein unartiges Kind die Mutter die es hegt, pflegt und liebt, zerfleischt die Hand die es segnet.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

Im Folgenden werde ich eine gedrängte Übersicht der neuesten Schriften für und wider den Deutsch-Katholicismus geben. Man wird daraus beim Beginn eines neuen inhaltschweren Jahres den Stand einer der wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart übersehen: ihre Hoffnungen und ihre Stärke, ihre Schwierigkeiten und ihre Schwäche, ihre Leistungen und ihre Aufgabe.

Von dem gewichtigsten Vorkämpfer der deutsch-katholischen Gemeinschaft liegen mir folgende Schriften vor:

1. Katholische Dichtungen von Johannes Ronge. Dessau, Neubürger. 1845. 8. 7½ Ngr.
2. Rede gehalten am 23. Sept. 1845 in der Münsterkirche zu Ulm von Johannes Ronge. Ulm, Rübling. 1845. 8. 2½ Ngr.
3. Neue und doch alte Feinde. Von Johannes Ronge. Dessau, Neubürger. 1845. 8. 2 Ngr.

Daß Ronge diese Gedichte hat drucken lassen, ist ein großer Misgriff; seine Freunde hätten ihn davon abhalten sollen; sie sind wirklich sehr schlecht. Von Poesie keine Spur, von Gedanken ein einziger, dreihundertjähriger: der Sturz des Papismus, und dieser viel matter als er hunderttausend Mal ausgesprochen worden, als ihn Ronge selbst in Prosa ausgesprochen hat. Die in Ronge mehr sehen als den ersten zufälligen kleinen Schneeball, der herabrollend vom Berge der Hierarchie eine Lawine gebildet hat, die ihn einen Luther des 19. Jahrhunderts nennen, mögen diese Gedichte zur Hand nehmen, um ihn kennen zu lernen. Ronge selbst sollte bescheidener sein, die Frömmigkeit sollte ihn bescheidener machen, oder die Bescheidenheit frömmer; anbetend sollte er bekennen, daß Gott mächtig ist im Schwachen, daß er sich eines geringen Werkzeugs bedient, um ein großes Werk zu verrichten. Eine kleine Probe Ronge'scher Poesie wird mein Urtheil rechtfertigen bei Denen, die einigen Geschmack besitzen:

Einst als Christus die Apostel sandte,
Aller Welt zu bringen Heileswort;
Als der Geist in Feuerzungen brannte,
Lehrt' er Sprachen sie für jeden Ort;
Und der Sprachen Kraft sie übersonnte,
Weil nicht jedes Volk hebräisch konnte.

In der Rede zu Ulm ist Ronge mehr an seinem Platze. Er deutet hier seine Hoffnung an, daß eine Vereinigung des Protestantismus mit dem Deutsch-Katholicismus geschehen werde. Als das Princip des Deutsch-Katholicismus und der Vereinigung des Protestantismus mit ihm bezeichnet er die Nächstenliebe. Er deutet auch an, daß es darauf ankomme, „vollkommen zu werden wie der Vater im Himmel vollkommen ist“. Aber die Anwendung, die er von diesem tiefsinnigen, für unsere Zeit unendlich bedeutungsvollen Spruche macht, ist so kleinlich, daß alle Wirkung desselben für den reformatorischen Zweck verloren geht. Er folgert daraus nichts als daß die Ältern ihre Kinder nicht Lehrern anvertrauen sollten, welche „unter dem Drucke einer Hierarchie schmachten“. Unrecht hat Ronge, wenn er die Bedürftigkeit des Protestantismus nach seiner Reformation aus dem Umstande ableitet, daß man innerhalb des Pro-

testantismus ein starres Festhalten an allem Dogmatismus verlange. Die Partei, welche dies Verlangen hegt, ist in der protestantischen Kirche eine an Zahl geringe und nur scheinbar mächtige Partei, nämlich nur mächtig durch die geistige Ohnmacht ihrer zahlreichsten Gegner, Derjenigen, zu welchen auch Ronge zählen würde, deren Ohnmacht auch Ronge theilen würde, wenn er nicht als Papist, sondern als Lutheraner geboren und erzogen wäre. Es hat sich schon gezeigt und wird sich immer mehr zeigen, daß der Kern des Protestantismus mit keiner der beiden ihm ganz äußerlichen Parteien etwas zu schaffen hat, welche sich gegenseitig weiß zu machen bestrebt sind, daß sie die eigentlichen Protestanten, die andern aber Abtrünnige von der Sache des Protestantismus seien.

Innerhalb der noch so jungen deutsch-katholischen Kirche selbst hat sich schon derselbe Gegensatz geltend gemacht, welcher leider beweist, wie unmöglich es sei, in Sachen der Erkenntniß das Gleichgewicht zu halten, wenn man es nicht für nöthig hält, die Erkenntniß in der Tiefe des Gegenstandes zu suchen, sondern sich begnügt, an der Oberfläche desselben hinzustreifen. In seiner soeben erwähnten Predigt schließt Ronge mit den tiefbedeutungsvollen Worten: „die neue Reformation sei nicht gekommen zu lösen, sondern zu erfüllen." Aber von diesem verheißenen Erfüllen ist bis jetzt noch blutwenig in Erfüllung gegangen, und auch dem von ihm bekannten Principe der Nächstenliebe, das doch in Religionssachen als Duldung sich gestalten muß, wird Ronge in seiner unter Nr. 3 erwähnten Schrift untreu, indem er hier nicht nur wider die schon berührte strenggläubige Richtung im Protestantismus, sondern auch wider seinen Mitkämpfer Czerski auftritt, weil dieser sich für das augsburgische Glaubensbekenntniß und wider die „Vernunftanbeter" erklärt hat. Hier spricht er die Ausschließung Czerski's von der Reformation aus. Das ist unklug und jedenfalls ungerecht, weil bis jetzt mit Ausschluß der sehr anerkennungswerthen, aber das Wesen der Religion nicht berührenden äußern Kirchenverfassung von den Deutsch-Katholischen überhaupt noch gar nichts geschehen ist, als daß sie dem Papste abgesagt haben. Hierin soll gar kein Vorwurf liegen; es hat füglich überhaupt noch gar nichts weiter geschehen können; aber es ist sehr ungerecht, bis jetzt irgend einen von Denen, die Rom abgesagt haben, von der jungen Kirchengemeinschaft auszuschließen, da gar nichts vorhanden ist, auf Grund dessen eine solche Ausschließung geschehen kann, da vielmehr in der erwähnten Kirchenverfassung die einzelnen Gemeinden und die Individuen ausdrücklich in Glaubenssachen ganz frei entlassen worden sind. Dieser Zwiespalt in der jungen Kirchengemeinschaft zwischen Altgläubigen und Rationalisten ist übrigens der Beweis, wie wenig berechtigt die Deutsch-Katholiken zu einer Reformation der protestantischen Kirche berufen sind, wie sie nicht auf der Höhe der Reformation stehen, sondern noch ganz im allerersten Anfange derselben, wie sie alles Mögliche zu thun haben, um nur erst zu Luther hinzukommen, ehe sie daran denken dürfen, über ihn hinauszukommen. Die Reformation des 19. Jahrhunderts fodert weder Altgläubige noch Rationalisten, sondern Gläubige, welche die ewige Wahrheit der Offenbarung in Christus und durch Christus zeitgemäß **geistig**, nicht mehr blos in einseitigen sinnlichen Vorstellungen zu fassen vermögen, der Abfall von Rom ist ein großes Zeichen der Zeit, auch der nahenden Reformation, aber noch lange nicht diese selbst, so wenig wie der von Schutt gereinigte Bauplatz der Anfang des neuen Bauwerks ist. Es ist nur die Möglichkeit dieses Anfangs. Persönlich gegen Ronge ist folgende Schrift gerichtet:

4. Offenes Sendschreiben an Johannes Ronge, zeitigen Volksrestaurateur &c. in Breslau. Von N. B. **Ramschanowsky**, katholischem Lehrer. Breslau. 1845. 8. 2 Ngr.

Man muß solche Schriften lesen, um sich, wenn man sonst geneigt wäre, wider Ronge zu sein, sogleich wieder mit ihm zu versöhnen, ihn zu preisen, sein Erscheinen zu segnen. Da duftet Einem der Augiasstall, welchen Ronge aufzuräumen unternommen, frisch entgegen, da sieht man, daß Ronge der Mann ist für seinen Beruf. Solche Geistesarmseligkeit, vermischt mit dem widerlichsten Dünkel, zu bekämpfen, dazu gehört ein Mann des nüchternen, ehrlichen Verstandes wie Ronge ist. Und so sehr wir Protestanten die Reformation durch Ronge bis jetzt depreciren müssen, so sehr müssen wir wünschen, daß diesem sein rüstig fortgesetztes Reformationswerk innerhalb des Romanismus gelinge; denn hier ist es allerdings nur Zeit zum Lösen, zum Aufräumen, zum Entleeren, bevor an das Erfüllen gegangen werden kann.

Zur Prüfung der geistigen Persönlichkeit Czerski's geben folgende Schriften Gelegenheit:

5. Sendschreiben an alle christlich-apostolisch-katholischen Gemeinden von **Joh. Czerski**. Landsberg a. d. W., Volger und Klein. 1845. 8. 3 Ngr.

6. Sendschreiben an alle christ-katholischen Gemeinden des apostolischen Glaubensbekenntnisses von **Joh. Czerski** und **Anselm Bernhardt**. Thorn, Lambeck. 1845. 8. 2½ Ngr.

7. Drei Predigten gehalten vor der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde in Schwersenz von **Joh. Czerski**. Herausgegeben mit Erlaubniß des Reformators und eingeleitet durch Aphorismen über die Reformation von einem Laien. Posen, Cohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Czerski schließt sich enger an die Bibel an; er sucht weniger durch Verstandesgründe zu wirken als durch das einfache Bibelwort. In seiner unter Nr. 5 genannten Schrift erklärt er, um alle Irrungen zu vermeiden, daß er Christus als Gott anerkenne, und stützt sich dabei auf diejenigen Bibelstellen, in denen Christus als Sohn Gottes bezeugt wird. Es ist bekannt genug, daß sich diese Stellen auch gegen die Gottheit Christi anführen lassen. Es hätte daher des Beweises bedurft, daß sie für dieselbe Zeugniß ablegen. Ferner legt er sein Glaubensbekenntniß ab: das apostolische, und endlich verwirft er als eine zu enge Bezeichnung den Namen der deutsch-katholischen Kirche, und empfiehlt dagegen den einer christlich-apostolisch-katholischen. Die große Frage Czerski gegenüber ist: ob sich allein auf den Grund des seligmachenden Glaubens an das einfache Bibelwort eine Reformation der Kirche gründen läßt? ob die Kirche der Zukunft allein auf den Boden der Heiligen Schrift gegründet werden kann? Vom Standpunkte der Religiosität muß diese Frage darum verneint werden, weil Christus ausdrücklich den Seinen den heiligen Geist verheißen hat, weil die Schrift selbst Zeugniß dafür ablegt, daß nicht durch ein geschriebenes Wort, sondern durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes die erste Kirche zu Stande gekommen ist. Das Neue Testament ist nicht wie das Mosaische Gesetz der religiösen Gemeinschaft vorausgegangen, sondern es ist erst in Folge dieser Gemeinschaft entstanden. Ferner: die Wirksamkeit des heiligen Geistes ist nicht an eine bestimmte Zeit, etwa an die der Apostel und zum Zwecke der Abfassung des Neuen Testament beschränkt, sondern sie ist verheißen für alle Ewigkeit. Also nicht auf dem Grunde des Worts, sondern auf dem des heiligen Geistes ruht die Kirche immerdar, und so hat auch das Wort, als ein lauteres Zeugniß dieses heiligen Geistes, nach den Bekenntnißschriften der Protestanten wol die Bedeutung eines **Prüfstein's** der Kirchenlehre, welche auf die Autorität des heiligen Geistes sich ebenfalls gründet, aber keineswegs soll in ihm die Wirksamkeit des heiligen Geistes erschöpft und abgeschlossen sein. Noch mehr aber läßt sich vom Standpunkte der Philosophie zur Verneinung der oben aufgeworfenen Frage sagen. Man darf nur daran denken, um was sich die religiösen Zerwürfnisse der Gegenwart drehen, um einzusehen, daß eine wahre Einigung der Parteien, eine rechte katholische Kirche der Zukunft einzig und allein durch ein geistvolles Eingehen auf die Lehre der Schrift und der Kirche zu Stande kommen kann, bei welchem es sich nicht mehr blos wie bei der ersten Reformation darum handelt, ob die Kirchenlehre mit der Schriftlehre übereinstimmt,

sondern um den Nachweis, daß die übereinstimmende Schrift- und Kirchenlehre wahrhaftig ein Zeugniß des heiligen Geistes, eine rechte Offenbarung Gottes sei. Das Herr-Herrsagen thut es ebenso wenig wie das Ignoriren, sondern darin hat Ronge ganz recht: die Erfüllung thut es, die Erfüllung der Verheißung, daß der Geist Zeugniß ablegt von ihm selbst, ein Bekenntniß, aber auch in der Erkenntniß, daß wahrhaftig Jesus von Nazareth der Christ, d. h. der menschgewordene Gott sei.

Nr. 6 enthält die Veröffentlichung derjenigen Urkunden, durch welche sich die Vorsteher der neuen Gemeinden zu Schneidemühl und Thorn für Religionsverwandte der auf dem Grunde der Augsburgischen Confession ruhenden evangelischen Kirche bekennen, indem sie mit den wesentlichsten Stücken der Augsburgischen Confession übereinstimmten, im Übrigen aber ihr eigenes Bekenntniß sich vorbehielten, und der Bittschrift an den König von Preußen, durch welche sie Anerkennung — als eine geduldete Sekte augsburgischer Confessionsverwandter suchen. Es ist hierbei anzuerkennen, daß Czerski und die ihm Gleichgesinnten wenigstens das Ziel richtig erkannt haben, zu welchem i h r e Reformation führen muß, zum Anschluß als Secte an den Protestantismus, von welchem sie sich, wie sie indirect selbst bekennen, nur in unwesentlichen Stücken unterscheiden. Sie fühlen nicht die Kraft und haben nicht den Muth einer Reformation, der Reformation des 19. Jahrhunderts. Daß dieser Ausgang ein kläglicher ist, daß er der Bezeichnung christkatholischer Kirche ebenso wenig, ja noch viel weniger als der deutsch-katholischer Kirche entspricht, liegt auf der Hand. Die Bittsteller wollen Frieden und Ruhe, darum suchen sie Anerkennung; eine Reformation will Geisteskampf und sucht nicht Anerkennung, sondern Bekenntniß. Sie bekehrt, aber sie petirt nicht.

Die Predigten Czerski's (Nr. 7) haben eine gewisse Gefühlswärme vor der Ronge'schen Predigt voraus, enthalten manches schöne Bibelwort, aber noch weniger Kraft und noch weniger Gedanken, keine Ahnung und keine freudige Zuversicht einer Kirche der Zukunft, wie das bei Ronge zu finden ist.

In dem

8. Circulare des Hohen Generaladministrators der Erzdiöcese Posen in Betreff des Apostaten Czerski. Marienburg, Dormann. 1845. 8. 8 Pf.

ist der „große Kirchenbann" gegen Czerski ausgesprochen. Hier wird ihm besonders „erheuchelte Bescheidenheit und scheinbare Religiosität" in seinem frühern Leben zum Vorwurf gemacht, aber es liegt auf der Hand, daß seine Bescheidenheit der römischen Kirchenbehörde erst jetzt als erheuchelt, seine Religiosität als scheinbar erscheint, wo er sich von Rom loszureißen gewagt hat. Viel nachtheiliger als dieser Bannfluch werden Czerski diejenigen Vorwürfe sein, welche ihm in folgender Schrift gemacht werden:

9. Offenes Sendschreiben an Seine Hochwürden den Herrn Pfarrer Czerski in Schneidemühl ꝛc. von Christianus Sincerus II. Glogau, Flemming. 1845. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Es ist dies eine Kritik seines Nr. 6 angezeigten Sendschreibens und einer spätern in Betreff desselben gegebenen öffentlichen Erklärung. Die Charakterschwäche, Inconsequenz Czerski's werden schonungslos, aber mit überzeugender Folgerichtigkeit aufgedeckt, und überdies die Unhaltbarkeit des von ihm zum Schiboleth der Christlichkeit gemachten Glaubenssatzes von der Gottheit Christi dargethan. Die Schrift rührt von einem evangelischen Geistlichen her, der mit einer tüchtigen theologischen Bildung eine große Theilnahme für die Bewegung in der römischen Kirche verbindet.

Beiläufig erwähne ich zweier von einem begeisterten Papisten gegen Führer der deutsch-katholischen Bewegung erlassenen Schriftchen, welche übrigens nichts als leere Declamationen enthalten:

10. Sendschreiben an den katholischen Priester Joh. Ronge. Von G. A. Wolff. Zweite Auflage. Breslau, Günther. 1844. 8. 2 Ngr.

11. Ein Wort an Kerbler und Eichhorn. Von G. A. Wolff. Breslau, Günther. 1845. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Von des Verf. Logik nur eine kleine Probe: „Entweder gibt es gar keine (wahre) Religion, oder nur Eine, die Römisch-Katholische, keine (von Christus) gestiftete Kirche, oder nur Eine, die Römisch-Katholische." Mit solchen Versicherungen hofft der Hr. Wolff die Abtrünnigen in den Schoos der römischen Kirche zurückzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Literarische Skandalsucht in England und Frankreich.

Die Besprechung von Balzac's „Les petits manéges d'une femme vertueuse" gibt dem „Foreign quarterly review" Veranlassung, sich über die verschiedene Weise auszusprechen, wie sich die Lüstelei am öffentlichen Ärgerniß in Frankreich und England kund gibt. Es kann sich dabei nicht der Bemerkung enthalten, daß, so empfindlich die guten moralischen Mütter in England gegen die Unzüchtigkeiten der französischen Novellen sich zeigten, sie ebenso blind für die Unzüchtigkeiten zu Hause seien. Es sei freilich richtig, daß in englischen Romanen Frivolitäten nicht so häufig vorkämen, weil das englische Publicum dergleichen nicht dulde; auch träfe man darin nur selten auf so „warm gemalte Scenen" und Stellen, wo so rücksichtslos Verhältnisse dargestellt würden als in den meisten französischen schöngeistigen Werken; das französische Publicum sei in diesen Dingen eben viel laxer. Aber die englische Skandalsucht zeige sich auf andere Weise, wovon die „unsittlichen Franzosen" oft gar nichts wüßten. Ein Flecken der englischen Literatur auf diesem Gebiete sei vor Allem die schamlose Persönlichkeit, welche so vielen „piquanten" Romanen als Würze dienen müsse. Man solle nur an „Cheveley", „The bubble family", „Coningsby" und „Anti-Coningsby" denken mit ihrem schamlosen Lächerlichmachen und ihrer offenen Bosheit, worin der Schleier, welcher die „gemeinten" Personen von den „genannten" trennen, so durchsichtig sei, daß Jeder hindurchsehen könne. Es reiche jetzt hin, der Freund eines Mannes zu sein, der von seiner Frau geschieden ist, um diese, wenn sie Schriftstellerin, zu veranlassen, die Fehler und Schwächen jenes Freundes mit allen ihr zu Gebote stehenden Gaben des Spottes und der Zerrbilderei ins Übertriebene und auf die gehässigste Weise auszumalen, und er habe kein Mittel der Erwiderung, sei nicht im Stande zu widerlegen, weil er eben in der Schilderung nicht genannt sei. Mit einem Wort die Engländer sollten sich, was Skandalsucht betrifft, an ihre eigene Nase greifen und dem Übel Einhalt zu thun sich bemühen. Wahrscheinlich pia desideria!

Blut- und Gräuelliteratur in Amerika.

Auch die Amerikaner scheinen sich an der Sue-Literatur zu begeistern. Wie gewöhnlich fällt die Fruchtbarkeit in dieser Hinsicht in die Domaine des imitatorum pecus. So hat ein gewisser G. Lippard in Pennsylvanien unter dem Titel „The quaker city, or the monks of Monk Hall" eine Erzählung erscheinen lassen, die er einen „Roman des Lebens, der Mysterien und des Verbrechens in Philadelphia" nennt, und der seinem eigenen Eingeständniß nach „Abscheulichkeiten zu entsetzlich um geglaubt zu werden" behandelt. Der Schmuz und Abschaum der Gesellschaft bilden den Stoff dieses Machwerks. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Wenn wir uns nun zu den politischen Gedichten Dingelstedt's wenden, die in dieser neuen Sammlung enthalten sind, so können wir nicht umhin, einen Rückblick auf ihre Vorgänger, die Nachtwächterlieder zu werfen, nach deren Erscheinen er als vielbesprochener Poet seine Wanderschaft antrat und als viel getadelter, viel angefeindeter Hofrath wieder nach Deutschland zurückkehrte. Wir glauben, Beides mit Unrecht. Als Dingelstedt schied, hielt man ihn für einen politischen Märtyrer. Wer die Geschichte seines Bruchs mit Hessen kennt, wird sich vom Gegentheil bald überzeugen, er nahm den Wanderstab selbst, der ihm nicht geboten wurde, man zögerte sogar längere Zeit, bis endlich sein entschiedener Wille die Sache vollendete; er nahm den Wanderstab aus rein persönlichen Bestimmungen, sein Nestchen war dem Sangvogel zu eng geworden, es war, was wir gern einräumen wollen, ein poetischer Instinct, der ihn hinausstachelte, der ihn zu selbständigerm, freierm Wirken forttrieb. Ob die Stellung, zu der er schied, als Mitredacteur der „Allgemeinen Zeitung" im Dienste Cotta's, eine freiere, bessere war, lassen wir dahingestellt sein, sie scheint dem Poeten nicht sehr behagt zu haben; da er den Wanderstab bald wieder ergriff und durch Belgien, Frankreich, England, Östreich nach Schwaben zurückkehrte. Gerade diese Reise, die er im Interesse Cotta's unternahm, brachte ihn wieder zu der Ansicht, eine festere Stellung, ein gesicherter eigener Herd sei vor Allem erfoderlich, um den Geist zu neuen Werken zu sammeln. Was man damals über Dingelstedt fabelte, wie sehr man ihn als einen Abtrünnigen betrachtete, das ist Alles grund- und haltlos hinausgeschrieben worden. Es liegt nicht eine einzige That vor, nach welcher man ihn nur anklagen, geschweige denn verurtheilen könnte. Aber sein Schweigen, dies verhängnißvolle Schweigen! mag er es nun benutzt haben, um sich zu neuen Werken zu sammeln, mag er selbst von seiner Hatzreise sich Erholung vergönnt und in seinem Hafen ausgeruht haben, immerhin läßt sich kein Vorwurf daraus begründen; im Gegentheil sprechen viele Gedichte der vorliegenden Sammlung, die er doch gewiß, wenn er ein Abtrünniger wäre, jetzt unterdrückt hätte. Wir sind übrigens keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß der Erfolg, den die Nachtwächterlieder hervorbrachten, mehr bedingt war durch die witzigen, spitzigen politisch-localen „Gelegenheitsgedichte", in denen Dingelstedt durch seine epigrammatische Anlage verbunden mit der Gewandtheit seiner Sprache, stets das rechte Wort an seinen Platz zu stellen, gewiß mehr geleistet wie Hoffmann von Fallersleben, als durch die Anzahl anderer, allgemeiner Lieder, die beiweitem schöner und tiefer empfunden und künstlerischer reproducirt waren. Denn jene erstern werden für die spätere Zeit doch nur insoweit Interesse darbieten, als man sie als ein geistreiches politisches Feuilleton der Zeit betrachtet und sie mehr dem publicistischen als dem poetischen Fache beigesellt. Den „Liedern des Nachtwächters" liegt nicht eine bestimmte Idee zu Grunde, die in den verschiedenen einzelnen Gedichten wieder zu erkennen wäre, es sind sehr oft nur leicht aneinander gereihte Bilder, die man schon ihrer Farbe, d. h. ihrer Sprache nach als getrennte erkennt. Mannichfach ist die Sammlung dadurch geworden, und so prächtig die größte Anzahl der Lieder auch ist, in ihrer Gesammtheit werden sie doch nie ein geschlossenes Kunstwerk bilden. Was aber diesen Liedern insgesammt einen großen Vorzug vor andern, namentlich den neuern Liedern Heine's gibt, ist der Umstand, daß er nie von der nutzlosen, ungerechten Ironie gegen sein Volk Gebrauch macht; er weiß zwar den beflügelten Geschossen seiner Satire ein hohes edles Ziel zu geben, aber er hat dabei das Interesse seines Volks im Auge, indem er die Blicke desselben nach dem Ziele selbst lenkt; er begrüßt es nicht wie Heine als „einen großen Lümmel, den deutschen Janhagel", und stimmt dadurch nicht mit ein in die unfruchtbaren Micheliaden, die eher dazu geeignet sind, allen Sinn abzustumpfen als anzureizen. Ein Kind kann man durch Ironie nicht groß ziehen, man macht es störrisch und stockig, aber einen Mann, schon seiner Würde bewußt, kann man durch Satire aus der Trägheit zur entschlossenen That anspornen.

Aus der frühern Sammlung sind in die neue übergegangen „Die Stimmen der Muße", Klänge und Lieder aus Hessen, unstreitig die besten vollendetsten Gedichte ihrer Form nach; jedes Wort steht hier an seiner Stelle, jeder Ausdruck bezeichnet gerade Das, was er bezeichnen soll, und dabei ist Alles leicht und fließend;

zugleich athmen sie eine Geradheit der Gesinnung, einen Freimuth des Gedankens, der nicht allein über manche Epochen der hessischen Vergangenheit das Richtbeil einer schneidenden Satire führt, sondern auch was die Gegenwart dieses Landes bewegte, lebhaft und frisch auffaßte, bald ermuthigend, kräftigend, bald klagend und zürnend, je nachdem die Wagschale schwankte, sich hob und senkte. Sehr schön und rührend schildert Dingelstedt seine Sehnsucht nach dem Lande, in welchem die „herbe Wiege seines Ruhms stand“:

Immerdar von Rückkehr träum' ich, von verwehrtem Wiedersehen,
Wie verpflanzter Bäume Wurzeln stets zum alten Boden stehen,
Wie des Schiffes Herz, der Compaß, immerdar nach Norden weist,
Wenn auch südlich weh'n die Winde, wie die Well' auch treibt und kreist.

Wahr ist ferner die Schilderung, wo er die Stellung, die er seinem Heimatlande gegenüber früher einnahm, bezeichnet:

Wenn du strittest, hab' ich treulich allzeit nicht mit dir gestritten?
Was du littest, hab' ich's immer nicht noch mehr gelitten?
Deiner Schmach mein Herz als Echo, deinem Leid als Trost mein Lied,
Von dem Morgen, da ich ankam, bis zur Nacht, in der ich schied!

Wodurch aber Dingelstedt nicht allein die Sympathien der andern deutschen Staaten, sondern vorzugsweise die des Hessenlandes berührte, war das „Osterwort im Schloßhofe zu Marburg“. Als Ausfluß der Gefühle des Dichters ist es nicht allein rücksichtlich seiner edeln poetischen Haltung, sondern auch seines guten Willens wegen sehr zu loben, da das Schicksal des darin gefeierten Mannes eng mit der Geschichte des hessischen Volks, mit der Entstehung und Begründung der hessischen Verfassung zusammenhängt. Politisch aber betrachtet wird es uns eine Seite darbieten, worüber wir zwar mit dem Poeten nicht hadern wollen, die wir aber auch nicht allein Jordan's wegen, sondern der Verfassung selbst willen herausheben müssen. Der Schluß des Gedichts ist an den Regenten gerichtet, und ist ein Gesuch, ein „beredtes Fürwort“ um Gnade. War und ist Jordan schuldig, schuldig der Verschwörung gegen sein eigenes Vaterland, so war er dem Gesetze verfallen und allem und jeglichem Acte der Gnade entzogen; ist er aber unschuldig, dann ist ein Gnadengesuch um so verwerflicher, man hat nicht nöthig, um gerechtes Recht zu bitten, sondern es wird verlangt und muß gewährt werden. Nach dem jetzigen Stande der Sache ist die Ansicht von Jordan's Unschuld im deutschen Volke allgemein angenommen, wie sie damals schon in der Brust jedes vernünftig denkenden Bürgers klar geschrieben stand; darum glauben wir, würde es der Gesinnung Dingelstedt's angemessener gewesen sein, um Recht, unaufgehaltenes, freies, zu bitten.*) Der Poet von Gesinnung durfte nicht so leicht an dem Charakter Jordan's irre werden und sich zu dem Ausspruche verleitet sehen: „Der Strom, der nicht übersprudelt, wäre ja der Jordan nicht!“ abgesehen davon, daß der Wortklang den Dichter zu einem unpassenden Bilde verleitet hat, denn der Jordan, der in das Todte Meer sich ergießt, ist ein stiller, stockender Fluß zwischen sumpfigen Ufern: „O Ironie des Lebens! Mensch und Fluß!“

Zum Schlusse noch ein Wort für den Poeten: Es war eine edle mannhafte Sitte der alten Homerischen Helden, daß sie friedlich schieden, die Rüstungen tauschten, nachdem sie in offenem Kampfe ihre Kraft versucht hatten, und die Hände sich drückten, die vorher wacker aufeinander geschlagen. **J. Gegenbaur.**

*) Jordan's Freisprechung war dem Verf. dieses Aufsatzes noch nicht bekannt. D. Red.

Tagesliteratur.
(Beschluß aus Nr. 15.)

Die Deutsch-Katholiken haben mit ihren Geistlichen wenig Glück. Die folgenden kleinen Schriftchen enthalten eine in mehrfacher Beziehung skandalöse Geschichte, welche schon hinlänglich durch Zeitungen bekannt ist:

12. Die Ausweisung der beiden Zöglinge Jul. Rudolph und Rud. Dowiat aus dem bischöflichen Clerikal-Seminar zu Pelplin. Eine actenmäßige Darstellung. Marienburg, Dormann. 1845. 8. 1 Ngr.
13. Zur Würdigung zweier Pamphlete gegen den apostolisch-katholischen Pfarrer Joh. Czerski in Schneidemühl und gegen die Diakonen der apostolisch-katholischen Gemeinde zu Danzig Jul. Rudolph und Rud. Dowiat von Fr. Gerhard. Fünfte Auflage. Danzig, Gerhard. 1845. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.
14. Meine Conversion. Von R. Dowiat, Diakon der katholischen Gemeinden von Danzig rc. Danzig, Gerhard. 1845. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Schrift von Gerhard deckt, gestützt auf Documente, die Umtriebe der römischen Partei auf, durch welche sie Czerski zu verdächtigen gesucht hat, und sucht auch das in der Schrift Nr. 12 gegen Dowiat und Rudolph Vorgebrachte (sie sollen in Folge skandalöser Aufführung aus dem Seminar ausgeschlossen worden sein) als Verleumdung darzuthun. Daß Rudolph ein äußerst schwacher Mensch, ein hin und her schwankendes Rohr sei, hat sich seit dieser seiner Vertheidigung durch Gerhard dadurch erwiesen, daß er wieder förmlich in den Schoos der römischen Kirche zurückgekehrt ist. Diese aber hat sich dadurch ihren Triumph verleidet, daß sie ihn zuvor selbst an den Pranger gestellt hat. Dowiat spricht in Nr. 14 für sich selbst. Die Manier, in welcher Dowiat hier auftritt, hat sehr wenig Ansprechendes, Würdiges. Er beginnt: „Ich würde diese Zeilen nicht schreiben, wenn ich nicht römischerseits provocirt wäre. Aber der Romanismus attaquirt mich indiscret. Schade! die alte, vielerfahrene Schöne hat ihr nobles Wesen so sehr vergessen, daß sie nicht mit Anstand zu fallen versteht. Also der Romanismus ist indiscret gegen mich. Er producirt eine «amtliche Widerlegung», er gibt Protokolle, die Rudolph und ich unterzeichnet haben sollen, curricula vitae, die ich geschrieben haben soll; es ist gut: der Romanismus ist indiscret gegen mich.“ Eine solche Sprache ist nicht apostolisch; vielleicht liegt es auch nur an mir, ich finde sie widerwärtig; und überdies sagt Dowiat das Gegentheil von Dem, was er sagen will. Er will sagen, die Römlinge hätten ihn verleumdet und verlogen, und er sagt, Rom sei indiscret. Indiscret aber ist, wer ihm geschenktes Vertrauen misbraucht, ein anvertrautes Geheimniß ausschwatzt. Sagt also Dowiat, die Mittheilungen aus seinem frühern Leben seien indiscret, so gibt er sie als richtig zu. Dowiat soll übrigens ein feuriger Geist sein, soll kräftig zur Ausbreitung der jungen Gemeinschaft gewirkt haben, und dar-

über läßt sich seine ungeschickte und unschickliche Vertheidigung vergessen.

Kein deutsch-katholischer Apostel hat vielleicht der jungen Gemeinschaft so viel Schaden gethan als Julian Chownitz, nicht durch seinen Abfall von derselben sondern durch seinen frühern Anschluß an dieselbe. Er selbst legt Zeugniß von sich ab in der Schrift:

15. Meine Aussöhnung mit der Kirche. Zugleich ein Aufruf an „meine frühere Gemeinde" — die „Deutsch-Katholiken" in Ulm. Von Julian Chownitz (Joseph Chowanetz). Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. 8. 2½ Ngr.

Chownitz führt sein ganzes Leben in einer gedrängten Skizze vor, in welcher er sich nicht geschont hat: er bekennt seinen Leichtsinn, seine Verirrungen, seine Laster. Nun meint er zum Ernste des Lebens gekommen zu sein, durch den Deutsch-Katholicismus zum römischen Katholicismus und damit zur Wahrheit und zum Frieden. Die Schonungslosigkeit, mit welcher Chownitz sich selbst behandelt, läßt annehmen, daß es ihm wirklich Ernst sei. Kein edler Mensch wird diese Selbstbekenntnisse benutzen, um auf Chownitz einen Stein zu werfen. Aber er hat sich zur Rückkehr entschlossen, weil er zu schwach war zum Fortschritt. Und so wird es Allen gehen, welche nichts hinzubringen zum Deutsch-Katholicismus als den Leichtsinn, der mit aller Erkenntniß fertig zu sein wähnt, ehe er auch nur einmal die Bitterkeit des Denkens gekostet hat. Die Religion läßt in keiner Gestalt mit sich spotten, es waltet eine unsichtbare Macht in ihr, die den Menschen packt wider Willen und ihn dahin stellt, wo er hingehört. Es ist eine ernste Prüfung der Geister. Gar Viele gebehrden sich, als ob sie Kinder der Zukunft wären und sind doch Kinder der Vergangenheit, als ob sie Helden der Freiheit wären und sind doch nur eines knechtischen Geistes voll. Allen Diesen wird es begegnen, daß sie durch den Deutsch-Katholicismus erst recht unterthan werden der Hierarchie, der sie sich zu entziehen gedachten. Das wissen die klugen Papisten und darum freuen sie sich über die Bewegungen der Zeit, denn sie hegen das thörichte Vertrauen, die Menschen alle hätten einen knechtischen Geist, der wol eine Zeit lang in frechem Übermuthe nach den Früchten der Freiheit sich gelüsten lasse, je frecher er sich aber gebare, desto schneller zum Bewußtsein seiner Ohnmacht gelange und dann willig das Joch auf sich nehme, welches Rom für ihn bereit hält.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Die Apostel des Jung-Katholizismus in Kreuznach. Von einem Laien. Koblenz, Blum. 1845. 12. 5 Ngr.

Arndt, F., Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwerdt. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 1845. 8. 2½ Ngr.

Bernoulli, C., Einige evangelische Zeugnisse. Basel, Schneider. 1845. 8. 11¼ Ngr.

Fliegende Blätter aus dem Tagebuche eines Hessischen Geistlichen, betreffend die gegenwärtigen Spaltungen und Kämpfe innerhalb der christlichen Kirche Deutschlands. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Börsch, F., Wie der Herr jederzeit bei Stürmen, welche über seine Kirche kommen, sich verhält. Predigt. Speyer, Neidhardt. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Unbefangene Darstellung des innern Gangs und Zusammenhangs der Leipziger Augustereignisse. Von einem Augenzeugen. Bremen, Heyse. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erbkam, H., Beleuchtung der Erklärung vom 15. August. Berlin, Oehmigke. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Familienfideikommiß. Eine Denkschrift zum mecklenburgischen Landtag 1845. Rostock, Stiller. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Felde, C., Die nöthige Reform der Jugenderziehung oder der physische und geistige Untergang der Jugend, herbeigeführt durch die gewöhnliche Volks-, insbesondere Volksschulerziehung und die natürlichen Mittel zu einer allseitigen Volksentwickelung. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 15 Ngr.

Georg, L., Sendschreiben von Joh. Gottfr. v. Herder an alle biedere Deutsche. Darmstadt, Diehl. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Unterirdische und überirdische Sendschreiben an die liebe Christenheit. Darmstadt, Diehl. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Glaube und Wahrheit in der Andacht der protestantischen Kirche, vom Verfasser der Momente der Andacht für Protestanten. Jena, Frommann. 1845. 12. 12 Ngr.

Das Glaubensbekenntniß der französischen reformirten Kirche. Zur Feier der am 29. October 1685 zu Berlin gegründeten französischen Kirche nach den ältesten Urkunden herausgegeben und ins Deutsche übertragen von P. Henry. Berlin, Amelang. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Dr. Großmann und die erste Kammer in der 12ten Sitzung den 10. October 1845. Gedicht. Zeitz, Webel. 1845. Gr. 8. 1 Ngr.

Hartmann's, P. C., Festrede vom Leben des Geistes. Verdeutscht mit Beigaben von E. Freih. v. Feuchtersleben. Wien, Gerold. 8. 7½ Ngr.

Herzfeld, Die religiöse Reform, besprochen in einer Predigt in der neuen Synagoge zu Nordhausen. Nordhausen, Schmidt. 1845. Kl. 8. 2½ Ngr.

Hutten, U. v., Für deutsche Freiheit! Alte Kraftworte an Fürsten und Volk. Aus seiner Conquestio von 1520 neu verdeutscht von C. A. Pescheck. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 9 Ngr.

Joly, V., Die Jesuitenfresser, nebst Wanderpaß und Signalement des ewigen Juden von Eug. Sue. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. 1845. Kl. 8. 22½ Ngr.

Kämmel, H. J., Das Unterrichtswesen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgung des vorigen Jahrhunderts. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 6 Ngr.

Koosen, J. H., Über akademische Lehrmethode mit Bezugnahme auf konversatorischen Unterricht. Königsberg, Tag und Koch. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Kühn, J., Das Wesen, Walten und Wirken der Lüge. Predigt in der katholischen Pfarrkirche zu Gleiwitz. Gleiwitz, Landsberger. 1845. 8. 1¼ Ngr.

Laun, F., Die Macht des Wortes. An die Zeitgenossen im Jahre 1845. (Gedicht.) Dresden, R. und W. Kori. 1845. Kl. 8. 3 Ngr.

Lutteroth, H., Rußland und die Jesuiten von 1772 bis 1820. Nach meist ungedruckten Urkunden. Übersetzt von Birch. Stuttgart, Hallberger. 8. 15 Ngr.

Meinertzhagen, G., Die religiöse Bedeutung der biblischen Wunder, mit besonderer Beziehung auf die in neuester Zeit dagegen erhobenen Einwürfe. Bremen, Heyse. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Prokop, A., Die Wuchertheuerung und landwirthschaftlichen Vereine in Teutschland. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Richter, A. F., Meine Rückkehr zur Mutterkirche. Eine zeitgemäße Rechtfertigungsschrift. Regensburg, Manz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr 7½ Ngr.

Rodbertus-Jagetzow, Die Preußische Geldkrisis. Anclam, Dietze. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Roserey, H., Rede am Tage der Jubelfeier Caspar Maximilian's, Bischofs von Münster, den 6. September 1845. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ein ernster Ruf an die Christenheit. Dem Schweizervolke gewidmet von einem seiner Bürger. Zürich, Hanke. 1845. 8. 2½ Ngr.

Rust, J., Der Herr ist der evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung. Predigt. Speyer, Neidhard. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Sachtleben, Vorschläge, die beabsichtigte Pensionsanstalt für eremitirte Prediger und eine Lebensversicherung unter Predigern betreffend. Quedlinburg, Basse. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Thiele, A. F., Offenes Sendschreiben an die zweite General-Versammlung der deutschen Vereine gegen das Branntweintrinken. Berlin. 1845. 8. 2½ Ngr.

Das neue Theater-Reglement des General-Intendanten v. Küstner für die Königl. Hofbühne in Berlin. Ein Grabgeläute für die dramatische Kunst und deren Jünger. Kritisch beleuchtet in juristischer, artistischer und polizeilicher Beziehung von einem praktischen Juristen. Berlin, Hofmann und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Verweigerung der Lübeck-Büchener Eisenbahn. I. der allgemeine und völkerrechtliche Gesichtspunkt. II. der bundesrechtliche Gesichtspunkt. III. der Gesichtspunkt der Königl. Eisenbahn-Commission zu Copenhagen. Anhang: Erlaß der Königl. Dänemarkischen Regierung vom 6. August 1845. Lübeck, v. Rohden. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Vinet, A., Die Mitschuldigen an der Kreuzigung des Erlösers. Zwei Reden über Hebr. VI, 6. Aus dem Französischen übersetzt von J. Schmid. Zürich, Hanke. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Woher kommt es, daß in unseren Tagen das Abendmahl weniger als sonst geachtet und benutzt wird? Ein Sendschreiben an Alle, welche dieses Sakrament zu verwalten haben, von einem protestantischen Geistlichen Sachsens. Dresden, R. und W. Kori. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Genoude's vermischte Schriften.

In d. Bl. ist wol schon der phantastische Legitimist Genoude, welcher die ultramontanen Bestrebungen und Ideen mit radical-liberalen Elementen in Einklang zu bringen versteht, erwähnt worden. Erst jüngst noch haben wir selbst mit ein paar Worten seine Anmaßung, sich zum Geschichtschreiber Frankreichs aufzuwerfen, wozu ihm nicht mehr als Alles fehlt, gebührendermaßen gewürdigt. Dessenungeachtet lassen wir es unbestritten, daß Genoude ein Mann von Talent und von seltener literarischer Rührigkeit ist. Es zeigt sich dies wieder in einer Sammlung seiner vermischten Schriften, von der uns erst zwei Bände zu Gesicht gekommen sind. Wir wissen nicht, ob er die Aufgeblasenheit hat, Alles, was aus seiner schreibseligen Feder geflossen ist, in dieser Sammlung vereinigen zu wollen — da wäre kein Ende abzusehen; denn seine Fruchtbarkeit ist wirklich unglaublich —; aber hoffentlich wird er einsehen, daß seine Journalpolemik, der er sich mit maßlosem Eifer vorzüglich in der „Gazette de France", seinem Organe, hingibt, dann vollends unstatthaft und unersprießlich ist, wenn ihr noch das à-propos fehlt. Die beiden Bände, welche vor uns liegen, enthalten unter Anderm „Reflexions sur quelques questions politiques". Man begreift nicht recht, wie der Verf. dazu gekommen ist, diese Aufsätze, welche offenbar die Spuren davon an der Stirn tragen, daß sie eine Jugendarbeit sind, hier dem Drucke noch einmal zu übergeben. In der That ist dies eine Reihe von Betrachtungen, welche bereits im J. 1814 erschienen sind. Vergeblich forscht man nach dem Werthe und der Bedeutung, die man ihnen unterlegen könnte. Es sind lose, abgerissene Reflexionen über Zustände, welche jetzt, wo man sie schon mehr in ihrem eigentlichen Zusammenhange überschauen kann, in einem ganz andern Lichte erscheinen, sodaß Phrasen und Stichwörter von ehemals nicht mehr recht passen wollen. Vielleicht hat der Herausgeber eben diesen oberflächlichen Raisonnements deshalb einen Platz in seiner neuen Sammlung angewiesen, weil er gemeint hat, daß die maßlosen geifernden Beschuldigungen, welche hier gegen das Phantom der Philosophie erhoben werden, auch jetzt wieder einiges Zeitinteresse bieten könnten. In diesem Punkte wenigstens ist Genoude sich consequent geblieben. Interessanter sind die Selbstbekenntnisse, welche der Verf. in seiner „Histoire d'une ame", die schon früher in vereinzelten Journalartikeln zu lesen war, niedergelegt hat. Man kann sich aus diesen Blättern einen Begriff machen von der Gährung, in der sich das Gemüth des frommen Schriftstellers befindet, welcher die Losungsworte des Klerus auf seine Fahne geschrieben hat, und der es doch mit seiner Stellung für vereinbar hält, der äußersten Linken brüderlich die Hand zu reichen.

Über die Völkerschaften Algeriens.

Wenn auch im Allgemeinen der Gewinn, welchen die Franzosen aus ihren Eroberungen in Afrika ziehen mögen, und der Vortheil, den sie dadurch errungen haben, nicht eben sehr hoch anzuschlagen ist, so hat sich doch offenbar die Wissenschaft Glück zu wünschen zu den Bereicherungen, welche ihr aus der Besitznahme Algeriens durch die französische Regierung erwachsen sind. Die größte Ausbeute kann man sich aus einem umfassenden Werke versprechen, welches, aus dem Zusammenwirken verschiedener tüchtiger Gelehrter hervorgegangen, im Erscheinen begriffen ist. Es ist dies die Frucht der Arbeiten jener wissenschaftlichen Commission, welche mit der sorgfältigsten Untersuchung der Naturverhältnisse von Algerien von Seiten der Regierung beauftragt wurde. Auf diese wichtige Erscheinung kommen wir späterhin noch einmal ausführlicher zurück. Gegenwärtig wollen wir in den Spalten d. Bl. auf ein Werk aufmerksam machen, welches als Vorläufer umfassender Forschungen, aber auch ebenso sehr schon als selbständige Arbeit und um seines eigenen Inhalts willen alle Beachtung verdient. Der Titel dieser Schrift, welche Pascal Duprat zum Verf. hat, lautet: „Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale." Der Verf., der sich in Algerien selbst den gründlichsten und sorgfältigsten Forschungen hingegeben hat, beabsichtigt eine ausführliche Geschichte jener Völkerschaften, die er jetzt mehr in ihren ethnographischen Umrissen vor uns zeichnet. Die gediegene Abhandlung, welche wir gegenwärtig aus seiner Feder vor uns liegen haben, erweckt für dieses größere Werk ein günstiges Vorurtheil.

Berlioz über Instrumentation.

Wenn man von H. Berlioz nichts weiter wüßte als die Äußerung, daß er gewisse Stellen im „Requiem" von Mozart zu schwach instrumentirt findet, so würde man nicht eben eine vortheilhafte Meinung von seinen musikalischen Kenntnissen gewinnen. Aber in der That legen seine eigenen Compositionen Zeugnisse ab von einer wirklichen Begabung, von lebendigen Ideen und von einer gewissen Originalität in der Durchführung. Die kritischen Aufsätze, welche er im „Journal des débats" über bedeutende musikalische Erscheinungen liefert, geben einen Maßstab für sein künstlerisches Verständniß, dessen ganzen Umfang und Gehalt man indessen erst aus seinem großen Werke über Instrumentation, das man vor kurzem angefangen hat auch ins Deutsche zu übersetzen, ersehen kann. Dieses „Traité de l'instrumentation" enthält den Kern seiner musikalischen Ansichten, welche er sich durch eifriges Studium der Meister, durch eine langjährige Beschäftigung mit der Theorie und durch seine eigenen Compositionen erworben hat. Wenn es auch frühere ähnliche Werke nicht unbrauchbar macht — man wird sogar gut thun, manche Partien mit frühern Darstellungen zu vergleichen, von denen Berlioz zuweilen aus einer gewissen Sucht nach dem Originellen abweicht —, so steht es doch fest, daß der Musiker vom Fach sowie der wirklich strebsame Dilettant hier einen reichen Schatz feiner Beobachtungen und eine Menge anregender Gedanken finden wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1846.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei. Eine öffentliche Vorlesung an der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, gehalten von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band. Berlin, Simion. 1842—43. 8. 3 Thlr.

Die Darstellung der im Titel genannten Geschichte beginnt im zweiten Bande. Derselbe charakterisirt die verschiedenen Schulen und Stadien der deutschen und niederländischen Malerei von der Mitte des 14. bis in die ersten Jahrzehnde des 16. Jahrhunderts, sodaß den Anfang die ältestbekannte Kunstweise christlicher Maler in Köln und Westfalen, Oberdeutschland und Franken, dann Blüte, Wandlung und Auflösung der flandrischen Schule die Mitte, darauf die Verschmelzung flandrischer Einflüsse mit ältern Gehabungen und neuem Streben in Nieder- und in Oberdeutschland das Ende macht. Es ist demnach die Geschichte der Malerei in den Niederlanden bis zu Anton Claessens (blühte 1498) und Jeronymus Bosch (blühte zwischen 1450 und 1500), in Niederdeutschland bis zu den westfälischen Meistern Jarenus, den Dunwegge und der Schule von Calcar, in Oberdeutschland bis zu Martin Schäffner, Hans Holbein d. Ä. und M. Wohlgemuth geführt. So wären denn die großen Bewegungen des 16., die mächtigen und umfangreichen Erscheinungen des 17. Jahrhunderts dem versprochenen dritten Bande vorbehalten, welcher, wenn die Ausführung in gleichem Verhältnisse bleibt, beträchtlich wird anschwellen müssen.

Fragt man bei dem bisher Behandelten nach des Verf. eigener Vertrautheit mit dem Gegenstande, so läßt sich daß er das Gebiet in mehren Richtungen selbst durchgearbeitet nicht verkennen. Seine Kritik der in Frage kommenden Werke oder Meister weicht daher öfter von den Ansichten seiner Vorgänger ab. So führt er (II, 96) Einsprache gegen die Voraussetzung einer Mithülfe des Gerard van der Maire am genter Altarblatt der Brüder Eyck, und sieht an den beiden in der berliner Galerie dem Gerard zugeschriebenen Bildern keinen merklichen Zusammenhang mit dieses Meisters Altartafel zu St.-Bavo in Gent. Auch die Verbindung, in die Passavant eine Anzahl Gemälde mit dem Namen des Rogier van Brügge gebracht, schränkt er ein; indem er (II, 100) den die Madonna malenden Lukas zwar der unmittelbaren Eyck'schen Schule, aber einem von jenem Lehrer Hemling's verschiedenen Meister (II, 120), die berliner Anbetung des neugeborenen Kindes einem nur schülerhaften Nachahmer des Hemling, die münchener Anbetung der Könige aber (II, 121) einem zwischen Rogier und Hemling mitten inne stehenden Meister zutheilen will. Als wahrscheinlich von Rogier herrührend betrachtet er dagegen (II, 104) zu Löwen das Abendmahl in St.-Peter, zu Brügge die Marter des heiligen Hippolyt in der Salvatorkirche, welchen er (II, 108) den Verrath des Judas in der münchener Galerie als ein Mittelglied anreiht zwischen den genannten und vier von Waagen dem Rogier beigelegten Bildern. Diese nämlich mag der Verf. gern dem Rogier lassen, wofern sie als letzte Entwickelungsspitze des Meisters gelten. Eine Kreuzigung des berliner Museums, dort ein früheres Werk des Mabuse genannt, nimmt er (II, 113 fg.) für Albert van Ouwater in Anspruch; während er die Klage über Christi Leichnam im Belvedere zu Wien, die Passavant diesem holländischen Maler gibt, als originales Bild eines der ausgezeichneten Schüler aus Hemling's Richtung bezeichnet (II, 116). Daß man die Tafeln vom Reliquienkasten von St.-Omer dem Hemling zuschreibt, nennt er (II, 118) groß Unrecht, da sie, gediegener, ursprünglicher, einfacher, auf einen selbständigen Nebenbuhler, der wol auch Rogier's Schüler gewesen, zurückdeuten. Das Portrait der Aders'schen Sammlung ist ihm zweifelhaft, wie auch das von Waagen beschriebene Reisealtärchen, wofern es mehr als entfernte Ähnlichkeit mit dem berliner Bild (Geburt mit Sibyllen-Verkündigung und Anbetung der Könige) habe, da dies keineswegs von Hemling herrühre (II, 128). Entschieden aber Hemling's Werk sei das Jüngste Gericht zu Danzig, wie der Verf. ausführlich zu begründen sucht. Sonst theilt er ihm außer den beglaubigten Gemälden zu Brügge und der Anbetung mit Christoph und Johannes zu München die Madonna der Aders'schen Sammlung, jetzt im Besitze des Dichters Rogers, zu (II, 148 fg.), welche letztere Waagen geneigter war dem Jan van Eyck selbst beizumessen. Auch die Freuden und Schmerzen der Maria zu München läßt er dem Hemling (II, 153), nicht aber von den brügger Bildern die Grablegung, die Vermählung der Katharina, den großen Christoph und die Taufe, für deren Absonderung er Gründe anführt. Fer-

ner nimmt er (II, 161) dem Jeronymus Bosch jenes berliner Bild, welches Paradies, Fall, Engelsturz, Gericht und Hölle vorstellt, weil darin, bei vielem Fremdartigen, der Pinsel des Lukas Kranach unverkennbar sei, sodaß es eine frühe Nachbildung des Letztern nach einem Hauptwerke des Bosch sein möge. Den Tod der Maria zu Köln, wie den zu München, die allerdings wol fälschlich dem Schoreel gegeben werden, weist der Verf. (II, 169) der kölnischen Schule des 16. Jahrhunderts zu. Von zwei zu Danzig befindlichen Kirchenbildern findet er das eine (II, 111 fg.) dem Dierick Stuerbout nahe verwandt, das andere (nach innern und äußern Gründen, II, 187) der Schule von Calcar zugehörig.

Solche eigene Urtheile sowie öftere Berücksichtigung der Farbentechnik, Zeichnungs- und Anordnungsbesonderheiten, und manche ausführliche Schilderung beweisen zunächst, daß der Verf. sich mit den Leistungen der flandrischen Schule und der benachbarten deutschen lebendig befaßt hat; bei den oberdeutschen ist er mehr von Andern abhängig. Das Recht der bestimmten kritischen Sprüche ist freilich da wenigstens abzuwägen schwierig, wo es sich darum handelt, blos literarisch bekannten Namen, wie Rogier van Brügge und Albert van Ouwater, für welche äußerlich beglaubigte Bilder vermißt werden, bestimmte Werke zu- oder abzusprechen. Indessen stellt der Verf. die Inductionen, die ihn leiten, deutlich hin. Bei Rogier hält er, ausgehend von den Zeugnissen, die ihn als einen der vorzüglichsten Schüler des Jan van Eyck und als den Lehrer des Hemling bezeichnen, den Begriff eines Meisters fest, der den Übergang von jenem zu diesem in Technik und Sinnesweise darstelle, und wählt für ihn Werke aus, die neben der Selbständigkeit, wie man sie von dem Förderer einer Kunstrichtung erwartet, den Charakter von Vorstufen sowol für Hemling's Leistungen als für andere blicken lassen, welche bei großer Verwandtschaft mit Hemling's Gemälden doch von ihnen sich unterscheiden. Wie Rogier's, erhält auch Hemling's Auffassung durch solche Sichtung eine fester abgegrenzte Bestimmtheit, wenn anders die neuvertheilten Werke sich entschieden genug nach den Eigenschaften, wie der Verf. sie schildert, wirklich unterscheiden. In dem Maße als diese Bestätigung, die nur Angesichts der Bilder im Ost und West zu schöpfen ist, nicht abgeht, wird dem Verf. das Verdienst zukommen, die Abstufungen der flandrischen Schule genauer als seine Vorgänger charakterisirt zu haben. In Kugler's „Handbuch" z. B. kann es dem Leser auffallen, daß bei der allgemeinen Charakteristik Hemling's der eigenthümlich strenge Sinn, worin dieser Meister die Eyck'sche Weise gefaßt, die mindere Lieblichkeit seiner ernsten Gesichter, weniger zierliche Schlankheit der Gestalten, geringere Weichheit der Bewegung hervorgehoben, und dann doch bei Schilderung der einzelnen Werke nicht diese Prädicate, sondern wiederholt die entgegengesetzten: „höchster Liebreiz", „milder Charakter", „vorzüglich schöne Gestalten", „freie Bewegung", „zartkräftige Ausführung", „wunderbare Anmuth und Liebenswürdigkeit" bemerkt werden. Und dieser Widerspruch könnte sich damit lösen, daß bei jener allgemeinen Charakteristik auch Werke, wie die Tafeln aus St.-Omer, das Abendmahl zu Löwen, die Hippolyt-Marter zu Brügge und andere berücksichtigt sind, während bei den besondern Schilderungen die Eindrücke der anmuthigern, belebtern Gemälde vorwalten. Indem nun Hotho jene andern Bilder ausscheidet, gewinnt sein Begriff Hemling's wenigstens größere Rundung und Einstimmigkeit, wennschon die Möglichkeit divergirender Richtungen eines Künstlers im Allgemeinen nicht zu leugnen steht, und nur die genaueste Untersuchung der Werke über das Recht der kritischen Sonderung entscheiden kann.

Stufenfolge und Abzweigung der Malerkunstblüte des 15. Jahrhunderts nehmen sich also bei dem Verf. gesonderter und folgerichtiger aus. Was dagegen den Hauptverlauf in der Entwickelung der Schulen und ihre charakteristischen Unterschiede gegeneinander betrifft, finden sich bei dem Verf. wesentlich dieselben Ansichten wie bei seinen Vorgängern. Nur hat seine Darstellung ein, so viel ich sehe, eigenthümliches Verdienst in der Rückführung dieser verschiedenen Schulcharaktere auf ihre letzten Gründe. Ihm ergibt sich die Grundform der malerischen Anschauung jedes Volkskreises aus der Stellung, die in demselben das weltliche Bewußtsein zum religiösen und kirchlichen hat. Mit Recht. Denn in jener Periode hatte ja die Malerei fast ausschließlich religiöse Bestimmung. Der Sinn aber, in welchem die heiligen Gegenstände sich der Phantasie darstellen, wird nothwendig von den Graden und Weisen des Abstandes und der Vereinbarung abhängen, die nach Sitte und Empfindung der Vorstellenden zwischen ihnen und ihrem Himmel, ihrem besondern und dem ewigen Leben obwalten. Dabei kommt es keineswegs blos auf die Religiosität als solche, die Demuth vor Gott, das Heiligungsbedürfniß und Versöhnungsvertrauen, sondern ebenso sehr darauf an, was der weltliche Sinn den Glaubensvorstellungen entgegenbringt und welche Gestalt das irdische Leben hat, das in den heiligen Bildern den Ersatz seiner Mängel, den Contrast seines verwerflichen, die Verklärung seines annehmbaren Theiles erblicken will. Nun kann aber aller gegebener Stoff und Zug der Frömmigkeit sowie alle sonstige Bildung der Sinnlichkeit und des Verstandes, Macht und Zier des Lebens, immer nur insoweit Mittel der künstlerischen Darstellung werden, als es im Sitz und Brennpunkt menschlicher Schöpfung, im Selbstgefühle, die individuelle Einheit eines freiumfassenden, gesammelten und beseelten Blickes findet. Und so wird in der That das im Volkszustande begründete Selbstgefühl, wie es beziehungsweise sein weltliches und heiliges Leben zusammenhält, das erste und letzte Maßgebende für die Bilderschöpfung sein.

In dieser Hinsicht macht nun der Verf. (II, 8) für die kirchliche Malerei der Deutschen im Mittelalter auf den Unterschied geistlicher und weltlicher Städte aufmerksam. In den geistlichen Städten, wo die Kirchenhäupter zugleich weltliche Herren sind, eben darum aber theils

mit dem Machtstreben der Patrizier, theils mit dem demokratischen Geist der Zünfte zu kämpfen oder sich zu vertragen haben, fühlt der Künstler wie der Bürger überhaupt sein weltliches Leben auf einem Boden mit dem geistlichen.

Wie sie im Leben Bischof und weltlichen Herrn in unmittelbarer Einheit vor sich sehen, sich selbst aber, bei voller Anerkennung seiner doppelten Macht, ihm gegenüber ebenso selbständig und berechtigt empfinden, so geben sie nun auch künstlerisch den Gestalten ihrer Mitbürger in religiösen Charakteren und Situationen (oder den kirchlich-typischen Gestalten, in deren Ausdruck sie die Gesinnung der Gemeinde spiegeln), nicht den Ausdruck der Schuld und Buße, der tiefen Versenkung und Heiligung, sondern der unbefangenen Ruhe und glücklichen Sicherheit.

In den königlichen Städten hingegen fällt der Kampf gegen geistliche Herren, mit ihm aber auch jene beziehungsweise Gleichstellung fort. Hier streiten nur weltliche Stände untereinander, und die Kirche, viel weniger betheiligt in den Händeln, bleibt mehr nur geistliche Macht, ein wirkliches Gottesreich. In der Kunst zeigt sich dann ebenfalls diese Sonderung des Weltlichen und Geistlichen. Sie hält Beides auseinander, stellt das Weltliche treuer in seiner Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit, das Geistige und Himmlische, als dessen Anderes, feierlicher und strenger dar; und sie bedarf, je mehr dieser Gegensatz, um dessen Vermittelung es doch eigentlich sich handelt, in ihr heraustritt, eines um so bestimmtern Ausdrucks der Vereinbarung und Weihe, also auf Seiten ihrer weltlichen Gestalten der Unterwerfung und Andacht. Hieraus erklärt es sich dem Verf., daß in der ersten heitern Blüte deutscher Malerei die bischöflichen Städte den Vorrang haben, später aber gerade in den weltlichen der Ausdruck (nicht nur einer reichern Natürlichkeit und schärfern Charakteristik, sondern) einer strengern Andacht erstrebt und erreicht wird. Jene erstere Stufe stellt im erzbischöflichen Köln und dem westfälischen Bisthum, die folgende in den flandrischen Städten sich dar. Schwerer möchte es zu beweisen sein, wenn der Verf. hinzusetzt, daß die oberdeutsche Schule (in der sich diese unterschiedene Bedeutung geistlicher und weltlicher Städte für die Malerei nicht behauptet) ihren eigenthümlichen Standpunkt erst auf niederländischen Anstoß zu finden gewußt. Einflüsse der Niederländer auf die Oberdeutschen sind wol unleugbar; aber ruhen auf ihnen die Charaktere der bedeutenden unter den oberdeutschen Meistern?

Es ist daher der Abriß, den der Verf. von Kölns Lage und Geschichte, besonders von der Entwickelung und den Stufen der Bürgerfreiheit gibt (II, 8—11), allerdings dienlich zum tiefern Verständniß der dort im 14. und bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts blühenden Malerei, ihres unbefangen freudigen, fromm beseelten, festlich befriedigten Charakters. Und da die westfälische Schule derselben Periode der kölner nahe verwandt erscheint, ist auch die Nachweisung ihrer ähnlichen Grundlagen in den Städtezuständen am Platz (II, 12—15, vgl. 174 fg.), desgleichen bei der flandrischen Schule, deren Auffassung, nach dem Verf., ausgehend von der Geschiedenheit Gottes und des im Weltleben schon befestigten Menschen, sich die tiefere Wiedervereinigung durch erhabene Ruhe und Feierlichkeit der heiligen, gesammelte Ehrfurcht und Andacht der weltlichen Gestalten zu ihrer Hauptaufgabe macht, ist die Schilderung der allgemeinen Zustände von Werth. Die Gründe, die hier dem materiellen Leben größern Reichthum und Glanz, dem Verkehr einen weitern Horizont, der Einbildung eine buntere Weide, der Thatkraft größere Aufgaben und Mittel gegeben, werden (II, 44 fg.) durchgegangen, und es wird gezeigt, wie das hier von Haus aus weltliche, unter burgundischer Herrlichkeit politisch-bedeutend gestaltete Regiment, der gegenüberstehenden geistlichen Macht eine höhere und reinere Bestimmtheit ließ, den Hingang zur Kirche, da sie eine äußere Herrschaft hier nicht war, desto mehr zur innern Sache der ganzen Seele und bei dem erhöhten Bewußtsein weltlicher Fülle und Besonderheit zu einem gefühlten, ausgesprochenen, feierlichen Acte machte. Was der Verf. als gegeben und bewegt in der Volksart und Lage, der Geschichte und dem zeitlichen Flor der Städte aufgezeigt hat, begründet, indem es im Brennpunkt einer Phantasie, die harmonische Befriedigung anstrebt, gesammelt wird, die wesentlichen Kunstcharaktere der Eyck'schen Schule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Johann und die Schweden. Historische Skizzen von M. J. von Crusenstolpe. Zwei Theile. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 1845. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der ruhmwürdige Schwedenkönig hat wenige Jahre nach seinem Tode ebenso wenig als Wallenstein, Friedrich II., Napoleon und andere berühmte Männer seinem Schicksale entgehen können, einer aufgeputzten Romantik zu verfallen. Denn etwas Anderes als ein mit allerhand geschichtlichen und ungeschichtlichen Notizen verbrämter Roman ist das vorliegende Buch nicht, das sich als eine traurige Parodie auf Geijer's ausgezeichnete Denkschrift auf Karl XIV. Johann zu erkennen gibt. In dieser ist die biedere, patriotische Gesinnung des schwedischen Geschichtschreibers überall sichtbar, bei Hrn. von Crusenstolpe aber dürfte man vergebens nach Spuren vaterländischen Wesens suchen; man erkennt nur, wie in dessen andern Romanen und Schriften, den unruhigen Liberalen, dem nun einmal in der heutigen Welt nichts recht ist. Sein Buch ist ein buntes Gemisch von Monologen, fortlaufenden Erzählungen, Dialogen in Feßler's oder Schlenkert's Geschmack, und allerhand häkelichen Hofgeschichten und Anekdoten, die dann durch die unter dem Text befindlichen Worte „Dies ist historisch" für gläubige Leser zur unumstößlichen Wahrheit gestempelt sein sollen. Auch sonst finden sich allerhand Citate aus neuern Memoiren, aber gerade aus den unzuverlässigsten und unbedeutendsten. Über des Kronprinzen von Schweden Kriegsthaten in Deutschland geht der Verf. — hier mit Recht — ziemlich rasch hinweg und vermeidet auch hier nicht Unrichtigkeiten. Die Erzählungen seines Auftretens und Benehmens in Schweden, die Schilderungen seiner Furcht vor den Anhängern des abgesetzten Königs, seiner Finanzspeculationen, seines Verkehrs mit Männern wie Engeström, Wetterstedt, Toll, Lindgren, Rüdiger, Maclean, Armfelt und Andere, alle diese Dinge sind so oft entstellt und zum gewöhnlichsten Roman geworden, daß wir uns weder mit ihrer Belobung noch mit ihrer Widerlegung

abzugeben bewogen fühlen. Denn zur erstern ist keine Veranlassung und die letztere würden wir vergebens bei dem großen lesenden Haufen, für welches Hr. von Crusenstolpe sein Buch geschrieben hat, versuchen. Nur ein solcher kann an den Geschichtchen, wie und was Karl Johann zu essen und zu trinken pflegte und wie er die Bereitung des Punsch in Schweden vervollkommnet hat, Gefallen finden oder sich vorschwatzen lassen, daß Karl Johann stets zwei oder drei Dukaten für den Kammerdiener, der ihm den Bart abnahm, hingelegt habe, damit der Barbier gegen jede Anwandlung, das Messer als Mordwerkzeug zu gebrauchen, unempfänglich sein möge (I, 70 fg.). Aus welchen Quellen aber der Verf. seine Nachrichten über das zärtliche Verhältniß zwischen Karl Johann und dem Fräulein Mariane Koctull geschöpft habe, möchten wir wol wissen, da solcher Neigungen weder Freunde noch Feinde des Königs von Schweden jemals Erwähnung gethan haben. Besagtes Frauenzimmer war übrigens zugleich der Liebling des alten Königs Karl XIII. und man wird nicht ohne einigen Ekel die Scene (II, 182) lesen können, wo der abgelebte Monarch die Wangen des schönen Fräuleins streichelt und ihr dabei aus seiner langen Pfeife eine Rauchwolke in das Gesicht bläst. Eine echt türkische Situation!

Die Übersetzung liest sich gut, sodaß es wol für die Routiniers in den Leihbibliotheken eine ganz leidliche Speise sein wird; aber auch nur für solche. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Studien über die englischen Zustände.

Als sich Léon Faucher von dem rauhen Felde der Tagespolemik zurückzog, beklagte man allgemein den Rücktritt dieses ehrenwerthen, kenntnißvollen, begabten Mannes, welcher sich auf dem Gebiete der Journalistik einen ehrenvollen Platz erstritten hatte. Seitdem er nun um verschiedener Ursachen willen von der Redaction des „Courrier français" abgegangen ist, hat er sich ernstern publicistischen Studien gewidmet, von denen ein Theil in der „Revue des deux mondes" niedergelegt ist. Um seiner politischen Überzeugung durch die Anschauung fremder Zustände und Verhältnisse eine breitere Basis zu geben, hat Faucher sich nun längere Zeit in England aufgehalten. Die reife Frucht dieser Betrachtungen ist ein publicistisches Werk von bedeutendem Gehalte, welches vor kurzem u. d. T. „Etudes sur l'Angleterre" (2 Bde.) aus seiner Feder erschienen ist. Wir haben es hier nicht mit einem jener leichtfertigen Erzeugnisse der modernen Touristenliteratur zu thun, die sich niemals von der Oberfläche zu einer tiefern Auffassung verirren. Das reiche Material, welches uns hier geboten wird, ist wohl gesichtet, den Beobachtungen, welche uns mitgetheilt werden, fehlt es nicht an einer sichern Begründung, und die Form ist würdevoll und einem so ernsten Thema angemessen. Der Verf. verschmäht den eiteln Prunk unnützen Raisonnements, indem er es vorzieht, Thatsachen und Zahlen sprechen zu lassen. Niemand glaube aber deshalb, es handle sich hier um einen trockenen statistischen Bericht. Der Verf. hat es trefflich verstanden, den reichen Stoff, den er während seines Aufenthalts in England mit unermüdlicher Thätigkeit gesammelt hat, zu einer äußerst interessanten Darstellung zu verarbeiten. Besonders werthvoll sind die Mittheilungen, welche er über den Zustand und die Verhältnisse der armen Volksclassen in England macht. Man sieht in der Art und Weise, wie er dieses Thema behandelt, daß es ihm nicht darum zu thun war, auf wohlfeile Weise die ganze Litanei von Verwünschungen, welche andere liberale französische Publicisten England gegenüber zur Hand haben, loszulassen. Seine Darstellung ist in diesen Partien zum Theil wol ergreifend, aber nie läßt er sich Übertreibungen und Entstellungen zu Schulden kommen, von denen selbst manche deutsche Reiseberichte aus England nicht freizusprechen sind. Von nicht geringer Wichtigkeit sind auch die Schilderungen, welche er von der englischen Aristokratie, diesem den englischen Verhältnissen so eigenthümlichen Institute, entwirft, und die Betrachtungen und Erörterungen, welche er an sie anknüpft.*)

Die wiederaufgewärmte Memoirenfabrikation.

Das Feuilleton verschlingt ungeheure Massen von literarischen Productionen. Die Tageschriftsteller, welche sich diesem gefräßigen Ungeheuer verschrieben haben, sind deshalb genöthigt, sich nach neuen Quellen umzusehen, damit sie dem Bedürfniß, welches durch die Formatvergrößerung der Journale im steten Wachsen begriffen ist, genügen können. Auch die regsamste Phantasie ermattet unter dieser fortwährenden Production. Da bietet sich nun plötzlich die während der Restauration so beliebte Memoirenfabrikation als ein bequemes Auskunftsmittel für die bedrängten Feuilletonisten, und gleich stürzen sich diese stets fertigen Federhelden auf ihre leichtzuerwerbende Beute. Der Bibliophile Jacob ist zwar nicht der Erfinder dieser Zwittergattung, welche zwischen dem Romane und der Geschichtschreibung steht; aber er wird, wenn es auf die Masse ankommt, seinen Mitbewerbern gewiß die Concurrenz streitig machen. Wir erhalten jetzt von ihm solche Denkwürdigkeiten, welche angeblich aus den Papieren eines Hofmanns herrühren. Sie führen den Titel: „Mémoires secrets de G. T. B, duc de Roquelaure, précédés d'un essai sur les mémoires historiques", von P. L. Jacob (2 Bde.). Diese Schrift zeigt recht eigentlich die Dürftigkeit und Nichtigkeit dieses ganzen Genre, das auch nicht die geringste literarische Berechtigung hat. Die Scenen, welche uns hier geboten werden — sie sind aus den gewöhnlichen Romaningredienzien: Liebeshändel und andere tolle Streiche, zusammengebraut —, sind zu einem so losen Zusammenhange verbunden, daß selbst unverwöhnte Leser, die eben keine hohen Anfoderungen an eine künstlerische Production stellen, nothwendigerweise eine gewisse Leere empfinden. Dabei fühlt man, so sehr sich der Verf. auch befleißigt, diese Gemälde einer raffinirten Verderbtheit bis ins Detail auszuführen, doch überall die innere Unwahrheit und den Mangel wahrer Originalität. P. Lacroix — dies ist bekanntlich der wahre Name des Bibliophilen — hat wirkliches Talent, manche seiner Romane enthalten sowol in Bezug auf Erfindung als Darstellung vortreffliche Partien; aber er producirt viel zu schnell und daher viel zu flüchtig als daß seine Compositionen wirkliche Kunstwerke werden könnten. Ja, man muß mit Bedauern bemerken, wie er seine schönen Anlagen, je mehr er sich bei seinen Productionen vom Gewinne leiten läßt, auf die Dauer immer mehr verflacht und verzettelt. 17.

*) Faucher's Werk ist bereits ins Deutsche übersetzt worden und wir kommen noch darauf zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1846.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei ꝛc. Von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Dieses Verdienst des Verf. würde heller hervortreten, wenn ihm das Allgemeine und Besondere ineinander zu arbeiten (was der wahre Stil einer Geschichte ist) besser gelungen wäre. Er hat die beiden Theile zu abgesondert, theilweise zerfallend behandelt. Erst erzählt er die politische Geschichte von Köln und Westfalen, dann charakterisirt er Kölns Malerschule, wie sie in ihrer Blütezeit war, dann geht er zurück auf die ältestbekannten Spuren und Notizen deutscher Malerei — magere Erwähnungen, und Werke, die weit voneinander zerstreut, wo nicht unerheblich, doch von jener vorher geschilderten und in der vorausgeschickten politischen Geschichte begründeten kölnischen Malerkunst noch sehr entfernt sind —, und dann erst kommt er durch eine westfälische Vorstufe bei der letztern an. Es wäre doch natürlicher gewesen, das Ältere und minder Entwickelte, statt es zwischen die Ursachen und die allgemeine Charakteristik des höher Entwickelten einerseits und die nähere Darstellung des letztern andererseits hineinzuschieben, beidem so in der Erzählung wie es in der Geschichte war vorhergehen und das wirklich Zusammengehörige unzertrennt in einer bündigern Fassung erscheinen zu lassen. Auch die Behandlung der flandrischen Schule, ohne Zweifel der bedeutendste Theil des Buchs, hätte viel gewinnen können, wenn der Verf. mit mehr historischer Kunst die allgemeine Schilderung und Beurtheilung, statt sie in ausführlicher Geschlossenheit vorauszuschicken, mit den Notizen und Kritiken von den einzelnen Malern und Bildern verwoben hätte. Das Besondere würde dann minder breit, durch frische Verschwisterung mit seinem Sinn und Geiste tiefer, und, um es in seinem Begriff zu erhalten, nicht so viel Wiederholung des vorher öfter Gesagten nöthig geworden sein.

In dem folgenden Abschnitt über die jüngere Schule von Köln und Westfalen und die von Calcar zieht dies zerlegende Verfahren nicht solche Breite nach sich, weil hier des Materials viel weniger ist; und da dies Material wegen innerer Ungleichartigkeit verschiedenen Gesichtspunkten heimfällt, ist es hier vielmehr zweckmäßig, daß der Verf. die allgemeine Bezeichnung der Umwandlung und ihrer theils zusammen- theils auseinandergehenden Richtungen voranstellt. Am wenigsten aber will in den letzten Stücken dieses Bandes, die den schwäbischen Malern des 15. Jahrhunderts und von den Nürnbergern zunächst dem Wohlgemuth gelten, die Begründung und Beurtheilung in ein ebenmäßiges Verhältniß mit der Ausführung des Einzelnen kommen. Nach der Erzählung, wie in den schwäbischen Städten Bürgerselbständigkeit, Gewerbsbetrieb, weitgehender Handel heraufgeblüht, bemerkt der Verf., die Oberdeutschen hätten hiernach schon früher eine der flandrischen verwandte Kunstrichtung entwickeln können, „wenn ihre Gabe zur Malerei mächtiger und umfangreicher gewesen wäre". Hieraus könnte man folgern, daß auch die obige Herleitung der flandrischen Malerei aus den Städtezuständen nicht erschöpfend und ihre eigentliche Ursache doch eben eine besondere Gabe der Flamänder zur Malerei gewesen sei. Da aber der Begriff einer solchen Gabe in der That nichts Anderes ist als die abstract formelle Voraussetzung der positiven Ursachen, durch welche die Anschauung eines Volks frei, in sich geschlossen und in bestimmter Weise malerisch wird, so ist die Berufung auf solche Gabe noch neben angezeigten positiven Gründen eigentlich nur das Geständniß, daß man die letztern noch zu abstract, noch nicht in der vollen geschichtlichen Ausbildung gefaßt habe, welche die Bilder der Kunst als ihre eigenen Blüten an sich trägt. Der Verf. kann mit jener Äußerung diesen Mangel für seine Entstehungserklärung der flamändischen Malerei einzugestehen scheinen, wenn er in Schwaben die gleichartigen Gründe ohne das gleichartige Resultat anerkennt. Aber was er dort zur Erklärung anführte, waren in der That die wesentlichen Gründe. Nur würde daß sie die Erklärung erschöpfen erst dann ganz einleuchten, wenn sie ins Bestimmtere ihrer historischen Ausgestaltung, in die Anschaulichkeit der Sittenzüge und Lebensbilder verfolgt wären. Die Geistigkeit jedes Zeitalters hat zu ihrer Totalhälfte die Sinnlichkeit desselben. Und das muß ebenfalls von Seiten der letztern durchschaut werden, wenn man seine sinnliche Idealvorstellung, die Malerkunst, in ihrer Bestimmtheit will entstehen sehen. Die Tracht und Gehabung des handelnden und geselligen Lebens in den Momenten, wo-

rin sich am meisten die Ansprüche und Formen des allgemeinen Selbstgefühls an den Tag stellen, sind natürlich für den Widerschein des letztern im Malerwerk die allgemeinern Mittel; und der standesmäßige Antheil des Malers am anerkannten Selbstgefühl, seine Bildung nicht nur für den Gedanken Dessen, worein jetzt der Werth der Gesellschaft gesetzt wird, sondern auch für den geselligen Ausdruck desselben, die Breite und Höhe seiner Mitbetheiligung und Mitberechtigung an den wärmsten Spannungen und Genüssen des Zeitgeistes bildet nothwendig die nähere Vermittelung. Blickt man auf diese Vermittelungen der Malerschöpfung, so wird bei Vergleichung des schwäbischen Städtelebens mit dem flandrischen der Unterschied in den ähnlichen Bedingungen deutlich genug, um die ungleiche Entwickelung der Malerei ohne die Annahme eines ungleichen Maßes apriorischer Gabe natürlich zu finden. Die vorausgesetzte Gleichartigkeit der Verhältnisse ist zu abstract. Allerdings macht es sich der Verf. selbst zur Aufgabe, ebenso sehr ihre Ungleichheit an das Licht zu rücken, aber so, daß neue Widersprüche entstehen. Er sagt (II, 201):

Die flandrischen Städte bleiben nicht ganz von dem Einfluß ihrer romanischen Nachbarn frei. Kampf ist im Politischen ihr eigentliches Element, und die Vermittelung kommt mehr in Form nothwendiger Unterwerfung der einen oder der andern Seite als durch jene Einigung zu Stande, zu welcher beide freier zusammengehen, weil die Harmonie ursprünglich in ihnen liegt. Zugleich ist bei den Eyck selbst eine gewisse ritterliche Zierlichkeit und fürstliche Vornehmheit in vielen Gestalten kaum zu verkennen. Man merkt, daß Johann van Eyck Philipp dem Guten zur Seite stand. Der Hauptzug aber bleibt immer die religiöse Ruhe und kirchlich-katholische Heiligung. Von diesen Werken aus gibt es keinen Übergang zu protestantischer Sinnesweise.

Dagegen weist er bei den Oberdeutschen die frühen Keime der letztern nach; dann im Politischen die Liebe für das Stätige, die sich mit der Freiheit in das Gleiche setzt. Aus jenen Keimen und Richtungen erklärt er an der schwäbischen Malerei die selbstgewissern, im Bösen auffässigern, im Guten mit Gott vertrautern Charaktere, aus dieser politischen Ordnung die Milde und Freundlichkeit im Ausdruck, ähnlich der kölnischen und westfälischen, zugleich aber aus der in Schwaben erweiterten Opposition gegen die ganze römische Kirchengewalt das tiefere Gemüth und den durchgebildeten Ausdruck von fester Kraft in Bildnissen, sowol der anmuthigen und würdigen als der gemeinen und rohen Art. Bei ihnen entspringt, nach dem Verf., jene harmonische Sicherheit des Stils, die bei den Kölnern wahrzunehmen war, zugleich mit der reichern Bildnißwahrheit, zu der den letztern erst die Flamänder helfen mußten, aus der heimischen Quelle, aus ihrem Städteleben selbst, kraft dem ungetrübtern Einklang und der freien Ausbildung desselben, sodaß sie Beides, jene harmonische Charaktersicherheit und diese reichere Besonderheit, schneller und selbständiger vereinigen.

Nach alle Dem sollte man billig von der schwäbischen Malerei eine reichere und reifere Vollendung als bei jenen andern Schulen erwarten. Kommt man nun aber an das Besondere, so bestätigt sich dieses keineswegs. Wie hoch man den Martin Schön stellt, vollendeter in seiner Art als die Eyck in ihrer kann er nicht heißen. In Wahrheit und Ebenmaß der Gestaltenbildung steht er nach des Verf. eigenem Geständniß (II, 213) unter ihnen. Am wenigsten entspricht jener obigen Vorausversicherung, daß die schwäbischen Maler tiefe Bildnißwahrheit mit harmonischer Sicherheit und freier Offenheit des Charakters selbständiger als die Niederdeutschen vereinigt hätten, das bei Schön so stark hervortretende phantastische Element. Der Verf. will es zwar nicht so genannt wissen. Er sagt (II, 212):

In seinen heraufgeputzten Henkern, seinen muthwillig fletschenden Knaben und geißelnden Knechten beweist Martin Schön gerade am vollsten ein naturtreues Studium. Er steigert nur häufig die beobachteten Züge mit nachhelfender Energie. Die verstärkte Misbildung der rüsselartigen Mäuler, die bocksartigen Köpfe und knöchernen Körper soll deutlicher noch die innere und äußere Verkehrtheit darthun. Wie ihn selbst jedoch der Sieg des Wahren innerlich froh macht, scheint auch einigen seiner Figuren fast die eigene Häßlichkeit lächerlich und die eigene Bosheit kein letzter Ernst. Giftigen Haß zeigen nur wenige, und fast Einer nur schaut jedesmal drein als wäre er der Böse selbst.

Nun, was der Verf. hier schildert, ist Das, was die ganze Welt „phantastisch" nennt. Carikirte, ihren eigenen Ausdruck aufhebende Figuren sind keine Charakterbilder, sondern Masken, in welchen das Subjective (die Froheit des Malers, nach dem Verf.) nicht zur objectiven Wahrheit durchgebildet ist, sondern die Intention der Phantasie einseitig überwiegt. Ein solches Überwiegen ist es, was der Name des Phantastischen bezeichnet. Und tritt dieses innerhalb von Darstellungen auf, welche die positivsten Gegenstände der Volksbegeisterung umfassen, und stellt sich in denselben unmittelbar neben höchst ernsthaft gemeinten Gestalten, so dient es zum deutlichen Beweise, daß im Zeitgeiste noch etwas Unverdautes ist, daß die Bildungselemente desselben jenen ungetrübten Einklang und jene Selbständigkeit noch nicht erreicht haben, die der Verf. als das Auszeichnende gerade der schwäbischen Schule nannte.

Die Schüler des Martin findet er selbst nur in Rückschritten begriffen. Von der ulmer Schule theilt er dem M. Schaffner, durch welchen ihr Typus zum Endziel geführt wird (II, 225), eine gedoppelte Richtung zu, einmal auf unmittelbar der Natur entlehnte Physiognomien von derber schwäbischer Art, ohne Beseelung durch den Ausdruck tieferer Empfindung, dann auf edle, schwungvolle Formen, die er auch oft erreicht, so doch, daß sich diese gedoppelte Richtung „nicht vollständig verschmelzen will". Auch hier also bleibt „zwischen der reichern Particularität der Charaktere und dem Ausdrucke freier Offenheit in Anmuth und Würde" doch „ein trennender Unterschied übrig", wovon der Verf. (II, 203) gerade das Gegentheil aus allgemeinern Gründen behauptet hat. Man wird die verheißene selbständige Vereinigung jener Elemente ebenso wenig in Holbein's des Ältern Art nach folgender Charakteristik finden können (II, 234):

Kein oberdeutscher Meister hat den Gegensatz offener An-

muth und extremer Häßlichkeit schärfer hervorgehoben. Doch führt ihn Holbein ohne gründliche Durcharbeitung nur auf die Spitze. In Christusköpfen strebt er nach Adel, in Maria und heiligen Frauen nach gefälliger Schönheit. Sie stehen aber von dem Reichthum lebendiger Individualität schon allzu fern, um nicht an innerer Tiefe weit mehr zu verlieren als sie an äußerer Schönheit gewinnen können. Der frühere Kern des Charakters, die Concentration der Seele verschwinden, die Milde verläuft sich bisweilen fast ins Verblasene, und der Trieb nach Verallgemeinerung der Form deutet bereits auf beginnende Oberflächlichkeit. Doch bleibt sich Holbein nicht jedesmal gleich. Bald ist er mehr, bald minder gediegen. Solchen Gestalten nun setzt er Formen entgegen, wie die Natur sie selbst in querköpfiger Laune nicht so fratzenhaft bilden würde. Faschingsspiele und Mummereien scheinen ihr Ursprung und Vorbild zu sein. Die spitzen Nasen, bei zurückgeschobenem Mund, hackenartig bis zu dem vorstehenden Kinn herniedergezerrt, die hagern Gesichter mit gekrauster Stirn und verzogenen Brauen, das gesträubte Haar, Alles ist absichtlich übertrieben. Zumal, wenn er solche Physiognomien zum Ausdruck der Wuth und des Hohns verwendet. In diesem Gebiet ist er schlechthin eigenthümlich. Bei den Niederdeutschen erscheint die Widersacherherrschaft als brutale Roheit, die durch äußere Misbildung abstoßen soll. Erst Martin Schön bringt die innere Seite hinzu. Was seine Gestalten thun, ist ihr eigener Wille, verwachsen mit ihrem ganzen Charakter und Selbst. (Dies streitet etwas mit der oben angeführten frühern Stelle von den sich selbst verlachenden Figuren Schön's, welchen es mit ihrer Bosheit kein letzter Ernst ist.) Hans Holbein folgt einer andern Auffassung. Der Mensch, wie sündlich er sei, scheint bei ihm nicht eigentlich *selbst* böse; er ist nur vom Bösen besessen. Es ist eine fremde Gewalt, die ihn willenlos fortreißt. Der schlaue Fürst der Welt schiebt die armselige Creatur vor, um durch sie zu handeln. So kommen denn auch die widrigen Formen bei religiöser Andacht noch einmal zum Vorschein. Wir sollen von der äußern Disharmonie auf keinen Misklang des Innern schließen. Ob schön oder nicht, der Mensch kann doch rechtschaffen und andächtig sein.

Diese Erklärungen heben einander auf. Sind Faschingsmummereien Ursprung und Vorbild der Holbein'schen Misgestalten, so sind sie nicht ernstlich als Besessene aufzufassen; denn hinter der Faschingsmaske steckt der lustige, gute Bruder, hinter der Verzerrung des Besessenen der böse Feind. Dort ist die Häßlichkeit Ausdruck des Muthwillens, hier der Überwältigung, beidemal wird Accent, wiewol der entgegengesetzte, auf sie gelegt, und so ist es wieder ein ganz verschiedenes Dritte, wenn sie nun „noch einmal", diesmal aber zum Contrast mit einer — da doch der Maler das Innere einzig im Äußern zeigen kann — schlechthin vorausgesetzten innern Harmonie zum Vorschein kommt, in *dem* Sinne, daß auch der Misgebildete andächtig und rechtschaffen sein könne. Da ist die Häßlichkeit indifferent, die dort komisch oder tragisch betont war. Gesetzt, der Verf. konnte Holbein's Caricaturen diese disparaten Absichten ansehen, so durfte er sie nicht eine „Gesammtrichtung" nennen, wie im gleich Folgenden:

Leider geht ihm für diese Gesammtrichtung das unermüdliche Studium ab. Er begnügt sich mit einem engern Kreise von Physiognamien, die er nur stückweise aus der Natur schöpft, und dann häufig bizarr und phantastisch zusammenfügt, ohne den Zwiespalt von Inhalt und Form durch tiefern Ausdruck zu vergüten oder zu lösen.

So weist denn der Verf. weder in Colmar noch in Ulm noch Augsburg an der schwäbischen Malerei den durchgebildeten Ausdruck von fester Kraft, der aus der erweiterten Opposition gegen die römische Kirchengewalt fließen — und die Verschmelzung engerer Charakteristik mit harmonischer Form, die aus dem innern Einklang des Städtelebens folgen sollte —, genügend nach, öfter vielmehr das Gegentheil. Und hält man fest, daß eine befriedigende Vermittelung zwischen prosaischer Bildnißwahrheit oder schroffer Charakteristik einerseits und idealer Schönheit andererseits in dieser Schule im Ganzen, und noch mehr in einzelnen Meistern wirklich vermißt wird: so fällt noch weiter die einseitige Fassung auf, in der sie der Verf. zur fränkischen Schule in Verhältniß bringt, nur um den Fortschritt im Begriff zu behaupten. Er sagt von den nürnberger Malern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (II, 246):

Ihre Aufgabe ist einfach: Das auszubilden, was Martin Schön, die ulmer Schule und Holbein unerledigt lassen. Das Anmuthige und Liebliche wie die innere Harmonie kräftiger Charaktere gelangen den Meistern im Elsaß und in Schwaben in hohem Grade. Doch um deswillen eben mildern sie gern alles Strenge oder nehmen es gar nicht auf. Das höhere Ziel aber liegt nicht in dem bloßen Vermeiden. Selbst das Scharfe muß sich die Darstellung, wenn es nöthig wird, einverleiben, um es in echter Mäßigung in Fluß und Einklang zu bringen.

Nun ist also auf einmal wieder der Stil jener Schule nur anmuthig und lieblich, das Strenge und Scharfe hat sie nur gemildert oder gemieden. Und doch hieß es schon bei Martin Schön (II, 210 fg.): „Solche Anschauung scheut am wenigsten die Darstellung härterer Extreme" — „mit geistvollem Auge lebt er sich in die Naturausschweifungen menschlicher Structur und Physiognomien ein." „Selbst Dürer kaum versteht es, wie er, die Nachtseite in wirklichen Individuen zu veranschaulichen." Dann von dem ulmer Zeitblom (II, 222): „In seiner Jugend mit scharfem Blick streng, ja herbe selbst auf charakteristische Form und Geberde hingewandt" u. s. w., und von seinem nördlinger Bilde: „Die Gesichtsbildung in dem Volk und den Knechten ist ungemildert häßlich, doch höchst individuell." Wenn sich nun später seine „Schärfe der Charakeristik mehr und mehr mildert", war sie doch kein fehlendes, kein unerledigtes Moment in der schwäbischen Schule, wie ja auch bei Schaffner die unmittelbar natürlichen, derbschwäbischen Physiognomien in historischen Bildern nicht der Anmuth und Milde halber gewählt sein konnten, und endlich Holbein der Ältere, nach dem Verf.: „den Gegensatz offener Anmuth und extremer Häßlichkeit, wenn auch ohne gründliche Durcharbeitung, auf die Spitze getrieben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die letzten Tudors auf dem Throne von England. Geschichtlicher Roman von **Wilhelmine Sostmann**. Erster und zweiter Band. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1845. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk möchte wol eher als geschichtlicher Roman romantisirte Geschichte genannt werden; das Roman-

tische bleibt Zuthat und die Geschichte wird mehr in ihrem Verlaufe als in ihrer Färbung mitgetheilt, doch ist sie in der ihr verliehenen Form recht ansprechend und genießbar; die historischen Gestalten treten vor den Leser, wie er sie seit seiner Jugend sich gedacht hat. Das Streben, die Geschichte zu berichtigen, welches jetzt alle Historiker beseelt, liegt der Verf. fern, doch hat sie mit vielem Talent das Bekannte wieder aufgefärbt und das Todte belebt.

Vor uns liegen zwei Bände, jeder in zwei Theilen. Der erste Theil des ersten Bandes enthält „Die heilige Maid von Kent" und beginnt mit Heinrich's VIII. Ehescheidung von Katharina und seiner Vermählung mit Anna Boleyn. Das Mädchen von Kent ist eine Prophetin, welche durch Priesterränke in den Zustand der Exaltation versetzt den König tadelt wegen der gebrochenen Ehe und der neuen Verbindung mit einer Ketzerin flucht. Der zweite Theil des ersten Bandes gibt uns das Bild der heitern, schönen Anna Boleyn in ihrem Übermuth und in ihrer Vergnügungslust, welche sie zum Schaffot führt. Vorher sahen wir Wolsey's Intriguen, seinen Sturz und seinen Tod; zu Anna's Hinrichtung führt er den entscheidenden Streich durch sein Vermächtniß an den König, welches in ihrem Briefwechsel mit ihrem ersten Geliebten besteht.

Ein anderer Theil zeigt uns des Königs Heinrich VIII. Hof. Begebenheiten häufen sich auf Begebenheiten. Marie, die Tochter Katharina's, folgte der Mutter in die Verbannung; Anna Boleyn hinterläßt Elisabeth; beide Töchter werden für illegitim erklärt. Heinrich vermählt sich sogleich nach Anna's Tode mit Johanna Seymour und verliert sie bald durch den Tod; sie hinterließ den neugeborenen Prinzen Eduard. Jetzt folgt die Vermählung mit der ungeliebten Anna von Kleve. Der König läßt sich von ihr scheiden, um Katharina Howard zu heirathen. Während dieser häuslichen und Familienwirren spielen die religiösen Angelegenheiten im Lande eine große Rolle und die Verf. weiß den Kampf der Parteien, die despotischen und inconsequenten Eingriffe des Königs, seine Grausamkeiten sowie seine wechselnden Ansichten und Launen sehr lebendig an dem Leser vorüberzuführen. Der König stirbt, und Eduard IV. besteigt den Thron, ein Kind von 13 Jahren. Abermals sehen wir Intriguen, die der Vormundschaft nämlich; in Folge dieser Seymour's und Somerset's Hinrichtung. Dann wird Maria's und Elisabeth's Entwickelung geschildert; das Interesse des Lesers wendet sich Letzterer zu, deren Kinderleben schon die spätere Geistesüberlegenheit verheißt. Der vierte Theil bringt uns bis zu Eduard's IV. Tod. Der dritte Band, aus dem fünften und sechsten Theile bestehend, ist uns verheißen, doch noch nicht übergeben worden. Weit entfernt, von dem Lesen der vier Theile ermüdet zu sein, verlangt uns nach den folgenden, welche „Elisabeth's erste Liebe" und den „Prätendenten" enthalten sollen; die Geschichte beschäftigt unter solch romantischer Beleuchtung ebenso leicht als angenehm. Die Episode des Mädchens von Kent erschien uns indeß zu lang, zu ableitend von dem Faden der geschichtlichen Begebenheiten; auch sie erwartet ihr Ende mit dem letzten Theil. Der junge Fitz Patrick, welcher im ersten Theil als Page der Königin Katharina in die Dienste der Anna Boleyn übertritt, Spielgefährte Elisabeth's und später Eduard's, sodann dessen Freund wird, erhielt vom sterbenden König Heinrich VIII. den Auftrag, das Mädchen von Kent, welches seine Verfolgung in die weite Welt getrieben hat, wieder aufzufinden. Zu diesem Zweck begibt er sich auf Reisen. Er ist mit großer Vorliebe von der Verf. ausgestattet, ein liebenswürdiger Mensch und Hofcavalier, welcher eine kleine Neigung zur Prinzessin Elisabeth verräth und immer zur rechten Zeit kommt, um zu schützen und zu retten. Wir können das Buch in jeder Hinsicht empfehlen.

2. Don Manuel Godoi. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Hahn. 1845. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Der Verf. hat sich nicht genannt und wir vermuthen aus Bescheidenheit, welche gewöhnlich das Attribut des Verdienstes ist. Der Held ist Don Manuel Godoi, welcher sich vom armen Edelmann durch die Liebe der Königin Isabella von Spanien und durch die Gunst ihres Gemahls zu den höchsten Ehrenstellen bis zur Würde eines Herzogs von Alcudia emporschwang. Seine Memoiren, die er selbst am Abend seines Lebens niederschrieb, beginnen 1792 da, wo der vorliegende Roman schließt, nachdem die Heldin Josephine, seine ihm heimlich angetraute Gemahlin, am langsamen Gift der eifersüchtigen Königin gestorben ist und seinem Herzen eine schmerzliche Wunde geschlagen hat. Der Hof Karl's IV., dessen Verhältniß zur schönen coquetten Gemahlin, welche seine Gleichgültigkeit in Eifersucht umgewandelt hatte, bildet ein interessantes historisches Gemälde, wozu die zahlreichen Schilderungen spanischer Sitten und Gebräuche jener Zeit einen passenden Hintergrund abgeben. Der Roman setzt fleißige Studien zu diesem Hintergrund voraus, doch ist er kein Kunstwerk, nicht gehörig eingerahmt und leidet an einer Überfülle von Personen, die eigentlich zum Verlaufe der Geschichte nicht nöthig sind und oft an den Bilderkasten erinnern, der ein Bild auf das andere folgen läßt ohne gehörigen Zusammenhang; doch sind alle Charaktere mit Sorgfalt behandelt und ihre Handlungsweisen gehörig motivirt, ihre Gefühle in allen Schattirungen geschildert. Die Mannichfaltigkeit der agirenden Personen könnte füglich als eine Musterkarte der spanischen Nationalerscheinungen jener Zeit gelten und ist eins der Verdienste des vorliegenden Werks.

3. Phantasiebilder eines Blinden. Berlin, Morin. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein großes Unglück, an den Augen zu leiden und den gewohnten Beschäftigungen entrückt zu werden; es ist aber auch ein großes Unglück, wenn man die Erheiterungen seiner dunkeln Stunden für geeignet hält, dem Publicum vorgelegt zu werden, und auf diesem Punkt blind bleibt, selbst wenn das leibliche Auge wiederhergestellt ist. Die Erzählungen oder vielmehr Skizzen sind kurz, unbedeutend und oft trivial. Wie es alten Männern zu gehen pflegt, blieb auch dem 69jährigen Blinden von der Liebe nur die Erinnerung an den materiellen Genuß zurück, während das Feuer der Leidenschaft verlöscht ist. Die an den Geschäftsstil gewöhnte Feder war nicht mehr tauglich zum Dienst der Romantik und es wäre zu wünschen, wenn die 16 Geschichten des umfangreichen Bandes nicht im Druck erschienen wären. 46.

Anekdote.

Auf der Löwenburg bei Kassel lag vor der westfälischen Zeit eine Invalidencompagnie als Besatzung. Nach Stiftung des Königreichs Westfalen begnügte man sich damit, diese unschädlichen Krieger eine neue Uniform an- und einen neuen Eid ablegen zu lassen; sonst blieben sie in ungestörter Vergessenheit. Als der Kurfürst Wilhelm I. im November 1813 seine Erblande wieder in Besitz genommen hatte, wurden nebst allem Andern auch sofort die herkömmlichen täglichen Spazierfahrten nach Wilhelmshöhe und der Löwenburg, wo man sich beeilt hatte, die alten kurhessischen Uniformen nebst Zöpfen und anderm Zubehör hervorzusuchen, wiederhergestellt. Gleich bei der ersten derselben trat der bejahrte Unterofficier nach dem frühern Herkommen an den Schlag des kurfürstlichen Wagens und meldete: „Habe Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu vermelden, daß seit Höchstdero letztem Hiersein nichts Neues vorgefallen." Von 1806—1813 nichts Neues! Und soll solche Meldung dem Kurfürsten unter Allem, was er bei seiner Heimkehr sehen und hören mußte, so ziemlich am besten gefallen haben. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1846.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei rc. Von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

In der That kann die Aufnahme des Strengen, Scharfen oder wie man den einseitig geschlossenen Ausdruck in fränkischen Bildern nennt, als etwas Neues nicht bezeichnet werden. Etwas Anderes wäre es, wenn es sich ihnen dergestalt einverleibt fände, „um es in echter Mäßigung in Fluß und Einklang zu bringen"; denn Das war es, was der schwäbischen Schule nicht genug gelingen wollte. Solche Ausgleichung aber zeigt uns der Verf. zunächst bei Wohlgemuth auch nicht auf (II, 253 fg.):

Schroffes bekümmert ihn wenig; er sieht auf verständliche tüchtige Bezeichnung mehr als auf Freundlichkeit; selbst das Grelle in Form und Ausdruck gibt ihm keinen Anstoß. Er kommt den Eyck und ihren Schülern in feiner Durchbildung der Form und Farbe nicht nahe. In Charakteristik, Geberden und Stellungen bleibt er oft unbehülflicher, in reichhaltigen Motiven aus dem wirklichen Leben handfester. Der zarte Geschmack, der aus der Grazie der Seele fließt, scheint ihm abzugehen. Kinder und jugendliche Gestalten werden bei ihm leicht in den nackten Theilen durch steife Eckigkeit häßlich. Überhaupt steht er im Studium des menschlichen Körpers und richtiger Zeichnung hinter den Niederländern fast ebenso weit zurück als er in klarer Schönheit und lebendiger Abrundung bewegter Gruppen von Martin Schön übertroffen wird.

Und ich fürchte, selbst bei Dürer, überhaupt in der Blüte der fränkischen Schule im Anfang des 16. Jahrhunderts wird eine flüssige Verbindung der Charakteristik zu harmonischer Gesammtschönheit als erstrebtes und behauptetes Moment dieses Malerkreises sich nicht darthun lassen.

Geben wir auf der andern Seite zu, daß im Ganzen in der schwäbischen Schule mehr Streben nach gerundeten Charakteren und anmuthigen Formen, in der fränkischen mehr nach scharfbegrenztem, starkem Ausdruck zu bemerken sei, so foderte doch in jener das nebeneintretende theils prosaische theils bizarre Element seine historische Begründung, und konnte in der letztern die ähnliche Erscheinung nicht als Fortschritt zu Dem, was die erstere übrig gelassen, erklärt werden. Der Verf. verknüpft die schwäbische und fränkische Schule unter dem Begriffe einer dem Übergange zum Protestantismus entsprechenden Zunahme des persönlich selbstgewissen Verstandes und weltlichen Ernstes. Ruhte in der rheinischen Schule die einfach heitere Harmonie auf dem Gleichgewichte des Weltlichen und Geistlichen, in der flandrischen die durch eine blühende Besonderung ergossene erhabene und feierlich anmuthige Einheit auf der katholischen Unterwerfung einer bewußten Weltlichkeit unter die geistliche Macht und Herrlichkeit, so setzen die schwäbischen Schulen im keimenden Protestantismus an die Stelle dieser Einheit aus gebotener Ehrfurcht und Andacht (II, 250)

die Anmuth innerer Harmonie und die selbstgewisse Befriedigung, und mehr noch bilden die Meister von Nürnberg diejenige Schule, aus der unmittelbar Dürer entspringt, ein Genius, der Reformation enger verwandt als irgend ein anderer von allen bisherigen Malern. Der Fortschritt zu Dürer hin muß jetzt schon an ihnen sichtbar werden. Selbst in der Nachbildung flandrischer Physiognomien und Seelensprache verschwindet das eigentliche Kirchliche. Alles wird menschlich-selbständiger und weltlicher. Das stumme Sinnen des ganzen Gemüths verwandelt sich zum klaren Nachdenken, das innig verschlossene Gemüth zum redenden Verstande, und wenn auch eine noch schärfere Hoheit hindurchwaltet, so ist es doch mehr ein obrigkeitlicher Ernst, und ihm gegenüber eine bürgerliche und häusliche Ehrfurcht.

Diese Abstufung, die eine im Allgemeinen richtige Unterscheidung begründet, hebt an derselben in Betreff der oberdeutschen Malerei nur die positive Seite hervor und läßt die negative, die, wie gezeigt, am Besondern zum Vorschein kommt, unerklärt. Warum steht, wenn man auf das Malerische im engern Sinne sieht, auf Einheit und Klarheit des Lichts, Anmuth der Gründung, Reichthum und Verschmelzung der Töne, Einigkeit der gemüthlichen Stimmung, die oberdeutsche Malerei im Ganzen hinter der flandrischen zurück? Warum macht sich in ihr das Trockene, das Häßliche, das Barocke breiter und schroffer als in der letztern geltend? Auch diese andere Seite konnte der Verf., obwol er es nicht ausgesprochen hat, in Verbindung denken mit der Entwickelung protestantischer Gesinnung in Oberdeutschland. Dieselbe setzt eine größere Nüchternheit der Sinnesart voraus. Nüchternheit erträgt nebeneinander die Gegensätze der Erfahrung unter sich und gegen Foderungen des Gemüths, ohne sie im Feuer der letztern zu übersehen oder zu verschmelzen. Ihre Anschauung ist somit trockener, prosaischer, ungleichmäßiger im Ganzen. Daher das größere Recht, das die schwäbische Malerei dem Absonderlichen und Häßlichen einräumt. Die Widersprüche der

Anschauung wirken dann zurück auf Gemüth und Empfindung, deren Streben nach Befriedigung und Abschluß unterbrochen wird. Zunächst macht sich darum dies Streben selbst für sich bemerklich, weil es gereizt bleibt ohne endliche Erschöpfung. Daher die sichtbare Bemühung der schwäbischen Malerei um anmuthige Rundung idealer Gestalten. Weil aber in der nüchternen Grundstimmung diese Harmonie nicht vollendet ist, fällt nothwendig ein Theil der thätigen Empfindung in die Unbefriedigung, ein Theil der Phantasie in die Lücken ungeschlossener Anschauung, ein Theil der Stimmung in die Verstimmung, und erzeugt das Widerliche, das Willkürlichgebildete und Verbildete. Dieser Äußerung, obwol Geständniß der Unbefriedigung, wohnt eine untergeordnete Befriedigung bei, weil doch das Gemüth, indem das innerlich Störende von der Thätigkeit erfaßt und in Vorstellung herausgesetzt wird, Erleichterung findet. Dies Wohlgefallen, dem Hervorbringen des Willkürlichen und Misbildeten beigemischt, prägt es zum Phantastischen; wie es bei den schwäbischen Malern sich wiederholt aufthut. Es tritt neben das anmuthig Gerundete und steht mit ihm in schroffem Gegensatz. Also nicht blos „die Anmuth innerer Harmonie" und „die selbstgewisse Befriedigung", wie sie theilweise in Compositionen und Bildnißfiguren schwäbischer Maler sich ausspricht, sondern auch die ungeschlossene Befriedigung, auch die unharmonische Selbstgewißheit und ein Gefallen am Anmuthlosen, am Widersprechenden hätte der Verf. aus seiner These herleiten sollen.

Warum nur aber sind die Oberdeutschen nüchterner und, wie wir sahen, gerade darum auch wieder phantastischer als die Flamänder? Der Grund muß volksthümlich wie die Erscheinung sein; er muß in ihrem Städteleben liegen. Auch an dieser politischen Grundlage hätte der Verf., in ihrer Vergleichung mit der flandrischen, von dem „ungetrübtern Einklang des Städtelebens" ebenfalls die Gegenseite hervorheben sollen, das gelassenere Nebeneinanderbestehen des Ungleichen. Sieht man auf den politischen Zustand in weiterm Umfange, so tritt gleich der Gegensatz hervor, daß die Eyck'sche Kunst in Flanderns mächtigster und glänzendster Epoche, die schwäbische Malerei in der Zeit schon entschiedener Abschwächung des Reiches aufkam. Dort war die politische Gesammtmacht, das burgundische Reich, in voller Blüte und Pracht, nach außen wachsend und zu den kühnsten Ansprüchen erhoben, nach innen als zusammenhaltendes Regiment stärker denn vorher und nachher. Hier war des Kaisers Ansehen tief gesunken, die Reichsmacht im Zerfall. Ließ auch dieser Zerfall in manchem Betracht gerade den Städten Raum zur selbständigern Entwickelung, so konnte doch dem Bürger das größere Ganze, dem er sich noch angehörig wußte, weder Ehrfurcht noch Vertrauen genug einflößen, um bedeutend auf sein Selbstgefühl zurückzuwirken. Der flandrische Bürger konnte stolz sein sowol auf den Widerhalt seiner Stadt gegen den burgundischen Herzog, als auch auf dessen wahrhaft königliche Macht und Herrlichkeit. Er sah sie mit Augen in ihrer gewaltigen Thätigkeit, die ihn selbst doch nicht drücken durfte, in ihrer prachtvollen Entfaltung, von welcher er selbst ein schmucker Theil war, und in den glänzenden Festen, die er mitgenoß. Der deutsche Bürger sah seinen Kaiser dazumal selten oder gar nicht, und während er ebenso selten seine Macht oder Hülfe empfand, konnte er etwa hören, wie er in Böhmen oder Ungarn von seinen Unterthanen mishandelt worden oder in Haft gebracht sei. Das Selbstgefühl des Flamänders hatte also einen weitern, reichern, vollern Kreis. Konnte nun schon der Schwabe in seinen städtischen Grenzen und Rechten sich sicher und stark fühlen, so war dies doch auch in diesem Gebiete bei dem Flamänder in größerm Umfang und seit länger und in höherm Grade der Fall, sodaß er die städtische Freiheit schwunghafter als jener übte und empfand. Was den politischen Horizont des schwäbischen Bürgers in jener Zeit und in einer etwas festern Gestalt als der Reichsverband zeigte erweitern konnte, war der Schwäbische Bund. Derselbe war jedoch, als die Malerei in diesen Städten sich entfaltete, etwas Neues von ungewisser Dauer, hatte zudem zum wesentlichen Interesse die Nothwehr nach außen, konnte auch, weil hier Städte zusammenstanden mit Prälaten, Grafen und Rittern wider eben solche, nicht so einfach das politische Selbstbewußtsein der Bürger heben. Auch er wandte sich wie die andern über das Weichbild hinausreichenden Aufgaben der Städte vornehmlich in dem Sinne an die Klugheit der Bürgerschaft, daß sie mit den wechselnden Zuständen und Fehden der sie umgebenden kleinern und größern Mächte möglichst vortheilhaft sich abzufinden wisse. Kurz, alles Politische, was als gemeinsame Schwungfeder und Bildungsform bürgerlicher Thatkraft die allgemeine Selbstanschauung heben und erfüllen mag, stellt sich bei den Oberdeutschen jener Zeit theils beschränkter theils zerlassener und unbeständiger als bei den Flamändern dar. Gleich eingewurzelt zum mindesten in ihren Freiheiten, gleich kampfgeübt zum mindesten, hatten die flandrischen Bürgerschaften eine fester gedrungene und sicherer überschauliche Stellung zu ihrer Obermacht und ihren Nebenmächten, und bei aller Gelegenheit und Lust zu Kämpfen und Händeln auch bedeutendere Mittel in einer so viel höhern Blüte ihrer Zustände. Denn wie hoch man Gewerk und Handel, Reichthum und Luxus der schwäbischen Städte im 15. Jahrhundert anschlage, so können sie es doch in alledem den flandrischen beiweitem nicht gleich thun. Da war Seehandel mit größern Märkten, sichern Wegen, da regte sich in den gedrängten Bevölkerungen großer Städte die mannichfaltigste, kunstreiche Industrie, da waren einzelne Zünfte stark genug, gegen Fürsten und Könige zu kriegen, und verbreitete Reichthum und Pracht sich dergestalt, daß schon im 13. Jahrhundert die Königin von Frankreich beim Anblick der Bürgersfrauen zu Brügge ausrief: „Ich glaubte hier die einzige Königin zu sein, und hier erblicke ich deren 600." Der Handel und Wohlstand oberdeutscher Städte konnte bei aller Thätigkeit und Umsicht, beeinträchtigt wie er war,

durch Schatzungen, die mit den Zerwürfnissen der Reichsmächte sich erneuerten, in jener frühern Zeit auch durch Erpressungen der Landvögte, nach deren Entmächtigung durch das langwährende Faustrecht und die Wegelagerungen der Ritter vom Stegreif, sich nicht so ungestört und stolz entfalten. In gleichem Verhältniß ward Umfang und Erfolg der innerlich sehr tüchtigen Gewerbthätigkeit ermäßigt. Ebenso oft als dem Flamänder Thatlust, Genuß und froher Übermuth, war dem oberdeutschen Städter wechselnde Sorge, Verzicht und Langmuth nahe gelegt, und so mußte sich bei ihm eine größere Nüchternheit und Prosa der gesammten Weltansicht bilden.

Verfolgt man diese Unterschiede weiter in ihren Einflüssen auf Sinnlichkeit und Empfindungsbildung, so wird man sich nicht wundern, daß der höhere und stetiger entwickelte Glanz des flandrischen Lebens auch in der Malerei als tiefere, feiner individualisirte Farbe, als vollere und reinere Harmonie wiederkehrt. Gleichwie der Flamänder ungetheilter durch Betrübung und sorgliches Absehen sich seinem Tag, seinem Augenblick hingeben konnte, so ist durchschnittlich in den flandrischen Gemälden eine lichter, reiner und durchgänger ausgeführte Gegenwart als in den schwäbischen. Und auch die Stimmung von Ehrfurcht und Demuth, die sie beseelt, ruht auf den glücklichern Zuständen des Flamänders. Je mehr sich mit überwiegendem Behagen in That und Genuß sein Verstand und seine Leidenschaft in reicher Wirklichkeit erschöpfen *konnte*, um so mehr stellte dem geistigen Bedürfnisse, welches in allen Lebensgenüssen unerschöpft bleibt, sich sein Geheimniß als ein überirdisches, unbegreifliches, sein Heiliges als ein schlechthin Erhabenes, allen Reichthum und Verstand der Welt wunderbar Übergreifendes gegenüber. War daher die gebietende Pracht, die mysteriöse Feierlichkeit und kniebeugende Andacht des katholischen Cultus in Flandern das natürliche Complement des kecken und üppigen Lebens; und war es ebenso natürlich dieser nationale Charakter der Frömmigkeit, in welchem die Maler ihre kirchlichen Aufgaben und heiligen Gegenstände faßten, so lieferte ihnen dazu die eigenste Erfahrung und Bildung Form und Gefühl. Denn für den sichtbaren Seelenausdruck, für anmuthigen Ernst der Geberden und Mienen war ihnen der Sinn gebildet durch ihren Antheil an einer bedeutendern und feinern Gesellschaft.

Das Mittelreich zwischen dem Gehalt und Ernst des wirklichen Lebens und seiner idealen Wiedergeburt in der darstellenden Kunst ist überall die festliche und frei genießende Gesellschaft. Im wirklichen Leben unter Geschäft und Kampf, Bedürfniß und Abfindung ist die Erscheinung von Gehalt und Seele verschlungen in den Verlauf der Triebe und Zwecke, sie tritt dem Betheiligten nicht für sich, sondern unter weitergreifenden und ableitenden Beziehungen entgegen, sodaß einer praktisch als ein Charakter unter Charaktern sich recht gut bewegen kann, ohne eine Gabe oder Kunst der Charakteristik als solcher zu erlangen. In der festlichen Gesellschaft aber kommen die Menschen zusammen, nicht um ihre besondern Zwecke gegen oder miteinander zu verfolgen, sondern um der Anschauung einer allgemeinern Bedeutung, die sie vereinigt, in Zusammentritt und Betrachtung zu genießen. Da fühlt sich Jeder als von Allen gesehen, betrachtet Alle als auftretend zum Ansehen für ihn, sich mit Allen als ein sehenswürdiges Ganze. So ist das Fest nicht nur eine Schule des Anstandes und feierlichen Auftritts, sondern auch der freien Betrachtung ausgedrückter Würde und bedeutender Anmuth. In den kleinern Festen einer sich erholenden Geselligkeit ist zwar der Grundgedanke der Vereinigung unbestimmter und unbedeutender; indem aber auch hier sich Mensch dem Menschen ohne besondern Zweck, nur zum Behuf des möglichst gegenseitigen Wohlgefallens vorzustellen hat, ist im Kleinen die Aufmerksamkeit desto größer und schleichen sich im freien Spielraum die zartern Triebe persönlichen Austausches und die feinern Absichten einer vorsichtig ausholenden oder still durchschauenden Menschenkenntniß ein. Hier lernt man Gesichter verstehen, auf Mienen lauschen, einer Gruppe ihre Stimmung, einem Kreise die Neigungen und Gedanken absehen. Es ist daher wichtig für darstellende Künstler, inwieweit in ihrem Volk und Zeitalter festliche Sitte entfaltet, wie gebildet die freie Geselligkeit sei, und in welchem Grade sie selbst ihrem Stande nach daran Theil haben. Wir für unsern Zweck brauchen nicht einmal zu fragen, ob in Flandern die Kirchen- und Volksfeste nicht mannichfacher, feierlicher und glänzender gewesen als in den oberdeutschen Städten, ob nicht dort eine geschmücktere und zierlichere Geselligkeit geblüht. Es genügt schon, die höhere Stellung der Maler, verglichen mit den schwäbischen und fränkischen, hervorzuheben. Der Hof, an welchem die Brüder van Eyck „lieb und werth und in großen Ehren“ waren, war nicht nur der prächtigste und glanzvollste, auch der gebildetste und feinste seiner Zeit. Wenn der gefeierte Stifter des Ordens zum goldenen Vließe inmitten seiner herrlichen Ritterschaft den Johann van Eyck „seiner Kunst und seines großen Verstandes wegen“ zum geheimen Rath erhoben und „allezeit gern in seiner Gesellschaft“ hatte, so mußte dieser genährt von Anschauungen bedeutender Erscheinung, feierlicher Sittigkeit und Anmuth, und selbst von einer Feinheit der Bildung und Empfindung für das Äußere sein, wie gewiß kein Meister von Ulm oder Nördlingen in seinem bescheidenen und beschränkten Kreise sein und werden konnte. In welcher Eigenschaft Hemling Karl dem Kühnen folgte, und ob ihn später der junge Philipp selbst nach Spanien mitgenommen, wissen wir freilich nicht, wol aber, daß in dieser Zeit flandrische Meister für Fürsten und Könige in Portugal und Schottland, Florenz und Spanien malten, und auch wenn sie für die heimischen Städte, wie Hughe van der Goes, Feste ordneten und Jubeldecorationen malten, ansehnlicher standen als wir irgend von einem der ältern schwäbischen Maler voraussetzen dürfen. Diese mußten ihrer ganzen Lage nach mehr spießbürgerlich leben und fühlen, und darum mochte leicht ohne ihre Schuld den würdigsten und zartesten Intentionen

ihrer Phantasie sich eine gewisse Plumpheit in den Extremitäten und Härte in der Zusammenstellung beimischen. Ihr Sinn wie ihr Horizont war zumeist der eines schlichten Handwerksmannes. Auch von Seiten dieser gegebenen Beschränkung hätte daher der Verf. „die nähere Vereinigung der oberdeutschen Kunst mit dem städtischen Handwerk" betrachten und nicht blos in Rücksicht ihrer Verbindung mit Goldschmiedekunst und Bücherdruck und Berührung mit Formschnitt und Kupferstich erwähnen sollen (II, 204).

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Kritiken über deutsche Dichter.

Wir haben so lange in Bezug auf unsere wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen die Anerkennung des Auslandes entbehrt, daß es selbst spottsüchtige Eiferer natürlich finden werden, wenn wir uns jetzt voll Freude über die Zustimmung, welcher wir uns immer mehr von Seiten unserer Nachbarn zu erfreuen haben, vom lieblichen Weihrauche betäuben lassen. Es thut uns ja so wohl, daß die Franzosen, deren Äußerungen und Bestimmungen für uns lange Zeit tonangebend waren, nicht mehr für nöthig halten, die Frage aufzuwerfen: ob den Deutschen überhaupt auch wol Geist beizulegen wäre? .... Vergnügt reiben wir uns die Hände, daß es selbst die einflußreichern französischen und englischen Blätter nicht mehr verschmähen, in ihren Spalten die hervorragendsten Erscheinungen unserer Literatur zu berücksichtigen. Voll tiefer Ergebenheit und mit innigem Dankgefühle erkennen wir es, daß sich selbst bedeutendere französische Schriftsteller zur ausführlichern Besprechung unserer literarischen Zustände herablassen. Doch lassen wir lieber den Ton der Satire fallen, und bezeichnen wir es einfach als einen Fortschritt der französischen Kritik, daß sie allmälig anfängt einzusehen, daß auch jenseit des Rheinstroms Leute wohnen, welche selbst von der „großen Nation" beachtet zu werden verdienen. Bei den lächerlichen Vorurtheilen, in denen vor kurzem noch die Franzosen in Beziehung auf unsere Literatur befangen waren, ist es in der That anerkennungswerth, daß allmälig wenigstens sich ein annäherndes Verständniß und eine etwas unparteiischere Auffassung zu bilden beginnen. Von alle Denen, welche in letzter Zeit dazu beigetragen haben, ihre Landsleute über unsere poetische Literatur aufzuklären, verdient besonders St.-René Taillandier genannt zu werden, den wir unsererseits wahrlich nicht durch Aufstechen und Hervorheben kleiner Ungenauigkeiten und Irrthümer und durch unwürdige Verdächtigungen, als stehe er unter den Einflüsterungen einer Coterie von pariser Deutschen, hätten herabsetzen sollen. Was seine Kenntniß unserer Literatur betrifft, so ist er wahrlich mehr in derselben bewandert als jene Halbdeutschen, jene aufgeblasenen Worthelden, auf die man allem Anscheine nach anspielen will. Erst sein Aufsatz in der „Revue des deux mondes", welcher der Gräfin Hahn-Hahn gewidmet ist, beweist wieder, wie geläufig ihm unsere literarischen Verhältnisse sind und mit welcher Vorliebe er sich in dieselben einstudirt hat. Er würdigt die Leistungen dieser schreiblustigen Dame, auf ebenso unparteiische als geistreiche Weise. Beachtenswerth ist auch in Bezug auf deutsche Literatur ein Aufsatz, welchen die „Revue indépendante" über Platen aus der Feder von Daniel Stern gebracht hat.

Über die nordamerikanischen Wilden.

Wir haben vor etwa drei Jahren ein Werk in englischer Sprache erhalten, in dem ein Amerikaner, Catlin, von seinen Wanderungen in den Wäldern des fernen Westens und von seinem langjährigen Aufenthalte unter den wilden Indianern auf das anmuthigste erzählte. Mit seiner Feder und mit dem Griffel, den er ebenso gut zu führen versteht, wußte er uns jene sonderbaren Gestalten, mit denen wir in Cooper'schen Romanen und ähnlichen Darstellungen bereits eine flüchtige Bekanntschaft gemacht haben, vorzuzaubern. Aber damit noch nicht zufrieden, hatte er auch ein förmliches Museum von Waffen, Werkzeugen, Kleidungsstücken und ähnlichen Gegenständen, deren sich diese Wilden bedienen, gebildet, um dadurch die Localfarbe der Gegenden, die seinem Herzen lieb geworden waren, aufs genaueste und treueste wiederzugeben. Diese Sammlung gewährt in der That ein ungemeines Interesse, und wir glauben wol annehmen zu können, daß der Sammler durch die Einnahmen, welche er in London namentlich gehabt hat, einigermaßen entschädigt sein wird für die beträchtlichen Opfer, welche seine Reise und besonders seine Sammlung erheischt haben. Wir wollen hier jetzt ein Werk, welches sich gleichfalls mit den Sitten und Gebräuchen der nordamerikanischen Wilden beschäftigt, erwähnen, ohne daß es uns deshalb in den Sinn käme, dasselbe mit dem Eindrucke zu vergleichen, welchen die Catlin'sche Schrift auf jeden Leser mit unfehlbarer Wirkung gemacht hat. Dasselbe führt den Titel: „Moeurs, coutumes et religions des sauvages américains. Extrait du Lafiteau" (nicht Lofiteau wie auf dem Titelblatte steht), von A. S. (2 Bde.) Wie man sieht, haben wir es hier mit einem Auszuge aus einem größern Werke zu thun. Wenn also, wie gesagt, diese Erscheinung dem oben erwähnten Werke auch nicht zur Seite gestellt werden kann, und wenn ihm namentlich jener Reiz einer eigenthümlichen Naivetät abgeht, die wie ein zauberhafter Duft über dem ganzen Catlin'schen Buche schwebt, so wollen wir nichtsdestoweniger gern das Zeugniß geben, daß in den beiden vorliegenden Bänden mancher interessante Zug und viele brauchbare Notizen mitgetheilt werden.

Geschichte der chinesischen Philosophie.

Das geheimnißvolle Treiben des unermeßlichen Mittelreichs wird uns durch die Bemühungen englischer, französischer und deutscher Gelehrter allmälig immer mehr erschlossen. Schon haben wir über einzelne Theile ihrer Wissenschaft sichere Kenntniß gewonnen, und bei der regen Thätigkeit, welche sich auf dem Gebiete der orientalischen Studien entfaltet, stehen täglich neue, wichtige Aufschlüsse zu erwarten. Im Allgemeinen wird es mit den chinesischen Studien indessen wol ebenso ergehen als mit den übertriebenen Vorstellungen, welche man sich vor längerer Zeit von dem Werthe der Sanskritliteratur machte. Man glaubte damals, in Indien wäre der Schlüssel für alle Geheimnisse der Wissenschaft zu finden, und man versprach sich goldene Berge von der nähern Kenntniß dieser reichen Literatur. Ebenso wird auch in Bezug auf China manches günstige Vorurtheil schwinden müssen. So erkennt man schon jetzt, daß man der chinesischen Philosophie, in der, wie man lange glaubte, die Quelle der ungetrübtesten Weisheit fließen müßte, einen Werth und eine Bedeutung beigelegt hat, die sich bei näherer Beleuchtung nicht als stichhaltig erweisen. Dessenungeachtet müssen wir es für eine Bereicherung der Wissenschaft halten, daß Pauthier, ein tüchtiger Sinologe, sich der Arbeit unterzogen hat, eine übersichtliche Geschichte dieses Zweiges der chinesischen Wissenschaft zu entwerfen. Seine vor kurzem erschienene Schrift ist das Ergebniß tüchtiger Studien, bei denen es zum größten Theil an genügenden Vorarbeiten fehlte und die deshalb stets zu ihrer eigentlichen Quelle zurückgeleitet werden mußten. Der Verf. gruppirt den Stoff, welchen er vor uns ausbreitet, in drei Epochen. Die erste enthält den Ursprung der Philosophie in China, den er auf Fohi hinaufleitet; der zweite Zeitraum hat es mit Lao-tse und Con-fu-tse zu thun, und der dritte endlich schließt sich an Tschu-hi und seine zahlreichen Nachfolger an.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1846.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei rc. Von H. G. Hotho. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Wie der tüchtige Ernst und die naive Traulichkeit, so stammt denn auch das Unbeholfene, Schroffe und Unliebliche nun ferner bei der fränkischen Malerei desgleichen aus dem härtern Boden und gröbern Korn des Handwerkslebens. Nicht weil die Schwaben das Harte unerledigt gelassen, machte Wohlgemuth eckige Gestalten, sondern weil er zunächst um sich deren mehr als weiche hatte, und weil Zucht und Mühwaltung seines Lebens ihm einen zärtlichen Sinn nicht angebildet hatten. An dem Überschuß des Trockenen und Spröden bei den Nürnbergern im Vergleich mit den schwäbischen Malern mag auch die sandige und kahle Naturumgebung ihren Antheil haben. Die Schwaben hatten mehr Grün, mehr Wein, auch, was der Verf. nicht übersehen hat, mehr poetische Tradition (II, 246). Über die nürnbergische Verfassung nach ihrer Rückwirkung auf Denkart und Sitte des Bürgers gibt er einen trefflichen Überblick (II, 239—243). Er bemerkt dann (II, 246), daß hier der enge Verein der Kunst mit dem Handwerk um so unabweislicher gewesen, je mehr die Zünfte in ihrer Beschränkung zugleich ihre ungeschmälerte Ehre gefunden, daß hier Gewerk, Kleinhandel, Fabrikation auch innerhalb der Anschauung vor Allem den aufmerkenden und streng unterscheidenden Verstand entwickeln mußten, zumal das Gedeihen des Ganzen statt auf dem Segen der Natur, auf hartnäckigem Fleiß und klugem Erwerb beruhte. Dann habe das Handwerk auf die technische Ausführung noch insofern gewirkt, als die Malerei, von der Verbindung mit dem Formschnitt her, die schwarzen Umrisse und die überwiegende Richtung auf charakteristische Form bewahrte, und der mercantilischen Betriebsamkeit gemäß das flüchtige Antuschen wol weniger behufs gesteigerter Wirkung als wegen des äußern Vortheils einer schnellern Beendigung anwandte. Endlich habe diese handwerksmäßige Stellung der Kunst neben dem kostbaren Vorrecht reichsstädtischer Freiheit auch den Nachtheil gehabt, daß bei den Zünften, je weniger selbständig sie in das Regiment eingriffen, das ihre Stadt mit den höhern Interessen des Reichs in Verbindung setzte, der Sinn um so bürgerlich beschränkter nur auf das Nächste gerichtet gewesen, da ohnehin die befreiende Phantasie zurückgehalten war vom praktischen Haus- und Gewerksverstand. „Kommt hierzu in dem eigenen Leben noch eine unbehülfliche Eckigkeit, bei der wol das Tüchtige einkehrt, aber die Grazien ausbleiben, so läuft die Kunst nur zu leicht Gefahr prosaisch zu werden." Ich habe hier blos zu bemerken, daß diese unbehülfliche Eckigkeit nicht noch hinzukommt, sondern in diesem engbegrenzten Horizont, diesem kurzgemessenen Bedürfnißdienst, dieser begünstigten Verstandeseinseitigkeit, in der gebundenen Erfahrung und Übung des Handwerkers bereits gegeben und befestigt ist. Der Verf. sagt (II, 249):

> Die Anmuth wird von der nürnberger Schule nicht aus formeller Ungeübtheit mit schärfern Affecten und Formen vertauscht. Der Grund liegt tiefer. An stetiger Harmonie und innerm Frieden in weltlichen und religiösen Zuständen, woraus jene offene Milde entspringen könnte, gebricht es nicht. Die Zünfte aber, statt zu herrschen, werden beherrscht. Der lebendige Einklang des Ganzen bleibt für sie nur ein Werk fremder Thätigkeit, die mit kräftigem Ernste über ihnen steht und sie von oben her leitet. Je oligarchischer die Verfassung ist, um so durchgreifender wird die Macht der Regierung Allen fühlbar. Die Stände sind noch weiter geschieden als anderwärts, doch Patrizier wie Handwerker, Großhändler wie Krämer, Alle sind gleichmäßig überwacht und durch die gemeinsame Ordnung geregelt; ja die Obrigkeit, um solche Verfassung im Gang zu erhalten, muß fest auch gegen sich selbst sein. Diese Strenge der allgemeinen und persönlichen Zucht wie jenes Gefühl einer überragenden Herrschaft, der Alle gehorchen, werden das Band der ähnlichen Anschauung zwischen den Malern in Nürnberg und in Flandern. Mit dem großen Unterschied aber, daß es andere Gebiete sind, in welchen diese Vorstellungen sich hauptsächlich geltend machen. In Nürnberg prägt sich im weltlichen städtischen Leben das Verhältniß aus, das die Brüder van Eyck von der Religion her zum Ausgangspunkt nehmen. In Nürnberg geht die äußere Strenge der Formen aus der innern hervor — Trockenheit und Härte sind größer — der Fortschritt zum Geiste der Reformation wird sichtbar — das eigentlich Kirchliche verschwindet — das Sinnen wird klares Nachdenken, redender Verstand, die Hoheit mehr obrigkeitlich, die Ehrfurcht mehr bürgerlich und häuslich.

Sehr gut! Aber auch hier ist die positive Wirkung zu einseitig hervorgehoben. Aus dem Geiste nothwendiger Unterordnung, williger Zucht, gewohnter Strenge begreift man auch in der Kunst das Überwiegen des Charakters über die Anmuth, des verständig Wahren über das Schöne, des richtig Bedingten über das Freiblühende, nicht aber das Vorkommen des Unwahren, des Verküm-

merten, des Rohen. Es ist nicht Schärfe der Charakteristik, wenn Wohlgemuth Stellungen verzeichnet, nicht Strenge der Auffassung, wenn er nackte Formen verfehlt, nicht protestantischer Verstand, wenn er Kinder zu dürftig bildet, nicht Gefühl einer Alles regelnden Ordnung, wenn er das Volk als einen gleichgültigen Haufen darstellt. Schlechthin durfte also der Verf. die formelle Ungeübtheit nicht leugnen. Aber begreiflich ist es, daß ein Künstler, der den Lehrjungendruck und die Knotigkeit des Gesellenlebens durchzumachen und als Meister nun seine Jungen und Gesellen zu züchten, für Zins und Kasse und Erhaltung der Kunden vollauf zu sorgen, wenig Zeit aber und wenig Gelegenheit zu freier Bildung und freien Genüssen hat, begreiflich, daß ein Solcher für manche Mißklänge der Vorstellung abgehärtet, mit manchem verkürzten Ausdrucke begnügt, nicht geschmeidig zu jeder Bewegung, zu harmonischem Erguß der Phantasie nicht beflügelt, und hier und da von einem einseitigen Griffe befriedigt und erheitert ist. Wol aber kann in einem solchen Stand und Leben sich Willensfestigkeit, männliche Geduld, biedere Tüchtigkeit ausbilden. Diese Charaktere finde ich in Wohlgemuth's ernsten Gestalten. Daß er dagegen ein „so tiefes Nachdenken" in sie gelegt, „als gelte es, das Unverträglichste doch im Geist zu bezwingen" (II, 254); daß sein auferstandener Christus (II, 256) „über dies Wunder der Auferstehung nachdenke, bis es ihm klar wie der Zusammenhang anderer Weltverhältnisse vorliegt", das däucht mir dem wackern, rechtgläubigen Meister eine zu modern-philosophische Intention untergelegt und stimmt auch nicht wohl mit des Verf. allgemeiner Ansicht vom nürnberger Künstlerverstande, „der sich die Gegensätze ungelöst auseinander hält" (II, 247). Auch seine Anmuth hatte dies eingeschränkte, bescheidene Leben, die Anmuth guter Gesinnung, ehrbarer Sitte und treuer Genügsamkeit, stiller Frömmigkeit und häuslichen Behagens. Von alle Dem finden sich Widerscheine bei Wohlgemuth. Nur die Anmuth, die ein umfassender Schwung, eine zarte Durchführung harmonischer Stimmung ins Ganze ergießt, fodert ein freier gewiegtes Gemüth, eine freier gebildete Sinnlichkeit. Solcher Schwung des Gemüths ist nicht zu verlangen von Meistern, denen man Contracte schreibt gleich dem des schwabacher Rathpflegers mit Wohlgemuth, den der Verf. (II, 252) anführt, oder die wie Dürer wenn sie eine Tafel einsenden um ein Trinkgeld für ihre Frau bitten müssen. Solche feingebildete Sinnlichkeit entbehren Maler, die wie der letztgenannte große Mann selbst am Sonntag mit ihren Kunstgenossen sich bei nüchternem Magen nur mit Reißen und Messen ergötzen. Und nicht allein den rein malerischen, auch den Charakterausdruck beeinträchtigt Manches, was natürlich im Geleite des Handwerkslebens geht. Das naive Wohlgefallen an der eigenen Erscheinung, das Kugler in dem frühern der selbstgemalten Bildnisse Dürer's wie in Dürer's Briefen an Pirckheimer bemerkt, zeigt sich an mancher schöngemeinten Figur fränkischer Gemälde in Gestalt recht gesellenmäßig bornirter Selbstgefälligkeit. Und Hans Baldung Grün stellt sich selbst in seine historischen Bilder hinein mit dem reinsten Ausdruck von Handwerksburschenrenommage. Auch durch solche Züge geben uns die oberdeutschen Bilder den Reflex ihres Entstehungskreises und stellen sich als aufrichtige Kinder ihres Zeitalters und ihrer Heimat dar. Sie sind in diesem Sinne mit sich selbst einig und ersetzen uns was ihnen an künstlerischem Interesse abgeht durch das historische und sittengeschichtliche.

Mit diesen Erinnerungen ging ich weder auf den Tadel der oberdeutschen Malerei noch auf den der allgemeinen Methode des Verf. aus. Ich wollte nur bemerklich machen, daß er mit ihr noch mehr in die Wirklichkeit der Begriffe, in die Sinnlichkeit der Bildungsbezirke, deren malerische Anschauung er erklären wollte, hätte hinabsteigen sollen. Die allgemeinen Sätze hätten dadurch ebenso viel an Consequenz als die bestimmten Kunsterscheinungen an anschaulicher Gründung gewonnen. Denn genauere Sittenschilderung der Zeit führt von selbst in die Malerbilder und diese zurück in jene.

(Der Beschluß folgt.)

Königsberger Taschenbuch. Herausgegeben von Ludwig Walesrode. Mit Beiträgen von Crelinger, Freundt, Alexander Jung, Jachmann, Johann Jacoby, Cäsar von Lengerke, Wechsler, Wolff und dem Herausgeber. Königsberg, Voigt. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Es unterliegt großer Schwierigkeit, von dem Umfange und der Bedeutung der liberalen Partei, welche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland hervorstrebte, eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Das zur Beurtheilung dieses Gegenstandes noch vorhandene Material ist durchaus unzulänglich, und das Mangelnde läßt sich auf dem Wege der Conjectur um so weniger ersetzen, als die gewaltige Umgestaltung aller Verhältnisse uns durch eine solche Kluft von der frühern Zeit getrennt hat, daß wir im gegenwärtigen Jahre 1946 fast ebenso weit von 1846 entfernt liegen als vom Mittelalter; unsere jetzigen Zustände und Einrichtungen haben gar nichts Analoges mit denen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und nur die in jener abgewichenen Periode erschienenen Schriften vermöchten einigen Anhalt für unsere Darstellung zu geben. Wie man aber weiß, war es eine Hauptaufgabe der damals noch bestehenden Censur, den Liberalismus unnachsichtlich niederzuhalten und dessen Äußerungen von allen misliebigen Bestandtheilen zu säubern; was den Censoren momentan entging, wurde nachträglich vernichtet, und wenn auch die Ausrottungen anfangs nur unvollkommen gelangen, so erreichten doch bald die Verwalter der Preßpolicei, vermöge der dem Menschen inwohnenden Perfectibilität, einen unerhörten Grad der Allwissenheit, vor welcher es schlechterdings keine verborgenen Dinge mehr gab. Das Völkchen der Schriftsteller und Buchhändler war am Ende so vollständig überwacht, daß sie trotz aller angewandten List nicht mehr über die Schnur hauen konnten; schon über dem Embryo des Gedankens schwebte das Damoklesschwert in der Form eines kolossalen Rothstifts; selbst die noch im Tintenfaß schlummernde Buchstabenwelt wurde mit dem Stethoskop erforscht und vor der Geburt erstickt, wenn sich irgend ein bedenkliches Atom in derselben ahnen ließ. Die unter einer mildern Censur unbändig gewordene Presse, namentlich aus den Jahren 1840—42, hatte zu existiren aufgehört; was sich von ihren Productionen noch in

irgend einem Buchladen vorfand, wurde confiscirt und auf den Maschinenpapierfabriken erbarmungslos eingestampft; in den öffentlichen Bibliotheken hielt man strenge Nachsuchungen, den Kindern der «guten Presse» wurde der Policeistempel auf die Stirn gedrückt, Ungestempeltes aber hart verpönt; Privatleute, die einzelne Schriften der Art besaßen, warfen sie freiwillig ins Feuer, um sich nicht ernste Ungelegenheiten auf den Hals zu ziehen. Somit hat sich nur sehr wenig von der liberalen Literatur jener Zeit erhalten können, und auch dies Wenige ist nicht sehr geeignet, die historische Erkenntniß festzustellen, da es in zu schroffem Widerspruch mit einem andern wichtigen Material steht, nämlich mit den officiellen Berichten, deren Benutzung uns nach dem jetzt allenthalben geltenden Principe der Öffentlichkeit aufs bereitwilligste aus den (vormals geheimen) Archiven überlassen worden ist. Größere Widersprüche kann man sich kaum denken. Während auf der einen Seite die Foderungen des Liberalismus als durchaus recht und billig dargestellt werden, erscheinen sie auf der andern als frevelhafte Angriffe gegen das Bestehende; während dies «Bestehende» von der einen Partei als innerlich faul und nächstens zusammenbrechend geschildert wird, rühmt die andere dessen kräftigen Körper, dem man durch christlich-germanische Nahrung und ritterlich-romantische Bekleidung eine ewige Dauer verbürgen könne. Betheuert man links, daß der Liberalismus in Politik und Religion die ganze gebildete Volksmasse ergriffen habe, so versichert man rechts, daß nur eine geringe Anzahl böswilliger Menschen durch die Lockspeise der Freiheit die angestammte Loyalität und Frömmigkeit zu vergiften suche; behaupten die Verfasser liberaler Schriften, daß sie die Sache des Fortschritts nur auf gesetzlicher Bahn verfechten, so wird uns vom Gegenpart aufs umständlichste gezeigt, daß jene Schreiber sich in offenbarer Auflehnung gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit befunden haben, und in der That sind noch einige gerichtliche Strafurtel vorhanden, welche mit ungemeiner juristischer Gelehrsamkeit deduciren, daß mehre der gedachten Fortschrittsmänner nichts Geringeres als Festung oder Zuchthaus verdient, weil sie die Landesgesetze verspottet und die Unterthanen zum Misvergnügen aufgeregt haben. Aber auch diesen richterlichen Aussprüchen kann die Geschichtforschung nicht als zuverlässigen Führern durch das Dunkel jener Zeit vertrauen, da sie häufig über eine und dieselbe Sache gar zu entgegengesetzt lauten, in erster Instanz einen Menschen als Hochverräther fast aufs Rad flechten und in zweiter ihn völlig freisprechen. Wer kann unter diesen Umständen genau ermitteln, was es mit dem deutschen Liberalismus jener längst verflossenen Tage eigentlich gewesen ist?"

So ungefähr dürfte sich ein gewissenhafter Historiker im J. 1946 ausdrücken. Gern versetzen wir uns auf seinen, zwar von Zweifeln umgebenen, aber doch nicht von den Leidenschaften der Gegenwart erschütterten und umnebelten Standpunkt — und lassen ihn weiter reden. Um seiner Aufgabe zu genügen, mustert er zunächst die wenigen liberalen Schriften, welche ein günstiger Zufall aus dem Schiffbruche der Zeit gerettet hat. Unter anderm kommt er auf das „Königsberger Taschenbuch", was ihn zu folgenden Äußerungen veranlaßt:

„Wir fanden in einem geheimen Policeiregister, daß der gesammte ostpreußische Liberalismus lediglich aus 13 Scribenten bestehe; diesem entgegen wurde in mehren Zeitungen aus dem J. 1842 behauptet, daß ganz Norddeutschland, besonders aber Ostpreußen, nur von liberalen Menschen bewohnt sei und man dergleichen zu Tausenden täglich in Städten und Dörfern schauen könne. Doch das ist wieder einer von den unlösbaren Widersprüchen, über die wir schon oben geklagt haben. Angenommen, daß die Zahl 13 richtig sei, so gereicht es uns zu nicht kleiner Freude, fast den ganzen ostpreussischen Liberalismus und als Zugabe auch noch einen königsberger Censor in unserm historischen Netze gefangen zu haben. Unser Fang, bestehend aus einem Königsberger Taschenbuche, ist um so wichtiger, je sparsamer die Quellen aus jener Zeit fließen und je vollständiger hier die liberale Armee einer großen Provinz auf Einem Flecke beisammen steht. Jedenfalls verdient das alte Buch eine nähere Betrachtung."

„Zwei Beiträge — der eine von Jachmann, der andere von Walesrode — beschäftigen sich mit dem Proletariat, damals eine furchtbare Geißel der Völker, jetzt, gottlob, kaum dem Namen nach bekannt. Walesrode erklärt (in einem Briefe an eine Dame und indem er sich wegen ein klein wenig Pedanterie entschuldigt), das Wort Proletariat komme aus dem Lateinischen her und bedeute einen Menschen, der auf Gottes Welt nichts weiter besitzt als Kinder (proles). Dann führt er weiter aus, wie eben das Elend des Proleturiers in den Kindern besteht, die alle Tage essen wollen und denen er nichts geben kann, die nebenbei im Winter zerrissene Lumpen tragen und ebenso wenig wie ihre Ältern ein leidliches Obdach haben. Diese Kinder wachsen wiederum zu noch kläglichern Proletariern heran, zu deren Aufhülfe die reichen und vornehmen Leute, insofern es sich nicht blos um schöne Redensarten, sondern um Mittheilung von ihrem Überflusse handelt, keine besondere Lust verspüren, sodaß auf einen gütlichen Vergleich hier nicht mit Wahrscheinlichkeit zu bauen ist. Ferner erzählt uns Walesrode von einem Könige, der, umgeben von seinem glänzenden Hofstaate, am Gründonnerstage in seinem Residenzschlosse zwölf armen Greisen die Füße wäscht, um, wie in den übrigen christlichen Tugenden, auch in der Demuth dem Herrn und Heiland nicht nachzustehen. Nach erfolgter Abwaschung händigt der erhabene Monarch jedem dieser Greise noch einiges Geld ein und setzt ihnen höchst eigenhändig Spinat mit Eiern vor, während die Geistlichkeit, unterstützt von den Hofopernsängern, die Benedictionen anstimmt und abwechselnd Trompetengeschmetter ertönt. Wie diese Fußwäsche mit dem Proletariat zusammenhängt, haben wir nicht einsehen können; vor 100 Jahren mag man wol die Beziehungen verstanden haben. Der Verf. des andern Aufsatzes über denselben Gegenstand stellt den üppigen Reichthum mit der trostlosen Armuth in einem kleinen Genrebilde zusammen; hier wissen wir noch weniger, was Das mit dem Proletariat zu schaffen hat, da die geschilderte Noth mehr die Frucht besondern Unglücks und der Liederlichkeit ist als das Sympton einer allgemeinen socialen Krankheit. Beide Pièces haben uns über das Proletariat keinen genügenden Aufschluß gegeben, und auch aus andern gleichzeitigen Schriften geht hervor, daß man damals über die Sache noch nirgend recht ins Klare gekommen war."

„Ein Beitrag von C. M. Wolff ist überschrieben «Der Staat. Bruchstück aus einer größern rechtsphilosophischen Arbeit.» In der That muß man über die geringe politische Bildung der damaligen Zeit lächeln, wenn man sieht, wie die allerpiquantesten, sich von selbst verstehenden Dinge erst durch rechtsphilosophische Arbeiten begreiflich gemacht werden mußten. Man lese nur folgende Sätze, über die schon unsere Elementarschüler hinaus sind, in welche aber damals, wie es scheint, nur die Gelehrten einige Einsicht besaßen."

„«Der Staat, als die verkörperte Idee der Volksfreiheit, als Staatskörper, ist, trotz seiner Einheit, nicht ein einfaches, sondern ein aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetztes organisches Ganze. Als solches sondert er sich in besondere Kreise, welche wie die verschiedenen Systeme im menschlichen Körper ineinander eingreifen und das allgemeine Leben erhalten. Die Privatperson, die Familie, die weltlichen und geistlichen Gemeinden sind wie die Glieder des Körpers, selbständige Individualitäten, aber als einem bestimmten Ganzen angehörig von diesem zusammengehalten und deshalb ihm und dem Allgemeinen untergeordnet, weil sie ihr Bestehen nur in diesem Ganzen haben. So wenig indessen die einzelnen Glieder des Staats sich zum Allgemeinen erheben dürfen, ohne dieses und damit sich selbst zu zerstören, ebenso wenig darf der Staat etwas Anderes sein wollen als das allumfassende Allgemeine, in welchem alle Glieder Freiheit und Leben haben. Er darf nicht wo etwa Privatperson, oder Familie, oder ir-

gend eine Corporation, oder eine blos weltliche Gemeinde oder Kirche sein wollen. Denn auch dadurch würde er in einen krankhaften Zustand gerathen, das bevorzugte Glied würde in Üppigkeit von der Kraft der übrigen Glieder zehren und dadurch nicht nur diese entnerven, sondern auch selbst seine eigenthümliche Kraft verlieren. Nur das Leben des Besondern im Allgemeinen und des Allgemeinen im Besondern ist der gesunde und wahrhafte Zustand des Staats. Der Staat in dieser seiner höchsten Ausbildung enthält alle Verfassungsformen nebeneinander, ist aber zugleich die über dieselben hinausgehende und dieselben in sich aufhebende höhere Form. Die Familie ist das patriarchalische, die Gemeinden sind das republikanische Element, die städtischen sind mehr demokratischer, die ländlichen mehr aristokratischer Natur, und alle diese Elemente nehmen sich wiederum zur Einheit zusammen in der allgemeinen Verfassung des Staats, in der ständischen Monarchie. In dem Monarchen finden wir das patriarchalische, und in den Ständen das republikanische und aristokratische Element wieder. Die Stände bilden die Vermittelung zwischen der Regierung und dem Volke und bewahren jene vor Willkür, dieses vor dem Abfall von derselben (?) und der Auflösung des Staats.»"

„Mit solchen Auseinandersetzungen mußte man sich befassen, um das Wesen des Staats zu erläutern! Übrigens war Wolff kein unbelesener Mann, wie allerlei Citate aus Friedrich II., Rousseau, Hegel und Andern zeigen. Eine von ihm angeführte Stelle aus Spinoza gibt Aufschluß über die Erscheinung, daß damals so viele verkehrte Urtheile über politische Dinge unter den Leuten gäng und gäbe waren."

„«Daß das gemeine Volk», sagt Spinoza, «keine Wahrheit und kein Urtheil besitzt, ist kein Wunder, wenn die wichtigsten Angelegenheiten der Regierung in Heimlichkeit vor ihm verhandelt werden und es nur aus dem Wenigen, was man ihm nicht verheimlichen kann, seine Muthmaßungen zieht. Denn das Urtheil zurückzuhalten ist eine seltene Tugend. Zu wollen also, daß man Alles vor den Bürgern geheim verhandle und daß sie doch keine verkehrten Urtheile darüber fällen, daß sie nicht Alles falsch auslegen, ist die höchste Thorheit. Denn wenn das gemeine Volk sich mäßigen, über wenig bekannte Dinge sein Urtheil zurückhalten oder aus dem Wenigen, was es erfahren, richtig über die Dinge urtheilen könnte, verdiente es in der That eher zu regieren als regiert zu werden.»"

„Und wirklich müssen wir in dem Rufe nach Öffentlichkeit, welcher vor 100 Jahren immer lauter erschallte und endlich auch bei den Schwerhörigsten durchdrang, den Anfang der unübersehbaren, seitdem ins Leben getretenen Verbesserungen erkennen und zugestehen, daß wir wahrscheinlich noch jetzt auf derselben niedern Stufe wie unsere Urgroßväter stehen würden, wenn der Grundsatz der Öffentlichkeit im Staatsleben nicht über die Heimlichkeit und Geheimthuerei obgesiegt hätte."

„Ein Versuch, allgemein interessirende Gegenstände öffentlich zu verhandeln, wurde schon im J. 1845 von mehren Königsbergern gemacht; sie begründeten eine Bürgergesellschaft, versammelten sich in derselben wöchentlich einmal und hielten Reden über verschiedene Themata. Ob nun die Themata oder die Redner oder Beide der Regierung misfielen, können wir nicht bestimmt angeben; kurz die Bürgergesellschaft wurde eines Abends policeilich geschlossen. Einige Reliquien aus diesem Vereine sind uns durch das «Königsberger Taschenbuch» überliefert worden. Dahin gehört eine recht ansprechende Betrachtung über die Städteordnung von Leopold Freundt, ferner ein ideenreicher Vortrag über «Die Bürgerversammlungen in Deutschland und ihre Ankläger» von Alexander Jung, und eine mit stürmischem Beifall aufgenommene Mittheilung aus einem im J. 1795 erschienenen Buche. Dieser letztere Vortrag wurde nicht mehr in der bereits aufgehobenen Bürgergesellschaft gehalten, sondern vor einer Volksversammlung zu Böttchershöfchen, einem königsberger Lustorte. Weil nun die Regierung in diesen Versammlungen nur eine Fortsetzung der verbotenen Bürgergesellschaft erblickte, so fand sie es für gut, das öffentliche Reden im Böttchershöfchen bei namhafter Geld- oder Gefängnißstrafe zu verbieten. Gegen einige Ungehorsame wurden die Strafen augenblicklich vollstreckt. Unter diesen war auch Dr. Jacoby, der sich hierauf an das königsberger Obergericht mit der Bitte wandte, ihm «gegen die zur Unterdrückung der Redefreiheit angeordneten Maßregeln der Policei den Schutz der Gesetze angedeihen zu lassen». Nun aber bestimmte eine Verordnung vom 11. Mai 1842: «daß Beschwerden über Policeiverfügungen jeder Art, auch wenn sie die Gesetzmäßigkeit derselben betreffen, nicht zur Cognition der Gerichte gehören», und die Richter verweigerten daher den erbetenen Rechtsschutz. «Diese Entscheidung ist wichtig!» sagt Dr. Jacoby. «Von zwei Fällen einer: Entweder hat der Richter das Gesetz vom 11. Mai 1842 falsch ausgelegt, dann ist eine authentische Erklärung nöthig; oder er hat den Sinn des Gesetzes richtig aufgefaßt, dann sind Eigenthum und Freiheit der Bürger schutzlos der Policeiwillkür preisgegeben.» Schon in seiner Eingabe an das Obergericht (auch dieses Actenstück ist in dem «Königsberger Taschenbuche» enthalten) hatte Dr. Jacoby das Gefährliche des Gesetzes vom 11. Mai 1842 hervorgehoben, indem er sagte: «Am allerwenigsten kann dieses Gesetz auf strafrechtliche Fälle Bezug haben. Denn stände es den Regierungen frei, Criminalverbrechen, welche das Gesetz mit mehrjähriger Festungsstrafe bedroht (z. B. Theilnahme an verbotenen Verbindungen, Hochverrath, Diebstahl, Mord), vor ihr Forum zu ziehen, um den Beschuldigten mit geringerer, aber sicherer Strafe zu belegen; stände es ihnen frei, durch das bloße Wort Executionsmaßregel nach Belieben den Rechtsweg abzuschneiden, so wäre die gesammte richterliche Gewalt in ihre Hände gelegt, der Schutz aller Gesetze illusorisch gemacht, die Freiheit und das Eigenthum aller Bürger der schrankenlosen Willkür preisgegeben. Anstatt einer Wohlthat würde die Policeigewalt auf diese Weise eine furchtbare Geißel der Staatsbürger werden; sie würde unter dem weiten Rubro des königlichen Interesse selbst solche Handlungen verbieten und sofort beahnden dürfen, die ihrer Natur nach gar nicht und jedenfalls nur mit Kränkung der Menschenwürde untersagt werden können.»"

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Touristenliteratur.

Unter den schriftstellernden Blaustrümpfen Frankreichs zeichnet sich Mad. Amable Tastu ihrem Talente sowie ihrer ganzen Richtung nach, die nur dem Edlen, Schönen und Wahren zugewendet ist, äußerst vortheilhaft aus. Ihre lyrischen Erzeugnisse haben bereits allseitige Anerkennung gefunden, und sie wird jetzt mit Recht zu den beliebtesten, gefühlvollsten Dichtern des neuern Frankreich gezählt. Aber auch nach andern Seiten hin ist sie in literarischer Hinsicht thätig gewesen. In letzter Zeit hat sie selbst eine nicht unbrauchbare Darstellung der deutschen Literatur geliefert, welche zwar keine tiefere Auffassung bietet, aber doch immerhin dem gewöhnlichen Bedürfnisse genügen mag. Besonders ansprechend waren indessen die Darstellungen und Schilderungen, welche sie von verschiedenen Gegenden Frankreichs einigen literarischen Zeitschriften mittheilte. Sie zeigt sich hier als eine gewandte Zeichnerin mit der Feder. Wir erhalten jetzt von ihr ein größeres Werk dieser Art, in dem wahrscheinlich ein Theil dieser frühern Fragmente vereinigt ist. Dasselbe führt den Titel „Voyage en France". Eine feine, lebendige Auffassung und eine leichte, gefällige, zum Theil selbst elegante Darstellung weisen diesem Werke einen ehrenwerthen Platz unter ähnlichen Erscheinungen an. Von der fast allzu fruchtbaren Reiseliteratur erwähnen wir endlich noch folgende Schrift: „Souvenirs d'un touriste", von Branchu, in der man alle Vorzüge, welche wir soeben von Mad. Amable Tastu hervorgehoben haben, gleichfalls vereinigt findet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 21. — 21. Januar 1846.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei ꝛc. Von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Vom ersten Bande habe ich noch gar nicht gesprochen, weil ihn der Verf. meiner Meinung nach besser ganz weggelassen oder anders verwendet hätte. Ich sehe in ihm ein Aggregat von Aufsätzen, die zu einer so ordentlichen und ausführlichen Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei, wie sie der zweite Band anfängt, nicht gehören. Wer sich in dieser unterrichten will, verlangt nicht eine Controverspredigt gegen die düsseldorfer und einen Panegyrikus für die neue französische Schule. Damit hebt Hr. Hotho an und trägt dabei mit vielem Pathos als persönliche Überzeugung vor, was bereits in verschiedenen Kreisen der berliner Gesellschaft *verbreitetes* Urtheil war und schwerlich auf den Katheder, *gewiß nicht* zu der angekündigten Geschichte, allenfalls einige Jahre früher in ein Tagesblatt gehörte. Dann folgt eine Ästhetik der Sculptur, hierauf der Malerei, hierauf der Epik, Lyrik und Dramatik, die als Grundformen in den drei bildenden Künsten an diesen durchgegangen werden. Das ist auch nicht Geschichte, sondern Theorie, und wäre sie neuer und gründlicher als sie ist, so bliebe es gleich unpassend, die Erzählung vom Verlaufe nur einer Kunst bei nur zwei verwandten Völkern mit einem abstracten Lehrgebäude aller Künste einzuleiten. Aber noch nicht genug. Es wird weiter im Allgemeinen geredet von der Religion als Ausgangspunkt der Kunst, von der Nationalität als näherer Form, von den einzelnen Meistern, die — wer hätte das gedacht! — erst die Individualität des Kunstwerks vollenden, und dann in abstracto von den Malerschulen. Da der Verf. selbst fühlt, daß er eigentlich nur den leeren Schematismus Dessen gibt, was er in der Anordnung und Darstellung der Geschichte bewähren sollte, sucht er seine Allgemeinheiten oft durch wortreiche Aufzählung von Unterbegriffen bestimmter, oft durch breit ausgeführte Beispiele belebter zu machen. Dadurch entstehen viele lange und vollgestopfte Perioden, die gleichwol das Kunststück, außerhalb der Sache selbst sachlich zu reden, nicht vollbringen können.

Hierauf heißt es in der neunten Vorlesung (I, 159): „Wir wollen uns endlich, um die vorausgeschickten Bemerkungen anzuwenden, näher nach dem historischen Verlauf der deutschen und der niederländischen Malerei umsehen." Dieses nähere Umsehen besteht aber zuvörderst in einer generellen Charakteristik des byzantinischen Typus, dann in einer Erörterung der kunsthistorischen Methode, angekündigt als „Blick auf die historische Entwickelung", worauf man durch eine Erwähnung der Völkerwanderung hindurch wieder an den altchristlichen Typus in Rom und Byzanz kommt und wirklich einen kurzen Überblick über die Miniaturmalerei von Konstantin dem Großen bis ins 12. Jahrhundert erhält. Es soll die zweite Hauptperiode christlicher Malerei vom 13. bis ins 18. Jahrhundert folgen. Wir fahren aber wiederum ins Allgemeine über Christlichkeit der Malerei, über Katholicismus, über Protestantismus, kunstgemäßere Wirklichkeit, Klöster und Orden mit bedingtem Einfluß auf die Kunst, Ritterthum als nicht das belebende Princip der bildenden Kunst, und nun über italienische Malerei in Bezug auf Klosterleben und Ritterthum, kürzer von der niederländischen und deutschen in demselben Bezug; und abermals im Allgemeinen von den Bedingungen für den neuen Anlauf der Malerei nach Seiten der Religion, der Wirklichkeit, der Technik durch die Städte, ihren Reichthum, ihre Lehranstalten. Näher nun, aber, versteht sich, immer noch im Allgemeinen von den Vortheilen des Städtelebens für die Kunst: Vorzug der zünftigen Form für die Unterrichtsweise; als Beispiel die Andeutung des Schulenfortschritts von Giotto und Taddeo Gaddi bis auf Gerard Dow, das Aufnehmen italienischer Weise bei den Niederländern, der Eklekticismus der Caracci, die freie Durchbildung des Rubens.

„Diesem Begrenzen, Sondern, Ausschließen kommt nun sowol das mittelalterliche Städteleben als auch die Reformation zugute." Die stets mächtigern Städte in ihrer charaktervollen Geschlossenheit befähigen und nöthigen die Malerei zu gleicher Particularität und Energie; als Beispiel: Florenz, Siena, Pisa, die Städte des obern Tiberthals, Rom, Neapel, Genua, die Lombardei und Romagna, Bologna, Venedig, und wieder kürzer und ganz im Allgemeinen, daß es ebenso in Deutschland, Brabant, Flandern und Holland gewesen. Als zweite Gunst des Städtelebens: die poetische Frische der umgebenden Wirklichkeit, generell, wie immer, 1) in Rücksicht der Individuen, mit einer Episode über die andern Be-

dingungen in unserer Zeit; 2) des Costume, mit Episode über die malerische Costumefoderung und die wirkliche Tracht unserer Zeit, auch über Bilderrahmen und den Vortheil der Rococoform, die Costumefreiheiten des Veronese, Correggio, Rubens; über das Prosaische des Costume nach Heinse und Hegel, endlich von der Form der mittelalterlichen Trachten, „ohne irgend ins Einzelne einzugehen", nur nach Hauptunterschieden; 3) die Architektur, mit Episode über die Ansicht von Paris vom Père Lachaise und im Innern. Und nun noch einmal im Allgemeinen vom Unterschied individueller Schulen als Product der mittelalterlichen Städteverhältnisse; vom Beschränkenden der Schulen, dem Werth originaler Meister, dem verschieden bedingten Anschluß; dem Schulenweg des Rafael, dem andern des Rubens; Zurücktreten der Örtlichkeit, Vortreten des Genius, rasches Emporblühen der Holländer des 17. Jahrhunderts von dem Landschafter Blechen und den jetzigen französischen Malern. (Das also ist der Unterschied mittelalteriger Schulen.)

Nachdem nun breit erörtert ist, inwiefern die holländischen Meister eine Schule bildeten oder nicht, heißt es wieder: „Es wird aber endlich Zeit, alle diese Vorerörterungen abzuschließen. Ich will deshalb — nur kurz noch den allgemeinen Verlauf andeuten, in welchem sich unsere Periode entwickelt!" Allgemein, ja! Kurz, wie man's nimmt; denn wir müssen noch sechs Vorlesungen, noch 190 Seiten durchmachen, ehe die verheissene Geschichte dieser Periode, nämlich mit dem zweiten Bande beginnt. Zunächst erhalten wir einen allerdings blos rapiden Überblick über die gesammte Geschichte der neueuropäischen Malerei. Dann aber, um nämlich die deutsche unterscheiden zu können, eine Charakteristik der italienischen Malerei, und nun auch einen Überblick über ihre Geschichte nach drei Epochen, zwei von je drei Stufen, die zwei Vorlesungen füllen, und einer dritten, die der Verf. „später erst den holländischen Meistern des 17. Jahrhunderts sowie vor Allem Rubens und seiner Schule gegenüberzusetzen" verspricht. Darauf folgt dann „in allgemeinern Umrissen die Charakteristik der deutschen und niederländischen Meister"; sie folgt aber zunächst auch nicht, sondern erst nach Thesen über Nachahmung oder Nichtnachahmung der Antike, Gegensatz des Plastischen und Malerischen, Größe der jetzigen französischen Meister, die mit Rembrandt, Everdingen, Ruisdael, Tizian und den Spaniern wetteifern und sie fast besiegen. (Der Verf. treibt durch diesen ganzen ersten Band seinen Götzendienst mit den modernen Franzosen.) Doch alles Das wird mit dem Satze verknüpft, daß die Deutschen, wenigstens die Niederländer, in der Malerei eigentlich malerischer seien als die Italiener; und es folgt nun wirklich eine allgemeine Charakteristik im Unterschiede von den Letztern, die treffende Hauptpunkte enthält. Nur greift der Verf. auch hier mehrfach Dem vor, was er in der Geschichte selbst doch wiederholen muß, und was hier um blos einzuleiten zu breit, um mehr zu sein zu allgemein ist. Am maßlosesten ist diese Breite in dem Abschnitt über die holländische Malerei, ihre Landschaften, Genrebilder, Stillleben, wo trotz alles Rückgehens auf das Elementarische, alles Aufwands von Kategorien und Specialitäten doch keineswegs erschöpfend und bestimmt genug gezeigt ist, warin nun die Poesie und Schönheit solcher Landschaft oder solches Stilllebens begründet sei. In allen diesen halbgeschichtlichen Capiteln ist außerordentlich viel Wiederholung des bereits Gesagten sowol über objective Grundlagen als über formelle Mittel der Kunst, meist in dem Tone, als gelte es, überall verkannte Wahrheiten einzuschärfen, während es in der That so große Geheimnisse nicht sind und Das, was dem Verf. eigen bleibt, nicht selten nur die Übertreibung ist. Nach diesem Haufen von Einleitungen, Diatriben und Recapitulationen spricht der Verf. nochmals über das Nothwendige und das Misliche seiner Behandlungsweise, gibt einen flüchtigen Überblick über die Locale der deutsch-niederländischen Malerei vom 13. bis 18. Jahrhundert und ihre Schulenfolge, und vergleicht dann abermals in Bezug auf den Kunstberuf und die Fähigkeit zur Malerei Romanen und Germanen, sodaß er in dieser Rücksicht die Italiener noch einmal, dann die Spanier und Franzosen charakterisirt, darauf die Engländer und endlich wieder die Holländer, für deren Vorzug in der Malerei er hinweist auf ihre Volks- und Religionsverfassung, Thätigkeit nach außen, Sitte im Innern, auf die pragmatische Beschaffenheit der Landesnatur und endlich die malerische nach dem bekannten Satze, daß weite Ebenen und wassernahe Landschaften der Entwickelung des Colorits besonders günstig. Mit der Ausführung dieser Thesis kommen die Vorerörterungen und der erste Band zu Ende. Es ist weder eine strenge philosophische noch eine zweckmäßige historische Methode darin; und man bedarf dessen nicht, um all das Lehrreiche und Interessante, was der wirklich geschichtliche zweite Band enthält, vollkommen zu verstehen.

A. Schöll.

Königsberger Taschenbuch. Herausgegeben von Ludwig Walesrode.

(Beschluß aus Nr. 20.)

„Zwei andere Beiträge geben merkwürdige Nachrichten über das damalige Censurwesen. In einer königsberger Buchhandlung waren «Materialien zur Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV.» herausgekommen. Das dritte Heft derselben passirte anfänglich die Censur, wurde aber dennoch bei seinem Erscheinen confiscirt und der Staatsanwalt trug bei dem Obercensurgericht auf Bestätigung der Confiscation an. Zwar enthielten diese Materialien nur nackte Thatsachen ohne alle Raisonnements; gleichwol fand der Staatsanwalt, daß die Broschüre nicht nur eine feindselige Tendenz habe, sondern auch, daß den mitgetheilten Thatsachen theils durch die Ausdrucksweise, theils durch die Gruppirung und theils durch die typische Hervorhebung einzelner Wörter ein Colorit verliehen sei, durch welches diese Thatsachen entstellt und in ein anderes, immer aber für die Regierung gehässiges Licht gestellt werden. Er erklärt die Schrift daher für gemeingefährlich und dringt auf deren Vernichtung. Crelinger, der Anwalt des Buchhändlers, sucht diese Anklage zu widerlegen. Er will sich nicht ge-

rade über die allzu scharfe, dem Gebiete des Verstandes angehörige Auffassung des Anklägers beschweren, mag aber doch nicht in Abrede stellen, daß eine vielleicht der Stellung des Staatsanwalts nothwendig angehörige, mindestens in hohem Grade vorurtheilsvolle Ansicht aus der ganzen Denunciation hervorleuchte. Der Staatsanwalt hatte sich besonders darüber beschwert, daß die Materialien neben einzelnem Wichtigern der Hauptsache nach nur solche Dinge registrirt hätten, denen eine geschichtliche Wichtigkeit nicht beizumessen sei, wie z. B. eine Verfügung des Kriegsministeriums, betreffend die anzuordnende Gleichförmigkeit im Tragen der Backenbärte bei Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, ferner die Ernennung eines Lieutenants a. D. zum Hofjagdjunker, eine berüchtigte Angelegenheit eines lebenslustigen Censors in Köln, die Einführung des Frühgottesdienstes für Droschkenkutscher u. s. w."

„In Betreff der gehässigen Darstellung, welche der Staatsanwalt in einzelnen Stellen der Materialien findet, sagt der Vertheidiger: «Der Staatsanwalt gibt sich nicht einmal die Mühe anzudeuten, worin denn das «Gehässige» der Ausdrucksweise liege, da das Referat doch eben einfach referirend ist. Enthält dasselbe wirklich etwas, was eben nicht zur Freudigkeit stimmen mag, so mag es die Schuld des Dargestellten, nicht der Darstellung sein; und ich kann die Vermuthung nicht abweisen, daß der Staatsanwalt, aufgeregt durch den Inhalt des Gegebenen, aus Mangel von genauer Prüfung der Genesis der empfangenen Eindrücke, der schuldlosen Form zur Last legt, was allein dem Wesen der Sache zuzurechnen ist.»"

„Nach einigen kleinen Bemerkungen über die stilistische Fertigkeit, logische Schärfe, Ungenauigkeit und «die höchst flüchtige und ungeordnete Zusammenstellung» des Staatsanwalts, dessen Anklage stellenweise «fast an die Grenze streift, wo das Ernste und Würdige, welches allein vor einem Gerichtshofe gelten sollte, aufhört», und dessen wegen der typischen Auszeichnung erhobene Vorwürfe «jedenfalls des nöthigen Maßes und der Umsicht *entbehren*», stellte der Defensor schließlich den Antrag auf *Freigebung* der Schrift, wurde jedoch von dem *Obercensurgericht* abgewiesen, da die Vertheidigung nicht *geeignet erschien*, den Vorwurf der Gemeingefährlichkeit der «Materialien zur Regierungsgeschichte» zu beseitigen."

„Das Taschenbuch enthält außerdem noch ein Curiosum, in welchem sich das Institut der Censur als eine der räthselhaftesten Erscheinungen der europäischen Culturgeschichte darstellt. Dr. Jacoby übersandte dem Localcensor eine Stelle aus Cormenin's «Buch der Redner» mit der Bitte um die Druckerlaubniß. Der Aufsatz fängt an: «Wenn die im Namen der Gesellschaft mit der Einsetzung der Richter beauftragte Regierung einen Bürger zu diesem erhabenen Amte beruft» u. s. w. Der Censor verlangte vor Ertheilung des Imprimatur zuvor eine nähere Angabe der Quelle, und nachdem diese erfolgt war, decretirte er wörtlich wie folgt:"

„«Wenn statt der Anfangsworte «wenn die Regierung» gesagt wird «wenn eine Regierung», so wird das Imprimatur hierdurch ertheilt. Der Ausdruck «die Regierung» müßte nach dem Orte des Inserats, einer hiesigen Zeitung, auch auf unsere bezogen werden. Eine solche Deutung würde aber das Inserat als dem Artikel 4 der Censurinstruction zuwiderlaufend darstellen und zur Versagung der Druckerlaubniß zwingen. Da das Buch, aus welchem der obige Aufsatz entnommen, keinen durch das Nachdrucksgesetz geschützten Autor hat, so kann dieses dem Abdruck nicht entgegenstehen.» Man weiß nicht, was man höher anstaunen soll, des Censors scharfsinnige Deutung des Artikels 4, oder die Weisheit, mit welcher er das Nachdrucksgesetz auf den vorliegenden Fall nicht anwendet."

„Auch die theologischen Zwistigkeiten sind im Taschenbuche mit berührt worden. Es lebte vor hundert Jahren in Königsberg ein evangelischer Geistlicher, Namens Rupp, ein geistvoller Schriftsteller und vorzüglicher Kanzelredner. Er sagte sich von einigen veralteten Bestimmungen der Kirchenlehre los und schien dabei die Mehrzahl der aufgeklärten Menschen auf seiner Seite zu haben. Wie aber die Sachen damals standen, konnte es ihm auch nicht an Feinden fehlen; unter Andern trat ein Pfarrer Weiß auf und suchte zu beweisen, daß Rupp ein Irrlehrer sei, der abgesetzt werden müsse. Als Gegner des Pfarrers Weiß erhob sich G. A. Wechsler, unstreitig der schärfste Dialektiker unter den zehn Männern, welche Aufsätze für das Taschenbuch geliefert haben. Da sein durchdringender Verstand sehr wohl die Gefahr erkannte, mit der damaligen Geistlichkeit sich in Streit einzulassen, so muß man den Muth, mit welchem er es that, um so höher anschlagen. Wir glauben etwas zur Charakteristik jener Zeit beizutragen, wenn wir den Anfang seiner «Bedenken über die Antithesen des Pfarrers Dr. Weiß gegen Rupp: Vom rechten christlichen Glauben» hier mittheilen:"

„«Mit der Geistlichkeit in Frieden zu leben, war eine Maxime unserer Alten, die sich auch heute noch ein Jeder, dem seine Ruhe am Herzen liegt, immer zur Richtschnur nehmen muß. Denn es ist schon überhaupt nicht gerathen, den Zorn eines Andern ohne Noth zu erregen, und wäre es auch in der gerechtesten Sache, weil man doch nicht wissen kann, ob der Zorn nicht in nachtheiligen Haß ausschlagen und auf die Gelegenheit lauern wird, sich an dem Feinde gründlich zu rächen. Indessen sind die Menschen im Ganzen versöhnlich, und da sie sich im Durchschnitt auch der Mangelhaftigkeit ihrer Bestrebungen bewußt sind, so pflegt wol, wenn ihr erstes Auflodern über einen unerwarteteten Widerstand verraucht ist, die Einsicht ihres eigenen Unrechts die Glut des Herzens allmälig zu kühlen, und was der Einsicht nicht gelingt, vollendet zuletzt die Zerstreuung des Lebens. Mit der Geistlichkeit ist es anders. Sie ist die Verkündigerin der ewigen Wahrheit, die Vertreterin der unendlichen Liebe, und wer einmal das Unglück hat, sie in dieser ihrer Eigenschaft, d. h. als Geistlichkeit zu kränken, der hat gleichsam den heiligen Geist gekränkt, für dessen Verkörperung sie sich ansieht, und das ist bekanntlich eine Sünde, die weder in diesem noch in jenem Leben jemals Vergebung finden kann. Freilich hat man in der Anwendung diesem Satze eine Ausdehnung gegeben, die ihn für die allgemeine Ruhe bedenklich macht; denn obschon es unter den Angelegenheiten der Geistlichen auch solche gibt, die weder mit der unendlichen Liebe noch mit der ewigen Wahrheit im entferntesten in Verbindung stehen, so nehmen sie doch nach einer gewissen communicatio idiomatum für den irdischen Theil ihrer Angelegenheiten dieselbe Unantastbarkeit in Anspruch, die ihren himmlischen gebührt, und kämpfen stets mit dem heiligen Haß, als wäre es ein Kampf pro aris, wenn sie auch noch so augenscheinlich einzig und allein pro focis kämpfen. Vielleicht war es eben diese Erfahrung, die Ferdinand II. zu jener berühmten Äußerung trieb, er würde, wenn ihm zugleich ein Jesuit und ein Engel entgegenkämen, sich zuerst vor dem Jesuiten beugen; denn der Kaiser wußte wahrscheinlich, daß die Engel des Himmels verzeihen können, aber die Jesuiten nie.»"

„Wenn nun Wechsler, trotz seiner innigsten Überzeugung von der Räthlichkeit dieser goldenen Regel, dennoch in einen theologischen Kampf sich mischte und unter die Streitkolben der Orthodoxie wagte, so geschah es durch ein unüberwindliches Gefühl, das ihm Mitleid oder Scham, oder sogar Entrüstung zu sein schien. Er wußte, daß sein Gegner, der Pfarrer Weiß, mit dem Krebs eines Glaubens gepanzert war, an dessen steinerner Undurchdringlichkeit auch die schärfsten Pfeile der Logik kraft- und erfolglos niederfallen; gleichwol unternahm er den Strauß. Rupp hatte keinen Gewinn davon, denn bald darauf wurde er wegen seines Mangels an Rechtgläubigkeit von seinem kirchlichen Amte feierlich abgesetzt."

„Außer der ernst gehaltenen Prosa finden wir in dem Taschenbuche auch mehre schalkhafte Lieder, die wir als eine brauchbare Ergänzung zu den Sittenschilderungen der damaligen Zeit willkommen heißen. Der Dichter heißt Cäsar von Lengerke. Wie seltsam die Gesellschaften zusammengesetzt waren, in denen sich unsere Voraltern Mühe gaben, vergnügt zu

sein, ersehen wir aus dem Gedichte «Meine Soirée». Manche darin vorgeführte Personen, wie z. B. der Junker, der Hofrath, die muckernde Alte, der Kircheníntendant, haben für uns etwas Mystisches und würde es schwer halten, der Jetztwelt einen klaren Begriff von diesen verschollenen Figuren beizubringen; so viel scheint aber gewiß, daß sie vor 100 Jahren wichtige und einflußreiche Bestandtheile der menschlichen Gesellschaft ausgemacht haben. Von ihrer Entbehrlichkeit hat sich erst eine spätere Generation überzeugt."

Meine Soirée.

Die Gäste sind geladen,
Die Kerzen strahlen schon,
Noblesse — hohe Gnaden —
Erwartet mein Salon.

Der Langhaar kommt zu Gaste,
Der schmächtig, wie gehenkt,
Langfing'rig jede Taste
Mir am Clavier zersprengt.

Auch wird ein Dichter kommen,
Von Weltschmerz wie beseelt,
Dem's aber — streng genommen —
Am baaren Geld nur fehlt.

Der Mime, der im Stillen,
Ein Roscius sich dünkt,
Weil er, ein Held im Brüllen,
Sich auswattirt und schminkt!

Ein Jude, Freund der Künste,
Ganz liberal gestimmt,
Der aber zum Gewinnste,
Von hundert — funfzig nimmt.

Willkommene Erscheinung!
Der Hofrath, Herr von Whist!
Der niemals eig'ner Meinung
Und d'rum en vogue ist!

Der Junker, den „auf Ehre!"
Sein Roßverstand empfiehlt.
Der Censor, dessen Schere
Mir die Gedanken stiehlt.

Ich lud den Diplomaten;
Er ward — d'rob stolz er blickt —
Zum Heil der deutschen Staaten
Nach Bückeburg geschickt.

Den Staatsmann — mir zum Glücke! —
Der seine Zeit erkennt,
Und einen Schritt zurücke
Noch keinen Rückschritt nennt.

Dazu viel Subalterne
Mit langem Ordensband,
Daß man sie aus der Ferne
Schon als loyal erkannt.

Den Kirchenintendenten,
So feist und dünkelvoll,
Zwar Null nur an Talenten,
Doch Pfaffe — jeder Zoll.

Mich wird ein Fuchs erfreuen,
Der in dem Kampf der Welt
Sich über die Parteien,
Nicht in und außer stellt.

Die Alte, die da muckert,
Und doch nicht christlich-mild
Ihr Urtheil überzuckert,
Wenn's ihren Nächsten gilt.

Als Ziel für Amor's Köcher
Auch junger Gänschen viel,
Bewährt mit Culs und Fächer
Und losem Augenspiel.

Als Alle sie erschienen,
— Dem Herzen theuer mir —
Da hab' ich hinter ihnen
Leis' zugedrückt die Thür.

Ein Kreuz hab' ich geschlagen
Den Gästen hinterdrein,
Und ließ sie flüsternd fragen?
Wo mag der Wirth nur sein?

Denn als die letzte Schleppe
Gerauscht in den Salon,
Floh auf der Hintertreppe
Aufathmend ich davon.

Mit einem noch Bekannten
Wollt' ich alleine sein,
Und aß beim Restauranten
Daher mit mir allein.

„Für unsere historische Aufgabe hatte die Auffindung des «Königsberger Taschenbuch» einen erheblichen Werth; der Eindruck, welchen es im Einzelnen und Ganzen auf uns gemacht hat, befestigt uns in der Ansicht, daß Ostpreußen in jener merkwürdigen Übergangsperiode von vorzüglicher Bedeutung gewesen ist. Auch glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir Diejenigen, welche hier als Vertreter politischer und religiöser Freiheit aufgetreten sind, für geistesfrische und gesinnungstüchtige Männer halten, deren Worte und Thaten nicht unwesentlich zur Neugestaltung der Dinge beigetragen haben." 13.

Bibliographie.

Ansprachen an Christenherzen aus Dr. Heinr. Müller's geistlichen Erquickstunden. Zwickau. 1845. 8. 3 Ngr.

Chowanetz, J. (Julian Chownitz), Österreich und seine Gegner. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gärschen, E., Amalasuintha die Gothenkönigin. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Würzburg, Stahel. 1845. 8. 15 Ngr.

Grätz, H., Gnosticismus und Judenthum. Krotoschin, Monasch und Sohn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums. 3te Abtheilung (die Prosaisten des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken). Nach den besten vorhandenen Übertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literärgeschichtlichen Erläuterungen begleitet von K. F. Borberg. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Göpel. 8. 1 Thlr.

Holbein, F. v., Der Verräther. Lustspiel in einem Acte. 2te Auflage. Wien, Wallishausser. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

Nestroy, J., Der Zerrissene. Posse mit Gesang in drei Acten. Wien, Wallishausser. 1845. 8. 15 Ngr.

Roth, R., Zur Literatur und Geschichte des Weda. Drei Abhandlungen. Stuttgart, Liesching und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schönstein, G., Das Privat- und Haustheater. 1stes Bändchen: Das unterbrochene Duell. — Der Bürgermeister. Wien, Wallishausser. 1845. 12. 8 Ngr.

Theokrit's elftes Idyll, als Probe einer Verdeutschung seiner sämmtlichen Idyllen, nebst Behandlung zweier Stellen des 15ten Idylls im Vorworte. Von *E. Kaercher*. Karlsruhe, Braun. 8. 5 Ngr.

Vincas, H., Vergleichende Darstellung evangelischer Grundwahrheiten und reiner Verstandeslehren über sie. Oldenburg, Schulze. 1845. 8. 20 Ngr.

— — Schullehrer-Seminarien und Volksschulen. Oldenburg, Schulze. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1846.

Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet von R. E. Prutz. Erster Theil. Hanover, Kius. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nicht blos die Juristen unserer Tage theilen sich in eine historische und in eine philosophische Schule, und nicht blos die Theologen der Gegenwart streiten um den historischen Christus und den speculativen Christus; nein, auf dem Gebiete jeder Wissenschaft, die nicht ihrem Wesen nach rein empirischer Beschaffenheit ist, haben sich die geschichtliche Betrachtungsweise und die philosophische oft sehr subjective Auffassung scharf gesondert und geben das Feldgeschrei ab für schroff und feindlich einander gegenüberstehende Parteien. Und dies ist das Hauptgebrechen, an dem die Wissenschaft der Gegenwart krank liegt. Immerhin mag es für den in der Gefühlswelt lebenden Dichter ein wahres Wort sein:

> Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
> Die noch die Mutter aller Siege war.

Immerhin mag der Mann, welcher zu öffentlichem Wollen und Handeln berufen ist, Partei nehmen müssen: die Wissenschaft hat eine andere Stellung und Aufgabe; ihr Zweck ist die möglichst parteilose Erforschung und Darstellung der Wahrheit, die sich keiner Abneigung und keiner Zuneigung unterordnen kann und darf. Leider macht es die Verwirrung unserer Tage nöthig, ausdrücklich hinzuzusetzen, daß ich unter „parteiloser Wissenschaft" keineswegs jene todte, starre Gelehrsamkeit verstehe, die so viel Schönes und Großes erstickt und erdrückt hat; daß ich vielmehr bei allen Verirrungen der heutigen wissenschaftlichen Thätigkeit den größten Fortschritt darin erkenne, daß sie dem Leben der Völker und der Einzelnen nicht mehr fern stehen will, daß sie sich einerseits durch die geistigen Bedürfnisse der Menschheit ihre Bahnen vorzeichnen läßt, andererseits eine sichere Grundlage herzustellen bemüht ist, auf der wahres Völkerrecht aufgebaut werden kann; Letzteres aber wird eben nur dann möglich werden, wenn ihr Streben einzig und ausschließlich auf die Wahrheit, auf die reine Wahrheit, auf nichts als die Wahrheit gerichtet ist, wenn sie sich zu diesem Zwecke jeder geistigen Kraft bedient, wenn sich also namentlich die beiden Anschauungsweisen, durch welche der menschliche Geist Alles und Jedes erkennt, die geschichtliche und die philosophische, nicht gegenseitig ausschließen, sondern sich vielmehr auf das engste aneinanderschließen und gegenseitig durchdringen.

Diese allgemeinen Betrachtungen scheinen mir zu dem Werke, dessen Besprechung hier folgen soll, in einer doppelten Beziehung zu stehen, einmal zu seinem Inhalt, sodann zu seinem Verfasser. Was zunächst den Letztern betrifft, so ist es bekannt genug, daß Prutz sich mit aller Kraft und vollem Eifer einer Partei angeschlossen hat, der es wiederholt zum Vorwurf gemacht worden ist, daß sie jeder rein wissenschaftlichen Erkenntniß fremd, ja feindlich gegenüberstehe; daß sie namentlich dem geschichtlich Gewordenen sein Recht abspreche und die Welt mit einer plötzlichen Umgestaltung bedrohe, die von rein abstracten, inhaltslosen Theorien oder gar Phantasien ausgehe, daß also zwischen dem Bestehenden und dem von dieser Partei Gefoderten keine Brücke vorhanden sei, daß sie nur auf dem Wege gewaltsamer Umwälzung das vielgepiesene Ziel erreichen könne. Und es dürfte allerdings schwer halten, diese Vorwürfe von jener Partei ganz und unbedingt abzuwälzen: um so höher aber ist es anzuschlagen, um so freudiger anzuerkennen, wenn aus der Mitte dieser Partei ein Mann, der jedenfalls unter ihren Angehörigen eine der geistig bedeutendsten Stellen einnimmt, hervortritt und durch ein bedeutendes Werk zeigt, daß er weder wissenschaftlicher Thätigkeit überhaupt noch der strengsten Forschung und geschichtlichen Erkenntniß feindlich gesinnt ist. Und diese Stellung hat Prutz durch seine „Geschichte des deutschen Journalismus" zwar nicht zuerst, aber am entschiedensten eingenommen.

Zuerst in seinem „Göttinger Dichterbund" (Leipzig 1841) hat sich Prutz als einen gründlichen Kenner und geistvollen Darsteller der deutschen Literaturgeschichte bewährt; ein ferneres nicht geringes Verdienst erwarb sich derselbe durch Gründung und eigene Theilnahme an dem „Literarhistorischen Taschenbuch" seit 1843; jetzt liegt der lange erwartete erste Theil eines Werks vor, welches für einen sehr wichtigen Literaturzweig Epoche machen muß. Zwar verleugnet Prutz auch hier seine Denk- und Sinnesweise nicht im entferntesten und konnte dies als ein Ehrenmann, wie er sich immer gezeigt hat, nicht; aber er spricht seine Ansichten aus auf dem Grunde der

sorgfältigsten und fleißigsten Forschungen, die ihm in gleichem Umfange nicht leicht Jemand nachthun dürfte; er legt eine Treue und Gewissenhaftigkeit, eine Unbefangenheit des Urtheils, eine Gediegenheit geschichtlicher Kenntniß und geschichtlichen Urtheils an den Tag, er verbindet die rein objective Darstellung so geschickt mit der Darlegung geistiger Entwickelungen, daß sein Buch auf jeden Unbefangenen, welcher Partei er im Übrigen auch angehören möge, nur den günstigsten Eindruck machen kann. Es ist eins der nicht zahlreichen neuern Werke, welche in hohem Grade geeignet sind, den oben erwähnten Zwiespalt zwischen geschichtlicher und philosophischer oder subjectiver Betrachtungsweise wissenschaftlicher Gegenstände zu einigen, und daß dieses Werk gerade von jener Seite ausgegangen ist, welcher Prutz nach wie vor angehört, kann das Verdienst desselben, die Freude daran nur erhöhen.

Hat so ohne Zweifel des Verf. Persönlichkeit den Werth seiner Arbeit merklich gefördert und gehoben, so ist auch der Stoff derselben an sich ein ebenso wichtiger als anziehender. Schon 1828 rechnete A. Balbi in der „Revue encyclopédique" auf Deutschland gegen 700 Zeitschriften, und jetzt dürften sich dieselben wol wenigstens verdoppelt haben. Unzählige Menschen befriedigen ihre literarischen Bedürfnisse ausschließlich durch Zeitschriften. Es gibt keine Sphäre geistiger oder mechanischer Thätigkeit von der abstractesten Speculation bis zum letzten Handwerk, die es nicht für nöthig hielte, ihr eigenes „Organ" zu haben. So läßt sich die Masse positiver Kenntnisse, noch weit mehr die Masse geistiger Anregungen gar nicht berechnen, die durch die moderne Journalistik unter den Völkern bis tief in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitet werden. Wer also seinen Blick nur irgend über das augenblicklichste, äußere Interesse zu erheben vermag, dem muß die Frage nach Entstehung und Heranbildung dieser Tagesmacht sich von selbst aufdrängen, ihre Beantwortung muß wenigstens seine Neugierde reizen; und das ist die allerniedrigste Betrachtungsweise. Die thatsächlich vorhandene Macht der Tagespresse hat aber auch auf der einen Seite die überschwänglichsten Hoffnungen, auf der andern Seite nicht geringere Besorgnisse rege gemacht; einerseits nämlich glaubt man in ihr das unfehlbarste Mittel zur sittlichen, politischen und, soweit als nöthig, wissenschaftlichen Heranbildung der Volksmassen zu erkennen und erhofft von ihr namentlich die kräftigste Beihülfe zu sicherer Erreichung aller demokratischen Gelüste unserer Zeit; andererseits fürchtet man, daß diese nicht wegzuleugnende Macht jede andere Gewalt vertilgen und bewältigen, sich selbst am Ende zur wahren Beherrscherin der Staaten und Völker aufwerfen werde. So ist es gekommen, daß man jetzt bei dem Verlangen nach Preßfreiheit immer nur zunächst die Tagespresse im Auge hat, daß zwischen derselben und den Staatsgewalten ein hartnäckiger Kampf von beiden Seiten mit verschiedenen, nicht immer mit den ehrlichsten Waffen geführt wird. Eine Lösung dieses Streits — einer Lösung aber und nicht eine Niederlage auf der einen oder der andern Seite bedürfen wir — wird erst dann möglich werden, wenn man das Wohin? der Zeitschriften aus ihrem Woher? zu erklären und vorauszusehen versteht, wenn auch auf diesem Gebiete die Geschichte erkannt, aber nicht nur erkannt, sondern auch als Lehrerin der Gegenwart anerkannt worden ist. So gesellt sich also zu der rein wissenschaftlichen, literarhistorischen Bedeutung, die der Geschichte des Journalismus beiwohnt, noch die andere Seite der politischen Wichtigkeit, die in unsern Tagen mehr als je hervortritt. Es gesellt sich aber auch noch eine dritte Rücksicht hinzu: man mag auch noch so entschiedener Freund des Journalismus sein, das kann man nicht in Abrede stellen, daß er noch lange Das nicht ist, was er sein kann und soll; und zwar darf er das nicht allein äußern Hemmnissen zur Last legen, sondern hat alle Ursache, seiner eigenen Verschuldungen zu gedenken. Schon vor mehr als 20 Jahren sprach sich Carus in dem Taschenbuch „Minerva" über das Unwesen der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter aus, und was dort zunächst den unendlich versumpften belletristischen Theil der Tagespresse traf, das gilt vielfach auch noch von der heutigen im weitesten Umfange, die oft nicht Tagespresse, sondern höchstens nur Eintagspresse zu heißen verdient. Gerade der Journalismus ist seinem ganzen Wesen nach so vielen Abirrungen und Fehlgriffen ausgesetzt, daß seine Leitung ganz vorzugsweise gesinnungstüchtigen und gründlich gebildeten Männern anvertraut sein müßte, und in welchem Widerspruch steht hiermit die Wirklichkeit! Die deutschen Zeitschriften lassen sich wahrlich zählen, deren Redaction sowol den Willen als das Vermögen bethätigen, ihrer Aufgabe nachzukommen; mehr als einmal ist es dagewesen, daß Leute, die nicht im Stande waren sich ihr Brot anders zu verdienen, flugs ein Journal gründeten und redigirten; und welche schmählichen Beweise des niedrigsten Miethlingsthums sind noch in allerneuester Zeit mit der frechsten Stirn von den Betreffenden selbst ans Licht gebracht worden! So steht es mit den Redactionen, und nicht anders mit den Mitarbeitern, wovon sich namentlich bei so manchem Winkeljournale wunderliche Dinge erzählen ließen. Auch hier kann es kein besseres Mittel zur Heilung der vorhandenen Übel, zu gedeihlicher Fortentwickelung geben als Selbsterkenntniß, und wie sollte die Tagespresse zu dieser besser gelangen als dadurch, daß sie ihre Herkunft, ihr Wachsthum und ihre Entwickelung kennen lernt, daß sie aus ihrer eigenen Geschichte ersieht, welches ihre Aufgabe sei, wo, wie und wodurch diese bisher verfehlt, wo, wie und wodurch sie wenigstens annäherungsweise erfüllt worden?

Wenn man einer Geschichte des Journalismus diese dreifache Wichtigkeit für die Literaturgeschichte, für das Staatsleben und für die Zukunft des Journalismus selbst nicht absprechen kann, so wird man auch von dieser Darstellung derselben eben Das behaupten können, was Prutz von dem Journalismus treffend nachgewiesen hat: daß er weder in seiner Entstehung noch in seiner

weitern Entwickelung ein Werk der Willkür, sondern unwillkürlich als der für gewisse Zeiten und Umstände entsprechendste Ausdruck entstanden und immer nur in vollster Übereinstimmung mit der Zeit und deren Eigenthümlichkeiten fortgewachsen sei. Ganz ebenso wie das Reformationszeitalter den Journalismus selbst, mußte unser Zeitalter, wenn es nicht eine sehr bedeutende Aufgabe übersehen wollte, eine Geschichte des Journalismus hervorbringen, und wir haben alle Ursache, dem Schicksal zu danken, daß die Lösung dieser Aufgabe so ganz in die rechte Hand gefallen ist. Möge nun auch die Theilnahme der Leser die rechte sein und so reiche Belehrung, wie sie dies Buch bietet, nicht verloren gehen.

Gehen wir zu einer nähern Betrachtung des Gebotenen über, so finden wir bald, daß, wie nothwendigerweise jedes literaturgeschichtliche Werk, so auch dieses seinem Inhalte nach in zwei Haupttheile zerfällt: in eine rein referirende Darstellung des realen Stoffs und in eine zusammenhängende Entwickelung, welche theils die Ursachen, welche der Bildung jenes realen Stoffs vorausgingen, theils die Folgen, die sich für das geistige Gesammtleben des Volks daraus ergaben, darlegt. Ob diese beiden Haupttheile strenger voneinander gesondert werden müssen oder mehr ineinander gearbeitet werden können, das hängt von der Beschaffenheit des jedesmal vorliegenden Stoffs ab; auch in dem vorliegenden Werke konnte in dieser Beziehung nicht durchweg die gleiche Verfahrungsweise eingehalten werden; doch ist überall die Bemühung ersichtlich, mit welcher der Verf. auch den rein referirenden Abschnitten ein allgemeineres Interesse zu geben gesucht und gegeben hat. So läßt sich hoffen, daß selbst Leser, die sonst nur eine leichte anregende Unterhaltung suchen, es nicht verschmähen werden, ihre Aufmerksamkeit auch den strenger gehaltenen Theilen des Buchs zuzuwenden, die nebenbei manche unterhaltende Einzelheit und Seltsamkeit darbieten.

(Der Beschluß folgt.)

Gegen Rom.

Seit den trügerisch geschmiedeten Decretalen Isidor's und der Schenkungsurkunde Konstantin's, „diesen beiden magischen Pfeilern der geistlichen und weltlichen Einherrschaft der Päpste", wie sie schon Gibbon treffend genannt; seit mehr denn einem Jahrtausende ist, wenn kein anderer getreuer Eckardt da war, die Völker und die Menschheit zu warnen vor dem Wesen der römischen Hierarchie, der Trug- und Lügengeist derselben aufgedeckt, gegeißelt und gestäupt worden von dem Spotte der Dichtkunst. Die Spottgedichte, die Stachelreime wider den päpstlichen Stuhl, seinen Wandel und seine Herrschaft, gegen die darauf waltenden Grundsätze und Gewohnheiten reichen bis in die frühesten Jahrhunderte seiner eigenen Zeitrechnung hinauf, sie werden fortdauern, bis sich der Fluch erfüllt, den ein neuerer Dichter der Lebendigen gegen ein übertünchtes Grab geschleudert. Schon ein lateinischer Epigrammatiker des 10. Jahrhunderts, der das von den Päpsten ausgesonnene, oder dem Cultus vorchristlicher, gutheidnischer Religionen entlehnte Märchen vom Fegfeuer oder der Vorhölle lächerlich zu machen sucht, indem er einen Mann, der im Paradies gewesen, in burlesker Sprache Alles erzählen läßt, was er dort gesehen, ertheilt dem Papst in dem paradiesischen Hausregiment das Amt eines Küchenmeisters zu. Ein anderer lateinischer Poet, der etwa ein Jahrhundert später, entweder zu Ende des 11. oder am Anfange des 12. schrieb, sagt gerade heraus, Rom bete wie die alten Heiden den Mammon an und verschlinge in seiner unersättlichen Gier die Schätze und Reichthümer aller der Länder, welche die Oberherrschaft des päpstlichen Stuhls anerkennen. Der Dichter singt:

Gens Romanorum subdola
Antiqua colit idola!

Ornatas vestes Graeciae,
Ebur cum gemmis Indiae,
Deliciosa Franciae,
Argentum, aurum Angliae,
Lac et butyrum Flandriae,
Mulas, mulos Burgundiae,
Roma deglutit penitus
Digna perire funditus.

Quaecunque volo facio:
Ego nuptas decipio;
Ego corrumpo virgines;
Edomo cunctos homines!

Rom treibt verschlagen und gescheit
Den Götzendienst der alten Zeit!

Kostbar Gekleid aus Griechenland,
Kleinode viel von Indiens Strand,
Die Schätze Frankreichs; Silber, Gold
Aus Englands reichem Schacht geholt;
Die Milch und Butter von Brabant,
Das Maulthier aus Burgunderland:
Rom im gefräß'gen Schlunde birgt,
Verdient hat's, daß es d'ran erwürgt.

Rom spricht, was ich will, thu' ich auch:
Weiber verführ'n, das ist mein Brauch;
Den Jungfern raub' ich ihren Kranz,
Die Menschheit aber knecht' ich ganz!

Die Spottdichter dieser Art liebten es dabei oft, Bibelstellen in einer Weise zu parodiren, die ihnen in späterer Zeit, wo die wachsende Aufklärung die päpstliche Macht ernstlich bedrohte, wahrscheinlich den Scheiterhaufen eingetragen hätte. Im 12. Jahrhundert war es ein stehender Witz im Volke, daß der Papst Marcus den Evangelisten mit einer Mark Silber verwechselt habe. In Bezug auf dieses Bonmot jener Zeit, vielleicht wol auch die Quelle desselben, erschien folgende Parodie eines Bibeltextes: „Der Anfang des heiligen Evangeliums in Bezug auf eine Mark Silber. In dieser Zeit sprach der Papst zu den Römern: Wann der Sohn des Menschen kommen sollte zum Sitze unserer Majestät, so sagt ihm alsbald: «Freund, warum kommst du?» Und wann er nicht abläßt, anzuklopfen, ohne daß er euch etwas darreicht, so werft ihn hinaus in die äußerste Finsterniß. Und es geschah, daß ein gewisser armer Schreiber kam zum Hofe unsers Herrn, des Papstes, und schrie laut und sprach: «Erbarmt euch meiner, o ihr Pförtner des Papstes, denn die Hand der Dürftigkeit liegt schwer auf mir und ich bin arm und elend, darum flehe ich zu euch, daß ihr mir beistehet in meiner Noth und meiner Schmach.» Da sie aber Solches hörten, wurden sie entrüstet im Geist und sprachen: «Freund, deine Dürftigkeit bleibe bei dir zu deinem Verderben; weiche von uns Satanas, denn du bist nicht weise in der Weisheit des Geldes! Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du sollst nicht eingehen zu den Freuden deines Herrn, du habest denn den letzten Heller herausgegeben.» Und der Arme ging hinweg und verkaufte seinen Mantel und seinen Rock und Alles, so er hatte und gab das Geld den Cardinälen und den Pförtnern, und sie sprachen: «Was ist dies unter unserer so Vielen?» Und sie warfen ihn hinaus zur Thür. Und als er draußen stand, weinte er bitterlich und war ohne Trost. Und darauf kam an den Hof

ein gewisser reicher Schreiber aufgebläht und keuchend und dickwanstig, der verrätherischerweise Mord begangen. Und dieser Mann gab zuerst dem Pförtner, dann dem Kämmerling und zum Dritten den Cardinälen; aber sie dachten bei sich, daß sie trachten sollten mehr zu erhalten. Da aber unser Herr, der Papst, vernahm, daß seine Cardinäle und Diener viele Gaben empfangen hatten von dem Schreiber, erkrankte er bis zum Tode. Darauf aber sandte ihm der reiche Mann Arznei von Silber und Gold, und siehe da, von stundan ward er gesund. Darauf rief unser Herr, der Papst, seine Cardinäle und Diener vor sich und sprach zu ihnen: «Brüder, hütet euch, daß man euch nicht verführe mit leeren Worten; denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß ihr nehmt, wie ich auch genommen habe!»"

Dieses ergötzliche Beispiel der Angriffe, welche in den frühesten Zeiten von dem römischen Klerus selbst gegen die Verderbtheit des Hauptes der Christenheit und der ganzen Grundlage des Papstthums ausgingen, findet sich mit vielem andern Stoffe der Art in einer von Edélestand du Méril in Paris herausgegebenen Sammlung der lateinischen Poesie des frühesten Mittelalters. Darin ist auch als Parodie der Messe eine „Missa de potatoribus" enthalten, die mit den Worten beginnt: „Initium sancti Evangelium secundum Lupum (statt Lucam). Fraus (statt laus) tibi Bacche etc." 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Stellung und Verhältnisse der Juden in Frankreich.

Die Anhänger und Vertheidiger der Emancipation der Juden pflegen sich gewöhnlich auf Frankreich zu berufen, wo die factischen Verhältnisse unwiderleglich darthun sollen, daß die Israeliten unter günstigern Umständen die schroffen Eigenthümlichkeiten, welche uns abstoßen können, leicht abzustreifen im Stande sind. Es dürfte deshalb nicht unangemessen sein, Diejenigen, welche diese wichtige Frage einer gründlichern Beleuchtung unterwerfen wollen, auf ein vor kurzem erschienenes Buch zu verweisen, in dem die Verhältnisse der Juden in Frankreich ausführlich besprochen werden. Der Titel desselben lautet „Des juifs en France" und Verf. ist Théophile Hallez, Advocat am königlichen Appellationshofe zu Paris. Obgleich der Verf. keineswegs zu den modernen Verehrern des Judenthums gehört und er selbst in seiner Darstellung zum Theil eine gewisse Schärfe durchblicken läßt, so kann man ihm doch den Vorwurf der Parteilichkeit nicht machen. Nichts will er weniger als sie um ihrer Religion willen verfolgt wissen; aber er verlangt mit desto größerer Strenge, daß sie vor Allem gute Franzosen sein sollen, also daß sie nicht innerhalb des großen Ganzen noch eine Besonderheit bilden sollen. Eine große Belesenheit entwickelt er in dem historischen Theile seiner Arbeit, in dem er die Geschichte des Judenthums in Frankreich von den Merovingern bis zur Revolution von 1789 behandelt. Allerdings lagen hier bereits gediegene Specialwerke, z. B. Depping's fleißige Schrift über die Juden im Mittelalter und einige andere Monographien, vor. Diejenige Abtheilung, in welcher Hallez mehr seine eigenen Ansichten entfaltet, geht von der Idee aus, daß die vollständige Emancipation, wie sie in der Revolution gegeben und festgestellt wurde, eine offenbare Übereilung gewesen ist. Er wünschte, die Constituirende Versammlung hätte, statt sich von den Declamationen des Abbé Grégoire, des Siéyes und Mirabeau's leiten zu lassen, auch einiges Gewicht auf die Argumentationen vom Abbé Maury und Reubel gelegt. Er meint nämlich, die Juden wären zur Zeit noch nicht reif gewesen für eine völlige Gleichsetzung mit den übrigen Staatsbürgern, es hätte die Kluft, welche zwischen ihnen und dem überwiegenden christlichen Theile der Bevölkerung bestand, erst allmälig ausgefüllt werden müssen, statt mit einem Satze über die bestehenden Verhältnisse hinwegzuspringen. Natürlich kann man nicht daran denken, die Rechte, welche den Juden jetzt nun einmal zuerkannt sind, wieder aufzuheben und den frühern beklagenswerthen Zustand zurückzuführen. Dies wäre ein Werk der Unmöglichkeit, aber der Verf. meint, es müsse doch nun Alles gethan werden, um sie für den Standpunkt, den sie jetzt nun einmal einnehmen, vollkommen heranzubilden. Die Rathschläge, welche er in dieser Beziehung ertheilt, sind nicht eben alle leicht in Ausführung zu bringen, und es möchte nicht an Aussetzungen fehlen, welche sich dagegen erheben ließen; aber man muß ihm im Allgemeinen das Zeugniß geben, daß er es wenigstens redlich gemeint hat. 11.

Sammlung der Militairgesetze.

Während die Assemblée nationale ihre Sitzungen hielt, machte sich das Bedürfniß geltend, die verschiedenen Bestimmungen und gesetzlichen Verfügungen, welche auf das Land- und Seeheer Bezug haben, zu einem Gesetzbuche zu vereinigen. Der Wechsel der Ereignisse, die im mächtigen Umschwunge sich drängten, ließ den Gedanken zu einem solchen Codex, der von einigen Rednern in Anregung gebracht war, wieder fallen. Auch während des Kaiserreichs tauchte der Plan zu einem Werke, wie es die Assemblée nationale beabsichtigt hatte, wieder auf. Aber auch dieses Mal gedieh er nicht zur Reife, und die Commission, welche Napoleon mit dieser Arbeit beauftragt hatte, kam nicht einmal zur Abfassung eines vollständigen Entwurfs. Der Herzog von Orléans, den ein früher Tod dahingerafft hat, wollte die Idee, welche schon zweimal nach ihrer Verkörperung gerungen hatte, wieder aufnehmen. Zu diesem Zwecke gab er einem als tüchtigen Rechtsgelehrten bekannten Schriftsteller, Durat-Lasalle, den Auftrag, einen solchen übersichtlichen Codex für das gesammte Kriegswesen auszuarbeiten. Obgleich derselbe nun mit großem Eifer und wahrer Hingebung für seine Sache an die Arbeit ging, so erlebte der Herzog von Orléans doch die Vollendung derselben nicht mehr. Sie erscheint jetzt nun endlich u. d. T. „Droit et législation des armées de terre et de mer". Das ganze Werk — im Manuscript sind die zehn Bände, aus denen es bestehen wird, bereits beendigt — ist gegenwärtig bis zum sechsten Theile gediehen. Der Herausgeber hat sich nicht nur das Verdienst einer fleißigen, sorgfältigen Zusammenstellung erworben, sondern seinem Werke dadurch einen noch höhern Werth zu verleihen gesucht, daß er in seinen Einleitungen und Anmerkungen die nöthigen Erklärungen und Erörterungen gibt. So wird hier das Nöthige aus dem Völkerrecht beigebracht, und diejenigen Rechtsbegriffe, welche dem Militair geläufig sein müssen, werden in kurzen aber durchaus genügenden Andeutungen entwickelt.

Geschichte des Repräsentativsystems.

So vielfache Versuche auch schon gemacht sind, um den Ursprung und die Entwickelung des Repräsentativsystems in Frankreich ins Licht zu stellen, so bleibt doch in der Geschichte der Etats-généraux immer noch manche dunkle Partie. Die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften, welche über bedeutende Geldmittel zu verfügen hat, sah sich dadurch veranlaßt, eine Preisaufgabe auszuschreiben, der zufolge eine genauere, aus der Quelle geschöpfte Darstellung dieser Geschichte nebst den hierauf bezüglichen historischen und politischen Entwickelungen verlangt wurde. Unter den verschiedenen Bewerbern hat Rathery den Sieg davongetragen. Statt aber siegesfroh seine gekrönte Preisschrift ungesäumt der Öffentlichkeit zu übergeben, hat er es vorgezogen, diese Abhandlung zuvor noch einmal einer strengen Sichtung und Überarbeitung zu unterwerfen. Gegenwärtig wird sie uns nun u. d. T. „Histoire des Etats-généraux" geboten. Es ist dies eine fleißige, recht brauchbare Arbeit, deren Verf. bedeutende historische Kenntnisse verräth und die reich ist an feinen und geistreichen Combinationen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1846.

Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet von R. E. Prutz. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Das Buch wird eröffnet durch eine Einleitung, welche sich zunächst über „Entstehung und Zweck des vorliegenden Werks" ausspricht; es ist hier ausführlich die Bedeutung, ja Nothwendigkeit nachgewiesen, die dasselbe, wie ich schon oben andeutete, in dreifacher Hinsicht für sich in Anspruch nehmen kann. Hier, wo Prutz schließlich auch Einiges über seine persönliche Stellung zu der gewählten Aufgabe bespricht, finden wir sogleich den sichersten Beleg für das dem Werk oben im Allgemeinen gezollte Lob: namentlich wird Jeden, der sich an des Verf. Stellung zu den politischen Bewegungen der Gegenwart erinnert, Das lebhaft interessiren, was er über die politische Seite seines Unternehmens sagt; es wird aber auch Jeden überzeugen, daß Prutz wenigstens auf den Boden der Geschichtswissenschaft durchaus keine übertriebenen Foderungen mitbringt; daß er namentlich von jener unwissenschaftlichen Thorheit durchaus frei ist, an vergangene Zeiten den Maßstab der Gegenwart zu legen. Eher dürfte der Vorwurf laut werden, daß Prutz dem Journalismus im Vergleiche mit der gesammten übrigen Literatur, ja wol auf deren Unkosten eine allzu hohe Bedeutsamkeit beilege. Manche dahin lautende Aeußerung wird man gewiß der gewissenhaften Vertiefung in den Gegenstand seiner Arbeit und der sichtlichen, ihr gewidmeten Liebe gern zugute halten, aber es ist auch nicht zu übersehen, daß Prutz wiederholt ausdrücklich darauf hinweist, daß er einem Aufgehen der übrigen Literatur in Journale durchaus das Wort nicht rede, daß er durch seine Darstellung nur dazu beitragen will, dem Journalismus die rechte, seiner und der Zeit würdige Stellung und Haltung anzuweisen, und das wird sich nun einmal nicht wegleugnen lassen, daß, wenn überhaupt die Literatur auch auf das öffentliche Leben der Staaten und Völker einwirken soll und darf, dies die Aufgabe des Journalismus und nicht dickleibiger publicistischer Abhandlungen ist. Wenn diese Einwirkung bisher noch nicht überall die wünschenswerthe gewesen ist und es auch wol vor der Hand nicht werden wird, so kann man wenigstens nicht behaupten, daß sie durch irgend musterhafte Journale misleitet oder aufgehalten sei.

Es folgt sodann eine „Geschichte und Kritik der Vorarbeiten" (S. 22—59). Mancher Leser dürfte sich vor der Trockenheit dieses Abschnitts fürchten und geneigt sein, ihn zu überschlagen, und in der That wird er das Hauptinteresse nur für den Literarhistoriker von Fach haben; für diesen aber hat die sehr vollständige und genaue Untersuchung auch den sehr bedeutenden Werth, daß sie ihm für jede ähnliche Arbeit eine Menge unersprießlicher Nachforschungen ersparen kann. Aber auch andern Lesern möchte ich rathen, diesem Abschnitt ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn theils kann man nur aus ihm den Umfang der von Prutz übernommenen Arbeit ganz erkennen, theils wird auch er dazu dienen die Bedeutung des Journalismus für die deutsche Literatur in ein klares Licht zu setzen und namentlich darthun, daß die allgemeine Theilnahme an demselben nicht blos ein Zeichen unserer Zeit ist; zugleich aber kann derselbe als Muster einer bei aller Gediegenheit doch höchst lesbaren Behandlung derartiger Stoffe dienen.

Die Einleitung wird endlich beschlossen durch einen dritten Abschnitt: „Eintheilung des Stoffs"; eine derartige Übersicht über den gesammten Stoffreichthum des Werks war um so nöthiger, je weniger eine Kenntniß desselben irgend vorausgesetzt werden kann, je schwieriger es also ohne einen solchen Wegweiser sein würde, sich in dem Ganzen zurechtzufinden. Zugleich aber ergibt sich daraus mit überraschender Klarheit die Überzeugung, in welchem innigen Zusammenhange der deutsche Journalismus seit seinem ersten Beginn mit der gesammten vaterländischen Literatur steht, sodaß er durchaus nirgend als ein willkürlich aufgeschossenes Gewächs erscheint, sondern in stetigem organischen Zusammenhange mit dem literarischen Gesammtleben der Nation bald neue Entwickelungen vorbereitet, bald neu errungene Bildungsstufen zum Gemeingut des ganzen Volks erhebt. Es zerfällt aber hiernach das gesammte Werk in drei Bücher. Das erste umfaßt die Zeit vom Reformationszeitalter bis auf Klopstock und behandelt in drei Capiteln die Anfänge des deutschen Zeitungswesens bis 1682, die Zeit der gelehrten Zeitschriften bis 1713, und die der moralischen Wochenschriften bis 1742, wobei es sich von

selbst versteht, daß die angegebenen Jahreszahlen nur als ungefähre Haltepunkte gelten können. Das zweite Buch reicht von Klopstock bis auf Kant und die französische Revolution; seine drei Capitel kann man am kürzesten bezeichnen durch die Herrschaft des Klopstock'schen, die des Lessing'schen Geistes und die der Sturm- und Drangperiode. Das dritte Buch endlich bis 1844 zerfällt wieder in drei Capitel, deren beide erstern mit den Jahren 1813 und 1830 abschließen. Auf die ausführlich gegebene Begründung dieser Eintheilung, sofern ihre Richtigkeit nicht sogleich ins Auge springt, kann ich hier nicht näher eingehen; sollte sie aber auch hier und da auf den ersten Blick etwas gekünstelt erscheinen, so wird eine nähere Betrachtung doch stets zeigen, daß ihr ein sehr eingehendes Verständniß der deutschen Literaturgeschichte zu Grunde liegt.

Der vorliegende erste Theil des Werks enthält nur die beiden ersten Capitel des ersten Buchs, also etwa anderthalb Jahrhunderte; dieser Umstand könnte bei dem je später desto mehr wachsenden Stoffe einige Besorgniß wegen der baldigen Vollendung des Ganzen innerhalb mäßigen Umfangs erwecken, wenn nicht außer der Einleitung mancherlei Vorfragen und allgemeine Erörterungen hier hätten erledigt werden müssen, die den spätern Theilen zugute kommen werden. Das freilich ist gleich zuzugeben: Bibliographen werden in diesem Werke ihre Rechnung nicht finden; denn auf unbedingte Vollständigkeit des vorhandenen Stoffs konnte und wollte Prutz ebenso wenig eingehen als etwa der Geschichtschreiber dem Genealogen ein Genüge thun kann.

Ebenso wenig kann ich hier den ganzen Inhalt des vorliegenden Theils weder vollständig darlegen noch beurtheilen, sondern muß mich auf eine flüchtige Überschau desselben beschränken.

Prutz setzt gewiß mit Recht das Wesen des Journalismus darein, daß er seinen Inhalt einer allgemein zugänglichen Öffentlichkeit übergibt; diese Öffentlichkeit aber setzt einerseits das Bedürfniß derselben bei den Völkern und Individuen, andererseits die zur Ausführbarkeit nöthigen Mittel voraus; da nun jenes subjective Bedürfniß erst mit der Reformation, die objective Ausführbarkeit aber erst durch die Buchdruckerkunst und eine geregelte Postverbindung eintreten konnte, so ergibt sich von selbst, daß alle sogenannten Journale der orientalischen und classischen Völker unter den literarhistorischen Begriff des Journalismus nicht fallen können, dieser vielmehr erst im 16. Jahrhundert und vorzugsweise in Deutschland seinen Anfang nehmen kann. Zunächst wandte sich die journalistische Thätigkeit dem augenfälligsten Stoffe, bedeutenden Ereignissen des Staaten- und Völkerlebens zu, ist also von Anfang an politischen Inhalts, jedoch so, daß sie eben nur todten Stoff der Öffentlichkeit überliefert; hierher gehören die sogenannten „Relationen" des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen Prutz mehre bisher unbekannte genau beschreibt; mehr jedoch als auf die einzelnen erhaltenen Erscheinungen dieser Art geht er auf die Kreise ein, über welche sie sich als Ausdruck der öffentlichen Theilnahme verbreiteten. Da wo zu diesen rein stofflichen Mittheilungen das subjective Interesse des Darstellers hinzutritt, d. h. wo die Relation in Flugschrift, Spott- oder Lobschrift, meist in poetischer Form, übergeht, mußte sich Prutz seiner Aufgabe gemäß mit kurzen Andeutungen begnügen, da derartige Schriften dem eigentlichen Journalismus nicht mehr beizuzählen sind.

Der erste wesentliche Fortschritt in der Entwickelung des Journalismus ist das regelmäßige periodische Erscheinen der dahin gehörigen Schriften, welches den ältern Relationen durchaus abgeht. Die von Prutz angestellten Untersuchungen weisen auch für diesen Fortschritt eine durchaus allmälige, aus der Natur der Sache hervorgehende Entstehung nach. Nur als ein Auswuchs dieser Richtung können die (S. 200 fg.) erwähnten Schriften erwähnt werden, welche die Ereignisse eines ganzen Jahres in dickleibigen Bänden zusammenfaßten, also gewissermaßen nur einmal des Jahres erscheinende Zeitungen waren; das bekannteste dieser Werke ist das „Theatrum europaeum". Unerwähnt hat Prutz an der erwähnten Stelle gelassen, daß man derartige Werke sogar durch romanartige Einkleidungen schmackhaft zu machen suchte, wie namentlich Werner Happel, welchen Prutz ebenfalls (S. 330 und 383) erwähnt, auf die achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts „sogenannte Europäische Geschichtsromane, worinnen man die fürnehmsten Geschichten, von Wundern, Krieg, Estatssachen, Glück- und Unglücksfällen, und was sonsten merkwürdiges in Europa und angräntzenden Ländern in diesem Jahr passirt, in seiner Ordnung zu vernehmen hat" u. s. w. erscheinen ließ. Übrigens begleitet Prutz in diesem Capitel den politischen Journalismus gleich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab, und dürfte darin der dreizehnte Abschnitt, die berliner Zeitungen aus der ersten Zeit Friedrich's II. behandelnd, durch naheliegende Beziehungen ein besonderes Interesse erregen.

Das zweite Capitel handelt von dem literarischen Journalismus in dem bezeichneten Zeitraum: hier sind die ersten Anfänge außerhalb Deutschlands, namentlich in den „Journal des Sçavans" zu finden, welchem deshalb auch ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Die erste bedeutende Erscheinung dieser Art sind in Deutschland seit 1682 die leipziger „Acta eruditorum", der durchaus unvolksthümliche Ausdruck jener geistlosen Gelehrsamkeit, die so lange wie ein Alp auf dem deutschen Geiste lag. Die Reaction blieb nicht lange aus: einerseits wurde sie von den Pietisten geübt, deren treffliche Würdigung (S. 64) nicht zu übersehen ist; noch allseitiger und freier zu derselben Zeit von Thomasius, dessen Thätigkeit Prutz mit großer Wärme ausführlich schildert. Der Rest des Theils, d. h. etwa die letzten 80 Seiten, erscheint etwas zersplittert, da hier eine bedeutende Anzahl einzelner nach Ort, Zeit und geistiger Richtung verschiedener Journale zu verzeichnen und kurz zu charakterisiren waren, wobei ein Zusammenfassen nicht möglich war.

Wenn ich nun nochmals ausspreche, daß ich von dem Inhalte des besprochenen Werks nur das Wenigste flüchtig berühren konnte, so wird der Schluß auf den Reichthum desselben nahe genug liegen. Von der großen Sorgfalt der Arbeit wird eigene Ansicht am leichtesten überzeugen und dem Werke auch das herkömmliche Lob „deutschen Fleißes" nicht entziehen können, der um so wohlthuender da erscheint, wo er wie hier mit frischer, lebensvoller Darstellung verbunden ist. So bleibt denn nur der schließliche Wunsch übrig, daß die weitern Theile recht bald erscheinen und das ganze Werk die verdiente Beachtung finden möge. **W. A. Passow.**

Neugriechische Literatur.

Aus dem Jahre 1841 ist uns erst kürzlich eine in Athen erschienene interessante Schrift des Griechen M. Renieris *„Φιλοσοφία τῆς ἱστορία,"* (Philosophie der Geschichte) zugekommen. Der Verf., der in dem Vorworte die unter den Griechen und namentlich unter der griechischen Jugend herrschende Vernachlässigung des Studiums der Geschichte sehr beklagt, hat es mit dieser Schrift besonders darauf abgesehen, indem er auf die hohen Schönheiten dieser Wissenschaft hinweist, das Interesse der griechischen Jugend für dieses Studium zu wecken und anzuregen. Die Schrift ist offenbar die Frucht ernsten Nachdenkens und eigener Forschungen des Verf., wenngleich er sich damit an die Untersuchungen Anderer über diesen Gegenstand, z. B. Deutscher, Franzosen u. s. w., anlehnt. Ein wahres Wort übrigens, das seine Bedeutung auch bereits in der Wirklichkeit geltend zu machen begonnen hat, spricht der Verf. hier in dem Vorworte aus, wenn er sagt, daß die beiden Hauptquellen, durch welche die europäische Civilisation über Griechenland und dadurch über das gesammte Morgenland sich *verbreite*, die *Presse* und die *Universität* in Athen seien. Um so mehr muß freilich auch hier die erstere ihres hohen Berufs immer eingedenk sein und die letztere namentlich stets so gestellt werden, daß sie diese großen Zwecke erfüllen könne.

Über diese Zwecke hat sich ganz kürzlich der Professor der Geschichte an der Otto-Universität, Manussis, in einem Schriftchen *„Περὶ πανεπιστημίων ἐν γένει, καὶ ἰδιαιτέρως περὶ τοῦ Ὀθωνείου πανεπιστημίου"* (Über Universitäten im Allgemeinen, besonders über die Otto-Universität) ausgesprochen. Er gibt darin zunächst geschichtliche Andeutungen über die Entstehung und den Fortgang der Universitäten, über ihr Wesen und die Einrichtungen auf denselben, vornehmlich auf den protestantischen Universitäten Deutschlands, und wendet sich dann zur Universität in Athen mit seinen Wünschen für die äußere und innere Gestaltung derselben.

Von G. Papadopulos, Lehrer der allgemeinen Geschichte an dem Gymnasium und der Geschichte der bildenden Künste an der polytechnischen Schule in Athen, ist die bei der jährlichen Prüfung und Ausstellung in letzterer im Sommer 1845 gehaltene Rede über das griechische Polytechnion (*„Λόγος περὶ τοῦ ἑλληνικοῦ πολυτεχνείου"*) im Druck erschienen. Sie ist insofern von einem besondern Interesse, als sie sich nicht blos über den gegenwärtigen Zustand der polytechnischen Schule, die Zahl der Schüler (im letzten Jahre 635) und den Lehrplan an derselben, sondern zugleich über den Zustand der Künste und die Geschichte der Kunstfertigkeiten in Griechenland seit dem Fall des alten Griechenlands verbreitet. Denn allerdings ist jenes Polytechnion, was auch schon der Name eigentlich sagt, mehr eine Kunstschule als eine Gewerbschule, welches letztere die polytechnischen Schulen in Europa zu sein und zu bedeuten pflegen.

Von dem Arzte, Chirurgen und Geburtshelfer Acheládis in Athen erschien im J. 1844 eine kleine Schrift: *„Περὶ τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι νηπιακῶν νόσων"* (Von den Kinderkrankheiten in Griechenland), die sich hauptsächlich auf die dort im Sommer herrschende gefährliche Diarrhoe der Kinder beschränkt. Der Verf. derselben ist in Deutschland gebildet und seine Schrift zeugt von guter Bekanntschaft mit der neuern deutschen ärztlichen Literatur.

Aus dem J. 1842 müssen wir hier noch des uns nun vollständig zugekommenen ersten Bandes der „Antiquités helléniques, ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce", von A. R. Rangabé*), gedenken. Das Werk enthält Gedrucktes und Ungedrucktes an Inschriften u. s. w., mit einem fortlaufenden Commentar, mehre Kupfertafeln und eine Einleitung über die Geschichte der Aufgrabungen und Ausgrabungen von Alterthümern in Griechenland seit dem Freiheitskampfe. Dem Verf., der Ministerialrath im Ministerium des Innern und Secretair der Archäologischen Gesellschaft in Athen, auch seit einiger Zeit Professor der Archäologie an der Otto-Universität ist, standen zum wenigsten reiche äußere Mittel zu Gebote.

Auf dem Gebiete der neugriechischen Dichtkunst sind uns wieder einige Erzeugnisse der ebenso fruchtbaren als spitzigen Feder des bekannten Alexander Sutsos zugekommen. Zwar gehört das eine *„Ἡ μεταβολὴ τῆς τρίτης Σεπτεμβρίου"* (Die Umwälzung des 3. Septembers; Athen 1844) nicht ausschließlich der Poesie an, sondern enthält auch viel historisch-politisches Raisonnement über jene Umwälzung, ihre Ursachen und ihre Folgen, sowie Biographisches über die Männer des Tags; es muß aber doch der Hauptsache nach als Dichtung, und zwar nicht blos wegen der, einen Theil des Ganzen bildenden Dichtungen gelten. Es hat die Vorzüge aber auch die Mängel früherer Gedichte des Alex. Sutsos: reiche Phantasie, sprudelnden Witz, der nur gar zu sehr mit dem Gifte der Satire zersetzt ist, Lebhaftigkeit des Gefühls, glänzende Sprache, Anmuth, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Formen; aber Alles ist mehr oder weniger nur der Ausdruck der Leidenschaft und der subjectiven Anschauungsweise des Dichters, selbst da, wo die Vaterlandsliebe der Lebenspuls seiner Dichtung ist; und ein ungezähmter Freiheitsdrang, ein ungebändigtes Selbstbewußtsein, dessen oft nur gar zu kecker Ausdruck darin herrscht, ohne die Objectivität des prüfenden Verstandes, ohne die reine Klarheit des Gemüths, stört den dichterischen Genuß in den Poesien des Alex. Sutsos.

Das Nämliche gilt auch von dem neuesten Producte Desselben: *„Σάτυρα πρώτη. Κάτοπτρον τοῦ 1845 ἔτους"* (Erste Satire. Spiegel des Jahres 1845. Athen 1845), das eine Satire auf die politischen Intriguen in Griechenland, innerhalb und außerhalb des Congresses, eine leidenschaftliche Diatribe gegen die Factionsmänner Griechenlands, ohne Schonung der Personen, aber selbst nicht ohne Parteilichkeit und Befangenheit ist.

Wohlthuender ihrer Wirkung nach und vielverheißend für den noch jungen Dichter sind die zum Theil schon vor einigen Jahren entstandenen, jetzt unter dem Titel *„Αἱ πρῶται ἐμπνεύσεις"* (Die ersten Eingebungen) gesammelten Poesien des Griechen Christos Anastasiadis (Konstantinopel 1844). Der Verf., aus Konstantinopel selbst gebürtig, studirt gegenwärtig auf der Universität in Athen, und singt hier mit innigem Gefühl und heiliger Begeisterung von Liebe und Freundschaft, von Tugend und Vaterland, nicht ohne Anmuth und Gewandtheit in Sprache und Rhythmus. 5.

Bibliographie.

Arentsschildt, L. v., Gedichte. Miniaturausgabe. Hanover, Hahn. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Babrius, Fabeln, in deutschen Choliamben von A. F. Ribbeck. Berlin, Jonas. 8. 12½ Ngr.

*) Zu beziehen durch G. Wigand in Leipzig.

Beck, K., Gedichte. 4te, der neuen Ausgabe 3te Auflage. Berlin, Voß. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Lieder vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Leipzig, Hermann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Besser, F. W., Der Missionar und sein Lohn oder die Früchte des Evangeliums in der Südsee. Nach G. Pritchard's gleichnamiger Schrift bearbeitet. Mit einem Anhange: Die Franzosen und die Jesuiten in der Südsee. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Boucher, A., Dramatische und romantische Geschichte der Jesuiten von der Gründung des Ordens bis auf unsere Tage. Nach dem Französischen. Zwei Bände. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, Frederike, Die Familie H. Aus dem Schwedischen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Bromme, T., Zonengemälde. Naturgeschichte und Völkerkunde vollständig in Wort und Bild. Stuttgart, Schmidt und Spring. Qu. ½ Fol. 6 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1846. Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von W. Tesche. 31ster (2ter Folge 5ter) Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Döllinger, J., Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen im Umfange des Lutherischen Bekenntnisses. 1ster Band. Regensburg. Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Döring, H., Weihnachtsbüchlein. Dichtungen und Legenden zur Feier des Christfestes. Leipzig, Renger. 16. 25 Ngr.

Eichhoff, N. G., Kurze Selbstbiographie. Mit einem Vor- und Nachworte herausgegeben von K. Eichhoff. Frankfurt a. M., Keßler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Ellissen, A., Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie. 1ster Band: Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die deutsche Flagge. (Gedichte.) Ein Album herausgegeben von E. Boas. Leipzig, Schreck. 16. 2 Thlr.

Fonton, F., Rußland in Klein-Asien, oder Feldzug des Generals Paskewitsch in den Jahren 1828 und 1829. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedenkblätter an Goethe. Mit neun Abbildungen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. Imp.-4. 6 Thlr.

Geibel, E., Zeitstimmen. Gedichte. 3te neu vermehrte Auflage. Lübeck, Aschenfeldt. 8. 17½ Ngr.

Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R., Robespierre. Drama in fünf Aufzügen. Neisse, Burckhardt. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Grosch, F. G. A., Grundzüge des Kirchenrechtes der Katholiken und Evangelischen. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., Fürst Metternich und das österreichische Staats-System. Ein Gutachten. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. 8. 2 Thlr.

Hagenbach, K. R., Gedichte. Zwei Bändchen. Basel, Schweighauser. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heising, A., Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Gustav Adolph in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Helfert, J., Handbuch des Kirchenrechts aus den gemeinen und österreichischen Quellen zusammengestellt. 1ster Theil. 2te unveränderte Auflage. Prag. 1845. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herloßsohn, C., Arabella oder Geheimnisse eines Hoftheaters. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Melzer. 8. 3 Thlr.

Herz, M. J., Die Ehe der Christen. Nach ihrem Ursprunge, ihrer hohen Bedeutung und Wesenheit, nach ihrer Würde und Heiligkeit. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1845. 12. 3¾ Ngr.

Hessemer, F. M., Deutsch-christliche Sonette. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8. 5 Ngr.

Hoff, J. C. L., Die mosaischen Opfer, nach ihrer sinnbildlichen und vorbildlichen Bedeutung. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der israelitischen Gottesverehrung in früherer Zeit. Warschau. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Jean Paul, Titan. 2te Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Berlin, Reimer. 8. 3 Thlr.

Kannegießer, C. L., Telemachos und Nausikaa. Episches Gedicht in neun Gesängen. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 16. 10 Ngr.

Kudler, J., Die Grundlehren der Volkswirthschaft. Zwei Theile. Wien, Braumüller und Seidel. Gr. 8. 4 Thlr.

Loßberg, v., Briefe in die Heimath geschrieben während des Feldzugs 1812 in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Feldzugs. Kassel. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mendelssohn, J., Eine Ecke Deutschlands. Reisesilhouetten, Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände. Oldenburg, Stalling. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Müllenhoff, K., Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel, Schwers. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Reich, G., Die Auferstehung des Herrn als Heils-Thatsache mit besonderer Rücksicht auf Schleiermacher. Eine historisch-exegetisch-dogmatische Erörterung. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rücker, F. W., Geschichte des Gymnasiums zu Erlangen. I. Entstehung. Erlangen, Blaesing. 1845. Gr. 4. 12½ Ngr.

Rückert, F., Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 3te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sallet, F. v., Sämmtliche Schriften. 2ter Band: Gesammelte Gedichte. 2te verbesserte Auflage. Breslau, Schulz. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Derselben 3ter Band: Contraste und Paradoxen. Eine Novelle. Breslau, Schulz. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sanio, F. D., Rechtshistorische Abhandlungen und Studien. 1sten Bandes 1ste Abtheilung. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1845. Gr. 8. 27 Ngr.

Scharff von Scharffenstein, H., Das letzte Opfer Robespierre's. Trauerspiel in drei Aufzügen. Frankfurt a. M. 1845. 8. 20 Ngr.

Scheyer, S. B., Das psychologische System des Maimonides. Eine Einleitungsschrift zu dessen More Nebuchim. Nach den Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Keßler. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Schlegel's, F. v., sämmtliche Werke. 2te Originalausgabe. 1ster und 2ter Band. Wien, Klang. Gr. 8. à 1 Thlr.

Schneidawind, F. J. A., Leben Kaiser Joseph's II. Hamburg, Berendsohn. 8. 7½ Ngr.

Siebenhaar, F. O., Predigten über Luther's Leben. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 12 Ngr.

Stelzhamer, F., Prosa. 3ter Band: Novellen. Regensburg, Manz. 1845. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Vincas, H., Systeme der Philosophie und ihre Religionen nach objectiver und subjectiver Naturbetrachtung. Oldenburg, Stalling. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Große romantische Oper in drei Acten. (Text.) Dresden. 1845. Kl. 8. 3 Ngr.

Weihnachtsgabe in Prosa und Poesie. Herausgegeben für Felsberg von christlichen Freunden. Basel, Schneider. 1845. Gr. 16. 1 Thlr.

Wildenhahn, C. A., Der Friedensbote. Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1846. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 24. — 24. Januar 1846.

Literarische Findlinge.

Ihre sehr verschiedenartige Substanz. — A. W. v. Schlegel. — Goethe. — Deutsches Theater. — Tiedge. — Sonettenunfug. — Sündenbekenntniß.

Die periodische Literatur, dieses luftige Blätterwesen, wird ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach im Laufe der Jahre weit eher als jede andere Literatur — verzettelt. So gerieth mir erst vor kurzem einer ihrer unzähligen stab-, namen- und heimatlos herum vagirenden Zettel in die Hände. Er frappirte mich um so mächtiger, weil sein Inhalt in unsern Tagen offenbar ein ungleich größeres Interesse haben mußte als vor etwa 20 Jahren, der Zeit ungefähr, die den darauf befindlichen Aufsatz ins Leben gerufen haben mag und über den ich mir deshalb die besondere Darlegung meiner Meinung vorbehalte.

Dabei bin ich indessen auf die Idee gerathen, daß es im Allgemeinen kein überflüssiges Treiben sein würde, mit manchen vom Zeitstrome unserm Gesichtskreise bereits entführten Blättern und Aufsätzen eine Revision zu veranstalten. Recht Vieles darunter, seit langen Jahren Vergessenes, würde sich gewiß unserm weitern Nachdenken von neuem gleichsam aufdringen. Ebenso Vieles, das in der Periode seines Entstehens für die unleugbarste Wahrheit gegolten, könnte nur noch als die vollkommenste Unwahrheit erscheinen. Der wesentliche Inhalt des meisten seit Gutenberg's folgenreicher Erfindung nach und nach aufgehäuften Druckpapiers würde zwischen Wahrheit und Unwahrheit in der Mitte schweben, weil der Zeitstrom, der es herbeiführte, Alles mit seiner Farbe zu tingiren pflegt und oft das reine weiße Licht, welches seine Wellen uns vorzuspiegeln suchten, in einer parteilosen Zukunft für nichts weiter als ein Irrlicht geachtet werden muß. Bei einer solchen Revision kommt es zunächst darauf an, die gründlich zu erforschende Farbe der Gegenwart von den einem möglichst unabhängigen Urtheile zu unterwerfenden Objecten abzuziehen und zu Würdigung der vergangenen Zeit auf einen vor dem Einflusse ihrer Eigenthümlichkeit gesicherten Standpunkt zu gelangen. Auf diesem Wege würde dem gewaltigen Vorrathe von mehr oder weniger zu haltbaren Gedanken geordneten Druckbuchstaben eine so lehrreiche als angenehme literarische Blumenlese abgewonnen werden, sogar wenn die Sammler bei der Wahl nicht systematisch zu Werke gingen, sondern nur das gelegentlich Vorgefundene ergriffen und ausstellten. Aber auch abgesehen von der gemeiniglich unvermerkt aus einer in die andere überfließenden Farbe der Zeit der sogenannten Zeitschriften, gehört noch eine fortdauernde, große Veränderlichkeit zu ihren wesentlichen Eigenschaften, die einerseits von dem Vorschreiten der allgemeinen, andererseits von den oft gar wunderlichen Wendungen der individuellen Bildung einzelner Mitarbeiter an ihnen, durch Gesinnung und Umstände, sich herschreibt.

Das in solche Blumenlesen Aufzunehmende brauchte nicht immer von Bedeutung zu sein. Auch das Geringfügigste würde oft Anlaß geben, dem Wichtigen, dem Sammler durch Erfahrung, Beobachtung u. s. w. zugeführt, zur Folie zu dienen. Je bunter und contrastirender die Gegenstände durcheinander liefen, desto unterhaltender würden sie, eben vermöge des Wechsels und der Mannichfaltigkeit, sich erweisen. Zeitgemäße belehrende Einschaltungen und Blicke auf die Gegenwart, wo es sich thun läßt, könnten dem Interesse des Lesers nur zur Beförderung gereichen. Sollten auch die meisten der dargebotenen Dinge schon zu sehr durchgesprochen sein, um den Reiz der Neuheit zu behaupten, so würden sie doch oft, in Folge der eigenthümlichen Anschauung des Sammlers, die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Möchten die nachfolgenden Blätter als ein Pröbchen der Art, wie ich mir dergleichen Sammlungen denke, nicht unfreundliche Aufnahme finden! Möchten Begabtere als der unterzeichnete Autor solches Sammelns und Zusammenstellens von Buchstaben-Findlingen sich unterziehen! Meines Erachtens würde das Unternehmen seinen Zweck jederzeit am vollständigsten erreichen, je mehr dabei der Gang der literarischen Conversation sich Denjenigen an Leben und Mannichfaltigkeit zum Muster nähme, der in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft immer zu Hause ist, oder wenigstens sein sollte.

Vorläufig noch die Bemerkung: Die periodische Literatur empfängt, schon ihrer Natur nach, mehr als jede andere die unreifen Früchte des Augenblicks, die oft sogar Dem der sie ihr lieferte bald darauf als verwerflich und ungereimt erscheinen. Daher wird das Festgehaltenwerden solcher Früchte durch die Druckbuchstaben

häufig zum bittersten Ankläger der Inconsequenz auch Derjenigen, die keineswegs wegen Wandelbarkeit der Gesinnung dem weitverbreiteten Wetterfahnengeschlechte beizuzählen sind. Sammlungen dieser Art würden deshalb künftig ein Fingerzeig für jeden Schriftsteller werden, die momentanen Ausbrüche der Verstimmung der Druckerpresse vorzuenthalten, damit die voreilige Veröffentlichung nicht später ein falsches Zeugniß gegen ihn selbst und seinen Sinn für Wahrheit und Recht ablege. Am meisten steht die Wandelbarkeit der schriftstellerischen Meinung in den Gährungsperioden der Literatur zu besorgen, wie z. B. die Epoche des Aufgangs der romantischen Poesie in Deutschland war.

Im Allgemeinen würde aber gerade diese Epoche durch die zum Theil gar muntern, feuerwerksartig aufsprühenden Geistesauswüchse in gebundener und ungebundener Rede, welche allein das für den Fortschritt der Wissenschaft so überaus wichtige „Athenäum" der Gebrüder A. W. und F. Schlegel, und die später unter dem Titel „Kynosarges" erschienene Bernhard'sche Zeitschrift enthält, eine reiche Fundgrube für dergleichen Sammlungen gewähren. Leider bin ich fruchtlos bemüht gewesen, dieser beiden merkwürdigen Journale habhaft zu werden; doch entsinne ich mich noch mancher darin in Sonettenform ausgesprochenen Meinungen und unter Anderm eines Sonetts von A. W. v. Schlegel, gegen die unzulängliche Würdigung von Goeth's Alles weit überragendem Dichtergeiste gerichtet. Es begann also:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Lehrer, Führer, Freund uns Goethen,
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's gold'ner Tag nicht mit ergötzen.

Das zweite Quartett dieses Sonetts ist meinem Gedächtnisse nicht mehr vollständig gegenwärtig. Die beiden Terzetten desselben aber lauten:

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüte,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten;
Uns sandte Goethe, dich, der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe!

Wenigstens spricht dieses Gedicht für A. W. Schlegel's wahrhafte Begeisterung von der Größe des unergründlichen Dichterheros, wie unverkennbar auch die Blößen sein mögen, welche die darin vorkommenden Sprachspielereien, und besonders die Schlußzeile, dem Witze darbieten. Die „Illustrirte Zeitung" vom 26. Juli vorigen Jahres hat eine sehr gründliche und geistvolle Notiz über das literarische Leben dieses großen Kritikers und Sprachforschers mitgetheilt. Übrigens ist das bei dieser Gelegenheit angeführte Spottgedicht desselben auf G. Merkel, eine höchst charakteristische Merkwürdigkeit, so unvollständig und zum Theil sinnentstellend wiedergegeben, daß ein berichtigender Abdruck davon gerade in diesem Aufsatze an seiner Stelle sein wird:

Als Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
Als Samojede für die Samojeden*),
Gern möchtest du Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eig'ner Geist leibeigen blieben.
Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden,
In Kneipen, Clubs, Mercuren**) deine schnöden,
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?
Dir ist es Freiheit, frank und frei zu klatschen,
Die Charité**) sie selbst noch auszumärkeln,
Genie, in Henning's Genius***) dich zu betten,
Kamst du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen?
Rückkehr' ins Vaterland†), um da zu ferkeln.
Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur,
Schon ward Mercur durch ihn zum Merkel nur.

Es würde sich kaum die Möglichkeit erklären lassen, daß aus der Feder A. W. Schlegel's, eines Mannes von der feinsten, wissenschaftlichen und Weltbildung, ein so aller Urbanität entfremdetes Gedicht habe hervorgehen können, gäbe Kotzebue's zunächst gegen die Brüder Schlegel gerichtete äußerst plumpe Posse „Der hyperboräische Esel" nicht Aufschluß darüber. Mit Unrecht sagt Jean Paul irgendwo von den in Schiller's „Musenalmanach auf das Jahr 1797" stehenden Xenien, sie hätten uns Alle grob gemacht. Eine Grobheit, wie sie in ihnen vorkommt, war schon in den frühern Kämpfen zwischen Lessing und dessen Gegnern zu Hause. Allein die genannte, theils auf nicht verstandene, theils auf absichtlich verdrehte Aussprüche der damals neuen literarischen Schule hauptsächlich basirte, Posse enthielt Invectiven, bei deren Erwiderung der gesellschaftliche Anstand von selbst in Vergessenheit gerieth. Merkel, der wahrscheinlich noch lebende Liefländer, der damals zugleich mit Schlegel und Kotzebue sich in Berlin aufhielt, ein Mann von geselliger Bildung, zog sich diese Behandlung durch seine öffentliche Association mit Kotzebue zu Bekämpfung und wo möglich Lächerlichmachung der neuen Schule zu, zu welchem Zwecke diese zwei Verbündeten hauptsächlich das Journal „Der Freimüthige" gegründet hatten. Übrigens war es Merkel selbst, der das nur in Abschriften zu Berlin circulirende Gedicht, als Beweis eines Mangels an Bildung seines Verfassers, durch den Druck veröffentlichte. Ein zweites von Schlegel auf ihn darum, weil er in einem damals von ihm herausgegebenen kritischen Journale Terzinen, wogegen dieses loszog, Triolette genannt haben sollte, gefertigtes Gedicht, in Triolettform, war auch in keinem so abstoßenden Tone abgefaßt. Es hieß:

Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir, kleiner Merkel dienen;
Vermengst du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolett?
Ei, ei, bei solchen Kammermienen!
Einst wies ich schon dir das Sonett;

*) Dies bezieht sich auf Merkel's Buch über die Letten.

*) Der „Deutsche Mercur", von Wieland herausgegeben.

**) Merkel hatte über die berliner Charité geschrieben.

***) Der „Genius der Zeit", ein damals vielgelesenes freimüthiges Journal.

†) „Rückkehr ins Vaterland" heißt der Titel eines Buchs von Merkel.

Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir kleiner Merkel dienen.

Desto unbändiger brach dagegen Schlegel's Heftigkeit in nachfolgendem, „Abschied" überschriebenen Gedichte gegen Kotzebue los, welches in der 1800 erschienenen „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten v. Kotzebue" mit vorkommt:

Den Bahrdt*), den du geschoren,
Wirft man in deinen Bart.
Dich scheren, wär' verloren,
Wie Waschen an dem Mohren,
Denn ewig steh'n die Ohren
Dir lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.
O wär'st du nie geboren!
Wie zaust man dir den Bart!

Du wolltest Esel bohren
Doch wirst du überbohrt;
Das sind die Hyperboren,
Die sich's zur Lust erkoren,
Die Häupter anzubohren,
Die, so wie deines bohrt,
Mit Lorbern sich umflort.
O wär'st du nie geboren!
Wie wirst du überbohrt!

Doch wenden wir uns zurück zu Schlegel's Sonett über Goethe und zu den an demselben zu machenden Ausstellungen. Gerade der darin unverkennbaren Leidenschaft des Verf. und dem heiligen Zorne, mit dem er und die Koryphäen der romantischen Dichtkunst überhaupt, für das Übergewicht des Dichters des „Faust" über alle lebende Priester Apoll's und der Musen in Deutschland und Europa, ihre Stimme erhoben, verdanken wir die allgemeine Anerkennung von Goethe's höherer Eigenthümlichkeit. Namentlich hat A. W. Schlegel durch seinen Scharfsinn in Beurtheilung mehrer Werke dieses universellen Riesengeistes sich einen ewigen Ruhm erworben. Allerdings ließ es die spätere Zeit an fruchtlosen Versuchen, Goethe's Größe zu benagen, nicht fehlen. Besonders wollte man es dem herrlichen Meister verargen, daß er verschmähte aus seiner lichten Himmelssphäre herabzusteigen, um den beabsichtigten irdischen Staatsumwälzungen als gemeiner Handlanger zu dienen. Als ob dergleichen niederes Treiben mit dem hohen Berufe Desjenigen vereinbar gewesen wäre, aus dessen unsterblichen Werken das welterleuchtende Licht zum allgemeinen Vorwärts auf der Bahn verständigen Fortschreitens allenthalben funkelt? Ist doch die Verblendung so weit gegangen, um Goethe, dem seelenvollsten aller Dichter, die Seele, die Theilnahme an dem Geschicke der Mitlebenden, abzusprechen, ja, ihn des Verleugnens einer alle Schicksale abwiegenden Vorsehung zu beschuldigen! Kann aber wol irgend Einer inniger durchdrungen sein von ihrem Walten als Der, welcher auf Gretchen's Frage: „Glaubst du an Gott?" seinem Faust folgende Antwort in den Mund legte:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn' es Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Diese Stelle ist wol von einer so unermeßlichen Tiefe, daß man, auch abgesehen von dem Beweise, zu dem sie hier zunächst dienen soll, sie überall, wo sie sich uns vergegenwärtigt, als zu einem unendlichen Stoffe des Nachdenkens willkommen heißt. Überhaupt gibt es nicht leicht in den Werken irgend eines Dichters so viele zum weitern Forschen immer von neuem auffodernde Stellen als in den Werken Goethe's. Manche darunter behandeln in wenig Worten einen Gegenstand, worüber weitläufige Bücher sich schreiben ließen (und also auch gewiß großentheils schon geschrieben sind), so erschöpfend, daß etwas Wesentliches kaum hinzuzufügen sein würde. Beispielsweise deute ich hier nur auf den Vers:

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Könnte über Das, was man unter der Benennung „Lebensphilosophie" zu verstehen pflegt, wol ein vollständigerer Commentar gegeben werden? Und diesen oft unerschöpflichen Stellen in Goethe's Werken gleicht das Wesen des Unsterblichen. Je inniger man sich in den weiten Umfang seiner geistigen Kräfte versenkt, desto größer steht er auch vor uns, desto stupider erscheint der Vandalismus, dessen Herostratische Natur sich vor kurzem noch an seinem neuen Standbilde zu Frankfurt geltend zu machen versuchte! Trügt mich mein Gedächtniß nicht ganz, so gab es in dem früher erwähnten Schlegel'schen „Athenäum", oder dessen Fortsetzung durch Bernhardi, unter Anderm mehre scherzhafte Sonette auf damalige literarische Berühmtheiten. Eins derselben auf Iffland, besonders als dramatischen Schriftsteller, worin dieser redend eingeführt wird, ist mir noch zum Theil gegenwärtig. Es begann:

Ich lege jährlich viel dramat'sche Eier,
Zu zücht'gen streng der Zeiten böse Sitten,

*) Wie bekannt war Kotzebue Verfasser der berüchtigten Schrift „Bahrdt mit der eisernen Stirn".

Verschwendung, Luxus wird von mir bestritten,
Denn Alles ist jetzt übermäßig theuer.

Das diesem ersten Quartett folgende zweite aber schloß:

Und dies ist ewig meine alte Leier.

Welch eine Zahl mannichfacher, lehrreicher und unterhaltender Bemerkungen ließen sich oft an dergleichen Findlinge aus der Vergangenheit auch dann knüpfen, wenn diese an sich den Wiederabdruck mitunter nicht verdienen sollten? Das Bernhard'sche Gedicht sprach auf einmal das Mangelhafte und Einseitige der Iffland'schen dramatischen Dichtungen offen aus, was der denkende Theil des Publicums bei den stürmischen Huldigungen, welche ihnen die Menge darbot, bis dahin nur unter vier Augen geäußert hatte. Auch die letztere kam allmälig von der Bewunderung der weinerlichen Monotonie der Häuslichkeiten Iffland's zurück, um zu dessen schriftstellerischem Nebenbuhler, Kotzebue, völlig überzugehen, der ihm schon zuvor Abbruch gethan und durch die Zuthat blendenden Witzes und Aufstellung piquanterer Caricaturen das Familienelend für die Bühne um Vieles kurzweiliger zu appretiren verstand. Zugleich kam Schiller's zuvor meistens nur tauben Ohren gepredigtes Wort, daß dem deutschen Theater „das große gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", verloren gegangen sei und die dermalen die Bühne beherrschenden Helden „silberne Löffel einsteckten und den Pranger und mehr wagten" nunmehr in vollen Umlauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Napoleon's Entwurf zu einer Constitution.

Der Kritiker Gustave Chaudey, der sich vor kurzem in seiner „Appréciation historique, littéraire et politique de l'Histoire de dix ans de L. Blanc" als ein so gewaltiger Splitterrichter gezeigt hatte, entwickelt in einem Artikel des Journals „La presse" die Napoleonischen Ideen über Constitution und constitutionnelles Wesen. Er spendet dabei Thiers vorzüglich das Lob, die Ansichten Napoleon's trefflich aufgefaßt und dargestellt zu haben. Bei dieser Gelegenheit macht Chaudey einige Mittheilungen aus einem Entwurfe zu einer Constitution, wie sie Napoleon beabsichtigte. Dieser Plan ist, so viel wir wissen, in weitern Kreisen noch nicht bekannt geworden. Wie der Referent bemerkt, läuft das Ganze auf einen thörichten Versuch, die Ideen Montesquieu's mit Rousseau'schen Elementen zu verschmelzen, hinaus, und wie er versichert, erscheint die politische Bildung Napoleon's in diesem Versuch einigermaßen mangelhaft. Eine klare Vorstellung gewinnt man indessen aus den Mittheilungen, welche Chaudey macht, nicht, und wir müssen deshalb die Veröffentlichung des Constitutionsentwurfs selbst abwarten, ehe wir uns ein Urtheil über den Werth und die Bedeutung desselben erlauben können. Dieselbe wird uns in der „Histoire de la captivité de Sainte-Hélène par le général *Montholon*" in Aussicht gestellt, welche binnen einiger Zeit im Feuilleton der „Presse" erscheinen wird.

Übersetzung von Müller's „Handbuch der Physiologie".

Unter den deutschen Gelehrten, deren Namen vorzugsweise im Auslande einen guten Klang haben, verdient besonders Johannes Müller in Berlin genannt zu werden. Seine gediegenen Arbeiten haben überall die gerechteste Bewunderung erregt. Auch sind dem berühmten Physiologen bereits von England und Frankreich aus die ehrendsten Zeugnisse der Achtung, welche seine Untersuchungen einflößen, zu Theil geworden. Daher konnte es nicht fehlen, daß von beiden Ländern verschiedene Versuche gemacht sind, seinen unsterblichen Werken durch Übersetzungen eine noch größere Verbreitung zu sichern. Von den französischen Bearbeitungen, welche von Müller's berühmtem „Handbuche der Physiologie" unternommen sind, verdient besonders die von A. J. L. Jourdan hervorgehoben zu werden. Sie hat durch zahlreiche Zusätze und Ergänzungen einen fast selbständigen Werth. Der Herausgeber konnte von der vierten Ausgabe des Originals nur einige Lieferungen benutzen, und er sah sich deshalb genöthigt, um seiner Arbeit die möglichste Vollständigkeit zu geben, die neuern Forschungen, welche zum Theil in eigenen Werken, zum Theil in den gelehrten Zeitschriften Deutschlands, Englands und Frankreichs niedergelegt sind, überall gehörigen Orts nachzutragen. Dies hat er mit redlichem Eifer und mit kritischer Sichtung gethan, und so kann seine Bearbeitung für Frankreich als eine Art von Repertorium der neuesten Resultate betrachtet werden.

Zur Geschichte von Lyon.

Wir haben vor kurzem erst noch dem Leser einige Werke vorgeführt, welche sich die inhaltreiche Geschichte von Lyon zur Aufgabe gestellt hatten. Gegenwärtig können wir diesen Erscheinungen auf einmal drei neue Werke wieder anreihen, welche sämmtlich der Erzählung der Schicksale derselben Stadt gewidmet sind. Eins darunter, mehr bibliographischer Natur, gewährt einen Blick über die reiche Literatur, welche sich auf dieses interessante Thema bezieht. Der Titel desselben lautet „Bibliographie historique de la ville de Lyon pendant la révolution française", von Gonon. Diese sieben Bogen starke Broschüre bietet eine Übersicht über 605 verschiedenen Werke, welche hier in kürzerer oder ausführlicher Besprechung beleuchtet werden. Dieselben erstrecken sich indessen nur bis auf das J. 1791, und die Aufzählung würde noch ungleich reicher ausgefallen sein, wenn der Verf. bei diesem Zeitpunkte nicht stehen geblieben wäre. Eine andere umfassende Schrift, in der wir eine ruhige, gründliche und lesbare Darstellung der neuern Geschichte von Lyon erhalten, ist folgendes Werk: „Histoire de Lyon depuis la révolution", von J. Morin, von dem kürzlich der erste Band erschienen ist. Endlich hat auch Eug. Fabvier von seiner „Histoire de Lyon", welche die Ereignisse dieser Stadt von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart behandelt, eine zweckmäßige, wohlfeile Ausgabe (édition populaire) herauszugeben angefangen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1846.

Literarische Findlinge.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Nachdem die Romantiker schon schriftlich und mündlich das neuere Bühnenwesen theoretisch zu bekämpfen getrachtet, begannen sie auch praktische Angriffe auf dasselbe zu wagen. Dem dem Altgriechischen nachgebildeten Trauerspiele „Jon" von A. W. Schlegel, durch Kenner und Gönner hocherhoben, fehlte es bei den ersten Aufführungen nicht an Bewunderern. Aber der rauschende Beifall ging bald in Grabesstille über. Es konnte sich auf keinem Repertoire erhalten. Ein Versuch in der romantischen Tragödie von dem Bruder des Verfassers, Friedrich Schlegel: „Alarcos", wollte das Theaterpublicum so wenig ansprechen, daß der ähnliche Versuch, den bald darauf Wilhelm v. Schütz mit seinem „Lacrymas" gemacht hatte, wenn ich nicht irre, nirgend Zulaß auf die verhängnißvollen Breter fand. Mehre ähnliche Versuche hatten gleiches Schicksal. Zuletzt übte Kotzebue eine Zeit lang fast das Alleinherrscherrecht auf der Bühne aus. Erst als er das Opfer eines Fanatikers geworden, erst da sah man ein, welchen Verlust denn doch das ganz verfallene deutsche Theater an dem geistreichen Manne erlitten und daß derselbe ihm, besonders auch wegen seiner ungemeinen Fruchtbarkeit, für den Moment ganz unersetzlich sein werde. Allerdings gab es noch eine Menge Namen, wie Steigentesch, Collin, Öhlenschläger, Grillparzer, Werner, Müllner, Raupach, Houwald, Üchtritz, Schenk, Deinhardstein, Holbein, Holtei, Castelli, Weißenthurn, Bauernfeld, Halm, Töpfer, Albini, Blum, Schall, Birch-Pfeiffer u. A., die noch lange nach Kotzebue's Ermordung, gleichzeitig und nacheinander, im Schauspielhause Anerkennung, ja zum Theil ausgezeichnete Verehrung fanden. Allein ihre Träger starben ab oder entzogen der Bühne ihre Thätigkeit, mitunter weil die Mehrheit der Theaterbesuchenden, immer tadelsüchtiger geworden, zuletzt gar nicht mehr zu wissen schien, was vom Schau-, Lust- und Trauerspiele billigerweise zu verlangen und nicht zu verlangen sei. Die Productivität der für die Bühne fähig und thätig gewesenen Schriftsteller nahm daher, besonders als zuletzt auch Raupach, der in einer an dramatischer Schöpferkraft nothleidenden Zeit durch Trauer- und Lustspiele kein geringes Verdienst um das schaulustige Publicum sich erworben hatte, sich ebenfalls nach und nach zurückzog, in Verhältniß zu der Menge der nach Neuerm rastlos verlangenden Zuschauer immer merklicher ab, sodaß die Bühnenvorstände sich mehr als je zuvor genöthigt sahen, nach dramatischer Waare ins Ausland betteln zu gehen, von woher sich die Theaterfreunde das eigentliche Kehricht noch weit eher gefallen ließen als den zuweilen doch um Vieles bessern inländischen Zuwachs. Neben der fortdauernd auf der deutschen Bühne an Terrain gewinnenden Oper und der hauptsächlich durch den jovialen Nestroy und einige andere Wiener in Ruf gebrachten sogenannten Localposse mit Musik, fand, wie sich endlich klar herausstellte, außer der dem Auslande abgebettelten dramatischen Dutzendwaare das zwischen Lust und Trauer, Freuden- und Leidenthränen im Auge anständig hinschlendernde neue deutsche Familienglück und Unglück noch immer die leidlichste Aufnahme, besonders dann, wenn die Verfasser darin die den größtentheils verabschiedeten Iffland'schen Stücken eigen gewesenen unfruchtbaren Längen vermieden, die Thräne ihres tyrannischen Absolutismus beraubt, der verschwenderischen Großmuth einen vernünftigen Vormund bestellt, der Liebe ihre sentimentalen Übergriffe in die unheiligen Hallen des Ehebruchs abgewöhnt, den luxuriösen Kassenbeamten gehörigen Respect vor dem Zuchthause eingeflößt, oder sonst überhaupt die hinfällige menschliche Tugend in die Zwangsjacke einer plausibeln Moral zu pressen gewußt hatten. Offenbar gehört noch jetzt Frau Birch-Pfeiffer zu Denjenigen, deren Stücke vermöge solcher und ähnlicher Vorzüge sich in der Regel eines recht günstigen Erfolgs erfreuen.

Jedoch unter allen für das deutsche Drama aufgesproßten Talenten wird nun schon seit einer Reihe von Jahren keinem einzigen ein so nachhaltiges Willkommen für seine Schau- und Lustspiele zugerufen als der Prinzessin Amalie von Sachsen. Und nicht etwa in Sachsen allein, wo man das Wohlgefallen an ihren Dramen ihrer alle Herzen gewinnenden edeln Persönlichkeit zunächst zuschreiben könnte! Obschon anderwärts nach der dermaligen Stimmung gerade die hohe Stellung einer Dichterin eher im Stande wäre, dem Erfolge ihrer Werke den Weg zu erschweren, als demselben Bahn

zu machen, sieht man doch auf allen Bühnen Deutschlands jedem neuen dramatischen Erzeugnisse dieser Prinzessin mit Verlangen entgegen. Durch die höchste Sittenreinheit und den zartesten Takt in eine höhere Sphäre vor den meisten Schauspielen der Gegenwart hinaufgerückt, vereinen sie auch alles an Iffland's Dramen mit Recht geschätzt Gewesene. Die feingebildete, gesunde Natur versieht ihren gehaltvollen Dialog mit einem Leben, welches die steifen Schlagworte und andere, selbst in den besten Iffland'schen Producten vorkommende Grimassen und Verkünstelungen diesen entziehen. Einen besondern Reiz gewährt den Stücken dieser Verfasserin die in der Regel ungemein glückliche Auffindung und Auffassung eines willkommenen Stoffs und dessen Durchführung auf dem einfachsten Wege. Unter allen jetzigen schriftstellerischen Bühnenfähigkeiten gibt es nicht eine von solcher Dauer und so allgemeiner Anerkennung. Die letztere wird keinem deutschen Schauspieldichter neuerlichst in solchem Grade zu Theil als dem geistvollen Gutzkow, dem überdies das große Verdienst nachzurühmen ist, dem ganz in Verfall gerathenen Wesen des eigentlichen Lustspiels eine neue Seele eingehaucht zu haben. Sein „Urbild des Tartuffe" stellt dem Verfasser ein hellleuchtendes Zeugniß dafür aus. Bekanntlich haben neuerlich, neben ihm, mehre jugendliche Kräfte sich ebenfalls nicht mit ungünstigem Erfolg im eigentlichen Lustspiele versucht. Möchten sie nicht müde werden auf der schönen Bahn in einer Zeit, der gerade ein Übermaß des trefflichsten Stoffs für das Feld des Komischen zugefallen ist.

Auch für die Tragödie ist in den letzten Jahren die dichterische Thätigkeit nicht erfolglos gewesen, und es kann bei der fortdauernden Concurrenz nach so erhabenem Ziele ein recht erfreuliches Resultat kaum ausbleiben. Zum Theil wird die durch unsern Tieck der deutschen Bühne gewonnene „Antigone" des Sophokles gewiß wesentlich beitragen, das Trauerspiel von der subalternen häuslerischen Richtung wieder ab- und es auf seinen vormaligen großartigen Standpunkt zurückzubringen. Daß der neuerdings mit der „Antigone" gemachte Versuch viel zeitgemäßer gewesen als einer, welcher einst unter Goethe's Leitung im ersten Decennium des jetzigen Jahrhunderts auf den Bühnen zu Weimar und Lauchstädt, ebenfalls mit diesem griechischen Meisterwerke, gewagt wurde, ergibt sich daraus, daß zu jener Zeit die Sache keine Folge hatte. Zwar blieb die damalige Aufführung des classischen Kunstwerks auf beiden Theatern keineswegs ohne Succeß, allein es war nur ein succès d'estime, der kaum eingetreten auch wieder erlosch, während in der letzten Zeit die „Antigone" nicht nur auf mehren der bedeutendsten deutschen Bühnen ein Heimatsrecht sich erwarb, sondern sogar mit Glück bis an die Ufer der Seine und der Themse verpflanzt wurde. Beinahe gleiche Gunst widerfuhr der Darstellung von Shakspeare's „Sommernachtstraum". Offenbar ist die nähere Bekanntwerdung des Publicums mit diesem größten Bühnendichter der gesammten neuern Zeit die Veranlassung zu Aufführung auch anderer Stücke des unsterblichen Briten gewesen, welche bisher noch nie auf der Bühne Zutritt erhalten hatten.

Bei der sichtbaren Zunahme der Empfänglichkeit für die Größe Shakspeare's und die der griechischen Tragödie zu Grunde liegenden Elemente des wahrhaften Trauerspiels, wird unfehlbar auch in den künftigen Schöpfungen unserer Tragödiendichter der Sinn für die hohe Würde des Trauerspiels immer klarer und lebendiger hervortreten.

Auf ähnliche Art wie an das Bernhard'sche Sonett, dessen immer besser von den Theaterfreunden begriffener und approbirter Inhalt zuletzt den Fall der sogenannten dramatischen „Iffländereien" bewirkt hat, fügte sich hier eine kurze Geschichte des neuern theatralischen Zustandes wie von selbst an, und in gleicher Art würden aus einer Menge anderer Zeitblätter-Findlinge sich zuweilen gar wichtige Bemerkungen ganz ungesucht an die Hand geben. Aber auch ohne alle Bemerkungen und Fingerzeige sind sehr viele solche Findlinge des bloßen Wiederabdrucks, wenn denselben sonst ein eigenthümliches Interesse beiwohnt, schon darum nicht unwerth, weil sie außerdem ganz verloren gehen könnten. So fällt mir im Augenblicke ein kleiner, schwerlich je wieder an das Tageslicht gekommener Scherz ein, welchen vor langer Zeit die „Zeitung für die elegante Welt" mitbrachte. Er betraf den geehrten Dichter der „Urania". „An Minna" überschrieben, war er folgendes Inhalts:

> Mag immerhin die Lerch' in Lüften trillern,
> Mit Schillern,
> Die Nachtigall ihr Lied der Liebe flöten,
> Mit Goethen,
> Du liebst mich doch, ich singe dir ein Liedchen
> Von Tiedgen.

Als Verfasser nannte man mir damals einen Philologen, Namens Goldmeier, von dem ich, täuscht mich mein Gedächtniß nicht, bald darauf hörte, daß er noch sehr jung gestorben sei. Das Verschen, obschon allerdings ungerecht gegen den Sänger der „Urania", schildert die Genügsamkeit der Liebe zu drollig, als daß man anstehen sollte, es ins Leben zurückzurufen, zumal da Tiedge gestorben und dessen zahlreiche Verehrer durch diese kleine Neckerei eher in ihrer Vorliebe für den Dichter sich bestärkt fühlen werden, als solche ihm deshalb entziehen sollten. Überhaupt sind wol ähnliche Scherze, auch wenn man selbst der Zielpunkt ist und sie nicht schwerer ins Gewicht fallen, am besten leicht hinzunehmen. Indem ich das Verslein ohne alle daran weiter geknüpfte Betrachtung vorzulegen dachte, führt mir plötzlich die Erinnerung ein Unglück wieder vor das Auge, welches mir selbst mit dem im Umgange recht angenehmen Tiedge begegnete und das seiner Seltsamkeit wegen die Mittheilung vielleicht entschuldigt. Es war schon während meines Aufenthalts in Berlin, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, daß ich das Vergnügen hatte, den Dichter der „Urania" kennen zu lernen. Von Wetzel, dem Verf. des Trauerspiels „Jeanne d'Arc", wel-

das zwar der schon festen Fuß auf der Bühne behauptenden Schiller'schen „Jungfrau von Orleans" den Rang nicht streitig zu machen vermochte, aber doch Wetzel's Werth als Dichter zu erkennen gab, war kurz vor meiner Abreise von Dresden eine Satire auf Tiedge's „Urania", unter dem Titel eines Anhangs zu dieser herausgekommen, deren Inhalt mir von einem Freunde mitgetheilt worden. In einer berliner Abendgesellschaft, an welcher Tiedge ebenfalls Theil nahm, erregte der Name Urania, der in meiner Nähe erscholl, meine Wißbegier um so mehr, da mir dabei sogleich diese Satire einfiel. Ich näherte mich daher der im Gespräch darüber begriffenen Gruppe. Die einzelnen noch über den Gegenstand gewechselten Worte, die ich vernahm, machten mir zwar die Sache nicht klar, brachten mich aber doch zu der Vermuthung, daß die solche Besprechenden die satirische Schrift nicht gelesen hätten. Ich gab daher zu erkennen, daß mir von ihr gesagt worden, für einen Ruf aber wie der, den Tiedge sich bereits erworben, durch solche Angriffe keine Gefahr zu besorgen stehe.*) Doch wie erstaunte ich über das Staunen, das meine Äußerung erregte. In kurzem erhellte es indeß, daß Wetzel's Satire noch keinem der Anwesenden bekannt gewesen und die neueste Auflage von Tiedge's „Urania" ihrem Gespräche zu Grunde gelegen. Während unserer Explicationen hierüber hatte sich inzwischen der Zuhörerkreis unvermerkt vermehrt, unter Anderm durch Tiedge selbst, der, wie sich ergab, jetzt ebenfalls so das erste Wort von der neuen Schrift erfuhr und seine offenbare Empfindlichkeit über das Ereigniß vergebens mit einem bittern Lächeln zu verkleiden suchte. Ob ich später in Berlin wieder mit Tiedge zusammengekommen bin, weiß ich nicht mehr. Wol aber saß ich einige Jahre darauf auf einer Reise von Dresden nach Leipzig, zu Meißen, im Gasthofe zur Sonne, bei Tische, als mehre andere Reisende dort ebenfalls ankamen, um Mittag zu machen. Man bedurfte nämlich damals zur Reise von Dresden nach Leipzig, die neuerlich in wenig mehr als drei Stunden Zeit auf der Eisenbahn zurückgelegt wird, bisweilen, und zwar sogar mit Extrapost, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, drei volle Tage und hatte mehre Mittagstische und Nachtlager unterwegs zu — erleiden, könnte man sagen, denn auch der Comfort in den Gasthöfen an einer so frequenten Straße wie die zwischen Dresden und Leipzig war zur damaligen Zeit noch nicht erfunden. Von den in Meißen neuangekommenen Reisenden trat da plötzlich der eine, ein schon bejahrter Mann, zu mir, mich beim Namen nennend und fragend, ob ich ihn nicht mehr kenne? Vermöge meiner Kurzsichtigkeit erkannte ich's auch wirklich nicht sogleich, daß es Tiedge war, welcher darüber befremdet schien. Diese Kurzsichtigkeit hätte uns Beiden ein paar Jahre darauf vielleicht den Hals gekostet, wenn der Lahme dem fast Blinden nicht zur Seite gestanden hätte. In dem angenehmen Hause meines nun schon lange verewigten lieben Freundes, des Dichters Mahlmann zu Leipzig, zufällig mit Tiedge zusammengetroffen, überraschte uns unter traulichen Gesprächen beim Nachtmahle die Mitternacht. Desto unfreundlicher empfing Tiedge und mich bei unserer nachherigen Heimkehr ein mit dicken Wolken überladener Himmel. Die wahrhaft ägyptische Finsterniß zwischen dem Hause in der Vorstadt, das wir verlassen hatten, und dem Stadtthore, unserm nächsten Zielpunkte, machte, daß wir anfangs laut auflachten, nur allzu bald aber durch Baumstämme und Ecksteine, die uns ihr unsichtbares Dasein recht nachdrücklich einprägten, die gute Laune völlig einbüßten. Ich hatte meinem Leidensgenossen, der damals schon seinem später ganz in Verfall gerathenden Fußwerke wenig vertrauen konnte, auf dem durch keine einzige Lampe erhellten Pfade meinen Arm geboten. Kaum aber kam jetzt die Laterne einer Fußgängerin an uns vorüber, als Tiedge auch seinen Arm mit einem Ausrufe des Schreckens, mir hastigst wieder entriß. Bei dem Lichtscheine bemerkte er nämlich, was mir allem Vermuthen nach ganz entgangen sein würde, daß wir geradezu auf den offen vor uns liegenden tiefen Stadtgraben lossteuerten und bis zum Hinabstürzen nur noch zwei Schritte übrig gehabt hatten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bei dieser Gelegenheit glaube ich jedoch hier beiläufig eines ehrenvollen Zeugnisses gedenken zu müssen, welches dem verstorbenen Wetzel (der nicht mit dem denselben Namen führenden, schon früher im Wahnsinn untergegangenen Verf. des Romans „Hermann und Ulrike" zu verwechseln ist) von dem der deutschen Literatur, leider, durch einen viel zu frühen Tod entrissenen Immermann ausgestellt worden. In Nr. 144 der „Abendzeitung" vom 17. Juni 1818 sagt nämlich der durch mehre höchst schätzbare biographische Notizen empfohlene Z. Funk, daß Immermann dem verewigten Wetzel einen sehr bedeutenden Rang als Dichter zuerkannt und namentlich über dessen „Jeanne d'Arc" sich also ausgesprochen habe: „Er stelle sie ohne Bedenken in mancher Beziehung höher als die Schiller'sche, und nicht nur der festgehaltenen geschichtlichen Wahrheit, sondern hier und da selbst der poetischen Schönheit und Charakterzeichnung halber, die in ihrer Keckheit wahrhaft Shakspearisch genannt werden könne. Es sei stets ein Lieblingsgedanke von ihm, Immermann, gewesen, das Stück auf die düsseldorfer Bühne zu bringen, es hätten ihm nur die Schauspieler dazu gefehlt; daß es größere Bühnen nicht unternommen, namentlich die berliner, gehöre zu den theatralischen Miseren!"

Romanliteratur.

1. Michael de Ruyter. Bilder aus Hollands Marine von Heinrich Smidt. Vier Bände. Berlin, Simion. 1846. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Michael de Ruyter wird uns als kleiner muthwilliger Seilerjunge auf den ersten Seiten des Werks bekannt, und das erste Capitel erzählt uns seinen Übergang zur Marine, während das letzte Capitel uns den Tod des Michael Andrianson de Ruyter, Lieutenant-Admiral-General von Holland und Westfriesland, Ritter des goldenen Vließes und St.-Michael-Ordens, in Folge einer vor Catanea empfangenen Wunde mittheilt. Sein Sarg ward mit Herzogshut und Herzogsmantel geschmückt, welche Würde der Vicekönig von Sicilien dem lebenden de Ruyter zugedacht hatte. Er war gerade 69 Jahre alt, Die zahlreichen, zwischen diesen zwei Capiteln liegenden Blätter unterhalten uns von den Lebensthaten und Gesinnungen des Seemanns. Tapferkeit, Muth, Umsicht in der Schlacht.

Treue gegen Freund und Feind, Rechtlichkeit in Geschäften, Bescheidenheit und Frömmigkeit im Leben waren die Eigenschaften welche ihn zierten, während seiner schnellen Carrière vom Seemann eines reichen Kaufmanns zum Flottencapitain und Befehlshaber eines Dreimasters im Dienste der Generalstaaten der vereinigten Niederlande, sowol als Contreadmiral über die Flotte wie auch als Commandeur der Flotte, als Viceadmiral von Holland und Friesland u. s. w. Sowol im Schlachtgewühl als im Stillleben, sowol im Kriegsgetümmel und in politischen Wirren als in seinen Liebesverhältnissen erscheint er uns als das Ideal eines Ehrenmannes, eines Helden, und zahlreiche Anekdoten, Berichte, Gespräche zeigen ihn dem Leser als wahren Christen, guten Familienvater, rechtlichen Bürger: ein erfreuliches Bild, sowol für den Psychologen als für den am bunten Wechsel der Ereignisse sich Erfreuenden. Als störend erschienen dem Ref. manche Scenen, welche nicht auf de Ruyter's Leben Bezug hatten, doch versöhnt damit die historische Färbung, welche die Größe von Hollands Marine und deren Verhältniß zu andern Ländern und Marinen mit wahrhaftem patriotischen Stolz verherrlicht. Michael de Ruyter wird oft zur Nebenperson in dieser Verherrlichung; er bleibt immer der Umgebung würdig, wie die Umgebung seiner würdig bleibt. Das vorliegende Werk gehört eigentlich nicht zur Romanliteratur, es hat Anspruch in eine ernstere Rubrik aufgenommen zu werden, wenn auch der Autor selbst bescheidenerweise diesen Anspruch nicht macht.

2. Emmerich von Töckely. Romantisches Gemälde aus der Geschichte Ungarns in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Karl von Damitz. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 1846. 8. 4 Thlr.

Emmerich Graf von Töckely wird von der Geschichte als der Befreier seines Vaterlandes Ungarn von fremder Unterdrückung bezeichnet. Schon sein Vater, Stephan von Töckely, stand an der Spitze der Misvergnügten, welche sich den Verfolgungen der Protestanten widersetzten; er fiel während der Belagerung seines Schlosses und sein funfzehnjähriger Sohn Emmerich floh zu Georg Ragozy, dem Fürsten von Siebenbürgen, welcher im gleichen Interesse die Ungarn mit Truppen unterstützte, deren Führung er Emmerich anvertraute. Der Friede von Linz verschaffte den Ungarn die Glaubensfreiheit und die ihnen entrissenen Kirchen wieder, und Emmerich's Tapferkeit half nun den kaiserlichen Waffen 1664 den glorreichen Sieg bei St.-Gotthardt über die Türken erkämpfen. Die den Kaiser Leopold I. leitenden Jesuiten suchten indeß bald wieder den Ungarn die bewilligten Freiheiten zu entreißen; diese erhoben sich von neuem und Graf Emmerich von Töckely ward von ihnen zum Oberfeldherrn erwählt. Als solcher schwur er, sein Vaterland von der deutschen Herrschaft zu befreien und drang mit seinem Heere sogar bis nach Mähren vor. Leopold I. suchte nothgedrungen nachzugeben, allein Töckely beharrte in seinem Widerstande und begab sich in den Schutz des Sultans Mohammed IV., welcher ihn zum König von Ungarn ernannte, wodurch ein neuer Krieg mit der Pforte ausbrach. Als die Türken nach der unglücklichen Belagerung Wiens im J. 1683 gänzlich geschlagen wurden, setzte Töckely den Krieg gegen den Kaiser, wiewol mit nicht günstigem Erfolge, fort und ward, von seinen Anhängern verlassen, von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt. Auch hier vertrieben, begab er sich nach dem 1699 zwischen dem Kaiser und der Pforte geschlossenen Frieden von Karlowitz auf türkisches Gebiet und endigte 1705 auf einem Landgute bei Nikodemien sein thatenreiches Leben. Dieses ist Töckely's Leben, welches der Verf. in ein romantisches Gewand gekleidet oder vielmehr verkleidet hat, indem er zahlreiche Liebesgeschichten, sowol die des Helden als die seiner Freunde, hineinflocht und diese ziemlich breit erzählte. Töckely's Charakter tritt indeß immer gleichbedeutend unter den verschiedenen Helden und Abenteurern hervor, und wir verdanken dieser Bearbeitung der Geschichte eine farben- und wechselreiche Lectüre voll regen Lebens und der etwas wilden Romantik jener Zeit.

3. Die Stieftochter. Eine Familiengeschichte von J. Satori. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

An dem vorliegenden Roman ist nichts zu tadeln, nichts zu loben, es ist eine mit allen Umständen erzählte Familiengeschichte. Der Erbe eines bedeutenden Vermögens heirathet nach dem letzten Willen seines Vaters ein armes Mädchen, läßt sich aber durch die Verführung der großen Welt, durch böses Beispiel und Schmeichelei verlocken, die höhern Kreise der Gesellschaft aufzusuchen, denen er zuletzt durch Auffindung seines alten gräflichen Namens auch wirklich angehört. Seine Frau fühlt sich den Ansprüchen der großen Welt nicht gewachsen, sie stirbt nach langem Gram und er vermählt sich mit einer gefall- und prunksüchtigen Gräfin, welche mit ihm den größten Theil des Vermögens durchbringt. Nach seinem Tode wird seine Tochter Elisabeth Gesellschaftsdame bei einer alten Marquise, sie verlobt sich mit einem armen Maler, den ihr Vater früher unterstützt hat. Die Marquise vermacht ihr 100,000 Francs und der arme Maler wird als reicher Lord Morton erkannt und im Besitz seiner zahlreichen Güter eingesetzt. Ende gut, Alles gut. Diese Geschichte ist ziemlich breit erzählt, doch unterhaltend, wenn der Leser keine allzu großen Ansprüche an Originalität und Genialität stellt. 46.

Notiz.

Die Buddhistenmönche in China.

In der Asiatischen Gesellschaft in London ward jüngst eine Mittheilung des britischen Consuls T. Lay in Amoy verlesen, welche außer der Übersetzung der früher vielerwähnten Felseninschrift von Ku-Lang-Su (die sich nach dieser Mittheilung als völlig neuern Ursprungs erweist) eine Übertragung des Diploms enthält, welches die Obern eines buddhistischen Klosters einem ihrer Conventualen ausgestellt. Diese Urkunde ist besonders als ein Beweis der von der kaiserlichen Regierung dem Buddhismus gewährten Gunst von Interesse, während man mehr als einmal jene in Verdacht hatte, dieser Religion abgeneigt zu sein, da sie von den Schülern des Kon-fu-tse als ketzerisch und abergläubisch betrachtet wurde. Dieses Diplom nun erwähnt die Beweise der Gunst und Bevorzugung, welche die Klöster dieser Sekte vom 7. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag von der chinesischen Regierung erfahren. Hauptsächlich wird darunter die Errichtung von Altären, an denen das Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt wird, und die Lieferung der zu ihrer Verwaltung nöthigen Dinge aufgeführt; ebenso die Verordnungen der Gemeindebehörden, den Anhängern des Buddha keine Hindernisse in den Weg zu legen, wenn dieselben, um sich in den Lehren der Beschaulichkeit zu unterrichten, Reisen unternehmen. Eine Verordnung dieser Art kam schon im 14. Jahrhundert vor. Das Diplom wird als eine Art Paß sowie als eine Bescheinigung betrachtet, daß der Inhaber das Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt. Die von Hrn. Lay übertragene Urkunde dieser Art war einem Mönch ertheilt worden, der als ein Mann von Beobachtungsgabe und Gelehrsamkeit geschildert wird und der von den britischen Behörden beauftragt wurde, Bücher und anderweitige allgemeine Aufschlüsse über seine Religion zu sammeln. Er ist Official des Tesih-Luy-Klosters, welches auf dem Abhange des herrlichen Berges in den Mauern von Fo-Tschau liegt, von wo man die Aussicht auf eine weite und prächtige Landschaft genießt. Kloster und umgebende Gartenanlagen wurden mit Einwilligung der Mönche und der angesehenen Einwohnerschaft von Fo-Tschau dem britischen Consulate daselbst zur Verfügung gestellt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 26. — 26. Januar 1846.

Literarische Findlinge.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Während Tiedge's nachherigen Aufenthalts in Dresden fand immer ein freundliches Verhältniß zwischen ihm und mir statt. Eines Tags aber auf seinem Zimmer, wo wir verschiedenes Literarisches besprochen hatten, begann er nach kurzem Innehalten: „Sie waren der Erste, der die Nachricht von Wetzel's Ausfall gegen meine «Urania» zu Berlin in Umlauf brachte." Die Leser wissen bereits, wie es damit zuging. Es war mir nicht die mindeste böse Absicht, oder auch nur ein Muthwille gegen den hochgeachteten Mann in den Sinn gekommen, als bei jener berliner Soirée die Nachricht von jener Satire mir entschlüpfte. Die Art, wie Tiedge mich bei diesen Worten fixirte, würde mir noch weher gethan haben, wenn mein Bewußtsein mich nicht von aller Schuld losgesprochen hätte. Meine freundliche Gesinnung gegen ihn erhielt sich indessen nach wie vor. Ich zweifle sogar, daß der Vorfall Ursache an der Verminderung meiner Besuche bei ihm gewesen. Seine Füße versagten ihm inzwischen bald nachher fast allen Dienst dergestalt, daß er sich in einem Stuhle mit Rädern durch einen Diener Nachmittags oft bis nach der etwa eine Viertelstunde weit von seiner Wohnung am Elbufer gelegenen Schiffmühle fahren zu lassen pflegte, um im dasigen Garten den Kaffee einzunehmen.

Dort, wo ich zuweilen das Bad im Elbstrome benutzte, führte mich einmal der Zufall wieder mit ihm zusammen. Auf die Vorwürfe die er mir machte, daß ich ihn recht lange nicht besucht habe, löste ich, in den nächsten Tagen, mein ihm gegebenes Wort, den unterterlassenen Besuch nachzuholen. Beim Fortgehen von ihm, nach ziemlich langer, freundlicher Unterhaltung auf seinem Zimmer fragte er noch zuletzt nach Neuigkeiten. Es wäre besser gewesen, wenn ich bei meinem Kopfschütteln geblieben wäre, das ich ihm darauf zur Antwort gab. So aber fiel mir ein, daß ich eben in der Arnold'schen Buchhandlung einen neuen Musenalmanach gekauft und noch in der Tasche hatte. Er bat mich um dessen künftige Communication auf einige Tage, wenn ich ihn würde gelesen haben. Da er sehr begierig auf den Inhalt des Buchs schien, so ruhte ich nicht eher, bis er solches zurückbehielt, um sich der Lecture sogleich unterziehen zu können.

Wie erschrak ich aber, als eine Woche später, wo ich den Musenalmanach noch nicht zurück erhalten, mir zu Ohren kam, daß er eine oder mehre witzige Angriffe von A. W. Schlegel auf Tiedge selbst enthalte. Ich erschrak um so mehr, da ich mich erinnerte, Letzterm gesagt zu haben, daß einzig die in dem Almanach befindlichen Gedichte von Schlegel, von dem lange nichts Derartiges erschienen war, mich zum Kaufe desselben veranlaßt hätten. In meinen jetzt eben zur Herausgabe sich vorbereitenden „Erinnerungen und Betrachtungen, auf einem langen Lebenswege gesammelt" denke ich bei Gelegenheit der Erwähnung der letzten Zeit aus Tiedge's Leben auf diese Geschichte zurückzukommen.

Seit jener für mich wahrhaften Schreckensnachricht konnte ich, bei aller Schuldlosigkeit, es nicht über mich gewinnen, Tiedge wieder zu besuchen, oder auch nur den Almanach, den ich nicht zurück bekam, von ihm mündlich oder schriftlich zu reclamiren. Am dritten Orte noch einmal, ebenfalls durch Zufall, nachher mit ihm zusammengetroffen, habe ich übrigens dessen Freundlichkeit gegen mich nicht vermindert gefunden. Als Tiedge gestorben war, ist in seiner Wohnung nach diesem Almanache fruchtlos gesucht worden. Da mir kein anderes Exemplar davon je zu Gesicht gekommen, so weiß ich bis diese Stunde noch nicht, worin die Satire auf den Verstorbenen bestanden, ja nicht einmal, ob wirklich eine solche in dem Büchlein vorkommt: Das aber wird man, nach dem hier Mitgetheilten, eingestehen, daß der Zufall eine recht intricate Rolle zwischen Tiedge und mir übernommen hat.

Nachher wurde mir von mehren mit dem Verstorbenen genau bekannt gewesenen Personen versichert, daß Tiedge häufig den ihn besuchenden Freunden, besonders Damen, Bücher dieser Art zum Andenken geschenkt habe, worunter sich zuweilen auch solche befunden, von denen er in Folge seines ihm sehr treulosen Gedächtnisses vergessen, daß sie nicht sein Eigenthum waren. Wahrlich, dem Zufalle würde in der Intrigue der höchste Preis zuzuerkennen sein, hätte er Tiedge's Gedächtniß zu einer solchen Perfidie forciren können, daß ihm auch der Inhalt jenes Almanachs ganz entfallen und er im Stande

gewesen wäre, denselben mit der Satire auf seine eigene Person irgend einer Dame, zu freundlicher Erinnerung an ihn, zu verehren.

Aber zu meinem Thema zurück. Überraschen doch die Wiederabdrücke vor Jahren schon durch öffentliche Blätter bekannt gewordener Aufsätze nicht selten den Verf. selbst, wenn sie zufällig ihm wieder zu Gesicht kommen. Erst vor kurzem ging es mir so beim Durchblättern mehrer ältern Jahrgänge der „Zeitung für die elegante Welt". Statt einer fruchtlos gesuchten Abhandlung, die ich hinein geliefert, begegnete meinem Auge in der Nummer vom 13. Mai 1807 ein Sonett, aus Anlaß der von Goethe auch in Sonettenform ausgesprochenen Besorgniß, daß er, der gern aus ganzem Holze schneide, doch wol durch die Schwierigkeiten solcher Form genöthigt sein würde, zuweilen zu leimen, ein damals von mir gefertigtes Sonett, dessen ich mich kaum noch erinnerte. Es hieß:

An Goethe.

Tagtäglich kommt das deutsche Reimgesindel
Mit einem Schwarm Sonette in die Wochen,
Die, aller Dichtung Geist zu unterjochen,
Erbärmlich schreien aus der grauen Windel.

Ihr armen Würmlein, eure meisten Findel-
Gebäude hat die Zeit schon abgebrochen,
Das Urtheil, das der Meister jetzt gesprochen,
Vertreibt euch vollends nun den Lebensschwindel.

Doch, hoher Sänger, laß die feine Wendung
Des Witzes nicht dein eig'nes Schaffen stören,
Und hilf der Sprache ferner rühmlich streiten;

Dein Beispiel geb' auch dieser Form Vollendung,
Bei dir und andern Meistern kann ich's schwören,
Auch das Sonett entzückt aus deutschen Saiten.

Die Kleinigkeit hat schwerlich ein Verdienst, als daß sie mir ganz aus der Seele geflossen war, weil ich innig wünschte, gerade er, Goethe, möchte der unvergleichlich schönen Form seine überwiegende Schöpferkraft nicht entziehen. Dabei gestehe ich reumüthig ein, daß meine Verurtheilung der damaligen Sonettfabrikanten eine ungebührliche Anmaßung war, da ich selbst zu diesem „Reimgesindel" gehörte. Mehre, theils in früherer Zeit gedruckte, theils noch nie veröffentlichte Sonette könnten das bezeugen. Zweier davon glaube ich sogar jetzt noch erwähnen zu müssen, obschon diese mir gewiß am wenigsten zur Ehre gereichen.

Wenn es auf dem Gebiete der Wirklichkeit selbst dem von den festesten Grundsätzen Ausgehenden nicht gelingt, seine Ansichten zu einer solchen Stabilität zu bringen, um mit gutem Gewissen von jeder sagen zu dürfen, diese werde ich bis an das Ende meines Lebens behaupten, so ist das noch viel weniger im Reiche der Einbildungskraft der Fall. In diesem hängen oft unsere Urtheile von Verhältnissen und Stimmungen ab, die den folgenden Moment nicht überdauern und daher solchen Urtheilen alle Bedeutung entziehen. Deshalb rieth ich auch zur möglichsten Vorsicht bei Veröffentlichung der Urtheile in den Zeitblättern, damit der Veröffentlicher nicht in der Folge, bei veränderter Meinung, vielleicht im vollkommensten Widerspruche mit sich selbst erscheine. Das eigene Beispiel erinnert mich soeben, daß dieser Rath unzureichend ist und daß bei Productionen solcher Art es sogar bedenklich wird, ihnen den geringsten Umlauf in der Handschrift zu gestatten. Vor langen Jahren stand einmal ich weiß nicht mehr in welchem öffentlichen Blatte ein gegen das an geachteten Dichterwerken versuchte Parodiren oder Travestiren gerichteter Aufsatz.

Welche Parodie dazu Veranlassung gegeben, ist mir entfallen, auch sind alle nähern Umstände mir nicht weniger fremd geworden. Nur Das schwebt noch recht lebendig vor meinem Geiste, daß mir die große Einseitigkeit des Aufsatzes, der solche Parodien als Verbrechen gegen die Poesie behandelte, äußerst misfallen hatte. Für unwahr hielt ich, daß die Schönheit einer hohen Dichtung an dem Witze geistvoller Travestirungen wo nicht ihren Untergang, doch die unbilligste Beeinträchtigung finden sollte. Gerade das Gegentheil, meinte ich; die witzige Parodie sei vielmehr der beste Probirstein eines schönen Gedichts. Nicht lange zuvor waren mir zwei Parodien vorgekommen, beide von demselben Dichter, der Röller hieß. Sie bezogen sich auf Schiller's „Lied an die Freude" und auf Schiller's „Glocke". Die erste ließ sich nicht mislungen nennen, es gab aber einen Passus darin, welchen der Spötter der Stelle gegenüber wagte, wo der große Schiller dem „Geiste über den Sternen" die alle Herzen hocherhebende Huldigung darbringt, einen Passus, dessen widerwärtige Gemeinheit das ganze Scherzgedicht in Schatten stellt und entkräftet. Desto gelungener fand ich dagegen Röller's unter dem Titel „Der Kaffee" gegebene heitere Parodie auf die „Glocke" durchgeführt. Aber bei allem Treffenden und Trefflichen derselben war sie doch ganz außer Stande, dem hocherhabenen und gemüthvollen Klange von Schiller's „Glocke" auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Jenes einseitige Urtheil in dem Aufsatze gegen die Parodien beabsichtigte, wenn ich nicht irre, die Proscription der ganzen Gattung solcher Scherze. Daß es von der Schriftstellerin Karoline Pichler, einem damaligen Lieblinge des lesenden Publicums, herrührte, konnte meinem Verdrusse über die von mir als ungerecht betrachtete An- und Absicht der Verfasserin keine Schranken setzen, und so entstanden denn bald nacheinander zwei Sonette, wovon das eine hauptsächlich, das andere ganz allein, gegen diese Schriftstellerin seine Richtung nahm. Ich kannte damals nur erst einige und gerade nicht die ausgezeichnetern ihrer zahlreichen Schriften. Dem Wunsche der Veröffentlichung dieser beiden Scherze, worauf einige meiner nähern Freunde antrugen, mich widersetzend, glaubte ich doch deren Verlangen nach Abschriften um so weniger zurückweisen zu dürfen, da sie mir ihr Wort darauf gaben, keinen weitern Gebrauch von meinen Scherzreimereien zu machen oder machen zu lassen. Solches ist auch sicher nicht geschehen. Allein diese Freunde sind seitdem von der Erde geschieden, und ich habe nicht erfahren

können, in wessen Hand die mit meinem schriftstellerischen Namen unterzeichneten Blätter sich nunmehr befinden, wenn sie überhaupt noch existiren.

An sich würde solches ganz gleichgültig sein. Doch bei dem jetzigen Pruritus, selbst das bedeutungsloseste Geschreibsel eines nur irgendwie öffentlich Bekanntgewordenen nach dessen Tode durch die Druckerpresse unter die Leute zu bringen, könnten wol auch jene Sonette noch künftig in einem Zeitungsblatte erscheinen und mir, dem dann schon Verschiedenen, zum Vorwurfe gemacht werden.

Mich vor einem solchen noch bei meinem Leben möglichst zu verwahren, bleibt mir nichts übrig, als unter Mittheilung dieser Sonette öffentlich zu erklären, daß die Verstimmung, welche die trübe Quelle derselben gewesen, längst vertrocknete und ich, seit meiner genauern Bekanntschaft mit mehren Werken der unlängst verewigten Karoline Pichler, der Ansicht des gebildeten Publicums von ihrem Werthe als Schriftstellerin völlig beigetreten bin, auch jene Scherze um so mehr als eine Versündigung an ihr betrachte, da, allgemeiner Versicherung nach, ihre ganze Persönlichkeit die Verehrung aller mit ihr auch nur einigermaßen in Berührung Gekommener sich zu erwerben wußte. Das erste dieser Sonette, in dem ich übrigens mich selbst nicht verschonte, war folgendes Inhalts:

Guter Rath.

Gold'ne Moral für Micken und für Töffeln,
Reich' ihnen, Autor, hin in Silberschalen,
Und kann dein Geist das Silber nicht bezahlen,
So thu's in blechernen, verzinnten Löffeln.

Dein Talglicht birg nie thörig unter Scheffeln,
Verklären laß es der Entsagung Qualen,
Dann magst du auch mit etwas dünnem, kahlen
Verstand' ein Fabelchen zusammenpfeffeln.

Zum Pindus wähle dir den nächsten Hügel,
Von ihm herab der Leute Herz zu rühren,
Wie Lafontain' und Rochlitz, Laun und Müchler;

Und daß auch deiner Phantasien Flügel
Der Nüchternheit dich niemals frech entführen,
Sei deine Muse stets Karline Pichler.

Vom zweiten dieser Sonette bietet mir, wie ich leider soeben wahrnehme, mein Gedächtniß nur den Anfang dar. Es war überschrieben: „Karoline Pichler, geborene v. Greiner", und begann also:

Fürwahr, ich könnte mit dem Himmel hadern,
Daß er mich in den Weiberrock verstoßen,
Versagte man der Menschheit ohne Hosen
Den Dienst in der Schriftstellerei Geschwadern.

Wenn ich mich aber auch sonach für den Augenblick nur auf Mittheilung dieses Quartetts beschränken muß, so behalte ich mir doch auf den nicht ganz unwahrscheinlichen Fall, daß meine Memorie ein andermal weniger zurückhaltend sein oder sich das Sonett noch unter meinen Papieren auffinden sollte, ausdrücklich vor, solches baldmöglichst vollständig nachzubringen. Nicht etwa als bildete ich mir ein, das Publicum könne durch diese Vervollständigung etwas gewinnen; vielmehr weil ich mir sie selbst schuldig zu sein glaube. Ist es schon in den meisten Fällen keineswegs gewissenhaft, schriftliche Aufsätze eines Verstorbenen, welche dieser nicht erweislich der Veröffentlichung nach seinem Tode bestimmte, der Druckerpresse zu übergeben, so wird oft die Gewissenlosigkeit eines dergleichen Verfahrens durch willkürliche Abänderung solcher Aufsätze noch um Vieles gesteigert. Dennoch geschieht diese Abänderung allzu oft, zum Theil aus dem Grunde, um wo möglich dem unrechtmäßigerweise Publicirten eine pikantere Würze zu verleihen. Gleiche Interpolationen müßten mir aber um so unerwünschter erscheinen, je aufrichtiger mein Geständniß gewesen ist, daß der achtungswerthen Schriftstellerin unrecht von mir geschehen sei.

Friedrich Laun.

Das Weib in Italien und in den Vereinigten Staaten.

Der Amerikaner J. T. Headley in seinem Reisewerk „Letters from Italy" hält den Italienerinnen seinen schönen Landsmänninnen gegenüber eine feurige Lobrede. Es gebe kein Land in der Welt, bemerkt er, wo dem Weib mehr Ehrerbietung erwiesen werde und wo man ihm mehr seinen eigenen Weg zu gehen gestatte als in den Vereinigten Staaten; aber nirgend auch erscheine es so undankbar für die Stellung und die Macht, die man ihm einräume. „Seid ihr niemals", fragt er, „auf der Hauptstraße in Neuyork, wenn der Omnibus voll war, in vollem Regenguß wieder ausgestiegen, um einer Dame euren Platz zu überlassen, die ihn ohne Zögern und mit einer Gleichgültigkeit in ihrem Wesen annahm, als betrachte sie dies als die geringfügigste Sache von der Welt? Wie kalt und herzlos ihr «Thank ye», wenn sie überhaupt dankte! Dickens macht dieselbe Bemerkung in Bezug auf die Stagecoaches, ebenso Hamilton. Nun erzeigt einer italienischen Dame eine solche Gefälligkeit, und ihr werdet durch das süßeste Lächeln belohnt werden, das je aus menschlichem Auge strahlte. Ich huldige nicht dem Grundsatze, daß man stets für seine guten Handlungen einen Lohn empfangen müsse; aber wenn meine freundlichsten Dienstleistungen als Fremder so aufgenommen werden, als argwohne man fast, sie seien ungebührliche Zuvorkommenheiten, dann kann man nach meinem Gefühl wenig Lust zur Höflichkeit haben. Das «Grazie Signore» und das Lächeln, womit eine Italienerin die gewöhnlichste Höflichkeit belohnt, würde das niedrigste Weib in den Augen des Fremden schön erscheinen lassen. Die Italienerinnen werden auch leichter belebt, bis sie Alles um sich heiter gemacht haben; sie ermüden nie durch dasselbe eintönige Aussehen, sondern bilden Ton und Blick nach dem Gedankengange, sei er nun traurig oder fröhlich; und endlich sind sie auch aller Förmlichkeiten bar und voll des sorgsamsten Mitgefühls. Ich werde nie eine der ersten Bekanntschaften, die ich in Italien machte, vergessen. Ich war eines Abends bei dem Marquis v. — in Unterhaltung mit einigen Herren begriffen, als der Wirth auf mich mit den Worten zutrat: «Kommen Sie, ich will Sie einer schönen Dame vorstellen.» Es war in der That das schönste Weib das ich in Italien noch gesehen. Ich entschuldigte mich, indem ich äußerte, ich sei nicht genug im Italienischen bewandert, um mit einem so herrlichen Geschöpfe das Gespräch fortzusetzen, «denn», fügte ich hinzu, «in diesem Falle muß man sehr gewandt im Sprechen sein und ein Schnitzer wäre eine Marter.» «Bah, bah», antwortete die Schöne, «kommen Sie nur», und mit diesen Worten ergriff sie mich bei der Schulter und nöthigte mich, ihr zur Seite mich niederzulassen, indem sie ausrief «Nun sprechen Sie!» Wenn sie halb so verlegen gewesen wäre als ich es war, so hätte ich nicht wiedergutzumachende Fehler begangen; aber das Gut-

müthige, womit sie des Marquis Vorstellung aufgenommen, stellte schnell mein Selbstvertrauen her und eine halbe Stunde lang radbrechte ich Italienisch, ohne daß sie sich auch nur einmal veranlaßt gesehen hätte, durch Wort oder Blick zu verrathen, daß ich es nicht, wie es sich gehöre, spreche. Dieselbe Naivetät findet man allenthalben. Wenn man einem schönen Bauermädchen begegnet und grüßt sie, so zeigt sie, statt es für eine Beleidigung zu nehmen, eine perlenweiße Reihe Zähne und lacht in der besten Laune darüber. Die Italienerin besitzt noch einen andern Reiz, der den Geschöpfen der warmen Himmelstriche eigenthümlich ist, sie fühlt tiefer als die Weiber der kältern Zone und ist weniger im Stande ihre Gefühle zu verbergen. Das dunkle Auge flammt Liebe und Haß in dem Augenblicke, wo sie gefühlt werden, und in seinem innerlichen und leidenschaftlichen Blick liegt eine Beredtsamkeit, die tiefer eindringt als irgend eine Sprache. Ihr Wesen ist ganz Leidenschaft, was ihren Bewegungen, ihren Blicken und Worten einen dichterischen Ausdruck verleiht. Es hat ihr Land zum Land des Gesangs, sie selbst zu einem Gegenstand der Theilnahme durch die ganze Welt gemacht. Schöne Augen und Augenbrauen findet man hier häufiger als in Nordamerika. Die Braue ist vor Allem herrlich, nicht nur wegen ihrer Regelmäßigkeit, sondern wegen der seltsamen Beweglichkeit. Sie kann ganz für sich lachen und der herrlichgeformte Bogen verkündigt im voraus die geistreichen Dinge, welche ihre Zunge auszusprechen im Begriff steht. Und dann ist ihr Lächeln so süß! Die Italienerin weiß wie man lachen muß und ebenfalls wie man einhergehen muß, was eine amerikanische Dame nicht versteht. Die Amerikanerin hat einen bessern Gang als die Engländerin, die wie ein Grenadier einher schreitet, aber ihr Gang ist immer noch schlecht. Ihre Bewegungen ermangeln der Anmuth, der Leichtigkeit und Natürlichkeit."

Sehr beherzigenswerth nicht nur für amerikanische und englische Damen ist was der Amerikaner an einer andern Stelle über die Tracht des weiblichen Geschlechts bemerkt: „Es ist erstaunlich, daß unsere Damen der lächerlichen Ansicht huldigen, eine schlanke Taille sei und müsse per necessità schön sein. Nun, viele Italienerinnen würden vor Verdruß weinen, wenn sie eine Taille besäßen, die unsere Damen nur durch langwierige und schmerzliche Kunstmittel zu erlangen suchen. Ich habe den Grund dieser Verschiedenheit in dem Umstande zu finden geglaubt, daß die Italienerinnen ihre herrlichen Standbilder fortwährend als Muster vor sich sehen und deshalb sich Mühe geben, sich nach ihnen zu bilden; während unsere Modedamen keine andern Modelle kennen als die ausgestopften Puppen in den Läden der französischen Modehändlerinnen. Wenn ein Künstler es wagen wollte, eine Statue in der Gestalt zu meißeln, welche bei uns als die Vollendung harmonischer Verhältnisse des weiblichen Körpers betrachtet zu werden scheint, man würde ihn durch Hohngelächter zur Stadt hinaustreiben. Es ist ein stehender Vorwurf für den Geschmack unserer Weiber durch die ganze Welt, daß sie durch die That behaupten, eine französische Putzmacherin verstehe es besser als die Natur, wie sie ihren Körper bilden sollen." C'est tout comme chez nous! 26.

Literarische Notizen.

Eine neue englische Novelle.

Ein Vater, der seinen Sohn in die literarische Versammlung einführt, ist wenigstens keine alltägliche Erscheinung und das der Fall mit „The foster-brother, a tale of the war of Chiozza. Edited by Leigh Hunt" (3 Bde., London 1845). Edited heißt hier nicht sowol herausgegeben als bevorwortet, bevorwortet von dem rühmlichst bekannten Leigh Hunt, Vater des Verf. vom «Foster-brother», Thornton Hunt. Das Vorwort enthält des Vaters Urtheil über die Leistung des Sohns, die erste im Novellenfache, und schon daß der Vater die Veröffentlichung gestattet und seine unmaßgebliche Meinung vorgesetzt hat, läßt errathen, daß letztere eine günstige. Vielleicht ist sie das ein wenig zu sehr. Mindestens dürfte sie befangen oder parteiisch erscheinen im Betreff des Lobes, welches der Vater dem Sohne ertheilt „wegen seiner graphischen Schilderung der ernstern Elemente leidenschaftlicher Liebe", Stellen, die er zu den besten des Buchs zählt. Thornton Hunt's Held und Heldin lieben sich allerdings um ihres innern Werthes willen, nicht aus Rücksicht auf den Glanz, den Pomp und die Herrlichkeit, womit sie umgeben sind. Sie bewähren auch ihre Treue und scheuen kein Opfer. Dennoch ist der Ausdruck ihrer Gefühle ein so wilder und zerrissener, daß ihrer Liebe das Gepräge echter Liebe unbezweifelt fehlt. Im Ganzen verspricht wol das Buch mehr als es hält. Es hat herrliche Scenen, kernige Sprache und malerische Schilderungen. Nur klappt Alles bisweilen nicht recht zusammen. Die einzelnen Theile sind gut gearbeitet, aber fehlerhaft ineinander gefügt. Das Stück spielt auf dem geschichtlichen Boden Venedigs in einer seiner bewegtesten und glänzendsten Perioden. Der Held ist Sebastian Morosini, der wider den Willen seines Vaters Teresa Ardoino liebt, die muthmaßliche Tochter eines Hochverräthers. Obgleich zur Heldin gewählt, muß sie doch in den Augen der Leser hinter das Landmädchen Rosa Bardossi zurücktreten. Außerdem wimmelt es von Personen, unter denen auch ein Engländer und versteht sich in einer Hauptrolle. 16.

Zustand des Unterrichtswesens in Italien.

Mazzini, der gewöhnlich als das Haupt und der eigentliche Vertreter der Giovine Italia genannt wird, ist auch auf dem Gebiete der Literatur sehr rühriger Natur. Sein bedeutendes Sprachtalent leistet ihm hierbei treffliche Dienste. Mit gleicher Leichtigkeit bewegt er sich in englischer und französischer wie in italienischer Sprache, und selbst in der deutschen Literatur ist er, wie mancher treffliche Aufsatz, den er für irgend eine der englischen Reviews geschrieben hat, beweist, wohl bewandert. Gegenwärtig bringt die „Revue indépendante" einen interessanten Aufsatz aus seiner Feder. Derselbe ist der Beleuchtung des öffentlichen Schulwesens im östreichischen Italien gewidmet. Indem wir auf diese leidenschaftliche Darstellung aufmerksam machen, sind wir keineswegs geneigt, der Meinung des Verf. etwa durchweg beizupflichten, oder seine Consequenzen unbedingt zu unterschreiben. Man erkennt vielmehr gleich beim ersten Blicke, daß der Verf. zu sehr unter dem Einflusse seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen die östreichische Regierung steht, als daß man von ihm eine ruhige Erörterung erwarten könnte. Offenbar hat er die Farben zu düster gewählt, und obgleich wol Manches von Dem, was er anführt, der Begründung nicht ermangeln mag, so schlägt er doch an vielen andern Stellen ohne Zweifel weit über das Ziel hinaus. 17.

Bibliographie.

Erinnerung an Ludw. van Beethoven und die Feier der Enthüllung seines Monumentes zu Bonn am 10.—12. August 1845. Bonn, Pleimes. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Siebenzig geistliche Lieder. Nebst dem augsburgischen Glaubensbekenntniß. Osnabrück, Rackhorst. 1845. Kl. 8. 7½ Ngr.

Rousseau, J. J., Über den Einfluß der schönen Künste auf das Wohl des Staates. Aus dem Französischen von J. Choke. Sudenburg-Magdeburg, Paetz und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Thomas Morus und sein berühmtes Werk Utopia. Aus dem Englischen übersetzt. Mit bio- und bibliographischer Einleitung herausgegeben von E. M. Oettinger. Leipzig, Reclam jun. 8. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Cummerow. Altona, Hammerich. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Wo nur der Mann die Zeit hernimmt, das Alles zusammenzuschreiben, was von ihm seit vier Jahren erschienen ist! Doch was kümmert uns das? Wir haben nur danach zu fragen, was er niedergeschrieben und wie es uns behagt hat. Dies unsern Lesern mitzutheilen ist unsere Aufgabe; den Vorwurf der angezeigten Schrift aber gibt der Verf. selbst dahin an: sie solle dem Leser eine Übersicht der gegenwärtigen politischen Stellung der europäischen Staaten nebeneinander gewähren und, um dies zu können, auf die frühern Zustände und auf diejenigen Begebenheiten zurückgehen, aus welchen sich der jetzige Stand der Politik in Europa entwickelt hat. Dann werde zu einer Schilderung der innern Verhältnisse der großen europäischen Völker in Bezug auf Verfassung, Religion, Rechtszustand, Bildungsgrad und materielle Wohlfahrt übergegangen, woraus sich nicht allein ergeben werde, welche Ungleichheit in der geistigen, religiösen und materiellen Entwickelung der Völker bestehe, sondern auch wie verschieden die Richtung sei, welche die einzelnen Regierungen verfolgen und wie ihre Interessen einander gegenüberstehen. Das Resultat hiervon werde sich dahin ergeben, daß das jetzt verfolgte politische System keine Bürgschaft weder für den europäischen Frieden noch für die Existenz der minder mächtigen Völker leiste, daß es vielmehr zur Sicherung der heiligsten Interessen der Nationen einer andern Unterlage bedürfe. Durch welche Mittel und Wege diese zu gewinnen sei und welche Umgestaltungen dies in den innern und äußern Zuständen der Staaten Europas voraussetze, welche Besitzveränderungen und welche Bündnisse dazu nöthig scheinen, damit werde die Schrift schließen.

Wie in einer guten Ouverture einer Oper alle einzelnen Bestandtheile derselben in ihren Grundgedanken angegeben und zu einem Ganzen verbunden sein müssen, hat hier der Verf. die Summe seiner Ausführung übersichtlich zusammengestellt, und dadurch sicher die Wißbegierde seiner Leser angeregt, wie nun alles Dies einzeln durchgeführt worden sein möge, indem jede einzelne Andeutung ein gewichtiges Thema aufstellt. Wenn nun derselbe dabei noch versichert, daß er keinen Vorwurf darüber von seinen Lesern besorge, mit Freimüthigkeit über die bestehenden Verhältnisse geurtheilt zu haben, da nur die Wahrheit allein zur richtigen Erkenntniß der obwaltenden Mängel und der Abhülfsmittel führe, so wird man ihn um so lieber hören, da man mit ihm gern zugeben wird, daß die Wahrheit oft unangenehm berührt, daß wir jedoch in Zeiten leben, wo die Kenntniß der wahren Lage der Dinge nicht mehr zu unterdrücken ist, wo das durch Schmeichelei verwöhnte Gehör sich daran gewöhnen muß, auch entgegengesetzte Stimmen zu vernehmen, wo die moralische Macht eine Stärke gewonnen hat, welche von der physischen vergeblich bekämpft wird. Sicher wird man es dem politischen Schriftsteller nicht zum Vorwurfe machen, wenn er die Fürsten Europas auf die Nothwendigkeit hinweist, die Zeit zu begreifen und im Geiste der Zeit die Völker zu regieren. Denn die Zeiten sind dahin, wo sich durch Cabinetsordres der Lauf der Entwickelung hemmen ließ. Nur die Fürsten, welche die Zeit verstehen, sich mit freiem Geiste über die Sagen der Vorzeit und über die mit der Muttermilch empfangenen Vorurtheile erheben, und die Einsicht und den Muth haben, sich an die Spitze der geistigen Macht der Entwickelung zu stellen, auf ihre gebührende Stelle, nur die werden die Zukunft beherrschen, wenigstens sich in derselben einen ehrenhaften Namen sichern, da diejenigen bald vergessen sein werden, über die die Zeit hinwegrollen wird.

Gern wird man ferner vernehmen, daß dem Verf. der religiöse, eigentlicher noch der moralische Gesichtspunkt von der höchsten Bedeutung ist.

Eine Ahnung davon, daß man bei der Politik die religiöse Ansicht festhalten müsse, hat die in Paris gegründete sogenannte Heilige Allianz gezeigt, welche jedoch, da sie mehr aus dem Gemüthe als aus der Auffassung des höhern Geistes des Christenthums hervorging, nichts weiter werden konnte als ein Wortlaut, der ebenso schnell wieder zerstoben ist als er improvisirt ward. Leider sind wir noch weit entfernt von der Zeit, wo zwischen den Fürsten und ihren Völkern und zwischen den christlichen Völkern unter sich ein heiliger Bund geschlossen werden kann. Noch hat der echte Geist des Christenthums die Völker viel zu wenig durchdrungen, um in ihren Gesinnungen eine Macht auszubilden, die die Eigenliebe auf den Thronen und die Selbstsucht der Einzelnen im Volke zu bändigen ver-

möchte. Noch fehlt der Diplomatie die Gerechtigkeitsliebe und so manchen Regierungen die Achtung vor der rechtmäßigen Freiheit der Mitmenschen, um ein Verdict über Die auszusprechen, welche dieselbe zu verletzen sich beigehen lassen. Noch werden in der Politik die Vorschriften der Moral und der Religion nicht als ihre Führerin und Richterin anerkannt, sondern sie werden nur zu oft als eine Magd behandelt, deren man sich bedient, um arge Zwecke zu erreichen.

Unverkennbar inzwischen bleibt jedoch der Einfluß, den die Forschung nach Wahrheit auf die geistige Entwickelung des Zeitalters und auf die Culturverhältnisse der Völker gehabt hat. Ihr danken wir eine größere Klarheit der Anschauungen von Welt, den Menschen und ihren Verhältnissen, helleres Licht in der Moral und dem Vernunftrechte, dem Staats- und Völkerrechte, den Staatswissenschaften und besonders in der Politik.

Ganz besonders hat sie sich zur Vertreterin des Rechtszustandes der Völker gemacht, und durch ihre Vermittelung hat die Geistesfreiheit auch der bürgerlichen Freiheit die Hand gereicht. Wie sie dem Aberglauben ein Grab bereitet hat, wird ihr auch der Unglaube nicht widerstehen können. Die Folgen dieser geistigen Entwickelung sind ganz besonders in praktischer Beziehung als unermeßlich zu bezeichnen, indem dadurch die Völker von den Fesseln befreit werden, welche früher ihre Wohlfahrt hemmten. Zwar ist es hierbei in manchen Ländern zu den blutigsten Katastrophen gekommen, aber nur da, wo früher der geistliche und weltliche Despotismus einerseits und die daraus hervorgegangene Entsittlichung und Entartung des Volks sich gewaltsam begegneten und eine plötzliche Umwälzung des unerträglich gewordenen Zustands herbeiführten.

Möge man dies wohl beachten! Es ist von größter Wichtigkeit.

So haben wir denn hiermit den Verf. selbst ankündigen lassen, was und wie er es den Lesern zu bieten beabsichtigt. Jetzt wollen wir zusehen, wie er seine eigene Aufgabe gelöst hat. Daß solches durch eine aneinander hängende Reihe von Betrachtungen geschehen sei, folgt schon aus der Ankündigung. Wir glauben unserm Berufe Genüge zu leisten, wenn wir die Überschriften davon und das Ergebniß derselben anführen.

1. „Gegenwärtiger Stand der europäischen Politik." Bei einem Gemälde, das durch den innigen Zusammenhang aller seiner Theile erst den Abdruck der Idee mit allem Inbegriffe und Zubehör liefern und bewerkstelligen kann, welche dadurch dargestellt werden soll, ist ein Auszug, wodurch eine anschauliche Vorstellung von Dem, was geleistet worden ist, geschaffen würde, etwas Unmögliches. Man muß entweder eine vollständige Beschreibung davon machen, oder nur die hervorstechenden Partien herausheben, oder endlich nur dem Eindrucke Worte geben, den das Ganze oder einzelne Züge in demselben hervorgebracht haben. Das Erstere verbietet schon der Raum, mehr noch der Gehalt des Werks, welches werth ist, durchaus selbst und ganz gelesen zu werden, und worauf unsere Leser aufmerksam zu machen hinreichen wird, wenn wir ihnen die gewichtigsten Maximen und Ansichten berichten, von denen der Verf. bei seinen Betrachtungen ausgegangen, oder auf welche er dadurch gekommen ist, so viel möglich mit seinen eigenen Worten:

Am 15. Nov. 1818 gaben die fünf Großmächte, die sich die Befugniß beigelegt haben, das oberste Tribunal der Politik in Europa auszumachen, ein Programm heraus, worin sie erklärten: „daß die Grundsätze des Völkerrechts die einzige Richtschnur ihrer Staatskunst sein sollen." Durch diese Erklärung haben sie sich zu der Theorie bekannt, die schon ein Plato und ein Kant in ihren Werken zum ewigen Frieden aufstellten, und mit ihrer überwiegenden Macht die Bürgschaft für Recht, Besitz und Volkswohlfahrt übernommen.

Allerdings ist diese noch darum eine sehr mangelhafte, weil die Erklärung weder diejenigen Sätze des Völkerrechts angibt, welche zur Richtschnur dienen sollen, noch für deren unverbrüchliche Beobachtung eine Realsicherheit stellt, sondern Alles auf dem persönlichen Festhalten am Vorsatze beruht, dessen eigene Ausleger die sich Verpflichtenden allein sind. Nichtsdestoweniger ist schon durch die Anerkennung der Allgemeinverbindlichkeit der Rechtsherrschaft ungemein viel gewonnen und jene Erklärung von hohem Belange, weil damit ausgesprochen worden ist, daß das Recht über der Politik walte, das Unrecht durch diese nicht gerechtfertigt werden mag; weil ferner jedes Land hiernach sich auf das Recht berufen kann und es dadurch zur Erörterung und zum Austrage gebracht werden muß; endlich weil die Anerkennung des Völkerrechts die Anerkennung der obern Geltung des Vernunftrechts auch im Privat- und im Staatsrechte von selbst mit sich führt, indem das Völkerrecht weiter keine Grundlage hat als eben das Vernunftrecht mit den durch dieses gebilligten positiven Bestimmungen in Verträgen und des Herkommens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

I.

December 1845.

Den Weg über Leichen, den Fuß durch Blut haben endlich die Jesuiten erreicht, was sie seit lange angestrebt, ihre Residenz auch an einem schweizerischen Vororte zu nehmen. Am Allerheiligentage (1. November) wurden ihnen in Luzern das Priesterseminar *) und die Pfarrfiliale feierlich übergeben. Am 14. September 1844 war der Vertrag mit der Gesellschaft Jesu unterzeichnet und hierauf ihre Berufung nach mannichfachen Umtrieben von Seiten ihrer Partei verfassungswidrig durchgesetzt worden. Welche Ungesetzlichkeiten, welche despotischen Gewaltstreiche und Ungerechtigkeiten, welcher Jammer und welches Elend liegen zwischen diesem 14. September 1844 und diesem 1. November 1845! Ein vierzehnmonatlicher Kampf liegt dazwischen, ein Kampf, der dem vom Fanatismus noch nicht angesteckten Theile des Volks zweimal die Waffen in die Hand drückte. Denn wie ohnmächtig die belobten „geistlichen Waffen" den Jesuiten gegenüber sind, das wußte man nicht erst seit gestern. Aber beide Male wurden, theilweise wenigstens durch eigene Schuld, die Jesuitengegner besiegt. Auch kam durch das einseitige Festhalten eines großen Theils der Cantone an dem Princip der Cantonalsouverainetät kein Tagsatzungsbeschluß gegen die Jesuiten zu Stande. Hierdurch wurde in Luzern ein Regiment befestigt, das in einem Freistaate, das im 19. Jahrhundert ans Fabelhafte grenzt.

*) Nach einem öffentlichen Blatt sollen, als die Jesuiten einzogen, viele Studenten ausgezogen sein und die Lehranstalt acht Schüler weniger wie das letzte Jahr zählen. Es wäre dies ein Beweis, daß der Volksgeist unter der gebildetern Classe noch nicht völlig unterjocht ist.

War nach dem ersten verunglückten Aufstand gegen dieses Regiment der Zustand des Cantons Luzern ein trauriger, wie unselig mußte er sich erst nach dem mislungenen zweiten Aufstande gestalten! In das düstere Bild, das von nun an der Canton Luzern darbot, in dies finstere Land des Aberglaubens und des Fanatismus, in diese Nacht der Rechts- und Gesetzlosigkeit fiel plötzlich ein heller Sonnenblick, die Befreiuung Steiger's, um dessen Haupt sich eine Märtyrerkrone gelegt hatte. Der Jubel darüber drang über die Gauen der Schweiz hinaus, und noch war er nicht verstummt, als die verhängnißvolle Ermordung Leu's von Ebersol, der hauptsächlich die Berufung der Jesuiten durchgesetzt hatte und ein sehr einflußreiches Haupt ihrer Partei war, gleich einem neuen Fluche auf dem unglücklichen Canton lastet. Eine „Mordcomplotsverdächtigung" im Großen ist seitdem an der Tagesordnung. Zahlreiche Verhaftungen und Auslieferungsbegehren an andere Cantone wegen Solcher, die bei dem Morde betheiligt sein sollen, kommen noch täglich vor.

Man mußte durchaus für den nun zum Heiligen gestempelten Leu, schon um den auf ihm haftenden Verdacht eines Selbstmordes abzuwenden, einen Mörder haben, den man auch in der Person eines gewissen J. Müller zu entdecken wußte. Er sollte von der liberalen Partei bestochen worden sein; man brachte ihn, wer weiß durch welche Mittel, zu ausführlichen Geständnissen, durch die die Sache noch keineswegs aufgeklärt ist und vielleicht niemals völlig aufgeklärt werden kann. So ist z. B. schwer zu glauben, daß Jemand mit einer Schußwunde wie die Leu's noch „Jesus Maria!" rufen konnte, wie doch die actenmäßige Angabe lautet; und was dergleichen Widersprüche mehr sind. Wie wenig überhaupt bei Criminaluntersuchungen auf erpreßte Geständnisse zu geben ist, erhellt aus folgendem Beispiel. Man hatte in einer in Luzern, vor etlichen 20 Jahren, geführten Untersuchung wegen Ermordung des Schultheißen Keller eine sich zufällig in der Gegend umhertreibende Bande von Vagabunden verhaftet und in sämmtliche Landstreicher und Landstreicherinnen das Geständniß des Mordes und des Wissens um den Mord hinein- und wieder herausinquirirt. Da Unförmlichkeiten in der Procedur entdeckt wurden, so hatte die Tagsatzung eine eidgenössische Commission niedergesetzt zur Untersuchung der Untersuchung; und da entdeckte man, daß auch nicht ein einziges der gemachten Geständnisse richtig gewesen ist. Diese berüchtigte Proceßgeschichte wurde öffentlich bekannt durch eine in Aarau erschienene Schrift: „Geschichtliche Darstellung und Prüfung der über die denuncirte Ermordung des Herrn Schultheiß Keller von Luzern verführten Criminalprocedur" (2 Bde., 1826).

Die Geständnisse des „Leuenmörders" boten der jetzigen Regierung Luzerns einen willkommenen, wenn auch sehr nichtigen Grund zur Verhaftung des Großraths Kasimir Pfyffer, eines ausgezeichneten, streng rechtlichen, aber liberalen Mannes, an dessen Betheiligung bei dem Morde Leu's nur seine Feinde sich den Anschein gaben zu glauben, um den geistig hochbegabten, ihnen misfälligen Gegner drei Wochen lang gleich einem Verbrecher im Gefängniß zu halten. Ein Seitenstück dazu bietet das Verfahren gegen die beiden bei dem letzten Freischarenzug betheiligt gewesenen Deutschen, G. Fein und Daffner, die nach einer halbjährigen Gefangenschaft nächtlicherweise fortgeschleppt wurden, um auf einem ungeheuern Umwege, den sie zum Theil gefesselt machen mußten, endlich in ihre Heimat zu gelangen. Das Gesuch der luzerner Regierung an die Gesandten der Nachbarstaaten, die Betreffenden vom Gebiete der Schweiz fern zu halten, unterstützte der Vorort, als durchaus unangemessen, nicht.

An Luzern hatten sich durch die Zuger Conferenz die kleinen Cantone Wallis und Freiburg enger angeschlossen. Wenn man auch bis jetzt die Verhandlungen dieser Conferenz nicht genau kennt, so läßt sich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß es sich dabei um die Wiederherstellung der Klöster und die Maßregeln handelte, den Canton St.-Gallen dem Ultramontanismus zu unterwerfen. Die Conferenz kam durch den bekannten, früher liberal gesinnten Baumgartner, jetzt das Hauptwerkzeug der ultramontanen Partei in St.-Gallen, zu Stande. Die beiden Parteien des Cantons St.-Gallen im Großen Rathe sind sich numerisch ganz gleich (74 gegen 74) und es hängen daher die wichtigsten Fragen dieses Cantons vom blinden Zufall des Looses ab, das ihm denn auch den Apostaten Baumgartner als Landammann zuwarf. *) Unter diesen Umständen war es vorauszusehen, daß St.-Gallen endlich ein Bisthum und dadurch der Ultramontanismus eine festere und gefährlichere Position in der Schweiz erhalten würde.

Die Aufregung unter der katholischen Bevölkerung des Aargaus wird fortwährend, wol auch auf Anlaß der Zuger Conferenz, bald durch dieses bald durch jenes Mittel unterhalten. So hat man sogar unlängst von Luzern aus einen Emissair ins Aargau geschickt zur Bildung eines Anti-Rongevereins, um hierdurch die freisinnige Behörde als Begünstiger der deutsch-katholischen Bewegung bei dem römisch-katholischen Volke zu verdächtigen, während trotz der Behauptung des „Rheinischen Beobachter", diese Bewegung mache sich bereits im Aargau geltend, dies bis jetzt durchaus nicht der Fall ist. Um sich gegen die beständigen Machinationen und Eingriffe des Ultramontanismus einigermaßen in Sicherheit zu setzen, hat der Große Rath des Aargaus beschlossen, wie dies schon früher in Bern geschah, alle Zöglinge des Jesuitenordens von den Staatsprüfungen auszuschließen und ihnen somit die Befähigung zu Staatsämtern und Lehrerstellen zu entziehen.

Die sogenannte conservative Partei im Canton Zürich, die wie gewöhnlich den Affen des Ultramontanismus machte, veranstaltete nach dem Beispiele der oben erwähnten Zuger Conferenz eine ähnliche in Zürich, deren Zweck sein sollte, wenn er auch nicht offen ausgesprochen wurde, unter dem Namen einer Versöhnung der Parteien die ultramontanen Interessen zu fördern. Aber im Schoose der Versammlung selbst, die wenig besucht war, erhoben sich Stimmen gegen die Vorschläge ihrer Häupter. Auf diese Art misglückte das Manoeuvre gänzlich, wie es denn überhaupt den Anschein hat, daß die conservative Partei nichts conserviren wird als ihre Ohnmacht.

Betrachten wir nach diesem kurzen Überblick die Wirkungen, welche diese Ereignisse auf die Presse äußerten. Die Literatur, dieser Widerhall des Lebens, wird in einem Lande, wo die Politik das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, sich auch vorzugsweise damit beschäftigen.

In einem frühern Schreiben wurde mitgetheilt **), wie der unselige Freischarenzug sich in der Literatur abgespiegelt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß ein so wichtiges Ereigniß noch längere Zeit die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen mußte, und so sind denn auch später noch mehre Broschüren über diesen Gegenstand erschienen, worunter

1. Zweiter Bericht des Hauptmann Ulrich Ochsenbein über den Kampf der luzernischen Flüchtlinge und ihrer Freunde am 31. März und 1. April 1845.

zur Besprechung Anlaß gibt.

Bei jedem geschichtlichen Ereigniß bedarf es erst längerer Zeit, ehe sich ein richtiges und unparteiisches Urtheil darüber bildet. So sprechen die jetzt erscheinenden Schriften, wenn auch noch hier und da einige Sagen im Umlauf sind, von der mystischen Ankunft eines Kuriers vor Luzern im entscheidenden Augenblicke, von Verhandlungen mit luzernischen Machthabern und dergleichen, den Obercommandanten Ochsenbein von

*) Wie noch immer im Canton Zürich die Liberalen „Strauße" (Anhänger von Strauß) genannt werden, so heißen jetzt in St.-Gallen die Freisinnigen „Freischärler". Wie sehr es aber noth thäte, daß gerade in diesem Canton die Schar der Freien größer wäre, zeigt die Wahl Baumgartner's zum Landammann.

**) Vergl. die Mittheilungen in Nr. 118, 119 u. 217 d. Bl. f. 1845. D. Red.

dem Verdacht des Verraths frei. Wahrlich, es bedurfte auch gar keines Verraths zum Mislingen eines in so vielen Hauptsachen verfehlt angelegten Unternehmens. Dieser „Zweite Bericht", der den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, wenn er auch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, geht besonders vom militairischen Standpunkte aus. Große Terrainkenntnisse zeigt der mitgetheilte Organisations- und Operationsplan, der, wie ein öffentliches Blatt versichert, nicht erst später zur eigenen Rechtfertigung Ochsenbein's geschrieben wurde, sondern schon zu Anfang Februar 1845 einer Offiziersversammlung in Olten vorgelesen worden war. Dem Entwurf dieses Plans soll Ochsenbein das Obercommando zu danken gehabt haben. Die Zahl der Freischaren, die das Gerücht auf 15,000 hatte anschwellen lassen, gibt der Bericht auf 3499 an. In einem andern Schriftchen: „Notizen und Kritiken, den letzten Freischarenzug betreffend", wird behauptet, daß diese Zahl, und sie wird da auf 5000 angegeben, zu gering gewesen sei, „um eine Regierung zu stürzen, die durch acht Bataillone regulairer Truppen, einen Landsturm von mehren Tausend Mann und beträchtlichen Zuzug aus den kleinen Cantonen gehalten wurde und allen Vortheil der Position für sich gehabt hatte". Allein es ergibt sich aus dem Berichte Ochsenbein's, daß die erwähnte kleine Zahl zur Ausführung des Plans hingereicht hätte, wenn sie sich nicht selbst bis zur Spurlosigkeit verkleinert hätte durch Auseinanderlaufen, worauf freilich der luzerner Regierung das Siegen so leicht als möglich gemacht worden war. Aufs neue bestätigt es sich indeß, daß der Angriffsplan der Freischaren weniger schlecht war wie der Vertheidigungsplan des Generals Sonnenberg. Auch will jetzt Ochsenbein im Besitz eines Plans sein, „wie der Canton und die Stadt Luzern wirksam vertheidigt werden könnten; da es aber noch nicht ausgemacht sei, ob nicht vielleicht früher oder später neue Unternehmungen in dieser oder jener Form stattfänden, so will der Verf. seine Gedanken über diesen Punkt noch nicht der Öffentlichkeit übergeben".

Das vorhin erwähnte Schriftchen: „Notizen und Kritiken", das von einem J. Glur, einem Arzte herrührt, der den Freischarenzug mitgemacht, wäre nicht nennenswerth, wenn nicht auch hierin Sonnenberg vom Verdachte eines großen Generals und Ochsenbein von dem eines Verräthers freigesprochen würde, und wenn nicht der Verf. sein Thema in populairer Sprache höchst naiv und wider seinen Willen komisch behandelte. Er vergleicht z. B. den Freischarenzug mit Napoleon's Feldzug nach Rußland, indem er ihn „ein in vielen Stücken treffendes, wiewol schwaches Nachbild" davon nennt und zählt die Ursachen des Mislingens jenes Zugs an den Fingern her. Obenan steht der schon oft erwähnte, durch schlechte Einrichtungen des Commissariats herbeigeführte Mangel an Lebensmitteln. Auf der einen Seite Hunger, Durst und Ermattung! „Wie grell sticht dagegen hiervon ab, wenn man bedenkt, daß ganze Wagen voll Proviant, Fleisch, Brot, Wein, Schnaps, Würste, Butter, sogar eine ganze Kiste voll schöner Lebkuchen (ein baseler Backwerk) mitgeführt ward", was Alles dem Feinde in die Hände fiel! (S. 5.) Der gute Doctor bezeichnet als weitern Grund des Mislingens den Mangel einer „feurigen vaterländischen Anrede" bei Eröffnung des Zugs, als Ermahnung zur Standhaftigkeit und Ausdauer im Kampfe. „Napoleon und Friedrich der Große thaten dasselbe immer bei ähnlichen Gelegenheiten mit gutem Erfolg." Am Redehalten fehlt es sonst freilich bei uns in der Schweiz selten. Aber schwerlich würde in diesem Fall die „feurigste" Rede den linken Flügel gehalten haben, von dem der Verf. selbst sagt, daß in seiner „Furcht und übereilten Flucht das ganze Geheimniß des übeln Ausgangs des Zugs bestand". Doch der Doctor weiß sich zu trösten. Er meint, wenn die Sache gelungen wäre, so hätte sie vielleicht größere Übel zur Folge gehabt als die Berufung der Jesuiten. „Indeß", fährt er fort, „ist der Vortheil hier dennoch auf Seite Dessen, der scheinbar verlor; wir haben gesiegt, der Sieg ist unser!" Und noch einen weitern Trost hat er bei der Hand: „Der ganze Hergang lehrt am besten, wie man es im Kriege nicht machen soll."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Beckmann, M., Wilhelm von Lecce. Trauerspiel in fünf Acten. Osnabrück, Meinders. 1845. 12. 15 Ngr.

Blaha, H., Lebensbilder aus unserer Zeit. Augsburg, Schmid. Kl. 8. 22½ Ngr.

Neuer Bothe aus Mähren. Ein Haus-, Stadt- und Landmanns-Kalender für alle Provinzen des österreichischen Gesammtreiches auf das Jahr 1846. 56ster Jahrgang. Mit einem Stahlstiche und eingedruckten Holzschnitten. Brünn, Gastl. 4. 7½ Ngr.

Braun, J. F., Die Bedeutung der lateinischen Schule, mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse. Stuttgart, Schmidt und Spring. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brennglas, A., Komischer Volkskalender für 1846. Mit vielen Holzschnitten. Hamburg, Verlagscomptoir. 8. 10 Ngr.

Fioraventi, Gustav Moraldino der edle Banditensohn. Drei Theile. 3te verbesserte Auflage. Breslau, Kühn. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flir, A., Bilder aus den Kriegszeiten Tirols. Geschichtliche und poetische Erzählungen. Innsbruck, Wagner. 12. 20 Ngr.

Gerber, R., Abdel-Kader und der Christenknabe. Eine Erzählung für das Volk. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 7½ Ngr.

— — Geschichte von Algier und seiner Eroberung durch die Franzosen. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 3¾ Ngr.

Kirsch, K. W., Moderne Streifzüge in Poesie und Prosa. Leipzig, Klemm. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lang, K. H. v., Die Liebschaften des Jesuiten Jacob Marell. Aus dem Lateinischen. 2te Auflage. Jena. 1845. 16. 4 Ngr.

Leben und Wirken des Wiguläus Xaverius Aloysius Freih. v. Kreittmayr, Churbayerischen geh. Staatskanzlers und Obersten-Lehnprobstes. Mit dem Standbilde desselben. München, Franz. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lebensgeschichte von Martin Boas, Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Auszug aus seiner Selbstbiographie. Basel, Bahnmaier. 8. 15 Ngr.

Leonhard, K. C. v., Taschenbuch für Freunde der Geologie, in allgemein faßlicher Weise bearbeitet. 1ster Jahrgang. Mit einem Stahlstich, einer Lithographie und mehreren Zwischendrucken. Stuttgart, Schweizerbart. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löschke, K. J., Erzählungen aus der Geschichte alter und neuer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und der christlichen Kirche. Zur Erweckung des Sinnes für Geschichte. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Löwenstein, R., Kindergarten. Gedichte. Nach Zeichnungen von R. Kretschmer. Berlin, Trautwein. 8. 1 Thlr.

Nachtseiten der Berliner Gesellschaft. Sociale Lebensbilder der neuesten Zeit. 1stes bis 4tes Bändchen. Berlin, Hoffmann und Comp. 1845. Gr. 16. 1 Thlr.

Oelckers, T., Fürst und Proletarier. Ein Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Klemm. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Illustrirter Schweizer-Kalender für das Jahr 1846. 1ster Jahrgang. Solothurn. 4. 10 Ngr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1845, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 23stes Bändchen. Dresden, Arnold. 12. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Wenn man nun die Erhaltung eines langen Friedens schon als einen gesegneten Erfolg davon ansehen kann,

so muß sich den um ihr Schicksal bekümmerten Völkern die wichtige Frage aufdrängen: Kann die gegenwärtige Übereinstimmung der fünf Großmächte eine feste Garantie für die Zukunft gewähren und ist der bisherige Friedenszustand die Folge des unerschütterlichen Willens derselben, oder verdanken wir ihn mehr zufälligen Umständen?

Die Lösung eben dieser Frage ist mithin die nächste Aufgabe der Untersuchung in diesem Abschnitte. Eine zuverlässige Gewährleistung für die Fortdauer eines Zustandes ist nur in der Einhelligkeit des wohlverstandenen Interesses Derer zu finden, von deren Entschließungen er abhängt, wogegen eine bloße Erklärung oder wörtliche Versicherung der Übereinstimmung außerdem wenige Sicherheit gibt, weil eben die Veränderungen der Persönlichkeiten und ebenso der Ansichten nach den Umständen sie benimmt. Nachdem der Verf. nun die Tagesgeschichte seit dem Wiener Congresse durchgegangen und die hauptsächlichsten Ereignisse und Verhältnisse, worüber es zu Verhandlungen gekommen ist sowie das Benehmen der Mächte dabei beleuchtet hat, kommt er zu dem Ergebnisse, daß ein fester und dauerhafter politischer Zustand in Europa keineswegs begründet, sondern die glückliche Erhaltung des Friedens vorzüglich nur dem Zusammentreffen so mancherlei zufälliger Umstände zuzuschreiben sei, und daß ein von allen Mächten befolgtes durchgreifendes System sich überall nicht kundgebe. Die wichtigsten Punkte der Veruneinigung und widerstreitender Interessen, soweit deren Vertagung möglich gewesen ist, sind alle nicht erledigt, sondern nur auf gelegenere Zeit verschoben worden; sie müssen also über kurz oder lang zur Entscheidung kommen. Man kann füglich hinzusetzen, daß auch diejenigen Dinge, welche zu irgend einer Erledigung gebracht werden mußten, weil sie nicht im gährenden Zustande belassen werden konnten, nicht im übereinstimmenden Interesse aller Mächte geschlichtet worden sind, sondern nur nach dem drängenden Bedürfnisse der zunächst betheiligten, sodaß sie dadurch nicht schließlich abgethan sind, vielmehr nur mehr Zunder angehäuft worden ist, gar sehr empfänglich, durch hineingeworfene Funken entzündet zu werden.

Überall aber zeigt es sich, daß es sowol an einem welt- und staatsweisen Grundprincipe der Handlungsweise als an dem gehörigen Muthe gefehlt hat, sich dadurch leiten zu lassen und es zur Geltung zu bringen.

Hiermit würde der Überschrift dieses Abschnitts Genüge gethan sein; allein derselbe enthält noch mehr als jene besagt, denn er umfaßt zugleich die Vorbereitung des allerletzten. Um nämlich sich darüber Rechenschaft zu geben, worauf die Bewahrung des Friedens in Europa hauptsächlich beruhe und worauf es dabei ankommt,

muß man sich eine möglichst zulängliche Übersicht der voneinander abweichenden sachlichen und persönlichen Verhältnisse der größern Volksstämme und ihrer Beherrscher zu verschaffen trachten, um daraus zu entnehmen, was für die Wohlfahrt jener geschehen könne und müsse.

Der erste und wichtigste Punkt hierbei ist der Verfassungszustand.

Man darf sich darüber nicht täuschen; der Streit über die Verfassungsfrage, der seit 50 Jahren die Gemüther so sehr bewegt, betrifft die Herrschaft der Rechtssicherheit oder der Willkür. Willkürherrschaft oder Absolutismus werden nicht selten, aber ganz zur Ungebühr mit Hoheit oder Souverainetät verwechselt.

Ja Solches geschieht oft absichtlich, um unter dem Deckmantel dieser jene zu erhalten oder zu befestigen. Aber ein Despot regiert nicht Staatsbürger, sondern gebietet über verstand- und willenlose Wesen in Allem was den Staat angeht, also in staatlicher Beziehung über keine Menschen. Ein sich selbst, seine Bestimmung und seinen Beruf erkennender Mensch kann sich nicht entbrechen, seine Einsicht und seinen individuellen Willen einem Gemeinwillen zu unterwerfen, in welchem die Vernunft, so viel unter Menschen möglich, waltet und sich kund gibt; aber er kann nie, der Willkür zu gehorchen, eine Obliegenheit erkennen, weil er sich eben dadurch zum Sklaven macht. Nur in der Zeit der rohesten Unwissenheit konnte von einem Rechte der Sklaverei die Rede sein.

Da das Wort „Willkürherrschaft oder Autokratie" in der öffentlichen Meinung aller gebildeten Völker bereits verdammt ist und hiernach nur verworfen werden kann, hat die Schmeichelei es mit einem andern Namen zu vertauschen gesucht, mit dem „des göttlichen Rechts".

Fragen wir aber nach den Urkunden seiner Einsetzung, so muß die Wahrhaftigkeit eingestehen, daß diese weder in der Offenbarung noch in der Natur irgendwo aufzufinden sind. Denn in der Natur ist Alles an feste Gesetze gebunden, nirgend auch nur eine Spur von Willkür; aus Gott aber, dem ewig unabänderlichen Selbstgesetze, kann keine Offenbarung des Gegentheils hervorgehen. Herrschaft des Gesetzes und Willkür schließen einander völlig aus. Die Gnade Gottes hat jedem Menschen seine Stellung in der Welt angewiesen, und es kann Niemandem ein vorzüglicherer oder ausschließlicher Anspruch auf diese Gnade angeboren sein. Wem sie eine höhere Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft zugetheilt hat, thut wohl, sich daran allezeit zu erinnern, um ihr nicht zuwider zu handeln, sondern seinen Beruf zu erfüllen; aber diese Demuth ist kein Rechtstitel, so wenig als die Benennung Knecht der Knechte Gottes die Befugniß zur dreifachen Krone enthält.

Der in der Zeit sich ausgebildete Verfassungszustand der europäischen Reiche wird einzeln geschichtlich vom Verf. kurz entwickelt, und zeigt als übereinstimmende Erscheinung, daß überall die Leibeigenschaft erst im Mittelalter in den Zeiten der finstersten Unwissenheit und Roheit und der über alles Recht herrschenden Eigenmacht entstanden ist; daß neben ihr der Erbadel aufgekommen und sich über den freien Bürgerstand emporgeschwungen hat; daß ferner nur diejenigen Stände, welche sich in der Lage befanden, die Macht und die Absichten der Fürsten zu unterstützen oder zu behindern, politische Bedeutung behielten oder erhielten; daß diese Stände vermöge des sich in ihnen ausbildenden Kastengeistes nur ihre Sonderinteressen hegten, und deshalb sich nicht nur untereinander möglichst Abbruch zu thun, sondern auch die Fürstenmacht sich botmäßig zu machen trachteten, wobei die Förderung des Gemeinwohls unmöglich fiel; daß eben darum die Fürsten nicht anstehen konnten, sich und das Land von solchem Joche zu befreien, und daß dies durchgängig gelungen ist, wennschon nicht immer durch löbliche Mittel. Die Erwerbung der Landeshoheit und später der Souverainetät ist sonach der geschichtliche Durchgang gewesen zum Untergange der zertheilten und selbstsüchtigen Ständeherrschaft und besonders zur Brechung der der Staatsgewalt widerstrebenden Vasallenmacht, damit ein über das gesammte Volk sich erstreckender Rechtszustand und eine Staatsverwaltung möglich würde, welche das Wohl aller Einzelnen gleichmäßig in der Gesammheit sich zum Ziele stecken kann. In dem Grade, als die alte Ständetheilung und Verfassung sich zu erhalten vermocht hat, sind die Regierungen ohnmächtig und die Völker im Wachsthume ihres physischen und moralischen Zustandes zurückgeblieben. Polen, Ungarn und Schweden liefern den Beleg dazu. Allein diese Übergangsperiode in der Ausbildung des Völkerzustandes darf nicht als etwas Dauerhaftes, nicht als das Ziel der Ausbildung angesehen, nicht der Absolutismus und die Alleinherrschaft als die Frucht der Entwickelung vor ihrer Reife gebrochen, sondern der saure Saft muß erst süß gekocht werden. Dem Herrschaft drückt überall ein Verhältniß aus, dem die Moral und das Recht nur für Einrichtungen Geltung gestattet, die vermöge ihrer Vernunftmäßigkeit ihnen keinen Eintrag thun können, niemals in Betreff der Untergebung von Menschen unter Menschen, von denen keiner untrüglich ist, vielmehr durch seinen Unverstand oder verkehrten Willen auch die ihm Gehorchenden zur Vernunftverleugnung nöthigen würde. Ein unvernünftiger Mensch hat weder Rechte noch Pflichten; ebenso kann eine vernunftwidrige Staatseinrichtung oder Verfassung keine rechtmäßige sein. Menschen und Völker können und sollen wol regiert, aber durchaus nicht beherrscht werden. Diesen gewaltigen Unterschied zur allseitigen Erkennung und Anerkennung zu bringen und die Einrichtungen so zu treffen, daß Dieses vermieden, Jenes dadurch erreicht wird, Das ist eben der Vorwurf und die Beschäftigung der Zeit in der wir leben. Je vollständiger und allseitiger dies eingesehen und beherzigt wird, desto friedlicher und heilsamer wird sie sich gestalten, wie umgekehrt es ganz unmöglich ist, daß Krämpfe und Zuckungen ausbleiben.

Es erwächst aus dieser Betrachtung unausbleiblich die Frage:

Ist nicht eine solche Regierungsform ausfindig zu machen, in welcher die unverkennbaren Vortheile des Alleinregierens bewahrt und die ebenso offenbaren Nachtheile der Alleinherrschaft vermieden werden, durch welche also, mit andern Worten, alle Willkür möglichst ausgeschlossen, hingegen das Walten der Vernunft zur allgemeinen Wohlfahrt aufgeschlossen wird?

Für alle Länder ist die Lösung dieser Frage von der höchsten Wichtigkeit, aber für keine mehr als für Preußen und Östreich. Für diese ist es eine Lebensfrage; dies nicht blos darum, weil sie thatsächlich in die Krisis schon eingetreten sind, bevor noch die schützenden Heilmittel erkannt und bereitet sind, vornehmlich aber darum, weil die Fortdauer ihres Lebensbestandes von der kräftigen Genesung von dem Fieber abhängt, das sie jetzt fühlbar schüttelt.

Völker, die in der Entwickelung bereits vorgeschritten und durch diese zum Bewußtsein ihrer Stellung gekommen sind, können nicht in der Unmündigkeit erhalten werden, folglich nicht ohne Theilnahme an der Regierung und ohne dazu geschickte Organe, mithin nicht ohne Verfassungseinrichtungen verwaltet werden, wenn man sie nicht entweder zur Thierheit erniedrigen und nicht blos ihre Menschenwürde, sondern auch, wie die Griechen und Römer, die Türken, Russen, Italiener und Spanier es gezeigt haben, ihre menschlichen Kraftvorzüge zerstören, oder aber in ihnen selbst die Besorgniß solcher Beraubung, die Reizung zum Widerstande und das Bestreben anfachen will, abzunöthigen, was ihnen wider Recht und Billigkeit versagt wird. Bevor also im Herzen von Europa ein solcher Rechtszustand nicht hergestellt ist, liegt es außer aller Berechnung, wohin das Zögern oder Weigern führen werde, und die Ruhe Europas hat keinen sichern Boden.

So wie der Verf. auf dem Wege historischer Betrachtung dies Urtheil gefunden hat, fährt er nun weiter fort statistisch abzuwägen, wie der gegenwärtige innere und äußere Stand der Verhältnisse der bedeutsamen Länder beschaffen ist, und wie weit sie besonders in der gesellschaftlichen Ausbildung vorgeschritten sind, um hieraus das Maß ihrer moralischen und physischen Kräfte wie das Gewicht der Besorgnisse oder Hoffnungen ab-

zunehmen, welche sich daraus für die Ruhe Europas ergeben.

Das System des Gleichgewichts, dem noch die Politik allgemein huldigt, haftet besonders an dem Umfange des Staatsgebiets derjenigen Mächte, welche das Gleichgewicht halten sollen, und ist deshalb vor Allem ängstlich dahinter her, jeden Territorialzuwachs möglichst zu hindern, den Besitzstand aber zu erhalten. Indessen ist dies von vornherein ein arger Irrthum, da die Zugabe eines Landestheils ebenso wol eine Schwächung als Stärkung der zur Verfügung stehenden Macht sein kann. Weder in dem Umfange noch überhaupt in den materiellen Mitteln der Länder beruht die Macht der Staaten, sondern es fließen darauf noch viele andere Verhältnisse und Kräfte ein, die sich ganz außer der Controle und Einwirkung der auswärtigen Mächte befinden. Zudem bildet der Umfang und die Bevölkerung eines Landes selbst nur einen geringern Bestandtheil seiner materiellen Macht; die Fruchtbarkeit des Bodens, die Gewerbthätigkeit und Handelsbetriebsamkeit seiner Bewohner, der Capitalvorrath und die Ordnung im Staatshaushalte wiegen noch schwerer. Höher noch stehen ein zweckmäßiger Verwaltungsorganismus, innige Vereinbarung aller Staatskräfte, leichte Benutzung der zu Gebote stehenden Mittel, Einverständniß zwischen Regierung und Volk, Gemeingeist und Vaterlandsliebe, geistige Überlegenheit in der Einsicht und Willenskraft. Das Wichtigste von Allem ist, daß im Falle irgend eines *Kampfes* das gemeinsame Interesse der Gesammtheit durch ein kerniges Volk und eine mit ihm eng verbundene weise Regierung vertheidigt werde.

Dahingegen ist es ein Vorurtheil, daß die Alleinherrschaft vermöge der Vereinigung aller Kräfte die größte Stärke verschaffe. Die Widerlegung führen China, Tibet, die Türkei, Rußland. Sie ist nur dann mächtig, wenn sie es versteht, dem frei erhaltenen Willen der Einzelnen eine Richtung auf ein gemeinschaftliches Ziel zu geben; aber sie versinkt in dem Grade in Ohnmacht, als die Freiheit der Bürger durch sie unterjocht wird. Wie sich überhaupt freie Kraftentwickelung oder Arbeit zu erzwungener verhält, so die Leistung eines Volks von Staatsbürgern zu der schweigend-unterthäniger Landeseinwohner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

I.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

In einer klaren, würdigen Sprache ist folgende Schrift abgefaßt:

2. Das rothe Büchlein oder der Freischarenzug und das Schicksal der Gefangenen in Luzern im März und April 1845. Dargestellt nach zuverlässigen Quellen und Berichten von Augenzeugen. Bern 1845.

Zu diesen Quellen, aus denen der Verf. schöpfte, gehört unter andern die in d. Bl. schon früher besprochene Schrift: „Die schweizerische Jesuitenfrage in ihrer staats- und völkerrechtlichen Bedeutung" (Tübingen 1845).

Von frühester Zeit an ist der Ultramontanismus, obwol jedem geistigen Fortschritte der Völker abhold, doch selbst fortgeschritten, da wo es ihm möglich war, in der Ausdehnung seiner geistlichen Macht. In keinem Lande wol tritt dies augenfälliger hervor wie in der Schweiz, und wieder in keinem Canton mehr wie in Luzern. Der Verf. der genannten Schrift weist dieses Schritt für Schritt nach. Und welch ein Gemälde rollt sich da vor unsern Augen auf, von dem ersten wichtigen Siege des ultramontanen Klerus im J. 1833 durch Verwerfung des Entwurfs einer verbesserten Bundesverfassung in Luzern bis zu seinem vollständigen Siege im Herbst 1844, den er in der Jesuitenberufung feierte! Wäre jene Bundesrevision damals erfolgt, deren Anregung unter Andern auch von einem der ausgezeichnetsten liberalen Staatsmänner Luzerns ausgegangen war, viel Zerwürfniß und Hader, viel Noth und Elend wäre vielleicht der Schweiz erspart worden!

Die Bundesrevision für einmal beseitigt, hatte der Klerus freien Spielraum; doch wurde nie plötzlich gehandelt, sondern nach und nach der Grund gelegt, auf dem das Jesuitengebäude später aufgeführt wurde. Aber ehe es dastand auf den Beschränkungen der Preßfreiheit und des Vereinsrechts, auf den Hemmungen im Erziehungswesen und dem Systeme der Verdächtigung, auf dem Fanatismus eines großen Theils des Volks und auf einer Verfassungsverletzung, da protestirte ein anderer Theil des bewaffneten Volks vergeblich dagegen, wie schon oben angedeutet wurde.

Bei der Erzählung des ersten Freischarenzugs in der genannten Schrift entsetzt man sich über den unbegreiflichen Leichtsinn, womit er begonnen wurde. Haben seine Leiter die ungeheure Verantwortlichkeit nicht eingesehen, die sie durch ein so wenig vorbereitetes Unternehmen auf sich luden? Den einen Tag wurde es beschlossen und den andern schon schritt man zur Ausführung! Dennoch bekam man, bei der Rathlosigkeit der luzerner Regierung, den Sieg in die Hand, ließ ihn aber fahren, weil ein kräftiges Zusammenwirken, ein muthiger Entschluß fehlte! Vier Monate darauf, ausgefüllt mit Gewaltstreichen und Verfolgungen der sich schrecklich rächenden, so leichten Kaufs davon gekommenen Regierung, erhob sich eine größere Masse: die zahlreichen luzernischen Flüchtlinge, unterstützt von ihren Freunden aus mehren Nachbarcantonen. Sie erhoben sich nach größerer Überlegung, mit größerer Zuversicht, um in größerm Maßstabe dasselbe Spiel wieder zu verlieren! Wieder hatte die Regierung gezittert, ihre Lage war w e i t schwieriger wie am 8. Dec. 1844; wieder hatten die Freischaren den Sieg in der Hand, und wieder, im Allgemeinen aus ähnlichen Ursachen wie früher, ließen sie ihn fallen!

Sieben Monate sind seitdem verflossen, und doch, wenn man die ausführlichen Berichte dieses Ereignisses, wie sie die vorliegende Schrift gibt, die von keinem Freunde der luzerner Regierung herrührt, wieder an sich vorübergehen läßt, behält neben dem Bewundern des Muthes und der Ausdauer einzelner Abtheilungen der Freischaren und neben dem Abscheu vor den Greueln, an wehrlosen Gefangenen von Seiten der Sieger verübt, neben dem Zorne über die Roheit dieser Racheausbrüche dennoch der Unmuth die Oberhand, der Unmuth über selbstverschuldetes grenzenloses Unheil, das hätte abgewendet werden können!

Die Veranlassung zu diesen nicht gesetzlichen Freischarenkämpfen ist freilich anderwärts zu suchen als in dem „Treiben des Radicalismus", wie der sogenannte Conservatismus, der mit dem Romanismus auf freundlichem Fuße steht, immer noch glauben machen will. Sie ist zu suchen in den eigenen Reihen der Ultramontanen, die, eine immer enger geschlossene Phalanx bildend, ihren einmal begonnenen Weg in der Schweiz fortsetzen. Wird sich diese Phalanx brechen an dem Damme, den ihr Deutschland in seiner jetzigen Opposition gegen Rom setzt?

Der Verf. der erwähnten Schrift stellt am Schluß eine Rechnung auf, wonach die Berufung der Jesuiten nach Luzern bis jetzt baare zwei Millionen gekostet hat. „Und wer", ruft er aus, „schlägt die 400 geopferten Menschenleben, den Ruin so mancher braven Familie an?"

Nach den Vorgängen und Thatsachen, die wir soeben erwähnt, nimmt sich ein anderes Schriftchen:

3. Der Jesuitismus treu geschildert von einem unbefangenen Protestanten Zürichs. Zweite vermehrte Auflage. Zürich. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

sonderbar genug aus. Ein in Zürich bekannter Kryptokatholik und Jesuit hat es zwar für nöthig gefunden, öffentlich zu erklären, daß er nicht der Verf. genannter Schrift sei; dies hält uns indeß nicht ab, zu behaupten, daß, wenn nicht gerade Dieser, so doch ein Anderer dieses Gelichters der Verf. sein muß. Die Maske des „unbefangenen Protestanten" sitzt zu schlecht, als daß sie nicht leicht, schon einiger Kleinigkeiten wegen, zu durchschauen wäre. So heißt es z. B. in dem jesuitengeschichtlichen Abriß, den er gibt: „Ignaz Loyola, Altersgenosse der Reformatoren, war nicht Bauerssohn wie der Augustinermönch, er war der Sohn eines Mannes, der zum höchsten Adel Spaniens gehörte", und dergleichen mehr. Am auffallendsten aber ist es, daß er im Namen des Princips der Geistesfreiheit gegen die Intoleranz in Beziehung auf die Jesuiten eifert und ihre Gegner in einem Athem „schreibselige Idioten, Bedlamiten, politische Marktschreier, geistliche Zeloten" u. s. w. schimpft, die „hirnlose Lästerungen" gegen sie ausstießen. Wenn der Verf. von den Protestanten sagt, daß sie als solche ihr eigenes Urtheil nicht für untrüglich halten dürfen, so erinnert es an Das, was vor zwei Jahren bei Gelegenheit einer Discussion im Wallis über das Verbot des Gottesdienstes der dortigen Protestanten zur Sprache kam. Es hieß nämlich, als davon die Rede war, daß der Ausübung des katholischen Cultus in den protestantischen Cantonen kein Hinderniß in den Weg gelegt würde: da der Protestantismus keinen Anspruch darauf mache, die alleinseligmachende Kirche zu sein, so habe er auch deshalb nicht nöthig, sich der Ausübung anderer Culten zu widersetzen. Wenn der Protestantismus, weil er Protestantismus ist, sein eigenes Urtheil nicht für untrüglich halten soll, so muß er noch viel weniger das des stabilen Katholicismus dafür gelten lassen. Dies mag der verkappte „unbefangene Protestant" fühlen, denn er holt sich Succurs und bringt ein ganzes Schock der den Jesuiten günstigen Urtheile in allen Sprachen herbei. Unter den deutschen Schriftstellern läßt er besonders Menzel als Verfechter der Jesuiten hervorglänzen. Auch werden mehre ihnen günstige Urtheile von ungenannten Schriftstellern angeführt, was immerhin verdächtig ist. Welch schöne Gegenrechnung ließe sich da aufstellen, und wenn man dann die günstigen von den ungünstigen Urtheilen abzöge, welche schöne Summe bliebe da von den letztern!

Unter die Verdienste, welche sich die Jesuiten um die Menschheit erworben, wird S. 5 auch gerechnet, daß sie es waren, „die zuerst mit rühmlichem Beispiele in dem edlen Bestreben den Sklavenhandel abzuschaffen vorangegangen", und doch machen sie, trotz aller ihrer gerühmten Verdienste um die Wissenschaft, die Menschen, die in ihren Kreis treten, zu Sklaven durch die unbedingte Unterwerfung unter den Willen eines Einzelnen, was ja das Fundament ihres gefährlichen Ordens ist. Gegen einen andern ihrer Hauptgrundsätze, der ihnen vielfach vorgeworfen wird, daß der Zweck die Mittel heilige, weiß der Verf. nichts Anderes zu sagen als daß den ersten Christen der Vorwurf, als handelten sie nach diesem Lehrsatz, von den Pharisäern, Sadducäern und Heiden gemacht worden sei; daß die „modernen Heiden, Strauß, Bauer, Ruge, Feuerbach und andere solche Kraftgenies" diesen Grundsatz befolgten, daß ihm Luther und Zwingli nicht abhold gewesen, daß der Deutsche Bundestag ihn bei dem „Jungen Deutschland" entdeckt habe und daß vor Allem der schweizerische Nationalismus nach ihm handle.

Nachdem der Verf. den Vorwurf der Herrschsucht und den des Einmischens in die Politik von Seiten der Jesuiten als dem Hauptzweck der Stiftung entgegen durch mehre Citate widerlegt zu haben glaubt, führt er noch an, was der mainzer Bischof Kaiser im J. 1839 in der hessen-darmstädtischen Kammer sagte: „Die Jesuiten sollen hier und da in Spanien, Portugal und Frankreich herrschsüchtig gewesen sein und sich ihrem Berufe zuwider in weltliche Staats- und politische Händel gemischt haben. Je nun, herrschen ist süß und wer es kann, schlägt es gewöhnlich nicht aus." Und das soll auch ein Beweis sein, daß die Jesuiten nicht herrschsüchtig sind.

Eine neue Ansicht wird hinsichtlich der französischen Revolution entwickelt. Sie soll nicht entstanden sein durch das Herabsetzen des größern Theils der französischen Nation, nicht durch die Anmaßungen eines ausschweifenden Adels, eines übermüthigen Klerus, nicht durch die Verschwendungen eines zügellosen Hofs, sie soll entstanden sein durch die Aufhebung des Jesuitenordens, die das Werk der Leidenschaft und der Habsucht gewesen sein soll.

Einen starken Contrast zu dieser von plumpen Lobeserhebungen und Rechtfertigungen der Jesuiten überfließenden Broschüre, zu diesen Unschulds- und Anmuthszeugnissen, die ihnen darin ausgestellt sind, bildet das folgende Schriftchen:

4. Geheime Verhaltungsbefehle der Jesuiten. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 8. 5 Ngr.

Nach der Vorrede soll diese merkwürdige Urkunde aus einem in Beschlag genommenen Jesuitencolleg stammen, im vorigen Jahrhundert in Baiern gedruckt worden sein und hier die sorgfältige Übertragung des lateinischen Urtextes folgen. Der vorhin abgehandelte „unbefangene Protestant" nennt die „Monita secreta" eine Hauptquelle der Lästerungen der Jesuitenfeinde und wirft dem Professor Jordan in Marburg vor, sie hauptsächlich bei seinem berüchtigten Pasquill „Die Jesuiten und der Jesuitismus" (1839) benutzt zu haben. Für die Echtheit dieser Urkunde spricht deren Inhalt, der mit Allem, was man von den Grundsätzen und der Wirksamkeit des Jesuitenordens weiß, übereinstimmt. Es wird in diesen Verhaltungsbefehlen Anweisung ertheilt in der Heuchelei, der Falschheit, dem Betrug, der List gegenüber den Fürsten, den geistlichen Orden und andern Classen der Gesellschaft. So handeln z. B. einige Capitel nur davon, wie man Witwen gewinnen soll, um über ihr Vermögen verfügen zu können. Hier auch eine Probe von der lächerlichen Sophistik, die sich darin findet: „Die Unsern dürfen nur in reichen Städten Collegien gründen, denn der Zweck unserer Gesellschaft ist, Christus dem Herrn nachzuahmen (!), der sich vorzugsweise in Jerusalem aufhielt und an kleinen Orten durchreiste."

Die Verlagshandlung stellte den Preis dieses Heftchens nur auf 18 Kreuzer, um ihm eine recht weite Verbreitung zu sichern.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die böhmischen Harfenmädchen Zigeunerinnen.

Der englische Reisende in Deutschland, welcher dem „Athenaeum" Berichte liefert, aus denen in diesen Blättern Mehres mitgetheilt wurde, schreibt neuerlich, er habe sich geschämt, in einem neuern englischen Reisewerk einen Schnitzer zu finden, den man nur einem oberflächlichen Franzosen zu gute halten würde. Dieser Tourist habe nämlich mit eben der Naivetät, womit jener Franzose sich gewundert habe, einen böhmischen Grafen, den man ihm vorgestellt, „blond" zu finden, die Böhmen (Bohemians) mit den Zigeunern (Gipsies) für gleichbedeutend gehalten, indem er bemerkt, die Augen der böhmischen Harfenmädchen hätten nicht den dem Zigeunerstamme eigenthümlichen Schnitt der Augen. Sein Landsmann bedeutet ihm nun, daß diese Töchter des Erzgebirges zum größten Theil nicht nur nicht dem Zigeunerstamme, sondern nicht einmal dem slawischen oder czechischen angehören, sondern Deutschböhmen und ebenso gut germanischen Ursprungs sind als die Bewohner Schandaus, wo er diese Künstlerinnen zum ersten mal erblickte. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 29. — 29. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Ein anderer höchst gefährlicher Misverstand hat sich in den Gebrauch des Worts conservativ eingeschlichen, indem man es „erhaltend" übersetzt, wo es „festhaltend" heißen sollte. Wie es die höchste Inconsequenz ist, im Schlechten consequent zu sein, so ist die künstliche oder gewaltsame Festhaltung Dessen, was an sich oder seiner Würdigung nach unhaltbar ist, durchaus destructiv. „Nur dann ist ein Verfahren conservativ, wenn es auf die Bewahrung Dessen gerichtet ist, was zu bestehen werth ist." Wendet man dies auf die sichtbaren Bestrebungen der Politik mancher Gegenden an, kann man nicht in Abrede stellen, daß es entweder nur die liebgewonnene Gewohnheit ist, oder die Ungewißheit und Furcht vor den nicht vorausgesehenen Folgen der Änderungen, was allein sie vermögen konnte, in Beharrlichkeit das untauglich gewordene Alte zu hegen und zu pflegen und nicht mit der Zeit fortzugehen, so ernst sie mahnt und so drohend sie warnt.

Doch gibt es im Leben der Völker Momente, die, versäumt, nie wiederkehren. Sie zu erkennen, sie richtig und mit Kraft zu erfassen, sie für das Gemeinwohl auszubeuten, das macht die Männer, die in der Geschichte die Bedeutung erlangen.

Prachtvolle Gebäude und herrliche Schauspiele schaffen keinen fernen Ruhm; aber die Begründer von Einrichtungen, durch welche die Denkungsart und die Gesinnung der Völker umgeschaffen und dauernde Zustände in den Ländern eingeführt worden sind, leben im ehrenvollen Andenken der Nachkommen durch Jahrtausende. Persepolis liegt in Trümmern, aber noch wirkt Zoroaster; Rom hat die Könige verjagt, aber Romulus und Numa haben nie aufgehört sein Stolz zu sein.

Ein dritte Täuschung entdeckt sich leicht darin, daß die meisten Fürsten sich überreden, in der Aristokratie und Bureaukratie Stützen ihres Ansehens gegenüber dem Volke zu haben, da doch beide selbstsüchtig das fürstliche Ansehen zum Schutze ihrer abgesonderten Stellung gebrauchen und demselben gerade so viel entziehen als sie bewirken, daß zu ihren Gunsten davon verwendet wird.

Es scheint fast unbegreiflich, daß es beiden noch so häufig gelingt, sich für die Vertheidiger der unumschränkten Gewalt und der Rechte der Krone auszugeben, da es sich vielmehr nur darum handelt, die Krone in einer, zwar unbemerkten, aber darum nicht unbemerkbaren Abhängigkeit von sich zu erhalten und solche ebenso zu mehren.

Aristokratie und Bureaukratie können nur als Mittel zum gemeinen Besten einen Platz im Staatsorganismus einnehmen; sie müssen also lediglich für das Wohl des Volks bestehen, aber niemals in eine Last oder ein Schmarotzergebilde für dasselbe ausarten. Fast unerklärlich ist es, daß es Fürsten und Regierungen geben kann, welche ihre ungeheure Abhängigkeit und Beschränkung durch dieselben gar nicht gewahr werden, noch weniger es unternehmen, sich davon loszumachen. Es kann nur Trägheit oder Befangenheit im Gebrauche des Gesichts sein, nicht zu sehen, was sich selbst so sichtbar macht, oder Unbeholfenheit und Unkunde in der Wahl und Benutzung der Mittel, es zu bessern. Daher kommt es wol, daß selbst an Orten, wo sonst großer Scharfsinn und Klugheit gezeigt wird, Alles hübsch beim Alten bleibt; selbst wenn es voraussichtlich ist, daß solches unhaltbar ist, freut man sich höchlichst, wenn es nur noch ein Weilchen dauert, und stützt und flickt so lang es irgend geht.

Die Erfahrungen der Geschichte und der Zeit gehen unbeachtet vorüber; anstatt das untauglich Gewordene aufzulösen und umzuwandeln, bemüht man sich, es zu krystallisiren; anstatt das Verdorbene auszurotten, klammert man sich daran fest und läßt sich davon anstecken; ja das ganze System der Politik beruht auf einer Verblendung. Im Buche des großen Schicksals der Menschheit steht eine fortschreitende Entwickelung unwiderruflich eingetragen; wo solche aufgehalten wird, können am Ende gewaltsame Umwälzungen nicht ausbleiben. Diesen zuvorzukommen, das heischt die Politik. Die Zeiten sind vorüber, in denen man die Völker durch diplomatische Kunststücke lenkte und die Welt blendete. Die Kraft der Staaten liegt nicht mehr in den stehenden Heeren, sondern in der innigen Vereinigung des Volks mit seinem Regenten durch einen angemessenen Organismus des Staats. Je länger eine Regierung in ihrer unklugen Stabilität und Passivität verharrt, desto mehr löst sie die Bande des Staatsverbandes. Wenn der Repräsentant dieses Systems es noch überleben sollte, sicher überlebt es ihn nicht lange. Dessen bloße Existenz ist ein Beweis von Schwäche oder doch des Gefühls derselben.

Für Deutschland ist der Fortschritt in allen Hinsichten so unumgänglich nöthig, daß jeder Rückschritt geradezu dem Untergange entgegenführt. Darum kann Östreich wol ein treuer Verbündeter des übrigen Deutsch-

lands wegen seiner stabilen Regierungsweise sein, aber nicht zu dessen politischer Gestaltung und Ausbildung mitwirken. Der Zollverband, zur Wahrung der gewerblichen und Handelsinteressen von Deutschland, war daher eine durchaus nothwendige Verbündung neben dem Bundestage und hoffentlich nur der Vorläufer gleicher Einigung auch wegen der höhern volksthümlichen und geistigen Interessen. Denn von der innigern Vereinbarung aller deutschen Volksstämme zu gleicher Nationalität, deren Erhaltung und Hochhaltung, hängt allein Deutschlands Unverletzlichkeit, Sicherheit und innere und äußere Ruhe ab. Niemand wagt es mehr, dies zu bestreiten; man gesteht es feierlichst ein; allein Worte thun es nicht, sondern es muß dazu gethan werden, daß die Versicherungen eine Erfahrung werden. Preußen steht mit dem übrigen Deutschland wie beim Zollverbande so in allem Übrigen nicht nur auf gleicher Linie, sondern sollte ihm sogar, weil es der kräftigste Staat ist, in aller Selbstentwickelung vorangehen. Preußen und Deutschland können nur beisammen stehen und fallen, weshalb jede Eifersüchtelei auf Preußen in ganz Deutschland eine Albernheit ist. Bedarf aber Deutschland mit Preußen noch einer einigendern Organisation, um so mächtig gegen Frankreich und Rußland dazustehen, daß nicht einmal eine Drohung, geschweige denn ein Angriff ihnen einfallen kann, so liegt es klar am Tage, daß Preußen zunächst einer dem Geiste eines aufgeklärten Staatsrechts und achtbaren Bürgerthums entsprechenden Staatsverfassung und einer dadurch geregelten Regierung nicht entbehren mag, welche durch den Einfluß der Launen, Liebhabereien, Vorurtheile, Selbsttäuschungen und Verblendungen, Lässigkeit im Regierungsberufe und Hingebung an den Einfluß Anderer, wie der Eitelkeit, des Eigensinns oder der Übertreibung der Regenten, nicht aus ihrem regelmäßigen Gleise herausgebracht werden kann. Wenn heutzutage ein Minister oder anderer Beamter irgend eine Vorstellung damit von der Hand zu weisen sich herausnimmt, daß der Redner oder Verfasser in der Staatsverwaltung nicht hoch genug stehe, um die Sache zu verstehen und darüber ein Urtheil zu haben, erregt solche Anmaßung nicht einmal mehr Verdruß, sondern nur Lachen und Bemitleidung. Denn seitdem die Staatswissenschaften zur Wissenschaft geworden sind, sind sie als solche auch allgemein zugänglich und Jedem verständlich geworden, der sie mit Verstand betreibt. Es kann mithin Niemandem ein X für ein U gemacht werden.

Daß in Preußen die dringendsten Vorstellungen um die Fortentwickelung der Verfassung vom Königreiche Preußen und den Rheinlanden ausgegangen sind, liegt in der Natur der Sache und es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie ohne Scheu mit offenem Muthe über ein Landesbedürfniß zu ihrem Könige sich ausgesprochen haben.

Es würde ein sehr falscher Schluß sein, deshalb ihre Anhänglichkeit und Vertrauen in Zweifel zu stellen. Beide Provinzen sind Grenzländer, die, wenn der Staat ohne organischen Zusammenhang bleibt und nicht seine ganze Kraftentwickelung erhält, zunächst der Gefahr ausgesetzt sind, angegriffen und im schlimmsten Falle von der Monarchie getrennt zu werden. Sie haben deshalb das allergrößte Interesse dabei, daß die Monarchie in ungeschwächter Kraft dastehe, daß die verschiedenen Landestheile organisch zu einem Ganzen verbunden werden, und daß die größte Einigkeit zwischen dem Volke und seinem Fürsten bestehe, da man nur die Jahre 1806 und 1813 zu vergleichen braucht, um gleich zu wissen, was es heißt, daß beide einträchtig sind, und welch ein Unterschied zwischen leidendem Gehorsam und freithätiger Mitwirkung stattfindet. Was so nahe liegt, sollte in Berlin nicht übersehen werden können und es dort ganz unmöglich fallen, in dem eifrigen Bestreben dieser beiden großen Landestheile etwas Anderes finden zu wollen als einen redenden Beweis ihrer Treue und Vaterlandsliebe, wie ihrer politischen Verständigkeit und Berufsergebenheit.

Es ist aber wahrhaft lächerlich, welchen Schrecken und Angst das einzige Wort „Verfassung" manchen Männern einflößt, die noch an der Unverdaulichkeit der Haller'schen Lehren leiden und sie nicht verwinden können. Dasselbe bedeutet indessen nichts weiter als das geordnete und durch die Schrift außer Anfechtung gestellte Rechtsverhältniß zwischen dem Regierenden mit seinen Gehülfen und den Regierten, bestimmt, um die Formen der Unterscheidung der Regierungshandlungen von den Privatunternehmungen der Regierenden zu sondern und zu unterscheiden und der Sicherheit und Freiheit der Personen und des Eigenthums jede Gewährleistung zu verschaffen, auch dafür, daß solche der Staatsgewalt nicht weiter verfallen als eben die Staatsnothdurft erfodert. Der Verfassung gegenüber steht die Anarchie und die Tyrannei, dem gesetzlichen Zustande der gesetzlose und der Gewalt preisgegebene; und doch wird der Ruf nach einer Verfassung als ein Angriff auf die Rechte der Krone behandelt, während sie allein im Stande ist, dieselbe dauerhaft zu schützen!

Oder wäre ein Recht der Willkür ein gekröntes Recht, oder ihre Ausübung eine Befugniß zu ihrer Duldung?

Je länger gerechten Reclamationen Gehör verweigert wird, je dringender müssen dieselben werden und je bitterer die Empfindung ob ihrer Versagung. Eben dies Gefühl muß dann die Wirkung erzeugen, daß die Anfoderungen in dem Grade gesteigert werden als daraus das größere Bedürfniß der Gewährleistung sich fühlbar macht.

Bis jetzt noch kann die Regierung fest auf den gesunden und guten Sinn des Volks bauen. Unverantwortlich sind die Bestrebungen, solchen zu verdächtigen. Bestände er nicht, wäre wahrlich schon Alles verloren. Der König selbst kann unmöglich miskennen, daß er in seiner innigsten Einheit mit seinem Volke allein seinen Ruhm und seine Macht finden und sich bewahren kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

I.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Der Verf. der

5. Briefe aus der Schweiz über dieselbe. Von einem Freunde der Eidgenossen und ihrer Freiheit. Erste Reihe. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

klärt seinen deutschen Freund über die schweizerischen Zustände auf, wobei sich neben einer tüchtigen Gesinnung und einem guten Willen viel schwülstige Phrasenmacherei findet. Wir Schweizer sollen unsern Nationalstolz haben so gut wie andere Nationen auch, aber den Mund so gar zu voll zu nehmen, das steht uns, besonders in neuester Zeit, nicht gut an. Wenn sich der Verf. darin gefällt, Seiten lang sehr blumenreich auszumalen, wo der echte Schweizer zu suchen und zu finden ist, und bei dieser Gelegenheit auch ausruft: „Komm mit mir an

eins der vaterländischen Feste, sieh' wie die Becher kreisen, wie Freiheit und Vaterland ihre Jubel (?) feiern, wie die Bergbäche sich einen zu Einem gewaltigen Strome, der ausmündet in den See der eidgenössischen Liebe!" so erinnert dies unwillkürlich an die Reden, die bei diesen vaterländischen Festen oft gleich reißenden Bächen fließen, die aber Niemanden zum Handeln hinreißen. S. 53 fährt der Briefsteller fort: „Der Schweizer fühlt sich nie glücklicher, nie würdiger, nie größer als wenn er gemeinsam mit seinen Brüdern eins seiner Bundesfeste feiern kann: alle Gefühle gehen auf in der Einen warmen Bruder- und Vaterlandsliebe, im Hochgefühle einer Schweizernation!"

Ja, das ist dieser beliebte wohlfeile Fest- und Toastenenthusiasmus! Nach gethaner Arbeit ist gut feiern, läßt sich's „würdig und groß" fühlen, aber nicht wie bei dem letzten eidgenössischen Feste, dem Freischießen in Basel, nachdem man kurz vorher seine Brüder am Trient (im Wallis) hatte schlachten lassen!

Der Verf. gibt zuerst eine geschichtliche Darlegung der Schweizerverhältnisse, wobei er mit dem 14. Jahrhundert beginnt und auf 56 Seiten bei dem J. 1845 ankommt, wo er ausruft: „Habe ich auch nur etwas von dem alten Wust der Verleumdung weggeräumt, mit dem schwarze (?) Gesinnungslosigkeit das schöne Land (die Schweiz) umgürtet, ich fühle mich glücklicher als Herakles nach dem Säubern des Augiasstalls!" Ob sich schon Jemand eine Vorstellung von diesem Herculischen Glücke gemacht hat? Das ist wol nur einem Sohn des ställereichen Hirtenlandes möglich.

In dem Briefe über die confessionellen Zerwürfnisse in der Schweiz meint der Verf., daß zur Aufhebung der Klöster im Aargau der wichtige Moment, das J. 1830, verpaßt worden sei. Im J. 1841, wo die Reaction wieder bedeutende Fortschritte gemacht hätte, sei diese Aufhebung nicht zeitgemäß, also unpolitisch gewesen. Zu einer Bundesreform in dem Sinne, daß die Aufhebung der Klöster zu keiner Zeit hätte Widerspruch erregen können, dazu war das J. 1830, dieses Jahr des Erwachens, der rechte Zeitpunkt. Aber damals waren vorerst einzelne Cantone zu sehr damit beschäftigt, im eigenen Hause Ordnung zu schaffen, als daß an das Wohl des Gesammtvaterlandes hätte gedacht werden können. Seine Regeneration hat es noch zu erwarten.

Der Verf. führt einen redlichen Freund des Katholicismus redend ein. „Wir müssen Alles anwenden", läßt er ihn sagen, „um das innere kirchlich-gläubige religiöse Leben unserer Katholiken gegenüber einer indifferenten laxen Moral, einem rigorosen, eiskalten Rationalismus zu retten"; und antwortet unter Anderm hierauf: „Lasse man dem Volke seinen Glauben, seine liebevolle Kindlichkeit, sein leises Flüstern" u. s. w. Was ist das, leises Flüstern? beim Ableiern des Rosenkranzes vielleicht, bei seinen lateinischen Gebeten? die können wahrhaftig dem armen Volke keinen Trost gewähren! Es muß ihm etwas Anderes geboten werden, ihm, das bis jetzt — um dieses Mal einverstanden mit dem Verf. zu reden — „in seinem kleinen zerrissenen, zerknitterten Leben keine Sabbathtage des Geistes hat, das keine Geschichte kennt an der es sich erheben, keine Philosophie in die es sich versenken, keine Kunst an der es sich erquicken kann!" Wir stimmen weiter dem Verf. von Herzen bei, daß es ein Unsinn ist, dem Volke die Freiheit geben zu wollen, indem man ihm die Religion nimmt. Aber eine wahre Religion besteht nicht in einem süßlichen, verschwommenen Gefühlsleben, „in leisem Flüstern", sie muß, sich ihrer klar bewußt, stärkend und tröstend sich nach innen, kräftigend und handelnd sich nach außen bewährend, Hand in Hand mit der Freiheit gehen!

Wenn man die neuere Geschichte der Schweiz ins Auge faßt, so muß man mit dem Verf. einsehen, daß sie an dem Bund von 1815, einem Werke des Wiener Congresses, keinen kräftigen Bund hat, daß sie „ein Häuflein Miniaturrepubliken bildet" und „keine einige starke Schweiz". Alle Bemühungen zur Revision und Regeneration dieses Bundes sind bis jetzt und zum Theil an den Machinationen des Ultramontanismus gescheitert. Der Grund hiervon liegt darin, daß bei den wichtigsten öffentlichen Fragen jede Stimme eines der kleinen, meist vom Klerus beherrschten Cantone gleich viel gilt wie die Stimme der 10—30 Mal stärker bevölkerten großen Cantone; daß also die Macht des Ultramontanismus bei einer Bundesreform, wonach die Mehrheit der Bevölkerung das Übergewicht erhielte, gebrochen würde. Ein weiterer Grund, daß die hierauf zielenden Bemühungen scheiterten, liegt in der Eifersucht der kleinen auf ihr Urschweizerthum pochenden Cantone gegen die größern, deren Übergewicht sie, als ihnen zu nahe tretend, nicht wollen gelten lassen. Dazu kommt der Religionshaß gegen die reformirten Cantone, worüber der Verf. sagt: „Die innern Cantone sehen in den Völkern der äußern nicht den Schweizer, den Eidgenossen, sondern a priori den Reformirten, den Ketzer; das Volk hat keine Schuld hieran: es ist einfältig, brav, bieder, seine Hetzer und Treiber sind schuld, die Zöglinge und Jünger einer Inquisition, die Tausende von Mitchristen dem Schaffot überliefert."

Dieser Haß würde sich zwar durch eine Bundesreform wie die eben angedeutete im Anfange eher steigern als mindern, aber er würde doch ohnmächtig und unschädlich gemacht durch eine tüchtige Bundesgewalt, die, wie der Verf. sehr gut sagt, „die scheinbare Gleichheit der verschiedenen Stände (Cantone) aufheben, dafür aber die reale in der gleichen Freiheit Aller geben würde". Seiner Ansicht nach hätte sich bei der Antijesuitenbewegung eine der mächtigern Regierungen an die Spitze stellen und die Initiative ergreifen sollen. Alsdann wäre „in kürzester Zeit die Sache zu Ende geführt, Luzern sich selbst wiedergegeben, der Jesuitismus unterdrückt und das Mittel geboten worden, eine Bundesreform durchzuführen. Man sage mir nicht, es hätte einen Religionskrieg abgesetzt; wenn ihr noch ein Jahrhundert zuwartet, wenn ihr die Jesuiten sich fein behaglich einnisten lasset im Herzen des Landes, eine Reform des Bundes wird immer den Katholiken als etwas höchst Religionsgefährliches vorgespenstert (ein ganz gutes neues Wort!) werden." Der Verf. hat vergessen, daß bei der Antijesuitenbewegung auch die fremde Intervention nahe genug „vorgespenstert" wurde, wodurch sich die größern Cantone abhalten ließen energisch zu handeln.

Bei Erwähnung der Thatsache, daß das liberale Princip im Canton Zürich die Oberhand gewonnen, ist noch etwas zu berichtigen. Es heißt da S. 61, daß Bluntschli sich mit „Freuden" aus der Regierung zurückgezogen habe. Aber die Nachrichten über den Seelenzustand des bei der Bürgermeisterwahl Durchgefallenen und über seinen Abtritt lauteten seiner Zeit ganz anders. Gegen die Behauptung des Verf., daß Bluntschli „ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, ein scharfsinniger Denker" sei, was er sich wol von Jesuiten und Jesuitenfreunden einreden ließ, in deren Mund jedes Lob eine Verleumdung ist, gegen diese Behauptung hat sich der „gebildete Staatsmann" gründlich genug selbst vertheidigt durch seine „Psychologischen Studien über Staat und Kirche" (1844).

Eine andere Stimme für die Bundesrevision in der Schweiz läßt sich vernehmen in einem in zwanglosen Heften erscheinenden Schriftchen, das den Titel führt:

6. Fliegende Blätter vom Bodensee. 1845. Nr. 1 u. 2. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. Gr. 8. $3^{3}/_{4}$ Ngr.

Es heißt darin über den erwähnten Gegenstand, daß jeder wohlmeinende und einsichtsvolle Schweizer von der Ansicht durchdrungen sei, daß, so lange der Bund von 1815 fortbestehe, kein Heil und keine Rettung von den der Schweiz unausweichbar drohenden Gefahren zu finden sei; daß aber dennoch die Schweizer sich in ohnmächtiger Unterwürfigkeit vor dem Götzen dieser aufgezwungenen Bundesverfassung krümmten und es nicht wagten — aus Furcht vor dem Gespenste einer frem-

den Einmischung — ihre Angelegenheiten nach bester Einsicht zu ordnen.

Aber nach Lamartine's Ansicht hätte die Schweiz von französischer Seite keine hindernde Einmischung zu erwarten, sondern eher eine schützende gegen die anderer Mächte, wozu, wie er beweist, Frankreich ebenso wol das Recht habe als dies auch in seinem eigenen Interesse liegen würde.

Wenn auch für jetzt noch keine Aussicht für eine Bundesreform vorhanden ist, so wird der Tod Ludwig Philipp's, der jedenfalls Europa in eine kritische Lage versetzen und den Großmächten mit sich selbst zu thun geben wird, auch für die Schweiz den rechten Zeitpunkt herbeiführen, durch eine kräftige Bundesreform sich selbst zu retten vor einer drohenden Anarchie, vor ihrem eigenen Untergange. Auf diesen Zeitpunkt warten denn auch die einsichtsvollen Staatsmänner und Politiker der Schweiz, denn ein günstigerer könnte nicht leicht wieder eintreten.

Der Deutsch-Katholicismus hat sich bis jetzt in der schweizerischen Literatur wenig bemerklich gemacht. Die Schweiz hat zuerst noch gar viel vor ihrer eigenen Thür zu fegen, ehe sie Etwas, das nicht aus ihr selbst hervorgegangen, hereinlassen kann. Nur ein Blatt, das in Basel-Land, dem kleinen Lärmcanton, erscheint, die „Vaterländische Zeitung", öffnete ihre Spalten der Besprechung über die neukatholische Bewegung. Im katholischen Canton Zug fanden vor einiger Zeit Verfolgungen statt wegen des Verdachts der Verbreitung Ronge'scher Schriften.

Bei ihrer Reise nach Süddeutschland traten Ronge und Dowiat, vom badischen Boden verdrängt, im Thurgau auf, unter großem Zudrang der Bevölkerung der Umgegend, die den Reformatoren mit großer Aufmerksamkeit und großem Beifall zuhörten. Übrigens dürfte die deutsch-katholische Bewegung erst im Zusammenhange mit politischen Ereignissen und mit der Gründung eines neuen eidgenössischen Bundes weit verbreiteten Eingang in der Schweiz finden. Und diese Ereignisse können nicht ausbleiben. Die Geschichte steht nicht still und wenn es auch einzelne Hemmungen auf dem Wege zum Licht, zur Wahrheit und Freiheit gibt, die Völker verlieren jetzt nicht mehr ihr Ziel aus dem Auge, sie halten es fest, sie schreiten vor! 59.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte der Seele.

Das wunderbar phantastische Treiben, wie es sich im Traumleben und in einem gesteigerten Grade noch im trunkenen Zustande entfaltet, ist ein Problem, welches die Wissenschaft niemals völlig zu lösen im Stande sein würde. Es handelt sich hier um den unerklärlichen Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und es steht zu erwarten, daß das geistige Band, welches zwischen beiden Factoren besteht, wol für immer dem Secirmesser menschlichen Verstandes entschlüpfen wird. Immerhin müssen wir aber alle auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen beruhenden Beiträge zur Kenntniß der krankhaften oder überreizten Seelenzustände mit Dank annehmen. Wir erhalten in einer vor kurzem erschienenen Schrift einige wichtige Beobachtungen dieser Art, welche sich auf den sonderbaren berauschten Zustand beziehen, in den sich die Orientalen durch den Genuß des Haschisch zu setzen pflegen. Diese interessante und inhaltreiche Monographie, in der zugleich auch wichtige Punkte der Geisteskrankheiten erörtert werden, führt den Titel: „Du hachisch et de l'aliénation mentale, études psychologiques", von Moreau. Haschisch ist ein sehr starker Extract, welcher aus einer dem Hanfe sehr ähnlichen Pflanze (Cannabis indica) gewonnen wird. Der Genuß desselben wirkt eigenthümlich berauschend. Derjenige, welcher sich in dieser sonderbaren Trunkenheit befindet, glaubt die wunderbarsten Bilder vor seinen Augen vorübergleiten zu sehen, die himmlischste Musik berührt sein Ohr und es ist ihm, als wäre er völlig den irdischen Verhältnissen entrückt. Die sinnlichen Eindrücke, welche in Menge auf ihn eindrängen, verwirren sich. Er hört die Farben und sieht die Tonfiguren. Der Verf., Arzt des Hospitals von Bicêtre, der sich längere Zeit im Orient aufgehalten hat, ist im Eifer für die Wissenschaft so weit gegangen, daß er Versuche über die Wirkung des Haschisch an sich selbst angestellt hat. Seine Schilderungen verdienen deshalb allen Glauben.

Glänzende Verhältnisse der französischen Theaterdichter.

Die leidige Frage in Bezug auf die Tantième bei Bühnenvorstellungen, die bis jetzt weder für die Autoren und Componisten noch für das Theaterpublicum ein erkleckliches Resultat ergeben haben mag, hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf die französischen Theaterzustände gelenkt. Nicht ohne eine leise Anwandlung von Neid sieht man, wie hier die Verhältnisse sich ganz anders gestaltet haben. Die glänzenden Einnahmen, deren sich die französischen Dichter und Musiker zum Theil erfreuen, waren Schuld daran, daß unsere deutschen Autoren, als von einigen Bühnen Vorschläge in Betreff der Tantième gemacht wurden, sich gleich goldene Berge versprachen. Diese schönen Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht, und nun ist die Entrüstung gegen die Bühnenvorstände, gegen das Publicum, kurz gegen alle Welt im Lager der schönen Literatur groß. Vielleicht wird ein kleiner Beitrag zur Kenntniß der ungeheuern Progression, in der sich für die französischen Autoren die Dividenden vermehrt haben, nicht ohne Interesse sein. Beaumarchais erhielt laut Rechnungsbuch des Théâtre français für sein „Mariage de Figaro", zu dessen Vorstellungen sich ganz Paris drängte, nur 6114 Francs 9 Sous. Das historische Lustspiel „Pinto" brachte seinem Verf., Népomucène Lemercier, 6200 Fr. Raynouard, der bekannte Linguist, hatte für seine „Templiers" bereits eine Einnahme von 22,275 Fr. Der „Sylla" von Jouy warf dem Dichter die ansehnliche Summe von 26,260 Fr. ab. Aber alle diese Sätze wurden vom Erfolge der „Ecole des vieillards" noch überboten. Dieses Stück verschaffte dem Dichter Casimir Delavigne eine Einnahme von 36,822 Fr. Gegen solche Summen scheint das Honorar unserer Theaterdichter ein Almosen, welches man einem Krüppel, der am Wege sitzt, in den Hut wirft.

Erinnerungen an die Kaiserzeit.

Der Leser hat wol einige jener alten Eisenfresser kennen gelernt, die in stolzer Rückerinnerung eines verblichenen Ruhmes mit selbstgefälliger Schwatzhaftigkeit von den Zeiten reden, wo sie noch im Dienste der Großen Armee standen. Sie wissen so Vieles zu berichten, und wenn man auch einige gelinde Zweifel gegen ihre Glaubhaftigkeit nicht unterdrücken kann, so läßt man sie, um der heitern Unterhaltung willen, gern gewähren und rechnet ihnen ihre Selbstbespieglung nicht zum Nachtheil an. Dieser Art von Menschen gleicht Marco de Saint-Hilaire, der aus dem unversiechlichen Schatze von Anekdoten aus der Kaiserzeit immer Neues aufzutischen weiß. Die Zahl seiner Werke, welche auf die Nationaleitelkeit der Franzosen berechnet sind, die gern von ihren eigenen Großthaten sich berichten lassen, ist Legion. Die Art und Weise und im Grunde auch der Stoff bleiben immer dieselben. Der Verf. fährt fort, aus seinem unerschöpflichen Farbentopf die altbekannten Gestalten mit fabrikartiger Fertigkeit zu zeichnen. Vergeblich würde der Historiker hier wahrhaft Neues oder Brauchbares suchen; denn Alles ist hier ja nur auf den unverwöhnten Magen und den unersättlichen Heißhunger des großen Publicums berechnet. Das neueste Product seiner rastlosen Feder trägt ganz das Gepräge seiner frühern Leistungen dieser Art und unterscheidet sich von denselben eigentlich nur durch den Titel, der also lautet: „Histoire anecdotique, politique et militaire de la garde impériale" (50 Lief.). 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Darin eben besteht der wesentliche Unterschied der vormaligen Landstände, daß jeder derselben seine eigenen politischen Gerechtsame besaß, bewahrte, vertheidigte und zu mehren strebte, hiermit aber sowol untereinander als der Regierung gegenüber in einem sich mannichfach durchkreuzenden und beschränkenden Rechtsverhältnisse stand, dahingegen die neuen Stände durchaus nichts weiter sind als die gemeinsamen Stellvertreter des Volks zum verfassungsmäßig gemeinsamen Betriebe der Staatsangelegenheiten, weshalb denn auch jede Trennung derselben in verschiedene Kammern oder Collegien diese Einheit nur wieder aufheben und zerstören, mithin mit dem Zwecke selbst in Widerspruch treten würde. Das gesammte Volk als eine politische Einheit kann auch nur in einem einzigen Organe seine Stellvertretung finden und sich aussprechen, bei dessen Zusammensetzung alle Bestandtheile berücksichtigt sein müssen, worauf Rücksicht zu nehmen ist. Es würde aber auf unrichtige Stellung der Regierung und Volksvertretung hinauslaufen und hiermit Verwirrung und Schwächung der Kraft verursachen, wenn der letztern irgend eine Theilnahme an der der erstern ausschließlich zustehenden Landeshoheit und allen darin begriffenen Rechten eingeräumt oder gar eine Zertheilung derselben beabsichtigt würde. Der ganze Beruf der Stände soll und darf nicht weiter gehen als 1) auf die Heilighaltung der Gesetze überhaupt, insonderheit aber der durch die Verfassung bestimmten Formen der Regierungshandlungen und der treulichen Achtung der aufgestellten Gewährleistungen für die Sicherheit und Freiheit der Bürger und ihres Eigenthums, zu halten, dergestalt, daß hierin ohne Zustimmung der Stände nicht das Mindeste geändert noch außer Kraft gesetzt werden, auch durch fürstliche Nachsicht und Gnade keine Übertretung unstrafbar gemacht werden kann; ferner 2) daß kein Gesetz eingeführt werden kann, bevor nicht das Land darüber in allen seinen Bestimmungen mit seiner Nothdurft, seinen Wünschen, seinen Gutachten und Einwendungen in öffentlicher Berathung vernommen worden ist, was sich ebenso auf alle auszuschreibenden Leistungen und selbst auf die Reglements für die Behandlung aller öffentlichen Angelegenheiten erstreckt, ohne jedoch dadurch die Gesetzgebung zu binden oder sich darin einzumischen; nicht minder 3) daß durch sie zur amtlichen Kenntniß der Regierung Alles gebracht werde, was als ein Bedürfniß oder eine Beschwerde von den Ständen anerkannt und wofür Abhülfe durch sie begehrt wird; endlich daß 4) die ganze Staatsverwaltung ihnen nicht nur von selbst Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung ablege, sondern sie auch dieselbe in Dem controliren, worüber ihnen nichts berichtet wird, sodaß ihnen auf Verlangen über jede Staatsangelegenheit Auskunft und Nachweis gegeben werden muß, und auf ihren Antrag Dasjenige, was sie für unverantwortlich erachten und als solches anklagen, zur Entscheidung des Staatsgerichtshofs gestellt wird.

Dies Letztere ist unstreitig das Wichtigste, aber auch eben Das, weshalb so viele Minister und hohe Beamte sich so gewaltig dagegen stemmen. Denn es verhindert nicht nur, daß der Regent durch unrichtige und lückenhafte Berichte getäuscht werden kann, was jetzt so ungemein leicht ist, und daß die Beobachtung der Gesetze weder umgangen noch nachgesehen werden kann, sondern es verscheucht auch mit einem Male alle Verheimlichungen in der Betreibung der öffentlichen Verwaltungsangelegenheiten, stellt die gesammten Beamten des Landes unter die Controle der öffentlichen Beaufsichtigung und zerstört die Eigenmacht und Tyrannei in der Bureaukratie, worüber so laute Klagen gehört werden. Der Regent aber bleibt in seiner vollen Souverainetät unbeeinträchtigt und diese durchaus unversehrt.

Zu den großen Irrthümern der neuern Zeit gehört auch die Gegeneinanderstellung der historischen und philosophischen Ansichten, als wenn irgend etwas darin, daß es geschehen ist, eine Berechtigung erlangen könnte, daß es auch ferner oder wieder geschehen müsse, oder als wenn irgend etwas, was geschehen ist, dadurch ungeschehen gemacht werden könnte, daß es nicht so geschah wie es hätte sein sollen. Die Politik und die Gesetzgebung bedürfen der Geschichte und der Philosophie gleich sehr zu ihrer Thätigkeit; die erstere, weil nichts in die Luft gestellt werden, sondern seine feste Stelle nur auf einem Boden finden kann, den irgend eine

Vergangenheit schon eingenommen hat, von deren Beschaffenheit es abhängt, ob das Neue dort Platz finden und ihn behaupten kann oder welches von beiden ihn räumen muß; die andere aber eben darum, um danach die Beschaffenheit des Bestehenden zu beurtheilen und zu bestimmen, ob und welcher Abänderung und Verbesserung es bedürftig ist. Denn das Schlechte hat nie einen Anspruch auf Erhaltung, das Bessere aber einen solchen auf seine Einführung nur dann, wenn diese ohne Unrecht und nach den Umständen ausführbar ist, weil zum Unstatthaften keine Verpflichtung vorhanden sein kann.

Hiernach scheint denn Preußen berufen dazu, auf dem Grunde seiner Vergangenheit und des Bestehenden, und gewitzigt durch die Erfahrungen anderer Völker, mittels einer ruhigen Reform eine Verfassung zu erlangen, welche auf der einen Seite der Monarchie ihre ganze Kraft bewahrt und auf der andern Seite die wirklichen Bedürfnisse des Volks befriedigt. Eine solche darf in keinem Stücke eine Nachahmung fremder Modelle werden, sondern sie muß aus dem Boden des Vaterlandes und dem eigenthümlichen Geiste seines Volks erwachsen und geschichtliche Grundlagen haben, ohne veraltete Formen erhalten oder nachäffen zu wollen.

Nirgend ist das Nachahmen bedenklicher und gefährlicher, weil in jedem Lande und in jeder Zeit die Verhältnisse verschieden sind, bei einer so allgemeinen organischen Gestaltung aber alles Einzelne eingreift, aber auch darum, weil die Staatsverfassungswissenschaft zur Zeit der Entstehung der vorhandenen Constitutionen sich noch ganz in der Kindheit befand und die Erfahrung dieselben als sehr unzufriedenstellende Versuche gezeigt hat.

Die ständische Monarchie, auf persönliche Freiheit und einen gesicherten Rechtszustand gegründet, verbindet alle Anfoderungen und ist die Erfüllung des Kampfs der Zeit. Preußen kann seine Stellung und europäische Bedeutung nur durch die Concentration aller seiner Kräfte, der geistigen wie der physischen behaupten. Für jene ist die Monarchie Grundbedingung; die Kraft aber beruht vor Allem in einem kernhaften Volke; aber nur ein freies Volk kann ein kerniges sein und bleiben.

Preußen hat alles Material zu seiner Wohlfahrt und Größe wie wenig andere Reiche; es befindet sich in einem nicht zu verkennenden Gährungsprocesse und an einem bedeutungsvollen Scheidewege. Die Wahl sollte nicht zweifelhaft sein. Der eine Weg ist der der Blinden und führt in eine düstere Zukunft, überläßt dem Zufalle das Schicksal des Vaterlandes und mit ihm Deutschlands. Der andere Weg führt zum Frieden und zum Heile; ihn an der Hand der Staatsklugheit mit festem Schritte zu wandeln, ist die Aufgabe, die der hohe Lenker der Schicksale einem Fürsten gestellt hat, ausgerüstet mit allen Gaben, seine große Bestimmung zu erfüllen.

Mit Recht hat der Verf. bei Deutschland und Preußen sich länger verweilt als bei allen andern Ländern, weil die Macht derselben bei Einigkeit und innerer Ruhe hinreicht, auf dem Festlande von Europa jeden Kampf zu verhindern und den Frieden zu sichern. Nur ein Seekrieg, hauptsächlich durch außereuropäische Interessen angefacht, bliebe noch in Aussicht. Anders aber steht die Sache, wenn Preußen und Deutschland eine falsche Stellung einnehmen. Dann ist das Gewicht der Macht von Frankreich und England von Belang. Gegen jeden Angriffskrieg ist Frankreich gesichert durch seine Größe und durch die Tapferkeit der Nation; aber außerdem ist es schwach durch die Zerrissenheit der Parteiungen, durch die Gewalt des herrschenden Egoismus und durch die Eitelkeit und Unbeständigkeit des Volks, wodurch es sich allen andern Völkern entfremdet hat und ohne Bündniß allein steht. Mit ausgezeichneter Klugheit hat sein jetziger König es im Friedenszustande zu erhalten verstanden. Doch das genügt nicht, da er 72 Jahre alt ist, darauf zu rechnen, daß dies ferner gelingen werde.

Rußland, so ungeheuer seine Ausdehnung ist, und so wenig verwundbar seine Wildniß, darf doch eben deshalb, wegen seiner innern Verwaltung und der geringen Zahl eigentlicher Staatsbürger, und wegen des Krebsschadens, den es durch die Einverleibung Polens sich zugezogen hat, nach außen für jetzt keine Besorgnisse erregen. Damit ist indessen die Gefahr nicht überwunden, womit die Zukunft vermöge seiner arglistigen Politik bedroht.

Das kräftigste und mächtigste Volk mit der festesten Regierung enthält Großbritannien, dessen insulare Lage es jedoch außer Anfechtung des Festlandes stellt. Allein seine Handelsinteressen können bedrohliche Reibungen verursachen. Inzwischen hat die fortgeschrittene Einsicht der Politik dort schon die Richtung zu geben angefangen, daß die kleinliche Selbstsucht und Gewalt, womit es bisher sich zu monopolisiren gestrebt hat, seinem Absatze selbst nachtheilig werde und daß es denselben am besten durch freie Handelsconcurrenz sicher stelle. Geht es auf dieser Grundlage fort, so eröffnen sich schöne Aussichten für den Verkehr und für die Aufrechthaltung des Friedens.

Denn bisher hat sich das ganze System der europäischen Politik durchgängig sowol im Allgemeinen als insbesondere in der des Handels als eine selbstsüchtige und feindliche, als eine Art versteckten Kriegszustandes erwiesen, während im Interesse der Völker von einigem Bildungsgrade dieselbe friedlich sein sollte. Der Eine suchte den Andern zu bevortheilen, ihm die Gelegenheiten des Verdienstes zu entziehen, seinen Verkehr zu beengen. Wenn die Völker ihren wahren Vortheil erkennen, muß an dessen Stelle ein aufrichtiger Industriewetteifer treten, indem der den meisten, aber auch wohlverdienten Vortheil bezieht, der am wohlfeilsten die beste Waare liefert. Nur ein die erst aufkeimende Industrie noch schützender Eingangszoll oder Ausfuhrprämien können dabei fortbestehen; Ausschließungsmaßregeln gar nicht weiter. Wenn daher auch England die Macht besitzt, den Handel anderer Länder zu unterdrücken, wird die Lust dazu in ihm in dem Grade geringer werden, als die Aufklärung zunimmt und es belehrt, wie es seinem wahren Interesse dadurch nicht nur direct schade, sondern auch damit alle Seemächte am Ende zu einer Coalition nöthigen würde, um die Universalseeherrschaft zu brechen, wie Europa zusammengetreten ist, um die Alleinherrschaft Napoleon's zu überwinden.

Gerade die Gemeinsamkeit und Wechselseitigkeit der Vortheile des freien Handels stellt England auf den Punkt, sich immer mehr aufrichtig mit allen Regierungen zu befreunden, die ihm dazu die Hand bieten, sich hingegen von denjenigen abzuwenden, die sie ihm versagen. Aus diesem Gesichtspunkte erscheinen Deutschland mit Preußen und England als von der Natur Alliirte, und sie werden es immer mehr auch werden, je weniger

kleinliche Eifersucht, Misgunst und Eigennutz die klaren Einsichten einer richtigen Handelspolitik trüben werden.

II. „Welthistorischer Beruf der Völker." Es ist wol sehr schwierig, hierüber ohne alle Einmischung der Phantasie und vorgefaßter Meinungen etwas Bestimmtes und unverkennbar Richtiges anzugeben. Auch möchte es kaum genügen, nur einseitig aus diesem oder jenem Standpunkte die Ansicht zu wählen, sondern es muß sich nach allen Seiten hin umgeschaut, und daher in allen den wesentlichen Richtungen, welche der Beruf der Völker verfolgen kann und zu verfolgen hat, das sie Unterscheidende und sie Sondernde oder Verbindende zur Anschauung gebracht werden, wogegen Alles, was die Selbsterhaltung und die innere Ausbildung jedes Volks angeht, mit Recht hier übergangen wird, weil sie hierin einander gleichstehen, was denn auch der Verf. gethan hat. Um nun den eigenthümlichen Beruf jedes Volks zu ermessen, ist sein geographischer Standpunkt in der Welt unstreitig von der größten Bedeutung, jedoch nicht der allein in Betrachtung kommende, weil der Mensch nicht blos im Raume, sondern auch in der Zeit lebt, und weil keiner Berufung ein willkürlicher Anfang in irgend einer beliebigen Zeitepoche vorgeschrieben, sondern derselbe nur aus dem Ursprunge, der Geschichte und der entwickelten Nationalität eines jeden Volks abgenommen werden kann. Insofern nun der Verf. lediglich die Örtlichkeit der dermaligen Heimat der Völker zur Grundlage seiner Betrachtung genommen und diese nur auf eine von allen den Aufgaben gerichtet hat, die das *Volksleben in* sich faßt, konnte dieser Abschnitt weder *erschöpfend* noch ausreichend werden. Sein angenommener Standpunkt ist ein sehr hoher, ja der höchste, immer aber doch nur ein einseitiger. Wohin aber der Verf. jedoch seinen Blick gerichtet hat, da hat er klar gesehen. Das Höchste im Menschenleben der Einzelnen wie der Völker ist das religiöse Element, und dieses hat der Verf. hauptsächlich ins Auge gefaßt. Europas Geschichte und Zustand bekundet für dasselbe ihm zufolge den Beruf, nicht blos mit der Erhaltung und Bewahrung des Christenthums, sondern auch mit dessen Verbreitung über den ganzen Erdball betraut zu sein. Rußland insonderheit, mit einem Fuße in Europa mit dem andern in Asien stehend, aber nur mit jenem fußen könnend, würde schon darum seinen Beruf offenbar verkennen, wenn es beabsichtigte, in Europa weiter vorzudringen, da es vielmehr seine Aufgabe ist, selbst durch europäische Cultur sich erst innerlich zu heben, sie mit dem asiatischen Sinne zu verschmelzen und sie solchergestalt materiell und spirituell nach Nord- und Mittelasien zu übertragen, damit diese ungeheuern Strecken von gesitteten Menschen erfüllt werden zur Ehre ihres Schöpfers. Deutschland mit Östreich und Preußen haben durch ihre Stellung die doppelte Bestimmung, nicht nur die Erhaltung des Friedens in Europa zu vermitteln, sondern auch die Grenzwacht gegen das Eindringen des Sarmaten- und Slawenthums in die germanischen Auen zu behaupten, wozu Schweden nnd Ungarn durch ihre Flankenstellung mitwirken, vorzüglich aber die Colonisirung der Donau- und Balkanländer durch deutsche Auswanderer ins Auge zu fassen ist. Frankreich hat sein Ziel durch die Besetzung Nordafrikas zu verfolgen begonnen, auf daß von hieraus dieser Welttheil in die Reihe gesitteter Länder übergehe, wie Spanien und Portugal, nachdem sie sich erst selbst beruhigt und erholt haben werden, die Mittel besitzen, denselben Welttheil von den Ost- und Westküsten aus zu colonisiren. In Südamerika haben sie ihre Aufgabe so schlecht erfüllt, daß sie darob nicht blos diese ihre Colonien, sondern sich selbst großentheils verloren haben. Dahingegen hat England für den europäischen Zweck nicht nur die ausgedehnteste Thätigkeit in Westindien, Nordamerika, Südasien und Australien, sondern auch das meiste Geschick mit dem besten Erfolge entwickelt, weil es am meisten die Rechte und Nationalität der Eingeborenen geachtet und ihnen die Bekehrung nicht aufgezwungen, sondern nur nahe gebracht hat; und es wird auf diese Weise als der achtbarste Diener der Humanität und der sie schirmenden Vorsehung verehrt werden müssen, je mehr es selbst die Achtung derselben aufrecht erhält. Italien und die Türkei, von dem höchsten politischen Glanze zu völliger Unbedeutendheit herabgestiegen, scheinen dermalen keine andere Bestimmung zu haben denn als Warnungssäulen daran zu mahnen, wohin die Uneinigkeit und Zerrissenheit der Stammgenossen und weltlicher und geistlicher Despotismus die Völker bringt und wie schwer die Enkel büßen müssen was die leichtsinnigen Vorältern verschuldet haben. Möge zunächst die Schweiz sich daran ein Beispiel nehmen und erstarken! Aber auch Deutschland, das Land der Germanen, die Rom unter ihre Füße traten, als sie noch freie Völker unter ihren Fürsten waren, aber vergeblich sich dessen zu bemächtigen ihr Blut durch Jahrhunderte verspritzten, als durch das Lehnwesen und die Hörigkeit das Bürgerthum aufgelöst worden war.

(Der Beschluß folgt.)

Die französischen Invasionen in Östreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Nach den besten Quellen bearbeitet von Karl August Schimmer. Wien, Dirnböck. 1846. 12. 1 Thlr.

Das ist ein Buch voll treuer, ehrenwerther Gesinnung, wie sie dem östreichischen Unterthan so wohl ansteht. In einer einfachen, schlichten Darstellung, die aber überall den Augenzeugen der denkwürdigen Begebenheiten Wiens zeigt, sind uns die Schicksale der Stadt 1805 und 1809 erzählt und eine Menge von Einzelheiten aufbewahrt, die in dem Gedächtnisse der gegenwärtigen und der künftigen Generation erhalten zu werden verdienen. Denn der Gemeinsinn der Bürger Wiens sowie ihre Treue und Anhänglichkeit an den Kaiser Franz, von dem der alte Pilgersmann in den „Anemonen" nicht Schlimmes genug neuerdings anzuführen wußte, zeigt sich hier in dem schönsten Lichte. Auch die Urtheile über die Franzosen sind gemäßigt und wir vermissen nur noch genauere Angaben, als z. B. auf S. 121, 122 über die Requisitionen der Franzosen und überhaupt über den Schaden, den ihre Anwesenheit dem Wohlstande Wiens zugefügt hat. Auch solche Dinge dürfen um der Nachwelt willen nicht vergessen werden und charakterisiren die Last, welche allen besiegten Ländern von der Habsucht und Beuteluft der Napoleon'schen Franzosen aufgebürdet worden ist. Unter den zahlreichen Armeeberichten,

Proclamationen und andern Actenstücken haben wir mit besonderer Freude die vortrefflichen Wehrmannslieder von Heinrich von Collin wiedergefunden, die aus unsern deutschen Lesebüchern und Gedichtsammlungen für Schulen mit großem Unrechte ganz verschwunden zu sein scheinen. Fast ganz neu waren uns die Kriegs- und Wehrmannslieder von Castelli, die ebenfalls dem Jahre 1809 angehören und in denen Viele diesem beliebten Dichter auf einem ganz andern Felde, nämlich auf dem der Vaterlandsliebe und der Waffenehre, mit Vergnügen begegnen werden. Collin und Castelli waren nach der Weise der Napoleon'schen Kriegführung für diese Lieder förmlich geächtet und mit der Stellung vor ein Kriegsgericht bedroht, wenn man ihrer habhaft werden könnte. 20.

Notizen aus Italien.

Ein Ketzerrichter über Paul Sarpi.

Die Società poligrafica italiana, welche ihren Sitz in Florenz hat, gibt in neuerer Zeit eine Sammlung alter für Geschichte und Literatur wichtiger Werke unter dem Titel „Opuscoli inediti o rari di classici o approvati scrittori" heraus, wovon der erste Band bereits erschienen ist. Es ist dies ein sehr verdienstliches Werk, da in Italien, namentlich in Florenz, eine unglaubliche Menge kleiner historischer Bruchstücke und kurze Chroniken u. s. w. in den Familienpapieren und Archiven der angesehenen alten Adelsgeschlechter aufbewahrt werden, die ihre Abfassung jener Zeit verdanken, wo in den kleinen italienischen Staaten noch reger Gemeinsinn herrschte und Alles was Kopf, Herz oder Hand besaß an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaft Theil nahm. Die Klöster und städtischen Büchersammlungen enthalten solchen Stoffs noch weit mehr, dessen Veröffentlichung noch manche unerwartete Aufschlüsse über die Geschichte der appeninischen Halbinsel im Mittelalter zu versprechen scheint. Der wichtigste Bestandtheil des ersten Bandes dieser Sammlung ist jedenfalls ein Bruchstück des zweiten Theils von Marco Foscarini's Werk über die venetianische Literatur, wovon bekanntlich nur der erste Theil veröffentlicht wurde. Ein weiterer werthvoller Beitrag sind die am Schlusse der Sammlung befindlichen 25 größtentheils bisher noch nicht veröffentlichten Briefe berühmter italienischer Schriftsteller, darunter Päpste und Cardinäle. Die merkwürdigste dieser Briefschaften ist ein Schreiben des Cardinals Domenico Passionei an den eben erwähnten Marco Foscarini.*) Dieser Cardinal bekleidete in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den Päpsten Clemens XI. und XII. mehre wichtige staatsmännische Ämter und war als einer der gelehrtesten Leute seines Vaterlandes bekannt. Das Schreiben ist vom J. 1753, dem 71 Lebensjahre seines Verf. datirt und enthält das Urtheil desselben über eine geschichtlich weit bedeutendere Größe als der Schreiber und Empfänger dieses Briefs waren — über Paul Sarpi. Der Brief handelt zumeist von der damals eben erschienenen Literaturgeschichte Foscarini's, wobei er sich denn über den italienischen Reformator also ausläßt: „Was Sie in Ihrer Geschichte von Fra Paolo gesagt haben ist wenig im Vergleich zu Dem, worauf Sie häufig hingewiesen. Wenn ich aber Ihren Rang und Ihre Stellung in Betracht ziehe, so muß ich annehmen, daß Sie sich vielleicht selbst nicht so frei gefühlt haben, Alles zu sagen, was gesagt werden mußte. Jene zu Genf gedruckten und aus Verona datirten Briefe desselben sind vollkommen echt und beglaubigt, wie ich solches bis zur mathematischen Gewißheit in einigen Tagen zu erweisen mir getraue, sofern Gott mir das Leben schenkt. Des schurkischen Frater Absicht — obwol man es ihm lassen muß, daß er im höchsten Grad gelehrt war — ist keine andere gewesen, als den Calvinismus in Venedig einzuführen, und darauf zweckte jede Zeile ab, die er schrieb. Und dies ist eine andere Wahrheit, welche nicht nur von mir bewiesen, sondern augenscheinlicher demonstrirt werden soll als irgend ein Lehrsatz des Euklid. Ihr großer Oheim, Sebastian Foscarini, hat mir oft erklärt, daß, wenn ich den Senat über diesen Gegenstand haranguirt, der Eifer der Senatoren bewirkt haben würde, daß man des Mönchs Gebeine wieder ausgescharrt und auf dem Marcusplatze verbrannt hätte! Was ich sage sind weder Vermuthungen, noch bloße Schlußfolgerungen, noch Deutelungen von gewissen Stellen, sondern verbürgte und unwiderlegliche Thatsachen. Ich war Katholik, ehe ich römischer Priester wurde und spreche deshalb nicht aus Vorurtheil (!?). Schenkt mir Gott das Leben, so sollen Sie sehen durch Beweise, daß ich selbst weniger ausspreche als ich wol weiß." Der Prälat, dem die Natur noch nach diesem Schreiben acht ganzer Lebensjahre schenkte, scheint nach Allem die Erfüllung seines Versprechens schuldig geblieben zu sein. 12.

*) Vergl. hierüber eine ausführliche Mittheilung von Alfred Reumont in Nr. 239 d. Bl. f. 1845. D. Red.

Geschichte der Liturgie aller Zeiten.

Die während der letzten zwei Decennien viel wiederholten Versuche der Parteien des Augsburger Bekenntnisses, den liturgischen Theil des Cultus in seiner Ursprünglichkeit wieder zu erschaffen, geschahen durchaus in dem Sinne eines Glaubenssystems, das die Perfectibilität des formellen Ceremoniels nicht nur nicht ausschließt, sondern sogar gebietet. Auf katholischer Seite konnte dergleichen nicht vorkommen, da die Messe mit ihren überreichen Functionen als ein Fertiges, nicht wie dort als ein Werdendes in der sichtbaren Kirche für die unsichtbare gilt. Doch aber war man auch hier thätig, die gottesdienstlichen Agende von Zufälligkeiten und Zeitlichkeiten zu befreien und in ihrer Wesenheit zu bestimmen. Zu dem Ende hat man in Rom nicht ohne Auffoderung von oben und unter Mitwirkung der Fähigsten angefangen, eine Geschichte der Liturgie aller Zeiten in und mit ihren noch vorhandenen Denkmalen („Storia della liturgia ecclesiastica dimostrata coi monumenti di ogni tempo", Rom 1845) zu publiciren, ein Werk, das Seitens seiner archäologischen, geschichtlichen, exegetischen, dogmatischen und artistischen Bestandtheile aller Aufmerksamkeit auch des ausländischen Publicums werth ist. Seine uns vorliegenden Anfänge versprechen eine Arbeit, die in sieben bändereichen Sectionen ihr Gesammtmaterial geben will. Die erste behandelt im Allgemeinen die sichtbare Ecclesia von ihrem Ursprunge in den Katakomben an bis zu den Seiten kurz vor und nach Konstantin, die rein griechische, byzantinische, normännische, lateinische, gothische und lombardische des 14. Jahrhunderts in ihren Entwickelungen bis auf die neuesten Zeiten. Die zweite die den Altar und dessen Architektur bedingende liturgische Geschichte, den Modus des Gottesdienstes im Morgen- und Abendlande zu allen Zeiten; ebenso gibt sie eine höchst interessante Beschreibung aller bei den Functionen gebrauchten Gefäße, Ornamente u. s. w. mit Originalabbildungen. Die dritte gibt die Hierarchie in ihrer Kleidung, das Ritual der Krönung der alten römischen Bischöfe und spätern Päpste und ihrer Erwählung, die der Kaiser sowie die der Cardinäle, Presbyter der griechischen und lateinischen Kirche. Die vierte Abtheilung bespricht den Chor, die Ambonen, die Cancelli, die Candelaber für die Passahkerze und was sonst innerhalb der κιγκλίδες sich findet. Die fünfte das Senatorium, Matroneum und der Narter mit den verschiedenen Stufen der Pönitenten und dem Ceremoniel der öffentlichen Wiederversöhnung. Die sechste und siebente handelt von dem Atrium, dem Baptisterium, den Portiken, dem Vestibulum, den Thürmen, Glocken u. s. w. Der Text des Werks ist, nach seinem Beginne zu urtheilen, eine sehr gediegene Arbeit; aber das Schätzbarste darin sind die überaus originaltreuen Abbildungen in Kupferstich von den sehr zahlreichen den Text erläuternden und verständigenden Monumenten. Diese kamen vorzüglich aus dem christlichen Museum der vaticanischen Bibliothek, der reichsten Schatzkammer dieser Kunstwerke, aus Venedig, Ravenna, Palermo und den bedeutendsten Museen Europas. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Cummerow.

(Beschluß aus Nr. 30.)

III. „Grundzüge eines neuen, dem Interesse der Völker entsprechenden, festen politischen Systems von Europa." Wenn irgendwie ein Feld dargeboten ist zu Chimären und Luftplänen, so ist es das dieses Abschnitts. Wie indessen der Verf. in seinem ganzen Werke mit einer die höchste Anerkennung verdienenden Besonnenheit, Ruhe und Geradheit sich überall ausgesprochen hat, so auch hier; und er gelangt zu unwiderleglichen, wenigstens überaus gefälligen, Schlußsätzen, weil er von festen Thatsachen und unumstößlichen Maximen ausgeht. Er miskennt auf keine Weise die Schwierigkeit der Ausführung seiner Vorschläge, aber er erweist deren Zweckmäßigkeit und Angemessenheit, gibt die dazu hinreichenden Mittel an, und zeigt solchergestalt die Möglichkeit wie die Vortrefflichkeit des Plans. Ebenso wenig fällt ihm ein, daß derselbe Hals über Kopf zu unternehmen sei, sondern er selbst spricht das Eile mit Weile! aus und bringt es in Anwendung, aber so, daß keine Zeit unthätig verloren geht, sondern zu den nöthigen Vorbereitungen benutzt wird. Sehr wahr ist, daß die Idee immer der Ausführung vorausgehen müsse und es deshalb unerlaßlich sei, sich mit jener vertraut und sie klar zu machen. Dies allein will er, sie anregen, sie in Aussicht stellen und zeigen worauf es dabei ankommt.

Ein sicherer, dauerhafter und in sich gewährleisteter Friedenszustand muß auf der Anerkennung des Grundsatzes beruhen, daß die Entwickelung der Wohlfahrt der Völker die erste Anfoderung aller Politik ist, und daß diese nur dann zur Ruhe kommen können, wenn sie den Zustand unbehinderter Förderung derselben erlangt haben. Ein gesicherter Rechtszustand und ein freundliches Nebeneinanderleben der Völker ist also nicht eher möglich, bevor es nicht dahin gebracht ist, daß keinem von ihnen unentbehrliche Bedingungen und Mittel zur Ausbildung und Verbesserung seines Zustandes vorenthalten werden, und daß es ebenso wenig von der Gefahr bedroht wird, durch auswärtige Übermacht in seinem innern Frieden gestört zu werden. Dies Letztere ist darum von so hoher Wichtigkeit, weil außerdem der gewaltige Druck des gegenwärtigen Zustandes ununterbrochener Rüstung nicht aufhören kann, und das Mark der Länder, wobei nicht blos das Geld, sondern mehr noch die der Arbeit entzogene Menschenkraft in Anschlag zu bringen ist, auf die Erhaltung der stehenden Heere verwendet werden muß, das dadurch der Ernährung der Industrie, der Erziehung, den Künsten und Wissenschaften und allen den gemeinnützigen Anlagen und Anstalten entzogen wird, ohne welche das Gemeinwohl nicht gedeihen kann. Der jetzige Zustand ist in der Wahrheit kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand, eine auf den Krieg vorbereitete Rüstung, welcher schlimmer ist wie ein offener Krieg, der nie so lange dauern und nicht in der Summe so viel kosten kann als dieser verdeckte Krieg, hingegen Das, was er kostet, durch seine Erschütterungen und Aufrüttelung des Geistesschlummers wieder wett macht. Jedenfalls ist es besser, einen unvermeidlichen Krieg muthig zu beginnen, sobald man zum Angriffe gewappnet ist, als zaghaft die Zeit abzuwarten, die dem Gegner günstig däucht ihn anzufangen. Überdies sind Bündnisse dazu behülflich, auch ohne Krieg oder in demselben mit größerm Nachdrucke Das abzunöthigen, was durch denselben bezweckt werden soll; und solche Bündnisse können nicht entstehen, wo der Zweck kein eigennütziger, sondern ein gemeinsamer ist, dafern nicht die Mitbetheiligten gegen ihr eigenes Interesse blind und taub sind oder an der Aufrichtigkeit des Antrags zu zweifeln Veranlassung haben.

Jedenfalls ist es eine sehr passive Rolle für die sämmtlichen europäischen Staaten, stets auf alle Fälle gerüstet zu sein, die Benutzung dieses kostspieligen Zustandes aber dem Geschicke zu überlassen, und nicht selbst zu wissen noch sich darüber Rechenschaft zu geben, zu welchem Zwecke solches geschieht und wie derselbe dadurch verfolgt werden soll. Wenigstens ist dies sicher keine Staatsweisheit oder Staatsklugheit, sondern Indolenz und Sorglosigkeit. Ausgemacht ziemt solche nicht Dem, der auf der Hochwacht steht und der es unterläßt, selbständig und voraussichtlich abzuwenden oder vorzubereiten, was auf sein künftiges Schicksal von entscheidendem Einflusse sein muß. Einen muthwilligen Krieg zu unternehmen ist ein großes Verbrechen, einen

nothwendigen nicht zu rechter Zeit zu beginnen, ist Schwäche des Verstandes oder des Muthes.

Nur ein reiflich überlegtes, aber auch dann unverrückt im Auge behaltenes und unablässig verfolgtes System, wobei die persönlichen Neigungen, Beziehungen und Interessen der Fürsten und ihrer Familien außer Ansatz bleiben, und lediglich nur das Wohl und Heil der Völker bestimmend ist, kann die Politik der Schwankungen, Zufälligkeiten und Verkehrtheiten überheben, in die sie unablässig verfällt, so lange sie nicht lange vorhersieht was sie soll, und nicht will was sie muß, um ihre Obliegenheit zu erfüllen. Es muß ebenso, wie es des Volks Wahlspruch bleiben soll: „Für König und Vaterland!" der Wahlspruch der Fürsten und ihrer Regierungen sein: „Alles fürs Volk und Vaterland."

Dies sind die vom Verf. mit Verstand, Umsicht und Mäßigung weiter ausgeführten Grundzüge, was nicht selten auf originelle Weise geschieht. Nur ein Beispiel hiervon:

Wenn man auf die beiden deutschen Großmächte blickt, so läßt sich das Band Preußens und Östreichs bildlich sehr passend mit dem Bande der Ehe vergleichen. Sie machen zusammen mit dem übrigen Deutschland ein Haus, eine große Familie aus, in welchem auch die majorenn gewordenen Mitglieder wohnen geblieben sind. In dieser Ehe ist Preußen die Stelle des Mannes und Östreich die der Frau zugefallen; allein es geht in diesem Hause wie in so vielen andern, wo die Frau durch beständige Negationen die Thatkraft des Mannes lähmt und ihn durch Eifersucht quält, ihm dabei ihre zärtliche Liebe versichernd.

43.

Georg Cuvier ein Deutscher.

Wol ist Deutschland mannichfaltig von Gott begabt und geschmückt mit Schönheit und Schätzen der Natur und Kunst. Wol ist es überreich an Männern jedes Standes, hervorragend als Staatsmänner, als Krieger, als Künstler, als Gelehrte, von deren Überflusse es oft und vielfältig gespendet hat an die übrigen Reiche und Länder Europas. Wenn man aber wie wir im fernen Amerika erlebte, daß in Folge künstlicher Verschiebung und Verstellung geschichtlicher Wahrheit, insbesondere in der Franzosen allverbreiteter Sprache, ein deutscher Held wie Karl der Große so fest für einen Franzosen gehalten wird, daß unsere Äußerung, er sei ein Deutscher, ein allgemeines, ungläubiges, nur mit Mühe unterdrücktes Lächeln erregte; wenn man wahrnimmt, daß, um nur von unsern großen Naturkundigen zu reden, Männer wie Nikolaus Kopernik, wie Lambert, wie Euler, vom Fremdling kaum noch zu uns mitgezählt werden; daß nur durch den rechtzeitigen Ruf eines großen deutschen Königshauses Alexander von Humboldt uns wieder erworben und gesichert ward, und jetzt in deutscher Sprache seinem reichen Wirken durch den „Kosmos" die Krone aufsetzen konnte; wenn man endlich erwägt, daß in der von einem andern edeln deutschen Könige eröffneten deutschen Ruhmeshalle der Name und das Bild Georg Cuvier's annoch vermißt wird; — dann ist es hohe Zeit, diesen großen deutschen Mann, den Gründer vergleichender Naturbeschreibung, für uns zurückzufodern. Darum hießen wir selbst auf die Gefahr hin, beim Anblicke der Überschrift dieses Aufsatzes ein dem obengedachten Lächeln der Amerikaner ähnliches auf der Lippe des Lesers schweben zu sehen, ein Werk mehrfach willkommen, das die wenig gekannte, wo nicht künstlich vertuschte deutsche Jugend und Bildung Georg Cuvier's aus dem lautern Quell seiner eigenen Bekenntnisse und Briefe an einen der wenigen trefflichen noch lebenden Genossen ins hellste und unwiderleglichste Licht stellt.*)

Georg Cuvier erblickte das Licht der Welt laut eigener Bezeugung am 24. August des durch den Vorübergang der Venus vor der Sonne wie durch die Geburt Bonaparte's, Wellington's und vieler anderer ausgezeichneter Männer denkwürdigen Jahres 1769 in Mömpelgard, der Hauptstadt des gleichnamigen überrheinischen, seit Jahrhunderten vom würtembergischen Fürstenhause besessenen, dem deutschen Reiche angehörigen Fürstenthums. Von dort aus bezog er die von dem hochbegabten Herzog Karl in Stuttgart eröffnete, so viele herrliche Köpfe in sich schließende und ausbildende Karlsakademie, von denen sich späterhin Frankreich außer Cuvier auch noch andere ausgezeichnete Männer, wie Graf Reinhardt, dessen Leben und Briefwechsel mit Goethe wir noch immer sehnend erwarten, Georg Kerner und Andere mehr angeeignet und zu seinem Ruhme benutzt hat. Von Stuttgart aus, wo sich Cuvier's Scharfblick alsbald der Naturforschung zugewendet und in einem von ihm mit Pfaff und andern noch Lebenden gestifteten naturhistorischen Vereine zur gemeinschaftlichen Cultur der Naturgeschichte in ihrem ganzen Umfange durch Anlegung von Sammlungen, Ausarbeitung von Aufsätzen und wechselseitige Mittheilungen der gemachten Beobachtungen ausgebildet, und schöne leider verloren gegangene Arbeiten verfaßt hatte, ging er im J. 1788 als Hauslehrer eines protestantischen Grafenhauses nach der in ihren Natur- und Kunsterzeugnissen wie in ihren Bewohnern deutliche Spuren der germanischen Bevölkerung an sich tragenden Normandie.

„In der Normandie entwickelte er sich", sagt der wackere, jetzt auf der dänischen Corvette Galathea naturforschend die Welt umsegelnde Behn, „in der Stille unter dem Gewitter der Revolution zum größten lebenden Naturforscher. Wie er das aber bis 1795, wo er in Paris auftrat, ward, was in dieser für jeden Mann wichtigsten Lebensperiode (vom 19—26. Jahre) seinen innern Menschen bewegte und erschütterte, was sein Leid und seine Freude war, was Alles er unterdrückte, das konnte wenigstens kein Franzose wissen, seine Blicke waren nach Deutschland gerichtet, dort lebten seine Freunde, die Theilnehmer seiner Studien. Daß Cuvier in seiner spätern Stellung seine deutsche Bildung überaus wichtig war, ist bekannt, aber daß er in dem Grade Deutsch war, wie es diese Deutsch geschriebenen Briefe ergeben, war, meine ich, bisher unbekannt. Zwar betrachtet er sich nicht als einen Deutschen und Würtemberger, aber ebenso wenig sieht er sich als einen Franzosen an, ja es scheint ihn anfangs ein fast nationaler Gegensatz höchst unangenehm berührt zu haben. Nach und nach, namentlich bei den ersten ruhmvollen Phasen der Revolution, fängt er mehr und mehr an sich als Franzose zu fühlen, «unser König» sagt er, wenn er den König von Frankreich meint; hier nimmt er noch mit vollem Herzen Theil, er kann als ein für Frankreich durch die Revolution Gewonnener betrachtet werden. Später freilich tritt seine politische Meinung mit dem Übermaße demokratischer Tyrannei in den schreiendsten Widerspruch, er fühlt sich höchst unglücklich und hätte gern Frankreich verlassen; selbst nach Rußland zu gehen, wie ihm angeboten wurde, hält ihn nichts Anderes ab als seine schwächliche Gesundheit und die Furcht vor dem Klima."

So erklärt er in seinem nicht blos politischen Urtheile über Frankreich: „Dennoch haben die Wissenschaften äußerst wenige würdige Priester in Frankreich (zu denen er insbesondere die beiden Jussieu zählt) und ihre Armuth ist für Jedermann um so schmerzlicher, da man sich ihres ehemaligen Blütestandes noch erinnert." Er nährte lange mit Vorliebe den

*) Georg Cuvier's Briefe an C. H. Pfaff in den Jahren 1788—92, naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts. Nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von C. H. Pfaff. Herausgegeben von W. F. G. Behn. Kiel, Schwers. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gedanken, mit seinem Zöglinge nach Würtemberg zu kommen und dort, dessen Studien leitend, bei seinen Freunden zu leben. Denselben ungern fahren lassend freut er sich edelmüthig der trefflichen Besetzung der naturgeschichtlichen Lehrstühle der Karlsakademie durch Storr und Kielmeyer, nur ausrufend: „Es ärgert mich doch ein bischen, indem es mir fast alle Hoffnungen benimmt, mich in Deutschland, wo ich doch alle meine Freunde habe, zu fixiren."

Ja selbst elf Jahre später, als ihn Pfaff schon im pariser Pflanzengarten, von reichen Sammlungen umgeben, als das Haupt einer jungen französischen Naturforscherschule wiederfindet und sieben Monate dort mit ihm lebt, äußert Dieser: „Cuvier war damals (1801) gleichsam noch ein halber Deutscher; wenngleich er die Leichtigkeit in der deutschen Unterhaltung verloren hatte, so liebte er doch die deutsche Unterhaltung mit mir." Nach und nach änderte sich dies, insbesondere unter dem mit gewaltigem Griffe auch Cuvier an den Siegeswagen seines Ruhmes schmiedenden und ihn zum willigen Diener jeder in Frankreich gebietenden Macht, erst seiner selbst, dann der Restauration umgießenden Napoleon, sodaß Pfaff ihn 1829 in Paris wieder aufsuchend ausrufen muß: „Der vor 30 Jahren noch großentheils deutsch-gemüthliche Cuvier war nun ganz Franzose geworden."

Erklärt sich nun aus dem eben Mitgetheilten Cuvier's allmälig von der Abneigung zur völligen Hingabe sich umkehrende Empfindung gegen Frankreich als in dem jezeitigen dortigen Stande durch ihn neuerstandener Wissenschaft begründet, so liegt hierin auch seine damit im umgekehrten Verhältnisse stehende Anhänglichkeit an Deutschland gegeben, auf dessen Boden der Mann stand, wurzelte, der, wenngleich verschmähend bis auf eine kleine, wenige Bogen starke Gelegenheitsrede *), schriftstellerisch zu wirken, dennoch gleich den Weltweisen des Alterthums durch Lehre und durch seine Schüler umgestaltend und belebend auf die Naturkunde und Naturanschauung für alle Zeiten gewirkt und sie aus einer Sammlung vereinzelter Thatsachen zu einem einzigen organischen Ganzen umgeschaffen hat. Dieser Mann, den wir bereits genannt haben, war Kielmeyer, der noch immer zu wenig gekannte, und nur mit ihm und durch ihn läßt sich der geistesverwandte Cuvier begreifen und verstehen, wie dieser selbst es auch großartig stets anerkannt hat.

Das Verhältniß Kielmeyer's und des vier Jahre jüngern Cuvier, welches uns erst jüngst durch Martius in einer trefflichen, Pfaff's Darstellung ergänzenden, am 28. März 1845 in der münchner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede **) klar und anschaulich geworden ist, liefert den wahren Schlüssel zur Entfaltungsgeschichte echter Naturanschauung in Deutschland und Frankreich. In Beziehung hierauf sagt Martius mit Recht: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grundidee, welche damals (auf der Karlsakademie) den Geist Kielmeyer's bewegte, Entwickelung der organischen Typen und Kräfte auf dem Wege der Vergleichung und Induction, zu seinem wahrsten Eigenthum gehörte. Aber er stand nicht vereinzelt auf dieser Bahn. Parrot, Cuvier und Kielmeyer bildeten auf der Karlsakademie ein wissenschaftliches Kleeblatt, und die ähnliche Geistesrichtung, welche die drei Freunde verband, fand in der Thätigkeit Kielmeyer's am frühesten einen lebendigen Ausdruck. An einem Frühlingsabende des Jahres 1786, am Tage, ehe Kielmeyer aus der Anstalt schied, die Cuvier zwei Jahre später verlassen sollte, waren Kielmeyer, Parrot und Cuvier im Garten der Akademie beisammen. Da schnitten sie die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit den Worten Amicitia juncti, sorte disjuncti in einen Baum, und durch das ganze Leben haben sie an dieser Jugendfreundschaft wie an einer gleichartigen Auffassung der Wissenschaft festgehalten."

Diese gleichartige Anschauungsweise Kielmeyer's und Cuvier's wie die Erhärtung und Anwendung derselben durch Beobachtungen überdauerte ihr Beisammensein in Stuttgart. Neben einem noch ungedruckten, wir hoffen unverlorenen Briefwechsel beider Männer war es vorzugsweise Pfaff, der die Verbindung zwischen ihnen unterhielt, als der Eine in Stuttgart ruhig fortlebte und bei der damaligen Unbehülflichkeit der Verbindungsmittel erst später zum Anblicke des Meers und seiner Geschöpfe in ihrer Wasserwelt gelangte, während der Andere in der Normandie sammelte, beobachtete und freudig davon mittheilte. Zum reichen Tausche dafür empfing er dann schon ein halbes Jahr nach seiner Ankunft daselbst, mit Bearbeitung eines neuen Plans zur allgemeinen Naturgeschichte beschäftigt, durch Pfaff Kielmeyer's noch immer nur handschriftlich umlaufende Hefte von ihm gehaltener Vorlesungen, und ward dabei dennoch nicht müde, unablässig mehr zu fodern und zu schreiben: „Gib der Literatur mehr Platz in deinen Briefen, nicht bloße Naturgeschichte interessirt mich. Glaubst du denn, ich wäre den übrigen Wissenschaften abgestorben? Vergiß der Physik und Chemie nicht, du weißt, daß mir diese ebenso lieb sind als die eigentliche Naturgeschichte, weil sie ihre beiden Hauptstützen sind."

Also vorbereitet, gleich reich an einer unendlichen Zahl erfahrener, durch den ihrer Erspähung vorangegangenen Gedanken zu Beobachtungen erhobener Thatsachen wie an schöpferischen Ideen des deutschen Vaterlandes und des dortigen Freundeskreises betrat Cuvier Paris im rechten Augenblicke. Allenfalls mit einziger Ausnahme der Sternkunde das ganze Reich der Naturwissenschaften überschauend und beherrschend, begann er in der sich damals erst wieder aus dem Umwälzungstaumel besinnenden und zurechtfindenden Weltstadt Paris die neue Laufbahn, erhoben und gehalten durch den mächtigen Arm des genialen Feldherrn und Staatsmannes, der sich damals gern noch den einfachen Namen eines Mitglieds des durch ihn erst recht gegründeten Nationalinstituts beilegte, dessen Sitzungen er häufig beiwohnte und sie ebenso wie die der Rechtskundigen zur Entwerfung neuer Gesetzbücher für Frankreich und einen großen Theil Europas durch die Blitze seines Römergeistes belebte.

Damals war es, wo Cuvier beim Zusammenströmen der Geschöpfe beider Welten, der nassen wie der trockenen, aus allen Zonen des Erdkreises, aus der vorsündflutigen Urzeit wie aus der jetzigen, sich vorzugsweise ihrer Untersuchung hingab und seine großen Werke der vergleichenden Zergliederung und Thierkunde wie über die versteinerten Knochen der Urwelt allmälig aufbaute und damit auf lange Zeit hinaus die Grenzsäulen des erweiterten Gebiets der Naturgeschichte absteckte.

„Alles vereinigte sich", wie Martius bemerkt, „um Cuvier die Mittel zu einer gewaltigen Reform der Zoologie und vergleichenden Anatomie in die Hand zu geben, während sein Jugendfreund einsam und ohne jene äußern Hülfsmittel in engern Kreisen blieb. Doch war Dieser berufen, die Früchte jener Forschungen aus der Ferne mit zu reifen, sie mit zu genießen und sich durch den Anblick der Gesetze in der wunderbaren Architektonik des Thierleibes zu erquicken, die er seinerseits auf dem Wege der Induction erkannt, wenngleich nicht mit derselben Fülle objectiver Forschungen geprüft hatte."

So ward Cuvier, dessen Ruf schon einige Monate nach seiner Ankunft in Paris im J. 1795 dem der berühmtesten Naturkundigen glich *), nicht nur beständiger Schriftführer der Akademie der Wissenschaften, sondern auch der Hersteller der

*) „Über die Verhältnisse der organischen Kräfte untereinander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse. Eine Rede, den 11. Februar 1793 am Geburtstage des Herzogs Karl gehalten von C. F. Kielmeyer" (Tübingen 1793).

**) Abgedruckt in den „Münchner Gelehrten Anzeigen" für 1845, Spalte 853—880.

*) „Analyse raisonnée des travaux de Georges Cuvier, précédée de son éloge historique par *P. Flourens*" (Paris 1841), wo es heißt: „Quelques mois après son arrivée à Paris, en 1795, sa réputation égalait déjà celle des plus célèbres naturalistes."

Naturkunde für Frankreich, das bestimmt scheint zur treibenden Kraft im edelsten geistigen Wettstreite der Völker. Er ward der Gesetzgeber eines Hauptgebiets der Naturwissenschaften für die Welt. Glücklich, wenn er, statt sich allmälig in die Irrgänge des Staats zu vertiefen, Das behauptet hätte, wovon Martius so schön sagt: „Für die Wissenschaft, so weit sie im Einzelnen lebt und wirkt, gibt es nur einen Träger, der des Ruhmes würdig wäre, dies ist der Charakter." Darin aber steht er in der Neuzeit einzig da, daß er neunzehnjährig bereits im Besitze des Anerkannten in allen Fächern der Naturwissenschaften, durch sein vielseitiges Beobachtungs- und Darstellungstalent in Rede, Schrift und Zeichnung Alles dem Zwecke, sie weiter zu führen, dienstbar macht, daß er alsbald erkennt und ausspricht, daß die Systeme nur Mittel, nicht Zweck sind und daß es darauf ankomme, die Menschheit die Sprache der Natur reden zu machen.

Von diesem brennenden, nicht zehrenden, sondern umschmelzenden und läuternden Wissenseifer geben nun diese eben ans Licht getretenen Briefe Cuvier's an Pfaff die treueste Kunde. Sie sind es, die wir gleich den unvergänglichen Jugendbriefen Johannes Müller's an Bonstetten und den Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr vorzugsweise unserer studirenden Jugend zu Vorbildern und Leitsternen empfehlen möchten, daß sie Ehrfurcht vor der Wissenschaft und ihrem treuen unablässigen Dienste lerne und, die durch den Zeitgeist gefeierte, behagliche oberflächliche Glätte verschmähend, sich tief versenken möge in die Schachten der Weisheit und Erfahrung der Vorzeit und der Gegenwart, eingedenk des schönen Spruchs des auch schon entschlafenen Friedrich Schlegel:

Nicht den Schwächeren wähle zum Freund dir, um weichlich zu ruhen:
Sondern wer gleich dir an Geist kräftig dich regt und ergänzt.
Bücher verschlingend, wie Cato der Strenge, bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zusammen in dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende suchet,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunst dir, gebildeter, was du berührest:
Wem das Kleinste zu klein, dem ist auch Großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe dir köstlich:
Aber so sehr du es liebst, gib ihm du selber den Tod.

82.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Rußland.

Wir haben schon bemerkt, daß Rußland nun ganz bestimmt das Modethema der französischen Publicisten und Tagesschriftsteller geworden ist. Die sonderbaren Verhältnisse dieses ungeheuern Landes bieten für die leichtfertigen Federn dieser Helden einen so ergiebigen Stoff; es ist so bequem, die obligaten Schlagwörter und Phrasen an den Mann zu bringen, welche, so oft man von Rußland sprechen will, gleich fertig und mit stereotyper Unwandelbarkeit zur Hand sind! Gegenwärtig nun erhalten wir ein Werk, dem vielleicht an und für sich kein höherer Werth und keine tiefere Bedeutung beizumessen ist als vielen ähnlichen Erscheinungen auf dem üppig wuchernden Felde der Broschürenliteratur. Aber diese jüngste Production erhält durch den Namen und die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Verf. ein ungewöhnliches Interesse. Diese Schrift, welche — um es gleich von vornherein zu bezeichnen — im russenfeindlichen Sinne geschrieben ist, rührt aus der Feder des bekannten Russen Iwan Golowin her und führt den Titel: „La Russie sous Nicolas I." Es ist dies eine Erscheinung, welche um der Stellung ihres Verf. willen vielfach besprochen werden wird und die auf ein bedeutendes Aufsehen, ja sogar auf eine Art von Skandal berechnet scheint. Golowin trat, nachdem er sich bereits längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, mit einem Französisch geschriebenen Buche nationalökonomischen Inhalts auf, in dem zwar im Ganzen nichts Verfängliches zu wittern war, das aber doch nichtsdestoweniger in Rußland, wo man überhaupt den längern Aufenthalt der Großen im Auslande bekanntlich mit scheelem Auge sieht, einen unangenehmen Eindruck gemacht haben muß. Wenigstens ging dem Verf. desselben zu derselben Zeit, als Dolgorucki um einer viel piquantern Schrift willen veranlaßt wurde, nach Rußland zurückzukehren, die Auffoderung zu, seinem Aufenthalte auf französischem Boden ein Ziel zu setzen. Golowin war nicht gewillt, dieser Zumuthung Folge zu leisten. Statt nach seiner Heimat zurückzukehren begab er sich nach den pyrenäischen Bädern. Nun tritt er plötzlich mit einer Schrift hervor, welche, im gereizten Tone geschrieben, eine förmliche Manifestation gegen Rußland genannt werden kann. Verhandlungen sehr delicater Natur scheinen von Seiten des russischen Ministeriums mit ihm gepflogen zu sein, um ihn zur Rückkehr zu vermögen. Die Mittheilungen, welche der Verf. macht, gestatten zum Theil einen Blick in das Getriebe der russischen Politik. Im Allgemeinen aber steht zu bedauern, daß der Verf. statt es bei positiven, schlagenden Angaben, die dem Statistiker und Publicisten von besonderm Werthe sein müßten, bewenden zu lassen, sich lieber in allgemeinen phrasenhaften Declamationen gefällt. Es ist ein gar bequemes Ding, den Mund recht voll zu nehmen und zu verdächtigen, aber bewiesen wird damit nur sehr wenig. Wenn sich doch alle Diejenigen, welche sich berufen glauben, über Rußland zu schreiben, von dem löblichen Grundsatze leiten ließen: Facta loquuntur! *)

Cousin über die Cartesianische Philosophie.

Mit unermüdlicher Thätigkeit beutet Victor Cousin die Quellen aus, aus denen sich einige Bereicherungen zur Kenntniß der französischen Philosophie schöpfen lassen. Man weiß, daß er besonders die Zeit, welche man als den Wendepunkt der neuern Philosophie bezeichnen kann, zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat. Wichtige Documente sind in Bezug auf diesen Zeitraum von ihm bereits ans Licht gefördert. Aber die literarischen Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote stehen, scheinen immer noch unerschöpflich. So erhalten wir auch jetzt wieder eine Schrift von ihm, die abermals interessante Bruchstücke, auf die bis jetzt noch kein kundiger Forscher gestoßen war, enthält. Sie führt den Titel: „Fragments de philosophie Cartésienne." Man hat es also hier ausschließlich mit der Cartesianischen Philosophie zu thun, zu deren Beleuchtung der Verf. interessante Beiträge liefert. Die eigentlichen Entwickelungen, welche Cousin gibt, kommen an Bedeutung den historischen Notizen und den Documenten nicht gleich, welche er hier aus dem Staube der Archive hervorgezogen hat. Man kann sich einen Begriff von der Mannichfaltigkeit des Inhalts machen, wenn wir hier die Titel der verschiedenen Aufsätze, welche in vorliegendem Buche vereinigt sind, näher bezeichnen: 1) „Vanini ou la philosophie avant Descartes; 2) Procès verbal d'une séance d'une société Cartésienne qui s'était formée à Paris dans la seconde moitié du dix-septième siècle; 3) Le cardinal de Retz Cartésien; 4) Roberval philosophe; 5) Correspondance de Malebranche et de Mairan; 6) Correspondance inédite de Malebranche et de Leibnitz; 7) Rapports du Cartésianisme et du Spinocisme."

Bibliothek geistlicher Reden.

Wir haben in d. Bl. bereits eine Sammlung katholischer Kanzelredner erwähnt, welche von dem nach allen Seiten hin thätigen Abbé Migne auf einer sehr breiten Basis angelegt ist. Von diesem Werke nun — es führt den Titel „Collection intégrale et universelle des orateurs sacrés" — ist gegenwärtig ein neuer, der 17. Band erschienen. Derselbe umfaßt die sämmtlichen Werke von Maboul, von Mascaron und Lachambre; ausgewählte Reden von Nicolas von Orjon und den ersten Theil der sämmtlichen Werke Richard's. Die ganze Sammlung ist auf 50—60 Bände berechnet. 17.

*) Wir kommen nächstens ausführlicher auf Golowin's Schrift zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 32. — 1. Februar 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Justus Möser.

Justus Möser's sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. Zehn Bände. Berlin, Nicolai. 1843. Gr. 12. 8 Thlr. 10 Ngr.

Justus Möser's Werke liegen in einer neuen, sorgfältigen und geschmackvollen Ausgabe dem Publicum vor, und diese dankenswerthe neue Ausgabe ist wieder ein Zeichen der lebhaften Anerkennung, welche der ausgezeichnete Mann, der gediegene deutsche Schriftsteller besonders auch in den neuesten Zeiten in Deutschland gefunden hat. Allerdings haben ihn die genauern Kenner und Liebhaber deutscher Geschichte und deutschen Rechts, deutscher Sitte und Eigenthümlichkeit, deutscher Entwickelung und Literatur nie vergessen, und die einsichtsvollsten Männer verschiedener Fächer haben immer wieder auf ihn als einen der Trefflichsten der Nation hingewiesen; ganz besonders aber in den letzten Jahren ist sein Andenken von einer Menge von Stimmen wieder aufgefrischt und durch die vollgültigsten Zeugnisse für die Gediegenheit seiner Gesinnungen und Leistungen verherrlicht worden. Nicolai und Goethe, seine Zeitgenossen, in der Literatur vielfach feindlich gegeneinander stehend, sind einig in der lebhaftesten Anerkennung Möser's, und das zusammenstimmende Lob dieser sonst so divergirenden Geister mag gleichsam als eine Vorbedeutung gelten für die Verehrung und Bewunderung, welche später von den verschiedensten Richtungen und Parteien des Lebens und der Literatur her in gleichem Maße dem Verfasser der „Patriotischen Phantasien" gezollt ward. Alle schienen es wünschenswerth zu finden, an ihn anzuknüpfen, sich durch seine Autorität zu stärken, oder sich zu freuen, in einer von der Gegenwart durch große Ereignisse und Veränderungen getrennten Zeit auf einen Mann hinzuweisen, an welchen sich rühmliche Bestrebungen für die Ehre und die Wohlfahrt Deutschlands in verschiedenem Sinne auf eine empfehlende Weise anschließen dürfen. Johannes von Müller und Spittler haben sich auf das rühmendste über Möser ausgesprochen; Schlosser und Gervinus haben seine Bedeutung für die Geschichte und die Literatur anerkannt; C. Th. Welcker und B. R. Abeken haben ihn in ausführlichern Abhandlungen genauer charakterisirt; Stüve und Varnhagen und wie viele Andere haben von dieser und von jener Seite her den Charakter und die Wirksamkeit des Mannes in politischen und literarischen Zeitschriften oder sonst bei den mannichfachsten Gelegenheiten beleuchtet, und vor noch nicht vielen Jahren ist in seiner dankbaren Vaterstadt sein Denkmal eingeweiht worden. Bei so vielen Zeugnissen über Möser's Werth und Tugenden aus dem Munde der befähigtsten, sachkundigsten Richter ist es wol schwer, ungesucht etwas Neues über den ausgezeichneten Mann und seine Werke zu sagen; und wenn wir diese neue Ausgabe den Lesern d. Bl. anzeigen und empfehlen, können wir uns nicht schmeicheln, die Eigenthümlichkeit und das Verdienst Möser's in ein neues Licht zu stellen, sowie wir auch wissen, daß er dessen durchaus nicht bedarf. So entbehrlich jedoch für Möser's bleibende Ehre und Anerkennung weitere Empfehlungen seiner Schriften sein mögen, dürfte es doch zu Nutz und Frommen des deutschen Publicums und so Gott will des deutschen Volks sein, wenn bei passenden Gelegenheiten immer wieder an den trefflichen echt deutschen Mann erinnert, wenn seine Lehren, Grundsätze und Gesinnungen im Andenken der Nation erneuert und aufgefrischt werden, und die Kritik, wenn sie auch darauf verzichten muß, durch irgend einen Reiz der Neuheit zu vergnügen, den weder unrühmlichen noch unnützen Beruf erfüllt, den festgegründeten und mit genügenden treffenden Inschriften gezierten Denkstein eines unsterblichen Mannes vom Moose des Vergessens zu reinigen, und zu wachen, daß er nicht durch die überschwänglichen Lob-

redner und Verherrlicher des ephemeren, oft sehr zweideutigen Verdienstes, durch die Anbeter von plötzlich auf den Schild gehobenen aber hohlen Größen der ihm gebührenden Aufmerksamkeit und Achtung beraubt und mit der Zeit wol gar verrückt und in den Schatten gestellt werde. In diesem Sinne seien uns hier einige Betrachtungen über Justus Möser gestattet, welche weder auf Neuheit noch auf eine erschöpfende, systematische oder künstlerische Analyse seines schriftstellerischen Charakters, seines Genius, Anspruch machen.

Daß Justus Möser besonders auch in neuesten Zeiten in Deutschland so warm anerkannt und geehrt wird, kann man in mehrfacher Hinsicht erfreulich finden; erstlich als Beweis, daß unsere häufig unmäßig nach dem Neuen haschende und mit einer bedauerlichen Übertreibung und Bestochenheit des Urtheils das Neue vergötternde Zeit doch auch einmal einem ältern deutschen Schriftsteller die ihm gebührende Ehre erweist, und von der nagelneuen Weisheit, welche dem deutschen Volke so oft im Gewande der überschwänglichsten Phrasen, des leidenschaftlichsten Pathos oder der abstrusesten philosophischen Schulausdrücke geboten wird, sich doch auch einmal mit Neigung und Vertrauen, wie es den Anschein hat, dem schlichten aber tüchtigen Menschenverstand eines deutschen Schriftstellers zuwendet, der 100 Jahre älter ist als mancher auf der Höhe der Zeit zu stehen glaubende, die Welt und die Geschichte meisternde und die Räthsel und Geheimnisse des Schicksals deutende Autor der Gegenwart. Ja, erfreulich ist es, daß unsere Männer so ernstlich mahnen, die Werke eines Autors zu ehren und zu benützen, den eine vorwärts stürmende und gar leicht der Oberflächlichkeit anheimfallende Jugend nur gar zu geneigt sein dürfte, zum alten Eisen zu rechnen und zu verwerfen! Nur sehr wenige deutsche Schriftsteller sind es, die, früher als er geboren, noch jetzt den Deutschen durch die Form ebenso wie durch den Inhalt ihrer Schriften zusagend und angenehm wären; nur etwa der drei Jahre vor Möser geborene Winckelmann hat einen classischen Stil in höherm Sinne, während ein Rabener und Gellert doch dem heutigen Geschmack wegen einer gewissen schwerfälligen Breite widerstehen. Während aber Winckelmann vermöge der von ihm behandelten Gegenstände nur eine Lecture für verhältnißmäßig Wenige bleibt, eignen sich Möser's Schriften durch ihren Inhalt zu einer Lecture für das Volk in einem ziemlich umfassenden Sinne, und so verdient er auch in dieser Hinsicht als nahezu erster volksthümlicher deutscher Prosaist der neuern Literaturperiode den Namen eines Patriarchen, den ihm Goethe so treffend gegeben hat. Das Jahrzehnd nach seinem Geburtsjahr hat allerdings schon mehre der ausgezeichnetsten deutschen Prosaisten hervorgebracht, aber der Erste bleibt er doch, wenigstens in einer gewissen Sphäre, und wir wünschen jedenfalls dem deutschen Volk Glück dazu, daß es einen Autor in lebendigem Andenken hält und noch jetzt mit Genuß und Nutzen liest, der vor ungefähr 100 Jahren zu schreiben anfing; es gehört doch einigermaßen zum Adel, zum neuadeligen und glänzenden Bestand einer Literatur, Ahnen aufzuweisen zu haben.

Erfreulich scheint uns ferner das Interesse, welches Möser's Schriften auch jetzt noch oder wieder erwarten, als ein Zeichen der noch nicht entwurzelten, wenn auch vielfach angefochtenen und bedrohten Pietät gegen verdienstvolle Männer einer frühern Zeit. In Folge der großen politischen, socialen und intellectuellen Revolutionen, welche Europa seit einer Reihe von Jahrzehnden unstreitig durchgemacht hat, und durch welche Vieles eine andere Gestalt gewonnen, wähnen gar Manche gleichsam in einer neuen Welt zu stehen, auf einer neuen Erde und unter einem neuen Himmel, sodaß man füglich von vorn anfangen, und alle Überlieferungen einer etwas entlegenern Zeit als gänzlich veralteten, unbrauchbaren und hemmenden Ballast wegwerfen dürfe, ja müsse, um mit ganz freiem, vorurtheilslosem Sinne vorwärts zu streben. Politiker, Ästhetiker, Philosophen sehen nicht selten mit grenzenloser Selbstgefälligkeit und Verachtung auf ihre sechs, acht oder mehr Jahrzehnde ältern Vorgänger herab, von welchen sie nichts lernen zu glauben können als wie man es nicht machen müsse, welche sie aber in der Regel geringschätzen ohne sie nur zu kennen. Bedeutendes ist gewiß auf allen diesen und andern Gebieten in neuern Zeiten geleistet worden, und man darf sich der Vorzüge des jüngern Geschlechts gegenüber einem frühern wol freuen; aber lächerlich ist es, wenn das Pochen auf die Fortschritte der Neuzeit großentheils auf der Unkenntniß des Besitzes und den Leistungen einer frühern Zeit beruht, und unwürdig ist es, wenn den frühern Vorarbeitern und Bahnbrechern, auf deren Schultern die Jüngern sich glücklich emporarbeiteten, statt anerkennender, gerührter Dankbarkeit, nur höhnische Verachtung geboten wird. Und doch ist wahrlich oft die halbgeahnte, dämmernd erschaute, aber durch rechtes Nachdenken errungene und erzeugte Wahrheit und Einsicht mehr werth, weit fruchtbarer und wirksamer als die zur vollen Klarheit ausgebildete, aber von Andern überkommene und nur etwa in der äußern Gestalt einigermaßen veränderte Theorie, auf deren Besitz sich Mancher große Stücke einbildet und auf den mühsamen Wühler früherer Zeiten lächelnd herabschaut. Die Impietät ist die Frucht des Mangels an Einsicht in den Werth und die Verdienste Anderer und der dünkelhaften Überschätzung der eigenen Verdienste und der eigenen Kraft, verbunden mit natürlicher Selbstsucht und Mangel an Liebe; und die Bedingungen und Verhältnisse unserer Zeit sind, man wird es nicht leugnen können, in hohem Grade der Pietät hinderlich, der Impietät dagegen förderlich. Die Pietät ist für den nicht ganz gut gearteten und gezogenen Geist unbequem, die Impietät schmeichelt seinen unedlern Neigungen und Gelüsten; und unter dem Schein der vorurtheilslosen Gerechtigkeit, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit treibt nur gar zu oft die sorglose Eitelkeit, die unwissende Gleichgültigkeit und die Undankbarkeit ihr Spiel. Wir wollen nicht verweilen bei so manchen Erscheinungen einer fast bis

zum System und zum Glauben erhobenen Impietät auf den verschiedensten Lebensgebieten; wir wollen nur mit Freude hinweisen auf die doch auch nicht überall erloschene Pietät, welche sich namentlich in der lebhaften Anerkennung Möser's kund gibt. Die Ansichten dieses Mannes würden den Anhängern der verschiedenen Richtungen und Parteien wol Gelegenheit zu Angriffen und zur Bekämpfung geben; statt dessen sehen wir, daß vielmehr Alle, oder doch die Meisten, sich in seinem Lobe, in der Feier seines Andenkens vereinigen, und das Wohlwollen, welches ihn selbst auszeichnete, dieselbe Stimmung gegen ihn selbst in einer spätern Zeit erweckt.

Endlich dürfen wir auch diese Zeitstimmung für Möser willkommen heißen als eine nicht unwichtige Bürgschaft für das Wachsthum eines echt vaterländischen Sinnes, neben so manchen Richtungen in der Literatur und im Leben, die man vom deutschen Standpunkt aus nicht umhin kann als unselige Verirrungen zu beklagen. Denn der Vertreter des echt deutschen, vaterländischen Sinnes ist und bleibt der Verfasser der „Patriotischen Phantasien", und Niemand wird aus dem gediegenen Ganzen seiner Eigenthümlichkeit als Mensch und Schriftsteller dies Hauptelement, den Kern seines Wesens, auszuscheiden und wegzulassen den Versuch machen. Alle seine Eigenschaften und Vorzüge werden durch dieses Band zusammengehalten und erhalten daher ihre Kraft, ihren Ton. Die Entwickelung der künftigen Geschicke Deutschlands liegt in einer für jedes Auge undurchdringlichen Dämmerung, und die kühnste Hoffnung und Phantasie stößt auf Schwierigkeiten, die den unverzagtesten Muth niederzuschlagen geeignet sind; kein noch so wohlmeinender Politiker der Gegenwart ist im Stand, eine auch nur einen mäßigen Theil der aufgeklärten, ernsten Freunde des Vaterlandes, des Rechts und der Freiheit befriedigende Aussicht zu eröffnen; um desto wichtiger muß es erscheinen, wenn recht viele deutsche Geister einem Manne der Vergangenheit mit Liebe, Verehrung und Vertrauen sich einmüthig zuwenden, und an seinen geist- und lebensvollen Schriften wenigstens die deutsche Gesinnung erfrischen und stärken, und in dieser sich einigermaßen einander nähern und befreunden, wenngleich sie über politische Systeme und Grundsätze auch in seiner Schule sich nicht einigen werden, und er, der noch unter ganz andern Verhältnissen Deutschlands lebte, wirkte und schrieb, und, so gut er die gefährlichen Misstände im Ganzen und Großen erkannte, und gelegentlich mit großer Schärfe andeutete, doch in seinen Wünschen und Vorschlägen sich hauptsächlich auf das in einem kleinern Kreise Erreichbare beschränkte, ebenso wenig sich einfallen ließ, über das Schicksal, die politische Entwickelung Deutschlands Prophezeiungen auszusprechen als, im Ernst, ein Universalheilmittel für die Krankheiten des Vaterlandes anzugeben. Nicht Möser's Auffassung der bestehenden politischen Verhältnisse im Großen und im Kleinen, auch nicht seine Ansichten über die Art und den Grad der etwa nöthigen und wünschenswerthen, oder durch die Natur der Dinge selbst herbeizuführenden Veränderungen und Verbesserungen sind es, die wir als wohlthätiges Förderungsmittel für eine echt deutsche Gesinnung in einem weiten Kreise der Denkenden und Wohlmeinenden betrachten; über dies Alles können und werden die jetzigen Leser seiner Schriften sehr getheilter Meinung sein; aber aneignen könnten und sollten sie sich von ihm die aufrichtige, warme, herzliche Liebe zum Volke, die Achtung vor der Ehre und den Rechten aller rechtmäßig bestehenden Stände und Classen desselben, vor allen irgend vernünftigen, auf einem gesunden Grunde beruhenden Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten, die liebevolle Sorge für das leibliche Behagen und die moralische Gesundheit und Zufriedenheit aller Volksangehörigen, verbunden mit einem sittlichen Ernst, welcher Pflichten und Rechte streng aneinander bindet; die Selbstverleugnung, womit er, nicht den eigenen Abstractionen, Lieblingsgrundsätzen oder Grillen sich hingebend, vielmehr ganz in die Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten von Einzelnen und Gemeinheiten sich hineinlebt, und nicht als Wohlthat aufdrängt, was den Empfängern als eine Last erschiene, aber auch die Beharrlichkeit, womit er der Trägheit und dem Unverstand, der übeln Sitte und dem verkehrten Wollen immer wieder, in verschiedenster Form, ernst und spottend seine Warnungen und Belehrungen zuruft und bald mit heiterster Laune, bald mit herzergreifender Kraft veranschaulicht; die schöne, ruhige Milde, womit er unvermeidliche Übel, nicht zu heilende Misstände auffaßt und ihnen die beste Seite abzugewinnen sucht, so weit sie sich nicht durch Klugheit lindern und ermäßigen lassen; den großen Überblick, mit welchem er auch das scheinbar Kleine und Geringfügige auf das Würdigste und Größte zu beziehen, es dadurch zu heben und zu adeln, der Beachtung und der Thätigkeit zu empfehlen weiß, und das patriotische Erglühen für deutsche Ehre, deutsche Größe, Art und Kunst, das sich durch alle seine Aufsätze so wohlthuend und ansprechend, bald beschämend, bald begeisternd hindurchzieht. In Wahrheit, der Familienvater und die Hausmutter, der Bauer, der Bürger und Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Beamte, der Staatsmann und der Regent — Alle können aus Möser's Schriften über ihre Pflichten und über ihre Ehre, über ihre Bedeutung für das Ganze des Vaterlandes, über die Folgen ihres Eifers oder ihrer Sorglosigkeit gegenüber dem Gemeinwesen, über den Segen des Patriotismus, den Schaden und Schimpf des Egoismus sich belehren, und Alle können zugleich, wenn sie dafür empfänglich sind, die lebhaftesten Antriebe zu einem gemeinnützigen, patriotischen, zu einem wahrhaft deutschen Sinn und Wirken schöpfen.

Der strebsamen deutschen Jugend insbesondere könnten Möser's Schriften ausnehmend zu statten kommen; sie haben in ihrer kernigen Frische etwas dem jugendlichen Geiste ungemein Zusagendes — Herder und Goethe, als Jünglinge, hatten ihre größte Freude daran —, und zugleich wirken sie auf das kräftigste einem leeren und oberflächlichen Enthusiasmus entgegen, und bereichern den Geist mit einer Fülle von lebendigen und wirklichen An-

schauungen, von anziehenden und bedeutenden Verhältnissen, über welche die Geschichte gewöhnlich gleichgültiger hinweggehen muß. Gewiß ist es daher ein wohlbegründeter Wunsch, es möchten die Schriften Möser's, namentlich die „Patriotischen Phantasien", wie sie eine Sammlung von Aufsätzen in Wochenblättern für das Volk sind, so auch wieder theils als Ganzes, theils als einzelne Stücke oder in Auswahl des für bestimmte Kreise von Lesern Passenden unter dem Volk, unter der Nation sich verbreiten und diejenigen Gesinnungen nähren und befestigen, aus welchen sie bei ihrem originellen Verfasser hervorgegangen sind; es möge nicht bei der Anerkennung Einzelner bleiben, sondern das deutsche Volk möge sich den Inhalt, das Mark von Möser's Schriften aneignen, und bei seinen Bestrebungen zu Begründung einer schönen und gesicherten Zukunft sein Auge auf diesen weisen Deuter der Vergangenheit richten, und sein Ohr dem treuen Rathgeber leihen, der es gewiß vor vielen Misgriffen und Übereilungen warnen, es Umsicht, praktischen Blick, tüchtiges und beharrliches Handeln lehren kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kenntniß des Provinziallebens.

Das bunte, mannichfaltige Provinzialleben in Frankreich, welches man schon durch den eisigen Druck einer künstlichen Centralisation erstickt und unterdrückt wähnte, bietet für die schriftstellerische sowie für die künstlerische Darstellung eine reiche Ausbeute. Man wird um so mehr darauf hingewiesen, als seit einiger Zeit gerade in der Abgeschlossenheit der Provinzen sich ein eigenthümliches, zukunftschwangeres Leben zu regen begonnen hat. Mit Aufmerksamkeit müssen wir deshalb diese Darstellungen verfolgen, unter denen sich überdies ganz beachtenswerthe Erscheinungen bieten. So haben wir vor kurzem erst einige Lieferungen eines größern Werks zu Gesicht bekommen, welches der Vergangenheit eines interessanten Theiles von Frankreich gewidmet ist. Wir meinen folgendes Kupferwerk: „L'ancienne Auvergne et le Velay." Der Herausgeber, Ad. Michel, hat keine Mühe und keine Kosten gespart, um demselben einen höhern wissenschaftlichen und künstlerischen Werth zu verleihen, und es steht zu erwarten, daß die bemittelten Bewohner seiner Provinz ihm seine beträchtlichen Opfer entgelten werden. Das Ganze ist im großartigen Maßstabe angelegt, indem es auf drei Foliobände Text und einen starken Band mit Kupfertafeln und andern Zeichnungen berechnet ist. Der äußern Erscheinung nach, welche durchaus glänzend zu nennen ist, schließt sich diese Publication an ein ähnliches Werk an, welches früherhin von dem zu früh gestorbenen Ach. Allier unter dem Titel „L'ancien Bourbonnais" unternommen war. Der Text zerfällt nach naturgemäßer Anordnung in zwei Abtheilungen, von denen die eine dem Studium der historischen Ereignisse, die andere mehr der Localgeschichte gewidmet ist. Was die erstere Abtheilung betrifft, so gruppirt sich der ganze Stoff in fünf Zeiträume. Dies sind die celtische, die gallo-römische, die barbarische, die feudale und die neue Zeit.

Sammlung malaiischer Seegesetze.

Bei dem regen Interesse für orientalische Studien, welches sich seit einiger Zeit in Frankreich zeigt, kann es nicht fehlen, daß sich der europäischen Wissenschaft noch neue Aussichten, noch ganz unbebaute Felder bieten werden. Zu diesen jüngsten Erwerbungen, welche die Linguistik auf dem weiten Gebiete östlicher Sprachen gemacht hat, rechnen wir die malaiische Sprache, die in ihrer ganzen Wichtigkeit erst seit einiger Zeit erfaßt worden ist. Es gibt allerdings einige nicht unbedeutende Vorarbeiten; aber so tüchtig und beachtenswerth dieselben auch sein mögen, so ist der vielverzweigte Sprachstamm der Malaien doch immer ein reichhaltiger Schatz für sprachvergleichende Forschungen, dessen ganze Tiefe noch längst nicht erschöpft sein wird. Unter den jüngern Gelehrten, welche sich der Pflege dieses Idioms gewidmet haben, das vor kurzem kaum einige vereinzelte Vertreter zählte, verdient besonders der vor einigen Jahren als Professor des Malaiischen angestellte Dulaurier hervorgehoben zu werden. Er hat bereits in mehren literarischen Arbeiten Zeugniß von seinem Eifer und seinen gediegenen Kenntnissen abgelegt. Gegenwärtig erhalten wir von ihm ein Werk, welches auch außerhalb des Kreises linguistischer Studien Beachtung finden wird. Es ist dies eine mit Übersetzung versehene Sammlung der Seegesetze der Malaien, die hier zum ersten Male mit einiger Vollständigkeit zusammengestellt erscheinen. Zwar hatte der bekannte Raffles schon einen ähnlichen Versuch gemacht, der indessen noch äußerst ungenügend ausfiel. Dulaurier hat in seiner Sammlung außer dem Codex der Bugis, der bereits früher einmal von den Engländern in Sinapur im Originaltexte gedruckt war, die Seegesetze von Malakka und Makassar vereinigt, von denen einige bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichen und dem Nautiker wie dem Ethnographen vielfachen Stoff zu Betrachtungen bieten.

Die administrativen Verhältnisse in Frankreich.

Die höhere Administration in Frankreich ist so eigenthümlich organisirt, es herrschen in Betreff derselben in Deutschland so wesentliche Irrthümer, daß man das Erscheinen eines Werks, welches geeignet ist, auf diese innern Zustände einiges Licht zu werfen, mit Freude begrüßen muß. Man kann dies um so mehr, als der Name des Verf. schon eine Garantie für die Gediegenheit des Inhalts und für die Stufe sowie die Würde der Fassung abgibt. Diese wichtige und interessante Schrift rührt von dem bekannten Publicisten Vivien her und führt den Titel „Études administratives". Ein Theil der Aufsätze, welche in vorliegendem Werke vereinigt werden, ist bereits in der „Revue des deux mondes", zu deren thätigsten Mitarbeitern Vivien gehört, erschienen. Wenn auch im Allgemeinen der Verf. zu einer einigermaßen optimistischen Anschauungsweise hinneigt, so sind wir gewiß weit entfernt ihm dies zum Vorwurf zu machen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 33. — 2. Februar 1846.

Justus Möser.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Seit Möser schrieb und wirkte — er ist jetzt ein halbes Jahrhundert todt! — hat Deutschland ohne Zweifel in vielen Stücken, namentlich auch in seinem politischen und socialen Zustande, Fortschritte gemacht, die im Einzelnen wieder von manchen Nachtheilen und Übelständen begleitet sein mögen, im Ganzen aber von ihnen gewiß nicht aufgewogen werden. So ist, um nur einige Punkte anzudeuten, die Getheiltheit Deutschlands in eine Unzahl von Herrschaften mit all den daraus erwachsenden Uebelständen in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in den Grenzverhältnissen, im Verkehr, auf ein viel geringeres Maß zurückgeführt, es ist in den genannten Beziehungen eine gewisse Ordnung, Gleichförmigkeit oder selbst Einheit bewirkt worden; die Tortur und die Leibeigenschaft sind so ziemlich überall aufgehoben, die drückenden und andere Classen hemmenden Vorrechte des Adels sind beschränkt, der Übermuth und die Gewaltthätigkeit der Beamten und der Soldaten gebrochen worden u. s. w.; eine öffentliche Meinung, kann man sagen, darf sich doch eher bilden und aussprechen, und das eigentliche Volk wird mehr beachtet und gezählt als vor 50 oder 70 Jahren in Deutschland der Fall war: aber so viele tüchtige, gelehrte, unerschrockene und freisinnige Schriftsteller, Publicisten, Vertreter und Vorkämpfer der Freiheit und der Rechte des deutschen Volks wir besitzen, einen Möser haben wir doch zur Zeit nicht, und wir können wol auch, wie die Verhältnisse sind, keinen mehr haben. Er ist eine Erscheinung, in welcher sich die Eigenthümlichkeit seiner Zeit und der deutschen politischen Verhältnisse auf eine ganz einzige Weise ausgeprägt hat, so jedoch, daß die intellectuelle und sittliche Trefflichkeit des Mannes auch aus sonderbaren Verwickelungen und verworrenen Verhältnissen noch einigen Vortheil zu ziehen wußte, sowie sie das Fördernde der Zeitlage aufs beste benutzte, während doch zugleich Möser mit der ihm eigenen Umsicht und Mäßigung seine Kräfte nicht vergeudete durch Ankämpfen gegen unüberwindliche Schranken und Hemmnisse, und große Übel, deren Heilung aber in keiner Weise abzusehen, und durch gütliche Mittel auch gar nicht zu versuchen war, nur gelegentlich mit einem bittern Seufzer oder einem wehmüthigen Scherz andeutete. Ein Mann wie Möser, sagen wir, ist heutzutage geradezu unmöglich und undenkbar.

Ein höherer Beamter — und Möser bekleidete im Hochstift Osnabrück einen höchst einflußreichen Posten, ja er war gewissermaßen die Seele der Verwaltung —, der nicht für die Salons und Boudoirs, nicht für das Theater, sondern ganz anspruchslos für den niedern Beamten, den Bürger und Bauer, den Kaufmann und den Handwerker ein schlichtes Wochenblatt schriebe, und zwar nicht etwa blos, um Regierungsmaßregeln süß einzugeben und zu empfehlen, nicht um dem Volke unbedingte Unterwerfung unter die höhere Weisheit und Autorität der Macht zu predigen, und ihm mit sophistischer Gewandtheit das Belieben der Gewalthabenden als einzigen Weg zu seiner Wohlfahrt zu rühmen — nein! um das Volk zum Selbstprüfen und Selbstdenken zu ermahnen und zu erziehen, um es über seine Rechte und Interessen ebenso wol wie über seine Pflichten aufzuklären, es auf Misbräuche in der Verwaltung oder Rechtspflege aufmerksam zu machen, Selbstgefühl und Gemeinsinn in ihm zu erwecken und seinen Blick für die Auffassung der heimatlichen und dann der vaterländischen Verhältnisse überhaupt zu stärken und zu erweitern, wäre unter den jetzigen Umständen unmöglich. Einmal, wo sind heutzutage noch die höhern Regierungsbeamten und Staatsmänner, die, unter Büchern und in gelehrten Schulen aufgewachsen, und ihre Zeit zwischen den Acten, den Sitzungssälen und den geselligen Salons theilend, es nicht unter ihrer Würde hielten, oder doch nicht Zeit und Gelegenheit fänden, sich in das Leben, die Gewohnheiten, die Sitten, die Bedürfnisse des Volks, des Bürgers und Bauers, recht hineinzuversetzen, sich Kenntnisse vom Zustand des Volks aus unmittelbarer, vielseitiger Anschauung und Erfahrung statt aus dürren Berichten und trockenen Zahlen und statistischen Tabellen zu schöpfen, mit allen Classen der Staatsangehörigen menschlich zu fühlen; die das Talent hätten, den Ton und das Herz des Volks zu treffen, ohne deshalb ihre eigene Persönlichkeit und Würde zu verleugnen, ohne sich zum Schauspieler zu erniedrigen; und die Ausdauer und Umsicht, und Liebe zur Sache genug besäßen, um lange Jahre hindurch in diesem Beruf eines sorgsamen, treuen Erziehers des Volks nicht zu ermüden? Wo wäre

heutzutage die Regierung zu treffen, die, wie wohlmeinend und liberal zu sein sie sich rühmen möchte, nicht Anstoß daran nähme, wenn ein höherer Beamter in solcher Weise sich mit dem Volk gemein machte, gleichsam ohne die Amtsuniform und Amtsmiene sich unter dasselbe als harmloser Mensch mischte, die nicht mistrauisch würde, ja mit Verboten, Drohungen und Entsetzungen sich einstellte, wenn er sich beigehen ließe, Regierungsmaßregeln vor dem Volke einer strengern Prüfung zu unterwerfen *), wol gar ganz oder theilweise zu misbilligen, oder durch Belehrung des Volks über seine Rechte und Interessen, sofern diese nicht mit denen der Regierung zusammenfallen, dieser letztern Schwierigkeiten zu bereiten? Aber undenkbar wäre in jetziger Zeit ein solcher Schriftsteller wie Möser auch deswegen, weil bei dem schroffen sich Gegenüberstehen der politischen Parteien und Ansichten, bei dem weitverbreiteten Mistrauen, das sich mehr und mehr der Gemüther bemächtigt hat, ein in Möser's Geist und Art, mit treuer, wohlwollender Theilnahme für das Volk schreibender und wirkender, aber dabei doch im engsten Vertrauen und Dienst der Regierung stehender, und daneben noch mit der Vertheidigung der Interessen eines bevorzugten Standes (der Ritterschaft) beauftragter Mann unfehlbar dem Volke von Anhängern einer extremen Meinung verdächtigt, der Zweideutigkeit und Achselträgerei beschuldigt, als verkaufter Miethling und doppelzüngiger Sophist verschrien werden müßte? Nur in einer im Ganzen noch so harmlosen, friedlichen und vielfach naiven Zeit, bei einer solchen Meeresstille der Geister und des politischen Lebens, wie sie nach dem Siebenjährigen Krieg in Deutschland waltete, konnte eine so verwickelte und delicate Stellung wie die Möser's als hoher Regierungsbeamter und zugleich als Volksschriftsteller von einem höchst einsichtsvollen und gewandten und dabei ehrenhaften und redlichen Manne behauptet werden; sie hatte etwas Patriarchalisches, was bei einer straffern Spannung der Geister, bei entwickeltern, schärfer festgesetzten Verhältnissen, bei einem bewußtern Gegensatze der Meinungen, der Interessen und Parteien nothwendig wegfallen muß; und ein Mann von Möser's Gaben und Gesinnung müßte heutzutage auf eine ganz andere Weise sich geltend machen, er müßte, statt als wohlmeinender und einflußreicher Vermittler verschiedene Interessen zu versöhnen und sich den Dank von Regierung, Privilegirten und Volk durch eine ruhige, unangefochtene aber allerdings unermüdete Thätigkeit zu erwerben **), sich seine Wirksamkeit erkämpfen, er müßte seine Partei nach bester Überzeugung wählen, und den Beifall, die Liebe und Verehrung eines Theils der Nation mit der Ungunst und Feindseligkeit eines andern bezahlen.

*) Welche heutige Regierung würde eine solche Empfehlung der Lotterie, wie sie Möser beim Anfang der osnabrückischen Lotterie gab, geduldet haben? Der Verf. wäre als unehrerbietiger Spötter behandelt worden!

**) Möser schreibt: „Mein Amtsjubiläum ist sehr feierlich begangen worden, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den 50 Jahren Vieles erfreut, wenig betrübt, nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, für Jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat."

Möser war — wenn wir nun zu einer kurzen Beleuchtung seines Charakters als Mensch und als Schriftsteller übergehen — Politiker seinem innersten Wesen nach, das heißt, er faßte Alles vom Gesichtspunkte des Staatslebens auf; das gemeine Beste, das Vaterland, das Volk, die öffentlichen Rechtsverhältnisse waren ihm das Höchste, der Maßstab dem er Alles unterwarf. Hierin tritt auch seine Originalität, die Kraft und das Gepräge seines selbständigen Geistes am unverkennbarsten hervor, daß er in seiner Zeit, wo die Politik eben als Mangel der Regenten und ihrer Diplomaten und Räthe galt, und außerdem nur einige Professoren an den Hochschulen sie vortrugen, sie als eine Sache des Bürgers als Solcher, als Interesse des Volks, als eine Pflicht und als ein wirkliches Lebenselement mit dem Geist und mit dem Gemüth zugleich erfaßte, und die Theilnahme daran allgemein, das Interesse lebendiger und persönlicher zu machen suchte und wußte. Allerdings begünstigten ihn hierbei seine persönlichen Verhältnisse, sofern er selbst eine politische Rolle zu spielen hatte, in innern und äußern Landesangelegenheiten, und mehrfach den Unterhändler und Diplomaten machen mußte; aber denjenigen politischen Geist, welchen seine Schriften athmen, wäre seine amtliche Stellung eher zu ersticken als zu wecken geeignet gewesen. Da er aber einmal in ihm lebendig war, fand er ohne Zweifel in seiner Stellung viele Gelegenheit, ihn durch leichter zugängliche Erfahrungen und Kenntnisse immer weiter auszubilden, und sich eine auf Erfahrung und weiten Überblick gegründete Einsicht zu verschaffen, welche leicht dem scharfsinnigsten und innerlich lebendigsten Gelehrten fehlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von K. L. Kannegießer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr.

Dante's kleinere Schriften, die noch vor etwa zwanzig Jahren der Mehrzahl unter den Bewunderern der „Göttlichen Komödie" kaum mehr als dem Namen nach bekannt waren, ziehen in immer weitern Kreisen die Aufmerksamkeit der Freunde jenes Gedichts auf sich, dessen richtiges Verständniß an unzähligen Stellen nur aus ihnen geschöpft werden kann. Vier Gesammtausgaben dieser Opere minori sind seit 1830 in Italien erschienen, von denen die eine (6 Bdchn., Florenz 1834—40) allein, die zweite (2 Bde., Florenz 1830—40) zum größern Theil von dem fleißigen Pietro Fraticelli besorgt ist. Die dritte (Neapel 1839—41), ein unverschämter Nachdruck der ersten, zeichnet sich nur durch unzählige Druckfehler aus. Die vierte und vollständigste endlich, von Alessandro Torri (Livorno 1843), ist noch lange nicht vollendet.*)

Das „Neue Leben" allein hat Carrer (Venedig 1840) herausgegeben, Übersetzungen derselben Jugendschrift lieferten

*) Vergl. hierüber Nr. 341 d. Bl. f. 1843. D. Red.

ins Französische ein Ungenannter („L'auteur des diverses féeries", Paris 1843), Brizeux (?) und Delécluze (?), und ins Deutsche der zu früh verstorbene treffliche Karl Förster (Leipzig 1841). Seine englische Übersetzung der in demselben Büchlein und im „Convito" enthaltenen Gedichte aber hat Charles Lyell einer neuen Durchsicht unterworfen und verbunden mit einer „The antipapal spirit of Dante Alighieri" überschriebenen Abhandlung (London 1842) herausgegeben. Diese durch den bejahrten Gaetano Polidori (London 1844) alsbald ins Italienische übersetzte, von sehr vieler Einsicht zeugende Schrift genauer zu besprechen wird sich hoffentlich bald Gelegenheit finden. Die lyrischen Gedichte Dante's druckte Giovanni Fornaro (Rom 1843) nach meiner Ausgabe vom Jahre 1826 (Leipzig) ab und fügte, ohne von meinem neuen Commentar (Leipzig 1842) Kunde zu haben, einen völlig ungenügenden Auszug aus jenen vor mehr als 19 Jahren erschienenen Anmerkungen bei. Eigene Schriften über Dante's „Monarchie" haben wir von dem Marchese Azzolino (Bastia 1839) und von Karl Hegel (Rostock 1842) erhalten.

Nun bietet Hr. Director Kannegießer, dessen Übersetzung der „Göttlichen Komödie" schon in der vierten Ausgabe erschienen ist (Leipzig 1843) und dem auch von den Übersetzungen der „Lyrischen Gedichte" (Leipzig 1842) die große Mehrzahl angehört, uns auch die übrigen kleinern Schriften des Dichters, sodaß wir in Verbindung mit der Förster'schen Arbeit jetzt Dante's sämmtliche Werke in dem 4., 12., 13., 23.—25., 39. u. 40. Bande der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes" verdeutscht vor uns liegen sehen. Es enthalten nämlich die beiden vorliegenden Bändchen das „Gastmahl", die „Monarchie", das Werk „Über die italienische Volkssprache" und die „Briefe". Warum der Hr. Übersetzer uns die neuerdings von Torri wieder abgedruckte kleine Schrift über die Elemente des Wassers und der Erde vorenthalten, spricht er zwar nicht aus, doch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn schon die darin besprochene Frage: ob das Meer irgendwo höher sei als die Erde? uns befremdlich vorkommt, die ganz scholastische Form der Erörterung auf den Leser entschieden zurückstoßend wirkt.

Eine Übersetzung dieser Schriften kann dazu dienen, sie in dreifacher Art zugänglicher zu machen; zunächst für Diejenigen, welche die, trotz zahlreicher italienischer Ausgaben, in Deutschland doch immer noch seltenen Originale nicht zu erlangen wissen. Sodann für Diejenigen, denen die lateinische oder italienische Sprache der Urschrift nicht geläufig ist. Endlich für Alle, denen die große Schwierigkeit des Gedankenganges und des Ausdrucks der meisten dieser Schriften Zweifel über die Bedeutung einzelner Stellen gelassen hat. Den beiden Ersten dient alsdann die Übersetzung als Surrogat des Originals, den Letztern aber als Hülfsmittel zum bessern Verständniß.

Gerade der Grund aber, welcher in dieser letzten Beziehung eine getreue und zugleich einsichtige Verdeutschung so häufig wünschenswerth macht, stellt einer solchen große, oft fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Nicht allein ist die Sprache dieser Schriften im italienischen Text eine alterthümliche, im Lateinischen eine barbarische, in beiden Fällen also eine dem heutigen Gebrauch entfremdete, nicht allein pflegt der Ausdruck ein ebenso prägnanter zu sein als in der „Göttlichen Komödie", sondern entweder gehören die erörterten Fragen selbst abstracter Speculation an, oder die Form der Erörterung ist doch wenigstens der Scholastik des spätern Mittelalters entlehnt. Eine fernere Schwierigkeit, deren auch Hr. Kannegießer in der Vorrede gedenkt, bietet der in unsern Ausgaben theilweise erheblich entstellte Text dar, und diese Fehler zu berichtigen darf wieder nur Der hoffen, dem es gelungen ist sich die Denk- und Redeweise des Schriftstellers anzueignen.

Zu diesen Schwierigkeiten, welche Form und Inhalt des Originals bieten, treten für den Übersetzer neue hinzu, welche aus der Beschaffenheit derjenigen Sprache hervorgehen in welche er überträgt. Wer sich an Dergleichen nur irgend versucht hat, wird erfahren haben, wie ungewöhnt unsere Sprache ist, den Gedanken in der Form scholastischer Syllogismen fortschreiten zu lassen. Für Ausdrücke, die den mittelalterlichen Aristotelikern feststehende technische geworden waren, suchen wir vergebens nach einem versprechenden Wort; die Begriffe selbst, die dadurch bezeichnet werden sollten, sind meistens aus der heutigen Philosophie entschwunden. Wie sollen wir z. B., um nur das Nächstliegende zu erwähnen, intellectus possibilis, contingentia, quiditas, parseitas, potentia, actus und so manches Ähnliche im Deutschen entsprechend wiedergeben? Es bleibt dem Übersetzer in der That kein anderer Ausweg, als dieses fest abgeschlossene und nicht allzu umfangreiche Gebäude scholastischer Kunstausdrücke im voraus vollständig zu überschauen, und nachdem er ein genaues Verständniß jedes einzelnen gewonnen hat, sich für möglichst entsprechende deutsche Worte zu bestimmen, die er alsdann mit voller Consequenz an die Stelle jener lateinischen oder italienischen setzt so oft er ihnen begegnet.

Dürfen wir nun auch die Fähigkeit, so erhebliche Schwierigkeiten zu besiegen, vorzugsweise bei einem Manne voraussetzen, der seit länger als einem Menschenalter sich mit Dante's allumfassendem Gedichte beschäftigt hat, so können wir bei aller Anerkennung, welche so lebenswerthem Fleiße gebührt, dennoch die Aufgabe auch durch die vorliegende Arbeit nicht in dem Maße für gelöst halten, als wir es zu den angedeuteten Zwecken wünschen möchten, und es möge dahingestellt bleiben, ob daraus deren Unlösbarkeit schlechthin gefolgert werden müsse.

Um beispielsweise nachzuweisen, was neben dem Guten, das sie bietet, Hrn. Kannegießer's Übersetzung im Einzelnen noch vermissen läßt, sollen statt des „Convito", welches die größten, und statt des „Vulgare eloquium" und der „Briefe", welche geringere Schwierigkeiten bieten, und für welche letztern vorhandene Vorarbeiten hier zum Theil wörtliche Aufnahme gefunden, einige Stellen des ersten Buchs der „Monarchie" besprochen werden, welche Schrift in Ansehung der Schwierigkeit ohngefähr die Mitte zwischen jenen andern hält. Wird sich dabei ergeben, daß der Übersetzer den Sinn seines Originals mehrfach nicht richtig aufgefaßt und wiedergegeben habe, so wird einem aufmerksamen Leser zugleich an diesen Beispielen die Schwierigkeit der Arbeit selbst hinlänglich erhellen.

Im 15. Capitel des ersten Buchs (nach der Zählung des Marsilius Ficinus; leider hat Hr. Kannegießer keine Capitelzahlen angegeben, obgleich Dante selbst z. B. S. 12 danach abtheilt) heißt es im Original: „Nihil igitur agit, nisi tale existens, quale patiens fieri debet. Propter quod philosophus, in iis quae de simpliciter ente: «Omne» inquit «quod reducitur de potentia in actum, reducitur per tale existens actu.»" Das heißt paraphrasirt: „Kein Ding vermag auf ein anderes einzuwirken, wenn es nicht selbst diejenige Eigenschaft hat, welche es diesem letztern, dem leidenden Objecte, mittheilen soll. Deshalb sagt Aristoteles in seiner Metaphysik (IX, 8): «Alles, was von dem Zustande der Fähigkeit zu einer Eigenschaft, zu der Wirklichkeit dieser Eigenschaft geführt wird, wird dies durch ein Anderes, welches dieselbe der Wirklichkeit nach schon besitzt.»" Statt dessen übersetzt Hr. Kannegießer S. 20: „Gar nicht handelt also nur Das, was unter der Bedingung vorhanden ist, daß es leidend zum Dasein gelangen muß. Deswegen sagt der Philosoph in seiner Schrift über das an sich Daseiende: «Alles, was mit Gewalt zum Dasein gebracht wird, das wird es nur durch Etwas, das handelnd vorhanden ist.»" Abgesehen nun davon, daß der Herr Übersetzer offenbar den auch aus der „Göttlichen Komödie" (z. B. Paradies, XXIX, 34) hinlänglich bekannten Gegensatz von potentia (wofür er „Gewalt" setzt) und actus völlig verkannt hat, darf billig bezweifelt werden, ob er irgend mit den von ihm gebrauchten Worten einen klaren Gedanken verbunden habe.

Leichter verständlich ist folgender Satz des 14. Capitels, in welchem Dante wie im ganzen ersten Buche die Aufgabe verfolgt, theoretisch die Nothwendigkeit der Universalmonarchie zu beweisen: „Genus humanum solum imperante monarcha

sui, et non alterius gratia est. Tunc enim solum politiae diriguntur obliquae, democratiae scilicet, oligarchiae atque tyrannides, quae in servitutem cogunt genus humanum, ut patet discurrenti per omnes; et politizant reges, aristocratici, quos optimates vocant, et populi libertatis zelatores." Das heißt: „Nur unter der Oberherrlichkeit eines Weltherrschers ist das Menschengeschlecht um sein selbst, nicht aber um Anderer willen. Denn nur durch eine solche werden die verkehrten Regierungsformen gerade gemacht, nämlich das Volksregiment, die Herrschaft Weniger und die Gewaltherrschaft eines Einzelnen, welche, wie der Umblick über alle solche Gemeinwesen ergibt, das menschliche Geschlecht in Knechtschaft zwängen; nur unter ihr regieren nach wahrer Staatsweisheit die Könige, die Aristokraten, welche man den Adel nennt, und die für Freiheit begeisterten Völker." Bei Hrn. Kannegießer widerspricht diese Stelle (S. 19) der Aufgabe und dem Inhalte des ganzen Buchs: „Das menschliche Geschlecht ist einzig unter einem Monarchen seit selbst wegen und nicht eines Andern wegen da. Denn dann allein werden Staaten falsch verwaltet, ich meine die Demokratiën, Oligarchien und Tyranneien, weil sie die Menschen zu Sklaven machen, wie ein allgemeiner Überblick lehrt; und rechte Staatsverwalter sind die Könige, die Aristokraten, die man Optimaten nennt, und die Verfechter der Volksfreiheit."

Noch leichter waren wol folgende Misverständnisse zu vermeiden. Im 10. Capitel sagt Dante: „Vera enim ratio unius in solo illo (sc. Deo) est, propter quod scriptum est: «Audi Israel, Dominus tuus unus est.»" Zu deutsch: „Denn das eigentliche Wesen der Einheit ist nur in Gott, weshalb (5. Mos. 6, 4) geschrieben steht: «Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott.»" Hr. Kannegießer übersetzt dagegen S. 12: „Denn wahr ist das Verhältniß des Einen im Ganzen, weshalb es heißt: «Höre, Israel»" u. s. w. Am Schlusse des ersten Buchs wirft Dante dem von Stürmen umhergeworfenen vielhäuptigen Menschengeschlechte vor, es kranke an dem einen und andern Verstande (dem speculativen und dem praktischen) und nicht minder in seinen Begierden, und fügt alsdann hinzu: „Rationibus irrefragabilibus intellectum superiorem non curas, nec experientiae vultu superiorem; sed nec affectum dulcedine divinae suasionis": „Du unterlässest es, den speculativen Verstand durch unwiderlegliche Vernunftschlüsse, und den praktischen durch das Antlitz der Erfahrung zu heilen. Nicht einmal deinen Begierden lässest du die Süßigkeit der göttlichen Mahnung zur Arznei gereichen." Ziemlich umgekehrt lautet dieser Satz bei Hrn. Kannegießer S. 26: „Trotz unwiderleglicher Gründe achtest du nicht auf die höhere, trotz des Antlitzes der Erfahrung nicht auf die niedere Einsicht, aber auch nicht auf den Trieb trotz der Süßigkeit der göttlichen Anmahnung." Eben dieser, den Scholastikern so geläufige Gegensatz zwischen intellectus speculativus und practicus in ihrer combinirten Thätigkeit zum Syllogismus dient dem Autor an einer andern Stelle (Cap. 16) zum Gleichniß für das Verhältniß zwischen dem Universalmonarchen und den einzelnen Fürsten. Diese sollen von jenem die Grundprincipien empfangen, nach denen das Menschengeschlecht zu regieren ist, um sie demnächst, je nach den verschiedenen Sitten und Bedürfnissen des einzelnen Volks, zu verwirklichen. Ebenso, sagt Dante, empfängt der praktische Verstand zur Bildung eines Schlusses, der die Handelsweise bestimmen soll, den Vordersatz (die propositio major, z. B. es ist Pflicht, den Bedürftigen zu helfen) von dem speculativen Verstande; er selbst aber reiht darunter die besondere Wahrnehmung (als propositio minor, z. B. A. ist bedürftig), welche ausschließlich seinem Gebiete angehört, und schließt daraus im Besondern, um die Handelsweise danach zu bestimmen (z. B. es ist Pflicht dem A. zu helfen). Im Original lautet dieser Satz: „Quam quidem regulam sive legem, particulares principes ab eo (monarcha) recipere debent: tamquam intellectus practicus ad conclusionem operativam recipit majorem propositionem ab intellectu speculativo, et sub illa particularem, quae proprie sua est, assumit et particulariter ad operationem concludit." Bei Hrn. Kannegießer dagegen S. 22, 23: „Dieses Leitmaß oder Gesetz müssen die besondern Herrscher von ihm empfangen, sowie etwa der handelnde Verstand zum wirkungsfähigen Schlusse den stärkern Vorsatz von dem forschenden Verstande empfängt, und unter ihm den besondern, der sein eigen ist, aufnimmt und einzeln zur Wirksamkeit den Schluß macht."

Das Verzeichniß solcher Stellen, in denen der Sinn des Originals unrichtig aufgefaßt ist, ließe sich ohne Mühe und ohne die Grenzen des ersten Buchs der „Monarchie", aus dem die obigen entlehnt wurden, zu überschreiten, beträchtlich vermehren, besonders wenn auch die Fälle mit aufgeführt werden sollten, wo das Misverständniß durch eine falsche Lesart hervorgerufen wurde, wie z. B. S. 15, Z. 15, wo sive statt sine gelesen ist. Statt dessen soll aber vielmehr schließlich nochmals entschuldigend auf die Schwierigkeit des Unternehmens aufmerksam gemacht werden, für welches Vorarbeiten in so geringem Maße vorhanden sind. Gewiß aber ist zu bedauern, daß das eine Hülfsmittel, welches wir für die „Monarchie" besitzen und welches sich in Hrn. Kannegießer's Händen befand, von ihm unbeachtet geblieben zu sein scheint: es ist dies die im Ganzen ebenso treue als mit Einsicht gearbeitete italienische Übersetzung des Marsilius Ficinus, welche in der von unserm Übersetzer, der Vorrede zu Folge, zum Grunde gelegten Fraticelli'schen Ausgabe dem lateinischen Texte gegenübersteht.

Karl Witte.

Literarische Notizen aus England.

Anthologie aus deutschen Dichtern im Englischen.

Unter dem Titel: „German anthology. A series of translations from the most popular german poets", von James Clarence Mangan, ist in zwei Bänden eine Mustersammlung aus deutschen Dichtern in englischer Sprache erschienen, nachdem die einzelnen Stücke in einer langen Reihe von Jahren nach und nach im „Dublin university magazine" veröffentlicht worden waren. Obwol Herr Mangan in seiner Vorrede behauptet, daß seine Übertragungen „treu nach dem Geiste, wenn auch nicht nach dem Buchstaben der Originale" verfaßt sind, so zeigt sich hier oft das knechtischste Kleben am Buchstaben, dort die ärgsten Verstöße gegen den Sinn, und die komischste Verballhornisirung der Gedanken unserer vaterländischen Dichter. Richtig bemerkt ein englischer Kritiker, indem er die Übertragung von Freiligrath's „Wüstenkönig ist der Löwe" durch Herrn Mangan anführt, diese Art der Umdichtung „heiße nicht feines Gold mit Gold überziehen, sondern es mit Kupfer belegen; nicht die Lilie weiß malen, sondern sie mit rothem Ocker beklatschen".

Naturwissenschaft und Bibelglaube.

Von dem Verf. des Werks „Vestiges of creation", welches im autoritäts- und bibelgläubigen England so großes Aufsehen gemacht, und eine wahre Flut von Gegenschriften hervorgerufen hat, soll in kurzem eine neue, seine Ansichten weiter ausführende Schrift unter dem Titel „The harmony of the visible creation" erscheinen. Die Zeitungen haben das wegen seiner conservativen Gesinnungen bekannte Mitglied des Unterhauses Sir Richard Bvvyan als Verf. genannt, welcher Behauptung jedoch von anderer Seite widersprochen wird. Unter den letzten Gegenschriften, die zumeist von Geistlichen verfaßt sind, verdienen erwähnt zu werden: „Creation by the immediate agency of God, as opposed to creation by natural laws; being a refutation of the work entitled: «Vestiges etc.»" von T. M. Mason, und „A brief examination of the nebulous hypothesis, with strictures on a work entitled «Vestiges etc.»", von J. Wallis. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1846.

Justus Möser.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Möser war ein politisch gesinnter Mann, aber er war kein politischer Theoretiker und Systematiker; mit einer lebhaften Auffassung für bürgerliche und staatliche Verhältnisse ursprünglich begabt, welche durch seine Studien noch geschärft werden mochte, nahm er wie es scheint die Verfassung seiner Vaterstadt Osnabrück und dann die Verhältnisse des ganzen damaligen Hochstifts, reich an eigenthümlichen Einrichtungen, an Anomalien sogar, und an alten Erinnerungen uud Denkmalen, zuerst in sich auf, befruchtetete diese Eindrücke und Erfahrungen durch scharfsinniges Nachdenken und Combiniren, und erweiterte dann immer mehr den Kreis seines politischen Interesses und Wissens durch Forschung und Lecture, durch Anschauungen und Reisen. In einer für Deutschland politisch wenig erfreulichen Zeit trieb er aus Neigung und Liebe politische Studien in einem durchaus wohlthätigen, fördernden, gemeinnützigen und humanen Sinne, gleich entfernt von dem herzlosen Staatsmann, der Glück und Leben von Tausenden nicht achtet, und von dem gelehrten Pedanten, der die Menschen nicht kennt, für welche er politische Systeme erbauen will; der Mensch war und blieb der Gegenstand seiner Forschungen und Bestrebungen, aber der Mensch als „politisches Wesen" oder „Thier", wie ihn Aristoteles nennt. Der politische Zustand, das gesellige und staatliche Zusammenleben galt Möser nicht als etwas, das zum natürlichen Zustand des Menschen erst hinterher dazukomme, als etwas Zufälliges, von dem man leicht absehen könne, sondern, im Gegensatz mit dieser in Deutschland freilich herkömmlichen und damals besonders herrschenden Anschauungsweise, faßte er das politische, das bürgerliche und staatliche Leben als die Grundlage und Wurzel des Einzellebens, als das Natürliche und Nothwendige, von welchem sich loszureißen vielmehr als eine Krankheit und Schwäche, als Schuld und als Übergang zum Tode betrachtet werden müsse. Aber mit scharfem Auge findet auch Möser politische Zwecke und Gründe, Spuren und Denkmale politischer Einrichtungen, wo der gleichgültigere Beobachter nur das Walten des Ungefährs oder individueller Neigungen und natürlicher Triebe erblicken würde. Den Werth und die Bildung der Nationen beurtheilt er nach ihrer politischen Verfassung, von welcher er annimmt und darthut, daß sie nothwendig auf alle Lebensverhältnisse maßgebend eingewirkt, alle Gesetze, Sitten, Gebräuche, körperliche und geistige Übungen und Fertigkeiten, Künste und Wissenschaften mitbestimmt habe.

Sehr schön und energisch spricht sich diese Anschauungsweise Möser's aus in dem Fragment, welches den Titel führt: „Über die Ruinen der deutschen Kunst", und das, wie wol Niemand erwarten würde, von der politischen Verfassung der alten Deutschen handelt. Ganz charakteristisch heißt es dort:

> Man gibt sich jetzt viele Mühe um die Kunstwerke der Alten, und sucht alle ihre Ruinen auf, um den großen Geist jener Werke nicht ganz zu verlieren. Aber das Gebiet der Kunst erstreckt sich weiter als auf das Gebiet jener sichtbaren Gegenstände, und . . . wir müssen auch andern Unternehmungen des menschlichen Geistes und Fleißes, wenn sie auch gleich nur in der Erfindung einer großen und nützlichen Wahrheit bestehen sollten, nachspüren, und solchen den gehörigen Rang unter den Kunstwerken einräumen. Ich rechne dahin besonders die großen Anstalten der alten Deutschen, wodurch sie sich in ihren politischen Verfassungen bei Freiheit und Eigenthum zu erhalten gewußt haben. So weit die wahre Glückseligkeit einer freien Nation über alle Arten der bildenden Künste erhaben ist, so weit muß man ein Volk, welches allen seinen Kunstfleiß auf die erstern verwendet, demjenigen vorziehen, das blos einige Maler und Bildhauer gezogen, oder einige geschickte Sänger und Tänzer aufzuweisen hat. Nur der Despot, der in der Abwürdigung der ihm gehorchenden Menschen seinen Vortheil sucht, wird die letztern allein mit seinem Beifall krönen; der edle Mann hingegen, der den Werth der Verdienste nach der Größe des Erfolgs für das gemeine Beste abwiegt, wird beiden Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dann fährt er fort, die Aufmerksamkeit, welche die Römer den Deutschen vor allen Nationen gewidmet, sei der schmeichelhafteste Beweis dieses Verdienstes der deutschen Einrichtungen und Sitten.

> Die Ruinen, welche uns davon übrig geblieben sind, zeugen von der größten Anstrengung des menschlichen Verstandes, und von einem Gebäude, das in allen seinen Theilen nach dem höchsten Ideal aufgeführt worden. Es verlohnt sich daher wol der Mühe, die Geschichte dieser Kunst, wodurch unsere Vorfahren, die Freiheit und Eigenthum über Alles schätzten, eine Nationalvereinigung mit der mindesten Aufopferung ihrer natürlichen Rechte zu errichten wußten, zu erforschen. Unstreitig war die Arbeit der letztern bewundernswürdiger als jene kleinen Bemühungen einiger wohlunterwiesener Meister; und die kleinen städtischen Republiken der Griechen waren gewiß nur

Puppenwerke gegen die nordischen Staaten, worin Millionen Menschen jene großen Rechte ungestört genossen. Den Geist der Freiheit und die Kunst, das Eigenthum gegen alle Eingriffe der Obermacht und der Herrschsucht ungekränkt zu bewahren, haben wir den Sachsen zu danken.

Ebendaselbst sagt er:

Keine Nation kann einen Anspruch auf Kunst machen, welche ihre Kinder der Natur überläßt, und sich nicht sorgfältig bemüht, den jungen Seelen diejenige Bildung zu geben, welche das höchste allgemeine Beste erfodert.

Wie trifft hier der schlichte Möser mit seinem tüchtigen Menschenverstand zusammen mit dem philosophischen und poetischen Platen! In ganz ähnlichem Sinne ist der Aufsatz geschrieben: „Der hohe Stil der Kunst unter den Deutschen", wo das Faustrecht in ein günstigeres Licht gestellt wird, gegenüber von dem heutigen Kriegsrecht:

Jeder Kenner muß das Faustrecht des 12. und 13. Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Stils bewundern; und unsere Nation, die anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein flämisches Stillleben betrachten, sollte billig diese große Periode studiren, und das Genie und den Geist kennen lernen, welche nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowol seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können.

Damit verwandt ist ein Aufsatz über die Nationalerziehung der alten Deutschen, von welcher gerühmt wird, daß alle Wissenschaften und alle Künste lediglich auf den Krieg gingen, und wovon es weiter heißt:

Dies Alles setzt eine Erziehung von ganz anderer Art voraus als man sich insgemein von Barbaren einbildet.

Kurz, die dem Zwecke des allgemeinen Besten, der Tüchtigkeit, der Ehre und der Freiheit Aller am besten zusagende politische Verfassung ist für Möser das Merkmal und der Maßstab der höchsten, echtesten Bildung und Gesittung. Mit dieser Ansicht stand er freilich in seiner Zeit ziemlich einsam, zumal da er auch paradoxe Behauptungen nicht scheute; aber um so mehr bezeugt sie die kraftvolle Selbständigkeit seiner Natur, die nun einmal die ihr gemäße Anschauungsweise festhielt und mit ebenso viel Talent, Kunst und Scharfsinn als mit Eifer, Fleiß und Wärme verfolgte und ausbildete. Und wie fruchtbar ist sie, an sich schon rühmlich, bei Möser geworden! wie anziehend und lehrreich beleuchtet er von diesem Standpunkt aus alle Lebensverhältnisse, Einrichtungen, Bestrebungen! Aufs Detail einzugehen verbietet uns der Raum; nur dem Bedenken wollen wir kurz begegnen, das man gegen die vorzugsweise politische Betrachtungsweise und Beurtheilung aller Lebenszustände erheben könnte: ob dadurch nicht die rein menschliche, die sittliche und ästhetische Betrachtungsweise beeinträchtigt werde? Wir dürfen, was Möser betrifft, keck mit Nein! antworten. Er führt den politischen Maßstab nie mit einer solchen Einseitigkeit und Abstraction, daß er über dem politischen Menschen den natürlichen vergäße; er weiß zu gut, was zum ganzen, unverkümmerten Menschen gehört, als daß er politischen Systemen, Grillen und Hypothesen den natürlichen Menschen mit seinen verschiedenen Bedürfnissen, Trieben, Neigungen, Anlagen, Leidenschaften aufgeopfert, ihn in ein peinliches Joch gezwungen hätte, wie etwa ein Lykurg seine Spartaner; er hatte die Geschichte, allerdings hauptsächlich vom politischen Gesichtspunkt ausgehend, zu gründlich und aufmerksam studirt, als daß er ein so zu sagen auf sich selbst gegründetes politisches System für möglich und wünschenswerth gehalten hätte. Wenn die politische Verfassung die Unabhängigkeit, die Ehre, die Freiheit und die Größe eines Volks bezweckt, und dieser Zweck allerdings in gewissem Sinne der höchste heißen mag, so wußte doch Möser wol, daß, den Foderungen und der Anlage der menschlichen Natur nach, daneben auch nicht weniger für die Glückseligkeit, für das Behagen, den Genuß und die Freiheit der Einzelnen gesorgt, daß dabei jeder rechtmäßige Trieb, der sinnliche so gut wie der sittliche, befriedigt, daß jede Anlage gepflegt und ausgebildet werden muß. Möser war daher gar nicht gemeint, häusliches und Familienleben, Religion, Poesie, Kunst und Wissenschaft, Lebensgenuß und Humanität irgend der politischen Verfassung aufzuopfern, sondern im Gegentheil wollte er in all Diesem Stützen derselben finden, Alles mit ihrem Geiste durchdringen; aber freilich trug er in Collisionsfällen kein Bedenken im Interesse des politischen Geistes die Anfoderungen, welche jenen Elementen des Lebens einen nach seiner Ansicht unverhältnißmäßigen Einfluß und Wirkungskreis gewinnen wollten, zurückzuweisen, zu beschränken und unter den Maßstab der politischen Zuträglichkeit zu beugen. Ohne die sittliche und gemüthliche Bedeutung der Ehe, die Süßigkeit und Heiligkeit sowie den Segen des Familienlebens und trauten Häuslichkeit zu verkennen, betrachtet er doch meist die Ehe von dem für den Staat allerdings sehr wichtigen Gesichtspunkt der Kindererzeugung und will die Erziehung mehr als gewöhnlich geschah und geschieht durch die Rücksicht auf das öffentliche Wohl geleitet wissen; in diesem Sinne schrieb er auch den Aufsatz: „Die Erziehung der Kinder mag wol sklavisch sein!" So ein großer Freund der echten Gelehrsamkeit und selbst ein tüchtiger Gelehrter, so ein geschmackvoller Kenner des Schönen in der Literatur und Kunst, des Wahren und Tiefen in der Wissenschaft und aufrichtiger Förderer der Humanität er war: so zeigte er sich doch als einen entschiedenen Feind aller schwachherzigen und weichmüthigen Empfindsamkeit und Sentimentalität, aller einseitigen Philanthropie namentlich Derjenigen, welche über dem Abstractum Mensch den Bürger vergaß und verkürzte, aller überschwänglichen Schwärmerei und entnervenden Lüstelei in der Kunst und Literatur, alles Mystischnebelhaften in der Wissenschaft, und aller, des festen Bodens der Erfahrung, des Leibes der Anschauung und der Wirklichkeit entbehrenden und priorischen Constructionen und Abstractionen und im Gebiete des politischen Lebens. Manche scheinbare und wirkliche Härten und Paradoxien in Möser's Ansichten erklären sich aus dieser Gesinnung, werden jedoch meist durch sogleich oder

bei andern Gelegenheiten beigefügte Einschränkungen wieder gemildert. Die höhere politische Rücksicht oder Nothwendigkeit überwiegt bei ihm nicht selten die Anfoderungen eines auf den ersten Anschein humanern, aber allerdings in der Wirklichkeit dem allgemeinen Wohl oft nicht zuträglichern Natur- oder Vernunftrechts. So ist er z. B. der Theilung des Grundeigenthums unter die Kinder oder die Erben nicht hold, und redet der Erhaltung der ganzen Hofgüter auf Kosten selbst der jüngern (oder auch der ältern) Geschwister aus politischen und nationalökonomischen Gründen eifrig das Wort. Das Besitzthum soll nicht zu sehr vertheilt und zerstückelt, aber auch die Bevölkerung ohne Grundbesitz nicht zu sehr vermehrt werden; daher sind die Heirathen nicht allzu freigebig zu gestatten, und wenn auch das Beispiel der Chinesen, welche jährlich Hunderttausende von Kindern aussetzen und von Hunden und Schweinen fressen lassen, von der Humanität eines Möser unmöglich gebilligt und zur Nachahmung empfohlen werden kann, so scheut er doch in den „Patriotischen Phantasien“ nicht zurück vor der Behauptung, die er einer jungen Matrone in den Mund legt:

Also sollte man die Einimpfung der Blattern ganz verbieten!

Wo will es endlich hinaus, wenn das so fortgeht? wenn die Brut, die jetzt erhalten ist, sich mit gleichem Eifer vermehrt und nichts davon abgeschlachtet wird? Die weise Vorsehung hat die Blattern gewiß nicht umsonst in die Welt geschickt ... sie sollen wahrscheinlich dazu dienen, einer Überladung der sublunarischen Welt vorzubeugen; diesem großen Winke sollte man folgen ... Geschieht dies nicht, so beklage ich die armen Erbherren des künftigen Jahrhunderts ... Ich halte es mit den natürlichen Blattern, die so fein aufräumen und auf jedem Hofe gerade ein Pärchen übrig lassen, was sich fein satt essen und dem lieben Gott recht viele Engel liefern kann. Ich breche hier ab, um keine Thorheit zu sagen.

Einigen Ernst birgt hier die humoristisch-ironische Einkleidung gewiß. Auf eine sehr scharfsinnige Weise spricht er sich für die Verpflichtung der Obrigkeit gegenüber von der Gesellschaft aus, die Todesstrafen nicht abzuschaffen; er will die Kirchenbuße so ganz nicht aufgehoben wissen; er ist dagegen, daß uneheliche Kinder den ehelichen gleichgestellt werden:

Der alte Grundsatz, daß man den äußersten Schimpf auf die Hurerei setzen müsse, um die Ehen zu befördern, ist weit dauerhafter (als der durchaus falsche und unzureichende der neuern, daß man die Hurerei minder schimpflich machen müsse, um den Kindermord zu verhüten) und nach den feinsten philosophischen Grundsätzen angelegt.

Seit zehn oder zwanzig Jahren ist in manchen Ländern für die Huren und ihre Kinder mehr geschehen als in tausend Jahren für alle Ehegemahlinnen, Ehegattinnen und Ehegenossinnen. Jeder Philosoph, sobald er nur gekonnt, hat sich gleich bemüht, die unechten Kinder und ihre Mütter von aller Schande zu befreien. Groß sind unstreitig die Beweggründe dazu gewesen. Natur, Menschheit und Menschenliebe haben laut zum Lobe solcher Anstalten gesprochen. Allein im Grunde ist es doch die unpolitische Philosophie unsers Jahrhunderts, welche hier ihre Macht zeigt. Es ist wiederum die neumodische Menschenliebe, welche sich auf Kosten der Bürgerliebe erhebt. Die Frage ist nicht so schlechterdings von der Stimme der Natur und von den Rechten der Menschheit, wenn es auf bürgerliche Rechte ankommt, zu entscheiden.

Die Beweisführung geht von dem Satze aus, daß die Ehe ein mit manchen Beschwerden verbundener, aber deshalb auch um so mehr mit Ehre zu begabender Stand sei; es dürfen dem ehelosen Leben nicht gleiche Wohlthaten wie dem ehelichen verliehen werden. Auch ist Möser gegen eine Toleranz, die so weit geht, daß Sektirern, Juden, Atheisten u. A. gleiche Rechte und bürgerliche Ehren mit den Bekennern der Staatsreligion eingeräumt würden, und zwar, wie er ausdrücklich erklärt, nicht weil er ihre Überzeugungen verdammt, sondern aus policeilichen oder politischen Gründen. Überhaupt betrachtet er auch die Religion, so warm und nachdrücklich er nicht selten ihre sittlichen Segnungen und ihre gemüthliche Bedeutung für den Einzelnen anerkennt, die christliche Religion mit begeisterten Worten preist, und ihre Wirkungen auf den einfachen Menschen, den von Hagelschlag und Wassersnoth betroffenen Landmann, den Kranken, den Unglücklichen und Sterbenden bewundernd rühmt, vorzugsweise vom politischen Gesichtspunkt — er nennt sie die Politik Gottes in seinem Reiche — und widerlegt das Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars von Rousseau von dem Grundsatz aus, daß eine positive Religion zur Beherrschung und Ordnung eines Staats und Volks unentbehrlich, und die christliche Religion durch die Person ihres Stifters sowie durch ihren Inhalt die ehrwürdigste, für den sittlichen und verständigen Menschen befriedigendste sowie die den politischen Bedürfnissen zusagendste sei. Auch die Vertheidigung Luther's und der Reformation gegen Voltaire in einem äußerst feinen, witzigen und schlagenden französischen Brief hält sich, bei der Anerkennung der göttlichen Berufung des Reformators, vorzugsweise an politische Gesichtspunkte, wie z. B. die Aufhebung der Klöster und des Cölibats in den protestantischen Ländern. So huldigte Möser durchaus mehr der antik-politischen als der modern-philanthropischen und philosophischen Gesinnung, und sprach sich nachdrücklich aus gegen „den jetzigen Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen“, als „der gemeinen Freiheit gefährlich“. Die Principien seiner politischen Verfassung sind nicht die modernen: Freiheit und Gleichheit aller im Staate Lebenden, sondern: Heiligkeit und Unverletzlichkeit der zunächst und hauptsächlich auf Grundeigenthum, dann aber auch auf andern Besitz sowie auf geschlossene Standschaft gegründeten Rechte und Ehren der eigentlichen, der Vollbürger, und Vertheilung der Pflichten und Lasten nach dem Verhältniß der Rechte und Ehren. Die Gleichheit der Menschen im Staate konnte Möser so wenig als eine vernünftige Foderung anerkennen als er sie in ihrer natürlichen Begabung fand, und sie schien ihm nur mit Verletzung geheiligter Rechte einerseits und mit Aufhebung der festesten Fundamente der Sicherheit des Staats andererseits oberflächlich und zum Schein ausführbar; und freilich erleidet der Grundsatz der Gleichheit in der Wirklichkeit und Praxis immer solche Beschränkungen und Modificationen, daß man große Mühe hat, ihn in seinen wunderlichen Verkleidun-

gen noch zu erkennen. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriffe frei und Freiheit. Möser war geneigt, bei dem Abstractum Freiheit an Vogelfreiheit zu denken. In der Erzählung „Der arme Freie" sucht er zu veranschaulichen, was es eigentlich um die bloße, nackte Freiheit und den Enthusiasmus dafür sei. Die wahre, werthvolle Freiheit, die nicht vielmehr etwas Negatives bezeichnet, setzt Möser in das auf einem Grundbesitz oder Gewerbe beruhende volle Bürgerrecht und die Standesehre, und lächelt über die „Freien", die trotz ihrer Freiheit Dienste zu nehmen genöthigt sind, um nicht zu darben und Hungers zu sterben; er spottet über die Enthusiasten, welche mit einem Worte, einem leeren Begriff alle Verhältnisse umstoßen möchten. Er schreibt:

Eine bequeme Philosophie unterstützte die Folgerungen aus allgemeinen Grundsätzen besser als diejenigen, welche nicht ohne Gelehrsamkeit und Einsicht gemacht werden konnten; und die Menschenliebe ward . . . eine Tugend, gleich der Bürgerliebe.

So viel Treffendes indessen Möser hierüber äußert, hat er doch wol einigermaßen verkannt, welcher wahre Gewinn aus der Anerkennung des Grundsatzes der Freiheit gezogen werden, wie er zum großen Vortheil der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Humanität gedeihen kann, wenn man damit nicht übereilt Alles ebnen und alle Bande und Verpflichtungen auflösen will, wol aber den im Vorzug und Vortheil Stehenden, welche allzu geneigt sind, ihr Interesse mit dem des Staats zu identificiren, durch Beachtung der natürlichen Rechte der Übrigen Schranken setzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus der böhmischen Geschichte. Leipzig, Grunow. 1845. 16. 15 Ngr.

Es enthält dies Büchlein einen Abdruck des auch schon sonst bekannten Berichts, den der reformirte Pfarrer Joh. Rosacius in Prag über die letzten Stunden der vornehmen Böhmen aufgesetzt hat, die in Folge der Wiedereinnahme Prags auf Befehl Ferdinand's II. am 21. Juni 1618 als Rebellen hingerichtet worden sind. Rosacius war in den letzten Stunden ihr geistlicher Beistand und schildert in einfacher, ergreifender Weise ihre Frömmigkeit und ihr Vertrauen auf ihr gutes Recht, demgemäß sie gehandelt hätten. Die vorausgesetzte Einleitung des Herausgebers enthält nur das Bekannteste aus leicht zugänglichen Büchern. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur ältern französischen Poesie.

Auf dem Gebiete der altfranzösischen Literatur, das den Franzosen zum Theil wenigstens erst durch die Beachtung und Anerkennung, die es im Auslande gefunden hat, lieb und theuer geworden ist, wird seit einiger Zeit ein bewunderungswürdiger Eifer entfaltet. Selbst die speciellsten Punkte werden hier ins Auge gefaßt und zum Theil in selbständigen Abhandlungen erläutert. Was nun aber gar das Material selbst betrifft, auf das sich diese Studien stützen müssen, so ist dasselbe in fortwährendem Steigen begriffen. Immer neue Veröffentlichungen treten ans Licht und es scheint fast, als ob die Quellen, aus denen man so reichlich schöpft, unergründlich wären. Unter den verschiedenen Monographien, welche die letzte Zeit uns in Bezug auf die ältere französische Poesie gebracht hat, verdient folgendes fleißige Werk, veranstaltet von einem vornehmen und bemittelten Freunde der Wissenschaften, besonders hervorgehoben zu werden: „Oeuvres complètes du roi René, avec une biographie et des notices par le comte *de Quatrèbarbes*", (2 Bde.). Der Dichter, um den es sich hier handelt, ist Renatus Graf von Anjou und Provence. Derselbe war 1409 geboren und wurde durch seine Verheirathung mit Isabella von Lothringen, einer Tochter Karl's II. von Frankreich, Herzog von Lothringen. Späterhin vermählte er sich mit Johanna II. von Neapel und erhielt dadurch den Königstitel. Dieser Renatus nun, der ein eifriger Beförderer aller künstlerischen Bestrebungen war, machte sich selbst durch seine eigenen poetischen Leistungen bekannt. Wenn unter den zahlreichen Gedichten, welche aus seiner Feder geflossen sind, auch mancher liebliche Klang sich befindet, so ist doch der eigentliche Kunstwerth seiner Erzeugnisse im Allgemeinen nicht allzu hoch anzuschlagen. Dessenungeachtet verdient die Zusammenstellung und Herausgabe derselben alle Beachtung. Es ist dies eine sehr dankenswerthe Arbeit, aus der sich manche interessante philologische Beziehungen und vielfaches Licht über die Zustände der damaligen Zeit gewinnen lassen. Die vom Herausgeber hinzugefügten Abhandlungen und Erläuterungen enthalten zahlreiche Anknüpfungspunkte für gelehrte Untersuchungen und zeigen, daß ihr Verf. in der ältern französischen Literatur wohl bewandert ist. Allerdings fand er schon einige Vorarbeiten in früher erschienenen Schriften, welche das Leben des Renatus — freilich mehr von einem andern Gesichtspunkte aus — behandelten. Dahin rechnen wir die ausführliche Monographie vom Vicomte de Villeneuve-Bargemont „Histoire de René d'Anjou" (3 Bde., 1825), und eine frühere kürzere Darstellung aus der Feder von Boisson de La Salle. Der Werth der Publication von Quatrebarbes wird noch erhöht durch die zahlreichen Kupfer und Skizzen, durch die der Künstler Hawke die interessanten Malereien der Originalhandschriften vergegenwärtigt und darstellt.

Geschichte des Communismus.

Zu den Schriftstellern, welche sich durch ihre communistischen Lehren besonders bemerklich machen und die man am häufigsten unter den Verfechtern dieser Sache antrifft, gehört F. Villegardelle. Er hat den berüchtigten „Code de nature" von Morelly, den man lange Zeit auf Rechnung Diderot's setzte, neu herausgegeben und die nicht minder bekannte „Civitas solis" Campanella's ins Französische übersetzt. Als eifriger Verehrer Fourier's zeigt er sich in seinem „Accorde des intérets des associations", einem Werke welches man zum nähern Verständniß dieses Systems nicht wohl entbehren kann. Gegenwärtig erhalten wir aus seiner Feder ein neues Werk, betitelt „Histoire des idées sociales avant la révolution française". Der Verf. sucht hier eigentlich in ausführlicher Entwicklung nachzuweisen, daß die communistischen Ideen, in denen Einige die verruchteste Neuerung der Gegenwart sehen, bis ins höchste Alterthum hinaufreichen. Um dies in aller Ausführlichkeit darzuthun, hat er überall umfassende Auszüge aus den Schriftstellern, welche ihm wenigstens in einzelnen Partien in die Lehre des Communismus hinüberzuspielen scheinen, beigebracht. Dadurch ist sein Buch eine ganz interessante Sammlung von Belegstellen geworden, aus der man sehen kann, wie die Ideen, welche jetzt in verschiedener Gestalt, bald offener, bald versteckter hervorbrechen, schon lange in Gährung begriffen gewesen sind. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Verf. in der Aufsuchung solcher Beziehungen offenbar zu weit geht und daß er zuweilen wol auch da eine Annäherung an die communistischen Grundsätze sieht, wo man durch nichts auch nur im entferntesten daran erinnert wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1846.

Justus Möser.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Gegenüber von den damals aufkommenden besonders französischen Staatsphilosophen und den Grundsätzen der Revolution war Möser historischer, positiver und conservativer Politiker, wie aus dem Bisherigen deutlich erhellt. Wollte man sich jedoch wundern, daß er dessenungeachtet noch in neuester Zeit so ausgezeichnete Gunst und Verehrung in Deutschland auch bei den Freisinnigen genießt, so vergesse man nicht, daß er, der Gegner einer tumultuarischen Umkehrung des Bestehenden durch philosophische Begriffe, dabei der unerschütterliche Feind aller Willkür und Freund des Rechts, des germanischen und deutschen Rechts war, das er aus seinen Entstellungen und Misdeutungen wieder in seiner Reinheit und hohen Vernünftigkeit herzustellen mit glücklichem Eifer strebte. Ein *muthiger*, aber dabei besonnener Vorkämpfer des *Fortschritts*, des *Rechts*, der Freiheit in Deutschland war er, und nur der Schwung und Flug der französischen Revolutionsideen ließ ihn als einen hinter der Zeit Zurückbleibenden erscheinen. Zurückgehend auf altdeutsche Einrichtungen, und auf das stammverwandte englische Volk sich berufend, verlangte er, daß Niemand Steuern und Lasten tragen solle, die er nicht selbst verwilligt, und daß Denen, die keine Vertretung haben, auch keine Steuern auferlegt werden sollten. Er verlangte die Abschaffung der Tortur, die in ältern Zeiten gegen Sklaven und Unfreie verhängt worden, und in nothwendiger Verbindung damit Einführung von Geschworenengerichten nach altem Brauche, wo Jeder durch seine Ebengenossen gerichtet worden sei.

> Es scheint mir in dem Falle, daß man zur (unbedenklichen) Abschaffung der Tortur schreiten will, schlechterdings nöthig zu sein, dahin wieder zurückzukehren, wo alle Völker vor Einführung der Tortur gewesen sind, nämlich auf das Urtheil von zwölf Geschworenen, die den Verbrecher und seinen Vertheidiger sowie die Beweise, welche für und wider ihn zeugen, selbst hören und sehen und ihn danach der That schuldig erkennen oder lossprechen.

Überhaupt foderte Möser die größte Ordnung, Schnelligkeit und Unparteilichkeit in der Rechtspflege, und verlangte, daß Jeder, auch der Höchste, der Fürst, an das förmliche Recht gebunden sein solle und sich nicht auf seine Überzeugung vom wirklichen Recht berufen dürfe. Nachdrücklich eifert er gegen Cabinetsjustiz. Eine so hohe Meinung er von dem Beruf und den Pflichten der Fürsten hat, so weit ist er von der Vorstellung einer ungemessenen Willkürgewalt derselben, wie man sie schon aus dem Satze von der göttlichen Einsetzung derselben hat ableiten wollen, entfernt, und der abgesagteste Feind alles Despotismus, werde er geübt von wem er wolle. So schreibt er:

> Man könnte die Könige Leibeigene der Krone nennen, wenn es nicht die Klugheit erfoderte, einen Mann, der die Niedrigen gegen die Hohen und Mächtigen schützen soll, und den Erstere deswegen mit den schwersten Kosten unterhalten, so hoch als möglich und zunächst an den Thron Gottes zu setzen.

Er selbst aber mit seinem klaren und nüchternen, von allem Mysticismus und aller Romantik entfernten Verstande, ließ sich nie durch den Nimbus der Majestät blenden. Er schreibt:

> Die Weisheit grenzt so nahe an die Willkür, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann; und wo Weisheit und Macht in einer Hand sind, da ist des Herrn Wille natürlicherweise allezeit die Weisheit selbst.

Im Ganzen war er den bestehenden Einrichtungen im Staate, der Präsumtion nach, günstig, sofern er sie als historisch gewordene und der Vermuthung nach auf einem vernünftigen und rechtlichen Grunde beruhend betrachtete; er war scharfsichtig und glücklich, solche Entstehungsarten nachzuweisen und manche als unvernünftig und barbarisch verschriene Sitte und Einrichtung zu rechtfertigen; er war nicht allzu bereit, die schnellfertige Meinung der Neuen über die Einsicht der Alten und über das bestehende Herkommen zu setzen, und nur dem entschiedenen Misbrauch und der offenbar schädlichen Einrichtung trat er, aber dann auch mit nachhaltiger Kraft, entgegen. Ob Möser nicht vielleicht etwas zu bedenklich in der Anrathung von Reformen gewesen, müssen wir unerörtert lassen; aber berühren müssen wir einen Punkt, bei welchem Manche an ihm irregeworden sind: die Leibeigenschaft. Man hat zur Genüge nachgewiesen*), daß er seiner wahren Herzensmeinung nach dagegen gewesen, und wir wollen hier nur eine Stelle anführen die dafür zeugt. Jean le Grand, in der Erzählung „Der arme Freie", meint, nachdem ein ein-

*) Namentlich aus seinem Briefwechsel mit Nicolai.

sichtsvoller und wohlwollender Gutsherr die Leibeigenschaft in einem mildern Lichte dargestellt:

Es wäre doch besser, wenn die Leibeigenen das Land, was sie für Andere bauten, gegen einen gewissen feststehenden Zins erblich unterhätten, indem sie alsdann ohne Zuchtruthe fleißig, und, als freie Menschen, edler und glücklicher sein würden.

Und hierauf läßt Möser den Gutsherrn antworten:

Dieser Meinung bin ich auch; aber diese Veränderung läßt sich mit meinem Gute nicht so leicht vornehmen wie Sie wol denken.

Allerdings aber hat Möser sonst in vielen Aufsätzen die Leibeigenschaft und Hörigkeit weniger bekämpft und beklagt, als gegen Verdammung und Klagen theils durch historische Deduction, theils durch Darstellung des gar nicht so harten, unerträglichen und unwürdigen Zustandes der Leibeigenen und mancher nicht unwichtiger Vortheile ihrer Lage wenigstens in manchen Gegenden und namentlich in Osnabrück, vertheidigt. Er zeigt, daß der Name schlimmer sei als die Sache; daß die Leibeigenschaft häufig Folge eines Vertrags und eine Wohlthat für den Leibeigenen gewesen, daß dieser dadurch nicht schutz- und rechtlos geworden sei, sondern vielmehr an seinem Herrn einen Beschützer und Vertreter gefunden habe; daß fast jeder Leibeigene seinen Zustand der nackten Freiheit vorziehen würde u. s. w. Hiermit behauptete der gelehrte Historiker und der gründliche Kenner wirklicher Zustände gegen vage Declamationen sein Recht; zum Theil durfte und konnte er aber auch die Gutsherren von Osnabrück durch entschiedene Bekämpfung der Leibeigenschaft nicht gegen sich erbittern, und er mußte sich bestreben, den Leibeigenen einen Zustand, aus dem er sie nicht sofort befreien konnte, im möglichst milden Licht darzustellen, um sie nicht unzufrieden zu machen. Die häufigen und vielfachen Misbräuche jedoch, und das Entwürdigende der Leibeigenschaft bei Willkür von der einen und Brutalität von der andern Seite, konnte er sich nicht verhehlen, und daß er immer wieder von den verschiedensten Seiten her auf den Gegenstand zurückkommt, beweist, wie sehr er ihm am Herzen gelegen. Möser hat aber wirklich nach Kräften zuerst zum Schutz und zur Milderung des Zustandes der Leibeigenen gewirkt, und dann Entwürfe zu ihrer Freilassung, zu ihrer Verwandlung in freie Eigenthümer gemacht, wie dies auch seinem politischen System ganz gemäß war. Denn das Ideal seiner politischen Verfassung, das er bei den alten Deutschen realisirt fand, war die staatliche Verbindung und Genossenschaft freier, wohlbegüterter, auf ihrem Gute sitzender Landeigenthümer, zum Schutz und zur Vertheidigung ihres Besitzthums und des Gemeinwesens zu den Waffen verpflichtet, dem Heerbann folgend, mit gleichen Rechten begabt, nur dem Gerichte von Genossen unterworfen, keine Steuer leistend als die sie selbst verwilligt hatten. Daß bei den entwickeltern und verwickeltern Verhältnissen dies Ideal nicht wieder zu erreichen war, da neben den Ackerbauern und Gutsbesitzern die Handwerker, die Kaufleute, die gelehrten Professionen aufgekommen waren und sie an Zahl, Einfluß und Bedeutung wol übertrafen, sah Möser freilich ein, und es ist deshalb nur Scherz, wenn er als Mittel zur Wiedererweckung des deutschen Nationalgeistes vorschlägt:

Alle Könige und Fürsten gar abzuschaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Festungen niederzureißen, alles Geld ins Meer zu werfen, alle Gelehrte nach Lappland zu schicken und fünf Sechstel aller Deutschen an die Bäume zu knüpfen, damit der übrige Theil einzeln bei Kartoffeln und Gerstenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne.

Aber sein ernstes Bestreben mußte doch bei seinen Ansichten immer dahin gerichtet sein, den Stand der freien und größern Landbesitzer möglichst zu vermehren und zu heben. Denn die Landeigenthümer und die Bauern blieben ihm doch immer der eigentliche Kern des Volks und überall bricht seine rührende Liebe für sie hervor. Es ist Möser's Ehre und Verdienst, daß er in seiner Zeit die wahre deutsche Nation in ihren sonst so gering geschätzten kernhaften Bestandtheilen, in Bürgern und Bauern, die er freilich gehoben wissen wollte, fand; daß er sich nicht scheute, gegen den ebenfalls nicht unfreisinnigen K. F. v. Moser, in der Beurtheilung seiner Schrift „Von dem deutschen Nationalgeiste", zu sagen:

Es ist schon lange der Fehler unserer deutschen Geschichtschreiber und Publicisten gewesen, daß sie in Deutschland nichts als Herren und Diener erblicken. Ein Theil eignet Alles dem höchsten Oberhaupte zu, der andere schreibt und streitet für die Diener, und über diesen Zank denkt kein Mensch daran, daß Beides, der Herr und der Diener, eigentlich nur die Thürwärter der Nation, keineswegs aber die wahren Bestandtheile derselben seien... Sollte er am Hofe und unter Gelehrten den Nationalgeist aufgefunden haben?... Am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann der zur Nation gehört, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente, und das Chamäleon, das allezeit die Farbe annimmt, die ihm untergelegt wird.

Wol wußte er auch die Bedeutung und die Rechte der höhern, der privilegirten Stände zu würdigen, und es lag nicht in seiner Art und in seinem Charakter, irgend einen Bestandtheil eines gegliederten Ganzen zu misachten und zu verwerfen und das geschichtlich Gewordene mit reformirenden oder revolutionnairen Machtsprüchen über den Haufen zu stoßen; aber darum verwechselte er doch nimmermehr die durch eine unselige Verwirrung der Verhältnisse, durch Entartung des Geistes im Reiche, durch Auflösung des wahren Bandes der Einheit, durch Losreißung der Glieder vom Haupte und durch Usurpationen aller Mächtigern nach oben und nach unten geschaffene officielle Nation, die Fürsten und Herren, die Geistlichen und Beamten, mit der wahren, aber freilich unterdrückten und heruntergekommenen, eines großen Theils ihrer Rechte und ihrer Ehren beraubten deutschen Nation, die allerdings keine sichtbare Einheit, keine Vertretung und Stimme, kein Gemeinbewußtsein mehr hatte, — für die nur wenige Männer ein Herz hatten! Aber für Möser, der sie in seinen geschichtlichen Forschungen in den Zeiten ihrer Größe und Kraft, ihrer politischen Herrlichkeit erschaut hatte, für ihn lebte sie auch jetzt noch im Zustand ihrer Erniedrigung und Vergessenheit; er empfand schmerzlich ihre Verwahrlosung durch ihre eigenen Fürsten und Regie-

rungen, ihre Misachtung bei Fremden, die Unbilden, die sie erdulden mußte, die Hemmungen, die man ihrem geistigen, bürgerlichen und nationalökonomischen Aufschwung entgegensetzte, die Mishandlungen, womit man ihr Rechts- und Ehrgefühl abstumpfte und ertödtete; aber er erhob auch hoffend, spornend, begeisternd wie klagend, strafend und scheltend, oder in wehmüthigem Scherz seine Stimme für sie und an sie, an ihre alte Größe, an die noch übrigen Reste und Denkmale von Rechten und Freiheit, an ihre Hülfsquellen, an ihren Geist und Charakter sie mahnend. Er vertheidigte mit männlicher Kraft und mit tiefer Einsicht deutsche Rechte, Sitten, Herkommen, er nahm deutsche Sprache und Literatur in einer vortrefflichen Schrift gegen den großen König Friedrich II., den Lobredner der Franzosen, in Schutz; er wies hin auf Hebung der Gewerbe, des Handels, der Marine nach dem Beispiel der Engländer; er foderte, daß durch eine wahrhaft vernünftige und nationale, dem wirklichen Bedürfniß gemäße, den handelnden und den speculirenden Menschen unterscheidende Erziehung in der Seele der Deutschen Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Thatkraft geweckt und nicht alle lebhaftern und größern Gefühle eingeschläfert, daß die Knaben und Jünglinge zu tüchtigen Männern, nicht zu gelehrigen und schmiegsamen Bedienten und Maschinen gebildet würden. Um den Charakter, die gesammte Natur der Nation nicht zu beschneiden und zu unterdrücken, verlangte er, daß man die physische Kraft auch auf angemessene Weise, in volksmäßigen Tänzen und Lustbarkeiten sich ergehen und üben lasse, daß man dem Zweikampf, statt ihn mit Strafen zu bedrohen, eine andere Gestalt gebe; er wollte die natürlichen Neigungen und Leidenschaften benutzt, aber nicht unterdrückt wissen, und trug auf Herstellung der alten Geckenreden und Narrenfeste an, in der richtigen Erkenntniß, daß das Volk auch seinen Humor üben und auslassen müsse, daß Lachen und Laune den Sitten und dem Glück einer Nation zuträglich seien. Denn nicht durch Schulmeistern und Regieren, durch Policei und Criminaljustiz hoffte er das Volk zu heben, sondern durch Weckung und Leitung der in ihm selbst liegenden, aber so häufig durch Tyrannei und Pedanterei unterdrückten Kräfte. Niemand verstand besser als er, was dem Volke noth thut und gemäß ist, und welche Anlagen in ihm ruhen, was es zu leisten vermag — ohne daß er es doch idealisirte —, denn er fühlte sich lebendig in es hinein, in seine Arbeiten, seine Genüsse, seine Entbehrungen, Wünsche, Bedrängnisse, in seine Sitten und seinen Glauben, und sein echt volksthümliches Gemüth führte ihn hierbei so sicher als es bei Andern die sorgfältigste Beobachtung und die geflissentlichste Herablassung nicht vermag.

Lob und Bewunderung würden die Gesinnungen und Ansichten des echt volksthümlichen Mannes, des standhaften Verfechters des deutschen Rechts und der deutschen Ehre schon an sich verdienen, wenn auch nicht die ausgezeichneten Verdienste des Schriftstellers sich dazu gesellten. Nun aber nimmt er auch als gelehrter Geschichtschreiber und als trefflicher Stilist und Prosaiker eine ausgezeichnete Stelle ein. Den Gelehrten lassen auch schon seine an den mannichfaltigsten Kenntnissen aus allen Gebieten des Wissens und Lebens, besonders an geschichtlichen Notizen und Zügen so reichen kleinern Aufsätze erkennen; als forschenden Gelehrten hatte er sich namentlich in der lateinischen Abhandlung über die populaire und die mystische Religion der alten Deutschen ausgewiesen, wo er ebenso seine Bekanntschaft mit der alten und mit der neuern Literatur als auch seine Vielseitigkeit, seine Empfänglichkeit für alle Elemente des nationalen und geistigen Lebens, seine Kunst, entgegengesetzte Ansichten durch tieferes Eindringen in die Sache zu vermitteln, und seinen Eifer, seine Begeisterung für die Ehre der deutschen Ahnen beurkundet. Er versöhnt die anscheinend widersprechenden Angaben Cäsar's und Tacitus' über die Religion der alten Deutschen durch die Annahme eines volksmäßigen und eines den Priestern vorbehaltenen Glaubens, was er durch viele Argumente und Analogien unterstützt. Sein gelehrtes Hauptwerk aber ist seine „Osnabrückische Geschichte", die er zwar nicht ganz vollendete, die aber auch so von einem Schlosser ein „unsterbliches Werk" genannt wird, und das „darum nicht weniger bedeutend ist, obgleich es nicht die Arbeit eines Mannes ist, der des ganzen eigentlich historischen Stoffs Meister war, denn es enthält eine in der That p h i l o s o p h i s c h e Geschichte, ohne alle jene Abstractionen und Phantastereien, die man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt". Am glücklichsten, urtheilt dieser gewiß competente Richter, sei Möser darin gewesen, den Grund und Zusammenhang des Lebens und der Sitten, der Einrichtungen, Gebräuche, des Herkommens und der häuslichen Verhältnisse, also Wesen und Princip jeder Volksgeschichte zu entwickeln. Er sei viel glücklicher, wenn er aus dem in Westfalen mehr als in andern Provinzen unter dem Landvolk fortdauernden alterthümlichen Leben, den Gesetzen, dem Herkommen, aus den ihm täglich im Geschäfte vorkommenden Urkunden, worauf diese beruhen, eine Geschichte hervorlockt als wenn er Chroniken und Geschichtbücher befrage. Von der früher als die Geschichte selbst nur bogenweise veröffentlichten Einleitung in die „Osnabrückische Geschichte" sagt Schlosser, es sei eigentlich eine Einleitung in die ganze deutsche Geschichte, eine Anweisung, diese fruchtbar zu behandeln und habe ein ganz neues Licht über das Wesen historischer Gelehrsamkeit verbreitet. Der Charakter von Möser's Geschichte hängt aufs engste zusammen mit seinen politischen, volksthümlichen Gesinnungen, vermöge deren ihm das Volk selbst, und nicht die Regenten und die Vornehmen, die Hauptsache ist. Wir führen nur ein paar Worte aus seiner eigenen Vorrede an:

Ich habe mich vorzüglich die Geschichte unserer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemüht und die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet.

Ein Fehler ist, daß ich den Anfang zum Schreiben auf Reisen, während des letzten Kriegs gemacht, und mir erst jede Sache nach ihrer Möglichkeit vorgestellt und solche hernach zu

Hause vielleicht nicht mit genugsamer Unparteilichkeit gegen die Beweise geprüft habe. Daher kann Einiges einen scheinbaren Hang nach der Hypothese behalten haben. Indessen glaube ich doch dadurch Manches auf eine neue Art gewandt und viele historische Wahrheiten möglicher und wahrscheinlicher erzählt zu haben als Andere, welche entweder mit Sammeln den Anfang machen und dann mit ermüdetem Geiste die Feder ansetzen, oder nur blos ein schlechtes Gebäude verbessern.

Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit oder der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Den Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmälig danach gebildet, die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit emporgetrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemälde bringen lassen und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssige Gruppen entbehren könnte.

Weiter wollen wir uns auf die „Osnabrückische Geschichte" nicht einlassen; sie ist Sache des ernsten Studiums mehr als der leichten Lecture, in Paragraphen geschrieben und mit einer Menge von Citaten belegt und mit Urkunden ausgerüstet. (Der dritte Theil ist von Dr. Stüve vervollständigt und herausgegeben.) Der gewöhnliche Leser, der nicht tiefer in die rechtsgeschichtlichen Verhältnisse einzudringen Lust oder Beruf hat, wird sich von dem gründlichen Werke nicht angezogen fühlen; aber die oben angeführten eigenen Worte Möser's zeigen doch zur Genüge, daß er auch an die Geschichtschreibung nicht nur politische und gelehrte, sondern selbst künstlerische Ansprüche machte, und daß ein Ideal davon in seiner Seele lebte, dem er, bei reichlichern Vorarbeiten von Andern, vielleicht nahe gekommen wäre. Wie lebendig ist die Anschauungsweise des Mannes, der bei der strengsten Festhaltung an der Geschichte des wahren Körpers der Nation, ungerührt von dem Prunke der Könige, von der Größe der Feldherren u. s. w., dennoch die deutsche Geschichte als eine Epopäe aufstellt! Die Kraft und Gewandtheit des Stils, die kunstreiche Anordnung des Stoffs, der Nerv der Rede, die Prägnanz der Ausdrücke verleugnet sich auch in diesem ernsten und gelehrten Werke nicht; in noch reicherm Maß aber beurkundeten sich, und in einem weit größern Kreise gewannen diese Eigenschaften Anerkennung in den „Patriotischen Phantasien".

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Memoiren-Literatur.

Jedermann befaßt sich jetzt mit der Abfassung seiner Memoiren. Es ist kein Leben so unbedeutend, so nichtssagend, daß es nicht in Bezug auf die Nachwelt seine Rechte wollte geltend machen. Daß bei dieser Manier, seine Denkwürdigkeiten aufzusetzen, unendlich viel leeres Stroh gedroschen wird, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Was für ein Interesse kann es für unbetheiligte Leser gewähren, wenn uns in Bezug auf einen Mann, dessen Leben im flachen Bett der Alltäglichkeit dahingeflossen ist, berichtet wird, wie er ein Weib nahm, lebte und starb? Selbst die romanhaften Verbrämungen, mit denen diese Erinnerungen meistens ausgeschmückt sind, haben längst ihr Interesse verloren. Bei diesem Überdrusse an Memoiren, deren Fabrikation jetzt einmal wieder durch die Masse von Material, welches Tag für Tag die ungeheuern Spalten der Journale verschlingen, einen neuen Aufschwung genommen, mögen auch wol manche Erscheinungen dieser Art, welche ihres Inhalts wegen einige Beobachtung verdienen, unbemerkt vorübergehen. Es scheint uns deshalb nothwendig, daß wir von Zeit zu Zeit unsere Leser auf solche bessern Erzeugnisse der Memoiren-Literatur aufmerksam machen. Wir wollen diesmal auf ein Werk hindeuten, welches erst binnen einiger Zeit erscheinen wird, von dem uns aber ein vielgelesenes Journal bereits einige interessante Fragmente gebracht hat. Es sind dies die „Souvenirs d'un sténographe", welche den ältesten der beglaubigten Geschwindschreiber, Namens Breton, zum Verfasser haben. Die Bruchstücke, welche bis jetzt in der „Gazette des tribunaux" mitgetheilt sind, lassen interessante Aufschlüsse aus dem Gerichtswesen des ancien régime und aus den parlamentarischen Verhandlungen der Revolutionszeit erwarten.

Politische Verhältnisse Spaniens.

Die Legitimitätsfrage in Spanien ist durch den Theaterstreich der Abdankung des Don Carlos aufs neue in Anregung gekommen. Die Publicisten sind dadurch wieder in den Stand gesetzt, die Schärfe ihrer Feder und die Gelehrsamkeit, welche ihnen zu Gebote steht, zu erproben. In der That sind auch bereits mehre Flugschriften polemischen Charakters hinüber und herüber erschienen. So weit wir Gelegenheit gehabt haben von denselben Kenntniß zu nehmen, verdient darunter indessen nur eine einzige daß wir bei ihr einen Augenblick verweilen. Dieselbe führt den Titel „De la légitimité monarchique et nationale de la reine Isabelle d'Espagne", von M. P. de F. (Paris). Diese Schrift verleugnet ihren Charakter nicht; sie ist im Sinne der Anhänger des gegenwärtigen Systems geschrieben. Der Verf. entwickelt mit Klarheit und Gewandtheit die Sätze, welche zur Begründung dieses Princips bereits von andern Publicisten angeführt sind. Wenn wir so auch nicht Vieles, was in politischer oder historischer Beziehung neu wäre, erfahren, so muß man dem Verf. vorliegender Schrift doch das Zeugniß ausstellen, daß er seine Gründe in großer Übersichtlichkeit entwickelte, und daß er, so weit dies überhaupt bei politischen Discussionen, bei denen jede Partei auf ihrem Rechte und ihren Ansichten beharrt, möglich ist, die Angelegenheit einigermaßen zur Erledigung bringt. Freilich werden die karlistischen Federn, welche sich an die fruchtlose Arbeit machen, diese Beweisführung zu entkräften, die eigentlich schlagenden Argumente mit diplomatischer Gewandtheit zu umgehen wissen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 36. — 5. Februar 1846.

Justus Möser.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Das Wenige, was wir über dies vielgerühmte Werk hier sagen wollen, knüpfen wir an das Urtheil Goethe's über den „herrlichen Justus Möser", den „unvergleichlichen Mann" an*):

An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth.

Nachdem er die behandelten politischen Gegenstände bezeichnet, fährt er fort:

Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung „Patriotische Phantasien" genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält. Auch auf das Familienwesen wendet er vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volk in Wochenblättern ..., keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß im besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder minder ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß.

Dann vergleicht er ihn mit Franklin und fährt fort:

Ein solcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff stand es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wol auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigen Gegenstände mit so viel Freiheit zu behandeln?

*) Bd. 26, S. 239 fg.; Ausgabe von 1829.

Dies ausführlicher mitgetheilte Urtheil Goethe's scheint uns sehr bedeutsam nicht blos als treffliche Charakterisirung von Möser's Eigenthümlichkeit, sondern auch darum, weil Goethe den Verf. der „Patriotischen Phantasien" unverkennbar aus innigstem Herzen verehrt, ihn literarisch und ästhetisch ungemein hochstellt und ihn als ein begeisterndes Muster und Vorbild für seine eigenen Bestrebungen betrachtet. In diesem rühmenden Zeugniß, dieser Bewunderung liegt etwas für beide Männer sehr Bedeutsames und Bezeichnendes. Manchem dürfte es überraschend und befremdend sein, daß der Dichter des „Werther", des „Tasso", der „Iphigenia", des „Faust", der köstlichen Lieder und Balladen ein so großes Wohlgefallen finden konnte an den von Möser behandelten politischen, bürgerlichen, sittlichen und ökonomischen Gegenständen, daß ihm Dergleichen nicht prosaisch, nüchtern, uninteressant, kleinlich und peinlich erschien. Aber was ein genaueres Studium von Goethe auch sonst lehrt, wird durch dies Urtheil über Möser nur bestätigt: Goethe hatte neben dem idealen, poetischen Sinn und Trieb, und als Unterlage desselben, einen außerordentlich praktischen Sinn; das wirkliche, das gewöhnliche Leben mit seinen Bedingungen und Gesetzen, seine Mannichfaltigkeit, die Eigenthümlichkeit und der verschieden sich ausprägende Charakter der Familien, die verschiedenen Organisationen der Gemeinwesen, die Ökonomie im Großen und im Kleinen, die Leistungen und das Zusammenwirken der Gewerbe, des Handels, der verschiedenen Berufsarten, — das Alles interessirte ihn nicht wenig, wie man sich besonders auch aus seinen „Wanderjahren" zur Genüge überzeugen kann. Und ebenso hatte er für das Nationale, für das eigenthümlich Deutsche in größern und kleinern Verhältnissen, in der Familie, dem Gemeinwesen, im Staat eine große Empfänglichkeit und Neigung, wie seine Romane, sein „Hermann und Dorothea", sein „Götz", auch sein „Faust" beweisen. Daher hatte er auch an Voß' „Luise" eine große Freude. Nur durfte ihm dies Alles nicht in kleinlicher, ängstlicher Gestalt, mit philisterhaftem, kleinstädtischem Sinn, mit widrigem Dünkel oder herzbrechender Sentimentalität entgegentreten, sonst stieß es es ihn ab und zog sich seinen Spott zu. In der gesunden, tüchtigen, kräftigen, freien und großen Art aber, wie Möser das Alles

faßte und behandelte, sagte es ihm seinem ganzen Charakter nach sehr wohl zu, und es behagte ihm der sich so gefällig ausbreitende Reichthum von wirklichen Lebenseinsichten und Erfahrungen, dies Heimischsein in der Art, in den Sitten, in dem Herzen der Nation, diese mit großem Verstand und umfassender Weltkenntniß gepaarte Gemüthlichkeit und der ruhige, nie declamirende und nie fanatische Patriotismus. Das Interesse an den Gegenständen ließ ihn auch über die Form so günstig urtheilen, daß er sie im besten Sinne rhetorisch findet, ja fast *poetisch* nennen möchte. Indessen hat Goethe gerade mit diesem höchsten Lobspruch, den er doch nicht ganz zu ertheilen wagt, die Grenze von Mö[illegible]'s schriftstellerischen Eigenschaften angedeutet: Mö[illegible] ein vortrefflicher, ein bewundernswürdiger Prosai[illegible] ist, vermöge der Freiheit, womit er seinen [illegible] behandelt, ein ausgezeichneter Künstler Gegenstand [illegible]istreicher als durch und durch verständ- und ein ebenso g[illegible] aber das eigentlich Poetische und licher Schriftsteller, [illegible] fehlt ihm als producirendem Ideale im höhern Sinne [illegible] als Leser und Kritiker der Schriftsteller, so wenig ihm [illegible] Sinn dafür mangelt.*) Zum Dichter im höhern Sinn war er von der Natur [illegible] nicht angelegt, und er empfand viell[illegible] von sich selbst, was er in dem Aufsatz über die deutsche Sprache und Literatur schmerzlich klagend sagt:

Große Empfindungen können allein von großen Begebenheiten entstehen; die Gefahr macht Helden. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele emporschießen sollen; und diese Überwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig sein, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Mensch bleibt das ordinaire Geschöpf, was wir täglich sehen und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang; wir suchen die Ehre fast blos im Dienste oder in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsere Schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen Empfindungen. Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollten wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andere Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben Das was die hochgespannte wirken? Im Allgemeinen geredet wird kein Deutscher das wahre feine Gefühl des Italieners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigenthum eines Engländers mit seinem Ausdruck verbinden; keiner wird in Allem so *wahr* empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthigt sind, ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne *Wahrheit* ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerei und in andern schönen Wissenschaften.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Ungefähr das Gleiche dürfte auch von dem von Goethe so hoch gestellten Merck gelten.

Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Es hat die Aufmerksamkeit der Staatsregierungen auf sich gezogen, es ist von einer Seite ebenso sehr als Monstrum, als Unsinn verlacht und bespottet, als von der andern als consequent und als tiefsinnig anerkannt worden, es bekämpft das System, die Schule und ist doch ein letztes Product eines Systems, einer Schule.

Als „Unsinn" ist dieses Buch und der Gedankengang in demselben mannichfach von Denjenigen bezeichnet worden, die, unberührt von den Bewegungen der neuern Philosophie, zum Theil Gegner aller Philosophie, für die Entwickelungsprocesse derselben kein Auge haben konnten. Denn es ist allerdings nicht zu leugnen, daß auch Stirner, so weit er über die Consequenzen seiner Schule hinausgeht, ihr dessenungeachtet mit Leib und Leben angehört und eben nur in seiner Stellung zu ihr seine richtige Bedeutung findet. Stirner, der sich bemüht, Alles aufzulösen und aus allem „Spuk", aus allen Abstractionen auf ein bloßes, vereinzeltes Sein zurückzukehren, ist dennoch nichts Anderes als Theil, als Moment in einer Abstraction, nämlich der Abstraction des Junghegelianismus. Er bekämpft gewissermaßen die ganze Welt, aber er bekämpft weniger die Welt als solche, sondern mehr nur die Vorstellungen, welche sich der Junghegelianismus von der Welt gemacht, die Consequenzen, welche er aus ihr gezogen hat, und wie sein Anfangspunkt der Junghegelianismus ist, so ist sein Ausgangspunkt eben auch nichts Anderes als ein Kampf gegen die Consequenzen des Hegelianismus. Er bleibt also immer, so viel er auch von seinem „Ich" redet, welches „sich um nichts schert" und jede allgemeine Idee als einen „Spuk", als ein „Gespenst" verhöhnt, ein Product der Abstractionen, welche die Hegel'sche Philosophie gewonnen hat. Sein „Ich" ist schon demzufolge nicht das rechte, unabhängige Ich „das Einzige", denn es setzt Durchgangspunkte nothwendig voraus, es ruht auf einer Welt, in der die Abstractionen, die „Gespenster" herrschen. Wie kommt der „Einzige" dazu, ein dickes Buch über das „Ich" zu schreiben? Wäre er ganz erfüllt von seiner Einzigkeit, er würde in dieser Einzigkeit leben und nicht von ihr schreiben. Wie er aber ist, *lebt* er in Allem, was auf einer allgemeinen Idee beruht, im Staate, in der Gesellschaft, in der Ehe u. s. w. und *schreibt* von seiner Einzigkeit, ohne sie wirklich machen zu können oder auch nur zu wollen. Denn er hört auf „einzig" zu sein nicht blos durch sein Leben, sondern auch durch sein Schreiben, indem er die Einzigkeit, also eine neue Abstraction, bildet, indem er an die Stelle der allgemeinen Ideen den Egoismus, eben auch nichts Anderes als eine Abstraction, zu setzen gedenkt. Wollte Stirner consequent sein in seinem Standpunkte, er müßte in einem rein vegetativen Dasein befangen bleiben. Am allerwenigsten aber könnte er in einer vollendeten „Einzigkeit" ein Buch über „Der Einzige und sein Eigenthum" schreiben und Abstractionen bekämpfen, um eine neue Abstraction zu bekommen, die so brutal wird, daß sie ohne allen geistigen Inhalt bestehen will.

Stirner's Buch ist für die Geschichte der Hegel'schen Schulphilosophie von keiner geringen Bedeutung. Nirgend spiegelt sich die Auflösung des Hegelthums in seiner schulmäßigen Form besser und deutlicher als hier. Die Dialektik hat sich in ihren Durchgangspunkten vollkommen erschöpft. Sie hat durch Feuerbach das Jenseits gestürzt, sie bekämpft durch Bauer die einzelnen Disciplinen der Theologie, ohne aber selbst noch vom theologischen Standpunkte frei werden zu können. In Stirner wendet sie sich nun gar gegen Das, was sie bisher als ihr „Wesen" angenommen hat, gegen den „Geist" selbst. Sie gelangt in Stirner zu einer Verspottung und Verachtung des Geistes. Weiter kann eine Schulphilosophie aber nicht kommen als zur Verachtung des „Geistes", mit dem sie so lange Hokuspokus getrieben, den sie so lange in „zierliche spanische

Stiefel" eingeschnürt hat. Wenn sie das Reich des Geistes, welches sie lange Zeit zu beherrschen sich Mühe gab, gar selbst als einen „Spuk", als einen „Sparren" bekennt, dann hat sie zu gleicher Zeit sich selbst vernichtet. Der Eifer, mit dem sie sich an die Vernichtung des Geistes macht, nachdem sie glaubt alles Übrige gestürzt zu haben, kann aber für Den, dem der Geist noch etwas Anderes als ein „Sparren" ist, nur als der Paroxysmus eines Sterbenden erscheinen. In der That, mit der Schulphilosophie ist es aus. Ihre Dialektik, ihre Kunststücke sind vollkommen erschöpft. Es ist in ihrem Bau kein weiterer Fortschritt möglich. Sie muß zu Grunde gehen, ihr Kreis ist vollendet. Aber es ist eine Anmaßung der Schulphilosophie, zu glauben, daß weil sie sterben muß auch der Geist überhaupt, den sie so lange geschulmeistert, sterben müsse, und es ist ein Grundirrthum bei Stirner, die Auflösung der Hegel'schen Schulphilosophie mit der Auflösung des Geistes zu identificiren und zu behaupten, weil die Consequenzen einer Schulphilosophie unhaltbar wären, sei der Geist selbst unhaltbar, „Spuk", „Unsinn", „Sparren", „Gespenst". Die Philosophie der Griechen starb in Spitzfindigkeiten, der „Geist" lebte fort; die Scholastik des Mittelalters starb in Spitzfindigkeiten und der „Geist" lebte fort; die Hegel'sche Philosophie hat sich ebenfalls in einer übertriebenen und übertreibenden Dialektik ausgelebt, aber der „Geist" wird damit nicht zu Ende gekommen sein, in ihm liegt das Absolute. Als ob der „Geist" nur in den Kategorien einer Schulphilosophie zu finden wäre! Stirner entdeckt den Geist erst durch das Hegelthum, innerhalb der Hegel'schen Philosophie, er empfindet erst sein allgemein menschliches Walten. Indem er nun den Geist nicht anders kennt als in schulphilosophischer Dressur, glaubt er ihn überhaupt mit der Schulphilosophie stürzen zu können. Aber ein solcher Standpunkt ist viel zu eng, als daß er da noch irgend eine Wahrheit in sich enthalten könnte, wo es weit über schulphilosophische Fragen hinausgeht. Dem lebendigen Walten und Weben des „Geistes" gegenüber ist das Stirner'sche Buch nichts als eine „Schrulle", nichts als der Exceß einer sterbenden Schulphilosophie.

Der Grundgedanke, auf den sich alle, zum Theil sehr geistreich ausgeführten Demonstrationen und Anschauungen Stirner's zurückführen lassen, ist die Behauptung eines bloßen individuellen Daseins, dem Denken gegenüber, welches sogleich zur Allgemeinheit, zur organischen Verbindung des Menschen untereinander führen muß. Er beginnt sogleich:

„Was soll nicht Alles Meine Sache sein! Vor Allem die gute Sache, dann die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität, der Gerechtigkeit; ferner die Sache meines Volks, meines Fürsten, meines Vaterlandes, endlich gar die Sache des Geistes und tausend andere Sachen. Nur *meine* Sache soll niemals meine Sache sein. Pfui über den Christen, der nur an sich denkt."

„Ich hab' meine Sache auf Nichts gestellt!" ruft Stirner in philosophischer Frivolität aus und in der That hat er seine Sache auf ein Nichts gestellt, indem er sie auf ein atomistisches, aller allgemein-geistigen Bewegung entfremdetes Dasein stellt. Was vertheidigt er Anderes als die Brutalität? Aber er ist selbst noch viel zu sehr vom „Sparren" besessen, als daß er in seiner Apologie des Brutalen, in der Auflösung des ganzen Weltorganismus in lauter brutale Einzelwesen, die nichts von Association wissen wollen, sondern blos auf sich verharren und einer den andern fressen, sobald der eine dem andern zu nahe kommt, consequent werden könnte. Denn anstatt eine Apologie Seiner zu schreiben, seines ganz besondern Stirner'schen Ichs, dann anstatt sich um Niemand anders als um sich, Max Stirner, den einzigen „Einzigen" zu bekümmern, bekümmert er sich um das „Ich", welches er so zu einer allgemeinen Abstraction erhebt, um die „Einzigkeit", eben auch eine Abstraction, die er aber nur schaffen konnte, weil es ihm noch nicht möglich geworden, vom „Sparren des Geistes" frei zu werden, und in das brutale, von ihm vielfach gepriesene Dasein zu versinken. Er, der vor Allem frei sein will, vom „Geiste", vom „Menschen", macht sein besonderes Ich gleich von vornherein von *dem* Ich, von der geistigen Einheit aller besondern Iche, abhängig, und indem er so von vornherein alle Abstractionen, alle Allgemeinheiten auflösen will, bleibt er selbst einer Abstraction unterthan. Indem er den Geist bekämpfen will, muß er sich selbst als vom Geiste „besessen" beweisen. Wie Bauer die Theologie theologisch bekämpft, so kann Freund Stirner den Geist eben auch nur geistig bekämpfen. Der Frosch im Sumpfe bekämpft den Geist besser als Stirner, denn er kümmert sich nicht um ihn. Stirner's geistiger Kampf gegen den Geist heißt von vornherein die Inconsequenz des eigenen Standpunktes zugeben, so richtig auch die Consequenzen sein mögen, die aus der ersten Inconsequenz gezogen werden. Wie gesagt, Stirner's Kampf gegen den Geist beruht auf einer „Schrulle" und hat nur Interesse für den Auflösungsproceß, in welchem sich die Hegel'sche Philosophie gegenwärtig befindet.

Der Mensch ist dem Menschen das höchste Wesen, sagt Feuerbach. Der Mensch ist nun erst gefunden, sagt Bruno Bauer. Indem Beide den menschlichen Geist als den höchsten und das Höchste anerkennen, indem sie an der Befreiung desselben von allem „Unmenschlichen" oder „Übermenschlichen" arbeiten, ihn aber gelten lassen und ihm einen Cultus verschaffen wollen, stellt sich sogleich, ihren Principien gegenüber, die Verschiedenheit des Stirner'schen Standpunkts heraus, welcher ebenso wenig den Geist als den Gattungsmenschen anerkennen will — wir sagen *will*, denn er kann in Wahrheit nicht von den Abstractionen loskommen — und Alles auf den „Egoisten" zurückbringt. Beschäftigen wir uns nun aber einmal mit dem „neuen Funde" Freund Stirner's, mit dem „Einzigen", mit dem „Egoisten" und sehen wir zu, wie er seinen neuen Cultus zu entwickeln bemüht ist.

Zuerst sucht Stirner in „einem Menschenleben" die Wahrheit seines Standpunktes nachzuweisen. Von dem Augenblicke an, sagt er, wo der Mensch das Licht der Welt erblickt, sucht er aus ihrem Wirrwarr, in welchem auch er mit allen Andern bunt durcheinander herumgewürfelt wird, sich herauszufinden und sich zu gewinnen. Aber die Entstehungsgeschichte des Menschen und seine hülflose Jugend predigen in der That weniger den Egoismus, die Einzelheit aller Menschen, als die Verbrüderung Aller mit Allen. Vom anthropologischen Standpunkte betrachtet wird ein solches bloßes „Dasein" wie Stirner es will ein wahrhafter Unsinn. Aber diesen Standpunkt übergeht Stirner vollkommen, wo er „ein Menschenleben" entwickelt. Sonst redet er so viel davon, daß der „Leib" auf Kosten des „Geistes" beeinträchtigt werde. Ein Kind hat nichts von der „Einzigkeit", es geht vollkommen auf am Busen der Mutter, also im Zusammensein mit einem Andern und im Bedürfniß nach diesem Andern, es lebt nicht durch sein „Ich", seine „Einzigkeit", sondern nur durch die Mutter, durch die Familie, welche es deckt und umfängt. Ist die Existenz im Mutterschoose die erste Stufe des menschlichen Daseins, so ist die Existenz in der Familie die zweite, die erste Stufe weicht der zweiten als einer höhern u. s. w., indem der Mensch „sich zu gewinnen" sucht. Aber er gewinnt sich, wie Stirner meint, keineswegs im entschiedenen Gegensatze zu allen übrigen gleichberechtigten Existenzen, sondern nur dadurch, daß er über den Standpunkt des vegetativen Daseins weg und „hinter die Dinge" kommt, daß er sich nicht als „Einzigen", sondern als organischen Theil im Ganzen erkennen lernt und sich als solcher im Ganzen bewegt. Stirner entwickelt das „Menschenleben" weder psychologisch noch anthropologisch, auf beide Art würde er einsehen müssen, wie falsch seine Voraussetzung der „Einzigkeit" ist. Er begnügt sich, das „Menschenleben" unter der Lupe gewisser theologischer und schulphilosophischer Abstractionen zu betrachten und da hält es denn in der That nicht schwer, diesen Abstractionen gegenüber die Natur hervorzuheben, aber diese Natur wird nicht in ihren Grundbeziehungen geprüft, sondern sogleich wieder in eine neue Abstraction

„Ich", „Egoismus", „Eigenheit" verwandelt und also in ihrem wahren Wesen durchaus unberücksichtigt gelassen. Da hat die „Schrulle" unsers Einzigen Raum und Gelegenheit genug, sich ein Menschenleben nach der unmöglichen Voraussetzung der „Einzigkeit" zurechtzumachen und hinzustellen. Stirner macht sich das Alter des Jünglings zu jener Lebensperiode, wo der „Geist" die größte Gewalt ausübt. Umgekehrt aber könnte man ebenso gut sagen, daß der Jüngling am meisten vom Egoismus besessen wird, denn der Jüngling ist noch nicht über sein Ich hinausgekommen, er hat sich noch nicht als Theil erkannt, ihm sind die Fugen des Weltgebäudes noch fremd, er sieht Alles nur in Bezug auf sich, er will Alles sein, er will Alles können, die erste Liebe ist gewöhnlich eine rein egoistische, man liebt sich selbst nur in dem geliebten Gegenstande und strebt nach Selbstbefriedigung. Psychologisch und anthropologisch ist diese Charakteristik des Jünglings jedenfalls richtiger als die, welche Stirner gibt und wonach sich „der Jüngling an den allgemeinen Geist verlieren soll". Endlich findet der Mann nach Stirner den „leibhaftigen Geist". Was ist denn das für ein Geist? Hören wir Stirner:

„Erst dann, wenn man sich leibhaftig liebgewonnen und an sich wie man leibt und lebt eine Lust hat — so aber findet sich's im reifen Alter, beim Manne — erst dann hat man ein persönliches oder egoistisches Interesse nicht etwa nur Unsers Geistes, sondern totaler Befriedigung, Befriedigung des ganzen Kerls, ein eigennütziges Interesse. Der Mann macht sich mehr zum Mittelpunkt als der Jüngling, der für Anderes, z. B. Gott, Vaterland und Dergleichen «schwärmt». Der Mann zeigt eine zweite Selbstfindung. Der Jüngling fand sich als Geist und verlor sich wieder an den allgemeinen Geist, den vollkommenen, heiligen Geist, den Menschen, die Menschheit, kurz alle Ideale; der Mann findet sich als leibhaftigen Geist."

Also das Mannesalter wäre die rechte Zeit für den Egoismus? Erweist sich das nun in Wahrheit so? Stellt sich der Mann als „Einziger" Allen gegenüber, erklärt er Allem was außer seinem „Ich" den Krieg? Betrachten wir doch einmal den Kreis des Mannes. Schon durch seine Stellung als Familienvater, welche er meistens einnimmt, wird seiner Neigung zur „Einzigkeit" ganz entschieden widersprochen und seine Lust am Zusammensein ausgedrückt. Ebenso und noch mehr durch seine praktische Bethätigung an den Fragen des Staats und der Gesellschaft. Steht er ihnen gegenüber „einzig" da, macht er ihnen gegenüber sich wirklich zum Mittelpunkt, anerkennt er nicht vielmehr eine große, allgemeine, tragende Idee, und stellt er sich nicht, indem er für den rechten Ausdruck derselben thätig wird, jeder „Einzigkeit" gegenüber, fühlt er nicht als schaffender, thätiger Theil in einem Ganzen seine Freude und seinen Beruf? Allerdings ist er zu einem Bewußtsein, zu einer Bestimmtheit über sein „Ich" gekommen und er verlangt die Anerkennung dieses Ichs im Ganzen und Rechte dafür, den Schutz der Gesetze, staatsbürgerliche Freiheit, gesellschaftliche Stellung u. s. w., aber eben indem er dieses verlangt, läßt sich in ihm der Feind jeder ausschließenden Einzigkeit erkennen. Wo aber der Egoismus auch nur zum Theil hervorbricht, wie in den Concurrenzverhältnissen der Gegenwart, wo der Krieg des „Einzigen" gegen den andern „Einzigen" beginnt, da ist kein natürlicher, sondern ein durchaus unnatürlicher und verderbter Boden, und er wird im Durchbruch einer großen Idee, welche sich der „Concurrenz" gegenüber als „Association" erkennen läßt, seine Auflösung erhalten. Wenn Stirner also behauptet, daß der Mann der rechte Egoist sei, daß er „sein persönliches Interesse über Alles setze", so muß Dem entschieden widersprochen werden. Der rechte Mann wird sich immer der leitenden Ideen bewußt sein und ihnen nöthigenfalls zu opfern wissen, der ordinaire Egoist aber wird selbst aus Instinct diese leitenden Ideen anerkennen und sich vergebens gegen sie sträuben, er wird z. B. an seine Familie denken. Ein Stirner'scher Egoismus als allgemein ist vollkommen undenkbar, er ist eben nichts Anderes als eine schulphilosophische „Schrulle".

Was wäre nun ein „Menschenleben" nach Stirner'scher Manier? Ein inhaltsloses, gleichgültiges Dasein, ein Zustand ohne alle Entwickelung, denn diese bekommt das einzelne Leben nur durch die Durchkreuzung anderer Existenzen und nicht im Zustande einer trostlosen „Einzigkeit", eine brutale Existenz, der alles Gemeinsame feindlich, der alles Menschliche jenseitig, der alle Vernunft Fieberphantasie sein würde. Sonderbar. Die Apologie einer solchen Brutalität entwickelt sich aus einer Philosophie, welche den „Geist" in den Retorten ihrer Dialektik und Metaphysik superfein destillirte; ein solcher Zustand kann einen Vertheidiger finden in einer Zeit, wo die tiefen Brüche der Gegenwart und ein Blick in die Zukunft mehr als deutlich beweisen, daß nur in einer Vereinigung, welche den Egoismus so weit als möglich ausschließt, Heil und Hülfe erwartet werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Gavarni's gesammelte Werke.

Wer hätte sich nicht schon an den herrlichen Skizzen Gavarni's ergötzt, und wer freute sich nicht, daß es diesem fruchtbaren Künstler endlich gefällt, eine Auswahl dieser geistreichen, witzigen Zeichnungen nach dem Leben zusammenzustellen? Gavarni hat sich einen Namen gemacht, welcher vor allen populair geworden ist. Und in der That hat er den Ruhm, den er sich mit seinem frischen Griffel binnen wenigen Jahren verschafft hat, wohl erworben. Niemals ist es einem Zeichner im gleichen Grade als ihm gelungen, die flüchtigen Gestalten des bunten Lebens aufzufassen und wiederzugeben. Alle seine Zeichnungen — und er ist fruchtbar wie selten ein Künstler — sprühen Geist und Leben. Mit wunderbarer Schärfe weiß er die Erscheinungen der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erfassen, und wenn er nun eine solche Gestalt vor uns hinzeichnet, so wird sie unter seiner Feder sogleich zum Typus einer ganzen Gattung. Dies ist ein unleugbares Zeichen seiner Genialität. Dieselbe bewährt sich nun aber ebenso auch in der Ausführung bis ins kleinste Detail. Über jede der Figuren, welche er ins Leben ruft, ist eine eigenthümliche Grazie ausgeschüttet, die selbst da, wo er seinen Griffel in Galle getaucht hat, versöhnend wirkt. Der „Charivari", zu dessen thätigsten Mitarbeitern Gavarni gehört, verdankt demselben eine Galerie der heitersten Lebensbilder. Wir erinnern an die Genrestücke, welche unter die Rubrik „Les Lorettes" gehören und an einige Nummern seiner „Enfants terribles". Außerdem ist der unerschöpfliche Künstler aber auch nach allen Richtungen hin thätig. Nur selten erscheint ein illustrirtes Werk, zu dem er nicht wenigstens etwas beigesteuert hätte. So prangt sein Name unter den vorzüglichsten Mitarbeitern der „Grande ville", des „Diable à Paris" und vieler andern ähnlichen Unternehmungen. Gavarni hat sich bei so vielen Werken betheiligt, daß er nicht einmal selbst mit Bestimmtheit weiß, wohin seine geistreichen Blätter zerstreut sind, und daß er seinen ganzen Reichthum nicht einmal vollständig überschauen kann. Einen Theil Dessen, was ihm gerade zur Hand ist, vereinigt er gegenwärtig in seinen „Oeuvres choisies". Wir wollen nicht gerade behaupten, daß er in diese Sammlung nur das Beste von seinen Productionen aufnimmt: denn es würde hier schwer halten, einen Unterschied zu machen. Gewiß wird Jeder, der näher bekannt ist mit seinen Leistungen, irgend eine Skizze, die ihm lieb und werth geworden ist, vermissen, und wenn das Werk zum Abschluß gekommen sein wird, so wird man gewiß von allen Seiten den lebhaften Wunsch äußern, es möge dem geistreichen Zeichner noch nicht gefallen, seinen Griffel bei Seite zu legen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 37. — 6. Februar 1846.

Justus Möser.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Möser machte auch selbst nicht Ansprüche auf den Namen eines Dichters, obgleich er hin und wieder einen Vers machte und in seiner Jugend ein Trauerspiel „Arminius" gedichtet hatte, sondern erklärte sich höchst bescheiden für einen Laien im Orden der schönen Geister. Seine Bestimmung, schreibt er, habe ihm nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfodert werden. Aber er hatte viel Geschmack an und in der Poesie; er las die altdeutschen Dichter und hatte eine Sammlung und Herausgabe derselben im Sinne; er sammelte Volkslieder in Westfalen, pries die in den schottischen Gebirgen nach lebendig erhaltenen alten Balladen, und wünschte von einem Bürger die alten Volkserzählungen bearbeitet. Für das Poetische in der Sprache besaß er den feinsten Sinn; er beklagte, daß das Deutsche, indem es eine Buchsprache geworden, so arm sei:

> Aber das ist der Fehler aller Buchsprachen und am meisten der französischen, die wiederum so sehr gereinigt, verfeinert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. Die englische Sprache ist die einzige, die, wie die Nation, nichts scheut, sondern Alles anpreist und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindsüchtig geworden ist; sie ist aber auch die einzige Volkssprache, die in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialekt, der auf seinem eigenen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsere Buchsprache, auf der Tenne dörrt.

Er rühmt Lessing's Verdienst, der Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erfoderten, auf die glücklichste Weise nationalisirte,

> sodaß wir nunmehr wol hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worein alle Muthwilligkeiten und Äffereien, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient, dargestellt werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht Viele, denen es schwer fällt in deutscher Luft zu athmen, die französische der deutschen immer vorziehen werden.

Möser selbst muß als Bereicherer und Reiniger der deutschen Sprache geehrt werden, in welcher er manchen Ausdruck keck und glücklich gewagt hat, und er ist in einzelnen Ausdrücken und Prädicaten oft wirklich poetisch, er versinnlicht aufs überraschendste und treffendste einen Gedanken, er stellt uns mitten in eine lebendige Anschauung hinein und kommt der schärfsten, bündigsten Logik mit einem wirksamen Aufflug und Schlage der Einbildungskraft zu Hülfe. Die Reinheit, mit welcher er Deutsch schreibt, ist um so höher anzuschlagen, als er nach französischen Mustern seinen Stil gebildet, Marivaux und St.-Evremont eifrig studirt, und später mit der englischen, so reichen und in ihren Dichtern, namentlich Shakspeare und Pope, ihm besonders zusagenden Literatur sich vertraut gemacht hatte; aber die deutsche Natur, das deutsche Herz drang durch, und er ahmte den Franzosen nur die Correctheit und Zierlichkeit, den symmetrischen und gefälligen Satzbau, den Engländern die gedankenschwere, kernige Kürze nach, ohne seine Sprache zu einem Gemenge von Ausländischem zu machen. Offenbar hat Möser auf Composition und Stil große Aufmerksamkeit und Kunst verwendet, so leicht seine Aufsätze hingeworfen scheinen; aber er wartete auch immer die günstige Stimmung ab und ließ solche Arbeiten sogleich liegen, wenn die rechte Stimmung verflogen war. Daher die nie fehlende Frische und Ungezwungenheit in den „Patriotischen Phantasien", die immer zuströmende Gedankenfülle, die reizende Beweglichkeit, welche Eigenschaften, verbunden mit dem beständigen Wechsel der Form und der höchst angemessenen, wenn auch nicht im höhern Sinne poetischen Erfindung, den angenehmsten Eindruck auf den Leser hervorbringen und nothwendig eine hohe Meinung von dem Geist des Verf. erwecken müssen. Man könnte bedauern, daß Möser nicht einer eigentlichen Kunstform, etwa der Komödie, sich zuwandte; aber vermuthlich kannte er doch seine Kräfte selbst genau genug, um in der Wahl der ihnen gemäßen Form nicht fehlzugreifen; und es ist immer besser, wenn das Geleistete einen unbenutzten Überschuß von Kraft verräth, als wenn der Versuch einen Mangel, eine Unzulänglichkeit entdecken läßt. „Harlekin's Heimat", aus Möser's Jugend, ist eine ganz artige Posse und enthält ziemlich viel Witz, ist aber zu klein, um einen Maßstab zu geben, was Möser in größer angelegten Stücken hätte leisten können. Diese Posse ist ein Nachtrag zu seinem Aufsatz über das Grotesk-Komische, worin er sehr treffende Gedanken über die Literatur und das Theater ausspricht, und namentlich

das Komische gegen die Einwendungen eines übertrieben strengen und zarten Geschmacks sowie gegen die engherzigen Moralisten und Nützlichkeitsmänner vertheidigt. Die Komödie, die Posse soll nicht sowol auf eine lustige Weise belehren und bessern, als vielmehr den Menschen aufheitern, ihn lachen machen und ihm so eine gesunde physische und moralische Bewegung verschaffen. Ueberhaupt erhebt sich Möser in seinen ästhetischen Ansichten über und gegen alles Pedantische, Engherzige, Kleinliche; er redet der freien, tüchtigen Natur, dem Charakteristischen und Mannichfaltigen gegenüber dem Verkünstelten und Conventionnellen das Wort, besonders aber dringt er nachdrücklich auf den nationalen Charakter der Kunst und Literatur. Er schreibt:

> Meiner Meinung nach müssen wir durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen als wir bisher gethan haben, und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur insoweit nutzen als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Cultur dient. Zwar können wir auf diese Weise leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir also empfinden ausdrücken, verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Goethe in „Werther's Leiden", blos der erhöhten Empfindung und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Allein wir bringen doch damit eigene edle Erze zu Tage, und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden.

Über englischen und französischen Geschmack sagt Möser:

> Vergleichen Sie einen englischen und französischen Garten. In jenem finden Sie, eben wie in Shakspeare's Stücken, Tempel, Grotten, Chausseen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Dorfschaften und unendliche Mannichfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermischt; in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorene Hecken, herrliche schöne Obstbäume, paarweise geordnet und künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das Alles ist so regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen sogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereinigt. Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wol der beste sein? der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welcher uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen? oder der Weg zur Mannichfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer der letztere, obgleich er zur Verwilderung führen kann. Der Weg zur Mannichfaltigkeit ist der wahre Weg zur Größe und wir werden nothwendig einmal zur mannichfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen und eine größere Menge von Naturalien als bisher zu vereinigen suchen müssen.

In derselben Abhandlung nimmt sich Möser des „Götz von Berlichingen", welchen bekanntlich Friedrich II. so geringschätzig behandelt hatte, gegen den großen König, in welchem er doch den echt deutschen Kopf und das echt deutsche Herz, deutsche Kraft und Dauer findet und den er, als ein Deutscher, bedauert, in seinen Schriften und deren Verzierungen hinter einem Voltaire zu erblicken, „da er doch auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein könnte", nachdrücklich an und sagt:

> Schön und groß können unsere Producte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger gelegt haben. Ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Producte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation. Goethe's Absicht in seinem „Götz von Berlichingen" war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten.

Vertraut mit der schönen Literatur der Franzosen, der Italiener, der Engländer, wie es scheint auch der Spanier, sowie mit der Entwickelung der deutschen Poesie und Kunst, sodaß ihm ein einsichtsvolles Urtheil zustand wie nur Wenigen seiner Zeitgenossen, und es scheinen konnte, als lebe er ganz in diesen Studien, ordnete doch der überwiegend praktische Mann, der thätige Patriot auch diese wichtigen und edeln Interessen ohne Bedenken der politischen Ehre und Größe der Nation unter, und schätzte Literatur, Poesie und Kunst nur, sofern sie zur Hebung des Volks im Ganzen und Großen beitrugen, sofern sie damit im Einklang standen und von nationalem Aufschwung zeugten. Alles Einseitige, Erkünstelte, Überfeinerte war seiner wohlorganisirten Seele fremd und abstoßend, und ein hochgesteigerter „Luxus der Seele" war dem Manne von „wohlgewogenen Neigungen" ebenso zuwider als dem einsichtsvollen Haushalter und trefflichen Wirth ein Wohlstand und das Glück der Familien zerrüttender Luxus in leiblichen und äußern Dingen, den er mit so ergötzlicher Laune häufig in seinen „Patriotischen Phantasien" geißelt. Ein Mann ohne Vorliebe für das Ideale, Phantastische und Geniale, aber orginel in seinem ganzen Wesen und Charaktergepräge, echt deutsch von Geist und Herzen, besonnen, verständig und vom reinsten Wohlwollen beseelt, ist Möser ein Schriftsteller, auf den die Deutschen immer stolz sein dürfen, und der, ohne je das Ideal einer Partei gewesen zu sein, immer eine Zierde der Nation bleiben wird. Möge er Nachfolger in seinem Sinne, von seiner Einsicht, Kraft und Vaterlandsliebe haben! Besonders möchten wir dies für die Literatur der Zeitungen wünschen. Die journalistische und periodische Literatur hat in Deutschland seit Möser's Zeiten einen ungemeinen Aufschwung genommen, was Umfang und Verbreitung betrifft, und auch in Beziehung auf den Inhalt — wie viel Geist, Witz, Salz, Kunst und Glanz des Stils, Feuer und auch Kenntnisse und würdige Bestrebungen finden sich in den vielen Blättern, welche unser Vaterland jetzt Tag für Tag hervorbringt: aber wie schwer dürfte es doch halten, aus der ungeheuern Masse solche gediegene Werke zu sammeln, solche Bücher, nicht blos von augenblicklichem Glanz, sondern von bleibendem Werthe, wie es Möser's „Patriotische Phantasien" oder die auf ähnliche Art entstandenen, freilich in einem ganz andern Geist ge-

schriebenen, aber in ihrer Art wenigstens ebenso classischen „Briefe des Junius" sind! 33.

Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Indem Stirner nun, nach der Betrachtung des Menschenlebens, an die „Weltgeschichte", an „die Menschen alter und neuer Zeit" seinen Maßstab legen will, zeigt sich neben der Unhaltbarkeit seines Standpunkts auch die Dürftigkeit desselben. Wenn Feuerbach sagt, daß den Alten die Welt eine Wahrheit gewesen sei, so setzt Stirner hinzu: „hinter deren Unwahrheit sie zu kommen suchten" und deren Unwahrheit hervortrat mit dem Todestage der alten Welt. Alsdann die Epoche der „Neuen", das Resultat von der Riesenarbeit der Alten, daß der Mensch sich als beziehungs- und weltloses Wesen, als Geist weiß. Statt der Periode des „Lebens" die Periode des „Denkens". Diese Auffassung der menschlichen Entwickelung ist nicht neu und in ihren Grundpunkten jedenfalls begründet, aber diese Entwickelung ist von einem so großen Inhalte und so mannichfachen Ausstattungen erfüllt, daß es seltsam erscheinen muß, wenn Stirner glaubt, den bisherigen Lauf der Weltgeschichte mit folgenden Worten abmachen zu können:

„Die Weltgeschichte, deren Gestaltung eigentlich ganz dem kaukasischen Menschenstamm angehört, scheint bis jetzt zwei kaukasische Weltalter durchlaufen zu haben, in deren erstem wir unsere angeborene Negerhaftigkeit aus- und abzuarbeiten hatten, worauf im zweiten die Mongolenhaftigkeit (das Chinesenthum) folgte, dem gleichfalls endlich ein Ende mit Schrecken gemacht werden muß. Die Negerhaftigkeit stellt dar das Alterthum, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen (vom Hahnenfraß, Vögelflug, vom Niesen, vom Donner und Blitz, vom Rauschen heiliger Bäume u. s. w.); die Mongolenhaftigkeit die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, die christliche. Der Zukunft sind die Worte vorbehalten: Ich bin Eigner der Welt der Dinge und ich bin Eigner der Welt des Geistes."

Die Zukunft soll also dem gedankenlosen Dasein leerer Ich-Atome gehören, der Organismus des menschlichen Lebens, an dem die Weltgeschichte in ewigen Mühen gearbeitet hat, soll in lauter einzelne Punkte zerfallen, all unsere Betriebsamkeit war nur Ameisenthätigkeit und Flohsprung, Jongleurkünste auf dem unbeweglichen Seile des Objectiven, Frohndienst unter der Herrschaft des Unveränderlichen oder „Ewigen". Dieses Ewige aber ist bei Stirner nicht blos ein theologisches Jenseits, sondern auch das menschliche Denken ist für ihn eine unerträgliche Ewigkeit, er empört sich, nachdem Bauer und Feuerbach sich gegen „Gott" empört haben, auch gegen die Autonomie des Menschengeistes, gegen die Menschheit, in deren ideeller Auffassung er ein neues unerreichbares Jenseits sieht. Er will eben nur ein Sein in seiner ganzen Brutalität. Dieser Brutalität der vereinzelten Ich-Atome soll die Zukunft gehören, wie die Vergangenheit und zum Theil auch die Gegenwart noch dem „Geiste", dem „Gedanken" gehört. Stirner ist consequent auf dem Wege der Negation weitergegangen und könnte man seine Grundprincipien als richtig anerkennen, so würde sich gegen die Consequenzen, welche er aus ihnen zieht, kaum etwas vorbringen lassen.

Sein Grundgedanke ist die Verachtung des Geistes, des Gedankens, die Behauptung, daß der Geist, der Gedanke etwas Unmenschliches sei. Aber Stirner's Consequenz ist, wie schon oben gesagt, nicht so weit gegangen, daß er den Geist, den Gedanken gänzlich von sich gewiesen, vielmehr sucht er den Geist, den Gedanken mit Geist, mit Gedanken zu bekämpfen und an die Stelle der Abstraction Menschheit, Freiheit u. s. w., die doch einen lebendigen Inhalt haben, setzt er eine neue Abstraction, die der Ichheit, der Einzigkeit. So schlägt sich der Einzige selbst. Er hat selbst nicht ohne Geist, ohne Abstraction sein können. Der Horizont, den er aber gewinnen möchte, ist der Horizont des Chaos. Wie über starre Ich-Atome jede leitende Idee und überhaupt die ganze Geschichte verloren gehen mußte, so mußte ebenfalls über die verkommenen, verkrüppelten Menschenkörper, die keinem Ideale entsprachen, die Kunst, welche auf diesem „Ideale", dem „Geiste" beruht, verloren gehen und wir kämen mit der „Geistlosigkeit" wohin anders als zur Verthierung, zu lauter sich gegenseitig abstoßenden, vereinzelten Thierwesen? Wer erinnert sich hier nicht an die Verirrungen des großen Rousseau, die, so geistvoll sie auch durchgeführt waren, doch immer Verirrungen blieben!

Stirner hat eine durchaus falsche, nämlich eine materialistische Ansicht vom Geiste. Er will ihn fassen, er will ihn packen und weil er das nicht kann, ist er ihm ein „Spuk", ein „Gespenst". „Hast du schon einen Geist gesehen", fragt er materialistisch. Weil er ihn nicht gesehen hat, weil er nicht ganz Geist, weil er nicht der Mensch werden kann, will er nichts vom Geiste, nichts von der Menschheit wissen, alle Ideen zu einem „Jenseits" machen und alles Leben auf ein bloßes Dasein mit persönlichem Vortheil zurückbringen. Er wird also nichts weiter wollen als Scharfsinn. Denn das ist genug für den persönlichen Vortheil und er wird sich zu keiner andern Aufgabe hingezogen fühlen. Er müßte, da er nun einmal nicht auf die Thierstufe zurückkehren kann, wenigstens auf die Stufe der alten Welt zurücktreten, welche aber nur Scharfsinn an den Dingen übte und die reiche Welt des Geistes, wie sie mit dem Christenthum sich aufschloß, nicht kannte. Aber indem er seinen Egoismus nicht an den Dingen übt, sondern sein ganzes Buch den Beweis liefert, wie sehr er bemüht ist, mit seinem Egoismus über die Dinge hinauszukommen, anerkennt er selbst das „Wesen", den „Geist", der hinter den Dingen steht. Es läuft bei ihm nur auf ein Wortgefecht hinaus. Wenn der Eine das Wesen des Menschen in den Geist setzt, so setzt Stirner es materialistisch in den „Egoismus". Aber damit ist nicht das Wesen vernichtet, es bleibt vollkommen. Wie es unmöglich wird, der Mensch zu sein, so ist es unmöglich, der Egoist zu sein. Der Egoismus bleibt also ebenso sehr ein „Spuk" wie die „Menschheit", und wenn der Eine vom Geiste „besessen" ist, so ist Stirner eben auch nur vom Egoismus „besessen". Es ist im Wesentlichen gar nichts geändert und er ist in einer „fixen Idee" befangen. „Der Geist ist etwas Anderes als Ich." Gut. Aber wir setzen hinzu: Das „Ich" ist auch wieder etwas Anderes als Max Stirner. Das „Ich" bleibt immer etwas Geistiges, es kann den Geist, die Abstraction nicht los werden und so recht egoistisch ist also nur die Unvernunft, der Klotz, der Stein, das Vieh, es behauptet „geistlos" in sich selbst und hat nichts Anderes als sein brutales Dasein. Stirner muß die Menschen unvernünftig machen, um sie von der „Vision", von dem „Sparren" des Geistes zu befreien.

Feuerbach ist von dem Übermenschlichen auf das Menschliche, auf das Wesen des Menschen zurückgekehrt. Wenn man die speculative Philosophie nur umkehre, sagt er, d. h. immer das Prädicat zum Subject und so das Subject zum Object und Princip mache, so bekomme man die gute blanke Wahrheit. Stirner geht nun weiter. Vom Standpunkte seiner „Einzigkeit" aus erscheint ihm selbst das „Wesen des Menschen" als etwas Übermenschliches, Unmögliches. Man verliere durch die Umwandlung des Prädicats ins Subject allerdings den Gott, der auf diesem Standpunkte Subject ist, aber man tausche dafür die andere Seite des religiösen Standpunktes, den sittlichen, ein. Nun heißt es: Das Göttliche ist das wahrhaft Menschliche. Aber ist der Gott auch aus seinem Himmel vertrieben und seiner „Transscendenz" beraubt, so ist er darum, nach Stirner, doch noch keineswegs besiegt, wenn er dabei nur in die Menschenkraft gejagt und mit unvertilgbarer Immanenz beschenkt wird.

Das „Wesen des Menschen", welches Feuerbach setzt, ist und bleibt für unsern Stirner ein unmenschliches. „Ein Un-

mensch ist Derjenige, welcher dem Begriffe «Mensch», dem «Gattungsmenschen» nicht entspricht." „Die Herrschaft des Geistes, des Gedankens ist Hierarchie." Mit dem Aufgeben des überirdischen Gottes wäre nichts gethan, denn „als ob nicht die Herrschaft der Sittlichkeit auch eine vollkommene Herrschaft der Heiligen, eine «Hierarchie» sein würde." Freilich ist die Sittlichkeit der „Kritischen" eine ganz andere als die der „Bürgerlichen", aber „sie hat am Ende nur die Reinheit des Princips voraus", das, aus seiner Verunreinigung mit dem Religiösen befreit, in seiner geläuterten Bestimmtheit als „Menschlichkeit" zur Allgewalt gekommen ist. Aber der „Einzige" will nichts von dieser „Menschlichkeit" wissen, welche ebensowol Bauer als Feuerbach an die Spitze ihres Systems stellen, er sieht darin nichts als einen neuen „jenseitigen Gott", eine „Unmenschlichkeit". Eine richtige Consequenz seiner einmal angenommenen und vorausgesetzten „Einzigkeit". Aber der „Einzige" wird ebenso weit hinter dem Begriffe der „Einzigkeit" zurückbleiben als der Mensch hinter dem Begriffe des Menschen, und ein „Jenseits" steht also über ihn, wie und wohin er sich auch wende.

Stirner legt den Maßstab der „Einzigkeit" im Verlaufe seines Buchs an alle tiefen Bewegungen und leitenden Ideen, d. h. er bemüht sich, dieselben durch das „Ich" aufzulösen und an die Stelle der Herrschaft der Begriffe die Herrschaft der geist- und gedankenlosen, vereinzelten Existenzen zu setzen. Mit seiner „Einzigkeit" sucht er den Staat, das Recht u. s. w. zu stürzen, seine „Einzigkeit" stellt sich den Associationsbemühungen gegenüber, er predigt Auge um Auge, Zahn um Zahn, Gewalt um Gewalt:

„Die Weltgeschichte ist mit uns grausam umgegangen und der Geist hat eine allmälige Gewalt errungen. Du wirst meine elenden Schuhe achten, die deinen nackten Fuß schützen könnten, mein Salz, wodurch deine Kartoffeln genießbar werden und meine Prunkcarrosse, deren Besitz dir alle Noth auf einmal abnähme: du darfst nicht danach langen. Von alle Dem und unzähligem Andern soll der Mensch die Selbständigkeit anerkennen, es soll ihm für ungreifbar und unnahbar gelten, soll ihm entzogen sein. Er muß es achten, respectiren, wehe ihm, wenn er begehrend seine Finger ausstreckt: wir nennen das «lange Finger machen». Wie so bettelhaft wenig ist uns verblieben, ja wie so gar nichts. Alles ist entrückt worden, an Nichts dürfen wir uns wagen, wenn es uns nicht gegeben wird. Wir leben nur noch von der Gnade des Gebers. Nicht eine Nadel darfst du aufheben, es sei denn, du habest dir die Erlaubniß geholt, daß du es dürfest. Und geholt von wem? Vom Respecte. Nur wenn er sie dir überläßt als Eigenthum, nur wenn du sie als Eigenthum respectiren kannst, nur dann darfst du sie nehmen. Und wiederum sollst du keinen Gedanken fassen, keine Sylbe sprechen, keine Handlung begehren, die ihre Gewähr allein in dir hätte, statt sie von der Sittlichkeit, oder der Vernunft, oder der Menschlichkeit zu empfangen. Glückliche Unbefangenheit des begehrlichen Menschen, wie unbarmherzig hat man dich an dem Altare der Befangenheit zu schlachten gesucht!"

Zu diesem Ausspruch muß allerdings der „Einzige" kommen, indem er sich die „Hierarchie des Geistes", den „Spuk" und die „Sparren" betrachtet und indem er das Wesen zum Sein in Widerspruch setzt. Das Sein Stirner's, wie er es verlangt, ist ein Sein ohne das Wesen des Seins, dadurch wird es unmöglich, dadurch wird sein Grundprincip eine „Schrulle". Stirner will von jedem Inhalte des Seins abstrahiren und zwar von allem Inhalt, denn Alles ist Inhalt des Seins. Da bleibt ihm ganz natürlich nichts weiter als ein bloßes Dasein übrig. Stirner verachtet das Wesen, aber was mein Wesen ist, ist auch mein Sein, das Sein ist die Position des Wesens. Stirner will, indem er Sein und Wesen trennt, eben nur auf den althegelschen Widerspruch von Denken und Sein zurück, und das Sein, welches er predigt, die „Einzigkeit" steht ebenso sehr im Widerspruche mit dem wirklichen Sein als das Sein, womit die „Phänomenologie" beginnt und welches in der „Logik" aufgestellt worden ist. Er ist, so weit er auch über die Schule hinausgegangen scheint, doch ganz und gar innerhalb der Schule geblieben.

Übrigens kann man es nicht verkennen, daß das vorliegende Werk noch eine andere Bedeutung hat als eine blos schulphilosophische. Es spricht ein großes Geheimniß aus, das größte Geheimniß unserer Tage. Es predigt den Egoismus mit einer Offenheit und Ehrlichkeit, wie er sich sonst noch nirgend hervorgewagt hat. Der Egoismus, wie er unser ganzes Leben durchdringt, hat seine besondern Zwecke immer hinter eine „gute Sache", „Recht", „Freiheit", „Vaterland" u. s. w. verborgen, Stirner wirft diese Larve weg und zeigt ihn offen, er zeigt ihn in seiner ganzen Nacktheit, er macht einen Cultus aus ihm. Aber gerade die ordinairen Egoisten scheinen sich am meisten zu entsetzen über die Keckheit, mit der Stirner ihre stillen Wünsche ausspricht und aus ihren Ansichten seine Consequenzen zieht; sie stellen „die gute Sache", die „Sittlichkeit" u. s. w. voran und verschreien den einsamen Propheten Stirner. Daß Stirner den Egoismus aufgedeckt hat, daß kann nicht anders als gebilligt werden, aber daß er diesen Egoismus, so weit der seinige auch von dem ordinairen unterschieden sein mag, zum Cultus machen will, das ist und bleibt eine Verirrung. 28.

Literarische Notizen aus England.

Reliquien in Irland.

Die irische Alterthumsgesellschaft hat ein altes Manuscript „The book of obits and martyrology of the Holy Trinity, commonly called Christ Church" (Dublin) herausgegeben, worin unter Anderm die in dieser Kathedrale aufbewahrten Reliquien beschrieben sind, die es gewiß mit dem Rocke zu Trier aufnehmen können. Diese Reliquien bestehen nämlich: 1) in einem „Crucifix und Bildniß unsers Herrn Jesus, von dem berichtet wird, daß es zweimal wunderbarerweise gesprochen hat"; 2) dem Stab Jesus, den ein Engel dem heiligen Patrick, dem Schutzheiligen Irlands, schenkte; 3) einem tragbaren marmorenen Altare, auf welchem ein Aussätziger wunderbarerweise von England nach Irland geschwommen kam; 4) dem Gürtel der Jungfrau Maria und einem Theil ihrer Milch; 5) einem Dorn aus der Dornenkrone des Herrn nebst Gebeinen des heiligen Petrus und des heiligen Andreas; endlich 6) einem Stück von den Mosaischen Gesetztafeln; einem Theil der Windeln, in denen Christus als Kind gewickelt wurde, sowie einem Stück von Lazarus' Grab.

Der Jesuitismus.

Die Übersetzung der Duller'schen Schrift über die Jesuiten ins Englische: „The Jesuits as they were and are", von einem gewissen J. S. Cax mit einer Vorrede von Sir C. Eardley Smith, veranlaßt das „Athenaeum" zu der Bemerkung, der Gegenstand sei trotz Alles, was darüber geschrieben worden, noch interessant genug: in dem Bestehen dieses Ordens liege ein praktisch wichtiger Grundsatz verborgen, dessen Lösung noch nicht von dem Weltschicksal dargeboten worden sei. Der Vorschlag aber, auf Seiten des Protestantismus eine ähnliche Einrichtung im Geiste des letztern zu schaffen, sei abgeschmackt, weil eine solche dem Geiste des Protestantismus selbst zuwiderlaufe und zu dessen Beistand unnöthig sei. Aber es gebe freilich Geister, die in die Freiheit und die Vernunft kein Vertrauen setzten und der Natur selbst durch künstliche Mittel zu Hülfe kommen wollten in Fällen, wo letztere den Fortschritt eher hemmten als ihn dem gewünschten Ziele entgegenführten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1846.

Östreichische Geschichten.

1. Maria Theresia und ihre Zeit. Von Eduard Duller. Acht Hefte. Wiesbaden, Beyerle. 1843—44. Gr. 16. 2 Thlr. 5 Ngr.
2. Kaiser Joseph II. und seine Zeit. Von Karl Ramshorn. Zehn Lieferungen. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. Ler.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Erzherzog Karl von Östreich. Geschildert von Eduard Duller. Erste bis achte Lieferung. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel und Comp. 1844—45. Ler.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Böhmen. Geschichte des Landes und seines Volks von der frühesten bis auf die neueste Zeit, von J. P. Jordan. Mit Stahlstichen. Erster und zweiter Band. Leipzig, Naumburg. 1844—45. Gr. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.
5. Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen und Heinrich Hermann. Erste Abtheilung, erstes und zweites Heft. Zweite Abtheilung, erstes und zweites Heft. Klagenfurt, Leon. 1842—44. Gr. 8. 2 Thlr. 9½ Ngr.
6. Geschichte des östreichischen Kaiserstaates. Nach Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken. Zunächst zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen dargestellt von Leopold Haßler. Wien, Klang. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Uebersicht der Geschichte des östreichischen Kaiserthums, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Von Ignaz Beidtel. Leipzig, F. Fleischer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
8. Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der östreichischen Monarchie. Von Johann Sporschil. Erste bis dreißigste Lieferung. Leipzig, Renger. 1843—45. Gr. 8. 10 Thlr.

Die „Annalen der östreichischen Literatur", eine Zeitschrift, welche sich vor etwa 40 Jahren die undankbare Mühe gab, das auf dem vaterländischen Parnaß emporwuchernde Unkraut auszureißen und es nebenbei übernahm, „alte literarische Producte, die seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts in den östreichischen Staaten in allen Wissenschaften und Sprachen erschienen sind, nicht nur anzuzeigen, sondern auch zu prüfen und das Resultat ihrer Prüfung dem Publicum vorzulegen", sehen sich genöthigt zu gestehen, daß man über die älteste Geschichte Östreichs, in deutscher Sprache und für das große Publicum leider kein lesbareres und besseres Werk habe als „Anton's Edlen von Geusau's, des heil. römischen Reichs Ritters, Wienerischen Magistrats-Beamten, Geschichte Östreichs von der ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten" (Wien 1800—1), und fügte bei:

Daß Östreich eine so ausführliche, richtige und lehrreiche Landesgeschichte, als viele deutsche Staaten bereits haben, jemals bekomme, ist mehr zu wünschen als zu hoffen. Ein guter Anfang dazu ward zwar durch die berühmten Äbte von Göttweih, Gottfried Bessel und Magnus Klein, gemacht, aber diese Männer starben zu früh. Nicht einmal Das, was Magnus Klein bereits ausgearbeitet hatte, ward vollständig gedruckt. Das hinterlassene Manuscript soll verschwunden sein, ohne daß man weiß wohin, und ohne daß man sich Mühe gegeben zu haben scheint, es wieder ausfindig zu machen und zum Drucke zu befördern. Seitdem zeigt sich keine Aussicht, daß ein so wichtiges und nützliches Unternehmen fortgesetzt werden würde. Ein Privatgelehrter ist einzeln der Arbeit nicht gewachsen, und auch nicht im Stande, sich alle nöthigen Quellen anzuschaffen; eine Gesellschaft der Wissenschaften aber zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte ist bisher in Östreich nicht zu Stande gekommen, und wenige Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken haben Sinn für die Sammlung der Quellen der östreichischen Geschichte. Man wird in allen wienerischen Bibliotheken zusammengenommen schwerlich zwei Drittheile der Schriften finden, deren Benutzung bei Verfassung einer gründlichen und lehrreichen Landesgeschichte nothwendig ist. Möchte doch einer der reichen östreichischen Cavaliers, die Geld genug zu den kostbarsten Sammlungen von Steinen, Gemälden, Münzen u. s. w. verwenden, den Einfall haben, eine Sammlung aller zur vaterländischen Geschichte gehörigen Schriften zu veranstalten und zum öffentlichen Gebrauche zu bestimmen. Das schöne Beispiel, das die Grafen Ossolinski und Szecseny (Szechenyi?) mit ihren Sammlungen, Jener für die polnische, Dieser für die ungarische Geschichte geben, möge für die östreichische nicht unnachgeahmt bleiben. . . . Bei einer fortwährenden Gleichgültigkeit gegen die Quellen der östreichischen Geschichte wird und muß diese immer dunkel, zweifelhaft, mit Unrichtigkeiten überladen, unvollständig, kurz in ihrer Kindheit bleiben.

Geusau's elende, von Plagiaten wimmelnde Compilation ist seitdem verschollen, aber die Klagen, welche an die Anzeige seines Buchs geknüpft wurden, könnten in der Hauptsache noch immer ausgesprochen werden, ohne daß man dadurch den Vorwurf der Übertreibung auf sich lade. Eine Gesellschaft der Wissenschaften, die, so zweifelhaft auch der Nutzen sein mag, den solche Körperschaften in andern Ländern jetzt noch stiften, bei zweckmäßiger Einrichtung in Östreich gewiß nur wohlthätig wirken würde, ist dort noch immer nicht zu Stande gekommen, ungeachtet sie von Leibnitz bis Hammer manchen gewichtigen Fürsprecher fand; von einen Unternehmen wie es Pertz für das gesammte Deutschland ausführt, ist im Kaiserstaate noch immer nicht die Rede, und von einem „Cavalier" der mehr Sinn für Geschichtsquellen als für die „noblen Passionen" hätte, ist

im Vaterlande Khevenhüller's auch noch nichts bekannt. Ja, es hat sich zu diesen Übelständen noch manches Schlimmere gesellt, und das Ergebniß ist, daß von allen deutschen Staaten von einiger Bedeutung Östreich allein noch eine den Foderungen der Zeit entsprechende Geschichte entbehrt. Wer sollte sie schreiben, wo sollte sie geschrieben werden? Sprechen wir es aus, daß das in Östreich selbst geradezu unausführbar ist. Nicht weil es an den Gaben fehlt, ohne welche die Lösung einer solchen Aufgabe gelingen kann — die Namen Kurz, Chmel, Muchar, Hormayr, Palacki, Mailath, Lichnowski, denen sich manche von nicht minder gutem Klange anreihen ließen, leisten dafür Bürgschaft —, sondern weil man noch nicht gelernt hat, der Vergangenheit kühn ins Angesicht zu schauen. Man gefällt sich in Täuschungen, die das Licht der Forschung nicht vertragen würden; insbesondere glaubt man dynastische Interessen zu fördern, indem man zwischen dem habsburgischen und lothringischen Herrscherstamme einen bis zur Identität gesteigerten Zusammenhang annimmt, der in der Wirklichkeit nie bestand, und das Thun der Sprößlinge Franz' I. mit jenen der Nachkommen Rudolf's I. durch eine Art solidarischer Verantwortlichkeit verkettet. Dies führt zu jener historischen Schönfärberei, die alle Schwächen in den sogenannten Ahnen des regierenden Hauses mit geschäftiger Loyalität überpinselt, dadurch aber die Geschichte, statt zu einer Lehrerin der Wahrheit für die kommenden Geschlechter, zur Fabel macht, die zu nichts weiter taugt als in den Schulen auswendig gelernt und im Leben vergessen zu werden. Es ist uns unmöglich, ein einziges in Östreich selbst erschienenes Werk zu nennen, auf welches dieser übelverstandene Patriotismus nicht seinen verderblichen Einfluß geübt hätte. Wir sprechen hier noch gar nicht von der Censur; denn die Censur kann wol Wahrheiten unterdrücken, sie kann jedoch, selbst wie sie in Östreich gehandhabt wird, nicht zwingen Lügen zu verbreiten.

Wie soll ferner östreichische Geschichte geschrieben werden? Es gibt eine deutsche, französische, russische Geschichte, weil es ein deutsches, französisches, russisches Volk gibt: in diesem Sinne also kann von einer östreichischen Geschichte nicht die Rede sein. Und da wir die Aufzählung einer Reihe von Regenten und Dessen was ihnen zu thun und verordnen beliebt hat, nicht Geschichte nennen, so kann eine östreichische Geschichte nur die Aufgabe haben, eine Darstellung der Entwickelung des deutschen, slawischen, magyarischen und italienischen Volksstamms auf dem Gebiete zu geben, das im Laufe der Zeiten in den östreichischen Kaiserstaat zusammengeschmolzen ist. Andere Schilderungen mögen auf den Titel von Geschichte der Familie Habsburg und Lothringen Anspruch machen, einen höhern Werth aber können wir ihnen nicht zugestehen.

Ein Muster jener officiellen Geschichtschreiberei, die Alles vortrefflich findet was und weil es ein Habsburger gethan hat, ist das Werk Nr. 6. Hier beginnen die Entstellungen schon bei Thatsachen, von denen man glauben sollte, daß sie doch wol längst festgestellt, und der Willkür orakelnder Sophistik entrückt seien. S. 112 z. B. heißt es:

> Inzwischen hatten sich in der Schweiz große Gefahren zusammengezogen, und der Hauptkampf begann, dessen Ausgang das unbefangene Gemüth erschüttert und mit Trauer erfüllt. Ohne Rücksicht auf althergebrachtes und auf geschriebenes Recht, auf Gesetze und Friedensschlüsse, strebten die Eidgenossen ganz offen danach, in den helvetischen Landen jede, auch die billigste Abhängigkeit zu vertilgen. Die Herren ergrimmten über den steigenden Trotz und den fortschreitenden Abfall ihrer Unterthanen, welche der stets bereite Schutz der Schweizer ermuthigte. Östreich zumal konnte mit Recht die Eidgenossen wiederholten Friedensbruches zeihen. Mehre seiner Landschaften und Städte waren zur Abtrünnigkeit verleitet, ja mit offener Gewalt genommen, viele Burgen der Edeln oder der Amtleute gebrochen, verschiedene Zollstätten zerstört, besonders von Luzern großer Frevel begangen worden. Als dessen kein Ende war, griff Herzog Leopold zu den Waffen.

Die Ermordung Geßler's durch Wilhelm Tell und dessen Pfeilschuß werden ohne Weiteres für Sagen erklärt, „die eines jeden historischen Grundes entbehren", und der Verf. zergliedert den Mythus mit einer Sicherheit, wie wenn er bei der Genesis desselben in eigener Person zugegen gewesen wäre. Er sagt:

> Diese Erzählung entstand offenbar aus der Sage von einem gewissen Wilhelm Tell und einem Grafen von Seedorf, der Herr eines Theiles von Uri war und im 12. Jahrhundert lebte, aus der Fabel vom Könige Harald und dem Schützen Tholko, und endlich aus dem Streben, die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft, gleich dem Entstehen Roms, in ein romanenhaftes Gewand zu hüllen. Die Sage gab den Namen, die Fabel den Stoff, und Eitelkeit verbunden mit Neigung zum Seltsamen brachte die Sache in Umlauf.

S. 80 läßt Hr. Haßler die Güter der „Laufenburg-Kyburg'schen Linie" nach dem Erlöschen (1415) „wieder an die habsburgische Hauptlinie" zurückfallen. Der letzte Sprößling jener Linie aber, Graf Ego von Kyburg, hatte schon Alles, was er in den helvetischen Landen besaß, an die Berner abgetreten, als er auf die Güter seiner Gemahlin nach Frankreich zog, wo er spurlos verschollen ist. Wir hätten diese Verwechselung ungerügt gelassen, und würden auch nicht erwähnt haben, daß Hr. Haßler den Großvater Rudolf's von Habsburg, den Grafen Ulrich von Kyburg, der Schwager des letzten Herzogs von Zähringen war, irrthümlich einen Abkömmling dieser Herzoge nennt, wenn solche Verstöße, die nicht die einzigen ihrer Art sind, nicht in einem Werke vorkämen, dessen Verfasser im Staate nur das Patrimonialgut einer Dynastie sieht, deren Genealogie also in ihren geringsten Einzelheiten für ihn nothwendigerweise von besonderer Wichtigkeit sein muß. Naiv klingt:

> Diese Verbindung (mit der Tochter Galeazzo Maria's Sforza von Mailand) gab dem Kaiser (Maximilian I.) Gelegenheit, kräftig in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, wo unter harten Kämpfen der Grund zu dem System des politischen Gleichgewichts gelegt ward, das auf der anerkannten Rechtmäßigkeit des Besitzes und auf der Gültigkeit der abgeschlossenen Verträge beruhte, und, freilich unter manchen wesentlichen Veränderungen, fortdauerte bis zur Zeit der französischen Revolution —

und den Geist dieses Geschichtschreibers bezeichnet, was er S. 482 sagt:

Eigene Frömmigkeit und eigenes Nachdenken überzeugte den Kaiser (Franz), daß die strenge Aufrechthaltung der Religion in seinen Staaten das vorzüglichste Bedürfniß sei, daher war es sein Wille, daß alle Heiligthümer der Religion, und daß selbst ihr fernster Schein von der profanen Berührung weltlicher Gewalt unangetastet blieben. Er kannte die traurigen Folgen, welche in andern Staaten die dem Glauben feindlich entgegentretende Modephilosophie hervorbrachte, und verabscheute dieselbe als das gefährlichste Übel.

Vielleicht ist auch die Furcht vor dieser Modephilosophie Ursache, daß im vorliegenden Buche Cultur- und Literaturgeschichte gar nicht berührt sind. Hr. Haßler ist Nachfolger Schneller's. Dies kann man in der That gemäßigten Fortschritt nennen!

(Der Beschluß folgt.)

Quellensammlung der badischen Landesgeschichte im Auftrage der Regierung herausgegeben von F. J. Mone. Erster Band, erste Lieferung (Bogen 1—30). Karlsruhe, Macklot. 1845. Gr. 8. Preis des vollständigen Werks 5 Thlr.

Wenn wir mit gerechtem Stolze wahrnehmen, wie in den letzten zwei Jahrzehnden die verschiedensten Landschaften unsers gemeinsamen Vaterlandes mehr oder minder glücklich, immer aber rühmlich, in Veröffentlichung der Quellen zur Kunde ihrer Vorzeit miteinander gewetteifert haben, so durfte es wol befremden, wie ein Volk, das wir stets als Vorkämpfer unserer Nation zu betrachten gewohnt waren, aus dessen Mitte unsere größten Geschlechter hervorgingen, ein Land, das die Schatzkammer unserer theuersten Erinnerungen ist, dessen Geschichte uns die ersten Jugendträume des deutschen Volks offenbart, so lange diesen löblichen Bestrebungen scheinbar theilnahmlos zuschauen konnte; desto freudiger aber müssen wir das Erscheinen eines nach Plan und Ausführung so vollkommenen Werkes begrüßen, welches, mit den gleichzeitig in dem schwäbischen Nachbarlande ans Licht tretenden „Monumenta" sich ergänzend, dazu bestimmt ist, jene empfindliche Lücke in der Reihe unserer Quellensammlungen auszufüllen.

Die Aufgabe, wie sie dem Verf. des fraglichen Quellenwerks vorlag, hatte fürwahr ihre ganz eigenthümlichen, zunächst in dem Territorium, auf welches sich dasselbe erstreckt, begründeten Schwierigkeiten. Das Großherzogthum Baden umschließt nicht die Söhne Eines Volksstamms, ist auch nicht unter der schaffenden Hand Eines Regentenstamms allmälig emporgewachsen, sondern erst in Folge neuerer Zeitereignisse aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen künstlich zusammengefügt; die Pfalz, der Kern des deutschen Frankenlandes, das fränkisch-allemannische Alt-Baden, der theils allemannische, theils schwäbische Süden: welche Mannichfaltigkeit des innern Lebens und der Geschichte deutscher Stämme bieten sie nicht, aber wie schwierig ist es auch, hier immer das gehörige Maß und Ziel zu halten und über den alten Völkergrenzen nicht die neuern politischen Schranken außer Acht zu lassen. Der Verf. hat hier, so weit aus den vorliegenden Proben geurtheilt werden kann, vollkommen die richtige Grenzlinie getroffen und das Werk möglichst auf seine territoriale Grundlage beschränkt, ohne darum dem allgemeinen Interesse, welches dasselbe bei den Freunden deutscher Geschichtsforschung nothwendig finden muß, zu nahe zu treten.

Andererseits aber hat er, was wir ganz besonders anerkennen müssen, rücksichtlich der Wahl des Materials und der Behandlung desselben seinen Plan weit über die von den Herausgebern anderer Quellensammlungen bisher beobachtete Grenze ausgedehnt.

Die erste Hauptabtheilung bilden die Geschichtsbücher: und zwar werden darunter nicht nur Chroniken, mit Einschluß von Heiligen-Legenden und Annalen, zu denen auch Denk- und Tagebücher zu rechnen sind, sondern auch die für Feststellung historischer Daten oft so wichtigen Nekrologien, wie nicht minder historische Gedichte begriffen, an welchen das romantische Schwabenland so reich ist; auch werden hier zum ersten Male die vielen in alten Codices zerstreuten historischen Notizen, welche sonst von dem Forscher leicht übersehen werden oder ganz verloren gehen, hier zu einer Sammlung fortlaufender Annales variorum vereinigt.

Die zweite Abtheilung, die der Briefbücher, umfaßt zuvorderst ältere Urkunden, deren die Archive des badischen Landes, trotz der Thätigkeit der manheimer Akademiker und der fleißigen St.-Blasianer, noch viele theils mangelhaft, theils noch gar nicht gedruckte — wir erinnern nur an die urkundlichen Schätze der bis jetzt gänzlich unberührt und unversehrt gebliebenen alten Klosterarchive von Salem und Herrenalb — enthält. Hieran schließt sich eine Sammlung diplomatischer und historischer Briefe, eine Rubrik, welche bisher wenig berücksichtigt worden ist; denn die Epistolae Petri de Vineis, Innocentii III. papae, Rudolphi I regis blieben lange ohne Nachfolge und erst die neuere Geschichtsforschung, besonders aber das Beispiel der Franzosen, hat das Bedürfniß fühlbar gemacht, auch solche Quellen (als z. B. der von Rommel herausgegebene „Briefwechsel Heinrich's IV. mit Hessen", die „Correspondence de la maison d'Orange-Nassau" von Groen van Prinsterer, der „Briefwechsel Landgraf Philipp's des Großmüthigen" von Duller, die „Correspondenz des Kaisers Karl V." von Lanz) zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Auch für diese Rubrik ist des interessanten Stoffs viel vorhanden, besonders wenn auswärtige Archive (die in München aufbewahrten Correspondenzen des pfälzischen Hauses, die in Paris befindlichen Correspondenzen über die Kriege am Rhein u. a. m.) dabei benutzt werden.

Die dritte Hauptabtheilung, Rechtsbücher, enthält Landrechte und alte Statutarrechte, insoweit sie nicht bereits gedruckt sind, Hausgesetze und Familienstatute der Häuser Baden und Pfalz, Stadtrechte und Weisthümer, auf deren Wichtigkeit erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist und für welche das großherzogliche Generallandesarchiv eine reiche Ausbeute zu geben verspricht.

In die letzte oder statistische Abtheilung endlich, welche mit dem allgemeinen Ausdrucke Grundbücher umfaßt werden kann, gehören: Codices traditionum, deren historischer Werth in jüngster Zeit durch die trefflichen Arbeiten eines Wigand, Zeuß und Dronke recht einleuchtend geworden ist; ferner Salbücher späterer Zeit, Zins- und Gültbücher, Inventarien wichtiger Personen und Orte (z. B. über Burgen, Kirchen- und Domschätze), Schatzungsregister und alte Budgets u. s. w.

Um eine solche Masse von Materialien zu sammeln, dazu gehörte ein langjähriges eifriges Forschen und eine ausgedehnte literarische Verbindung mit dem Auslande, namentlich auch mit auswärtigen Klöstern, in welche so manche einheimische Schätze zur Zeit der Säcularisation geflüchtet wurden; um sie zu bearbeiten bedurfte es einer umfassenden Gelehrsamkeit, wie sie der Verf. in frühern Werken erprobt hat; zu ihrer Herausgabe endlich war eine seltene Ausdauer erfoderlich, eine anregende Aufmunterung von oben herab und eine materielle Unterstützung, wie sie die badische Regierung mit wahrhafter Liberalität bewilligt hat.

Was die Behandlung des Stoffs anlangt, so gewärtigen wir, daß der Verf. sich darüber in der dem ersten Bande beizufügenden Einleitung ausführlich aussprechen, darin auch zugleich, neben einer Charakteristik der mittelalterlichen Historiographie im Allgemeinen, eine literarische Übersicht der theils gedruckten, theils ungedruckten Werke älterer badischer Historiker liefern und seine verdienstvollen Vorgänger, einen Wülperz, Heer, Gerbert, Neugart, Schöpflin, Lamey, nach ihren Werken sowol als aus ihrer vertraulichen Correspondenz getreu

schildern werde: indessen gibt uns schon die vorliegende Probe (s. z. B. S. 83) ein Bild von der Art und Weise der Behandlung. Vor Allem springt, was die deutschen Quellen anlangt, die Mannichfaltigkeit der Schrift in die Augen, wodurch der Verf. mit seltener Genauigkeit die verschiedenen Sprachidiome auszeichnet, sodaß das Werk zugleich für den Sprachforscher nutzbar gemacht wird, ein Vorzug, welchen wenige der bisherigen Quellensammlungen — und keine in solchem Grade — mit demselben theilen. Der Text der schon früher gedruckten Quellen findet sich durchgehends mittels besserer Handschriften berichtigt, von denjenigen Stücken aber, welche in gangbaren Werken wesentlich richtig abgedruckt sind — wie z. B. das Leben des heiligen Meinrat — und für das betreffende Land keine größere Bedeutung haben, werden, der Raumersparniß halber, nur die Varianten mitgetheilt. Über die kritischen Hülfsmittel des Verf. sowie über Alles, was zur Würdigung, zum Verständniß und zur Benutzung der Quellen sowol im Allgemeinen als im Einzelnen nothwendig scheint, findet der Leser theils in der jedem Stücke vorangeschickten Einleitung, theils in den zahlreichen Noten — welche letztern auch viele ungedruckte Bemerkungen früherer Gelehrten, eines van der Meer, Schmidtfeld, Neugart u. A. m. einverleibt sind — hinlängliche Auskunft.

Die vorliegende erste Lieferung nun beginnt mit dem ältesten Culturdenkmale, dem Leben des heiligen Fridolin (zu Anfang des 6. Jahrhunderts), des Stifters des Frauenklosters Säckingen; darauf folgt eine nach mehren Handschriften verbesserte Ausgabe der als Quelle für die Vorgeschichte des Hauses Habsburg denkwürdigen beiden Biographien des heiligen Trudpart (gest. um 643), des Stifters des nach ihm benannten Klosters im Schwarzwald. Ferner erscheint hier zum ersten Male das Leben des heiligen Pirminius, welcher als Gründer der altberühmten Abtei Reichenau (im J. 724) die Leuchte des Christenthums am Bodensee aufsteckte und so dem früher in jener Gegend, zu Constanz, begründeten, aber nur kümmerlich vegetirenden Bisthum neue Nahrung gab; dann das Leben des (in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts) von dem Kloster Rheinau aus sagenspendenden heiligen Findan, welcher bereits der zweiten Reihe der nach dem Festlande ausgehenden irischen Glaubensboten angehört. Ein ganz besonders vaterländisches Interesse gewährt endlich das bisher unbekannte, nach einem verloren gegangenen Original des 11. Jahrhunderts ins Deutsche übersetzte Leben des Grafen Eberhard III. von Nellenburg, des Gründers des Klosters zu Schaffhausen.

An diese Heiligen-Legenden, welche den wißbegierigen Forscher nicht minder befriedigen als die frommen Gemüther, für die sie verfaßt sind, reihen sich die Chroniken, unter welchen sowol ihres Alters als ihres Umfangs und ihrer Bedeutsamkeit wegen die des Klosters Petershausen mit Recht obenan steht. Sie wurde, wie der gelehrte Herausgeber in der Einleitung darthut, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die Geschichtschreibung am Bodensee eifrig gepflegt ward, von einem Neffen des Abtes Gabino begonnen, und zwar nicht in der annalistischen Form des „Hermannus contractus" und seiner Fortsetzer, sondern nach dem Muster der St.-Galler und der verlorenen schaffhauser Klosterchronik. Wie diese, sollte sie auch, nach Vorausschickung einer, dieser Classe von Geschichtswerken eigenthümlichen Einleitung, zunächst nur die Geschichte des (im J. 976 begründeten) Klosters enthalten, da indessen die Klöster am Bodensee, als Durchgangspunkte nach Italien, häufig von Fremden besucht wurden — wie allein schon das merkwürdige Calendarium von Reichenau darthut, in welchem so viele Pilger ihre Namen verewigten — und einen lebhaften Verkehr mit dem Auslande unterhielten, so kann der Geschichtschreiber sich nicht enthalten, auch viele ihm ferner liegende Ereignisse, besonders aus den stürmischen Zeiten Heinrich's IV., mitzutheilen, wodurch sein Werk eine Hauptquelle für die Geschichte seiner Zeit wird. Von dem J. 1156 an, als wie weit die Arbeit des Urhebers reicht, bis 1164 wurde die Chronik nacheinander von zwei andern Verf. fortgesetzt, mit letzterm Zeitpunkte aber wurde sie wegen der im Kloster eingetretenen Zerwürfnisse gänzlich abgebrochen und es finden sich bis zum J. 1248 nur einige Bruchstücke angehängt. Sie erscheint hier zum ersten Male nach der Urschrift, wodurch der nach einer fehlerhaften Abschrift gedruckte Ussermann'sche Text wesentlich berichtigt wird.

Eine werthvolle Gabe ist noch die zwar weniger umfangreiche aber desto inhaltreichere Salmansweiler Chronik (d. a. 1124—1210), welche selbst noch den gelehrten St.-Blasiern unbekannt war, sowie die für die ältere Geschichte des Hauses Baden so merkwürdige Chronik des Klosters Lichtenthal und die von dem Herausgeber in frühern Zeiten abgeschriebene und somit — da inzwischen das Original verloren gegangen — vom Untergange gerettete Sensheimer Chronik. Bei Anblick der dem „Codex minor Spirensis" entnommenen datenreichen Chronik der Bischöfe von Speyer konnte Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Herausgeber gefallen möge, in einem der nächsten Bände die in jenem „Codex" enthaltenen, für den Forscher deutscher Geschichte so wichtigen Urkunden, soweit es irgend mit seinem Plane vereinbar ist, mitzutheilen und auch das treffliche „Necrologium Spirense", wennschon es zum Theil überrheinische Namen enthält, zu veröffentlichen, da schwerlich sobald eine so geeignete, ehrenvolle Stelle wie in dieser Sammlung sich für dasselbe finden dürfte.

Den Beschluß der vorliegenden ersten Lieferung machen die obenerwähnten „Annales variorum".

Was die äußere Ausstattung dieses nur in 240 Exemplaren erscheinenden Werks betrifft, so ist noch besonders anzuerkennen, daß dabei nicht nur ein seiner Gewichtigkeit angemessenes Format, sondern auch eine deutliche, dem angestrengten Auge des Gelehrten wohlthuende für diesen Zweck eigens gegossene Schrift und ein treffliches Papier gewählt wurde.

Diese äußern Vorzüge mit den hervorgehobenen innern zusammengenommen wissen wir nicht, ob wir dem Hrn. Verf., welcher diese den Leistungen der großen Benedictiner an die Seite zu stellende Arbeit unternahm, oder der Regierung, die sie ins Leben rief und so bereitwillig dafür sorgte, daß sie in einer eines solchen Nationalwerks würdigen Gestalt erscheinen könne, zu größerm Danke verpflichtet sind. 83.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 39. — 8. Februar 1846.

Östreichische Geschichten.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Obwol das Werk Nr. 7, welches ein Mitglied des höhern Beamtenstandes zum Verfasser hat, vor der Kathederweisheit des Hrn. Professors der grätzer Universität in jeder Beziehung den Vorzug verdient, so müssen wir uns doch begnügen, es im Allgemeinen als eine gut gelungene übersichtliche Darstellung der politischen Geschichte des östreichischen Kaiserstaates zu empfehlen, um zur „Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der östreichischen Monarchie" von Johann Sporschil überzugehen, deren Titel uns unwillkürlich an Gibbon und an Ämilian Janitsch' „Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der östreichischen Monarchie von den ältesten bis auf diese Zeiten" (Wien 1805) erinnert hat. Inwiefern sich die Ähnlichkeit zwischen dem letztgenannten Buche und dem des Hrn. Sporschil auf mehr als den bloßen Titel erstreckt, vermögen wir, da uns jenes nicht zur Hand ist, nicht anzugeben; von Gibbon's Geist jedoch, dafür können wir bürgen, ist in diesem keine Spur zu entdecken. Der Verf. hat es passender gefunden, aus dem Arsenale des Restaurators der Staatswissenschaften, Karl Ludwig von Haller's, einige halbverrostete Waffen zu borgen, um damit den contrat social und was daran hängt zu bekämpfen, und belehrt uns in der Einleitung über den Vorzug des „historisch gewordenen und sich fortbildenden Staats", wir wissen nicht, vor welchem andern, da wir keinen kennen der fix und fertig aus den Wolken heruntergefallen wäre, und selbst Frankreich und den Vereinigten Staaten, diesen warnenden Beispielen von der Verderbtheit der Theorie des Urvertrags, ein „historisches Werden nnd Sichfortbilden" kaum abzusprechen ist. Redensarten wie: „Auch nur mit einem einzigen Verbrechen würde die wünschenswertheste Umwandlung viel zu theuer erkauft" (Hr. Sporschil versuche einmal dieses Axiom auf die Einführung des Christenthums anzuwenden). „Jene Lehre unserer Tage, welche der Staatsgewalt zuruft, dem Volke einen immer größern Antheil an ihr zu gewähren, weil sie selbst dadurch festern Bestand gewinnen würde, bildet das zersetzende Element der Staaten" (in diesem Satze scheint der Eifer gegen das „zersetzende Element der Staaten" Hrn. Sporschil's Stil irregeleitet zu haben). „Es wurde das Geschlecht der Habsburger, Zucht und Ehre stets heilig haltend, eine providentia divina für Deutschland, für Europa, für die Welt" (wir verweisen hier auf Das, was wir oben von historischer Schönfärberei und übelverstandenem Patriotismus sagten). Diese und ähnliche Redensarten werden, wir fürchten es, nicht im Stande sein, die Welt von den alleinseligmachenden Eigenschaften jenes Systems zu überzeugen, dessen Verkörperung Hr. Sporschil in der östreichischen Monarchie aufzufinden so glücklich gewesen ist.

Maria Theresia, Joseph, und Erzherzog Karl — die drei populairsten Gestalten des östreichischen Herrscherhauses — in ihrem Leben und Wirken zu schildern, diese Aufgabe haben sich die Verf. der unter Nr. 1—3 angezeigten Schriften gesetzt. Über die fromme Kaiserin und ihren Enkel, den Helden von Aspern, sind die Meinungen wol einig, und bei Ersterer kann es sich nur darum handeln, den vorhandenen reichen Stoff zu sichten und in ein die Volksüberlieferungen möglichst treu bewahrendes Charakterbild abzurunden; bei Letzterm aber, den Antheil, welchen er an den großen Begebenheiten der Zeit genommen, in das angemessene Licht zu stellen. Beiweitem schwieriger ist es dagegen, den rechten Standpunkt zu gewinnen, von dem Joseph II. betrachtet werden muß; denn an ihm haben sich schon die verschiedensten Geister versucht, ohne daß es ihnen gelang, den Schlüssel zu seinem Wesen zu finden. Wir erinnern nur an die Auffassung Brougham's, der in Joseph blos einen brutal zufahrenden Despoten, einen talentlosen Nachäffer Friedrich's II. sieht, während Paganel*) sein Urtheil über des Kaisers Streben in folgenden, freilich was die Gegenwart betrifft zu optimistischen Worten zusammenfaßt:

> In unsern Tagen lebt Östreich von denselben Ideen, welche es von sich stieß; ganz von Joseph's Geiste durchdrungen, genießt es ein glückliches Gedeihen im Schatten seiner Reformen. Ein Staatsmann, dem Niemand lange Erfahrung und hohes Ansehen abstreiten kann, hat gesagt, daß Joseph, indem er diesen heilsamen Keim dem Körper der Monarchie eingeimpft, ihn auf lange Zeit vor allen Revolutionen bewahrt hat.

*) „Geschichte Joseph's II., Kaisers von Deutschland, von Camille Paganel. Aus dem Französischen von Friedrich Köhler" (Leipzig 1844).

In Östreich selbst hat die öffentliche Meinung ihren Ausdruck in den schönen Strophen gefunden, mit dem der „Wiener Poet" „Sein Bild" begrüßt:

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit gold'ner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr, ein solcher blos
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Das dankbare Volk hat ihm seine Fehler und Schwächen längst verziehen und erinnert sich blos, daß er es von seinen Drängern befreien wollte.

Hr. Dr. Ramshorn hat nun, wenngleich er seinem Gegenstande keine neue Seite abgewonnen, was er vielleicht auch nicht beabsichtigte, die vorhandenen gedruckten Quellen fleißig benutzt und das Ergebniß in fließender Rede dargestellt. Das Nämliche läßt sich von Duller's Arbeiten sagen, und wir können hier nur den Wunsch beifügen, unsere Landsleute möchten, statt sich durch die in inländischen Übersetzungsfabriken mundgerecht gemachten Erzeugnisse ausländischer Romanfabriken den Geschmack zu verderben, Büchern wie den vorliegenden rege Theilnahme schenken, und dadurch zu neuen Strebungen auf diesem in Östreich verständigen Anbaus noch so sehr bedürftigen Gebiete ermuntern.

Von den beiden sich mit der Geschichte einzelner östreichischer Provinzen beschäftigenden Werken, die wir unter Nr. 4 und 5 zusammengestellt haben, wendet sich das eine, Jordan's „Geschichte Böhmens", an ein Publicum, das dem Eindringen in die Tiefen gelehrter Forschungen, selbst wenn ihm dabei ein Palatin als Führer zu Gebote steht, die weniger mühsame Aneignung ihrer Ausbeute vorzieht, zu der es auf den Wegen, die es täglich zu betreten pflegt, gelangen kann. Das „Handbuch der Geschichte Kärntens" hingegen ist mit allen Zuthaten geschmückt, ja überladen — wir bedauern, bei einer so wahrhaft verdienstvollen Arbeit dieses Beiwort brauchen zu müssen —, auf denen das Auge des Kenners wohlgefällig ruht, während sie der Menge entweder ehrerbietige Scheu einflößen, oder zu spöttischem Lächeln Veranlassung geben. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine, die „Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den östreichischen Fürstenthümern" enthaltend, den Freiherrn von Ankershofen zum Verf. hat, die andere aber, welche die Geschichte des Landes bis auf unsere Tage fortführt, vom Consistorialkanzler des Bisthums Gurk, Heinrich Hermann, bearbeitet ist. Günstig für das ganze Werk stimmt schon die Pietät, mit der Ankershofen in der Widmung und Vorrede seiner verewigten Lehrer und Gönner, der nach St.-Paul in Kärnten übersiedelten vormaligen Mitglieder der berühmten Benedictiner-Congregation von St.-Blasien im Schwarzwalde, Trudpert Neugart und Ambros Eichhorn, zweier um die Geschichte ihrer neuen Heimat hochverdienten Männer, gedenkt, und die Bescheidenheit, mit welcher er seine eigenen Leistungen der Nachsicht seiner Landsleute empfiehlt. Die Vorrede selbst liefert einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte Östreichs, indem sie über die literarische Thätigkeit dieser eingewanderten Benedictiner und ihrer Mitbrüder ausführliche Nachrichten gibt, und es ist erfreulich, aus ihr zu ersehen, was das dem Werke beigefügte Subscribentenverzeichniß bestätigt, daß in einer vom Mittelpunkte der Monarchie so weit entlegenen Provinz wissenschaftlichen Bestrebungen so wirksame Förderung zu Theil wird. Das Unternehmen der Herren von Ankershofen und Hermann ist nach jahrelangen Vorarbeiten begonnen worden und auf die würdigste Weise ins Leben getreten. Jede Seite des Buchs legt von der Emsigkeit Zeugniß ab, mit der Alles gesammelt ward, was auf den Gegenstand desselben auch nur den entferntesten Bezug hatte, und wir glauben nicht, daß den Verfassern in der Geschichte ihrer Heimat irgend etwas von Belang entgangen ist. Diese Emsigkeit hat jedoch zu einem Übelstande geführt, der sich in der ersten Abtheilung auf störende Weise geltend macht, und bei einem Handbuche doppelt auffällt. Wir meinen die Überladung mit Anmerkungen aller Art, Quellenstellen, Erläuterungen u. s. w., die so weit getrieben ist, daß in den zwei ersten Heften die am Schlusse beigefügten Noten, zu denen noch unter dem Texte fortlaufende kommen, nicht weniger als 152 Seiten einnehmen, während der Text selbst nur 143 umfaßt. Geschichtsforscher, die zum ersten Male vor das größere Publicum treten, haben ohne Zweifel die Verpflichtung, ihre Sachkenntniß durch Berufung auf die Quellen zu beurkunden; dabei müssen sie jedoch, wenn sie sich nicht die Rüge zuziehen wollen, daß sie den Stoff zu bewältigen unvermögend gewesen, das Neue vom Bekannten, das Wesentliche von den Nebendingen zu sondern und überall das rechte Maß zu treffen wissen. Sie dürfen Das, was in den Hintergrund gehört, nicht mit übertriebener Genauigkeit ausmalen, und brauchen das Geräth, dessen sie sich bei der Arbeit bedient, nicht vor aller Welt auszustellen, um zu beweisen, daß sie in ihrer Kunst Meister sind. Hätte Hr. von Ankershofen den Plan zu seinem Werke überhaupt weniger weitläufig angelegt — was soll z. B. in einem „Handbuche der Geschichte Kärntens" eine bis ins Einzelste gehende Beschreibung des byzantinischen Hofes und Verwaltungssystems auf 20 Seiten Text mit 24 Seiten Anmerkungen? —, so würde es ihm auch, davon sind wir überzeugt, nicht schwer gefallen sein, die Erzählung zu den Beweisstellen in ein richtiges Verhältniß zu bringen.

Zum Schlusse möge uns noch verstattet sein, hier auszusprechen, was uns und gewiß Viele, denen die Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt, schon lange schwer gedrückt hat. Vor 27 Jahren äußerten sich die wiener „Jahrbücher der Literatur":

Um wie viel werden wir nicht dem hohen Ziele einer pragmatischen Staatsgeschichte des östreichischen Kaiserthums

näher gekommen sein, wenn die historische Kritik, in Herausgabe und Benutzung der Quellen, in Zusammenstellung der Materialien einzelner ständischen, geistlichen und wissenschaftlichen Körper, Städte, Comitate u. s. w. von 1818 — 33 in eben der Stufenfolge fortrückt, wie es (vorzüglich unter Begünstigung einer liberalern Censur und unter dem Vortritte der vaterländischen Journalistik) von 1803 — 18 unleugbar geschehen ist?

Wie wenig wir nun diesem Ziele, über dem ein höheres ragt, näher gekommen sind, wurde im Laufe dieser Besprechung anzudeuten versucht. Wer trägt die Schuld? Andere Regierungen verwenden jährlich beträchtliche Summen auf die Förderung würdiger Bestrebungen im Fache der Geschichte: die französische z. B. schickt Gelehrte auf Reisen, läßt Urkunden sammeln, bedeutende Werke veröffentlichen, unterhält ein Ecole des chartes u. s. w. Was thut die östreichische, die, ganz eigentlich den Staat vertritt? Die Ernennung eines Ausländers, über den man das mildeste Urtheil fällt, wenn man sagt, daß er einem Extreme angehört, zum Hofhistoriographen zeigt klar genug, welchen Werth sie diesen Dingen beilegt. Sie gestattet auf dem Gebiete derselben nicht einmal den freien Spielraum, der sogar an der Newa zugestanden wird, und wir zweifeln, daß es einem östreichischen Geschichtschreiber erlaubt würde, Ferdinand einen Jesuitenknecht zu nennen, wie ein Russe Iwan einen Tyrannen nennen darf. Diesen hemmenden Einflüssen gegenüber hat der Einzelne, hat die Journalistik allerdings einen schweren Stand; aber dennoch bleibt ihnen Boden genug, auf dem sie sich behaupten und allmälig ihre Wirksamkeit ausdehnen können. Was hindert z. B. die an geistigen und materiellen Mitteln so reichen östreichischen Stifter: St.-Florian, Melk, Kremsmünster, Göttweih u. s. w. an der Spitze, gemeinschaftlich eine Zeitschrift für Geschichtsforschung zu gründen, großartige Quellensammlungen zu veranstalten u. s. w.? In ihrer Mitte sind alle Kräfte dazu vorhanden, und wenn die Nachfolger der Bessel und Klein, der Petz und Hanthaler mit uneigennütziger Hingebung in die Fußstapfen dieser ehrwürdigen Männer treten, dann werden, hoffen wir, vielleicht auch die Nachfolger der Sinzendorf, der Eugen und Kaunitz ihre Aufgabe besser begreifen. 60.

Die Geheimnisse der Inquisition von V. von Féréal. Aus dem Französischen von L. Meyer. Acht Theile. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In der Mysterien-Literatur sind merkwürdige Misgeburten zu Tage gekommen; mehre derselben sind mit Eugen Sue's Geist ungefähr ebenso nahe verwandt wie das Borstenthier mit dem Löwen. Der schaudervolle Inquisitor Peter Arbues, das höchst beklagenswerthe Mädchen Dolores und der Mönch José (eigentlich ein Frauenzimmer) sind Hauptpersonen des vorliegenden Buchs. Peter Arbues hatte sich tüchtig betrunken und stand ungefähr um 10 Uhr Morgens auf. „Er war todtenbleich. Mit der von der Unmäßigkeit herrührenden Aufregung vereinigten sich noch die Qualen einer unerwiderten Leidenschaft, und der stille Grimm gegen die Agenten seiner Verbrechen. Besonders regte Enriquez seinen Groll im höchsten Grade an; die ungestüme Leidenschaft des Inquisitors für Dolores steigerte sich nur durch die Hindernisse, die seine Plane vereitelt hatten. Die gelbliche Blässe von Peter Arbues mischte sich hier und da mit bläulichen Flecken; sein großes, dunkelblaues, strahlendes und tiefes Auge wurde wild wie das des Tigers, und sein krampfhaft zusammengezogenes Gesicht erhielt den Ausdruck einer entsetzlichen Wildheit.“ Mandamiento, das Oberhaupt der Banditen, tritt ein. „Er blieb mit bedecktem Haupte vor dem Inquisitor stehen. Dieser unbändige Mensch hatte eine so übertriebene und wunderliche Vorstellung von der Bedeutung seiner Stellung, daß er glaubte, vor seines Gleichen zu stehen. Enriquez winkte Mandamiento, sein Haupt zu entblößen, der Meister antwortete mit einem Blick der Verachtung. Der Inquisitor lächelte“ u. s. w. Mandamiento erhält den Auftrag, Dolores herbeizuschaffen; er verspricht es auf Spitzbubenparole und tritt ab. „Dieser wunderbare Mensch ging mit stolz erhobenem Kopfe und zuversichtlichem Blicke hinaus. Er hatte eine hohe Idee von seiner Wichtigkeit, und diese durch sein ganzes excentrisches Dasein, und durch die schon von Natur stolze und poetische Haltung des spanischen Geistes noch gesteigerte Thorheit drückte allen Geberden, allen Bewegungen Mandamiento's etwas Feierliches und doch Ungebundenes auf, was der Gedanke (eigentlich der Pinsel) nicht wiedergeben kann.“ Gleich darauf läßt sich der edle, poetische und feierliche Gauner von dem Mönch José bestechen und Dolores ist vorläufig gerettet. Auch moral-theologischer Sermon kommt mit vor. Arbues unterhält sich mit seinem Familiar. „Was sie sagten, wissen wir nicht, aber gewiß mußte die Hölle bei diesem vertrauten Gespräche, bei diesen schmuzigen und frechen Mittheilungen lächeln, die sich diese beiden entsetzlichen Menschen machten; und wenn Gott sich nicht erzürnte, hierbei eingemischt zu werden, so geschah das nur, weil seine Güte unendlich ist und weil er die Bösen auf Erden duldet, nicht um die Guten zu läutern, wie man gesagt hat, sondern weil er Vater ist und ein Vater selbst für seine verworfensten Kinder stets Nachsicht behält.“ Der Mönch José hat sich zum Schluß in ein Mädchen verwandelt und den Inquisitor Arbues ermordet. Dafür wird sie, die nun Paula heißt, nach spanischer Sitte gerädert, d. h. die Glieder werden ihr vom Henker mit einer eisernen Keule zerschlagen. Die Beschreibung ihrer Qualen ist schauerlich schön; wer sich daran weiden will, muß das Buch kaufen. Gelegentlich hat José eine furchtbare Vision, in welcher ihm allerlei dummes und fades Zeug vor die Sinne tritt; unter Anderm erscheint ihm der Inquisitor „unter der Gestalt eines Tigers mit den Pfoten und dem Schnabel eines jungen Gänschens“. Gerade so ist uns der Roman des Hrn. v. Féréal erschienen.

So viel über den dichterischen Werth des Buchs; sein wissenschaftlicher documentirt sich durch zahlreiche Anmerkungen über das innere Getriebe der spanischen Inquisition. Hier empfängt man die gründlichsten Aufschlüsse und gegen den gelehrten und scharfsinnigen Féréal ist selbst Llorente nur ein unwissender Schwachkopf. 13.

Literarische Notizen aus England.

Eine Sage von den Ufern des kaspischen Meeres.

Ein vor kurzem erschienenes englisches Reisewerk: „Sketches on the shores of the Caspian, descriptive and pictorial“, von W. R. Holmes, widmet den Sagen und Legenden der um den Kaspisee und am Elbrus wohnenden zahlreichen Völkerstämme besondere Aufmerksamkeit. Viele dieser zahlreichen Sagen und Märchen verrathen eine innige Verwandtschaft mit denen der germanischen und celtischen Völkerstämme, andere gehören dem Morgenlande eigenthümlich an. Darunter wird folgende aus dem Orte Semnun mitgetheilt, der, wie die Sage meldet, von Sem und Ham, den beiden ältern Söhnen Noah's — in der Sprache der dortigen Stämme Sin und Lam genannt — in der Nachbarschaft einer von den Gebern oder Feueranbetern bewohnten Stadt angelegt worden war.

Dieser Ort wurde durch einen Bach mit Wasser versehen, der von der Stadt der Gebern herunterkam; welche Letztere eines Tages das Wasser abgruben und auf diese Weise das Fortbestehen jenes Wohnsitzes der beiden Noahiden bedrohten. Deshalb wallfahrteten diese nach Dschedschin, so hieß die dortige Gebernstadt, und flehten die dortigen Häuptlinge an, den Bach wieder in sein altes Rinnsal zu leiten. Zuerst ward die Bitte abgeschlagen; aber endlich vereinbarte man sich dahin, daß gegen Erlegung einer Summe von 1000 Tomans das Wasser so lange nach Semnun abgelassen werden sollte, als der Kopf einer Fliege, den man abriß und in ein Wasserbecken warf, Leben behalten würde. Als dies geschehen, mußten die Gebern zu ihrer höchsten Verwunderung sehen, daß 13 Tage lang der Kopf der Fliege fortlebte, welches Wunder sie dergestalt gegen Sin und Lam aufbrachte, daß sie einen bewaffneten Haufen nach Semnun sendeten, um die frommen Männer gefangen zu nehmen. Mittlerweile war dieser Anschlag den Letztern zu Ohren gekommen und sie ergriffen die Flucht. Im ersten Ort, wo sie kurze Rast hielten, zu Schachdireon, baten sie die Einwohner, ihren Verfolgern den Weg nicht zu zeigen, auf dem sie ihre Flucht fortsetzten. Kurz darauf trafen die Gebern ein und fragten, in welcher Richtung die Beiden geflohen seien. Die Ortsbewohner bezeichneten zwar nicht mit Worten den von den Flüchtigen eingeschlagenen Weg, verriethen ihn aber dadurch, daß sie den Kopf über die Schulter gewendet mit den Augen die Richtung der Flucht verriethen; und seit dieser Zeit werden alle Nachkommen mit einem also verrenkten Hals und Kopf in diesem Dorfe geboren. Der nächste Ort, welchen die Verfolgten berührten, hieß Schahdirvan und dessen Einwohnern trugen sie in gleicher Weise auf, ihre Flucht zu verheimlichen. Auch diese handelten verrätherisch, indem sie den nachsetzenden Gebern durch Vorstrecken des Kinns den Weg, auf welchem die gottesfürchtigen Erzväter ihre Flucht bewerkstelligt, andeuteten. Ein fürchterlicher Donnerschlag kündigte den Zorn Gottes darob an, und die Verräther sahen sich und ihre Nachkommen mit ähnlichem Fluch wie die Bewohner Schahdirvans getroffen, indem ihnen das weit vorgestreckte Kinn erblich blieb. Nachdem die Gebern ihre Verfolgung noch lange fortgesetzt, erreichten sie dieselben am Fuße eines steilen Hügels, von wo sie in eine kleine Ebene hinabflohen, auf der sich vor den erstaunten Blicken der Verfolger die Erde aufthat und ihre ausersehenen Opfer in der Höhlung verschwanden, die sich wieder über ihnen schloß. Da es Abend geworden, so errichteten die Gebern einen Steinhaufen an der Stelle und beschlossen früh am Morgen, die Erde aufzugraben und sich so der Entkommenen zu bemächtigen. aber als sie früh erwachten, fanden sie die ganze Ebene mit gleichen Steinhaufen bedeckt, sodaß alle Bemühungen, den von ihnen aufgeschichteten ausfindig zu machen, fruchtlos blieben, und sie unverrichteter Sache nach Dschedschin zurückkehren mußten. Jetzt steht eine kleine Moschee an der Stelle, wo Sin und Lam versunken sein sollen; es ist ein berühmter Wallfahrtsort für die Bevölkerung in der Umgegend; auch zeigt man an dem steilen Hügel in der Nähe noch die Spuren, welche die Gebern mit den Hufen ihrer Rosse bei der Verfolgung hinterlassen haben.

Die Behandlung der Strafgefangenen in den Gefängnissen.

Die Überzeugung, daß die durchschnittliche Einrichtung des Gefängnißwesens, insbesondere die Behandlung der Verbrecher in den gesitteten Staaten nicht mehr im Einklang stehe mit der Bildung des Zeitalters und der Stufe seiner Gesittung drängt sich allenthalben auf. Nicht lange mehr wird man einer durchgreifenden Umgestaltung desselben sich entziehen können. Bisher haben alle Reformen, obwol von den besten Absichten eingegeben und von glücklichen Erfolgen begleitet, sich mehr auf die Form beschränkt; den Geist und die Grundsätze hat man nicht ändern wollen. Aber auch dazu wird man über kurz oder lang sich entschließen müssen. Leider sind bis jetzt großentheils diese Reformen nur von kirchlichen Eiferern betrieben worden, die außer menschheitlichen Zwecken noch besondere religiöse verfolgten. Unter den neuern Werken, welche die nothwendigen Reformen in Behandlung der Strafgefangenen und die dadurch zu erzielende Besserung derselben erörtern, ist zu erwähnen: „Benevolence in punishment; or, transportation mode reformatory." Obwol der Hauptzweck des Buchs darauf hinausgeht, die Besserung der Sträflinge in den englischen Strafcolonien zu erwirken, so enthält es doch auch viele richtige Bemerkungen über die Art und Weise, die Strafeinrichtungen für Verbrecher mit ihrem einzigen vernünftigen Zwecke und der Besserung der Letztern in Einklang zu setzen. Die Grundsätze, daß selbst die größten Verbrecher empfänglich sind für liebreiche Behandlung, fähig der Dankbarkeit, daß man ihnen beweisen müsse, Tugend liege in ihrem eigenen Interesse, daß man eine wahre Theilnahme, keine kalte, amtliche zur Schau getragene, sondern eine aufrichtige, herzliche ihnen widmen müsse, daß man endlich eine Belohnung ihres guten Betragens ihnen vorzuhalten habe: diese Grundsätze finden an dem Verf. einen warmen Vertheidiger. Ganz mit diesen Ansichten stimmt, wie man aus dem jüngst erschienenen Werke einer Nordamerikanerin, „Letters from Newyork", von Maria Child, ersieht, die öffentliche Meinung in einem großen Theile der Vereinigten Staaten, welche in dieser Hinsicht in Wahrheit die „neue Welt" vertreten, überein. Der Vorsteher des Aufsichtsamtes über das Sing-Sing Gefängniß, Edmonds, äußert in seinem letzten Bericht: er setze in das System des Zwangs, welches so lange in der Welt gegolten, nicht den mindesten Werth; jenes System, die Strafgefangenen durch marternolle Behandlung zu Dem anzuhalten, was man gute Ordnung nenne, und das darin bestehe, nie auf etwas Besseres als auf das entwürdigende Gefühl der Furcht sich zu berufen. Er habe in seiner Erfahrung genug gesehen, um sich zu überzeugen, daß, wie entartet solche Verbrecher auch waren, sie noch Herzen besaßen, die durch Milde gerührt, Gewissen, die durch Berufung an den Verstand erweckt wurden und die die Sehnsucht nach einem bessern Lebenswandel in sich trugen, welche oft nur der freundlichen und zusprechenden Stimme der Theilnahme und Hoffnung bedurften, um zur dauernden Besserung sich zu stählen. In Folge dieser Überzeugung ist in dem genannten Gefängniß der Grundsatz angenommen, so selten als möglich zu strafen und, wo immer sich eine Sehnsucht nach Besserung kund gibt, Muth und Hoffnung einzusprechen. Die Erfolge dieses Systems sollen über alle Erwartung günstig ausfallen. 12.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1846. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 8. 20 Ngr.

Fabeln vom Verfasser des Glockenbuben. Nürnberg, Bauer und Raspe. 12. 7½ Ngr.

Hesse, C. A., Gedichte. 1ster Theil. Berlin, Logier. 1845. 8. 25 Ngr.

Huschke, P. E., über das Recht des Nexum und das alte römische Schuldrecht. Eine rechtshistorische Untersuchung. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lamping, C., Erinnerungen aus Algerien. 2te Auflage. Oldenburg, Schulze. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mönnich, W. B., Dr. Martin Luther. 1ste Lieferung. Nürnberg, Korn. Gr. 16. 5 Ngr.

Rettberg, R. v., Nürnberger Briefe. Hanover, Helwing. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schönke, K. A., Das Weihnachtsfest in Erzählungen und Gedichten. Posen, Cohn. 12. 10 Ngr.

Die Töchterschule. In drei Erzählungen nach dem Französischen von J. P. Silbert. Wien, Wallishausser. 1845. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 40. — 9. Februar 1846.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts. Vier Theile. Als Manuscript gedruckt. Wien 1844.

Wenn die Lanzknechte ihrer Zeit Wanderbücher geführt hätten, so wüßten wir mancherlei wo nicht Wichtiges, doch Charakteristisches und gewiß Interessantes über die Sittenzustände einer Zeit, die uns historisch zwar ziemlich deutlich ist, für die dem Dichter und Novellisten aber, wenn er das Kleinleben schildern will, das Material sehr dürftig und zerstreut unter anderm Wust oder Wichtigerm zugewachsen ist. Die Lanzknechte selbst Jürg's von Frundsberg führten keine Tagebücher, aber auch unter den heutigen dürfte es noch eine Seltenheit sein, ohne daß man um deshalb zu klagen hätte. Was unser Soldat von dem Zelt-, Feld- und Lagerleben berichten könnte, wissen wir aus tausend andern Quellen. Mit dem „verabschiedeten Lanzknecht" hat es eine andere Bewandtniß. Fast, seinen abenteuerlichen Zügen nach zu schließen, könnte man ihn, mit etwas verändertem Costume, in jene Zeit des freiwilligen, wandernden und umschweifenden Soldatenthums versetzen. Er kämpft in Algier gegen die Beduinen, er ficht in Frankreich für seine Meinung (wenn auch nicht geradezu mit der Lanze), er garnisonirt in Italien, Wien, er streift durch Ungarn und Galizien, und ist ein echter Lanzenknecht im alten Sinne (wenn auch ohne Sold) unter den Karlisten in Biscaja. Überall sieht und erlebt er viel, urtheilt auch über die Dinge mit einer gewissen Sicherheit, doch nicht mit fanatischer Vorliebe, und was er davon des Eintragens in sein Tagebuch für werth gehalten, ist ein schätzbarer Beitrag zu unserer anderweitigen Kenntniß der Länder, Verhältnisse, Parteien, Völker und Individuen.

Der Lanzknecht, welcher so viel von seinen Zügen durch so vieler Herren Länder zurückgebracht hat, daß er dies Wanderbuch auf eigene Kosten für seine Freunde hat drucken lassen können, ist, wie Fama sagt, eine aristokratische Notabilität, welche in vielen Ländern, wo sie sich gezeigt, eines ehrenwerthen Rufs genießt. Ein Cavalier, im besten Sinne des Worts, sucht er in altritterlicher Art Abenteuer auf, wo sie sich gerade am lockendsten für ihn darbieten und wo seine Parteiansicht nothdürftig vertreten ist. Er schlägt sich, oft Mann gegen Mann, scheut keine Gefahr, sondern sucht sie auf; muthig im Felde, ist er noch muthiger, auch offen zu bekennen, wo er sich gefürchtet hat, selbst auf die Gefahr hin lächerlich zu erscheinen. Das bewährt den Muth, den vorzugsweise der Deutsche hat; den Romanen und, ich glaube, auch den Slawen ist die Eigenschaft fremd, sich selbst zu persifliren oder gar dem Gelächter preiszugeben, wie unser Lanzknecht mit so liebenswürdiger Offenheit thut, als er uns seine Flucht in gestrecktem Galopp vor fünf berittenen Juden erzählt, und daß er vor Geistern nicht immer ganz fest ist. Wo er erscheint, ist er vortrefflich ausgestattet, an Pferden, Kleidungsstücken und Waffen; er ist sogleich in der höhern Gesellschaft eingeführt, deren Comfort und anmuthige Seiten er wohl zu schätzen weiß. Diese Genüsse, weder die geistigen noch die materiellen, können ihn aber nicht so fesseln, daß er sie nicht jeden Augenblick im Stich zu lassen bereit ist, wo Ehre und Pflicht rufen, oder ein gefährliches Abenteuer zu bestehen ist. Er ist Aristokrat, nicht von Geburt allein, sondern auch von Gesinnung, er huldigt den Legitimitätsbegriffen; aber wir haben es darum mit keinem verrosteten Verehrer des ci-devant Regime zu thun, der jede Falte und jede Troddel der alten beschädigten Vorhänge des Allerheiligsten im Feudalismus erhalten wissen wollte. Zwar ist er mit dem Gedanken noch nicht in die neue Zeit eingedrungen und fern davon, die Nothwendigkeit der Foderungen anzuerkennen, welche immer verbreiteter, immer mächtiger hervortreten, aber er hat zu viel unter allen Parteien, Nationen und Verhältnissen gelebt, um nicht inne geworden zu sein, daß man diesen Foderungen gegenüber nicht mehr den hochmüthigen Ton von ehedem anstimmen darf, daß die tiefen Klüfte Brücken fodern, die keine Partei ohne eigenen Nachtheil zerstören soll. Während er die bevorzugten Stände als eine Nothwendigkeit vertheidigt, weil sie nach jedem Umschwung der Dinge immer wieder, wenn auch in veränderter Gestalt, zum Vorschein kommen, während er seine Vorliebe für den Adel nirgend verbirgt, gesteht er doch, daß ihm, was wir die bürgerlichen Naturgefühle nennen möchten, über allen Glanz Witz, Comfort und die befriedigte conventionnelle Eitelkeit in den Salons gehen. Ihm ist wohler in Paris bei dem Incognitoleben vier Treppen hoch in der Rue de Laharpe, im Umgange mit einer sinni-

gen, feinen und herzlichen Grisette, bei den ländlichen Partien mit ihr auf den grünen Wiesen von Saint-Germain, als in den diplomatischen Salons, wo fürstlicher Glanz über illustre Personen sich verbreitet, und der halb in Paris erzogene deutsche Fürst in seinem Elemente wäre. Noch wohler aber wird ihm, wenn er in seinen vaterländischen Gauen auf die Alpen steigt, und unter den Schneefirnen mit dem steirischen Wildschützen die Hand schüttelt, von seiner Liebe und seinem Haß mit ihm plaudert, von seinem Brot und seiner Milch ißt, nicht erschrickt vor seiner zuweilen mit Menschenblut gefärbten Hand, aber mit Schrecken zurückdenkt, daß eine Stunde unterhalb dem Berge die Eisenbahn aus der wilden Gottesnatur ihn wieder in ein, zwei, drei Stunden nach der Hauptstadt zurückzaubert, aus der Luft der Eisfirnen, aus dem Sonnenlicht, das sie vergoldet, in die parfumirten, von hundert Girandolen strahlenden Ballsäle.

Ein deutscher Lanzknecht ist es, der unter der Rohheit der Soldateska, der Grausamkeit des Bürgerkrieges und des Buschkrieges unter Barbaren, unter der Blasirtheit der diplomatischen Welt sein Gemüth, ein warmes Herz, eine feine Beobachtungsgabe, und mehr als alles Das, einen Charakter sich bewahrt hat. Er kennt viele Menschen und Völker, auch, und besonders, die Frauen, denen er mit ritterlicher Zuneigung ergeben ist, von denen er aber auch mit südlicher Unbefangenheit den Zoll der Gunst fodert, ihn gern hinnimmt und es gern und offen gesteht, unbekümmert um die norddeutschen Sittengesetze. Er kennt auch noch mehr, die Geschichte seines Vaterlandes, dem er mit conservativer Liebe ergeben ist. Die Revolutionen, die Bürgerkriege, in denen er doch lebt, verabscheut er wie ihre Quellen, ohne doch unbedingt den Stab über die Geister zu brechen, welche sie hervorriefen aus edelm Drange. Er reflectirt gern über die Wege und Irrwege, durch die der Mensch sein Glück auf Erden erstrebt, er ist religiös und hat seine sinnige und sinnliche Freude an dem alten katholischen Gottesdienst; er wirft aber auch gelegentliche Blicke in die Zukunft der Völker und Staaten, wobei mancher Lichtfunke aufgeht. Die Auserwählten sind seine Bekannten durch Geburt, Erziehung; aber ebenso genau kennt und schildert er das Volk, er wirft sogar neue Lichter auf manche oft beleuchtete Seiten des pariser, des französischen Volkslebens. Die Gamins und Grisetten, den pariser Ouvrier, die Helden der Straße, den ehrbaren und gemäßigten Epicier, sogar die reiche Bourgeoisie führt er uns in kurzen, schlagenden Skizzen vor, durch welche die Kenntniß noch erweitert wird, die wir aus Paul de Kock schöpfen. Aber etwas kennt er nicht, das Medium zwischen diesen Extremen, den Fonds, aus welchem die Bewegungen der Zeit hervorgingen, den Stand der Intelligenz. Er kennt die Legitimisten und Republikaner, die Chouans und Jakobiner, auch die Julihelden in ihrer moderirten Frisur, auch die Geldmächte, die sich anscheinend der Herrschaft bemächtigt haben, aber die still wirkende, weit hinausschaffende Doctrin, der intelligente Mittelstand scheint dem Lanzknechte bei allen seinen Streifzügen unbekannt geblieben zu sein.

Das wirkt denn auch auf seinen Charakter als Schriftsteller zurück. Er ist kein Mann des Studiums, sein Stil ist kein erlernter. Er schreibt wie er denkt und fühlt, wo Stoff und Gedanke sich begegnen, vortrefflich. Wo das nicht ist, schwankt er zwischen zwei Extremen. Hier ist der Stil zu voll und breit in Darstellungen, über die ein gelernter Schriftsteller leicht hinwegginge; doch das ist nur der seltene Fall, der Verf. liebt eigentlich die Kürze. Auf der andern Seite will er künstlich schreiben, verfällt aber in die Krankheit anderer Schriftsteller aus der Hautevolée, die wir die stilistische Cavalierperspective nennen möchten, und von der die schreibenden Cavaliere keinen Begriff haben, wie widerwärtig, ja gemein sie unserm ästhetischen Gefühle klingt. Dieses witzig sein sollende Gemengsel von Fetzen, Lumpen, Phrasen, Französisch und Deutsch, die in der intimern Salonunterhaltung noch für geistreich gelten mögen, für uns Andere wie wahres Gebräu des Ungeschmacks, der Art, daß wir selbst auf dem Theater nicht mehr darüber lachen können, sind so kräftig und schlagend bei Gelegenheit der Pückler'schen Schriften von Immermann abgefertigt worden, daß wir nicht begreifen, wie noch ein Cavalier damit sich bei der Lesewelt insinuiren zu können vermeint. Ist doch auch in einer höhern Sphäre der Jean Paul'sche geschraubte Stil unter den Deutschen gänzlich abgethan. Eben wie das Gezwickte und Geschraubte einer Vergangenheit angehört, so alles Bombastige, auch wo der Gedanke sich hebt; und doch glaubt unser Lanzknecht, wenn er in Gedanken sich ergeht, welche die Darstellung eines Factums einleiten sollen, einen solchen Stelzenanfatz nehmen zu müssen, wofür ihm Niemand dankt. Doch, wie gesagt, dies sind nur Auswüchse, Früchte mühseligen Studiums, welches er sich selbst hätte erlassen können. Wo der interessante Stoff ihn ganz ergreift, wo der Gedanke einfach und natürlich von selbst kommt, schreibt er auch einfach und reißt die Leser mit sich fort; ja in einzelnen Darstellungen ist der Stil, die wienerischen Idiotismen abgerechnet, meisterhaft.

Der Schauplatz fliegt hin und her, wie in einer Laterna magica wechseln die Bilder; aber das sei kein Tadel, man folgt dem Verf. gern in seinen Sprüngen. Es scheint wirklich ein Tagebuch gewesen zu sein, was aber sehr stark gewesen sein muß. Beim Überlesen hat der Lanzknecht gestrichen, und viel gestrichen, entweder was ihm nicht mehr gefiel, oder was er für das Publicum nicht geeignet hielt; so sind denn oft, ganze Seiten hindurch, nur rhapsodische Brocken geblieben, darunter aber, neben Spreu, zuweilen kostbare Perlen. Hinwiederum hat er, als er an den Druck dachte, nachträglich einzelne Skizzen, die ihm besonders gefielen, zu großen Bildern ausgearbeitet und aus einzelnen Zügen vollständige Novellen gemacht. Ob alles Das wirklich erlebt ist, bezweifeln wir. Das schadet aber nichts, die Grundzüge sind wahr, und die Novellen in der Mehrzahl interessant.

Dahin rechnen wir die Novelle von der hübschen Helgolanderin, die so höchst einfache, aber vortreffliche ungarische Erzählung „Haburek“, in welcher uns die Steppen Ungarns mit ihrer Poesie und Barbarei und ihre wilden, freien Räuber mit ungemeiner Lebendigkeit ins Auge treten. Manche höchst gewöhnliche Garnisonsanekdote, manches Wischiwaschi, was füglich hätte fortbleiben können, ist freilich unter diesen Papierschnitzeln mit zum Abdruck gekommen. Unter den Freunden des Lanzknechts wird es auch seine dankbaren Leser finden. Dafür entschädigen uns solche kernige Bilder wie die vom Duell in Marseille, dem eine humoristische pariser Duellgeschichte zur Ausgleichung für den grauenhaften Eindruck, welchen jenes Bild hervorgerufen, beigefügt ist. In beiden zeigt sich die intensive Stärke des Verf., den französischen Nationalcharakter zu schildern. Irren wir nicht, so lasen wir schon seiner Zeit in den öffentlichen Blättern von jenem französischen Seemann, der mit unerbittlicher Grausamkeit als Duellant die Unbill an den Liberalen rächte, welche in der ersten Revolutionszeit durch die Jakobiner ihm zugefügt worden. Es ist das Bild einer Gemüthsverhärtung, die das Haar zu Berge steigen macht, um so gräßlicher, als dabei die Religion mitspielen muß und solchen Verfechter von Thron und Altar vor sich selbst gerechtfertigt erscheinen läßt. Unser legitimistischer Lanzknecht kann, seiner politischen Inclinationen ungeachtet, das deutsche Gemüth doch nicht verleugnen; auch er schaudert trotz des Frühstücks, das er mit ihm einnehmen muß, über den kaltherzigen Mörder, der mit völliger Seelenruhe den bluttriefenden Degen abwischt, und zwischen den Zähnen murmelt: „Das war nun der siebzehnte.“ Der junge, hübsche, harmlose Mensch hatte ihm nichts gethan als daß er das Julikreuz trug und eine Freiheitshymne gesungen. Eine Seelenmesse läßt er für seine Opfer lesen, aber nicht sowol seiner Seele wegen, als, um seinem Freund, dem Abbé, einige Francs zu verdienen zu geben. In diesem Bilde ist gewiß nichts erfunden, es ist der chevalereske Altfranzose, mit politischem Grimm und südfranzösischer Grausamkeit ausgestattet. Wenn aber Viele, ihm ähnlich, unter der Restaurationsperiode im mittäglichen Frankreich so gegen die Liberalen und Reformirten gewüthet haben, darf man sich da wundern, daß auf der andern Seite die Wuth auch zu Excessen gesteigert wurde? Nur über die Mäßigung der Julisieger darf man sich wundern. Der Lanzknecht macht sich in seinem zweiten Duellbilde darüber lustig. Der Sergeantmajor der Nationalgarde, sein Rival bei der hübschen Schauspielerin, wird zum Hühneraugenoperateur, den seine Nachbarn zum Offizier gewählt, seiner — gemäßigten Gesinnungen wegen. Welche interessanten Züge, welche lehrreichen Beobachtungen dagegen über den französischen Charakter in Bezug auf das Ehrgefühl. Auch einen Julihelden, der sich rühmt zwei Gardisten erschossen zu haben, ohrfeigt ein Gardist, schlägt sich mit ihm und ersticht ihn. Ist's ein Legitimist? Nichts davon, er ist nicht Royalist, nicht Republikaner, nicht Constitutioneller, er ist von Religion und Farbe nichts als Gardist, gleichviel ob Consulargardist, kaiserlicher oder königlicher Gardist, aber als solcher kann er es nicht ertragen, daß ein Ladendiener sich rühmen darf, einen Gardisten erschossen zu haben. Von diesem seltsamen Ehrgefühl unter den Soldaten führt der Lanzknecht mehre charakteristische Züge an. Jener östreichische Husar bei Roßbach, der sich vom preußischen erbitten ließ: „Bruder Deutscher, laß mich erst den Franzosen todt machen“, hat doch noch eine nationale Bedeutung; aber der esprit de corps hat sich in den Kriegen oft weit merkwürdiger manifestirt. Feindliche Husaren auf den Vorposten zusammen trinken zu sehen ist nichts Ungewöhnliches; aber daß sie, als Husaren, Partei nehmen gegen andere Truppencorps, aus Kastengeist Freund und Feind zusammen, das ist ein Ding, welches dem Psychologen Manches zu rathen aufgibt und dem Philanthropen und Kosmopoliten ein Stein sein dürfte, in seinen Weg geworfen. Der Lanzknecht hat noch eine andere Eigenschaft der Franzosen entdeckt. Es ist die Lust, der Kitzel, im Pulverdampf mitzuknallen, der weit heftiger und unwiderstehlicher auf sie wirkt als politischer Haß und religiöser Fanatismus. Es trieb in den Julitagen Viele ins Getümmel, die gar keine politische Meinung hatten, aber sie mußten mit darauf los. Ein junger Mann schoß sehr ungeschickt mit seiner guten Flinte auf die Soldaten. Da entreißt ihm ein ehemaliger Napoleonischer Soldat das Gewehr, legt an, zielt, und der Anführer der Cavalerie stürzt vom Pferde. Der Graukopf gibt dem jungen Mann die Flinte zurück: „So, mein Herr, muß man zielen, übrigens kümmert mich die Sache nicht und ich bin auch nicht von Ihrer Partei.“ Er hatte nur einen Probeschuß gethan. In London trifft der Lanzknecht einen alten Chouan, dem es wohl geht, der sich aber doch überreden läßt, wieder zu einem vorbereiteten Aufstande überzuschiffen. Weshalb? Er ist nicht Legitimist, nicht Fanatiker für Thron und Altar, Republik und Constitution sind ihm gleichgültige Dinge geworden, aber er hat wieder Lust einmal auf die Blauen zu schießen. Das sind Züge, die ein Volk charakterisiren, und die nicht jeder Lanzknecht aufgreift. Ähnliche Züge liefert er aus Spanien. Im meuchelmörderischen Zweikampf ist der Geliebte zweier Mädchen erstochen worden. Sie schwören blutige, ewige Rache. Da erscheint der Escribano mit den Gerichtsdienern, aber von den hundert Zeugen des Kampfes will Niemand etwas Bestimmtes gesehen haben, Niemand wissen, wohin der Mörder entflohen ist. Auch — beide Mädchen nicht. Auf die Frage des verwunderten Fremden erwidern sie mit Entrüstung: „Haltet ihr uns für so verworfene Personen, den Mörder dem Gericht anzugeben? Er wird seine Strafe empfangen, aber pfui, wer die Gerichte darum anriefe!“

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Kanzlei in Östreich. Leipzig, Grunow. 1845. 12. 10 Ngr.

Seit einigen Jahren, ungefähr seitdem die liberale Partei in Deutschland zur Überzeugung gelangt zu sein glaubte, daß die dermalige Regierung in Preußen die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen werde, und seitdem man bemerkte, daß die östreichische dem Fortschritte in der Vermehrung der materiellen Güter der Gesellschaft nach den Ansichten der Gegenwart nicht abhold blieb, ja sogar für eine großartige Darstellung von Eisenbahnen bedeutende Kosten verausgabte, behandelt die Presse die Möglichkeiten eines Fortschritts jenes isolirten Staatensystems auch in den Foderungen des Geistes auf eine lebhafte und andauernde Weise. Es sind besonders zwei Punkte, welche hervorgehoben werden: Erhebung des Unterrichts und der Beamten. Es ist darüber in Journalen, Zeitschriften, Reisebeschreibungen eine Masse von allgemeinen Rathschlägen gegeben, nicht minder von Flugschriften erschienen. Aus Östreich selbst erwähnen wir besonders das Gesuch der Schriftsteller um Minderung des Preßzwangs.

Der Ort aber, wo jene Rathschläge und die Form, in welcher sie erschienen, läßt zum voraus schließen, daß eine umfassende Behandlung der Frage nicht wol gegeben worden. Es ist eine Modesache; die Redactoren sehen dergleichen Artikel sehr gern, und mit wenigen Stichworten ist sehr bald ein recht hübscher gemacht. Es ist zudem ein reichhaltiges Feld; man darf nur mit der Hand darüber hinstreifen, um die Ähren abzuschlagen.

Die Leichtigkeit dieses Verfahrens, die Gewißheit, daß der Mode gefällig zu sein ein Buchhändler wol sich finden werde, mußte begreiflicherweise viele Inländer, die in den Verhältnissen leben, anreizen, davon etwas zu schreiben. Etwanige Vorgesetzte erfahren ja nichts; man hat es ganz bequem, nach wie vor sich im Stillen an der Brühe zu sättigen, die man öffentlich für das fürchterlichste Gebein ausschreit. Von dem Ehrenpunkte, unter solchen Umständen frei heraus zu treten, wissen solche Leute nichts. Dadurch erhält aber einestheils unsere politische Literatur einen maßlosen Zuwachs von trivialen Klatsch-Flugschriften, wie sie ihn bereits in den Correspondenzartikeln der Tagesschriften in einem ungeheuern, bei keinem Volke der Erde bemerkbarern Grade täglich und stündlich auf sich eindringen sieht; anderntheils wird der Geschmack des Publicums durchaus verdorben, und endlich denjenigen Schriftstellern ihr Weg erschwert, durch welchen sie auch die politische Freiheit der Nation auf das Wissen und das demselben entspringende Gefühl begründen wollen; und unglücklicherweise: die Tagesschriften, welche auf diesem Wege anscheinend vorwärts streben, sind in den traurigsten Händen.

Diese einleitenden Betrachtungen sollen dazu dienen, darauf hinzuweisen, daß der vorliegende Bericht aus der Kanzlei nichts Besseres ist als etwas von jenen anonymen Klatschereien, die nur ein einziges gewisses reelles Resultat haben.

Der Verf. tischt nichts weiter als die alten Klagen über den Unterricht und die Schlechtigkeit des Beamtenwesens auf, mit Geschichten verbrämt, die den Gaumen reizen, also ihren Leserkreis finden werden.

Daß der Verf. wirklich nicht nur in der Kanzlei ist, sondern auch durch seine literarische Production darin geblieben ist, beweisen die Kleider seiner Gedanken, sein Stil. Er ist durchgängig sozusagen anklebend und nur kriechend; z. B.: „Denn es ist denn doch lächerlich, wenn ein Kreiscommissair Klagen mit Dem von sich weiset, daß er u. s. w.", oder: „Wie widersinnig muß es einem Unbefangenen doch scheinen, wenn er hört, daß bei einer und derselben Behörde zwischen dem Einzelnen über Recht oder Pflicht der Übernahme einer Arbeit selbst schon heftig gestritten wird, wo der Referent A sagt: die Sache gehört nicht mir zu, sondern dem B, dieser hält entgegen eine Abhandlung u. s. w." Es könnten noch mehr solcher Proben gegeben werden, wenn man nur wüßte ob es auch Nutzen brächte.

Den Inhalt näher anlangend, so hat sich der Verf. selbst nicht enthalten können mehrfach anzuerkennen, daß die Reform vorschreitet, wenn auch langsam. Er sagt selbst, daß manches Veraltete abgeschafft worden, und doch hat er sich mehrfach auch über dieses Vergangene lustig gemacht. Ist das Liebe zur Sache, oder zum Vaterlande? Oh, wann wird man doch endlich anfangen einzusehen, daß auch für die Freiheit die Liebe das schaffende Element ist; das Gefühl, welches von dem Wissen, dem innerlichen Holen des Besondern oder Falschen, welche uns wehe thut, nach der Idee sehnsüchtig schaut, und das Stehende in eine fließende Melodie der Zeit zu verwandeln strebt. Das freie, große und schöne Leben ist lediglich eine Entäußerung, ein Fortschwingen des Gemüths, welches seinen Ton vom Himmel hat.

Diese Principien waren einst anerkannt in Deutschland, als Schiller, Herder, Klopstock die Sänger der Humanität und der deutschen Freiheit und Größe waren. Jetzt, den Krystall zerbrochen, liebt man es sich mit den Scherben der Putz- und Modesucht und der blinden Neugierde zu behängen, und, wie wir schon bemerkt, die es bessern wollen, fahren mit einem plumpen Prügel darein, den sie ein aristokratisches Ritterschwert nennen, oder werfen aus der Ferne mit officiellen Schleudern hinüber.

Die vorliegende Schrift hat uns nur zu diesen flüchtigen Bemerkungen über einen Auswuchs unserer politischen Literatur Veranlassung geben können, weil sie leider die Krankheit vermehrt und nach ihr noch unzählige dieselbe gleichfalls vermehren werden; im Übrigen ist sie ganz werthlos.

F. Marquard.

Literarische Notizen.

Ein weiblicher Rousseau.

Die bekannte Schriftstellerin Mrs. Loudon hat eine Erziehungsschrift herausgegeben: „The light of mental science, being on essay on moral training", die von dem sehr gesunden Grundsatze ausgeht, daß die Gesetze der Natur unfehlbar sind und daß sich die Kenntniß und Beobachtung derselben für die Erziehung äußerst wohlthätig und nützlich erweisen muß. Eine ihrer Äußerungen, daß „Unwissenheit aufhört kein Vergehen zu sein, wenn Zeit und Gelegenheit Kenntnisse zu Handen des Einzelwesens gestellt haben", enthält eine Verurtheilung für das ganze lichtscheue und dämmerungssüchtige Eulengeschlecht auf Burgen und in Klostermauern, das, zu träge oder zu neidisch von den zu Gebote stehenden Mitteln der Wissenschaft und Bildung Gebrauch zu machen, Alles aufbietet, diese Schätze der Menge vorzuenthalten.

Die Weisheit Guicciardini's.

Dieser berühmte italienische Geschichtschreiber bemerkt irgendwo: „Ein Fürst, der zur Verschwendung geneigt ist, wird ohne Zweifel mehr geliebt als einer, dem man Geiz vorwirft: aber es sollte gerade das Gegentheil stattfinden. Denn ein verschwenderischer Fürst sieht sich zu Erpressungen und gewaltthätigen Handlungen in Bezug des Eigenthums Anderer veranlaßt, während der knickerige Machthaber Niemanden beraubt; auch sind Derer, welche von den Unterdrückungsgelüsten eines Verschwenders betroffen werden, weit mehr an Anzahl als die aus seiner Freigebigkeit Nutzen ziehen. Nach meiner Ansicht ist deshalb zu folgern, daß, da die Hoffnung eine größere Gewalt über die Menschen ausübt als die Furcht, die Anzahl Derer, welche Wohlthaten von ihm zu erlangen hoffen, größer sein wird als die Anzahl Derer, die durch ihn bedrückt zu werden fürchten." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1846.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts. Vier Theile.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Die beiden Hauptstücke dieses Wanderbuchs sind die Abschnitte über den Feldzug in Algier und den in den Amascoas unter den karlistischen Banden. Der Legitimist kann in Algier natürlich nur unter dem Eroberungsheer der Bourbonen dienen. Er landet, als das französische Heer noch vor der Stadt campirt. Über die Eroberung Algiers erfahren wir wenig, und das eigentlich Interessante dieses Abschnitts ist nur der erste Ritt, die Promenade nach Belida unter Bourmont und der unglückliche Rückzug nach Algier. Hier ist aber Alles Leben, Plastik, Anschaulichkeit, Wahrheit. Wir lernen was der Krieg mit den Beduinen ist. Wie der Orient *immer derselbe bleibt*, hat sich auch in den 15 Jahren *in der Kriegführung* wenig geändert, außer, daß die Franzosen klüger und vorsichtiger, und die Araber und Kabylen unter Abd-el-Kader geschickter operirende Soldaten geworden sind. An Grausamkeiten, an Gefährlichkeit und Listen ist es heute wie damals. Mann kriegt gegen Mann, nicht der Tapferste, sondern der Verschlagendste siegt. Wer aus dem Zuge zurückbleibt ist verloren. Der Lanzknecht findet greulich verstümmelte Leiber, Unglückliche, die sich verspätet, an Bäumen hängend, die Köpfe zwischen ihren Beinen, ein Weib darunter mit aufgeschlitztem Buche. Ihm selbst droht ein ähnliches Schicksal. Wir zittern im Lesen für ihn, als bei der Flucht vor den Kabylen der Bauchriemen unter seinem Pferde reißt und der Sattel zu schwanken anfängt. Niemand will mit ihm halten und den Sattel wieder befestigen! Dafür sehen wir auch Scenen furchtbarer Vergeltung: einen gefangenen Araber mit den Armen an den Schweif eines Chasseurpferdes gebunden. Im Anfang läuft der Unglückliche mit, endlich läßt er sich, seinem Schicksal sich ergebend, mit fortschleifen, sodaß der Chasseur selbst gerührt wird und den Offizier fragt, ob er mit der Lanze die Qualen des Armen enden dürfe. Der Offizier übernimmt es, und zerschmettert mit seiner Pistole, an das Ohr des Gefangenen gelegt, den Kopf desselben. Denselben Offizier sieht der Lanzknecht später in einem pariser Salon, wie die Rosenfinger einer schönen Dame in der Hand spielen, welche er auf der Ebene Metidja mit dem Hirn des Arabers bespritzt sah! Auch hier reiche Züge aus dem französischen Nationalcharakter. Der Lanzknecht stillt die Wuth eines ergrimmten Sergeanten, der seinen Gefangenen ermorden will, indem er seine Nationaleitelkeit anstachelt: ein Krieger der Civilisation darf sich nicht auf eine Stufe stellen mit einem Geschöpfe, das dem Thiere nahe steht, an einer Bestie darf ein Soldat des 37. Regiments keine Rache nehmen! Und der Krieger der Civilisation gehorcht. Dann die Rückkehr zu Schiff, die Nachricht von der Julirevolution auf dem Wasser, die der Veränderung zujauchzende Bemannung, und der loyale Commandeur, dessen Herz selbst aufjubelt beim Anblick der drei Farben, dennoch aber, sich selbst bezwingend, die Lilienflagge wehen läßt, bis er officielle Befehle von der neuen Regierung erhalten habe.

Nach Spanien, in das Heer des Don Carlos, treibt den Lanzknecht g e s t ä n d l i c h der Überdruß an der Fülle von Unthätigkeit und Frieden. Wir mögen meinen, daß es noch andere Motive gewesen, die er jetzt zu verschweigen für dienlich findet. Er hat nicht gefunden, was er erwartete. Dies gesteht er zwar nicht ein, es ist aber deutlich zwischen den Zeilen zu lesen. Zwar fehlt es nicht an tönenden Worten und prachtvollen Schilderungen von der loyalen Hingebung dieser getreuen Kämpfer für Thron und Altar, wie sie ihr Alles der Idee opfern für die sie fechten, wie herrlich, kolossal alle diese Männer sind, die Eguia, Maroto, Merino, Cabrera, Balmaseda u. s. w., aber den Worten und Schilderungen merkt man an, daß gerade dieser Aufsatz erst lange nachher geschrieben ist, nachdem der Verf. unter ihnen gelebt hat. Auch der König (Don Carlos) und seine schöne, herrliche Gemahlin (die Prinzessin von Beira) werden mit einigen (dem spanischen Hofstil abgelernten) Floskeln belobt; damit aber hat es sein Bewenden. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie nur geschrieben sind, weil möglicherweise das gedruckte Buch diesen hohen Herrschaften in die Hände fallen könnte. Wäre der Verf. wirklich von Don Carlos' königlicher Persönlichkeit bezaubert worden, hätte er sich anders darüber ausgelassen. Er ist zu gesunden Sinnes, um sich von einer politischen Überzeugung zu solcher Unwahrheit hinreißen zu lassen. Überhaupt ist der diplomatische Cha-

rakter gerade dieses Abschnitts auch in anderer Beziehung augenfällig. Für Ref. entspringt aus der Darstellung allerdings auch ein sehr klares Bild, welches aber in seinen Effecten Dem, welches der Verf. in seinen Worten liefert, schnurstracks entgegen ist: eine Sache, die keinen Anhang im Lande selbst hat, vertreten durch eine fürstliche Persönlichkeit, die ihr nur schadet, unterstützt durch zügellose Banden, die zufolge des spanischen Charakters und der zerrütteten Verhältnisse überall gegen die gesetzliche Ordnung dort auftreten, durch einige kühne, talentvolle, tapfere Chefs gehalten, mehr noch durch Geldunterstützungen aus der Fremde, und accompagnirt durch eine Zahl vornehmer, zum Theil illustrer Aventuriers, welche aus Fouqué und Walter Scott die Legitimitätsbegriffe erlernt haben und begierig sind in der ritterlichen Treue einige Studien zu machen, von den eingeborenen Spaniern aber dafür gehaßt und verachtet werden, weil diese praktisch genug sind zu wissen, daß es sich hier um ganz andere Dinge handelt als den Kampf um ein Princip. Zufällig kennt Ref. einige dieser Legitimitätshelden aus dem karlistischen Heere, und kann versichern, daß ihm die pathetischen Epitheta, welche der Lanzknecht ihnen gibt, manchmal ein kleines Lächeln entlockten. Diese Palatine der Legitimität wußten so ziemlich Alle, was sie dort suchten, und hätte die letztere keine uneigennützigern Ritter, so stände es mit ihr in Europa schlimmer als es schon der Fall ist. Aber in den Zeilen des Lanzknechts ist auf dieser Seite Alles herrlich, edel, talentvoll, groß; inbegriffen den Baron dos Valles, dessen Muth und anderweitigen Talenten wir alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, dessen joviale Persönlichkeit indeß weder den Begriffen von einem Roland und Cid noch denen eines Diplomaten in unserm Sinne entspricht. Weil es auf der andern Seite faul aussah, was gern eingeräumt sei, erscheint die diesseitige Fäulniß darum nicht als Frische. Der Erfolg hat es gelehrt. Nur ein gesundes Element war hier, das Volk der Basken, welches durch trotzige Beschränktheit der einseitigen Ansichten drüben in seinem Heiligthum verdienter Selbständigkeit und Freiheit angegriffen, gezwungen war, seine Sache mit der des Prätendenten zu vereinigen. Was der Lanzknecht über die Basken sagt ist Wahrheit; wir folgen ihm gern, und hätten lieber noch mehr von ihm gehört. Übrigens ist auch dieser Abschnitt in den Details reich an Interesse und lehrreichen Mittheilungen. Die Unmenschlichkeit dieses Bürgerkriegs, wie er von beiden Seiten geführt wird, ist echt spanisch. Mord um Mord, Grausamkeit um Grausamkeit; keine Partei gibt der andern nach. Maroto, der kaltblütigste aller Menschenschlächter; seine Zähne beim Mittagstisch stochernd, läßt er auf einen Wink mit der Hand fusiliren. Wo noch die Erde vom Blute raucht, wo kaum der Leichnam eingescharrt worden, tanzen Soldaten und Mädchen. Am unglücklichsten die Neutralen, besonders die Ortsobrigkeiten; von den Karlisten werden sie erschossen wenn sie Christinos, von den Christinos wenn sie Karlisten beherbergt haben. Wie noch Jemand dort sich zu einer Obrigkeit hergab! Der Lanzknecht ist plötzlich aus Spanien eklipsirt, ehe es losgegangen. Warum, sagt er uns nicht. Gewiß nicht aus Furcht. Wir meinen, weil er bei seinem gesunden, deutschen, vernünftigen Charakter Das erkannt hat, was auszusprechen Rücksichten ihm verbieten.

Unser Maß ist gemessen und es ist voll. Sonst sprächen wir so gern noch von Vielem, z. B. von seiner geistreichen Ansicht über den Staat Preußen, wo man, zuletzt von Allem, auch ein Volk erschaffen; auch würden wir ihm Antwort geben auf seine Frage: weshalb die deutsche Spießbürgerlichkeit noch immer mit Theilnahme den Iffland'schen Meisterstücken zusieht, wo die vornehmen Leute immer Schufte, die Niedern Tugendhelden sind, da doch, nach des Verf. Ansicht „diese Bedrängnisse der Bourgeoisie längst beseitigt waren". (Warum sieht man in Berlin und anderwärts die „Antigone" mit wahrhafter Theilnahme und tiefer Rührung, da es doch keiner Schwester jetzt mehr verwehrt ist, ihren Bruder zu begraben?) Doch wir müssen schließen, und schließlich sagen wir, daß es, obwol wir nicht überall mit ihm einverstanden sind, mit Achtung für den Verf. geschieht. Eine Cavalierperspective ist es, aber keine aus einer frivolen Höhe. Es fließt Blut in ihm, das wir für unser Blut erkennen mögen. 7.

Ein Stück aus Goethe's Leben, zum Verständniß einzelner Werke desselben. Von B. R. Abeken. Berlin, Nicolai. 1845. 8. 15 Ngr.

Indem wir dies Büchlein eines alten geliebten Freundes und literarischen Mitbruders in geistigen Jugenderinnerungen zur Hand nehmen, dasselbe, vielleicht allzu spät, aber mit immer warmem Herzensantheile freundlichen Lesern zu empfehlen, bewegen uns die Schauer der Vergangenheit aus jenen heiligen Eichen, über die Goethe das Friedenswort rief:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Wol ruht er nun schon schier anderthalb Decennien, was der große Römer Tacitus als einen „mächtigen Zeitraum sterblichen Daseins" bezeichnet, neben seinem fürstlichen Lebensgenossen, den er unter jenen nämlichen Wipfeln mit dem Liede begrüßte, dessen sinnige Erläuterung den Hauptgegenstand dieses Büchleins bildet. Es ist das Geburtstagsgedicht auf Herzog Karl August, überschrieben „Ilmenau am 3. Sept. 1783". Wie viel geliebte Schatten steigen auf in der Betrachtung Dessen, der noch die Abendröthe jener unvergleichbaren und unermeßbaren Festzeit gesehen, wo diese erhabenen Gestalten als frischblühende, jünglingshafte Männer sich gegenüber standen, Karl August sein 26. Jahr soeben, Goethe sein 34. um fünf Tage zuvor abschließend! Blicken wir in das Waldesgrün, in das Wipfelsäuseln, in das Tannendickicht, lauschen in den muntern Vogelgesang jenes in dem besagten Gedichte gefeierten Tages hinein; und wenden uns dann aus dieser poetischen Camera obscura zurück in die Jetztwelt und das Getümmel des Tages — o Himmel! welche schneidende Zugluft weht dann die dort

im Musenhaine, an dem Sonnenstrahl jugendfrischer Dichterbegeisterung, am melodischen Geräusche der Wasserfälle gelabte und gebähete Brust an! Die Poesie ist aus den Menschen heraus in die Zeit, in die Geschäfte, in die Ereignisse gezogen: aber eine Poesie der Zeit, des geistigen Drängens und Gährens, des Emportreibens und Abrundens der Lebensformen läßt sich in keiner künstlerisch zusammenhaltenden und einen ruhigen, sinnvollen, frohherzigen Betrachtungsgenuß vermittelnden Rahmen fassen; man ist selbst nur gährendes, treibendes, nach Gestaltung ringendes Element; das Haupt und der Geist ist voll Zunder, voller Brennstoff, voller Plane: aber das Herz bleibt leer und sehnt sich vergeblich nach einer stillen Stunde, die alten, liebevollen, goldenen Erinnerungen eines beglücktern Geschlechts, einer genügsamern Epoche, eines beschränktern, aber vom Zauber des Schönen wonneselig durchleuchteten Zustandes wieder zu beleben. Es war eine monarchische Zeit, eine Zeit großgegliederter, eindrucksvoller, plastisch vor die Seele tretender Persönlichkeiten; man staunte hinan, aber man fühlte sich erquickt und erhoben an dem Glanze und Werthe so vieler Majestät; es waren Charaktere, keine bloßen Figuranten, keine Nummern, keine gleichgültigen Zeichen, die nach Willkür die nächste beste mathematische Größe in der ungeheuern Abrechnung des Solls und Habens der socialen Realitäten bedeuten müssen! O es mag ein großer Moment sein in dem wir leben, aber ein herzerfreuender, gemüthvoller Moment ist es nicht. Das Große steigt uns nicht mehr in der edlen Menschengestalt aus himmlischen Höhen hernieder; es erscheint in Ziffern, in Verhältnissen, in Maschinen. Es ist die Demokratie der Weltentwickelung, das Zeitalter des Radicalismus, wir leiden keine Individualitäten mehr, wir nivelliren die Erhabenheiten, damit im großartigen Republikanertrotze des Gesammtfortschritts Alle frei, aber auch Alle gleich werden. Zürnt mir nicht: auch in meiner Brust ist der Pansruf erklungen, der im Walde Arsia verkündete: „Der Sieg ist euer!“ auch ich freue mich des neuen, stolzen, kämpfenden Lebens, ich kämpfe mit, *ich bin* bereit zu fallen, ich bin ein Sohn meines *Volkes und* will keinen Ruhm als zu ihm zu stehen, ihm zu eignen mit Allem, was in mir bebt und glüht, seiner Sache und Fahne anzugehören, der übel angesehenen, verleumdeten, verhaßten Sache und Fahne: — aber mit Ehrfurcht und Wehmuth denke ich jener noch unerschütterten und stillberechtigten Tage des geistigen Aristokratismus, der Welt voll Geniussterne, die nicht für Götterlieblinge, nicht für Auserwählte, nicht für Menschen aus anderm Teige zu halten auch dem Kühnsten ein Frevel gedünkt hätte. Sie schlafen einen heiligen, gottgeliebten Schlaf: die Gegenwart hätte nicht Zeit, sie zu verehren, und der Waffenlärm von Generationen, die ihnen fremd wären, würde den Frieden ihrer musenumgebenen Nähe stören.

Für unsere Zeit ist von Goethe beinahe nur der „Faust“ noch lebenswarm und homogen, und ihn versteht sie mitten aus seinen Tiefen heraus, weil er ihr eigenstes Wesen und Streben in einem anticipirten Prophetengesichte vorhält, er ist ein Revolutionsstück, und sie ist eine Revolutionszeit, obschon wir sehr gut wissen, daß sie nicht wie Faust aus einem gelehrten Übermuthe den Himmel stürmt, auch der entschiedenen überzeugung leben, daß sie sich diesen Himmel durchkämpfend erobern wird und ihn nicht als don gratuit des „ewig Weiblichen“ dahin zu nehmen gedenkt. Darum bedarf vielleicht der „Faust“ am wenigsten eines Commentars und desto eher jene geruhigen, götterhaft gelassenen, im Schoose der reinen Schönheit empfangenen Gestaltungen, welche für die ältern Freunde der Goethe'schen Muse desto seelenvollere Beziehungen haben, je mehr sie ihnen das Bild einer idealisch gestimmten Menschenwelt im milden Lichtglanze heiterer Vollendung widerstrahlen und sie an Zeiten gemahnen, wo die Elemente der Gesellschaft kräftiger zusammengehalten und gezügelt, aber auch freisinniger gewürdigt und väterlicher gepflegt waren. Hr. Prof. Abeken besitzt vor Vielen gerade jenen Zartsinn, der dazu erfodert wird, solch eine ideale Welt in ihrer poetischen Zaubergewalt auf das Gemüth wirken zu lassen und den Empfindungen, welche bei dergleichen innigen und sinnigen Compositionen des Dichters Seele bewegen mußten, einen gleichstimmigen Widerklang zu leihen. Wenn ihn daher der große Vortheil, im Strahlenlichte des weimarischen Musenherdes schöne und erhebende Jahre durchlebt zu haben (er stand bekanntlich zu derselben Epoche in Schiller's Hause der Erziehung dessen beider Söhne vor, als der nun so unerwartet dahingeschiedene Riemer zu gleicher Bestimmung bei dem einzigen Sohne Goethe's berufen wurde), vorzüglich befähigt, einem seitdem in ganz andern Stadien der gesellschaftlichen Entwickelung eingeschrittenen Zeitalter sich als Dolmetsch jener dichterischen Lage darzustellen, so steigert nicht um Weniges die Ansprüche auf solchen Beruf seine lebenswarme Gefühligkeit, die in die leisern Wurzeln und Verfädmungen eines poetischen Zusammenhanges mit Glück einzudringen geschaffen ist. Hr. Abeken hat diese holde Gabe in so mancher literarischen Mittheilung, namentlich auch d. Bl., so erfreulich bethätigt, daß wir ihn nur auffodern möchten, uns seine reichen und vielseitigen Studien in diesem Felde einmal in einem Ganzen zu geben und dazu die Ergänzungen und Zwischenglieder zu fügen, welche ihm sicher aus den gehaltvollen Vorräthen seines Pultes zu Gebote stehen. Das fragliche Gedicht „Ilmenau am 3. September 1783“ läßt er ganz eigentlich vor uns entstehen. Der Dichter entwirft vor unsern Augen ein unvergleichliches Nachtstück jenes genialischen Wald- und Zigeunerlebens, dem sich die üppig frohe, in Jugendkraft übermüthige, aber gleichwol den Ernst eines hohen Berufs zu einer edeln Folie ihres geselligen Taumels habende Gesellschaft des jungen Herzogs auf ihren Reisen und Jagdpartien durch das ganze Ländchen überließ, und das in jenen Shakspeare'schen Scenen im Ardennerwalde aus „Wie es auch gefällt“ das treffendste Gleichniß nicht nur der wirklichen Lage, sondern auch dem poetischen Adel des Gedankens nach, findet. Es ist gewiß, daß bei diesen Abenteuerscherzen mancher mehr als excentrische Einfall ausgeführt, besonders in galanten Rencontres manches nicht allzu sittliche Beispiel gegeben worden: allein gleichwol dürfte kaum der strengste Richter gesellschaftlicher Zustände den Stab brechen wollen über eine solche Art, den Regierungsberuf gleichsam unter den Schwänken einer Fastnachtsmaskerade zu exerciren. Der Vortheil, daß dem lebenslustigen, dabei aber durchaus vom reinsten Eifer Gutes zu thun, und seinen Beruf als Landesherr in einem von dem Vorbilde des großen Oheims in Sanssouci elektrisirten Sinne zu erfüllen, tief und wahrhaft beseelten Fürsten bei solcher Lebensart nichts entgehen konnte, daß er den ungestörtesten Verkehr mit den Unterthanen unmittelbar unterhielt, daß ihm der versteckteste Fleck seines Gebiets wie sein Arbeitszimmer bekannt war, trug unschätzbar viel dazu bei, daß Karl August ein selbständiges Urtheil in seinen landesväterlichen Geschäften und Sorgen ebenso sehr als das Erste und Wesentlichste ansah, wie er es Zeit seines Lebens geltend zu machen gewußt hat. Nur gohr in dieses großartige und erhaben gestimmte Fürstengemüth damals freilich noch manches wilde Element hinein, das einen Schlagschatten auch in die Betrachtung des Dichters wirft: wie jedoch Letzterer dieses humoristische Waldleben, die im Tiefen brausende und pochende Trübe, und die Entbindung der erfreulichen, lebenversüßenden, hoffnungsreichen Segenskräfte aus dem noch obwaltenden Gährungs- und Läuterungsprocesse zu einem herrlichen Prognostikon für ein ganzes fruchtbares, ein Land und Volk beglückendes Menschenleben dermaßen verarbeitet, daß er dies Gedicht seinem Fürsten als Geburtstagsglückwunsch überreichen konnte — dazu gehörte allerdings nicht blos ein Geist künstlerischer Composition, wie er nur in Goethe war, sondern auch ein Großsinn im Feiernden und Gefeierten zugleich, der eben abermals nur dies Gedicht zu einem Denkmale des seltensten und idealischsten Bundes menschlicher Seelenhoheit erhebt, den die Nachwelt mehr bewundern als seines Gleichen wird aufzeigen können.

Für den dem Schauplatz der Verhältnisse fernerstehenden

Leser waren zunächst die im Gedichte lebendig treu hingestellten Persönlichkeiten ein Räthsel. „Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme“ war der Oberjägermeister Freiherr v. Stein auf Kochberg, wie die meisten Glieder dieser hochberühmten, weitverzweigten und echt altritterlichen Familie eine kernhaft biedere, deutschkräftige, dabei humoristische Natur, dem sentimentalen Elemente der weimarischen Gesellschaft durch drolligen Witz und gesunden Geist einer praktischen Ansicht zu einem wünschenswerthen Gegengewichte dienend. Der „ekstatisch faul“ seine Glieder dehnende und „ein monotones Lied“ vom Tanze der himmlischen Sphären „mit großer Inbrunst“ Singende ist Knebel, ein Charakter, in welchem der Streit eines nur sehr mäßig productiven Talents mit den Anfoderungen seines durch Geschmack und so ausgezeichneten Umgang geläuterten Urtheils jenes unruhige Misbehagen hervorbrachte, das wir an solchen dilettantischen Geistern kennen, das ihm die eigentliche Freude an seinen Bestrebungen immer zuerst selbst verdarb, und ihn frühzeitig zu jener halb misgestimmten, halb neutralen Stellung bewegte, die wir ihn in diesem glänzenden Geisterbunde nach den Briefwechseln, die uns vorliegen, einnehmen sehen. In dem am Eingange der Hütte, darin der fürstliche Jüngling schlummert, Wache haltenden Dritten hat nun Goethe sein eigenes Individuum in klaren Strichen gezeichnet und uns die hohen Gedanken, die ihn bei der Sendung, welche er sich mit seiner Berufung nach Weimar vom Himmel aufgetragen offenbar ansah, beseelten, in einem feurigen, begeisternden Sinne anschaulich gemacht. Fassen wir in das Auge, welche glückliche und folgenreiche Resultate, wie sie uns jetzt thatsächlich gegeben sind, diese Sendung gehabt, und wie durchaus glücklich sein Ausharren in Verfolgung des unverrückt vorschwebenden Ziels den hohen Geist geleitet hat, so werden wir kaum umhin können, an ein ahnungsvoll Vorschauendes und ein selbstbewußt Naturnothwendiges in den außerordentlichen Menschen, wie deren einer Goethe wahrlich nicht blos als Dichter, sondern gerade auch als Mensch und als Glied einer moralischen Weltordnung war, zu glauben, und selbst dieses Providentielle und Verhängnißvolle in seiner gesellschaftlichen Stellung muß uns treiben, in des Verf. liebvolle Bemerkungen einzustimmen, daß eine solche Sendung und ein solches Ausharren in derselben ohne ein religiöses Moment in diesem Gemüthe gar nicht zu vollbringen war, wie denn auf das gläubige Gefühl ausdrücklich hingedeutet wird, welches sich in folgenden tiefen Zeilen vom 3. August 1776 ausspricht:

Das Schicksal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Bemerkungen über Goethe's „Italienische Reise“, geschrieben im J. 1830, in welchen aufs interessanteste erörtert wird, wie diese Reise gerade das Naturwüchsige, den Sinn für Natur und die Kraft, unmittelbar als Natur sich dichterisch zu äußern, als welche Goethe's eigentlichstes Wesen bildeten, an der Anschauung des Griechenthums zur höchsten Potenz und Klarheit steigerte, beschließen dies lesenswerthe und anmuthvolle Büchlein. **W. E. Weber.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Saint-Marc Girardin.

Von allen Schriftstellern, welche sich an der Sisyphus-Arbeit der Journalpolemik betheiligen, versteht keiner so trefflich die Feder zu führen als Saint-Marc Girardin. Dieser Mann wäre vielleicht berufen gewesen, in wissenschaftlicher Beziehung etwas Tüchtigeres und Gediegeneres zu leisten, aber er hat es vorgezogen, sich dem glänzenden Elende der Journalistik mit Leib und Seele zu verschreiben. Niemals wird Einem der Sinn und die Bedeutung des Goethe'schen Spruchs „Mit Worten läßt sich trefflich streiten“ so klar als bei ihm. Ja, Worte und noch dazu schönklingende, wohlgedrechselte Phrasen stellen sich bei ihm stets zur rechten Zeit ein. Was kommt es ihm auf den Inhalt, auf die Gesinnung an; sein Gewissen ist weit und seine Feder wohl gespitzt. Seine elastische Geschmeidigkeit leiht sich jeder Sache und nimmt jede Farbe an. Mit leichten, gefälligen Wendungen übertüncht er die allzu grellen Übergänge und mit der unschuldigsten Miene von der Welt vertheidigt er heute, was er gestern noch verwarf. Dieses fortwährende Plänkeln, dieses neckische Spiel frivoler Wendungen und diese Taktik, deren unerschöpfliche Kriegslisten ihm im reichlichen Maße zu Gebote stehen, konnten den edlen Armand Carrel, der am liebsten mit offenem Visier focht, vor Wuth ganz außer sich bringen. Seine derbe, gerade Natur stand mit dem parteiischen Charakter Saint-Marc Girardin's im schroffen Gegensatz. Auch auf dem Gebiete der Literatur ist derselbe eigentlich nur ein Plänkler und Parteigänger; auch hier treibt er sein leichtfertiges, aber höchst dankbares und einträgliches Spiel mit Worten. Niemals faßt er eine literarische Frage, welche er behandeln will, tiefer und in ihrem eigentlichen Wesen; immer schweift er an der schillernden Oberfläche und er trägt kein anderes Verlangen, wenn er sich nur an die Außenseite der Dinge halten kann, die seiner gefälligen Feder Stoff genug liefert. Ein ziemlich abgerundetes Bild seiner ganzen literarischen Persönlichkeit, eine klare Anschauung von seinem ganzen Treiben und von seiner Art und Weise kann man aus folgender Sammelschrift erwerben, welche eine Zusammenstellung seiner kleinen literarischen Aufsätze bietet und den Titel führt „**Essais de littérature et de morale**“ (2 Bde.). So viele Punkte werden hier in Anregung gebracht, aber keiner wird ganz erörtert; so viele Töne klingen hier an, aber keinem geschieht sein volles Recht; Alles ist fragmentarisch, unbefriedigend für Den, der tiefer zu dringen begehrt; aber zugleich auch Alles gefällig, einschmeichelnd für Jeden, der sich bestechen läßt vom Zauber süßer Worte.

Der Rechtsgelehrte Berriat Saint-Prix.

Die Rechtsfacultät in Paris hat durch den Tod des Professors Jacques Berriat Saint-Prix einen Verlust erlitten, welcher sich so leicht nicht wird ersetzen lassen. Er gehörte zu den gelehrtesten Rechtslehrern und seine literarische Thätigkeit erstreckte sich nach verschiedenen Richtungen hin. So war eine seiner ersten schriftstellerischen Productionen eine historische Studie über Jeanne d'Arc. Zu seinen wichtigsten juristischen Werken gehört seine „**Histoire du droit romain**“, an die sich eine „**Histoire de Cujas**“ anreiht. Obgleich der Verstorbene sich im Allgemeinen mehr mit rechtshistorischen Forschungen befaßte, so hat er doch auch auf dem Felde der Theorie Bemerkenswerthes geleistet. Dahin rechnen wir seinen „**Cours de procédure civile et de droit criminel**“, ein Werk, welches aus seinen Vorlesungen hervorgegangen ist. Seine Vorliebe für historische Studien veranlaßte ihn auch wol, solche Themata zu behandeln, welche außerhalb des Kreises seiner eigentlichen Wissenschaft lagen. So bearbeitete er eine recht brauchbare „**Histoire de l'ancienne université de Grenoble**“. Unter seinen kleinen Abhandlungen antiquarischen und literarhistorischen Inhalts erwähnen wir endlich seine „**Remarques sur les anciens jeux des mystères**“. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1846.

Die sociale Frage.

1. Die naturgemäße Volkswirthschaft gegenüber dem Monopoliengeiste und dem Communismus. Von Karl Arnd. Hanau, König. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Ueber die innern gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf Schweden. Von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen von U. W. Dieterich. Stockholm, Bagge. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.
3. Geld und Geist. Versuch einer Sichtung und Erlösung der arbeitenden Volkskraft. Von Heinrich Bettziech (Beta). Berlin, Hayn. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Die Armuthsnoth in ihrer wahren Entstehung und sichern Bekämpfung. Von Heinrich Moll. Solingen, Amberger. 1845. 12. 7½ Ngr.
5. Die Lage der arbeitenden Classe in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen von Friedrich Engels. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Ursachen der Armuth, des Elends und des Verbrechens aufzufinden, die Mittel zu suchen und anzuwenden, welche die Übelstände unsers socialen Lebens gründlich und auf die Dauer beseitigen können, das ist eine Frage, von der unsere Gegenwart mehr als von jeder andern beschäftigt wird. Praktiker und Theoretiker, Philosophen und Arbeiter, Regierungen und Privatpersonen, eigens dafür gebildete Vereine und Gemeinden sind an sie herangetreten. Resultate, wie man deren bedarf, hat man noch nirgend erzielt, fehlgeschlagene Versuche, stürmische Hoffnungen und neue Systeme, das ist bis jetzt noch Alles, was bisher aus der Bearbeitung und Wendung dieser inhaltsschweren Frage hervorgegangen. In einem Zeitraume von zehn Jahren haben wir verschiedene „Theorien der Armuth" erhalten, und während man sich an Untersuchungen über die Armuth abmühte, ging sie selbst immer weiter. Das ist nicht anders. Im J. 1835 wurde von der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt die Preisfrage gestellt: ob die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit gegründet sei? — würde jetzt, zehn Jahre später, wol noch irgend Jemand so fragen? Die Beantwortung jener Preisfrage veranlaßte verschiedene Schriften, in denen eine „Theorie der Armuth" versucht wurde. In Frankreich hatte die Armuth schon ein anderes Feld als das theoretische erobert, in England war man zu derselben Zeit mit einer Reform der Armenpflege beschäftigt und schon deshalb genöthigt, umfassende Untersuchungen über den factischen Bestand der Armuth anzustellen.

Die Untersuchungen haben zu verschiedenen Resultaten geführt, es haben sich aus ihnen heraus Parteien gebildet, die sich streng gegenüber stehen. Die einen haben es versucht, dadurch hinter das Wesen und den Grund der Armuth zu kommen, die Verarmungsursachen von einer Menge Verarmungsfälle, die ihnen vorgekommen, dutzendweise herauszusuchen, dieses so gefundene Dutzend mit einem zweiten hinzuraisonnirten Dutzend zu vermehren und endlich die ganze Summe nach gewissen Eintheilungsgründen zu classificiren. Da kam es denn häufig vor, daß gegen jede besondere Ursache ein besonderes Mittel empfohlen wurde, daß man glaubte, ein organisches Leiden unserer ganzen Gesellschaft rein äußerlich curiren zu können, die beschränktesten Ansichten vorbrachte und consequent zu nichts Anderm als zu unendlicher Verwirrung und Zersplitterung kommen konnte. Dabei nannte man sich aber gern praktisch und sah mit unendlicher Verachtung auf Diejenigen hin, welche das Wesen und die Natur der Armuth tiefer auffaßten und mehr oder minder den Zustand und die Grundlagen der ganzen Gesellschaft in den Kreis ihrer Kritik zogen. Einem concreten Übel ein concretes Mittel entgegenzusetzen, das war hier der Wahlspruch und das ewige Gerede. Während man was man that und wie man verfuhr „praktisch" nannte und rühmte, bewies man recht eigentlich das „Unpraktische" dieses Verfahrens, denn mit allen sogenannten praktischen Bemühungen konnte nirgend geholfen, konnte nirgend der giftige Quell gestopft werden, woraus unaufhörlich das Elend und das Verderbniß in die Gesellschaft fließt. Die neue englische Armengesetzgebung wurde der großartigste und der schlagendste Beweis von dem Unzureichenden und von der Verfehltheit dieses „praktischen" Standpunkts, welcher dessenungeachtet noch immer nicht wenige Bekenner unter uns findet, und namentlich da, wo man zu bequem ist, um der Natur des Menschen und seinen Beziehungen zu den materiellen Gütern auf den Grund zu gehen, als auch da, wo man fürchtet, durch ein allgemeines Eindringen in die große Frage der Gegenwart den so lange behaupteten privilegirten Boden zu verlieren und Consequenzen anerkennen zu

müssen, welche der Egoismus fürchtete und welche er allerdings zu fürchten hat, denn sie können zu nichts Anderm als zur Auflösung jedes Privilegiums führen.

Unter Denen, welche die Dürftigkeit und Unhaltbarkeit dieses „praktischen" Standpunkts, dieser gedankenlosen Bettelvogtsbehauptung einsahen und sich genöthigt fanden, eine tiefere Grundursache aufzusuchen, lassen sich aber wiederum einige strenge Verschiedenheiten nachweisen. Die Einen nämlich betrachten die Armuth als ein nothwendiges Übel, die Andern dagegen sehen in ihr ein Übel, welches von der Gesellschaft verschuldet ist, welches bekämpft werden muß und beseitigt werden kann. Man sieht, welche ungeheure Differenz, welches Auseinandergehen nach ganz verschiedenen Polen hin und wie durchaus nothwendig es ist, sich über diesen Punkt eine feste Überzeugung zu bilden, um in der Armuthsfrage nur einigermaßen ein Wort haben, wie viel mehr gar die richtigen Mittel finden zu können!

Die, welche die Armuth als ein nothwendiges Übel betrachten, pflegen in der permanenten Übervölkerung die Ursache der Armuth anzugeben, und diese finde nicht blos in den dicht bewohnten civilisirten Ländern, sondern ebenso gut in den sparsam bevölkerten Jagdgebieten der Indianer Nordamerikas statt. Zu dieser Ansicht bekennen sich die sämmtlichen Whig-Liberalen Englands; Malthus war bekanntlich der Erste, welcher sie aufstellte. Malthus sprach das massenhafte Verkümmern der Menschheit aus. In ihrer praktischen Bedeutung muß diese Ansicht zur Härte, ja zur Grausamkeit gegen die Armen führen, wie sie es denn auch in England gethan, wo sie keinen geringen Einfluß auf die Reform der Armengesetze übte, wo sie den Haß der arbeitenden Classen und den Vorwurf einer barbarischen Gesinnung auf sich geladen hat. Bei dem philanthropischen Charakter, der sich vielfach bei uns in Deutschland, wenn auch häufig nicht gesund und kräftig, sondern nur weichlich geltend macht, fand dieses System, worin die Empfehlung der Enthaltsamkeit und später Ehen und gar des Cölibats einseitig vorherrscht, unter uns eben nicht allzu viele Verehrer; am härtesten ist diese Ansicht von Godefroi „Theorie der Armuth" (Hamburg 1835) geltend gemacht worden. Er betrachtet den „Stand der Armen" als einen von der Vorsehung angeordneten Grundstand der Gesellschaft, dessen krankhaftem Überwuchern nur durch Beschränkung der persönlichen Freiheit der untern Classen, namentlich auch durch strengere Zucht über die Almosenempfänger, entgegenzuwirken sei. Während dieser Standpunkt in Malthus seine Philosophie hat — Malthus' Verdienste um die Wissenschaft der Populationistik werden stets bedeutend bleiben und auch von seinen Gegnern anerkannt werden —, tritt er bei Godefroi ohne höhere Berechtigung in seiner ganzen Brutalität hervor. Der Reiche wiegt sich im Besitz auf dem keuchenden Rücken des besitzlosen Armen, das soll, nach Godefroi, der Wille der „Vorsehung", das die naturgemäße Organisation der Menschheit sein. War jener „praktische" Standpunkt als Bettelvogtsstandpunkt zu bezeichnen, so ist dieses der rohe Geldmenschenstandpunkt. Der bloße Geldmensch betrachtet sich als — natus consumere fruges, die Masse ist nur dafür da, sich seinetwegen zu mühen und zu darben. Wenn diese Ansicht nun auch nur wenige theoretische Anhänger unter uns findet, so kann man doch nicht umhin zu bemerken, daß sie im praktischen Leben gäng und gäbe ist, und wir können es täglich sehen, wie der Reichthum die mühsamen Erwerbnisse der Armuth dahinnimmt, als ob er dazu von der „Vorsehung" berufen sei, als ob es gar nicht anders sein und werden könne. Dieser Indifferentismus des Reichthums höhnt die Armuth ebenso sehr, wenn auch großentheils unbewußt, wie jene „Theorie der Armuth" ihre höhern Berechtigungen geradewegs leugnet und die Armen als Sklaven, als „Grundstand der Gesellschaft" betrachtet. Eine schöne Gesellschaft das, in der die Freiheit Weniger durch die Sklaverei und das Verderbniß der Massen erworben werden müßte und die über einen solchen Zustand, wie er allerdings factisch existirt, nicht hinauskommen könnte. Eine schöne Errungenschaft vieljahrtausendjährigen Kampfes! Nach dieser „Theorie" hört der Mensch auf ein freies, sittliches Wesen zu sein und er sinkt zum Naturproducte herunter, auf eine entgeistete Stufe, wo die rohe Gewalt der Stärke zur Berechtigung über alle schwächern Wesen wird. Sie lügt aber die Geschichte an, denn alle Privilegien, deren Herrschaft sich in unserer Gesellschaft geltend macht, beruhen nicht, wie sie behauptet, auf einem ursprünglichen, der geschichtlichen Nachforschung entgehenden Verhältnisse oder lassen sich auf Stammunterschiede zurückführen, sondern sind geschichtlich nachweisbar immer nur aus Usurpationen hervorgegangen.

Eine zweite Ansicht betrachtet die Armuth als von der Gesellschaft verschuldet, als nicht in der Natur des Menschen begründet, also als kein ursprüngliches Verhältniß. Es liegt ihr demnach ob zu untersuchen, wodurch und inwiefern die Armuth von der Gesellschaft verschuldet worden sei und je nach dem Ergebnisse ihrer Untersuchungen Mittel zur Abhülfe in Vorschlag zu bringen und anzuwenden. Hier bildet sich denn wiederum eine große Differenz. Daß die Armuth von der Gesellschaft verschuldet worden, darüber streiten sie nicht, aber das Wodurch macht Die, welche im Vordersatze einig sind, zu entschiedenen Gegnern. Im Allgemeinen machen Beide einen strengen Unterschied zwischen der frühern Gestalt der Armuth und derjenigen, welche sie in der Neuzeit angenommen hat, nur aber wollen die Einen den Grund unserer „Massenverarmung" des sogenannten Pauperismus darin finden, daß die frühern Schranken niedergerissen worden sind, daß die Civilisation zu weit gegangen ist und sich zu frei entwickelt hat, sie sehen die Ursache der großen Verarmung einerseits in Institutionen wie die der Gewerbefreiheit mit ihren anhängenden Erweiterungen leichter Verehelichung, andererseits aber in der religiösen Aufklärung und der aus ihr erfolgten „geistigen Anarchie". Die Bekenner

dieses Standpunkts lassen häufig die frühere Armuth als ein unvermeidliches Übel gelten und treten darin mit dem Godefroi'schen Standpunkte zusammen, aber sie suchen die Beschränkung der gegenwärtigen Armuth, des Pauperismus, in einer möglichst strengen Restauration der frühern bürgerlichen und geistigen Zustände zu empfehlen und möglich zu machen. Dies ist der Standpunkt unserer politischen und theologischen Restaurateure, er hat sich in jüngster Zeit ganz besonders in Preußen hervorgethan und seine Angriffe waren dann vorzüglich gegen die liberalen Institutionen dieses Staats gerichtet. Ihn machte z. B. der Landrath v. Sparre geltend. Diese Ansicht will die Gesellschaft in Formen zurückzwängen, aus denen sie sich lange herausgelebt hat, und die Processe der Neuzeit sind ihr vollkommen unverständlich geblieben. Dem Industrialismus und der freien Concurrenz stellt sie ein geschlossenes mittelalterliches Gewerbswesen gegenüber, und die großen Schäden, welche im Verlaufe des modernen Entwickelungsganges hervorgetreten sind, glaubt sie nicht anders ausrotten zu können als daß sie überhaupt jeden Entwickelungsgang unmöglich macht und die chinesischen Mauern, welche der Strom der Zeit mächtig durchbrochen, überall wieder sowol politisch als kirchlich neu zu errichten sucht. Die Geschichte geht aber niemals rückwärts, sondern immer vorwärts, Formen, die einmal erstorben sind, können nicht wieder lebendig werden. Das Ideal eines mittelalterlichen Gewerbswesens steht im entschiedenen Widerspruch zu der großen industriellen Bewegung der Gegenwart, *es ist eine vollkommene Unmöglichkeit geworden, und am allerwenigsten kann auf dem Wege des* Privilegiums, der Verdummung und Verdumpfung der Pauperismus beseitigt werden.

Die Andern, welche ebenfalls die Armuth als von der Gesellschaft verschuldet betrachten, sehen im Gegensatze zu den politischen und kirchlichen Restaurateurs darin das beste Mittel, ihrer Überwucherung entgegenzuwirken, daß die begonnene geistige und bürgerliche Freiheit vollendet wird. Dies ist der Standpunkt unserer Liberalen, sie wollen „blos die individuelle Freiheit und Aufklärung schützen und erweitern und die zusammenhaltende, die Freiheit allerdings erst vollendende Gemeinschaft im Ökonomischen und Geistigen sich allmälig und stückweise eben aus der sich erweiternden Freiheit entwickeln lassen". Ebenso entfernt von „socialistischer Systemmacherei" wie von allen Restaurationsgedanken, haben sie ihr Augenmerk ganz besonders auf die Ausbauung der Volksschule, der Communications- und Creditanstalten wie zugleich auf möglichste Selbstverwaltung in Gemeinde und Staat gerichtet. Darin soll nach ihnen die beste Wehr gegen den Pauperismus gefunden werden, dahin streben und dafür schreiben sie. Einige unter ihnen sind über diesen liberalen Standpunkt schon hinausgegangen, indem sie sich dem Grundgedanken des Socialismus dadurch näherten, daß sie die Gewerbefreiheit in ein „industrielles Gemeinwesen" übergehen lassen und die „geistige Anarchie" der religiösen Aufklärung durch eine neue „rein humanistische" Religion bewältigen möchten; die Mehrzahl jedoch glaubt nur an eine mittelbare Minderung der Armuth und sucht, da sie den Grundursachen der Armuth nicht recht beikommen kann, sich mit den secundairen und geselligen Gelegenheitsursachen der Armuth zu beschäftigen und durch Spar- und Prämienkassen, durch eine verbesserte Armenpflege u. s. w. zu wirken.

Eine solche Behandlung der Armuth war im Durchschnitt der Zweck der vor einem Jahre vielfach besprochenen Vereine für das Wohl der arbeitenden Classen, obgleich sich auch restaurationssüchtige und socialistische Gedanken in ihnen geltend zu machen suchten. Sie nannten die heutige Armuth ganz bestimmt ein „Resultat unserer socialen Zustände", und wenn auch zum Theil von den Vereinen das Heil erwartet wurde, so glaubte man doch vielfach — und das war das liberale Moment — die gründliche Hülfe vom Staate und seinen Veranstaltungen erwarten zu müssen. Seitdem ist die Vereinsbildung eben durch den Staat wieder zum Stillstande gebracht, es fragt sich aber, ob, ohne diese äußere Hemmung, der Liberalismus in den Vereinen wol jenen großen Zweck, von dem er so viel redete, hätte ermöglichen können?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Blume von Aischach. Drei Bände. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinets. 1845. 8. 5 Thlr.

Ref. begann die drei vorliegenden Bände mit einem Seufzer: so umfangreich! — und anonym! dachte er. In jetziger Zeit nennt sich doch ein Jeder gern der etwas Ordentliches schreibt; und Jeder meint etwas Ordentliches schreiben zu können. Ref. las die drei Bände mit immer steigendem Interesse: eine mächtige Phantasie hat hier die Feder geführt, ein großes Talent den Faden geschlungen; der unbekannte Autor bekundet sich als ein zur Autorschaft Berufener. Die Blume von Aischach ist eine schöne deutsche Gräfin, Alma; sie wohnt auf einer alten Burg in den deutschen Alpen und ist die einzige verzogene Erbin ihres Stiefvaters, eines Reichsgrafen, welcher Fürst werden will, und dieses mittels der Verbindung seiner Tochter mit einem edeln deutschen Fürsten Rudolf von der Gnade des deutschen Kaisers zu erreichen hofft. Der junge Fürst Rudolf huldigt Alma aus Convenienz, dagegen glüht ein junger Mann für sie, Namens Eckard v. Efterdingen, von einer herabgekommenen adeligen Familie und ihr Jugendgespiele, welcher sich der Malerei befleißigt und die Schöne im Mondschein am Fenster stehend malt. Ein Italiener, Silvio, trägt indeß den Sieg über ihr Herz davon. Er ist der jüngere Bruder des Fürsten Della due Torre, welcher allgemein als Räuberhauptmann bekannt ist; dieser trachtet Silvio nach dem Leben und Alma liebt den Verfolgten, durch seinen glühenden Liebesblick gewonnen. Durch Banditenhand fällt der Fürst Della due Torre, der jüngere Bruder erhält Güter und Titel und heirathet Alma. Der Fürst Rudolf wirbt um ihre anspruchslose Cousine Maria, und der verschmähte, oft verhöhnte Eckard wendet sich nach Italien, wo man ihn als berühmten Maler wiedersieht, mit einer reichen Lady, die er von Räubern gerettet hat und welche ihm ihre Hand reicht. In Neapel sieht er die bleiche unglückliche Alma wieder und fühlt daß er seine erste Liebe nicht vergessen hat. Alma ist unglücklich an des leidenschaftlichen Mannes Seite, welcher sein Vermögen verspielt und jeder Art von Ausschweifung sich hingibt. Endlich

empfindet er eine Leidenschaft für eine reiche Fürstin, und will von der deutschen Gemahlin geschieden sein. Da die Kirche Hindernisse bietet, soll die Ehe auf andere Art gelöst werden. Wir sehen die junge Frau auf dem einsamen Schlosse in Calabrien; alle Schrecknisse kommen über sie; der Tod naht ihr in den verschiedenen Gestalten, als Gift, Hunger und Henkerschwert; sie ist eine Gefangene und der für sie freie Raum wird immer enger; eine Büchse mit Gift steht in ihrer Nähe, damit sie sich selbst den Tod gebe! Mit außerordentlicher Lebendigkeit, mit den glühendsten Farben ist diese Zeit der Schrecknisse gemalt; Befreiungsversuche, welche mislingen, beängstigende Träume, worin das furchtbare Leben sich spiegelt. Endlich unter Donnern und Blitzen, unter Erdbeben und heftigen Stößen, unter Regengüssen und Wolkenbrüchen, als die Verzweiflung aufs Höchste gestiegen, wird sie gerettet, und zwar durch den treuen Eckard v. Efterdingen, dessen Gemahlin gestorben und ihn zum Erben ihres großen Vermögens eingesetzt hat. An dem Flüßchen Aischach, zwischen den Alpen, ihrer Geburtsstätte, wird sie getraut. Dieses ist nur das Gerippe, es sind nur die einzelnen Punkte der Erzählung, welche eine Menge der mannichfaltigsten Gruppen aufnimmt und durchzieht. Die Naturschilderung und deren poetische Auffassung führt uns gleichsam von einem Gedicht zum andern. Der Contrast der deutschen Scenen mit den italienischen, des deutschen Volks mit dem von Neapel, der deutschen Leidenschaftlichkeit, welche Eckard repräsentirt, mit der italienischen in Silvio; die Sorgfalt, womit Nebenpersonen ausstaffirt sind; die alte Giftbrauerin in einem Walde Deutschlands, ihr Gegenstück im Schloß Due Torre; die deutsche Oberhofmeisterin, die intrigante italienische Herzogin, der ehrgeizige, eitle Reichsgraf, die falsche, witzige Freundin Agathe, die verschiedenen Freunde: — Alles ist in seinen Einzelheiten vollendet, um ein vollendetes Ganze zu bilden. Hätten wir etwas an dem vorliegenden Werk auszusetzen, so wäre es der allzu große Reichthum an Reflexionen, an Phantasie, an Figuren; der Leser wird überwältigt von einer Fülle Gedanken und Beschreibungen. Wir hoffen, daß der Verf. sich nennt, und uns bald wieder Ähnliches wie das vorliegende Werk zu lesen gibt.

2. Graf Chala. Von Ida von Düringsfeld. Berlin, A. Duncker. 1845. 8. 1 Thlr.

Der vorliegende Roman beschäftigt den Leser mit einem großen Räthsel des Lebens, ohne dasselbe zu lösen: „Warum Männer, welche kalten Herzens sind, so viel Anziehendes für Frauen haben, so oft heiß geliebt werden und die Gelegenheit finden, so manches Glück zu zerstören?" Graf Chala ist ein solcher Mann; in einer kleinen Garnison stehend, hat er sich der Frau eines Kameraden in einem freundschaftlichen Verhältnisse genähert; sie ist eine tugendhafte Frau, unnahbar, weil sie ihren Mann und ihre Pflichten liebt. Der Graf stört ihren Seelenfrieden; er beweist ihr, daß sie nicht glücklich, nicht befriedigt ist. Ein schönes unschuldiges Mädchen kommt nach der kleinen Stadt, sie ist mit einem Freund Chala's in der Stille verlobt; als derselbe auf einige Zeit krank wird, nähert sich Chala ihr mit dem absichtlich magnetisirenden Blick, mit den Klagen des Alleinstehens, Nichtgeliebtseins, wodurch er schon Bertha, die Frau eines andern Freundes, an sich gekettet hat. Alix, das schöne Mädchen, liebt ihn bald leidenschaftlich; als er dessen gewiß ist, hält er um sie an. Hierbei entdeckt Bertha, daß sie auch liebt, und die Kämpfe eines pflichtgetreuen, edlen Herzens gegen diese Leidenschaft sind mit meisterhafter Zartheit angedeutet. Während des Brautstandes entdeckt Alix indeß, daß sie nicht geliebt ist, daß Bertha dem Grafen theurer ist als sie, nicht seinem Herzen, sondern seiner Sinnenwelt näher steht; das junge Mädchen weiß das nicht so ganz zu unterscheiden, doch folgt sie dem ahnenden Gefühle, und trotz ihrer tiefen Leidenschaft für Chala bricht sie das Verhältniß mit ihm ab. Chala verläßt nun die Garnison, wo zwei Frauen um ihn weinen. Ein Brief von ihm erklärt Bertha seine Liebe; das Verhältniß der beiden Frauen, welche dieselbe Liebe beseelt, ist sehr zart angedeutet, sie verstehen sich mit wenig Worten, und das Gefühl wird ein Band zwischen ihnen. In diesen beiden Frauen ist die Liebe bewußtlos, beide haben kein Urtheil über Chala, sie folgen einem dunkeln Gefühl; eine dritte Frau, Antonie, welche Chala nicht liebt, durchschaut und charakterisirt ihn, sie verhilft dem Leser zu der Ansicht, welche er haben soll über seinen Charakter. Die Erzählung hat keine äußere Bewegung, Alles ereignet sich innerhalb der Gemüther, es ist ein ganz psychologisches Gemälde voll tiefer Wahrheiten, für welche man indeß keine Worte findet; man muß sie in allen ihren Schattirungen ahnen. Nachdem Chala von der Braut verabschiedet worden, verläßt er die Garnison. Er sucht den Freund auf, welcher Alix einst liebte, er gesteht ihm sein Unrecht und bittet es ihm ab. Der junge Mann verzeiht und kehrt zu Alix zurück. Mitleid fesselt ihn an Alix wieder aufs neue — sie ist unglücklich in ihrer Liebe zu Chala —, doch nimmt sie die dargebotene Hand an; sie stirbt nach der Trauung, „die Liebe zu Chala tödtet sie, um nicht die Berührung des Gemahls zu ertragen". Ein bitterer Brief des Letztern an Chala übergibt diesen der Reue; man sieht ihn noch einmal flüchtig auf Alixens Grab. Bertha findet sich wieder in das Leben und ihre Pflichten; sie erzieht ihr Kind in häuslicher Einsamkeit; die Erinnerung, daß sie geliebt war von dem herz- und gemüthlosen Chala, beglückt sie. Das Unbegreifliche tritt uns aus der Erzählung ebenso fragend entgegen wie aus dem Leben, deshalb ist es auch ein treues Lebensbild und macht ganz den Eindruck eines solchen. Chala ist eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts; in seiner Glaubens- und Hoffnungslosigkeit, in seinem Losgerissensein von Vorurtheilen und hergebrachten Ansichten, in seiner Gleichgültigkeit für Leben und Menschen, oder in seiner egoistischen Eitelkeit. Die Details der Erzählung sind äußerst sorgfältig gezeichnet, der Natur abgelauscht, mit zarter Poesie unterwoben; ein poetischer Hauch hat das Ganze überzogen. Man ahnt immer die Tiefen des Lebens, doch sieht man sie nicht, sie sind mit Blumen überwachsen.

3. Wildfeuer. Novellen von Bernd von Guseck. Zwei Theile. Berlin, v. Puttkammer. 1845. 8. 3 Thlr.

„Die Brautkrone", „Dunkle Wege", „Das Kind der Viper" und „Strasburgs Fall" heißen die vier Novellen, welche in den zwei Theilen enthalten sind. Sie gehören keineswegs zum gewöhnlichen Novellenschlag, sind reich an Verwickelungen und Ereignissen, zeugen von Erfindungs- und Darstellungsgabe des Autors, welcher das Positive in der Erzählung mit dem Farbenschmelz einer poetischen Anschauung auszustatten weiß. Die erste Novelle „Die Brautkrone" schließt sich an die Geschichte Heinrich's VIII. von England an; der Name ist nicht so glücklich gewählt wie die Geschichte erzählt ist. Die historischen Charaktere sind treu geschichtlich gezeichnet und bilden einen passenden Hintergrund für das Liebespaar, besonders für die etwas trotzige und heftige deutsche Christine, welche des Königs Liebesanträge abweist und selbst dem Feuertode trotzt, von dem das plötzliche Sterben des Tyrannen sie erlöst. Auch die übrigen Novellen sind spannend und ereignißreich, den Leser fesselnd und unterhaltend. 46.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Die gemäßigten Liberalen erwarteten mehr vom Staate und, als dem Hauptorgane desselben, mehr von der Beihülfe der Regierung als von den Vereinen, die Ultraliberalen glaubten durch die Vereine eine selbständige Kraft, ein Stück self-government, zu erzielen, welches sich in die bestehenden Staatsverhältnisse „einwurzeln" und unumgänglich mächtig werden sollte. Die Ersten sind durch das Einschreiten der Regierung in ihrem Grundsatze geschlagen worden, die Zweiten nur in ihrem Erfolg. Aber auch ihr Erfolg hätte ohne die Regierungshemmnisse kein ihren Worten, ihren Voraussagungen und Programmen entsprechender sein können, da sie sich nicht im Stande zeigten, die Lage der Gesellschaft *gründlich* zu untersuchen, die Grundquellen der Armuth zu erforschen, da sie ihre Mittel vergriffen und überschätzten und meinten, daß die große Frage durch eine Art neuen Verwaltungssystems erledigt werden könne. Der Liberalismus muß an der Armuthsfrage seine Unfähigkeit beweisen, er kannte den Boden nicht, auf welchem er sich bewegen wollte, er wird ihn nicht kennen lernen, da er die Verhältnisse und Resultate der Armuth immer nur „stückweise" ansieht. Er kennt das Problem nicht, dessen Lösung es gilt, die Entwickelung des Princips der freien Concurrenz ist ihm nie deutlich geworden, da er es immer nur ökonomisch oder politisch, aber nie social betrachtet. Die Entwickelung dieses Princips aufhalten wollen, das konnte der Liberalismus nicht, das würde höchstens die Gesetzgebung können, aber auch diese würde, wenn sie sich eine solche Aufgabe stellte, nur mit der größten Vorsicht zu Werke gehen dürfen, da ein festgewurzeltes Princip in seiner Entwickelung stören nichts Anderes als Revolutionen herbeiführen heißt. Da nun der Liberalismus das Princip der freien Concurrenz weder hemmen noch stürzen kann, so bleibt ihm, wie er es denn auch thut, nichts Anderes übrig als dieses Princip als Voraussetzung anzunehmen und unter dieser Voraussetzung wirken zu wollen. Da nun eben die Concurrenz es ist, welche die Noth der arbeitenden Classen hervorruft, so muß er die Grundursache dieser Noth auf sich bestehen lassen und doch will er gegen diese Noth wirken! Da ist die Unfähigkeit, die Inconsequenz dieses Standpunkts deutlich gegeben, der Liberalismus kann weder das Princip der freien Concurrenz aufheben, noch kann er Arbeit, wenn sie nicht vorhanden ist, schaffen, noch kann er neue Märkte erobern, noch kann er die Consumtion erweitern, um die Arbeit zu erweitern, noch kann er die Conjuncturen beherrschen, welche einen Fabrikszweig lähmen, er kann weiter nichts als sich auf seinen guten Willen berufen, seine Illusionen fortspinnen, bei einer „stückweisen" Wirkung verharren und erklären, daß er „blos die individuelle Freiheit und Aufklärung schützen und erweitern" wolle. Das ist aber, der großen Frage gegenüber, an die er sich bei uns gemacht hatte, so gut wie gar nichts!

In Frankreich, wo die Entwickelung des Princips der freien Concurrenz sich am freiesten und reinsten durchgesetzt hat, ist der Liberalismus schon seit lange von solchen Illusionen in Bezug auf „das Wohl der arbeitenden Classen" zurückgekommen, er hat eingesehen, daß es weder seine Sache noch sein Interesse ist, der Armuthsfrage bis auf den Grund zu gehen, und nur deshalb erscheint, worauf Heß im ersten Hefte seines „Gesellschaftsspiegel" (S. 2) aufmerksam macht, im Verhältnisse zum französischen Proletariat und zur deutschen Bourgeoisie Dasjenige, was die besitzende Classe in Frankreich zur Hebung der gesellschaftlichen Noth vorschlägt, geringfügig. Die Parteien haben sich in Frankreich schärfer fixirt, die Stellungen und Interessen sind weit bestimmter auseinander gegangen als in Deutschland, wo Jeder, so lange es nur irgendwie geht, den Anschein von Philanthropie und Humanismus zu wahren sucht. Der französische Liberalismus hat kein Hehl daraus, daß er sich gegen die Bedürfnisse und Strebungen der arbeitenden Classe feindselig verhält — im Gegensatz zu ihm nehmen sich Legitimisten derselben an: Graf Dubouchage in der Pairskammer, Berryer im Proceß der Zimmerleute —; der französische Liberalismus hat ganz andere Dinge zu treiben und zu thun als die Zustände der Arbeiter zu untersuchen und ihrer Verbesserung eine aufrichtige Sympathie zu schenken. So hat sich denn in Frankreich, im Gegensatze zum Liberalismus und überhaupt zu jeder politischen Partei, jene Bewegung ausgebildet, welche man allgemein als

„Communismus" bezeichnet und die allmälig auch nach Deutschland ihre Ableger und Apostel hineinsendet.

Fassen wir fürs erste ihre historische Entwickelung ins Auge. Obgleich neuere Schriftsteller die Erscheinung des Communismus bis auf den Bauernkrieg und auf die Reformation zurückführen wollen, so wird doch gewöhnlich Babœuf (unter dem Directorium) als erster Gründer des Communismus bezeichnet. Er stellte als Zweck seiner Bemühungen, als Basis seiner Lehre das Glück Aller, le bonheur commun, auf, und daher, sowie von der Gütergemeinschaft, der Communauté des biens, stammt der Name des Communismus. Seine Idee war schön und poetisch, aber von praktischer Seite blieb sie roh, sie war nur ein Anfang, aber von inhaltsschwerer Bedeutung unter den rein politischen Wendungen der französischen Revolution. Die Revolution nämlich hatte die wichtigsten Fragen des Volks und der Menschheit nur sehr oberflächlich behandelt, sie hatte den Grundbesitz in andere Hände gebracht, sie hatte die Zerstückelung des Bodens begünstigt, sie hatte die Besitzungen des Adels, der Geistlichkeit, der Emigrirten in die Hände der Mittelclassen gegeben, — das Loos des Volks, das Loos der arbeitenden Classen war unverändert dasselbe geblieben, gegen den Pauperismus, diesen Krebsschaden der modernen Gesellschaft, wurde kein Mittel gefunden. Und doch war diese Frage die wichtigste, von ihr wurde die ungeheure Majorität der französischen Bevölkerung ganz direct berührt. Ob eine monarchische, ob eine republikanische, ob eine constitutionnelle Regierungsform, am Ende ist doch nur der Staat ein geordneter, wo es keine Nothleidenden, keine unfreiwilligen Arbeitslosen gibt. Und doch haben rein politische Fragen die europäische Welt ganze 50 Jahre hindurch beschäftigt, an den Zustand der Masse, an die Bedürfnisse der Arbeiter dachte Niemand. Die ungeheure Entwickelung der Mechanik, welche unser Jahrhundert auszeichnet, brachte die Nothwendigkeit einer Lösung dieser Frage immer näher und näher. Die Maschinen, der Dampf, die Eisenbahnen begannen ihre Wirkung, entwickelten ihre ungeheuern Kräfte und jeder dieser modernen Giganten machte die Menschen und ihre Handarbeit wenn nicht gerade zu nichte, doch zu sehr untergeordneten Instrumenten. Jede neue Erfindung im Gebiet des Maschinenwesens mußte viele Tausende von Arbeitern brotlos machen und das Proletariat, mit ihm der Pauperismus, stiegen und reckten sich in erschreckender Progression, während die Eisenbahnen alle Zwischenpunkte und kleinern Plätze vernichteten und nur im Centrum und an den äußersten Auslaufspunkten die Arbeit, die Bevölkerung, den Reichthum und die Production concentrirten. Der Arbeiter war durch die Maschinen nun selbst zu einer Maschine geworden, der Mechanismus, dem er preisgegeben, ließ ihn in Indolenz und Thierthum versinken; aber durch die Maschinen war es nun auch nothwendig geworden, so viel und so wohlfeil als möglich zu produciren, für die Productmassen immer neue Märkte zu finden und das Princip der Concurrenz ebenso wol im Großen wie im Kleinen, ebenso wol zwischen Völkern wie zwischen Privatpersonen geltend zu machen. Das ungeheuer rasch entwickelte und angeschwollene Proletariat bildet für diese industrielle Riesenbewegung nichts Anderes als die mechanische Triebkraft; aller Druck derselben fällt auf dasselbe zurück, ohne daß es einen constanten Vortheil von derselben ziehen könnte. Deshalb weil diese Masse nichts zu verlieren hat, weil der Druck aller bestehenden Einrichtungen dasselbe immer mehr erbittern muß, ist sie der gefährlichste Feind, besonders in England und Frankreich, des Staats und überhaupt der ganzen Gesellschaft wie sie einmal ist geworden. Die Regierungen haben allmälig die Gefahr erkannt, welche von dieser Seite droht, aber Angst, Unschlüssigkeit oder auch wirkliche Ohnmacht hielten sie bisher ab entscheidende Schritte zu thun. In Frankreich z. B. vereinigte die Regierung sich seit der Julirevolution immer mehr mit den Interessen der Bourgeoisie, die Masse des Volks wurde immer mehr nur als das Feld betrachtet, auf dem man operirte, es kam wenig darauf an, wie viele Leichen die Speculation und der Industrialismus erfoderten. Das Loos der Massen war also durch die politische Entwickelung der Gegenwart nur verschlechtert worden, die Revolution hatte nur die Macht des Adels gebrochen, um ein neues Privilegium, das Privilegium des Vermögens, an die Spitze der Zeit zu stellen. Vor der Revolution waren es 80,000 adelige Familien, welche den größten Theil der ländlichen Bevölkerung in Druck und Abhängigkeit erhielten, jetzt, nachdem sie den privilegirten Grundbesitz vernichtete, sind es 200,000 begüterte Familien, in deren Händen die Macht concentrirt ist. Millionen liegen darunter! In frühester Zeit Sklave, im Mittelalter hörig, war die Masse auch elend gewesen, aber damals empfand sie nicht die Stacheln dieses Elends, sondern betrachtete es als eine natürliche Folge der göttlichen und menschlichen Weltordnung; nachdem aber die Philosophie des 18. Jahrhunderts, der Protestantismus, die Revolution die Freiheitsidee, den Begriff allgemeiner Menschenwürde lebendig gemacht hatten, mußte der Trieb nach Verbesserung ihres Looses in der Masse immer mächtiger werden, und gegen den hartherzigen Druck von oben mußte sich ein grimmiger Widerstand von unten geltend machen. Der neue Zustand der Dinge mußte auch eine neue Organisation der Arbeit nothwendig machen, denn die alte reichte nicht länger aus, das Pulver hatte die Bogenschützen, der Bücherdruck die Copisten verdrängt, das Maschinenwesen hatte die Handarbeit niedergedrückt, eine neue Combination für Lohn und Arbeit war immer dringlicher geworden, das sprach aus dem ganzen Zustande der Welt. Die Geister bemächtigten sich dieser Frage und so sahen wir dann, wie von St.-Simonisten, Fourieristen, Communisten, Owenisten u. s. w. Theorien auf Theorien aufgestellt wurden, ohne daß man in der Praxis zu irgend etwas Anderm gekommen war als zu der Bestätigung: der Zustand der Gesellschaft sei ein unnatürlicher, Millionen Menschen befänden sich zum

Vortheil Weniger in einem Zustande, auf dessen Abänderung mit allen möglichen Kräften Bedacht genommen werden müsse.

Das „allgemeine Glück der ganzen Menschheit“, diese schöne Idee gewann viele Herzen und begeisterte viele für sich in poetischer Allgemeinheit, aber im Wie? lag der gordische Knoten, dessen Lösung unmöglich blieb. In dem Wie? dieser Änderung wichen alle Systeme voneinander ab; ja, die meisten kamen nur zu schönen Phantasien anstatt zu einer praktischen Bethätigung. Der Geist der Revolution von 1789 hatte in den meisten Ländern die Zünfte und Corporationen vernichtet, der Handwerker stand nun ganz isolirt, seine Arbeitskraft konnte sich unmöglich gegen die Macht des Capitals und des Maschinenwesens wehren; neue Associationen zu bilden verbietet in den meisten Ländern das Gesetz. So wuchs denn, während die Theorien beiseite gingen, der Pauperismus immer gewaltiger und die Regierungen suchten Palliativmittel anzuwenden. In England suchte man sich mit der Armentaxe zu helfen, in Frankreich wurden auf Kosten des Budgets ungeheure öffentliche Bauten und Arbeiten ausgeführt, in Deutschland suchte man Hülfsvereine zu organisiren, aber — was half das Alles? Ähnliche Mittel hatte man schon in Ägypten und Babylon angewendet! In England genügte die Armentaxe nicht, in Frankreich werden die Bauten bald vollendet sein, in Deutschland scheiterten die Hülfsvereine ebenso wol an der Ängstlichkeit der Regierungen als an ihrer innern Unfähigkeit, in den vorgeschriebenen Grenzen die große Frage zu lösen, mit der sie sich beschäftigen. Der Industrialismus breitete sich immer mehr aus, das Proletariat vermehrte sich immer fort, das Wie? steht ungelöst vor der erschreckten und beunruhigten Gesellschaft. Die Lösung aller auf die Regelung der Arbeit bezughabenden Fragen ist immer weiter hinausgeschoben worden, der alte Zustand verharrte fortwährend, und der jüngste Arbeitsstillstand der pariser Zimmergesellen hat recht auf die Schwierigkeiten der Frage des Arbeitslohns aufmerksam gemacht: Regierung, Kammern, Policei, Municipalität und Tribunale wußten keinen Ausweg zu finden!

Das praktische Wie? blieb ungelöst. Und eben weil man dem Communismus keine Praxis geben konnte, machte man ihn zu einer Religion. So ist er in den arbeitenden Classen Frankreichs wirklich zu einer Art von Religion geworden, diese Religion hat eine Hoffnung gegeben, aber sie hat den reellen Zustand nicht im geringsten erleichtert. Stellen wir uns nun den Feind recht deutlich vor Augen, an dessen Bekämpfung man sich ebenso wol in der Theorie als in der Praxis bisher so vergeblich abgemüht hat. Erst dann kann das Wie? kritisirt werden.

Zuerst muß hier ein bestimmter Unterschied zwischen Armuth und Proletariat gemacht werden, um die große Frage, deren Lösung es gilt, rein zu erhalten und sie nicht mit mehr oder minder verwandten Stoffen und Erscheinungen zu vermischen. Zwischen Armuth im gewöhnlichen Sinne und zwischen Proletariat existirt ein wesentlicher Unterschied. Der Arme ist dadurch arm, daß er entweder nicht arbeiten kann oder nicht arbeiten will, der Proletarier dagegen kann arbeiten, auch will er arbeiten, aber es fehlen ihm die Mittel oder die Gelegenheit, sein Können und Wollen geltend zu machen. Dies halte man fest, hier ist der wesentliche Differenzpunkt zwischen Armuth und Proletariat. Arme hat es immer gegeben, aber die Erscheinung, daß weder Arbeitslust noch Arbeitsfähigkeit sich zur Genüge der Existenz verwerthen ließen, diese Erscheinung gehört der modernen Zeit an. Wir haben die Entstehung des Communismus oben auf die französische Revolution zurückgeführt, gleichzeitig beginnt diese Erscheinung. Nachdem von der Revolution alle Corporationen, alle bestimmt geschlossenen Kreise aufgelöst waren, stellte sie den Grundsatz auf: Jeder kann unternehmen was er will. Dadurch wurde dem Thätigkeitstriebe ein ganz ungeheures Feld geöffnet, es setzten sich Kräfte in Bewegung die früher gebannt gewesen waren, es kamen Capitalien in Umlauf die früher brach gelegen hatten, die Industrie nahm einen raschen Aufschwung; aber natürlich kann nur dann Jemand etwas unternehmen was er will, wenn er zur Ausführung seines Plans auch die geistigen und materiellen Mittel hat. Die Concurrenz war eröffnet, das Wettrennen wurde ungeheuer. Concurriren durfte Jeder, wenn er die Mittel dazu hatte, aber worin bestanden diese Mittel? Im Capital! Für Den, der kein Capital aufweisen konnte, gab es auch keine Concurrenz, er war von vornherein vom Weltlaufe ausgeschlossen. Also hatte der Wahlspruch: Ein Jeder kann Alles unternehmen, seine arrière pensée, seine bedeutenden Schranken. Das Princip der freien Concurrenz läuft also auf nichts Anderes als auf die Herrschaft des Capitals hinaus, und die Welt scheidet sich nun wieder in die Capitalisten, die Ritter, und die Capitallosen, den Troß, die Sklaven. Die Capitalisten verwenden die Arbeitskräfte der Capitallosen für ihren egoistischen Zweck, der Troß ist an den Ritter gebunden. Unter den Rittern wird gekämpft auf Leben und Tod, jeder sucht Sieger zu sein und dem Mitbewerber den Rang abzulaufen. Das Ziel aber, nach dem jeder strebt, ist nicht anders als durch Wohlfeilheit zu gewinnen, und diese wieder ist nicht anders als durch Herabsetzung der Productionskosten zu erreichen. Der Arbeitslohn wird herabgesetzt oder die Zahl der Arbeiter wird vermindert, denn Maschinen gewähren das Mittel, denselben Zweck durch sie weit schneller und billiger als durch Anwendung menschlicher Kräfte zu erreichen. Der Industrialismus mit all seinen Schrecken und Kämpfen drückt zuletzt immer auf die Masse der capitallosen Arbeitskräfte, derjenigen deren einziges Capital die Arbeit ist. Der Industrialismus kann ferner nicht bei einer natürlichen Production, die durch die Consumtion in Schranken gehalten wird, stehen bleiben, er producirt um zu produciren, er ruft eine Menge Industriezweige hervor, die nicht durch eine naturgemäße Entwickelung, sondern nur

unter dem Einflusse zufälliger Umstände entstanden sind. Fallen sie, versiegen sie, stockt die Production, treten schlechte Conjuncturen ein: Jeder da oben sucht sich zu retten, der ganze Druck fällt auf die capitallose, arbeitende Masse, deren Existenz an die Schwankungen des Industrialismus gebunden ist. Die Consumenten müssen das für sie ganz gleichgültige Bestehen einiger Producenten mit Tribut erkaufen oder, fallen die künstlichen Industriezweige, so verlieren die auf dieselbe angewiesenen Arbeiter ihre Existenz, ihr Brot. Für die Letztern wird ein solcher Fall um so verderbenbringender, als dies bis ins Kleinste geltend gemachte Princip der Arbeitstheilung ihnen nicht so leicht den Übergang von einer Beschäftigung zur andern gestattet. Auf diesen Zuständen beruht die Natur des Proletariats, aus ihnen resultirt es in seiner ganzen Fruchtbarkeit und Entsetzlichkeit; locale, secundaire Zustände können es noch steigern, aber die Natur des Proletariats beruht auf dem Principe der freien Concurrenz oder, was Dasselbe sagt, auf der heutzutage geltend gemachten Plutokratie. Die Concurrenz ist der Krieg Aller gegen Alle und dieser Krieg, welcher so viele Leichen macht, beschränkt sich nicht auf die Grenzen eines Landes, sondern die einzelnen Nationen concurriren ebenfalls untereinander und hier geschieht Dasselbe, was im Einzelnen stattfindet. Da man an die Fabrikation die Wohlfahrt der Länder und Völker geknüpft hat, so sucht man sie so weit als möglich auszudehnen, für die eigene Production viele fremde Märkte zu gewinnen, die fremde so viel als möglich aus dem eigenen Lande zu verdrängen, und so kann denn auch nur hier durch die Macht eines größern Capitals eine Nation auf Kosten der andern den Sieg erringen; das liegt im Wesen des Industrialismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau am 4. Juni 1745. Ein Beitrag zur Geschichte des zweiten schlesischen Kriegs. Mit neun Beilagen und zwei Planen. Von Leo Freiherrn von Lützow. Potsdam, Riegel. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der tapfere preußische Cavalerieoffizier, der Generallieutenant v. Lützow, der nicht minder als sein Bruder, welcher in dem Befreiungskriege der Jahre 1813—14 das bekannte Freicorps führte, in jenen Kämpfen sich auf das Ruhmwürdigste ausgezeichnet, ist vor der Ausgabe des vorliegenden Werks bereits gestorben. Er hatte dasselbe indeß nach dem Manuscripte durchgesehen und Alles, was wir erhalten, ist von seiner Hand, ohne fremden Zusatz. Das Werk selbst ist eine schätzbare, mit Klarheit und Einfachheit abgefaßte Schlachtschreibung und durch genaue Schlachtpläne und Terrainaufnahmen versinnlicht, sodaß wir uns ein recht vollständiges Bild dieses wichtigen Sieges entwerfen können. Ein solches aber verdiente eine Schlacht, in der sich das hohe Talent Friedrich's II., ein Treffen zu ordnen und zu leiten, und die ausgezeichnete Tapferkeit seiner Truppen in dem hellsten Lichte gezeigt haben. Den Gang derselben können wir jedoch hier nicht verfolgen: die Östreicher und Sachsen ließen es keineswegs an Tapferkeit fehlen, aber man sieht auf das deutlichste, wie ihre Oberanführer, Prinz Karl von Lothringen und Herzog Johann Adolf von Weißenfels, den strategischen Künsten Friedrich's nicht gewachsen waren und wie die einmal eingerissene Unordnung und Verwirrung ihre Truppen gegen die mit ungemeiner Raschheit vordringenden Preußen nicht länger Stand halten ließ. Unter diesen zeichnete sich besonders das Dragonerregiment Baireuth aus, welches 19 feindliche Bataillone über den Haufen warf, vernichtete, größtentheils gefangen nahm und ihre Kanonen und Fahnen eroberte. Diese glänzende Waffenthat ist von S. 76—84 mit sorgfältiger Kritik aller Angaben und mit richtiger Abwägung des Maßes von Lob und Ehre, das den Generalen Schwerin, Schmettau und Gesler zukam, beschrieben worden, und auch der Tapferkeit der Gemeinen, die Friedrich II. in seinem Schlachtberichte und in seinen historischen Werken so dankbar erhoben hat, die gebührende Erwähnung erwiesen. Werfen wir nun überhaupt einen Blick auf diese Schlacht und ihre Beschreibung, so wird man in der neuern Kriegsgeschichte selten Beispiele finden, wo den Operationen der Feinde mit solcher Überlegung entgegengewirkt ist, wo sie mit solcher Überlegung durchkreuzt und endlich durch einen entscheidenden Schlag so zernichtet sind, als es den Operationen des Prinzen Karl von Lothringen in der ersten Hälfte des Feldzugs des Jahres 1745 durch das Benehmen des Königs und durch die Schlacht bei Hohenfriedberg widerfahren ist.

Bei Abfassung der vorliegenden Schrift hat Hr. v. Lützow alle ihm zu Gebote stehenden gedruckten Hülfsmittel mit Umsicht benutzt, nicht blos die preußischen Armeeberichte und die zerstreuten Einzelheiten in verschiedenen Werken preußischer Offiziere, sondern auch, so viel als ihm möglich war, die östreichischen und sächsischen Kriegsnachrichten zu Rathe gezogen. Eine bis dahin unbenutzte Quelle bot ihm das sogenannte Schöppenbuch, eine Chronik des auf dem Schlachtfelde liegenden Dorfes Pilgramshain aus den Jahren 1694—1763, muthmaßlich aus der Feder eines Geistlichen oder Schullehrers. Man sieht auch hieraus wieder, wie gut sich selbst nach einem so langen Zeitraume die Chroniken der Städte und Dörfer bewähren, und sollte noch jetzt alles Ernstes auf deren Anfertigung oder Fortführung Bedacht nehmen. Namentlich wird dies auch in Bezug auf die Örtlichkeiten für künftige Geschichtsforscher von Wichtigkeit sein, weil die Anlage von Eisenbahnen die bisherigen Straßen und Wege so bedeutend abändert und ganze Gegenden dadurch eine durchaus veränderte Gestalt empfangen. 20.

Bibliographie.

Bachmann-Korbett, J., Zahme Lieder. Offenbach. 1845. Gr. 16. 10 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pipitz und G. Fink. 3ter Band: Mich. Oginski's Denkwürdigkeiten über Polen, das Land und seine Bewohner. Mit einer Einleitung: Polnisch-russische Wahlverwandtschaften vom Einzug der Polen in Moskau (1605) bis zum Einzug der Russen in Warschau (1831). Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bresler, C. H., Die Geschichte der deutschen Reformation. Dem deutschen Volke nach den Urkunden und Schriften der Reformatoren und ihrer Gegner wahr und klar dargestellt. 1stes und 2tes Heft. Danzig, Gerhard. 12. à 5 Ngr.

Disteli, M., Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1846. Solothurn. 4. 5 Ngr.

Leo, G. E., Stimmen aus der Kirche. Eine Reihe biblischer Betrachtungen. Dresden, Naumann. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Vanotti, J. N. v., Genealogische Tabellen über die verschiedenen Zweige der Familien von Montfort und von Werdenberg. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 44. — 13. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

Haben wir uns das Princip deutlich gemacht, welches die Welt beherrscht und drückt, so können wir auch nach seiner Macht auf die Macht und Möglichkeit der Mittel schließen, durch welche man das Proletariat zu mildern oder gar aufzuheben sucht. Daß noch kein Radicalmittel gegen den Pauperismus gefunden, das kann kein Vorwurf sein, aber Das wird zum Vorwurf, wenn man glaubt, mit Verkennung der modernen Armuthsursachen radical wirken zu können. Wir können den großen Conflict nicht lösen, in den die Welt, in den die Gesellschaft allmälig hineingetrieben ist, uns bleibt nichts Anderes als vorzubereiten und die große That der Geschichte zu überlassen. Deshalb ist es auch für den Communismus der allergeringste Vorwurf, daß er nicht „praktisch" wirke, nein, praktisch im gewöhnlichen Sinne kann er nicht sein, weil er ein Princip bekämpft, welches er nicht ausrotten kann, so lange der geschichtliche Proceß es nicht in seinen Consequenzen zerschmettert. Der Communismus kann nichts Anderes thun als die Welt kritisiren, als die ganze Unzulänglichkeit der bestehenden Zustände nachweisen. Wo er praktisch werden wollte, gab er sich immer auf, wo er Religion wurde und ein communistisches Gebäude dogmatisch construirte, wie vielfach in Frankreich, da wurde und wird er abgeschmackt. Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß es dem wachsenden Pauperismus gegenüber genug sei, die Hände in den Schoos zu legen, und die bekannten Schlagwörter: „Abschaffung des Geldes, Gütergemeinschaft, Organisation der Arbeit, absolute Gleichheit", auszustoßen und sich in einer blinden Ideologie festzurennen; im Gegentheil, der Communismus kann eben darin seine höhere Praxis beweisen, daß er, in steter Beziehung auf das Princip, welches er bekämpft, mit frischer Schärfe die alten Hüllen löst, welche die Gesellschaft beengen und dem Wachsthume der neuen Fruchtknoten behülflich ist, welche sich ansetzen wollen. So kann er z. B. dadurch, daß er im Innern den Trieb der Association steigert und nach außen die Colonisation begünstigt, eine Art von Praxis beweisen und dadurch zeigen, daß er sich ebenso weit von phantastischer Träumerei wie von abstracter Systemmacherei fern halten und den Boden des Lebens suchen wolle. Aber wir leugnen es nicht, daß dieser höhere praktische Trieb, welcher allein, so lange das Princip der Concurrenz die europäische Welt beherrscht, noch zu etwas nützen und überhaupt fördern kann, nur eine Seltenheit unter den Communisten ist. Wir wüßten nur Weitling zu nennen, der in seinen „Garantien" den Versuch wagte den Communismus zu organisiren, aber er that weiter nichts als daß er von allen politischen und religiösen Systemen Lappen entlehnte, und die Unausführbarkeit seines Versuchs wurde (z. B. die Idee der Arbeitsstunden selbst von seinen Anhängern) anerkannt. Die meisten Communisten sind entweder Pessimisten oder Ideologen und weder diese noch jene können dem mächtig geschlossenen Princip, welches ihnen entgegensteht, die Zähne zerbrechen, noch überhaupt die innere Entwickelung des Communismus fördern. Ehe der Communismus die Welt organisiren kann, wird er sich erst selbst zu organisiren haben, und wenn dieses bis jetzt noch nicht geschehen, sondern noch Vieles im Dunkeln schwebt, so muß allerdings dagegen bedacht werden, daß diese Bewegung noch viel zu neu ist als daß man schon eine vollständige Krystallisation von ihr mit Recht erwarten könnte. Der Communismus, wie er in Deutschland, namentlich in der „Trierschen Zeitung" und im „Gesellschaftsspiegel" erscheint, hat aber an Klarheit und Umsicht Vieles vor der gleichen Bewegung in Frankreich voraus, und fast möchte es scheinen, daß auch in dieser Angelegenheit unser Vaterland einst berufen sein wird ein entscheidendes Votum abzugeben. Die communistische Bewegung in Deutschland ist weder pessimistisch noch ideologisch-religiös, sie construirt nicht, sie prüft sich vielmehr an der Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse wie die „Triersche Zeitung", oder sie sammelt den factischen Bestand derselben wie der „Gesellschaftsspiegel", sie radotirt nicht wie Blanc, sie träumt nicht wie Cabet, und könnte man ihr einen Vorwurf machen, so wäre es der, noch allzu häufig nach der philosophischen Schule zu schmecken!

Wir haben in den obigen Andeutungen es versucht, die verschiedenen „Theorien der Armuth", welche sich gegenwärtig geltend machen, kurz darzustellen und wir glaubten keine zweckmäßigere Einleitung zur Besprechung der an die Spitze dieses Artikels gestellten Schriften ge-

ben zu können. Diese Besprechung wird uns Veranlassung werden, theils auf die allgemeinen Punkte zurückzukommen, theils uns in eine Erörterung von Einzelfragen, die zur Hauptfrage in directer Beziehung stehen und von allgemeiner Wichtigkeit sind, einzulassen.

Nr. 1. Arnd, „Die naturgemäße Volkswirthschaft". Es ist so viel und so verschiedenartig mit dem Volke und den Völkern gewirthschaftet worden, die Nationalökonomie hat sich in so enge Gesichtskreise verloren, daß man wohl sagen dürfte, eine naturgemäße Volkswirthschaft, wahrhaft gegründet auf das Wohl des Volks, könne nur durch die Auflösung aller bestehenden Volkswirthschaft erzielt werden. Wir werden bald sehen, was unser Verf. unter „naturgemäßer" Volkswirthschaft versteht und ihm nachzuweisen suchen, daß er sein System eben auf dem unnatürlichen Grunde begründet hat. Vorerst aber dürfte es nothwendig sein, in besonderer Rücksicht auf die „Volkswirthschaft" sich die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft durch einen Blick in die volkswirthschaftliche Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

In der ersten Periode des germanischen Europas herrschte eine Wissenschaft, welche Brüggemann („Der deutsche Zollverband und das Schutzsystem", S. 109) als patrimoniale Antheilswirthschaft bezeichnet. Hier war das ganze Vermögen des Volks, sein Besitz und sein Erwerb, in Antheile vertheilt und geschützt mit Bannrechten. Das Lehnswesen, das Zunftwesen, das Hörigkeitswesen, die Servitute ordneten die Gesellschaft. Aber in den Städten, wo sich der Handel sammelte, mußte sich bald eine andere Ansicht von dem Rechte und von dem Wesen der Ökonomie entwickeln, und mit dem Fortschritte der europäischen Cultur begann die zweite Periode der „commerciellen Geldwirthschaft". In Italien wurde sie geboren, mit der Reformation, mit der Entdeckung der Seewege nach Amerika und Ostindien, überhaupt mit der höhern Entwickelung der Völker brach sie entschieden durch. Die Nationen, welche unmittelbar bei den großen Weltbewegungen thätig waren, erwarben sich dadurch auch eine ökonomische Kraft, mit der sie die andern mehr und mehr überflügelten. Von ihnen aus bemächtigte sich die neue Geldwirthschaft allmälig aller mit ihnen verkehrenden Nationen, und dadurch wurden denn immer mehr die alten Abhängigkeits- und Antheilsverhältnisse gebrochen und größere Bildung verbreitet, größerer Reichthum gewonnen. Mit dieser commerciellen Geldwirthschaft, mit dem einerseits gesteigerten Reichthume bemerken wir andererseits aber auch, wie sich bei allen Nationen die Armuth vermehrt und sich daraus der Pauperismus, das Massenelend entwickelt. Die Hauptsache dieser in beschleunigter Zunahme begriffenen Krankheit ist oben nachgewiesen worden. Was ist nun die volkswirthschaftliche Aufgabe der Gegenwart? Sie liegt in den Geburtswehen einer dritten Periode, das wird Jedem klar. Aber was wird das Princip dieser neuen Periode sein? Brüggemann glaubt die neue Periode als die einer „nationalen" oder „socialen Geldwirthschaft" bezeichnen zu können. Wir wissen nicht recht, was er unter dieser „socialen Geldwirthschaft" versteht, um so weniger, da er meint, sie könne auch „nationale Geldwirthschaft" genannt werden. National und social ist uns ein bedeutender Unterschied und vor der socialen Auffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse sehen wir alle nationalen Abgrenzungen verschieden. Social ist allerdings die Aufgabe der Gegenwart und eben indem sie diese verfolgt, ist es ihr darum zu thun, die alten nationalökonomischen Begriffe aufzulösen und ein neues Princip, das Princip der Association, an ihre Spitze zu stellen.

Der Liberalismus in der Volkswirthschaft hat es zum Princip der freien Concurrenz gebracht; diese trägt allgemach Früchte, welche mit den ersten Bedingungen der menschlichen Würde und Freiheit in einen directen Widerspruch gerathen. Die Volkswirthschaft mit dem Princip der freien Concurrenz wahrt und schützt nicht das Interesse des Volks, sondern der Mittelclasse, welche nach oben einen politischen Liberalismus geltend macht, nach unten dagegen in Rücksicht auf die Masse des Volks immer ausschließender wird. Ihre Basis ist das Capital und die Ausschließlichkeit des Capitals. Die alte Gesellschaft beruhte auf dem Rechte des Stärkern, die moderne hat die Arbeit befreit, aber in ihren Folgen zur Unfreiheit des Arbeiters geführt. Es ist der P r i v a t b e s i t z, welchen die Gegenwart auf die Spitze getrieben hat und in der Concurrenz den Kampf um den Privatbesitz. Die Macht des Privateigenthums hat mit dem dritten Stande ihren Anfang genommen, denn auch in dem völligsten Eigenthumsrechte des Feudalismus waren Beschränkungen damit verbunden, welche man jetzt nicht mehr anerkennt. Geijer sagt:

> Ein absolutes Privateigenthum war im Feudalsysteme wenn auch nicht unbekannt, doch durchaus nicht das herrschende. Das Eigenthum war von allen Seiten mit einem Netze von persönlichen Verhältnissen umsponnen, welche alles Sachrecht in ein persönliches Recht verwandelten und zu gleicher Zeit das Band zwischen Besitzer und Eigenthum zu einem gegenseitigen, in der That selbst moralischen Bunde machten. Ein erbliches, unveräußerliches an persönliche Verpflichtungen gegen den Staat geknüpftes Eigenthum besaß einen edlern Werth als das bloße Privateigenthum.

Die Macht des reinen Privateigenthums, theoretisch vertheidigt in dem durch die Juristen wiederbelebten römischen Rechte, wurde erst durch die moderne Gesellschaft befreit und in ihr, welche ihren Ausdruck im Bürgerthum findet, eben durch das Bürgerthum sowol zur Basis des Staats, der Gesetzgebung als auch der Volkswirthschaft erhoben. Alle Volkswirthschaft, wie wir sie bis jetzt haben, geht von der Macht des Privateigenthums aus und stellt dieses direct an die Spitze. So der Gründer der modernen Volkswirthschaft, Adam Smith, welcher den Nationalreichthum als bloße Summe der in einer Nation zu irgend einer Zeit sich verbindenden P r i v a t r e i c h t h ü m e r betrachtet. Schon der Graf Lauderdale bekämpfte diesen Satz und stellte die Theorie Adam Smith's als die Herrschaft ei-

nes „desorganisirenden Individualismus" dar, er dringt darauf, daß neben dem einseitigen Streben nach Dismembration der Gesellschaft das andere ebenso wesentliche nach Conföderation nicht übersehen werde. Zwar leidet er dabei an einer Vorliebe für romantisch-feudalistische Redensarten. In neuerer Zeit hat man den Adam Smith'schen Begriff vom Nationalreichthum berichtigt, z. B. Adam Müller, man hat gesagt, der Reichthum wie die Ökonomie sowol der Privaten als der Personen besteht durchaus „nicht allein in einer Anhäufung von brauchbaren Sachen", die bald verzehrt und verschwunden wären oder ungebraucht daliegend werthlos blieben, vielmehr allein in jener reproductiven Kraft der Wirthschaft, aus welcher die Sachen nicht nur mittels der Production hervorgehen, sondern in welche sie auch mittels einer wohlgeordneten Consumtion so zurückkehren, daß sie, indem sie verbraucht werden, nicht verschwinden, sondern nur ihren Grund befruchten und bereichern, um reichlicher wieder hervorzugehen; allein mit der Berichtigung einiger allgemeinen volkswirthschaftlichen Begriffe ist die Hauptvoraussetzung keineswegs umgestoßen worden, und der Privatbesitz in seiner Ausschließlichkeit und Concurrenzfreiheit ist immer die Grundlage der Volkswirthschaft geblieben. Eben dadurch ist sie in Widerspruch zur Freiheit überhaupt getreten, denn im Wesen der Freiheit liegt die Allgemeinheit. Nur dann kann eine wahre Freiheit sich bilden, wenn eben Alle frei sind. Diese Allgemeinheit wird aber von der bisherigen Volkswirthschaft dadurch ausgeschlossen, daß sie den Besitz ganz wieder wie in der ältesten germanischen Zeit zur Bedingung der Freiheit gemacht hat. Allerdings kann *eine innige* Beziehung zwischen Freiheit und Besitz nicht geleugnet werden, aber die Freiheit ist der bedingende Grund, der Besitz ist die Folge der Freiheit und ihre Erfüllung. Dieses Verhältniß ist vom Staate sowol wie von der Volkswirthschaft umgekehrt worden: die Substanz ist Accidenz, die Accidenz aber ist Substanz geworden.

Da nun aber der Besitz seiner Natur nach beschränkt ist, so muß er auch, sobald er zur Bedingung der Freiheit gemacht wird, nothwendigerweise zu einer Beschränkung und Abschließung der Freiheit führen, sobald er in seiner beschränkten Natur erscheint und einen abgeschlossenen Charakter annimmt. Die Zahl Derjenigen, die zur Freiheit berechtigt sind, vermehrt sich, nicht so der Besitz. Man ist so weit gegangen als man konnte, man hat die Theilung des Besitzes anerkannt und die weiteste Concurrenz eingeführt, aber nie die Bedingung des Besitzes fallen lassen. So verstopft sich die Quelle der Freiheit, die Bedingung der Freiheit wird zur Unfreiheit und die Volkswirthschaft, wenn sie von der alten Voraussetzung nicht abgehen kann, ist in Widerspruch zu Dem, was die Zeit will und was sie muß, immer mehr gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis Franz II. nach Siegeln an Urkunden, Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Heinrich Schneider; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen derselben von Friedrich Kohlrausch. Zweites bis sechstes Heft. Gotha, F. u. A. Perthes. 1844—45. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit wir das erste Heft des genannten Werks in Nr. 129 d. Bl. f. 1844 anzeigten, sind als Fortsetzung fünf andere erschienen, von denen das dritte und vierte uns die Reihe der Hohenstaufen bis zum Erlöschen des großen Kaiserhauses vorführt, das letzte mit Heinrich von Luxemburg schließt. Vielleicht ist der Gang des Werks diesem oder jenem Leser zu langsam vorgekommen, aber mit vollem Rechte kann hier das Wort angewendet werden: Gut Ding will Weile haben. Denn gewiß, ein gutes Ding ist hier von den Verlegern unternommen, von dem Künstler und dem Biographen ausgeführt. Nicht erhalten wir hier von den Königen und Kaisern Deutschlands Bilder in der Phantasie des Künstlers entsprungen, wie eine eigenthümliche Ansicht oder Vorliebe dieselben erzeugt hatte, sondern auf gleichzeitige Monumente gegründete, in welchen demnach die Spuren der Wirklichkeit und Echtheit so weit verfolgt sind, als dieses bei so weit von uns gelegenen Gegenständen nur irgend möglich ist. Siegel an Urkunden, Münzen, Grab- und Denkmäler sind hier benutzt, und wenn diese auch keine volle Gewißheit über das Äußere des Mannes geben, den sie darstellen, so wird man sie doch immer jenen Phantasiebildern vorziehen, wie uns ja gleichzeitige Münzen mit den Bildnissen ausgezeichneter Männer, auch unvollkommen, lieber sind als die aus einer spätern Zeit herrührenden Abbildungen derselben. Den vorliegenden sieht man es auf den ersten Blick an, daß es dem Künstler um Treue zu thun war; er hätte leicht durch künstlerische Ausführung etwas Gefälligeres geben können, aber die Wahrheit hätte gewiß darunter gelitten. Indeß enthält das letzte Heft doch einige Bildnisse, in denen der Künstler nach größerer Gefälligkeit gestrebt hat, ohne der Treue Abbruch zu thun.

Wie nun diese Bildnisse, indem sie die Kraft und Deutschheit jener Fürsten ahnen lassen, dem Deutschen eine dankenswerthe Gabe sind, so läßt sich dies in reicherm Maße von den Lebensbeschreibungen sagen, mit denen Hr. Kohlrausch dieselben begleitet hat. Wir sprechen sogleich aus, welchen Kreis von Lesern er sich besonders gedacht haben mag, für welche sie vorzugsweise geeignet sind. Der Geschichtsforscher wird zu den Quellen gehen; dem gebildeten, der Geschichte nicht fremden Manne werden diese Könige und Kaiser aus dem Verlaufe der Geschichte, aus den Veränderungen, die vorzüglich durch sie in ihr vorgegangen sind, bekannt sein, wiewol auch dieser die Reihe der in jenen Zeiten vorzugsweise wirkenden, auf sie Einfluß übenden Männer gern nacheinander verfolgen und in Gesammtheit übersehen wird. Aber den größten Reiz werden diese Biographien für deutsche Jünglinge haben, der eigentliche Segen dieser Lecture wird für sie sein.

Der Unterricht auf unsern höhern Schulen bringt es mit sich, daß der reifende Knabe, der Jüngling vor allen mit den großen Charakteren des Alterthums bekannt wird. Dies ist ein großer Gewinn. Aber in dem deutschen Jünglinge soll früh auch Vaterlandsliebe erzeugt werden, ihm geziemt es, die großen Männer kennen zu lernen, die sein Vaterland gehoben, geziert und ehrwürdig gemacht haben, er soll lernen sich ihrer würdig zu machen, er soll die Geschichte seines Vaterlands lernen, und wer weiß nicht, daß Biographien großer Männer im jugendlichen Alter die vornehmsten Punkte sind, an die sich am leichtesten und sichersten die ganze Breite, der Gehalt der Geschichte anknüpft!

So hat der deutsche Jüngling in den großen Fürsten sei-

nes Volks ein Gegenbild und ein Gegengewicht zu jenen Großen des Alterthums. Wenn ein Solon, ein Numa, ein Alexander und Cäsar ihn begeistern, so erkennt er, daß sein Deutschland nicht minder große Männer hatte an seinem Karl, seinem Heinrich und Otto, an den Hohenstaufen; seine Liebe und Begeisterung wird nicht durch ein fremdes Volk aufgezehrt werden, er wird sich das Große um so lieber aneignen, da er sagen darf: Diese Männer gehören **uns** an.

Solche Betrachtungen sind öfters angestellt worden und die Zeit liegt nicht weit hinter uns, wo dies mit besonderm Nachdruck geschah. Wir gedenken der Zeit, die den Freiheitskriegen unmittelbar vorausging und der auf diese zunächst folgenden. Aber leider litt diese Zeit auch an dem Übel, das sich einem rücksichtslosen Enthusiasmus so leicht zugesellt. Man ging bilderstürmerisch zu Werke und vergaß, daß man einen geliebten Gegenstand nicht dadurch ehrt, daß man alles Andere neben ihm herabsetzt, sondern dadurch, daß man ihm die gebührende Stelle anweist, wo auch Anderer Glanz den seinigen nicht überstrahlt. Wie dieser Teutonismus in das demagogische Treiben eingriff und dasselbe förderte, wie verderblich er auf die deutsche Jugend wirkte, ist bekannt. Ganz anders als die Wortführer jener Zeit verfährt Hr. Kohlrausch. Er läßt das Große einfach in seiner Natürlichkeit auf den Leser wirken, verdeckt die Schattenseite nicht, läßt die Charaktere der Könige und Kaiser sich in ihrem Handeln entfalten, und wenn er selbst einmal vortritt, ist es der verständige Lehrer, der durch vielfältige, im Leben und in dem einflußreichen Amte, das er bekleidet, gesammelte Erfahrung zu lehren befähigt ist. Liebe, Gerechtigkeit und Maß sind die Eigenschaften des Biographen, die sich überall kundgeben. Besonders die letzte Tugend, unserer Zeit vor allen nöthig, und ach, so selten! zeigt sich hier in ihrem Lichte, und sie that noth, wenn mit Gerechtigkeit von den eben jetzt so oft über das Maß gepriesenen und verdammten Hohenstaufen oder von den großen Päpsten geredet werden sollte.

Denken wir uns einen andern Kreis, für den das Buch geeignet scheint, so sind es die deutschen Frauen. Sie können sich nicht in ein tieferes Studium der Geschichte einlassen, sie werden vor Allem von dem biographischen Theile derselben angezogen, sie haben von Natur Empfänglichkeit für das Große und Edle im Manne. Und hier begegnen ihnen auch hohe Muster ihres Geschlechts, deren Eigenthümlichkeit und Geschichte verständig, zweckmäßig in die Geschichte der Männer, und mit Liebe, eingeflochten ist. Da haben sie des großen Karl's Hildegard, Heinrich's Mathilde, Otto's Edgitha und Adelheid, Heinrich's III. Agnes und so manche andere erhabene Frau. Welche Nation hätte eine ähnliche Reihe aufzuweisen? und welche deutsche Mutter wird nicht mit Freuden die Ehrfurcht, von der sie durchdrungen ist, in die Herzen ihrer Töchter und Söhne einzuflößen suchen!

Es sind Biographien, die hier gegeben werden. Aber man denke nicht, daß sie vereinzelt aus der Geschichte des Volks herausgerissen sind. Dies wäre nicht möglich, und hier ist die gleichzeitige Geschichte so geschickt in ihren Hauptmomenten in die Biographien verflochten worden, überall finden wir diese Momente massenweis so gut vertheilt, daß man übersichtlich das Ganze erhält, indem vorzugsweise das Einzelne hervorgehoben ist. Wie mancher große Mann neben Denen, von denen hauptsächlich gehandelt wird, auftritt, wie die Quellen, auch die neuerdings durch den Fleiß der Forscher zu Tage geförderten, benutzt sind, das ist bei Gelegenheit der Anzeige des ersten Hefts gesagt worden. Wir bemerken zum Schluß, daß die fünf folgenden in keiner Hinsicht jenem nachstehen, daß überall gleicher Fleiß, gleiche Liebe und Genauigkeit sich kundgibt Und so wünschen wir dem würdigen Verf. Muse, um das schöne Werk vollenden zu können, das in seiner Fortsetzung zwar nicht eine Reihe so großer und hervorleuchtender Charaktere, so erfreuliche Ereignisse behandeln, aber doch reich an Belehrung sein und zeigen wird, wie Deutschland nach und nach die Gestalt gewann, in der wir es gegenwärtig erblicken. 84.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein vor kurzem verstorbener Theaterdichter.

Indem wir die vor kurzem erschienenen „Oeuvres de Laville de Mirmont" (4 Bde.) zur Hand nehmen, können wir die literarische Thätigkeit eines Ehrenmannes überblicken. Seine dramatischen Stücke haben viel zur Unterhaltung des Publicums beigetragen, und wenn sein Name jetzt nicht mehr so bekannt ist als er es zu sein verdiente, so ist dies weniger dem Gehalte seiner Leistungen als dem Umstande beizumessen, daß er das Klimpern, welches nun einmal, wie schon das Sprüchwort sagt, zum Handwerk gehört, nicht verstanden hat. Bescheidenheit und das Bewußtsein redlichen Strebens hielt ihn ab, um die Gunst der journalistischen Machthaber zu buhlen, von deren Ausspruche allein der ephemere, papierene Nachruhm abhängt. Laville war am 7. April 1783 zu Versailles geboren. Er gehörte zu einer angesehenen Familie, und eine glänzende Laufbahn wäre ihm erschlossen gewesen, wenn nicht der Sturm der Revolution auch seine Kartenhäuser über den Haufen geworfen hätte. Indessen verschafften ihm seine Talente und Kenntnisse in der Folge doch eine angemessene Stellung im Staatsdienste. Nachdem er einige Zeit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten attachirt gewesen war, erhielt er einen einflußreichen Posten im Ministerium des Innern, der ihn besonders mit Lainé in nähere Berührung brachte. Dieser angesehene Staatsmann, welcher die Befähigung Laville's erkannt hatte, schenkte ihm sein volles Vertrauen und übertrug ihm wichtige Geschäfte. Dadurch wurde er indessen nicht abgehalten, eifrig im Dienste der Musen zu arbeiten, welche ihn schon von früh an gefesselt hatten. Nachdem er anfangs bei seinen eigenen poetischen Productionen der Mode der Zeit geopfert und sich besonders in dem damals beliebten Genre der Heroide versucht hatte, wandte er sich in der Folge mehr der Bühne zu. Hier gelang es ihm zum Theil glänzende Triumphe zu feiern.

Griechische Colonien in Sicilien.

Auf der Philologenversammlung zu Dresden kam das Verhältniß des griechischen zum romanischen Element, wie es sich in Italien und vorzüglich in Sicilien herausstellt, zur Sprache. Interessante Notizen wurden vom Director Schulz in Betreff der langen Dauer der griechischen Sprache in Sicilien gegeben. Wir werden an diese Erörterungen durch das Erscheinen einer Schrift erinnert, welche die griechischen Niederlassungen auf dieser Insel sehr erschöpfend behandelt. Es ist dies eine Arbeit, welche von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gekrönt ist. Sie führt den Titel: „Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile, jusqu'à la réduction de cette île en province romaine", von Wladimir Brunet de Presle. Obgleich die Alterthümer, deren Sicilien eine reiche Fülle bietet, in verschiedenen Büchern und zum Theil mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit beschrieben sind, so fehlte es doch gerade noch an einem Werke, welches die für die älteste Geschichte Siciliens so wichtigen griechischen Colonien näher beleuchtete. Eine solche Darstellung wird uns in vorliegendem Werke geboten. Dem Verf. gebührt das Lob, daß er die Resultate der neuern Forschungen auf eine befriedigende Weise verarbeitet hat. Wie viel seit einem Jahrhunderte für die Kenntniß der ältern Geschichte dieser Insel geschehen ist, sieht man recht deutlich, wenn man diese „Recherches" mit der Geschichte Siciliens von Burigny vergleicht. Diese Schrift, welche ihrer Zeit ganz brauchbar war, gegen die neuern Untersuchungen gehalten aber recht dürftig genannt werden muß, erschien im J. 1745. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Der Verf. des vorliegenden Werks beschäftigt sich keineswegs mit der Weise und den Mitteln, die Volkswirthschaft aus der Collision, in welche sie auf ihrem bisherigen Gange kommen mußte, zu befreien und ihr ein neues Princip unterzulegen, er spricht eben nur noch einmal das Princip aus, welches sich schon lange in ihr geltend gemacht hat und dessen Entwickelung immer weiter vorschreitet, um in seinen Consequenzen zusammenzubrechen, nämlich das Princip der freien Concurrenz. Das Capital wird ihm zur Hauptsache. Man höre ihn selbst:

Da in civilisirten Staaten nur mittels des Besitzes von Vermögen die meisten Zwecke der Menschen erreicht werden können, so geht das Streben aller thatenlustigen Personen auf den Erwerb und auf die Vermehrung von Eigenthum; denn je mehr Eigenthum eine Person besitzt, über eine desto größere Masse menschlicher Kräfte kann sie gebieten; deshalb sagt man mit Recht: Reichthum ist Macht.

Ferner werden wir sehen, daß in civilisirten neuen Ländern die Erzeugung neuer materieller Mittel nur mittels der Anwendung eines Vorraths bereits erzeugter materieller Güter — nur mittels der Früchte früherer Arbeiten — mittels Capitalen — stattfinden kann.

Bevor ein neues Erzeugniß verwerthet werden kann, müssen die dazu erfoderlichen Materialien angekauft, — es muß den mit dessen Hervorbringung beschäftigten Arbeitern ihr täglicher Lohn verabreicht — es müssen die erfoderlichen Werkzeuge und Maschinen angeschafft worden sein.

Es beruht daher der Betrieb der Landwirthschaft und der Gewerbe auf Capitalbesitz; ebenso ist es beim Handel; da sich der Handelsmann die weiter zu verkaufenden Waaren nur mittels Capitalbesitz verschaffen kann; — nur nach Maßgabe des Capitalbesitzes können daher Landwirthschaft, Gewerbe und Handel emporblühen und sich ausbreiten.

Nun wird es zwar Niemand leugnen, daß in civilisirten Staaten die meisten Zwecke der Menschen nur durch den Besitz von Vermögen erreicht werden können und daß eben deshalb die Masse der Menschen diese Zwecke nicht erreicht, aber rechten darf man mit dem Verf., wenn er auf diesen Zustand eine „naturgemäße Volkswirthschaft" begründen will. Hat er weiter nichts wollen als ein Compendium für die Besitzenden schreiben — und es scheint zuweilen so —, um ihnen für ihre Macht einen theoretischen Anstrich zu geben, so hätte er dieses Interesse offen aussprechen und sich nicht stellen sollen, als sei es ihm um eine „naturgemäße" Volkswirthschaft zu thun. Wer wie der Verf. den mörderischen Krieg der Concurrenz naturgemäß findet, wer das bestehende Verhältniß der Arbeit zum Capitale „naturgemäß" nennt, dem müssen wir in einer Zeit, welche ein neues Princip gebiert, so ziemlich alle volkswirthschaftliche Befähigung und eine richtige Beurtheilung aller dahin einschlagenden Zustände absprechen. Ohne daß es uns nothwendig scheint, ihm in die Ausbreitung jener Zustände zu folgen, welche er auf Capital und Concurrenz begründet, wollen wir doch den Stock seiner Grundsätze ins Auge fassen, um so mehr, da der Verf. eigentlich nur dem Interesse und dem Gedanken unserer liberalen Bourgeoisie Worte verleiht. Der Verf. will nachweisen, daß

die ewige Weisheit sich als hauptsächliches Mittel zur Verwirklichung ihrer Absichten — in Beziehung auf die Regelung der wirthschaftlichen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft — der Concurrenz der menschlichen Kräfte bedient; — daß es zu den wirthschaftlichen Fortschritten, im Entwickelungsgange dieser Gesellschaft, weiter nichts bedarf als der Befreiung dieser Concurrenz von den ihr angelegten Fesseln; — daß alle diese Fesseln nur von jenem von der menschlichen Selbstsucht ausgehenden Monopoliengeiste herrühren, welcher schon im Alterthume die Sklaverei und in neuerer Zeit die Privilegien, Majorate, Mauthen und Korngesetze einführte.

Für die „ewige Weisheit" war die Concurrenz der menschlichen Kräfte eben nichts als die freie Entwickelung aller Kräfte, eine Gleichberechtigung aller Kräfte zum Leben, zur Arbeit, ein harmonisches Ineinandergreifen; was ist aber die gegenwärtige Concurrenzwirthschaft? Ein Krieg Aller gegen Alle, ein Kampf auf Tod und Leben, ein Triumph Weniger auf Kosten der Masse. Der Verf. versucht es diese Concurrenz mit der Concurrenz der menschlichen Kräfte zu identificiren und seiner Lieblingsidee dadurch ein geoffenbartes Dasein zu verschaffen; aber der Unterschied zwischen der natürlichen Concurrenz und derjenigen, welche uns beherrscht und welche der Verf. predigt, muß Jedem einleuchten. Wie kann die moderne Concurrenz noch auf den Namen Concurrenz menschlicher Kräfte einen Anspruch machen, da das Capital ihr Beherrscher ist! Der Verf. will nicht die ganz freie Concurrenz der menschlichen Kräfte, ohne Voraussetzung von Capital, Besitz, Eigenthum — damit wären wir ganz einverstanden —, er

will die Concurrenz auf der Voraussetzung des Capitals, welche die Masse der menschlichen Kräfte erniedrigt, geltend machen und auf diese Concurrenz, welche wir schon oben als den Quell des Pauperismus nachgewiesen haben und deren praktische Folgen wir noch deutlicher bei der Beurtheilung des Engels'schen Buchs darstellen werden, seine „naturgemäße Volkswirthschaft“ begründen. Mit einer freien Concurrenz der menschlichen Kräfte stehen die Grundsätze des Verf. in einem directen Widerspruche, sie gestatten nichts Anderes als die Concurrenz des Vermögens.

Für den Standpunkt des Verf. ist es sehr bezeichnend, daß er in seiner „naturgemäßen Volkswirthschaft“ über die Arbeit, über ihre sittliche Natur, über ihre „naturgemäße“ Foderung und Berechtigung gar nichts zu sagen hat, sondern eben nur von ihrem „ökonomischen Effecte“ (S. 22) redet. Er gesteht zwar, daß die Arbeit „in mancher unserer Fabriken nicht sehr verschieden ist von den Verrichtungen unvernünftiger Thiere“, aber er läßt diese Entwürdigung der Arbeit vollkommen auf sich beruhen und kommt auf die Theilung der Arbeiten zu reden. Die Darstellung und die Entwickelung dieser Arbeitstheilung ist sehr klar gehalten, aber über die Folgen dieser ins Unendliche gehenden Arbeitstheilung im gegenwärtigen Gesellschaftszustande weiß der Verf. nichts zu sagen. Er führt zwar die Ursachen des überraschenden Erfolgs an, welche durch die allseitige Theilung der Arbeit hervorgebracht werden, aber nicht die Übel, welche sie für den vereinzelten Arbeiter mit sich bringt. Der Verf., welcher überall die Concurrenz predigt, hätte doch an der Theilung der Arbeit sehen können, daß es eben der Associationsgeist ist, welcher die großen Erfolge bezweckt, denn was ist die Theilung anders als das Zusammenwirken Aller für einen Zweck? Aber unter den gegenwärtigen Zuständen ist durch die Herrschaft des Capitals und der Concurrenz das naturgemäße Verhältniß dieses Zusammenwirkens vernichtet worden, der Arbeiter erfreut sich nicht der Theilung der Arbeit, sondern er leidet unter ihr, nur dem Capitalisten kommt sie zugute, der Arbeiter wird durch sie in eine willenlose Maschine verwandelt, die einseitige Ausbildung einer kleinen mechanischen Fähigkeit zerstört seinen menschlichen, sowol seinen physischen als psychischen Organismus, und den großen Resultaten, zu denen die Arbeitstheilung auf allen Gebieten des Lebens führt, steht er elend und isolirt gegenüber. Das Princip der Association will eben nur die Theilung der Arbeit auf ihre naturgemäße Basis zurückbringen, welche durch den Egoismus und die Concurrenz vernichtet werden, aber davon weiß der Verf. nicht nur nichts zu sagen, sondern er stellt sich dazu geradewegs in einen directen Widerspruch. Seine Arbeitstheilung soll die Willkür der Concurrenz beherrschen. Höre man ihn selbst:

Werfen wir einen Blick in den täglichen Verkehr, in die Vertheilung der Güter, der Beschäftigungen und Berufsarten der menschlichen Gesellschaft, so werden wir bald sehen, daß alles Dieses die Regelmäßigkeit seines Ganges und die Naturgemäßheit seiner Anordnung nur allein der Concurrenz der menschlichen Kräfte verdankt.

Wir haben gesehen, daß dem Verf. die Concurrenz der menschlichen Kräfte gleichbedeutend ist mit der modernen Concurrenz, welche auf der Voraussetzung des Capitals beruht. Ferner:

Der Leser wird leicht entnehmen, welche Meinung wir von den Systemen eines St.-Simon, Fourier und Owen und von der in unserer Zeit so oft empfohlenen Organisation der Arbeit hegen; — diese Organisation setzt die beiden Hauptkräfte, auf welchen die wirthschaftliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft beruht, außer Wirksamkeit, um sie durch künstliche Anstalten zu ersetzen, durch welche dieselben Zwecke unmöglich erreicht werden können; — es ist dies das selbständige Streben nach Gewinn und Genuß, angeregt vom Sporn des Wetteifers; es ist dies die gerechteste, von der Concurrenz vollzogene, Vertheilung der Gewinnste, nach dem genau abgewogenen Maße der Leistung.

Der Mangel an der erstern muß zur Sorglosigkeit und Faulheit, und der Mangel der letztern muß zur Ungerechtigkeit und hiermit zu Reibungen — zur Empörung und zur Auflösung des ganzen Organismus führen!

Da haben wir die „Meinung“ des Verf. in nuce! Er „meint“ eben nichts Anderes als was wir tausendfach hören, als was tausendfach vorgebracht und tausendfach widerlegt worden ist. Zuvörderst möchten wir dem Verf. bemerken, daß man noch gar kein „Communist“ zu sein braucht, um eine Organisation der Arbeit zu wollen. Eine Organisation der Arbeit ist noch keine Organisation der ganzen Gesellschaft. Diese letztere kann man bekämpfen, ohne daß man deshalb auch schon die erstere bestreiten müßte. St.-Simon, Fourier, Owen entsprechen wahrhaftig nicht unsern Ansichten, aber das Princip, die Bewegung, welche sich in ihnen durcharbeitet, ist auch die unserige und sie steht mit dem Princip des Verf. in einem so directen Widerspruch, daß es sich kaum noch der Mühe verlohnt auf seine „Meinung“ gründlich zu antworten. Die neue Theorie setzt die Hauptkräfte, auf denen die wirthschaftliche Ordnung beruht: 1) das selbständige Streben nach Gewinn und Genuß, 2) die gerechteste, von der Concurrenz vollzogene Vertheilung der Gewinnste, außer Wirkung, sagt der Verf. Sehen wir uns diese Behauptung einmal näher an! Das Streben nach Genuß setzt die neue Theorie gewiß nicht außer Wirkung, im Gegentheil sie dehnt dieses Streben aus, sie vermenschlicht es und fodert, daß Alle genießen, daß nicht Einzelne zum Genusse privilegirt sind auf Kosten der darbenden Masse. Aber auch das selbständige Streben nach Genuß setzt sie nicht außer Wirkung, denn sie verlangt, daß jeder sich des Werthes, der Würde seiner Arbeit bewußt werde, daß er eben durch seine Arbeit selbständig nach Genuß strebe, wie er dieses bei der von der Concurrenz der Capitalien beherrschten Arbeitstheilung unmöglich kann. Das Bedenken, daß Faulheit — Sorglosigkeit allerdings — die Folge sein würde, hängt mit den blinden Gedanken zusammen, welche man sich gewöhnlich von einer Organisation der Arbeit macht und wird durch das zwecklose, phantastische Construiren französischer Communisten gefördert. Sei

der Verf. überzeugt, daß eine Organisation der Arbeit noch kein Eden hervorbringen wird, wo Milch und Honig fließt und der Mensch weiter nichts zu thun hat als spazieren zu gehen, sondern daß es auch dann noch immer heißen wird: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, nur mit dem Unterschiede, daß der Schweiß dann wirklich das Brot und die Arbeit den wirklichen, ungeschmälerten Lohn bringen muß. Die zweite „Hauptkraft", „die gerechteste, von der Concurrenz vollzogene Vertheilung der Gewinnste, nach dem genau abgewogenen Maße der Leistung", wird allerdings von dem neuen Zustande der Dinge aufgehoben werden müssen, denn die Gerechtigkeit der Concurrenz ist nichts Anderes als das Privilegium der Einzelnen und das Elend der Massen. Die Entwickelung des Concurrenzprincips, welche wir oben gegeben haben, beweist zur Genüge, daß die „gerechteste Vertheilung der Concurrenz nach dem genau abgewogenen Maße der Leistung" die furchtbarste Ungerechtigkeit ist, daß sie, ganz abstrahirend von dem wahren Werthe der Arbeit, die Einzelnen ebenso unverhältnißmäßig begünstigt wie sie die Leistungen der Masse nicht nach ihrem Werthe, sondern nach rein äußern Verhältnissen, Überproduction, Handelskrisis u. s. w. unbarmherzig schmälert. Wir empfehlen dem Verf. die Lecture des Engels'schen Buchs oder wenigstens der Auszüge, welche wir unten geben werden, um seine „Meinung" zu berichtigen, doch er ist ja selbst in England gewesen und hat selbst dort, wo die Concurrenz alle ihre Folgen schamlos enthüllt, nichts lernen können! Von der Einführung der neuen Theorie erwartet er „*Reibungen*, Empörung, Auflösung des ganzen Organismus"! Wie wenig muß er die wirklichen Zustände des Lebens kennen, wenn er von einem Princip Das erwartet, was sein eigenes Princip alle Tage hervorbringt und immer mehr droht hervorzubringen. Ein Blick in den täglichen Verkehr wird Jedem beweisen, daß ein Concurrenzverhältniß zu den heftigsten „Reibungen" Anlaß gibt und aus den besten Freunden plötzlich die bittersten Feinde macht, ein Blick aber auf die sociale Lage der Welt zeigt Jedem, daß die Concurrenzherrschaft zur Empörung führt und immer mehr an der Auflösung des ganzen gesellschaftlichen Organismus arbeitet. Was ist die Ursache der Arbeiterempörungen in England? Was hat selbst den Weberaufstand in Schlesien herbeigeführt? Wo anders als in der Herrschaft des Capitals und der Concurrenz ist die Ursache solcher Zustände zu suchen? Die neue Theorie will eben dieses unnatürliche Verhältniß schlichten und der Gesellschaft den Frieden und mit dem Frieden die volle Lust des Lebens und der Arbeit wiedergeben und da fürchtet der Verf., daß sie einen Zustand, Reibungen, Empörung, Auflösung des ganzen Organismus herbeiführen möchte, den sein eigenes Princip schon lange herbeigeführt und durch den die Masse der Menschen unmenschlich vernichtet wird. Das ist jedenfalls ein merkwürdiger Irrthum!

Betrachten wir jetzt die Ansichten des Verf. über den **Arbeitslohn**, diesen Punkt, welcher in neuester Zeit eine so große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir müssen ihn hier selbst reden lassen:

Zunächst bestimmt sich zwar die Größe des Arbeitslohns durch das Verhältniß des Bedarfs an Arbeitern zu deren vorhandenen Menge. Da jedoch durch das übergroße Fortpflanzungsvermögen die Menge beinahe allenthalben ihre Grenze nur in dem Mangel an Subsistenzmitteln findet, so bestimmen diese letztern die Größe des Tagelohns.

Unter den Subsistenzmitteln haben wir zu verstehen: den Aufwand für Nahrung, Kleidung und Wohnung, welchen, nach der bestehenden Sitte jedes Landes, der gemeine Arbeiter daselbst zu machen gewohnt ist.

Steigt sein Lohn in Folge vermehrten Begehrs nach Arbeitern oder fällt der Preis der Lebensmittel auf einige Zeit herunter, so sieht er sich in den Stand gesetzt, eine Familie zu stiften; — in seinen Kindern vermehrt sich dadurch die Zahl der Arbeiter, — fällt hierauf der Lohn wieder herab, so sehen sich wieder wenigere Arbeiter zur Stiftung von Familien in den Stand gesetzt, es vermindert sich der Nachwuchs und somit der Vorrath an Arbeitern.

So bildet der Tagelohn den natürlichen Regulator für die Bestimmung der Menge der Arbeiter und hiermit auch der Bevölkerung der Länder.

Der Erfahrung gemäß findet bei einem Tagelohne, welcher doppelt so viel beträgt als der Preis der Nahrungsmittel für einen Menschen, einige Menschenvermehrung statt; — beträgt er dagegen nur ein und ein halbmal diesen Preis, dann tritt Verminderung ein.

Die Landessitte regelt jene Subsistenzmittel auf die mannichfaltigste Weise. In dem Lande, wo der gemeine Arbeiter größtentheils von Kartoffeln und Wasser lebt, im Sommer keine Schuhe und Strümpfe trägt und sich an Sonntagen in ganz grobe Stoffe kleidet, ist der Preis seiner Subsistenzmittel kleiner als da, wo er täglich Fleischspeisen und Wein oder Bier genießt, wo er immer Schuhe und Strümpfe trägt u. s. w.

Diejenigen, welche Übervölkerung und Dürftigkeit der untern Arbeitsclasse als unvermeidliche Thatsache voraussetzen und hieraus unverschuldete Armuth und Elend folgern, verwechseln die Wirkung mit der Ursache; — denn ihr eigener Mangel an Ehrgefühl bei der leichtsinnigen Stiftung von Ehen und der Kindererzeugung, und ihre Anspruchslosigkeit in Beziehung auf ihre Lebensbedürfnisse sind es, was ihre Anzahl übermäßig vermehrt, — und diese übermäßige Anzahl drückt den Tagelohn herab und diese selbstverschuldete Niedrigkeit ihres Lohns versagt ihnen die Lebensgenüsse der Wohlhabendern und erhält sie fortwährend in Armuth.

Als Resultat dieser Ansichten erhalten wir nun Folgendes:

So sehr wir auch das in den untern Volksclassen häufig vorkommende Elend beklagen müssen, so können wir es doch nur als ein selbstverschuldetes ansehen; — denn alle organischen Gebilde bringen ein Übermaß neuer Zeugungen hervor — dieses Übermaß muß immer aus Mangel an Subsistenzmitteln frühzeitig zu Grunde gehen; erhebt sich der Mensch nicht durch seine Vernunft über die übrigen Gattungen der Naturgebilde; — setzt er ebenso wenig wie sie seiner Zeugungsfähigkeit Schranken, so muß er auch das Schicksal dieser bewußt- und vernunftlosen Gebilde theilen; — er setzt sich mit seinen Kindern der Gefahr aus, wegen Mangels an Subsistenzmitteln frühzeitig zu Grunde zu gehen.

Die Erscheinung kann keineswegs durch eine andere Vertheilung des Besitzes oder des Einkommens — wie die Communisten träumen — eine wesentliche Änderung erleiden, denn sie ist ganz unabhängig von der zeitigen Theilung der vorhandenen Subsistenzmittel, sie gründet sich nur allein auf das Verhältniß, welches zwischen der Summe dieser Subsistenzmittel und der Anzahl der von ihr zu erhaltenden Menschen besteht; — läßt diese Menschenzahl ihrem Zeugungsvermögen freien Lauf, so findet eine solche Vermehrung derselben statt, daß jene vor-

handenen oder erzielbaren Subsistenzmittel zu ihrer Ernährung nicht ausreichen können; es muß daher die obenbezeichnete Erscheinung nothwendig eintreten, jene Vertheilung mag in der einen oder in der andern Weise stattgefunden haben. Die einzige Veränderung, welche eine andere Vertheilung des Zusammenkommens zur Folge haben würde, kann nur darin bestehen, daß das einbrechende Elend andere Personen treffen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rheinisches Jahrbuch mit Beiträgen von A. W. von Schlegel, G. Pfarrius, E. Bauernfeld, K. Gutzkow, Varnhagen von Ense, K. Simrock, Anastasius Grün u. A. m. Herausgegeben von Levin Schücking. Erster Jahrgang. Köln, Kohnen. 1846. Lex.-8. 4 Thlr.

Das „Rheinische Jahrbuch", das von Freiligrath, Matzerath und Simrock für 1840 und 1841 ausging, aber nur diese zwei Jahrgänge alt wurde, hat sich nach vierjähriger Unterbrechung durch eine neue Verlagshandlung in prachtvoller Gestalt erneuert. Diese großartige typographische Ausstattung kostete freilich nur einen Entschluß der Verlagshandlung; aber es gehörte Glück für den neuen Herausgeber dazu, in der kurzen Frist vom Sommerentschluß des Verlegers bis zur Herbsterscheinung des Buchs wenigstens doch so gute Beiträge zu gewinnen, als in der prachtvollen Ausstattung erscheinen. Ein Beweis, wie viel Freunde der geachtete Levin Schücking besitzt! Freilich wird unter diesen Umständen auch manches eben Fertige, für den Zweck nicht besonders Zubereitete mit dargeboten. Namentlich erscheint von eigentlich rheinländischem Leben nur sehr wenig. Wir erhalten deutsche Spenden, die sich blos am Rhein zusammengefunden haben. Doch, wenn schon, wie bekannt geworden, die bloße Auswahl aus den eingeschickten Beiträgen eine, selbst auf Nebendinge und Beiläufigkeiten gerichtete Ängstlichkeit und Rücksicht des Herausgebers für rheinländische Verstimmungen erfoderte, wie viel bedenklicher würde es gewesen sein, aus diesem verstimmten Leben selbst mehr oder das Meiste zu schöpfen, ohne Saiten zu berühren, die das Rheinland jetzt nicht vertragen kann! Ja, es ist betrübend wahrzunehmen, wie dies klare, heitere, kräftige Volk aus politischer Verdrossenheit kirchlich eifert und römisch empfindlich ist; wie es, anstatt der neuen deutschen Bewegung anzugehören, sich an die alten Übelstände anlehnt, die jene Bewegung hervorgerufen haben; wie ihm zu seinen Demonstrationen die Männer und die Mittel gut genug sind, die den Widerwillen des gebildeten Deutschlands erregen. Der Kampf ist rühmlich, den sie für echt deutsche Interessen führen, nicht aber dessen römischer Rückenhalt. Gewiß würden sie auch mit der Flut der neuen Überzeugungen politisch besser fahren als mit der Ebbe des Mittelalters.

Doch wir haben nicht das Rheinland zu kritisiren, sondern das „Rheinische Jahrbuch". In der Vorhalle desselben steht das sauber ausgeführte Bildniß August Wilhelm v. Schlegel's, Stich von Gonzenbach. Gemalt scheint es in Schlegel's noch nicht ganz welker Zeit, wiewol schon mit dem großen Stern auf der Brust, von dem er selbst Seite 15 sagt:

Wie man mit Wölfen heult, prunk' ich vor eitlen Leuten.

Diese Bescheidenheit geht übrigens aus den „Reliquien", die aus seiner Verlassenschaft mitgetheilt sind, nicht immer hervor. Köstlich ist das Eingangssonett, das er zu einer Schelle seines eigenen Werthes und Verdienstes gegossen und polirt hat. Daran schließt sich das folgende Sprüchlein περὶ ἑαυτοῦ. Es ist wahr, wie Schlegel artig sein konnte, hat er vor seinem seligen Ende dem bleibenden Geschlecht die Mühe erspart, ihm ein Taxator seiner Verdienste und ein vollbackiger Lobredner seines Werths zu sein. Es erkennt ihn, wie er selber im Sonett sagt — beim Namen August Wilhelm Schlegel!

Schlegel war ein Formengeist, begabt zerstreuten Gedankengehalt um- und zusammenzuschmelzen, in verschiedenen Sprachen sich meisterlich auszudrücken. Auch unter diesen „Reliquien" finden wir Gedichte, correct und glatt in antiken und modernen Formen. Das Piquante, Witzige, Launige herrscht vor. „Der Prophet des jüngsten Tages" ist sehr ergötzlich. Weniger erquicklich sind die kleinen Spöttereien über kleine Nebendinge in Goethe's und Schiller's Briefwechsel, das verstohlene Rupfen an Schiller's Lorbern und die Sticheleien auf Goethe. Auch die hier und da hervorstechende Lüsternheit und Sinnlichkeit welker Phantasie erweckt ungünstige Erinnerung; da man nicht weiß, aus welcher Zeit diese Verschen sind, ob vor- oder nachehelich erzeugt. Die letzte „Reliquie", der Brief an eine Dame, worin Schlegel sich über sein Verhältniß zu den religiösen Bekenntnissen ausspricht, gewährt auch keinen erhebenden Schluß. Über diesen diplomatischen Gegenstand hat er sich Französisch — in bewußter Eleganz — ausgedrückt. Ganz interessant spricht er über die Neigung seiner Zeit und seiner Freunde, zur alten Kirche zurückzukehren. Für sich selbst aber findet er endlich das Resultat, daß er verschiedene Versuche gemacht, an manches Thor angeklopft habe. „Zuweilen", sagt er, „suchte ich mich zu überreden, daß ich des christlichen Glaubens sei: dann aber sah ich ein, daß es eine Täuschung war. Ein lebendiger Glaube muß doch wol so stark sei, daß man sich durchaus nicht von ihm losmachen kann. Ein willkürlicher, erkünstelter Glaube dient zu nichts. So habe ich mich denn entschlossen, wahr gegen mich selbst zu sein. Ich lasse mein Denken frei walten, und ergebe mich darein, welche Zweifel und Verneinungen dabei herauskommen. Ich halte mich an die ursprüngliche, eingeborene, allgemeine Religion. Das ist der Schluß meiner Irrfahrten des Ulysses, das ist mein Ithaka!"

Rheinisches Leben bringt zunächst G. Pfarrius in Bruchstücken aus Denkwürdigkeiten über „Das Ende des Hauses Dhaun". Ein Leibarzt der letzten Rheingräfin von Dhaun soll diese Memoiren hinterlassen und Pfarrius will nur den vorliegenden Ausschnitt gemacht und hinsichtlich der Diction nachgeholfen haben. Jedenfalls hat das mitgetheilte Bruchstück ein novellenartiges Ansehen, malt sehr anschaulich die wildromantische Scenerie zwischen den malerischen Vorhügeln des Hunsrück und fesselt durch seine Einblicke in das Leben der Familie und der Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Erzählung hätte poetisch potenzirt werdenkönnen, wenn man, von der angeblich wirklichen Geschichte ein wenig abgehend, die manchmal doch etwas zu sehr von außen kommenden Ereignisse mehr von innen heraus entwickelt und die Katastrophe näher an die französische Revolution gerückt hätte. Die Zerstörung der Burg wäre dann nicht als ein zufälliges Anhängsel, sondern als verhängnißvoller Ausgang erschienen, wenn die Familie von Grumbach, die zur Ausführung ihres frevelhaften Erwerbs der Dhaun'schen Besitzung sich französischer Glücksritter bedient hatte, durch glücklich erfundenen innern Zusammenhang an französische Revolutionnaire den ungerechten Besitz wieder verloren hätte.

„Die Reichsversammlung der Thiere" gibt eine ironische Abspiegelung deutsch-constitutionnellen Staatslebens im Thierreiche. Das leichtgehaltene Drama zeigt, wie man, von der Idee der allgemeinen Gleichheit ausgehend, doch bei der alten Gewaltherrschaft der Besitzenden und Mächtigen wieder anlangt. Es fehlt dem Scherze nicht an guten Einfällen, unerwarteten Wendungen und verständlichen Seitenhieben. Man glaubt in mehr als einem deutschen Ländchen zu sein, wenn der Herold verkündigt:

Der Reichstag ist aus,
Geht Alle nach Haus!
Das Budget ist votirt,
Jetzt wird weiter regirt.

Wohlweislich hat der Poet seinen dichterischen Reichstag nicht in derselben Stunde der Eröffnung vertagt; sonst hätte er nicht einmal Raum zu seinen bezüglichen Scherzen gehabt, sondern nur eine kurze Posse gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Nach dem Verf. würde die Höhe des Tagelohns in einem richtigen Verhältniß zum Preise der Lebensmittel stehen, dieses ist aber durchaus nicht der Fall. Tausendfache Beispiele ließen sich aus englischen, aus französischen, aus deutschen Fabrikdistricten beibringen, wo es dem Arbeiter unmöglich wird, bei der angestrengtesten Arbeit seine nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein richtiges Verhältniß zwischen dem Preise der Lebensbedürfnisse und dem Lohne der Arbeit wäre schon eine Art Organisation der Arbeit, aber diese wird unmöglich gemacht von der Concurrenz, welche mit ihren entfernten Zwecken die Arbeit beherrscht. Zwar wird die Concurrenz den von ihr beschäftigten Arbeiter nicht geradewegs verhungern lassen, da sie ihn gebraucht, aber sie wird ihn, des billigen Preises wegen, womit sie auftreten kann, dem Hunger, dem Elend, der Entblößung so nahe bringen müssen als möglich. Dies ist überall der Fall, wo sie herrscht. Der Arbeitslohn steht in keinem natürlichen Verhältnisse zu den physischen, zu den geistigen, zu den allgemein menschlichen Bedürfnissen des Arbeiters, der von der Concurrenz willkürlich gesetzte hin- und herschwankende Arbeitslohn entmenschlicht den Arbeiter. Aber, sagt der Verf., die Arbeiter sind selbst schuld an der Niedrigkeit des Lohns, je mehr Arbeiter, desto niedriger der Lohn! Warum befriedigen sie ihre geschlechtlichen Bedürfnisse, warum heirathen sie, warum vermehren sie die Zahl der Arbeiter durch ihre Kindererzeugung! Nachdem der Verf. den Arbeiter zu einem Paria, zu einer von der Concurrenz willenlos getriebenen Maschine herabgesetzt hat, verlangt er noch von ihm einen Act freier, menschlicher Selbstbestimmung, eine freie Beherrschung seiner Lage! Das ist etwas zu viel. Nachdem dem Arbeiter alle menschlichen Genüsse unmöglich geworden, ist sein einziger der natürliche, der thierische geblieben. Was kümmert es ihn, welche hoffnungslosen Geschöpfe er in die Welt setzt, mit welchen elenden Creaturen er die statistischen Tabellen des Staatsmanns bevölkert? Ihm, dem isolirten, ist es gleich, was nach ihm kommt, sein Elend kann durch ein paar Kinder nicht vergrößert werden, was kümmert ihn das Ganze, der Zustand der Gesellschaft, da die Gesellschaft ihm feindlich ist? Das Elend braucht die Übervölkerung nicht zu fürchten, nur der besitzenden Gesellschaft wird sie gefährlich, und ihr zu Liebe soll der Arbeiter auch noch seinem letzten Genuß entsagen? Die Foderung, welche der Verf. an die Arbeiter stellt, ist ebenso unbarmherzig als unnatürlich. So lange die Welt sich auf die Familie gründet, muß Jeder das Recht haben, sich eine Familie zu schaffen, oder auch sie wird das Privilegium des Capitals, des Vermögens. Und ist es wirklich blos der Arbeiterstand dem die elenden Geschöpfe unserer Populationstabellen ihre Existenz verdanken? Ist es nicht ebenso häufig die privilegirte Gesellschaft, der das Weib, die Tochter des Arbeiters ein Spiel ihrer Lüste wird, die auf diese Art tausende elender Wesen erzeugt, sie unter die Arbeiter stößt und dadurch die Zahl derselben vermehrt, den Lohn derselben vermindert? Kann der Verf. dies leugnen? Wer verschuldet diese, eben die allerelendeste, Übervölkerung? Aber wir geben es auch durchaus nicht zu, daß der jetzige Gesellschaftszustand sich auf ein richtiges Verhältniß zwischen der Summe der Subsistenzmittel und der Anzahl der von ihr zu erhaltenden Menschen begründet, da sich die Productionskraft der Erde bis ins Unendliche steigern ließ, da Erfindungen jeder Art die Befriedigung der Bedürfnisse immer mehr erleichtern, da noch ungeheure Theile der Erde brach und unbenutzt daliegen und dem Menschengeschlechte angewiesen werden können: — es ist eben nur der privilegirte Besitz der Einzelnen auf Kosten der Menge, es ist die Herrschaft der Concurrenz, des Geldes, welche bisher die Fortentwickelung der Menschheit ausgebeutet haben, ohne der Menge ihre menschlichen Rechte zu gewähren, und es gibt andere Mittel die Gesellschaft aus ihrem unnatürlichen Zustande zu erlösen als jenes unnatürliche, in dessen Nichtanwendung der Verf. den Ursprung des „selbstverschuldeten" Elends der untern Volksclassen sieht. Selbst ohne schon die Gesellschaft radical aus ihren Fugen zu reißen können solche Mittel angewendet werden, wir meinen nämlich nach innen die Association, nach außen die Colonisation.

Die Regelung des Arbeitslohns ist eine der wichtigsten Fragen, welche die Gegenwart kennt. Und der Verf. thut ebenso unrecht als er unpolitisch handelt, wenn er sie mit ein paar national ökonomischen Wen-

dungen abmachen zu können glaubt und den bestehenden Zustand gar als „naturgemäß" betrachtet. Die Frage der Regelung des Arbeitslohns ist die eigentliche Schlagader des Communismus; wollen unsere Liberalen den Communismus seiner Basis berauben, so können sie nichts Klügeres thun als diese Frage zu der ihrigen machen. In ihr findet der Communismus seine praktische Kraft, nur durch sie hat er so großen Anhang, so bedeutende Sympathien in den untern Volksclassen gefunden! Wenn man dem Arbeiter sagt: Jetzt bestimmt das Capital den Lohn deiner Arbeit, die Capitale wollen so hohe Interessen ziehen als möglich, es soll aber dein Arbeitslohn im Verhältniß zu deinen Bedürfnissen stehen und zum Gewinne, den die Arbeit abwirft — so begreift er das leicht und ist schnell damit einverstanden. Unsere Arbeiter denken wahrlich nicht an die Aufhebung des Eigenthums, an die Abschaffung des Geldes u. s. w., es ist ihre gegenwärtige Lage, die sie beschäftigt, es ist eine billige Regelung des Arbeitslohns, die sie wollen. Ihnen da sagen, wie der Verf. thut: Ihr verschuldet eure Lage selbst, warum zeugt ihr Kinder? das ist nicht blos ungerecht, es ist auch im höchsten Grade unklug! Kann man die Arbeitslohnsfrage lösen, gelingt es der nächsten Zukunft, den Verdienst der arbeitenden Classe mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, dann ist etwas Großes gethan und der communistischen Bewegung ein starker Damm entgegengesetzt worden. Es scheint aber, als ob weder unsere Staatsmänner noch unser liberales Bürgerthum die Bedeutung dieser Frage einsehen wollen! Wir sehen das an dem Verf.

Was die Vertheilung des *Vermögensbesitzes* betrifft, so gesteht der Verf., daß es ebenso wol im Interesse der naturgemäßen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft wie in jenem der Humanität und der gesetzlichen Ordnung zu wünschen sei, daß die Zahl der Eigenthumslosen auf das kleinste Maß zurückgeführt und daß der Vermögensbesitz möglichst gleich vertheilt werde; aber — setzt er hinzu — wollen wir uns nicht von utopischen Luftschlössern verführen lassen, so müssen wir uns dahin beschränken, daß wir inmitten unserer gesellschaftlichen Verhältnisse nur alle jene Ursachen der Eigenthumslosigkeit und der Ungleichheit im Vermögensbesitze zu entfernen trachten, welche nicht in den Naturgesetzen der Volkswirthschaft begründet, sondern vom Monopoliengeiste herrühren.

Über die Vertheilung des *Grundbesitzes* sagt der Verf., im ursprünglichen Zustande bringe Jeder sein Anrecht wie auf seine Existenz so auch auf den Mitgenuß der Früchte in die Welt, welche die allgemeine Quelle derselben — die gemeinschaftliche Grundfläche — Jedem zu spenden hat; sobald indeß alle Grundfläche in den ausschließlichen Besitz bestimmter Personen und Corporationen übergegangen ist, verliert ein Theil der Gesellschaftsmitglieder — blos durch den Zufall der Geburt und in Folge der bürgerlichen Gesetze — jenes allgemeine Anrecht auf die Basis seiner Existenz. Es ist dieses ein in dem Entwickelungsgange der menschlichen Gesellschaft begründetes Übel, welches Übel nur dadurch auf das kleinste Maß beschränkt werden kann, daß jedem solchen Benachtheiligten die möglichste Leichtigkeit verschafft werde, sich durch Fleiß und Sparsamkeit einen, wenn auch nur kleinen, Antheil an jenem angestammten allgemeinen Grundbesitz zu erwerben.

Für die Vertheilung des Vermögensbesitzes ist dem Verf. das Concurrenzprincip in den Naturgesetzen der Volkswirthschaft begründet, dasselbe macht sich denn auch bei der Frage der Güterverthеilung geltend und führt darin zur Auflösung des Güterschlusses, des Erstgeburtsrechts u. s. w., zur Dismembration. Allein der Verf. täuscht sich, wenn er dadurch die Besitzfrage gelöst zu haben glaubt. Der Besitz bleibt immer geschlossen, er ist ausgedehnter geworden, aber seine Natur blieb dieselbe, er blieb immer ein Monopol der besitzlosen Menge gegenüber. Ihr ist damit durchaus nicht geholfen, daß jetzt Mehre besitzen was sonst Einer besaß, sie hat dadurch nur mehre Herren bekommen. Die natürliche Berechtigung eines Jeden ist durchaus nicht anerkannt, die Frage ist durchaus dieselbe geblieben und in dem Kampfe gegen alle Monopolien nach oben, um nach unten das Monopol um so stärker festzustellen, wird sie nie ihre „naturgemäße" Lösung finden.

In dem Kampfe gegen alle Monopolien nach oben sucht der Verf. seinen Beruf, und zu diesem Kampfe hat er nicht ohne Klarheit und Scharfsinn alles volkswirthschaftliche Material in Bewegung gesetzt und systematisch gegliedert. Er steht, wie man sieht, auf dem Standpunkte des Liberalismus. Wir können und wollen ihn nicht in allen seinen Operationen gegen den „Monopoliengeist" begleiten und es wäre auch unnütz, nachdem wir nachgewiesen haben, wie sich der Verf. zu der großen socialen Frage, zu der Stellung und zu der Berechtigung der arbeitenden Classe verhält. Was kümmert uns sein Kampf gegen den Güterschluß, gegen die indirecten Steuern, gegen den Zunftzwang, gegen das Prohibitivsystem und die Schutzzölle! Wir haben gesehen, was hinter dem Kampfe gegen die Monopolien steht: — nichts als ein neues Monopol. Immer das Monopol des Capitals, immer das Monopol, zu welchem die an Besitz, an Capital gebundene Concurrenz führt. Darauf hat der Verf. seine „naturgemäße Volkswirthschaft" begründet und er hat das Verdienst, klar und bestimmt ausgesprochen zu haben, was die Gesellschaft beherrscht, und sein vorliegendes Buch, das Resultat eines langen Lebens, ist als eine Art von Bibel zu betrachten, worin Capital und Besitz ihre Verherrlichung finden. Zum Schluß wollen wir als äußerst charakteristisch für den Standpunkt des Verf. noch folgende Stelle anführen (S. 363):

> Es ist zwar sehr wünschenswerth, daß der Fabrikant, Güterbesitzer und Pächter seine Arbeiter mit theilnehmender Liebe behandele und ihnen in vorkommenden Verlegenheiten beistehe, daß zwischen beiden Theilen ein vertrauenvolles Verhältniß walte; allein unter keinen Umständen kann verlangt werden, daß der Fabrikant u. s. w. einen höhern Lohn zahle als ihn

das Verhältniß zwischen Angebot und Begehr bestimmt und der in Kraft stehende Vertrag festsetzt. Jeder Aufstand von Arbeitern zum Behufe der Lohnsteigerung — durch welche andere Arbeiter genöthigt werden, auch ihre Werkstätten zu verlassen oder durch welchen gar Maschinen und Fabrikanlagen zerstört werden — kann nur von diesem Gesichtspunkte betrachtet werden, denn es stehen jedem Arbeiter jederzeit zwei friedliche Wege offen: — fühlt er sich nämlich in seinem Vertragsverhältnisse verletzt, so schreite er zur Klage vor Gericht; — erscheint ihm der in der einen Werkstätte gewährte Lohn zu niedrig, so suche er einen höhern Lohn in einer andern Werkstätte zu erhalten.

Muß man sich doch wundern über die Freiheit, welche dem Arbeiter geblieben ist! welchen Schutz ihm die Gesellschaft gewährt, um von seiner Arbeit leben zu können!

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung, Nr. 47.)

Rheinisches Jahrbuch. Herausgegeben von Levin Schücking. Erster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 45.)

„Über Theaterschulen" liefert Karl Gutzkow ein Gespräch. Das Theater beschäftigt jetzt den rastlosen Mann auch von dieser aus Berlin angeregten Seite. Zwei Schauspieler besprechen sich auf einem Spaziergang über diese Frage, einer für die schulmäßige Ausbildung der Künstler schwärmend, der andere darüber spottend. Auf diesem Wege bringt Gutzkow die Bedenken gegen ein solches Institut und die etwanige Einrichtung desselben stückweise zur Sprache, geistreich, treffend, wiewol nicht erschöpfend und mit jener Bescheidenheit, die diese Frage nicht interessanter machen will als sie unter den jetzigen Tagesfragen ist.

Varnhagen von Ense als geborener Rheinländer spendet ein neues Stück seiner „Denkwürdigkeiten", zwei Abschnitte, die sich an die Abtheilung „Wien 1809", Bd. 5, S. 191, der zweiten Auflage jener Memoiren anschließen. Die Scene eröffnet sich in Ungarn mitten in einem müßigen und lästigen Lagerleben, über welchem die dumpfe Stimmung vor einem zu erwartenden Friedensschlusse lastet. Die Eifrigen hegen noch eine Hoffnung für Wiederaufnahme des Kampfes. Allein „das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlagfertig aufgestellt hatte, sank im October auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß 90,000 Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfs für ganz unmöglich zu erachten". Im zweiten Abschnitte werden wir nach Wien in die, auf den Abzug der Franzosen noch etwas verworrenen, schnell aber sich wieder echt wienerisch ordnenden Zustände eingeführt. Wir wandern mit dem lebhaft sich umtreibenden jungen Offizier Varnhagen in verschiedene Kreise der höhern Gesellschaft sowie des befreundeten Verkehrs. Es ist eine stille aber nicht unbedeutende Zeit, in die uns Varnhagen so behaglich setzt, so umständlich orientirt, und durch leise Fingerzeige aufmerksam macht. Man kennt Varnhagen's Darstellungsweise. Sie weicht darin durchaus vom Stil der meisten Jüngern ab, daß sie ihre Gegenstände nicht erfaßt, um individuelle Stimmungen, persönliche Befangenheiten, Launen und geistreiche Sprünge daran auszulassen, sondern daß sie auf die objective Wahrheit und auf eigenthümliche Charakterisirung der Personen und Dinge ausgeht. Sich selbst macht es Varnhagen nicht so bequem als seinen Lesern. Manche seiner Gaben müssen freilich mit feiner und voraus nicht eingenommener Zunge genossen werden. Wie mancher Professor tadelt einen seltsamen oder gesuchten Ausdruck, ohne wahrzunehmen, daß er mehr ist als correct, nämlich — bezeichnend. Wie treffend und kurz ist z. B. S. 183 der Unterschied der Wiener von den Norddeutschen hinsichtlich literarischer Bedürfnisse, wenigstens zu damaliger Zeit, bezeichnet! „Blieb uns eine gewisse norddeutsche Bildung, wie sie literarisch überliefert wird, für uns selber ein unentbehrliches Element, so erließen wir dasselbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinstreifte." Varnhagen wird manchmal durch den Syntax geistreich, wo der Stoff nicht funkenhaltig ist. Er besitzt die Kunst, auch ganz gewöhnliche Lebensereignisse so geschmackvoll und bezeichnend mitzutheilen, daß man wähnt Ungewöhnlichem entgegen getragen zu werden. Möchten sich hierin einmal so manche unserer jungen Hähne versuchen, die so gern ihre Federn gegen einen Mann sträuben, der sich doch in seinem Kreise nicht abschließt, sondern so warm wie irgend Einer allen Strömungen der Literatur folgt.

Die Gedichte nehmen einen verhältnißmäßig kleinern Raum ein: „Dietleib und Walther, deutsche Heldensage", von Karl Simrock, ist launig und in altdeutschem Ton und Stoff neubezüglich; drei Gedichte von Anastasius Grün, darunter ein spaßhaftes über die bekannte Anekdote vom Kaiser Leopold, dem es in sein östreichisches Maul geregnet, sind — was die Form betrifft — ein wenig schwerfällig in ihrem ungegliederten Gang; von Annette Droste-Hülshoff zwei Gedichte — in der bekannten markig anmuthigen Weise der ausgezeichneten Dichterin. Andere, weniger bekannte Lyriker suchen hier, zum Theil mit recht artigen Spenden, des Lesers fernere Gunst.

Wir haben noch der artistischen Zugaben zu gedenken. Diese werden, an sich betrachtet, den ungetheiltesten Beifall finden, während ihr Erscheinen an diesem Platze bereits Misbilligung erfahren hat. Ein rheinisches Taschenbuch, sagt man, und bringt, mit Übergehung der düsseldorfer, der frankfurter Malerschulen, Zeichnungen ausländischer Künstler, zur Illustrirung eines nicht deutschen literarischen Products fremdgeschichtlichen Inhalts! Referent will selbst deutschen, und namentlich rheinisch-deutschen Eifer genug haben, um vornherein diesen Tadel mehr gelten zu lassen als Das, was die Verlagshandlung zu ihrer Entschuldigung anführen mag, daß sie nämlich etwas an sich Ausgezeichnetes und, damit die Erscheinung des Jahrbuchs nicht verzögert werde, etwas schon Fertiges genommen habe. Es sind Zeichnungen des bekannten und berühmten belgischen Malers de Keyser zu einem ihm gewidmeten Werke seines Freundes Felix Bogaerts, einer „Lord Strafford" betitelten Episode der ersten englischen Revolution. „Herrliche, von H. Brown meisterhaft in Holz geschnittene Compositionen, womit de Keyser die Phantasiegebilde seines Freundes individualisirt und mit jener Freiheit, Energie und Charakterisirung, mit jener Leichtigkeit, Anmuth und Wahrheit der Gruppirung, die wir längst an ihm kennen und bewundern gelernt haben, in die Sphäre sinnlicher Anschauung hereinzaubert."

Der erste Jahrgang dieses Unternehmens hat einen glänzenden und großartigen Anlauf gethan. Möge der Versuch die verdiente Theilnahme des Publicums finden, damit sich das Jahrbuch mit den folgenden Jahrgängen immer mehr zu einem rheinisch-deutschen Erzeugniß unserer Literatur, Kunst und Presse individualisire. 21.

Bibliographie.

Briefe des Hans Michel aus Obersteier an seinen Göd, den Sensenschmied in der Oed über Steiermark und Gratz. 1stes bis 3tes Bändchen. Jedes mit einem colorirten Bilde. Gratz, Dirnböck. 1845. 8. à 6 Ngr.

Agnes Franz. Eine Lebensskizze. Mit dem Bildniß der Dichterin. Breslau, Hirt. Gr. 8. 10 Ngr.

Gardinenpredigten. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Die Gesetze des preussischen Staats im systematischen Auszuge, herausgegeben von *C. F. Ebert*. 1ster Band: Das

allgemeine Landrecht. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Reichardt und Comp. Gr. 8. Preis für 10 Hefte 1 Thlr. 20 Ngr.

Guericke, H. E. F., Allgemeine christliche Symbolik. 2te, zum Theil umgearbeitete Auflage. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 3 Thlr.

Hiecke, R. H., Shakspeare's Macbeth, erläutert und gewürdigt. Merseburg, Rulandt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Iridion in Rom. Nach dem Polnischen bearbeitet. Berlin, Hermes. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacobi, C. G. J., Über Descartes' Leben und seine Methode die Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. Eine Vorlesung. Berlin, Adolf und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lewald, A., Russische Geschichten. Zwei Theile. Hannover, Kius. Gr. 12. 2 Thlr.

Liskovius, K. F. S., Physiologie der menschlichen Stimme für Ärzte und Nichtärzte. Leipzig, Barth. Gr. 8. 21 Ngr.

Meurer, M., Luther's letzte Lebenstage, Tod und Begräbniß. Aus den Quellen erzählt. Dresden, Naumann. 8. 8 Ngr.

Riederer's, J., Briefe von 1797—1803 an seinen Freund Tobler. Herausgegeben von seiner Witwe Rosette Riederer. Genf, Keßmann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scholz, C. G., Allgemeine Weltgeschichte. 1ster Band: Alte Geschichte bis auf Augustus. 1stes Heft. Langensalza, Schul-Buchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Starklof, L., Armin Galoor. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Sue, E., Mathilde. Memoiren einer jungen Frau. Aus dem Französischen. 1ster bis 3ter Band. Nordhausen, Fürst. 1845. 8. à 7 Ngr.

Süß, M. V., Beiträge zur Geschichte der Typographie und des Buchhandels im vormaligen Erzstifte nun Herzogthume Salzburg. Salzburg, Duyle. 1845. 8. 15 Ngr.

Tetzner, Th., Gewöhnliche Wahrheiten in ungewöhnlichem Gewande. Kleine Aufsätze pädagogischen Inhalts. Langensalza, Tetzner. 1845. 12. 3¾ Ngr.

Tillier, A. v., Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte. Von ihrer Einführung im Frühjahr 1803 bis zu ihrer Auflösung in den letzten Tagen des Jahres 1813. 1ster Band. Zürich, Schultheß. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Über Gewissensfreiheit. Briefe eines alten Idioten an einen alten Waffenbruder. Dresden, Naumann. 12. 28 Ngr.

Vetter, G. K., Gedichte. Olmütz. 1845. 8. 15 Ngr.

Vogel, F., Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820 neu bearbeitet. 1ste Lieferung. Zürich, Schultheß. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von G. Schwab und K. Klüpfel. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Anhalt, E., Aus Weimars Novembertagen. Sechs Gedichte. Jena, Frommann. 1845. 12. 2 Ngr.

Kritische Beleuchtung der rheinischen Gemeinde-Ordnung und der Frage: Ist die Annahme der revidirten Städteordnung für die Rheinprovinz ersprießlich? Nebst einer historischen Einleitung. Von einem rheinischen Verwaltungsbeamten. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bernhard, G., Die sieben Grabeshügel in Leipzig. Gedicht in Bezug auf die Vorfälle in Leipzig vom 12.—15. August 1845. Leipzig, Rhein. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Braun, J. F., Die Bedeutung der lateinischen Schule, mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse. Stuttgart, Schmidt und Spring. Gr. 8. 7½ Ngr.

Döderlein, L., Festrede bei dem 100jährigen Stiftungsfest der Königl. Studienanstalt zu Erlangen am 14. Juli 1845. Erlangen, Bläsing. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Lübeck-Schweriner Eisenbahn in ihrem Verhältniß zu Mecklenburg und seinen Seestädten. Lübeck, Aschenfeldt. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Herzfeldt, Vorschläge zu einer Reform der jüdischen Ehegesetze. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kries, C. G., Über die Verhältnisse der Spinner und Weber in Schlesien und die Thätigkeit der Vereine zu ihrer Unterstützung. Breslau, Aderholz. 1845. 8. 7½ Ngr.

Krummacher, F. W., Seid getrost! Ein Wort an häusliche Bedrängte, am Erndtedankfeste. Elberfeld, Hassel. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Zeitpredigten. III. Das Weib im Epha. Elberfeld, Hassel. 1845. 8. 2½ Ngr.

Kruse, C. A. W., Preußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder: Über die Entwickelung der Menschheit unter dem Hause Hohenzollern. Festrede. Elberfeld, Hassel. 1845.

Unser Münzwesen und seine Mängel. Neubrandenburg, Brünslow. 1845. 8. 2½ Ngr.

Raumer, F. v., Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 16. October 1845. 3te Auflage. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinets. 1845. 8. 3 Ngr.

Schatter, C. G., Wie lieb und werth uns unsere protestantisch-evangelische Kirche beim Hinblick auf die deutsch-katholische Gemeinschaft werde. Predigt. Neustadt a. d. O., Wagner. 1845. 8. 3 Ngr.

Schrader, J. H. L., Worte der Liebe und des Ernstes an die Glieder der evangelischen Kirche unter den Bewegungen und Kämpfen der Zeit. Zwei Predigten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Stier, R., Daß und wozu wir auch an den biblischen Heiligen Tadel finden dürfen und sollen. Predigt über Hiob 14, 14—15. Barmen, Langewiesche. 1845. Gr. 16. 2½ Ngr.

Tholuck, A., Wie selig der Mensch ist, der Christum zum Heilande hat. Predigt zu Stockholm am 14. Sonntage nach Trinitatis 1844. Stockholm, Fritze. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Wein, J., Dante als Politiker. 2te Auflage. Grünberg, Levysohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Wünsche der hohen Staatsregierung und der hohen Ständeversammlung des Königreichs Sachsen ehrerbietigst vorgelegt von einer Anzahl sächsischer Volksschullehrer. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 6 Ngr.

Actenmäßige Darstellung der gegen den Gymnasial-Oberlehrer Aug. Witt in Königsberg geführten fiscalischen Untersuchung. Leipzig, Hartmann. 1845. 8. 1 Thlr.

Günther, F. J., Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. Halberstadt, Franz. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Mühlenfels, L. v., Berichtigung einiger mich betreffenden Angaben in der Schrift des Herrn Staatsministers v. Kamptz „Prüfung der grellen Irrthümer des Stadtgerichtsraths Simon". Berlin, Reimer. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Pöhlandt, F. W., Der Zuruf der Constitution an ihr Volk. Predigt über Ev. Matth. 6, 24—34. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 3 Ngr.

Sendschreiben eines Rabbiners an die Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von K—m. Frankfurt a. M. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Verordnung über die Anwendung der Kriegsartikel und insbesondere der darin vorgeschriebenen Militärstrafen. Grünberg, Levysohn. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Wagner, F. L. W., Roms Wirken überhaupt und besonders in Deutschland. Mit besonderer Rücksicht auf die neueste von dem Hrn. Geh. Staatsrath Dr. v. Linde erschienene Schrift von neuem gewürdigt. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 47. — 16. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Nr. 2. Geijer, „Über die innern gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit". Daß man in Schweden den Blick mannichfach auf die Natur der innern gesellschaftlichen Zustände richtet, ist schon in den Verhältnissen dieses Landes begründet. Schweden ist ein armes Land, die Adelsregierung hat dort eine arme, elende bäuerliche Bevölkerung geschaffen, die Industrie der Städte bleibt immer spärlich und dürftig und doch ist in Schweden eigentlich nur Armuth, wenigstens kein ausgebildeter Pauperismus. Wenn der Kampf, welcher Schweden bewegt, auf den ersten Augenblick rein politisch oder gar noch als ständisch erscheint, so entwickeln sich doch auch schon in ihm mehr sociale Momente und der *weitersehende* Geschichtschreiber ist vollkommen berechtigt sie ins Auge zu fassen und ihre allgemeine Bedeutung nachzuweisen. In Schweden kämpft gegenwärtig die Mittelclasse als neue Gesellschaftsmacht, aber auch unter ihr regt sich eine neue Schicht, und schon in dem ersten Constitutionsausschusse war von den Ansprüchen der Unrepräsentirten als von einem „fünften" Stande die Rede. Man meinte freilich unter diesem fünften Stande ebenso wol die unrepräsentirte Mittelclasse als das unrepräsentirte Volk und war sich über die socialen Gegensätze keineswegs klar. Geijer fixirt die Gegensätze zwischen Mittelclasse und Volk, indem er nachweist, wie mit der Acceptation der Mittelclasse und ihrer politischen Distinction die Herrschaft des Vermögens beginnen werde. Er meint, man könne die Mittelclasse zwar in ihrer neugewonnenen Bedeutung anerkennen, aber man müsse ihre Ansprüche, ausschließend das Volk zu repräsentiren, zurückweisen. Dies hieße, sagt er, eine schon fertige neue Gesellschaftsbildung anerkennen und zugleich einer mehr umfassenden Platz machen.

Es liefert diese Auffassung den Beweis, daß der große Geschichtschreiber Schwedens sein Auge nicht so der socialen Weltbewegung verschlossen hat wie wir es mannichfach an unsern ersten deutschen Historikern zu rügen haben, mag seine Auffassung selbst auch immerhin noch so begrenzt und befangen sein wie wir es nachweisen wollen. Er hat den Punkt auf den es ankommt erkannt, mag er sich nun immer als monarchisch gesinnt beweisen und von der Zukunft noch ein allzu großes Heil von einer religiösen Entwickelung erwarten. Seine Ansichten über die Macht der Concurrenz und die Herrschaft des Vermögens, ebenso über das absolute Privateigenthumsrecht, welches die neue Zeit erst geschaffen hat, sind bestimmt und entschieden.

Der Durchbruch des Persönlichkeitsprincips gilt ihm als die große innere Ursache, aus der sich alle unerhörten Veränderungen der Neuzeit herleiten lassen. Die Declaration der Menschenrechte in der französischen Revolution war ein solcher mächtiger Durchbruch des Persönlichkeitsprincips. Allein wir müssen sogleich das religiöse Princip Geijer's an die Spitze stellen, um danach seine ganze Weltanschauung zu begreifen. Er sagt:

Das Verhältniß der Menschen zueinander wird im Innersten von ihrem gemeinschaftlichen Verhältnisse zu Gott bestimmt. Religion, sagt man, ist die Erkenntniß Gottes. Allein keine Erkenntniß kann rein gegeben oder einzig von außen mitgetheilt werden. Die edelsten Gaben sind die, welche man nicht als bloße Geschenke empfangen kann, sondern sich zugleich selbständig aneignen muß. Die Wahrheit ist vor Allem eine Gabe dieser göttlichen Art. Sie kann nicht verschenkt werden. Daraus folgt, daß das Wesen, welchem Gott den hohen Vorzug seiner Erkenntniß mitgetheilt hat, auch von ihm mit der selbständigen Fähigkeit ausgestattet sein müsse, die dazu erfodert wird, und daß von der Entwickelung dieser Fähigkeit ebenfalls die Weise Gott zu begreifen abhänge. Hat nun diese Fähigkeit von Gott selbst das Gesetz ihrer Entwickelung erhalten, so hat er auch von dieser Entwickelung die Beschaffenheit seiner eigenen Erkenntniß abhängig gemacht. Er hat es gethan, weil er nur mit einsichtsvoller, freiwilliger Unterwürfigkeit verehrt werden will. Das ist seine Ehre, das ist das Ziel seiner Schöpfung.

Eine mitgetheilte Selbständigkeit, sagten wir, sei die Bedingung für die Erkenntniß Gottes. Schon als mitgetheilt erhebt diese Selbständigkeit den Menschen über die Natur und ist aus derselben nicht erklärbar. Er muß diese Erklärung zugleich in sich selbst und obenüber sich selbst suchen. Alles Höhere aber ist dem Niedern unbegreiflich, wenn es sich nicht selbst mittheilt. So ist es gegangen mit dem absoluten Wunder, der eigentlichen Offenbarung, in welcher sich Gott, der ebenfalls über der Vernunft ist, zu dem Menschen herabgelassen hat. Daß Gott das von ihm geschaffene freie Wesen, in dessen Macht es also ebenfalls stand von ihm abzufallen, so sehr liebt, daß er dem dadurch in das Irdische versunkenen Menschen seinen Sohn, des Menschen Bruder, sandte, um durch den größten aller Liebesbeweise das Herz der Menschen zu bewegen, sich zu ihm zu bekehren: das ist Gottes Barmherzigkeit, die höher ist denn alle Vernunft. Die Liebe ist über der Vernunft.

Es kommt hier nicht darauf an, das Innere dieser christlichen Mystik genau zu prüfen und sie im Einzelnen zu widerlegen, nur die Anschauung Geijer's soll sich durch jene Worte fixiren. Er ist fern von aller Autonomie des Geistes und in seiner Auffassung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse tritt das christliche Element entschieden hervor. Für ihn ist das Christenthum nicht blos die Religion der Vergangenheit, sondern auch die heilbringende der Zukunft. Nicht genug, daß das Christenthum zuerst den menschlichen Persönlichkeitsbegriff in die Welt gebracht hat, die „mitgetheilte Persönlichkeitsidee des Christenthums" soll auch die Dissonanzen der Gegenwart und der Zukunft versöhnen. In dieser mystischen Anschauung liegt Geijer's Poesie, aber auch seine Schwäche und seine Unklarheit. Er sieht die Welt wanken, aber er hält Symbole fest und will mit ihnen die Welt noch einmal erlösen. Geijer knüpft die Rettung der Welt an den Himmel, die Freiheit der Person an die Mittheilung von oben, bei uns aber in Deutschland, wo der philosophische Proceß alle diese Illusionen verschlungen und aufgerieben hat, wird eine solche persönliche Freiheit nicht anders als persönliche Unfreiheit betrachtet werden können. Und wie das Christenthum, als es in den Institutionen des Staats und der Kirche seine kräftigste und großartigste Ausbildung fand, ganze Stände der Unfreiheit preisgab, so zweifeln wir auch, daß er im Stande sein wird, mit seinen alten Symbolen die Gesellschaft aus dem Zustande der Unfreiheit und Bedrückung zu befreien, zu dem sie eben unter der Entwickelung des Christenthums gelangte. Das Christenthum ist, nach unserer Ansicht, eine entschieden positive Religion. Seine positiven Satzungen sind eben das specifisch Christliche. Der consequenteste und vollkommenste Ausdruck des Christenthums war die Hierarchie des Mittelalters. Läßt man alles Positivchristliche, eben das Specifischchristliche fallen und stellt dafür das Phantasma einer „christlichen Liebe", einer sogenannten „Bruderreligion" auf, so mag man Alles haben was man will, aber man hat eben kein Christenthum. Nichts ist einseitiger und schwächlicher als wenn Diejenigen, welche sich die neue Weltgestaltung angelegen sein lassen, eine Verbindung zwischen ihrem Princip und dem Princip des Christenthums suchen. Dieses ist häufig bei den Communisten in Frankreich der Fall, aber auch in Deutschland kommt es vielfach vor. Man redet da von der christlichen Liebe, von dem „Urchristenthume", von der Gütergemeinschaft der ersten Christen und von Gott weiß für welchen Illusionen und berauscht sich in himmlisch-irdischer Seligkeit. Ein „Urchristenthum", weit genug um Alles hineinzulegen, zu reguliren, ist unmöglich, die Geschichte lenkt in keine alten Bahnen zurück und wenn man von der Gütergemeinschaft der ersten Christen jetzt ein so großes Aufheben macht, so vergessen unsere socialen Phantasten ganz und gar, daß sie rein aus der Nothwendigkeit des äußern Drucks und durchaus nicht aus einem geschlossenen Princip hervorging. Wenn Das socialistisch ist, daß sich das Christenthum über die privatrechtlichen Verhältnisse hinausgesetzt und dafür christliche Zustände geschaffen hat, so mag man das Christenthum socialistisch nennen; wenn aber die Auflösung der privatrechtlichen Verhältnisse zum Wesen des praktischen Socialismus gehört, so sind auch schon die ersten Anfänge des Christenthums in einem ganz entschiedenen Widerspruche mit Dem, was wir Socialismus nennen, denn sie lassen alle privatrechtlichen Fragen ganz auf sich beruhen, gehen darüber hinaus und befriedigen sich in einer abstracten Bruderliebe, in Gott, bei Christus, im Himmel, während die Welt immer mehr geknechtet wird und das Privatrecht sich immer härter gestaltet. So wird denn auch nun mit einem „Urchristenthume" und mit dem Princip der christlichen Liebe der Welt nicht geholfen werden können. Wir gebrauchen den menschlichen Ernst. Zwischen dem Princip der christlichen Liebe und dem Princip des entschlossenen Socialismus liegt eine ungeheure Kluft, zwischen ihnen ist keine Verbindung möglich. Die christliche Liebe kann das Jenseits nicht aufgeben, der Socialismus hat allen seinen Ernst auf das Diesseits gerichtet; die christliche Liebe schaut die jenseitige Gleichheit an, der Socialismus bekämpft die diesseitige Ungleichheit, der christlichen Liebe ist das Eigenthum werthlos, denn ihr Eigenthum ist Christus und sie verabscheut das Jagen nach irdischem Gute; der Socialismus bekämpft das Princip des Privateigenthums, weil er Jeden zum Genusse irdischer Güter berechtigt nennt u. s. w. Geijer nun steht auf dem Standpunkte der christlichen Liebe und es ist nach ihm der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche versöhnend in allem Menschlichen wirken sollen!

Das Persönlichkeitsprincip, wie es in der französischen Revolution durchbrach, kritisirt Geijer nun folgendermaßen:

Daß alle Menschen an Rechten gleich geboren werden und gleich bleiben, war der Grundsatz, welchen die Revolution an die Spitze der Declaration der Menschenrechte stellte. Er ist so wenig ein Axiom, daß er höchstens nur als Postulat gelten kann, welches die Untersuchung voraussetzt, worin die Menschen gleich sind und gleich bleiben. Denn sieht man auf die Wirklichkeit, so fällt im Gegentheil die natürliche Ungleichheit in die Augen. Man findet auch durch die Geschichte, daß in der That selbst alle Rechte erworben sind, ja, daß die sogenannten angeborenen Rechte — als Recht zum Leben, Besitz, Gewissensfreiheit — die am theuersten und langsamsten erworbenen sind und keineswegs der Pluralität der Menschen zuerkannt, sondern bei der Minorität, welche lange allein oder vorzugsweise Rechte besaß, ein Attribut von Macht und nicht von Recht waren. Denn das Recht findet sich nur insofern es gegenwärtig ist. Allein diese Natur der Gegenseitigkeit des Rechts ist auch die einzige Gleichheit desselben. Daß die menschliche Persönlichkeit im Allgemeinen das Subject der Rechte ist, wird damit anerkannt; allein der objective Umfang der Rechte ist nicht zu gleicher Zeit bestimmt. Man sieht die Gesetze diesen ungleich bestimmen. Nach dem Eintritte des Persönlichkeitsprincips in die Welt haben sie sich zuerst den Schluß aufdringen lassen, daß kein Mensch rechtlos sei. Dies war vor 1800 Jahren eine Neuigkeit. Ein anderer aus demselben Principe gefolgerter Schluß ist in diesen Tagen in die Welt gekommen, daß es nämlich im Staate keine andern

Grenzen für die Erwerbung von Rechten gäbe als die, welche für Alle gelten und in dieser Hinsicht aus dem gleichen Rechte Aller folgen. Dies ist die geheischte Gleichheit der Zeit vor dem Gesetze. Sie hat sich gegen alle alten verjährten Beschränkungen dieses allgemeinen Rechts gewandt. Wessen sie sich am deutlichsten bewußt, ist, daß sie dem Verdienste die Bahn des Wetteiferns nach allen Richtungen hin eröffnet habe.

Also für Geijer ist die gleiche Berechtigung aller Menschen nur ein Postulat, welches im Einzelnen bewiesen werden muß! Mit diesem Maßstab kritisirt er die Declaration der Menschenrechte! Den richtigen Punkt der Kritik hat er vollkommen verfehlt, nämlich den, daß die französische Revolution nur politisch frei und gleich machen wollte und die sociale Ungleichheit bestehen ließ, daß sie über die Form den Inhalt versäumte. Die Folge dieser Versäumniß ist eben die sociale Bewegung im Kampfe mit dem politischen Formalismus. Die politische Freiheit und Gleichheit hat es bis zur freien Concurrenz gebracht, von welcher Geijer richtig sagt, daß sie, nachdem sie in die Gesellschaft eingetreten ist, sich in allen Consequenzen geltend zu machen sucht und daß Alles, was man liberale Ideen nennt, von diesem einzigen Gedanken umfaßt wird.

Bei der Entwickelung der Concurrenzverhältnisse zeigt Geijer sich unparteiischer und freier von seinen historischen und religiösen Voraussetzungen als sonst. Er sagt, der Liberalismus sei allmälig dazu gekommen, an seinem eigenen Princip zu verzweifeln, an dem Princip der freien Concurrenz. Die Einzelheit der neuen Classe, der Mittelclasse, welche sich gebildet habe, bestehe darin, daß ihre Grenze nach oben unbestimmt ist, sodaß sie ebenfalls die wahren Interessen der höhern Classen in sich aufnehmen kann und in der That immer mehr mit sich vereinigt; nach unten dagegen sich immer schärfer bestimmt und in Rücksicht auf die Masse des Volks ausschließend wird. Die Grenze ist die des Vermögens geworden und ein gewisser Betrag von Vermögen Bedingung für alle Ausübung politischer Rechte. Die socialen Folgen der Geldherrschaft läßt Geijer unberücksichtigt, er beobachtet eben nur die politische Seite, aber er ruft aus:

> Daß die alte Gesellschaft allzu sehr auf das Recht des Stärkern gebaut war, ist, was wir derselben vorwerfen. Indessen was wäre die freie Concurrenz, wenn diese nur ein neues Mittel würde, den Schwachen zu unterdrücken und wieder in die Gesellschaft das Recht des Stärkern einzuführen? Was wäre die gefeierte Befreiung der Arbeit, wenn sie in ihren Folgen die Unfreiheit des Arbeiters mit sich führte? Was Aufklärung, wenn sie der beständig wachsenden Menge der auf den Grenzen der jetzigen Gesellschaft irrenden Anhaltslosen und Besitzlosen alles Das nur lehren sollte, zu dessen Entbehrung sie verurtheilt zu sein scheinen? So sind die Fragen, bei deren Beantwortung auch der Freisinnigste mit dem Auge auf die Zeichen der Zeit zurückzustutzen und sich zu bedenken anfängt.

Wenn in der That der Mittelstand immer mehr auf das Gebiet der frühern Stände eingedrungen sei, so könne er, meint Geijer, einzig und allein seinen Platz durch Erfüllung aller Pflichten des Mitbürgers und Menschen behaupten. Dazu gehöre aber auch die Anerkennung alles menschlichen Rechts, und da sich der Eintritt der menschlichen Rechte eigentlich in der freien Concurrenz zeige, so umfaßt dies zugleich das Anerkennen dieses Princips in allen seinen Folgen. Dieses Anerkennen ist es, wovor der Liberalismus der Mittelclasse zurückstutzt. Die Concurrenz, welche Geijer verlangt, ist wirklich eine Concurrenz der menschlichen Kräfte und nicht, wie bei Arnd, eine privilegirte Concurrenz des Capitals, des Besitzes. Wir wollen Geijer sich im Wesentlichen selbst entwickeln lassen:

> Die Arbeit ist beweglich, wie könnte das Vermögen festbleiben? Es ist die freie Concurrenz, welche die Arbeit losgemacht und dadurch die neue Beweglichkeit des Eigenthums verursacht hat. Weswegen ist diese Bewegung so zum Schaden des Schwächern ausgefallen, sodaß Der, dessen einziges Capital seine Arbeitskraft ist, auch mit unverdrossener Anwendung derselben so oft der Gefahr preisgegeben wird, in eine immer tiefere Abhängigkeit zu versinken? Was ist es, was den Werth des persönlichen Capitals herabsetzt, da die Bahn nach allen Richtungen der Arbeit freigegeben ist? Es muß sich ein Vortheil außer der Arbeit finden, welcher auf der Bahn des Wetteifers einen entschiedenen Vorzug gibt. Es gibt ein solches Plus, welches im voraus Die des Sieges vergewissern könnte, die im Besitze desselben sind. Dieses Plus in der Arbeit ist die abgethane Arbeit und das Dispositionsrecht über dieselbe. Allein das Capital an und für sich selbst und im unpersönlichen Sinne ist in der That selbst blos die abgethane Arbeit, und das Geld, welches eine abgethane Arbeit repräsentirt, ist gerade deswegen ein Tauschmittel für neue. Die durch das Geld repräsentirte Macht des Capitals sollte also auf die capitallose Arbeit unterdrückend wirken können. Dies stimmt mit der allgemeinen Ansicht überein, was in unsern Tagen auf adelige Herrschaft, priesterliches Ansehen und königliche Macht gefolgt, das sei die Plutokratie — sei die Gewalt des Reichthums, sei die Gewalt des Geldes.

Wie aber die Macht des unpersönlichen Capitals, die Macht des Geldes so unvortheilhaft auf das persönliche Capital, auf die einzelne Arbeitskraft wirken könne, das liege in dem gegebenen Übergewicht der collectiven Arbeit über die isolirte Arbeit. Das Capital ist das Mittel, durch welches sich die collective Einheit der Arbeit in demselben Grade entwickelt wie die Vertheilung der Arbeit. Es zieht den isolirten Arbeiter zu sich, es vereinigt ihn in große Massen, es vermittelt alle Vorzüge der großen Industrie vor der kleinern: zu gleicher Zeit größere und bessere Production mit geringern Productionskosten. Das Fortschreiten auf der Bahn, welche den Arbeiter immer mehr von seinem Brotherrn abhängig und währenddeß sein eigenes Schicksal dennoch immer unsicherer macht, ist ebenso schleunig als unvermeidlich.

Die Ursache dieses Zustandes findet Geijer darin, daß, während man dem wachsenden Antheile der Intelligenz an der Arbeit nach einer Richtung freien Spielraum gelassen, man fortfährt, ihn in einer andern zu hemmen; daß, während man sagt, man huldige der freien Concurrenz, man in der That selbst das Princip nicht in allen seinen Folgen anerkannt oder wenigstens die einzige, aber nothwendige Voraussetzung übersehen und verkannt habe, unter welcher ihre Folgen sich frei entwickeln und möglicherweise allgemein wohlthuend werden können.

So kommt denn auch Geijer auf das Princip der Association. Es wird von Interesse sein, einen Mann wie ihn darüber selbst zu vernehmen:

Das Übel wird überall vom Volke, von den Regierungen gefühlt und beide haben einschreiten wollen, jedes auf seine Weise. Bei dem Volke hat sich dies blos als Gefühl einer Krankheit geäußert, die ihr eigenes Heilmittel nicht kennt. Der Proletarier, deren Masse in der modernen Gesellschaft unaufhörlich wächst, protestirt gegen das Eigenthum: er thut es in der That, er hat es angefangen in Lehre und Überzeugung zu thun. Die Statistik der Criminalfälle gewährt Belege zu Jenem, der Communismus, dessen einziger Glaubensartikel die Foderung der Gemeinschaftlichkeit und Gleichheit des Eigenthums ist, gibt Belege zu Diesem. Der Socialismus steht eine Stufe höher, wenigstens innerhalb des Gebiets der Vernünftigkeit. Er arbeitet mit Dem, was man die Organisation der Arbeit nennt, nach der an und für sich richtigen Voraussetzung: daß die kleinen Capitalien zusammengelegt und recht verwaltet wie die großen und zum Gewinne aller Theilnehmer wirken müßten. Und es ist wahr: das Associationsprincip ist ein Rettungsmittel der Zeit, allein gewiß nicht blos das industrielle. Hierzu wird erfodert, daß das Associationsprincip selbst ein höheres, ein edleres Leben erhalte, daß es von dem wahren Gesammtheitsgeiste, der jetzt in der Commun, der Corporation, dem Stande seine alte politische Bedeutung verloren hat, belebt werde. Wie eng die Socialisten ihr Princip gefaßt haben, erscheint schon daraus, daß sie immer mehr Religion und Staat beiseite lassen. Auf eine wichtige, an die Gesetzgebung gerichtete Foderung haben sie indessen hingewiesen. Schon lange ist es anerkannt gewesen, daß weder die criminelle noch die civile Gesetzgebung ein Werk der Willkür oder des Zufalls sein dürfe. Die Zeit ist da, wo sich dieselbe Foderung immer mehr auf die ökonomische Gesetzgebung der Gesellschaft erstreckt, wo man immer deutlicher einsieht, daß es sich in dieser nicht weniger als in jener von Jedermanns Recht handele; woraus, da das Geld selbst unter den Gesetzen der Arbeit steht, besonders folgt, daß die Gesetzgebung, welche, anstatt sich hiernach zu richten, das Geld willkürlich zu schaffen oder zu reguliren sucht, zu gleicher Zeit unvermeidlich die Arbeit desorganisire.

Wie die Regierungen bis jetzt auch versucht, gegen das Übel einzuschreiten, nichts habe gefruchtet; daraus folge denn deutlich, daß die Kraft des moralischen, persönlichen Capitals verstärkt werden müsse, wenn es nicht immer mehr unter der Macht des unpersönlichen, des materiellen Capitals erstickt werden solle, ein solcher Zweck aber sei nur zu gewinnen durch das Associationsprincip.

(Die Fortsetzung folgt.)

Portugiesische Dichter.

Der Verf. der „Revelations of Spain", T. Hughes, gibt in seinem neuesten Werke „The ocean flower, a poem", unter welcher „Blume des Weltmeers" er die Insel Madeira besingt, zugleich eine übersichtliche Darstellung der Entdeckungen der Portugiesen und der Geschichte ihrer Seefahrten, endlich eine Abhandlung über die portugiesische Literatur zum Besten. Er bemerkt in letzterer, mit Ausnahme von Camoens wisse man im übrigen Europa nur sehr wenig von portugiesischen Dichtern. Jedoch dürfe man, weil der Schatten dieses großen Sängers die Übrigen ins Dunkel gestellt, nicht annehmen, Portugal entbehre anderer Dichternamen von Auszeichnung und Verdienst. Denn wenn man in der Zeit nach dem Tode Camoens' bis zum vorigen Jahrhundert nur auf Nicolao Luiz als einen Dichter vom ersten Range stoße, dessen „Ignez de Castro" ein herrliches und classisches Trauerspiel sei, so habe Portugal gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Dichter hervorgebracht, die sich den besten anderer Völker zur Seite setzen könnten. Als ein solcher wird zuerst genannt Francisco Manoel do Nascimento oder mit seinem Schriftstellernamen Filinto Elizio. Er war ein Geistlicher von großer Gelehrsamkeit und vielen Kenntnissen, aufs innigste vertraut mit dem Geiste der classischen Literatur, aber der Inquisition von viel zu liberaler Gesinnung, als daß sie ihn in Ruhe gelassen hätte. Er entfloh ihren Verfolgungen und lebte mehre Jahre theils in Frankreich theils im Haag. Ein wie glühender Freund seines Vaterlandes er auch war, so ward ihm das Glück nicht beschieden, dasselbe wiederzusehen. Er hat sehr viel geschrieben und zeichnete sich mehr in erhabener Lyrik als im erotischen Genre aus, obwol er auch darin sehr fruchtbar war. Man macht ihm trotz seiner Eleganz die Nachahmung lateinischer Formen und Redensarten zum Vorwurf. Ein anderer zu derselben Zeit lebender Dichter, Manoel Maria Barbosa du Bocage, genoß gleichfalls als solcher eines bedeutenden Rufs. Er starb 1805; in der humoristischen Grabschrift, die er sich selbst setzte, bezeichnete er sein Leben als ein fortdauerndes sociales Wunder. Seine Excentritäten brachten ihn ins Gefängniß; um der Haft zu entkommen ließ er seine Muse sich demüthigen und dem allmächtigen Minister Pombal einige Schmeichelverse widmen. Bei den Mönchen stand er hoch in Gunst und wochenlang war er ein gerngesehener Gast in ihren Klöstern, bis er sie sich durch einige seiner beißenden Satiren zu Feinden machte. Schwelgte er nicht in den Klöstern umher, so tafelte und zechte er bei seinen reichen weltlichen Bekanntschaften; doch gab es auch Zeiten, wo er sich dem größten Elende preisgegeben sah. Seine dichterischen Talente waren vorzugsweise geselliger Natur. Er war vielleicht der erste Stegreifdichter, den die Welt je hervorgebracht. Kann man Filinto Elizio den Horaz der Portugiesen, so kann man Bocage ihren Ovid nennen, ja er vereinigt auf wunderbare Weise die Gaben dieses römischen Dichters mit denen Tibull's und Martial's. Meister seiner Muttersprache kam er im Wohlklang des Verses fast dem großen Camoens gleich. Seine Liebesgedichte sind wahrhaft bezaubernd; auch hat wol selten ein Volk einen bessern Übersetzer aufzuweisen. Unter den gegenwärtigen Dichtern Portugals ist nur einer von Auszeichnung. Es ist dies Senhor Almeida Garrett, der Führer der ultraliberalen Opposition am Landtage; wie als Dichter, so als Redner ist er hoch begabt, obwol ursprüngliche Gedankenfülle ihm versagt scheint. Seine Prosa ist glänzend und gewaltig. Seine Dichtungen sind zahlreich und nicht der geringste ihrer Reize sind die Gelehrsamkeit und der Reichthum seiner Kenntniß des Alterthums, die sie beurkunden. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 48. — 17. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Wir haben gesehen, daß der Geschichtschreiber Schwedens sich in Beziehung auf die Concurrenz und die Herrschaft des Geldes zu Grundsätzen bekennt, welche ganz socialistisch genannt werden können, wir müssen nun aber auch nachweisen, wo er dem Socialismus entschieden den Rücken zuwendet. Verfolgen wir seine Erörterungen über das Associationsprincip:

Man kann den Charakter der socialen Umwälzung, welche wir täglich vor Augen sehen, mit den Worten bezeichnen, daß der Staat mit dem Auseinandersetzen des Bankrotts der Corporationen beschäftigt sei. Gewiß hat er dadurch allzu viel zu schaffen bekommen, und wird ihm nicht bei Zeiten von einem neuen Associationsprincipe beigesprungen, so ist er wahrscheinlich der Aufgabe nicht gewachsen. In industrieller und finanzieller, in literarischer und wissenschaftlicher, in moralischer und religiöser Hinsicht zeigt sich dieser neue Associationsgeist. Alle diese Associationen, Gesellschaften, Vereine zu eigenen und allgemeinen Zwecken gehören zu den Zeichen der Zeit. Dies ist die mit der Beweglichkeit der Arbeit ebenfalls beweglich gewordene Corporation, in welcher die anrückenden Hülfstruppen des neuen Staats sichtbar werden. Allein der eigentliche Ausdruck des Gesammtgeistes ist der Staat. Er hat seine Zeit in den Ständen gehabt, von denen ein jeder auf seine Weise einmal die ganze Gesellschaft zu beherrschen gesucht hat. Sie sind einzeln genommen blos Ausdruck des unvollständigen Associationsprincips. Das eigentliche Leben dieses ist politisch. So hat es sich einmal bei einer herrschenden Priesterschaft, bei der aufblühenden freien Commun geäußert; bis nach gegenseitigen Kämpfen das Aggregat von Corporationen, welches die Gesellschaft des Mittelalters war, unter die Gewalt der Staatseinheit und Königsmacht fiel. Diese äußere Staatseinheit ist endlich umgeschlagen und hat sich als Bedürfniß einer innern Staatseinheit bei dem Volke entzündet. Dieses Bedürfniß hat das Bewußtsein erzeugt, daß keine Classe von den Mitgliedern der Gesellschaft jetzt von der Theilnahme ebenfalls an den politischen Rechten ausgeschlossen werden dürfe. Es ist das politische Leben, was bis zum Volke herabgedrungen ist. Dies anerkennen heißt blos Das anerkennen was ist.

So ist Geijer denn glücklich von seinem socialistischen Anfluge wieder auf den politischen Grund und Boden zurückgekehrt! Staat und Religion sollen die Regulatoren der Zukunft sein. Die Religion läßt die Persönlichkeit nicht frei werden, sondern bindet sie als eine „mitgetheilte von oben"; der Staat, nachdem Geijer einmal gesagt hat, daß die Gleichheit der Menschen kein Axiom, sondern nur ein Postulat sei, welches im Einzelnen bewiesen sein müsse, tritt mit seinen politischen Foderungen trennend und ungleich berücksichtigend ein; er macht sein ganzes historisches Material geltend und diesen historischen Spaltungen und Gegensätzen gegenüber setzt Geijer in dem Königthume die Idee der Staatseinheit. Es kommt uns hier nicht darauf an, eine Deduction seines politischen Bewußtseins zu liefern, nur seine sociale Auffassung kann uns beschäftigen, und da leuchtet es denn ein, daß sie, ungeachtet des richtigen Blicks, welchen er in das Wesen der Concurrenz und in die Stellung des Volks zur Mittelclasse geworfen hat, noch sehr befangen geblieben ist. Er sagt, die Socialisten haben ihr Princip zu eng gefaßt, weil sie immer mehr Staat und Religion beiseite lassen, aber gerade im Gegentheil, indem sie dieses thun, beweisen sie die Weite ihres Princips und die Größe ihrer Foderung. Bei Geijer ist der Begriff der Gesellschaft noch nicht weder mit den historischen Formen der Politik noch mit den Symbolen der Religion in Widerspruch gerathen, er möchte sich unter ihnen entwickeln und ihnen accommodiren und Religion und Staat als Herrscher und Ordner anerkennen; der socialistische Gesellschaftsbegriff hat Religion und Staat durchbrochen und sich auf eigene Kosten gestellt. Es gab eine Zeit als die Religion in ihrer wirklichen Erscheinung, der Kirche, die Welt beherrschte und der Staat ihr vollkommen unterthan war; allmälig rückte der Staat an den Platz der sinkenden Kirche und die Einheit des Staats, das politische Recht wurde der Regulator der Welt und des Lebens, im Gange der Neuzeit aber sehen wir, wie Europa in seinen politischen Gestaltungen immer mehr erschöpft und die Wirkungen des constitutionnellen Regiments kein besseres Resultat liefern als die des monarchischen. Da tritt eine neue Macht hervor, die Macht der Gesellschaft, zugleich die älteste Macht, älter als der Staat, den man sich nie ohne Regierungsmacht wird denken können. Ist es nun natürlich, die politische Form des Staats als den Beherrscher der neuen Ordnung anzuerkennen und geräth der historische Staat nicht überall in einen entschiedenen Conflict mit ihr, z. B. kann der Staat das Proletariat aufheben, kann es die Sache des Staats sein, eine Regelung des Arbeitslohnes geltend zu machen? Zwar redet man häufig von einem freien

Staate, von einem Staate der Zukunft, auf dem man als tabula rasa operiren will, aber eben nur Das ist der wirkliche Staat, als was er sich historisch entwickelt hat, mit seinem ganzen politischen Formalismus, mit all seinen ungleichen Berechtigungen und Foderungen. Er kann nicht der Herr der neuen Ordnung sein, er ebenso wenig als die Religion. Dieser Gegensatz zwischen dem neuen Princip und dem alten ist für Geijer noch verschleiert geblieben, es ist aber nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Schweden von der großen Krisis, welche das mittlere Europa immer gewaltiger erfaßt, nur erst sehr mittelbar berührt wird, und wir mögen in den Entwickelungen des großen Geschichtschreibers über die Concurrenz u. s. w. immerhin die Überzeugung gewinnen, daß auch dort der neuen Weltordnung vorgearbeitet wird und die Gegensätze, wo sie bis jetzt noch nicht klar geworden, sich allmälig immer bestimmter herausstellen werden.

Nr. 3. Bettziech, „Geld und Geist". Wir wüßten nicht zu sagen, daß die Lecture dieser Schrift einen besondern Eindruck auf uns gemacht hätte und daß sie ein erheblicher Beitrag wäre zur Lösung der socialen Frage. Sie ist etwas allzu sehr ein berliner Product, es fehlt ihr die Ruhe, der Ernst; statt der gründlichen Erörterungen tritt uns überall eine journalistische Flüchtigkeit entgegen und Facta und Notizen, aus Journalen und statistischen Tabellen bekannt, sind mit socialistischer Prädicantenmanier zu einem unvollständigen Ganzen verbunden. Diese Schrift, welche zwischen Broschüre und Buch hin- und herschwankt, arbeitet etwas allzu sehr auf den bloßen Effect los, zuweilen witzelt sie, zuweilen heult sie und Beides wollen wir nicht, wo nur der sichtende Ernst in seinem Berufe ist. „Geld und Geist" besteht eigentlich nur aus verschiedenen Journalaufsätzen ohne innere Einheit, wenn wir nicht die Declamation, welche von Anfang bis zu Ende durch das Buch geht, dafür nehmen sollen.

Zuerst predigt der Verf. gegen die Autokratie des Geldes: „Entthronung des Geldes, des Rothschildismus, des furchtbarsten Fetischismus." Er sagt:

> Wollen's ehrlich versuchen, das Geld wieder auf sein Nichts zurückzuführen und nachzuweisen, daß der goldene und silberne, lockende Schein kein eigener, nur ein geborgter sei, wie der Mond, dieser kolossale Louisdor des Himmels, nur mit dem Lichte der Sonne die Nächte schwach beleuchten kann.

In diesem Tone geht's weiter. Was der Verf. nun versucht, das ist schon lange vor ihm geschehen und über das Verhältniß der Production zur Consumtion, des Lohnes zur Arbeit ist längst Besseres gesagt worden als er zu sagen vermag. Der Verf. behauptet, das Geld sei Selbstzweck geworden und darin beruhe der Grund alles Elends. Nichts ist unwahrer als diese Behauptung. Zwar beherrscht das Geld alle Zustände des Lebens, aber es selbst steht wieder unter einem höhern Gesetz, es ist Bedingungen unterthan, die sich durchaus nicht auf den todten Selbstzweck des Geldes zurückführen lassen. Keine Zeit widerspricht der leeren Behauptung des Verf. so stark als die unserige. Das Geld ist ihr nur ein Mittel, aber darin, daß es ein Mittel für Alles geworden, daß es die Welt in „Bemittelte" und „Unbemittelte" getheilt hat, äußert es seine furchtbaren, zerstörenden Wirkungen. Der Verf. geht also in seinen Phantasien sogleich von einem unwahren Vordersatze aus und muß sich, in Folge dessen, immer mehr in eine unbestimmte Declamation verlieren. Wir erhalten da denn auch wieder ein hübsches staatliches Utopien; „es komme nur darauf an, daß der Staat zu seinem Begriffe komme, sein Wesen und seine Aufgabe erfasse und durchführe"; der „Staat" soll die „Volkskraft sichten und erlösen" können. Wenn der Staat das Heil der Zukunft bringen kann, so macht der Verf. ihm darin den stillschweigenden Vorwurf, daß er allein Schuld sei an dem jetzigen Elend des Volks! Er hätte ja den „furchtbarsten Fetischismus" nicht aufkommen lassen müssen! Das Eine ist ebenso falsch als das Andere! Die Association besiegt, nach dem Verf., den „Rothschildismus" nicht, aber so beschränkt ist sein Gedankenkreis, daß er sich außer Stande zeigt, das Princip der Association zu begreifen und aus ihrer Unzulänglichkeit im Einzelnen die Unzulänglichkeit ihres Princips nachweisen will! So local-berlinisch wird er, daß er sich einbildet, die Unzulänglichkeit der Association gezeigt zu haben, indem er berichtet, es bestehe in Berlin eine „geheime Association" zwischen Fleischern und Bäckern; Fleisch und Brot seien bei gesteigerten Preisen des Materials wol theurer, aber die Preise nicht wieder herabgesetzt worden, nachdem die Preise des Materials gefallen waren! Was ist gegen ein solches Weißbier-Philister-Raisonnement zu sagen!

Die „Concurrenz" gibt dem Verf. nun Gelegenheit, recht dicke Schlaglichter aufzusetzen. Die „Concurrenz" ist den socialistischen Prädicanten ganz so ein Schlagwort geworden wie den politischen Liberalen Volksvertretung, Öffentlichkeit und Mündlichkeit u. s. w. Wem es interessant ist, etwas Näheres über den Einfluß der Concurrenz auf die berliner Lebensverhältnisse zu erfahren, der wird hier mancherlei Journalnotizen zusammengetragen finden, eine bestimmte Auffassung des Concurrenzprincips, eine allgemeine Entwickelung desselben erwarte man nicht. So predigt der Verf. z. B. äußerst eifrig gegen die „Nippsachen" der berliner Damen. Es ist aber seltsam, wie der Verf. das Princip der Concurrenz verkennt. Er eifert z. B. dagegen, daß die 15 Schornsteinfeger Berlins durch policeiliche Maßnahme gegen Vermehrung geschützt sind und daß dasselbe auch bei den Apotheken, Gasthöfen und Droschkenkutschern gilt. Wie gleichgültig ist eine solche Ausnahme für das durchwirkende Princip der Concurrenz, sie schwächt es weder noch steigert sie es; nur wenn man der Concurrenz des Capitals die Concurrenz der befreiten Arbeitskraft oder die Organisation der Arbeit entgegenstellt, kann sie richtig kritisirt werden. Ob innerhalb des Capitalmonopols und bei der allgemeinen Anerkennung des

Concurrenzprincips hier und da auch noch Schutz gegen weitere Concurrenz stattfindet, ist für die große Frage nicht anders als vollkommen gleichgültig zu nennen! Aber freilich, in dem unklaren Gedankengange des Verf. spielt das politische Element, der „Staat" und Alles, was er thun und lassen soll, eine nicht unbedeutende Rolle. Keineswegs ist der Verf. irgendwie über den Standpunkt Louis Blanc's hinausgekommen.

Wenn der Verf. mit berliner Localfarben malt, gefällt er uns weit besser als wenn er allgemeine Standpunkte einnehmen und behaupten will, z. B.:

> Eine eigenthümliche Frucht des städtischen Gelddienstes sind die berliner Laufburschen. Diese Laufburschen sind weder Männer, noch Jünglinge, noch Knaben, weder Gesinde, noch Tagelöhner, noch Hausdiener, sie sind alles und nichts, sie sind General-Stadtposten u. dgl. Man klagt allgemein über ihre Veruntreuungen, Lügen und Betrügen, über ihre Tücke und Verschmitztheit. Sie bilden wie die Lohnbedienten (auch ein Product der Geldherrschaft) eine Art Zunft und haben wie diese ihre Herbergen und Niederlagen. Es soll über 2000 professionirende Burschen der Art von 12—16 Jahren in Berlin geben, die überall herumlaufburschen von Dienst zu Dienst, bis sie, in allen Arten der Betrügerei routinirt und moralisch ruinirt, nicht mehr als Laufburschen unterkommen und nichts gelernt haben. Sie lassen sich dann zu freien Rittern der Industrie schlagen und suchen so lange als möglich als Gauner, Vagabunden und Spitzbuben auf flottem freien Fuße zu leben. Ungefähr 200 dieser Burschen sind beständig brotlos. Ihr einziger Trost ist im Intelligenzblatt die Rubrik: „Dienste und Beschäftigungen, wozu Personen verlangt werden." Hier geht es stets auf Tod und Leben. So haben denn mehre Kellerschänken diese Verhältnisse speculativ genug benutzt. Sie erhalten täglich gegen geringe Zahlung vom Intelligenzcomptoir jene Rubrik besonders voraus. Damit locken sie brotlose Bediente, Arbeiter und Laufburschen in ihre Fuselhöhlen, wo sie natürlich wenigstens für einen Dreier spirituösen Trost zu sich nehmen. Der Junge von 12—14 Jahren setzt auch eine Ehre darein, möglichst viel Schnaps vertragen zu können. So blühen diese milchbärtigen Knaben bald mit rother Nase und vergiften sich körperlich und moralisch. Der „angestellte" Laufbursche bleibt seinem Keller treu und hält die brotlosen Collegen von dem Ertrage seiner Betrügereien frei u. s. w.

Auf dem Felde dieses Berlinismus, in der Verspritzung von berliner Localtinten ist der Verf. weit besser zu Hause als in der allgemeinen theoretischen Behandlung principieller Fragen; dafür reicht weder das Material, über welches er gebietet, aus, noch überhaupt der berlinisch-beschränkte Horizont seiner Bildung. Interesse verdient, was der Verf. über das berliner Zeitungswesen sagt, nicht vom ideellen Standpunkte aus, sondern vom Standpunkte des Rechts zu leben, materiell zu existiren; dies ist für ihn eine „Messer- und Gabelfrage", und es ist allerdings ein auffallender Anachronismus, daß man in Preußen im Bereiche der Freiheit die Beschränkung und Hemmung gesetzlich bestehen läßt, während man im Kreise der Unfreiheit, im materiellen Thun und Treiben, die Freiheit zum Principe erhoben hat. Der Verf. sagt über das berliner Zeitungswesen:

> Was in Berlin selbst erscheint, hält man in der Regel für das Schlechteste, was in Bezug auf die preußischen Zeitungen auch sehr genau zutrifft. Jeder, der Zeitungen liest und kennt, wird zugeben, daß die Voß'sche und Spener'sche Zeitung unter allen preußischen Tageblätttern an Inhalt und Form die unterste Stelle einnehmen. Ihre in geistiger Beziehung und Vergleich zu andern Zeitungen niedrigste Industrie steht gleichwol in materieller Hinsicht am höchsten. Die Zeitungen sind nämlich privilegirt; neben ihnen dürfen sich keine neuen Organe der Zeit aufthun. Während materielle Arbeitskräfte sich ungezügelt bekriegen dürfen, ist es den geistigen Kräften, wo der Krieg der Vater alles Guten, Rechten, Wahren ist, unmöglich aufeinander zu platzen. „Lasset die Geister aufeinanderplatzen!" sagt Luther. So sitzt die Talentlosigkeit hier sicher und fest in ihren Privilegien und zieht alljährlich Massen Geldes aus dem Volke, von welchen unzählige tüchtige Arbeiter im Weinberge des Herrn leben könnten. Daß solche privilegirte Zeitungen auch den Sinn für Öffentlichkeit und sociale und politische Bildung überhaupt niederhalten, geht schon aus der Geldtaktik derselben hervor. Einige handwerksmäßig-thätige und talentlose Leute besorgen den Zeitungsinhalt. Ist da etwas zu berichtigen, besser darzustellen, wahrer, eindringlicher, ist Jemand geistig oder materiell beleidigt, ist eine Tagesfrage, ein öffentliches Interesse schief und einseitig oder gar lügenhaft dargestellt, so entsteht in allem Betreffenden die Nothwendigkeit, das Nöthige dagegen zu sagen an demselben Orte, in derselben Zeitung. Dazu hat jeder Betreffende und jeder Betroffene ein Recht und die moralische Pflicht. Will er aber sein Recht ausüben, seine Pflicht thun, so muß er sich erst die Erlaubniß dazu à Zeile 2 Sgr. erkaufen. Die Wenigsten haben Geld genug, der Öffentlichkeit immer mit Opfern zu dienen. Ganz natürlich ist schon deshalb die Abneigung und der geringe Sinn für Öffentlichkeit, weil sie als Geldinstitut in den Händen einiger Menschen ist, die sich in Berlin noch dazu durch entschiedene Talentlosigkeit als unfähig beweisen. Wodurch hat Hr. Lessing seinen Beruf, ein Organ der Presse zu leiten, je bekundet? Wodurch hat es Hr. Dr. Spiker gethan? Haben sie werthvolle publicistische Werke geschrieben? Haben sie dem Staate, dem Volke, dem Gemeingeiste irgendwie besondere Dienste geleistet? Daß ich nicht wüßte! So lange solche privilegirte Institute die Öffentlichkeit fortwährend beeinträchtigen und ausbeuten, ist an kein Gedeihen und Erstarken einer öffentlichen Meinung und eines sittlichen, politischen Gemeingeistes zu denken. Die privilegirte „Kölnische Zeitung" bringt dem privilegirten Eigenthümer, Buchhändler Dumont, jährlich über 21,000 Thaler „reinen" Überschuß. Davon könnten 24 deutsche Geister prächtig leben und schaffen, jetzt fallen sie einem einzigen Buchhändler zu, der als solcher nicht einmal was Rechtes für die deutsche Literatur zu thun versteht. Stockholm hat mit 80,000 Einwohnern sechs politische Zeitungen, Berlin mit beinahe 400,000 Einwohnern nur zwei, denn die „Preußische Allgemeine" kann man gar nicht mitzählen. England hat über 370 größtentheils politische Zeitungen, welche zum Theil in der ganzen Welt gelesen werden, Preußen dagegen unter mehr als 450 Zeitschriften nur 42 politische für 15 Millionen Einwohner, zu denen doch noch einige Millionen andere Deutsche kommen, die sich für Preußen interessiren. Schweden hat für seine 3 Millionen Einwohner 120 Zeitschriften, unter denen gewiß mehr als 42 politische sein werden. Just in Preußen, dem Staate der Intelligenz, ist die erste und frischeste Quelle der Intelligenz, die Presse, am dürftigsten.

Wo dem Verf. keine Localverhältnisse zu Hülfe kommen, zeigt er sich ziemlich unfähig zur selbständigen Behandlung der großen socialen Fragen. So findet sich denn in der ganzen Schrift auch eigentlich kein einziger Aufsatz, der auf eigenen Füßen stände, der ein wahrhaftiges Studium des Verf. verriethe. Er hat als Journalist eine Menge verschiedener Bücher und Broschüren, aber wie es scheint ohne Ordnung gelesen, die Grundzüge dieser verschiedenen Bücher zieht er aus und umwirft dieselben mit einem pathetischen, social sein sol-

lenden Raisonnement. Stilch hat ihm gesagt, das Geld sei Selbstzweck geworden und er sagt es getreulich nach; L. Blanc und selbst A. Weill müssen für die Concurrenz als Stützpunkte dienen. Was über Landgemeinden gesagt wird, ist kaum etwas Anderes als ein Auszug aus der Schrift: „Die Landgemeinde in Preußen“ von M. v. Lavergne-Peguilhen. Das Positive im Aufsatze „Der Geldfleiß“ lehnt sich wieder an Hoffmann's Broschüre „Die Macht des Geldes“ an, woraus denn auch wörtlich die Mittel gegen die Macht des Geldes angegeben werden u. s. w. Mit einem Worte, wir haben es hier mit einem Journalisten zu thun, der es verschmäht hat, eigene, gründliche Studien zu machen und sich befähigt glaubt, durch Zusammentragung einer ungeordneten und unverarbeiteten Lecture und Piquanterien auf einem Gebiete erscheinen zu dürfen, wo nur der größte Ernst und die reinste Selbständigkeit berechtigt werden kann. Wir müssen eine solche Frivolität um so stärker rügen, je mehr es zu fürchten ist, daß wir durch sie einen Wust sogenannter socialer Literatur erhalten, welcher die eigentliche Frage nur verdunkeln und die Empfänglichkeit für sie und ihre Consequenzen mit seinem leeren Pathos verderben kann.

So unselbständig, schwach, ungleichmäßig und inconsequent der Verf. nun schon da ist, wo er sich an einer Kritik des Bestehenden versuchen wollte, so ganz unfähig wird er da, wo er anfängt, von der „Organisation der Arbeit“ zu peroriren. Der arme Mann kann auch hier wieder nichts Anderes thun als sich an Hoffmann lehnen. Bei den Handwerkern soll dadurch eine „Organisation der Arbeit“ erreicht werden, daß die Gesellen sich wieder fester an den Meister schließen und mit ihm an seinem Familientische essen; die Fabrikarbeit soll dadurch organisirt werden, daß der Fabrikant verpflichtet wird, seine Arbeiter zu versorgen und „dadurch würden die Menschen einander so befreundet und genähert, wie sie sich jetzt entfremdet und entgegengesetzt werden“; bei den Landbebauern soll es verhältnißmäßig ebenso sein, „und das Taglöhnerwesen, diese Quelle des dörflichen Pauperismus, würde allmälig verschwinden“ u. s. w. Nachdem der Verf. anfangs mit lautem Geschrei gegen die Concurrenz zu Felde geritten, will er dieses Princip, welches die Welt beherrscht, plötzlich patriarchalisch überwinden, allein eigentlich will er es nicht, sondern Hoffmann und er spricht demselben nur nach. Nachdem er anfangs den ganzen Weltzustand als verderbt und vom „Selbstzweck des Geldes“ beherrscht gemalt, will er mit Palliativmittelchen helfen; nachdem er einmal Alles davon erwartet hat, daß „der Staat zu seinem Begriffe komme“, soll dieser Begriff durch eine Steuer erreicht werden und diese Steuer uns von Pauperismus, Selbstzweck des Geldes und wer weiß wovon sonst noch erlösen! Doch genug von einer solchen Confusion und von einem Buche, welches wir unmöglich anders als vollkommen verfehlt bezeichnen können!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Englische Schmähungen gegen Nordamerika.

Wieder hat sich der Unmuth John Bull's über seinen Stiefsohn jenseit des Weltmeers, der, nachdem er sein bevormundendes Joch abgeworfen, es zu Ehren und Ansehen in der Welt gebracht und es ihm selbst an Macht und Einfluß allenthalben wettzuthun sucht, durch reiche Gallergießungen in den Reiseberichten eines gewissen Rubio Luft gemacht, welche unter dem Titel „Rambles in the United States and Canada, during the year 1845, with a short account of Oregon“ erschienen sind. Nach diesen Schilderungen bliebe, mit Ausnahme der Schnelligkeit ihres Reisens, kein gutes Stückchen an den Bürgern der Vereinigten Staaten. Selbst die Schilderungen der Mrs. Trollope und des Hrn. Featherstonehough sind Schmeicheleien im Vergleich zu Dem, was Rubio den Amerikanern nachsagt. Die ganze Nation ist ein Haufen von Schurken und Schuften ohne Ausnahmen, geistig und leiblich entartet und verderbt. Nicht einmal dem schönen Geschlecht gesteht er eine Auszeichnung zu, indem er behauptet, er habe in einem Tage in London mehr hübsche Frauen gesehen als in ganz Amerika während seines langen Aufenthalts daselbst. Natürlich fehlt es auch nicht an Prophezeiungen, daß die Freistaaten über kurz oder lang in Trümmern gehen und die Monarchie auf denselben ihren Herrscherstuhl aufschlagen werde. Die Amerikaner mögen darüber lächeln; wissen sie doch, daß selbst auf dieser Seite der Wasser Tausende und Hunderttausende in ihrem Staate den künftigen Träger der fortschreitenden Civilisation erblicken, wenn einst dem hereinbrechenden Barbarenthum des Ostens die policeilich geschulten und zum schweigenden Gehorsam gewöhnten Staaten des Westens sich werden beugen müssen. Dieses Schmähen des amerikanischen Namens aus allen Winkeln und Ecken des monarchischen Europa ist nur ein Beweis, wie klein und ohnmächtig man sich dem erblühenden freien Weltkolosse gegenüber fühlt.

Großes Buchhändlerunternehmen.

Der londoner Buchhändler Bogue gibt unter dem Titel „The European library“ eine Reihe „der besten Werke der besten Schriftsteller“ heraus, bei deren Auswahl er von dem Gesichtspunkte ausgeht, „daß die höchsten Bestrebungen der menschlichen Intelligenz, die, wie es zum allergrößten Theile geschehen, von Männern des Volks ausgegangen, auch dem Volke vollkommen faßlich sind; und daß für die Erhebung des Volksgeistes in Zukunft nichts nothwendig ist als ihm in greifbarer Form den gesammelten Geist darzubieten“. Deshalb sollen in dieser Sammlung die großen schriftstellerischen Werke jedes Landes und jedes Zeitalters Platz finden, um dieselben zum Gemeingut jeder Haushaltung zu machen. Bis jetzt sind von dieser „Europäischen Bibliothek“ erschienen Roscoe's „Life of Lorenzo de Medici, called the magnificent“, und Guizot's „History of the English revolution“, übersetzt von William Hazlitt.

Judenemancipation.

Auch in England zeigt sich unter den Juden eine Partei, welche die Emancipation ihres Stamms nicht allein von einer Entfernung des äußern noch auf ihm lastenden Druckes erwartet, sondern durch eine innere Wiedergeburt, durch die Befreiung des Geistes von den Fesseln menschlicher Satzungen diesem Zwecke näher zu kommen hofft. Von dieser Ansicht geht die kürzlich erschienene Schrift „Jewish emancipation“ aus. Der Verf., selbst ein Jude, sagt in dieser Beziehung: „Keine Ketten sind drückender als die den Geist fesseln; keine Knechtschaft ist entwürdigender als die moralische; keine Gewalt ist so zwingherrlich als die ungebändigter Leidenschaften; keine Herrschaft so tyrannisch als die unserer eigenen Vorurtheile und Frömmelei.“ Jedoch bleibt dieser Reformator gleichfalls bei der Anerkennung des Pentateuch als Ausfluß göttlicher Offenbarung stehen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Nr. 4. Moll, „Die Armuthsnoth in ihrer wahren Entstehung und sichern Bekämpfung". Der Verf. dieser kleinen Schrift ist Lehrer in einer Fabrikgegend, er kommt dadurch in eine unmittelbare Berührung mit den armen und arbeitenden Classen. Wie er über ihre Noth und ihre Lage denkt, bietet er uns in den wenigen Bogen. Wol schon seine Lebensstellung hat es ihm unmöglich gemacht, unsere gesellschaftlichen Verhältnisse frei von oben zu betrachten und die Adern des Lebens überall hin richtig zu verfolgen, er bewegt sich deshalb nur auf dem moralischen Standpunkte und hat ganz vorzüglich die Commune im Auge. Daß den Communen in der Arbeitsfrage unendlich viel zu thun bleibt, daß sie durch richtige Auffassung der Verhältnisse unendlich viel nutzen und abwehren können, wird wol Jeder zugeben müssen. Die Commune war in ihrem Anfange die bürgerliche Gesellschaft im Kleinen. Nun aber hat sich die bürgerliche Gesellschaft im Großen gefunden und die großen socialen Garantien übernommen; allein auch die kleinern localen, welche für die Sorgfalt der Commun übrig sind, versiechen ohne das Leben, welches nur der Zusammenhang mit den großen Interessen und Bedingungen der Gegenwart gewährt. Eine bloße Betrachtung der Armuth vom communalen Standpunkte kann deshalb ebenso wenig genügen als die blos moralische Beurtheilung derselben.

Der Verf. sagt: „Daß der Wohlstand in Stadt und Land im Allgemeinen ab-, dagegen das Armuthsverderben zugenommen hat, das ist eine nicht zu leugnende traurige Thatsache." Diese Thatsache nimmt er hin, er läßt sich nicht auf allgemeine Untersuchungen ein und glaubt die Armuth auf vier Quellen: Arbeitslosigkeit, Arbeitsunlust, Verschwendung und Verwahrlosung der Kinder zurückführen zu können. Aus der Annahme dieser vier Quellen geht deutlich hervor, daß der Verf. über das Wesen des Pauperismus zu keiner principiellen Klarheit gekommen ist, sondern ihn immer noch mit der alten gewöhnlichen Armuth zusammensetzt, während er selbst den Zustand des Proletariats folgendermaßen ganz richtig darstellt:

> Bei vielen unserer Arbeiter ist aber wegen des kärglichen täglichen Verdienstes eine Ersparung für künftige misliche Verhältnisse durchaus unmöglich. Das tägliche Einkommen in guten Zeiten reicht kaum hin, die allernothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, und jegliche Schmälerung oder wol gar Stockung des gewohnten Verdienstes führt unausbleibliche Dürftigkeit und Mangel herbei.

Hier hat der Verf. selbst das Wesen des Proletariats gezeichnet. Hier ist nicht von einer zufälligen Arbeitslosigkeit, noch auch von einer Arbeitsunlust die Rede, sondern Das ist die Sache, daß der Arbeiter von der angestrengtesten Arbeit nicht so viel hat, um leben zu können. Ferner:

> Es treffen aber leider Zeiten in Fabrik- und andern Gegenden ein, in welchen es wirklich an der gewöhnlichen Arbeit und somit an Gelegenheit zu der gewohnten Beschäftigung fehlt. Diese Perioden sind theils von regelmäßig wiederkehrenden, theils von ganz zufälligen Zeitverhältnissen abhängig. Daß z. B. der Maurer, der Schleifer, der Schiffer bei anhaltendem Froste zur Winterzeit seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nicht nachgehen kann, liegt in der Natur der Sache; es ist dies also gar nichts Ungewöhnliches, nichts Überraschendes, die Art der Beschäftigung dieser Arbeiter bringt das so mit sich. Außerdem können aber auch andere, namentlich alle Fabrikarbeiter in den Fall kommen, ihre gewohnte Beschäftigung zum Theil oder ganz einstellen zu müssen. Der unzertrennliche Gefährte solcher Störungen ist dann Armuth und Elend, Noth und Jammer.

Der Verf. hat hier ebenso einfach als wahr die Wirkungen des Industrialismus dargestellt und er muß also zugeben, daß die Grundquelle des Pauperismus in Zuständen beruht, welche der Arbeiter mit aller moralischen Kraft und aller Arbeitslust unmöglich aufheben kann, sondern welche ihn willenlos als eine Maschine benutzen und vernichten. Der Verf. empfiehlt den Gemeinden dagegen Beschäftigung der arbeitslosgewordenen Arbeiter. Das ist allerdings eine augenblickliche, aber durchaus keine dauernde Hülfe, und einer einzelnen Gemeinde stehen nichts weniger zu Gebote als die Mittel, wodurch dem Principe des Industrialismus entgegengewirkt werden könnte. Es wäre zu wünschen gewesen, der Verf. hätte sich das Wesen des Proletariats und die Natur des Industrialismus, wie er sie ganz richtig angegeben, etwas schärfer in ihren Ursprüngen und Consequenzen entwickelt. Er hätte dann unmöglich in den Fehler verfallen können, welchen er jetzt dadurch begeht, daß er neben der unnatürlichen Arbeitslosigkeit, welche durch den Industrialismus, die Concurrenz u. s. w. her-

vorgebracht wird, Arbeitsunlust, Verschwendung und Verwahrlosung der Kinder als Quellen der modernen Armuth betrachtet. Die Verwahrlosung der Kinder ist keine Quelle, sondern nur eine Folge der modernen Armuth, und die Verschwendung und Arbeitsunlust, wo sie aus den Wirkungen des Industrialismus resultiren, sind als solche Resultate ebenso keine Quellen, sondern nur Folgen. Der Verf. scheint Armuth und Pauperismus nur allzu oft zusammenzubringen und miteinander zu verwechseln. Er legt sich häufig auf das Moralisiren, wo er untersuchen sollte. Dennoch hat er so viel gesunden Verstand, daß er immer wieder das Richtige trifft.

Nachdem er ein Langes und Breites von den Müßiggängern und Tagedieben geredet hat, welche ein wahres Gift für den Gemeindeverband sind dem sie angehören, erklärt er sich folgendermaßen:

Aber auch dem braven und tüchtigen Arbeiter kann es begegnen, daß er die Lust an seiner Arbeit verliert, und dies ist dann meist der Fall, wenn die mit seiner Thätigkeit verbundene Kraftanstrengung mit dem dafür zu gewärtigenden Lohne nicht in dem richtigen Verhältnisse steht und er somit nicht im Stande ist, beim treusten Fleiße sich und die Seinigen redlich zu versorgen.

Wol mag die fast in allen Gewerbszweigen eingetretene vermehrte Concurrenz, die oft so leichtsinnigen Speculationen angehender Kaufleute, der bis zum Übermaße gestiegene Credit und andere Verhältnisse den redlichen und wohlmeinenden Kaufmann gezwungen haben, seine Fabrikate ebenfalls zu geringern Preisen loszuschlagen, allein es bleibt doch immer unverantwortlich, wenn der ungerechte Schweiß des Arbeiters dem Brotherrn die fehlenden Procente ersetzen soll. Mag dies nun dadurch geschehen, daß man dem Arbeiter an dem bestimmten Lohne die desfallsigen Abzüge macht oder daß man ihn direct oder indirect zwingt, für seinen Lohn Waaren zu erhöhten Preisen oder auf mehre Monate laufende Anweisungen zu nehmen, immer klebt des Arbeiters Schweiß und Blut an den so gewonnenen Procenten.

Werden nur Geschäfte gemacht, um solche zu machen, sichert das leitende Princip der kaufmännischen Thätigkeit weder das eigene noch das Bestehen der wirklichen Arbeiter, geht die Concurrenz darauf hinaus, dem redlich gesinnten Kaufmann oder Fabrikanten die bescheidenen Procente und dem Arbeiter die Butter vom Brote wegzunehmen: dann verdient solche Handlungsweise mit öffentlicher Verachtung bestraft und mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln in ihrer unheilbringenden Wirksamkeit gehemmt zu werden.

Daß unter solchen Verhältnissen Arbeitsunlust unter den Arbeitern herrscht, ist ganz natürlich. Aber der Verf. hat sie oben als eine Quelle der Armuth bezeichnet, während er jetzt selbst nachgewiesen, daß sie aus dem unrichtigen Verhältnisse zwischen Lohn und Arbeit, also aus der Armuth hervorgeht. Eine Folge kann nicht zugleich Ursache sein. Die Verwechselung zwischen der zufälligen und der Massenarmuth hat den Verf. zu dieser Inconsequenz verleitet. Wo die Arbeitsunlust wirklich Quelle der Armuth ist und sich nicht wieder auf ein allgemeines, sociales Gebrechen zurückführen läßt, da nimmt sie mehr oder minder einen rein persönlichen Charakter an und man braucht ihr bei der Entwickelung der socialen Frage keineswegs die Hauptaufmerksamkeit zu schenken, welche der Verf. ihr in verschiedenen Unterabtheilungen widmet, verfehlte Berufswahl, Überbildung u. s. w., die dann wieder Ursachen der Ursache sind, da sie ganz anders ihre Erledigung findet.

Ähnlich ist es mit der Verschwendung. Ihr eigentlicher Grund liegt, nach dem Verf., „in dem durch die Sünde gestörten Verhältnisse zwischen unserer sinnlichen und geistigen Natur und namentlich in dem unseligen Übergewicht, welches jene über diese unleugbar besitzt". Von diesem christlich-moralisirenden Standpunkte aus kämpft der Verf. dagegen „mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes". Er verlangt besonders von den Seelsorgern, daß sie „den Seelenkranken Speise und Trank bringen sollen" und „die in der Wüste umherirrenden Schafe aufzusuchen". Wie wenig wir in der Lösung der socialen Frage von bloßer Moral und von der Lehre des Christenthums erwarten, ist oben bereits angedeutet worden. Die Bedürfnisse haben sich gesteigert, der Lohn ist zu ihnen nicht im richtigen Verhältnisse geblieben. Dies und nicht „das durch die Sünde gestörte Verhältniß zwischen unserer sinnlichen und geistigen Natur" ist der Grund der Verschwendung in den untern Classen, wenn man nämlich die sorglose Verwendung eines doch für die Befriedigung aller nothwendigen Bedürfnisse niemals ausreichenden Lohnes so nennen darf. Der Industrialismus, indem er die Existenzen der Arbeiter unsicher macht, die Concurrenz, indem sie den Lohn herabdrückt, äußert auch hier Wirkungen, gegen die der Verf. vergeblich mit dem „Worte Gottes" aneifert, die sich in unserm ganzen gesellschaftlichen Zustande begründen und die er, von seinem einseitigen Standpunkte aus, als Ursachen betrachtet. Er wittert allenthalben die „Sünde"; aber wer ist denn der Sünder: der Einzelne oder das Ganze, aus dem das Einzelne resultirt? das Opfer des Princips oder das Princip?

Während der Verf. in der Verwahrlosung der Kinder zu Anfang eine Ursache der Armuth sieht, sagt er (S. 51) selbst, „daß sie sich als Folge der Armuth zeigt". Nachdem er also seine eigene Inconsequenz aufgedeckt, brauchen wir ihn nicht weiter zu berichtigen. Die Verwahrlosung der Kinder schafft immer neue Proletarier, aber nicht das Proletariat, sie ist eine Folge desselben, „denn wo die Sorge um das tägliche Brot die ungetheilte Thätigkeit und den sorgsamsten Fleiß der Mutter in Anspruch nimmt, da ist an eine gehörige Pflege und Wartung, an eine tüchtige körperliche und geistige Erziehung gar nicht zu denken". Hier ist allerdings vom Staate und von der Gemeinde, wenn auch nicht radical, doch mit Palliativmitteln zu helfen und es geschieht weniger als man verlangen darf. Eine heilsame Organisation der Volksschulen und des Armenwesens sind als solche Palliativmittel zu nennen; das mörderische Grundprincip vernichten sie nicht, aber sie retten Personen. Die in den Fabriken arbeitenden Kinder haben schon mannichfache Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man hat ihre Arbeitsstunden beschränkt und für den Fall, daß schulpflichtige Kinder in den Fabriken verwendet werden, die Einrichtung besonderer Fabrikschu-

len vorgeschrieben. Aber man weiß auch, wie dieses Gesetz gehalten wird und die Abendschulen, wohin die Kinder müde und matt, häufig auch gar nicht kommen, leisten wenig oder nichts. Ebenso wenig würde wol mit Schulstunden geholfen sein, die des Morgens, vor der Arbeit, stattfinden. Harkort, selbst ein großer Fabrikant, verlangt deshalb: „Die Regierung muß mit aller Strenge das Gesetz hinstellen und handhaben, daß durchaus keine Kinder vor zurückgelegter Schulzeit in Fabriken angestellt werden dürfen." Durch eine solche Negation wird allerdings noch kein positiver Boden für eine gute Erziehung gewonnen, aber als Palliativmittel wäre ein solches Gesetz immer anwendbar, weil dadurch, wie Harkort sagt, wenn die Unmündigen aus dem Kreise der Dienstbarkeit ausscheiden „die Ältern eine bessere Vergütung für die Arbeit ihrer Hände finden". Das wäre aber auch noch keineswegs genug, vielmehr müßte auch durch den Staat für eine tüchtige Ausbildung des Leibes wie des Geistes gesorgt werden. Die Verbesserung des Gehalts der Volksschullehrer, ernstere Pflege des Armenschulwesens u. s. w., wäre ebenfalls zu fodern.

Unser Verf. geht auf solche Palliativmittel, wie wir sie eben angedeutet haben, nicht ein. Er übersieht nicht die allgemeine Lage der Dinge, sein Hauptgedanke ist der, die verwahrlosten Kinder in Familien unterzubringen oder zu sammeln, „da der Einfluß einer guten häuslichen Erziehung durch gar nichts ersetzt werden kann". Alsdann schlägt er eine Organisation der Gemeinde vor, wie sie zur Zeit der Localvereinsbewegung vielfach besprochen und endlich an dem Veto des Staats unmöglich geworden ist. Sähe der Verf. in einem solchen *neuen* Verwaltungssystem nur Palliativ- und keine Radicalhülfe, so wäre wol nichts dagegen einzuwenden; aber indem er „das mit der Inschrift «Menschenwohl» gezierte Panier hochaufflattern läßt" entschwindet ihm wieder einmal der wirkliche Boden. Worte freilich können wir nicht für baare Münze und die Aufwallungen eines guten Willens noch für keine Thaten halten. Gegen das Princip der Gewerbefreiheit, gegen das Wesen des Industrialismus, gegen das Princip der Concurrenz kann ein Verein, wie der Verf. ihn will, keinen Kampf bestehen, also kann seine Hülfe auch nichts weniger als eine radicale sein und selbst zu Palliativmitteln gegen die Massenarmuth möchte, nach unserer Ansicht, noch etwas mehr erfodert werden als der gute Wille einer Gemeinde. Gegen die Armuth kann eine Commune unendlich viel thun, gegen das Proletariat wird nur noch durch den Staat, sei es durch die gesetzgebende Macht, sei es durch die Vereinigung und sittliche Erhebung aller Staatsbürger, mit einigem Nachdrucke palliativ gewirkt werden können. Eine radicale Hülfe aber geht auch über die Möglichkeiten und Kräfte des Staats hinaus. Steuerreform, eine allgemeine Fabrikenordnung, Organisation der Volksschule und des Armenwesens, Ausbildung eines gewissen Personalcredits für den besitzlosen Arbeiter, Kassenvereine zu gegenseitiger Versicherung, unter gewissen Bedingungen auch ein Sparkassensystem, Sterbe- und Krankenkassen u. dgl. mögen als Palliativmittel angewendet werden und sich bald mehr bald minder nützlich erweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.*)

3. Abraham Emanuel Fröhlich, mit besonderer Berücksichtigung seines neuesten Gedichts.

Unter allen schweizerischen Dichtern der Gegenwart hat sich keiner einer größern Anerkennung zu erfreuen als Fröhlich, und in der That besitzt derselbe ein sehr reiches Talent, das ihm, wie wir zuversichtlich hoffen, ein immer zahlreicheres Publicum verschaffen wird, wenn er sich hütet, seine Muse zur Magd persönlicher Leidenschaften herabzuwürdigen, wie es leider schon einmal geschehen ist.

Fröhlich ist, wenn wir nicht irren, zuerst durch Menzel (in seiner „Deutschen Literatur") in Deutschland bekannt geworden; jedoch hat er ihn nur sehr einseitig und oberflächlich aufgefaßt. Neuere Literaturhistoriker haben ihn deshalb für weniger bedeutend gehalten als er wirklich ist, und so kommt es denn, daß weder Gervinus, noch Schäfer, noch Vilmar ihn berühren; dagegen wird er von Pischon und Helbig lobend erwähnt. Am meisten ist er wol dadurch in Deutschland bekannt geworden, daß zwei der größten Mustersammlungen ihm einen gebührenden Raum gewidmet haben, denn seitdem erscheint kaum irgend ein Lesebuch oder ähnliches Werk, in welchem nicht mehre Gedichte von ihm aufgenommen wären.

Die ersten Dichtungen, welche Fröhlich bekannt machte, sind seine „Fabeln" (Zürich 1825); sie haben nicht nur seinen Ruf begründet, sondern sind auch jetzt noch das Beste was er geliefert hat. Dieselben zeichnen sich zunächst durch ihre eigenthümliche Behandlungsweise aus, die von der althergebrachten sehr abweicht, aber im Grunde doch auf die älteste Form derselben zurückführt. Während die meisten Fabeldichter von Hagedorn an immer die alten Erfindungen wieder neu behandelten und von ihren Mustern nur in einzelnen Zügen abwichen, oft auch nur in der Darstellung, sodaß die spätern häufig lediglich als Übersetzungen oder Umarbeitungen der frühern anzusehen sind, findet man bei Fröhlich gewiß nicht eine einzige Fabel, die an ältere auch nur von fern erinnerte; vielmehr sind die Erfindungen durchaus sein Eigenthum, und schon dieser Umstand reicht hin, uns darzuthun, daß sein poetisches Talent bedeutend und reich sein muß. Noch entscheidender ist aber der folgende Punkt: Wenn wir die Fabeln früherer Dichter lesen, wird der Eindruck mit seltenen Ausnahmen der sein, daß die Fabel einzig und allein der Moral wegen geschrieben worden ist; diese bildet den Mittelpunkt, die Stütze des ganzen Gebäudes, während die erzählte Begebenheit als Nebensache erscheint, die der Dichter nur aus dem Grunde mitgetheilt hat, die Moral anschaulicher zu machen. So hatte die Fabel nach und nach alles epische Leben verloren, das didaktische Element war durchaus vorherrschend geworden. Man sah es den Fabeln an, daß der Dichter sich zuerst die Moral ausgesucht hatte, die er an einer erdachten Begebenheit aus der Thierwelt anschaulich machen wollte, und daß er dann erst sich bemühte, eine solche Begebenheit ausfindig zu machen, die der Moral angepaßt werden könne, woraus denn natürlich gar manche gezwungene und geschraubte Erfindungen hervorgingen. Fröhlich hat dagegen die Fabel viel naturgemäßer und daher auch weit poetischer behandelt. Er ging von der Betrachtung der ihn umgebenden Thier- oder Pflanzenwelt aus, suchte deren tiefere Bedeutung zu ergründen und diese sodann an einer ebenfalls aus der Natur entnommenen oder in ihr wenigstens liegenden Begebenheit zur Anschauung zu bringen. Er hat mit

*) Vgl. Nr. 177 u. 178 d. Bl. f. 1845. D. Red.

einem Worte Dasselbe auf epischem Wege erreicht, was Karl Mayer, Tanner u. A. m. in lyrischer Weise erstrebten. Alles, sagt Herder in einem seiner tiefsinnigsten Gedichte, in der Natur hat eine tiefere Bedeutung, und wenn der Mensch diese erfaßt, so ist er gleichsam ein zweiter Schöpfer derselben. Dieser Ausspruch, dessen Wahrheit in materieller Hinsicht sich tagtäglich durch die neuen Erfindungen kund gibt, in denen der Mensch die Kräfte der Naturerscheinungen beherrscht, gibt den Schlüssel zu der gesammten romantischen Schule und ihrer Fortbildung durch Uhland und dessen Nachfolger, sowie er ganz insbesondere den eigentlichen Werth jener obengenannten Dichter erschließt. Die Naturerscheinungen waren ihnen nicht mehr seelen- und leblose, einer äußern Nothwendigkeit unterworfene Objecte; sie waren ihnen vielmehr der verkörperte Ausdruck einer Idee, die sie poetisch zu erfassen und in menschliche Sprache zu übersetzen strebten. So hat z. B. Anastasius Grün in seiner vortrefflichen „Baumpredigt" die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bäume als äußere Darstellungen, gleichsam als Verkörperungen der in ihnen liegenden Idee entwickelt: die Pappel streckt die Arme gen Himmel, weil sie sich nach dem lichten Segensquell sehnt, der dort oben strömt; die Weide dagegen blickt zur Erde, ihrer Mutter, deren Liebe sie immer noch mit Blumen kränzt u. s. w. In diesem Sinne sagt die Welle bei Tanner: daß das kurze Dasein eine Wohlthat sei, da auch die Leiden dann nur von kurzer Dauer seien.

Wenn nun der Dichter diese in den Naturerscheinungen liegenden Ideen nicht in ihrer Allgemeinheit darstellt, sondern sie an einem einzelnen Falle anschaulich macht, so wird sich ihm das lyrische Gedicht zur Fabel gestalten. Wenn z. B. Tanner gesagt hätte: Einst klagte eine Welle als sie eben am Ufer sich zerschlug: „Ach wie kurz ist dieses Wandern!" Da entgegnete ihr die andere, welche heitern Muthes dem Tod verkündenden Felsen sich näherte: „Kurz gelebt, ist kurz gelitten!" so wäre aus dem lyrisch-allegorischen Gedichte eine Fabel geworden, aus der die Welle von selbst hervorgehen würde, ohne daß der Dichter sie zu bezeichnen nöthig hätte, und ohne daß er, was die Hauptsache ist, von dieser ausgegangen wäre.

Von diesem Standpunkte aus sind Fröhlich's Fabeln zu erfassen, wenn man sie in ihrer ganzen Bedeutung und Vortrefflichkeit verstehen will; wer, wie Menzel, nur Anspielungen auf die schweizer Wirren sieht, beurkundet durch solchen Ausspruch, daß ihm alle Einsicht in die Poesie fehlt. Allerdings hat Fröhlich oft Verhältnisse des Tages berührt, und nicht nur seiner Heimat, sondern auch oft genug Deutschlands; aber er hat dieselben so objectiv aufgefaßt — und dies ist gewiß kein geringes Zeichen seines poetischen Talents —, daß der Leser dennoch die vollkommenste Befriedigung findet, auch wenn er von dem speciellen Fall nichts weiß, der möglicherweise den Dichter zur Abfassung dieser oder jener Fabel veranlaßt haben mag. Ja, wir glauben sogar, daß die Befriedigung, welche ein Kunstwerk gewährt, nur dann vollkommen sein könne, wenn wir von der speciellen Veranlassung gar nichts wissen, und daß es eben deßhalb ein sicheres Kriterium einer gelungenen Dichtung ist, wenn wir gar nicht ahnen, daß ihm eine specielle Veranlassung zu Grunde liegt, und es uns nicht in den Sinn kommt, nach einer solchen zu fragen. Sobald sich im Leser das Bedürfniß kund gibt, nach dem Entstehungsgrund irgend einer Dichtung zu forschen, so ist es ohne Zweifel ein Beweis, daß der Dichter es nicht verstanden hat, sich über den einzelnen Fall, der ihm vorlag, zu erheben und ihn zu allgemeiner Geltung zu bringen. Niemand, der z. B. Goethe's schönes Bundeslied „In allen guten Stunden" liest und wieder liest, wird sich einfallen lassen, nach den Umständen zu fragen, die den Dichter bewogen haben mögen, dasselbe zu verfassen, und wenn man einem von dem Liede begeisterten Leser sagte, es sei ursprünglich ein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung eines bestimmten Paars gewesen, so wird er uns, wenn er wirklich Sinn für Poesie hat und wenn er nicht aus wissenschaftlichen Gründen nach ähnlichen Dingen forscht, gewiß keinen Dank dafür wissen, daß wir ihm eine solche Mittheilung gemacht haben; denn es wird ihm unzweifelhaft der Zauber verschwinden, der ihm das Lied als für alle Menschen, also auch für ihn gedichtet erscheinen ließ.

Wir wollen ein anderes Beispiel aus Fröhlich selbst anführen, weil wir zugleich die Gelegenheit erhalten, eine seiner Fabeln mitzutheilen:

Liebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht,
Und nur der Diebe Spur
Entdeckt man auf der Flur.

Da wird zum Augenschein
Von seiner Dorfgemein
Der Fuchs dorthin geschickt.
Doch in der Spur erblickt
Er seines Vetters Fuß,
Der ihm auch hehlen muß:
Drum mit gewandtem Schwanz
Verwedelt er sie ganz.

Wer diese Fabel liest, wird sich kaum denken können, daß sie einem speciellen Fall ihren Ursprung zu verdanken habe, da sich in ihr ein allgemeines Bild menschlicher Schwäche darstellt. Der Fuchs und die Dorfgemein sind für den Leser keine bestimmten Individuen, da er weiß, daß es solcher Liebesmäntler in allen Ländern gibt und zu allen Zeiten gegeben hat; die Fabel enthält für ihn nicht die Charakteristik eines historischen Menschen, sondern die poetische Darstellung einer ganzen, weit verbreiteten Gattung von Charakteren, und sie erfreut ihn durch ihre Wahrheit sowol als durch poetische Veranschaulichung. Und doch ist diese Fabel, wie wir zufällig und zuverlässig wissen, aus einem ganz speciellen Fall hervorgegangen, wie denn der Dichter muthwillig genug den Namen des Fuchses durch das letzte Zeitwort der Fabel gar deutlich bezeichnet hat. Dieser letzte Umstand kann wol dem die Verhältnisse kennenden Leser ein Lächeln abgewinnen, aber wird ihm gerade durch dieses Lächeln nicht die höhere Freude an der Dichtung geraubt? Wird er nicht aus der poetischen Anschauung in die gemeine Wirklichkeit versetzt? Und gar, wenn er noch dazu weiß, daß unter dem Diebe ein geistlicher Herr zu verstehen ist, der eins der ihm anvertrauten Schafe zu Fall gebracht, wird sich nicht das Wohlbehagen in Ekel verwandeln? wird nicht die Freude, die er ob der gelungenen poetischen Veranschaulichung einer menschlichen Schwäche empfand, zur Verachtung des unwürdigen Geistlichen sowol als seines Helfershelfers werden? Der Dichter hatte vollkommen Recht, den ihm vorgekommenen Fall zum Thema einer Fabel zu machen; er hatte um so mehr Recht, als es ihm dadurch gelingen mußte, seinen Gedichten Wahrheit zu verleihen; aber wir sind ihm auch den größten Dank schuldig, daß er uns den speciellen Fall vollkommen entrückt und ihn zur höchsten Allgemeinheit gehoben hat; dadurch hat er vor Allem seinen Beruf als Dichter beurkundet.

Außer den Fabeln verdanken wir Fröhlich auch lyrische, und insbesondere elegische Gedichte, von denen einige alles Lob verdienen. Dagegen hat er sich durch sein Pasquill — denn Satire können wir es unmöglich nennen — „Der junge Deutsch-Michel", harten, aber wohlverdienten Tadel zugezogen, den auch wir vollkommen theilen, da diese Schrift nur ein Ausfluß der ungezügeltsten Parteileidenschaft ist und die Poesie in ihr gänzlich untergeht. Wir können übrigens um so eher hier eine eindringlichere Darstellung des Büchleins unterlassen, als es schon früher in Nr. 33 d. Bl. f. 1844 besprochen wurde und wir die Ansicht des Beurtheilers in allen Stücken theilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 50. — 19. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Nr. 5. Engels, „Die Lage der arbeitenden Classe in England". Diese Schrift nimmt in unserer socialen Literatur eine sehr bedeutende Stellung ein und trägt unendlich viel dazu bei, den Punkt, worauf es bei der socialen Bewegung vorzüglich ankommt, richtig zu erkennen, das Wesen und die Wirkungen des Industrialismus und der Concurrenz deutlich einzusehen. England ist immer der Gegenstand des Neides unserer „großen Industriellen" gewesen, Englands ungeheure Handelsmacht haben wir vielfach bewundert; hier sieht man nun, auf welchem unnatürlichen, ja auf welchem unmenschlichen Zustande die Macht und die Kraft des stolzen Albions beruhen. Hier haben der Industrialismus und die Concurrenz die philanthropische Larve abgeworfen, welche sie noch bei uns zu tragen pflegen, und machen ungescheut, unter dem Schutze der Gesetze, Tausende von Opfern, Tausende von Leichen. Wir sind allerdings nicht der Ansicht, welche Heß im dritten Hefte seines „Gesellschaftsspiegel" ausspricht, daß durch die Engels'sche Schrift das Werk von Buret „De la misère des classes en Angleterre et en France" ganz in den Hintergrund gedrängt werde, betrachten sie aber als eine gesichtete Zusammenstellung von Facten und Notizen, aus der Vieles zu lernen ist und die einen dauernden Werth behalten wird. In England selbst gibt es bis jetzt nur zerstreute und, wenn man sich zu diesem Zwecke nicht selbst längere Zeit in England aufhält, schwer zu beschaffende Schriften über die verschiedenen Erscheinungen dieser Zustände; Engels hat uns ein Totalbild geliefert. Er führt uns in die Zustände der arbeitenden Classen Englands ein, welche das Gros der Nation bilden und aus deren Niederdruck die wenigen Millionnaire und großen Grundeigenthümer ihre so häufig angestaunte Kraft schöpfen. Was uns aus verschiedenen Parlamentsberichten und Untersuchungsresultaten zerstreut bekannt geworden war, das hat Engels mit der umsichtigsten Auswahl zusammengestellt, er hat diesen Stoff durch seine eigene Anschauung mit manchem Neuen vermehrt und so ein Ganzes hervorgebracht, dessen Eindruck für Jeden, er sei wer er wolle und er bekenne sich zu einem Princip welches es auch sei, von großer Bedeutung bleiben wird.

Im Vorworte seiner Schrift stellt Engels den Gesichtspunkt auf, von welchem er bei seiner Darstellung geleitet worden. „Die Lage der arbeitenden Classen ist der thatsächliche Boden und der Ausgangspunkt aller socialen Bewegungen der Gegenwart, weil sie die höchste, unverhüllteste Spitze unserer bestehenden socialen Misère ist", und deshalb, „einerseits um den socialistischen Theorien, andererseits um den Urtheilen über ihre Berechtigungen einen festen Boden zu geben, um allen Schwärmereien pro et contra ein Ende zu machen", sei die Erkenntniß der proletarischen Zustände für die Staatswissenschaft und Staatskunst der Gegenwart eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden. Die proletarischen Zustände in ihrer „classischen Form", in ihrer Vollendung existirten nur im britischen Reiche und zugleich sei nur in England das nöthige Material so vollständig zusammengetragen und durch officielle Untersuchungen constatirt als es zu einer irgendwie erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes nöthig sei. Für Deutschland aber habe die Darstellung der englischen Proletariatszustände, namentlich im jetzigen Augenblick, noch eine besondere Bedeutung. Der deutsche Socialismus und Communismus sei mehr als jeder andere von theoretischen Voraussetzungen ausgegangen, die deutschen Theoretiker hätten sich noch wenig um „die schlechte Wirklichkeit" bekümmert und es sei fast kein Einziger anders als durch die Feuerbach'sche Auflösung der Hegel'schen Speculation zum Communismus gekommen. Eine Kenntniß der Thatsachen thue uns aber um deshalb so sehr noth, weil, wenn auch die proletarischen Zustände noch nicht zu der Classicität wie bei den Engländern ausgebildet, doch auch in Deutschland dieselben Grundursachen vorhanden seien und auf die Dauer dieselben Resultate erzeugen müßten, „falls nicht bei Zeiten die Einsicht der Nation Maßregeln zu Stande bringt, die dem ganzen socialen System eine neue Basis geben".

Der Verf. beginnt seine Darstellung mit einer Einleitung, worin der Ursprung der heutigen proletarischen Zustände nachgewiesen wird. Er sucht diesen Ursprung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher die Erfindung der Dampfmaschine und der Ma-

schinen zur Verarbeitung der Baumwolle den Anstoß zu einer Revolution gaben, die zugleich die ganze bürgerliche Gesellschaft umwandelte und deren weltgeschichtliche Bedeutung erst jetzt anfängt erkannt zu werden. Indessen geht die Geschichte dieser Revolution über den besondern Zweck des Verf. hinaus. Sehr getreu ist die Schilderung des Übergangs der frühern Feldgärtnerei mit Spinnerei und Weberei verbindenden Häusler-Familien in neuere Fabrikarbeiter-Familien und des damit zusammenhängenden Umschwungs sowol der ökonomischen als auch der moralischen Zustände der arbeitenden Classen. Nachdem er in aller Kürze, aber in allen wesentlichen Zügen den Zustand der Arbeiter vor der industriellen Revolution geschildert hat, concentrirt er sein Urtheil folgendermaßen:

Sie lebten in Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, ohne geistige Thätigkeit und ohne gewaltsame Schwankungen in ihrer Lebensfrage. Sie konnten selten lesen und noch viel seltener schreiben, gingen regelmäßig in die Kirche, politisirten nicht, conspirirten nicht, dachten nicht, ergötzten sich an körperlichen Übungen, hörten die Bibel mit angestammter Andacht vorlesen und vertrugen sich bei ihrer anspruchslosen Demuth mit den angesehenern Classen der Gesellschaft vortrefflich. Dafür aber waren sie auch geistig todt, lebten nur für ihre Privatinteressen, für ihren Webestuhl und ihr Gärtchen und wußten nichts von der gewaltigen Bewegung, die draußen durch die Menschheit ging. Sie fühlten sich behaglich in ihrem stillen Pflanzerleben und wären ohne die industrielle Revolution nie herausgetreten aus dieser allerdings sehr romantisch-gemüthlichen, aber doch eines Menschen unwürdigen Existenz.

Alsdann stellt der Verf. den allmälig wachsenden Eindruck des Industrialismus und des Maschinenwesens auf diese alte, gemüthliche Ordnung der Dinge dar. Den ersten Einbruch machte die spinnende Jenny von J. Hargreaves im J. 1764; durch sie konnte ein Mann 16 — 18 Spindeln in Bewegung setzen. Früher hielt ein Weber drei Spinnereien beschäftigt und es war niemals Garn genug da, jetzt war mehr Garn da als die Arbeiter verbrauchen konnten. Diese Nachfrage nach Zeuchen, ohnedies schon in Zunahme, stieg noch mehr durch den billigen Preis. Man brauchte mehr Weber, das Webelohn stieg bedeutend in die Höhe. Da nun der Arbeiter an seinem Stuhle weit mehr verdienen konnte, so verließ er allmälig seine Ackerbaubeschäftigung ganz und gar und „nach und nach verschwand so die Classe der ackerbauenden Weber ganz und löste sich in die neu entstehende Classe der reinen Weber auf, die allein vom Arbeitslohn lebten und somit Proletarier wurden. Bisher war, soweit dies anging, unter einem Dache das Garn gesponnen und verwebt worden. Jetzt, wo die Jenny ebenso gut wie der Webstuhl eine kräftige Hand erfoderte, fingen auch Männer an zu spinnen und ganze Familien lebten von ihr allein, während andere wiederum das überflügelte Spinnrad beiseite stellen und allein von dem Webestuhle des Familienvaters leben mußten." Während so das industrielle Proletariat sich entwickelte, gab dieselbe Maschine auch Anlaß zur Entstehung des Ackerbauproletariats. Bisher hatte es viele kleine Grundstücke gegeben, jetzt trat die Classe der großen Pächter hervor, welche 50, 100, 200 und mehr Morgen pachteten und durch ihre verbesserte Wirthschaft den kleinen Grundbesitzer, den Yeoman, nöthigten, sein Besitzthum zu verkaufen und entweder eine Jenny oder einen Webestuhl anzuschaffen oder sich als Proletarier des Ackers, Tagelöhner, bei dem großen Pachter zu verdingen. Die Industrie und die rationelle Wirthschaft steigerten sich nun immer weiter, und wenn schon in der Jenny der Anfang des Fabriksystems lag, so erhielt dieses durch die Spinning Throstle, von vornherein auf die mechanische Triebkraft berechnet, eine immer weitere Ausdehnung. Ihr folgte die Mule und die Cardir- und Vorspinnmaschine; hiermit war für das Spinnen der Baumwolle das Fabriksystem zum allein herrschenden geworden. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erfand noch Dr. Cartwright den mechanischen Webstuhl und dieser war 1804 so weit gebracht, daß er erfolgreich gegen die Handweber concurriren konnte. Alle diese Maschinen erhielten doppelte Wichtigkeit durch James Watt's Dampfmaschine, die um 1764 erfunden und seit 1785 zur Betreibung von Spinnmaschinen angewandt worden war. Mit diesen Erfindungen, die seitdem noch jedes Jahr verbessert wurden, war der Sieg der Maschinenarbeit über die Handarbeit entschieden.

Der Verf. schildert diesen fortwährenden Sieg der Maschine, wie er sich in England in der Baumwollenindustrie, der Strumpfwirkerei, Spitzenfabrikation, Bleicherei und Druckerei, in der Wollenindustrie, Leinenindustrie, Seidenindustrie, in der Eisenproduction und Bearbeitung, in der Kohlenproduction, in den Töpfereien und ebenso endlich auch im Ackerbaue immer weiter durchgekämpft hat. Die Bevölkerungsdichtigkeit und die Ergiebigkeit der Production stiegen mit ungeheurer Schnelligkeit, aber nur gleichzeitig mit einer totalen Umwandelung der socialen Physiognomie des Landes. Es erhoben sich die großen Fabrik- und Handelsstädte des britischen Reichs, in denen mindestens Dreiviertel der Bevölkerung der neuen Arbeiterclasse, d. h. dem Proletariat angehören, jener Classe, die jetzt nicht mehr durch den kleinen Handwerker mit den besitzenden Classen vermittelt wird, sondern ihnen gegenüber als fest und erblich abgeschlossen erscheint. Wer jetzt als Arbeiter geboren wurde, sagt der Verf., der hatte keine andere Aussicht als lebenslang Proletarier zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

3. Abraham Emanuel Fröhlich.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

In den letzten Jahren hat sich Fröhlich im Epos versucht; im J. 1840 gab er heraus: „Ulrich Zwingli." (Zürich 1840); und ganz neuerlich: „Ulrich von Hutten. Gesänge." (Zürich, Meyer und Zeller, 1845, 8., 2 Thlr.) Sein „Zwingli" ist ebenfalls schon in Nr. 177 d. Bl. f. 1842 besprochen und namentlich nach seinem Inhalte dargelegt worden. Wir erlauben uns daher auf jene Recension zu verweisen, der wir nur folgende Bemerkungen noch hinzufügen.

Fröhlich's „Zwingli" ist kein eigentliches Epos, es bildet kein in sich abgeschlossenes Ganze, sondern er besteht nur aus abgerissenen, unter sich in keinem nothwendigen Zusammenhange stehenden Rhapsodien, die miteinander in der That nichts weiter gemein haben als daß sie von einer und derselben Hauptperson handeln, deren verschiedene Lebensschicksale in mehren voneinander unabhängigen Bildern dargestellt werden. Ja es stehen sogar mehre Gesänge in keiner oder nur gesuchter Beziehung zum Helden, wie z. B. ganz insbesondere der für sich wohlgelungene dritte Gesang: „Die Schlacht zu Marignano", in welchem Zwingli nur ganz vorübergehend erwähnt wird, blos damit wenigstens sein Name genannt werde, sodaß diese Erwähnung füglich hätte unterlassen werden können, ohne daß der Gesang im mindesten an Werth und das Ganze an Zusammenhang verloren hätte. In „Ulrich von Hutten" ist dagegen ein strengerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Gesängen vorhanden, indem sie der Dichter durch wohlgewählte Übergänge miteinander verbunden hat. Dies ist ohne Zweifel schon ein großer Fortschritt, allein wir halten ihn noch lange nicht für hinreichend. Der Dichter soll uns nicht eine chronologisch geordnete, wenn auch im Einzelnen poetisch ausgeführte Lebensbeschreibung seines Helden geben; er soll uns das Leben neugestaltet, neu geschaffen vorführen und hat ganz vorzüglich dahin zu streben, daß es uns als ein Ganzes erscheine. Er soll uns nicht einzelne Bilder, sondern ein einziges Bild geben, dessen kunstreiche und umfassende Composition alle Einzelheiten in sich vereinigt, in sich gleichsam untergehen läßt, obgleich sie eben dadurch an wahrem Leben und Bedeutsamkeit gewinnen. Dabei kann der Dichter ebenso streng an der historischen Wahrheit halten; ja er kann sogar die chronologische Folge der Lebensschicksale seines Helden hervortreten lassen, wenn er es für seinen Zweck nothwendig finden sollte. Man denke nur an die „Iliade" oder die „Odyssee"! Auch in ihnen entwickeln sich große Zeiträume, aber der Dichter hat die Begebenheiten so anzuordnen verstanden, daß wir im Ganzen doch nur eine verhältnißmäßig sehr kurze Periode zu durchleben glauben, wodurch der unermeßliche Vortheil gewonnen wird, daß uns das Ganze mit allen seinen reichen Einzelheiten doch als ein einziges leicht faßbares Bild erscheint. Wird uns dagegen die Masse der Begebenheiten chronologisch vorgeführt, so müssen wir ebenso viele Jahre durchleben als sie in der Wirklichkeit zu ihrer vollständigen Entwickelung gebraucht haben, wir verlieren alle Überschaulichkeit, weil das Gedicht unmöglich zu einem Totaleindrucke gelangen kann.

Wenn aber alle einzelnen Gesänge für sich betrachtet vollkommen gelungen sind, könnte man entgegnen, und der Dichter eben nur einzelne Bilder geben wollte, von denen jedes, obgleich mit den andern durch den Stoff, die Form, die Haltung allgemein verbunden, doch als selbständiges Ganze betrachtet werden kann und als solches Wohlgefallen erregt, warum dann von dem Dichter verlangen, daß er es anders mache? Hat er nicht auch auf seinem Wege seinen Zweck erreicht? Wozu ihm dann Gesetze vorschreiben und andere Composition u. s. w. wünschen? Ganz einfach, antworten wir, damit das Gedicht wirklich ein Gedicht werde; denn in solcher Haltung und Anordnung ist es eben weiter nichts als eine gereimte Biographie, und bleibt eine solche, selbst wenn das Einzelne mit allem Zauber der poetischen Erfindung und Darstellung ausgestattet wurde. Der Dichter soll vor Allem auch Künstler sein und er kann nur dann auf Anerkennung Anspruch machen, wenn er auch in dieser Beziehung vollkommene Befriedigung gewährt. Wir zweifeln nicht, daß sein Gedicht auch in dieser unkünstlerischen Form gefallen werde, wir gestehen sogar sehr gern zu, daß wir selbst, als wir den „Ulrich von Hutten" durchlasen, Freude und Interesse empfanden; allein so viel des Schönen wir auch gefunden haben, so war doch der Rückblick auf das Ganze kein angenehmer, kein befriedigender, weil sich unserer Erinnerung nur einzelne Punkte zeigten, während wir so gern auf das Ganze zurückgeschaut hätten. Es that uns dies um so mehr leid, als wir der Überzeugung sind, daß der Dichter die Schwierigkeiten einer künstlerischen und lebensvollen Anordnung wol überwunden hätte, wenn er gewollt, so groß dieselben in der That auch sein mögen.

Der „Ulrich von Hutten" ist wie der „Zwingli" in der sogenannten Nibelungenstrophe gedichtet. Es hat der Dichter in der Behandlung derselben ebenfalls Fortschritte gemacht; im „Ulrich von Hutten" ist sie viel freier und reicher gehalten als im „Zwingli", und doch ist sie dabei viel reiner. Übrigens wissen wir nicht, ob wir uns täuschen, aber uns dünkt diese Strophe für ein größeres Gedicht kaum passend, da man ihr bei der Entwickelung unserer Prosodie doch nicht die reiche Mannichfaltigkeit geben kann, die sie früher besaß; sie erscheint nach und nach einförmig und erregt dadurch gewiß eine Art Misbehagen. So vortrefflich sie sich für kleinere epische Gedichte eignet, so wenig scheint sie uns für größere Dichtungen mit Glück verwendet werden zu können. Freilich wüßten wir nicht anzugeben, welches Metrum ein epischer Dichter wählen sollte, denn der Herameter ist bei aller seiner Vortrefflichkeit undeutsch und hat auch in der deutschen Sprache keineswegs die bewegliche Mannichfaltigkeit, die wir an ihm bei den Griechen bewundern, die italienische Stanze aber ist zu lyrisch. Wir sind der Überzeugung, daß ein der deutschen Sprache angemessenes episches Maß noch erst gefunden werden muß.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir einen gedrängten Überblick des neuesten Gedichts Fröhlich's geben, doch vorher noch die Bemerkung voranschicken, daß der Dichter offenbar die gründlichsten Studien gemacht und nicht blos die Schriften Hutten's, sondern auch die seiner bedeutendsten Zeitgenossen gelesen und sonst Forschungen aller Art angestellt hat. So hat er einen überaus großen Reichthum von Einzelheiten gewonnen, den er meistens glücklich zu verwenden weiß; doch kommen auch Stellen vor, in denen die Andeutungen für Den, der die Geschichte jener Zeit nicht genauer kennt, räthselhaft sein mögen.

Im ersten Gesang, die Flucht aus dem Kloster, im Frühling 1504, zeigt uns der Dichter seinen Helden in „Fuldas altem Kloster", in der Zelle sein Schicksal beklagend, da sein Vater ihn gegen seinen Willen zum Geistlichen bestimmt hat. Am folgenden Tag soll die Einkleidung stattfinden. Sein Freund und Vetter Johannes v. Hutten, der der Feier beizuwohnen kommt, findet ihn in dieser düstern Stimmung; er erbietet sich, ihm zur Flucht behülflich zu sein, welche denn auch glücklich gelingt. Aber der Vater Ulrich's spricht den Fluch über ihn aus, so sehr die übrigen Verwandten sich des Flüchtlings annehmen. Der zweite Gesang, die erste Wanderfahrt 1505 und 1506, erzählt uns in Form eines von Ulrich an Johannes geschriebenen Briefs die Abenteuer des Wanderers in den zwei ersten Jahren nach seiner Flucht. Besonders gelungen ist die Darstellung der Zusammenkunft Hutten's mit Luther in Erfurt, als dieser sich eben entschloß in das Kloster zu gehen, sowie die Erzählung des Aufenthalts in Augsburg, wo wir mit Pirkheimer, Dürer und Peutinger bekannt werden, dessen Tochter Constantia mit dem Ritter einen Liebesbund schließt, der ihn später in den unglücklichsten Augenblicken aufrecht erhält. Von hohem Interesse sind ferner die Charakteristiken Reuchlin's und Geiler's, Brandt's und Erasmus', sowie die Schilderung des Rheins und der Gefühle, die Hutten bei seinem Anblicke erfüllten:

> Nun rheinwärts immer schneller ritt ich das Land hinaus;
> Bald dann am Waldesrande brach ich in Jauchzen aus,
> Als fern ich Strasburgs Münster erblickt' im Abendroth,
> Fernher der Rhein mit Rauschen und Strahlenblicken Grüße bot.
>
> Als nun ich staunend, jubelnd vor seinem Strome stand,
> Unendlich wie sein Wallen war da was ich empfand.
> Jetzt fühlt' ich's wie am Ganges der Hindu niederfällt,
> Macht, Ewigkeit und Segen des Stromes für Gott selbst hält.

Mir rauschte die Geschichte des deutschen Volks vorbei,
Dort kühn und wild im Kampfe, hier mild und immer frei;
Und seine Zukunft rauschte vorbei im Siegeszug,
Die Flüsse, Bäch' und Quellen vereint in einem Zug und Flug.

In einem Zug und Fluge die Banner all geschart
Zu einem Türkenkriege, zu einer Römerfahrt,
In einem Zug und Fluge die Segel all geschwellt,
Aus allen deutschen Strömen zur alten und zur neuen Welt.

So schaut' ich in die Fluten noch durch die späte Nacht;
Im Strome glomm der Himmel, Vollmond und Sternenpracht;
Ich sah vom Himmel kommen mit sammt des Himmels Heer
Den Strom der Offenbarung, die Welt verjüngend mehr und mehr.

Bis in der großen Kälte der Zeit auch er erstarrt,
Gefesselt im Verließe lang auf Erlösung harrt;
Nun kam die Sonne wieder, und Wärme weht durchs Feld:
Den Eisgang hör' ich donnern, und frei ist wiederum der Held.

Überhaupt ist der Dichter in Naturschilderungen glücklich, nur möchte man ihnen mehr Mannichfaltigkeit wünschen. Den Schluß des Gesangs bildet der Bericht Hutten's über seinen Aufenthalt bei Sickingen und in Köln, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, woher der unauslöschliche und Hutten so verderbliche Haß kam, den die Dominicaner und ganz vorzüglich der Ketzerrichter Hogstraten gegen ihn faßten.

Der dritte Gesang führt uns zu einem schwelgerischen Gelage der Dominicaner, in welchem sich uns ihre Absichten enthüllen; der vierte enthält die Beschreibung von Hutten's zweiter Wanderfahrt (1508—11). Wir halten diesen schon wegen der künstlerischen Composition für einen der gelungensten Abschnitte des ganzen Gedichts. Voll Wirkung ist insbesondere der Anfang, wo uns Hutten im Bettlerkleide, von Krankheit ermattet, aber doch in der ganzen Kraft seiner Feuerseele erscheint. In Olmütz wird er vom Bischof gastfreundlich aufgenommen, der seinen Werth erkennt. Ihm erzählt er seine bisherigen Abenteuer. Er war nach Frankfurt an der Oder, der neu gestifteten Hochschule gezogen, dort aber durch Hogstraten's Einfluß bald wieder vertrieben worden. Nach einer unglücklichen Seefahrt war er nach Greifswald gekommen, wo die Freundschaft seiner ersten Gönner, der Lötze, sich bald in die bitterste Feindschaft verwandelte, sodaß er, der auch dort von Hogstraten nicht unangefochten blieb, wiederum weichen mußte. Auf dem Wege nach Rostock ward er von Meuchelmördern der Lötze überfallen, und er wäre, mitten im Winter, an seinen Wunden erlegen, wenn ihn nicht ein edler Priester, Eckbert von Harlem, zu sich genommen hätte. Als er wieder gesund geworden, war er durch Sachsen und Böhmen gezogen und nach einer neuen Krankheit bis Mähren gekommen. Der fünfte Gesang, Kriegszug nach Italien 1512—14, zeigt uns zuerst den Ritter auf der Reise nach Wien, zu der ihm der edle Bischof die Mittel gegeben hatte. In der Kaiserstadt wird er nach und nach mit den bedeutendsten Männern bekannt und erhält zuletzt Zutritt zum Kaiser Maximilian, der ihn in seine Dienste nimmt. Er zieht mit dem Heere nach Italien; der Zug ist lebendig dargestellt, sowie die Schlacht bei Ravenna, in welcher Hutten den Cardinal Johann v. Medici, nachmaligen Papst Leo X., von dem Schwerte der Landsknechte rettet. Bald darauf rief der Kaiser sein Heer zurück, allein Hutten blieb in Italien; er zog nach Pavia, wo er sich ganz den Studien widmete, aus denen er aber durch den wilden Überfall der schweizerischen Söldner aufgeschreckt wurde, die auch ihn mishandelten und plünderten. Als er schon seinen Wunden zu erliegen glaubte, ward er von Zwingli, der damals als Priester bei den Schweizern in Italien war, gerettet und gepflegt. Sie schließen innige Freundschaft und theilen sich ihre Ideen über die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse mit. Als sie sich trennen müssen, zieht Hutten nach Bologna, wo ihn zuerst Krankheit und dann Elend aller Art zwingt, sich als Landsknecht anwerben zu lassen. Endlich entschließt er sich, in die Heimat zurückzukehren, und so finden wir ihn im sechsten Gesange in Stuttgart, wo sein Vetter Johannes Hutten in großer Gunst bei dem Herzoge Ulrich von Würtemberg stand. Doch bemerkte unser Held bald, daß der Herzog, dessen tyrannische Gemüthsart allgemein bekannt war, frevle Absichten gegen die Frau seines Vetters hege. Er machte diesen, aber umsonst, darauf aufmerksam, ja er wagte selbst gegen den Herzog Andeutungen zu machen, die diesen so erzürnten, daß er bald darauf gezwungen wurde, das Land zu verlassen. Der Dichter hat jede Gelegenheit ergriffen, Hutten, dessen Werke, wie schon erwähnt, er mit dem größten Fleiße studirt hat, mit seinen eigenen Worten reden zu lassen, so z. B. in diesem Gesange, wo er eine vortreffliche Bearbeitung des Gedichts „Nemo" mit großem Glücke einzuflechten weiß.

Im siebenten Gesang erfährt Hutten die Ermordung seines Vetters Johannes; die Klage des Ritters, zu der der Dichter ebenfalls dessen Werke benutzt hat, ist vortrefflich und enthält einige sehr gelungene Stellen; er faßt den Entschluß, den Gemordeten zu rächen, und eilt deshalb nach Hause um sich mit den Seinigen zu vereinigen. Heimgekommen versöhnt er sich mit seinem Vater. Man beschließt, daß er zum Kaiser und von dort nach Rom reisen solle, um sich dort für Reuchlin zu verwenden, der mit den Dominikanern harten Kampf zu bestehen hatte.

Der achte Gesang, zweite Reise nach Italien 1515 und 1516, scheint uns seinem Inhalte nach durchaus gegen die poetische Wahrheit zu sein. So nahe dem Ritter Reuchlin's Angelegenheit auch am Herzen lag, so sehr er sogar persönlich dabei betheiligt war, so konnte dieselbe doch unmöglich die Rache gegen den Herzog so sehr zurückdrängen. Da der Dichter dem Kriegszug gegen Ulrich von Würtemberg den erwähnten Grund unterlegte, so hätte er, um die epische Einheit nicht zu stören, denselben nicht so lange hinausschieben sollen; die drei Gesänge, welche auf den Racheschwur folgen und ganz heterogene Begebenheiten oder Thatsachen behandeln, vernichten allen Eindruck, den der siebente Gesang hervorgebracht hatte, sodaß, als der Kriegszug endlich begonnen und ausgeführt wird, die Theilnahme für den Ritter gar sehr abgenommen hat und uns sogar das ihm zugeschriebene jahrelange Rachegefühl beleidigt und abstößt. Diesen unsers Bedünkens sehr großen Mangel des Gedichts hat der Dichter lediglich dadurch herbeigeführt, daß er die einzelnen Lebensumstände seines Helden chronologisch vorführen wollte; dies ist aber wie schon bemerkt Sache des Historikers, nicht aber des Dichters. Hätte der Verf. z. B. den siebenten Gesang zum zehnten gemacht, und ihm die drei andern vorausgeschickt, was er durch geschickte Einkleidung leicht hätte bewerkstelligen können, so würde der Racheschwur und der Kriegszug Schlag auf Schlag gefolgt sein, und die Wirkung wäre gewiß bedeutend größer gewesen, wie denn auch der Leser weit höhere Befriedigung gefunden hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Schrift der Kabylen.

Bis jetzt war es den sorgfältigsten gelehrten Forschungen nicht gelungen, zu ermitteln, ob die Kabylen, deren Sprache bekanntlich dem semitischen Stamme nicht angehört, ein eigenes System von Schriftzeichen besitzen oder je besessen haben. Durchweg bedienen sie sich jetzt der arabischen Lettern; ob sie vor Eroberung der Moslemin überhaupt durch Schrift sich verständigen konnten, war ungewiß. Jetzt soll, wie ein Journal in Algier meldet, ein bei der Civilverwaltung angestellter Dolmetsch daselbst so glücklich gewesen sein das langgesuchte kabylische Alphabet in einigen Manuscripten aufzufinden. Der französische Kriegsminister hat eine Commission niedergesetzt, welche die fragliche Entdeckung prüfen und über deren Werth und Echtheit Bericht erstatten soll. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 51. — 20. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

Auf diese Weise wurde die ungeheure Masse von Arbeitern zusammengebracht, welche das ganze britische Reich erfüllt und deren sociale Last sich mit jedem Tage der Aufmerksamkeit der civilisirten Welt mehr und mehr aufdringt. Hören wir den Verf.:

Die Lage der arbeitenden Classe, das heißt die Lage der ungeheuern Majorität des englischen Volks, die Frage: Was soll aus diesen besitzlosen Millionen werden, die heute Das verzehren was sie gestern verdient haben, die mit ihren Erfindungen und ihrer Arbeit Englands Größe geschaffen haben, die täglich ihrer Macht sich mehr und mehr bewußt werden und täglich dringender ihren Antheil an den Vortheilen der gesellschaftlichen Einrichtungen verlangen, — diese Frage ist seit der Reformbill die nationale Frage geworden. Alle einigermaßen *wichtigen* Parlamentsdebatten lassen sich auf sie reduciren; und wenn auch die englische Mittelclasse es sich bis jetzt nicht gestehen will, wenn sie dieser großen Frage auch auszuweichen und ihre Interessen als die wahrhaft nationalen hinzustellen sucht, so hilft ihr das gar nichts. Mit jeder Parlamentssession gewinnt die arbeitende Classe Terrain, verlieren die Interessen der Mittelclasse an Bedeutung und obwol die Mittelclasse die Hauptmacht, ja die einzige Macht des Parlaments ist, so war doch die letzte Session 1844 eine fortwährende Debatte über Arbeiterverhältnisse (die Armenbill, die Fabrikenbill, die Bill über das Verhältniß von Herren und Dienern), und Thomas Duncombe, der Vertreter der Arbeiterclasse im Unterhause, war der große Mann der Session; während die liberale Mittelclasse mit ihrer Motion wegen Abschaffung der Getreidegesetze und die radicale Mittelclasse mit ihrem Antrag auf Steuerverweigerung eine jämmerliche Rolle spielten. Selbst die Debatten über Irland waren im Grunde nur Debatten über die Lage des irischen Proletariats und die Mittel, ihm aufzuhelfen. Es ist aber auch hohe Zeit, daß die englische Mittelclasse den nicht bittenden, sondern drohenden und federnden Arbeitern Concessionen macht, denn in kurzem möchte es zu spät sein.

Die Lage dieser Classe nun ist es, welche der Verf. uns schildert. Um es gründlich zu können, muß nach seiner Meinung das Proletariat in verschiedene Unterclassen abgetheilt werden, da sich in den verschiedenen Kreisen auch ein verschiedenes Stadium seiner Reife zeigt. Im Kreise der Zeuchindustrie, welche zuerst von dem großen industriellen Umschwunge berührt wurde, hat das Proletariat die höchste Reife erlangt, alsdann kommen die Arbeiter in den Kohlengruben und den Metallbergwerken, ihnen folgen die englischen Ackerbauproletarier, und auf der vierten Stufe endlich stehen die Irländer als dem alten faulen genügsamen Häuslerleben noch am nächsten. Da aber, sagt der Verf., in diesem Augenblicke bereits so ziemlich das ganze Proletariat von der Bewegung ergriffen ist und die Lage der einzelnen Sectionen viel Gemeinsames hat, so muß dieses Gemeinsame zuerst durchgenommen werden, um später dann jede einzelne Verzweigung desto schärfer in ihrer Eigenthümlichkeit betrachten zu können. Der Verf. bespricht deshalb in der ersten Hälfte seines Buchs das Gemeinsame der Lage der Arbeiterclassen, in der zweiten die Lage der Arbeiter in den einzelnen Arbeitszweigen.

Sehen wir hier zuerst auf den ersten Theil, auf das Gemeinsame der Lage der Arbeiterclassen. Hier wird unser Blick zuerst auf die großen Städte gerichtet; in ihnen beweist sich die centralisirende Kraft der Industrie, die Bevölkerung wird durch sie ebenso centralisirt wie das Capital. Deshalb treten auch in den großen Städten die Consequenzen der Industrie in Bezug auf das Proletariat am deutlichsten hervor. Eine Stadt wie London, wo man stundenlang wandern kann ohne auch nur an den Anfang des Endes zu kommen, die kolossale Concentration, welche in London drittehalb Millionen Menschen zusammengehäuft und dadurch die Kraft dieser drittehalb Millionen verhundertfacht hat, ist zuerst so massenhaft, so großartig, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Aber bald „tritt die brutale Gleichgültigkeit, die gefühllose Isolirung jedes Einzelnen auf seine Privatinteressen um so widerwärtiger und um so verletzender hervor, je mehr dieser Einzelnen auf den kleinen Raum zusammengedrängt sind"; aber wenn man erst die „schlechten Viertel" der Hauptstadt besucht und gesehen hat, wie dicht „barbarische Gleichgültigkeit und egoistische Härte auf der einen und namenloses Elend auf der andern Seite" in dieser großen Menschenanhäufung nebeneinander wohnen, dann sieht man, „daß diese Londoner das beste Theil ihrer Menschheit aufopfern mußten, um alle die Wunder der Civilisation zu vollbringen, von denen ihre Stadt wimmelt, daß hundert Kräfte, die in ihnen schlummerten, unthätig blieben und unterdrückt wurden, damit einige wenige sich voller entwickeln und durch die Vereinigung mit denen anderer

multiplicirt werden konnten". Es ist der sociale Krieg, der Krieg Aller gegen Alle, welcher in den großen Städten furchtbar ausgebrochen ist, und da in diesem Kriege das Capital, der directe oder indirecte Besitz der Lebensmittel und Productionsmittel die Waffe ist, mit der gekämpft wird, so ist es einleuchtend, daß alle Nachtheile dieses Zustandes auf den Armen fallen.

Diesen Zustand schildert der Verf. mit furchtbaren, aber unzweifelhaft wahren Farben; er gründet seine Schilderung auf Thatsachen und authentische Berichte. Man höre ihn:

Jede große Stadt hat ein oder mehre „schlechte Viertel", in denen sich die arbeitende Classe zusammendrängt. Oft freilich wohnt die Armuth in versteckten Gäßchen dicht neben den Palästen der Reichen, aber im Allgemeinen hat man ihr ein apartes Gebiet angewiesen, wo sie, aus den Augen der glücklichern Classen verbannt, sich mit sich selbst durchschlagen mag so gut es geht. Diese schlechten Viertel sind in England in allen Städten ziemlich egal eingerichtet; die schlechtesten Häuser in der schlechtesten Gegend der Stadt; meist zweistöckige oder einstöckige Ziegelgebäude in langen Reihen, möglicherweise mit bewohnten Kellerräumen und fast überall unregelmäßig angelegt. Diese Häuschen von drei bis vier Zimmern und einer Küche werden Cottages genannt und sind in ganz England, einige Theile von London ausgenommen, die Wohnungen der arbeitenden Classe. Die Straßen selbst sind gewöhnlich ungepflastert, höckerig, schmuzig, voll vegetabilischen und animalischen Abfalls, ohne Abzugskanäle oder Rinnsteine, dafür aber mit stehenden, stinkenden Pfützen versehen. Dazu wird die Ventilation durch die schlechte, verworrene Bauart des ganzen Stadtviertels erschwert und da hier viele Menschen auf einem kleinen Raume leben, so kann man sich leicht vorstellen, welche Luft in diesen Arbeiterbezirken herrscht. Die Straßen dienen überdies bei schönem Wetter als Trockenplatz, es werden von Haus zu Haus Leinen quer herüber gespannt und mit nasser Wäsche behangen.

Der Verf. geht nun einige der „schlechten Viertel" welche er besucht hat speciell durch. Zuerst London mit St.-Giles und Umgegend, mit Whitechapel und Bethnal-Green, wo überall ganze Familien in einem Zimmer zusammengedrängt sind, sehr oft ohne alles Mobiliar, ohne Bett. Aus dem reichen, schrecklichen Material, welches der Verf. zusammenstellt, hier nur ein, eben noch nicht das furchtbarste Bild:

Bei Gelegenheit einer Todtenschau, die Hr. Carter, Coroner für Surrey, über die Leiche der fünfundvierzigjährigen Ane Galway am 14. Nov. 1843 abhielt, erzählen die Journale Folgendes von der Wohnung der Verstorbenen: Sie hatte in Nr. 3, White-Lion-Court, Bermondsey-Street, London, mit ihrem Mann und ihrem neunzehnjährigen Sohne in einem kleinen Zimmer gewohnt, worin sich weder Bettstelle oder Bettzeug oder sonstige Meubles befanden. Sie lag todt neben ihrem Sohne auf einem Haufen Federn, die über ihren fast nackten Körper gestreut waren, denn es war weder Decke noch Bettuch vorhanden. Die Federn klebten so fest an ihr über den ganzen Körper, daß der Arzt die Leiche nicht untersuchen konnte, bevor sie gereinigt war und dann fand er sie ganz abgemagert und über und über von Ungeziefer zerbissen. Ein Theil des Fußbodens im Zimmer war aufgerissen und das Loch wurde von der Familie als Abtritt benutzt.

Von London führt uns der Verf. durch Dublin, Edinburg, Liverpool, die Fabrikstädte Nottingham, Birmingham, Glasgow, Leeds, Bradford u. s. w. und das ganze an Fabrikstädten so überreiche Lancashire. Überall dasselbe unmenschliche Elend der Massen. Sehr detaillirt endlich, durch eingedruckte Holzschnitte und den Plan der Stadt erläutert, ist die Schilderung von Manchester, dieser Krone aller Fabrikstädte. Der Verf. hat dort längere Zeit gelebt und indem er uns überall einführt in die Lebensverhältnisse der Arbeiter, was Wohnung, was Kleidung, was Nahrung betrifft, bekommen wir durch ihn von den vielen physisch und moralisch verderblichen Umständen des Arbeiterlebens ein erschütterndes Bild. Das Ganze überblickend schließt der Verf. seine Schilderung der Arbeiterviertel:

Die Arbeiterclasse der großen Städte bietet uns so eine Stufenleiter verschiedener Lebenslagen dar, von einer erträglichen Existenz bis zum bittersten Elende, das sich bis zur Obdachlosigkeit und bis zum Hungertode steigern kann, in dem aber der Durchschnitt dem schlimmsten Falle weit näher liegt als dem besten. Und diese Stufenleiter theilt sich nicht etwa blos in ihre Classen, sodaß man sagen könnte: dieser Fraction der Arbeiter geht es gut, jener schlecht, und so bleibt es und so ist es schon von jeher gewesen, sondern, wenn das auch hier und da der Fall ist, wenn einzelne Arbeitszweige im Ganzen einen Vorzug vor andern genießen, so schwankt doch auch die Lage der Arbeiter in jeder Branche so sehr, daß ein jeder einzelne Arbeiter in den Fall kommen kann, die ganze Stufenleiter zwischen verhältnißmäßigem Comfort und dem äußersten Mangel bis zum Hungertode durchzumachen, wie denn auch jeder englische Proletarier von bedeutenden Glückswechseln zu erzählen weiß.

Diese Glückswechsel sind in der That eine der wesentlichsten und folgereichsten Seiten des heutigen Proletariats und wenn es auch bis jetzt nur in England seine classische, zwei Drittel bis drei Viertel der ganzen Bevölkerung umfassende Ausbreitung gewonnen hat, so können wir doch auch schon in Deutschland dasselbe nirgend mehr verleugnen und verkennen. Suchen wir nun nach der eigentlichen Ursache dieser geschilderten Zustände und nach dem mächtigsten Princip ihrer innern Bewegung, so erkennen wir als solches die moderne Concurrenz. Der Verf. hat uns gezeigt, wie die Concurrenz gleich im Anfange der industriellen Bewegung das Proletariat schuf, indem sie bei vermehrter Nachfrage nach gewebten Stoffen den Webelohn steigerte und dadurch die webenden Bauern veranlaßte, ihre Ackerwirthschaft aufzugeben, um am Webestuhl desto mehr verdienen zu können, und wie sie das Proletariat schuf, so hat sie dasselbe auch immer weiter entwickelt. Was der Verf. im Allgemeinen über die Concurrenz sagt, ist bekannt genug, da es eben nur das hinlänglich Bekannte enthält. Höchst interessant aber ist die Darstellung, welche der Verf. von den in England so gefürchteten und schon unvermeidlich gewordenen Fluctuationen der Production, von den periodischen Krisen und von der Lage und Zunahme der „überflüssigen Bevölkerung" entwirft. Man höre:

Dieser Überflüssigen gibt es nach den Berichten der Armengesetz-Commissaire durchschnittlich anderthalb Millionen in England und Wales; in Schottland läßt sich die Zahl wegen Mangel an Armengesetzen nicht bestimmen und von Irland werden wir speciell zu sprechen haben. Diese anderthalb Millionen schließen übrigens nur Diejenigen ein, die wirklich die Armenverwaltung um Hülfe ansprechen; die große Menge, die

sich ohne dies letzte so sehr gescheute Auskunftsmittel anzuwenden forthilft, ist darin nicht eingeschlossen; dafür fällt aber nun ein guter Theil der obigen Zahl auf die Ackerbaudistricte und kommt hier also nicht in Betracht. Während einer Krisis vermehrt sich diese Zahl natürlich um ein Bedeutendes und die Noth steigt auf den höchsten Grad. Nehmen wir z. B. die Krisis von 1842, die, weil die letzte, auch die heftigste war — denn die Intensität der Krisen wächst mit jeder Wiederholung und die nächste, die wol 1847 spätestens eintreten wird, wird allem Anscheine nach noch heftiger und dauernder sein. Während dieser Krisis stieg die Armensteuer in allen Städten auf einen nie gekannten Höhepunkt. Unter Anderm mußten in Stockport von jedem Pfund, das als Hausmiethe bezahlt wurde, 8 Schilling Armensteuer bezahlt werden, sodaß die Steuer allein 40 Procent vom ganzen Miethsbetrage der Stadt ausmachte. Dazu standen ganze Straßen leer, sodaß mindestens 20,000 Einwohner weniger als gewöhnlicher da waren und man an die Thüren der leerstehenden Häuser geschrieben fand: Stockport to let — Stockport zu vermiethen! In Bolton, wo in gewöhnlichen Jahren der Armensteuer zahlende Miethertrag durchschnittlich 86,000 Pf. St. betrug, sank er auf 36,000 Pf. St.; dagegen stieg die Anzahl der zu unterstützenden Armen auf 14,000, also über 20 Procent der Einwohnerzahl. In Leeds hatte die Armenverwaltung einen Reservefonds von 10,000 Pf. St. Dieser sowie eine Collecte von 7000 Pf. St. wurde schon ehe die Krisis ihren Höhepunkt erreichte vollständig erschöpft. So war es überall; ein Bericht, den ein Comité der Anti-Korngesetz-Ligue im J. 1843 über den Zustand der Industriebezirke 1842 erstattete und der auf ausführlichen Angaben der Fabrikanten beruhte, sagt aus, daß die Armensteuer durchschnittlich doppelt so hoch gewesen sei als 1839 und die Zahl der Unterstützungsbedürftigen sich seit jener Zeit verdreifacht, ja verfünffacht habe; daß eine Menge Applicanten einer Classe angehörten, die bis jetzt nie um Unterstützung angehalten hätten u. s. w.; daß die arbeitende Classe über zwei Drittel weniger Lebensmittel zu verfügen habe als 1834 und 1836, daß die Consumtion von Fleisch bedeutend geringer gewesen sei, an einigen Orten 20 Procent, an andern bis zu 60 Procent; daß selbst die gewöhnlichen Handwerker, Schmiede, Maurer u. s. w., die sonst in den gedrücktesten Perioden noch volle Beschäftigung hatten, ebenfalls viel an Mangel an Arbeit und Lohnherabsetzung gelitten hätten; und daß selbst jetzt, im Jan. 1843, der Lohn noch fortwährend im Fallen sei. Und das sind die Berichte von Fabrikanten! Die brotlosen Arbeiter, deren Fabriken stillstanden, deren Brotherren ihnen keine Arbeit geben konnten, standen überall auf den Straßen, bettelten einzeln oder in Haufen, belagerten scharenweise die Chausseen und sprachen die Vorüberkommenden um Unterstützung an; sie baten aber nicht kriechend wie gewöhnliche Bettler, sondern drohend durch ihre Zahl Geberden und Worte. So sah es in allen Industriebezirken aus, von Leicester bis Leeds und von Manchester bis Birmingham. Hier und da brachen einzelne Unruhen aus, so im Juli in den Töpfereien von Nord-Staffordshire; die fürchterlichste Gährung herrschte unter den Arbeitern, bis sie endlich im August in der allgemeinen Insurrection der Fabrikdistricte zum Ausbruche kam. Als ich Ende Nov. 1842 nach Manchester kam, standen noch überall eine Menge Arbeitsloser an den Straßenecken und viele Fabriken standen noch still; in den nächsten Monaten bis Mitte 1843 verloren sich die unfreiwilligen Eckensteher allmälig und die Fabriken kamen wieder in Betrieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

3. Abraham Emanuel Fröhlich.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Im neunten Gesang wird Hutten's Heimkehr von Rom und seine Ankunft in Augsburg geschildert, wo er mit Constantia den Seelenbund erneuert; der zehnte Gesang beschreibt uns des Ritters Dichterkrönung, der elfte den Kriegszug gegen Ulrich von Würtemberg, worauf er an den Hof des Erzbischofs von Mainz zog, der jedoch aus Angst, sich Unannehmlichkeiten zuzuziehen, ihm andeutet, daß es gut wäre, an einem andern Ort bessere Zeiten zu erwarten. Dies ist der Inhalt des zwölften Gesangs; im dreizehnten finden wir den Ritter in Brüssel, wo er sich umsonst bemüht, Zutritt zum Kaiser (Karl V.) zu erhalten, denn die Dominicaner hatten den Herrscher schon mit ihren Netzen umsponnen. Auf der Rückreise wird er vor den Nachstellungen Hogstraten's gewarnt; viele Freunde geben ihm das Geleit, und so trifft er den Ketzerrichter, der selbst ausgegangen war, den Ritter zu suchen, in einer abgelegenen Gegend. Der erste Gedanke Hutten's war, ihn zu tödten, doch mäßigt er sich und begnügt sich, den Elenden mit der flachen Klinge zu züchtigen. Der vierzehnte Gesang führt uns den Reichstag zu Worms vor (1521), wohin Hutten von Sickingen's Burg aus gezogen war, um Luther den Schutz des tapfern Freundes anzubieten. Wirkungsvoll ist die Schilderung des Einzugs Karl's V. und dann Luther's. Dort Pracht und Glanz aller Art, aber Abneigung von Seiten des Volks; hier einfaches Geleit der Freunde und Anhänger nebst kaiserlicher Bewachung, aber der allgemeinste Volksjubel. Als es bekannt wurde, daß der Kaiser das sichere Geleit zurücknehmen wolle, das er Luther versprochen habe, bietet ihm Hutten den Schutz Sickingen's an, aber der kühne Mönch weigert sich ihn anzunehmen. Nach Ebernburg zu Sickingen zurückgekehrt, geloben sich die Freunde, für die Freiheit Alles zu wagen. Es soll ein Bund des Adels und der Städte geschlossen werden, und Hutten soll die Macht seines Talents gebrauchen, das Volk für die heilige Sache zu gewinnen. Er sagt:

> Ich will die Stimm' erheben wie der Posaune Ton,
> Und auch von nun an reden deutsch zu der deutschen Nation.
>
> Anher hab' ich gesungen und lang genug Latein;
> Doch bin ich durchgedrungen und bring' wol tiefer ein,
> Red' ich in deutscher Zunge, wie Luther recht und schlecht;
> In deutscher Pfalz und Kirche sei deutsch das Wort und deutsch das Recht!

Während Sickingen auszieht, Theilnehmer zum Kampfe zu werben, läßt Hutten seine Schriften erscheinen, die dem Freund mächtig vorarbeiten. Es wird ein Rittertag in Landau gehalten und auf demselben beschlossen, die neue Lehre mit den Waffen zu unterstützen. Sickingen, zum obersten Hauptmann gewählt, beschließt, zuerst den Erzbischof von Trier zu überfallen, und Alles wird trotz der Warnungen Ökolampad's zu dem Zuge gerüstet, Hutten aber in die Schweiz geschickt, um Hülfe zu holen. So weit der funfzehnte Gesang. Im sechzehnten sehen wir den Helden auf der Burg seiner Väter, um von den Seinen Abschied zu nehmen. Auch der Vater, so sehr er mit dem Geiste der neuen Lehre einverstanden ist, warnt vor Gewaltschritten, doch umsonst; Hutten eilt nach Augsburg, um auch dort von der Geliebten Abschied zu nehmen und die baldige gänzliche Vereinigung mit ihr zu besprechen. Ihrer Treue sicher setzt er heitern Muthes seine Wanderfahrt fort.

> Er singt: Ich wagt's mit Sinnen und trage keine Reu',
> Und soll' ich nicht gewinnen, noch muß man spüren Treu'.
> Das soll man noch erkennen, wie wohl man daran thut,
> Mich Pfaffenfeind zu nennen; das kommt dem deutschen Land zu gut.
>
> Da laß' ich Jeden lügen und reden was er will;
> Hätt' Wahrheit ich verschwiegen, mir wären Hulder viel.
> Ich habe, mich zu trösten, ein gut Gewissen doch,
> Daß Keiner von den Bösten die Ehre mir abbreche noch.
>
> Und was mir mag erdenken der Curtisanen List,
> Ein Herz läßt sich nicht kränken, das guter Meinung ist.
> Noch müssen Sieg erwerben, die widersteh'n aufs Blut;
> Mich lassen nicht verderben Landsknechte gut und Reitersmuth.

Die Siegeshoffnung ward aber nur zu bald und bitter

getäuscht. Kaum ist der Ritter in der Nähe von Basel angekommen (siebzehnter Gesang), als ihm „Schweikard Sickingen, des Freundes erster Sohn", begegnet und ihm das gänzliche Mislingen des Zugs gegen Trier und den Tod des Heldenvaters berichtet. So ist denn das Vaterland für Hutten verloren. Zwar hofft er noch auf Basel, wo er allerdings auch die beste Aufnahme bei Rath und Bürgerschaft findet, aber Erasmus zieht sich von ihm zurück, ja er arbeitet sogar gegen ihn und wendet den Rath von ihm ab.

Da sprüht sein Auge Feuer, in Feuer wallt sein Blut,
Und an Erasmus schreibt er also in höchster Zornesglut:

Bin ich, weil nun unglücklich, deshalb ein schlechter Mann?
Ist Recht zu Unrecht worden, weil's nicht den Sieg gewann?
Und du hast uns die Waffen in diese Schlacht gereicht,
Der nun so feig und schimpflich von seinen Kampfgenossen weicht.

Und du versöhnst dich wieder mit dem Hogstraten gar,
Mit einem Eck und Faber und ihrer finstern Schar,
Und schmeichlerische Briefe sind uns von dir bekannt
An die Legaten, welche du mit uns eine Pest genannt.

Und von der heil'gen Kirche nennst du dich ungetrennt;
Nun sag', wo ist die Kirche, die ihren Herrn bekennt?
Ist sie in Rom denn einzig, in Köln noch oder Trier,
Und da, wo Kirchenfürsten erweisen Gunst und Gnaden dir?

Ja mehr als Freundestreue gilt dir der Herren Gunst;
Mehr als der Wahrheit huldigt dem Ruhme deine Kunst;
Von fürstlichen Geschenken, der Herrscher Jahrgehalt
Wird dir das Gold des Wortes, des Wortes Perle überstrahlt.

Und dennoch wird in Schatten dein hoher Ruhm gestellt
Von Luther's Heldenmuthe, der aufregt alle Welt;
D'rum heißet uns dein Neiden abtrünnig und empört,
Die Sekte, so die Kirche und deines Lebens Werk zerstört.

Und du zerstörst es selber, das Evangelium,
Das du hervor uns holtest, verbirgst du wiederum;
Du mußt dich selbst befeinden, daß Rom dir freundlich sei;
Doch, was du widerrufest, Rom selber lacht der Heuchelei.

Wie bist du zu beklagen, noch an des Grabes Rand
Um Menschengunst zu buhlen! — Und wenn du deine Hand
Im Kampf ermüdet fühltest, warum erhebst du dich
Denn wider deine Freunde, und warum denn verfolgst du mich,

Der dich so oft beschützte, den du belobt so oft?
Wie wenig hast verstanden das Wort du: Wer da hofft
Sein Leben zu gewinnen, dem wird's verloren sein;
Ich kam, das Schwert zu bringen, für mich muß sich die Welt entzwei'n.

Sei dieses Schwert geschwungen nunmehr auch wider dich!
Was Edles du vollbrachtest, will selbst verfechten ich;
Doch solch ein schnöd Verleugnen, Verrätherei und Trug
Entlarven und bekämpfen bis zu dem letzten Athemzug.

Erasmus' Benehmen und die Furcht vor dem Dolch oder Gift der Dominicaner, die ihm auch in Basel auflauerten, trieb den Ritter nach Zürich, wo er von Zwingli trotz Erasmus' leidenschaftliche Briefe gut aufgenommen wurde. Doch Hutten sehnt sich nach Abgeschiedenheit und so führt ihn Zwingli auf die Insel Ufnau (im Zürchersee), wo der Kapellan ihn mit der treuesten Liebe aufnimmt. Aber die alten Wunden waren wieder aufgegangen und die Wunde des Herzens drang immer tiefer ins Leben. So ward er bei aller liebevollen Pflege täglich matter, sodaß der Kapellan, der sich nicht mehr täuschte, Zwingli herbeirief. Dieser eilte sogleich herbei, aber als er gekommen und mit dem Freunde den Ritter im Freien suchte, fanden sie ihn an einem Baume zurückgelehnt erblaßt sitzen, vor ihm seine Schriften, die Feder der Hand entfallen neben ihm.

Er war ein Held, sagt Zwingli, bewährt in Kampf und Noth,
Und war ein edler Sänger, und starb des Sängers Tod,
Umstrahlt von Seligkeiten, von Lieb' und Treu' umschwebt;
Sein Schwert und seine Feder, gesegnet bleibt, was er erstrebt.
Sein Schwert und seine Feder, sein letztes Eigenthum,
Er hat damit erworben Unsterblichkeit und Ruhm.
Sein Grabmal ist die Insel; Jahrhunderte vergeh'n,
Der Deutsche wird nach Hutten zur Ufnau noch hinübersch'n!

Wir hoffen, daß diese Übersicht des Ganzen des Gedichts manchen unserer Leser bewegen wird, dasselbe ganz kennen zu lernen, und wir sind überzeugt, daß, abgesehen von der Anordnung und künstlerischen Gestaltung, Jeder bei der Lecture Befriedigung finden wird. Uns scheint freilich, daß die Composition vor Allem ins Auge gefaßt werden muß, wie wir denn die innigste Überzeugung hegen, daß die Dichtung unendlich höher stehen würde, wenn sich der Verf. zur künstlerischen Anschauung erhoben hätte, weshalb wir bei der Beurtheilung vorzugsweise von diesem Standpunkte ausgegangen sind; zumal wir wünschen, daß der Dichter bei spätern Productionen selbst die Wahrheit unserer Bemerkungen einsehen und beherzigen möge. Hätten wir dagegen mehr das Einzelne berücksichtigt, so hätten sich der schönen, ja trefflichen Stellen genug geboten, die wir unsern Lesern hätten mittheilen können, sodaß es uns trotz unserer Ansicht doch wol vergönnt ist, das Gedicht zur Lecture zu empfehlen. Denn, wir wiederholen es, im Einzelnen wird Jeder Befriedigung finden. 65.

Eine Bittschrift Jean Paul's.

Über den in Nr. 2 d. Bl. unter dieser Überschrift mitgetheilten Artikel enthält die augsburger „Allgemeine Zeitung" in Nr. 29 Folgendes:

„Es macht gegenwärtig ein Brief Jean Paul's an den Kaiser Alexander von Rußland die Runde in deutschen Zeitungen, in welchem der Dichter des Kaisers Verwendung beim Wiener Congreß für den Fortbestand der ihm vom Fürsten Primas ertheilten Pension in Anspruch nimmt. Die «Blätter für literarische Unterhaltung» theilen ihn zuerst und zwar aus russischen Quellen mit. Der Brief war näher zu haben, da er in der bei Max in Breslau 1826—33 erschienenen Biographie Jean Paul's (Bd. 8, S. 18) bereits abgedruckt ist. Hier würde man auch finden, was genannte Blätter nicht mittheilen, daß Jean Paul's Brief an den menschenfreundlichen Kaiser gänzlich erfolglos war, daß selbst Stägemann aus Berlin vergeblich sich für ihn verwandte, und daß es dem königlich bairischen Minister Montgelas vorbehalten blieb, der Schuld des Vaterlands gegen einen ihrer großen geistigen Wohlthäter Anerkennung zu verschaffen, und die zwei Jahre lang sistirte Pension auf die Staatskasse zu übertragen. Vielleicht werden nach obigem Brief auch Jean Paul's Worte an diesen Minister nicht ungern wieder gelesen; sie lauten: «Empfangen Sie meinen gerührtesten Dank für nicht blos erhörte, sondern sogar übertroffene Hoffnungen. Aber am besten dank' ich Ihnen, wenn ich Ihnen, soweit der Abstand der Kraft verstattet, nachahme, nämlich wenn ich das Licht, das Sie durch Akademien und Schulen, durch Vereinigung und Belohnung heller Köpfe in die dunkeln und jungen senden, mit meiner kleinen Feder fortpflanzen helfe; das Licht, das moralisch wie physisch das köstlichste und kräftigste Element der Erde bleibt, ohne welches jedes andere Element erstirbt.»"

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

Eine andere Concurrenz, worunter besonders die englischen Arbeiter leiden, geht aus der „irischen Einwanderung" hervor. Sie bildet die niedrigste Arbeiterbevölkerung Englands und gefährdet durch ihre Concurrenz die Civilisation der englischen Arbeiter auf das allerempfindlichste. Schmuz und Trunksucht u. s. w. werden von diesen irischen Einwanderern zugleich mit der Erniedrigung des Lohns eingeführt und die ganze unterste Arbeiterclasse Englands wird dadurch gewaltsam herabgezogen.

Der Verf. stellt nun die Resultate dar, was aus dem Arbeiter in einer solchen socialen Lage körperlich und geistig werden mußte. Er verfolgt zuerst, und zwar immer auf officielle Zeugnisse gestützt, die Wirkung der beschriebenen Umstände auf die Gesundheit. Er beobachtet die Schwindsucht und andere Lungenkrankheiten und daneben den Typhus in ihrer Intensität unter den arbeitenden Classen nach Beschaffenheit der Wohnungen in den verschiedenen Arbeitervierteln. Er bespricht alsdann die mit den schlechten Nahrungsmitteln zusammenhängenden Unterleibskrankheiten, Skropheln, Rachitis u. s. w., die langsame Vergiftung der Kinder durch beschwichtigende Opiate, wie das allgemein angewandte „Godfrey's Cordial", die Trunksucht bei beiden Geschlechtern, die Quacksalberei, durch schlechte Sorge für das Medicinalwesen befördert u. s. w. Er vergleicht die Sterblichkeit der verschiedenen Classen der Gesellschaft, die enorme Zunahme derselben in Zeiten der industriellen Krise. Alles nach officiellen Zeugnissen. So wird ihm hier zum Resultat, daß der Mangel pflichtmäßiger Sorge der Gesellschaft für die Arbeiterclasse vielfachen Todtschlags an dieser fortwährend schuldig werde, woraus er die Anklage „des socialen Mordes" gegen die Bourgeoisie formulirt, weil diese jene Übel kenne, also um jenen Todtschlag wisse, die Macht der Gesellschaft, die Staatsgewalt, inne habe und doch auf Verhütung derselben nicht ernsthaft Bedacht nehme.

Dann bespricht der Verf. die Wirkung der Lage der Arbeiterclassen auf ihre intellectuelle und moralische Bildung. Er weist den erschreckenden Grad des Mangels an Bildungsmitteln nach und die vollständige Unzulänglichkeit der Abend- und Sonntagsschulen. Nicht allein, daß der Arbeiter weder lesen noch schreiben ordentlich lernt, auch über sittliche Verhältnisse, ja selbst über die in England doch für so wichtig gehaltenen positiven Religionslehren fehlt der nachwachsenden Jugend der Arbeiterclasse in einem uns Deutschen fabelhaft scheinenden Grade alle Vorstellung. Der Verf. bringt Zeugnisse aus officiellen Prüfungen bei, die allen Glauben übersteigen. Die Armuth mit ihrem brutalisirenden Einflusse, die Unsicherheit der Nahrung und die Verdammung zu einer abstumpfenden Zwangsarbeit untergraben die Sittlichkeit des Proletariats. Hierzu tritt alsdann das Gefühl, Unrecht zu erdulden, der tägliche Anblick des oben bezeichneten „socialen Mordes" mit dem Hasse gegen die Unterdrücker, wobei dann die Centralisation der Bevölkerung die demoralisirende Wirkung der genannten Ursachen noch verstärkt und ausbreiten hilft. Der englische Arbeiter zeigt aber dennoch, wofür der Verf. auch englische Gewährsmänner anführt, mehr Mitgefühl und Hingebung für fremde Noth als der Engländer der besitzenden Classen, sodaß die Armen am meisten von den selbst dürftigen Standesgenossen unterstützt werden, und hierin will er einen guten Einfluß des Zusammenlebens mit dem geselligern und hingebendern Irländer erkennen. Dagegen seien Trunksucht, Zügellosigkeit des Geschlechtsverkehrs, Auflösung der Familie und Nichtachtung der socialen Ordnung die gleichzeitig in erschreckendem Maße vorhandenen und in überaus rascher Zunahme begriffenen bösen Seiten des proletarischen Charakters. Die Erfolge der Mäßigkeitspredigten würden weit übertrieben, indem freilich z. B. in Manchester jährlich mehr Mäßigkeitsgelübde abgelegt würden als es dort erwachsene Mitglieder der arbeitenden Classen gäbe, ein wirkliches Halten aber nur selten bemerkt werde. Verbrechen, namentlich gegen das Eigenthum, nehmen nach officiellen angeführten Mittheilungen von Jahr zu Jahr um mehre Procent zu, z. B. „in England und Wales versiebenfachen sich die Verhaftungen in 37 Jahren" und ein Krieg der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden ist bereits so gut wie ausgebrochen. Auch das Bewußtsein darüber reift in einem Theile der Arbeiterclasse schon heran und veranlaßt anders geartete, besonnene und geschlossene Bewegung derselben.

Specialia können wir hier nicht geben, wir müssen deshalb auf das Werk selbst verweisen. Aber am Schlusse der ersten Hälfte des Buchs, welche das Gemeinsame der Lage der Arbeiterclassen untersucht und

die wir kurz skizzirt haben, theilt der Verf. ein paar Strophen eines Gedichts mit, das die Ansicht der Arbeiter selbst über das Fabriksystem ausspricht. Es ist der richtige Ausdruck der unter den Arbeitern herrschenden Gesinnung, verfaßt von Edward Mead in Birmingham, und lautet folgendermaßen:

Ein König lebt, ein zorniger Fürst,
Nicht des Dichters geträumtes Königsbild,
Ein Tyrann, den der weiße Sklave kennt,
Und der Dampf ist der König wild.

Er hat einen Arm, einen eisernen Arm,
Und obgleich er nur Einen trägt;
In dem Arme schafft eine Zauberkraft,
Die Millionen schlägt.

Wie der Moloch grimm', sein Ahn, der einst
Im Thale Hinnom saß,
Ist Feuersglut sein Eingeweid'
Und Kinder sind sein Fraß.

Seine Priesterschar, der Menschheit bar,
Voll Blutdurst, Stolz und Wuth,
Sie lenken — o Schand'! — seine Riesenhand
Und zaubern Gold aus Blut.

Sie treten in Staub das Menschenrecht
Für das schnöde Gold, ihren Gott,
Des Weibes Schmerz ist ihnen Scherz,
Des Mannes Thrän' ihr Spott.

Musik ist ihrem Ohr das Schrei'n
Der Armen im Todeskampf;
Skelette von Jungfrau'n und Knaben füll'n
Die Höllen des Königs Dampf.

Die Höll'n auf Erd' sie verbreiten Tod,
Seit der Dampf herrscht, rings im Reich,
Denn des Menschen Leib und Seele wird
Gemordet d'rin zugleich.

D'rum nieder den Dampf, den Moloch wild,
Arbeitende Tausende all',
Bindet ihm die Hand oder unser Land
Bringt er über Nacht zu Fall!

Und seine Vögte grimm, die Mill-Lords stolz,
Goldstrotzend und blutigroth,
Stürzen muß sie des Volkes Zorn,
Wie das Scheusal, ihren Gott.

Der Verf. geht nun von dem Gemeinsamen in der Lage der arbeitenden Classen zu dem Eigenthümlichen der einzelnen Arbeitszweige über und hier steht natürlich die Abtheilung der eigentlichen Fabrikarbeiter oben an, d. h. derjenigen Arbeiter, die unter dem „Fabrikact" stehen. Dieses Gesetz regulirt die Arbeitszeit in den Fabriken, in welchen Wolle, Seide, Baumwolle und Flachs mit Hülfe von Wasser- oder Dampfkraft gesponnen oder gewoben wird und erstreckt sich also auf die bedeutendsten Zweige der englischen Industrie.

Die von ihnen lebende Classe ist die zahlreichste, älteste, intelligenteste und energischste, daher aber auch die unruhigste und der Bourgeoisie am meisten verhaßte. Sie steht, und speciell die Baumwollen-Fabrikarbeiter stehen an der Spitze der Arbeiterbewegung, wie ihre Brotherren, die Fabrikanten, an der Spitze der Bourgeoisie-Agitation (der Anti-cornlaw-league).

Die Arbeiter dieser Industriezweige wurden zuerst durch neue Maschinen aus ihren bisherigen Verhältnissen herausgerissen und auch später noch von den Fortschritten des Fabriksystems am meisten berührt. Noch immer geht in diesen Zweigen die Arbeiter ersparende Maschinenvervollkommnung weiter. In Manchester z. B. waren in 35 Fabriken nur 1060 Mulespinner mehr angestellt als 1841, obwol die Anzahl der Spindeln in eben diesen Fabriken in dieser Zeit um 99,239 vermehrt worden. In fünf Fabriken sind gar keine Spinner mehr, indem sie durch sogenannte self-actors ersetzt sind. Seit 1841 sind aber schon wieder so viele Verbesserungen besonders durch Verdoppelung der Spindelreihen eingeführt worden, daß in einigen der genannten Fabriken seitdem wieder die Hälfte der Spinner entlassen worden ist, z. B. in einer Fabrik, wo vor kurzem noch 80 Spinner waren, sind nur noch 20; die übrigen sind weggeschickt oder müssen Kinderarbeit für Kinderlohn thun. Ebenso in Stockport, wo 1835 noch 800 Spinner und 1841 nur noch 140 beschäftigt wurden, obgleich die Spinnereiindustrie Stockports in dieser Zeit bedeutend zugenommen hatte. Besonders Männerarbeit wird immer mehr überflüssig. Der mechanische Webstuhl beginnt auch schon in die Wollen- und Leinenweberei einzubrechen und es ist nicht mehr abzusehen, wie die überzähligen Arbeiter Verwendung finden sollen.

In den Spinnereien findet man bei den Throstles nur Weiber und Mädchen, bei den Mules einen Spinner, einen erwachsenen Mann (der bei den self-actors wegfällt) und mehre „Piecer" zum Anknüpfen der Fäden, meist Kinder und Weiber, zuweilen auch junge Männer, meist von 18—20 Jahren, und hier und da einen alten, brotlos gewordenen Spinner. (Der Fabrikinspector L. Homer sagt in seinem officiellen Bericht vom Oct. 1844: Der Stand der Dinge in Beziehung auf den Arbeitslohn ist augenblicklich sehr verdreht in einigen Zweigen der Baumwollenfabrikation in Lancashire. Es gibt Hunderte von jungen Männern, zwischen 20—30 Jahren, die als Piecer und sonst beschäftigt sind und nicht mehr als 8 oder 9 Schilling wöchentlich erhalten, während unter demselben Dache Kinder von 13 Jahren 5 Schilling und junge Mädchen zwischen 16 und 20 Jahren 10—12 Schilling wöchentlich verdienen.) Bei den mechanischen Webstühlen arbeiten meist Weiber von 15—20 Jahren und darüber, auch einige Männer, die aber selten über ihr einundzwanzigstes Jahr bei der Beschäftigung bleiben. Von den 419,560 eigentlichen Fabrikarbeitern des britischen Reichs (1839) waren 192,887, also beinahe die Hälfte, unter 18 Jahren und 242,296 weiblichen Geschlechts, von denen 112,191 unter 18 Jahren waren, wonach also die Zahl der männlichen erwachsenen Arbeiter nur 23 Procent der Gesammtzahl, also noch kein volles Viertel betrug. Durch die Fabrikarbeit der verheiratheten Weiber wird eine vollkommene Auflösung der Familie herbeigeführt. Die Kinder wachsen wild auf oder werden zum Verwahren für 1 oder 1½ Schilling die Woche ausgemiethet oder bleibenden furchtbar sich häufenden Unglücksfällen preisgegeben. „Die Listen des Todtenschau-Beamten von Manchester hatten in 9 Monaten 69 durch Verbrennung, 56 durch Er-

trinken, 23 durch Fallen, 77 durch andere Unglücksfälle Getödtete aufzuweisen." Man lese das Nähere selbst in dem Buche. In vielen Fällen wird die Familie durch das Arbeiten der Frau mehr auf den Kopf gestellt als aufgelöst. Die Frau ernährt die Familie, der Mann sitzt zu Hause, verwahrt die Kinder, kehrt die Stube und kocht; „in Manchester allein ließe sich manches Hundert solcher Männer, die zu häuslichen Verrichtungen verdammt sind, zusammenbringen." Es wird vom Verf. ein Brief mitgetheilt, in dem die Empfindung eines Arbeiters über diese zunehmende Umkehrung Sprache erhält. Wie sehr ein solcher Zustand den tüchtigen Arbeiter empören muß, kann man sich denken; auch auf das weibliche Geschlecht wirkt er äußerst traurig. Die nachwachsende Frauengeneration hat schon nichts mehr von häuslicher, weiblicher Arbeit gelernt, dagegen nur allzu früh vieles Andere. Ein Zeuge aus Leicester sagt, er wolle seine Tochter lieber betteln als in die Fabrik gehen lassen und die meisten Freudenmädchen in der Stadt hätten ihre Entstehung den Fabriken zu verdanken, — und ein anderer aus Manchester „hat keinen Anstand, zu behaupten, daß drei Viertel der jungen Arbeiterinnen von 14—20 Jahren unkeusch seien".

Wie der physische Zustand der Fabrikarbeiter durch die Überanstrengung der Kinder degenerirt, wurde seit lange hervorgehoben und durch verschiedene officielle Untersuchungen bestätigt. Seit der Apprentices-bill von 1802 sind die ärgsten Misbräuche wenigstens etwas beschränkt. Wenn aber auch die Kinder meist nur noch mit 8—9 Jahren beschäftigt werden, so ist doch auch für dieses Alter eine Tagearbeit von 14—16 Stunden mörderisch und die große Parlamentsuntersuchung von 1833 hat die Folgen in Verkrümmungen des Rückgraths und der Schenkel und in allgemeiner Schwächung der ganzen Constitution unwidersprechlich herausgestellt. Über das Nähere lese man die Schrift selbst. Mit 40, höchstens 45 Jahren gelten die Arbeiter für „alte Leute", sie werden nicht mehr für voll arbeitsfähig gehalten und sehen um 10—15 Jahre älter aus als sie sind. Für die weibliche Constitution zeigen sich noch besondere Übel, welche die Geburten erschweren. Einzelne Beschäftigungen in den Fabriken sind wegen beständiger Nässe oder Hitze oder Staubes noch besonders nachtheilig für die Gesundheit und es ist empörend, wie wenig im Allgemeinen gethan wird, solche Unzuträglichkeiten zu vermindern. Wäre der Arbeiter Sklave, meint der Verf., so würde der Herr es gewiß vortheilhaft finden, einige Kosten auf Vorrichtungen zu verwenden, sein Besitzthum an Sklaven vor so schnellem Verschleiß zu bewahren; aber nun ist der Arbeiter frei! Besonders gilt dies auch in Betreff der vielen Unglücksfälle, welche dadurch entstehen, daß die Maschinerien nicht mit Brustwehren und Verschlägen versehen werden. Das Krankenhaus von Manchester hatte 1843 allein 962 Verwundungen und Verstümmelungen durch Maschinen zu heilen, während die Anzahl aller übrigen Unglücksfälle im Bereich des Krankenhauses sich auf 2426 belief, sodaß zwei Fünftel allein auf Rechnung des genannten Übelstandes kamen. Häufig waren diese Zustände schon zur Sprache gebracht, aber immer von den Sprechern und Schriftstellern der Fabrikantenpartei geleugnet worden. Im J. 1831 setzte nun die humane Torypartei, damals von Michael Sadler geführt, ein Parlamentscomité zur Untersuchung des Fabriksystems durch, und das Comité erstattete 1832 einen Bericht, der einen Schrei des Entsetzens im ganzen Lande hervorrufen mußte. Dieser Bericht war von der Art, daß die Fabrikanten nun selbst auf eine gründlichere Untersuchung drangen und aus diesem neuen Berichte vom J. 1834 hat der Verf. seine Schilderungen entnommen. Die Folge dieses Berichts war das Fabrikgesetz von 1834, das die Arbeit von Kindern unter 9 Jahren verbot, die Arbeitszeit der Kinder zwischen 9 und 13 Jahren auf 48 Stunden wöchentlich und höchstens 9 an einem Tage, die von jungen Leuten zwischen dem 14. und 13. Lebensjahre auf 69 wöchentlich und 12 höchstens an einem Tage beschränkte, ein Minimum von 1½ Stunde Zwischenzeit für Mahlzeiten festsetzte und das Nachtarbeiten für alle unter 18 Jahren nochmals verbot. Zugleich wurde ein täglich zweistündiger, zwangsmäßiger Schulbesuch für alle Kinder unter 14 Jahren eingeführt und der Fabrikant für straffällig erklärt, wenn er Kinder ohne Alterscertificat der Fabrikärzte oder ohne Schulbesuchscertificat vom Lehrer beschäftigte. Außerdem wurden Fabrikärzte oder Inspectoren ernannt, die zu jeder Zeit in die Fabrik gehen, die Arbeiter eidlich verhören durften und auf die Beachtung des Gesetzes durch Klage beim Friedensgerichte zu halten hatten. Die Folge dieses Gesetzes war, daß die Arbeit durchschnittlich auf 12—13 Stunden und die Kinder so gut ersetzt wurden als es ging. „Damit verschwanden einige der schreiendsten Übel fast gänzlich; Verkrüppelungen kamen nur noch bei schwachen Personen vor, die Wirkung der Arbeit trat weniger eclatant an das Tageslicht." Indeß lieferten spätere Fabrikberichte noch oft genug den Beweis, daß die gelindern Übel, „Anschwellungen der Fußgelenke, Schwäche und Schmerzen in Beinen, Hüften und Rückgrath, varicose Adern, Geschwüre an den untern Extremitäten, allgemeine Schwäche, besonders Schwächung des Unterleibes, Neigung zum Erbrechen, Mangel an Appetit abwechselnd mit Heißhunger, schlechte Verdauung, Hypochondrie u. s. w." auch noch jetzt den Fabrikarbeitern eigen geblieben sind. Mannichfach wurde das Gesetz auch noch von den Fabrikanten umgangen. Bereits 1839 war deshalb unter den Arbeitern die „Zehnstunden-Agitation" im vollen Schwange und besonders seit 1841 widmete auch die Toryregierung den Fabrikgesetzen größere Aufmerksamkeit. Die Bill Graham's von 1843, wodurch besonders das Schulwesen ernstlich verbessert werden sollte, fiel deshalb durch, weil sich die Herren der Fabrikantenpartei, die Whigs mit den gegen den Einfluß der Staatskirche eifersüchtigen Dissenters verbanden und eine pfäffische Agitation im Lande erregten. Zwar setzte Lord Ashley am 19. Mai 1844 die Zehnstundenclausel durch, als aber die Mini-

ster mit ihrem Rücktritte drohten, gab das Haus seinen Beschluß wieder auf. Und seitdem herrscht unter den Arbeitern eine gesteigerte Abneigung gegen das bestehende Repräsentationssystem; zu ihrer Unzufriedenheit trägt noch die formelle Abhängigkeit vom Fabrikanten durch unterdrückende Fabrikenreglements und durch das sogenannte Truck- und Cottagesystem bei. Von diesen Fabrikenreglements hier nur ein Beispiel: Im Oct. 1844 stellten die Arbeiter des Fabrikanten Kennedy in Manchester ihre Arbeit ein. Kennedy verklagte sie auf Grund einer in der Fabrik angeschlagenen Vorschrift, daß aus jedem Zimmer nie mehr als zwei Arbeiter auf einmal kündigen durften", und das Gericht gab ihm Recht und den Arbeitern die Antwort: „Ihr wart ja euer eigener Herr, ihr brauchtet ja einen solchen Contract nicht einzugehen, wenn ihr keine Lust hattet." Das Trucksystem ist auch schon bei uns in Deutschland bekannt geworden, noch schlechter ist das Cottagesystem, wonach die Arbeiter in den Häusern der Fabrikherren wohnen müssen; bei Zerwürfnissen mit dem Fabrikherrn wird dann der Arbeiter, da die übliche Kündigungsfrist nur eine Woche beträgt, nicht nur brotlos, sondern auch obdachlos, er verfällt dadurch als „Vagabund" dem Gesetze und wird von diesem ohne Gnade auf einen Monat in die Tretmühle gesendet!! Hier haben wir ein vollendetes, modernes Mittelalter!

Wir hielten es für zweckmäßig, die Zustände der eigentlichen Fabrikarbeiter etwas ausführlicher zu skizziren, weil in ihnen das Proletariat am weitesten ausgebildet worden und seine höchste Selbständigkeit gewonnen hat. Ihnen schließen sich als verwandte Arbeitszweige der Fabrikarbeit an: die Strumpfwirkerei, die Spitzenfabrikation, die Kattundruckerei, die Sammetschererei, die Seidenweberei, die Metallwaarenfabrikation, die Töpferei und das Handwerk der londoner Putzmacherinnen und Näherinnen. Weil die Gesetzgebung ihren Schutz auf diese Zweige noch nicht erstreckt hat, weil die dahin gehörenden Arbeiter theils geringer an Zahl, theils schwächer durch ihre Vereinzelung sind, ist die Lage der Arbeiter in diesen Industriezweigen noch schlimmer als in der eigentlichen Fabrikindustrie. Der Stand des Lohnes ist theilweise noch schlechter als bei unsern schlesischen Webern und erzgebirgischen Spitzenklöpplerinnen, oft — z. B. 1½ Sgr. Nähelohn für ein ganzes Hemde — bei englischen Lebensmitteln kaum glaublich. Der Verf. schließt diesen Theil seiner Untersuchungen folgendermaßen:

> Das ist die Lage des englischen industriellen Proletariats. Überall wohin wir uns wenden finden wir dauerndes oder temporaires Elend, Krankheiten, die aus der Lage der Arbeiter entstehen, Demoralisation; überall Vernichtung, langsame, aber sichere Untergrabung der menschlichen Natur in körperlicher wie geistiger Beziehung. Ist das ein Zustand der dauern kann? Dieser Zustand kann und wird nicht dauern. Die Arbeiter, die große Majorität des Volks, wollen es nicht. Sehen wir zu, was sie von diesem Zustande sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Ein Amerikaner in Genf.

Onkel Sam, der es seinem Vetter und Nebenbuhler, John Bull, allenthalben zuvorzuthun trachtet, fängt nachgerade an, auch den Neigungen des Letztern Geschmack abzugewinnen, die nicht blos auf Beschäftigungen in Handel und Wandel, in Politik und Kirche hinauslaufen. Der anlogermanischen Race ist die Reiselust, die eben nichts Anderes ist als ein individueller Eroberungstrieb, einmal angeboren; dieser Stamm wird allem Anschein die Reise um die Welt noch früher vollenden als nach dem bekannten Ausspruch jenes großen Staatsmanns die Revolution; zum Glück für die Welt tragen jedoch Brite wie Yankee das Ergebniß ihrer und aller Revolution, den Fortschritt, bei ihren Zügen nach Ost und West, nach Süd und Nord mit sich fort und das ist am Ende besser als wenn sie in eigener Gestalt die Tour vollendet. Wie gesagt, der Amerikaner, ein geborener Tourist wie der Engländer, fängt auch an wie dieser, wenn er sich von dem Lärmen seines öffentlichen und Handelslebens erholen will, nach den stillen Alpenthälern des europäischen Festlandes zu blicken und lieber dorthin als in die großartige Natur seiner eigenen Wildnisse den Schritt zu lenken. Einer der vielen nordamerikanischen Reisenden, die in der neuern Zeit diesen Weg eingeschlagen, Dr. G. B. Cheever hat die Beobachtungen, die er darauf gesammelt, kürzlich unter dem Titel „Wanderings of a pilgrim in the shadow of Montblanc" veröffentlicht. Der Verf., ein eifriger Calvinist, nimmt die religiösen Zustände in der Schweiz, namentlich in Genf, wo er d'Aubigné kennen lernt, zum Ausgangspunkt von Betrachtungen, worin er als ein entschiedener Gegner der Vereinigung der Kirche und des Staats auftritt, in welcher Beziehung dies Buch in jetziger Zeit, wo diese Frage in allen gesitteten Ländern einen so wichtigen Streitpunkt bildet, von großem Interesse ist. Doch enthält es auch in anderer Hinsicht viel Lehrreiches und Unterhaltendes und zeichnet sich besonders durch warme und lebendige Schilderungen der Natur aus, von der der Verf. gleich im Eingange behauptet, daß sie ebenso wol eine Seele als Charakterzüge habe. Im Übrigen zieht ein religiöser presbyterianischer Geist durch die Darstellung.

Bopp's „Vergleichende Grammatik" in England.

Bopp's berühmtes Werk hat eine englische Bearbeitung erfahren, die unter dem Titel „A comparative grammar of the Sanscrit, Zend, Greek, Latin, Lithuarian, Gothic, German and Sclavonic languages" jüngst erschienen ist. Der bekannte Orientalist Wilson und der Linguist Eastwick, dessen deutsche Sprachstudien kürzlich in diesen Blättern erwähnt worden sind, haben ihre Arbeiten zum Zweck der Herausgabe dieses Werks vereinigt. Anlaß dazu gab dem erstgenannten Gelehrten, wie er in der Vorrede selbst erwähnt, der bekannte Lord Francis Egerton, der bei der Arbeit sich auch selbst betheiligte. Bei Ausführung des Unternehmens stellten sich diesem im Anfange zwei Bedenken entgegen: der Umfang des Originals und die Menge der Tafeln, welche die Schriftzeichen der orientalischen Völker, des Sanskrit und Zend erfoderlich machten. Er gewann daher die beiden genanten Männer dafür, von denen Wilson die Revision des orientalischen Schrifttextes übernahm, während Eastwick, der bei seinem Aufenthalt in Bombay sich mit der heiligen Sprache der Parsen vertraut gemacht hatte, seine längere Anwesenheit in Deutschland dazu benutzte, sich die zur Übertragung des Werks noch nöthigen Kenntnisse anzueignen. Wilson erklärt in seiner Vorrede in voller Anerkennung der Verdienste Bopp's, daß dieses Werk auf das Studium der vergleichenden Sprachkunde in Großbritannien einen sehr wohlthätigen Einfluß äußern dürfte. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 53. — 22. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Beschluß aus Nr. 52.)

So kommen wir denn nun auf die englischen Arbeiterbewegungen, welche sich unter den Manufacturarbeitern immer rascher und gefährlicher entwickeln. Der Zunahme der Verbrechen gegen das Eigenthum ist bereits oben gedacht, sie ist der Protest gegen die bestehenden Gesellschaftsverhältnisse in seiner rohesten Form, aber es hat sich allmälig auch eine andere Reaction des Proletariats ausgebildet, bestimmter, geschlossener. Sie äußerte sich zuerst in vereinzelten Aufständen gegen Maschinerie, ganz der Art wie die böhmischen Druckerunruhen im Juni 1844. Die Fabriken wurden gestürmt, die Maschinen zerschlagen. Wenn der augenblickliche Zweck erreicht war, so fiel die volle Wucht der gesellschaftlichen Macht wieder auf die Übelthäter und sie mußten sich doch unter die Maschinen beugen. Allmälig sahen die Arbeiter die Ohnmacht solcher Versuche ein; auf diese Art konnten sie sich keine „bessere menschlichere Stellung verschaffen", ihre Reaction trat in eine neue Entwickelungsstufe. Dazu war ihnen ein Gesetz vom J. 1824 außerordentlich günstig, welches alle Acte aufhob, wodurch bisher Verbindungen zwischen Arbeitern für Arbeiterzwecke verboten gewesen waren. Nachdem die Arbeiter so das Recht der freien Association erhalten hatten, trat an die Stelle der geheimen Verschwörungen die offene Verbündung und Agitation. Es entstanden in allen Arbeitszweigen offene Vereine zu dem Zwecke, der Lohnerniedrigung entgegenzuwirken und deshalb in Masse mit den Arbeitgebern zu unterhandeln und die unbeschäftigten Arbeiter zu unterstützen. Ihr gesetzlich zulässiges Mittel haben sie an den Arbeitseinstellungen (turn-out oder strike genannt). Da die Fabrikanten aber bei dieser Stimmung unter den Arbeitern schon in ihrem eigenen Interesse die Lohnherabsetzung möglichst vermeiden, während die Arbeiter auch in den durch die Handelsverhältnisse unvermeidlich gewordenen Lohnverkürzungen eine Verschlechterung ihrer Lage fühlen, so fallen die meisten Arbeitseinstellungen zum Nachtheile der Arbeiter aus. Sie haben dann nur noch die Bedeutung von Protestationen des Proletariats gegen seine Lage und durchaus nichts von Mitteln zur Verbesserung. Dabei kommt es dann allerdings zuweilen zu furchtbarer Erbitterung, grausamen Excessen, bis zu Vorfällen wie sie in dem Processe der „Thugs von Glasgow" 1838 bekannt wurden, bis zum systematischen Meuchelmorde. Diese Thugs hatten noch ihren Ursprung in den alten geheimen Verbindungen.

Das neuere Streben geht auf die Allgemeinheit der Arbeiterassociation, durch die Erkämpfung der Volkscharte (people's charter), und der Chartismus ist die heutige, compacte Form der englischen Arbeiterbewegung geworden. Im J. 1835 wurde von einem Comité der „Allgemeinen londoner Arbeitergesellschaft" mit William Lovett an der Spitze die Volkscharte in sechs Punkten entworfen. Diese lauten: 1) Allgemeines Stimmrecht für jeden mündigen Mann, der bei gesundem Verstande und keines Verbrechens überführt ist. 2) Jährlich zu erneuernde Parlamente. 3) Diäten für die Parlamentsmitglieder, damit auch Unbemittelte die Wahl annehmen können. 4) Wahlen durch Ballotage, um Bestechung und Einschüchterung durch die Bourgeoisie zu vermeiden. 5) Gleiche Wahldistricte, um gleich billige Repräsentation zu sichern und 6) allgemeine Wählbarkeit aller Wähler. In diesen Punkten findet man die Consequenz der Grundsätze der aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich herschreibenden Radicalenpartei. Nun aber liefert der Verf. den Nachweis, wie sich in der Chartism-Agitation von 1837 und 1839 der Arbeiterchartismus schon von dem Radicalismus sich geschieden habe, indem der erstere die Charte nur als Mittel betrachten wollte. Schon 1838 sagte ein methodischer Priester, Stephens, vor dem Meeting von 200,000 Menschen bei Manchester: „Der Chartismus, meine Freunde, ist keine politische Frage, sondern das ist eine Messer- und Gabelfrage; die Charte, das heißt gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit." So waren auch schon damals die Bewegungen gegen das neue Armengesetz und für die Zehnstundenbill und bei all den Meetings dieser Epoche war auch schon der Tory Castler thätig. Im Frühlinge 1842 vereinigten sich wegen des Armengesetzes die Liberalen und Chartisten wieder etwas mehr, sie entwarfen eine Petition, welche ebenso wol auf Abschaffung der Getreidegesetze wie auf Einführung der Charte drang und am folgenden Tage, am 16. Febr.

1842, wurde sie von beiden Partrien angenommen. Als es sich aber bei den Aufständen im Spätsommer zeigte, daß die Arbeiter keineswegs wie man erwartet hatte die Abschaffung der Getreidegesetze unter ihren Foderungen obenanstellen wollten, begannen die Radicalen die Chartisten zu fürchten und 1843 trennten sie sich, unter der Leitung von Sturge, von ihnen. Seitdem wird von den Chartisten ihr Chartismus als wesentlich socialer Natur betrachtet. „Politische Macht unser Mittel, sociale Glückseligkeit unser Zweck", dies ist jetzt ihr ausdrücklicher Wahlspruch. Ihre sociale Theorie ist sonst sehr wenig entwickelt. Neben dem Chartismus aber geht der von Owen begründete englische Socialismus her. Er verlangt „allmälige Einführung der Gütergemeinschaft in Heimatscolonien von 2—3000 Menschen, welche Industrie und Ackerbau treiben, gleiche Rechte und gleiche Erziehung genießen, Erleichterung der Ehescheidung und Abschaffung der Strafen, die durch eine vernünftige Behandlung des Verbrechers ersetzt werden sollen". Sie sind sehr zahm und friedfertig, erkennen die bestehenden Verhältnisse, so schlecht sie auch sind, insofern als gerechtfertigt an, als sie jeden andern Weg als den der öffentlichen Überzeugung verwerfen, und sind doch zu gleicher Zeit so abstract, daß sie in der jetzigen Form ihrer Principien diese öffentliche Überzeugung nie gewinnen würden. Sie rekrutiren sich theilweise aus der Arbeiterclasse, von der sie aber nur einen sehr kleinen Theil, freilich die Gebildetsten und Charakterfestesten, herübergezogen haben. In seiner jetzigen Gestalt, meint der Verf., wird der Socialismus nie Gemeingut der Arbeiterclasse werden können, er wird sich sogar erniedrigen müssen, einen Augenblick auf den chartistischen Standpunkt zurückzutreten; aber der durch den Chartismus hindurchgegangene, von seinen Bourgeoisie-Elementen gereinigte, echt proletarische Socialismus, wie er sich schon jetzt bei vielen Socialisten und bei vielen Chartistenführern, die fast alle Socialisten sind, entwickelt, wird allerdings, und das in kurzem, eine bedeutende Rolle in der Entwickelungsgeschichte des englischen Volks übernehmen. Die Socialisten haben unendlich viel zur Bildung des Proletariats gethan, sie haben die französischen Materialisten Helvetius, Holbach, Diderot u. A. übersetzt und nebst den besten englischen Sachen in billigen Ausgaben verbreitet. Strauß' „Leben Jesu" und Proudhon's „Eigenthum" werden ebenfalls nur unter den Proletariern gefunden. Shelley und Byron haben ihre meisten Leser unter den Arbeitern, die Bourgeois besitzen nur castrirte „family-editions", die nach der Moral von heute zugestutzt sind. Die beiden größten praktischen Philosophen der letzten Zeit, Bentham und Godwin, müssen ferner Eigenthum des Proletariats genannt werden und wenn auch Bentham unter der radicalen Bourgeoisie eine Schule besitzt, so gelang es doch nur dem Proletariat und dem Socialismus, aus ihm einen Fortschritt zu entwickeln. Das Proletariat hat sich auf diesen Grundlagen eine eigene Literatur gebildet.

In der folgenden Abtheilung stellt der Verf. das Bergwerks-Proletariat, die Lage der Arbeiter in Cornwall, Alston Moore, in den Eisen- und Kohlendistricten dar. Er schildert die eigenthümlichen Krankheiten, denen die Arbeiter in den niedrigen Stellen ausgesetzt sind, die häufigen Explosionen und Unglücksfälle, vorzüglich in Folge der Ersparniß von Ventilationsschachten u. s. w. Die Bildung und die Moralität dieser Arbeiter sind äußerst niedrig. Obgleich ein neues Gesetz die Verwendung von Weibern und Kindern in den Gruben verbietet, so wird es doch nicht befolgt, denn es sind keine eigenen Bergwerksinspectoren ernannt und die Friedensrichter sind entweder selbst Bergwerksbesitzer oder Vettern derselben. Neuerdings hat sich jedoch auch unter diesen Arbeitern das Associationsprincip geltend gemacht und 1844 fand bekanntlich in den nördlichen Grafschaften Englands eine großartige Bewegung statt. Ein fünfmonatlicher turn-out, mit seltener Gesetzlichkeit und Festigkeit durchgeführt, hob die Bergwerksarbeiter auf den Standpunkt, auf dem sie sich nun bereits an die Chartisten angeschlossen haben.

Der nächste Abschnitt ist dem Ackerbau-Proletariat gewidmet. Wie der Verf. uns dieses schildert, ist hier die Bildung am allerniedrigsten und das Elend am permanentesten. Unwillkürlich wird man an Alexander Schneer's „Darstellung der Arbeiter der schlesischen Leinendistricte" erinnert. Treibt die Noth auch hier Bewegungen hervor, so erscheinen sie doch nur noch in der Form des planlosen Verbrechens. Die Taglöhner sind es in England, welche in den brotlosen Wintertagen die Scheunen der Pächter anzünden. In Wales sind es die kleinen Pächter, welche mit den reichen betriebsamen Pächtern Englands keine Concurrenz aushalten können und deshalb in den „Rebekkaunruhen" ihren Groll gegen Wegegeld und Thorsperre auslassen. In Irland waren es sonst bei den elenden Kartoffelgärtnern die gräßlichsten Thaten der Whiteboy's-Banden und ist es jetzt die allerdings weit höher stehende, zugleich ein Agrargesetz bezweckende Repealbewegung. Bis jetzt haben weder der Chartismus noch der Socialismus einen besondern Erfolg in Irland gehabt.

In dem letzten Aufsatze bezeichnet Engels die Stellung der Bourgeoisie zum Proletariat. Ihm sei nie eine so tief demoralisirte, eine so unheilbar durch den Eigennutz verderbte, innerlich zerfressene und für allen Fortschritt unfähig gemachte vorgekommen als die englische Bourgeoisie. Alle Lebensverhältnisse werden nach dem Gelderwerb gemessen und was kein Geld abwirft, das ist dummes Zeug, unpraktisch, idealistisch. Darum ist auch die Nationalökonomie, die Wissenschaft des Gelderwerbs, die Lieblingswissenschaft der englischen Bourgeoisie. Jeder ist Nationalökonom. Das Verhältniß des Fabrikanten zum Arbeiter ist kein menschliches, sondern ein rein ökonomisches. Die offenste Kriegserklärung der Bourgeoisie gegen das Proletariat nennt der Verf. die Malthus'sche Theorie der Population und das aus ihr entstandene neue Armengesetz. Diese Theorie, heißt es, ist jetzt die Leibtheorie aller echten engli-

schen Bourgeois. Die Arbeitshäuser (workhouses) oder wie sie das Volk nennt, Armengesetz-Bastillen (poor-law-bastiles) sind die empörenden Thaten dieser Theorie. Der Verf. führt Beispiele von Vorgängen in englischen Arbeitshäusern an, gegen die auch der niedrigste Grad von Menschlichkeit aufwallen wird. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Arbeiter in die furchtbarste Tiefe des Elends versunken sein müssen, bevor sie in diese Bastillen gehen, und von Newcastle bis nach Dover herrscht unter den Arbeitern nur eine Stimme der Empörung über das neue Gesetz.

Endlich entwickelt der Verf. die Chancen, welche die Bourgeoisie Englands für die Zukunft hat. Er meint, England sei nicht im Stande, noch lange die Concurrenz Nordamerikas auszuhalten, dieses Land sei ganz dazu begabt, das industrielle Monopol an sich zu reißen. Wenn nun, sagt er, auf diese Weise die englische Industrie geschlagen wird, — wie dies in den nächsten 20 Jahren, wenn die jetzigen socialen Zustände bleiben, wol nicht anders geschehen kann —, so wird die Majorität des Proletariats auf immer „überflüssig" und hat keine andere Wahl als zu verhungern oder zu revoltiren. Aber selbst wenn England das industrielle Monopol behielte, würden die Handelskrisen bleiben. Engels sagt:

Ich glaube nicht, daß das Volk sich noch mehr als eine Krisis wird gefallen lassen. Wahrscheinlich bringt schon die nächste 1846 oder 1847 eintretende Krisis die Abschaffung der Getreidegesetze und die Charte. Was die Charte für revolutionnaire Bewegungen veranlassen wird, steht zu erwarten. Aber bis zur dann folgenden Krisis, die nach der Analogie der bisherigen 1852 oder 1853 eintreten müßte, durch die Abschaffung der Getreidegesetze jedoch verzögert, wie durch andere Umstände, auswärtige Concurrenz u. s. w. beschleunigt werden kann, bis zu dieser Krisis wird es das englische Volk wahrlich überdrüssig sein, zum Vortheil der Capitalisten sich ausbeuten zu lassen und, wenn die Capitalisten seiner nicht mehr bedürfen, zu verhungern. Wenn sich bis dahin die englische Bourgeoisie nicht besinnt — und das thut sie allem Anscheine nach gewiß nicht —, so wird eine Revolution folgen, mit der sich keine vorhergehende messen kann. Die zur Verzweiflung getriebenen Proletarier werden die Brandfackel ergreifen, von der Stephens ihnen gepredigt hat; die Volksrache wird mit einer Wuth geübt werden, von der uns das Jahr 1793 noch keine Vorstellung gibt. Der Krieg der Armen gegen die Reichen wird der blutigste sein der je geführt worden ist.

So muß die Geschichte des englischen Proletariats voll großer Weissagungen für das ganze abendländische Europa sein. Dasselbe furchtbare moderne Übel, welches in England seine classische Höhe erreicht hat und offen zu Tage liegt, durchwüthet auch Belgien und Frankreich, und — wir dürfen uns nicht über unsere Lage täuschen — auch in Deutschland greift es immer weiter und mächtiger um sich. Die sociale Frage ist deshalb die wichtigste der Welt. Ihre friedliche Lösung bringt der Zukunft den Frieden, ihre immer größere Verwirrung muß nothwendig zu einem Kampfe führen, dessen Ende nicht abzusehen, dessen Grauenhaftigkeit nicht zu ermessen ist. Möge sich Niemand darüber täuschen und möge es namentlich unsern Staatsmännern gelingen, sich einen unparteiischen Blick über die Lage der Dinge zu verschaffen und jenen engherzigen Gesichtspunkt aufzugeben, der die gewaltige sociale Bewegung des ganzen abendländischen Europas mit dem Schlagworte „Communismus" bezeichnet, nur als eine Propaganda der Presse und junger phantastischer, irregeleiteter Männer betrachten will. Sie haben eine große Verantwortung auf sich genommen und können Vieles verhüten. 28.

Bibliographie.

Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 24 Ngr.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1845. Herausgegeben von L. Wolff. 10ter Jahrgang. Berlin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arnd, E., Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Beckmann, F., Der Eckensteher Nante im Verhör. Komische Scene. 32ste Auflage. Berlin, Rücker und Püchler. 1845. Kl. 8. 10 Ngr.

Bender, J., Die deutschen Ortsnamen, in geographischer, historischer, besonders in sprachlicher Hinsicht, mit steter Berücksichtigung der fremden Ortsbenennungen. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 22½ Ngr.

Berchter, G. W., Vater Klaus. Eine Erzählung für Jung und Alt. Elberfeld, Bädeker. 8. 3 Ngr.

Graf C. D. v. Blücher-Altona. Das Leben desselben in seinen Hauptmomenten dargestellt. Altona. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Damen-Kalender für 1846. Elberfeld, Hassel. 32. 10 Ngr.

Der Edle und sein Hund. Von Melancholikus Bremanus. Oldenburg. Gr. 8. 4 Ngr.

Erinnerungen und Bedenken über das deutsche Schulwesen, als Stoffe zum weiteren Nachdenken für Alle, die sich für die Erziehung und den Unterricht der Jugend interessiren können, sollen und müssen. Augsburg, Rieger. 1845. 8. 6¼ Ngr.

Geib, K., Theorie der Dichtungsarten. Nebst einem Anhange über Rhetorik. Manheim, Loeffler. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Goßler, F. H., Pilgerreise nach Jerusalem im Jahre 1843 und 1844. 1ste Lieferung. Paderborn, Junfermann. 1845. 8. 7½ Ngr.

Holzhausen, F. A., Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. 1ster Band: Die geschichtliche Entstehung des Protestantismus. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Kerner, T., Gedichte. Jena, Mauke. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kletke, H., Spinnstube. Märchen. Berlin, Hasselberg. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Koch, F., Der wohlunterrichtete Begleiter auf der malerischen Donaureise mit dem Dampfschiffe von Ulm bis Konstantinopel. 1ster Theil: Ulm bis Wien. Wien, Singer und Goering. 1845. 12. 15 Ngr.

Kratochwill, A. R., Die Armenpflege der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, verbunden mit einer besondern Abhandlung über die Zuständigkeit oder das Heimathsrecht. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krebs, J., Kleine Abendbibliothek. Neueste Novellensammlung. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Breslau, Günther. 1845. 10 Ngr.

Lutze, A., Die Allöopathen als Würge-Engel. Eine Warnung für Jedermann durch Thatsachen bewiesen. Sondershausen, Eupel. 1845. Gr. 16. 5 Ngr.

Mathieux, J. P., Geschichte der Stadt Köln. Köln, Mathieux. 1845. 12. 1 Thlr.

Oftinger, J., Geschichte des Alterthums. Baden, Zehnder. 1845. 8. 26¼ Ngr.

Schefer, L., Génevion von Toulouse. Historische Novelle. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Des Grobschmidts Tochter. Ein historischer Roman von dem Verfasser des „Walter Clayton". Nach dem Englischen von W. du Roi. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Volks-Bibliothek. 2ter Band: Der alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludw. Heim's, königlich preußischen Geheimenraths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler. Mit Heim's Bildniß. 2te, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Evangelische Zeugnisse gegen Rom und das Papstthum. Herausgegeben von J. L. Pasig. Leipzig, Grunow. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

August, E. F., Protestantische Klänge. Berlin, Amelang. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Politische Beobachtungen. 2tes Heft: Über die protestantischen Freunde in der Provinz Sachsen. Berlin, Röse. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Eltester, H., Offene Antwort auf ein Sendschreiben des Königlichen Regierungs- und Schulrathes Hrn. Striez, betreffend die Erklärung vom 15. August d. J. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eberhard, F., Der exorbitante Rationalismus, oder: Die falschen Propheten des 19. Jahrhunderts. Ein Wort an die Zeit. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 1. Naumburg, Lange. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die protestantischen Freunde nach dem Leben gezeichnet von M. A. Leipzig, Einhorn. 1845. 8. 7½ Ngr.

Frosch, R., Zur Verfassungsfrage in der evangelischen Kirche. Drei Vorschläge, gehalten auf der ersten schlesischen Provinzial-Synode. Breslau, Gosohorsky. 1845. 8. 10 Ngr.

Der Geist der Evangelischen Kirchenzeitung. Allen Lichtfreunden gewidmet. Berlin, Bethge. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Grisson, Ein kurzes Wort der Rechtfertigung gegen eine Anklage des Hrn. Regierungs- und Schulraths Striez. Nebst der von 87 Geistlichen und Nicht-Geistlichen unterzeichneten Erklärung vom 15. August d. J. 2te mit einem Nachwort vermehrte Auflage. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hagen, J. H. C., Die Christusvorstellung der protestantischen Freunde. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Hanne, W., Der ideale Protestantismus, sein Wesen, seine Genesis und sein Verhältniß zum Bibel- und Kirchenglauben, sowie seine Stellung zu den gegenwärtigen religiösen Zeitrichtungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1845. 8. 25 Ngr.

Hoffmann, E. A. C., Die Protestation der protestantischen Freunde in Wittenberg, zur Belehrung für Jedermann über die Glaubensansichten der protestantischen Freunde überhaupt. Wittenberg, v. Schroeter. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Kell, J., Lebensbeschreibung Benj. Franklin's, des thatkräftigen Mannes und freisinnigen Volksfreundes. Leipzig, Klinkhardt. 1845. 8. 10 Ngr.

Kiefert, K., Dr. Mart. Luther, ein Vorbild der Lehrer in seinem Streben nach Licht und Wahrheit, in Hinsicht seines Glaubensmuthes und seiner Glaubensfreudigkeit, in seinem rastlosen Wirken und in Hinsicht seines biedern, deutschen Charakters. Striegau, Hoffmann. 1845. 8. 2 Ngr.

Lessing, Bernardin de Saint-Pierre und ein Dritter. Eine Trilogie von Bekenntnissen. Zur Verständigung in dem religiösen Streite der Gegenwart. Berlin, Amelang. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Lübecks Bedrückung durch die dänische Politik. Ein Wort an die deutschen Fürsten. Braunschweig, Westermann. 1845. 8. 15 Ngr.

Märcker, F. A., Das Wesen des Protestantismus, in 14 Thesen. Allen wahren Protestanten geweiht. Nebst Einleitung und einigen Beilagen. Berlin, Voß. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Nicht Papst! nicht Luther! nicht Calvin! Einer ist unser Meister: Christus!!! Mahnungen und Rügen der Zeit an die Zeit von R.... Dessau, Neubürger. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Nothwendigkeit und der Werth der Symbole der evangelisch-protestantischen Kirche. Allgemein faßlich dargestellt von einem sächsischen Geistlichen. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Röhr, J. F., Gemeinverständliche und schriftgemäße Darstellung der Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. Zur Vermittelung eines richtigen Urtheils in den jetzigen kirchlichen Wirren. Neustadt a. d. O., Wagner. 1845. 8. 7½ Ngr.

Schede, C. H., Das Grundprincip der Reformation. Sendschreiben an Hrn. Prediger Jonas zu Berlin, betreffend die „Erklärung vom 15. August", zugleich als Beitrag zur allgemeinen Verständigung über die kirchlichen Fragen. Berlin, Schröder. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlosser, J. F. H., Die morgenländische othodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland. Heidelberg, Mohr. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Schröder, J. H. L., Das verachtete Lutherthum. In drei Unterredungen eines Christen der unirten Kirche mit einem Lutheraner dargestellt. 2te unveränderte Auflage. Culm. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, Zwei Sendschreiben an die Unterzeichner der Erklärung vom 15., beziehungsweise 26. August 1845, zugleich als ein Votum in der augsburgischen Confessionsfrage. Berlin, Schröder. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Thilo, L., Unmündige Frage eines Landpastors über die Erklärung der Pastoren, Doctoren und Bischöfe wider die Freunde der Evangelischen Kirchenzeitung. Berlin, Thome. 1845. 8. 2½ Ngr.

Ulbricht, F., Die merkwürdigsten Verfassungen evangelischer Landeskirchen Europas, nach ihren Grundzügen zusammengestellt. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Valenti, de, Christliche Glaubenslehre nach dem Glauben und dem Bekenntniß der alten und neuen Kirche dargestellt. Zwei Hefte. Bern, Huber und Comp. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Das Kleeblatt der Heiligkeit, Möhler, Schleiermacher, Nitzsch; oder das neue Evangelium, geprüft nach der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Bern, Huber und Comp. 1845. 8. 7½ Ngr.

Wagner, L., Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen im wahren Lichte dargestellt und vertheidigt. Posen, Gebr. Scherk. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Was sagt Jesus zu den symbolischen Büchern? Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Wiegand, W., Über die Natur und Bedeutung der Gemein-Schule mit Beziehung auf die Wünsche der Gegenwart. Worms. 1845. 4. 3½ Ngr.

Zur Verständigung in der Noth dieser Zeit. Ein Wort aus dem Volke an die Gebildeten aller Stände mit besonderer Rücksicht auf Berlin und seine Lichtfreunde. Von einem evangelischen Laien und Freund evangelischen Lichts. Berlin, Enslin. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1846.

Über neuere publicistisch-diplomatische Literatur.

Die Nützlichkeit allgemeiner Sammlungen der öffentlichen Urkunden und Actenstücke, welche die auswärtigen Verhältnisse der Staaten in ihren wirklichen Beziehungen zueinander und gegeneinander betreffen, wurde schon von den Publicisten früherer Zeitalter eingesehen. Die europäische Literatur des 17. Jahrhunderts hat darum bereits dergleichen aufzuweisen. Den Anfang machte der große Leibnitz durch Herausgabe des „Codex juris gentium diplomaticus", welcher 1693 zuerst zu Hanover in Folioformat im Druck erschien und ebendaselbst 1700 wieder aufgelegt wurde. Dann kam Jak. Bernard mit der Publication seines „Recueil de traités de paix, de trèves, etc. depuis la naissance de Jésus-Christ jusqu'à présent", welches 1700 im Haag in vier Folianten die Presse verließ und die Periode von 536—1700 in sich begriff. Dieses Werk hat der großen Sammlung zur Grundlage gedient, welche späterhin Dumont in acht Foliobänden veröffentlichte und den Zeitraum von 800 n. Chr. Geb. bis 1731 umfaßte. Sie kam unter dem Titel „Corps universel diplomatique du droit des gens" zu Amsterdam und im Haag 1726—31 heraus und wurde nachgehends ebendaselbst 1739 von Rousset bis zum Ende des J. 1738 in fünf neuen Folianten fortgesetzt. Im ersten Supplementbande zu Dumont's „Corps diplomatique" wurde zugleich eine Geschichte der Staatsverträge seit 1496 v. Chr. bis 815 n. Chr. von Barbeyrac mitgetheilt. In Deutschland veranstaltete J. J. Schmauß 1730 in Leipzig eine Sammlung von minder großem Umfange; sein „Corpus juris gentium" in zwei Octavbänden ging bis 1696 hinauf und reichte bis 1731. In England wurde 1732 in London eine die Zeitperiode 1495—1731 in sich schließende „General collection of treaties and other public papers relating to peace and war" in vier Octavbänden gedruckt. In Frankreich gab der Vicomte de la Maillardier im zweiten Theile seiner „Bibliothèque politique" ein „Abregé de traités depuis 1500 jusqu'à 1778". Auch an nachfolgenden Ergänzungen der großen Dumont-Rousset'schen Sammlungen fehlte es nicht. Eine solche kam unter Anderm auch zu Warschau 1773 in polnischer Sprache in drei Octavbänden unter dem Titel „Traktaty Miedri Mocarstwami Europejskiemi od roku 1648 zaszłe do roku 1763" zum Vorschein. Daneben dienten die in einzelnen Ländern nach und nach herausgegebenen, diese speciell betreffenden öffentlichen Verträge zur Vervollständigung der Generalsammlungen. So war schon 1693 in Paris von F. Leonard ein „Recueil de traités de paix, de trèves, etc. faits par les rois de France avec tous les princes de l'Europe depuis près de trois siècles" in sechs Quartbänden zum Druck befördert worden. In Beziehung auf Großbritannien waren 1704 in London von Thomas Rymer die „Foedera, conventiones etc. inter reges Angliae et quosvis imperatores, reges etc." in 20 Foliobänden veröffentlicht worden, ein Werk, das 1739 im Haag in einer vermehrten Ausgabe erschien. Außerdem hatte man die unter dem Namen Jenkinson's bekannte, zu London in drei Bänden gedruckte „Collection of all the treaties between Great-Britain and other powers" vom Westfälischen Frieden 1648—1783, wovon der erste Band 1772 erschien, eine mit Beifall von den Publicisten aufgenommene Sammlung, die 1785 eine neue Auflage erlebte. Für die pyrenäische Halbinsel war von Dr. Jos. Ant. de Abreu y Bertodano 1740—52 zu Madrid eine „Colleccion de los tratados etc. hechos por los pueblos, reyes y principes de España 1598—1700" in 12 Folianten publicirt worden. Für Deutschland und Italien fand sich in den 24 Foliobänden des „Reichsarchivs" von Lünig (Leipzig 1710—22) und spätern Werken desselben Verfassers manche Lücke ausgefüllt. Für Preußen insbesondere besaß man das schätzbare, den Zeitraum 1756—91 umfassende „Recueil" des Grafen von Herzberg. In Betreff der Niederlande hatte man ein „Recueil van de tractaaten tusschen H. M. S. G. ende verscheijde koningen etc. 1576—1792" in zwei Quartbänden. Für die Kenntniß der völkerrechtlichen Verhältnisse der Schweiz gaben zwei 1732 und 1737 in Bern von J. R. Holzer herausgegebene Werke: „Sammlung der vornehmsten Bündnisse, Verträge, Vereinigungen u. s. w., welche die Krone Frankreich mit löblicher Eidgenossenschaft aufgerichtet" und „Die Bündnisse und Verträge der helvetischen Nation, welche theils die verschiedenen Städte und Republiken miteinander, theils alle insgesammt mit auswärtigen Potentaten haben"

Hülfsmittel an die Hand. Für Schwedens Beziehungen zum Auslande besaß man die Arbeiten von G. R. Modée: „Utdrag af de emellan Hans Koniglige Majestaet och Kronan Suerige å ena och utrikes Magter å andre siden, sedan 1718 slutna allianse traktator och afhandlingar 1718—53" (4., Stockholm 1761) und „Utdrag utur publique handlingar 1718—79" (4., Stockholm 1742—83). In Betreff Polens waren seit 1758 in Wilna drei Bände in Folio von Dogiel eines „Codex diplomaticus Poloniae et magni ducatus Lithuaniae, in quo pacta, foedera, tractatus pacis etc. continentur" erschienen. Außerdem waren in Warschau acht Folianten „Prawa konstytucye y przywileie królestwa polskiego y wilkiego księstwa litewskiego y wszystkich Provincyi" gedruckt worden; Jeßierski hatte daselbst 1789 „Traktaty Polskie etc. 1618—1775" herausgegeben und 1791 waren ebendaselbst zwei Bände „Traktaty, Konwencye, Handlowe y Graniczne etc. 1764—91" herausgekommen. In Rußland waren in Petersburg seit 1782 acht Quartbände von Tschutkow's „Istoritseskoe opisanie rossiiskoi kommercii" veröffentlicht worden.

Es sind dies nur die vornehmsten und bekanntesten General- und Specialsammlungen, welche gemeiniglich zum Nachschlagen bei der Aufsuchung früherer Staatsverträge dienen und in solchen Fällen zu Rathe gezogen zu werden pflegen; der Raum d. Bl. gestattet nicht, das Verzeichniß noch weiter auszudehnen und noch mehre hier aufzuführen. Allein jene Werke schon bilden eine so große Menge und lange Reihe von Bänden und sind, großentheils verschwunden aus dem Buchhandel, so selten mehr zu haben, daß sie vollständig kaum immer selbst in den größten öffentlichen Bibliotheken anzutreffen sind. Die öffentlichen Verträge aus den frühern Jahrhunderten sind indessen auch lediglich eigentlich für den Historiker von Werth, in der diplomatischen Praxis kommt höchst selten der Fall vor, worin man nöthig hat, über die Epoche des Westfälischen Friedens zurückzugehen. Was der Staats- und praktische Geschäftsmann im diplomatischen Fach heutzutage bedarf, ist vorzüglich Kenntniß der Verträge, die sich aus der Neuzeit datiren. Die meisten vorhandenen Sammlungen aber gingen nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herunter, und je mehr in der neuern Zeit die völkerrechtlichen Berührungen und Verbindungen der Staaten sich vervielfältigten, desto fühlbarer ward das Bedürfniß neuer zu veranstaltender, die jüngste Zeitperiode umfassender Sammlungen. Im J. 1781 fing endlich Friedr. Aug. Wilh. Wenck an, demselben durch Herausgabe eines „Codex juris gentium recentissimi" abzuhelfen. Allein diese vortreffliche zu Leipzig im Druck erscheinende Sammlung schritt so langsam fort, daß in einem Zeitraume von zehn Jahren erst zwei Bände die Presse verlassen hatten, welche die Periode von 1735—54 in sich schlossen. Dies veranlaßte Georg Friedrich v. Martens, öffentlicher Lehrer des Völker- und Staatenrechts auf der Universität zu Göttingen, darauf zu denken, die so sichtbare und mit jedem Jahre merklicher empfundene Lücke in der neuern publicistischen Literatur schneller auszufüllen, und er brachte diesen Plan 1790 mit Hülfe der Dieterich'schen Buchhandlung auf eine Weise zur Ausführung, daß die Verdienstlichkeit dieses Unternehmens sehr bald allgemeine Anerkennung bei den Männern vom Fach fand. Die Erscheinung des Wenck'schen Werks bewog ihn, bei der Mittheilung der Verträge und anderer merkwürdiger diplomatischer Actenstücke aus der Jetztzeit nicht über die Epoche des Friedens von Fontainebleau hinaufzugehen. Diese Martens'sche Sammlung kam unter dem Titel: „Recueil des principaux traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange, etc., depuis 1761 jusqu'à présent" 1791 anfangs blos in drei Bänden heraus; der vierte, der nachgeliefert wurde, enthielt nur Ergänzungen für die nämliche Periode von 1761—90. Auch würde diese Sammlung wahrscheinlich damit geschlossen worden sein, wenn die Wenck'sche fortgesetzt worden wäre. Von dieser war zwar 1795 noch ein dritter Band ausgegeben worden, der die Tractate bis 1772 lieferte; aber der 1811 erfolgte Tod des Herausgebers unterbrach diese Arbeit und es kam kein vierter Band. Unter solchen Umständen befaßte sich Martens mit einer Fortsetzung seines „Recueil" und gab nach und nach vier Supplementbände heraus, wodurch seine bis zu acht Bänden und drei Supplementen aufgewachsene Sammlung bis 1808 fortgeführt wurde. Martens war zugleich mit der Absicht umgegangen, noch eine andere Sammlung zu bearbeiten, welche die Staatsverträge seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis zu der Epoche, von der sein „Recueil" ausging, in sich schließen sollte; aber er gab diesen Plan späterhin auf, nachdem 1802 zu Basel das Koch'sche Werk erschienen war, welches nachgehends Schöll in einer neuen vermehrten Ausgabe zum Druck beförderte. Inzwischen trat die westfälische Periode ein und der hanoversche Hofrath und Professor von Martens wurde vom Könige Hieronymus in dessen Staatsrath nach Kassel berufen. In Folge dieser veränderten Stellung des Herausgebers fand sich die weitere Fortsetzung des Martens'schen „Recueil" eine Reihe von Jahren hindurch unterbrochen; denn derselbe bekleidete während der sechsjährigen Dauer des Königreichs Westfalen das ehrenvolle Amt eines Staatsraths und war mit ganz andern Dingen beschäftigt. Nach Auflösung des westfälischen Staats trat Martens indessen wieder in hanoversche Dienste zurück, und späterhin zum hanoverschen Bundestagsgesandten ernannt, faßte er, aufgefodert von mehren Seiten, in Frankfurt den Plan, seine mit so vielem Beifall aufgenommene Sammlung nunmehr wieder fortzusetzen und bis zu dem damaligen Zeitpunkt fortzuführen. In der Zwischenzeit aber hatte die starke Auflage der bisher erschienenen Bände sich bereits vergriffen, und da die Nachfrage stets noch zunahm, so wurde eine neue vermehrte Auflage derselben besorgt. Von dieser zweiten Ausgabe wurden die vier ersten Bände, welche den Zeitraum 1761—90 in sich schlossen, von

Hrn. v. Martens von Frankfurt aus selbst herausgegeben; sie erschienen 1817 und 1818 zu Göttingen. In der Vorrede zum ersten Band schrieb Derselbe: „J'ai terminé cet ouvrage à une époque où je n'avais plus ni les mêmes facilités ni les mêmes motifs pour le continuer. Sous de plus heureux auspices je reprends aujourd'hui ce travail." Die Besorgung der Herausgabe der übrigen Bände in der neuen Ausgabe wurde späterhin von dem Baron Karl v. Martens, Neffen des Bundestagsgesandten, übernommen. Unter dessen Redaction kam der fünfte Band, der den Zeitraum 1791—95 in sich begriff, 1826 zu Göttingen in der Verlagshandlung des ganzen Werks heraus. Der sechste Band enthielt den Zeitraum 1795—99 und erschien 1829; der siebente für den Zeitraum 1800 — 3 1831 und der achte für den Zeitraum 1803 — 8 erst 1835. Diese vier Bände führten zugleich den Titel des ersten, zweiten, dritten und vierten Supplements in Beziehung auf die vier vorhergegangenen Bände, welche den Zeitabschnitt 1761 — 90 in sich faßten. Georg Friedrich v. Martens selbst hatte indessen 1817 eine neue Reihenfolge von Bänden seiner Sammlung unter dem Titel „Nouveau recueil de traités, etc., depuis 1808 jusqu'à présent" eröffnet. Der erste Band derselben, der 1817 erschien, gab die öffentlichen Urkunden aus dem Zeitraum 1808 — 14; der zweite folgte schon 1818 nach und lieferte blos Actenstücke aus den beiden Jahren 1814 und 1815, dem noch in dem nämlichen Jahre ein dritter nachgeliefert wurde, um die Mittheilung bis 1818 fortzusetzen. Aber nach Herausgabe des vierten Bandes des „Nouveau recueil", der 1820 erschien und neben Ergänzungen bis 1808 herauf die Sammlung bis 1819 fortführte, ging der hanoversche Bundestagsgesandte v. Martens zu Frankfurt mit Tod ab, wodurch die Fortsetzung mehre Jahre in Stocken gerieth. Im J. 1824 fügte jedoch dessen Neffe, Karl v. Martens, noch einen fünften Band hinzu, der Staatsverträge bis 1822 enthielt. Im J. 1828 übernahm endlich Professor Saalfeld in Göttingen die Redaction, der sowol durch eine reiche Nachlese zur Ergänzung des fünften Bandes beitrug, als auch das „Nouveau recueil" mit vier Bänden — den sechsten, siebenten, achten und neunten — vermehrte, worin er die Sammlung von 1822—31 fortführte. Der letzte Band von Saalfeld's Hand erschien 1833 und durch dessen bald darauf erfolgten Tod erlitt die Fortsetzung des Werks eine abermalige, jedoch auch diesmal nur vorübergehende, nämlich vierjährige Unterbrechung. Endlich wurde von der Verlagshandlung dem Hofrath Dr. Friedrich Murhard in Kassel die Redaction übertragen, der dieselbe von 1837 an bis auf die jetzige Zeit besorgt hat. Von ihm sind sieben neue Bände des „Nouveau recueil" und außerdem noch drei Bände „Nouveaux suppléments" zu dem ganzen Werke herausgegeben worden. Solchergestalt war diese große von Martens gegründete und bis 1839 fortgesetzte Sammlung bis zu mehr als 30 Bänden angewachsen und die Anschaffung derselben mußte mit der noch weitern Vermehrung der Bändezahl immer kostspieliger und schwieriger werden. Diese Betrachtung bewog die Verlagshandlung, um den Ankauf des Werks allen Denjenigen zu erleichtern, welchen vorzüglich um Kenntniß der öffentlichen Verträge in der jüngsten laufenden Zeitperiode zu thun war, die bisherige Sammlung mit dem sechzehnten Bande des „Nouveau recueil" zu schließen und mit dem fünften Jahrzehnd unsers Jahrhunderts eine neue Sammlung in einer neuen Reihenfolge von Bänden beginnen zu lassen. Von dieser ist im Jahre 1843 der erste Band unter dem Titel:

Nouveau recueil général de traités, conventions et autres transactions remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états dans leurs rapports mutuels. Rédigé sur des copies authentiques par *Frédéric Murhard*. Continuation du grand Recueil de feu M. *de Martens*. Tome I, comprenant l'an 1840, avec des suppléments aux tomes antérieurs de cette collection.

in den Buchhandel gekommen und der vierte Band, welcher das J. 1843 umfaßt, befindet sich gegenwärtig unter der Presse, um im Jahre 1846 ausgegeben zu werden. Es ist zugleich dafür Sorge getragen worden, daß, statt früherhin in unbestimmten Zeiträumen, von nun an regelmäßig alljährig ein Band erscheint, sodaß hinfüro nicht nur keine Unterbrechung des Fortgangs bei diesem periodischen Werke zu besorgen, sondern dasselbe auch im Stande sein wird, stets mit der Zeit gleichen Schritt zu halten. Zur Erleichterung der Erwerbung der nunmehr geschlossenen alten bändereichen Sammlung, welche den langen Zeitraum von 1761 — 1839 einschließlich in sich begreift, also von der Epoche des Friedens von Fontainebleau und dem Ende des Siebenjährigen Kriegs im 18. Jahrhundert bis zum Schluß des vierten Jahrzehnds des 19. reicht, hat die Verlagshandlung in Göttingen in der neuesten Zeit den frühern Ladenpreis bedeutend herabgesetzt, was den Vorstehern von Bibliotheken, welche diese große Sammlung noch nicht besitzen sollten, sehr willkommen sein wird. Die Staatsmänner, Diplomaten und Geschichtschreiber, die oft in den Fall kommen, Tractate aus frühern Zeiten nachzuschlagen, werden es überdies der Dieterich'schen Buchhandlung Dank wissen, daß sie ihnen bei dem Gebrauche dieser aus so vielen Bänden bestehenden Sammlung durch Bewerkstelligung eines allgemeinen Registers für dieselbe zu Hülfe gekommen ist. Dieses ist in zwei Theilen unter dem Titel „Table générale alphabétique et chronologique du Recueil de traités etc." zu Göttingen im Druck erschienen, und bietet auch für Solche, welche sich nicht im Besitze der ganzen Sammlung selbst befinden, ein nützliches Hülfsmittel dar, um sich eine Übersicht der seit dem Zeitraume von fast einem Jahrhunderte von den einzelnen Staaten abgeschlossenen Verträge zu verschaffen. Der erste Theil dieses Generalregisters, welches auch als ein für sich bestehendes Werk auf dem Wege des Buchhandels besonders zu haben ist, der 1837 herausgekommen, schließt in chronologischer

und alphabetischer Ordnung das Verzeichniß der in den acht Bänden des Martens'schen „Recueil" nach der zweiten Ausgabe für den Zeitraum 1761 — 1807 und in den sechs ersten Bänden des „Nouveau recueil" für den Zeitraum 1808 — 26 enthaltenen Artikel in sich. Der zweite 1841 nachgelieferte Theil umfaßt die zehn übrigen Bände des „Nouveau recueil" bis 1839 inclusive nebst den drei Bänden „Nouveaux suppléments". Man hat also hier ein sowol chronologisch als alphabetisch nach den Namen der Staaten geordnetes Verzeichniß der aus dem Zeitraume 1761—1839 vorhandenen und in der Martens'schen Sammlung mitgetheilten Staatsverträge. Die Nützlichkeit dieses Generalverzeichnisses für den praktischen Gebrauch in vielen vorkommenden Fällen würde allerdings noch vermehrt, wenn der neulich von einem Diplomaten im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" geäußerte Wunsch in Erfüllung ginge, daß einer unserer Publicisten sich der freilich etwas mühsamen Arbeit unterzöge, ein nach Maßgabe der Verschiedenheit der Gegenstände, welche die einzelnen Staatsverträge berühren, geordnetes Verzeichniß sämmtlicher in der großen Martens'schen Sammlung zu findenden Artikel anzufertigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Venedig und die Eisenbahn.

Ein englischer „Tourist" in Italien, welcher in dem „Athenaeum" sehr interessante Reiseberichte liefert, warf sich kürzlich die Frage auf: Auf was sich denn die Furcht vor der modernen Wissenschaft und Erziehung gründe, die man mit so großem Pathos und Argwohn als destructiv anklage? „Ist die utilitarische Dampfmaschine", gab er sich selbst zur Antwort, „ein ebenso großer Verwüster der Unschuld im Volke und der dichterischen Schönheit als die Lehnsherrschaft und der Krieg im Mittelalter? So bemerke ich in Murray's Reisehandbuch eine empfindsame Klage über die strada ferrata, die sicherlich die malerische Heiligkeit des vielbesuchten Venedigs zerstören werde. Wer der Augen und Gedächtniß hat sollte sich nicht eher darüber freuen, da dieser Schienenweg geeignet ist, die in der Sage lebende Blüte Venedigs zu erneuen! Bei der Einbiegung der Bahn in das Viertel von Canaregio ist nur einer einzigen malerisch-schönen Aussicht auf die Stadt Eintrag geschehen. Der großartige Anblick von den Lagunen her bleibt wie er früher war; während das Leben, welches die Bahn selbst in ihrem noch unvollendeten Zustande in die Stadt gebracht, indem sie durchschnittlich Tag für Tag 500 Fremde dahin führt, außer aller Frage ist. Vor vier Jahren sprach ich im «Athenaeum» den Wunsch aus, daß es einem freundlichen Potentaten gefallen möge, Venedig vor seinem Verfall zu retten. Dieser Wunsch geht seiner Erfüllung entgegen. Die Paläste am großen Kanal finden sehr schnell wieder Einwohner; ich kann sehen, wie an vielen berühmten Plätzen, die vor kurzem noch völliger Verödung und gänzlichem Verfall entgegengingen, Bauten zur Wiederherstellung vorgenommen werden. Die Verkaufsläden (mit Ausnahme der Buchhändlerläden, welche auf beklagenswerthe Weise öde stehen) haben sich vermehrt und sind schöner geworden, während der Marcusplatz am Abende belebter von Lustwandelnden und Musik ist als je seit den Tagen des armen schwachen Dogen Manini. Auch die Einführung der Gasbeleuchtung hat mächtig zur Verschönerung der Stadt beigetragen. Die Säulengänge von Scamozzi, Sansovino und Bergamosco, die alte sarazenische Façade des Dogenpalastes, die verschwenderische Pracht der alten St.-Marcuskirche scheinen unter dem Zauber des Gaslichts das traurige Aussehen des Verfalls das sie bei Sonnenschein haben abzuwerfen. Wer könnte nun die Wiederherstellung der frühern Öde wünschen? und ist es nicht weiser und besser statt auf diese Weise eine Vergangenheit, die nicht zurückkehren kann, zu beklagen, die Gegenwart mit vollem Danke anzunehmen und weiterzubilden mit allen ihren Mitteln und Verwendungen des Lichts und der Verbesserungen, wie sehr wir auch die Vergangenheit als einen edeln Traum oder ein malerisches Gedicht oder eine Vorrathshalle tiefer Wahrheiten betrachten mögen, deren Princip ewig ist, deren Form und Weise aber in Übereinstimmung mit dem Loos des Sterblichen dahinschwinden muß."

Arago und Cormenin.

Der Verf. der „Voyage autour de la Chambre des députés" entwirft von diesen beiden hervorragenden Persönlichkeiten folgende kurze Skizze: „Herr Arago ist das schlagendste Gegenbild des verstorbenen Laffitte. Verbunden durch gleiche Ansichten und Gesinnungen suchten sich diese Männer oft im Sprachzimmer der Deputirtenkammer auf und ergingen sich im vertraulichen Gespräch. In eben dem Maße als Laffitte sich durch sorgfältige Toilette auszeichnete, macht sich Arago durch Nachlässigkeit im Anzug bemerklich. In einem langen schwarzen Überrock, der bis zum Kinn zugeknöpft ist, erscheint der berühmte Sternkundige, von dessen Haupt das weiße Haar stets verworren in wilden Locken auf die Schultern herabfällt. Mir erschien er als Typus jener ersten Gesetzgeber der ersten constituirenden Versammlung, deren Züge durch die Hand der Künstler auf uns gekommen sind. Hr. Arago wandelt oft in jenem Saale, einen breitgekrämpten Hut auf dem Kopfe, in lebhaftem Gespräch mit Denen, welche ihn anreden, zum großen Theil englischen, deutschen und amerikanischen Gelehrten, die den Naturforscher selbst im Vorsaal der Deputirtenkammer aufsuchen, auf und nieder. Hr. Cormenin trägt sich ziemlich ebenso wie Arago, einen langen zugemachten Reitrock, Hosen ohne Stege, langes gebleichtes Haar, das er aber sorgfältig hintenübergekämmt trägt. Er geht, bleibt stehen, läßt sich mit Jedem ins Gespräch ein, ohne es zu suchen oder zu vermeiden, Alles in einfacher, ziemlich gleichgültiger Weise. Man möchte ihn nach seinem Äußern und Auftreten für einen guten protestantischen Pfarrer inmitten seiner Heerde halten; nichts in seinen offenen und ruhigen Zügen, in seiner bescheidenen und wohlwollenden Erscheinung verräth den schlauen, kaustischen, witzigen und unbestreitbar volksthümlichsten politischen Schriftsteller Frankreichs." Das Letzte hat sich freilich in der neuesten Zeit und nach dem Erscheinen der Pamphlets zu Gunsten der Ultramontanen gewaltig verändert. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1846.

Über neuere publicistisch-diplomatische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Merkwürdig ist es, daß dieses Werk, dessen Fortsetzung nunmehr, wenigstens so lange als der jetzige Herausgeber lebt, verbürgt und gesichert sein dürfte und das dem Namen Martens in der publicistischen, insonderheit in der diplomatischen Welt eine so große Berühmtheit verschafft hat, während der langen Dauer seiner Existenz, ungeachtet mehrmals eingetretener, auf geraume Zeit sich erstreckender Unterbrechungen in seiner Erscheinung, doch niemals eine Concurrenz mit ähnlichen literarischen Unternehmungen zu bestehen gehabt hat. Je mehr in unserm Zeitalter die wechselseitigen Berührungen, Beziehungen und Verbindungen der Staaten zueinander und untereinander sich vervielfältigten und je mehr die Zahl der Reiche und Nationen sich vergrößerte, zwischen denen völkerrechtliche Verhältnisse eintraten, desto nöthiger wurden Werke, die eine erleichterte Kenntniß und Übersicht der mannichfaltigen Übereinkünfte und Verträge verliehen, die zwischen den verschiedenen einzelnen Ländern in Kraft bestanden und täglich sich vermehrten. Man hätte also wol denken sollen, daß es in der Schriftsteller- und Buchhändlerwelt nicht an mehrfachen Unternehmungen fehlen würde, um einem solchen Bedürfnisse mehr oder weniger Abhülfe zu verschaffen und Genüge zu thun. Gleichwol hat das Martens'sche Werk seit seiner Gründung bis zur Gegenwart, während mehr als 30 Jahren, in der neuern europäischen Literatur allein gestanden, ohne auf einen Nebenbuhler zu stoßen, und auch jetzt hört man nirgend, daß hier oder dort irgend ein Publicist oder irgend eine Buchhandlung mit dem Plane umginge, sich mit einem analogen Unternehmen zu befassen. Theils die nicht geringe Mühseligkeit einer solchen fortlaufenden Arbeit, theils die große Schwierigkeit der Herbeischaffung und Zusammenbringung der dazu erfoderlichen Materialien aus so vielen nahen und entfernten Gegenden der Erde, sowol aus den verschiedenen europäischen als auch außereuropäischen Ländern, mag davon abgeschreckt haben. Es gehört dazu eine stets fortgesetzte Lecture der Tageblätter und Journale, vorzüglich der Amtsblätter, die in den einzelnen Staaten erscheinen, eine sorgfältige Durchsicht der Gesetzsammlungen derselben, eine stete Kenntniß der officiellen Bekanntmachungen der Regierungen neben einer weit ausgedehnten Correspondenz. Auch wird dabei eine Vertrautheit mit so vielen Sprachen und Idiomen vorausgesetzt, die selten anderswo bei den Gelehrten und Schriftstellern als in Deutschland anzutreffen ist. Dieses hat wol in andern Ländern davon abgehalten, an ein Unternehmen zu denken, welches bestimmt sein könnte, das Martens'sche „Recueil" zu ersetzen. So ist es gekommen, daß Deutschland, wiewol es als solches kaum eine Rolle auf der politischen Weltschaubühne spielt, doch in seiner Literatur ein Werk besitzt, welches einen europäischen, ja selbst außereuropäischen Ruf genießt und von den Politikern und Staatsmännern aller Zonen in der civilisirten Welt bei allen Fragen, welche das positive Völkerrecht und die auswärtigen Verhältnisse der Staaten betreffen, vorzugsweise zu Rathe gezogen wird. Das den Publicisten aller Länder, welche sich des Besitzes europäischer Bildung erfreuen, unter dem Namen Martens so allgemein bekannte Werk ist zugleich zum Handbuch für die moderne Diplomatie geworden und zwar zum unentbehrlichen, weil in der gesammten neuern Literatur kein anderes vorhanden ist, das demselben an Vollständigkeit und Authenticität gleich käme. Aus diesem Grunde sieht man denn auch in allen diplomatischen Verhandlungen, wo es auf existirende Verträge ankommt, sich auf daßselbe berufen und in den Protokollen der Congresse zu Wien und Aachen, zu Laibach und Verona findet man es in solchen Fällen citirt. Ebenso wird es in Geschichtswerken häufig als Quelle angeführt. Man kann daher wohl behaupten, daß die große Martens'sche Sammlung zu den Erzeugnissen der deutschen Literatur gehört, die dieser in mehr als einem Betracht zur Ehre gereichen und deren Werth auch überall im Auslande anerkannt ist. Der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen wird es darum als Verdienst anzurechnen sein, daß sie beharrlich auf die Fortsetzung dieses Werks bedacht gewesen ist und zu diesem Ende keine Kosten gescheut hat.

Weder die Engländer noch die Franzosen haben in ihrer neuern Literatur ein Werk, das diesem deutschen an die Seite zu stellen wäre, geschweige denn andere Nationen. In England hat man sich darauf beschränkt, eine

möglichst vollständige Sammlung der noch in Kraft befindlichen, den Handel und die Schiffahrt zwischen Großbritannien und den fremden Mächten regulirenden Verträge und Übereinkünfte zu veranstalten. Dieselbe erschien 1827 zu London in drei Bänden herausgegeben von Levis Hertslet, Conservateur der Archive des auswärtigen Departement, unter dem Titel: „A compleat collection of the treaties and conventions and reciprocal regulations at present subsisting between Great-Britain and foreign powers. Compiled from authentic documents." In der jüngsten Zeit erkannte man jedoch auch in England das Bedürfniß einer allgemeinern Sammlung, um zur Kenntniß nicht blos der Handels- und Schiffahrtsverträge, sondern auch aller andern Tractate zu dienen, die theils zwischen Großbritannien und fremden Staaten, theils von letztern untereinander zum Abschluß gelangten. Es wurde deshalb die Herausgabe einer fortlaufenden Sammlung beschlossen, die seit 1819 zu London, jedoch nur zum Gebrauche der Regierung und ihrer diplomatischen Agenten bei auswärtigen Höfen, alljährig dem Druck übergeben ward und den Titel führte: „British and foreign state papers. Comprizing the principal documents which have been made public, relating to the political and commercial affairs of nations and to their relations with each other, from the termination of the war in 1814 to the latest period. Printed exclusively for the use of the government and of its diplomatic agents abroad. Compiled at the Foreign office by the librarian and keeper of the papers." Nachdem indessen eine Reihe von Jahren hindurch dieses ursprünglich für das britische Ministerium und die britischen Gesandtschaften im Auslande ausschließlich bestimmte, auf Staatskosten in der Druckerei des Foreign office zu London gedruckte Werk erschienen war, fand man, daß dessen größere Verbreitung auch für das Publicum von Nutzen sein würde, und es wurde hierauf die Einrichtung getroffen, daß Exemplare desselben auch öffentlich verkauft wurden und zu einem bestimmten Preise auch für Privatpersonen zu haben waren. Die Buchhandlung James Ridgway und Sohn wurde mit dem Verkauf beauftragt. Da anfangs nur eine geringe Anzahl Exemplare für den officiellen Gebrauch gedruckt worden waren, so mußten die frühern Jahrgänge, um die Nachfrage zu befriedigen, von neuem aufgelegt werden. Von dieser Sammlung sind im Ganzen 20 Bände erschienen, welche die Periode 1818—33 in sich begreifen. Aber 1836 ward der letzte Band ausgegeben und seit der Zeit ist die Fortsetzung unterblieben. Die Herausgabe dieser periodischen Sammlung hatte übrigens, da sie nicht über die Epoche des Sturzes der Napoleon'schen Herrschaft hinausging, den fortdauernden Gebrauch des Marten'schen Werks selbst in England nicht überflüssig gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

Amerikana.

Zweiter und letzter Artikel.*)

4. Des Amerikaners Charles Fenow wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischen Lebens von Hoffmann. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäcker. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1845. 12. 2 Thlr.
5. Skizzen aus Nordamerika. Schilderungen aus der Natur, dem religiösen, politischen und socialen Leben. In Briefen eines katholischen Missionnairs. Augsburg, Schmid. 1845. 8. 1 Thlr.
6. Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1842. Mit statistischen Bemerkungen über die Zustände der katholischen Kirche bis auf die neueste Zeit. Von Joseph Salzbacher. Wien, Wimmer, Schmidt und Leo. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.
7. Briefe aus und über Nordamerika, oder Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. Von J. G. Büttner. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es kann nicht genug über Amerika geschrieben werden, um uns zu belehren, sagte ich ungefähr im vorigen Artikel, seit und so lange unsere Hoffnung auf die neue Welt gerichtet ist; und wie die strafende Erfüllung eines thörigen Wunsches liegt wieder ein ganzes Pack von Schriften über Amerika vor mir. Wenn ich nun aber meine Ansicht geändert hätte, denn Monate, ein ereignißreicher Sommer sind seitdem verstrichen! Ich war auf einem Rheinschiffe, das eine ganze Ladung deutscher Auswanderer nach dem Hafen führte, von wo sie dem Vaterlande auf ewig Lebewohl sagen sollten. Deutsche Bauernfamilien aus der Pfalz, Hessen, Baden und Schwaben; alle in Gesicht, Gestalt, Tracht, Sprache der körnige Ausdruck deutscher Natur und deutschen Wesens. Männer, Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder. Alle selbst voll Muth, sogar voll Heiterkeit, mit Gesichtern, noch strotzend von der Erwartung des Glückes, das ihnen bevorstand, ohne Ahnung der Bitterkeiten, welche vielleicht schon die nächsten Wochen ihnen bereiten dürften, Alle gehoben von dem seligen Gefühl, ihre Lage zu verändern, und Alle versichernd, wenn wir sie über das Warum fragten: in Deutschland wäre nichts mehr für sie zu machen. Wissen sie, was drüben für sie zu machen ist? Wissen das die armen verhungerten Geschöpfe in Ostpreußen, Massuren, Litthauen, deren Ernte im dritten Jahre wieder verdorben ist, die mit leeren Magen, ohne Arbeit, in Befürchtung eines neuen strengen Winters, ohne Brot, Kartoffeln, Streu und Holz, der Verzweiflung und dem Hungertode entgegen sehend, an die Thüren der Regierungspaläste jetzt eben pochten und stürmisch von der Regierung verlangten, daß man sie nach Amerika hinüberschaffe? So viel wird geschrieben und gedruckt, und sie Alle, die es wissen müßten, weil es sie zunächst angeht, wissen nichts. So viel Tinte, so viel Druckerschwärze, so viel Papier verwandt, um uns zu unterrichten, die wir es nicht brauchen, und warum ist noch kein populaires Werk erschienen, welches den Inhalt aus allen diesen Schriften in einer einzigen kurzen und klaren fürs Volk niederlegte. Das Beste für dasselbe wäre noch die Caricatur in den „Fliegenden Blättern", die Auswanderer unterschrieben, wo auf einem Bilde die Seligkeiten, auf dem andern die Mühseligkeiten des Auswanderers und Colonisten handgreiflich dargestellt werden. Dort sitzt der glückliche Plantagenbesitzer auf einem Baumstamm, schlürft seinen Kaffee und eine junge Negerin zündet ihm knieend die Pfeife an; hier ackert einer in einem Feld von Steinen, während seine hungernden, zerlumpten Kinder vor den Pflug gespannt sind.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 7 und 8 d. Bl. D. Red.

Gegensätze und keine Vermittelung! So stellen sich uns auch die Schriften dar; es ist ein buntes Gemengsel, Licht und Schatten, Hitze und Frost, Überculur und Roheit u. s. w. Das Resultat mag jeder verständige Leser sich selbst daraus ziehen, aber eben ein Resultat, das sich nicht in wenige positive Sätze fassen läßt. Gehen wir, wie die Dinge stehen, auch um deswillen von dem Vorsatz und Versuche ab, die uns vorliegenden Bücher systematisch zu ordnen. Der Verf. eines derselben sagt in dem Vorwort, daß er es mit seiner Materie ebenso gehalten. Nachdem er lange nachgedacht, wie sie zu ordnen, co- und subordiniren, habe es ihm als das Zweckmäßigste geschienen, gar nichts zu ordnen, sondern niederzuschreiben was ihm von seinen Erlebnissen und Erfahrungen gerade in den Sinn gekommen. Eine Bauerfrau am Ohio machte es ebenso mit einem Krämer, der ein Stück nach dem andern vorzog und ihr anbot. Lieber, schütte deinen ganzen Kram aus, sprach sie, statt Eins nach dem Andern anzupreisen; denn es ist an uns zu wählen, und was wir wählen, preist sich von selbst und besser als du es kannst.

Das vierte Buch, nämlich nach der Ordnung, die der Titel unsers Artikels angibt, und die wenig mehr als das Loos entschied, hat einen prachtvollen Titel, ist aber doch nur leichte Waare. Hätten wir Hrn. Gerstäcker's Buch, des Übersetzers eigenes, nicht vorher gelesen, so könnte es in Mancherlei belehren. Aber wir kennen nun schon diese wilden Scenen in Wald und Prairie, und zwar aus dem Munde eines Landsmanns, der sie selbst erlebt hat. So wunderbar sie unserer civilisirten Ruhe und Gemächlichkeit erscheinen, sind sie doch immer nur Abenteuer, die auf derselben Weise spielen: Bärenjagden, Hirschjagden, zu Land und zu Wasser, Fährlichkeiten der erstaunlichsten Art, Lebensrettungen, Streifereien ins Wüste, Verirrungen, seltsame Wiederauffindungen u. s. w. Daß sie ein geborener Amerikaner berichtet, gibt ihnen in unsern Augen nicht mehr Werth. Es ist uns weit interessanter zu hören, wie Jemand von unserm Gefühl, unsern Sitten, unserer Denkweise und unserer Sprache diese fremden Dinge auffaßt. Die Überschriften der Abschnitte sind poetischer als ihr Inhalt, übrigens ist die Schreibweise nicht ohne Lebendigkeit und Klarheit. Der erste Theil führt uns in die nördlichern Theile der Vereinigten Staaten, in die weniger bekannten Quellengegenden des Hudson. Hier sind noch Wildnisse, die nur der Fuß des Trappers betritt, und der Verf. entwirft in einem wie er versichert getreuen Portrait nach der Natur das Bild eines solchen unermüdlichen Jägers, wie es von den amerikanischen Novellisten vielfach zu zeichnen versucht worden ist. Wir erfahren, daß dort noch solche unzugängliche, weit ausgedehnte Wildnisse des Hochlandes sind, daß die armen Indianer, welche, obgleich christlich und civilisirt gemacht, von ihren angloamerikanischen Nachbarn aus Maine und Neuyork unbarmherzig fortgejagt werden, in denselben noch lange Jahre einen sichern Versteck fänden. Grauenhaft interessant ist eine Reminiscenz aus dem Freiheitskriege, des Majors Erzählung überschrieben, in welcher, freilich von amerikanischer Feder, die Grausamkeiten wieder aufgefrischt werden, zu denen die Engländer gegen ihre amerikanischen Brüder sich verstanden, indem sie die Gefangenen der kannibalischen Wuth der ihnen verbündeten Rothhäute überließen. Der zweite Theil bringt vorzugsweise Märchen, Sagen und meist spukhafte Erzählungen aus der amerikanischen Vorzeit. An der Legende aus der großen amerikanischen Wildniß „Die gespenstischen Reiter" hat sichtlich europäische Phantasie mitgearbeitet. Sie ist schauderhaft, aber schon Virgil gedenkt dieser Art der schaudervollen Rache.

Nr. 5, in Briefen geschrieben, ist von einem katholischen Missionnair, der im Norden der Vereinigten Staaten seinem Bekehrungsgeschäft nachgeht. Wir erfahren aus der Vorrede, daß „der Katholik eine andere Art hat die Dinge sich zu besehen als der außerhalb der Kirche Stehende". Er sei „im Besitz des geistigen Auges, das alle Gegenstände unter den richtigen Focus bringt" und urtheile deshalb mit einer Sicherheit, die jedem andern nicht so Begabten mehr oder minder als Selbstüberhebung oder Anmaßung erscheine. Nach diesem Vorwort müßten wir uns eigentlich aller Kritik enthalten, da wir außerhalb der Kirche stehen, also nicht im Besitze des geistigen Auges sind, um den Gegenstand unserer Kritik unter den richtigen Focus zu bringen. Wenn wir aber als Protestanten urtheilen wollten, die auch eine andere Art haben die Dinge sich zu besehen, müßten wir nach solcher Voraussetzung wenig von dem Buche erwarten. Einigermaßen würde uns aber dieses protestantische Urtheil täuschen, denn auch von unserm falschen Standpunkte aus betrachtet glauben wir in dem Missionnair einen jungen Mann von Gefühl, deutschem Gemüth und Phantasie, auch mit einiger Bildung begabt zu erblicken, dessen frische und warme Anschauungen von Interesse sind, auch wenn der Standpunkt, von dem aus er betrachtet, uns beschränkt erscheint. Er schlürft die Jugendreize der amerikanischen Natur mit Begeisterung ein, er erfreut sich an dem Naturleben der wilden Indianer und ist über seine katholischen Bekehrungen in eben der Art erfreut als irgend ein rigoroser Puritaner oder Methodist. Umfassende Anschauungen des amerikanischen Lebens, der Sitten und der Politik darf man hier nicht fodern, aber in manchen Einzelheiten wird man Belehrendes finden. Sehr malerisch, deutlich und interessant ist die Schilderung eines Camp meeting, und in das Urtheil des Katholiken über diese Ausartung religiöser Brunst werden auch alle vernünftigen Protestanten gern einstimmen, wenn er sagt: „Kein Sturm auf dem Meere hat mich so ergriffen als der religiöse Wahnsinn dieser Sektirer, nachdem sie ihre Geistes- und Körperkräfte zu wilden Wogen der Verrücktheit aufgepeitscht und zu einem tobenden See voll Menschenraserei zusammengeschwellt hatten", und von den revivals sagt, daß er eher alle Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen für möglich gehalten hätte als an die Möglichkeit eines solchen Teufelsspuks geglaubt. Bedenklicher erscheint dagegen folgendes allgemeine Urtheil über die Amerikaner: „Das Streben der Angloamerikaner, sich den Anstrich einer strengen Sittlichkeit zu verschaffen, ist charakteristisch, und trotz seiner sündhaften Heuchelei immer noch ein — freilich schwacher Damm, daß die gemeine Sittenlosigkeit bei der Freiheit und Gleichheit des Landes nicht auf die unverschämteste und schreckhafteste Weise öffentlich auftritt. So lange die wahre Religion und eine gesunde, gründliche, echt christliche Kindererziehung in Amerika nicht die Oberhand gewinnt, so lange die Bibel nur zum immerwährenden Zankapfel, und der Schulunterricht blos zum Mittel dient, daß einige Lehrindividuen von den Gemeinde-Schulgeldern unterhalten werden, so lange muß man selbst wünschen, daß das Pharisäerübel des Puritanismus in den Vereinigten Staaten nicht plötzlich verschwinde. Denn der zügelloseste Libertinismus herrscht da, wo ohne Religion und gute Erziehung auch die Anstandsschranken niedergebrochen wurden, welche die republikanische Klugheitsregel errichtet hatte: vor seinen Mitbürgern als gut zu scheinen, um bei allenfallsigen Wahlen nicht übersehen zu werden. An der Krankheit äußerer Scheinheiligkeit bei innerer Verderbtheit leidet ein großer Theil der Bevölkerung in Amerika sehr stark. Daraus weil die Volksmasse so wenig oder keine eigentliche Tugend besitzt, entspringt auch der schnelle Glaube, wenn den edelsten Männern die niederträchtigsten Verbrechen angedichtet werden. Man hielt ihren wirklichen Tugendwerth auch nur für legalen Tugendschein. Dieses Verbrechen kann nur von einer tief eingehenden, den ganzen Menschen erfassenden, echt religiösen Erziehung durch fähige, tadellose, sich selbst aufopfernde Lehrer geheilt werden. Das sehen die vernünftigen Angloamerikaner sehr gut ein, und obgleich sie gegen die katholische Religion schimpfen und toben, senden sie dennoch ihre Kinder in die Collegien und Institute, die von geistlichen Personen der verhaßten und geschmähten Religion geleitet werden."

Das sechste Werk, Salzbacher's „Reise nach Nordamerika", schließt sich in der Tendenz dem vorigen Buche an, ist aber

ein Werk von so solidem Bau, daß es außerhalb der Beurtheilung über leichtere Touristenschriften und seinem Inhalte nach außerhalb der unsern liegt. Der Verf., welcher im J. 1837 eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande unternommen, trat im J. 1842 eine ähnliche unter oberhirtlicher Einwilligung und mit Genehmigung des heiligen Stuhls nach den nordamerikanischen Freistaaten an, weil dieselben in politischer und religiöser Beziehung gegenwärtig so sehr die Aufmerksamkeit des Continents auf sich ziehen, und von deren Entwickelung nicht allein ein großer Theil der künftigen Weltgeschichte, sondern auch der künftigen Kirchengeschichte abhängt. Er wollte insbesondere den Zustand der katholischen Missionen in jenem Welttheile und namentlich den der deutschen Katholiken kennen lernen. Der Bericht über diese Reise, mit der ehrenfestesten Genauigkeit eines Reisenden aus der alten Schule niedergeschrieben, nebst den reichhaltigen und ausführlichen statistischen Mittheilungen über die Zustände der Katholiken in den Freistaaten, füllt die 476 enggedruckten Seiten dieses Werks. Über seine Tendenz gibt das Verzeichniß der Subscribenten, die fast insgesammt dem höhern katholischen Klerus in Östreich und seinen Anhängern angehören, im voraus Auskunft. Das Resultat ist einerseits, daß der Zustand der Katholiken und namentlich ihrer Missionnaire ein zur Zeit noch trauriger ist, weil den Letztern die gehörigen Unterstützungen abgehen, weshalb auch der Ertrag dieses Buches den deutsch-katholischen Missionen in Nordamerika gewidmet ist; andererseits aber die Zuversicht des Verf., daß es sich mit der Zeit zum Bessern wenden wird. Das praktisch Sichere in dem ganzen Wesen der römischen Kirche verfehle nicht, einen tiefen Eindruck auf den praktischen Amerikaner zu machen. So sei denn zu Gott zu hoffen, daß unter seinem Schutze die heilige römische Kirche auf amerikanischem Boden immer mehr und mehr gedeihe. Nach der Ansicht eines katholischen Bischofs in Nordamerika fehle aber dazu noch etwas. Zwar erfreue sich die katholische Kirche seit der Unabhängigkeitserklärung einer gänzlichen Freiheit; das Wort Gottes werde ungestört gepredigt, die Kirchen stiegen zahlreich aus dem Boden empor, ohne das geringste Hinderniß zu finden, die Wirksamkeit des Bischofs, den Eifer der Missionnaire begrenzten keine Gesetze, die Sonne des Friedens leuchte über die junge Aussaat, aber — es fehle noch der befruchtende Regen des Bluts der Märtyrer. Das Erdreich werde durch den beständigen Sonnenschein ausgetrocknet, die Saat fasse keine tiefe Wurzel, und am Ende verdorre sie, bis der einst kommende Regen, d. i. eine offenbare Verfolgung, neue Pflanzen hervorrufe, die alten befruchte und belebe und die erwünschten Früchte hervorbringe. Auf einem Sturm der Verfolgung beruht also die Hoffnung für die katholische Kirche in Amerika. Der ehrenwerthe Reisende hegt übrigens auch die zuversichtliche Hoffnung, daß für die katholische Kirche in England eine reiche Ernte, vielleicht die ganze Insel umfassend, bevorstehe, und sieht die Puseyisten als die sichere Brücke an, über welche Rom siegreich in England einziehen werde. Über die Puseyisten und seinen Besuch bei Pusey selbst finden sich interessante Details in dem Buche.

Das siebente Werk, die Büttner'schen Briefe tragen ihre Tendenz schon auf dem Titel, als Beiträge zur richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht, und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. Eine tüchtige Arbeit, bestimmt durch thatsächliche Darstellung dem Eindruck entgegen zu arbeiten, welchen das Grisson'sche Werk (vergl. unsern ersten Artikel) auf des Verf. Landsleute hervorgebracht haben könnte. So tief, betheuert er, sei das amerikanische Volk Gott sei Dank noch nicht gesunken als es Grisson dort male; es liebe sich selbst, sein Eigenthum, seinen Vortheil, aber es liebe ebenso seine Constitution, seine Freiheit, seine United states. Dies spreche sich nirgend deutlicher aus als in Amerikas Motto: America *knows* every man will do his duty, während England (nur) *expects* every man will do his duty. Das sind Themata, die durch Aufsätze, Schriften und Bücher sich nicht erschöpfen lassen; die That, die Geschichte allein kann darüber entscheiden. Weder bewies uns Grisson die Negation, noch beweist dieser Autor uns die Position. Der Letztere ist weniger Schriftsteller, der durch Ausdruck und eigenthümliche Auffassung gewinnen will, als ein getreuer, aufmerksamer Referent, dem ein gutes Gedächtniß zu Hülfe kommt, und der eine solche Masse von Daten zusammenstellt, daß der Verständige sein Urtheil sich selbst fällen kann. Erquickend und lockend wird es jedoch, für europäische Begriffe, als Totalität, auch nach der geneigten Büttner'schen Darstellung nicht ausfallen. Die schreiende Ungerechtigkeit der Nordamerikaner gegen die Indianer, nicht aus alten Zeiten, sondern in der neuesten Gegenwart, nicht gegen die barbarischen Wilden der Urwälder geübt, sondern gegen die civilisirten Reste der ausgerotteten Stämme im Nordosten, die Ackerbau treiben und sich zu den Künsten des Friedens neigen, tritt auch hier in ein schreiendes Licht, um so mehr als er sich aller declamatorischen Phrasen enthält und nur die nackte Thatsache, aber darunter das beredte Wehgeschrei, die Argumente der Natur mittheilt, mit der die Unglücklichen, ihren unausbleiblichen Untergang vor Augen, ihre heiligen Rechte zu vertheidigen suchen. Büttner führt uns besonders nach den neuen Territorien und werdenden Staaten von Wisconsin und Iowa, wo dem Fleiß und der ausdauernden Thätigkeit des Ansiedlers eine neue reiche Welt sich darbietet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Rancé's Briefe.

Man erinnert sich, daß Chateaubriand, der seit Jahren schon von sich mit klagender Stimme sagte, daß er am Rande des Grabes stehe und daß er vom politischen sowie vom literarischen Leben Abschied genommen habe, seine Zeitgenossen vor kurzem noch einmal in seiner Biographie des Stifters des Trappistenordens mit einem Erzeugnisse seiner glänzenden Feder beschenkte. Dieses Werk, welches sich im Grunde mehr im Kreise des Genre bewegt, das der Franzose durch den Ausdruck Éloge bezeichnet, hat auch in Deutschland, wo es durch eine Übersetzung eingeführt ist, einige Verbreitung gefunden. Gegenwärtig erhalten wir ein neues Werk, welches gewissermaßen eine Art von Nachtrag oder eine Sammlung historischer Belege zu demselben bildet. Es ist dies eine Zusammenstellung von Originalbriefen des Mannes, dessen Lebensbeschreibung die Schrift von Chateaubriand gewidmet ist. Dieselbe führt den Titel „Lettres authentiques de l'abbé de Rancé". Inwiefern der berühmte Schriftsteller bei der Veröffentlichung dieser Briefe, unter denen sich manches interessante Document befindet, betheiligt ist, sind wir nicht im Stande nachzuweisen.

Französische Lustschlösser.

Schon öfters ist in d. Bl. ein Werk erwähnt, aus welchem diejenigen unserer Novellisten und Romanschreiber, welche ihre Stoffe aus der französischen Königsgeschichte entlehnen, eine Menge der verschiedensten Mittheilungen schöpfen können. Es ist dies ein Werk, welches besonders zur genauern und speciellern Kenntniß der Localität von besonderm Interesse sein dürfte. Wir meinen die „Souvenirs historiques des résidences royales". Der Verf. dieses umfassenden Werks, Vatout, welcher sich seiner Arbeit mit vieler Mühe unterzogen zu haben scheint, hat ein sehr reichhaltiges und buntes Material zusammengebracht; aber zugleich hat er es auch auf eine anziehende Weise zu gestalten und zu verarbeiten gewußt. Der neueste Band dieser interessanten Publication, welche noch nicht bis zu ihrem Ende gediehen ist — gegenwärtig erhalten wir den sechsten Theil —, behandelt die Beschreibung des königlichen Lustschlosses von Amboise und die historischen Erinnerungen, welche sich an diesen Namen knüpfen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1846.

Über neuere publicistisch-diplomatische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 55.)

In Frankreich war es der Graf von Hauteville, sous-directeur des archives et chancelleries au département des affaires étrangères, der es, in Verbindung mit seinem Vorgänger im Amte Ferd. v. Cussy, unternahm, ein ähnliches Werk wie das von Hertslet für England bearbeitete, dessen große Nützlichkeit sich durch die Erfahrung bewährt hatte, herauszugeben, jedoch in einem größern Umfange. Bei der Ausarbeitung des englischen Werks war der Grundsatz befolgt worden, nur solche öffentliche Verträge aufzunehmen, die als noch dermal in Kraft bestehend angesehen werden könnten; aber den Herausgebern des französischen Werks erschien die scharfe Unterscheidung zwischen den Staatsverträgen, die ganz oder theilweise noch als gültig zu betrachten, und denen, welche ihre Gültigkeit ganz oder theilweise verloren, unthunlich, da in der That eine Menge von dergleichen Urkunden vorhanden war, auf die sich, wenngleich der stipulirte Termin der Dauer ihrer Gültigkeit längst abgelaufen ist, doch noch immer häufig in Beziehung auf darin aufgestellte Grundsätze und in Gemäßheit dieser stattgehabte Vorgänge berufen wird. Auch gibt es gar manche Tractate, die, während sie von dem einen der paciscirenden Theile in Folge späterer Ereignisse als nicht mehr in Anwendung kommend angesehen werden, von den andern als noch in Kraft befindlich anerkannt sind. Zugleich erkannten die Herausgeber, von welcher Nützlichkeit es sein würde, nicht bei Mittheilung blos solcher Staatsurkunden stehen zu bleiben, in welcher Frankreich als paciscirender Theil aufgetreten, sondern daneben auch noch eine Sammlung der vornehmsten, den Handel und die Schiffahrt betreffenden Verträge zu veranstalten, welche zwischen andern Mächten untereinander abgeschlossen worden waren. „L'usage assez généralement adopté entre les puissances amies", bemerken sie in der Vorrede, „de s'assurer réciproquement la jouissance du traitement et des priviléges qui sont accordés ou qui pourraient l'être par la suite à la nation la plus favorisée, ainsi que le portent beaucoup de traités modernes, démontre en effet la nécessité d'un tel second recueil comme complément indispensable du premier. Car il ne suffit plus à une nation quelconque de connaître les traités conclus par son gouvernement, il lui devient encore nécessaire de connaître ceux qui unissent les autres nations entre elles, puisqu'ils sont fondés dans certains cas à réclamer par assimilation les priviléges dont elles jouissent." Daher haben sie ihre Sammlung in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die eine die seit dem Westfälischen Frieden von Frankreich, und die andere die von fremden Mächten untereinander abgeschlossenen Staatsverträge in Beziehung auf Handel und Schiffahrt in sich schließt. Alle hier mitgetheilten Documente wurden vor dem Abdruck aufs sorgfältigste mit den Originalinstrumenten, die sich in den Archiven des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris vorfanden, collationnirt und haben dadurch einen Grad von Authenticität erlangt, der gestattet, sich, sei es bei diplomatischen Unterhandlungen oder vor den Gerichten, auf sie zu berufen. Jede der beiden Abtheilungen dieser Sammlung zerfällt in ebenso viele Capitel als paciscirende Staaten aufgeführt werden, die nach Maßgabe ihrer Namen in alphabetischer Ordnung aufeinander folgen. Die in jedem Capitel enthaltenen Tractate, die bis 1648 hinaufgehen, finden sich dann chronologisch geordnet. Am Schluß der ganzen Sammlung ist noch eine die Brauchbarkeit derselben erhöhende „Table raisonnée des matières" beigefügt. Dieses Werk erschien zu Paris bei den Buchhändlern Rey und Gravier 1834—37 in acht Großoctavbänden zum Preis von 64 Francs, unter dem Titel: „Recueil des traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie, suivi du recueil des principaux traités de même nature conclus par les puissances étrangères entre elles depuis la même époque." Supplemente, um diese Sammlung stets bis zur Gegenwart weiter fortzuführen, sind nicht erschienen; dagegen ward 1838 ein periodisches Werk von P. Henrichs in Paris gegründet, worin von der Zeit an in monatlichen Lieferungen die neuesten Handels- und Schiffahrtsverträge bekannt gemacht wurden, bei deren Mittheilung aus officiellen Quellen geschöpft ward, indem das französische Ministerium des Handels dieses Unternehmen unterstützte und dem Herausgeber authentische Abschriften der Urkunden und Actenstücke zugehen ließ. Diese „Archives de commerce ou recueil de tous les documents officiels commerciaux de France et de l'étranger" sind späterhin

unter dem Titel „Nouvelles archives" von F. Colombel fortgesetzt worden und 1845 bis zum sechsunddreißigsten Band angewachsen. In England hat man nicht einmal ein eigenes periodisch im Druck herauskommendes Werk, das als Fortsetzung der Hertslet'schen nur bis 1827 reichenden Sammlung dienen könnte. Selbst um die von Großbritannien abgeschlossenen Tractate kennen zu lernen, hat man kein anderes literarisches Hülfsmittel, wenn sie nicht zufällig in Tageblättern, Monats- oder Quartalschriften zur Veröffentlichung gelangen, als die jährlich zu London erscheinende „Collection of the public general statutes", welche, nachdem sie das Parlament passirt, die königliche Sanction erhalten haben.

Alle diese verschiedenartigen Erzeugnisse der englischen und französischen Presse in der neuern Zeit haben jedoch den Gebrauch des in Deutschand herauskommenden großen und vielumfassenden Martens'schen Werks keineswegs überflüssig gemacht und machen können, weder in England noch in Frankreich. Denn theils erstreckten sie sich, wie die eine Reihe von Jahren hindurch erschienene „British and foreign state papers", auf einen kurzen Zeitraum aus der jüngsten Periode, sodaß man immer wieder zu der deutschen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehenden Sammlung seine Zuflucht nehmen mußte, so oft es sich um die Kenntniß früherer Staatsverträge handelte, theils waren sie bei der Mittheilung der Actenstücke speciell blos auf einen Gegenstand der öffentlichen Verträge, nämlich Handel und Schiffahrt, beschränkt. Der Publicist, Diplomat und Historiker war aber oft der Kenntnißnahme von Verträgen auch über andere Gegenstände benöthigt. Dazu kam, daß die in England und Frankreich publicirten Sammlungen lediglich zum Gebrauche der Engländer und Franzosen bestimmt und hierauf berechnet waren, weshalb sie in der Regel, ja gemeiniglich ausschließlich den Inhalt der Urkunden blos in ihrer Muttersprache lieferten. Allein zur genauen und richtigen Auslegung und Deutung der vorhandenen Verträge und für die Erklärung des Sinnes ihrer Bestimmungen nach dem Wortlaute war nicht selten die Einsicht des Originaltextes erfoderlich und diesen fand man häufig nur im Martens'schen „Recueil" mitgetheilt. In der That bietet dieses letztere, durch deutschen literarischen Unternehmungsgeist schon vor länger als einem Vierteljahrhundert gegründete und über ein Menschenalter hindurch mit deutschem Fleiße fortgeführte Werk auch dermalen noch in der gesammten publicistischen Literatur Europas die einzige allgemeine Sammlung der Verträge jeglicher Art und aller Länder nach ihren Originaltexten in einer ununterbrochenen Reihe von fast 100 Jahren dar, welche die Grundlage für das moderne Völkerrecht aller civilisirten Nationen der Erde bilden. Aber immer schwieriger und kostspieliger wird die Fortsetzung, da in unserer Zeit der Raum eines Bandes kaum hinreicht, die Ergebnisse eines Jahres in sich zu fassen, während früher die von mehren Jahren sich füglich in einem einzigen Bande vereinigen ließen. Der Verlagshandlung ist darum zu wünschen, daß ihre rühmliche Ausdauer bei diesem Unternehmen durch hinreichende Unterstützung von Seiten des Publicums belohnt werden möge.*) 85.

Amerikana.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 55.)

Über die confessionnellen Kämpfe in Amerika bietet uns das Büttner'sche Werk die bedeutsamsten Nachrichten. Wer sich darüber unterrichten will, für den ist es von ungleich größerer Wichtigkeit als sämmtliche vorhin genannte. Was uns die beiden katholischen Schriften von ihrem Standpunkte aus sagten, und woran wir dennoch als von einem einseitigen Parteistandpunkte aus betrachtet zweifeln konnten, wird uns hier vom entgegengesetzten bestätigt. „Die römisch-katholische Kirche befindet sich in einem mächtigen Wachsthume, ihr Muth und ihre Keckheit wachsen, und ihr Grundsatz: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, setzt die Gemüther der in die Zukunft Blickenden auch da in Angst, wo sie augenblicklich von ihren Anfoderungen zurücktritt. Die römische Priesterschaft tritt auch in den Vereinigten Staaten schon herausfodernd auf. Die Errichtung eines Bisthums für Connecticut hat die Gemüther der Protestanten besonders erbittert, da nach den alten Gesetzen dieses Staats in Connecticut nicht allein kein katholischer Priester wohnen, sondern bei Todesstrafe aus der Verbannung auch nicht zurückkehren sollte. Jedermann durfte einen Priester auch ohne Verhaftsbefehl gefangen nehmen. Auch in dem altpuritanischen Hartford wird ein Bischofssitz errichtet, was mehr ist als die Nachkommen der alten Congregationisten, welche sich so muthig der anglicanischen Kirche widersetzten, ertragen können. Im J. 1843 sind nicht weniger als fünf neue Bisthümer errichtet worden. Die römische Kirche zählt gegenwärtig im Ganzen 22 Bisthümer, 25 Bischöfe und Coadjutoren, 634 Priester, 671 Kirchen und Kapellen, 19 theologische Seminare, 16 literarische Institute, 48 Akademien für Mädchen und 15 Zeitschriften zur Verbreitung des Katholicismus bestimmt. Die Unterstützungen, welche sie aus Europa erhält, sollen größer sein als man glaubt. Daher ist denn nicht zu verwundern, daß die nordamerikanischen Protestanten um die Fortdauer ihrer religiösen und politischen (?) Freiheit besorgt werden und gleich den Schweizern zur Bewahrung dieser theuer erkauften Rechte Alles aufbieten." Man denke an die blutigen Aufstände in Baltimore und Philadelphia, durch welche übrigens die oben ausgesprochenen Wünsche des Bischofs von Neuyork nach einem Martyrium sich der Erfüllung genähert hätten!

Leider ist nur, was der Verf. über die Zustände der protestantischen Sekten mittheilt, ebenso wenig erfreulich. Schon das Herumziehen, Feilschen und Markten mit den evangelischen Predigern hat nach unserm Gefühl etwas Verletzendes. Geistliche auf Kündigung angenommen und wieder fortgeschickt; auch da nicht sicher ihres temporellen Besitzstandes, wenn ein anderer Geistlicher kommt und durch mehr Rednergabe, laxe oder orthodoxe Grundsätze, je nachdem die Gemeinde gestimmt ist, List, oder Connexionen die Gemüther sich zu- und dem andern abwendet; oder endlich durch eine neue Sektirerei um seine Gemeinde betrogen! Bei Herzählung dieser Schattenseiten der unbedingten religiösen Freiheit ruft der Verf. aus: „Man sollte alle Die, welche in Deutschland nach dieser Freiheit schreien, hierher schicken; hier an Ort und Stelle, wo sie Gelegenheit haben, diesen gräßlichen Unfug und dies tolle Treiben mit eigenen Ohren anzuhören, würden sie zu ganz andern Ansichten kommen u. s. w." Dagegen ließe sich wol viel ein-

*) Über das soeben mit dem ersten und zweiten Bande begonnene „Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron *Ch. de Martens* et le Baron *Ferd. de Cussy*" wird nächstens in d. Bl. berichtet werden. D. Red.

wenden, wenn dazu hier der Ort wäre. Ist denn der sociale Zustand in Amerika schon gesetzt (settled)? ist er nicht im ganzen Westen noch ein Wanderleben, ein Werdeproceß? Wenn der Grundeigenthümer selbst seinen Boden nur als eine fungible Sache betrachtet, und nach den ersten Ernten verkauft, aufpackt und westlich in neues Land zieht, um neu zu kaufen, bauen, ernten und wieder verkaufen und aufpacken, wie soll da die Kirche, die christliche Gemeinde in dieser Unruhe schon Ruhe gewinnen? Ist es nicht schon in den östlichen Staaten Amerikas anders; und wie kann denn dieses Bild auf die gefesteten europäischen Zustände Anwendung finden! Ferner ersehe man aus Büttner's eigenen Berichten nur, wie es mit der Erziehung, den Schulen, dem Bildungsstande in diesen westlichen Staaten aussieht, und frage sich dann, ob die religiöse Freiheit auf solchem rohen Fundamente ersprießliche Früchte tragen könne. Wo solche mangelhafte Schulbildung vorangeht, verfällt das Gemüth, das nach geistiger Nahrung strebt, von selbst dem Bigotismus und Fanatismus, und es ist nicht zu verwundern, wenn Phantasten und schlaue Betrüger ungeheure Eroberungen in diesem wilden Territorium machen und die schwachen, gläubigen Gemüther zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Aber traurig sind des Verf. Mittheilungen über das Sektenwesen, trauriger als alle die wir bisher gelesen, und namentlich sind nach ihm die deutschen Einwanderer besonders zur Sektirerei geneigt. Er führt uns nicht weniger als folgende Sekten unter den Deutschen auf: Lutheraner und Reformirte, diese zerfallend in die Anhänger der alten und neuen Maßregeln, Mennoniten, reformirte Mennoniten, Quäker, Albrechtsleute, Vereinigte Brüder in Christo, Aumische, Weinbrennerianer, Siebentäger, Methodisten, Rappisten, Bäumlerianer, Hablistonleute, Kümmelleute (eine neue Sekte, die unter seinen Augen entstanden), Reilyiten, Baptisten, Holländisch-Reformirte, Evangelisch-Protestantische, Rationalisten, päpstlich und nicht päpstlich gesinnte Katholiken und eine Menge Nothingarians, d. h. die sich zu gar keiner Sekte bekennen, aber gegen alle streiten. Die merkwürdige Sekte der Shakers, von der mysteriösen Mutter Anna Leo gestiftet, sind bekannt genug geworden, der Verf. theilt uns aber die Hauptvorschriften und Befehle ihrer Obern mit, unter die, im Lande der Freiheit, die Tausende von unglücklichen Bethörten sich blindlings fügen. Da heißt es: „Es ist gegen die Vorschrift, einen Handel zu untersuchen, den die Vorsteher abgeschlossen haben oder treiben." „Die Vorsteher sind die Grenzen der Vorschriften." „Man darf nicht weiter sagen, was sie gesprochen haben." „Man darf nicht Briefe schreiben oder empfangen, ohne sie den Vorstehern vorgelegt zu haben." „Ohne ihre Bewilligung darf kein Mitglied ein Buch lesen." „Man darf nicht zur Kirche gehen mit Sünden, die noch nicht gebeichtet sind" — „nicht reisen ohne Erlaubniß, noch Freunde (Weltkinder) besuchen." „Es ist gegen die Vorschrift, ohne Erlaubniß der Obern Zeitungen zu lesen." „Es ist gegen die Ordnung, mit Hunden oder Katzen zu tändeln" — „gegen dieselbe, einbällige Schuhe zu tragen, oder die Hinterkappen niederzutreten" u. s. w. Man muß bekennen, daß die römische Kirche zur Zeit ihrer ärgsten Geistestyrannei nie eine Willkürherrschaft ausgeübt hat, welche diesem despotischen Unsinn gleichkäme, abgesehen von dem andern Unsinn der Trennung der Geschlechter, welche den Naturgesetzen den empörendsten Hohn spricht.

Betrübend lauten auch die Nachrichten über die aus Preußen und Sachsen ausgewanderten Altlutheraner, die, nicht enttäuscht durch die entdeckten Frevel des Bischofs Stephan, in ihrer Starrgläubigkeit nicht allein verharren, sondern in Stolz und Dünkel sich möglicherweise noch steigern. Auch sie sind schon wieder in Sekten zerfallen, die sich gegenseitig excommuniciren. Allein in Buffalo gibt es schon drei altlutherische Gemeinden. Die unter dem Pastor Grabau aus Erfurt, „der in päpstlicher Herrschsucht, Intoleranz und Verfluchung die Erfüllung seines Berufs zu finden scheint", verdammen ihre Glaubensgenossen, die nicht zu ihnen halten, natürlich alle anders Denkenden, ihr deutsches Vaterland und ihre frühern Regierungen und nur — des Glaubens willen. Das gesammte deutsche Volk wird in ihren Liedern ein „von Gott verworfenes, frevelndes Geschlecht und freche Schlangenbrut" genannt. Nur die altlutherische Kirche ist die Kirche der Rechtgläubigen, denn sie lehrt allein die reine, evangelische, apostolische, katholische Glaubenslehre und spendet die heiligen Sacramente allein unverfälscht. „Sie bekennt feierlich und muß so bekennen, daß ausschließend der Glaube, welchen sie lehrt, alleinseligmachend ist." Die Gewalt der Pastoren über diese Gemeinde ist noch bewunderungswürdig groß, Stephan's Beispiel scheint es nicht im geringsten erschüttert zu haben. Der Verf. fand in Buffalo einen Schneider aus Breslau, der Weib und Kind verlassen, weil sie in ihrer Verblendung beharrt. Sein Pastor hatte es ihm um seines ewigen Heils willen befohlen! Bei solchen Erscheinungen darf man sich nicht wundern, wenn die katholische Kirche in Amerika wirkliche Fortschritte macht! 7.

Wilhelm Jerusalem.

Seit der Erscheinung der „Leiden des jungen Werther" sind bereits mehr als 70 Jahre verflossen; doch ist mit der gewaltigen Aufregung, die dieser Roman bei seiner ersten Verbreitung veranlaßte, das Interesse, das man an demselben nimmt, nicht erloschen. Natürlich! denn nächst dem eigenen innern Werthe des Buchs ist es von großer Bedeutung für Den, der, von den Anfängen des größten deutschen Dichters ausgehend, die Bildungsstufen verfolgt, die diesen endlich zu einer so seltenen Höhe führten. Dem Verehrer Goethe's ist auch das Kleinste wichtig, was zu seinem Leben und seinen Werken in Beziehung steht; und man wird ihm nicht ein blos stoffartiges Interesse Schuld geben, wenn er Umständen nachforscht, die auf Dieses oder Jenes seiner Dichtungen, vor allen auf die bedeutendsten, Bezug haben. Hat doch der Dichter selbst Manches mitgetheilt, was zu dem seinem „Werther" zu Grunde liegenden Stoffe gehört. Freilich ist dies nur Weniges; und gleich nach der Erscheinung des Romans folgten Berichtigungen der Geschichte des jungen Werther; wie denn uns eine solche aus dem Jahre 1775 (mit Angabe des fingirten Druckorts Freistadt) vorliegt. Aber diese enthält manches Unrichtige; und wenn Goethe sagt: „Jerusalem's — in diesem sieht der Verf. der Berichtigung das Urbild Werther's — Tod sei durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes veranlaßt worden", so sagt Jener: „So viel ich schließen kann, war nicht Zärtlichkeit, sondern die Ehrbegierde Werther's Leidenschaft. Der Tiefsinn und die Zurückhaltung entfernten ihn von weitläufigen Bekanntschaften. Lange beschäftigte ihn der Gedanke des Selbstmords, dessen Rechtmäßigkeit er bei jeder Gelegenheit vertheidigte." Dann spricht er von einem Verdacht, dem Jerusalem nicht habe entgehen können, er liebe die schöne Frau eines Gesandtschaftsecretairs in Wetzlar.

Wir hoffen den Verehrern Goethe's, den Bewunderern seines frühesten Romans etwas Angenehmes zu erweisen, indem wir ihnen Einiges aus Briefen, die ein günstiger Umstand uns in die Hände brachte, mittheilen, und zwar aus Briefen, von dem Vater des Unglücklichen und von einem vertrauten Freunde desselben, dem in der Literatur wohlbekannten Eschenburg, geschrieben. Voraus schicken wir indeß, was Goethe in seiner Biographie über das unglückliche Ereigniß sagt:

„Jerusalem's Schicksal hatte großes Aufsehen gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelahrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlassung, aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich gewesen? Und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Gesellschaft begegnet, sprach, der ganze Mittelstand aufgeregt, und Jedermann wünschte das Genauere zu erfahren."

Zunächst nun ein paar Stellen aus Briefen des Abts Jerusalem, gerichtet an einen Verwandten in Osnabrück, dem Geburtsorte des Schreibers:

„25. August 1768. Um Michaelis kommt Wilhelm (von der

Akademie) nach Haus, worauf wir uns Alle sehr freuen. Diesen Winter bleibt er bei uns, und um Ostern schickt ihn der Prinz (von Braunschweig) entweder nach England oder nach Wien. Wenn der Baron S. im Leben geblieben wäre, so wäre er erst nach Wien gegangen, da ich schon Abrede mit ihm genommen hatte."

Aus einem spätern Briefe ohne Datum: „Wir haben das Vergnügen, daß Wilhelm noch bei uns ist, indem seine Einführung in die Kanzlei erst um Ostern sein wird; seine Interimspension à 500 Thaler hat indessen schon seit zwei Quartalen angefangen."

23. Febr. 1771. „Wilhelm ist in Wetzlar recht vergnügt."

7. Jan. 1772. „Wilhelm befindet sich in Wetzlar sehr vergnügt. Sein hiesiger (vielmehr dortiger) Hr. Subdelegatus ist zwar ein seltsamer Patron; aber er hat sich mit ihm auf einen Fuß gesetzt, wie es sein muß; und er wird durch die distinguirte Freundschaft der übrigen Herren Gesandten sowol als Assessoren schadlos gehalten, da er von allen Legationssecretairen, wie mir der Geheimerath von Z. schreibt, der einzige ist, auch den mainzischen, der der Sohn eines dasigen Geheimraths und der Neffe des Gesandten ist, nicht ausgenommen, der die Entrée in die Gesellschaft hat. Der Präsident, der Hr. Graf von B., hat ihm ein für allemal sein Haus und seine Tafel angeboten, und mir seinetwegen sehr verbindlich geschrieben. Gott halte ihn gesund!"

Brief Eschenburg's an einen Freund, einen Prediger in der Nähe Braunschweigs, vermuthlich einen Verwandten Jerusalem's. „Braunschweig, 16. Nov. 1772. Recht ängstlich habe ich an Sie seit der Zeit gedacht, da ich Ihnen meinen Brief von so entsetzlichem Inhalte überschickte, und an die Unruhe, in welche Sie dieser Brief versetzen würde. Sie schienen mir schon die schwersten Ahnungen eines schrecklichen Vorfalls in Ihrem Briefe zu verrathen; Sie verlangten Alles zu wissen; und ich schrieb es Ihnen, vielleicht zu sehr geradehin; aber meine Betäubung, in der ich noch immer bin, so oft ich nur an den Fall denke, und die kurzen Augenblicke, die mir vergönnt waren, Ihren Brief zu beantworten, welches in einer Gesellschaft am dritten Orte geschah, machten mich alle behutsame Vorsicht vergessen. Sie wissen es nun, und haben recht, es kaum begreiflich zu finden. Den rechten Zusammenhang, alle nähere Ursachen und Triebfedern weiß ich bis jetzt selbst noch nicht; aus der mir genau bekannten Denkungsart des Verstorbenen und einigen hierher geschriebenen Nachrichten setze ich mir nur wahrscheinliche Vermuthungen zusammen. Könnte ich zu Ihnen hinüber und mit Ihnen in einer freundschaftlichen Unterredung Alles sagen, was ich denke, was ich vermuthe — unsere Herzen würden leichter, und ein an sich nur immer noch äußerst unerwartetes Unglück Ihnen doch begreiflicher werden. Einem Briefe läßt sich das Alles nicht wohl anvertrauen. Aber kurz, ich glaube es gern, daß die ganze Lage, worin er sich dort befand, zu seinem Misvergnügen sehr viel beigetragen, daß der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst, bester Hr. Pastor, bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte, in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrößern als zu zerstreuen, und Alles nur von der unangenehmsten Seite anzusehen, und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft übertriebenen Delicatesse und einem vielleicht zu wenig gemäßigten, wiewol auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeize, endlich in einem Hange zu gewissen verliebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten, und von denen er, wie ich gewiß weiß, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen — in allen diesen Umständen glaube ich Keime zu finden, woraus wahrscheinlicherweise, vielleicht aus einem mehr als dem andern, der Entschluß zu jener schrecklichen That nach und nach erwachsen ist. Denn leider! scheint sie, nach allen bisher bekannten Umständen, nicht so ganz rasch, sondern vorbereitet gewesen zu sein. Sie halten mir's zugute, daß ich so aufrichtig rede; denn Gott weiß, wie gern ich unsern armen Freund entschuldigen, wie gern alle Veranlassungen außer ihm finden und voraussehen möchte. Aber ich urtheile so von ihm, wie ich ihn gekannt habe; und Sie wissen er war mein Vertrauter. Ich schätzte seine Vorzüge, und vor Allem sein treues, freundschaftliches Herz ungemein; ich habe noch nie, nicht vor, noch nach ihm, solch einen ganz für mich geschaffenen Freund gefunden; aber ich kannte auch seine Schwächen, so wie er die meinigen, und beide waren oft, sehr oft der Inhalt unserer vertrauten Gespräche, noch des letzten! Aber daß ihn die seinigen so weit führen, daß er alle übrigen Betrachtungen so ganz vergessen, und besonders die Verhältnisse seiner Familie und die gegenseitige Liebe derselben, die doch auch bei ihm hätte Leidenschaft sein sollen, so ganz unwirksam würde sein lassen, wer hätte sich das eingebildet?"

„Uns Alle beunruhigt der Gedanke am meisten, was die Entdeckung aller Umstände, die doch in der Länge wol schwerlich unterbleiben wird, für Folgen auf die Gesundheit und Gemüthsverfassung der guten Ältern und Geschwister haben wird. Gott! wie wird die sonst so aufmunternde Erinnerung an den Verstorbenen künftig der würdigen Familie alle Freuden verbittern! und wie viele der besten, gegründetsten Hoffnungen hat sein schrecklicher Entschluß auf einmal vernichtet!"

„Leben Sie recht wohl. Wie bedaure ich's, daß wir nicht zueinander können! Ich weiß, wie beklemmend es ist, solchen Schmerz verschlossen zu halten. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die mir überaus schätzbar ist, und lieben Sie ferner Ihren Eschenburg."

Wir wissen, daß Goethe manche eigene Erfahrung und die ihm in einer gewissen Periode seines Lebens eigene Gemüthsstimmung in seinen Roman verwebt hat. Daß auch Jerusalem in Hinsicht auf die letztere Werther verwandt war, geht aus dem Briefe Eschenburg's hervor. Auch hatte er aus der Quelle geschöpft, aus der Goethe zum Theil jene Selbstquälerei herleitet, aus der englischen Literatur.*) Daß er sich mit ihr beschäftigte, läßt schon die vertraute Bekanntschaft mit Eschenburg und der Umstand vermuthen, daß der Prinz von Braunschweig ihn für England bestimmt hatte; und Goethe sagt es ausdrücklich. Übrigens findet sich in weitern Briefen des Vaters an den Verwandten, dem er sonst alle Familienangelegenheiten mittheilt, kein Wort über die unglückliche Katastrophe.

Nach allem Diesen wird man hier nicht ungern lesen, was Goethe im Allgemeinen über Jerusalem sagt: „Auch er, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten, war bei der Gesandtschaft angestellt; seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut, ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jünglinge zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte, blauer Frack, ledergelbe Weste und Stiefeln mit braunen Stolpen. Die Äußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Öffentlich sah man sie nie miteinander. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben."

Was wir hier in Bezug auf Goethe's Roman mitgetheilt haben, ist etwas Geringes. Einen viel reichern Schatz besitzt die Familie Kestner. Möchte sie sich endlich bewegen lassen, die gerechten Wünsche des deutschen Publicums durch Mittheilung desselben zu erfüllen! 84.

*) Die beiden von Goethe in seiner Biographie aufgeführten englischen Strophen sind aus Rochester („A satyr against mankind") und Warton („The suicide") genommen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1846.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehemaligen kurmainzischen Ingenieur-Oberstlieutenants, sodann im Dienste der französischen Republik. Herausgegeben von Heinrich Koenig. Frankfurt, Literarische Anstalt. 1845. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Roman, mit welchem Heinrich Koenig seit längerer Zeit beschäftigt ist, hat, wenn mir recht ist, Georg Forster zum Helden. Die Geschichte der mainzer Zustände, namentlich der Clubisten dort in den neunziger Jahren, fiele also wesentlich in die Studien zu diesem poetischen Plan. Varnhagen v. Ense war es, der den Herausgeber zuerst auf das Vorhandensein von Denkwürdigkeiten aufmerksam machte, welche General Eickemeyer seiner Familie hinterlassen habe. Die weitere Ausmittelung der Papiere an den Herausgeber geschah wahrscheinlich durch die Familie v. Ploennies in Darmstadt, die mit dem 1825 verstorbenen General verwandt ist. (Hr. v. Ploennies ist Leibarzt am darmstädter Hofe, Frau Luise v. Ploennies ist die bekannte Schriftstellerin.) Der Herausgeber steht darüber im Vorwort nicht Rede; wir stellen deshalb nur unsere Muthmaßung hin, wie er in weitern Besitz der Papiere gekommen sein dürfte. Sein Vorwort ist wesentlich ein Fürwort zum Besten des Generals, den falsche Zeugen mit dem Vorwurf belastet, bei der räthselhaften Übergabe der Reichsfeste an Custine die Rolle des Verräthers gespielt zu haben. Dies große Bollwerk des Reichs gegen Frankreich fiel am 21. Oct. 1792 ohne Belagerung und Vertheidigung, gleich auf die erste Auffoderung eines feindlichen Generals von wenig schreckbarem Namen, sodaß die Vermuthung von Verrätherei nahe lag, eine Vermuthung der öffentlichen Meinung, die von den obern Offizieren und den geflüchteten Beamten des Kurfürsten lebhaft unterstützt und zu ihrem eigenen Nutzen ausgebeutet wurde. Namentlich hat der Verfasser der erst vor sechs Jahren erschienenen Schrift: „Der Untergang des Kurfürstenthums Mainz, von einem ehemaligen kurmainzischen General, herausgegeben von Neigebauer", sich bemüht, auf Rudolf Eickemeyer den Verdacht der Verrätherei zu werfen. Der Plan, die Festung den Franzosen in die Hände zu spielen, sei so fein angelegt gewesen, sagt er, daß man ihn „gar nicht vermuthet" habe. Oberstlieutenant Eickemeyer, der französischen Sprache mächtig, wurde als Parlementaire ins Lager des Feindes gesandt. Diese Thatsache steht fest. Der Argwohn gegen ihn ist vom Verfasser jener Schrift erst sehr spät erhoben und steht mit der von ihm selbst angeführten ebenso sichern Thatsache, daß Eickemeyer im Kriegsrath zu Mainz der Einzige gewesen, der gegen die Übergabe der Festung förmlich protestirt habe, im geraden Widerspruch. Als Verfasser jener ebenso rathlosen als verworrenen Schrift nennt man den Oberbefehlshaber der mainzer Garnison, den Grafen Franz Ludwig v. Hatzfeld, dessen Verhalten auf das absichtlichste darin gerühmt wird. Argwöhnisch gegen die Tendenz dieser Spätschrift müssen wir auch die von ihr angegebenen Thatsachen in gerechten Zweifel ziehen und wenden uns zu dem Angeklagten selbst, ihn zum Verhör zu nehmen. Bald nach Übergabe der Feste verließ er den kurmainzischen Dienst und trat zum Feinde Deutschlands über. Aus diesem Schritte erklärt sich, daß ihn die öffentliche Meinung damals als Verräther bezeichnete. Die Scham über die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände und das Bewußtsein der nationalen Fäulniß suchte nach einzelnen Opfern, um die allgemeine Schande zu decken. Der Vorwurf, die Sache Deutschlands aufgegeben zu haben, trifft Eickemeyer wie Forster. Der Vorwurf des speciellen Verraths bei Übergabe der Festung muß dann noch besonders für Eickemeyer erledigt werden.

Der einfache, natürliche Ton, in welchem Eickemeyer uns seine Erinnerungen vorführt, verräth uns einen sehr ruhigen Beobachter, einen schlichten Mann des Verstandes, der das Vertrauen einflößt, immer richtig gesehen, nie das Schlechte gewählt, immer das Bessere, wo es ihm unerreichbar blieb, gewünscht zu haben. Es fehlt ihm auch nicht an Muth das Bessere zu erstreben, aber da ihm jede höhere Aufregung der Lebensgeister abgeht, muß ihm das Ziel nahe, es muß ihm gleichsam auf der Hand liegen, wenn er es für erreichbar halten soll. Er ist im Einzelnen umsichtig, thätig, kenntnißreich; sein einfaches Rechtsgefühl ist im Bunde mit einer Klugheit, die das Nächste angreift, das praktisch Mögliche schnell ausführt. Er hat mitten im Gewühl der Auflösung aller Bande des Gehorsams und des Ehrgefühls fast die classische Ruhe jenes Xenophon, der uns mit einer

kindlichen Hingebung an das Einzelne, das der Augenblick bringt, den unglückschweren Rückzug der Zehntausend schildert. Was wir bei den Alten classische Ruhe nennen, scheint uns beim Modernen nüchtern. Diesen Zustand der Nüchternheit möchten wir nicht mit der blasirten Abgestorbenheit verwechselt wissen; diese Ruhe des schlichten Verstandes in ihrer unerschütterlichen Festigkeit ist nur kindlichen Naturen eigen. Naturen dieser Art aber fehlt jene sittliche Entrüstung, jene Erhebung der höhern Lebenskräfte zu einem Wollen, die wir im Conflict moderner Interessen der Menschheit zur Berechtigung für höhere Achtung fodern. Sittliche Empörung entwickelt plötzlich ungeahnte Lebensgeister, beflügelt den positiven Muth zum Angriff, drängt zum Wagniß, dessen Gelingen uns ein Triumph dünkt, dessen Scheitern unser warmes Mitgefühl aufruft. Siegen oder Unterliegen! heißt da das Wort und gilt. Diese Aufregung des Geistes fehlt Naturen von so schlichtem, simplem Bau, die nur das Richtige, selten die höhere Wahrheit, zu welcher Begeisterung gehört, vor Augen haben. Das Richtige mit einfachem Verstande zu treffen ist in stürmischen Zeiten, wo es die heiligsten Lebensgüter zu retten oder zu verlieren gilt, meistens sehr viel werth, aber doch nicht genug, unsern Anfoderungen zu genügen. Diesen Anfoderungen, die sich eben mit der Gefahr und mit der Wichtigkeit der bedrohten Heiligthümer steigern, entspricht Rudolf Eickemeyer's Verhalten in seinem stürmisch bewegten Zeitalter nicht. In Epochen freilich, wo nicht blos Alles Leidenschaft ist, sondern die Leidenschaft für das Höhere sich nicht selten mit gemeinen Antrieben färbt, muß es von großem Interesse sein, den nüchternen Verstand eines Ehrenmannes, der an seine Ehre nichts wagt aber auch nichts verliert, aus dem finstersten Gewühl des bewegten Lebens hindurch sich ruhig und still entwickeln zu sehen. Dies Schauspiel gewährt uns General Eickemeyer, dieser kühle, freundliche, nie getrübte, nie außer sich gebrachte Rheinländer. Mich dünkt, die ganze Landschaft von Mainz habe dasselbe Blut und Rudolf Eickemeyer sei in vieler Hinsicht, auch in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen den Formenwechsel in Kirche und Staat, ein Vertreter seiner Landschaft. Das geistliche Regiment mit seiner Erschlaffung hat Jahrhunderte lang daran gearbeitet, das leichte, freie Blut des Rheinländers an Indifferenz gegen schwere Lebensfragen zu gewöhnen.

Ein Zug aus der Jugend des Mannes bezeichnet schon früh die Eigenthümlichkeit seines Naturel. Der Knabe war zum Geistlichen bestimmt und sollte in die Fußstapfen seines Großoheims treten, der Dechant am Liebfrauenstift zu Mainz war. Er las heimlich in der Bibel. Er stieß auf Stellen die ihm ungeheuerlich vorkamen, auf schlüpferige Partien die ihm Angst machten. Der Gedanke, Geistlicher zu werden, schreckte ihn jetzt; er gab ihn auf und bat die Seinigen inständig ihn Soldat werden zu lassen, wozu seine heitere Art ihn auch mehr bestimmte. Mathematik ward sein Lieblingsstudium und bei Fleiß und gutem Verhalten ward er im Ingenieurcorps des Kurfürsten bald zum Offizier und zum Lehrer der Kriegswissenschaften an der Universität zu Mainz befördert. Er machte als junger Offizier den Feldzug der Pfaffensoldaten gegen die Lütticher mit und erzählt uns in ungesuchter, ungeschminkter Weise komische Züge davon. Der Ton seiner Mittheilungen, nicht scharf genug zur Satire, ist immerfort jovial. Er will nicht verletzen, aber auch nicht sittlich aufregen. Die Erbärmlichkeit jenes in allen seinen Stoffen und Formen erschlafften Zeitalters wird uns durch die heitere Mittheilungsweise Eickemeyer's möglichst gelinde zur Schau geführt, während uns Georg Forster in seinen Schilderungen höher stimmt und empört. Mit dem Eintritte des Frühlings 1791 kamen die Executionstruppen nach Mainz zurück und sagten sich mit vieler Selbstgefälligkeit, sie hätten die „Patrioten" doch endlich über die Klinge springen lassen. „Patriot" war damals der Schimpfname für Männer von Ehre, die sich in Lüttich gegen die Anmaßungen eines schwelgerischen und lügnerischen Pfaffen erhoben. Die Offiziere bedauerten nur, daß ihnen nicht mehr Gelegenheit geboten wurde Patriotenblut zu vergießen. Als sich mehre dieser närrischen Helden, die in Lüttich die ruhigen Zuschauer gespielt, in einem Weinhause in solchem Tone lauter vernehmen ließen, erzählte ein junger Mann vom Civil die Geschichte vom Bocke, der, um seinen Durst zu löschen, an den Bach geht, sich im Wasser bespiegelt und beim Anblick seiner Hörner stolz auf seine Kraft wird. Wäre jetzt nur der Wolf da! rief er aus, er sollte schön ankommen! Der Wolf hörte das und stellte den Bock zur Rede. Da entschuldigte sich der Bock und sagte, er habe es beim Trunke gesagt.

Die Schilderung von Mainz unter den beiden Kurfürsten Emmerich Joseph und Karl Friedrich Joseph (v. Erthal) muß der Geschichtsfreund willkommen heißen, denn kleine Züge, ungesucht zwischengestreut, werfen oft mitten ins Dickicht der Zustände ein überraschendes Licht. „Damals herrschten in Mainz Kriecherei, Unwissenheit und Aberglaube", sagt Eickemeyer ganz einfach. Die Gewalt des Fürsten war durch 24 Domcapitulare beschränkt, die die öffentlichen Ämter mit ihren Privatdienern besetzten und das Land aussogen. Der stiftsfähige Adel befand sich ausschließlich im Besitz der Hofstellen und ersten Staatsämter. Alle Lasten lagen auf dem Landmanne; der Städter zahlte wenig; die Güter des hohen Adels und der Geistlichkeit waren gänzlich steuerfrei. Ohne die vielen Stifter, Mönchs- und Nonnenklöster auf dem Lande, hatte Mainz selbst deren etliche zwanzig; 3—400 Müßiggänger fanden hier reichlichen Unterhalt; mit Ausnahme der Jesuiten und der welschen Nonnen, die Unterricht gaben, beschränkte sich deren Verpflichtung auf täglichen Chorgesang von einigen Stunden. Die Weltgeistlichen und Stiftsherren lebten selten ohne hübsche Haushälterinnen, trieben Spiel und Jagd, hielten viel auf Gastereien und vereinten sich gern des Abends in kleinen Gesellschaften beim Becher. Um ungestörter und mit Wahrung des

Anstandes solchen gemüthlichen Freuden obzuliegen, waren ihre Wohnungen in der Regel so gebaut, daß die Schlaf- und Gesellschaftszimmer nach dem Hofraume hinausliefen. Die Mönche mit strengerer Ordensregel besuchten Abends die Bürgerhäuser, machten dort Familiencirkel mit und hätschelten die Weiber. Öffentlich, vor dem großen Haufen spielten Alle die Andächtler, und Eickemeyer erzählt komische Spuk- und Gespenstergeschichten die zu seiner Zeit vorfielen. Baron Erthal war zu Emmerich Joseph's Zeit als Gesandter nach Wien geschickt, weil er ein Gegner des bisherigen Regiments zu sein schien. Er erheuchelte sich durch frommen Schein und strenge Maximen die Stimme zur Kurwürde und wurde seines Gegners Nachfolger, um dessen schlaffe Wirthschaft mit dem ganzen Schimmer eines frivolen Freigeistes nur zu steigern. Die Andächtelei war nur Mittel zum Zweck für ihn gewesen; er warf die Maske ab, hielt sich Gesellschafterinnen, die ihm die „Pucelle d'Orléans" vorlasen, verschwendete unsinnig und berief, um sich einen Namen zu machen, Johannes Müller, Georg Forster, Wilhelm Heinse an die Universität. Am Verfasser des „Ardinghello" liebte er nicht die Kraft des freien Naturmenschen, sondern den Darsteller wollüstiger Gemälde; Forster, den er sich vielleicht berief, um vom Weltumsegler hübsche Anekdoten zu hören, durchschaute bald die ganze Wirthschaft mit Ekel; Müller schmeichelte sich fest ein in die Gunst des eiteln, hochwürdigen Herrn. Eickemeyer erzählt das nicht, aber wir wissen es aus Forster's Äußerungen, entnehmen es aus der ganzen Stellung der Figuren zueinander. Der Kurfürst hatte sich von Preußen zum Fürstenbunde gewinnen lassen. Die Auswürflinge Frankreichs, die prahlerischen Gecken des ancien régime, fanden an seinem Hofe glänzende Aufnahme; das ganze Elend des Franzosenthums jener Zeit in Deuschland ekelt uns in Mainz entgegen wie nirgendwo sonst im gesunkenen Vaterlande, während Frankreich selbst die alte heuchlerische Schminke seiner gleißnerischen Cultur abzuwerfen und aus voller Brust aufzuathmen beginnt. Als Custine Speier eroberte, bestand die Besatzung in Mainz, dem großen Bollwerk des Reichs, aus 1200 Mann, theils Invaliden, theils Rekruten, theils Truppen von fünf verschiedenen kleinen Reichsfürsten, Weilburgern, die beim ersten Lärm vom Heranrücken der Franzosen davonliefen, sodaß die guten, immer jovialen Mainzer das Witzwort machten: Er reißt aus wie ein Weilburger. Der Kurfürst war der Erste der floh. Auf der Flucht hinterließ er noch den Cabinetsbefehl, daß Jeder, der von jetzt ab die Stadt verließe, ein Staatsverräther sei. Der Adel war ihm nämlich haufenweise gefolgt, mit allen Schätzen, mit allem Comfort und mit einem Aufwand, mit dessen Kosten zur Hälfte die Festung in guten Belagerungsstand gesetzt werden konnte. Der ganze Hof war versprengt, die Flucht war allgemein, vom Bischof bis zum Kanonicus, vom Premierminister bis zum Kammerjunker, vom Majoratsherrn bis zur Magd die ihn bediente. Mainz, der Schauplatz täglicher Lustbarkeiten, war ein ausgestorbenes Nest; der Bürger, auf den Luxus des Hofs verwiesen, war brotlos, ohne Mittel und ohne Trieb zum Erwerb. Mainz, dessen Gräben der Commandant seit langen Jahren mit Küchenkräutern bepflanzt, auf dessen Schanzen der Kurfürst seine Gärten und Lusthäuser angelegt hatte, sollte jetzt gegen die Männer der Freiheit, die den Hütten Freundschaft, den Palästen Verderben ankündigten, in Befestigungsstand verwandelt werden. Der Kurfürst hatte noch, wie Forster erzählt, eine Kriegskasse von ein paarmal hunderttausend Gulden zusammengebracht, zu welcher Adel und Geistlichkeit freiwillig beitragen — mußten. An diesen Fonds verkaufte er aus seinen Waldungen das Holz zu den nöthigen Pallisaden und gewann mittels dieser Finanzoperation eine ansehnliche Summe für seine Reise, statt zu den Kriegsbedürfnissen beizutragen. Die Pupillengelder und die Waisenkasse hatte er, vielleicht in der Zerstreuung oder aus allzu väterlicher Fürsorge, mitgenommen. Inzwischen wurde doch gerüstet und Mainz möglichst in Stand gesetzt, einem Streifcorps zu trotzen. Mehr als ein fliegendes Corps hatte Custine nicht, es fehlte ihm alles Belagerungsgeräth, er zog heran auf gut Glück, ohne im Ernst an eine Bezwingung der Feste zu denken. Der Franzose ließ es sich nicht träumen, wie erbärmlich er die Grenzwehr des deutschen Reichs fand, wie ehrlos zwölf Generale mit 3000 Mann jeden Gedanken an Widerstand aufgaben. Zu seiner Überraschung öffnete ihm Mainz die Thore. Schon bevor ein Kriegsrath zusammengetreten war, hatte der Gouverneur beschlossen, den Platz unter billigen Bedingungen den Franzosen zu räumen. General Graf Hatzfeld erklärte sich, wie Eickemeyer erzählt, zuerst für die Nothwendigkeit einer Capitulation; General v. Faber trat dieser Meinung mit Hinzufügung dringender Gründe bei; Rüdt, Buseck, Stutzer sind die Namen der deutschen Generale, die ohne Weiteres zur Übergabe stimmten. Da der Fall von Mainz so vorbedeutungsvoll für spätere Jahre war, wo Offiziere mit preußischem Adelsnamen sich an Feigheit überboten, so muß wol diese erste große Schmach unsers alten Jahrhunderts vorzugsweise den Annalen der deutschen Geschichte tief eingegraben werden. Man sage nicht, daß die Thaten der Jahre 1813—15 jene Schmach ausgemerzt hätten. Diese Thaten waren Thaten des Volks das sich endlich erhob. Jene Schmach war Ergebniß des geistlichen und aristokratischen Regiments, das auf lange hin mit seiner Sittenfäulniß auch die untern Stände angesteckt hatte. Überall wo aristokratischer Dünkel unsern Fürsten in die Zügel der Herrschaft greifen will, halte man ihnen aus dem Buche unserer Geschichte die Tafel entgegen, wo die Namen der Ehrlosen verzeichnet stehen, die unsere Festungen schamlos und ohne Schwertschlag den Feinden überlieferten!

Neben zwölf hochadeligen Offizieren vom Stabe war der Ingenieur-Oberstlieutenant Eickemeyer der Einzige, der im Kriegsrath zu Mainz gegen die Übergabe der Festung stimmte. Der Gouverneur fragte ihn um seine Ansicht. Er antwortete, nach Dem, was soeben schon

einhellig beschlossen worden, würde seine Meinung überflüssig sein. Aber er könne nicht einsehen wie es selbst bei den flüchtig getroffenen Vertheidigungsanstalten dem Feinde möglich wäre, einen offenen Angriff mit Erfolg auszuführen, sofern es nur Allen Ernst sei Widerstand zu leisten. Der Gouverneur fragte ihn, ob er für die Folgen eines mislingenden Versuchs zum Widerstande persönlich verantwortlich sein wolle. „Diese Foderung", sagt Eickemeyer, „war bei der eben laut gewordenen Gesinnung der Commandirenden und bei dem unter den Truppen und den Bürgern herrschenden Geiste doch wol etwas zu stark!"

Die Übergabe ward beschlossen und Eickemeyer selbst wurde als Parlementaire an Custine abgesendet. Er fand gute Kriegszucht im französischen Lager; schon in Speier, in Worms hatten die Franken sich edel benommen. Königsblut klebte noch nicht an ihren Händen, Frankreich wollte damals mehr durch die öffentliche Meinung als durch Gewaltherrschaft siegen, es hatte feierlich erklärt, es wolle keine Eroberung machen, aber der Freund und natürliche Bundesgenosse jener Völker sein, die sich für seine Grundsätze erklärten. Und diese Grundsätze, waren sie für den geknechteten Diener der elenden kurmainzischen Hochwürdigkeit abschreckender Natur? Wir müssen diesen Punkt ins Auge fassen, um Forster's und Eickemeyer's eigentliche Verrätherei, d. h. ihr Aufgeben der deutschen Sache zu erläutern. Es waren in Mainz bald Männer zusammengetreten, die es vernunftbegabter Wesen für würdig erachteten, über eine Regierungsform nachzudenken, die auf den natürlichen Rechten des Menschen und des Bürgers beruhe. Der Entschluß war bei der Ungewißheit des Waffenglücks sehr gewagt und es gehörte ein hoher Grad von Selbstverleugnung und Begeisterung dazu, um ihn zu fassen. Eickemeyer sagt:

Die Grundsätze, auf denen Frankreichs neue Staatsverfassung in der ersten Phase der Revolution beruhte, nämlich monarchische, durch Vertreter des Volks gemäßigte Gewalt, Abschaffung der das Land drückenden Privilegien einzelner Personen und Stände, gesicherte Rechtspflege und verbesserter Staatshaushalt, werden heutigentages allgemein und von allen Völkern, die nicht etwa noch auf der untersten Stufe der Cultur stehen, als die einzige und nothwendige Grundlage des öffentlichen Glücks und einer zwischen dem Herrscher und dem Volke gesicherten Wohlfahrt angesehen. Sie bestanden zwar damals als die Franzosen nach Mainz kamen nicht mehr in ihrer ersten Reinheit: Gewaltthätigkeiten, an die Stelle des Rechts getreten, und ungezügelte Leidenschaften hatten sie überspannt und verderbt. Allein das Übel, als Folge eines heftigen Kampfs zwischen Denen die auf das Neuzuschaffende drangen, und Jenen die vom Althergebrachten nicht lassen wollten, konnte nicht von Dauer sein; man mußte endlich zu ruhiger Besonnenheit zurückkommen. Die Anhänger an der Sache der sogenannten Neufranken mochten daher auch, ungeachtet der grausamen Misbräuche, welche diese edle Sache zuerst erfahren hatte, ihr doch nicht entsagen; sie hofften daß Vernunft über Vorurtheile, Wahrheit über Trug siegen würde.

Darauf hin und in diesem guten Glauben nahm Eickemeyer Theil an der Sache der Franzosen, denn sie schien ihm eine Sache der Menschheit. Custine selbst machte ihm, als Eickemeyer Nachts vor sein Lager trat und ihm die Botschaft von der Entschließung seiner Generale brachte, eben auch nur den Eindruck eines constitutionnellen Monarchisten. Custine war gesprächig, er ließ sich sogar auf die innern Zustände Frankreichs ein. Ludwig XVI. konnte nach seiner Ansicht nach dem allgemein verlorenen Vertrauen, nach dem Versuch einer Flucht zu den Feinden nie wieder den Thron besteigen, aber er hoffte, daß man bis zur Volljährigkeit seines Sohnes das Reich unter die Regentschaft würdiger Männer setzen und dem Prinzen eine den liberalen Grundsätzen der Franzosen angemessene Erziehung geben werde.

Dies — sagt Eickemeyer — war wirklich der Plan, den Custine damals im geheim verfolgte, — gewiß für das Wohl Frankreichs und ganz Europas der beste, wenn er ausführbar gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das Nibelungenlied in England.

Vor einigen Jahren löste eine Dame, wenn ich nicht sehr irre eine russische Gräfin, die gewiß nicht leichte Aufgabe, die gebildete Welt des Auslandes durch eine Bearbeitung des Nibelungenliedes in französischer Sprache mit den Schätzen unserer alten Heldensage bekannt zu machen. Das „Journal des débats" theilte damals ihren Lesern und Leserinnen, um dieselben auf die Schönheiten der Dichtung aufmerksam zu machen, seltsamerweise gerade jene Stelle daraus mit, wo Günther im Brautgemach mit dem Mannweib Brunhilde ringt und er von dieser besiegt, statt die Freuden der Brautnacht zu genießen, an einem Nagel aufgehängt wird. Jetzt hat auch ein Engländer, J. Gostik, in seinem „Spirit of German poetry" unter Anderm seine Landsleute mit unserm alten Nationalepos bekannt zu machen gesucht, indem er den Inhalt desselben erzählt und hier und da metrische Übertragungen einzelner schöner Stellen daraus mittheilt. So überträgt er z. B. die bekannte Eingangsstrophe

Es wuchs in Burgonden ein edel Magedin
Daz in allen Landen nichts schoneres mogte sin
Chrimehild was sie geheizen und was gar schone Wip
Darumbe musten verliesen vile kuone Degnen den lip

wie folgt

In Burgundy there flourished a maiden wondrous fair
In all de lands around nonewith her could compare
And Kriemhilde was the name of this most beauteous maid,
For whose sake many warriors brave in bloody graves were laid.

Die Ausleger der Apokalypse.

Ein englischer Swedenborgianer, der Geistliche Clissold, hat in einer „Review of the principles of apocaliptical interpretation" alle die unzähligen Ansichten und Auslegungen gesammelt, die von den ältesten Zeiten des Christenthums bis auf unsere Tage über den Inhalt der Offenbarung Johannis zum Vorschein gekommen sind, eine Sammlung, der man, von unbefangenem und unparteiischem Standpunkt aus unternommen, füglich den Titel eines wichtigen Beitrags zur Geschichte der Verirrungen und Ausschweifungen des menschlichen Geistes beilegen könnte. Auch der Verfasser dieser Sammlung ist der Ansicht, daß alle seine Vorgänger bei Auslegung des räthselhaften Buchs den unrechten Weg gegangen und er will in dem dritten Theile seines Werks, der noch nicht erschienen ist, den wahren zum Besten geben. Aber nach der Sekte, der er angehört, zu urtheilen, wird er nur die Anzahl der frühern Träumer und Schwärmer vermehren helfen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1846.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer. Herausgegeben von Heinrich Koenig.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Die hohen Generale von Mainz, deren Feigheit lediglich den Verrath an der Sache des Vaterlandes verübt, waren in Folge der Capitulation abgezogen; einer ausgenommen, der nebst Eickemeyer beauftragt war, den Platz erst nach förmlicher Besetzung von Seiten der Franzosen zu verlassen. So kam Eickemeyer mit dem Obergeneral der französischen Truppen in weitere Berührung. Dessen politische Ansichten waren von den seinigen nicht verschieden und Custine machte ihm beim Austausch ihrer Meinungen den Antrag in französische Dienste zu treten.

In der kurfürstlichen Militairverfassung — sagt Eickemeyer — bestand kein Gesetz, das den Offizier hinderte, nach Gutbefinden seine Stelle niederzulegen und andere Kriegsdienste zu nehmen; er glaubte also ohne Pflichtverletzung den Antrag annehmen zu können.

Dies sind seine Ausdrücke und hier ist der Punkt in Eickemeyer's Verhalten, der etwas Verletzendes hat. Wäre er aus Leidenschaft für die Sache der Menschheit, die er damals von den Franzosen vertreten glaubte, stürmisch zu ihren Fahnen übergegangen, sein Schritt erschiene mir gerechtfertigter. Er bespricht seinen Übertritt zur Partei der Feinde Deutschlands wie einen gleichgültigen Entschluß, ohne Kampf, ohne Schmerz, selbst nicht von Ruhmsucht und Thatendrang getrieben; er bespricht ihn mit derselben kühlen Nüchternheit, mit der er die sittliche Fäulniß seiner heimischen Zustände schildert. Wir entziehen ihm hier unser tieferes Interesse, weil er in seiner Harmlosigkeit das Schicksalsvolle in der Wendung der Dinge nicht ahnte. Die deutsche Sache die er verließ war freilich ein Sumpf, der alle guten Kräfte gleichgültig verschlang und begrub. Und wen ein besseres Bewußtsein von der Aufgabe des Menschen erfüllte, als Deutschland sie damals für sich und seine Söhne stellte, konnte leicht zu dem Egoismus geführt werden, der sich selbst das Losungswort gibt: Rette sich wer kann! Von gewinnsüchtigen, unreinen Beweggründen blieb die ruhige, einfach verständige Seele Eickemeyer's frei. Werfe deshalb Niemand von den Nachgeborenen einen Stein auf ihn! Ich spreche ihm blos das tiefere Interesse ab, das der ringende, schmerzlich im Kampfe mit sich selbst und den Ideen der Menschheit Befangene mit größerm Recht verdient.

Eickemeyer schrieb an den Kurfürsten, ihm den Dienst aufkündigend, und nahm keinen Anstand ihm zu sagen, daß das Deutsche Reich noch im Besitze der Festung wäre, hätte man ihm Gehör gegeben. Er ließ das Schreiben in die frankfurter und die mainzer Zeitung rücken; keiner darin enthaltenen Angabe ward widersprochen; nur seinen Vater ließ man es entgelten. Als der Kurfürst bald nach Wiedereroberung der Feste durch die Preußen seinen Einzug in Mainz hielt, suchte man überhaupt das zurückgekehrte Schamgefühl in Wuth und Rachedurst zu ersticken. Es ist nicht das einzige Mal, daß deutsche Regierungen Rache übten, wo sie strafen sollten. Jeder Mainzer, dessen Name sich auf der Liste der Clubisten fand, sah sich der Erbitterung des zurückkehrenden Adels, der Mishandlung der gereizten Soldaten, der Zügellosigkeit eines raubsüchtigen Pöbels preisgegeben. Ohne Anschuldigung eines durch die Gesetze bezeichneten Verbrechens, lediglich als Clubist, ohne Rücksicht auf Alter und Krankheit, ward der Bürgersmann in ungesunde Kerker geworfen, in denen einige ohne ärztliche Pflege starben. Ein unbescholtenes, blühendes Mädchen, erzählt der ruhige Eickemeyer, der nie übertreibt, nie aufgeregt ist, — wurde mit Flintenkolben so mishandelt, daß sie nach zwei Tagen starb. Man legte ihr nichts zur Last als daß sie auf einem Liebhabertheater unter Direction der Clubisten gespielt habe. Ihre beiden jüngern, ebenfalls mishandelten Schwestern folgten ihr bald nach. Viele rechtliche Männer, die ohne die mindeste Theilnahme an Politik in Mainz geblieben waren und während der Belagerung, in welcher Deutsche eine deutsche Stadt einzuäschern suchten, den Wurffeuern ausgesetzt, oft genug ihr Leben gewagt hatten, um Wohnung und Eigenthum ihrer ausgewanderten Mitbürger zu schützen, wurden nicht minder die Opfer des Parteihasses. Geplündert, verhaftet, über ihr Verhalten zur Verantwortung gezogen, wurden sie in Ermangelung anderer Schuld, blos als der Anhänglichkeit an die französische Verfassung verdächtig, aus der Stadt verwiesen. Die mainzer Regierung theilte damals den Grundsatz der französischen Emigranten, nach welchem sie

sich lediglich für die eigentliche Nation ansah und Alle, die nicht so feig wie sie entflohen waren als Vaterlandsfeinde behandelte. Jene Clubisten wurden einige Jahre lang auf Festungen aufbewahrt. Dort mit mehr oder weniger Härte behandelt, je nachdem das Kriegsglück sich auf diese oder jene Seite neigte, verdankten sie ihre endliche Befreiung den von Frankreich über die Verbündeten erfochtenen Siegen. Nach der Abtretung von Mainz kehrten sie in ihre Vaterstadt zurück und bezeichneten ihre Ankunft durch eine feierliche Erklärung gänzlicher Vergebung und Vergessenheit der ihnen zugefügten Übel.

Bei der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, bei der Plünderung und Verheerung der deutschen Stadt durch Deutsche, steht in den Annalen nur ein einziger denkwürdiger Zug ehrenhafter Gesinnung. Prinz Louis, der später bei Saalfeld blieb, ein genialer Mensch, der weit mehr dem Gefühle der Erbitterung gegen ein entartetes Zeitalter als den Kugeln der Feinde erlag, ließ Georg Forster's des Weltumseglers Haus durch eine Wache schützen. Wo die Wissenschaft in den Büchern des Lebens nach Wahrheit geforscht, gleichviel ob sie sie gefunden oder vergeblich gesucht, da sollte die rohe Faust nicht walten, die deutsche Hand sich nicht mit Schmach bedecken. Eickemeyer erzählt nichts davon, aber es ist von andern Seiten hinreichend beglaubigt. Damit war freilich der Erbärmlichkeit nicht abgeholfen, daß man auf Forster's Kopf einen Preis setzte, einen Preis von solcher Geringfügigkeit, daß Forster selbst darüber spotten mußte. Es ist hier nicht am Orte, Forster's tragisches Ende in den Kreis der Eickemeyer'schen „Denkwürdigkeiten" zu ziehen. Freilich erfolgte Strafe auf seine Lossagung von dem Schicksale deutscher Nation, die Strafe der bittern Enttäuschung, in Frankreich den Vertreter der Sache der Menschheit, in Paris die Lösung der Aufgaben des neuen Zeitalters zu suchen. In den Tatzen der Tiger lag dort die Wohlfahrt des Geschlechts; so fand er die Dinge zur Zeit des Terrorismus, und Gram und Verzweiflung tödteten ihn still ab. Von seinem Gefährten Lux, mit welchem Forster im Frühjahre 1793 von Seiten der Stadt Mainz nach Paris geschickt war, berichtet Eickemeyer kürzlich. Lux starb unter der Guillotine. Ergriffen von Abscheu vor den Grausamkeiten, die unter dem Scheine des Republikanismus verübt wurden, trat er nämlich mit einer Vertheidigung der Charlotte Corday auf, als kein Franzose es wagte seine Stimme für das Weib zu erheben, das so vielen deutschen Herzen ein begeistertes Mitgefühl erweckte. „Ich weiß es", redete Lux die Jakobiner in einer andern Schrift, in seinem «Aufruf an das französische Volk» an, „ihr seid allgewaltig, erkläre aber nichtsdestoweniger, daß ich nicht aufhören werde euch öffentlich anzugreifen, bis ihr mich aufs Schaffot führt oder eurer angemaßten Gewalt entsagt, die ihr zu Gräuelthaten und zum Untergang der Freiheit misbraucht!" Felix Blau, ein dritter Clubist, Professor der Theologie und Vorstand des Seminars in Mainz, allgemein geschätzt als Gelehrter und noch mehr als biederer menschenfreundlicher Mann, starb 1798 zu Mainz an den Folgen der bei der Wiedereroberung erlittenen Mishandlungen. Retzer, der vierte, den Eickemeyer aufführt, starb als Präsident des Tribunals zu Kaiserslautern, seiner Kenntnisse, seines uneigennützigen, menschenfreundlich biedern Charakters wegen allgemein geachtet.

Rudolf Eickemeyer's fernere Schicksale waren ohne tragischen Ausgang, aber auch ohne Aufschwung nach innen oder außen. Er zeigt uns überall das Bild der simpeln Rechtschaffenheit, die in leidenschaftlich bewegten Zeitläufen nirgend eine dauernde Stätte, nirgend eine angemessene Stelle findet. Die Ereignisse erschüttern ihn nicht, sie treiben ihn nicht zurück, sie reißen ihn nicht vorwärts; er fühlt sich der Welt gegenüber mit seinem anscheinend so praktischen Sinne bald auf sich selbst und die unverlierbare Reinheit seines nüchternen Willens verwiesen. Weder Stimmung noch Talent drängen ihn in eine glänzende Laufbahn, wo die Leidenschaften ihren Wettkampf eröffnet haben und der Ehrgeiz, die Ruhmsucht, die Gier nach Herrschaft sich bald mit diesem bald mit jenem Mantel verbrämen. Die einfache Redlichkeit sah sich bald beiseite geschoben. Klar, einsichtig im Einzelnen, und mit der unveräußerlichen Ruhe die ihn bezeichnet beurtheilt Eickemeyer drüben wie hüben die Fehler seiner Umgebung, ohne doch den Anreiz zu spüren, mit energischer Faust in das schwächliche Gewebe der Menschen zu greifen, die erschlafften, misbrauchten Zügel an sich zu reißen. Custine, der ihn anfangs nach Glaubensbekenntniß und Haltung als Mensch und Krieger für sich eingenommen, erliegt ebenso bald wie die Generale von Mainz dem ruhigen Calcul seines Verstandes. Er machte unter ihm den ganzen Feldzug am Rhein mit und ward zum General befördert, obschon sein Angriffsplan verworfen wurde. Eickemeyer charakterisirt seinen französischen Befehlshaber mit folgenden Worten:

> Custine besaß kein Feldherrntalent und war theils nicht mit Leuten umgeben, die ihn hätten berathen können, theils ließ es seine Eigenliebe nicht zu fremden Rath zu befolgen. Übermüthig durch das Glück, das ihn in Mainz begünstigt hatte, neigte er sein Ohr der Schmeichelei, traute seinen Kräften zuviel zu, versprach dem Convent und den Ministern mehr als er leisten konnte, und war dann sehr geneigt, um seine Fehler zu decken, Andere zu opfern. So beschuldigte er die Generale Kellermann, van Helden, Neuwinger u. A. des Verraths. Er würde selbst nach dem Überfalle bei Hochheim Houchard nicht verschont haben, wenn dieser nicht sein eigenes Geschöpf gewesen wäre und er ihn nicht vorher dem Convent auf eine zu vortheilhafte Weise empfohlen hätte. In seinen Berichten wich Custine nicht selten von der Wahrheit ab und nahm keinen Anstand seinen Adjutanten Sachen zu dictiren, von deren Gegentheil sie Augenzeugen gewesen. Seine politischen Grundsätze waren zwar für die constitutionnelle Monarchie; aber er war keineswegs des Verraths gegen die Republik schuldig. Die gegen ihn aufgestellten Anklagepunkte waren erbärmlich, und die höchste Verachtung verdienten die wider ihn aufgetretenen Zeugen. Sie waren in Allem was auf den Krieg Bezug hatte so unwissend wie seine blutgierigen Richter selbst, die von Rache, von persönlichem Hasse geleitet, oder vollends Nar-

ten waren. Die wirklichen Fehler, deren sich Custine schuldig gemacht hatte, und die nur Folgen seines beschränkten Talents und seines eiteln Charakters waren, kamen bei seiner Verurtheilung gar nicht in Betracht.

(Der Beschluß folgt.)

Rime antiche, ossia poesie liriche italiane de' secoli XIII, XIV, XV, scelte ed illustrate da *Luigi Selliers di Moranville*. Wien, Kaulfuß, Prandel und Comp. 1845. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon öfter ist über die Vernachlässigung Beschwerde geführt, welche die altitalienischen Lyriker im Vergleich mit den deutschen und provençalischen bis jetzt erfahren haben. So reiches Material auch die Handschriften für die italienische Dichtkunst des 13. und 14. Jahrhunderts bieten, so wenig ist doch davon gedruckt, und dies Wenige mit geringer Kritik, vielfach unter falschen Namen, und was schlimmer ist mit entstelltem, nicht selten völlig unverständlichem Text. Überdies bietet die alterthümliche, noch in der Gestaltung begriffene Sprache jener Alten bedeutende Schwierigkeiten, und so erklärt es sich denn leicht, wie die Literaturgeschichte, wenn sie der ältern Lyrik in Italien gedenkt, ihr Auge fast nur dem glänzenden Gestirn von Vaucluse zuwendet. Dennoch hängt die lyrische Bildung Petrarca's lange nicht so ausschließlich als häufig behauptet ist, ja nicht einmal vorzugsweise, mit der der alten Provençalen zusammen, sondern ist vielmehr als naturgemäße Fortentwickelung aus der Bildungsstufe seiner italienischen Vorfahren hervorgegangen. Es beschränkt sich aber das Interesse an jenen ältern Dichtern keineswegs auf jenen nur geschichtlichen Gesichtspunkt. Im Gegensatze gegen die Überverfeinerung des Messer Francesco, seine dreimal destillirten Empfindungen, seine sauber gedrechselten, nadelspitzen Phrasen, finden wir bei jenen Alten wenigstens zu Zeiten die naturkräftige Sprache eines gesunden Gefühls. Auch sind es durchaus nicht allein Lieder der Liebe von denen dieser ältere Parnaß ertönt. Manche erörtern speculativ einzelne der großen Fragen des Daseins, oder strafen die Unsitte der Zeit; wieder andere sind Hymnen des frommen Glaubens, der die Zeit durchdrang. *)

Um uns diese Fundgruben besser zu erschließen als bis dahin geschehen war, konnte Zweierlei gethan werden. Einmal boten die Bibliotheken, namentlich die von Mailand, Venedig, Florenz und Rom reichen Vorrath von ungedrucktem Material, dessen vollständige Ausnutzung noch manche Generation beschäftigen kann, sodann aber bedurften diese ehrwürdigen Überreste eines in so vielfacher Beziehung uns weit entrückten Alterthums gar häufig kundiger Deutung. Rühmliches in beiden Beziehungen hat in neuester Zeit der wackere Vincenzo Nannucci („Manuale della letteratura del primo secolo della lingua italiana", 3 Bde., Florenz 1837—39) geleistet. Seltene Kunde beweist Nannucci namentlich in der provençalischen Litteratur, und die zahlreichen Parallelen, welche Castelvetro, Crescimbeni, Perticari und Galvani nachgewiesen, dürften zusammengenommen kaum den Reichthum von Nannucci erreichen. Weniger erschöpfend ist seine Bekanntschaft mit den einheimischen Zeitgenossen der Schriftsteller, deren Erläuterung er übernommen, und obwol er auch in dieser Beziehung die Vergleichung mit Andern nicht zu scheuen hat, beruhen doch seine Interpretationen nicht selten auf irrigen Grundlagen, und unter Anderm konnte es ihm geschehen (II, 286), einige Strophen der vielleicht berühmtesten Canzone von Dante („Voi, che 'ntendendo il terzo ciel movete") als ein unedirtes Gedicht von Guido Novello da Polenta herauszugeben.

Wenn nun ein Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Hoffnung machte, Hr. Luigi Selliers di Moranville, dem als Beamten der k. k. Hofbibliothek in Wien zu weitverbreiteten literarischen Verbindungen, namentlich auch in Italien, reiche Gelegenheit geboten war, werde in seiner Sammlung altitalienischer Gedichte (die auf dem Umschlagstitel ziemlich unitalienisch als „Rime antiche *edite* da Luigi Selliers di Moranville" bezeichnet werden) ungedruckte Fundgruben eröffnen, so scheint dies zwar auf entschiedenem Irrthum zu beruhen; doch haben wir keinen Grund darüber zu rechten, da der Herausgeber in seiner nur allzu kurzen Vorrede nichts Dergleichen verspricht, und da schon in gehöriger Bearbeitung des gedruckt vorhandenen Stoffs, an kritischer Sichtung der Autornamen, an Berichtigung des Textes und vorzugsweise an gehöriger Erklärung hinreichend genug zu thun vorlag.

Es ist nun zu prüfen, ob auf diesem beschränktern Gebiete Hr. v. Moranville billigen Erwartungen genügend entsprochen hat.

Was zunächst den äußern Umfang betrifft, so finden wir 248 Gedichte, von 101 Dichtern aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert zusammengestellt. Darunter werden 43 Dichter des 13. Jahrhunderts mit nur 62 Poesien aufgeführt; dagegen erscheinen 39 Autoren des 15. mit 111 Gedichten, und 20 des 14. (Dino Frescobaldi, der schon im 13. Jahrhundert einen Platz gefunden, kehrt nämlich im 14. noch einmal wieder) gar mit 75. Während nun die überwiegende Reichhaltigkeit der für dies letztere Jahrhundert ausgewählten Stücke durch die Namen Dante, Cino von Pistoja, Petrarca und Boccaccio hinlänglich gerechtfertigt wird, und während wir auch im Allgemeinen mit dem Herausgeber über die von ihm getroffene Auswahl nicht rechten wollen, müssen wir doch bedauern, daß uns nicht, statt mancher ziemlich gehaltloser Reimereien aus jener Zeit, umfassendere Proben von den bedeutendsten unter den Dichtern des 13. Jahrhunderts geboten sind. So erscheint es denn namentlich unzureichend, wenn Pietro delle Vigne, Jacopo da Lentino und Brunetto Latini jeder nur durch ein Sonett, und die beiden ältern Guido (delle Colonne und Guinicelli) jeder nur durch eine Canzone vertreten sind.

Die Frage, aus welchen Quellen der Herausgeber geschöpft habe, läßt sich bei seinem eigenen Stillschweigen und bei dem unverkennbaren Schwanken mit dem er verfahren ist, nicht durchgängig mit Sicherheit beantworten. Jedenfalls aber ist die Erwartung, das überreiche Material, welches Hrn. v. Moranville leicht zu Gebot stand, mit einiger Vollständigkeit benutzt zu sehen, unerfüllt geblieben. Noch auffallender aber als daß manche Hülfsmittel, und zum Theil sogar leicht zugängliche, übersehen worden sind, ist der Umstand, daß sichern Spuren zufolge andere dem Herausgeber wohl bekannt waren und dennoch an zahlreichen Stellen, wo es dringend nothwendig gewesen wäre, nicht von ihm benutzt wurden. So hat der Herausgeber z. B. Spalte 51, 52 die Canzone des Dino Frescobaldi aus Nannucci's oben erwähnter Schrift (II, 106) entlehnt; die zahlreichen Berichtigungen aber, welche ihm Nannucci zu 24 Gedichten des ersten Jahrhunderts geboten hätte, sind vernachlässigt. Ebenso ist das hier mit aufgenommene sechste Sonett des Cino (Sp. 77) erst von Ciampi herausgegeben; übrigens aber findet sich in den mitgetheilten Gedichten Cino's keine Spur, daß Ciampi's mit Recht gepriesene Ausgabe gebraucht sei. Endlich finden wir in den Gedichten Dante's, obwol der Herausgeber sich in Betreff derselben Fraticelli ausschließlich zum Führer genommen, noch einzelne Textesentstellungen (z. B. Sp. 63, Sonett 5, Z. 6), die seit den Zeiten des alten Giunta aus allen Ausgaben verschwunden waren.

Für die Gedichte des 13. Jahrhunderts ist die Sammlung Valeriani's („Poeti del primo secolo", Florenz 1816), so weit dieselbe reicht (und mit Ausnahme der einen aus Nannucci entlehnten Canzone) ausschließlich benutzt. Valeriani hat aber die Gedichte derjenigen Autoren nicht mit aufgenommen, deren Poesien selbständig gesammelt sind: namentlich die des Guittone d'Arezzo, des Brunetto Latini und des Guido Cavalcanti. Den Ersten und den Letzten scheint nun Hr. v. Moranville

*) Eine Charakteristik des „Minnegesangs in Italien" habe ich versucht in Reumont's „Italia" (Jahrgang 1839, S. 163—196).

nicht in den neuern Ausgaben von Valeriani (Florenz 1828) und Cicciaporci, sondern nur nach der alten Sammlung des Giunta (1527) benutzt zu haben. Das einzige Sonett des Brunetto stammt aus Crescimbeni.

Die Reihe der Dichter, von denen Proben mitgetheilt werden, eröffnet als der älteste der Sienese Folcachiero de' Folcachieri, den der Herausgeber zu Anfang des 13. Jahrhunderts setzt. Ciullo d'Alcamo gilt ihm zwar als noch älter, doch schließt er dessen bekanntes Zwiegespräch als in zu niederer Sprache gedichtet von seiner Sammlung aus. Wir bedauern, ein so charakteristisches Beispiel altsicilischer Sinnesart nicht aufgenommen zu sehen, halten aber nach den sehr sorgfältigen Untersuchungen des wackern de Angelis die von Hrn. v. Moranville in der Vorrede ziemlich geringschätzend verworfene Meinung allerdings für die richtige, daß Folcachiero um 1177, Ciullo aber erst unter Friedrich II., genauer nach 1231, dichtete.

Unter den Gedichten des 13. Jahrhunderts ist Spalte 38 unter dem Namen des Mico von Siena nach Valeriani's Vorgang (II, 417) die Ballade mitgetheilt, an welche Boccaccio („Dekameron", X, 7) die Entwickelung einer seiner Novellen knüpft. Wie aber schon von Andern bemerkt ist, rührt dies zierliche Gedicht aller Wahrscheinlichkeit nach von Boccaccio selbst her.

Für die folgenden Zeiten stand dem Herausgeber Valeriani nicht mehr zur Seite, doch vermehren sich mit jedem spätern Jahrzehnd die Hülfsmittel, und so sollen denn hier nur noch über einzelne der dem 14. Jahrhundert angehörenden Gedichte ein paar Bemerkungen gemacht werden. Das zweite Buch eröffnet Dante. Auf zehn Sonette (von denen sieben der „Vita nuova" angehören) folgen fünf Ballaten, deren erste gleichfalls der „Vita nuova" entlehnt ist; den Beschluß macht eine Canzone („Amor, che muovi tua virtù dal cielo"). Ist nun diese karge Auswahl, besonders in Betreff der Canzonen, sicher ungenügend, so ist besonders zu beklagen, daß unter diesen wenigen Gedichten wenigstens eins (die Ballate „Fresca rosa novella") wol unzweifelhaft nicht von Dante, sondern von Guido Cavalcanti, oder nach Andern vom König Enzius herrührt. Außerdem sind die drei letzten Sonette und noch eine Ballate („Poichè saziar non posso gli occhj miei") von zweifelhafter Echtheit.

Überhaupt scheint die schwierige Frage, ob die einem Dichter zugeschriebenen Poesien ihm auch wirklich angehören, Hrn. v. Moranville wenig beschäftigt zu haben. Unter den vier Canzonen des Cino von Pistoja, die Aufnahme erhalten haben, sind drei, ohne daß sich darüber hier eine Notiz fände, in andern Ausgaben, obwol mit Unrecht, Dante beigelegt; eine aber („La bella stella che 'l tempo misura") rührt wol unbedenklich von Guido Guinicelli her. Noch befremdlicher ist es, ohne alle Autorität, lediglich auf Grund einer willkürlichen Vermuthung, eine wol richtiger dem Fazio degli Uberti beizulegende Canzone unter den Gedichten des Boccaccio zu finden. Manche dieser Misgriffe wären sicher vermieden worden, wenn Hr. v. Moranville den deutschen Forschungen über verwandte Gegenstände, mindestens den in Wien selbst gedruckten, einige Aufmerksamkeit hätte zuwenden wollen.*)

Eins der wesentlichsten Erfodernisse für ein Buch, das die altitalienische Lyrik zugänglicher zu machen dienen sollte, wäre die größte Correctheit des Textes gewesen. Verzichtete der Herausgeber also auch auf das Verdienst, in den bisherigen Ausgaben befindliche Entstellungen zu berichtigen, so lag ihm wenigstens ob, mit der größten Sorgfalt darüber zu wachen, daß deren nicht neue in den Text sich einschlichen. Da Italiener als Setzer und Correctoren am Druckorte dieses Buchs nie fehlen, und da auch der Herausgeber an demselben Orte weilt, ließ sich erwarten, daß dieser Anfoderung möglichst genügend entsprochen sein werde. Leider ist dies indeß durchaus nicht der Fall, und zwar sind die zahlreichen Fehler, was besonders auffallen muß, zu einem beträchtlichen Theil nicht sowol eigentliche Druck- als vielmehr Schreib- und Lesefehler, wie z. B. wenn in Guido Cavalcanti's zweitem Sonett (Spalte 43, letzte Zeile) crudeltate für vanitate steht, oder wenn in der Ballate des Giani Alfani (Sp. 35) für discende disdice gesetzt und dadurch der Reim zerstört ist. Daß solche Versehen häufig das Verständniß erschweren bedarf nicht erst der Erwähnung; noch häufiger vielleicht ging die Rhythmik des Verses durch Auslassung einzelner Sylben verloren. So sind z. B. allein in den beiden ersten Ballaten des Guido Cavalcanti (Sp. 46, 47) in fünf Zeilen, zu gänzlicher Verunstaltung des Versbaus, einzelne Worte vergessen worden (Ball. I, Str. 3, Z. 9; Str. 5, Z. 9. Ball. II, Str. 2, Z. 2; Str. 3, Z. 1 und 3). Noch schlimmer ist die Entstellung, wenn, wie es auch hierfür nicht an Beispielen fehlt, ganze Zeilen übersprungen sind. So sind (Sp. 23) in der berühmten Canzone des Guido Guinicelli die dritte und vierte Zeile der ersten Strophe ineinandergeflossen; Str. 2, Z. 9 fehlt dagegen ganz. In der zweiten Canzone des Cino von Pistoja (Sp. 80) sind Str. 1, Z. 2 und Str. 2, Z. 5 und in der vierten (Sp. 82) gar drei Zeilen hintereinander (Str. 1, Z. 6—8) ausgelassen.

Endlich machten die sehr großen Schwierigkeiten, welche diese Gedichte dem Verständniß entgegenstellen eine Beigabe von Erläuterungen dringend nothwendig. Im Allgemeinen haben in dieser Beziehung die italienischen Herausgeber (mit fast alleiniger Ausnahme einiger Noten von Salvini) wenig vorgearbeitet; erst in neuester Zeit hat Nannucci die von ihm ausgewählten Gedichte, zum Theil vielleicht mit allzu freigebiger Hand, erläutert. Auch Hr. v. Moranville hat dies Bedürfniß gefühlt und deshalb den Text mit kurzen Anmerkungen begleitet, deren Zahl und Umfang leider nur allzu beschränkt ist. Weitaus am reichlichsten mit (vorzugsweise aus Nannucci II, 52—59, entlehnten) Erklärungen bedacht ist Guido Cavalcanti's Canzone über die Natur der Liebe; dennoch aber reichen diese 28 Zeilen keineswegs hin, dies vielleicht schwierigste Gedicht der italienischen Lyrik, über das wir allein acht selbständige Commentare besitzen, vollkommen verständlich zu machen. Weit stiefmütterlicher sind die übrigen Gedichte behandelt. Leider genügen aber nicht selten die Anmerkungen nicht nur nicht, sondern sie bieten Irriges. So findet sich z. B. Sp. 34, Anmerk. 11, und Sp. 72, Anmerk. 2, immer noch die schon oft widerlegte völlig verkehrte Erklärung des Wortes la stella durch: die Sonne, während es nur: der gestirnte Himmel heißen kann. Auch an folgenden, bei flüchtiger Durchsicht angezeichneten Stellen wird der kundige Leser ohne Mühe die Irrigkeit der von Hrn. v. Moranville gegebenen Deutungen erkennen: Sp. 10, Anmerk. 9, 10; Sp. 20, Anmerk. 9; Sp. 31 (Sonett 3), Anmerk. 6; Sp. 32 (Canzone 1), Anmerk. 2; Sp. 37, Anmerk. 4; Sp. 41, Anmerk. 8; Sp. 62, Anmerk. 5; Sp. 66, Anmerk. 1 und 5; Sp. 68, Anmerk. 3, 10; Sp. 69 (Ballate 4), Anmerk. 2 u. s. w. Auch von diesen Misverständnissen hätten manche vermieden werden können, wenn der Herausgeber den in Deutschland erschienenen Vorarbeiten seine Aufmerksamkeit hätte zuwenden wollen.

Ist denn unser lange gehegter Wunsch, daß ein genügend vorbereiteter Gelehrter sich die Zusammenstellung und Erläuterung der Überreste altitalienischer Lyrik zur Lebensaufgabe machen möge, durch vorliegende Schrift nur unvollkommen erfüllt, so begrüßen wir doch auch sie, als ein Zeichen des diesen Studien zugewandten Strebens, das, wie wir hoffen, in nicht allzu langer Zeit reifere Früchte tragen möge.

Karl Witte.

*) Z. B. wiener „Jahrbücher", 1828, Anzeigeblatt Nr. 42. Auch die erste Ausgabe meiner Arbeiten über Dante's lyrische Gedichte ist in Wien, wenn ich nicht irre bei Schade, nachgedruckt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1846.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer. Herausgegeben von Heinrich Koenig.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Eickemeyer stand als Befehlshaber einer Brigade in Belfort und schildert den Nachklang des pariser Terrorismus in dem kleinen Orte. Fast ergötzlich ist wie er uns den Jakobiner Haupt, seinen Landsmann, vorführt. Eines Tages erschien aus Paris ein Commissair des Heilsausschusses, dessen Sendung in Belfort dahin ging, die jungen Freiburger zu revolutionnairen Maßregeln aufzufodern, die radicalen Grundsätze zu verbreiten und die Beamten zu beobachten. Er kam mit einem Secretair zu Eickemeyer, ihn zu prüfen, ob er sich nicht des Moderantismus verdächtig zeige. Zwei junge Menschen mit noch dünnen Schnurbärten, mit rothen Mützen und in Wämsen und Beinkleidern von Kalmuck, dicke Knotenstöcke und lange Säbel zur Seite, traten auf ihn ein und er erkannte sie alsbald für seine ehemaligen Schüler auf der Universität zu Mainz. Der Commissair Robespierre's war der Sohn eines mainzer Hofraths Namens Haupt. Bald nach der Ankunft der Franzosen hatte er bei ihnen Kriegsdienste genommen, in einem Gefecht von den Preußen gefangen, war er entflohen und klagte seinen General der Verrätherei an, ging auch nach Paris, um gegen Custine als Zeuge aufzutreten. Hierdurch machte der Republikaner seine Laufbahn. Haupt hatte nicht übel Lust, seinen eigenen Vater unter die Guillotine zu bringen. Der ehemalige Hofrath von Mainz habe ihm zur Überreichung an den Wohlfahrtsausschuß eine Schrift übersendet, die ein erbärmliches aristokratisches Machwerk sei und ihrem Verfasser wenigstens Einsperrung zuziehen könne, wenn er sich aus seinem Schlupfwinkel in der Schweiz nach Paris wagte. Hofrath Haupt war ebenfalls aus Mainz entflohen und hoffte, Frankreich werde der Welt die Bahn des Rechts eröffnen. Der fanatische Sohn lachte über den gemäßigten Vater und sagte, des Spaßes halber wolle er ihm nicht abrathen nach Paris zu gehen. Als Eickemeyer ihm sein Misfallen darüber bezeigte, machte Haupt Miene, auch ihn beim Tribunal des Aristokratismus und Moderantismus anzuklagen. Nur daß Eickemeyer sich wirklich mäßigte, seine Empörung unterdrückte, war seine Rettung. In der Stadt Belfort selbst berief Haupt alsbald die Volksgesellschaft zusammen, überbrachte den Bruderkuß von den Jakobinern und vertheilte rothe Mützen. In der Kirche bestieg er die Kanzel und bewies in einer Rede, es gebe außer der Göttin Vernunft keine Gottheit weiter, der Glaube an Unsterblichkeit sei eine Thorheit, nur die Materie habe Dauer und der Mensch als Theil dieser Materie gehe nach Auflösung seiner Persönlichkeit in die Allgemeinheit zurück, um als Stoff zu neuen Schöpfungen zu dienen. Haupt wirkte durch die Macht seines klotzigen, breitmäuligen Volksrednertalents dergestalt, daß der Pöbel alsbald über die Heiligenbilder herfiel und die Kirchengeräthe zertrümmerte. Auf dem Marktplatze ward Alles zu einem Scheiterhaufen aufgethürmt und der Haufe tanzte, die Carmagnole singend, um die lodernden Flammen. Ein altes Weib rief beim Anblick eines vom Altar geworfenen Crucifixes: „Nun hast du's, schlechter Herrgott! Es ist gut, daß deine Regierung ein Ende nimmt, du hast dich wenig um die armen Leute bekümmert!" Ein Grobschmied hatte sich eines wunderthätigen Marienbildes bemächtigt, schleifte es an einem Stricke durch die Straßen, indem er ihm Säbelhiebe versetzte und dabei rief: „So thue doch Wunder, du alte —!"

Eickemeyer hat weder zur Charakteristik noch zur Ausmalerei von Scenen Talent und Beruf; bei alledem drängt ihn der frappante Stoff seiner Erlebnisse hier und da zur lebendigen Schilderung. Er bleibt uns auch nicht Haupt's spätere Lebensschicksale schuldig. Man sah den Menschen, der sich in Contributionsgeschäften bereichert hatte, in Italien als Baron v. Haupt eine Rolle spielen. Er lebte zur Kirchenzeit in Rom auf vornehmem Fuß, erhielt vom Papste den Orden vom goldenen Sporn und ward Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften. Bei alledem war sein Ende kläglich. Er machte nach manchen Wechselfällen des Glücks den Feldzug nach Rußland mit und erfror auf dem Rückzuge von Moskau.

Eickemeyer's Begegnisse seien hier mit wenigen Strichen erledigt. Er machte unter Pichegru und Moreau die Feldzüge in Süddeutschland mit. Höfe und Volk schildert er hier mit derselben Ruhe, die an Kälte grenzt. Was er in Baiern fand, reizte ihn am wenigsten zum Rücktritt in die Dienste des Vaterlandes; in seinen Bekenntnissen findet sich keine Spur von Reue französische Waffen zu tragen. Nachdem ich schon meine Ansicht

über ihn ausgesprochen, begnüge ich mich dies als Thatsache zu berichten. Es ist schlimm, wenn ein Ehrenmann solch Verhalten zu seiner Nation an den Tag legt; schlimmer noch, wenn diese Nation Epochen und Zustände aufweist, die dem Ehrenmann Nöthigungen solcher Art auferlegen. Seines Bleibens in französischem Dienste war übrigens nicht allzu lange. Unter dem Consulat ward er beauftragt eine Nordarmee zu organisiren. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder beschuldigt, rechtfertigte er sich in einer Schrift, die er unpolitisch genug war auch dem Publicum zu überliefern. Seine Gegenanklage fiel halb und halb auf einen Schwager Berthier's. Er ward völlig freigesprochen, aber gleich darauf entlassen. Er war einer der ältesten Brigadegenerale, aber den Zögling Pichegru's und Moreau's wollte man nicht befördern, den ruhigen, festen, unbestechlichen und unerschütterlichen Mann von Gewissen verdrängten die glänzenden Lakaien des ersten Consuls. Einige dreißig Generale und Generaladjutanten traf zu gleicher Zeit dasselbe Loos. Mehre von ihnen wurden bei Napoleon's spätern Kriegen wieder einberufen. Eickemeyer verschmähte es sich vom Kaiser berufen zu lassen. Er sagt:

Ohne persönliches Interesse war ich aus deutschen Kriegsdiensten in französische getreten; es galt damals die Vertheidigung der Rechte des Menschen. Napoleon's Kriege hatten aber keinen andern Zweck als die Menschen zu unterjochen und Eroberungen zu machen. Ich hatte gelernt, falschen Ehrgeiz zu verschmähen, meine physischen Bedürfnisse zu beschränken und eine unabhängige Mittelmäßigkeit einer glänzenden Knechtschaft vorzuziehen.

Mit diesen Worten schließt die Handschrift Eickemeyer's. Mich dünkt, sie sind eines Ehrenmanns würdig. Er hatte sich auf ein kleines Landgut seiner Familie in Rheinhessen zurückgezogen. Er arbeitete dort in ländlicher Stille mehre kriegswissenschaftliche Schriften aus, in denen er als Soldat seine Erfahrungen öffentlich niederlegte. Sein 1820 erschienenes „Lehrbuch der Kriegsbaukunst" und seine „Abhandlung über Belagerungs- und Befestigungsmethoden" mag der Soldat von Fach prüfen. Der Gemeinde des kleinen Orts, dem Eickemeyer angehörte, war sein praktischer Sinn mehrfach von Nutzen. Sie wählte ihn zum Vorstande, die Provinz zum Abgeordneten für die zweite Kammer des Großherzogthums Hessen. Constitutioneller Monarchist zu sein war von jung auf der Wunsch seines Herzens, der Inbegriff Dessen gewesen, was er in früherer Zeit die Menschenrechte genannt hatte. Somit ward ihm, als sein heimatliches Hessen-Darmstadt sich 1820 eine Constitution, d. h. eine gesetzmäßige Ordnung gab, der Wunsch der Jugend im Endziel seines Lebens ungesucht verwirklicht.

F. Gustav Kühne.

Kußhände und Ohrfeigen. Taschenbuch für Humor und Satire von Eduard Amthor. Leipzig, Schrey. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herr Verf. tritt mit nicht geringen Prätensionen auf. Humor und Satire — ja, das ist ein vielversprechender Titel; leider versprechen aber die meisten Titel mehr als erfüllt wird. Freilich glauben bis auf diese Stunde noch Viele, daß der Humor in nichts als einem unbändigen Capriolenmachen bestehe; sogar der heidelberger Schlosser spricht es in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" mehrmals aus, und von ihm finden wir's begreiflich, denn was Stil sei, davon hat er gar keinen Begriff, wie seine eigene unglaublich unbeholfene Schreibart beweist. Der Stil des Humoristen ist allerdings oft, wie Hamann sagt, ein Wurststil; aber ein mühsames Übereinanderstopfen der Sätze ist darum noch nicht humoristische Schreibart; das Wechseln der humoristischen Stimmung mag unberechenbar wild sein, aber ein absichtlicher Humor vernichtet sich selbst. Echt Humoristisches ist in dem ganzen Amthor'schen Buche wenig zu finden. Die Hauptstärke des Verf. liegt im Witz, und zwar in einer untergeordneten Gattung desselben, im Wortwitz; der berliner Witz ist Wortwitz, auch Herr Saphir gibt sich Mühe, darin zu excelliren. Und Herrn Saphir scheint Herr Amthor sehr hoch zu stellen; doch das ist auch wol nur Schein. Denn wenn Jemand sagte, er stelle diesen Fabrikanten von Nullitäten hoch, so schriebe er sich einen schlimmen Empfehlungsbrief; Herr Amthor z. B. würde in dem Falle einräumen, daß er sein Buch in die Reihe derer gerechnet wissen wolle, auf welchen steht: „man soll und muß lachen", oder „zum Todtlachen", Sachen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben. Die vielen Aphorismen, die der Herr Verf. mittheilt, sind größtentheils sehr matt. Wir führen als Beleg an S. 156, wo es heißt: „Die kränksten Leute sind die Kassirer: sie müssen immer einnehmen; die schwächste Verdauung haben die Buchhändler: sie vertragen, obgleich das Fleisch so zart ist, nicht mal Krebse; die gutmüthigsten Menschen sind die vornehmen Damen: sie thun nie etwas." Ferner: „Die Lieblinge der Fürsten und Könige waren von jeher die Kron- und Kammergüter. Kein Wunder also, daß sie auch so große Lieblinge der Frauen sind; denn das schönste Kammergut des Mannes bleibt stets das Weib; der Mann könnte daher schon von Natur auf den Titel Kammergutspachter Anspruch machen." Ferner: „Wie nennt sich der Mann, welcher die Mutter seiner Frau, der Gatte seines Kindes, Vater, Großvater und Großmutter in Einer Person ist? Adam." Ferner: „Wie heißt der Proceß, in welchem stets der rechthabende Mann verliert? Die Ehe." Ferner: „Wie können die Autoren am besten sehen, wie viel ihre Bücher werth sind? In den Auctionen, wo man nach dem Gewichte kauft. Was ist also das beste Mittel, stolze Autoren zahm zu machen? Man schicke sie in die Auctionen, damit sie mit eigenen Ohren hören, wie hoch ihre Werke angeschlagen werden."

Aus den mitgetheilten Proben wird man ersehen, daß dergleichen vielleicht gut aufgenommen werden mag, wenn es einmal in lustiger Gesellschaft ausgesprochen wird; aber für Humor und Satire darf es sich nicht ausgeben wollen.

Daß übrigens der Herr Verf. des humoristischen Talents nicht bar sei, beweist der Aufsatz „Zu richtiger Beurtheilung der Liebe und Ehe" (S. 97—106), ohne Widerspruch der beste im ganzen Buche. Herr Amthor hätte doch lieber nicht so eilig mit der Herausgabe eines ganzen Bändchens humoristischer Sachen sein sollen.

Was nun die Satire in dem angezeigten Buche betrifft, so finden wir sie unbefriedigend. Wer die Feinheit der Horaz'schen Satire kennt, oder die Strenge der Juvenal'schen, oder das Dräuen der Persius'schen, der muß lächeln, wenn Herr Amthor meint, er habe auch Satire geschrieben, nämlich in diesem angezeigten Buche. Unser Decennium liefert der Satire einen erntereichen Boden: difficile est satiram non scribere, d. h. es ist in der That schwer, das Satireschreiben zu unterlassen; wer denn aber in sich Drang und Kraft dazu fühlt, der mag auch schreiben über Das, was unsere Gegenwart Wichtiges darbietet, und nicht über die miserabelste Misere des spießbürgerlichen Lebens; den wirklich großen Geistern unter den Satirikern hat das Letztere niemals genügt. Wenn Rabener

ein rechter Satiriker gewesen wäre, was für Satire hätte er schreiben müssen in jenem Sachsen, wo die Fürsten sardanapalisirten, wo die verachtungswürdigste Sorte Menschen regierte; statt dessen satirisirte Rabener über alte Jungfern, über ehelose Geizhälse, über arme Hofmeister und Gouvernanten. Wenn Herr Amthor einen Juvenal'schen oder Persius'schen Genius hätte, so würde er unmöglich in einer so ernsten Zeit wie die unsere den Artikel „Deutschlands Zierde“ (S. 45—52) haben schreiben können, worin behauptet wird, diese Zierde seien Klöße und Bier; nach medicinischer Eintheilung würde diese Dosis unter die Stimulantia zu rechnen sein, aber der Fehler ist, daß das ganze Medicament zu matt ist. Um Herrn Amthor sein Recht zu geben, theilen wir ein Paar Sätze mit: „Deutschland hat ein Recht auf Klöße, denn der Kloß ist nicht blos deutsch, sondern der Deutsche auch kloßig. Wie der Kloß ist er in seiner Jugend zart und wollig, bald jedoch wird er zähe, grob, hartnäckig, ungenießbar. Der Deutsche läßt sich kneten und quetschen wie Kloßteig, er ist wie der Kloß die personificirte wohlhäbige Gutmüthigkeit, Ruhe und Geduld, und wie es dem Kloße einerlei ist, wer ihn verzehrt, so kümmert sich der Deutsche nicht darum, ob er einem Adler oder Löwen anheimfällt. Ich bin auch überzeugt, der erste Mensch war ein Deutscher, denn derselbe wurde, wie aus der Bibel bekannt, aus einem Erdkloße erschaffen. Doch die Klöße, sagt man, wollen schwimmen. Der Deutsche hat das zum Schwimmen vorzüglich geeignete Element, er hat das Bier, und zwar ist dies sein eigentliches Element, das er sich in Ermangelung und in Unzufriedenheit mit andern Elementen selbst geschaffen. Seine Luft ist ja zu schwül, sein Feuer verraucht, seine Erde nicht sein und das Wasser zu dünn. Das Bier ist des Deutschen Arznei, seine Unterhaltung, sein Tagesgespräch. Das Bier ist seine Erfrischung und sein homöopathisches Mittel gegen die vielen Bitterkeiten des deutschen Daseins. Das Bier ist das Opium, das ihn einlullt, der Erlöser, der ihn selig macht. Der Genuß von Bier steht ihm höher als der Genuß seiner Rechte, und der Bierkrug manchmal über Weib und Kind. Heißt's «frei von Rom», fragt er vor Allem: «Gibt's auch Bier ohne Rom?» Heißt's «frei von Steuern», fragt er: «Gibt's auch Bier ohne Steuern?» Lieber bleibt er römisch, lieber bezahlt er Steuern, aber Bier trinkt er, am Zapfen muß er liegen, im Taumel vegetiren, im Throne leben.“

Die angeführte Stelle wird überzeugen, daß die Satire des Verf. mehr äffend und zwickend als direct und kräftig angreifend ist.

Wenn Ref. den Inhalt der Vorrede sich vergegenwärtigt, so erscheint ihm Herr Amthor so jugendlich keck, daß, wenn er vielleicht selbst zugibt, sein Buch sei kein Meisterwerk, er gerade dadurch gestachelt wird, ein zweites zu schreiben, welches diesem Ruhme näher kommt; das billigen wir und wünschen es. 25.

Die ägyptische Reise des Prinzen Paul von Würtemberg.

Schon im J. 1822 unternahm der Prinz eine wissenschaftliche Reise nach America. Von da zurückgekehrt bereiste derselbe 1828 Italien und Sicilien, worauf er 1829 am 24. Januar abermals nach America sich einschiffte und 1830 zurückkehrte. Die zahlreichen schönen Früchte dieser wissenschaftlichen Reisen sind bekannt; und so ließ sich im voraus erwarten, daß der Aufenthalt des mit so hohem Anschauungsvermögen und so vielseitigen Kenntnissen ausgerüsteten Prinzen in dem noch immer zu wenig untersuchten Lande der Pharaonen der Wissenschaft manchen unerwarteten und erfreulichen Zuwachs bringen werde. Diese Reise wurde 1839 unternommen und bis zum 8° der nördlichen Breite unter so günstigen Verhältnissen fortgesetzt, als nur wenigen Reisenden vergönnt ist. Hauptsächlich hat der Umstand dazu beigetragen, daß der Vicekönig Ägyptens eine besondere Zuneigung zu dem Reisenden faßte und dessen Zwecke überall zuvorkommend unterstützte. Sogar das Gesetz, keine Alterthümer auszuführen, wurde für die Person des Prinzen bei seiner Abreise aufgehoben. Auf dieser ganzen langen Reise, die, was bis jetzt nur sehr Wenigen gelungen ist, bis zu einer Entfernung von 120 Meilen vom Äquator fortgesetzt wurde, hat der Prinz nicht blos in seiner gewohnten Weise auf Alles sein Augenmerk gerichtet, was Botanik, Zoologie, Geologie, Ethnographie u. s. w. betrifft, sondern es hat derselbe auch den vorhandenen Alterthümern des Landes, von denen er manche Kostbarkeiten nach Deutschland verpflanzt, Aufmerksamkeit geschenkt. Bei Theben fand er die Katakombe des Ramses Memnon, des Osymandyas wieder, deren Grundriß auf zwei turiner Papyrus aus jener Zeit abgebildet steht, und in welcher der kolossale Granitsarkophag des Ramses im Louvre, nebst seinem Deckel zu Cambridge gestanden haben. Das Namensschild Memnon's, über dem Eingange der Katakombe in Stein gehauen, hat der Prinz selbst mitgebracht. Es stimmt genau mit dem Schilde auf dem Obelisk an der Porta del popolo zu Rom, welcher demselben Osymandyas errichtet worden war; jenem Obelisken, den Hermapion unter August nach Seyffarth's vor drei Jahren bekannt gemachter Entdeckung in das Griechische übersetzt hat und der, als eine zweite Inschrift von Rosette, die endliche Entscheidung über Champollion's und Seyffarth's Hieroglyphensysteme herbeigeführt hat. Alle besonders merkwürdigen, auf seiner Reise gefundenen Gegenstände, sowol die archäologischen als die naturhistorischen, hat der Prinz zeichnen, grossentheils auch coloriren lassen; sie füllen nicht weniger als zwei starke Foliobände. Schreiber Dieses, der Gelegenheit hatte, die Sammlung zu sehen, war erstaunt über die Menge der höchst sauber ausgeführten naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Einzelheiten, wozu namentlich die höchst merkwürdigen ethnographischen Gegenstände gehören. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese belehrenden und anziehenden Abbildungen mit einer ausführlichen Reisebeschreibung zu einem deutschen Gemeingute gemacht würden, da sie so vieles Neue, besonders aus Ländern enthalten, von denen wir zur Zeit noch sehr wenig wissen. Auch würde diese Reisebeschreibung schon deshalb vielen frühern den Rang streitig machen, weil ihr Urheber mit dem Vicekönig und vielen hochgestellten Beamten bis nach Äthiopien hinauf in genauerer Verbindung gestanden, den Zustand und die Regierung des Landes besser als tausend Andere kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. 86.

Bibliographie.

Alt, H., Die Kirchenlehre in ihrer historischen Entwickelung an den Bekenntnißformeln der einzelnen christlichen Confessionen und Secten dargestellt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Boz (Dickens), Das Heimchen auf dem Herde. Eine Elfengeschichte. Aus dem Englischen von J. Seybt. Mit vier Federzeichnungen. Leipzig, Lorck. Gr. 16. 10 Ngr.

Conscience, H., Ausgewählte Werke. Unter Mitwirkung des Verfassers deutsch von J. W. Wolf. 1stes Bändchen: Abendstunden. 1ster Theil. Bonn, Marcus. Gr. 12. 7½ Ngr.

Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. Vom Verfasser des „enthüllten Rußland“ und der „weißen Sclaverei“. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 1ster Band. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guarini, G. B., Der treue Hirt. Aus dem Italienischen metrisch übertragen von M. E. Merbach. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Meinhold, W., Gesammelte Schriften. 1ster Band: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Novelle in der Sprache des 17. Jahrhunderts. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

über ihn ausgesprochen, begnüge ich mich dies als Thatsache zu berichten. Es ist schlimm, wenn ein Ehrenmann solch Verhalten zu seiner Nation an den Tag legt; schlimmer noch, wenn diese Nation Epochen und Zustände aufweist, die dem Ehrenmann Nöthigungen solcher Art auferlegen. Seines Bleibens in französischem Dienste war übrigens nicht allzu lange. Unter dem Consulat ward er beauftragt eine Nordarmee zu organisiren. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder beschuldigt, rechtfertigte er sich in einer Schrift, die er unpolitisch genug war auch dem Publicum zu überliefern. Seine Gegenanklage fiel halb und halb auf einen Schwager Berthier's. Er ward völlig freigesprochen, aber gleich darauf entlassen. Er war einer der ältesten Brigadegenerale, aber den Zögling Pichegru's und Moreau's wollte man nicht befördern, den ruhigen, festen, unbestechlichen und unerschütterlichen Mann von Gewissen verdrängten die glänzenden Lakaien des ersten Consuls. Einige dreißig Generale und Generaladjutanten traf zu gleicher Zeit dasselbe Loos. Mehre von ihnen wurden bei Napoleon's spätern Kriegen wieder einberufen. Eickemeyer verschmähte es sich vom Kaiser berufen zu lassen. Er sagt:

> Ohne persönliches Interesse war ich aus deutschen Kriegsdiensten in französische getreten; es galt damals die Vertheidigung der Rechte des Menschen. Napoleon's Kriege hatten aber keinen andern Zweck als die Menschen zu unterjochen und Eroberungen zu machen. Ich hatte gelernt, falschen Ehrgeiz zu verschmähen, meine physischen Bedürfnisse zu beschränken und eine unabhängige Mittelmäßigkeit einer glänzenden Knechtschaft vorzuziehen.

Mit diesen Worten schließt die Handschrift Eickemeyer's. Mich dünkt, sie sind eines Ehrenmanns würdig. Er hatte sich auf ein kleines Landgut seiner Familie in Rheinhessen zurückgezogen. Er arbeitete dort in ländlicher Stille mehre, kriegswissenschaftliche Schriften aus, in denen er als Soldat seine Erfahrungen öffentlich niederlegte. Sein 1820 erschienenes „Lehrbuch der Kriegsbaukunst" und seine „Abhandlung über Belagerungs- und Befestigungsmethoden" mag der Soldat von Fach prüfen. Der Gemeinde des kleinen Orts, dem Eickemeyer angehörte, war sein praktischer Sinn mehrfach von Nutzen. Sie wählte ihn zum Vorstande, die Provinz zum Abgeordneten für die zweite Kammer des Großherzogthums Hessen. Constitutioneller Monarchist zu sein war von jung auf der Wunsch seines Herzens, der Inbegriff Dessen gewesen, was er in früherer Zeit die Menschenrechte genannt hatte. Somit ward ihm, als sein heimatliches Hessen-Darmstadt sich 1820 eine Constitution, d. h. eine gesetzmäßige Ordnung gab, der Wunsch der Jugend im Endziel seines Lebens ungesucht verwirklicht.

F. Gustav Kühne.

Kußhände und Ohrfeigen. Taschenbuch für Humor und Satire von Eduard Amthor. Leipzig, Schrey. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herr Verf. tritt mit nicht geringen Prätensionen auf. Humor und Satire — ja, das ist ein vielversprechender Titel; leider versprechen aber die meisten Titel mehr als erfüllt wird. Freilich glauben bis auf diese Stunde noch Viele, daß der Humor in nichts als einem unbändigen Capriolenmachen bestehe; sogar der heidelberger Schlosser spricht es in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" mehrmals aus, und von ihm finden wir's begreiflich, denn was Stil sei, davon hat er gar keinen Begriff, wie seine eigene unglaublich unbeholfene Schreibart beweist. Der Stil des Humoristen ist allerdings oft, wie Hamann sagt, ein Wurststil; aber ein mühsames Übereinanderstopfen der Sätze ist darum noch nicht humoristische Schreibart; das Wechseln der humoristischen Stimmung mag unberechenbar wild sein, aber ein absichtlicher Humor vernichtet sich selbst. Echt Humoristisches ist in dem ganzen Amthor'schen Buche wenig zu finden. Die Hauptstärke des Verf. liegt im Witz, und zwar in einer untergeordneten Gattung desselben, im Wortwitz; der berliner Witz ist Wortwitz, auch Herr Saphir gibt sich Mühe, darin zu excelliren. Und Herrn Saphir scheint Herr Amthor sehr hoch zu stellen; doch das ist auch wol nur Schein. Denn wenn Jemand sagte, er stelle diesen Fabrikanten von Nullitäten hoch, so schriebe er sich einen schlimmen Empfehlungsbrief; Herr Amthor z. B. würde in dem Falle einräumen, daß er sein Buch in die Reihe derer gerechnet wissen wolle, auf welchen steht: „man soll und muß lachen", oder „zum Todtlachen", Sachen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben. Die vielen Aphorismen, die der Herr Verf. mittheilt, sind größtentheils sehr matt. Wir führen als Beleg an S. 156, wo es heißt: „Die kränksten Leute sind die Kassirer: sie müssen immer einnehmen; die schwächste Verdauung haben die Buchhändler: sie vertragen, obgleich das Fleisch so zart ist, nicht mal Krebse; die gutmüthigsten Menschen sind die vornehmen Damen: sie thun nie etwas." Ferner: „Die Lieblinge der Fürsten und Könige waren von jeher die Kron- und Kammergüter. Kein Wunder also, daß sie auch so große Lieblinge der Frauen sind; denn das schönste Kammergut des Mannes bleibt stets das Weib; der Mann könnte daher schon von Natur auf den Titel Kammergutspachter Anspruch machen." Ferner: „Wie nennt sich der Mann, welcher die Mutter seiner Frau, der Gatte seines Kindes, Vater, Großvater und Großmutter in Einer Person ist? Adam." Ferner: „Wie heißt der Proceß, in welchem stets der rechthabende Mann verliert? Die Ehe." Ferner: „Wie können die Autoren am besten sehen, wie viel ihre Bücher werth sind? In den Auctionen, wo man nach dem Gewichte kauft. Was ist also das beste Mittel, stolze Autoren zahm zu machen? Man schicke sie in die Auctionen, damit sie mit eigenen Ohren hören, wie hoch ihre Werke angeschlagen werden."

Aus den mitgetheilten Proben wird man ersehen, daß dergleichen vielleicht gut aufgenommen werden mag, wenn es einmal in lustiger Gesellschaft ausgesprochen wird; aber für Humor und Satire darf es sich nicht ausgeben wollen.

Daß übrigens der Herr Verf. des humoristischen Talents nicht bar sei, beweist der Aufsatz „Zu richtiger Beurtheilung der Liebe und Ehe" (S. 97—106), ohne Widerspruch der beste im ganzen Buche. Herr Amthor hätte doch lieber nicht so eilig mit der Herausgabe eines ganzen Bändchens humoristischer Sachen sein sollen.

Was nun die Satire in dem angezeigten Buche betrifft, so finden wir sie unbefriedigend. Wer die Feinheit der Horaz'schen Satire kennt, oder die Strenge der Juvenal'schen, oder das Dräuen der Persius'schen, der muß lächeln, wenn Herr Amthor meint, er habe auch Satire geschrieben, nämlich in diesem angezeigten Buche. Unser Decennium liefert der Satire einen ernteeichen Boden: difficile est satiram non scribere, d. h. es ist in der That schwer, das Satirenschreiben zu unterlassen; wer denn aber in sich Drang und Kraft dazu fühlt, der mag auch schreiben über Das, was unsere Gegenwart Wichtiges darbietet, und nicht über die miserabelste Misere des spießbürgerlichen Lebens; den wirklich großen Geistern unter den Satirikern hat das Letztere niemals genügt. Wenn Rabener

ein rechter Satiriker gewesen wäre, was für Satire hätte er schreiben müssen in jenem Sachsen, wo die Fürsten sardanapalisirten, wo die verachtungswürdigste Sorte Menschen regierte; statt dessen satirisirte Rabener über alte Jungfern, über ehelose Geizhälse, über arme Hofmeister und Gouvernanten. Wenn Herr Amthor einen Juvenal'schen oder Persius'schen Genius hätte, so würde er unmöglich in einer so ernsten Zeit wie die unsere den Artikel „Deutschlands Zierde" (S. 45—52) haben schreiben können, worin behauptet wird, diese Zierde seien Klöße und Bier; nach medicinischer Eintheilung würde diese Dosis unter die Stimulantia zu rechnen sein, aber der Fehler ist, daß das ganze Medicament zu matt ist. Um Herrn Amthor sein Recht zu geben, theilen wir ein Paar Sätze mit: „Deutschland hat ein Recht auf Klöße, denn der Kloß ist nicht blos deutsch, sondern der Deutsche auch kloßig. Wie der Kloß ist er in seiner Jugend zart und wollig, bald jedoch wird er zähe, grob, hartnäckig, ungenießbar. Der Deutsche läßt sich kneten und quetschen wie Kloßteig, er ist wie der Kloß die personificirte wohlhäbige Gutmüthigkeit, Ruhe und Geduld, und wie es dem Kloße einerlei ist, wer ihn verzehrt, so kümmert sich der Deutsche nicht darum, ob er einem Adler oder Löwen anheimfällt. Ich bin auch überzeugt, der erste Mensch war ein Deutscher, denn derselbe wurde, wie aus der Bibel bekannt, aus einem Erdkloße erschaffen. Doch die Klöße, sagt man, wollen schwimmen. Der Deutsche hat das zum Schwimmen vorzüglich geeignete Element, er hat das Bier, und zwar ist dies sein eigentliches Element, das er sich in Ermangelung und in Unzufriedenheit mit andern Elementen selbst geschaffen. Seine Luft ist ja zu schwül, sein Feuer verraucht, seine Erde nicht fein und das Wasser zu dünn. Das Bier ist des Deutschen Arznei, seine Unterhaltung, sein Tagesgespräch. Das Bier ist seine Erfrischung und sein homöopathisches Mittel gegen die vielen Bitterkeiten des deutschen Daseins. Das Bier ist das Opium, das ihn einlullt, der Erlöser, der ihn selig macht. Der Genuß von Bier steht ihm höher als der Genuß seiner Rechte, und der Bierkrug manchmal über Weib und Kind. Heißt's «frei von Rom», fragt er vor Allem: «Gibt's auch Bier ohne Rom?» Heißt's «frei von Steuern», fragt er: «Gibt's auch Bier ohne Steuern?» Lieber bleibt er römisch, lieber bezahlt er Steuern, aber Bier trinkt er, am Zapfen muß er liegen, im Taumel vegetiren, im Throne leben."

Die angeführte Stelle wird überzeugen, daß die Satire des Verf. mehr äffend und zwickend als direct und kräftig angreifend ist.

Wenn Ref. den Inhalt der Vorrede sich vergegenwärtigt, so erscheint ihm Herr Amthor so jugendlich keck, daß, wenn er vielleicht selbst zugibt, sein Buch sei kein Meisterwerk, er gerade dadurch gestachelt wird, ein zweites zu schreiben, welches diesem Ruhme näher kommt; das billigen wir und wünschen es. 25.

Die ägyptische Reise des Prinzen Paul von Würtemberg.

Schon im J. 1822 unternahm der Prinz eine wissenschaftliche Reise nach Amerika. Von da zurückgekehrt bereiste derselbe 1828 Italien und Sicilien, worauf er 1829 am 24. Januar abermals nach Amerika sich einschiffte und 1830 zurückkehrte. Die zahlreichen schönen Früchte dieser wissenschaftlichen Reisen sind bekannt; und so ließ sich im voraus erwarten, daß der Aufenthalt des mit so hohem Anschauungsvermögen und so vielseitigen Kenntnissen ausgerüsteten Prinzen in dem noch immer zu wenig untersuchten Lande der Pharaonen der Wissenschaft manchen unerwarteten und erfreulichen Zuwachs bringen werde. Diese Reise wurde 1839 unternommen und bis zum 8° der nördlichen Breite unter so günstigen Verhältnissen fortgesetzt, als nur wenigen Reisenden vergönnt ist. Hauptsächlich hat der Umstand dazu beigetragen, daß der Vicekönig Ägyptens eine besondere Zuneigung zu dem Reisenden faßte und dessen Zwecke überall zuvorkommend unterstützte. Sogar das Gesetz, keine Alterthümer auszuführen, wurde für die Person des Prinzen bei seiner Abreise aufgehoben. Auf dieser ganzen langen Reise, die, was bis jetzt nur sehr Wenigen gelungen ist, bis zu einer Entfernung von 120 Meilen vom Äquator fortgesetzt wurde, hat der Prinz nicht blos in seiner gewohnten Weise auf Alles sein Augenmerk gerichtet, was Botanik, Zoologie, Geologie, Ethnographie u. s. w. betrifft, sondern es hat derselbe auch den vorhandenen Alterthümern des Landes, von denen er manche Kostbarkeiten nach Deutschland verpflanzt, Aufmerksamkeit geschenkt. Bei Theben fand er die Katakombe des Ramses Memnon, des Osymandyas wieder, deren Grundriß auf zwei turiner Papyrus aus jener Zeit abgebildet steht, und in welcher der kolossale Granitsarkophag des Ramses im Louvre, nebst seinem Deckel zu Cambridge gestanden haben. Das Namensschild Memnon's, über dem Eingange der Katakombe in Stein gehauen, hat der Prinz selbst mitgebracht. Es stimmt genau mit dem Schilde auf dem Obelisk an der Porta del popolo zu Rom, welcher demselben Osymandyas errichtet worden war; jenem Obelisken, den Hermapion unter August nach Seyffarth's vor drei Jahren bekannt gemachter Entdeckung in das Griechische übersetzt hat und der, als eine zweite Inschrift von Rosette, die endliche Entscheidung über Champollion's und Seyffarth's Hieroglyphensysteme herbeigeführt hat. Alle besonders merkwürdigen, auf seiner Reise gefundenen Gegenstände, sowol die archäologischen als die naturhistorischen, hat der Prinz zeichnen, großentheils auch coloriren lassen; sie füllen nicht weniger als zwei starke Foliobände. Schreiber Dieses, der Gelegenheit hatte, die Sammlung zu sehen, war erstaunt über die Menge der höchst sauber ausgeführten naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Einzelheiten, wozu namentlich die höchst merkwürdigen ethnographischen Gegenstände gehören. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese belehrenden und anziehenden Abbildungen mit einer ausführlichen Reisebeschreibung zu einem deutschen Gemeingute gemacht würden, da sie so vieles Neue, besonders aus Ländern enthalten, von denen wir zur Zeit noch sehr wenig wissen. Auch würde diese Reisebeschreibung schon deshalb vielen frühern den Rang streitig machen, weil ihr Urheber mit dem Vicekönig und vielen hochgestellten Beamten bis nach Äthiopien hinauf in genauerer Verbindung gestanden, den Zustand und die Regierung des Landes besser als tausend Andere kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. 86.

Bibliographie.

Alt, H., Die Kirchenlehre in ihrer historischen Entwickelung an den Bekenntnißformeln der einzelnen christlichen Confessionen und Secten dargestellt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Boz (Dickens), Das Heimchen auf dem Herde. Eine Elfengeschichte. Aus dem Englischen von J. Seybt. Mit vier Federzeichnungen. Leipzig, Lorck. Gr. 16. 10 Ngr.

Conscience, H., Ausgewählte Werke. Unter Mitwirkung des Verfassers deutsch von J. W. Wolf. 1stes Bändchen: Abendstunden. 1ster Theil. Bonn, Marcus. Gr. 12. 7½ Ngr.

Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. Vom Verfasser des „enthüllten Rußland" und der „weißen Sclaverei". Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 1ster Band. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guarini, G. B., Der treue Hirt. Aus dem Italienischen metrisch übertragen von M. E. Merbach. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Meinhold, W., Gesammelte Schriften. 1ster Band: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Novelle in der Sprache des 17. Jahrhunderts. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der kabbalistisch-bibelsche Occident. I. Die kosmische Uridee und die historische Erscheinung. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 10 Ngr.

Sievers, J. H., Wladyslaw und Dissepli. Eine tscherkessische Erzählung. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Wissel, L. v., Ruhmwürdige Thaten, welche in den letzten Kriegen von Unteroffizieren und Soldaten der englisch-deutschen Legion und der hanover'schen Armee verrichtet sind. Hanover, Helwing. Gr. 12. 20 Ngr.

Die Zustände der Religion und Kirche im 15. Jahrhundert. Aus den ersten Quellen dargestellt von einem Laien. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansicht eines Laien über die Frage: was ist das Essentielle des Christenthums? Den protestantischen Freunden gewidmet vom Verfasser. 2te vermehrte Auflage. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Herr Dr. Behnsch als Kritiker, Logiker und Theolog, nebst untermischten Reflexionen über die kirchlichen Zeitbewegungen. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beiträge zu einer Kritik der neuen, deutsch-katholischen Glaubensbekenntnisse. Von einem Breslauer Bürger. 1ste Lieferung. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Berechtigung des Rationalismus. Ein Sendschreiben an den Prediger G. A. Kämpfe. Magdeburg, Rubach. Gr. 8. 10 Ngr.

Berends, J., Was wir wollen! Eine Beleuchtung der beiden Berliner Proteste. Berlin, Krause. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ernste Betrachtungen eines zwölf Jahre gedienten Unteroffiziers. Borken, Brunn. 1845. 12. 2 Ngr.

Bezzel, H., Die Lösung des behaupteten Widerspruchs in der protestantisch-evangelischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, und der Forderung an die Menschen, das Gesetz zu erfüllen. Ansbach, Dollfuß. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Breuske, J. G., 22 Fragen in drei Abtheilungen gestellt zur Selbstbeantwortung für Lichtfreunde und die es werden wollen. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch und Sohn. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Neun Briefe über den eventuellen Anschluß Hamburgs an den Zollverein. Im Jahre 1841 in der Hamburger Börsenhalle-Liste zwanglos erschienen. Mit einem Vorworte von C—n. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1845. 8. 7½ Ngr.

Buttmann, A., Einige nachträgliche Bemerkungen zu den Vertheidigungsschriften gegen die Angriffe namentlich von Striez, Stahl, Kunze und Schede auf die Erklärung vom 15. August. Potsdam, Horvath. 1845. 8. 5 Ngr.

Carus, H., Briefe an Immanuel. Spiegelbilder der Zeit für Protestanten und Katholiken. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 12½ Ngr.

Credner, K. A., Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift. Aus den in Deutschland allgemeine Gesetzeskraft habenden Bestimmungen urkundlich nachgewiesen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Decher, C., Die Religion, mit Hinblick auf die religiösen Wirren dieser Zeit, vornehmlich in der protestantischen Kirche Deutschlands. Gießen, Ferber. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Eberhard, H. R., Die Augsburgische Confession verdeutscht und mit Anmerkungen für unsere Zeit herausgegeben. Nebst einem Anhange: Das apostolische, Nicänische und Athanasianische Symbolum. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

v. Florencourt, Rede, gehalten in der Naumburger Versammlung der „protestantischen Freunde" am 8. Juli 1845. Elberfeld, Schmachtenberg. 1845. 12. 1 Ngr.

Kurze Geschichte und Beschreibung des zu Trier aufbewahrten heiligen Rockes, nebst Andachtsübungen. 3te unveränderte Auflage. Borken, Brunn. 1845. 12. 2½ Ngr.

Hoë von Hoënegg, Evangelisches Handbüchlein wider das Papstthum. Nach der 12ten Originalausgabe mit den nöthigen Zusätzen herausgegeben und bis auf unsere Zeiten fortgeführt von F. Teuscher. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Luther's, M., Prophetische Zeugnisse wider die Verächter des göttlichen Worts in der evangelischen und katholischen Kirche Deutschlands. Herausgegeben von W. Böttiche r. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1845. 8. 12½ Ngr.

Maaßen, C. D., Zur Charakteristik der jetzt in der Kirche herrschenden Ansichten und Zustände. Eine Sammlung von Briefen. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Probst, F., Die sogenannte Reformation und die wirkliche Reformation. Ein Beitrag zur 300jährigen Jubelfeier der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient am 3. December 1845. Nebst einem Anhang: Kurzer Überblick über die Unterscheidungslehren der Katholiken und Protestanten. Mainz, Kunze. 1845. 8. 15 Ngr.

Raumer, F. v., Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 16. October 1845. 2te Auflage. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinets. 1845. 8. 3 Ngr.

Schmakowsky, W. v., Preußen und das Concordat. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Schrift und symbolische Bücher im Widerspruche für Jedermann faßlich nachgewiesen aus der Lehre der Trinität, Erbsünde und Abendmahl. Leipzig, Goetz. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Schultz, C. G. F., Erwiderung an den Hrn. Regierungs-Schulrath Striez zu Potsdam auf das Sendschreiben an die Geistlichen zu Berlin und Potsdam, welche die Erklärung vom 15. August unterzeichnet haben. Berlin, Schmidt. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schultze, C. A. S., Die Zukunft der deutschen Universitäten. Bewillkommnungsrede bei dem akademischen Erinnerungsfeste zu Greifswald am 30. September 1845. Greifswald, Bamberg. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Snüffelmann, Jenny Lind und die Hamburger, oder ein Ständchen im Jungfernstig. Genrebild. Hamburg. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Stichert, F. O., Dr. Martin Luther's Tod. Eine ausführliche Darstellung der letzten Lebensumstände, des Endes und Begräbnisses des großen Reformators, nebst den bei letzterem gehaltenen Predigten und Reden. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1845. 8. 20 Ngr.

Tobisch, A., Der Streit des Pfarrers Wislicenus vom rechtlichen Standpunkte. Ein Conferenzvortrag. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Uhlich, Die Throne im Himmel und auf Erden und die protestantischen Freunde. Eine Erörterung zunächst den Lenkern in Staat und Kirche dargereicht. Dessau, Fritsche. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Ullmann, C., Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Wort an ihre Schirmherren und Freunde. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 11¼ Ngr.

Wache auf der du schläfst! Ernster Zuruf an Deutschlands gesinnungsvolle, gläubige Christen, Katholiken wie Protestanten. Von einem Laien in der Gemeine. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wegnern, A. v., Über die Erklärung der Sechs und Achtzig in Sachen der Lichtfreunde wider die evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort aus dem Glauben an Alle, die es hören wollen. Halle, Mühlmann. 1845. Kl. 8. 5 Ngr.

Zellfelder, G. C. W., Gefahr für die evangelische Kirche! Oder: Die Liturgie in der „Agende für christliche Gemeinden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, herausgegeben von W. Löhe" beleuchtet. Ansbach, Dollfuß. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 60. — 1. März 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zur Judenfrage.

Die Aufgabe des Judenthums und des Juden in der Gegenwart. Acht Vorlesungen, gehalten in Berlin, vom 15. Januar bis 12. März 1845. Von S. Stern. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinet. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Theoretiker haben fast aller Orten ihre Stimmen für die Emancipation der Juden erhoben und laute Klagen erschallen lassen über die Barbarei unserer Zeit, die sich noch immer nicht von der Nothwendigkeit überzeugen wolle, das Unrecht früherer Jahrhunderte endlich gut zu machen. Nichtsdestoweniger ist die Praxis überaus hartnäckig geblieben. Die Staatsmänner haben nicht allein die Aussprüche der Theorie nicht berücksichtigt, sondern wol gar ausdrücklich gegen dieselbe sich verwahrt. Man hat ihr die Befugniß abgestritten, über praktische Rechtsfoderungen zu entscheiden, in Fragen des Lebens eine Antwort zu geben. Von mehr als einer Seite ist geäußert worden, was in der Theorie für Zulassung der Juden zum Staatsbürgerthum spreche, entscheide eben nur eine theoretische Zulassung oder die Zulassung in den theoretischen Staat; zwischen diesem aber und dem der Wirklichkeit sei glücklicherweise oder unglücklicherweise ein gerade so gewaltiger Unterschied als zwischen dem abstracten allgemeinen Begriffe und der sinnlichen einzelnen Anschauung. Was von jenem gelte, brauche wenigstens nicht nothwendig auch für diese zu passen.

So stehen denn also in der Beantwortung der Judenfrage Theorie und Praxis einander gegenüber, jede auf ihr gutes Recht pochend, jede das der andern bestreitend, die Theorie die Macht des Geistes, die Praxis die des Lebens von sich rühmend: ein Gegensatz wie er in tausend Formen und Gestalten im heutigen Dasein wiederkehrt. Fast in allen Gebieten sehen wir die Theorie Foderungen stellen, denen die Praxis nachzukommen sich nicht entschließen will, fast überall die Wissenschaft Reformvorschläge aussprechen und das Leben in starrster Gleichgültigkeit dagegen verharren. Ganz unwillkürlich dringt sich die Frage auf, welcher Umstände Schuld dieser durchgehende Gegensatz sei. Wären wir nur Theoretiker und huldigten einseitig dem Gedanken, so würden wir sicherlich nicht anstehen, über die faule Gewöhnung der Praxis, über die Bequemlichkeitsliebe der Menschen und ihr Hängen am Alten und einmal Hergebrachten mit allem Aufwand von Worten der uns zu Gebote steht Klagen über Klagen zu erheben. Wir würden unfehlbar in jenen gewaltigen Zorn und Ingrimm gegen die Wirklichkeit ausbrechen, darin der Gedanke seine eitle Selbstgefälligkeit am gott- und geistverlassenen Dasein der Welt gegenüber feiert. Wir würden ohne Zweifel endlich diesen Zorn durch die gewöhnlichen pomphaften Versicherungen von der Allgewalt des Geistes wieder beruhigen, des Geistes, der sich trotz alles Widerstrebens der Wirklichkeit, trotz aller Hemmnisse, welche ihm das Leben entgegensetze, mit unabänderlicher Nothwendigkeit siegreich durchführen und seine Ziele erreichen müsse. Wir würden schließlich und zuletzt nach solchem Versuche, uns Muth einzusprechen und in unserer spröden Beharrlichkeit gegen die ungläubige Welt uns zu bestärken, — die Sache auf sich beruhen lassen. Aber wir sind keine Theoretiker und darum weder geneigt noch berechtigt, es uns gar so leicht zu machen. Wenigstens meinen wir, erst ganz ernsthaft untersuchen zu müssen, ob nicht die Praxis am Ende doch noch ein höheres Recht als das der bloßen Bequemlichkeitsliebe für ihr Abweisen der Theorie geltend machen kann.

Daß das Leben der Wissenschaft bedarf, um über sich selbst zum Bewußtsein zu gelangen, liegt auf der Hand. Nicht minder, daß solches Bewußtsein die unumgängliche Bedingung, die conditio sine qua non jedes naturgemäßen Handelns ist. Denn da die Menschheit von keinem Instinct getrieben ihren Zielen entgegengeführt wird, so

würde sie ohne die Einsicht in die Gesetze des Lebens, wie sie durch die Bedürfnisse, leibliche und geistige, vorgezeichnet werden, dem verderblichen Schwanken völliger Rathlosigkeit preisgegeben sein. Sie würde in ihrer Freiheit einen Quell ausschließlichen Irrthums, in ihrer Willensfähigkeit die Möglichkeit nur des Bösen besitzen: erst in der Erkenntniß erreicht die Freiheit ihre Wahrheit, der Wille seinen Bestimmungsgrund. Die Erkenntniß ist der Menschheit ein Leitfaden, der sie im wirren und zügellosen Treiben da und dorthin ausschreitender Willkür, in den mannichfachen Abirrungen der Leidenschaft und vom Augenblick erregter Begierde, bei ihrem rechten und wahren Wesen, bei sich selbst erhält. Sie ist das Maß des Freiheitsgebrauchs. Eben um deswillen aber darf sie auch nichts Äußerliches, nichts außer dem Leben Liegendes für die Wissenschaft, darf nicht Namen enthalten, die nicht aus der Wirklichkeit des Daseins geschöpft sind, nicht Lehren bieten, die als ein Neues und Fremdes an das Leben herantreten. Vielmehr würden ihre Lehren, ihre Grundsätze, ihre Machtsprüche die zum Bewußtsein gekommenen Thatsachen dieses Lebens sein und die Praxis hat ein gutes Recht zu dem Verlangen, in denselben sich und eben nur sich wiederzufinden.

Gleichwol ist die gegenwärtige Wissenschaft gerade das Gegentheil von dem Allen. Sie hat zwar an der Wirklichkeit der Welt ihren Ausgangspunkt — denn das Wissen an und für sich ist ein leeres und bedarf der Wirklichkeit zum Inhalte —; aber von Abstraction zu Abstraction fortsteigend und so diesen Ausgangspunkt mehr und mehr zurückschiebend, sucht sie ihre Ziele in einem allerallgemeinsten Gedanken, der kaum noch einen Schatten, einen leisen Schimmer des Daseins widerspiegelt. Aus der sinnlichen Anschauung ihren ersten und ursprünglichen Inhalt empfangend, arbeitet sie an dessen Umwandlung durch das Denken so lange bis er ein allersubjectivstes Gepräge trägt und seine Beziehung zur Gegenständlichkeit auf ein Minimum gebracht ist. Mit einem Worte, sie entkleidet die Dinge ihrer unmittelbaren Wesenheit und verkleidet sie zu einfärbigen Begriffen, solche Unwirklichkeit dann für das wahre Wesen derselben ausgebend. Ist es da zu verwundern, daß die sinnliche Welt diese Wissenschaft von sich stößt? Oder wie vermöchte sie noch in derselben sich wiederzuerkennen? Die Praxis findet eine Theorie vor, die Alles eher enthält als eben *ihre* unmittelbar erfundenen Bedürfnisse, *ihre* Thatsachen und Bedingungen, eine Theorie, die somit keineswegs geeignet ist, sie über sich selbst aufzuklären, ihr zum Selbstverständnisse zu verhelfen: was sollte sie da veranlassen, bei solcher sich Raths zu erholen und solcher Aussprüche für sich gelten zu lassen? Gewiß, die gegenwärtige Wissenschaft, unfähig dem Leben rechte Belehrung zu spenden, trägt allein, einzig und allein die Schuld, wenn dieses nunmehr seinen eigenen Foderungen nicht zu genügen, auf seine eigenen Fragen keine Antworten zu geben, seine eigenen Streitpunkte zu keiner naturgemäßen Entscheidung zu führen im Stande ist.

Wir werden uns überzeugen, daß dies wesentlich der Fall in der Judenfrage ist. Bei einem großen Theile der Theoretiker beruht der ganze Rechtstitel der Judenemancipation in der Annahme einer natürlichen Gleichheit der Menschen. Alle Menschen, heißt es, sind gleich geboren und darum gleicher Rechte und Pflichten fähig; Unterschiede der Berechtigung und der Verpflichtung widerstreiten der Natur und ihre Existenz ist ein Zustand der Krankheit der Gesellschaft. Die gesunde Vernunft muß dagegen ankämpfen und ist bestrebt, den gegenwärtigen Staat auf jene natürlichen Verhältnisse und Bedingungen zurückzuführen. Ganz natürlich ist die Judenemancipation eins ihrer ersten und dringendsten Postulate. Denn es läßt sich doch wol nicht in Abrede stellen, daß die Ausschließung der Anhänger eines Glaubekenntnisses von politischen Rechten, in deren Genusse die eines andern sich befinden, eine gewaltige Störung des als normal bezeichneten Zustandes der Gesellschaft ist. Von diesem Standpunkte aus wird also die Judenemancipation zu einer Frage der Humanität, der allgemeinen Menschlichkeit. Es wird darum auch ohne Aufhören von der allgemeinen Bruderliebe geredet, welche den Menschen mit dem Menschen verknüpfen müsse, und natürlich kann es nun und nimmermehr begriffen werden, wie solche der Vergangenheit habe so gänzlich fehlen können. Wird nach dem Erklärungsgrunde für solchen bedauernswerthen Mangel gesucht, so muß in der Regel religiöse Unduldsamkeit Alles verschuldet haben. Die Phrase der Toleranz spielt dann ihre eitle selbstgefällige Rolle und unter überströmenden Gefühlsergüssen wird die emancipationslustige Judenmenschheit in ihre „natürlichen Rechte" — vorläufig theoretisch — eingesetzt. Aber von vornherein muß das politische Leben solche natürliche Gleichheit der Menschen als eine leere Einbildung, als ein Truggespinnst abweisen. Dieses weiß nichts von allgemeiner Menschlichkeit, von allgemeinem Menschenthume; es ist nur gewöhnt, die Menschen in ihrer Sonderung zu verschiedenen Nationalitäten, in ihrer Sonderung durch Geschichte und Bildung aufzufassen. Es hat es nirgend und an keinem Punkte mit dem Menschen als Menschen, d. h. eigentlich mit dem Menschenbegriffe, in welchem allein alle Menschen als etwas Gleiches in Eins zusammenfallen, zu thun. Denn dieser allgemeine Mensch wird nirgend im staatlichen Leben *erfahren*. Wird also eine Emancipation der Juden auf Grund des Umstands verlangt, daß an diesen sich alle diejenigen Merkmale zusammenfinden, welche den Menschen im Allgemeinen ausmachen, so geht dies die politische Praxis nichts an. Denn diese Foderung fodert ganz eigentlich nicht die Zulassung der Juden in den bestimmten, besondern Staat, in das bestimmte besondere Volksthum, sondern nur die Zulassung zum allgemeinen Menschenthume, und jene hat wahrlich solcher Foderung Recht noch niemals bestritten. Sie hat noch nie die Juden ihres Menschenseins berauben, sie darin verkürzen wollen, man müßte denn etwa die Judenverfolgungen früherer Zeiten als derartige Versuche

auslegen. Gottlob aber! in der Gegenwart braucht Dergleichen nicht mehr gefürchtet zu werden. Tritt nichtsdestoweniger die Theorie und dies nicht ohne Eifer und Hitze für das gute Recht der Juden als Menschen zu gelten in die Schranken, so erinnert dies an das Gesetz jenes akademischen Senats, der verordnete, daß hinfüro Derjenige, welcher einen Nachtwächter tödte, ganz ebenso bestraft werden solle als Derjenige, welcher ein gleiches Verbrechen gegen einen andern Menschen verübe. Die Juden haben alle Ursache, diesen ihren Freunden, welche sich auf die Entdeckung, daß ein Jude doch so zu sagen auch ein Mensch sei, wunders wie viel zu gute thun, gänzlich abzusagen.

Eine andere Beweisführung, wie sie von der Theorie für die Judenemancipation beliebt wird, beruft sich auf die Vortrefflichkeit der Moral des Judenthums. Dem Staate, wird gesagt, könne keine Gefahr drohen von Bekennern einer Religion, die nicht minder als jede andere zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden wisse, und es sei somit kein Grund vorhanden, die Juden von demselben auszuschließen. Aber wer hat denn schon je behauptet, muß die Praxis dagegen reden, daß der Staat nichts weiter als eine moralische Anstalt? In China etwa könnte diese Beweisführung eine schlagende sein und auch da nicht einmal ganz. Der Staat hat es mit noch ganz andern Dingen zu thun als die bloße Moral zu executiren; diese entnimmt sich vielmehr der specifisch staatlichen Sphäre und ist eine allen Völkern der Erde in gleicher Weise gemeinsame. Aus der Moral könnte Niemand die Verschiedenheit der Staaten begreifen, aus der Moral Niemand die wesentlichen Bedingungen des Bestehens derselben herleiten; — denn ihre Gebote sind durchaus allgemeine, über jede Besonderheit hinausreichende, und ein tugendsames Leben ist zu vielen Dingen nütze, aber es gewährt an und für sich noch keinen Patriotismus, kein politisches Ehrgefühl und alles Das nicht, was den Staatsbürger als Staatsbürger beseelen soll. Mit der Moral mag es sich im Privatleben gut haushalten lassen als Einzelner gegen den Einzelnen; die politische Ökonomie hat mehr Bedürfnisse als daß sie damit ausreichen könnte. Das staatliche Leben, welches selbst wieder ein deutsches oder französisches oder englisches u. s. w. ist, verlangt von der Theorie Belehrung darüber, ob die Juden in das gegenwärtige Deutschthum oder Franzosenthum oder Engländerthum u. s. w. eingegangen, mit diesem innerlich verschmolzen sind. Die Antwort darauf ist: „Das kann ich nicht sagen, aber es sind im Allgemeinen recht ehrliche Leute und weder Räuber noch Mörder.“ Ist das nicht ganz ausnehmend theoretisch?

Konnte nun das Leben in keinerlei Weise durch solche Theorien veranlaßt werden, die Nothwendigkeit der Judenemancipation anzuerkennen und demgemäß zu verfahren, so wurde die Frage gänzlich verschoben und der Knoten ein geradezu unauflöslicher, als ein gewisser philosophischer Absolutismus sich darein mengte. Dieser erklärte, die Gegenwart des staatlichen Lebens sei durchaus nicht berufen dazu, die Zulassung der Juden zum Staatsbürgerthum auszusprechen, und machte, um Alles in Einem zu sagen, die Möglichkeit der Emancipation von tausend Unmöglichkeiten abhängig. Die ganze Frage in ihrer jetzigen Stellung wurde ins Gebiet der Theologie verwiesen: die ganze Sache, wurde behauptet, ist ein Zank des Judenthums und des Christenthums, der um des begrifflichen Gegensatzes zwischen diesen beiden an und für sich nicht zu beschwichtigen, nur mit Aufgabe sowol des Christenthums als auch des Judenthums, mit Herstellung eines allgemeinen Humanismus zu seiner „kritischen“ Entscheidung gebracht werden kann. Der Christ soll den Christen, der Jude den Juden ausziehen, beide sich zu allgemeinen Menschen verflüchtigen, dann gibt es von vornherein keine Trennung mehr und die Judenfrage braucht gar nicht erst aufgeworfen zu werden. So lange dagegen der Jude noch Jude ist, wie sollte er in den „christlichen Staat“ eingehen können, — so lange der Christ noch Christ, wie sollte er den Juden als seines Gleichen bekennen? Denn Christ und Jude sind Todfeinde und müssen sich um des Begriffs willen durchaus hassen. Die Theorie gebietet ihnen geradezu: Haßt und verfolgt euch! und der Schlaf, in welchem sie befangen, ist tief genug, um ihr den Traumwahn nicht zu nehmen, sie sei wirklich eine absolute Gebieterin des Lebens. Diese Theorie macht scheinbar einen Ansatz dazu, der wirklichen Sachlage sich zu nähern; sie stellt wenigstens die Frage: Ist der bestimmte, nach ihr der „christliche“, Staat im Stande, die Juden in sich aufzunehmen, und diese, in einen solchen bestimmten einzugehen? Sie bringt also scheinbar schon Verhältnisse und Thatsachen der Wirklichkeit zusammen und untersucht, ob dieselben einer Einigung fähig oder nicht; aber in Wahrheit und bei Lichte besehen sind freilich diese Thatsachen der Wirklichkeit keine, sondern wieder ganz willkürliche theoretische Begriffe. Oder wo in aller Welt besteht heute der „christliche Staat“, wo in aller Welt gibt es Juden, die so ganz und gar noch mit dem Judenthume zusammenfallen, daß sie außer demselben nicht auch noch etwas für sich sind? Der Staat ist von Anfang an nur ein nationaler gewesen und hat im Volksthume ganz ausschließlich seinen Träger gehabt. Die Religion hat die Kirche, ein allgemeines Reich der Heiligen und Gläubigen begründet, aber die Staaten haben sich innerhalb dieses allgemeinen Reichs nach der Verschiedenheit der Nationalitäten gegliedert und das Christenthum hat diesen gegenüber niemals Gewalt gehabt. Im Verlauf der Geschichte hat sich dieses Verhältniß der Gleichgültigkeit zwischen Volksthum und Religion immer schärfer, immer offenbarer herausgestellt, sodaß in der Gegenwart auch die äußere völlige Trennung beider ein unabweisbares Bedürfniß geworden. Wer gab der Theorie das Recht, der Geschichte und der Natur der Dinge zum Hohne auf die im Augenblick allerdings noch bestehende, aber längst als Lüge von den Verständigen empfundene Verbindung des Staatsthums mit dem Kirchenthume die Behauptung zu grün-

den, daß der gegenwärtige Staat ein christlicher sei? Nicht allein, daß sie damit das Wesen des Staats, welches ein reiches und mannichfaltiges ist, in einem einzigen Merkmale untergehen läßt, dieses eine Merkmal ist nicht einmal ein dem Staate wesentlich zugehöriges, sondern ein nur zufällig und momentan mit ihm verbundenes. Wahrlich die Christlichkeit des heutigen Staats steht der Judenemancipation nicht mehr entgegen als etwa der Mohammedanismus desselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sechs humoristische Vorlesungen von Eduard. Gedruckt als Fastnachtsgabe für Freunde. Aachen, Wengler. 1845. 16. 7½ Ngr.

Diese Vorlesungen sind, wie der Verf. im Vorworte sagt, vor zahlreichen Versammlungen zu Aachen, Köln und Leipzig „unter stürmischem Beifall" gehalten worden. Dabei kommt das Meiste auf die Stimmung der Gesellschaft an. Ist der Redner sonst als ein joviales Haus beliebt, haben sich seine Zuhörer durch Gespräch und Wein hinlänglich erwärmt, so kann er mit einem sehr mäßigen Aufwande von Witz großes Gelächter, mit andern Worten stürmischen Beifall, hervorrufen. Gedruckt freilich machen sich die Sachen anders; betrachtet man sie dann in nüchternem Zustande näher, so wundert man sich wohl, wie es möglich gewesen ist, darüber zu lachen. Das sollte Jeder, welcher dergleichen Vorlesungen gehalten hat, reiflich bedenken, ehe er sich zum Druck derselben entschließt, und wäre es auch nur für Freunde. Wir waren nicht so glücklich, in den Kreisen zu sitzen welche Hr. Eduard mit seinen mündlichen Vorträgen erheiterte; was hier gedruckt vorliegt, hat uns nicht angesprochen und vergeblich haben wir darin nach Humor gesucht. Doch enthalten wir uns billig einer kritischen Besprechung dieser Reden und glauben gern, daß sie in lustigen Gesellschaften einen bessern Eindruck gemacht haben. 13.

Bemerkung.

Liebenswürdigkeit der Frauen.

Alle Liebenswürdigkeit, also auch weibliche, verlangt ihre Zeit und ihren Raum, und ist dadurch von beiden abhängig. Den Raum gewährt ihr das gesittete Gesellschaftsleben, denn vor Huronen ist sie nicht an ihrem Ort; die Zeit wird von selber durch das Lebensalter bestimmt. Darum soll die Liebenswürdigkeit gleich der Wissenschaft fortgehen mit der Zeit, d. h. sie soll nicht stehen bleiben in einer veralteten Form; die Frau und Mutter soll nicht mit der Liebenswürdigkeit des Mädchens, die Matrone nicht mit derjenigen einer jungen Frau erscheinen; sonst wird es den Weibern gehen wie den von ihnen gelesenen Romanen, wie dem beliebten Lafontaine und Walter Scott, deren Zeit vorüber. Doch ist es ein verzeihlicher Irrthum, wenn Frauen, deren Gemüth viel länger jung bleibt als das männliche, das Ablaufen einer Zeitepoche nicht gewahren, sonach ihre Liebenswürdigkeit zu starr festhalten, die Manier nicht verändern, gleichwie Lafontaine seine polternden Oheime und empfindsamen Jünglinge, Scott seine wahnsinnigen alten Weiber und spitzbübischen Helden wiederbringt. Möglicherweise sind durch Kunst die Grenzen der Zeiträume etwas zu verrücken, durch Nachhülfe kann die anfängliche Abnahme blühender Gesichtsfarbe oder eine Runzel verborgen werden; doch größere Kluft von Jahren und die Ungefügigkeit des Vergangenen und Gegenwärtigen macht sich endlich immer geltend. Daß nun Weiber dennoch mit Kunst Zeiträume zu verkleinern suchen, gereicht ihnen bei strengen Richtern zum Nachtheil, und man folgert daraus eine widrige Verletzung der Natur. Freilich gefällt von Natur das Weib dem Manne; allein zur ausgezeichneten Liebenswürdigkeit ist Kunst erfoderlich, eine Erhöhung des Natürlichen, eine mit Meisterschaft vollendete Darstellung desselben. Dann will das Weib gefallen, und man gewahrt dies gern, man wird bezaubert, bis hinterher der überlegende Verstand entdeckt, das Weib sei seiner Kunstmittel gewiß, brauche dieselben bei Jedem und Allen für allgemeinen Beifall. Sogleich ist die männliche Eitelkeit beleidigt, welche Bemühungen des Gefallens für sich allein begehrt und gern den Ruhm davonträge, durch persönliche Anregung das Liebenswürdige des Weibes in volles Licht gestellt zu haben. Daraus entspringen Vorwürfe von Unwahrheit, Ziererei, und Eitelkeit, die so häufig gehört werden: — Beschuldigungen der Eitelkeit wurzeln meistens in der eigenen. Man klagt über ermüdende gesuchte Unterhaltung, über Vertheilung von Gefühlen, über ein von blinden Verehrern erwecktes und unglücklich angestrebtes Ideal, man spräche vielleicht lieber selbst, erweckte zu neuem Gefühl, und gäbe dem Ideale das erste Lob. Wie ungerecht! Kunst und künstlerisches Bewußtsein sollen fehlen, bloße reine Natur soll gelten, und zwar in derjenigen Gestalt, die der Beobachter als die vollkommenste sich ausgedacht. Dies ist bei allgemeiner Liebenswürdigkeit unmöglich, sie muß genommen werden in ihrer eigenen Art, in einer kosmopolitischen nicht immer dem engern Ich und Haussinn zusagenden Weite, mit einem Bühnengeschmack, der andere Vorkehrungen verlangt als das Auftreten in der Familie und das Preiswürdige unter vier Augen. Dabei mag denn die Gefahr nicht geleugnet werden, daß liebenswürdige Frauen im weiten Raume der großen Welt sich selbst verlieren und eine Sammlung ihres Wesens entbehren, ohne welche die Innigkeit und Wahrheit des Gefühls schwerlich besteht, und für deren Pflege ihnen Zeit und Ruhe mangeln. Sie sind alsdann mehr zu bedauern als zu verurtheilen, und der Fehler ist zu suchen, wo er überhaupt für viele menschliche Verhältnisse zu finden ist — im unrechten Maß von Raum und Zeit. 24.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 61. — 2. März 1846.

Zur Judenfrage.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Ein ebenso begriffliches Unding oder undinglicher Begriff als der Staat ist der Jude dieser Theorie. Nicht im mindesten berücksichtigt sie, daß zwischen dem Juden der Gegenwart und dem der Zeiten etwa des Königs David ein gar gewaltiger Unterschied ist, daß nicht minder Unterschiede sich herausstellen, wenn man die polnischen, russischen, spanischen Juden u. s. w. mit den deutschen, französischen und englischen vergleicht, daß man also die einen nicht für die andern verantwortlich machen, die charakteristischen Eigenschaften der einen nicht zugleich von den andern aussagen kann. Sie hat es immer nur mit dem allgemeinen Juden zu thun und weiß von diesem kein anderes Merkmal geltend zu machen als eben das Judenthum nur. Daß aber der Jude des Lebens, der leibhafte und wirkliche Jude, nicht blos Jude, ein durch und durch jüdischer Jude ist, sondern so gut wie der Christ auch eine von der Religion unabhängige, selbständige Sphäre noch ausfüllt, das kümmert sie nicht, darum will sie sich nicht kümmern. Ihr Eins und ihr Alles ist der Begriff; das Leben seinerseits mag zusehen, wie es diesem sich unterordnet, oder des ganzen Zorns der Theorie sich gewärtig halten.

Freilich aber ist es auch vom Standpunkte des Begriffs aus ganz und gar unbegreiflich, wie der Glaube und ein vom Glauben nicht bedingtes Leben nebeneinander hergehen können. Denn der Begriff vermag sich über den logischen Widerspruch des religiösen und eines davon unabhängigen politischen Lebens nicht zu erheben und ist immer bereit, sein Entweder — Oder dazwischen zu schreien. „Entweder sei ein Religiöser — heischt er — oder sei Lebemann, entweder huldige Gott oder huldige den Menschen; denn du kannst nicht Beides wollen, nicht zweien Herren zugleich dienen. Der Dienst Gottes verlangt Hingabe an ein Übersinnliches, an eine jenseitige Welt der Wahrheit; der Dienst der Menschen verlangt, daß du diese irdische Welt als die wahre anerkennst und deinen Genuß und deine Befriedigung auf Erden suchst. Du würdest ein untauglicher Weltmann sein, wolltest du über dem Anschauen des Gottesreiches die Gegenwart mit ihren Foderungen und Bedürfnissen aus den Augen verlieren." Aber der Begriff vergißt dabei gänzlich, daß auch nicht die mindeste Nöthigung vorhanden ist, solche widersprechende Momente in eine Einheit zusammenzufassen, wie er dies willkürlich thut. Er hat allerdings Recht zu der Behauptung, daß Niemand zweien Herren gleichzeitig dienen könne; aber wie dann, wenn von solcher Gleichzeitigkeit gar nicht die Rede? Gerade dieses „gleichzeitig" wird vom Begriffe nur erschlichen, denn in ihm selbst wird von Zeit und Raum ganz und gar abgesehen. Seine Einheit ist eine zeitlose und kann darum für das Leben nicht gelten, dessen wesentliche Form und Bedingung die Zeit. Was im Begriffe nicht zusammenpassen will, kann immer noch getrennt existiren; was nicht gleichzeitig möglich, kann in der Aufeinanderfolge möglich sein; was als Einheit nicht ist, kann als Zweiheit sein; mit einem Worte: der Widerspruch, welcher logisch unstatthaft, ist es um deswillen nicht in der Praxis und das Leben mehr als eine logische Abhandlung. Die Theorie hat zu ihrer Foderung: Entweder Himmel oder Erde! nicht ein Haar breit mehr Recht als zu der Foderung: Entweder Tisch oder Bank! Wie dieses ant — aut am Raume, so splittert jenes an der Zeit. Man kann es sehr gut begreifen, daß Tisch und Bank nebeneinander bestehen können; nicht schwieriger ist die Einsicht in die Möglichkeit, daß der Mensch dem Himmel und der Erde suum cuique! Jedem sein bescheiden Theil der Verehrung und Liebe zukommen läßt.

Nach allen diesen Verirrungen der Theorie kann es nicht mehr schwer fallen, die sachgemäße Stellung der Judenfrage zu finden. Sie ist einfach diese: Sind die gegenwärtigen Juden fähig, in den modernen volksthümlichen Staat einzugehen, haben die jetzt lebenden deutschen Juden das Deutschthum wahrhaft in sich aufgenommen, sodaß gleiche volkliche Interessen mit den naturwüchsigen deutschen Staatsgenossen bei ihnen möglich sind? Wir werden diese Frage nicht beantworten können, ohne ein schon Angedeutetes, einerseits das Verhältniß des gegenwärtigen Christenthums, andererseits das des gegenwärtigen Judenthums zum nationalen Staate ausführlicher und sorgfältiger zu prüfen.

Das Christenthum ist seiner innersten Natur nach alle Dem abgewandt, was den Genuß des irdischen Lebens angeht. Nur und ausschließlich dem religiösen

Bedürfnisse der Menschen Befriedigung bietend, läßt es den ganzen übrigen Menschen unberücksichtigt außer sich liegen. Es ist eine Religion, die nichts weiter sein will als Religion, die nicht mehr geben will als Erbauung, die keineswegs alle Seligkeit, alle Genüsse und alles Heil des Menschen in sich schließt. Wenn sie gebietet: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes, so bekennt sie ausdrücklich, daß das gesammte Leben nicht unter ihr befangen, daß es auch selbständige Sphären außer ihr gebe. Etwa nur in den frühesten Zeiten ihres Daseins, da noch der Gegensatz eines maßlosen und überreizten weltlichen Lebens dem Gläubigen unmittelbar vor Augen stand, mochte sie über diesen eine ausschließliche Herrschaft führen, dieser sich mit der Summe seiner Bedürfnisse ihr unterordnen. Wer aber sieht nicht, daß dies eine bloße zeitweilige Erscheinungsform ist, nicht das Wesen der Religion selbst? So war es denn auch eine Nothwendigkeit, daß das staatliche Leben auf durchaus unabhängigen Basen erwuchs. Das Christenthum bewies sich so wenig als ein staatenbildendes Princip, daß es selbst in seiner ersten Frische nicht im Stande war, den entgeisteten antiken Staat, in den es einging, umzuschaffen oder ihm neuen Halt, neue Lebensfähigkeit zu geben. Der griechisch-römische Staat blieb der er gewesen, obwol das Christenthum zur Staatsreligion erhoben worden. Ebenso wenig hat es den germanischen Staat geschaffen. Wäre dies der Fall, so müßte derselbe nothwendig ein Staat aller Gläubigen, nicht ein Staat des besondern Volksthums sein. Empfing er nichtsdestoweniger das Prädicat allgemeiner Christlichkeit, so konnte ihn dies doch nicht hindern, seine speciellen Interessen, und war es auch zum Nachtheil der ganzen übrigen Christenheit, zu verfolgen. Zu wiederholten Malen führte er sein besonderes Volksthum gegen ein anderes in den Kampf, wenngleich beide in gleicher Weise dem einigen christlichen Glauben huldigten. Das staatliche Interesse zeigte sich also wenig mit dem der Religion verbunden, die Religion vermochte den Staat, der Staat die Religion nicht zu bedingen. Während Deutsche gegen Welsche die ganze Schärfe ihres nationalen Zornes kehrten, blieben Deutsche wie Welsche doch Brüder im Glauben.

Noch schärfer stellte sich dies Verhältniß der Gleichgültigkeit zwischen Religion und Staat nach der Reformation heraus. Diese zerklüftete den bisher einigen Glauben in zwei schroffe feindliche Gegensätze: gleichwol behauptete der Staat seine Einheit und umfaßte in dieser die getrennten Parteien. Mußte er nicht also den Träger seiner Einheit in einem durchaus andern Princip finden als in dem des Glaubens? in einem Princip, das sich durch Spaltungen der Glaubensmeinungen nicht wirklich erschüttern ließ, das stabiler und fester war denn diese? Protestant und Katholik, im Glauben getrennt, wurden Genossen eines und desselben Staats, fanden in diesem eine Sphäre, welche sie vereinigte, ihnen gleiche Interessen gab. War dies möglich, wenn Staatsleben und Glaubensbekenntniß wesentlich in Eins zusammenfielen? Seit der Reformation aber ist die Trennung im Glauben eine immer mannichfaltigere geworden. Die verschiedensten und entgegengesetztesten religiösen Überzeugungen wurden geltend; fast jeder Bekenner des Christenthums bekannte einen andern Glauben, sodaß es heutzutage kaum noch zwei Christen geben mag, deren Ansichten vollkommen und ganz und gar übereinstimmen. Wollte nun der Staat die Bedingung seiner Existenz, die Garantie seines Bestehens in die Religion setzen, welcher Staat bestände wol noch? Wahrlich, es kann nichts Lächerlicheres geben als die Ansicht Derer, welche die naturwüchsige Einheit des Volksthums durch eine etwanige künstliche Einheit des in seinem Wesen zerklüfteten und, weil die mannichfachsten Deutungen und Auslegungen, die mannichfachsten Gegensätze zulassenden Glaubens ersetzen wollen. Der Staat betrügt sich selbst, der an der Religion seine Stütze sucht. Nach den vielfachen Erfahrungen, die er in dieser Beziehung zu seinem Schaden gemacht hat, wird er es sich nicht bergen können, daß er die Religion nun auch wirklich äußerlich von sich abscheiden und sich selbst anheimgeben muß. Er wird endlich das Staatsbürgerthum nur noch von der Hingabe an das Volksthum, wie es durch Natur und Geschichte geworden, abhängig machen dürfen und die Juden zu jenem berechtigen müssen, sobald er sich davon überzeugt hat, daß ihr Eingehen in dieses eine wirkliche Thatsache.

Allerdings aber hat es mit dem eigentlichen Judenthume eine ganz andere Bewandtniß als mit dem Christenthume. Wenn dieses in seinen Bekennern nur eine Seite, nur ein Bedürfniß in Anspruch nimmt und die übrigen frei entläßt zu selbständiger Befriedigung, so umfaßt das wahre alte Judenthum den ganzen Menschen. Es bietet nicht nur religiöse Erbauung, es bietet in sich selbst auch schon den Genuß der Weltlichkeit; es scheidet sich nicht von dem staatlichen Leben als ein besonderes und diesem gleichgültiges ab, sondern macht den Staat von sich abhängig. Der christliche Gott hat es mit Volksthum, mit Staat und Politik nicht zu schaffen, er ist ein Gott aller Gläubigen, gehören diese einem Volksthume an welchem es immer sei; aber der jüdische Gott ist ein Gott seines auserwählten Volks, Jehovah ist der Träger und das Princip des jüdischen Stammes. Der Jude findet in seiner Religion sein Eins und sein Alles; sie ist ihm Glaube, Heimat und Vaterland, die Garantie nicht blos innerer Seligkeit, sondern auch äußern Gedeihens und weltlichen Wohlstandes. Im Judenthume werden alle Bedürfnisse des Gläubigen gesättigt; das Leben dieses ist von der Religion ganz und gar durchdrungen, und es gibt kein Moment, das sich ihr entziehen, eine selbständige Geltung für sich in Anspruch nehmen könnte. Das Judenthum ist eine gründliche Heiligung, eine durchgehende Vergöttlichung der gesammten Weltlichkeit: — diese für sich ist nichts, sie empfängt ihr Sein, ihr Wesen, ihre Bedeutung erst von Jehovah. So konnte es denn auch geschehen, daß als die Judenzeit längst ihrer naturwüchsi-

gen Nationalität beraubt, als sie vom Boden ihrer Väter vertrieben und über alle Länder der Erde zerstreut war, sie nichtsdestoweniger ihr Volksthum in aller Starrheit aufrecht erhielt. In ihrer Religion fand sie es wieder und da, wo ihr nur so viel Raum geboten war, um Jehovah einen Altar zu errichten, hatte sie auch ihre Heimat. Glaube und Volksthum waren ihr so unzertrennlich, daß der Abfall vom rechten Glauben zugleich ein Verrath an der Nation und solcher ohne jenen nicht denkbar war. Anders hätten auch die Juden mitten in dem bewegten Treiben der Völker, welche die moderne Geschichte geschaffen, nicht ihre unbewegte Ruhe, die Starrheit des Todes behaupten können; und jene Verfolgungen, deren Gegenstand sie zu wiederholten Malen gewesen, hatten sicherlich ebenso sehr, wenn nicht mehr noch, in einem beleidigten Volksthum ihren Grund als in religiösem Fanatismus. Beides verband sich der Judenheit gegenüber überaus leicht. Die Zähigkeit, mit welcher die Juden die Vergangenheit mitten in der Gegenwart festhielten, eine längst abgestorbene Nationalität innerhalb einer lebendigen und in frischem Ringen und Kämpfen begriffenen, mußte das Selbstgefühl und den Stolz dieser gegen sich aufbringen. Nicht ewig aber konnte der Widerspruch dieser Stellung der Juden dauern; er mußte endlich seine geschichtliche Lösung finden und es machte sie hier wie in allen ähnlichen Fällen das welthistorische Recht des lebendigen Volksthums geltend. Kann man auch keinen bestimmten Zeitpunkt angeben, wo das Leben der Geschichte zuerst in die Judenzeit einbrach und das Judenthum bewältigte, so sind doch die Folgen eines solchen Einbruchs unwiderleglich vorhanden. Die deutschen Juden der Gegenwart sind nicht mehr was ihre Väter und Vorfahren; sie sind nicht mehr eine abgeschlossene Nationalität, wenigstens freuen sie sich derselben nicht mehr, wenigstens wollen sie dieselbe nicht weiter behaupten. Wie dieser Proceß vor sich gegangen, wie allmälig die religiöse Nationalität der naturwüchsigen gewichen, wie das Judenthum in seinen Bekennern auf das rein religiöse Gebiet zurückgedrängt worden und alle übrigen Sphären des Lebens, die an und für sich nicht religiösen, freigegeben hat, darüber fehlen uns noch die Nachrichten. Es ist leicht begreiflich, daß die Juden, welche allmälig zum Bewußtsein des Widerspruchs ihrer Stellung zum Leben kamen und dem modernen Volksthume sich anzuschließen strebten, wenig an die Darstellung solchen Processes, in welchem sie unmittelbar befangen waren, denken konnten. Den Christen aber fehlten wieder alle andern Bedingungen, welche Forschungen danach ermöglichen.

Das Judenthum der Gegenwart enthält nun zwar allerdings noch alle jene Dogmen, welche den vergangenen und zukünftigen Gottesstaat verkündigen und die Erinnerungen des Gewesenen nicht minder als die Verheißungen des Kommenden festhalten; es wird im heutigen Judenthume noch gelehrt, daß der Messias erscheinen werde, um alle Feinde desselben ihm zu Füßen zu legen und einen Schemel der Herrlichkeit der Judenheit daraus zu bereiten; so laut auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands reformatorische Stimmen sich haben vernehmen lassen, der große, ja vielleicht der größte Theil der Juden bleibt dem Glauben seiner Väter getreu und ändert kein Jota an dem Überkommenen; — aber gleichviel, das weltliche Herz ist bei diesen Dogmen nicht. Das weltliche Herz hat sich vom religiösen Gemüthe getrennt, sich von dessen ausschließlicher Herrschaft emancipirt und lebt und schlägt für den Genuß des lebendigen Daseins der Gegenwart. Nur als Religiöser noch preist der heutige Jude den kommenden Messias, aber auch er unterscheidet ganz unwillkürlich zwischen seiner Religiosität und seiner weltlichen Bestimmung, seiner Lebensaufgabe. Er rüttelt am Dogma nicht, weil es ihm von früh an Erbauung und eine beseligende Erregung des Gemüths geboten, — wer aber mag behaupten, daß sein ganzes Sein in solch seligen Träumereien aufgeht, daß er nicht vielmehr neben diesen noch andere Freuden, seiner andern Bedürfnisse Befriedigung suche? Er ändert Das, was ihm von den Vätern überliefert worden, nicht und versucht es nicht, „zeitgemäße Bestimmungen" hineinzutragen, weil dem Frommen die Religion nicht Menschenwerk, sondern ein unantastbar Heiliges ist, weil er in dieser Heiligkeit keine Unterschiede zu machen weiß und jede Veränderung und Umgestaltung eines Theiles ihm die Heiligkeit des Ganzen zu gefährden scheint; — aber da, wo er nicht Religiöser ist, wo ihn das Leben der Welt mit seinen tausenderlei Foderungen und Ansprüchen umfängt, wie sollte ihn da noch das religiöse Bekenntniß hindern, jenem ganz und gar und mit ganzem Herzen sich hinzugeben? Nur etwa der Gebildete, bei dem das Bedürfniß des Denkens rege geworden, der der Consequenz huldigt und gewöhnt ist sein ganzes Leben in strengster Folgerichtigkeit, in völliger Übereinstimmung aller seiner Theile aufzufassen, nur dieser wird veranlaßt sein, seiner religiösen Überzeugung einen dem Leben entsprechenden Ausdruck zu geben. Er wird ein Dogma nicht weiter bekennen wollen, was er im Leben nicht zugleich bekennt, und sich demgemäß eine Religion für seinen weltlichen Gebrauch zurichten. Aber darum etwa zu meinen, daß nur dem Gebildeten das Bedürfniß nach Anschluß an das Leben der Gegenwart aufgegangen, wer sieht nicht wie irrthümlich, wie wenig auf die Erfahrung gegründet solch Urtheil wäre! Wir wagen ohne Furcht vom Leben Lügen gestraft zu werden die Behauptung, daß den gegenwärtigen deutschen Juden sammt und sonders Ungebildeten wie Gebildeten die Religion, obwol sie in sich selbst ein eigenes Volksthum begründet, kein Hinderniß mehr ist, sich an das gegenwärtige hinzugeben, mit diesem zu verschmelzen. Ja, wir gehen noch weiter und behaupten, daß der nicht blos mögliche, sondern wirkliche Anschluß an den modernen Staat und dessen Voraussetzungen eine damit gleichzeitige, davon gar nicht zu trennende Thatsache ist. Der Jude konnte den religiösen Staat, das religiöse Volksthum um keines Andern willen aufgeben als um des wirklich lebendigen Staats der Geschichte willen.

Ist es nun unsere Aufgabe, diejenigen Thatsachen im jüdischen Leben aufzuzeigen, welche die Beweise dafür an die Hand geben, so können wir derselben nur genügen, indem wir wieder die unmittelbare Anschauung und Erfahrung des Lesers zu Hülfe rufen. Auf diese müssen wir fort und fort zurückgehen; sie ist die Voraussetzung, ohne welche unser ganzes Thun ein vergebliches ist. Wird man es uns verübeln können, wenn wir an der Unbefangenheit der Anschauung eines großen Theiles der Leser bescheidene Zweifel hegen? Nicht zu gedenken Derer, die von vornherein jeden Gedanken an Emancipation der Juden abweisen, so haben von den Andern die meisten gerade nur theoretisch sich damit abgefunden und meinen es sich um deswillen nicht verbieten zu müssen, im Leben die allermerkwürdigsten Vorurtheile gegen die Juden beizubehalten. Sie wollen die Juden als allgemeine Menschen emancipirt wissen und halten es darum für etwas Gleichgültiges, daß sie dieselben als besondere Menschen nicht leiden mögen und gewöhnt sind, nicht ohne Widerwillen sie zu betrachten. Daß dies jeder ernsten Forschung hinderlich entgegentritt, ist gewiß und wir fürchten, offen gestanden, geradezu daran zu scheitern. Nichtsdestoweniger soll wenigstens der Versuch gewagt werden, den Leser zur Unbefangenheit zu — nöthigen.

(Der Beschluß folgt.)

Thomas Morus und sein berühmtes Werk „Utopia". Aus dem Englischen übersetzt. Mit bio- und bibliographischer Einleitung herausgegeben von E. M. Öttinger. Leipzig, Ph. Reclam. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

Nach dem Titel dieses Büchleins sollte man vermuthen, es sei die Übersetzung eines englischen Werks über Thomas Morus, und man sieht nicht wohl ein, was die „bio- und bibliographische" Einleitung des Hrn. Öttinger dabei sollte. Es ist aber nur eine Übersetzung der von Thomas Morus verfaßten „Utopia", und die Einleitung, die über den Verf. handelt, ist nur vier Seiten lang, und besteht größtentheils in der Aufzählung von Titeln von Übersetzungen des Buchs in mehre europäische Sprachen, und Biographien des Verf. Das eigentlich Biographische dieser Einleitung nimmt nur 15 Zeilen ein. Endlich ist die Übersetzung „aus der gewandten Feder des Hrn. Hermann Kothe" nicht nach der Ursprache angefertigt, denn das Buch ist vom Verf. Lateinisch abgefaßt worden, sondern nach einer englischen Übertragung. Das nennt man Buchmacherei! Ref. kann sich von der Nothwendigkeit der vielen Übersetzungen, welche heutzutage erscheinen, nicht überzeugen. Wer nicht die wenigen Sprachkenntnisse besitzt, die zum Verständniß wissenschaftlicher Werke erfoderlich sind — und wie sollte dazu viel erfoderlich sein, da ja die Kunstausdrücke in allen Sprachen dieselben sind? —, dem ist auch nicht der Bildungsgrad zuzutrauen, den eine sachgemäße Benutzung derselben voraussetzt. Und vollends ein Buch das in englischer Sprache zu lesen ist, die sich der Deutsche mit so leichter Mühe aneignet! Der Verf. führt eine Äußerung des berühmten Juristen G. W. Böhmer an: „es würde eine Übersetzung dieses Buchs unsere Literatur mit einem interessanten Actenstücke zur Geschichte der Rechtsphilosophie jenes Zeitalters bereichern." Lieber Gott, wenn alle „Actenstücke zur Geschichte" übersetzt werden sollen! „Und", heißt es weiter, „selbst bei neuen Criminalgesetzgebungen angewendet werden können." Von wem? Nun, wird man antworten, von Landtagsdeputirten etwa; willst du denn diese Angelegenheiten wieder ganz in die Hände studirter Romanisten legen? Um Vergebung! die Mitwirkung von schlichten Männern aus dem Volke — denn von diesen handelt es sich in diesem Falle allein, den Gebildeten ist das Englische zugänglich — bei dergleichen Dingen ist ein großer Fortschritt, aber man muß sie richtig verstehen. Sie ist von ganz anderer Art als die der Studirten. Sie kann nicht darauf gehen, diese in ihrer wissenschaftlichen Begründung und historischen Gelehrsamkeit zu controliren — und dazu scheinen ihnen dergleichen Übersetzungen dienen zu sollen, durch die sie doch gerade ganz und gar von den andern abhängig würden, die ihnen dergleichen nur nicht anzufertigen brauchten —, sondern sie kommt als die ganz unmittelbare Stimme des Volks und Zeitalters in Betracht. Nun bedarf zwar auch diese einer gewissen Ausbildung; allein dazu möchte ein Werk, das ganz im Geiste des 16. Jahrhunderts abgefaßt ist, vielleicht am wenigsten geeignet sein. Es ist historisch interessant, daß schon damals eine Stimme erschollen gegen die Übel, an denen England krankt oder noch vor kurzem krankte, der Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen, der Todesstrafe für den Diebstahl — aber was dagegen vorgebracht wird, ist heutigentags Jedermann geläufig. Und von manchen andern Mißständen, die hier zur Sprache gebracht werden, z. B. der Kriegslust der Fürsten oder den Bedrückungen derselben, ist schon lange nicht mehr die Rede. Aber der Grundgedanke des utopischen Staats, den der berühmte Kanzler von einem gewissen Rafael Hythladée schildern läßt, der ihn, vom Amerigo Vespucci auf seiner vierten Reise zurückgelassen, in Amerika entdeckt haben soll, ist die Gütergemeinschaft. Da haben wir vielleicht den Grund, weshalb das Buch den heutigen Lesern in die Hände gespielt werden soll. So hat man sich vor kurzem von communistischer Seite auch auf die Republik Platon's berufen. Aber mit schlechtem Glück; wenn die modernen socialistischen Theorien darauf ausgehen, das Individuum geltend zu machen, läuft die Platon'sche Staatslehre gerade auf das Gegentheil hinaus. Und so kann auch das vorliegende Buch im Grunde zur Lösung unserer Tagesfragen nichts beitragen; denn seine Tendenz ist nicht sowol social als moralisch. Übrigens scheint die Übersetzung an einigen Stellen etwas flüchtig gearbeitet zu sein; es wird (S. 132) von den Utopiern gerühmt, sie seien gewandt und nervös — ein seltsamer Vorzug! — es wird im Englischen wahrscheinlich nervous stehen, das bedeutet aber muskulös oder nervig. 42.

Literarische Notiz.

Neue englische Erzählungen.

„The master passion, and other tales and sketches", von Thomas Colley Grattan (London 1845), sind nur eine Sammlung in Zeitschriften erschienener Erzählungen des durch seine „Highways and byways" rühmlichst bekannten Verfassers. Die Erzählung, welche dem Buche den Titel gegeben, ist unstreitig die beste, mit dem jetzt seltenen Verdienste origineller Schöpfung und dem alleinigen Fehler hier und da zu stark aufgetragener Farben. Die übrigen Erzählungen sind insgesammt kürzer und flüchtiger, empfehlen sich aber der großen Masse der Leihbibliothekenkunden durch inwohnende Schauder. Außerdem fehlt es keiner an Handlung, an Ereignissen, an Überraschungen und nebenbei an Zärtlichkeiten. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 62. — 3. März 1846.

Zur Judenfrage.

(Beschluss aus Nr. 61.)

So lange die Juden noch nicht wirklich durch das Gesetz emancipirt sind, sondern vom eigentlichen staatlichen Leben noch ausgeschlossen, liegt es auf der Hand, daß die Kreise, in denen sie ihre Hingabe an das Volksthum der Gegenwart bewähren können, nur geringe und beschränkte sind. Nur in einzelnen Theilen Deutschlands besitzen sie schon die Rechte der Gemeindebürger, wie in Preußen; in dem übrigen Theile dagegen ist es ihrer Thätigkeit noch fast gänzlich verwehrt, über das Privatleben hinauszugehen. Gleichwol bietet auch dieses schon ein reiches Feld zu den fraglichen Beobachtungen. Man wird es wenigstens nicht für unwesentlich halten dürfen, daß das Familienleben der Juden längst seine frühere Abgeschlossenheit aufgegeben und dem eindringenden Volksthume Thor und Thür bereitwillig geöffnet hat, — oder es ignoriren, daß das gesellige Leben überall am deutschen Elemente seine Ergänzung und Bereicherung sucht. Es ist eine Thatsache, von der Jeder, der mit Juden verkehrt hat, sich überzeugt haben muß, daß von diesen die Freundschaft und ein traulicher Verkehr mit christlichen Volksgenossen als ein lebhaftes Bedürfniß empfunden, daß sie selbst mit Opfern gesucht und erkauft wird. Die Familien schicken ihre Angehörigen in die christlichen Schulen und nicht nur diese und jene, sondern wo es irgend die Verhältnisse gestatten. In der Schulgenossenschaft aber wird von früh an dem Einzelnen seine Gemeinsamkeit mit den Andern schon durch den gemeinschaftlichen Unterricht, durch ein gemeinsames Lernen und Streben zum Bewußtsein gebracht. Die Bande jugendlicher Freundschaft, die sich hier knüpfen, mögen noch so wenig dauernd sein, so erschließen sie doch das Herz und erheben es über die Schranken der bloßen Glaubensgenossenschaft. Wie sollte die Familie den Ihrigen dies gestatten, wenn ihr selbst solche Gemeinsamkeit zuwider wäre? Das volkliche Element muß ihr vielmehr kein fremdes mehr sein, würde sie doch sonst durch solches Thun den Bruch ihrer selbst heraufbeschwören. Hand in Hand damit geht die durchaus deutsche Bildung unserer gegenwärtigen Judenheit. Nicht mehr die Kenntniß des Alten Testaments und Rabbinerweisheit gilt ihr als Erfoderniß des Lebens, sie zieht ihre wesentliche geistige Nahrung aus dem deutschen Geiste. Vielleicht wird von uns selbst nicht mit größerer Verehrung den Heroen unserer Wissenschaft und Kunst gehuldigt als von den modernen Juden und gewiß ist, daß wenn diese oft zu einem lächerlichen Enthusiasmus sich aufspreizt und von der Eitelkeit eines „jüdischen Schöngeistes" zur Schau getragen wird, darin ein nicht minderes Anerkenntniß zu suchen ist. Unter all dieser Verzerrung leuchtet noch immer das gesunde Bedürfniß hervor, mit dem volksthümlichen Geiste sich zu vermählen. Mögen es auch innerlich schlechte Ehemänner sein, die ihre Liebe ewig und immer im Munde führen, so bekennen sie doch, daß die Ehe ihnen etwas Wesentliches ist. Denn mit Unwesentlichem oder als unwesentlich Erkanntem pflegen die Menschen nicht zu prunken. So ist denn auch die deutsche Sprache der Juden heutzutage die Sprache des Lebens. Nicht mehr fremdländische Laute, sondern die heimischen sind es, in denen das Kind zum ersten und frühesten Verständniß der Welt gelangt, in denen es seine ersten Beziehungen zum Dasein, zum Ausdruck bringt. Und das ist eine gar wesentliche Sache; denn Sprache und Erkennen hängen innig zusammen, und mit der Sprache, da wo sie nicht blos äußerlich erlernt, sondern erlebt wird, wird zugleich die Anschauungsweise eines Volks errungen. In der Sprache legt ein Volk auf die unmittelbarste Weise sein ganzes volkliches Empfinden, Fühlen und Vorstellen nieder: sollte Derjenige, welcher in ihr so zu sagen geboren und erzogen wird, noch ein Fremder sein können? Was kann es überhaupt außer der Geburt von deutschen Ältern noch für ein natürlicheres Band der nationalen Genossenschaft geben als eben das der Sprache? Muß aus ihr nicht ganz unmittelbar volkliche Gesittung und Gewöhnung auf die Familie und den Einzelnen überströmen? Aber nicht genug, daß die Juden auf diese Weise das deutsche Volksthum in sich aufnehmen, von ihm genährt und durchdrungen werden, sie haben das Empfangene auch schöpferisch weiter gebildet und wahrlich nicht in geringem Maße an der Fortentwickelung des deutschen Geistes sich betheiligt. Weil ihnen alle andern Sphären, die Gebiete praktischer öffentlicher Thätigkeit noch abgeschnitten sind, haben sie sich mit einer staunenswerthen Energie auf Literatur, Kunst und Wissenschaft geworfen.

Die große Menge der Juden, die heutzutage in diesen Feldern mit Leistungen aufgetreten sind, zeugt von dem weiten Umfange des Bedürfnisses, an der Bildung des vaterländischen Lebens mitzuwirken. Wir finden unter ihnen Männer, die das Höchste erreicht, die als ein Stolz des deutschen Namens aufgeführt werden, denen die Nation nicht in ephemerem Beifalle, sondern in aufrichtiger Anerkennung das Zeugniß ausgestellt hat, daß sie in ihnen sich selbst verklärt wiedergefunden. Wir begegnen gerade unter den Juden Männern, die einer überhandnehmenden Nachahmung des Fremdländischen gegenüber das deutsche Wesen aufrecht erhalten und mit seltenem Erfolge vertreten. Haben wir es doch erst in diesen Tagen erlebt, daß gerade von einem solchen wieder die Richtung auf das Volksthümliche in der Literatur angebahnt und einer gewissen kosmopolitischen Verstandesbildung unserer gegenwärtigen Gesellschaft das Bild des Lebens in Kreisen, die strenger und inniger am Heimischen hängen, entgegengehalten wurde. Ebenso zählt gegenwärtig die deutsche Musik unter ihren hauptsächlichen Trägern einen von jüdischer Abstammung. Die Musik aber ist die Weise, darin die reinste Innerlichkeit des Gefühlslebens zu Tage kommt. Wenn im Worte der Mensch seine Beziehung zur Außenwelt darlegt, so redet im Tone die in sich selbst versunkene Seele. In den Ton faßt der Mensch jenes Fühlen und Empfinden, das gegenstandlos in seinem tiefsten Innern waltend lebt. Er ist die reine Beziehung der Psyche auf sich selbst, der Ausdruck innigsten Selbstgenusses. Welch völlige Hingabe an das Volksthum erheischt es also nicht, wenn in der Musik ihm eine tönende Erscheinung gegeben werden soll? Gewiß, eine Hingabe, die aller selbstischen Besonderheit sich entäußert.

Und wenn nun die Juden auf diese Weise ihre private Stellung in jeder möglichen Hinsicht ausgebeutet, wenn sie als Private nicht nur das lebendigste Interesse am deutschen Volksthume an den Tag gelegt, sondern bewiesen haben, daß dieses in sie und sie in dieses wirklich eingegangen, so ist nicht minder anzuerkennen, daß da, wo eine weitere Sphäre ihnen erschlossen gewesen, auch diese vollkommen ausgefüllt worden. In dem Kampfe gegen die französische Herrschaft haben Juden freiwillig sich in die Scharen der Streiter für Gott und Vaterland eingereiht und damit den Beweis gegeben, daß auch ihnen die volkliche Ehre und Freiheit Deutschlands eine unabweisbare Bedingung des Lebens. Als in sich geschlossene Nationalität hätte es sie allerdings wenig kümmern können, ob Deutschen oder Franzosen die Herrschaft anheimfalle; aber schon damals hatten sie aufgehört eine solche zu sein. Sie gaben ihre Kräfte willig hin zum Gedeihen des großen Ganzen, als dessen Glieder sie sich fühlten. Nun, eine Verbindung, die in der Noth erprobt wird, ist sicherlich nicht die lockerste. Ohne noch zum vollen Staatsbürgerthum zugelassen zu sein, haben die Juden nichtsdestoweniger auch später in den Zeiten des Friedens die Verpflichtung zum Militairdienste nicht als eine Last gezwungen übernommen, sondern als ein wesentliches theures Recht vertheidigt. Sie unterziehen sich mit Freuden einer Leistung, die ihnen doch noch keinerlei Gegenleistungen von Seiten des Staats gewährt und würden Den sicherlich nicht als ihren Freund betrachten, der sie davon entbinden wollte. Kann man ein Recht schöner verdienen als durch Erfüllung der entsprechenden Pflichten? Dieser Eifer der Juden, mit welchem sie die Zulassung zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes in Anspruch nehmen, ist nicht der geringste Rechtstitel, auf Grund dessen eine endliche Emancipation gefodert werden kann.

Gleichwol wäre es irrthümlich zu behaupten, daß die Juden in ihrer Gesammtheit schon völlig und ganz und gar nationalisirt seien. Dem widerstreitet der Augenschein und gegen solchen hilft alles Sträuben nicht. Vielmehr ist gewiß, daß das Deutschthum selbst in ihnen noch als ein apartes Deutschthum, als ein jüdisches Deutschthum zu Tage kommt. Bei aller Verinnerlichung des volklichen Elements scheint dieses aus einem specifisch gefärbten Spiegel wider. Aber keineswegs kann solcher Umstand *gegen* die Judenemancipation gekehrt werden. Wenn auch verlangt wird, daß diese schon eine Thatsache sei, ehe sie die Kraft des Gesetzes erhalte, so darf doch nicht andererseits außer Acht gelassen werden, daß eben dieses Gesetz selbst wieder eine die ursprüngliche Thatsache weiter bildende Kraft hat. Kraft wird erst wirklich in der Kraftäußerung, in der Übung: so kann auch die im Wege geistiger Bildung mögliche Nationalisirung der Judenheit nicht anders erreicht werden als indem ihr *alle* Sphären des Volksthums ohne Ausnahme erschlossen werden. So lange sie nur auf einzelne beschränkt ist, muß es genügen, wenn diese ausgefüllt werden: die Nothwendigkeit der Judenemancipation ist vorhanden, wenn in allen andern Gebieten des Lebens, außer dem staatlichen, von den Juden das Volksthum bewährt wird. Eben in der Beschränktheit jener Gebiete aber und nicht in den Personen liegt es, wenn dieses noch keine volle und ganze Wahrheit ist. Man braucht wenigstens nicht gar zu weise zu sein, um einzusehen, daß das Verlangen, daß Jemand völlig gut schwimmen solle, noch ehe er je ins Wasser gegangen, eine Unmöglichkeit enthält. Überdies aber ist das Volksthum ein naturwüchsiges. Nur durch die Ehe ist von je jede wahre Verschmelzung zweier Nationalitäten vor sich gegangen. Will also der Staat die Emancipation — und er muß sie wollen, wenn er seine gesetzliche Aufgabe der Fortbildung des Lebens begreift —, so muß gleichzeitig die engherzige kirchliche Ehe fallen und an ihre Stelle die *Civilehe* treten. Diese ergibt sich auch schon aus der vielberühmten Nothwendigkeit der Abscheidung des Staats von der Kirche überhaupt.

Wir wenden uns jetzt zu dem Werke, welches zu vorstehender Auseinandersetzung Veranlassung gegeben hat.

Hr. Stern hat nach unserer Ansicht den richtigen Standpunkt der Judenfrage durchaus verrückt, indem er sie mehr

oder weniger auf das Gebiet der Theologie hinüberspielt. Natürlich mußte er dadurch auch zu einem verkehrten Resultate, zu einer ungenügenden Antwort gelangen. Statt nämlich die Emancipation auf Grund des thatsächlichen Bedürfnisses der Juden, in das moderne Volksthum einzugehen, zu fodern, macht er sie von einer Abänderung des jüdischen Glaubens abhängig. Diejenigen, welche zu dieser sich nicht verstehen wollen, bleiben ausgeschlossen; denn nur das reformirte Judenthum gibt dem Staate die nöthigen Garantien und muß demgemäß consequenterweise zur dritten Staatskirche erhoben werden.

Herr Stern ist Theoretiker und das Element, in dem sein Anschauen sich bewegt, ist der Begriff. Darum begreift er nicht, wie der Widerspruch gewisser kirchlicher Dogmen ohne Gefahr neben dem Staate einhergehen könne. Er sucht in dem altjüdischen Glauben an ein künftiges Messiasreich eine wirkliche Gefahr für das gesunde Volksthum, einen wirklichen Abbruch desselben. Triebe er aber die Consequenz bis zu den Grenzen ihrer Möglichkeit, so würde er dabei nicht stehen bleiben können. Er würde dann einsehen, daß jede Religion als die Hingabe an ein Überirdisches mit dem irdischen Treiben der Politik an und für sich, d. i. im Begriffe unvereinbar sei. Die Wahrheit seines Standpunkts ist also ganz unleugbar die Bruno Bauer'sche Anschauungsweise. So sehr er sich dagegen sträuben mag, er kann nicht anders, er muß dieser endlich verfallen. In seiner jetzigen Auffassung der Judenfrage kann er wenigstens den gerechten Tadel der Halbheit in keiner Weise ablehnen.

Aber freilich, Herr Stern ist Theoretiker und Religiöser zugleich. Er will sein übrigens sehr nüchternes und abgeklärtes Judenthum mitten in das Leben hineinversetzen und erwartet von solcher Verbindung eine Heiligung des Lebens und eine Verlebendigung des Heiligen. Es ist dies ein Versuch, vergleichbar mit dem der Reformation im Christenthume, aber eben um deswillen ein Zuspätgekommenes. Denn wenn es auch dieser gelungen, im Anfange Heiliges und Weltliches in Beziehung zueinander zu setzen, so hat die Geschichte längst wieder geschieden und solche Beziehung als eine Unmöglichkeit aufgewiesen. Die Religion hat in ihrer Gestaltung zur Landeskirche die erträumte Verlebendigung nicht erhalten, statt dessen mancherlei Zwang und Gewalt erfahren; der Staat seinerseits hat in seinem Verhalte zu den verschiedenen Landeskirchen mehr als einmal selbst die wahre Einheit seines Volksthums gefährdet gesehen. Und man darf, um solcher Anschauung sich zu entziehen, die Augen nicht mehr willkürlich zudrücken. Will das Judenthum mit dem modernen Volksthume sich vermählen, ist es ihm rechter Ernst damit, so muß es auch die Resultate desselben in sich aufnehmen. Die Lüge der Landeskirche dagegen bestärken, ihr einen neuen Halt geben wollen, ist in der Gegenwart ein durchaus unhistorisches Verfahren. Die Judenemancipation ist nur dann möglich, wenn Staat und Kirche sich trennen und des seinen eigenen Schwerpunkt, diese im Glauben, jener im Volksthume findet.

W. Friedensburg.

Literarische Notiz.

Gregor VII.

Die Freunde der Hierarchie und des Papstthums in Frankreich jubeln über das vor kurzem in Paris erschienene Werk: „Grégoire VII etc.", von E. J. Delécluze (2 Bde.). Hildebrand, diese Personificirung päpstlichen Übermuths und geistlichen Despotismus, wird von neuem den Gläubigen zur Huldigung aufgestellt. Der jetzt verstorbene sonst verehrungswerthe englische Dr. Arnold hat diesen Papst zu rechtfertigen gesucht; Herr Guizot nennt ihn den Zar Peter der katholischen Kirche; Prof. Voigt in Königsberg rühmt ihn als den größten und fehlerfreiesten aller sogenannten Statthalter Christi, und ein orforder Katholik, Herr Bowden, spricht jenem deutschen Gelehrten und berühmten deutschen Geschichtschreiber hierin nach. Endlich werden der Herr Delécluze und die „Bibliothèque universelle de Genève" durch dieses Thema in die Region erhoben, wo Rhetorik und Poesie aneinander grenzen, während der Abt Jäger ein Triumphlied darüber anstimmt, daß die Energie, Klugheit und Charakterfestigkeit dieses Papstes auch von einigen geschichtskundigen Protestanten anerkannt worden sind. Doch war er der Gründer einer nicht weniger verhaßten Tyrannei als die war, der er Einhalt that, und wurde offenbar von einem ebenso selbstischen und rücksichtslosen Ehrgeiz zu seinen Handlungen angetrieben als seine weltlichen Gegner. Hildebrand's einziger Anspruch auf den ihm von Guizot beigelegten Titel eines Zar Peter der Kirche ist der, daß er durch seinen eisernen Willen ihre Institutionen und Satzungen zu seinen Zwecken modelte. Aber der russische Zar arbeitete im Geist eines Baumeisters, welcher seinen eigenen Plan erfindet, ordnet und ausführt; Hildebrand im Geist eines Mannes, der auf göttlichen Befehl einen Tempel errichtet, wovon die Hand Gottes den Plan entworfen und die Materialien herbeigeschafft hat. Ihn als einen christlichen Stoiker zu preisen, den die Trümmer einer Welt von dem Wege der Rechtschaffenheit und Wahrheit zu entfernen nicht vermocht hatten, ist gar zu übertrieben. Seine Politik war herrisch und gebietend, seine Mittel und Wege die eines Priesters. Bannflüche und Schmeicheleien, halsstarriger Trotz und schlaue Insinuationen, Schimpfreden wie sie von Genserich hätten herabgedonnert, und Vertheidigungsreden wie sie von Augustulus hätten hergeflüstert werden können, folgen einander in seiner Geschichte ohne irgend eine Spur von Scham oder Bedenklichkeit. Sogar seine Orthodoxie ist zweifelhaft geworden durch sein Betragen und seine Sprache gegen den eifrigen Bekämpfer der Transsubstantiation, Berengar. Mit Wilhelm von England, Philipp von Frankreich, Robert von Apulien und selbst mit Heinrich IV. von Deutschland temporisirte er auf Kosten seiner eigenen Grundsätze so oft er es für vortheilhaft hielt. Er fand das Papstthum abhängig vom Kaiser und machte es durch Bündnisse mit andern Mächten von ihm unabhängig. Er fand die niedere Geistlichkeit abhängig von und verbündet mit der weltlichen Macht und verwandelte dieselbe, besonders durch das Verbot der Priesterehe in unzertrennliche Unterstützer der seinigen. Er fand die höhern Würdenträger der Kirche der weltlichen Herrschaft unterthan und unterwarf sie der dreifachen Krone. Mit Einem Worte, er vollendete den Riesenbau der römischen Hierarchie. 31.

Bibliographie.

Fournier, M. N., Geheimnisse eines politischen Spions. Ein Beitrag zur geheimen Geschichte der Diplomatie. Aus dem Französischen. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Unsere Gegenwart und Zukunft. Herausgegeben von K. Biedermann. 1ster Theil. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Israeli, B. d', Sybil oder die beiden Nationen. Aus dem Englischen übertragen von F. Herrmann. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 2ter Band: Rokoko. Lustspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Das Liebhabertheater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke des In- und Auslandes, für Privatbühnen und Familienkreise herausgegeben von Th. Hell. 1stes bis 4tes Heft. Grimma, Verlagscomptoir. 16. à 5 Ngr.

Reumont, A., Dichtergräber. Ravenna. Arqua. Certaldo. Berlin, A. Duncker. 8. 15 Ngr.

Seebeck, A., Gedächtnissrede auf Alessandro Volta, gehalten in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden. Dresden, Arnold. Gr. 8. 8 Ngr.

Trane, T., Leichter Sinn und Leichtsinn. Humoristischer Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Rathgeber. Zwei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ball, C. F., Offenes Sendschreiben an die Unterzeichner der Berliner Erklärung am 15. August 1845 gerichtet. Barmen, Sartorius. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Behr, M. A., Daß Alle, die an den kirchlichen Bestrebungen unserer Zeit Theil nehmen, sehr wohl thun, wenn sie sich das Bild Luther's vorhalten. Predigt am Reformationsfeste 1845. Leipzig, Hahn. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ein fliegendes Blatt aus dem Vaterlande. Herausgegeben von C. E. Cramer. Leipzig, Friese. Gr. 8. 3 Ngr.

Bobe, C. F., Zeitgemäße Mahnungen am diesjährigen Stiftungsfeste der evangelisch-lutherischen Kirche. Reformationspredigt. Leipzig, Klinkhardt. 1845. 8. 3 Ngr.

Boden, A., Schlußerklärung gegen Hrn. Hofrath Prof. K. Welcker. Frankfurt a. M., Keßler. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Falkson, F., Die Emanzipation der Juden und die Emanzipation der Denkenden. Altona, Hammerich. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Feger, J., Der Geist unserer Zeit und des wahren Christenthums. Preßburg, Landes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Francke, G. C. T., Versuch einer Beantwortung der Frage, wie soll die Straußische Ansicht vom Christenthume aufgefaßt und widerlegt werden? Hamburg, Nestler und Melle. 1845. 8. 15 Ngr.

Gebauer, K. E., Die Reform der Kirchenverfassung. Ein Beitrag zur Würdigung der in Vorschlag gebrachten Presbyterial-Synodal-Verfassung mit Bezug auf den der vorjährigen Provinzial-Synode zu Königsberg vorgelegten und hier vollständig mitgetheilten Entwurf einer solchen. Königsberg, Tag und Koch. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gespräch eines vernünftigen Christen mit einem sogenannten Pietisten. Berlin, Grobe. 1845. 16. 3 Ngr.

Großmann, C. G. L., Die kirchliche Bewegung der Gegenwart als ein Zeichen der Zeit für die evangelische Kirche. Predigt am Reformationsfeste 1845. Leipzig, Kollmann. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Haas, R., Vertheidigung des Protestantismus gegen die politische Verdächtigung von Seiten des Ultramontanismus nach ihren beiderseitigen Principien und der Geschichte durchgeführt. Gießen, Heyer. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Haß, J., Offene Aufforderung zu einer öffentlichen Disputation über 135, die jetzigen Religionswirren betreffende Sätze. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Eyssenhardt. 1845. 12. 2½ Ngr.

— — Es ginge wohl, aber es geht nicht! oder: Glaubensbekenntniß der Berliner privilegirten Protestpartei, durch das man die ganze Dissidenten-Welt und was daran hängt unter einen Hut bringen möchte. Von falschem Flitterstatt entkleidet und Jedem zur Prüfung vorgelegt. Berlin, Eyssenhardt. 1845. 12. 7½ Ngr.

Iffland, F. W., Geist oder Buchstabe? Noch einige Worte zur Beherzigung, hervorgerufen durch die Angriffe auf die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Schroeder. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die böhmische Kirche wie sie war und wieder werden soll. Berlin. 1845. 12. 3 Ngr.

Köhler, F. A., Was spricht unsere Verfassung zum Geiste der Zeit? Predigt am Constitutionsfeste 1845. Neusalza. 1845. 8. 4 Ngr.

Körner, J., Zum Verständniß der Gegenwart und ihrer religiösen Wirren. Ein Versuch. Schneeberg. 1845. 8. 10 Ngr.

Löffler, A., Die bevorstehende Staatsveränderung in Preußen. Berlin, Cohn und Comp. 1845. 8. 6 Ngr.

Die hervortretenden Merkmale, Elemente, Richtungen und Wirkungen der Zeit auf das positive Christenthum im Allgemeinen; insbesondere aber auf den Stand der römisch-katholischen Kirche und die Einwirkungen zum Abfall von derselben. Von einem römischen Katholiken. Berlin, Eyssenhardt. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Sapper, A., Die Pietisten. Eine Skizze. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 15 Ngr.

Schleswig-Holstein. Ein Wort zur Verständigung. Leipzig, Keil. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scholl, C., Meine Suspension. Mit einem Vorwort von G. A. Wislicenus. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Schüler, A. F. C., Sind die Rationalisten unter den Geistlichen freche Lügner? Ein Bekenntniß auf den Abdruck der Rede des Hrn. v. Florencourt. Stolberg a. H., Kleinecke. 1845. 8. 2½ Ngr.

Schwarz, J. C. E., Die Kirchenverbesserung der Gegenwart. Predigt am Reformationsfeste zu Jena. Jena, Frommann. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Sendschreiben an die Stadt Berlin. Worte des ewigen Lebens zur Vereinigung aller Lichtfreunde unter den Juden und Christen, von Siegfried Justus I. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Seybt, D., Über die Wünsche und Bestrebungen, die sich gegenwärtig in unserer Kirche zu erkennen geben. Predigt am Reformationsfeste 1845. Bautzen, Schulze. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Stimmen aus dem Volke über den Berliner Protest vom 1. August 1845. Herausgegeben von einem evangelischen Protestanten. Berlin, Krause. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Theologie des Berliner Magistrats. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Uhlich, „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Reformationspredigt. Magdeburg, Creutz. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die preußische landständische Verfassung. Vorlage zur Discussion von einem preußischen Beamten. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 1½ Ngr.

Volk und König. Oder die Adreßfrage und ihre Behandlung in der gegenwärtigen Ständeversammlung Sachsens. Leipzig, Friese. 1845. 8. 6 Ngr.

Was sind Lichtfreunde, wie sind sie entstanden und was wollen sie. Nebst der Rede des Hrn. v. Florencourt. Zur freien allgemeinen Selbstbeurtheilung zusammengestellt von einem Freunde des Lichts. Berlin, Schepeler. 1845. 8. 2½ Ngr.

Wetken, H., Das Wesen unserer evangelischen Kirche. Reformations-Predigt. Erfurt, Körner. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wild, F. K., Gottes Wort und die Kirche. Eine gemeinfaßliche protestantische Schutz- und Lehrschrift. Stuttgart, Steinkopf. 1845. 12. 7½ Ngr.

Wolkenau, A., Ist Christus Gottes Sohn? Ein Sendschreiben an den Archidiakonus rc. Krause. Breslau, Verlags-Comptoir. 1845. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 63. —— 4. März 1846.

Zur Geschichte der Entwickelung des Dramas in Deutschland.

Während im südlichen und westlichen Europa die Poesie schon vor den Kreuzzügen zu einer schönen Blüte sich entfaltete, ward dieselbe in Deutschland bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts nur spärlich gepflegt und konnte zu keinem selbständigen Leben gelangen. Zwar hatte bereits zu Karl's des Großen Zeit, besonders nach seinem Zuge gegen die spanischen Saracenen, und etwas später nach den Kämpfen der Franken mit den Normannen, eine Menge von Sagen sich gebildet, die theils aus dem südlichen, theils aus dem nördlichen Frankreich sich nach Deutschland verbreiteten, wo sie übersetzt oder umgearbeitet wurden; zwar hatte selbst Karl der Große seine Vorliebe für vaterländische Poesie dadurch bekundet, daß er (nach der gewöhnlichen Interpretation der Worte seines Biographen Eginhard „memoriae mandavit") die alten einheimischen Heldenlieder sammeln ließ und die wenigen Dichter an seinem Hofe auf alle Weise ehrte und hob: indessen wollte doch in Deutschland, und namentlich in den Klosterschulen, wo die Wissenschaften und Künste zu der Zeit ausschließlich mit Eifer gepflegt wurden, ja selbst in den schnell aufblühenden Dom- und Stiftsschulen, wo man die alten Classiker, insbesondere die Dichter, mit großem Fleiß studirte, die vaterländische Poesie keineswegs in dem Maße gedeihen, daß sie nicht durch den in Folge des vermehrten Reichthums und der überschwänglich wachsenden Macht des Klerus eingetretenen Verfall dieser Pflegerinnen geistiger Bildung gleichfalls hätte sinken oder doch wenigstens in ihrer selbständigen Entwickelung aufgehalten werden müssen. Von manchen Gedichten aus der Karolingischen Zeit ist nichts als die Nachricht ihres ehemaligen Daseins auf uns gekommen, von andern besitzen wir lateinische Umarbeitungen; die Originale waren entweder nie aufgeschrieben oder in der bewegten Zeit wieder verloren gegangen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl hat sich indessen in ihrer Urgestalt erhalten, deren Werth uns zu der Voraussetzung berechtigt, daß ohne Hemmnisse und nachtheilige Einflüsse von außen die deutsche Poesie sich früher und reicher würde entfaltet haben als es in der Wirklichkeit geschah. Es darf zum Belege dieser Behauptung nur auf das bekannte „Hildebrandslied", auf das nach deutschem Vorbilde von dem St.-Galler Mönch Eckehart I. verfaßte lateinische Gedicht „De prima expeditione Attilae in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitan. principis", auf das vortreffliche „Ludwigslied", auf das alliterirende „Wessobronner Gebet", auf Otfried's berühmte „Evangelien-Harmonie", auf die Legende vom heiligen Georg u. a. m. hingewiesen werden.

Erst unter den glorreichen Hohenstaufen gewannen die innern und äußern Verhältnisse Deutschlands eine solche Gestalt, daß die Poesie in unglaublich kurzer Zeit sich zu einer schönen Blüte entfalten konnte, während die Prosa nur einer kärglichen Pflege genoß. Insbesondere waren es die Kreuzzüge, die in Deutschland ein der Poesie günstiges Ritterthum hervorriefen, wie es die westlichen Völker schon früher kannten, aus dem dann bald das Ritterepos hervorging, welches sich durch Verschmelzung mit einer Fülle von Sagen und Legenden aus dem Oriente und dem Byzantinerreiche um so romantischer gestaltete. Als einmal in Deutschland diese Anregung der Geister Boden gewonnen und das neue kräftige Leben in der Poesie sich rasch durch alle Gaue zu verbreiten begonnen hatte, mußte auch bald Empfänglichkeit für fremde Dichtwerke sich offenbaren und den Einfluß vermitteln, den die provençalischen Dichter unbestreitbar auf die deutschen ausgeübt haben. Ob die Wettgesänge französischer und deutscher Dichter in Mainz vor Friedrich Rothbart historisch haltbar sind, mag hier dahingestellt bleiben; jedenfalls kam eine Menge poetischer Stoffe aus dem Westen nach Deutschland herüber, und während die lyrische Poesie ihren nationalen Charakter rein bewahrte, erscheinen uns die meisten epischen Erzählungen und Rittergedichte dieser Zeit als Nachbildungen wälscher Originale. Durch die Hohenstaufen ward zum Heil für die deutsche Poesie der schöne, fügsame schwäbische Dialekt allgemeine Schrift- und Dichtsprache, deren sich selbst die Mehrzahl niedersächsischer Dichter bediente; und noch jetzt können wir nur mit Wehmuth auf eine Zeit zurückblicken, die uns eine selbständige, durch den musikalischen Vortrag bestimmte Dichtersprache hätte geben können, wenn man ihren Werth früher erkannt und sie festzuhalten gewußt hätte.

Unstreitig war es die größere politische Einheit, deren sich Deutschland unter den kräftigen Hohenstaufen zu erfreuen hatte und in deren Gefolge Ackerbau und

Handel neu aufblühten, welche den wachsenden Wohlstand der Einwohner hervorrief, ihnen eine behagliche Ruhe verschaffte und so den Sinn für alle das menschliche Leben verschönernde Künste weckte. Die enge Verbindung zwischen Italien und Deutschland übte vorzugsweise auf die Städtebewohner des letztern Landes einen belebenden Einfluß, und die mannichfachen Wirren und Zerwürfnisse in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens, insbesondere zur Zeit Friedrich's II., regten selbst die Dichter dergestalt an, daß viele der vorzüglichsten Gedichte der Zeit, namentlich lyrische, unmittelbar aus den damaligen politischen Erschütterungen hervorgingen. Dazu kam das äußere Anerkenntniß, das die Poesie in dieser ruhmreichen Zeit fand, indem mit ihrer Ausübung die höchste Ehre verbunden war, da selbst Grafen und Fürsten, ja Könige und Kaiser den Dichterruhm nicht verschmähten oder wenigstens eine Ehre darin suchten, öffentlich als Gönner und Förderer der Kunst aufzutreten. Dies gilt namentlich von dem Landgrafen Hermann von Thüringen, von dem Herzoge Leopold von Östreich, von den Kaisern Heinrich VI., Friedrich II., von dem jungen Konradin u. A. Dadurch ward es möglich, daß auch ärmere Kunstjünger sich aus dem Staube erheben und unter dem Schutze reicher und mächtiger Herren Sängerorden und Sängerschulen gründen konnten, die ihren Einfluß bald über ganz Deutschland und alle Volksstände geltend machten. Nicht blos der Ritter öffnete nun dem wandernden Dichter bereitwillig seine Burg, auch bei den Zünftlern in den Städten und bei den Bauern war er wohl gelitten, und während dort das deutsche Epos in seiner reichsten Schönheit sich entfaltete, gewahren wir hier die ersten, wenngleich rohen Anfänge der dramatischen Poesie in den Darstellungen der umherziehenden sogenannten Spruchsprecher, die zwar derb, formlos, ungesittet, aber kräftig und voll lebendigen, immer treffenden Witzes gewesen sein sollen.

So war also auch für letztgenannte Dichtart die Bahn gebrochen, und es war zu hoffen, daß bei der allgemein verbreiteten Empfänglichkeit für Kunstgenüsse gerade sie, die sich in einem unmittelbar aus der Gesinnung hervortretenden, im Dialog sich entwickelnden Handeln offenbart, wegen ihres tiefern Eindringens in die Verhältnisse des wirklichen Lebens und wegen ihrer innigen Verwandtschaft mit dem so glücklich cultivirten Epos, da die Basis beider das sittliche Element der Menschennatur ist, zu einer kunstgemäßen Gestaltung gelangen mußte; — aber leider ging diese schöne der Poesie so günstige Zeit zu schnell vorüber. Mit der innern Zerklüftung des Deutschen Reichs nach dem Erlöschen der Hohenstaufen-Dynastie, mit der Auflösung aller Ordnung und der daraus erwachsenen gegenseitigen Befehdung des Adels und der Städte, hörte zunächst das Interesse auf, das der Ritterstand bis dahin an der Poesie genommen hatte, und auch in den Städten weckte das täglich gefährdete Leben andere Sorgen als die um Kunst und Lebensgenuß. Der arme Dichter fand keinen reichen Patron mehr und die noch unlängst so laut ertönende Sängerstimme verstummte gänzlich. Dieser Verfall der Poesie, der selbst durch die kräftigen Bestrebungen eines Rudolf von Habsburg, nach Aufhören des Interregnums, nicht gehemmt werden konnte, mußte vorzugsweise das junge noch unmündige Leben des Dramas verderblich berühren; denn während die lyrische und epische Poesie nur zeitweilig verstummten, um ihre reichen Schätze der Folgezeit als Nachahmungsmuster zu entfalten, ging Alles, was von dramatischer Poesie vorhanden war, gänzlich wieder unter, da diese ihren Platz als selbständige Kunstgattung sich noch nicht hatte erringen können. Zu einer Neubelebung dieser Dichtungsart war die nächstfolgende Zeit aber um so weniger geeignet, als mit der Trennung Italiens von Deutschland eine Menge großartiger, die Phantasie des Dichters mächtig anregender Verhältnisse aufhörte, und auch das Leben im engern Kreise sich immer unfreundlicher und kleinlicher gestaltete, sodaß die meisten Dichter der Zeit ihre poetischen Stoffe nicht mehr außer sich fanden, und deshalb zu einer frostigen Dialektik, zu einem überschwänglichen Allegorisiren und zur oft nüchternsten Reflexion ihre Zuflucht nahmen. Dieser allgemeine Verfall der Poesie offenbart sich am deutlichsten in den Meistersängern jüngern Schlags, die den frühern Epikern nur mühsam und zumeist erfolglos nachringen und selbst in ihren lyrischen Dichtungen in künstelndem Strophenbau und anderm Formwesen erstarren. Aus der innern Zersplitterung des Reichs ging gleichzeitig die Nichtachtung einer allgültigen Schriftsprache hervor; die Provinzialdialekte verlangten und fanden, zum Nachtheil für die Poesie, ihr Recht, und es bildete sich bald überall eine harte, unpoetische Mengsprache, in der von dem Wohlklange und der Gefügigkeit des schönen schwäbischen Dialekts keine Spur zu entdecken war.

So verfloß die letzte Hälfte des 14. und das ganze 15. Jahrhundert, ohne daß der Raum der Poesie andere als verkümmerte Früchte getrieben hätte; erst ums Jahr 1500 erblicken wir aufs neue Anfänge der dramatischen Poesie, die freilich noch eine geraume Zeit hindurch zu roh sind, um sich eine Stelle als selbständige Kunstgattung zu sichern oder belebend auf das Gesammtgebiet der Dichtkunst zurückzuwirken. Dagegen eilt, bei aller Sprachverwilderung, die Prosa rasch ihrer Entwickelung entgegen und gewinnt in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen hohen Grad von Bestimmtheit. Die Gründe, welche ein schnelleres Aufblühen der dramatischen Poesie hinderten, und um diese Zeit überhaupt kein neues Auftreten in die Dichtkunst kommen ließen, liegen großentheils wiederum in den politischen Verhältnissen Deutschlands. Im Innern des Reichs mangelte es auf der einen Seite an Einheit und auf der andern an großartigen Begebenheiten, Unternehmungen nach außen hin, wie früher unter den Hohenstaufen, fanden ebenso wenig statt. Die Macht des Kaisers war nicht mehr ausreichend, die kecken Anmaßungen der Großen des Reichs zu bewältigen und den unaufhörlichen, gegenseitigen Befehdungen, die alle Ordnung untergruben und

das Recht des Stärkern zum höchsten Gesetz erhoben, einen Damm entgegenzusetzen. So verwilderten Fürsten und Adel, die von nun an nur an Waffenübungen, sei es im ernsten Kampf oder im Turnier, sowie an Trinkgelagen und Jagden ein Behagen fanden, den vaterländischen Sänger aber, als unwürdigem Geschäfte fröhnend, verspotteten. Auch in den Städten, die unter den mannichfachen Begünstigungen der Kaiser durch Handel und lebendige Industrie bald hochaufblühten, namentlich in den norddeutschen, wo die Hansa durch Reichthum und Macht außerordentliche Bedeutung gewann, wurde die Blume der Poesie wenig gepflegt, da Faustrecht und Wegelagerungen von Seiten des raubsüchtigen Adels den thätigen Bürger unaufhörlich störten und neckten und ihn die den schönen Künsten so nöthige Muße nie erlangen ließen. Etwas besser war es zwar in den süddeutschen Städten, wo die alte deutsche Sangeslust fortdauerte und bald in ordentlichen Zünften eine fleißige, aber wenig erfolgreiche Pflege fand. Auch die Reformation übte insofern auf die Poesie einen nachtheiligen Einfluß, als sie das Interesse der Zeitgenossen ausschließlich auf die religiösen Angelegenheiten hinlenkte und in Deutschland einen mehre Generationen überdauernden Zwiespalt hervorrief. Keineswegs war jedoch der Sinn für Poesie gänzlich erstorben, denn wo nur irgend ein Begebniß höherer Bedeutung sich zutrug, da fehlte es auch nicht an einem Sänger, der die Großthaten seiner Mitbürger der Nachwelt zu überliefern strebte. So besang Rosenplüt den Sieg der Nürnberger 1450 und die zwischen dem Kurfürsten von Köln und der Stadt Soest 1437—59 geführte Fehde; so Prischuch das kostnitzer Concil; so Veit Weber die Heldenthaten der Schweizer, insbesondere den Sieg über Karl den Kühnen von Burgund bei Murten 1476. Leider wirkte der Gelehrtenstand, der seit der Wiederbelebung des classischen Alterthums sich mit allen Schätzen griechischer und lateinischer Kunst und Wissenschaft vertraut gemacht hatte, und von dem man daher hätte erwarten können, daß er der vaterländischen Poesie die rechte Bahn anweisen würde, dieser am meisten entgegen, indem er, mit vornehmer Verachtung der Muttersprache, die lateinische so ausschließlich zur Gelehrtensprache erhob, daß selbst Dichter, die Universitätsstudien gemacht hatten, sich nur der lateinischen Sprache zu ihren Poesien bedienten. Dadurch mußte natürlich eine weite Kluft zwischen der gelehrten und der volksthümlichen Bildung entstehen, die um so weniger ausgefüllt werden konnte als der Gegensatz zwischen beiden von Jahr zu Jahr immer greller hervortrat. So war denn die vaterländische Dichtkunst ganz in die Hände des niedern, bildungslosen Volks gegeben, das sich allein noch mit Lust und treuer Anhänglichkeit zu seinen alten Liedern hielt. Darin liegt theilweise auch der Grund, warum die schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den Städten auftauchenden dramatischen Spiele so wenig Beifall und Aufmunterung an den Fürstenhöfen fanden, denn da sie von der niedern Volksclasse ausgingen, so waren sie zu derb und roh, um die höhere Ansprüche der feiner Gebildeten zu befriedigen. Immer mehr zogen sich die höhern Stände von der Poesie zurück, die jetzt verkümmerte und sich abmühte, eine frostige Dialektik mittels roher Reime in einer harten, ungefügigen Sprache zu handhaben. So blieb Deutschland hinter seinen romanischen Nachbarn, die um diese Zeit schon mustergültige Schriftsteller aufzuweisen hatten, weit zurück; freilich ward es letztern durch die innige Verwandtschaft ihrer Sprache mit der lateinischen ungleich leichter, die Nationalliteratur zu einer schnellen Reife zu bringen.

Als Vorläufer der dramatischen Poesie sind in Deutschland schon lange vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, wo, wie erwähnt, die ersten dramatischen Spiele in den Städten vorkamen, die unter dem Namen Mysterien bekannten, geistlich-komischen Schauspiele anzusehen, von denen freilich nicht viel auf uns gekommen ist, und die wol in der Regel Lateinisch abgefaßt waren, wenngleich in dem Mysterium „Das Leiden Christi", wovon wir noch Bruchstücke besitzen, deutsche Verse den lateinischen untermischt sind. Späterhin gab es indessen wol ganz deutsche Mysterien. Diese Dichtungen, worin Gott, Engel, Heilige und in der Regel wenigstens vier Teufel auftreten, sollen zuerst in Frankreich zum Vorschein gekommen sein, sich aber bald nach Deutschland übersiedelt haben, wobei es allerdings merkwürdig bleibt, daß in der neuern Zeit, wie im Alterthum, der Ursprung des Schauspiels in der Religion gefunden wird. In Frankreich soll freilich schon ebenso wie Deutschland eine Art dramatischen Spiels diesen Mysterien vorangegangen sein, denn bereits die Troubadours sollen dialogische Gesänge aufgeführt und davon zuerst den Namen les Comiques erhalten haben; doch waren diese Dialogen, gleich den Leistungen der deutschen Joculatoren, wol nur Bänkelsängereien, jedenfalls wenigstens zu formlos, um sie als Anfang der eigentlichen dramatischen Kunst anzusehen. Die ersten Mysterien wurden in Frankreich etwa ums Jahr 1375 — erweislich noch vor dem 1380 erfolgten Tode Karl's V. — aufgeführt, und sollen in dialogisirten geistlichen Gedichten bestanden haben, welche die aus dem heiligen Lande oder andern Wallfahrtsorten rückkehrenden Pilger bei festlichen Anlässen öffentlich absangen. Bald darauf erhielten die dabei agirenden Schauspieler den Namen der Passionsbrüderschaft, weil ihre Dramen großentheils die Passion Christi zum Inhalte hatten. Schon bei dem 1380 erfolgten Einzuge Karl's VI. in Paris zeichnete sich die Confrérie de la passion durch ihre Festspiele aus. Unter Ludwig XI. hatten diese Mysterien einen außerordentlichen Fortgang, sie verbreiteten sich rasch über ganz Frankreich und von hier aus auch bald über Deutschland. Ihr Stoff war in der Regel der biblischen Geschichte oder den Legenden entnommen, und sie dienten anfangs wol weniger zur Belustigung als zur Erbauung des Volks; bald aber arteten sie in bloße Ergötzlichkeiten aus, um deren willen nicht selten der Gottesdienst abgekürzt ward. Es ist in der That eine eigenthümliche Erscheinung der Zeit, daß in allen Richtungen der Volks-

poesie die schroffen Gegensätze des Biblisch-Erbaulichen und des Obscön-Scurrilen eng verbunden hervortreten: eine Erscheinung, die wol geeignet ist, uns manche Zweifel an der hochgepriesenen Frömmigkeit jener Zeit aufzudrängen. Bald nahmen diese Ergötzlichkeiten einen immer frivolern Charakter an und wurden zu wahren Travestirungen der heiligen Geschichte, sodaß man nicht begreift, wie eine solche Verhöhnung alles Heiligsten jemals mit religiösen Acten zu frommer Erhebung in enge Verbindung gebracht werden konnte. In Paris führten die Passionsbrüder anfänglich ihre Stücke auf freier Straße auf; dann ward ihnen im Hospital der heiligen Dreieinigkeit ein förmliches Theater erbaut, auf dem an allen Festtagen Passionsstücke gegeben wurden. Die Zuschauer saßen schon damals auf amphitheatralisch ansteigenden Sitzen, deren höchster das Paradies genannt wurde. In Deutschland, wo die Mysterien neben einer andern Art geistlicher Schauspiele, Moralitäten genannt, vorzüglich in den Klöstern einheimisch wurden und mit allerlei Carnevalsmummereien in Verbindung kamen, nahmen sie eine etwas veränderte, durch die Örtlichkeit bedingte Gestalt an und gewannen überhaupt nicht die Bedeutsamkeit wie in Frankreich; doch erschienen auch dort Gott der Vater, die Engel, die heilige Jungfrau und wenigstens vier Teufel jedes Mal auf der Bühne, welche letztern so wüthend umhertobten, daß davon bald die Redensart: einen teuflischen oder höllischen Lärm machen (die Franzosen sagten: faire le diable à quatre) in Schwang kam. In der Regel waren diese Mysterien sehr lang, und nicht wie bei uns die Schauspiele in Acte, sondern in Tage abgetheilt, sodaß jede Vorstellung während so vieler Tage spielte als sie Abtheilungen hatte. Dessenungeachtet spielte jede Abtheilung noch so lange, daß die Vorstellung um einige Stunden unterbrochen werden mußte, um die nöthige Zeit zum Essen zu gewinnen. Dadurch ward man freilich in Stand gesetzt, mit Verletzung aller Zeiteinheit ganze Lebensläufe in breitester und weitschweifigster Weise aufzuführen, selbst ganze Geschlechtsreihen auf die Bühne zu bringen, die nicht selten einen Zeitraum von einem halben Jahrhundert und darüber ausfüllten; ja oft wurden in einem Stücke Kinder geboren, die heranwuchsen, sich verheiratheten und Kinder erzeugten, welche dieselbe Stufenleiter durchmachten und noch in demselben Stücke hochbejahrt starben. Ebenso wenig wie auf Zeiteinheit, kam es dabei auf historische Treue an, und die schlechten Personen der heiligen Geschichte wurden drolligerweise immer zu Heiden oder gar zu Mohammedanern gemacht, welches Loos in der Regel den König Herodes traf. Ein wesentliches Element bei diesen Darstellungen war der Lustigmacher, der durch seine extemporirten Späße das Publicum belustigen mußte, wodurch das Tragische und Komische oft auf die abenteuerlichste Art vermengt ward. So trat unmittelbar nach einer Kreuzigung Christi, nach einer Enthauptung des Johannes, der Narr vor und suchte durch die plumpsten und obscönsten Gaukeleien die Zuhörer zu ergötzen. So roh und formlos diese Schauspiele im Ganzen auch waren, so fehlt es doch nicht an einzelnen Dichtungen darunter, die sich über die Mittelmäßigkeit erhoben; besonders in Frankreich, wo sie zum Theil mit Chören und andern Sangpartien ausgeschmückt waren. Von der damaligen Bühneneinrichtung in Deutschland wissen wir fast nichts; in Frankreich war sie unabänderlich folgende (vergl. Beauchamp, „Recherches du théâtre français"): Mitten auf der Bühne war ein erhabenes Gerüst errichtet, worauf Gott der Vater in einem langen Talare, von Engeln umgeben, saß. Etwas mehr nach vorn befand sich die Hölle in der Gestalt eines grausenerregenden Drachen, durch dessen weit geöffneten Rachen die im Stücke agirenden Teufel ein- und auspassirten; der übrige Raum stellte die Welt vor. An der einen Seite war eine mit einem Vorhange versehene Nische angebracht, worin alles Das vorging, was nicht füglich auf die Bühne gebracht werden konnte, so die Niederkunft der heiligen Jungfrau, die Geißelung oder Kreuzigung Christi, die Enthauptung des Johannes u. dgl. m. An der andern Seite standen Bänke, auf welche diejenigen Acteurs sich niedersetzten, die nicht gerade in der Scene beschäftigt waren; denn alle waren immer gleichzeitig auf der Bühne, welche sie erst nach gänzlicher Beendigung des Stücks verließen. Neben diesen Mysterien gewannen bald die schon erwähnten sogenannten Moralitäten große Verbreitung, eine Art allegorisch-moralischer Schauspiele mit rein didaktischer Tendenz, indem durch Personificirung von Tugenden und Lastern Liebe für jene und Abscheu gegen diese eingeflößt werden sollte. Sie enthielten oft einen höchst ergötzlichen Stoff und waren mit vielem Witze gewürzt. In einer solchen Farce unter dem Titel „Bankets Verurtheilung" kommen folgende Personen vor: Leckerei, Schmarotzerei, Gute Gesellschaft, Ihr Wohlsein, Zur schuldigen Danksagung, Podagra, Gicht, Kolik und Schlagfluß, die in eine arge Balgerei gerathen, worauf sich die Erfahrung zu Gericht setzt und nach erfolgtem Urtheilsspruche die Diät das Henkeramt versieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Außer der schon früher erwähnten „Geschichte der alten Völker" („Ἱστορία τῶν ἀρχαίων ἐθνῶν") von K. D. Schinas erschien kürzlich in Athen auf dem Gebiete der historischen Literatur eine „Kurzgefaßte allgemeine Geschichte" („Στοιχειώδης γενικὴ ἱστορία") von Konst. Paparrigopulos, der sich schon durch einige Schriften bemerklich gemacht hat. Er hat dieselbe für die griechischen Gymnasien bestimmt, übrigens dabei besonders das Werk des Franzosen Lewi als Grundlage benutzt. Die Professoren Asopios und Manussis in Athen haben den Abdruck der Byzantiner nach der bonner Ausgabe für Griechenland begonnen. Alexander Sutsos hat sich kürzlich wieder einmal in seiner gewohnten Weise vernehmen lassen. Es erschien von ihm ein „Ποιητικὸν χαρτοφυλάκιον" („Poetische Brieftasche"), eine Sammlung politischer Satiren, worin er sich offen für Kolettis als eine Nothwendigkeit und gegen die Opposition erklärt, zugleich aber auch die Lähmung der Regierung und die Beseitigung, d. h. die Vernachlässigung der Gelehrten beklagt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 64. —— 5. März 1846.

Zur Geschichte der Entwickelung des Dramas in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 63.)

Neben den Mysterien und Moralitäten dürften auch die während mehrer Jahrhunderte des mittlern Zeitalters in den Rheingegenden Deutschlands — auch in andern Ländern — üblichen Narren- und Eselsfeste nicht ohne Einfluß auf den Charakter des sich entwickelnden Dramas geblieben sein. Die Narrenfeste sollen bis in das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreichen; erweislich waren sie um das Jahr 1500 in Deutschland noch nicht abgeschafft. Sie wurden von Geistlichen und Laien unter den größten Narrheiten um die Weihnachtszeit gefeiert und waren wahrscheinlich eine Nachahmung der römischen Saturnalien. Anfangs agirten bei einem solchen Feste nur die Chorknaben und untergeordneten Geistlichen, weshalb es auch wol das Fest der Subdiakonen genannt wurde, und der Bischof, die Canonici und die übrige höhere Geistlichkeit bildeten die Zuschauer; in der Folge nahmen jedoch selbst höhere Geistliche und auch Laien an dem Spectakel Theil. Die jungen Acteurs wählten dabei aus ihrer Mitte unter komischen Ceremonien einen Narrenbischof, der dann mit lächerlichem Gepränge in der Kathedrale selbst zum Bischofe geweiht und auf den gewöhnlichen Thron des Bischofs gesetzt wurde. Hierauf hielt derselbe unter den fratzenhaftesten Grimassen das Hochamt und ertheilte dem Volke den Segen. Unterdessen fanden sich eine Menge junger Leute als Narren in allerlei Vermummungen und Maskenanzügen in der Kirche ein, neckten die Anwesenden und verübten die ausgelassensten Tollheiten; sie sangen unsittliche Lieder, führten verdächtige Tänze auf und bildeten Gruppen in den obscönsten Stellungen. Wir besitzen noch vollständige Ritualien, nach denen diese Feste, die ebenfalls aus Frankreich stammen sollen, begangen wurden. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden diese Feste, die freilich mit dem Ernste der Religion schwer zu vereinigen sind, von Päpsten, Bischöfen und Concilien häufig, jedoch selten mit rechtem Erfolg, verboten. Verwandt mit diesen Narrenfesten waren die Eselsfeste, welche um dieselbe Zeit, gleichfalls zu Weihnachten, gefeiert wurden. Sie haben ihren Namen von dem Esel, der in geistlicher Amtskleidung unter feierlichen Gesängen mitten in die Kirche geleitet wurde, wo man dann ebenfalls Tänze und tausend Possen unter wildem Geschrei und Nachahmung der Eselsstimme aufführte. Gewöhnlich erschien auch Bileam auf einer Eselin, weshalb man in der Regel annimmt, daß dies Fest zum Andenken der Propheten, welche die Geburt des Heilandes geweissagt hatten, gefeiert worden sei; indessen ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß man ursprünglich damit blos die Flucht der heiligen Jungfrau nach Ägypten versinnlichen wollte.

Nicht unähnlich den alten Mysterien ist ein ums Jahr 1480 geschriebenes merkwürdiges Drama unter dem Titel: „Ein schön Spiel von Frau Jutten", von einem Geistlichen Namens Schernberk. Dies Stück, das die famöse Geschichte der Päpstin Johanna zum Gegenstande hat, ist vielleicht die älteste deutsche Originaltragödie, denn wenngleich das Gedicht erst 1565 im Druck erschienen ist, so sagt doch der Herausgeber, M. Hieronymus Tilesius, Hirschpergensis, ausdrücklich, daß es „im jhar Vierzehenhundert vnd achtzig durch einen Meßpfaffen Theodoricum Schernberk in einer Reichstatt gemacht vnd geschrieben ist, wie man mit des Authoris eigen Handschrifft in Originali darthun kan: vnd zwar jederman auch leichtlich in der Composition sehen wird. Darüber ist's auch also approbiret, das es öffentlich zur selben Zeit also gespielet vnd agiret ist worden." Dies wunderliche Product, das von Katholiken häufig für ein Machwerk von Protestanten späterer Zeit ausgegeben worden ist, trägt eben in seinen vielen Gebrechen die innern Merkmale der Echtheit; auch ist es eine unleugbare Wahrheit, wie dies der Kirchenscribent Platina ausdrücklich erzählt, daß man die lächerliche Fabel von der Päpstin Johanna selbst in der römischen Kirche lange Zeit allgemein geglaubt hat. Die Angriffe auf die Kirche können nichts beweisen, denn Ähnliches kommt auch in Rosenplüt's Fastnachtsspielen vor, deren Echtheit unmöglich bezweifelt werden kann. Gottsched hält diese Dichtung — ob mit Recht mag dahingestellt bleiben — für das älteste neueuropäische Trauerspiel und hat es aus dem Grunde neu abdrucken lassen. Wie mangelhaft dies Gedicht auch in vieler Hinsicht sein mag, indem der Verf. weder eine Idee von Ein-

heit der Handlung noch von dramatischer Ökonomie und Charakterzeichnung hat, so ist es doch keineswegs so arm an Erfindung und Originalität der Stoffbehandlung, daß es nicht außer einem literarhistorischen auch einen poetischen Werth in Anspruch nehmen sollte. Die agirenden Personen in diesem Drama, in dem ein der modernen Romantik ziemlich verwandter Geist weht, sind folgende:

Teuffel: Luciper.	Basilius, Babst.
Teuffel: Vnuersün.	Primus (Cardinalis)
Teuffel: Lillis, des Teuffels Großmutter.	Secundus (Cardinalis)
Teuffel: Sathanas.	Tertius (Cardinalis)
Teuffel: Spiegelglantz.	Quartus (Cardinalis)
Teuffel: Fedderwisch.	Senator, ein Römischer Rathsherr.
Teuffel: Rottis.	Simson, vom Teuffel besessen.
Teuffel: Astrot.	Christus Saluator.
Teuffel: Krentzelein.	Maria.
Babst Jutta.	S. Nicolaus.
Clericus, Babst Jutten Buhle.	Gabriel (Engel.)
Magister Noster Parisiensis.	Michael (Engel.)
	Mors, der Todt.

Den herrschenden Ton in diesem Gedicht kann man schon aus dem Eingang entnehmen:

Luciper rüffet seinem Hellischen Gesinde zuhauff vnd spricht:

WOlher, Wolher, Wolher,
Alles Teufelisches heer,
Aus bechen vnd aus brüchich,
Aus wiesen vnd aus rorich,
Nu kompt her aus holtze vnd aus felden
Eher denn ich euch begin zu schelden.
Alle meine liebe Helle Kindt,
Die mit mir in der Helle sindt,
Krentzelein vnd Fedderwisch,
Darzu Rottis ein Teuffel frisch,
Astrot vnd Spiegelglantz,
Vnd machet mir ein lobetantz,
Darnach wil ich euch sagen,
Heutte an diesem Tagen,
Was ich von euch begeren,
Diss sollet ihr mich geweren,
Dauon solt ihr haben den lohn,
Das schwere ich euch bey meiner kron.
Nu heb an, knecht Vnuersün, den gsang,
Des soltu allweg haben danck,
Mit meinem Freunde Sathanas,
Der mir je der liebste Schalck was.

Vnuersün, ein Teuffel.

Das sol, Herr Luciper, geschehen
Also balde von mir gar ehen,
Ich erfülle gern den willen dein,
Du liebster Herr vnd Freund mein,
Womit ich dir gedienen kündte,
Mit Sathanas deim guten freundte,
Des wer ich vnuerdrossen,
Vnd wolde das durch niemands lassen.
Nhun wil anheben den edlen gesang,
Vnd wil das nicht machen lang,
Vnd wollen tantzen vnd reyen
In diesem külen Meyen.

Vnuersün der Teuffel, finget vor, die andern Teuffel fingen nach:

Luciper in deim throne
Rimo, Rimo, Rimo
Warstu ein Engel schone,
Rimo, Rimo, Rimo
Nu bistu ein Teuffel grewlich
Rimo Rimo, Rimo.

Lillis, des Teuffels Großmutter, springet auch an der Reyen, vnd spricht:

Hie lauffe ich trawn auch mit vmbher,
Vnd mich nimpt gros wunder,
Was ihr euch habt vermessen,
Das ihr meiner habt vergessen,
Vnd kan ich doch gar höflich geschregke,
Vnd wil an den Reyen gelegke,
Auch kan ich gar weidlich geschwantze
Vnd mich verdrehen an diesem tantze,
Darumb solt ihr nicht mit mir gruntzen,
Last mich auch schütteln die alten runtzeln
Vnd last mich auch helffen singen
Vnd meine rosterige kele erklingen
Bey dem edlen guten gesang,
Des solt ihr allweg haben danck.

Des Teufels Großmutter fodert darauf Lucifern auf, den versammelten Teufeln sein Begehr zu offenbaren, was dieser sodann mit folgenden Worten thut:

Das wil ich liebe mutter thun so drotthen,
Vnd habe mich darauff gereide berothen,
Darumb mein lieben Herrn gebet rath
Der vns allen wol anstatt,
Sehet hin zu jener Awen,
Da gehet gar ein schön Jungfrawen,
Die ist Jutta genant,
Die wil ziehen aus Engellandt
Mit einem Schreiber wiss
In die hohe Schule kegen Paris,
Vnd sie wil sich anderst lassen nennen
Das man sie nicht mag erkennen,
Auch wil sie heimlich vnd leise
Gekleidet gehen in Mannes weise,
Vnd ihr Nam sol sein genant
Johannes aus Engellandt,
Da rathet liebe gesellen zu
Das sie das gar balde thu,
Vnd mögen sie vns gerücken
Zu ihrem großen unglücken,
Das wird vnser grosser frome werden,
Nach alle vnsers hertzen begerden.

Die Teufel vollbringen das Werk und berücken die Jungfrau, die mit ihrem Buhlen nach Paris geht, dort verkleidet sich unter die Studenten mischt, große Gelehrsamkeit einsammelt und dann mit ihrem Begleiter nach Rom wandert. Hier werden Beide zu Cardinälen ernannt, und nach dem Tode des Basilius wird Jutta Papst. Bald darauf geräth sie mit dem Teufel in Conflict, der sie aus Rache Mutter werden läßt, was zu allerlei Skandal und einer Zwiesprach zwischen Christus und der Jungfrau Maria Anlaß gibt. Letztere bittet für Jutta, worauf Christus den Engel Gabriel an sie abschickt, um sie zu bekehren, was ihm auch gelingt. Dann ruft Christus den Tod herbei und spricht:

Darumb gebiete ich dir Todt zu dieser frist,
Das du mir gehorsam bist,
Vnd machst dich auff die bahn,
Da dir die Fraw wird vnterthan,
Die solche missethat
Wider mich begangen hat,

Vnd tödtest sie gar brotthen,
Drauff bis schnell vnd bald berothen.

Mors, der Todt.

Hie bin ich bereit heiliger Gott,
Vnd will gern halten dein gebot,
Wenn ich bin grewlich vnd grawsam,
Alles das mir je fürquam,
Sey starck oder dicke,
Wenn ich es recht erblicke,
Ich geb jhm ein solchen schlag,
Das er ewiglich an mich gedencken mag,
Ich messe jhm in die lenge vnd in die breithen,
Das er meiner kaum mag erleithen,
Ich treibe solchen gespug,
Darzu solchen vngefug,
Das jhm die Seele in dem leiben
Nirgend mag gebleiben,
Ich kan jhm ein koll gekochen,
Das jhm gracken alle knochen,
Auch gebe ich jhm zu trincken bier von starkem Hopffe
Das sich jhm verwenden die augen im kopffe,
Zuletzt keme ich jhm auff das hertze,
Da mus die Seele leiden grosse schmertze,
Bis das sie reumet dieselbige stadt
Die sie lange besessen hat,
Es kan mich nicht erbarme,
Mir ist der reiche wie der arme,
Der Deutsche als der Wahle *)
Ich rücke sie alle aus jhrem fahle,
Vnd müssen von mir leiden den todt,
Auch ward noch nie kein mundt so rodt,
Ich mache jhn wol missefahr,
Ich breche die liechten augen klar,
Ich hawe sie hin als das Hawen **),
Ich fürcht auch niemands Drawen,
Ich wercke, ich wercke grewleich,
Mir ist der Riese mit dem Zwerge gleich,
Was von der Erden ist geboren
Das ist zumal mit mir verloren,
Hierumb wil ich, Himlischer Gott,
Mich auffmachen also droth,
Vnd wil nicht lenger gedagen
Vnd wil das weib darumb fragen,
Was sie damit gemeinet hat,
Das sie solche missethat
Hat wider dich begangen,
Darumb wil ich sie anlangen,
Vnd wer sie noch so klug vnd weisen
So sol sie doch nichts aus mejnen henden reisen.

Der Tod begibt sich zu Jutta, die nun noch viele Reueworte spricht und singt, zu welchem Behufe Noten eingeschaltet sind, sodaß der Tod dessen zuletzt überdrüssig wird und unwillig in die Worte ausbricht:

Nu höre auff mit deinem klaffen,
Ich mus mein gescheffte schaffen
Alhier an dieser statt,
Denn du machst mich mit deinem reden matt.

Dann versetzt er ihr einen Schlag; sie fällt nieder, wird Mutter und stirbt während der Geburt, worauf ein Teufel mit ihrer Seele von dannen fährt. Auf Fürbitte der Maria und des heiligen Nikolaus wird die Seele, die als agirende Person auftritt, aus dem Fegefeuer erlöst und durch den Erzengel Michael in den Himmel geführt, worauf dieser spricht:

Himlischer Gott vnd Herr,
Hier bring ich her mit ehren
Die arme sünderin,
Die hab ich genomen aus der pein,
Die begeret nu deine gnade,
Die las jhr Herr komen zu stade.

Saluator.

Bis wilkomen du liebste Tochter mein,
Du solt mit mir frölich sein
In meinem Himelreiche,
Das sage ich dir sicherleiche,
Nu vnd zu ewiger zeit,
Das glaube mir abe neidt,
Vnd was du gethan hast in deinem leben,
Das soll dir all sein vergeben
Wenn Maria die liebe Mutter mein
Hat dir gethan jhrer hülffe schein
Mit dem heiligen Nicolao,
Drumb soltu sein wolgemut vnd fro,
Du bist aus sorgen genesen
Vnd solt mit mir in ewigen freuden wesen.

Dieses formlose Gedicht, das gegen alle Regeln der dramatischen Dreieinigkeit verstößt, würde als Drama freilich ganz zusammenfallen, wenn A. W. Schlegel mit seiner Behauptung, daß im Drama die Anfoderung des Theaters, als seiner nothwendigen Ergänzung, liege, Recht hätte; indessen hat schon Jean Paul die Unhaltbarkeit dieses Satzes genügend nachgewiesen, und selbst Goethe antwortet auf Schiller's Vorwurf, daß es seinen Dramen an der nöthigen Concentration zu wirksamer Bühnendarstellung fehle: daß er die Wirkung ad extra nicht als Hauptsache ansehen könne, und daß die poetische Anfoderung an das Drama erledigt sei, wenn durch Aufschließung des menschlichen Innern mittels der Handlung ein ästhetischer Zweck erreicht werde. Wie wenig es überhaupt mit der Einheit der Zeit und des Orts im Drama auf sich habe, zeigt sich am deutlichsten bei Shakspeare. Dagegen sündigt unser Gedicht zu stark gegen die unerlaßliche Einheit der Handlung, die nicht genügend in sich abgeschlossen erscheint, indem der Dichter weder den Anfangs- noch den Endpunkt richtig aufzufassen gewußt hat, sondern rückwärts und vorwärts über die festen Grenzen des Dramas hinausschweift.

Nicht viel später als dieses Drama und wahrscheinlich noch vor 1500, sind einige Komödien des Terenz deutsch bearbeitet worden, wie dies aus den geschriebenen Auszügen zweier dieser Komödien in der Schulbibliothek zu Zwickau erhellt. Wahrscheinlich waren sie zu Aufführungen bei Schulfeierlichkeiten bestimmt, wie dies aus dem Prolog hervorgeht, der so anhebt:

Achtbare, Erbare, nahmhaffte, großgünstige Herren,
Die ihr seydt itzt auff vnser bytt erschienen gern,
Desgleichen andern herrn vnd freundt,
So viel ihr itzt vorhanden seindt,
Die bytt ich allesampt hie entgegen,
Von aller vnser schüler wegen,
Welt günstiglich diß vnser spiel
Anhörn auff dießmal in der still,
Denn hie nicht wie sich mancher ihrt
Die Büberey gelernet wirdt,

---

*) Der Wahle, d. i. der Wälsche.

**) Die das Heu.

Es hatt gar viel ein ander sin
Wie ihr denn werdet hörn hierin
Damit vielmehr die iungen Leudt
Von Büberey wern abgescheutt,
Wenn sie all nun vermercken eben
Solcher Belge vngöttlich leben
Ihr falsche vnd geschmirtte wortt
Da durch manch seel wirdt gemordt,
Was hie sonst ist zu mercken weytter
Wern euch die knaben alhie bedeutten,
Wolt derhalben euern guten willn
Hierin erzeygen vnd schweigen still.

Das erste übersetzte Stück führt die Überschrift „Phädria" und besteht aus einer Reihe wunderlicher Personbeschreibungen ohne genügenden Zusammenhang; vielleicht aber wurden lateinische Scenen dazwischen eingeflochten. Der Anfang des Epilogs macht die bereits geäußerte Vermuthung, daß dies Stück bei einem Schulactus aufgeführt worden sei, noch wahrscheinlicher. Er lautet so:

Hiemit habt ihr großgünstig herrn
Gehert, hoff ich on all beschweren
Vnser schulrecht auff diß mall
So wirs nun hetten troffen woll,
Das ihr daran gut gnügen heutt
Wern wir alsampt hochlich erfreutt u. s. w.

Etwas höher steht das zweite Stück, eine Ummodelung des Terenz'schen „Heautantimorumenos". Gottsched ist der Meinung, daß das Ganze nur Einschaltung zu den wirklich Lateinisch aufgeführten Komödien des Terenz habe sein sollen, zum Verständniß für diejenigen Zuschauer, die des Lateinischen nicht kundig waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte aus Böhmens Vorzeit verdeutscht von Joseph Mathias Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Šafařik und Anmerkungen von F. Palacky. Prag, Calve. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Noch widerhallten die Worte des Herrn Grafen Mathias v. Thun, die er im „Slawismus in Böhmen" gesprochen, von einem Ende Böhmens zum andern, als die frohe Nachricht sich verbreitete, der edle Graf, der es für seine „Ritterpflicht" erklärt hatte, an der Seite der schwächern Czechen zu stehen, habe ein zweites Werk in Bereitschaft, die Ehre der böhmischen Nation zu vertheidigen. In kurzer Zeit erschien es und überraschte durch die Gediegenheit der Arbeit, die um so werthvoller je schwieriger sie an sich ist, nicht minder als durch ihren Inhalt. Die ältesten böhmischen Gedichte, wie sie die sogenannte Königinhofer Handschrift und einige andere zufällig erhaltene Blätter alter Manuscripte aufbewahrt haben, waren zwar bereits früher vom Prof. Swoboda und Andern, ja eins sogar von Goethe ins Deutsche übersetzt worden; allein theils hatten sich seitdem mancherlei neue Auffassungen einzelner Stellen herausgearbeitet, theils waren es andere Gründe, welche eine Auffrischung des Gegenstandes unter der Lesewelt nothwendig machten; genug, der Wunsch einer neuen Übersetzung ward von vielen Seiten gefühlt. Auch der Verf. des vorliegenden Buchs scheint das Bedürfniß getheilt zu haben. Als ihm daher, sagt er in seiner Vorrede: „das Glück wurde, diese Heiligthümer im Urtexte lesen und verstehen zu können, ergriff mich eine unnennbare Wehmuth, und lebhaft erwachte der Wunsch in mir, dieses Zeugniß nicht geahnter Cultur auch deutschen Augen, die sehen wollen, vorzulegen. In den Geist einzudringen suchend, wähnte ich mich selbst von ihm angehaucht, und so entstand dieser Versuch." Sein Zweck war: „eine in Form und Ausdruck möglichst treue Copie vorzulegen solchen deutschen Lesern, welche durch universelle Bildung über nationale Einseitigkeit erhoben sind." Der Verf. gesteht ein, daß die Übersetzung an sich wegen der gänzlichen Verschiedenheit der beiden Sprachen ungemein schwierig gewesen; trotzdem kann man nicht anders als die ungemeine Gewandtheit bewundern, mit welcher er sich an das Original anzuschmiegen weiß; nicht blos dieselbe Sylben- und Verszahl, vielmehr noch das möglichst treue Wiedergeben des Gefühls, der edeln Einfachheit, der Gedankenfülle und der für unsere Zeit nicht selten allzu kühn erscheinenden poetischen Wendungen, mit einem Worte, der ganze alterthümliche Geist des böhmischen Originals, der uns hier in deutsche Wörter gekleidet entgegentritt, ist es was wir an der vorliegenden Übersetzung besonders löblich hervorheben müssen. Ein vorurtheilsloses, offenes Hingeben, ein Sichversenken in diese Lieder dürfte auch einen dem slawischen Geiste ganz Fremden ahnen lassen, was dieser slawische Geist ist, der in diesen alten Heldensagen aus den frühesten Jahrhunderten zu uns herüberragt. Wer ähnliche Arbeiten nur einigermaßen kennt, wird die Leistungen des Verf. zu würdigen wissen. Das Buch enthält alle Gedichte der Königinhofer Handschrift sowie einige andere der ältesten und besten böhmischen Dichtungen. Zur Vergleichung steht der Originaltext der Übersetzung gegenüber; ersterer ist nach der jetzigen Orthographie geschrieben, aber in den Wortformen dem Texte in der Handschrift möglichst nahe gehalten. Jedem Gedichte geht eine kurze Beschreibung der Handschrift, in der es sich erhalten, die Bestimmung der Zeit, aus welcher dasselbe abstammt sowie derjenigen, in welcher das Gedicht abgefaßt worden sein mag, und dergleichen archäologische Angaben mehr, voran. Diese Notizen sind von Palacký. Die Einleitung von Šafarik dagegen erzählt auf 40 Seiten den ganzen Hergang, wie der Bibliothekar Hanka auf einer seiner vielen Reisen zur Aufsuchung alter Sprachdenkmäler die Handschrift in einzelnen Blättern nicht zufällig, sondern beim Untersuchen einer alten Rumpelkammer in der königinhofer Kirche entdeckt hat; vertheidigt dieselbe dann gegen jeden Vorwurf der Fälschung und gegen alle gegen sie vorgebrachten Verdächtigungen; schildert die Theilnahme, welche dieselbe bei allen slawischen Völkern und auch anderwärts gefunden; geht dann auf den Inhalt selbst über; bestimmt die historischen Eigenschaften des Fragments; zeichnet die Dichtungsweise in den Liedern, Metrum und dergleichen, und schließt mit der Erklärung, er wolle auf weitere Beweise der Echtheit der Handschrift sich nicht weiter einlassen, „weil wir in der Eile des kurzen Lebens viel wichtigere Pflichten zu erfüllen haben als gegen die Grillen einer pyrrhonischen Kritik ein Denkmal ängstlich in Schutz zu nehmen, welches, nach unser lebendigen Überzeugung, das Gepräge seiner Abkunft für jeden Urtheilsfähigen und Unbefangenen deutlich an der Stirn tragend, unsers ängstlichen Schutzes durchaus nicht bedarf. Wir überlassen demnach getrost die Königinhofer Handschrift ihrem Schicksale: möge sie ihre Sache vor der unparteiischen Mit- und Nachwelt selbst führen und beweisen, ob sie eine Schöpfung der Wahrheit, wofür wir sie halten, oder eine Ausgeburt der Lüge sei, wofür sie Einige ausgeben."

J. P. Jordan.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 65. — 6. März 1846.

Zur Geschichte der Entwickelung des Dramas in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Ungleich wichtiger als die genannten Erzeugnisse sind die Fastnachtsspiele des Hans Folz oder Volz und des Johann Rosenplüt, genannt Schnepperer, die ältesten vollständigen deutschen dramatischen Gedichte, da sie schon aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammen. Sie sind zwar äußerst roh in Anlage und Ausführung und das Material besteht fast nur aus einer Reihenfolge von groben Gemeinheiten, indessen sind sie doch reich an treffendem Witz und liefern ein Bild echter Volksthümlichkeit. Hans Folz, ein Wormser von Geburt, lebte um 1450 in Nürnberg als Barbier und war zu der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Meistersänger berühmt. Von seinen der Schule angehörigen Gedichten ist das Meiste verloren gegangen, doch besitzen wir von ihm noch vier Fastnachtsspiele, die zu der Zeit und noch lange nach des Verf. Tode sehr beliebt waren, sodaß sie im Anfange des 16. Jahrhunderts wiederholt abgedruckt wurden. Diese vier Stücke sind: „Salomon und Markolf", „Ein Bauerngericht", „Eine gar bäuerische Bauernheirath" und „Der Arzt und der Kranke".

Um dieselbe Zeit, jedenfalls noch in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte Johann Rosenplüt mit dem Beinamen Schnepperer, d. h. loser Schwätzer, Zotenreißer, welchen er wegen der entsetzlichen Frechheit und Zügellosigkeit erhielt, die durchweg in seinen Fastnachtsspielen herrscht, deren wir noch sechs vollständig besitzen. Auch seine Stücke entbehren durchaus alles dramatischen Interesses, indem sie aus einer wenig zusammenhängenden Scenenreihe bestehen; indessen herrscht doch in ihnen ein sehr kräftiger, treffender Witz und ihre wohl berechnete satirische Tendenz macht sie jedenfalls höchst beachtenswerth. Wenn wir von Rosenplüt nichts weiter als seine Fastnachtsspiele besäßen, so wären wir allerdings berechtigt, ihn für den unzüchtigsten, frivolsten Mann zu halten; ganz anders erscheint er uns aber in seinen recht gelungenen komischen Erzählungen, in denen sich viel Geist und ein ungleich feinerer Witz ausspricht. Wir müssen daher glauben, daß jener schlüpferige Ton durch den damals herrschenden Charakter der Fastnachtsspiele bedingt wurde. Das erste von seinen sechs Stücken hat blos den Titel „Ein Vaßnachtspiel" und ist eine Satire auf die Untreue der Ehemänner und die Fehler der Frauen, die jene veranlassen. Bei dem Bischofe von Bamberg, unter dessen Kirchenregiment Nürnberg zu jener Zeit stand, sind so viele Klagen der Frauen gegen ihre Ehemänner eingegangen, daß er seinem Official die Untersuchung der Sache aufträgt; dieser tritt auf und spricht:

> Ihr herren wen man hie wird nennen
> Der trett herfür vnd lasse sich kennen
> Vnd thu sein Anttwurtt auf die clag
> So horet man auf ewer beyder sag,
> An wem man das vnrecht wird versten,
> Der mus sein fürpaß abgen
> Vnd wenn wir eins mer auf ein valbenpferd finden
> So wolten wir es in dem hohen pan verkünden.
> Herman Sunnenglantz,
> Dietrich Seydenschwantz,
> Eberhart Blumental
> Verantwurtt euch vor dem Official.

Dann treten die Frauen als Klägerinnen nebst ihren Männern vor, worauf Rede und Gegenrede beginnt; der Official spricht zuletzt das Urtheil. Schade, daß der Ton in diesen Dialogen so unsittlich ist, daß er keine Auszüge gestattet. Daß es bei diesen Fastnachtsspielen auf eine gute Bewirthung der Agirenden abgesehen war, scheint aus der Schlußrede hervorzugehen, die ein Herold — übrigens ein hors d'oeuvre — spricht:

> Her der Wirt nu gebt vns eine gute nacht,
> Ob wir es zu grob hatten gemacht,
> So solt ir es für einen Schimpff*) versten,
> Wenn alle die heint zu euch gen
> Die wellen mit euch schimpffen vnd lachen,
> Die Vaßnnacht kan manchen narren machen,
> Das er in torrechter weise umbget
> Wenn ir das selber wol verstet
> Das man zu Vaßnacht frelicher ist
> Dann am Karfreytag so man den passion list,
> Wer des nicht glaubt von mannen vnd weiben
> Den wollen wir in vnser narren Buch schreiben.

Das zweite Stück führt den Titel „Die syben Meister" und enthält eine sehr einfache Fabel. Ein Jüngling meldet sich bei den sieben Meistern, um von ihnen

*) D. i. Scherz.

die Kunst zu lernen „den Frawen zu gedinen vnd wol zu gefallen". Die sieben Meister preisen ihm der Reihe nach ihre Wissenschaften zu diesem Behufe an, so der erste Meister die Grammatik:

Ein man der frawen dienen sol
Der bedarffe Gramatica recht wol
Das er In dyen mit rechtem fleiß,
Das er nicht nyder Iren Höhen preist
Wann frawen dinst ist gar vngleich,
Einer vngeschaffen, einer sewberleich u. s. w.

Der zweite Meister spricht die Logik rühmend:

Einer der frawen dienen wil mit fleiß
Der bedarff zu wißen swartz vnd weiß
Halten vnd laßen nicht tewschen vnd effen
Henngen vnd haben nicht felen vnd treffen
Nicht zwey geheißen vnd drew gefelt
Vnd allweg wilt seyn one gelt
Nicht große clage vnd cleine smertzen
Vnd heiß Im mund vnd kalt im hertzen u. s. w.

Der dritte Meister empfiehlt die Geometrie:

Einer der in frawen dinst wil leben
Dem ist Geometria eben
— — — — — —
Wer das nicht kan der ist schab ab
Vnd weren zehen kunigreich sein
So muß er dennoch der frawen grosloffel seyn.

Der vierte Meister preist die Rhetorik:

Rethorica die lert einen man
Das er mit frawen wol reden kan
Nicht viel geschreyß vnd wenig wollen
Als offt thun die narren vnd vollen
Vnd golt geheißen vnd kupffer gelten
Vnd voren loben vnd hinten schelten
Vnd oben schon vnd vnten der schawer
Vnd awßen edel vnd Innen ein Bawer,
Welcher man den Frawen recht dyenen wil
Der gelob In wenig vnd halt In viel.

Der fünfte Meister empfiehlt die Musik:

Ein man der frawen dienen wil
Der bedarff gesanges vnd seytenspil
Damit er hoch vnd nyder reicht
Wann süeße stym frawen erweicht
Das sie gein dene Man auf entlewnt
Der vor nicht gewesen Ir freunt
Das sie sollich freuntschaft zu Im tregt
Das sie sich an sein arme legt u. s. w.

Der sechste Meister preist die Arithmetik:

Die Arismetrica die zelt
Wie — — — ein Jung Helt
Den frawen dyenen sol — — —
Das ich In einen frawen dyener schreib
Hat er gekempfft gestürmt vnd gestritten
Geschermutzelt — — — —
Geturniret gestochen getantzt gesprungen
Mit snellen gelauffen mit starcken gerungen
Vnd mit hohen eren ist kumen her
Erst schreib ich In ein halben frawen dyener.

Der siebente Meister endlich empfiehlt die Astronomie:

Astronomia ist ein kunst
Die einem wolff hilfft zu frawen gunst
— — — — — —
Wann rechte zeit macht grunen im Izliche krawt
Darumb wer zu rechter zeit pawt
Der gewint ein fruchtreichs eren
Das kan die kunst Astronomia beweren.

Der Jüngling dankt den Meistern mit folgenden Worten:

Ir weisen Meister wol gelert
Ich dank euch ser auff dieser vart
Das Ir mich habt wol entricht
Das hab ich hie bey euch gefunden
Nun wil ich den fremden vnd kunden
Von ewren hohen kunsten sagen
Vnd wil ewern preise in alle lant tragen.

Die Frauen, zufrieden mit seinem Vorsatze, ihretwegen alle Wissenschaften und Künste zu lernen, belohnen ihn mit ihrer Gunst, indem sie sprechen:

Hort junger Man wir haben euch wol vernomen
Das Ir durch frawen willen seit aws komen
Vnd wolt euch in allen den kunsten nieten
Damit man Vnns frawen mag ere erpieten
Mit kunst mit tantzen vnd mit springen
Mit stechen mit turniren mit sagen vnd mit singen.
Vnd alltzeit Vnnser lob gemeren
Darumb wollen wir euch mit diesem Cleynot vereren.

Auch in diesem Stück findet sich ein Herold, der nachstehenden Prolog (worin ein arger Anachronismus vorkommt, indem der Astronom Ptolomäus mit einem der Könige gleiches Namens verwechselt wird) an das Publicum hält:

Nun horet ir fremden vnd ir kunden
Hie wirt groß kunst vnd weißheit funden
Bey syben weisen meistern gra
Briscianus mit gramatica
Die lert lateinisch reden vnd sprechen
Die Sylben spalten piegen vnd brechen.
Hie find man loyca mit ir list
Die lert was valsch vnd vnrecht ist
Sie krumpt sie slicht sie gentzt sie trent
Die lug sie bey der wahrheit kent
Ir meister heist Aristotiles.
Die Geometria lert Euclites
Die misset hoch tieff eng vnd weyt
Kurtz langk smal preit die kunst das geit.
Tullius lert Retorica
Hubschlich reden neyn vnd ia
Vnd mit geblumten wortten dictiren
Vnd sach von sach specificiren.
Bohetius lert die musica
Wie vt re mi fa sol vnd la
So sonst her klingt auf seyten spilen
Mit vingern vnd mit vederkilen.
Pitagoras lert practiciren
Vnd kan auch wol awßziferiren
Wie sich yeder numerus gemert
Die Arismetrica das lert.
Astronomie geit zu versten
Wie sunne mond vnd sterren umbgen
Vnd wie sie all frucht wurcken hin vnten
Das hat mein her kunig tholomeus gefunden.
Ob yemannt sie lernen wolt
In kurtzer weil vnd vmb cleinen solt
Der sulle es den meistern offenbaren
Vnd sulle In das mit Wortten erklaren
Wie er heiß vnd wer er sey
Der lernen wolle der trete herbey.

Zum Schluß fodert der Herold die Zuhörer mit folgenden Worten zur Fastnachtslust auf:

Darumb solt ir frolich leben
Der Babst hat vnns den gewalt geben,
Wann wir die vaßnacht nicht frolich funden
Den wolt wir bis Suntag in dem pan lassen verkunden.

Das dritte Stück, betitelt „Des Türken Vaßnachtspiel" hat ein wanderliches Sujet. Der Dichter läßt den Großtürken Mohammed II. nach der Unterwerfung Griechenlands und Eroberung Konstantinopels, also gerade um die Zeit, wo Rosenplüt lebte, mit seinem weisesten Rathe unter sicherm Geleit der Stadt Nürnberg nach Deutschland ziehen, um die Streitigkeiten unter den Christen zu schlichten. Das Ganze ist eine bittere Satire auf das vor dem Gebot des Landfriedens in Deutschland herrschende Faustrecht. Auf höchst possirliche Weise protestirt ein Nürnberger gegen die Einmischung des Türken und sagt zu dem weisen Rath:

Davor sol vns vnser got behüten
Wann vnser got hat deinen got von oben herab gestoßen.

worauf dieser sich an den Großtürken wendet und ihn bittet, solche Rede nicht übel zu nehmen, „zumal die Christen auch einen starken Gott hätten, der unüberwindlich wäre, so lange sein Gebot nicht übertreten würde". Der Sultan versetzt darauf:

Wir groszmechtig Turck von hoher gepurt
Es hat kein Vbel vnnser hertz noch nie angerürt
Wir sein nicht herkumen das wir wollen kriegen
So wollen wir nyemant hie betriegen
Aber doch wollen wir vnnser heil versuchen
Wir haben gelesen in den Buchen
Wenn der reiche den armen beugt
Vnd wenn der weise dem narren sein gut abtreugt
Vnd der voll den hungrigen nicht wil speisen
Vnd wenn die gelerten vnd schrifft weisen
Dem leyen bose ebenpild vortragen
Vnd wenn der vater vber das kind wird clagen
Vnd wenn der her nicht befridt seinen Bawerszman
So hebt sich dann der Cristen vnglück an,
Die stuck horen wir alle in irem land clagen u. s. w.

Dann zählt er die neun Cardinalsünden der Christen auf und erklärt, er wolle diese Übel abstellen, weil sie Gott misfallen. Plötzlich aber erscheint ein Abgesandter des Papstes, der dem Türken die unflätigsten Grobheiten sagt, die dieser auf gleiche Weise erwidert. Nun kommt ein Gesandter des Kaisers, der den Türken mit ähnlichen Grobheiten anläßt und ihn mit Krieg, Gefangenschaft und Strafen bedroht, worauf dieser unter Schimpfen und Fluchen betheuert, er werde mit den Seinigen nicht abziehen, sondern Gericht über die lasterhaften Christen halten. Ein Bote vom Rheine her, von den versammelten Kurfürsten abgesandt, kommt dazu und legt im Namen derselben Protest gegen die Eroberung von Konstantinopel ein, was den Türken in die größte Wuth versetzt. Jetzt tritt der Bürgermeister der Stadt Nürnberg auf und eröffnet dem Sultan in einer sehr höflichen Rede, die so anhebt:

Allerhöchster Rex allerobersster Imperator
Aller Türcken vnd Heyden gubernator
Der allernechst nach deinem got Machmet,

daß das sichere Geleit des Herrn von Nürnberg mit dem nächsten Tage zu Ende gehe und daß er daher noch vor der Vesper die Stadt räumen müsse. Dies besänftigt alsbald den tobenden Großtürken und er spricht:

Wir nemen Süeßholtz in den Mund
Wenn sleg vnd stich sein vnns vngesunt.

Er dankt für das gehaltene Geleit und schließt höflich mit folgenden Worten:

Vnd wo ir inndert kumpt in vnnser zeplet
So muß euch alle heydnische Dyet *)
Große ere vnd wirde erzeigen
Vnnser hertz soll sich nymmer von euch neygen.
Das wollen wir euch halten wie Türckische Heyden
Nu wollauff vnd lasset vnns von hynnen scheyden.

Das vierte Fastnachtspiel unter dem Titel „Von dem Pawern und dem Bock" ist sehr unbedeutend und besteht in einem kurzen dialogisirten Schwank. Ein ehrlicher Bauer, der nie eine Lüge gesprochen, besitzt das volle Vertrauen seines Herrn; die Frau wettet mit Letzterm, ihn durch List zu einer Lüge zu bewegen, welches ihr aber nicht gelingt, sodaß sie die Wette verliert. Ebenso inhaltarm sind die beiden andern Spiele: „Von dem Jünglingk" und „Die Kuchenspeise".

In der zwickauer Bibliothek befindet sich auch noch eine Umarbeitung des Terenz'schen „Eunuchus" mit übersetztem Prolog, deutschem Argument und einer Menge wunderlicher deutscher Erklärungen und Glossen, welche die Jahreszahl 1486 auf dem Titel trägt und von Gottsched für das älteste im Druck erschienene Lustspiel gehalten wird. Der vollständige Titel lautet: „Ain maisterlich vnd wolgesetzte Comedien, zelesen vnd zehören, lustig vnd kurtzwylig, die der Hochgelert vnd groß Maister vnd Poet Therencius gar subtill mit grosser kunst vnd hohen flyß gesetzt hat, darin man lernet die gemuet aigenschafft vnd sitten der Menschen des gemainen Volks erkennen. Darvmb ain yeden so durch lesen oder hören deß wissen-empfachet, sah dester baß vor aller betrügnuß der bösen Menschen mag hätten vnd wissen zebewaren." Am Ende steht: „Diese Comedia hat Hanns Nythart zu Vlm lassen drucken den Cunrat Dinkmut in fol. Nach Crists gebürt 1486." Unter den Erklärungen befindet sich auch folgende Definition des Lustspiels:

Was Comedia zeteutscht gesprochen seie, wie sie auch geteilt vnd ausgelegt werde: „Comedia ist ein gedicht, aus mengerlei das gemuet vnd anfechtung mitler Person inhaltende. Daraus man lernet was gut ist zegebrauchen, vnd das Böß zemaiden. Vnd spricht Cicero das Comedia menschlichs wesens ein spiegel seie vnd ain Pildung der Warheit."

Die erste gedruckte vollständige Übersetzung des Terenz ist aus dem Jahr 1499. In der Vorrede wird gesagt, daß die Übersetzung von demselben Verfasser sei, nämlich „dem ersamen und wysen Hansen Nythart, Burger zu Vlm". Zur Einleitung dienen folgende Verse:

Zu Cartago in der Stat so hoch
Ward geborn ich Therencus, doch
Zu dem Römschen rich kam ich gerobt
Von miner vernunft vast hoch begobt,
Aller mensch sytten beschriben hab
Gar von iugent an biß in das grab.
Wie auch die knecht die herren betrigen
Wie ein schnöd frow vnd frihard ligen.
Ein yeglicher der das lesen ist
Der macht sich sicher zu aller frist.

*) D. i. Volk.

Am Schlusse des aus 166 Blättern in Folio bestehenden Bandes stehen die Worte:

Getruckt in der kaiserlichen vnd freyen statt Straßburg von Hannß Grüninger. Vnd selichlich Geendet vff zynstag vor sant Gregorientag. Nach Cristi geburt 1499.

Die Übersetzung ist ein erbärmliches Machwerk und in dem kaum zu enträthselnden, damaligen schwäbischen Idiom abgefaßt, wie dies zur Genüge aus der ersten Scene des ersten Acts (die Acte nennt der Übersetzer „Übungen") der „Andria" erhellt, die nebst den Anmerkungen so lautet:

Symo. Sosia.

Ir die Ding hynnyn, nementz hynweg, gond darvon. Oder also secundum Donatum.[a]) Ir nement hyn[b]) die Ding hynnyn gangen hinwegk. Sosia näher dich mir, mit wenigem ich dich wil.

Sosia.

Du schetzest es sy gsagt. Fürwahr das die Ding recht gekocht werden.

Symo.

Gar wyt ein anders.

Sosia.

Was ist es meer dann das myn kunst verbringen mag u. s. w.

[a]) Mit vrsach mangelt das er nit anfacht mit dem eygen namen. Desgleichen das Virgilius anfacht mit dem eygen namen.

[b]) Er meldet ein Vrsach den andern hynwegk zu gon so er spricht. Nement hyn die Ding hynnyn, das er nit argkwon yestoße dan Sosiam blyben sie, vß vrsach im teilhafftig machen siner heymlichkeit u. s. w.

Jede Komödie hat zur Ausschmückung einen Holzschnitt, auf dem alle handelnden Personen mit ihrem Namen, sämmtlich in damaliger schwäbischer oder elsasser Tracht, nebst der gesammten Scenerie des Stücks abgebildet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein Bibelspruch in dem Munde eines maurischen Diplomaten.

Die christliche Diplomatie der neuern Zeit, obwol sie schon heilige Allianzen geschlossen, hat es meines Wissens noch immer vermieden, in diplomatischem Notenwechsel sich auf Bibelstellen zu berufen. Sie mag guten Grund gehabt haben davon abzusehen, da das Verfahren der christlichen Staaten zu- und gegeneinander in den meisten Fällen der Art ist, daß eine Anwendung solcher Argumentation jeder Seite höchst wahrscheinlich in den Augen frommer Seelen nur schaden könnte. Die Bedeutung Dessen, was man heute christlichen Staat zu nennen sich gefällt, würde bei solchem Verfahren die ihr gebührende Beleuchtung erhalten. Die Ungläubigen, Türken und Heiden, haben dergleichen Rücksichten nicht zu nehmen und deshalb findet sich in den diplomatischen Verhandlungen solcher Mächte mit christlichen dann und wann eine Berufung auf die Bibel. Ein sehr merkwürdiges und gewiß ergötzliches Beispiel ist eine Note des vorigen Sultan von Marokko Mulei Soleiman an den französischen Consul zu Tanger, der wegen Gewaltthätigkeiten, die ein Santon, d. i. ein im Geruch der Heiligkeit stehender Wahnsinniger an ihm begangen, Genugthuung verlangt hatte. Diese Note befindet sich in dem vor einiger Zeit erschienenen Werke des Franzosen R. Thomassy „Le Maroc et ses caravanes etc." Dieses seltsame Actenstück lautet: „In der Furcht des barmherzigen und gnädigen Gottes! Es gibt weder Gewalt noch Stärke außer bei dem höchsten und allmächtigen Gotte! An den Consul Frankreichs, Sourdeau. Heil Jedem, der da wandelt auf dem rechten Weg! Sintemalen du unser Gast, unter unserm Schutze stehst und Consul einer großen Nation in unserm Lande bist, können wir dir nur die höchste Rücksicht und die köstlichste Ehre wünschen. Daraus magst du ersehen, wie sehr uns der Vorfall am Herzen liegt, der dich betroffen, ebenso sehr, als wäre er einem unserer theuersten Verwandten oder Freunde widerfahren. Und obwol man den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung nicht zu widerstehen vermag, können wir doch eine solche Sache nicht unbemerkt hingehen lassen, sollte auch der Leidende der niedrigste der Menschen oder selbst der Thiere sein. Deshalb werden wir nicht anstehen, so es Gott gefällt, dir Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber ihr Christen habt Herzen voll Mitleiden, und seid demüthig unter Beleidigungen nach dem Beispiel eures Propheten (dem Gott Ehre verleihe!) Jesus, des Sohnes Maria's, welcher in dem Buch, das er uns brachte, in dem Namen Gottes auch die Lehre gibt: so man euch auf eine Wange einen Streich gibt, die andere hinzureichen; und der selbst (möge ihn Gott allezeit segnen!) keinen Widerstand leistete, als die Juden kamen ihn zu tödten; weshalb ihn Gott zu sich nahm. In unserer eigenen heiligen Schrift wird auch uns von unserm Propheten gesagt, daß kein Volk gefunden werden könnte, welches den wahren Gläubigen in Barmherzigkeit mehr gleich komme als diejenigen, welche sich Christen nennen. Und dies ist sehr wahr, da unter ihnen es heilige Priester und Männer gibt, die sicherlich ohne allen Stolz sind. Unser Prophet sagt uns auch, daß den Handlungen dreier Gattungen Menschen kein Vorwurf gemacht werden kann, nämlich dem Narren, bis er wieder zu Verstande kommt; dem kleinen Kinde und dem Mann im Schlafe. Nun ist der Mensch, welcher dir Schimpf angethan, ein Narr, der des Verstandes völlig ermangelt; aber wir haben Befehl ertheilt, daß man Genugthuung an ihm nehmen soll wegen seines Vergehens. Wenn du ihm hingegen verzeihen willst, wirst du sehr edel handeln und wirst bei dem Allbarmherzigen belohnt dafür werden. Aber bestehst du darauf, daß Gerechtigkeit in dieser Welt geübt werde, so hast du nur zu sprechen; denn wenn es Gott gefällt, so soll in meinem Reiche Niemand Ursache haben, vor Ungerechtigkeit oder Schlägen sich zu fürchten." Dem französischen Consul blieb natürlich auf ein so fein abgefaßtes Schreiben nichts übrig als dem Fanatiker zu verzeihen.

Schrift über die Reform der englischen Universitäten.

Die Universitätsreform ist in England ein noch dringenderes Bedürfniß als in Deutschland, obwol die Verbesserung in den beiden Ländern nach einer ganz verschiedenen Richtung hin gesucht werden muß. Unter den vielen Schriften, die in England in neuerer Zeit über diese Frage erschienen sind, dringt die von Whytehead „College life, letters to an under-graduate" auf größere „Ausbildung der Einbildungskraft" der Wissenschaftsbeflissenen auf den dortigen Universitäten. Ein englischer Kritiker bemerkt deshalb: „Der Verfasser ist in seinen Auffassungen etwas Deutscher"; der Gegensatz aber, den er daran knüpft, daß sich auch vieles Gute in dem Buche findet, beweist, daß er mit dieser Bezeichnung eben keine Empfehlung beabsichtigt. Haben wir auch Grund, uns darüber zu beschweren, daß das Ausland die Deutschen nicht für praktische Leute, sondern für Phantasten ansieht? Ein Volk, das stolz darauf ist die Buchdruckerkunst und die Weltweisheit und das Allerweltbürgerthum erfunden zu haben, und sich das Censiren und das Bevormunden sowie den Druck von innen und außen gefallen läßt!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 66. —— 7. März 1846.

Zur Geschichte der Entwickelung des Dramas in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Nach solchen Anfängen hätte man wol erwarten sollen, daß das Drama, das in den bedeutendern und reichern Handelsstädten, namentlich Süddeutschlands, mit großer Liebe gepflegt wurde, sich recht bald aus seiner Niedrigkeit erheben und kunstgemäßer gestalten müßte; allein gerade der Umstand, daß es seine Hauptpflege nur in den Städten fand, wo Meistersängerschulen blühten, ward die Veranlassung, daß fast nur Zunftmitglieder, also meistens ungebildete Handwerker als dramatische Dichter auftraten, die nach der Tendenz ihrer Schule überhaupt sich ausschließlich den religiösen Interessen zuwandten und rein moralische Zwecke verfolgten. Selten beschäftigte sich ein Gelehrter mit der dramatischen Poesie, und wo es geschah, kamen monstrose, von Pedantismus und Ungeschmack strotzende Misgeburten zur Welt. So blieb denn das Fastnachtspiel die einzige Dramengattung, die einen selbständigen poetischen Werth behauptete und bald unter der gewandten Hand des nürnberger Schuhmachers und Meistersängers Hans Sachs zu höherer Ausbildung gedieh. Doch bald darauf — für das Drama, das gerade im Entwickelungsstadium begriffen war, jedenfalls zu früh — regte die bewegte Zeit der Reformation ganz andere Interessen in Deutschland an, wodurch auch die Poesie eine neue, veränderte Richtung erhielt, in welcher das lebenskräftige Fastnachtspiel allmälig spurlos unterging. Während die Prosa in Folge der vielen durch die Reformation hervorgerufenen polemischen Schriften, besonders aber durch die Ausbildung und Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache als Gesammtsprache aller Deutschen, rasch zu einer gewissen Blüte gelangte, verstummten die poetischen Stimmen, die nur für engere Kreise gesungen und sich gern des Provinzialidioms bedient hatten, immer mehr; und die Zünftler, die sich von den Fachgelehrten verspottet sahen, entsagten bald gänzlich der edlen Singekunst. Die Gelehrten, die sich im Laufe des 16. Jahrhunderts mit dem Studium der griechischen und römischen Dramatiker beschäftigten, hatten zu wenig Einsicht und Geschmack, um günstig auf eine kunstgemäße Entwickelung des deutschen Dramas einzuwirken; ihr ganzer Einfluß beschränkt sich auf Äußerlichkeiten, wie auf die Einführung der Benennungen Tragödie und Komödie und der Eintheilung in Acte. Wie wenig sie selbst dabei in das Wesen der Dichtung einzudringen verstanden, erhellt zur Genüge daraus, daß man den ganzen Unterschied zwischen Tragödie und Komödie darein setzte, ob Menschen in dem Stück ums Leben kommen oder nicht. Auch mit der Eintheilung in Acte oder Wirkungen verband man keine klare Vorstellung, denn es entstanden Stücke von 10, 12, ja 19 Acten. Es fehlte also an allem Begriffe eines organischen Zusammenwirkens, da die Zwischenacte blos als Ruhepunkte für den Zuschauer und als das Resultat einer rein mechanischen Zerlegung oder wol gar einer arithmetischen Proportion betrachtet wurden; während sie doch in der That nothwendige Momente in der organischen Entwickelung sind und sich genau an die verschiedenen Acte der Exposition, der Knotenschürzung und der Katastrophe schließen. Ebenso fremd blieb die innere Ökonomie in Verwendung des Personals und Ausschließung alles Episodischen, sodaß unter Anderm ein gewisser Matthias Holzwart ein aus 10 Acten bestehendes Drama „Saul" auf die Bühne brachte, zu dessen Darstellung 100 redende und 500 stumme Personen erfoderlich waren; ja Johann Brummer ließ 1592 die ganze Apostelgeschichte als „Tragikomödia" von 250 Personen aufführen. Die Vorliebe für religiöse Dramen dauerte durch das ganze Jahrhundert fort und war um so weniger geeignet, auf die so nothwendige Charakterzeichnung einen günstigen Einfluß zu äußern, als die Dichter allen Anfoderungen vollständig zu begegnen glaubten, wenn sie die Religionsstreitigkeiten in das Drama hinüberzogen und diesem dadurch einen graß polemischen oder derb satirischen Charakter gaben. So blieb Anlage und Durchführung der Stücke ebenso roh als Diction und Versbau. In den Stücken, die keine biblischen Stoffe behandeln, herrscht eine nüchterne Moral und frostige Reflexion, die den fehlenden dramatischen Geist durch preciösen Sentenzen- und Allegorienvorrath zu ersetzen suchen; sie sind daher ungleich unpoetischer als jene. Etwas gehaltreicher sind die sogenannten weltlichen Komödien und Tragödien, deren Fabel aus der alten Geschichte, insbesondere aus der altdeutschen Sage entlehnt ist, die aber auf der andern Seite an allen den Gebrechen leiden, an denen noch

heutzutage die aus epischen Dichtungen hervorgegangenen Schauspiele kranken. Hin und wieder kamen auch noch lateinische Komödien zum Vorschein, die meistens als Zugabe von Schulfeierlichkeiten dienten, wogegen die deutsch geschriebenen in der Regel unter freiem Himmel aufgeführt wurden.

Aus dem Zeitraum von 1499, wo, wie schon erwähnt, Nythart den Terenz übersetzte, bis 1517 ist kein dramatisches Product auf uns gekommen; in letzterm Jahre erschien das erste Fastnachtspiel von Hans Sachs, nämlich „Das Hofgesind Veneris", dessen Inhalt hier, um einen Einblick in die dramatische Dichtweise dieses gepriesenen Meistersängers zu gewähren, näher angegeben werden soll. Zur Aufführung gehörten 13 Personen, darunter 4 redende. Nach herkömmlicher Art der Fastnachtsspiele ist die Scene in eine Privatgesellschaft verlegt, wo zunächst ein Ehrnhold (Herold) als Prolog auftritt und spricht:

Got grüß euch alle ihr Byderleutt,
Als ihr denn hie gesamlet seyd,
Her kompt mit mir ein kleines heer,
Die wöllen euch allen zu ehr,
Ein kurtzes Fastnachspiel hie machen,
Wer denn lust hat mag sein wol lachen,
Doch wird in diesem Fastnachspiel
Geredt zu weng oder zu vil,
So bitten wir euch all voran
Ir wöllt es in gutem verstan,
Vnd vns zu dem besten auslegen,
Nun will ich euch stellen entgegen,
Ein in ein langen graven Bart,
Derselbig heist der trew Eckhart,
Der kompt her aus dem Venusbergk
Wird euch sagen groß Wunderwerk.

Darauf erscheint der aus mehren andern Gedichten damals genugsam bekannte treue Eckard und berichtet, daß die Königin Venus sogleich, in der Absicht erscheinen werde, ihr „Hofgesind" zu vermehren; er warnt männiglich vor ihren Pfeilen und räth Allen, bei Zeiten zu fliehen. Aber sowol der „Danheuser" — eine bekannte Figur aus dem 13. Jahrhundert — als auch ein Doctor, ein Bürger, ein Bauer, ein Landsknecht, ein Spieler und ein Trinker, die sämmtlich der Macht der Venus spotten, werden darauf von den Pfeilen der Göttin getroffen und müssen sich ihrem Dienste weihen. Dann erscheint eine Jungfrau und darauf ein „Frewlein" (d. i. junge Frau), denen es nicht besser ergeht. Von Mitleid bewegt, wendet sich der treue Eckard jetzt an die Göttin mit der Bitte, Niemanden weiter zu verletzen, und wird erhört. Dann klaget der Danheuser im Namen aller Getroffenen über ihre tiefen Wunden und verlangt Befreiung, welche Bitte jedoch nicht gewährt wird. Venus vielmehr spottet ihrer Leiden und spricht dann zum Schlusse:

Wolauff, wolauff mein Hofgesin,
Wolauff, wolauf mit mir dahin,
Ich wil euch füren da ich han
Vorhin gefürt mannichen Man
Auch manch jungfraw und schöne Frawen
Von einem Turniren vnd Stechen
Mannich ritterlich Speer zu brechen,
An meinem Hof fechten vnd ringen
Tantzen, hofieren vnd singen,
Auch mannich süßes Seitenspiel,
Sonst ander kurtzweil one Ziel
Die hie von mir sind vngenandt
Dergleich man find in keinem Landt,
Darum wolauff mit eil vnd jach,
Wer mit vns wil, der kom hernach,
Wir wöllen in Frau Venus Berg,
So spicht Hans Sachs von Nürnberg.

In diesem einactigen Spiel offenbart sich freilich noch wenig dramatische Kunst, denn es fehlt sowol an aller Einheit und Charakterzeichnung als an Verwickelung und einer Alles lösenden Schlußkatastrophe; nichtsdestoweniger gewahren wir in ihm schon eine nicht gemeine Fruchtbarkeit in Erfindung und ein ungewöhnliches Talent für lebendige Darstellung. In seinen spätern Dramen, deren Zahl bis auf 208 steigt, entwickelt sich sein Talent immer üppiger und freier und läßt es uns innig bedauern, daß seine mangelhafte Bildung ihn hinderte, der Gründer eines deutschen Nationaldramas zu werden. Die Sprache bleibt zwar auch in seinen spätern Producten rauh, doch haben sie einen trefflichen Kern und zeichnen sich nicht selten durch eine höchst sinnreiche Erfindung, durch tiefe Gemüthlichkeit, eine witzige Darstellung und treffende Satire aus. Bis 1530 haben die Dramen des Hans Sachs nur einen Act; in diesem Jahr schrieb er das erste dreiactige Stück unter dem Titel: „Comoedia, darinnen die Göttin Pallas die Tugend und die Göttin Venus die Wollust verficht." Späterhin schrieb er fünfactige und 1551 das erste siebenactige Stück, nämlich: „Florio deß Königs Sohn auß Hispania mit der schön Biancephora." Sein letztes Drama ist eine wunderliche Umarbeitung des Terenz'schen „Eunuchus" und führt den Titel: „Ein Schöne Comedi Terenzii, deß Poeten, vor 1700 Jahren beschrieben, Von der Bulerin Thais, vnd ihren zweyen Bulern, dem Ritter Thraso vnd Phädria." Es ist 1563, also 13 Jahre vor des Dichters Tode geschrieben und liefert den Beweis, daß Hans Sachs sich 46 Jahre hindurch mit der Abfassung von Komödien und Fastnachtsspielen beschäftigt hat, nämlich vom J. 1517—63.

Unter den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern von Hans Sachs beschäftigten sich zwar Viele mit der dramatischen Poesie, indessen stehen sie in ihren Leistungen größtentheils tief unter dem großen Meistersänger. Fast in allen spricht sich die damals ziemlich allgemein herrschende Vorliebe für alte Religionsdramen deutlich aus; namentlich ist es die Geschichte Joseph's, die von den Dichtern vorzugsweise dramatisirt wird. Selten ist der Stoff der alten Mythologie, noch seltener der altdeutschen Sage — was Beides bei Hans Sachs so häufig der Fall ist — entnommen. Die bessern dramatischen Dichter des 16. Jahrhunderts sind folgende: Gengenbach (seit 1519), Grymm (seit 1520), Ham und Greff von Zwickau (seit 1535), Rebhun (seit 1536), Tyrolf (seit 1538), Thomas Kirchmeyer von Straubing (seit 1541), Friginger und Jacoby (seit 1555), Schuward

(seit 1565), Rulf (seit 1566), Roll (seit 1573), Agricola (seit 1578), Bitter (seit 1585), die Gebrüder Nicodemus Frischlin, der Lateinisch und Jakob Frischlin, der Deutsch schrieb (seit 1589), Spangenberg (seit 1590), Puschmann, ein Schüler des Hans Sachs, der sich noch Meistersänger nennt und in der Vorrede zu einer seiner Komödien eine Art Poetik liefert, und Jakob Ayrer, der alle genannten beiweitem überragt und der einzige epochemachende unter ihnen ist. Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß schon 1535 Heinrich Ham des Terenz „Andria" und den „Eunuchus" mit vielem Geschick übersetzte und daß seine Arbeit so allgemeinen Beifall fand, daß sie in den J. 1553, 1586 und noch 1602 neue Auflagen erlebte. In demselben Jahre (1535) wurde auch die erste Komödie des Plautus, nämlich „Aulularia", von Greff von Zwickau ins Deutsche übertragen, eine gleichfalls nicht verdienstlose Arbeit. In metrischer Hinsicht sehr beachtenswerth ist Paul Rebhun's 1536 erschienenes Lustspiel: „Ein Geistlich spiel von der Gotfurchtigen vnd keuschen Frawen Susannen gantz lustig vnd fruchtbarlich zu lesen." Rebhun schreibt so gute Verse, wie kein dramatischer Dichter vor ihm, und läßt jambische und trocheische Verse in regelmäßigen Abtheilungen, bald mit ausschließlich männlichen, bald mit ausschließlich weiblichen, bald mit gemischten Reimen aufeinander folgen. Außerdem führt er einen in vier Strophen getheilten Chor ein, der wirklich eine Art Schicksalsrepräsentanten oder Interpreten vorstellt. Die Länge der Verse ist ungleich; die Jamben sind meistens vierfüßig, mitunter auch dreifüßig; die Trochäen ebenfalls vierfüßig, theilweise aber auch sechsfüßig. Der Chor, dessen Versmaß einige Ähnlichkeit mit den antiken lyrischen Metren hat, ist mit Noten versehen und war also zum Absingen bestimmt. Sonst ist die Dichtung werthlos. Im J. 1584 erschien die erste, dem Geiste des Zeitalters angepaßte, deutsche Übersetzung einer griechischen Tragödie, nämlich Euripides' „Iphigenia in Aulis", die freilich nur eine literarhistorische Bedeutung hat, da die Übertragung höchst geschmacklos und die Sprache ungleich fehlerhafter ist als bei andern gleichzeitig lebenden Schriftstellern, wie dies schon aus dem Titel erhellt, der vollständig so lautet: „Iphigenia in Aulide, ein vberaus schöne Historia oder Comoediotragedia, von des Myceenischen königes Agamemnon's Tochter, welche sich willig für die Griechische Armada, so nach Troia geschiffet, in todt gegeben. Nützlichen zu lesen vnd zu Agiren, aus Griechischer sprach mit vleis beschrieben. Durch Michaelem Babst von Ro, Pfarherrn zu Mohorn." (1584.)

Ungleich höher steht, wie schon erwähnt, Jakob Ayrer, ein jüngerer Zeitgenosse von Hans Sachs, Notarius und Procurator zu Nürnberg, wo er auch 1618 starb. Er hielt sich nicht ausschließlich an biblische Stoffe, sondern nahm sein Material theils aus der alten Sage, theils aus der Geschichte; dabei ist seine Sprache ungleich reiner als die seiner Vorgänger und seine Charakterschilderung treffender und gehaltener. Auch offenbart er bereits eine gute Einsicht in die dramatische Ökonomie, gibt eine ziemlich geschickte Exposition und weiß den Situationen durch gesteigerte Verwickelung bis zum Schluß Interesse zu geben. Einige seiner Lustspiele können, wie schon Koberstein richtig bemerkt, als die ersten deutschen Intriguenstücke angesehen werden. Die Zeit, wann seine Dramen entstanden, läßt sich nicht genau angeben; nach Einigen soll er sein erstes Stück ein Jahr vor Hans Sachs' Tode, also 1575, sein letztes 1584 geschrieben haben; nach Andern soll er die meisten erst nach 1600 geschrieben haben, und nicht mit Unrecht will man in ihnen den Einfluß der englischen Dramen, die zu Anfange des 17. Jahrhunderts durch umherziehende englische Schauspieler in Deutschland bekannt geworden waren, wahrnehmen. Ayrer ist ein außerordentlich fruchtbarer Dichter, denn die Gesammtzahl seiner Schauspiele soll sich auf ungefähr 100 belaufen, von denen jedoch nur 66 gedruckt erschienen sind, und zwar 1618 zu Nürnberg in einem Foliobande unter dem Titel: „Opus Theatricum, oder dreißig ausbündige schöne Comedien vnd Tragedien von allerhand Denkwürdigen alten Römischen Historien vnd andern Politischen geschichten vnd gedichten; Sampt noch andern Sechs vnd dreissig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Faßnacht oder Possen-Spilen. Durch Weyland den Erbarn vnd wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium Publicum vnd Gerichts-Procuratorn zu Nürnberg seeligen. Auß mancherley alten Poeten vnd Scribenten zu seiner weil vnd lust mit sonderm fleiß zusammen colligirt, vnd in Teutsche Reimen Spilweiß verfasset, das man persönlich agirn kann."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Literatur über die Pyrenäen.

Seit einiger Zeit ziehen die Pyrenäen die Aufmerksamkeit unserer beweglichen Touristen im vorzüglichsten Grade auf sich. Die Rheingegenden, Italien und die übrigen Länder, welche zur großen fashionablen Tour gehören, sind nachgerade so ziemlich abgeweidet. Es gilt nun Partien aufzufinden, welche weniger von den Wellen blasirter Reisenden überflutet sind. Bis jetzt gehörte jener majestätische Gebirgszug nicht eben zu den Partien, welche das gewöhnliche Ziel zwecklos umherirrender Wanderer genannt werden könnten; aber wie gesagt, schon kommen die Pics der Pyrenäen en vogue, und bald werden ihre Thäler ebenso sehr der Tummelplatz moderner Touristen sein wie seit langer Zeit schon die Heerstraße Italiens es ist. Unter den Reisenden, welche sich längere Zeit in jenen Gegenden aufgehalten haben, zeichnet sich der Engländer Taylor vortheilhaft aus, weil sich in seinem Werke, das er über jenen Aufenthalt herausgegeben hat, eine ungemeine Sachkenntniß ausspricht. Dasselbe führt den Titel: „De l'influence curative du climat de Pau." Es war ursprünglich in englischer Sprache geschrieben, und ist dann erst ins Französische übersetzt worden. Sein Inhalt ist nicht etwa, wie der Titel vermuthen lassen könnte, rein medicinisch, sondern erstreckt sich auch auf andere Gegenstände von allgemeinem Interesse. So zeichnet uns der Verf. ein ansprechendes Bild der Gegend, deren vortheilhafter Gesundheitszustand das eigentliche Thema seines Werks bildet.

Ein französischer Baron des gleichen Namens hat unter dem Titel „Les Pyrénées" ein noch umfassenderes Werk herausgegeben, welches der vielseitigsten Beleuchtung jenes pittores-

len Theils vom südlichen Frankreich gewidmet ist. Der Baron von Taylor ist bekannt als freigebiger Mäcen und Beförderer aller wahrhaft künstlerischen Bestrebungen. Bei wichtigen Werken, welche ohne bedeutende Geldunterstützungen nicht hätten ins Leben treten können, hat er sich auf die uneigennützigste Weise betheiligt, sodaß mehr als ein Schriftsteller und Künstler sich ihm zum lebhaftesten Danke verpflichtet fühlen muß. Auch als geschmackvoller Schriftsteller hat er sich auf die vortheilhafteste Weise bekannt gemacht. In dem vorliegenden Werke, welches auf seine Anregung und zum größten Theil auch aus seiner Feder entstanden ist, wird die Geschichte desjenigen Landstrichs, den man als zu den Pyrenäen gehörig betrachtet, ferner die zum Theil sehr verwickelten Rechtsverhältnisse dieser Provinzen behandelt; dabei werden die wichtigsten Partien der Archäologie, insofern sie auf die Überreste Bezug haben, welche jene Districte aus dem Alterthume aufzuweisen haben, berücksichtigt. Besonders interessant und selbst für das größere Lesepublicum eine reiche Ausbeute gewährend sind die Mittheilungen, welche der Herausgeber von den dichterischen Sagen und Volksliedern der Pyrenäen macht. Besonders reich und mannichfach ist das Material, welches Taylor in Betreff der Provinzen Bearn, Navarra, Bigorre und der Grafschaft Foix zusammengebracht hat. Ein Theil desselben war bereits in brauchbaren Werken verarbeitet; wir erinnern hier nur an die „Essais historiques sur le Béarn" von Faget de Baure (1818). Überhaupt ist nicht zu verkennen, daß der Herausgeber in der französischen Literatur mehr als eine gediegene Vorarbeit vorfand. Dahin rechnen wir das „Album pittoresque et historique des Pyrénées", von Fourcade, und vorzüglich die reichhaltige „Archéologie pyrénéenne, ou antiquités historiques, religieuses, militaires", von Dumège (3 Bde.). Im Allgemeinen muß man, ungeachtet mancher Irrthümer und obgleich einige Partien, z. B. Das, was er über die Basken sagt, etwas flüchtig gehalten sind, dem Verf. das Zeugniß geben, daß er diese Quellen auf eine angemessene Weise benutzt und eine ganz annehmbare Arbeit geliefert hat, welche des Verf. der „Voyages pittoresques dans l'ancienne France" würdig ist.

Da wir hier einmal einige hervortretende Punkte der auf die Pyrenäen bezüglichen Literatur berührt haben, wollen wir auch schließlich noch erwähnen, daß dieser Stoff mehr als einmal eine dichterische Behandlung erfahren hat. Am ansprechendsten ist dieses mit historischen Erinnerungen so reich geschmückte Gebirge von Dureau-Delamalle besungen. Das dichterische Werk dieses Poeten, welches im J. 1808 erschien, führt wie die Publication des Barons Taylor den Titel „Les Pyrénées".

Timon als politischer Proteus.

Selten haben wol Flugschriften eine Verbreitung gefunden, welche im gleichen Maße wie die fliegenden Blätter von Timon selbst in die untern Kreise der Gesellschaft gedrungen wären. Man wird unwillkürlich an die Popularität Courier's erinnert, dessen einschneidende Productionen voll künstlicher Naivetät die mit bitterer Galle geschriebenen Pamphlets von Timon freilich beiweitem überragen. Cormenin, der sich bekanntlich hinter die Maske des Timon birgt, ist gar kein so großer Verächter der Menschen als er uns durch Annahme seines Pseudonym glauben zu machen strebt. Wenn er die Beziehungen zu den Menschen wirklich flöhe, so würde er auch früher nicht durch piquanten Stil, durch blendendes Leuchtkugelspiel eines rücksichtslosen Witzes und durch einen trügerischen Anstrich von Liberalismus auf die Gunst und den Beifall der Menge speculirt haben. In letzter Zeit scheint er freilich dieses Buhlen mit einer wohlfeilen Popularität, dieses Scharwenzeln mit dem tausendköpfigen Despoten der öffentlichen Meinung — dieser Götzendienst ist ungleich mühvoller als die Plage Desjenigen, welcher den wirklichen Machthabern schmeichelt — allerdings von sich geworfen zu haben. Am offensten und entschiedensten trat er den herrschenden Ansichten der Menge in seinen Flugschriften entgegen, welche dem bekannten Hader um die leidige Unterrichtsfreiheit — sowie man sie faßte, ein wesenloses Schemen — gewidmet waren. Das französische Philisterthum riß erstaunt die Augen auf und glaubte vom Wahne einer optischen Täuschung befangen zu sein als es Cormenin, diese Freude und Wonne aller Derer, welche die Regierung, den Urquell aller Übel, gern in Bedrängniß wissen, an der Stelle, wo er sonst zu stehen pflegte, vermißte. Man traute seinem Ohre kaum als man vernahm, Cormenin habe sich zum Vertheidiger des Klerus, gegen den das Journal der Epiciers jeden Morgen seine Blitze schleuderte, aufgeworfen. Und wie führte er die Vertheidigung! Wie regneten von seiner kampfgeübten Hand die Streiche auf den dickfelligen Rücken der blinden Menge! wie wußte er die Journalisten, diese bezahlten Gaukler jedes Tages, mit seinen Raketen aus dem Wege zu fegen! Es war eine Lust für jeden Unparteiischen, aber der empörte und beleidigte Gewürzkrämer, der Cormenin beim Erscheinen seiner „Briefe über die Civilliste" in den Himmel gehoben hatte, wandte sich mit Entrüstung von diesem „Apostaten der Freiheit" ab. Dieser Unwille der Menge gegen den sonst so vergötterten Pamphletisten stieg aber noch als es sich herausstellte, wie Timon in neuerer Zeit mehr und mehr darauf beflissen war, die allzu radicale Färbung seines vielgelesenen „Livre des orateurs" zu mildern und zu mäßigen. Das war ein unerhörter Frevel, der ihm von seinem frühern Publicum nun und nimmermehr verziehen werden kann. Nichts ist leichter als in dieser Beziehung einem Schriftsteller Widersprüche mit sich selbst und den frühern Erzeugnissen seiner Feder nachzuweisen. Als wenn ein Autor allein dem Entwickelungsgange der Zeit nicht folgen dürfte, als wäre jedes auch noch so gesinnungsvolle Abweichen von frühern Aussprüchen ein Hochverrath. Mit dem schweren Geschütz solcher Anschuldigungen kommt man denn jetzt in der That schon gegen Cormenin angerückt. Bouton, der früher Commis beim Buchhändler Pagnerre, dem Verleger der Cormenin'schen Flugschriften, war, und der sich in dieser Stellung in den Besitz vertrauter Mittheilungen von Timon setzen konnte, hat das ergiebige Thema von der Apostasie des ehedem so beliebten Volksschriftstellers nach Herzenslust ausgebeutet. Aus dreifachem Schlunde läßt er das Feuer gegen den „Vertheidiger ultramontaner Finsterlinge" sprühen. Diese Libelle eines obscuren Pfennigschriftstellers führen die Titel: „Boulet rouge", „Cormenin, facsimile pour orner ses dementis" und „Esquisses parlementaires pour faire suite au Livre des orateurs, par un pamphletaire qui rassemble à Timon." In diesen leichtfertigen und zusammengewürfelten Fabrikationen einer liberalen Büchermacherei findet sich eine Sammlung aller möglichen Documente und Belege, zu der besonders der Papierkorb Cormenin's reichliche Beisteuer geliefert hat. Bouton wurde von Timon häufig als Abschreiber gebraucht, und in dieser Eigenschaft war er im Stande sich Papiere zu verschaffen, die er jetzt nicht Anstand nimmt der Öffentlichkeit zu übergeben. Es befinden sich darunter zum Theil vertrauliche Mittheilungen vom Verf. des „Livre des orateurs" an seinen Verleger, die allerdings nicht immer für ein weiteres Publicum bestimmt waren. Für diese Verletzungen des Vertrauens hat nun Cormenin seinen unbefugten Portraitisten vor das Gericht gezogen. Er leugnet die Authenticität der Äußerungen, welche Bouton auf seine Rechnung setzt, durchaus nicht, sucht aber ihren Inhalt auf seine eigentliche Bedeutung zurückzuführen und will den Verletzer des Vertrauens bestraft wissen. Dies Letztere ist nun zwar nicht geschehen: Bouton ist von der Strafe losgesprochen und nur zu den Kosten verurtheilt; aber die ganze Verhandlung, welche bei dieser Veranlassung gepflogen ist, gewährt einen interessanten Blick in die literarischen Verhältnisse Frankreichs.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 67. —— 8. März 1846.

Zur Geschichte der Entwickelung des Dramas in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Der rasche Aufschwung, der in der Literatur der romanischen Nationen gegen das Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts als Folge des neu erwachten Studiums der alten Classiker sichtbar wird, konnte in Deutschland nicht hervortreten, theils wegen der geringern Verwandtschaft der deutschen und lateinischen Sprache, theils wegen der ungünstigen Einwirkung der politischen Zerwürfnisse in Deutschland auf die Entwickelung eines freien geistigen Lebens. Während jene daher rasch einer zweiten Kunstvollendung entgegengingen, schritten die Deutschen auf der Entwickelungsbahn nur langsam vor, und der belebende und richtig leitende Einfluß der Alten offenbarte sich bei ihnen nur in vereinzelten Erscheinungen, welche die allgemeine Geschmacksverirrung und die verkehrte Richtung der Dichter zu verhüten nicht im Stande waren. Der lang verhaltene gegenseitige Haß der verschiedenen Religionsparteien in Deutschland brach endlich in hellen Flammen aus, und der verheerende Dreißigjährige Krieg zerriß Deutschlands Einheit gänzlich und lähmte alle Kräfte des Volks auf lange Zeit hin. Entsittlichung und Verarmung gingen Hand in Hand und führten zu einer solchen Erniedrigung der ganzen Nation, daß sie eines vollen Jahrhunderts bedurfte, um die eigene Würde und die Achtung des Auslandes wieder zu gewinnen. Dazu kommt, daß gerade um diese Zeit der Einfluß der französischen Sitten und Moden allgemein wird und vorzugsweise diejenigen Stände berückt, die zunächst berufen waren, der neuern Literatur ein wahrhaft nationales Leben einzuhauchen, Fürsten und Adel. Die französische Sprache wurde gesprochen; der Adel, immer an die Fürsten sich drängend, gab sich diesen zu Gefallen einen französischen Anstrich, und der höhere Bürgerstand schämte sich nicht, durch Nachäffung des Adels zum gänzlichen Verfall deutscher Eigenthümlichkeit ebenfalls die Hand zu bieten. Daß unter solchen Umständen die Literatur sich nicht heben konnte, ist augenfällig, und es darf uns gar nicht befremden, wenn bald eine verderbliche Sprachmengerei entstand, die zu vollständigem Barbarismus zurückzuleiten drohte und die Deutschen der damaligen Zeit zu dem lächerlichsten und verächtlichsten Volke in Europa machte. Der Gelehrte schrieb Lateinisch, der Vornehme Französisch; wer sich etwa herabließ, in seiner Muttersprache zu schreiben, der staffirte dieselbe dergestalt mit lateinischen und französischen Ausdrücken und Redensarten aus, daß ein Gemengsel daraus hervorging, in dem sich der höchste Grad von Pedanterie und Geschmacklosigkeit kundgab, und der alle Nationalliteratur, zumeist die poetische, die sich gegen fremde Elemente immer am meisten sträubt, zu vernichten drohte. Zwar fehlte es nicht an Einzelnen, die das Verderben erkannten und dem Unwesen zu steuern suchten, aber ihre Bestrebungen waren unzureichend und ihre warnende Stimme verhallte. Selbst die Vereine, die unter dem Namen „Der Palmenorden", „Die deutschgesinnte Genossenschaft", „Der gekrönte Blumenorden", „Der Schwanenorden an der Elbe" und andern sich bildeten, erreichten das vorgesteckte Ziel, Reinigung der Muttersprache von fremden Wörtern, so wenig, daß sie sich vielmehr den Spott der verblendeten Zeitgenossen zuzogen. Kein Wunder daher, daß selbst das fleißigste Studium der Dichter des classischen Alterthums der vaterländischen Poesie keinen Nutzen brachte, sondern daß sie in eben dem Grade an innerm Gehalt verarmte wie sie an äußerm Prunk und Flitter zunahm. Erst mit Opitz, der die kräftige reine Sprache Luther's zur allgemeinen Dichtersprache erhob, und dessen Verdienst um Sprachreinigung und Einführung reinerer und edlerer Formen in die Poesie nicht genug anzuerkennen ist, begann eine neue Epoche in der deutschen Nationalliteratur. Er verwandte auf Stil und Versbau den größten Fleiß und lehrte die deutschen Dichter die verschiedenen Versmaße unterschieden. Freilich stieg er dabei nicht zu der Quelle zurück, aus der er hätte schöpfen sollen — zu den kunstreichen poetischen Formen der Dichter aus der schwäbischen Periode —, sondern entlehnte seine Metern von Franzosen, Italienern und Holländern; indessen kann ihm dies nicht zum Vorwurf gereichen, da jene reiche Quelle seinem Zeitalter ganz fremd geworden war. Leider erwarb sich Opitz, neben Weckherlin, das Unverdienst, den von den Franzosen erfundenen Alexandriner in die deutsche Poesie, insbesondere in die dramatische

einzuführen, wo er als kein geringes Hemmniß der Entwicklung des Gefühls für rhythmischen Wohllaut sich bis tief in das 18. Jahrhundert hinein in großem Ansehen erhielt. Überhaupt sind Opitz's Verdienste um diese Dichtungsart ungleich geringer als um die lyrische, die didaktische und die beschreibende; denn sie beschränken sich auf die Übersetzung der „Antigone" des Sophokles, der „Trojanerinnen" des Seneca und zweier italienischen Stücke, nämlich des Singspiels „Daphne" und des geistlichen Trauerspiels „Judith". Wie wenig Opitz in das wahre Wesen der dramatischen Poesie einzudringen vermochte, geht zur Genüge aus seinem Urtheile über den lateinischen Dichter Seneca hervor, den er als mustergültigen Dramatiker ansieht und alles Ernstes dem Sophokles und Shakspeare an die Seite gesetzt wissen will. Seine Neigung zum Rhetorischen und zur Reflexion — die freilich seine Zeitgenossen nicht für einen Fehler hielten — hemmte den freien Aufflug seiner Phantasie und ließ ihn nicht zum selbständigen Schöpfer von Nationaldramen werden, sondern verführte ihn, die eigene Kraft misachtend, Ausländer zu Vorbildern zu wählen und den Franzosen und Holländern ihre sentenziöse Nüchternheit und steife Glätte zu entnehmen. Diesem Geschmacke huldigten auch seine zahlreichen Schüler, die nach dem Muster der Holländer die Chöre wieder einführten und auch sonst die Tragödien mit zahlreichen Gesängen durchflochten, wodurch sie, ihrer Meinung nach, sich kein geringes Verdienst erwarben, indem sie so den Reiz des italienischen Schäferspiels mit dem Ernst des allegorischen Dramas zu verbinden glaubten. Erst dem glogauer Dichter Andreas Gryphius (er starb am 16. Juni 1664) gebührt das Verdienst, die dramatische Poesie der Deutschen aus ihrer Niedrigkeit hervorgezogen und sie mit Trauerspielen und Lustspielen bereichert zu haben, die durch geschickte Wahl des Stoffs, gute Anordnung, richtige Charakterzeichnung und eine edle, poetische Sprache Alles was bis dahin auf diesem Gebiete erschienen war weit überragen. Ihm wurde daher auch mit Recht der ehrenvolle Beiname zu Theil: **Vater des deutschen Dramas.** 87.

Englische Taschenbücher.

Was von dieser hübschen leichten Waare einst ein volles Mandel ausmachte, reicht jetzt nur eben hin, ein Collegium zu bilden, und möglich daß die Zeit nicht fern ist, wo Collegium conservatur in uno, bis auch dies eine letzte Glied absterben wird. Ob das gut oder nicht gut, ein Beweis verbesserten oder verschlechterten Geschmacks und welche Ursachen den Verfall herbeigeführt, kann hier weniger in Frage kommen als ob die drei letzten Repräsentanten des einst so zahlreichen Geschlechts Anspruch auf ihre Fortdauer haben. Und die Frage steht im Allgemeinen zu bejahen. Die drei Überlebenden nennen sich:

1. Forget me not. For 1846. Edited by *Fred. Shoberl.*
2. The Keepsake. For 1846. Edited by the countess of *Blessington.*
3. Heath's Book of beauty. For 1846. Edited by the countess of *Blessington.*

Wenn in dieser Folge das älteste der englischen Annuals den Reihen beginnt, während eins der jüngsten ihn schließt, so erscheint das für Ersteres ein um so günstigeres Zeichen als die vor wenigen Jahren die Verlagshandlung — Ackermann und Comp. — getroffene Bedrängniß noch heute nicht zu den Dingen gehört, die gewesen sind. Aber unparteiisches Urtheil kann das Zeichen nicht unterstützen. Die Bilder verrathen ein Sparsystem, das, weil nicht anlockend nach außen, nicht einträglich zurückwirken dürfte und auch im literarischen Theile insofern bemerkbar ist, als die Träger desselben wenig berühmte Namen haben. Unter den Erzählungen sind einige vielleicht nicht werthloser als die geringsten in den besten deutschen Taschenbüchern, doch möchte wol keine die Mühe des Übersetzens lohnen. Gedichte sind mehr Geschmackssache. Eins und das andere wird gern gelesen werden. So ohne Zweifel in unserer durch und durch politisch fühlenden Zeit das Gedicht einer Mistreß L. H. Sigourney auf den letzten Besuch der Königin Victoria bei Ludwig Philipp. Zur Probe die zwei Schlußstrophen, deren frommer Wunsch freilich nicht in Nordamerika allein auf keine Sympathie rechnen kann. Sie lauten:

Shout, chivalry of France!
Shout, England's true and brave,
Nor bid your battle thunders vex
Again the affrighted wave;
But let the cherished olive tree
Perennial verdure keep,
And with its fruitage bless the lands
That set its roots so deep.

On history's annal fair,
In golden letters grave,
The visit of the youthful Queen,
Who boldly rode the wave;
And strongly with a diamond pen
Be the true date impressed,
When he, the Mentor of his realm,
Received that royal guest.

Das „Keepsake" bekundet seinen aristokratischen Charakter schon durch das vorgesetzte, idealisch schöne Bild der Prinzess Royal und die von der Gräfin Blessington ihm beigegebenen Verse, die im Ganzen sich weit über das Gewöhnliche solcher Anfingungen erheben und nur vielleicht in den Zeilen ein Lächeln erregen, wo die Königin „intent on weighty cares of state" und voll „anxious thoughts for Englands weal" genannt wird. Ein ferneres aristokratisches Merkmal sind die Namen der Contribuenten, hochgeborene Frauen und Herren, die sich gern gedruckt sehen und statt dem Verleger Honorar zu kosten ihm den Absatz manches Exemplars im Kreise ihrer Bekannten verbürgen. Keine ihrer Gaben kann jedoch absolut schlecht heißen; die meisten sind gut, einige mehr als das. So ein Gedicht von Lord John Manners und eins von Landor. Auch die Erzählungen haben jede ihren Werth. Der „Country banker" von Mistreß Abdy ist geschickt angelegt und durchgeführt. D'Israeli hat eine Beschreibung der Gärten von Shonha beigesteuert, die es sehr begreiflich macht, warum Alle, die sie gesehen, mit Bewunderung von ihnen sprechen. Unter den nicht wenigen Beiträgen der Herausgeberin verdient besonders „Cortile Salviati" Erwähnung, ein tiefer Blick in das Gemüth der unglücklichen Bianca Capella.

Das „Book of beauty" ist bekanntlich noch aristokratischer, beschränkt aber diesmal seine Hoffähigkeit auf die ausgezeichnet schön in Stahl gestochenen Illustrationen englischer Frauenschönheit, indem unter den Erzählern und Dichtern beiderlei Geschlechts auch nicht eben illustre Namen sich finden. Die Leistungen sind jedoch deshalb keineswegs geringhaltiger. Eher das Gegentheil. Zu den vorzüglichsten im ernsten Fache gehören „The postman's knock" von Miß Power, „The impatient man and his deaf family" von Reynolds, „The debtors and creditors" von Miß Camilla Toulmin. Im komischen Fache: „Uncle Benjie's ring" und „Stolen piece of linen" anonym nebst „The old brown Coat" von Mar-

rent. Ein Gemälde des ehelichen pariser Lebens in „The parisian couple" vom Chevalier de Chatelain leidet zu sehr an Übertreibung, um gefallen zu können. Doch möchte ihm nicht alle Wahrheit abzusprechen sein. Wie im „Keepsake" hat die Herausgeberin auch hier lange Beweise ihres Fleißes niedergelegt, von welchen namentlich die Erzählung „Clemence d'Harnon" ihr Ehre macht. 23.

Bibliographie.

Gräße, J. G. T., Die Sage vom Ritter Tanhäuser, aus dem Munde des Volks erzählt, mit verwandten Sagen verglichen und kritisch erläutert. Nebst einem Anhang von alten, die Sage betreffenden Volksliedern. Dresden, Arnold. 8. 10 Ngr.

Löbe, W., Das Musterdörfchen. Eine lehrreiche Geschichte für den Bürger und Landmann. Dresden, Arnold. 20 Ngr.

Lubojatzky, F., Die sieben Todsünden. Nach E. Sue. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. à 15 Ngr.

Mulder, G. J., Reden über die Welt der Materie, als ein Mittel zu höherer Entwickelung. Aus dem Holländischen übersetzt von *J. Moleschott*. Utrecht, Bötticher. 1845. Kl. 8. 7½ Ngr.

Mundt, T., Allgemeine Literaturgeschichte. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Sachs, H., Ein Lobgedicht auf Regensburg. Mit erläuternden Anmerkungen von J. R. Schuegraf. Regensburg. 1845. 8. 6¼ Ngr.

Seisen, D., Geschichte der Reformation zu Heidelberg von ihren ersten Anfängen bis zur Abfassung des Heidelberger Catechismus. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 22½ Ngr.

Stägemann, Elisabeth v., Erinnerungen für edle Frauen. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhange von Briefen. Zwei Bände. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Das A und O. Eine Zornlampe zur Beleuchtung der Schrift des Dr. Paniel: Aktenstücke in Bezug auf den von neun Bremer Pastoren gemachten Versuch, den Hrn. Pastor Nagel aus dem Ministerium auszuschließen. Oldenburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Anrede an einen kleinen Kreis katholischer Christen, welche die römische Kirche verlassen wollen. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Aurelius, Der Kirche Krieg und Sieg. Eine theologische Denkschrift. Naumburg, Lange. Gr. 8. 15 Ngr.

Balitzky, B. v., Begründung des Glaubensbekenntnisses der christlich-apostolischen Gemeinden durch Zeugnisse der heiligen Schrift und der ersten Kirche. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 10 Ngr.

Ballnus, A., Leget an die Waffen des Lichts! Eine politische Predigt über Röm. 13, 12. Danzig, Gerhard. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Baron, R., Das Princip und die Versammlungen der protestantischen Freunde beleuchtet. Offene Antwort auf das Sendschreiben an den Verfasser: „Die protestantischen Freunde und ihre erste Hauptversammlung in Breslau zc. von C. W. A. Krause." Breslau, Gosohorsky. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Bernhard, G., Der sächsische Landtag von 1845—1846. Ein patriotisches Gedicht. Leipzig, Rein. Gr. 8. 3 Ngr.

Binder, W., Meine Rechtfertigung und mein Glaube. Augsburg, Kollmann. 12. 5½ Ngr.

Offener Brief an A. Adler, Mitglied der Br. Rabbiner-Versammlung. Als Antwort auf sein Sendschreiben an die 77 „sogenannten Rabbiner", die durch Verdächtigung und Verläumdung zu gewinnen wähnen. Von K—m. 2te Auflage. Bockenheim, Levy. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Offener Brief an die Bonner Studenten. Bonn, Pleimes. 1845. 12. 4 Ngr.

Die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche in ihrem Widerspruche mit Schrift und Vernunft. Eine Übersicht der Geschichte und des Inhaltes der symbolischen Bücher für das deutsche Volk. Leipzig, Fest. Gr. 8. 15 Ngr.

Calmer, H., Die confessionellen Fragen der Gegenwart von kirchenrechtlichem und theologischem Standpunkte, mit besonderer Rücksicht auf die in Mainz erschienenen beiden Schriften: „Betrachtungen über die neuesten kirchlichen Ereignisse von einem rechtsgelehrten Staatsmann" und „v. Linde's Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine." Darmstadt, v. Auw. Gr. 8. 15 Ngr.

Carlo, B., Wachet! Mystiker und jesuitische Maulwürfe untergraben die protestantische Kirche! 2te vermehrte und veränderte Auflage. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Der Conflict zwischen der bischöflichen Behörde zu Münster und der dortigen königlichen Regierung über die Anstellung der Schullehrer. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. 8. 2 Ngr.

Czerski's Leben und Wirken. Mit mehreren Beilagen. 2te Auflage. Jena, Luden. 1845. 16. 3 Ngr.

Christliches Denkmal zum 300jährigen Gedächtniß des Lebensendes Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1846. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 5 Ngr.

Dowiat, R., Meine Conversion. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 1¼ Ngr.

Duncker, M., Die Krisis der Reformation. Ein Vortrag in der Versammlung der protestantischen Freunde zu Halle am 6. August 1845. Leipzig, Kirchner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eisenbeil, F., Reformator Dr. Mart. Luther. Ein Vergleich zu den Reformatoren der heutigen Zeit. (Gedicht.) Schweidnitz. 1845. 1½ Ngr.

Engeljohann, A., Der Mäßigkeitsverein in seinem Verhältniß zu Kirche und Staat. Ein theologisches Bedenken. Osnabrück, Rackhorst. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die katholisch-theologische Facultät an der Universität zu Breslau. Prüfung der über die Verhältnisse derselben von Hrn. Prof. Dr. Movers veröffentlichten Denkschrift. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 2. Naumburg, Lange. Gr. 8. 12½ Ngr.

Freytag, J. A., Der Mensch lebet nicht vom Brode allein. Ein Wort für die Gustav-Adolph-Stiftung an das evangelische Volk und seine Jugend. Hanover, Helming. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fritze, A. C., Die gegenwärtigen Kämpfe und Spaltungen in der christlichen, besonders evangelischen Kirche, in ihren tieferen Gründen und ihrer großen Bedeutung beleuchtet für Alle, die eine klare Einsicht davon gewinnen wollen. Magdeburg, Rubach. 1845. 8. 5 Ngr.

Frosch, R., Wider die Predigt Krause's vom Meinungsstreite über die Person Jesu; mit einem Anhange: Pantheismus, Theismus, die Dreieinheit Gottes und der Gott-Mensch des Christenthums. Breslau, Gosohorsky. 8. 5 Ngr.

Fuchs, J. B., Unparteiische Würdigung der Frage: „Sind die Protestanten wirklich reicher als die Katholiken?" Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die christkatholische Gemeinde zu Breslau. Vom Entstehen bis zu der Eröffnung ihres Gottesdienstes zc. am 9. März 1845. Breslau, Günther. 1845. 8. 1½ Ngr.

Gerhard, R., Das neue Licht oder die alte Wahrheit — wofür sollen wir uns erklären? Eine Frage in Beziehung auf die protestantischen Freunde beantwortet. Nebst einem Anhange über den rechtfertigenden Glauben nach dem Lehrbegriff der symbolischen Bücher. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Goltz, G. F. G., Die rechte Mitte zwischen den extremen Parteien unserer Zeit auf dem Gebiete der evangelischen Kirche. Fürstenwalde. Gr. 8. 10 Ngr.

Hagen, C. L., Wie kann der protestantischen Kirche in unsern Tagen aufgeholfen werden? Jena, Luden. 1845. 8. 6 Ngr.

Handtmann, K., Kritische Notizen zu dem dogmatischen Inhalt der Erklärung vom 15. August 1845, mit besonderer Beziehung auf die Vertheidigungsschrift des Herrn Predigers Eltester: „Offene Antwort ꝛc." Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Hartnagel, F. J., Apologie mehrer Hauptpunkte des Katholizismus, eine Reihe von Kanzelreden, den religiösen Bewegungen der Gegenwart gegenüber in der katholischen Kirche zu Gießen gehalten. Regensburg, Manz. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Hauber, J., Das Wiederaufleben der geistlichen Orden und Klöster in unserer Zeit, eine erfreuliche Sache. Dargestellt in Erzählungen aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Schaffhausen, Hurter. 8. 11¼ Ngr.

Der Herausgeber der evangelischen Kirchen-Zeitung gegen die Erklärung vom 15. August. Berlin, Oehmigke. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hinrichs, Verfassungswesen des Großherzogthums Oldenburg. Jever. 8. 6 Ngr.

Hofferichter, T., Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind. Zwölf Predigten, gehalten in den christkatholischen Gemeinden zu Breslau, Friedeberg a. Q., Görlitz, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Lüben, Striegau und Waldenburg. Lauban. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Hofmann, J. G., Betrachtung der gemachten Vorschläge für das Wohl der arbeitenden Klassen. Berlin, Wohlgemuth. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Jacoby, J., Beschränkung der Redefreiheit. Eine Provocation auf rechtliches Gehör. Manheim. Gr. 8. 3 Ngr.

Jahn, C., Einige Worte über allgemeine Studentenschaft, zunächst für die Bonner Studenten. Bonn, Wittmann. 1845. 8. 5 Ngr.

Index librorum prohibitorum. Katalog über die in den Jahren 1844 und 1845 in Deutschland verbotenen Bücher. 1ste Hälfte. Jena, Luden. 1845. 8. 3 Ngr.

Instructionen und Rathschläge des Satans an die in Frankreich durch Michelet und Quinet ins Treiben gebrachten Jesuiten. Herausgegeben von Herrn v. Beelzebub. Nach dem Französischen von Lucifer. Weimar, Voigt. 8. 12½ Ngr.

Johannsen, J. C. G., Die Zeichen dieser Zeit. Drei Predigten. Kopenhagen, Reitzel. 1845. 8. 7½ Ngr.

Jordan's Bewußtsein über seine Schuld oder Unschuld. Siegen, Friedrich. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Kirche nach der heiligen Schrift. Von dem Verfasser der Beleuchtungen des Zeitgeistes. Bern. 1845. 8. 5 Ngr.

Koethe, F. A., Zur Todtenfeier Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1846. Leipzig, Brockhaus. 12. 24 Ngr.

Lambeck, A. G. H., Welche Überzeugung muß der Christ haben von der Bibel, von der Person Christi, seinen Wundern, seiner Auferstehung und der durch ihn bewirkten Erlösung, wenn er in Wahrheit als Christ will angesehen werden? Thorn, Lambeck. 1845. 8. 7½ Ngr.

Lehren der katholischen Kirche gegenüber den Irrthümern der deutschen Sektirer. Regensburg, Manz. Kl. 8. 2½ Ngr.

Lisco, F. G., Die Scheidelehren der evangelisch-protestantischen und der katholischen Kirche. Berlin, Müller. 8. 1½ Ngr.

Die Literatur in Bezug auf die Rockfahrt, Ronge und Schneidemühl. 1ste und 2te Lieferung. Jena, Luden. 1845. 8. à 3 Ngr.

Mendelssohn, J., Über Zettelbanken, mit besonderer Hinsicht auf eine preussische Landesbank. Nebst Auszügen aus den Statuten und Reglements der österreichischen, bayerischen, französischen und englischen Bank. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Möhl, A., Über die neuen religiösen Wirren in Deutschland. Manheim, Bensheimer. 1845. Kl. 8. 5 Ngr.

Motive und Grundlinien einer allgemeinen Staats-Religion und sittlicher Weltgebote für das Jahrtausend. Breslau, Trewendt. 8. 15 Ngr.

Müller, C. F., Ansichten in Biedermann's deutscher Monatsschrift über die deutsche Postreform. Jena, Luden. 1845. 8. 7½ Ngr.

Müller, G., Sind die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August Bauchdiener? Offene Anfragen an die Herren Prediger Kuntze und Souchon. Berlin, Enslin. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Nagel, F. G., Das Papstthum und die reformatorischen Bestrebungen in der christlichen Kirche, von ihrem Uranfange bis auf Ronge und Czerski. Ein Volksbuch für Protestanten und Katholiken. 1ste und 2te Lieferung. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Neander, A., Worte des Friedens unter den Gegensätzen. Berlin, Lüderitz. 1845. 8. 4 Ngr.

Zwei Reden gegen den Branntwein von einem Mitgliede des Oldenburgischen Mäßigkeitsvereins. 2te Auflage. Oldenburg, Schulze. 1845. 8. 5 Ngr.

Reich, G., Der deutsch-katholische Gottesdienst zu Offenbach a. M. am 3. October 1845 durch Ronge und Begleiter. Ein Zeitbild, zugleich eine ernste Frage an die Gemeinde. Frankfurt a. M., Zimmer. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Rudelbach, A. G., Der Abschied des Fremdlings. Abschiedspredigt bei der Amtsniederlegung am 25sten Sonntage nach Trinitatis 1845. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schäffer, C., An sie. Eine Rede mit Unterbrechungen am Jahrestage des Ronge'schen Briefes. Vor dem deutschen Publicum gehalten. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Schiller, J., An die Unkirchlichen unserer Zeit. Predigt. Frankfurt a. M., Zimmer. 1845. 8. 2 Ngr.

Schröder, A., Die Augsburgische Confession ein Bekenntniß und keine Formel. Zwei Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Stahl zur Antwort und Verständigung. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Schweder, G., Antwort auf die zwei Sendschreiben des Hrn. Prof. Dr. Stahl an die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Segnitz, G. W., Von der Gefahr einer gänzlichen Spaltung, welche gegenwärtig die evangelische Kirche bedroht. Ein Vortrag. Meißen, Goedsche. 12. 4 Ngr.

Sintenis, W. F., Herr Prediger Gustav Adolph Kämpfe in Magdeburg und die Kirchenlehre oder die kirchliche Rechtgläubigkeit des Antwortgebers auf Uhlich's Bekenntnisse, dargestellt in Briefen an den Herrn Pastor König in Anderbeck. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Smets, W., Wir bauen mit am Kölner Dome. Rede. Aachen, Boisserée. 8. 2½ Ngr.

Starke, Die rationalistischen Bewegungen der Gegenwart. Rede am Geburtsfeste Königs Friedrich Wilhelm's IV. Neu-Ruppin. 1845. 8. 5 Ngr.

Thomas, Kann in der evangelischen Kirche die Augsburgische Confession oder eine andere Bekenntnißschrift Lehrnorm sein? Sendschreiben an den Hrn. Prof. Stahl. Berlin, Müller. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Weissenborn, K. H., Muß der Rationalismus aus der evangelischen Kirche und dem Gustav-Adolph-Vereine scheiden? Erörterung, geknüpft an die Sendschreiben des Regierungsraths Schede an den Prediger Jonas und des Dr. Elvers an den Consistorialrath Dr. Lücke. Magdeburg, Rubach. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wolterstorff, J. A. G., Beleuchtung der Antwort Kämpfe's auf Uhlich's Bekenntnisse. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 68. —— 9. März 1846.

Hans von Held. Ein preußisches Charakterbild. Von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, Weidmann. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein preußisches Charakterbild? Es läßt sich wol vom englischen, spanischen, polnischen und manchem andern Nationalcharakter ein fester Begriff aufstellen, nicht aber vom preußischen. Ein specifisches Preußenthum gibt es in Bezug auf die Gesammtheit des Volks nicht. Allenfalls ließen sich die verschiedenen Provinzen des Landes, die verschiedenen Stände seiner Einwohner nach hervorstechenden Eigenthümlichkeiten sondern; man könnte von einem schlesischen, rheinischen, pommerschen, sogar von einem märkischen Charakter sprechen; man könnte sich bei dem Worte „preußischer Beamter" u. s. w. etwas denken, was gerade in Preußen seinen Typus für sich hat; auch einzelne Zustände und Einrichtungen mögen immerhin als ausschließlich preußische gelten. Ein bestimmtes Gepräge aber, eine Originalität der Sitten, Denkweise oder auch nur der äußern Erscheinung, wodurch sich die Bewohner der preußischen Monarchie von andern Nationen unterscheiden, existirt nicht; mithin müssen wir die Bezeichnung „preußisches Charakterbild" für unstatthaft halten, so lange die Sache für den Namen fehlt.

Wenden wir uns nach dieser flüchtigen Bemerkung, welche sich bei Lesung des Titels aufdrängt, zu dem Inhalt des Buchs, so finden wir die dankenswerthe Mittheilung einer Lebensgeschichte, welche Varnhagen mit seiner bekannten Meisterschaft in klarer und anziehender Darstellung vorführt. Es ist das Bild der starren Redlichkeit in einer moralisch bankrotten Zeit; es sind die zur That aufstrebenden Humanitätsideen, mit welchen Voltaire, Rousseau und Friedrich II. ihr Jahrhundert erleuchtet hatten; es ist ein edler, rücksichtsloser Enthusiasmus, der hier vor uns auftritt, den ungleichen Kampf gegen vornehme Schlechtigkeit wagend und verlierend.

Hans v. Held ist der jüngern Generation nur wenig bekannt, da seine Schicksale und sein Wirken mit der Gegenwart in keinem Zusammenhange stehen; der interessanteste Theil seiner Erlebnisse fällt in den Zeitraum, welcher mit des großen Königs Tode begann und mit dem Tilsiter Frieden abschloß: ein Zeitraum, in welchem feurige, für Recht und Wahrheit begeisterte Männer genug Anlaß fanden, durch unwillkommenes Auflehnen gegen Verderbniß aller Art sich selbst ins Verderben zu stürzen. Zu diesen gehörten namentlich Hans v. Held und sein Freund Zerboni. Von geheimen Verbindungen großes Heil erwartend, hatte Held schon auf der Universität sich vielfach um die Ausbildung des Constantistenordens bemüht. Der erste Hauptzweck dieses Bundes war wie bei den spätern Burschenschaften Veredelung und Vervollkommnung der Verbrüderten an Geist und Herz. In Betreff der Staatsverhältnisse wollten sie das Bestehende ehren und alle damit verbundenen Pflichten treu erfüllen, so lange sie nicht in zu auffallenden Widerspruch treten mit den höhern Pflichten der Menschlichkeit und den ursprünglichen Foderungen des — Naturrechts! Wie lange hätte wol unter diesen Bedingungen die Ehrfurcht vor dem damals Bestehenden Stich halten können? Nach vielen mühsamen und fruchtlosen Versuchen sah Held sich veranlaßt seinen Plan aufzugeben; am wenigsten hatte er damit in Berlin ausgerichtet. Er sagt selbst in einem spätern Aufsatze:

> Die Berliner konnten sich nicht einigen, weil das Actienwesen, die Vergnügungen, Zerstreuungen und Liebschaften der Hauptstadt, endlich die Unverträglichkeit, Klatscherei, Geld borgen und nicht wiedergeben, dazwischen kam.

Wem fallen nicht hierbei manche neuern berliner Vereinsprojecte ins Gedächtniß?

Ein paar Jahre später schloß Held, der unterdeß Oberaccise- und Zollrath geworden war, mit dem in Glatz angestellten Kriegsrathe Zerboni und mit dem aus Östreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler einen Bund. Im Oct. 1793 kamen die drei Freunde auf dem wüsten Schlosse des polnischen Dorfs Tarnau zusammen, stellten ihre Satzungen fest und nannten ihren Bund den der Evergeten oder Gutesthuer. Einige Mitglieder wurden bald zu demselben geworben; doch blieb die Sache in dem geringen Anfange stocken; der Bund ging unter, ehe er entstanden war, und die Freunde betrachteten ihn selbst nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahnend, daß aus diesem verlassenen Spielwerke ihnen noch furchtbarer Ernst erwachsen würde.

Das Jahr 1796 brachte Widrigkeiten und Verwickelungen, welche zunächst auf Zerboni fielen, in denen aber auch Held tief betheiligt war und die er später

durch freiwillige That ganz auf sich riß, sodaß sein nachheriges noch langes Leben von den Folgen heimgesucht wurde. Schlesien und Südpreußen standen damals unter Hoym's fast unumschränkter Verwaltung. Nach Varnhagen besaß Hoym wirkliche Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit, doch, ohne sittliche Kraft, entbehrten diese Eigenschaften alles ernsten Haltes und dienten nur der Eitelkeit und Selbstsucht. Von Schmeichlern aller Art umgeben, seiner Stützen am Hofe sicher, überließ er sich bald allen Schwächen eines eiteln und mächtigen Mannes, der die Welt vorhanden glaubt, um seines Gleichen zu tragen und zu verehren; denn Geburt und Stand galten ihm über Alles, und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltwesen zum Staatsmanne genügen, hatte sich tief in ihm festgesetzt. Was die betreffenden Provinzen unter Hoym's Willkür und Verschwendung litten, ist begreiflich. Verschenkungen der Staatsgüter an unwürdige Menschen, Unterschleife aller Art waren an der Tagesordnung. Einige dortige Beamte hatten den Staat um eine Million betrogen; Zerboni, der indeß nach Petrikau versetzt worden war, entdeckte den Betrug und machte pflichtgetreuen Bericht an Hoym; doch will dieser nichts von der Sache hören, nennt Zerboni's Angabe einen unberufenen Fürwitz und verweist ihn mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gehen Zerboni die Augen auf; von des Ministers scheinbarem Edelsinne bisher getäuscht, wird ihm dessen wahres Wesen deutlicher. Die Unzufriedenheit war mittlerweile in Schlesien auf den höchsten Grad gestiegen, der Haß gegen Hoym zeigte sich immer offener und drohender; in Breslau kam die gährende Misstimmung bei einem zufälligen Anlaß zum Ausbruch. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm, einmal losgelassen, wandte sich schnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, auf dessen Palast das Volk herantobte. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt sich für verloren, jammerte um sein Leben, versprach jede Besserung. Kaum war aber die Gefahr beseitigt, so trat er aufs neue wieder in alter Hoffahrt auf und nachdem er durch Truppen und Behörden seine Macht erst wieder gesichert sah, dachte er nur einzig an Rache für die erlittene Demüthigung. Der breslauer Aufruhr hatte am 6. Oct. 1796 stattgehabt, die tobende Menge war zuletzt durch Kartätschenhagel auseinandergejagt worden, gegen hundert Menschen waren umgekommen, Verhaftungen folgten und scharfe Drohungen, die ganze Stadt war in Trauer und Schrecken. Zerboni empfing in Petrikau mit tiefster Bewegung die Nachricht von diesen Vorgängen, von dem Muthe des Volks, von der Angst des Ministers; mit Unwillen und Schmerz hörte er, wie Hoym nun zu Handlungen des Hasses und der Grausamkeit fortgerissen wurde und sich dadurch neues Unglück bereite. In der leidenschaftlichen Stimmung eines aus Erbitterung und Mitleid, Verachtung und Theilnahme gemischten Gefühls, seiner redlichen Absicht gewiß, einen guten Erfolg noch für möglich haltend, schrieb er am 12. Oct. an Hoym einen Brief, der den mächtigen Mann aufs heftigste erbittern mußte. Held, für welchen dieser Brief ebenfalls verhängnißvoll wurde, war keineswegs zufrieden mit dessen Inhalt; er schalt ihn „ein unseliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit, nur halbdreist und eigentlich mehr kränkend und neckend abgefaßt als der Ausbruch eines von der Unordnung, Zweckwidrigkeit und Unmoralität in der innern Verwaltung empörten Gemüths ist.“

Vier Wochen blieb Zerboni ohne Antwort; plötzlich wurde er am Abend des 17. Nov. in der Mitte seiner Familie verhaftet und als Staatsgefangener auf die Festung Glatz abgeführt. Hoym ließ sämmtliche Papiere bei Zerboni in Beschlag nehmen und nach deren Durchsuchung glaubte er eine andere, weit schwerere Schuld auf ihn wälzen zu können. Man hatte nämlich Schriften und Briefe gefunden, welche den Evergetenbund betrafen, und dieser wurde als ein Staatsverbrechen dargestellt. Mit großer Härte, theils nicht streng dem Gesetze gemäß, theils entschieden parteilich, wurde nun gegen den Gefangenen verfahren. Was ein Mann wie Varnhagen hier über richterliche Verirrungen bei den politischen Processen äußert, verdient wol die allseitigste Beachtung:

Überall hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Richter, wenn sie einen sogenannten politischen Proceß überkommen, alle Fassung verlieren, sie sehen sich in ungewohnter Wichtigkeit, das Gewissen wird von dem Eifer betäubt, sich bei solcher glänzenden Gelegenheit auszuzeichnen, den Dank und die Belohnungen der Herrschenden zu erwerben; da wird jeder zweifelhafte Umstand als erwiesene Schuld ausgelegt, jede gewaltsamste Schlußfolgerung versucht.

So geschah es auch hier; vergebens berief sich Zerboni auf die gesetzlichen Vorschriften, verlangte vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, bestand darauf, die Anklage wegen des Briefs nicht mit der wegen des vergessenen Ordens vermengen zu lassen; das Verfahren ging seinen Gang, in welchem solche „Unregelmäßigkeiten“ (diesen Euphemismus braucht Varnhagen) vorfielen, daß sogar zwei Minister, der Großkanzler von Goldbeck und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Haugwitz, eine Bekanntmachung unterschrieben, welche über die Verhafteten falsche Angaben durch die Zeitungen verbreitete. Noch einige Andere wurden mit in den Proceß hineingezogen und verhaftet; gegen Held wurde nicht eingeschritten, da man Briefe von ihm an Zerboni vorfand, in denen er den Evergetenbund als unnütz und unausführbar verworfen und sich gänzlich davon losgesagt hatte. Das Gericht erkannte in zwei Instanzen auf mehrjährige Festungsstrafe gegen Zerboni; doch brachte der Regentenwechsel bald Milderung in sein Schicksal, er wurde 1798 der Haft gänzlich entlassen und kehrte nach Petrikau zurück. (Später machte Zerboni noch gute Carrière und starb als Oberpräsident von Posen.)

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Weltglück. Von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Aus Cäciliens Papieren wird uns mitgetheilt, und wir erhalten eine Reihe von Lebensbildern aus den höhern Kreisen, in jenen verblichenen Farben der Resignation, des Unbefriedigtseins, wie die höhern Kreise wol erzeugen können. Cäcilie ist ein Fräulein von Rudolphszell, das Stammschloß heißt Schöningen. Schon in ihrem Älternpaar erkennen wir eine nicht glückliche Ehe; der Vater gehört mehr der Welt, der Idee an als der Familie, und die Mutter, welche aus Liebe geheirathet hat, sehnt sich nach Liebe und ist unglücklich. Sie stirbt. Zwei Jahre lang fühlt sich unsere Heldin allein, eine Neigung zu einem jungen bürgerlichen Baumeister schleicht sich in ihr Herz und wird getheilt; doch der junge Mann überwindet sein Gefühl, er erkennt die Kluft, welche der Stolz einer aristokratischen Familie zwischen ihm und der Geliebten zieht, und sein Stolz erhebt eine noch unübersteiglichere Barrière, er heirathet des Pfarrers Tochter. Cäciliens Vater heirathet wieder, und abermals lernen wir eine unglückliche adelige Familie kennen, in jenem Misklang lebend, welcher das Scheinenwollen was man nicht ist hervorbringt. Die Tochter dieser Familie wird Cäciliens Stiefmutter und bringt Unglück in deren väterliches Haus, indem sie durch unmäßigen Luxus auch Cäciliens mütterliches Vermögen verschwendet. Ein ungeheures Misbehagen ergreift den Leser bei dieser Schilderung eines rastlosen Strebens nach außen, einer verzweifelten Komödie von Glück und Größe in dem im Innern zerquälten Familienleben. Cäcilie wird Hofdame und abermals findet man nur Misbehagen hinter den Coulissen des Hofes, auch hier fühlt sich unsere Heldin nicht glücklich. „Die ewigen Sorgen um die Toilette, das ewige Einerlei eines Lebens, wo jede Stunde im Tage vorausbestimmt ist, wo die Kreise so eng gezogen werden, daß sie vergoldete Gitter vorstellen, wo die ganze Existenz aus nichts als aus Rücksichten besteht, wo man weder krank noch betrübt sein darf und so zu sagen die ganze Ichheit in einem Nebel verschwimmt. Und in dieser Beweglichkeit ein fürchterlich drückendes Stillstehen."

Auf der ersten Seite des vorliegenden Romans wird derselbe als Tendenzroman gestempelt durch folgende Worte: „Da unsere Zeit eine solche ist, wo jede Sphäre aus der einen in die andere strebt, wo ein Verkennen des Gegebenen durch das Ringen nach dem Entsagten entsteht, wo Keinem der Platz auf den das Schicksal ihn stellt genügen will" u. s. w., weshalb die Verf. sich berufen fühlt, diesem Übel durch den Beweis zu begegnen, daß jegliches Individuum sein Maß Leiden, in welchem Kreise es sich immer bewege, zu tragen hat; sie will darthun, daß dieses Leiden sogar im Verhältniß mit äußerm Glanz empfindlicher wird, sie will den Unbegüterten, welche den Reichen nachahmen, zurufen: „Glaubt doch nicht, daß das Glück im Palaste, hinter golddurchwirkten Vorhängen wohne" u. s. w. Da der Roman nun in diese Tendenz eingeht, müssen wir auch die dieser Tendenz am meisten sich zuwendenden Punkte vor allen beleuchten. So sagt die Verf. unter Anderm: „Sind denn die Großen glücklich? Bei ihnen besteht Alles mehr als anderswo nach der einmal eingerichteten Ordnung; es tritt eine Gewöhnung des Herkömmlichen ein, was nur durch einen gewaltigen Schloßbrand getilgt werden könnte; da werden neben uraltem schwerem Silberzeug durchlöcherte Servietten ausgetheilt, da bekommt man den Kaffee wässerig und die Butter verdorben, da verläßt sich der Höhere auf den Niedern, die Kammerfrau auf die Kammerjungfer, und so fort, sodaß nie etwas Ordentliches zu Stande kommt und alle, außer vielleicht die Herrschaften, darunter leiden. Ja die Herrschaften sind oft selbst die Opfer ihrer Untergebenen, das Opfer ihrer Verhältnisse." Sie schildert nun ihr großes unheimliches Zimmer als Hofdame mit dem verblichenen Teppich, dem rauchenden Kamine der entfernt wohnenden Kammerfrau. Wir thun auch einen Blick in das kalte Verhältniß der Herzogin zur Tochter, wie fremde Einflüsterer das Kind der Mutter entfremdet haben, wie eine wunderliche Schroffheit durch falsche Behandlung in der Prinzessin erzeugt ist. Cäcilie ist Hofdame der Prinzessin, und es gelingt ihr deren Vertrauen zu gewinnen. Die Reflexionen über die so oft verfehlten Erziehungen der Prinzen und Prinzessinnen verdienen hier Erwähnung. „Wie sollte auch in einem Dasein innere Freiheit Eingang finden, das nach Stunden und Minuten geregelt nie das träumerische Element, das himmlische Dolce for niente zuläßt; das mit einem gedruckten und eingerahmten Plan alle freien Lebenszüge niederschlägt; das tanzen muß wenn es schlafen, schlafen muß wenn es lesen, schreiben muß wenn es zeichnen möchte; dem Spiel Arbeit ist; das im dritten oder vierten Jahre Orden und im zehnten Generals-Epauletten hat; das vom System der Combination abhängt; dem nie ein freier Athemzug gegönnt ist, dem alle Kinderfreuden immer geknickt sind. Wie oft geschieht es, daß sie, zur Selbständigkeit gelangt, die geraubten Genüsse nachholen, sich in unerlaubte Zerstreuungen gerade dann stürzen wollen, wenn ihre Lage Ernst, Sammlung und äußerste Zurückhaltung erheischt." Die von der Etiquette von allen Seiten eingeengte junge Fürstin, der nie ein Vergnügen der Jugend sich aufthat, bricht in die Klage aus: „Das ist Fürstenbestimmung." Das Schicksal legt den sogenannten Begünstigten heimliche prickelnde Entbehrungen gleich Strafen auf. Am öftersten bezahlt das Herz die äußern Glücksgüter, am öftersten ist hier die Freude ein Traum, der Genuß eine Laune, die Etiquette ein Lebenszweck."

Interessant ist die Schilderung des Hoflebens, wie der Tag mit Geschwindigkeit durchflogen werden muß, wie nichts mit Ruhe und Muße getrieben werden kann, wie zu nichts ordentlich Zeit ist, auch nicht zum Lesen der Bittschreiben der Unterthanen, die nur im Excerpt vorgelegt werden; das hastige Leben, das hastige Reisen, das hastige Drängen von einem Vergnügen zum andern. Man meint bekannte Züge zu erkennen in jenem fürstlichen Portrait.

Die Prinzessin wird die Braut eines ausgezeichneten, geistreichen, vielgereisten Erbprinzen. Schon früher hatte er verkleidet die Prinzessin umschlichen, und wie es scheint sich in die Hofdame verliebt. Eine glühende Leidenschaft erwacht für Letztere in ihm, und sie wird getheilt. Wir erleben Kämpfe des tugendhaften Mädchens; ihr Herz hatte einst eine Neigung unter ihrem Stand erlebt, jetzt erhebt es sich über denselben, ebenso hoffnungslos und trostlos. Um dieser Gefahr sich zu entreißen, nimmt sie den Heirathsantrag des Hofmarschalls an und erträgt den kalten verachtenden Blick des Geliebten. Ihre Ehe wird nun wieder eine unglückliche; der Weltmann genügt ihrem Herzen nicht und gibt ihr kein häusliches Glück. Und neben ihr wohnt der einst geliebte Architekt, mit Frau und Kind, und sie kann von ihrem Fenster aus dessen häusliches Glück beobachten. Ihr Gemahl wird Gesandter am Hofe des von Cäcilien so hochgestellten Fürstensohnes; sie findet die Prinzessin bleich und unglücklich wieder, eine unbefriedigte Ehe in höhern Sphären. Der Erbprinz liebt seine Gemahlin nicht und ist auf Jahre verreist. Cäcilie hat nun zwar keine Kämpfe für ihre Tugend zu bestehen, doch andere werden ihr auferlegt. Der eitle Gemahl überbietet sich in äußerm Luxus, er will keinem der Gesandten nachstehen an Pracht, und Cäcilie muß im Innern des Hauses die größte Sparsamkeit üben; sie schildert mit den grellsten Farben jenen Zustand, wo mitten im Reichthum die Armuth herrscht, wo dem Anstand die wirkliche Behaglichkeit geopfert wird, wo zwar silberne Schüsseln vorhanden, aber meist leer oder dürftig besetzt sind. „Die Bevorzugten der Erde werden beneidet, man glaubt, daß sie beständig über große Mittel zu gebieten haben und weiß selten, daß es einen Mangel im Überfluß, einen Zwang gibt, der alle wirklichen Freuden vernichtet. Ja das Glück der großen Welt ist illusorisch; unter hundert Familien gibt es kaum zehn, deren Stellung im Einklang mit ihrem Einkommen ist. Immer muß der Anstand dem Schein geopfert werden, immer liegt hier die freie harmlose Bewegung in Banden. Zwar wissen

die Romanschreiber über Millionen zu gebieten, aber die Wirklichkeit nimmt sich wie eine Ironie gegen diese sardanapalischen Illusionen aus. Ist es doch schon schwer genug zu sagen, was nothwendig, was überflüssig ist. Hat doch hier schon der kühle Verstand Raum genug, um mit lächelndem Munde über die Nothwendigkeit, in seidenen Kleidern Kartoffeln in der Schale essen zu müssen, zu entscheiden."

Als Herzog sieht Cäcilie den Erbprinzen wieder und die alte Neigung erwacht in Beiden; beide erblicken ineinander das Ideal, dessen Phantasie Herzen bedurfte. Cäcilie war, wie dies in verfehlten Ehen meist der Fall ist, eine leidenschaftliche Mutter geworden und dieses Gefühl hielt das Gegengewicht der wieder erwachenden Neigung. Der Herzog besucht sie, bittet um Verzeihung wegen früherer Leidenschaftlichkeit, bietet seine Freundschaft an und besucht die Freundin nun täglich, deren Umgang ihm Erheiterung und Trost in seinen vielfachen Sorgen war.

„Es liegt eine tief angelegte Sehnsucht in mir, sagt der Fürst, die bis jetzt nichts heilen konnte. Weil ich Fürst bin, soll ich meine Schmerzen tragen, aber sind sie darum weniger bitter? Pflichterfüllung, bürgerliche, ja selbst im edelsten Sinne menschliche Pflichterfüllung ist lange nicht ausreichend genug, um mir ganz zu helfen. Auf Augenblicke lehrt sie vergessen." Und weiter sagt er: „Man legt so gern die ganze Last des geistigen Dranges in die Seele eines Andern, und thut aus der heraus, was man aus der eigenen unsicher thun würde. Es ist das eigentlich der höchste Gipfel des Gefühls, das Ende in der Liebe und der Anfang in der Religion. So grenzen die beiden heiligen Gebiete dicht aneinander. Das was die Dichter ihre Muse nennen, geht nur auf die Form, und ist lange nicht so heilig als Das was ich meine."

Dieses Verhältniß konnte natürlich der falschen Auslegung nicht entgehen; die Fürstin, welche nie ihrem Gemahl etwas hatte sein können, meinte doch durch Cäcilien beraubt worden zu sein, und bewirkte endlich die Abberufung des Gesandten. Aber der Fürst konnte seine Freundin nicht ziehen sehen und ernannte ihren Gemahl zum Minister. Nun beginnt wieder eine neue Phase von Unglück. Der neue Minister ist seiner Stelle und deren Anfoderungen nicht gewachsen; nach den aufreibendsten Kämpfen, vom Ehrgeiz gespornt, von seiner geistigen Unzulänglichkeit und durch die mangelnden Fähigkeiten und Kenntnisse gehemmt, unterliegt er der innern und äußern Aufregung; er wird wahnsinnig und stirbt in Cäciliens Armen. Sie beweint in ihm den Vater ihrer Kinder, ihren Schutz. Jetzt war sie frei und liebte. Was sollte sie thun? Die Verantwortlichkeit einer Witwe, die Pflichten einer auf ihre Redlichkeit gewiesenen Mutter, erschienen mit furchtbarer Schwere. Sie erkannte, daß es etwas Höheres und Heiligeres gibt als ein freies Leben, als ein der Liebe geweihtes Dasein. Sie reist ab und zurück in die Heimat. Sie bewohnt wieder das Haus, in dessen Nachbarschaft der einst geliebte Baumeister wohnt. Dessen Sohn liebt Cäciliens Tochter. „Wenn er sie zum Weib begehrt", schließt Cäcilie, „ob ich wol den Muth hätte, Nein zu sagen. Ob mir wol von dem Stolz der Standesvorurtheile nach allen diesen Kämpfen noch so viel übrig geblieben wäre, noch jetzt an eine bevorzugte Gesellschaft zu glauben? Wir sind uns Alle gleich, gleich in unsern Hoffnungen auf Glück, gleich in unsern Anschauungen. Wenn diese Blätter bewiesen haben, daß die große Welt ärmer an wahrem Glück ist als die kleine, so haben sie ihren Hauptzweck erreicht."

Wie alle Tendenzromane ist auch der vorliegende einseitig, und man könnte wol ebenso viel Bilder unbefriedigter Existenzen und unharmonischer Ehen unter den Menschen, welche als einfachere Menschen bezeichnet werden, finden als unter den sogenannten bevorrechteten. Indeß ist es immer gut, der Menschheit zu wiederholen, daß nicht Alles Gold ist was glänzt, und die aneinander gereihten Lebensbilder sind meist so schön und von tiefen Reflexionen und von tief poetischen Anschauungen durchwoben, daß, wenn Ref. auch nicht die Wahrheit der Aufstellung möchte gelten lassen, er doch den einzelnen so anmuthig vorgetragenen Wahrheiten volle Zustimmung geben muß.

2. Prag unter König Wenzel IV. Historischer Roman von Friedrich Wallmar. Drei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses Romans beginnt im J. 1389, der dritte 13 Jahre später. Das ganze Werk umfaßt Wenzel's Regierung in Böhmen, Sigmund's Regentschaft während König Wenzel's Gefangenschaft und Wenzel's Rückkehr. Charakteristische Bilder aus jener Zeit mit ihren tiefen mittelalterlichen Schatten sind aneinander gereiht. Judenverfolgungen, Raufereien, Gesetzlosigkeiten und Bösewichte, noch jene echten Bösewichte aus den höhern Ständen, welche bös sein wollen und auch lange bös sein können, ehe die schreckliche Strafe sie erreicht. Die drei Bände enthalten auch einen doppelten Roman. In der ersten Hälfte stirbt die Heldin des ersten Romans; deren Cousine ist die des zweiten. Der Held des ersten Romans ist der väterliche Freund des zweiten Helden, und die Grafen Scala, Vater und Sohn, spielen in beiden Romanen das böse Princip, indem sie die Verfolgungen der Unschuld leiten und zuletzt dafür büßen; der eine wird enthauptet, der andere erhängt sich selbst. Die Bruchstücke der Geschichte und der Zustände jener Zeit werden dem Leser durch zahllose Dialoge kund gethan; in Dialogen entwickeln sich auch die verschiedenen Charaktere; die Dialoge vergegenwärtigen uns die Liebesverhältnisse, wodurch bei vielen Verdiensten der Roman etwas Schleppendes enthält, was nicht eines Jeden Geschmack ist.

3. Frauen-Novellen von Luise v. G. Zwei Bände. Darmstadt, Jonghaus. 1845. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die anmuthigen Novellen machen der weiblichen Hand Ehre die sie schrieb. Wir begegneten schon einigen derselben in verschiedenen Journalen und freuten uns, sie in guter Gesellschaft wieder zu finden. In die größern Novellen sind oft kleinere Erzählungen eingeschaltet, welche, obgleich sie nicht in den Faden der größern eingreifen, doch hübsche Episoden bilden. Zwei Geistergeschichten erregten besonders des Ref. Aufmerksamkeit, und wir können nicht angeben, ob sie erfunden oder nacherzählt sind; auf jeden Fall sind sie sehr gut erzählt. Die erste handelt von einem jungen Mädchen, welche im kölner Dom einen spanischen Schädel bewundert und im Scherz demselben ihre Liebe zusichert; in der Nacht erscheint ihr eine Gestalt und erklärt sie als Verlobte und nimmt einen Ring; auch fehlt ihr wirklich ein Ring, und kurze Zeit darauf stirbt das Mädchen am Nervenfieber, in ihren Phantasien beständig mit dem Spanier verkehrend. Die Novelle, worin diese Erzählung enthalten ist, „Der Egoist", hat manche sehr gute Verwickelung, doch kann Ref. nicht umhin, die Heldin überspannt zu finden in ihrem Stolz, und bei diesem Stolz, bei ihrem klaren Verstande, ist es nicht natürlich, daß sie vom Egoisten so schnell eingenommen sein konnte. Wollte Gott, daß wir immer Novellen in die Hand bekämen, welche so viel Gutes und so wenig Schwächen aufzuweisen hätten als die vorliegenden! 46.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 69. — 10. März 1846.

Hans von Held. Ein preußisches Charakterbild. Von K. A. Varnhagen von Ense.
(Beschluß aus Nr. 68.)

Durch die Verhaftung und Wegführung Zerboni's wurde Held im Innersten erschüttert; sein Haß gegen den Verfolger Hoym loderte in wahren Grimm auf. In Schlesien und Südpreußen war der Staatsbetrug unter diesem Minister systematisch ausgebildet und verursachte allgemeines Ärgerniß. Unter solchen Umständen machte ein Festlied „An den Gemeinsinn", welches Held zur Geburtstagsfeier des Königs am 25. Sept. 1797 in Posen drucken ließ, das größte Aufsehen. Jubelnd wurden Strophen wie folgende aufgenommen:

> Allen Buben ihren Lohn,
> Die den Staat betrügen,
> Und aus Raubsucht um den Thron
> Sich wie Schlangen schmiegen.
>
> Später Rache heißer Tag,
> Dräut aus fernen Wettern
> Sie mit Einem großen Schlag
> In den Staub zu schmettern.

Diese letzten Zeilen wurden als eine Anspielung auf den künftigen König Friedrich Wilhelm III. gedeutet, der als Kronprinz in schweigendem Unwillen den herrschenden Günstlingen als ein drohendes Schreckbild erschien. Hoym war außer sich über den Druck und die freudige Aufnahme dieses Gedichts, und der ihm schon längst verhaßte Autor sollte schwer dafür büßen. Die Druckerlaubniß war durch den Regierungspräsidenten von Danckelmann in Posen harmlos ertheilt, aber es wurde nachher behauptet, dies sei nicht geschehen, und solchen Vorwand ergreifend (wieder eine „Unregelmäßigkeit"), sandte Hoym eine Anklage gegen Held nach Berlin, daß derselbe ein Gedicht von frechem und jedenfalls für die Geburtstagfeier des Königs unziemlichem Inhalt gegen das Verbot der Censur habe drucken lassen; er gehöre überhaupt zu den unruhigen Köpfen, die, von dem Freiheitsschwindel ergriffen, diesen überall zu verbreiten suchten, und es sei daher zweckmäßig, ihn aus Posen, wo er solches Ärgerniß gegeben, und überhaupt aus Südpreußen zu entfernen. Diese Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm II. mittlerweile am 16. Nov. 1797 gestorben war, in die Hände seines Nachfolgers, der in den ersten Tagen seiner Regierung solche Sache unbedenklich nach den Angaben seines geheimen Cabinetsraths entschied. Dieser war Menken, ein ehemals vielbelobter, aber schwacher und furchtsamer Mann, früher mit Held bekannt, jetzt aber persönlich wider ihn eingenommen. Held war zur Zeit des Thronwechsels auf Urlaub in Berlin, speiste gerade beim Minister Struensee, als dieser über Tisch eine Cabinetsordre empfing, deren Inhalt er ihm noch an demselben Tage bekannt machte. Der König hatte befohlen, Held unverzüglich in eine kleine Stadt der Mark zu versetzen; demgemäß schickte ihn der Minister Struensee, der übrigens viel Wohlwollen für ihn hegte, nach Brandenburg, wo er mit Belassung seines zeitherigen Gehalts Mitglied der Provinzialzolldirection wurde. Im Gasthofe, wo Held dieses Schreiben empfing, verfaßte er sofort seine Verantwortung und reichte sie am folgenden Morgen dem Minister ein. Er sagt darin ohne Rückhalt und Scheu gerade heraus, was die Welt von Hoym offenkundig wußte und urtheilte. Er bewies, daß es eine Lüge sei, wenn gesagt werde, sein Gedicht sei ohne Censur gedruckt, sodann bekannte er frei, daß er dasselbe absichtlich gegen manche Personen zugespitzt, welche die Gutmüthigkeit des vorigen Königs misbraucht hätten und welche der jetzige König bereits begonnen habe unter das Gesetz zu stellen und zu bestrafen. Er sagt:

> Manches darin gilt den Verkrüpplern des gesunden Menschenverstandes und des an sich guten Nationalcharakters, die seit zehn Jahren ihr Unwesen getrieben und die Monarchie auswärtig lächerlich gemacht haben; denn seit dem Religionsedict stiegen zahllose Heuchler die Treppe der Consistorien, insonderheit aber der Kanzeln alle Sonntage hinauf, und befahlen und predigten wunderliche, unfruchtbare, unbegreifliche Dinge, statt häusliche und bürgerliche Tugend zu lehren, die auf die bessere Praxis des wirklichen Lebens eingreifen; doch ich befasse mich mit dieser Menschensorte nicht weiter, da ihr Reich jetzt dahin ist.

Schließlich hofft er, daß der König diese Verantwortung lesen, die abgedrungene Nothwehr aus dem rechten Gesichtspunkte fassen und die Frage: Ob solche Minister wie Hoym oder solche Dichter wie Held mehr der bürgerlichen Ruhe schaden? nicht zu des Letztern Unglück entschieden werde. Diese Eingabe, welche von der Vertheidigung so lebhaft zum Angriffe überging, hatte nur zur Folge, daß Held mit wiederholtem Verweise den Bescheid erhielt, es habe bei dem Verfügten sein Bewenden.

In Brandenburg angelangt, fand er sich anfangs in der kleinen Stadt sehr einsam. Der Ruf seiner Ungnade war ihm vorangegangen, man scheute den staatsgefährlichen Mann, einige Beamte und Offiziere wollten ihre gute Gesinnung dadurch beweisen, daß sie ihm mit schnöder Kälte begegneten. Mit frechem Uebermuth wurde er einmal öffentlich von drei höhern Militairpersonen beleidigt und sah sich dadurch veranlaßt, bei dem Könige Beschwerde zu führen „über den Generallieutenant v. Rüchel wegen unbefugter und neckender Anmaßung, gegen den General v. Puttkammer wegen Brutalität und gegen den Major v. Bömcken wegen anderer Ungezogenheiten“. In dieser Beschwerdeschrift äußerte sich Held freimüthig über die schmähliche Roheit und Geringschätzung, mit welcher sich damals die meisten Offiziere gegen die Civilisten betrugen. Er schrieb:

In solchen Ungerechtigkeiten sollten Ew. Majestät doch ein strenges Einsehen haben. Brutale Soldaten schaden offenbar der Achtung und Liebe zum Regenten im Ganzen.... Wir Civilisten sind offenbar gegen solche Militairs nicht geschützt und im gesetzlichen Gleichgewicht.... Es ist hier nicht der Ort, diese traurigen Verhältnisse näher zu erörtern, welche Ew. Majestät nur dann genau einleuchten würden, wenn Allerhöchstdieselben vollkommen sich herabdenken könnten in die Lage eines kleinen engbeschränkten Privatmannes, der nicht Soldat ist. Nur dann könnten Allerhöchstdieselben ganz fühlen, daß auf Erden nichts unerträglicher und empörender ist als militairische Insolenz gegen den ruhigen unbewaffneten einheimischen Bürger.

Nicht besonders erfreulich lautete der Bescheid aus dem Cabinet; es wurde gerügt, daß Held nicht zuerst an die nächsten Behörden, sondern gleich an den König gegangen war.

Zerboni hatte indeß die Acten seines Processes drucken lassen; hierfür sollte er aufs neue zur Strafe gezogen werden. Held ergrimmte darüber und beschloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter seiner Feinde zurückzuwälzen. Er nahm hier eine Saat der Aufreizung in sein Gemüth, die schnell und gewaltig emporstieg und ihm persönlich das größte Unglück brachte. Er wußte sich durch Überredung und Schlauheit Abschriften der Acten eines höchst ärgerlichen Processes zu verschaffen, in welchem Hoym und Goldbeck sehr bloßgestellt waren, schrieb in Eile, begeistert von Unwillen und Zorn, heftige Erläuterungen dazu und nahm die druckfertige Schrift „Das schwarze Buch“ mit nach Berlin. Hier begab er sich zu dem Minister v. Struensee, erbat sich geheimes Gehör und legte ihm die Schrift vor. Held sagt:

Struensee's Mienen waren anfänglich misbilligend und er schüttelte den Kopf, je länger ich aber sprach und ihm Alles verdeutlichte, je mehr klärte sich sein Gesicht auf, bis zu jenem sardonischen Lächeln, welches diese in der Regel ernsthafte Physiognomie so wohl kleidete und so großes Zutrauen erweckte.

Struensee behielt die Schrift einige Tage und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsachen für ganz richtig, allein beiweitem noch nicht vollständig; er wisse den Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. Struensee fuhr zu Held fort:

Indeß enthält das Buch Stoff genug, um dem König aufzufallen. Sie wagen damit viel. Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes gestiftet, und Sie können sich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen als Sie schon sind. Abrathen will ich Ihnen nicht, mich darein meliren kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge sind zu sehr verriegelt.

Held empfand es schmerzlich, daß Struensee ihm eine eigennützige Absicht auf Glück beizumessen schien, und lehnte dies entschieden ab, worauf Struensee erwiderte:

Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen sehr dienlich sein.

Er fügte noch hinzu:

In unserm Staate ist kein Reformiren möglich als das unmittelbar vom Könige ausgeht, im Einzelnen ist nirgend ein vernünftiger Anfang zu machen; jeder Geschäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er sich durch die Form decke und nicht actenmäßig verantwortlich werde.

Und so sprach Struensee noch Vieles, was den Zustand des Staats betraf, für Held aber, anstatt ihn abzuschrecken, nur zu stärkerer Anreizung wurde, die Schrift drucken zu lassen. Der Buchhändler Frölich, dem er sein Geheimniß anvertraut hatte, übernahm den Druck; sie gaben sich das Ehrenwort, daß keiner den andern in dieser Sache je nennen wolle. Held setzte auf seine Schrift den Titel: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischen Staatsminister.“ Nach seiner Ausstattung — nicht nur der Umschlag, auch der Schnitt war schwarz — erhielt das Werk den Namen des Schwarzen Buchs. Drei Exemplare ließ Held in den ersten Tagen des Februar 1801 von Nauen zur Post nach Berlin abgehen, an den König, an den Obersten v. Köckritz und an den Minister Graf v. d. Schulenburg. Durch das Zusammentreffen mehrer Umstände wurde die Sache entdeckt und sofort Held's Verhaftung beschlossen. Er war gerade in Berlin als dies geschah. Held wurde auf die Hausvogtei vor den Geheimen Justizrath Warsing citirt. Frölich hatte Alles gestanden, es blieb für Held nichts weiter übrig als seine Autorschaft einzuräumen. Warsing ließ ihn noch in derselben Nacht in ein dunkles schmuziges Gefängniß bringen. Held erzählt:

Kaum war ich drinnen, so brachte man eine Bettstelle und eine elende Matratze, zündete ein Dreierlicht an, schlug die Thür zu, legte die rasselnden Riegel und Schlösser auswendig wieder vor und so ward ich in aller Geschwindigkeit ein Staatsgefangener. Meine Blicke überflogen nun den kleinen Raum in dem ich mich befand. Auf einmal stieg aus dem Bette linker Hand eine lange, hagere, blasse Mannsfigur mit einer überaus großen Nase, trüben verlöschten Augen, eine schmuzige Nachtmütze auf dem Kopf und in ein überall löcherichtes Nachtkamisol gekleidet, empor. Wir begrüßten uns, und meine erste Frage war: Warum sitzen Sie hier? was haben Sie gethan? Antwort: Ich habe an das Kammergericht geschrieben, daß dessen Mitglieder Spitzbuben, Mörder und Schinder wären, und habe mit dem Justitiarius in der Stadt Strasburg einen Proceß wegen eines Mädchens gehabt, welches mich als Vater zu einem Kinde angab, dessen eigentlicher Vater der Justitiarius wol selbst sein mochte; ich bin reformirter Prediger in Strasburg gewesen, sitze schon zum dritten Mal, und dies letzte Mal bereits in dem achten Monat.

Beinahe eine Woche dauerte es, ehe die Verhöre begannen; wir fühlen uns gedrungen hier noch eine Stelle aufzunehmen, in welcher Varnhagen sich über das Loos der Staatsgefangenen ausspricht:

Wer von unsern Zeitgenossen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereignissen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu sagen, welch ein trauriges Geschick in den meisten Fällen das eines Staatsgefangenen ist. Die schreienden Beispiele in Deutschland, des Professors Jordan, des Rectors Weidig, die bittern Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberschallen, sind aller Welt bekannt; einzig England macht in diesem Bezug eine nie genug zu preisende Ausnahme. Wir sehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Gesetzes, die Leidenschaften der Macht zu fürchten sind, wie Unparteilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühllosen Härte weichen, wie die Untersuchung fast immer in Haß und Feindschaft, in schadenfrohen Hohn ausartet. Wir wissen, durch welche unnöthige Versagungen, peinliche Förmlichkeiten und endlose Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird, wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geistes oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meist demüthig erbettelt, langwierig erwartet und allenfalls mit Geld aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tausendfachen Quälereien, welche bald durch Einsamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genossenschaft, durch Unbill und Tücke der Unterbeamten, durch verrätherische Aushorcher, durch alle die schnöden Hülfsmittel, die man zu dem sogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politischen Gefangenen sich häufen, der vielleicht das reinste Bewußtsein trägt, noch nicht verurtheilt ist, vielleicht am Ende wirklich freigesprochen wird, einstweilen aber schlimmer als der gemeinste Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erschreckten Freunden, abgeschnitten von der öffentlichen Stimme, deren scheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt.

In Held's Proceß war die Beleidigung der beiden Staatsminister offenbar; die Verletzung der Ehrfurcht für den König wurde nachdrücklich hervorgehoben, so konnte es nicht fehlen, daß Held unterlag; die Criminaldeputation des Kammergerichts erkannte für Recht, daß er mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft zu bestrafen sei. Das Urtel zweiter Instanz bestätigte das der ersten und Held wurde nach Kolberg geschafft. Vorher hatte er noch Audienz bei Schulenburg und Struensee; was ihm Beide sagten, ist nicht blos für die damalige Zeit bezeichnend.

Wie konnten Sie — rief Schulenburg — doch so etwas unternehmen und auszuführen hoffen, was ich nicht kann. Das hängt Alles an persönlichen Verhältnissen, wovon Sie nichts wissen.

Struensee zeigte sich herzlich und gerührt, gedachte seines in Dänemark enthaupteten Bruders und vergoß Thränen. Hiernach sprach er ausführlich über den Zustand der Welt, über die Stellung der Gebieter, welche überall, freilich aus eigener Schuld, weit weniger mächtig seien als man im gewöhnlichen Leben dafür halte; sie scheuten sich, die Verbrechen Derer, welchen sie ihre Macht und ihr Ansehen geliehen, aufzudecken und zu strafen, weil sie dadurch die Achtung vor aller Obrigkeit zu schwächen fürchteten, — wiewol das Gegentheil dies noch schneller zu bewirken pflege. Held berichtet weiter:

Er demonstrirte es mir an den Fingern, warum die Obrigkeit, in der Aufrechthaltung ihrer Stellung obenan in der Societät, sich erleichtert finde, wenn sie von den boshaften Streichen der das Wesen der Gesetze verhöhnenden Bösewichter, so lange sie die Formen geschickt beobachten, keine Notiz nimmt, und die rechtschaffenste That des tugendhaftesten Mannes, die gegen die Formen anstößt, als ein Verbrechen ahndet. Er sagte unter vier Augen geradehin, daß, so weit er sehe, die Welt nur von einem minimum sapientiae und von persönlichen Rücksichten, keineswegs aber nach reinen, consequenten Grundsätzen regiert werde; daß die Macht Alles, die Vernunft wenig oder nichts sei; endlich daß die Menschen insgesammt, ohne Ausnahme, mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Sympathien und Antipathien, mehr noch unter der Herrschaft des Geldes als selbst des Hungers und der Wollust ständen.

In der That eine große Offenheit von Seiten eines preußischen Staatsministers gegen einen in Ungnade gefallenen Sträfling, der eben zur Festung wandern soll!

Nach Ablauf seiner Strafzeit wurde Held zwar frei gelassen, hatte aber mancherlei Drangsale, die sich während der französischen Occupation steigerten, zu bestehen, ehe er zu einiger Ruhe und Zufriedenheit gelangte. Sein Gönner Struensee war gestorben und erst nach langer Zeit wurde dem viel geprüften Manne wieder eine gute Anstellung zu Theil. Durch Hardenberg erhielt Held die Salzfactorei in Berlin. Von dieser Zeit an entsagte er den politischen Kämpfen. Zwar hatte Hardenberg, der aufmerksam auf gewandte Schriftsteller war, Held auffodern lassen, seine Feder den neuen Staatseinrichtungen zu widmen; dieser antwortete jedoch:

Gern würde ich Ew. Excellenz meine Feder anbieten, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen damit nützlich zu sein. Allem, was im gemeinen Sinne Vergnügen heißt, längst abgestorben, und auf den Umgang nur weniger und achtbarer Freunde beschränkt, hätte ich im Winter Zeit genug dazu. Ach! aber meine traurigen Erfahrungen haben mich mistrauisch gemacht, meine ermattete Seele ist zu träge geworden für alles Detail; keine Censur von Lissabon bis Riga und Wien duldet die Berührung Dessen, worauf es eigentlich ankommt, die einheimischen Regierungen gestatten ebenso wenig wie die französische eine freie Sprache, nur schales Geschwätz wird erlaubt, ganz Europa liegt wartend in einem politischen und Ideen-Interim. Ich wünsche mir weiter nichts als Ruhe und, hinter meine Salztonnen verschanzt, die Begebenheiten der Weltereinisse im Vaterlande gleich den Bildern der Laterna magica anschauen zu können.

Gleichwol versank Held nicht in stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt; den großen Ereignissen, besonders denen, in welchen das Menschliche gefördert erschien, widmete er fortwährend eine lebhafte Aufmerksamkeit. Doch traten auch nah und fern genug Begebenheiten ein, die seinen Sinn umwölkten, weil sie in seinen Augen Rückschritte waren und wieder verloren gaben, was für immer gewonnen schien. Ihm, der mit inniger Andacht die Reformationsfeste feiern half, waren andere religiöse Ereiferungen, in denen er nur Verdunkelung oder gar Heuchelei erblickte, zum tiefsten Abscheu. Den neuen Bahnen, welche die Philosophie brach, welche die Poesie und die ganze Literatur nahm, konnte er sich nicht befreunden; das Licht der Vernunft, welches für Alle leuchten sollte, dünkte ihm in spitzfindiger Schulweisheit zum Eigenthume weniger Auserlesenen gemacht, und das Ziel der Sittlichkeit in romantischem Wust verdeckt. Die frömmelnde Kunstliebhaberei muthete ihn als eine Schwächlichkeit an, die zur Entnervung führen

müsse. Nun, diese Periode ist zum großen Theil überwunden, und hatte Held so ganz unrecht?

Noch erlebte er im J. 1840 den Thronwechsel; bald darauf wurde er von hartem Misgeschick heimgesucht und machte seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, wie der Verf. in folgender Weise erzählt:

Held stand bereits im achtundsiebzigsten Jahre und diente dem Staate im dreiundfunfzigsten, als noch zuletzt den nur Frieden suchenden und der Ruhe bedürftigen Greis unvermuthet und von mehren Seiten zugleich bitteres Unglück befiel und an der Schwelle des Todes noch zu harten Lebenskämpfen aufrief. Durch Diebstahl hatte die Salzkasse, welche er verwaltete, einen beträchtlichen Verlust erlitten; wenn ihm auch hierbei persönlich nichts vorzuwerfen war als höchstens eine zu große Arglosigkeit, so war ihm doch auferlegt, den Schaden zu ersetzen. Hierzu fehlten die Mittel, fehlte alle Aussicht sie herbeizuschaffen. Er sah neue grenzenlose Zerrüttungen vor Augen; nach so vielen ausgestandenen Leiden, in diesen Jahren, mußte eine solche Wiederholung desselben Unglücks ihm eine unerträgliche Schmach dünken. Dazu kam, daß ihm wegen des Baues des neuen Museums plötzlich sein kleiner Garten genommen wurde, das Letzte, was ihm und seiner seit langer Zeit erkrankten Frau noch von Lebensreiz geblieben war, und auch die Dienstwohnung selbst mußte geräumt werden. Seine Augen nahmen ab, seine bisher gute Gesundheit fing an zu wanken, bald mußte er dienstunfähig werden und in dieser Aussicht mit Sorgen und Mühen ringen, die auch den muthigsten Streiter erschrecken konnten. Er wollte es nicht, er beschloß die Welt zu verlassen. Seine beiden Söhne waren versorgt, seine Frau wurde es durch seinen Tod, der überdies in der Großmuth des Königs die Tilgung seiner Schuld bewirken sollte. Er beschloß zu sterben. Still und überlegt waren seine letzten Tage und Handlungen; schwebte seinen Angehörigen auch schon lange die Möglichkeit eines äußersten Entschlusses als ein furchtbares Gespenst vor, so war doch am Vorabend der That in seinem nur etwas mildern Wesen kein besorgliches Anzeichen zu entdecken. Mit ruhigem Blute, festem Willen und klarem Blick in die Zukunft traf er seine Anordnungen, schrieb mehre Briefe und legte sich dann zum Schlafe nieder. Früh Morgens um 7 Uhr ging er hinaus zum Invalidenhause, wo dessen Commandant, sein Bruder, wohnte. Hier unter den Fenstern desselben, in einem grünen Busche, fiel ein Schuß. Die Herbeieilenden fanden seinen schon entseelten Körper. Daheim auf seinem Tische lagen wohlgeordnet und schwarzgesiegelt eine Anzahl von Abschiedsbriefen, einer darunter an den König, dem er in so edeln als rührenden Worten seine Bitte vortrug und seine Söhne empfahl. Die Großmuth des Königs, nicht vergeblich angerufen, erfüllte die Bitte des edeln Todten.

13.

Literarische Notizen aus England.

Ein englisches Urtheil über die Gräfin Hahn-Hahn.

„Es ist schwer", äußert sich das „Quarterly review" über die Gräfin Hahn-Hahn, „ein uns selbst genügendes Urtheil über eine solche Schriftstellerin zu fällen. Die Vorzüge und Mängel ihrer Schriften sind so eng miteinander verwoben, daß man kaum darüber sprechen kann, ohne ungerecht gegen die einen und viel zu nachsichtig gegen die andern zu sein. Die gnädige Frau ist eine Art von Pückler-Muskau, nur mit dem Unterschied, daß dieselbe Art von Geist besser einer Frau ansteht, dieselben Irrthümer bei ihr unausstehlicher sind, und daß sie beide in weit höherm Grade besitzt. Auch möchten wir vermeinen, daß der Gräfin Hahn-Hahn Laufbahn als Novellenverfasserin eine geeignete Vorbereitung zu ihrer neuen Laufbahn als Touristin gewesen. Ihre geistreichen und piquanten Gedanken, der leichte und malerische Fluß ihrer Rede bleiben auch hier kostbare Vorzüge; aber ihrer lebhaften Phantasie ist weniger Spielraum gestattet, ihr stets im Buche sich widerspiegelndes Ich muß mehr vor der Weiblichkeit zurücktreten. Was beim Novellisten ein Hauptvorzug ist, die subjective Natur seines Stoffs, das Innerlich-Durchgelebte Dessen was er erzählt, das wird der größte Fehler beim Touristen. Nun sind aber die Erfahrungen und Stimmungen des Herzens, das Gemüthsleben, die Stoffe, welche Gräfin Ida am kunstfertigsten zu verarbeiten weiß, und wenn sie junge, hübsche, geistreiche und unabhängige Heldinnen schafft, welche diese Empfindungen aussprechen, und romantische Stellungen und Verhältnisse, welche geeignet sind, solche Charaktere zu erzeugen, so sind sie gewiß an ihrem Platze, obgleich wir sie selten billigen können. Ganz anders aber wird die Sache, wenn der Schleier des erfundenen Namens fällt. Denn wenn uns eine Dame einladet, sie selbst auf Reisen durch Länder zu begleiten, die einen reichen Schatz von interessanten und neuen Eindrücken darbieten, dabei aber bei jedem Schritt stillsteht, um nicht allein ihre eigenen Gedanken in Gefühle darzulegen, sondern auch alle jene Gewohnheiten, Eigenheiten, Sympathien und Antipathien, welche selbst sie, sollte man meinen, in solchen Augenblicken vergessen sollte, so fühlen wir uns an eine Gesellschafterin gefesselt, die zu Hause langweilig sein muß, in der Fremde aber jedenfalls unerträglich wird. Wenden wir uns jedoch zu den glänzenden Vorzügen, die selbst einen so widerwärtigen Fehler in anderer und ernsterer Art nicht verdunkeln können, so müssen wir eingestehen, daß die Gräfin einige von den dem Touristen erfoderlichen Gaben in einem ungewöhnlichen Grade besitzt. In feinempfindender Beobachtungsgabe, Beweglichkeit und Reichthum des Geistes, in leichtem und gewandtem Ausdruck steht sie einzig da unter allen Schriftstellerinnen die wir kennen, geschweige denn unter ihren Landsmänninnen. Wo sich daher ihre Feder mit Gegenständen beschäftigt, wo der sentimentale Egoismus des deutschen Weibes nicht ins Spiel kommt oder das Schicklichkeitsgefühl des englischen Lesers nicht verletzt wird, folgen wir ihr mit der Bewunderung, die seltenen Talenten gebührt."

Das „Edinburgh review" über Prescott's „Geschichte der Eroberung von Mexico".

Über Prescott's Werk, von dem im Original jetzt bereits die zweite Auflage erschienen und auch in einer trefflichen deutschen Übersetzung vorhanden ist, sind die englischen Kritiker einstimmigen Lobes voll. Das „Edinburgh review" sagt darüber: „Prescott scheint uns fast jede nöthige Eigenschaft zum Geschichtschreiber eines solchen Gegenstandes zu besitzen. Ein reiner, einfacher und beredter Stil, ein lebhaftes Gefühl für das Malerische, eine schnelle und scharfe Einsicht in die Charaktere der Handelnden, und eine ruhige, edle und aufgeklärte Philanthropie sind die Hauptzüge des Werks. Ohne Übertreibung läßt sich behaupten, daß seine „History of the conquest of Mexico" — wenn man die geringe Wichtigkeit und den mindern Umfang seines Vorwurfs mit in gehörige Betrachtung zieht — die meisten der werthvollen Eigenschaften besitzt, welche die populairsten englischen Geschichtschreiber der Jetztzeit auszeichnen. Sie vereinigt den ritterlichen und gediegenen Enthusiasmus des Obersten Napier, und die Lebendigkeit des Verf. der „Chronicle of the conquest of Granada" mit dem geduldigen Forschungstrieb und der reichen Wissenschaft Tytler's. Wollten wir Auszüge geben, so wäre es uns leicht, zahlreiche Seiten zu füllen mit Landschaftsschilderungen die Scott's würdig wären, mit Schlachtscenen die mit denen Napier's wetteifern, mit Schilderungen von tragischen Ereignissen keine weniger pathetisch als sie Thucydides geschildert. Aber trotz des Glanzes der Details vergißt man die Schönheit des Colorits fast über die Großartigkeit der Contouren, und der Hauptvorzug des Werks ist eben, daß es uns durch den ganzen Reichthum abenteuerlicher Episoden und Nebenvorfälle die ganze Verwegenheit des Unternehmens in scharfen und großen Umrissen erblicken läßt."

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 70. —— 11. März 1846.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

Die letzten Jahre haben uns wenig Ausgezeichnetes in epischer Hinsicht gebracht, wie sich Solches aus den Übersichten, die wir alljährlich in d. Bl. den Lesern geben, klärlich erweist. Es fehlt nicht blos an materiell reichen Producten dieser Gattung, an jenen Oeuvres à longue haleine, denen in frühern Zeiten hocherglühende Geister Athmen und Leben weihten, sondern der poetische Zeitgeist scheint sich auch ausschließlich dem Subjectiv-Lyrischen zuzuwenden und dem in der Gesellschaft und im Staate wirklich Vorhandenen, und somit die idealen Gestaltungen der Romantik nach und nach zu antiquiren. Überdies zeichnet das junge epische Europa nicht mehr mit so kräftiger Hand wie ehedem. Wo finden wir in unsern Tagen so markige Heldengestalten wie Odysseus, Achill, Äneas, Gottfried, Orlando, oder Ferrau und Rodomont? Wer wagt es denn jetzt noch, die Unsterblichen mit mächtigem Arm auf die Erde zu ziehen und sie in unsere häuslichen, socialen und religiösen Verhältnisse und Angelegenheiten zu verflechten? Unsere Epiker stellen uns nur ländliche oder gar kleinstädtische Situationen und Charaktere vor das Auge; sie steigen eine Stufe abwärts in das Gebiet der Idylle, und größtentheils stammt die Invention von einem stubensitzenden Gelehrten von sentimental-larmoyanter Stimmung her. Die Helden sind daher zarte Gestalten mit einer Siegwart-Physiognomie oder ätherische Frauengebilde, die an Jean Paul's Liane im „Titan" gemahnen. Diese letzte Behauptung bewahrheitet sich gleich in dem ersten der hier anzuzeigenden epischen Erzeugnisse, betitelt:

1. Hesperus. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Stamm. Wien, Gerold. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Zunächst drängt sich uns beim Lesen des Buchs die Bemerkung auf, daß bei den südostdeutschen Epikern das lyrische Moment fast immer überwiegend ist und vorherrscht. Die Gegenwart mit ihren Neigungen zu sinnlichem Genuß und ihren materiellen Interessen scheint die Dichter an der Donau wieder stark zu berühren und sie in ihre Wirbel dahinzuziehen, wie wir dies bei den Norddeutschen wahrnehmen. In dem uns vorliegenden Gedicht ist von Handlung und Wechsel der Begebenheiten blutwenig die Rede; desto häufiger stoßen wir auf Schilderungen psychischer Zustände, auf Naturmalerei und Blicke in das Reich höherer Geister oder schönerer Welten, und das Ganze ist überall so ätherisch und nebelhaft gehalten, daß man alle Kraft der Seele aufbieten muß, um die oft formlos zerfließenden Gestalten nicht aus den Augen zu verlieren. Der Held selbst ist nicht einmal mehr ein Wesen von Fleisch und Bein, ein Bewohner unsers Planeten. Er hat das Erdenkleid ausgezogen und ist Bewohner eines schönen Sterns (des Hesperus) geworden. Halb verkehrt er mit seligen Geistern, halb ist er mit unsterblicher Liebe der hier zurückgebliebenen Geliebten zugewendet, für die er freiwillig gestorben ist, indem er ihr das Natterngift aus der Wunde gesogen. Dies ist aber auch das einzige Factum im ganzen Buche, und um dasselbe dreht sich Alles; denn eine Art von Episode, in welcher ein neugriechischer Held auftritt, bei dessen Schilderung wir an Byron's Manier erinnert werden, ist zu unbedeutend und zu handlungarm, als daß sie gerechnet werden könnte, obwol sie die Katastrophe vorbereitet. Maria, dies ist der Name der zurückgebliebenen, zwölf Monate lang sehnsüchtig nach dem Hesperus blickenden Geliebten, soll — wir wissen nicht warum — dem Griechen Heliodor ihre Hand reichen; aber in dem Augenblick vor der Copulation, wo die ersten Strahlen des Hesperus sichtbar werden, entwindet sich ihr Geist der Körperhülle und sie rettet sich in die Arme des ihrer auf dem seligen Sterne harrenden Guido. Wir theilen den Lesern die letzte Scene mit, nicht blos um sie mit Geist und Sprache des Gedichts, sondern auch mit dessen Form bekannt zu machen:

> Maria ist allein — allein
> Zum letztenmal im Purpurschein
> Des Abends, dessen hold Erblassen
> Sie arm an Freuden nie gelassen;
> Und wird sie heut', in herbster Pein,
> Verlassen, ohne Rettung sein?
> Sie stehet träumend, ohne Schmerz,
> Denn kraftlos ist ihr Herz,
> Verblutend an dem schärfsten Pfeil,
> Zu fühlen Pein, zu hoffen Heil;
> Und wenn im Auge Thränen blinken,
> Sind's Thränen, welche nimmer sinken,
> Ein Reif, vom Herbstfrost hergeweht,
> Der mit der Blume nur vergeht.
> Sie blickt zum Himmel auf — „es ruht
> Noch undurchfurcht die blaue Flut
> Von ihren tausend Silbernachen. . . .
> Einst — war es nicht? — als müßt' ich wachen
> Ob eines Schiffleins stiller Fahrt?
> Und unaussprechlich selig ward
> Mein Herz, wenn seiner Wimpel Saum
> Mir kündete den schönsten Traum?
> Und hatte ich in jener Zeit
> Nicht ein Gebet für ihn bereit? . . .
> «Stern meiner Liebe, silbernes Boot»" —
> Es steigt! — Mein Stern! Allgüt'ger Gott!
> O nicht verstoßen hast du mich!
> Dich seh' ich wieder! Guido dich!
> Dich Engel meiner stillen Stunden!
> Du hast mein heiß Gebet empfunden,
> Und kommst, bevor der Leidenskranz
> Die Stirne sengt, mit Himmelsglanz
> Mich zu entküssen diesem Sein,
> Das Gott gehört und dir allein.
> Allliebender! verdien' ich nicht
> Den Segen, den mein Fleh'n begehrt.

Hält deine Liebe doch Gericht
Und gibt den Thränen Tugendwerth.
Ich sehe Guido! lächelnd, winkend
In deiner sel'gen Blume dich!
Mir ist, als lös'ten Flügel blinkend
Aus meinen leichten Schultern sich,
Zu dir mich hoch empor zu heben,
Stern meiner heißen Zärtlichkeit,
Den Gottes Güte uns gegeben
Zum Wohnort ew'ger Seligkeit!

Etwas mögen diese kurzen Jamben dazu beitragen, des Gedichts ganze Idee noch mehr zu erschlaffen; aber mag dies auch sein, mögen auch manche Wunderlichkeiten in Reim und Wortbildung geflissentlich als originell und geistreich hingestellt sein — ein schönes Talent, eine freie Seele ist dem Verf. doch nicht abzusprechen. Wer sich davon überzeugen will, der lese die Schilderung der Seelenstimmung Maria's (S. 50).

2. Des Sängers Grab. Ein modernes Epos von R. Eichner. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Allerdings gebührt diesem Epos das ihm vom Verf. beigegebene Epitheton modern; denn aus modernen Zeitansichten und Zeitverhältnissen ist es hervorgegangen, und des Dichters Seele gleicht einem Spiegel, aus welchem die Unbilden und Wirren der Gegenwart klar hervortreten; diese Spiegelbilder sind hier und da so scharf ausgeprägt, daß die Censurbehörde (wie das aus zwei Lücken hervorgeht) sich bewogen gefunden hat, die schärfsten Ecken abzustoßen und die grellsten Farben zu verwischen. Doch ist des Dichters Stimmung nicht die jetzt vorwaltend herrschende, harte, rauhe, von langverhaltenem Grolle erzeugte, sondern weich und elegisch, hin und wieder übergehend in die oben erwähnte larmoyante Sentimentalität. Der hier dargestellte Weltschmerz tritt in dem Helden nicht auf mit den Waffen des Sarcasmus, oder mit unversöhnbarem Timonischen Hasse, oder mit dem dämonischen Hohn eines Shelley und Byron, oder gar mit den fanatisirenden Phrasen eines Jakobiners, sondern mit der Wehmuth eines Menschen, der das Gute will, der aber bei Ausführung seiner Plane tausend Hindernisse findet und nun, erfüllt mit dem Gefühl des Mitleids mit der blinden Welt, mit dem stillen Weh des Verkanntseins, mit dem Schmerz vereitelter Wünsche und Hoffnungen auf all und jedes Glück diesseit des Grabes mit gebrochenem Herzen verzichtet. Er würde dem „Jacopo Ortis" des Ugo Foscolo gleichen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, ihn Hand an sich selbst legen zu lassen; das thut er aber nicht, sondern läßt die Hand der Natur dies Werk an ihm vollziehen. Vom Namen dieses Helden, seiner Herkunft und seinen Verbindungen mit dem bürgerlichen Leben erfahren wir gar nichts und auch in dieser Hinsicht hat das Werk einige Ähnlichkeit mit dem vorher besprochenen „Hesperus". Allenfalls erblicken wir einige Züge seines Bildes in einigen Stanzen (S. 42—43). Da tritt er auf als

Ein Mann, und zwar ein edler deutscher Mann!
Wie er gewandelt, hat er auch gedichtet,
Wie dieser Sang es euch verkünden kann.

Mit reinster Lieb' und hohem Gottvertrauen
Nahm er die Welt in seinen Busen auf.
Man sah ihn ruhig in das Leben schauen,
Denn eine schönere Zukunft ging ihm auf.

Dem Menschenwohl, dem theuern Vaterlande
Gelobt' er, seine Thätigkeit zu weih'n,
Und nicht zu ruh'n, bis er am Grabesrande
Von dem Gelübde würd' entbunden sein.

Und manche hohe, herrliche Gedanken
Erstanden schnell in seinem Geiste auf,
Er hielt sie pflegend fest und ohne Wanken
Verfolgt' er seinen selbstgewählten Lauf.

Den Mann solcher geistigen und sittlichen Natur finden wir gleich im Beginn des Gedichts am Gestade der schäumenden Adria liegen, tiefen Schmerz auf Aug' und Stirn, und Klagen auf den bleichen Lippen über die verlorene Geliebte. Dem in einen kurzen, unruhigen Schlummer Gesunkenen zeigt ein Traum seine verklärte Laura, die ihre Lippen auf seine Stirn drückt und scheidend ihm zuruft:

Bis hierher folgt' ich dir im stillen Leben
Und schritt, von dir geleitet, Himmel an;
Doch länger ist es uns nicht mehr gegeben,
Vereint zu wandeln auf der Einen Bahn.

Jetzt scheiden uns're Wege; hier der meine
Erhebt sich aufwärts und führt hin zum Licht!
Zum vollen Leben leitet dich der deine,
Und Wirken, Schaffen ist nun deine Pflicht!

D'rum lebe wohl! Mag Gott dir Frieden geben!
Bleib' deiner hohen Liebe treu und dir!
Ich werde dich als Genius umschweben;
Doch acht' auf ihn! — Leb' wohl! — Einst folgst du mir.

Wie er erwacht, erblickt er staunend die Laura, die eben zu ihm geredet und ihn ermuntert hat; aber es ist eine wirkliche, noch im Leben wallende Laura, vielleicht von der Verklärten gesendet, um ihn zu beruhigen uud zu stärken. Sie führt den Wankenden gastfreundlich in das Haus der Mutter. Der Kummer wirft ihn hier auf das Krankenlager. Der Wiedergenesene will die Gastfreundinnen verlassen; aber sie halten ihn, die Mutter durch sanfte Vorstellungen, die Tochter durch die Gewalt einer in ihrer Seele rasch emporgeblühten Neigung zum Leidenden. Der unglückliche Jüngling kann indeß der innig Liebenden nichts werden als Freund und Bruder; Laßt, sagt er ihnen,

Laßt mich jetzt! Umsonst ist jedes Streben!
Denn sterben muß ich doch am Fluch der Zeit
Und an dem falschen sociellen Leben,
Das nur dem Eiteln seine Liebe weiht!

Diese trübe Ahnung wird bald Wirklichkeit. Die Liebende findet den Freund im Garten als Leiche. Sie ruft der Mutter zu:

Er, den ich liebe, ist vorausgegangen,
All' seine Thränen sind nun ausgeweint;
Ich folg' ihm nach, zu ihm steht mein Verlangen,
Bis mich ein sanfter Tod mit ihm vereint.

Mit dem Tode der Liebenden, die der Schmerz tödtet, schließt ein Gedicht, dem eine gewisse Vollendung in Gedanken und Form nicht abzusprechen ist, und welches, da es Zeitideen anregt auch zweifelsohne Sympathien wecken wird; indessen genügt es keineswegs allen epischen Postulaten. Der Handlung ist zu wenig, der Declamation zu viel. Der Held ist kein Held, der aus dem Kampf mit dem Leben als Sieger hervorgeht. Er gibt sich nicht blos selbst auf, sondern weiß auch den Schmerz nicht mit jener Würde zu tragen, die dem Manne ziemt. Er läßt die Wogen des Zeitjammers über seinem Haupte zusammenschlagen, ohne nur einen Rettungsversuch zu machen. Er redet, reflectirt, klagt und weint, und über dem weichen Worte vergißt er das Handeln. Laura, das schwache Weib, nimmt sich im Buche wirklich viel besser aus. Von ihr erwartet man nichts weiter als Resignation; ja sie bewährt ihren Heldenmuth sogar, wenn sie am gebrochenen Herzen stirbt. Trotz dieser Ausstellung halten wir uns jedoch verpflichtet, die Begabtheit des Verf. anzuerkennen, dem es gewiß bei eifrigem Studium nicht an Geschick fehlen wird, eine echte Heldengestalt uns vor das Auge zu stellen und eine Dichtung zu bilden, die von einem buntbewegten Lebeu durchzogen ist.*)

*) Der Verf. des hier besprochenen Gedichts ist bald nach dessen Erscheinen gestorben. D. Red.

3. Melusine. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Apel. Leipzig, Hinrichs. 1844. Gr. 12. 20 Ngr.

Wer die Geschichte der schönen Melusine nicht aus dem Munde des Volks oder von einer redseligen Haus- und Familientante als Kind vernommen, der kann sie in Marbach's „Deutschen Volksbüchern" in echter Originalität finden; Jedem aber, mag er aus einer Quelle schöpfen welche es sei, muß sich die Überzeugung aufdrängen, es ruhe in diesem Märchen eine tiefe, rührende Poesie, und „Melusine" sei wirklich eine frische, duftende Blüte der Romantik. Als solche ist sie auch von dem begabten Verf. erkannt, der den gegebenen Stoff mit vieler Geschicklichkeit verarbeitet, indem er weder überflüssige Ornamente hinzufügt, noch etwas Charakteristisches wegschneidet, auch den Genuß des Lesers durch seine melodisch dahinfließenden Octaven erhöht. Historisch bemerken wir nur, daß die Geschichte Melusinens nicht deutschen Ursprungs ist, sondern von einem Schweizer Namens Ringolfingen und zwar nach dem Französischen bearbeitet ward, sowie auch, daß das Schloß Lusignan der Schauplatz der Leiden und Freuden Melusinens, dessen Ruinen noch heute den Reisenden von Hirten und Landleuten gezeigt werden, in den baskischen Provinzen gelegen ist. Wir empfehlen das kleine, wohlgelungene Werk jedem Freunde der Romantik.

4. Pepita. Italienische Idylle von Eduard Boas. Leipzig, Voß. 1844. 8. 12 Ngr.

Dieses kleine, freundliche, italienische Idyll, welches zuerst die „Zeitung für die elegante Welt" ihren Lesern mittheilte, hat so viel Anklang beim lesenden Publicum gefunden, daß der Dichter desselben sich bewogen gefunden hat, es als selbständiges Werklein drucken zu lassen. Unerachtet das liebliche naive Mägdlein von einem Kritikus jüngst recht hart angebellt wurde, braucht es sich doch deshalb wol nicht zu fürchten; sie ist gar niedlich, naiv, piquant, und mit leichter Feder gezeichnet. Ein Freund des Ref., der diese Bekanntschaft schon in der „Zeitung für die elegante Welt" gemacht hatte, meinte, der Idyllendichter habe eben nicht in seinem und Pepita's Vortheil gehandelt, daß er den leichten gefälligen Stoff in die Form reimloser, kurzgemessener Trochäen gegossen habe. Wol möglich, daß er recht hat.

5. Die Verlobung. Ein ländliches Gedicht in acht Idyllen. Von G. F. Eduard Crusius. Sondershausen, Eupel. 1844. 16. 20 Ngr.

Schade, daß das Gedicht in Form und Geist gar zu lebhaft an Voß' „Luise" erinnert, sonst könnte man es empfehlen wegen der Schlichtheit der Erfindung, der patriarchalischen Färbung der Charaktere und der würdigen sittlichen Haltung. Uebrigens ist es nur ein Werk in Sedez dem Format und dem Geiste nach.

6. Mazeppa. Ein Gedicht von G. E. S. Spremberg. 1844. 8. 11⅓ Ngr.

Als wir den Titelnamen „Mazeppa" lasen, glaubten wir natürlich, der Verf. sei auf den Gedanken gekommen, dem gleichnamigen Werke des hochberühmten britischen Dichters seinen Stoff zu entnehmen und neu zu bearbeiten; allein dies ist keineswegs also. In dem kurzen Vorworte gibt er uns die Versicherung, daß er das Byron'sche Gedicht, vor der Bearbeitung des gegenwärtigen, dessen Stoff einer Novelle entnommen sei, gar nicht gelesen habe. Das glauben wir ihm gern; denn beide Arbeiten haben nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander. Dort singt ein hoher Meister in der Kunst, hier übergibt ein Lehrling die Erstlinge seiner Muse dem Publicum, in welchem er das einzige, unparteiische Tribunal der Dichter sieht; dort wird uns ein großartiges Bild des slawischen Nationallebens und Charakters entrollt, hier wird der an und für sich gute Stoff unter Schwulst, schülerhafter Unbehülflichkeit im Ausdruck, ermüdender Breite und in einer Form abgehaspelt, die nicht schlechter sein kann als sie ist. Nicht einmal der Sprache ist der junge Mann Herr. Er treibt ein gar wunderliches Spiel mit dem Gebrauch der Präpositionen. Die Verwechselungen von das und daß können auch nicht immer auf die Rechnung des Setzers geschrieben werden. Seine Reflexionen gehen auf Stelzen, und hin und wieder steigert sich die Bavardage darin zum Nonsens. Er beginnt hinsichtlich der Form mit einer Art von Stanzen, die manchmal wie Octaven aussehen; männliche und weibliche Reime wirft er planlos durcheinander; in die vier- und fünffüßigen Jamben mischt er — eine poetische Licenz vielleicht! — trochäische Verse, und wiederum, wenn er die Emphasis zu steigern gedenkt, läßt er der Veränderung halber daktylische Verse ihre Capriolen machen. Hören wir als Beleg zu dem Gesagten nur zwei Stanzen, in denen er (S. 9) von einem menschlichen und weisen Könige redet:

> Wenn wie von der Sonne gold'nen Strahlen
> Rings um ihn das Glück der Länder blüht,
> Wolken fernend zogen, sel'ge Wonne
> Wie ein Rosenkranz das Land umzieht,
> Naht die Freude ihm im reichsten Prangen,
> Hält die Seligkeit ihn hier umfangen,
> Und im Jenseits, wenn die Erde weicht,
> Die Vergeltung ihm die Palme reicht.
>
> Aber wehe, wenn er seinen Nachen
> Auf dem Thränenmeer der Menschheit treibt,
> Wenn er ruchlos und Verderben breitend (?)
> In der Zeiten Buch den Namen schreibt,
> Wenn das Pfand er nicht vermehren kann,
> Das ihm Gott gab, ewig dann
> Wird er Qual und Höllenangst ertragen
> Nach des Herrschens unheilsvollen Tagen.

Weise hat dieser angehende Homeros seinen Namen dem Publicum nicht genannt. Um jedoch auch nicht geradehin als ungerecht und tadelsüchtig zu erscheinen, wollen wir nicht in Abrede stellen, daß in einigen Stanzen, namentlich in denen, wo uns geschildert wird, wie Mazeppa, auf das wilde tatarische Roß gebunden, die Wüsten durchfliegt, einige Spuren poetischer Begabung sichtbar werden. Einige Spuren — aber nicht mehr. Wir wünschen, daß das gebildete Publicum, auf dessen Urtheilsspruch der Verf. einzig und allein provocirt, das auch finden möge.

7. Der Feierabend eines Greises. Ländliches Gemälde von Karl Kirsch. Leipzig, Teubner. 1844. Gr. 16. 22½ Ngr.

Das Anschauen dieses ländlichen Gemäldes, welches in den antiken Rahmen volltönender Hexameter gefaßt ist, hat auf des Ref. Gemüth einen wohlthätigen Eindruck gemacht und ihn in eine Stimmung versetzt, wo das nach und nach erwärmte Herz sich den glücklichen Bewohnern einer Welt der Unschuld und des Friedens ganz hingeben möchte. Aber nicht deshalb hat das Buch diese Wirkung gehabt, weil wir neuerfundene Situationen, piquante Charaktere oder ausgezeichnete Begabung in demselben gefunden; denn die Ingredienzien die hier hinzugethan sind unterscheiden sich in keiner Art von den gewöhnlichen. Ein hochbetagter Landpfarrer, der jedoch nie an die stereotype Landpastorenfigur des Pfarrers von Grünau erinnert; seine Enkelin Maria, die keineswegs einer Luise ähnelt; eine edle, gräfliche, kinderlose Gutsherrschaft, die ein liebliches Adoptivkind zu sich genommen, das im Buche in der That nicht viel mehr ist als die Statistin auf einer Bühne; ein friedliches Dorf mit einem neuerbauten Kirchlein; eine Weihe der für dasselbe bestimmten Glocken; Sophie, eines Försters Tochter, die von Kurt, einem zweiten Enkel des greisen Pfarrers, verlassen worden; einige Morgenscenen im weinumrankten Pfarrhause, wo man des Greises Jubelfest vorbereitet, und wo sich Maria mit Herrlich, dem jungen Pastor aus Grünhain, verlobt; ein Jubelfest mit seinen Processionen, frommen Theilnehmern, geistlichen Reden und Orgelklängen; ein Abend auf dem Friedhofe, auf welchem der Greis unter theuern Gräbern wandelt, wohin Maria mit dem Verlobten eilt, daß sie den

großväterlichen Segen auf den neuen Bund der Herzen legen lasse, und wo sich Kurt, der halbverlorene Sohn, reuig wieder einfindet, um an die versöhnten Herzen des Großvaters, der Schwester und der Geliebten zu fallen: — das ist der ganze, höchst einfache, idyllisch-epische Apparat, den der Verf. aber so geschickt zusammenstellt, daß das Auge mit Wohlgefallen darauf ruht. Nirgend sind bei Schilderungen die Farben zu stark aufgetragen. Der Verf. redet überall die Sprache der Empfindung, ohne dabei in das trügerische Spiel einer larmoyanten Sentimentalität zu verfallen. Um dies zu belegen, theilen wir aus der Einleitung in die vierte Idylle eine Apostrophe an den Friedhof mit:

Friedhof, Garten des Herrn, wie wandl' ich so gern durch die Hügel,
Die wie ein blühendes Bett, du über die Ruhenden breitest! —
All' die Tausende schlummern, vom Kampfe des Lebens ermüdet,
Ach, Viel hast du begraben: der Freuden viel und der Schmerzen,
Manches gebrochene Herz und manches weinende Auge, —
Manches prangende Glück und manches blühende Leben, —
Tugenden viel, viel Sünden, — des Hasses viel und der Liebe.
All' Das deckest du zu! — dein Grabstein ist ja der Grenzstein
Aller irdischen Lust und alles irdischen Wehe; —
Deine Gräber, — sie sind nur Furchen, darinnen die Saat liegt,
„Saat, von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen";
Jeder Hügel ein Tabor, um welchen der Himmel die Strahlen
Höh'rer Verklärung gießt. Du bringest „Segen nach dunkler Nacht"*); du nimmst aus der Hand des ermüdeten Erdenpilgers
Seinen Wanderstab und eröffnest die Pforten der Heimat.
Friedhof, heiliges Land! wie wandl' ich so gern durch die Hügel,
Ob mir auch jeder Gang aufreißt die blutenden Wunden.
Viele der Gräber sind hier von meinen Thränen begossen, —
Ach, zwei Gräber vor allen, nur kleine! — Doch sind sie mir großer
Schmerzen Quell. Seht, dort von den duftenden Linden beschattet,
Unter den grünen Hügeln, von weißen Steinen bedecket,
Ruh'n zwei liebliche Kinder, die Wonne der glücklichen Ältern,
Nun ihr Schmerz! Ich weihte die Stätte mit strömenden Thränen. —
Oskar, Knabe voll Kraft! Klotilde, du herziges Mägdlein,
Die, im Tode noch schön, noch lächelte mild wie im Leben!
Wandelt ihr Hand in Hand in den Palmenhainen des Himmels?
Ja, ihr habt euch gefunden, ihr seid nun Engel geworden,
Gießet nun manchen Strahl, geschöpft aus dem ewigen Lichtmeer
Jenes himmlischen Friedens in uns're bekümmerten Herzen.
Leitet als Genien uns auf den stürmischen Wogen des Lebens
Und empfanget uns einst dort in dem Hafen der ewigen Heimat!

Das Buch kündet im Äußern eine ungewöhnlich geschmackvolle Zierlichkeit. Ein Stahlstich, die Glockenweihe darstellend, kündet die Hand eines feinen und geschickten Künstlers, und das Buch eignet sich vortrefflich zu einer Gabe auf den Geburtstags-, Weihnachts- oder Toilettentisch einer liebenden und geliebten Jungfrau.

8. Der Prättigäuer Freiheitskampf. Ein Bild aus der Geschichte Graubündens, von Alfons von Flugi. Chur, Grubenmann. 1844. Gr. 12. 12½ Ngr.

Hier will die bildende Phantasie auf einer historischen Unterlage arbeiten; denn die Prättigäuer haben einst wirklich einen Kampf gegen die sie knechtenden Östreicher gekämpft und Sieg davongetragen. Das erzählt uns nun hier der patriotische Verf. in sechsfüßigen Jamben, in die sich mitunter kakophonische Trochäen oder euphonische Daktylen mischen; das erzählt er, aber auch nicht mehr als eben das. Es erwarte also der Leser ja nicht etwa eine Darstellung der Motive des Kampfs, detaillirte Schlachtscenen, anziehende Charaktere der Helden, den epischen Hebel von Erscheinungen aus der Geisterwelt, oder Hindeutungen auf verwandte Zustände in der religiösen und politischen Welt der Gegenwart. Unser Epiker hält sich ans Allgemeine; tautologisch erzählt er, wie die Östreicher von Schweizerbauern aus diesem und jenem Orte verjagt wurden; dazwischen etwas Declamation, die aber weder die Einbildungskraft beflügelt noch das Herz erwärmt, sondern so mohnartig wirkt, daß wir bei der Lecture alle Mühe hatten, uns den Schlaf abzuwehren. Vielleicht geht's indessen des Verf. Landsleuten nicht so; wir wünschen das von ganzen Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Abschiedsworte Zwingli's an seine Gattin.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte des Ritterwesens.

Wir haben Delécluse bisher immer nur als einen mittelmäßigen Novellisten und einen gutmüthigen, aber jeder tiefern Kritik ermangelnden Kunstrichter gekannt. In seinen kritischen Aufsätzen, denen das „Journal des débats" seine ungeheuern Spalten öffnet, spielt er im Allgemeinen mehr die Rolle eines wohlwollenden Erklärers und Beschönigers als die eines tiefer gehenden Aesthetikers. Er erscheint in dieser Eigenschaft recht eigentlich der Protector und Beschützer aufkeimender Talente, die er mit aufmunternden Andeutungen und selten nur mit tadelnden Winken anzutreiben sucht. Ein solcher Kritiker ist bei dem bissigen, gallichten Tone, dessen sich sonst die höchsten Richter in Sachen der Kunst zu bedienen pflegen, allerdings eine seltene, ausnahmsweise Erscheinung; aber derselbe wäre doch nicht geeignet, seinem Namen in literarischer Beziehung irgend einiges Gewicht beizulegen, wenn Delécluse nicht in letzter Zeit angefangen hätte, sich einer ernstern, nachhaltigern Production zuzuwenden. Wir haben vor nicht langer Zeit aus seiner Feder einen ganz gediegenen Beitrag zur Geschichte des Wiederaufblühens der Künste und Wissenschaften erhalten. Es war dies eigentlich nur der Vorläufer oder das Bruchstück einer umfassendern Arbeit, in der uns die verschiedenen Richtungen jener Zeit in ausführlicher Darstellung vorgeführt werden sollen. Wir erhalten jetzt vom Verf. einen neuen Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. Das Werk, in welchem derselbe enthalten ist, behandelt die Geschichte des Ritterwesens und führt den Titel „Roland ou la chevalerie" (2 Bde.). Der Verf. hat seinen Stoff mit Fleiß und Sachkenntniß zusammengebracht, und wenn man aus seinem Werke auch keine neuen Ideen oder großartige Anschauungen gewinnt, so ist es doch immer eine dankenswerthe Zusammenstellung vieler interessanter und beziehungsreicher Einzelheiten, welche in diesem Punkte noch nicht zu einem Überblicke verarbeitet waren. Zudem fehlt es seiner Darstellung keineswegs an Geschick oder Anmuth, sodaß wir seine Arbeit eine in mehr als einer Beziehung empfehlenswerthe bezeichnen können.

Handbuch der Nationalökonomie.

Die nationalökonomische Literatur der Franzosen verdankt den Italienern schon mehr als eine Bereicherung. Wir könnten hier mehre wichtige Werke dieser Art nennen, welche zwar Italiener zu Verfassern haben, aber durch Übersetzungen in der französischen Literatur eingebürgert sind. An diese Schriften reiht sich eine neue Arbeit eines jungen Italieners, welche sich mit einer Entwickelung der nationalökonomischen Grundideen befaßt. Wir erhalten soeben eine französische Übersetzung davon und sind also berechtigt, sie in dieser den bedeutenden Erscheinungen der französischen Literatur gewidmeten Rubrik flüchtig zu berühren. Der Titel dieser Bearbeitung lautet: „Principes de l'économie sociale, exposés selon l'ordre logique des idées, par M. *Scialoja* (de Naples); traduit et annoté par M. *de Villers*." Der Verf. hat sich im Allgemeinen auf kurze Andeutungen beschränkt, und sagt ausdrücklich, daß er sich der größten Kürze befleißige. Vielleicht sind hier und da seine Sätze allzu gedrängt und zum Theil selbst etwas dunkel geworden. Im Ganzen aber ist es nicht zu verkennen, daß er mit wenig Worten viel zu sagen weiß, eine Kunst, welche in unsern Tagen nicht allzu häufig genannt werden kann. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 71. — 12. März 1846.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

9. Weserlieder, von Ludwig Heinrich Meyer. Hanover, Hahn. 1844. Gr. 8. 12½ Ngr.

Da Hr. Meyer das Dampfschiff, in welchem er den von ihm besungenen Strom beschiffen will, also anredet:

> Mein Schifflein, nun eile! Juchhe! Juchhe!
> Du sollst uns tragen bis an die See,
> Die reizenden Ufer der Weser entlang,
> Bei lustigem Scherz, bei frohem Gesang.
> Frisch auf zur fröhlichen Fahrt!
>
> Du sollst uns zeigen die Städte schön,
> Die ragenden Felsen, die Bergeshöh'n,
> Die Schlösser, die Dörfchen im grünen Thal,
> Die stattlichen Burgen im Sonnenstrahl.
> Frisch auf zur fröhlichen Fahrt!

so müssen wir sein Buch schon mit zur epischen Kategorie ziehen. An Patriotismus fehlt es ihm keineswegs, auch nicht an Lust und Willen, jede historische Bagatelle oder Sage am Wesergestade aufzuspüren; wol aber fehlt es an dem poetischen Hauche, der die historische Wahrheit zur Dichtung macht, und zuweilen haucht uns aus Romanze und Sage eine eiseskalte Prosastelle an. Am besten gefällt uns der hamelnsche Rattenfänger (S. 41). So viel steht aber fest, daß Hr. Meyer bei den Bewohnern des Gestades der Weser viel mehr Beifall finden und frischere Lorbern ernten wird als bei den Städten an der Pleiße und Spree. Jene haben ja doch nun einmal eine große Vorliebe für heimatliches Wasser.

10. Karthäusernelken. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Von Johann N. Vogl. Wien, Strauß' Witwe u. Sommer. 1845.

Nach dem vorhin Erwähnten können wir auch dieses neueste Opus des wackern wiener Dichters hier nur kurz besprechen. Was zunächst das Materielle des Buchs anlangt, so weicht es von der gewöhnlichen äußern Form etwas ab; denn es ist mit großen gothischen Lettern und in großem Octavformat gedruckt. Hinsichtlich der Beurtheilung seines Inhalts aber beziehen wir uns auf das Schreiben des Hrn. Jakob Ruttenstock, eines Prälaten im Stifte zu Kloster-Neuburg, welches der Dichter den Legenden hat vordrucken lassen und welches lautet: „Bei Durchlesung Ihres Manuscripts fand ich die günstige Meinung, welche schon Ihre frühern poetischen Leistungen mir eingeflößt hatten, neuerdings bestätigt, und ich kann nicht umhin, per transennam zu bemerken, daß ich den würzigen Duft Ihrer «Karthäusernelken» in vollen Zügen einathmete. Nachdem die kirchlich-alterthümliche Sage in poetischer Hülle, wie sie von Goethe, A. W. Schlegel u. A. bearbeitet wurde, in unsern Zeiten immer seltener wird, so ist Ihr diesem beinahe verwahrlosten Fache zugewandtes poetisches Streben aller Anerkennung würdig, und um so erfreulicher, als es Ihnen gelang, nicht nur aus der Masse zahlreicher Legenden lehrreiche und erhebende Sagen auszusondern, sondern auch diese in einfache, schlichte und dabei doch poetische Sprache religiöser Gemüthlichkeit zu kleiden" u. s. w. Es genüge hier die Versicherung, daß der kritische Prälat recht hat, und daß auch die Veröffentlichung dieses belobenden Schreibens dem Dichter nicht als Eitelkeit und Sucht zu glänzen ausgelegt werden könne. Das versificirte Vorwort spricht sich bescheiden genug über die „Karthäusernelken" aus. Einige Nummern sind kleine Meisterstücke in diesem Genre.

11. Licht und Leben in Stillnau. Ein Erntefestlied von Johannes Friedrich. Erlangen, Bläsing. 1845. 16. 20 Ngr.

Das Büchlein, obwol minder gustos im Äußern sich dem Publicum darstellend, erinnert seinem materiellen Inhalte nach an den oben besprochenen „Feierabend eines Greises" von Kirsch, und wenn, wie wir dort bemerkten, der Kirsch'sche Pfarrer dem Pastor von Grünau gar nicht ähnlich sieht, so ist der Pfarrer von Stillnau von dem denkgläubigen, liberalen Voß'schen Pastor vollends himmelweit unterschieden. Stillnau ist nämlich ein Dorf, wirklich bewohnt von den „Stillen im Lande", und der Geist der strengsten Orthodoxie durchweht das ganze kleine Epos, an dessen Licht und Leben sich die Stillen und Auserwählten im Reiche Gottes zweifelsohne erquicken werden. Der Sprache wird nur einmal Gewalt angethan, wo wir (S. 82) leset statt liest finden; die Bilder, wo sie mit bescheidenen Farben etwa auftreten, sind nicht ohne Leben; es redet durch alle sechs in Hexametern abgefaßte Gesänge die Sprache der Heiligen Schrift, und die Naturanschauung ist überall die biblisch-christliche. Der Verf., welcher aller Wahrscheinlichkeit nach seinen wahren Namen nicht genannt hat, und durch den auf dem Titelblatte angegebenen vielleicht nur den Geist des Werks und seinen eigenen Charakter bezeichnen wollte, schildert einen Erntefesttag in Stillnaus frommer Gemeine, deren geistlicher Hirt seinen wohlthuenden und belebenden Einfluß nicht blos auf die Mitglieder derselben, sondern auch auf den gräflichen Gutsherrn des Orts verbreitet. Gern lassen wir uns von diesem wahrhaft evangelischen Geistlichen und seiner liebenswürdigen Familie auf die Ernteflur von Steinfeld führen, machen die Bekanntschaft des zwar noch in manchen Religionszweifeln befangenen, aber nach Licht und Wahrheit eifrig ringenden jungen Pfarramtsgehülfen von Rechstein, und treten mit der Pfarrerfamilie auf dem gräflichen Schlosse ab, wo derselbe fromme Geist wie im Pfarrhause zu Stillnau athmet, redet und seinen Frieden ausgießt. Nun hat dieses Idyll noch eine Eigenthümlichkeit, durch welche es sich vor allen andern derartigen Producten neuer und älterer Epik wesentlich unterscheidet. Nicht die Liebe und Ehe ist es nämlich hier, worauf am Ende Alles hinausläuft, sondern der Arbeit Ziel und Spitze ist — eine christliche Mission in die Heidenwelt! Es hat zwar den Anschein, als ob des frommen Grafen frommer Sohn sich mit zarter Empfindung zu Theodulia, der lieblichen Pfarrers-

tochter, nige; aber der Jüngling unterdrückt dieses Gefühl, vielleicht es als Giftpflanze einer sinnlichen Leidenschaft betrachtend. Dagegen ist es ein neunzigjähriger überaus frommer Greis zu Stillnau, welcher Konrad, einen wackern Jüngling, dahin stimmt, die Segnungen des Christenthums in die heidnischen Länder jenseit des Weltmeers zu tragen, und so schließt das Büchlein mit einem kleinen Missionsfeste. Ist das nicht eigenthümlich und ungewöhnlich? O, mit welchem Eisenhammer der Kritik würde Johann Heinrich Voß, wenn er noch lebte, auf den gottseligen Pfarrer von Stillnau und seine Umgebung losschlagen!

12. Das Lutherbuch. Ein Liederkranz, dem deutschen Glaubenshelden gewunden von Ludwig Bender. Siegen, Friedrich. 1845. 8. 1 Thlr.

Die Blüten dieses Liederkranzes, von welchem wir erst das eine Halbrund vor uns liegen sehen, sind weder auf mark- und saftlosen Stengeln gewachsen, noch entbehren sie der Farbe und des Dufts, und die Vermuthung, die wir anfänglich nährten, das ganze Unternehmen sei auf eine temporaire Richtung und Neigung des Publicums gegründet, hat sich uns bei der Lecture als ungegründet und als böser Argwohn dargethan. Denn der uns unbekannte Verf. scheint wirklich durch des großen Reformators Verdienste und Sinnesart von einer edeln, sich stets gleichbleibenden Begeisterung durchdrungen zu sein. Er sieht in dem Helden einen Meistersänger, von welchem die deutsche Poesie eine neue Ära datirt, in dessen Bibelübersetzung der majestätische Strom des Kirchenliedes seinen Quell hat, der unsere Sprache neu bildete und verjüngte, und dem eben deshalb die Muse zu unauslöschlichem Danke verpflichtet ist. In den nachstehenden Liedern will er ihr etwas von unserer Schuld abtragen. Die Lieder selbst schildern Luther nicht als einen mythischen, sondern historischen Helden; sie stellen nicht vage Phantasiegebilde und Ideale auf, sondern fassen, in Kalliope's Dienste getreten, die Wirklichkeit in einen poetischen Rahmen, wo jeder Charakterzug des Mannes in einem historischen Factum sich darstellend heraustritt. Er läßt das Ganze in fünf Bilder mit folgenden Überschriften zerfallen: „Die Zurüstung", mit zwölf Nummern, die uns bis zu seiner Opposition gegen Tetzel führen; „Der Kampf", wo wir bis gen Worms mit ihm fahren; „Der Sieg", dessen letzte Nummer der Bauernkrieg; „Der Triumph" und „Der Feierabend", der mit dem Tode des Helden das Werk schließt. Die vor uns liegenden 28 Nummern erscheinen als ein Cyklus von Bildern, jegliches in eigenthümlicher Färbung und Form, die uns ein vollständiges Bild Luther's geben sollen. Was nun die Form anlangt, so hat er weder den antiken Hexameter, noch den allerdings wenig beweglichen Nibelungenvers, noch auch die südliche Stanze durchgehend gewählt, sondern er bewegt sich, weil Luther's Leben so mannichfache, abwechselnde Situationen bietet, stets in unsern neuern romantischen Formen mit Rhythmus und Reim, und wir meinen, die Wahl sei nicht übel. Genug, daß wir selten auf eine rhythmische, ohrbeleidigende Härte stoßen, und daß nirgend gegen die Kürze, welche die eigensinnige Kalliope nun einmal vorschreibt, gesündigt ist.

13. Der Eidschwur im Rütli, oder wie es einst war im Schweizerlande. Poetisch geschildert von einem Freunde des Vaterlandes. Schaffhausen, Brodtmann. 1845. 8. 10 Ngr.

Patriotisch, gesinnungsvoll, gemäßigter politischer Ansicht und fromm ist dieser Freund seines helvetischen Vaterlandes, aber ein Poet ist er nicht, und am wenigsten ist ihm Kalliope mit ihren eigensinnigen Foderungen gewogen. Aber auch Polyhymnia lächelt ihm nicht. Nicht genug, daß er mit Rhythmus und Reim nicht recht fertig werden kann, es tauchen auch hier und dort die mattesten Prosastellen auf, die Diction laborirt an einem hektischen Husten, und eine gewisse Unbehülflichkeit in der Bildung der Formen kommt besonders im Anfang des Liedes zum Vorschein. Er will die denkwürdige, dem Schweizervolke unvergeßliche Nacht im Rütli schildern, wo Stauffacher, Fürst und Melchthal nebst 30 Mitverbündeten den Bundeseid zur Befreiung des Vaterlandes von der Zwingherrschaft östreichischer Vögte schwuren: ein trefflicher epischer Stoff, der bei zweckmäßiger Bearbeitung gewiß nicht ohne Effect bliebe; aber die drei Männer und ihre Bundesbrüder gehören, wie sie hier geschildert sind, keineswegs zu jenen markigen, großartigen Heldengestalten, die uns für sich einnehmen, und die Reden, die sie hier führen, sind nur Geschwätz und ein vages Hin- und Herreden, das den Leser nicht selten gähnen macht. Die epische Form oder der Strom der erzählenden Rede wendet sich, mit Ausnahme von ein paar Nummern, zum Dramatischen, aber auch darin ist keine Gewandtheit und Alles ist zu einer widerlichen Breite ausgesponnen. Ein national-idyllisches Moment ist allenfalls in „Nächtliches Gespräch der Landleute" (S. 80). Das Erträglichste und Lesbarste im ganzen Buche ist der Schluß, wo der Verf., ins Didaktische übergehend, seine exaltirten Landsleute der Gegenwart über Freiheit, Gleichheit und Staatsverfassung vom Standpunkte der Ethik und des Christenthums aus belehrt. Hier ist mehr als eine Wahrheit über diese in unsern Tagen so viel beregten Gegenstände ausgesprochen; dessenungeachtet müssen wir es uns versagen, auch aus diesem Schlusse des Büchleins den Lesern eine Probe zu eigener Beurtheilung vorzulegen.

14. Deutschlands Freiheitskämpfe von W. R. Stehling. Drittes Buch: Andreas Hofer 1809. Ein Heldenlied von W. R. St. Düsseldorf, Stahl. 1845. 8. 15 Ngr.

Den heldenkühnen, biderben Sandwirth, welcher im Kampfe gegen den Mannpart (so nannten die Tiroler den Kaiser Napoleon) zum Märtyrer ward, kann man hier schon recht lieb gewinnen. S. 9 wird uns sein Bild gezeichnet:

Wol größer noch um Hauptes Länge
Ist er als einer in der Menge.
Und Alles schweigt und sieht ihn an.
Der Held ist einfach angethan:
Hat Lederhosen, schwarz und kurz,
Hat Strümpf und Brustlatz purpurroth;
— Das ist sein Weg, der durch viel Blut
Am Ende führt zum eig'nen Tod! —
Der Rock ist hellgrün, schwarz der Hut,
Und ober'm bunten Gürtel ruht
St.-Georg's Bild in Glück und Noth;
Sein Bart wallt auf die breite Brust;
Sein Blick ist fromm, doch voller Lust;
Und wie er rings um sich geschaut,
Anhebt er seine Rede laut:
„Gott grüß euch, Männer von Passeyern! —
Seid ihr Tiroler oder Baiern? —
Tiroler hießen eure Väter,
Und ihr dürft also nicht mehr heißen?
Weil Schloß Tirol sie niederreißen? —
Ihr Männer von Tirol seid frei?
Wenn ihr ein hölzern Bild gemacht,
Könnt ihr's nach Wien zu Markte tragen?
Von dreien Ähren gebt ihr zwei? —
Eur' Sohn soll gegen Östreich schlagen? —
Auf Männer denn zur Rettungsschlacht!
Zerreißt die Feind', so lang' sie fleh'n!
Doch Gnade denen, die d'rum fleh'n! —
Wir schwören unser Gut und Leben
Für uns're Freiheit hinzugeben,
Für Gott, Tirol und Kaiser Franz!"
„Wir schwören!" ruft der weite Kranz
Der Männer mit entblößtem Haupt,
Und legen auf die Fahn' die Hand,
Die Andern heben sie empor;
Ein einiger, ein heil'ger Chor
Der Retter in Tirolerland!

„Nun auf nach Störzing!“ ruft Andre,
Winkt mit der Hand gen Saufen's Höh',
Und wie die Trommel und Schwögel (Pfeife) schallt,
Das Heer laut jauchzend von dannen wallt.

Doch Hofer wendet sich zurück
Noch einmal mit dem frommen Blick
Und grüßt sein Weib; die sank aufs Knie
Dort oben auf der Galerie;
Sie weint, indeß die Kinder all
Sich ob der Pfeifen hellem Schall
Und ob der vielen Männer freu'n,
Und um die Mutter jubelnd schrei'n.

In diesen kurzgemessenen, jambischen Versen tritt hoffentlich dem Leser Form und Geist entgegen, in welchen dieses Heldenlied treugeschichtlich in 29 Nummern auf 96 Seiten gesungen ist. Wir meinen, der Verf. verdiene Aufmunterung; doch würde er vermuthlich auch ohne unser gnädiges, kritisches Perge fortfahren, sich in der modernen Epopöe zu versuchen; denn, wie schon der Titel anzeigt, ist gegenwärtiges Heldenlied nur erst der dritte Theil eines größern, noch unvollendeten Werks, welches die deutschen Freiheitskämpfe besingen soll. Als ein in sich abgeschlossenes Ganze läßt er den Andreas Hofer als Probe vorangehen, um vorläufig nach Urtheilen aus der kritischen Welt hier und dorthin zu horchen. Von ganzer Seele wünschen wir, daß ihm aus den Recensionsanstalten aller vier Himmelsgegenden unsers deutschen Vaterlandes ein gleiches Perge wie aus diesen Blättern zugerufen werde. Späterhin, wenn erst mehr vorliegt, kommen wir wol auf den wahrscheinlich noch jungen Verf. zurück.

15. Das Nahethal in Liedern von Gustav Pfarrius. Zweite Auflage. Bonn, Habicht. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein ganz nutzloses Geschäft, ein Buch zu recensiren, über dessen Werth oder Unwerth sich des Publicums Stimme ausgesprochen. Es liegt nämlich hier die zweite, mit topographisch-historischen Nachweisungen für die Besucher des Nahethals, mit acht Stahlstichen und einer Karte vermehrte Auflage vor uns. Wäre kein Verlangen nach dem niedlichen Büchlein, über dessen erste Auflage wir uns in Nr. 65 d. Bl. f. 1839 kurz ausgesprochen haben, gewesen, so hätte es nicht zum zweiten Male gedruckt werden können. Von größerm ästhetischen Werthe ist unstreitig die folgende hier anzuzeigende Schrift:

16. Sonnenberg. Kunden und Sagen. Ein Gedenkbuch der Ruine, von C. Draxler-Manfred. Siegen, Friedrich. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon das Äußere des mit feinem Titelkupfer und Titelvignette verzierten Buchs besticht das Auge, der Name seines rühmlich bekannten und auch in d. Bl. bereits oft erwähnten Verf. hat einen guten Klang, und das günstige Vorurtheil, mit welchem man diese „Kunden und Sagen“ von der romantischen Ruine Sonnenberg, in der Nähe von Wiesbaden gelegen, zur Hand nimmt, wird keineswegs getäuscht. Freilich werden diese „Kunden und Sagen“ an Ort und Stelle beiweitem mehr Interesse erwecken als bei uns Ober- und Niedersachsen; auch ist es nicht zu leugnen, daß der Mehrzahl dieser Sagen jenes frische Colorit fehlt, welches ihnen sonst die Volksphantasie anhaucht, aber der Geist und die Gewandtheit des Dichters weiß diese kleinen Übelstände so in Schatten zu stellen, daß sie von den Wenigsten bemerkt werden. Auch wird das Buch um seines Verf. selbst willen nicht blos eine freundliche Aufnahme finden, sondern es wird gewiß auch von manchem Badegaste als ein Auskunfts- und Gedenkbuch an das reizende Wiesbaden gekauft und mit zur Heimat genommen werden, da es jeden Toilettentisch ziert und in jedem Damenthee gern gelesen werden wird. Einen noch ungetheiltern Beifall wird aber im letzgenannten Kreise und anderswo finden

16. Romancero. Von Betty Paoli. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die subjectiv-lyrische Betty Paoli, die mit der Annahme eines südeuropäischen Namens auch ein südlich-glühendes Naturel angenommen und das deutsch-schlesische Geblüt verleugnet zu haben scheint, haben wir bereits in Nr. 304 d. Bl. f. 1842 mit einigen Federstrichen zu skizziren uns bestrebt; hier tritt nun die objectiv-epische Betty vor uns auf. Ob auf ein ihr günstiges Terrain? Wir werden sehen. Der „Romancero“ bringt fünf Nummern. Die erste hat die Überschrift „Stabat mater“. Die Dichterin baut hier ein Schaffot auf, an dessen Fuß ein junges Weib, wie sie mit ihrem Kinde vom Blute des hingerichteten Gatten sich bespritzt sieht, einen Schmerzenslaut ausstößt:

So mochte an des Welterlösers Krippe
Der Gruß ertönen von der Hirten Lippe,
So mochten fromme Seraphscharen weinen,
Als sühnend litt der Reinste von den Reinen.

Dieser Ton dringt in die Seele Pergolese's und entflammt ihn zur Composition jenes herrlichen bekannten „Stabat mater“, womit der junge Tondichter sein irdisches Tagewerk erst würdig vollbracht zu haben glaubt, und mit dessen Vollendung er selbst aus dem Leben scheidet. Die Erzählung dieses an sich einfachen Ereignisses kleidet die Dichterin so geschickt in Reflexion und Schilderung, daß man kaum bemerkt, wie sie Polyhymnia's Gebiet verlassen und sich in Kalliope's Dienste begeben habe. Diesem ersten Stück möchten wir den Preis zuerkennen. In Nummer zwei: „Maria Pellico“, tritt uns die ganze Betty Paoli in ihrer elegisch-lyrischen Stimmung aus dem Jahre 1841 und mit dem ganzen überschwenglichen Reichthum ihrer eigenen schmerzlich-süßen Empfindung entgegen, und wird somit, wol ohne es zu wissen und zu wollen, der ernstern Kalliope untreu. Sie stattet nämlich Maria Pellico, die in schwesterlichem Mitgefühl vergehend vor dem Kerkergitter ihres Bruders Silvio ihren Schmerz in melancholischer Betrachtung und Klage aushaucht, und diesem Schmerz Freiheit, Bräutigam und Leben zum Opfer bringt, mit dem reichen Schatze subjectiver Empfindung aus, und gibt sich jenem Zuge der Seele in süßer Berauschung hin, der sie zuerst in den heiligen Lorberhain führte. Ein gelungenes, anziehendes Bild. Nummer drei: „Ein Todtenopfer“ (Cosenza). Wir theilen eine Stelle daraus zur Probe mit. Nachdem sie erzählt, wie ein Schiff mit atheniensischen Jünglingen nach Kretas fluchbeladener Küste, wo der Minotaurus ihrer harrte, gesegelt sei, fährt sie (S. 106) also fort:

Das ist vorbei. — So manch' Jahrtausend schwand,
Doch sieht die Sonne stets Dasselbe wieder.
Und wieder stößt ein Schiff vom griech'schen Strand,
Vom Hauch gewiegt der süßen Meereslieder.
In Südenklarheit strahlt des Himmels Blau,
Es schwellt der frische Morgenwind die Segel,
Zum Bugspriet schäumt die Flut und Seegevögel
Umflattert scheu des Mastes schlanken Bau.
Die Anker lichten sich, gehorsam theilt
Die Woge sich, aufseufzend tief und bange.
Ein letzter Gruß: Das Fahrzeug schwebt und eilt
Dem fernen Westen zu, dem Untergange.
Ja wol: dem Untergang! Ihm sind geweiht,
Die träumend jetzt den feuchten Pfad beschiffen,
Es harret ihrer bei Cosenzas Riffen
Der grimme Minotaurus uns'rer Zeit.
Ihm g'nügen die gemeinen Opfer nicht!
Er streckt die mordgewohn'ten Tigerkrallen
Nach Jenen nur, in deren Seele Licht,
Ein Strahl von oben zündend ist gefallen.
Nur Jene, die bereit zum heil'gen Strauß,
Trifft seines Grolles unversöhnlich Hadern,
Und mit dem edeln Quell aus ihren Adern
Löscht er das kaum entflammte Hoffen aus.

Was so geschah's. Ihr starbt, wie ihr gelebt.
O daß den Henkern solcher Tod nicht werde! u. s. w.

Wir sehen hieraus einmal, wie auch die Zeit mit ihren Erscheinungen und Bestrebungen das Gemüth der Dichterin berühre, und dann, daß sie wirklich subjectiv sein kann. Den Beschluß machen zwei Klostersagen oder Legenden: „Die Beichte des Mönchs" und „Fiamma". Die phantastische Romantik, wie sie in mittelalterlicher Farbe in dem erstgenannten Stücke athmet, ist nicht allein schon allzu oft dagewesen, sondern es scheint auch, als ob die geist- und gemüthreiche Dichterin nicht im Stande sei, die Kühlheit und Ruhe zu bewahren, welche die Behandlung eines Legendenstoffs heischt. Diese „Beichte" ist so outrirt und die Farben sind hier und da so stark aufgetragen, daß das Ganze keinen befriedigenden Eindruck machen kann. Mehr befriedigt „Fiamma", eine echte Legende, in südlicher Volkspoesie empfangen, und vielleicht hier nur ein wenig zu weit ausgesponnen. Die Ausstattung des Werks von Seiten des Verlegers ist seinem ästhetischen Werthe vollkommen angemessen, Bettina v. Arnim aber ist es als Ausdruck freudiger Bewunderung für ihren Genius dedicirt.

18. Gustav Adolf's Heldentod für die Freiheit der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein historisches Gedicht in vier Gesängen, von G. Friederich. Dritte neubearbeitete Auflage. Mit Kupfern. Frankfurt a. M., Oehler. 1845. 8. 1 Thlr.

Hätte sich nicht eine lächerliche Vereinswuth Deutschlands bemächtigt, vorliegendes Gedicht, über dessen Erscheinung wir uns schon in Nr. 203 d. Bl. f. 1833 des Breitern ausgesprochen haben, würde schwerlich zum dritten Male aufgelegt worden sein. Wir können das früher gefällte Urtheil nicht widerrufen. Die Beziehungen auf Modernes zeugen von Veränderungen in dieser neuen Auflage, vielleicht S. 109, 114, jedenfalls S. 158 (König Oskar). Wie kommt aber Luther in die Walhalla? (S. 159.) Ganz neu hinzugekommen ist der vierte Gesang; aber, obwol hier Vieles poetisch aufgefaßt wurde, so ist er doch nicht befriedigend. Wie unpassend ist die Verklärung Clemens' XIV.! Die historischen Erklärungen scheinen für sehr unkundige Leser berechnet. Unrichtig aber ist es, daß der Schwedenstein bei Lützen durch ein neues Denkmal ersetzt sei; der Stein liegt, vom Denkmal überbaut, noch da. Doch genug des Mäkelns und Krittelns! Das Publicum hat ganz anders über das Werk geurtheilt als wir; dessenungeachtet aber gestehen wir, daß Hr. Friederich ein beiweitem besserer Theolog und Homilet ist als epischer Dichter!

19. Ottilia, die Bergmannsbraut. Ein poetisches Gemälde aus der Zeit des Mittelalters, von C. Schreiber. Eisleben, Reichardt. 1845. 8. 10 Ngr.

Ein Freund, der dieses Werkchen durchflogen, brach den Stab über dasselbe mit den Worten: „Eine wenig ansprechende Sage, behandelt in schülerhafter Weise, ordinair ebenso in Erfindung, Versbau und Sprache wie in Druck und Papier." Ref. kann dem also scharf aburtelnden Freunde nicht ganz beistimmen. Beurtheilen wir freilich das Werkchen vom Standpunkt der Ansprüche aus, welche unsere Zeit an derartige Kunstproducte macht, so mag er recht haben; aber das dürfen wir hier nicht; das kleine Gemälde, trotz all seiner ordinairen Reime und seines gänzlichen Mangels an Idealisirung des Stoffs, hat eine große Popularität und Verständlichkeit, und da es auf einen Kreis von Lesern berechnet ist, die eine vollendete Kunstform weder beanspruchen noch beurtheilen können, die Sage selbst auch in ihrer Einfalt und Natürlichkeit ein poetisches Moment und vor allen einen gewissen Localwerth hat, so wollen wir dem Schriftchen immer sein kurzes Dasein hienieden gönnen, und uns freuen, wenn die Bergknappen des Thüringerwaldes sich für den civilen Preis von zehn Neugroschen hier baß ergötzen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Chesterfield.

Lord Chesterfield denken wir uns gewöhnlich als das Muster eines Weltmannes, glatt, kalt und egoistisch, geistreich und boshaft, ausgestattet mit aller Grazie der äußern Erscheinung, innerlich aber hohl und leer. Noch neuerlich entwarf Dickens, der freilich mit seiner hausbackenen Sentimentalität und spießbürgerlichen Beschränktheit am wenigsten geeignet zu sein scheint, staats- und weltmännische Vorzüge zu würdigen, in seinem Sir Chester im „Barnaby Rudge" ein solches Bild von ihm. Jetzt hat Lord Mahon, der Verf. einer guten Geschichte Englands vom Utrechter Frieden an, den Briefwechsel seiner berühmten Verwandten (Beide gehören der Familie Stanhope an) neu herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen, die uns genügendes Material zur gerechten Würdigung eines Mannes an die Hand gibt, der als Mensch, Schriftsteller und Staatsmann gleiche Ansprüche auf unsere Beachtung hat. Chesterfield's Ruf als Schriftsteller ruht vorzugsweise auf seinen Briefen über Erziehen an seinen unehelichen Sohn, aus dem der Vater ein Muster von Gelehrtheit, Beredtsamkeit und weltmännischer Bildung machen wollte, dessen natürliche Anlagen aber keineswegs einer solchen Rolle entsprachen. Was Johnson nicht ohne Einfluß persönlicher Rancune von diesen Briefen sagt, sie lehrten die Moral eines Freudenmädchens und die Manieren eines Tanzmeisters, ist allzu willig von der Masse der Urtheilslosen als Orakelspruch hingenommen worden. Der Vorwurf, mit Bewußtsein Immoralität zu lehren, kann sie nur treffen, wenn man die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit ganz und gar aus den Augen verliert. Eine Liaison mit einer verheiratheten Dame, womit Chesterfield seinem Sohne seinen Eintritt in die Welt zu beginnen anräth, hatte bei den laxen Sitten der damaligen pariser Gesellschaft durchaus nichts Auffälliges und galt nicht für unsittlich. Über andere Punkte der Moral kann der musterhafteste Vater kaum eindringlicher sprechen als es Lord Chesterfield thut. Ein zweiter Vorwurf ist der, daß der Briefsteller zu großes Gewicht auf äußerliche Politur lege. Diesem begegnet Lord Mahon durch die bekannte Thatsache, daß Philipp Stanhope (der Sohn) eher allzu eifrig in der Erwerbung von Kenntnissen war, er also in dieser Hinsicht keines Sporns bedurfte, sein Äußeres dagegen über alle Gebühr vernachlässigte. Im Bewußtsein dieses Mangels mag Lord Chesterfield die Erwerbung gesellschaftlicher Anmuth und äußerer Politur angelegentlicher empfohlen haben als ihm eigentlich ums Herz war. Deswegen ist man noch nicht zu dem Vorwurfe berechtigt, er habe diese Vorzüge ungebührlich überschätzt. Eher ließe sich einwenden, daß er der Erziehung überhaupt die Macht zuschreibt, die Richtung eines Charakters im Widerspruch mit der natürlichen Begabung desselben zu bestimmen. Aber neben diesen Mängeln sind die Briefe überreich an Bemerkungen und Rathschlägen voll feiner Welt- und Menschenkenntniß, an Stellen, über die Larochefoucauld nachdenken, und die Labruyère beneiden würde. Allerdings können nur Personen von gereiftem Urtheil die Vorzüge dieser Briefe vollkommen würdigen, während sie durchaus nicht geeignet sind, der Jugend selbst in die Hand gegeben zu werden. Wol aber sind sie einem Vater zu empfehlen, der seinen Sohn für das öffentliche Leben erziehen will. Neben der Feststellung der Verdienste Chesterfield's als Schriftsteller beschäftigt sich die Biographie noch weitläufig mit seiner politischen Laufbahn, und schildert uns ihn als einflußreichen Redner des Oberhauses, als Gesandten in Holland, als Minister und als Vicekönig von Irland, wo seine aufgeklärten und der damaligen und zum Theil selbst der jetzigen Zeit weit vorangeschrittenen Regierungsprincipien noch heute in dankbarer Verehrung sind. Lord Chesterfield starb am 24. März 1773, 79 Jahre alt. Langjährige Taubheit hatte ihm geboten, von der politischen Bühne abzutreten und ihm Muße zu literarischen Arbeiten gegeben, denen er mit Eifer oblag. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 72. —— 13. März 1846.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

20. Die Bekehrung der Preußen durch Hermann von Salza. Gedicht in zehn Gesängen von Karl Hentschel. Mit dem Bildnisse Hermann's. Sondershausen, Eupel. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Hr. Hentschel ist in Langensalza geboren, und weiht sein Buch theils den noch lebenden Nachkommen Hermann's, theils den Bürgern seiner Vaterstadt, die auch die Geburtsstadt des Helden ist,

> Der ruhmvoll, Salza, deinen Namen trägt,
> Ihn, seiner Zeit den weisesten der Geister,
> Des Papstes Liebling und des Kaisers Freund,
> Des deutschen Ordens hochberühmten Meister,
> Der Heldenmuth mit Edelsinn vereint.

Er tritt seinen Gang in das epische Gebiet an der Hand der Geschichte, der Mythe und der sagenhaften Legende an. Aber so befreundet und vertraut jeder Epiker mit diesen drei Führerinnen sein sollte, ist unser Sänger keineswegs. Dem das Schöne bildenden Geiste müssen wir zwar die Freiheit zugestehen, historische Facta zu idealisiren, und mögen ihm auch einen Anachronismus durchgehen lassen; so haben wir z. B. nichts dagegen, wenn Hr. Hentschel in einer Note (S. 126) sagt: „Man wird es dem Dichter verzeihen, wenn er sich nicht streng an chronologische Ordnung bindet"; aber wir meinen doch, unser Epiker gestatte sich allzu viel Licenz in dieser Hinsicht. So muß dem geschichtskundigen Leser schon alles Interesse an diesem Heldenliede schwinden, weil er weiß, daß Hermann von Salza schon vor der Eroberung Romoves gestorben, ja daß er nie persönlich in Preußen gewesen sei; wenigstens Voigt, unsers Sängers historische Hauptautorität, erwähnt kein Wort davon. Richten wir den Blick auf das mythische Moment des Werks, so gebraucht der Verf. zwar den altbekannten epischen Hebel, indem er höhere, unsichtbare Mächte ins Spiel zieht und uns die altpreußische Götterwelt rathend und handelnd vor Augen stellt; aber diese Götter sind wahrlich keine Homerischen, erhabenen Gestaltungen, sondern werden hier und da bis ins Fratzenhafte verzerrt, und gewinnen uns noch weniger durch ihre Gespräche. Welch ein klägliches Zwiegespräch z. B. auf S. 156 fg. zwischen dem Donnerer Percunos, der sich ein schwaches Kind nennt, und seinem göttlichen Collegen Potoll, der es nicht an Rodomontaden fehlen läßt, indem er ausruft:

> Wie durch den Forst im Sturme rast das Feuer,
> Und Baum um Baum verzehrt durch seine Glut. —
> So will ich wüthen, will, ein Ungeheuer,
> Wollüstig ätzen mich am Christenblut.

Alle mythischen Personen, bis auf die Zauberin Pagezania, spielen von A bis Z eine klägliche Rolle. Hinsichtlich des sagenhaften, legendenartigen Moments kann man schon eher befriedigt werden. Der Verf. gesellt nämlich den heiligen Adalbert, den bekannten Apostel der Preußen, seinem Helden als Schutzgeist bei, und das wunderbare Zitherspiel desselben ist hier und da nicht ohne Effect. Wäre übrigens unser Sänger aus Langensalza nur ein Vierteljahr lang bei seinem berühmten Collegen aus Sorrento, dem Torquato Tasso, in die Schule gegangen, so würde sein ziemlich materiel gehaltenes Werk einen höhern, geistigern, poetischern Anflug bekommen haben; aber nicht allein Das, sondern er würde auch dasselbe mit anziehendern Episoden durchwebt haben als hier geschehen ist. Diesem allgemeinen Urtheile über das Buch könnten wir noch einige besondere Ausstellungen und Rügen anfügen, die dem Leser wenigstens beweisen würden, daß wir alle zehn Gesänge gelesen haben, indeß unterlassen wir es aus Rücksicht auf den beschränkten Raum. Die Reime sind theils ganz gewöhnlich, theils fehlerhaft, ja das Ganze hat den Anstrich einer gereimten Chronik. Wo so viel Schatten ist, müssen Strophen, wie S. 19:

> O Hoffnung, Hoffnung, deren Schmeichelworte
> Beruhigen das schmerzzerriss'ne Herz,
> Die du noch tröstend an des Todes Pforte
> Des Dulders Blicke leitest himmelwärts,
> O Schlummer, süßer Schlummer, der hienieden,
> Der Hoffnung gleich, die Sterblichen beglückt,
> Ihr gabt auf kurze Zeit dem Priester Frieden,
> Und habt zu schwerer Prüfung ihn erquickt.

Oder S. 93:

> O Vaterstadt, gedenke dieser Tage,
> Die, wie ein süßer Traum dir froh entschwebt,
> Dein eig'nes Kind rief sie hervor; ich frage:
> „Hast du wol Schön'res jemals noch erlebt?
> Dein Kind, Hochmeister von dem deutschen Orden,
> Dein Kind, durch Herz und Geist und Tapferkeit
> In aller Welt so hochberühmt geworden,
> Dein Kind, der Held, der Führer seiner Zeit!"

Oder die Beschreibung S. 143:

> Der Preuße sieht den Streich; ihm auszuweichen,
> Gelingt ihm durch gewandten Seitensprung,
> Und blitzschnell hebt er unter lautem Keuchen
> Die Keule zum gewalt'gen Todesschwung;
> Da scheut das Roß und sieh' des Ritters Glieder
> Sind unversehrt; die Keule streift den Fuß;
> Nun rasselt schnell der mächt'ge Flamberg wieder
> Dem Helden bringend blut'gen Todesgruß.

Oder S. 165:

> Soll sich des Dichters Geist in Formen zwängen?
> Nein! ist sein Herz nur rein, sein Sang nur wahr! —
> Des Dichters Gruß, gewebt aus leichten Klängen,
> Umsäus'le sanft des Vaterlands Altar;
> Der König ist der Priester am Altare,
> Nur segnend blickt er auf den Unterthan,
> Der König will das Gute, Schöne, Wahre; —
> Ihr Engel, ebnet seine Herrscherbahn!

Oder endlich S. 215:

Und Alles kniet und schweigt. Horch, Zitherklänge!
Und noch einmal läßt Adalbert sich seh'n,
Und noch einmal zu der erstaunten Menge
Ruft er, entschwebend in des Himmels Höh'n:
„Triumph! des Geistes Dunkel ist zerronnen:
Das Preußenvolk erkennt des Kreuzes Macht,
Auf ewig ist's dem Christenthum gewonnen,
Heil, Salza, dir, du hast's mit Gott vollbracht!"

als freundliche Lichtpunkte erscheinen.

21. Zuleika. Ein Seelengemälde in vier Schilderungen frei nach Byron's „Braut von Abydos" dargestellt von E. R. Harfenton. Stendal, Franzen und Grosse. 1845. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Wer des genialen Lords „Bride of Abydos" in der Originalsprache gelesen hat, der lese gegenwärtige Nachbildung derselben ja nicht. Der Nachbildner, der das sein Streben gut bezeichnende Pseudonym Harfenton angenommen, verzerrt nicht eben die Erzählung mit ihrer östlichen Scenerie und ihren echttürkischen Charakteren, aber er zerrt sie jämmerlich auseinander, und Ref. kann das Beginnen und Thun desselben mit nichts Anderm vergleichen als mit dem eines Mundkochs, der einer kräftigen Fleischbrühe so viel warmes Wasser zugießt, daß die Quantität sich zwar um ein Bedeutendes vermehrt, aber die gesunde Speise an Qualität unendlich verliert, wenn sich auch der primitive Geschmack den Zungenwärzchen noch fühlbar macht. Edel mag das hier gebrauchte Bild nicht sein, aber es ist gewiß bezeichnend. Das englische Original nimmt vielleicht zwei Druckbogen ein, hier müssen wir uns durch zehn Bogen mit Petitschrift durcharbeiten. Von Übersetzen kann die Rede nicht sein, obwol es hin und wieder scheint, einzelne Passus seien in der Muttersprache wiedergegeben. Was Byron andeutet, wird hier ins Breite gesponnen; was er nur ahnen läßt, ist hier weitläufig erklärt; was er mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, ist hier durch Conjectur oder klare Belehrung enthüllt und eben dadurch alles Reizes beraubt. Ja es scheint, als ob der Nachbildner es verschmäht habe, einzelne Geniusblitze des britischen Ursängers mit in sein Machwerk hinüberleuchten zu lassen; so, um nur ein Beispiel anzuführen, erinnert Pascha Giaffir, eine echte despotische Türkennatur, seinen ersten Haremswächter Harun, er hafte mit seinem Kopfe dafür, daß Zuleika (des alten Paschas einzige Tochter) nicht wieder mit Selim sich im Garten ergehe; „sonst", fügt er hinzu, „du siehst jenen Bogen, er hat eine Sehne" (If thus Zuleika oft takes wing, thou seest yon bow — it hath a string!). Diese schlagend lakonische materielle Drohung ist hier gar nicht wiedergegeben. In der dritten Schilderung ist vielleicht das Beste, was in epischer Hinsicht sich hier findet. Da wird der Harem und (S. 77) eine Odaliske beschrieben:

Verführerisch auf Elfenbeinesschimmer
Der Perlenzähne winkt der süße Kelch,
Deß' duft'gen Rand wie Sonnenthaus Geflimmer
Ein Lächeln engelgleich umspielt. O, welch
Ein Liebreiz schwimmt im Glanz der Wange,
Und schmeichelt rieselnd sich mit sanftem Drange
Tief in dein Herz hinein, bis sinnbethört
Die Seele ganz dem schönen Weib gehört.

Denn glühend Südlandsblut in raschen Schlägen
Durchwogt die hingegoss'ne Huldgestalt.
Die Marmorarme zitternd sich bewegen
Im Pulsesschlag; und zaubervoll umwallt
Wie sonn'ger Woge Schaum der Schwanen Flügel
Ein Silberflor des Busens Lilienhügel.
Der Glieder Füll' in üpp'gem Wellenschwung
Drängt auch das Felsenherz zur Huldigung.

Zuleika's Monologe (S. 90 fg.) wären schön, wenn man Lord Byron nicht kennte; aber sie sind zu langathmig, tautologisch und gedehnt, um sich in ihrer ursprünglichen Glut erhalten zu können, das erglühte Mädchen kann kein Ende mit ihren Jauchzen und Bangen der Liebe finden, und schwätzt und trippelt und seufzt in ihrer Zelle von S. 88—114!! Und dann ist sie noch nicht fertig! Wäre das Ganze die Erfindung des Verf., so würde sich natürlich die Kritik ganz anders darüber aussprechen, und sie könnte auch nichts dagegen haben, daß er sein Werk ein Seelengemälde nennt, oder daß er gesuchte Ausdrücke, Tautologien, allzu lange Perioden und einmal (S. 110) eine Reminiscenz aus Schiller's „Glocke" dem Geiste und der Form nach mit unterlaufen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Religionsproceß des Predigers Schulz zu Gielsdorf, genannt Zopfschulz, eines Lichtfreundes des 18. Jahrhunderts; actenmäßig dargestellt von Leopold Volkmar. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Prediger Schulz zu Gielsdorf, welcher im J. 1782 noch einen unmodischen Zopf trug, und mit solchem sogar, und nicht in einer „Perücke oder gekräuseltem Haare" auf der Kanzel zu erscheinen wagte, daher den Namen Zopfschulz davongetragen hat, wurde im J. 1791 wegen seines sittlichen Lebenswandels und seiner religiösen Überzeugungen in eine Untersuchung verwickelt. Die königliche Cabinetsordre vom 13. August 1791, welche sie anbefahl, sagte, daß von dem längst berüchtigten Prediger Schulz zu Gielsdorf so viele böse Dinge gehört würden, daß man unmöglich dazu stille schweigen könne. Diese bösen Dinge lassen sich nach dem Vernehmungs-Protokolle vom 23. August darauf zurückbringen, daß Schulz die Gottheit Christi nicht gelehrt habe, nichts über das Versöhnopfer Christi, über die Dreieinigkeit, Buße und Glauben, und überhaupt seiner Gemeinde nichts von kirchlichen Definitionen, sondern nur die christlichen Pflichten des Lebens vorgetragen habe. Erfolglos war solche Wirksamkeit nicht geblieben. Nach dem Zeugnisse des Magno v. Pfuel, Patrons des Schulz, hatte während der Amtsführung desselben zwischen dem Gutsherrn und den Unterthanen kein Rechtsstreit obgewaltet, in 20 Jahren war kein Verbrechen vorgefallen, sodaß der Justitiarius niemals Veranlassung gehabt hatte, einen Gerichtstag abzuhalten. Indessen das bekannte Religionsedict des Ministers Wöllner beabsichtigte den lutherisch-kirchlichen Glauben einzuschärfen, welchen Schulz freilich bei Seite setzen zu wollen schien. Eine fernere Cabinetsordre nahm daher Veranlassung, ausdrücklich auszusprechen, daß das Kammergericht, als urtheilende Behörde, besagtes Religionsedict nicht aus den Augen lassen solle, und so wol kein Bedenken tragen werde, auf die im Edicte festgesetzten Strafen zu erkennen. Der Vertheidiger des Schulz, Criminalrath Amelang, erklärte, daß diese Ordre der künftigen richterlichen Prüfung mit zu unterwerfen sei. „Sr. Majestät allerhöchste Person sind zu gerecht, als daß dieselben auch nur eine Äußerung wagen dürften, welche den Gesetzen nicht vollkommen entspräche, und mit selbigen überall bestehen könnte." Die Vertheidigungsschrift des Schulz selbst beschränkte sich darauf nachzuweisen, daß es sein alleiniger Zweck sei: „die wahre Lehre des Jesus von Nazareth unter der Last der irrigen Vorstellungen und Lehrsätze, womit sie in der Folge überladen und dadurch fast ganz erstickt worden ist, so viel an ihm liege, wieder hervorzuziehen und sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, als die schönste Unterweisung für Menschen zu ihrem gegenwärtigen und künftigen Glück, ihnen vor Augen zu stellen. Nicht die in der Bibel und in specie im Neuen Testamente erzählten Geschichtsbegebenheiten, sondern einzig und allein die wahre Lehre Jesu sei der eigentliche Grund des Christenthums." Die Sache kam demnächst zum Erkenntnisse des Kammergerichts. Hier ist die wesentlich bedeutende Stelle der vorliegenden Schrift wahrzunehmen, wie ein Gericht damaliger Zeit seine Stellung zu Fragen der Re-

ligion auffaßte. Denn Widerspruch gegen Dogmen und Cabinetsverfolgung sind in Kirche und Staat nie etwas Neues gewesen, und hier sind sie auch ohne allgemeine Folgen geblieben. Dann aber hat uns die historische Kritik von Strauß, die Philosophie von Feuerbach ganz andere Dinge über das Christenthum gesagt als jener Prediger nur zu ahnen fähig war. Das Kammergericht aber behandelte die Frage ganz so, als wenn ihm vorgelegen hätte zu entscheiden, ob z. B. Jemand eine durch ein Privilegium geschützte Fabrikation einer Waare in derselben Weise nachgebildet habe oder nicht. Es ist dazu ein technisches Gutachten Sachverständiger nöthig. Dieses erfoderte es vom Oberconsistorium in folgenden fünf Fragen: 1) Ob die Lehre Jesu sämmtliche Grundwahrheiten der christlichen Religion enthalte? und worin diese Grundwahrheiten bestehen? 2) Ob außer den Lehren Jesu noch Grundwahrheiten der Religion vorhanden? und worin diese bestehen? 3) Ob die Grundwahrheiten der lutherischen Confession mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion übereinstimmen? oder worin ihre Nichtübereinstimmung sich gründe? 4) Was es mit den sogenannten Glaubenswahrheiten für eine Bewandtniß habe? und ob sie die Grundwahrheiten der Religion überhaupt und der lutherischen Confession insbesondere ausmachen? 5) Ob der Prediger Schulz bei seinen Lehren, wie solche bei der Untersuchung ausgemittelt worden, von den Grundwahrheiten der christlichen Religion überhaupt? oder der lutherischen Confession abgewichen sei? Wir können in der That dem Könige nicht ganz unrecht geben, wenn er über diese Fragen an den Großkanzler v. Carmer schrieb: daß das Kammergericht sich sehr wunderlich aufführe, und allerlei unnütze Fragen an das Consistorium habe gelangen lassen. Dieses begutachtete übrigens: der ꝛc. Schulz sei nach dem Sinne des Religionsedicts kein lutherischer Prediger; der Oberconsistorialrath Teller in einem besondern Votum: daß er überhaupt wol ein lutherischer Prediger sein könne. Hierauf entschied das Kammergericht: daß der ꝛc. Schulz zwar für keinen protestantisch-lutherischen aber wol für einen christlichen Prediger und seine Gemeinden zwar für keine protestantisch-lutherischen, wol aber für christliche Gemeinden zu halten, und er hiernach als christlicher Prediger, und seine Gemeinden als christliche Gemeinden, sowie bisher geschehen ist, anzusehen und zu dulden. Mag man nun auch der Tendenz dieses Urtheils seine Beistimmung nicht versagen, so ist doch vom juristischen Standpunkte aus unstreitig, daß es über die Grenzen des Streits gegangen ist. Was die Gemeinden wären und ob sie geduldet werden müßten, war nicht im entferntesten Gegenstand der Untersuchung gewesen. Das Urtheil drang ihnen ein Prädicat auf, welches sie weder beansprucht, noch welches ihnen abgesprochen war. Dann aber ist mit dem Prädicate „christlich“ eine Gesellschaft nicht im mindesten bezeichnet, eine Person wol, wenn sie diese innere Eigenschaft, dieses Wesen hat. Eine Gesellschaft muß aber auch äußerlich eine christliche Form haben, eine Kirche sein. Dies kann sie nur durch Aufnahme und Gestaltung derjenigen Kirchenformen, die aus der Geschichte ein Recht entnehmen können. Ob dies Alles vorhanden, lag dem Kammergerichte aber nicht vor. Dann aber ist ein christlicher Prediger ebenso wenig etwas. Ein Prediger ist dies nur in Bezug auf eine bestimmte Kirchengesellschaft; ein christlicher Prediger heißt so viel als kein jüdischer oder mohammedanischer, was das Kammergericht ebenfalls nicht zu entscheiden hatte. Es ist augenscheinlich, daß es nicht wußte, was es mit dem Religionsedict anfangen sollte; darum hatte es die langjährige stillschweigende Duldung der Gemeinden hervorgehoben, damit diese dem Prediger selbst zur Stütze gereichte. Der König cassirte das Erkenntniß und setzte dafür: daß der ꝛc. Schulz für einen protestantisch-lutherischen Prediger nicht zu achten; solchennach dieses Amtes bei den lutherischen Kirchen zu Gielsdorf ꝛc. zu entsetzen. Dieses Rescript wurde durch das zweite Urtel des Appellationssenats des Kammergerichts zu einem Rechtsausspruche erhoben. Das Erkenntniß, lediglich auf das Religionsedict gestützt, konnte nicht anders ausfallen. Es ist hier nicht der Ort, die Anwendbarkeit jenes Edicts zu prüfen. Hiermit aber nahm die ganze Angelegenheit ein Ende. Wir erfahren nicht aus dem Buche, was mit Schulz weiter geworden und wie das Ende seines Lebens gewesen sei. Der Herausgeber schließt nur damit: es sei Pflicht weiter zu wirken an dem Werke Jenes mit männlicher Gesinnung. Wir möchten es aber für sehr schwer halten, nur zurückzukehren zu seinen einfachen Principien, und noch schwerer aus der deutschen Kirche der Geschichte eine heimlich-friedliche Dorfkirche zu machen.

F. Marquard.

Bibliographie.

Allgemeine deutsche Bibliothek. Neueste Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur. Die deutschen Classiker von Goethe bis auf unsere Zeit. 1stes bis 3tes Bändchen. Grimma, Verlagscomptoir. 16. à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Buchinger, Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafschaft und das Landgericht Dachau. Bis 1800. München, Franz. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Conrad und Adelgis. Ein Mährchen. Berlin. 1845. 16. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Curtmann, W., Die Räthsel des Lebens, ein Versuch. I. Jenseits. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 20 Ngr.

Gabriele von Belle-Isle oder die verhängnißvolle Wette. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach A. Dumas übertragen von L. Osten. Hamburg, Berendsohn. 1845. 12. 15 Ngr.

Henrici, Das Leben der Heiligen, ein Glaubensspiegel. Erweckungen für Geist und Leben. Mit Titelkupfer. Leipzig, Hartung. 1845. Kl. 8. 20 Ngr.

Moritz, A., März-Veilchen. Ein Kranz des Andenkens auf das Grab seiner Minna. Berlin, Wohlgemuth. 1845. 8. 10 Ngr.

Mühler, H. v., Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Narrhalla-Lieder mit Bildern und Singweisen. Mainz, Wirth. Gr. 16. 15 Ngr.

Ortlepp, E., Gesammelte Werke. 1ster und 2ter Band. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 1845. Gr. 16. à 18 Ngr.

— — Enriko und Blanka oder die Heirath aus Rache. Trauerspiel in fünf Acten. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 1845. Gr. 16. 9 Ngr.

Schellenberg-Biedermann, E., Ein Jahr aus Ursula's Leben. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 1845. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tournefort, J. v., Der Antichrist. Ein Gegenstück zu Eugen Sue's „Ewiger Jude“. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Aachen, Cremer. Gr. 12. 5 Ngr.

Walter, W., Der Anacharsis des 13. Jahrhunderts. Ein Sittengemälde der Vorzeit. Zwei Theile. Aachen, Cremer. 1845. 12. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ammann, F., Der Styl der römischen Curie und der fromme Betrug des heiligen Stuhls, historisch nachgewiesen an einem höchst merkwürdigen römischen Dokumente. 2te Auflage. Baden, Zehnder. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die religiöse Aufregung der Gegenwart, in besonderm Bezug auf die Symbolfrage. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 6 Ngr.

Baron, R., Zum confessionellen Frieden! Ein Neujahrsgruß an Katholiken und Protestanten. Breslau, Gosohorsky. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Baumgarten, Die Flug- oder fliegende Schrift des A. G. Friedr. Freih. v. Strachwitz, angeblich nur den katho-

lischen Priester Ronge vor dem lesenden Volke besprechend. Breslau, Schulz und Comp. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Offene Beantwortung der Frage des Hrn. P. Müller, ob die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August Bauchdiener? Von einem Freunde der Wahrheit. Berlin, Thome. Gr. 8. 2 Ngr.

Bemerkungen über Stahl's Sendschreiben gegen die Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Schultze. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Berneaud, Dr. K. G. Bretschneider's Reformationspredigt, angegriffen von Konst. Christ, vertheidigt von rc. Gotha, Müller. 1845. 8. 7½ Ngr.

Collmann, C. L., Ein Wort zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Heinr. Pestalozzi's und an dessen erstes Säcularfest, nebst einigen Aufsätzen über die Pestalozzi-Stiftung und zwei Actenstücken von J. Falk über die Erziehung verwahrloster Kinder. 2te veränderte und vermehrte Auflage. Kassel, Bohné. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Definitivum des Hrn. Sporschil in Betreff der Deutsch-Katholiken. Beleuchtet und zurückgewiesen von M. A. Leipzig. Einhorn. Kl. 8. 7½ Ngr.

Franke, F. A., Schattenriß eines großen Reformators oder Dr. Anton Theiner nach seiner Stellung in der Wissenschaft und im Leben gezeichnet. Glatz, Hirschberg. Lex.-8. 15 Ngr.

Freimund, A., Die historisch-politische Schule und Böhmer's geschichtliche Ansichten. Eine deutsche Kritik. Berlin, Schultze. 1845. 8. 10 Ngr.

Gabe der Liebe. Dem Herrn Sem.-Director Dr. F. A. W. Diesterweg dargebracht zum 3. Juli 1845. Von einem Nichtlehrer. 2te Auflage. Meurs, Dolle. Gr. 8. 2½ Ngr.

Giese, B. M., Bekenntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Beziehung auf Kämpfe's Beantwortung der Uhlich'schen Bekenntnisse. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 16 Ngr.

Glaubens-Bekenntniß der nach dem Protest vom 15. Mai 1845 zu Berlin sich bildenden christ-katholischen Gemeinde. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Günther, F., Der Gelegenheitsdichter. 2te Auflage. Erfurt, Hennings und Hopf. 1845. Qu. 8. 10 Ngr.

Harms, Einer wider Einen. Eine Erklärung. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 3¾ Ngr.

v. Holtzendorff-Vietmansdorf, Brief an den Landtags-Abgeordneten rc. Herrn v. Arnim auf Criewen bei Schwedt. Berlin, Springer. 1845. Gr. 8. 3½ Ngr.

Johannes, Welche Zeit ist's im Reiche Gottes? Grimma, Verlagscomptoir. 8. 7½ Ngr.

Jordan's Bewußtsein über seine Schuld oder Unschuld. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Julius, G., Bankwesen. Ein neues Gespenst in Deutschland. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Knönagel, E., Wider den Kornwucher. Leipzig, Hartmann. Kl. 8. 2½ Ngr.

Der Konflikt der waadtländischen Geistlichkeit mit ihren Staatsbehörden, und ihre Verhandlungen vom 11. und 12. November 1845, welche den massenhaften Rücktritt vom Amte zur Folge hatten. Aarau, Christen. Gr. 8. 10 Ngr.

Konrad, J. A., Die Idee Gottes aus dem Standpunkte der christlichen Offenbarungslehre dargestellt. Ein wissenschaftlicher Versuch. Baden, Höhr und Langbein. 1845. 8. 11 Ngr.

Lauter, Nationales Zeugniß von Christo und für Christum. Eine Predigt über die Frage: Wie dünkt euch um Christo? weß Sohn ist er? Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Lisco, G., Von dem Verhältniß der Geistlichen zu der Gemeinde. Antrittspredigt. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

Luther's Leben, Wirken und Sterben in zwölf Originalien geschildert von Melanchthon, Luther selbst, Justus Jonas und andern Augen- und Ohrenzeugen. Karlsruhe, Braun. 8. 7½ Ngr.

Mager, Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürger-Gymnasiums (Real- oder höhere Bürgerschule). Belle-Vue, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Mann, G. F., Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Gedicht. Weißensee, Großmann. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Märtyrerthum der Oberin Irena Macrina Mieczyslawska und ihrer Leidensgefährtinnen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorworte und dem Bildniß der Oberin Mieczyslawska. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 5 Ngr.

Oppel, C., Joh. Heinr. Pestalozzi's Leben, Wollen und Wirken. Frankfurt a. M., Keßler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Orth, C., Jakob und Esau. Drei Predigten nebst einem offenen Schreiben an Hrn. Prediger Kuntze. Berlin, Oehmigke. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Pätsch, H. F. W., Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Rede an gebildete Christen zum einfachen und richtigen Verständniß dieses auch in gegenwärtiger Zeit so oft gemißdeuteten und gemißbrauchten apostolischen Ausspruchs. Berlin, Amelang. 8. 3 Ngr.

Perez, Die Vorschläge des Oberconsistorialraths Dr. Snethlage und des Abtes Dr. Kupstein zur Vereinigung der evangelischen Kirche Deutschlands. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 5 Ngr.

Piper, G. O., Der Pfarrer Gustav Adolph Wislicenus, und die Bedeutung seiner Bekenntnisse und Erlebnisse für die Gesammtheit. Eine Zuschrift an die Protestanten. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Ringeltaube, E. F., Das Christenthum und der Zeitgeist, oder Beleuchtung einiger Zeitfragen auf dem Gebiete der Kirche mit den Worten der heiligen Schrift. Berlin, Wohlgemuth. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Rothe, R., Christus ist nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Heidelberg, Winter. 1845. 8. 5 Ngr.

Scholtz, T., Die Volksschule. Oldenburg, Schulze. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Schönwetter, P. J., Was sagt das Wort Gottes in Betreff des Lichtes, das unserer Kirche gegenwärtig noth thut? Predigt über 1. Mos. 1, 3, 4. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schubarth, F. M., Daß der evangelische Landmann in alltäglichen Erfahrungen seines Berufs ein sehr wirksames Schutzmittel habe gegen die Neuerungssucht auf dem Gebiete seines Glaubens und seiner Kirche. Ärntefestpredigt. Grimma, Gebhardt. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Schütz, W. v., Protestantischer Jesuitenhaß und katholischer Fastengruß. Der Gesellschaft Jesu und ihren Freunden gewidmet. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Eine Stimme aus der Mitte der Theologie Studirenden über die sächsischen Ministerialerlasse vom 17. und 19. Juli 1845. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 5 Ngr.

Herr M. A. Thiers und seine Geschichte des Consulats und Kaiserreichs. Leipzig. 12. 10 Ngr.

Uhlich, Über den Amtseid der Geistlichen. 2te Auflage. Leipzig, Klemm. Kl. 8. 3 Ngr.

— — Offenes Sendschreiben an die protestantische deutsche Conferenz in Berlin. Wolfenbüttel, Holle. 8. 5 Ngr.

Volckmar, G., Der höchste Grundsatz des Christenthums, der Reformation und des freien Katholizismus der Gegenwart. Siegen, Friederich. 8. 2½ Ngr.

Werner, B., Unsterblichkeit, Heilige und Fegefeuer und was etwa noch daran hängt, in einigen Umrissen für alle Christenthum fegenden Rationalisten. Darmstadt, Kern. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Zum Besten des Dr. Seydensticker in Hannover. Einige Verse an alle milden Nichtphilister Deutschlands. Darmstadt, Kern. 1845. 16. 3¾ Ngr.

Zille, M. A., Der evangelische Christ am Reformationsfeste 1845. Predigt. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 73. —— 14. März 1846.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

(Beschluß aus Nr. 72.)

22. Balladen. Von Karl Beidtel. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 1 Thlr.

Die Inhaltsanzeige mit ihren piquant überschriebenen Nummern sowie der erste rhapsodische Durchflug der Balladen selbst erfüllte uns mit einem sehr günstigen Vorurtheil für den Verf., der hier sein erstes poetisch-episches Debut zu machen scheint; denn es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß nur wenige Stücke in dieser Sammlung sind, durch die nicht irgend ein schöner geistreicher Gedanke, ähnlich einem abendlichen Wetterleuchten, zuckte, oder uns ein ebenso neues als reizendes Bild überraschend vor Augen träte. Aber eine sorgfältigere Lecture zerstört dieses günstige Vorurtheil und die Schattenseite des Buchs tritt mit einem gewissen Eclat hervor. Die Sachen laboriren nämlich sämmtlich an Dunkelheit. Man verstehe uns indessen recht. Wir rügen hier nicht die melancholisch-trübe Färbung, die alle Stücke tragen — denn die Ballade, um sich von der heller zu haltenden Romanze zu unterscheiden, soll ja nach der Theorie unserer Poetiker in eine schwermüthig dunkle Farbe eingetaucht sein —, sondern wir rügen hier die Dunkelheit, Unklarheit und Unverständlichkeit der Gedanken, die uns auf jeder Blattseite entgegenkommen und allen ästhetischen Genuß vergällen. Es sind Stücke hier zu lesen, wo der Leser seine Geschicklichkeit im Errathen des Sinnes auf die Probe stellen kann, wo er aber doch schwerlich aufs Reine oder vielmehr ins Helle kommt, z. B. „Aug' um Auge" (S. 36) und „Der falsche Heinzelmann" (S. 105). Diese Dunkelheit paralysirt natürlich den Eindruck des Geistvollen und Ungewöhnlichen, den das Lesen dieser Sachen anfänglich auf unser Gemüth macht. Richten wir den Blick auf den inhaltlichen Stoff, so finden wir eine nicht geringe Anzahl originel erfundener Stücke, z. B. das erste: „Die fliegende Pest", nimmt sehr ein und besticht uns; aber im Verlauf der Lecture offenbart sich doch eine große Einförmigkeit des Inhalts und immer wiederkehrende Ideen, Facta und Situationen. Die Hauptrolle spielen immer und immer fast Jäger, Wassermänner, Nixen, Hexen, und er betritt überall gern die Region des Wunderbaren, Mystischen und Gespenstischunheimlichen, worüber er sich in einem Prologe vortrefflich also ausspricht:

> Auch macht sich hier und da der alte Glaube
> An Geister, Ahnungen und Träume gelten,
> Und hebt die Todten aus der Erde Staube.
> Das wilde Heer zieht durch die finstern Forste,
> Die Lurlei sitzt auf hohem Klippenhorste,
> Der Tod läuft übers Grab, die Gnomen schelten,
> Zuletzt mit Schlüsselbund und Spitzenhaube
> Tritt uns die Ahnfrau an aus andern Welten.

Diese Worte aber verheißen uns mehr als uns gegeben wird, und sind viel besser als die Schilderungen selbst. Eins seiner Lieblingsthematen ist die Treulosigkeit des Mädchens, die einen bessern Liebhaber und Freund kennen gelernt hat, z. B. „Der Nixe Rache" (S. 159). Ähnlich sind „Der weiße Ritter" (S. 33) „Der Bahrgast" (S. 171), „Die letzte Jagd" (S. 67). „Die letzte Nacht" (S. 142) ist der Anlage nach ein vortreffliches Sujet, aber die Ausführung täuscht uns; der Verf. beherrscht auch hier die Klarheit der Gedanken und Bilder so wenig, daß es uns alle Augenblicke ist als ständen wir vor der Räthsel aufgebenden Sphinx. Der Sprache nach ist „Das verschwundene Brautpaar" (S. 73) das geistreichste Stück, aber der Verf. macht es effectlos durch den unmotivirten Schluß und Ausgang. Ebenfalls schön ist „Das Muttergottesbild" (S. 81) und „Aus der Schweiz" (S. 122), was freilich an Seidl's „Hans Euler" allzu sehr erinnert. „Der Treubruch" (S. 75) wird zuletzt dadurch, daß die Gattin todt ist, völlig verdorben. Schön ist auch das kleine fabelähnliche Stück „Mutterliebe" (S. 191). Was Vers und Reim betrifft, erlaubt sich Hr. Beidtel viele Freiheiten; von kakophonischen Rhythmen ließe sich eine reiche Blumenlese halten, und Reime wie Walde auf hallte, packt und gewagt, entzückt und gewiegt sind etwas ganz Gewöhnliches. Auch die Sprache, sonst das Beste und die Lichtseite im Buche, erlaubt sich Willkürlichkeit und Anomalien, welche hypergenial sind; z. B. schmacherroten statt erröthet, gewunken statt gewinkt, entzunden statt entzündet, ja gar gemalen statt gemalt. In Hinsicht der ihm eigenen Orthographie drängt sich uns die Bemerkung auf, daß der Verf. ein Feind des Spiritus ist: er verbannt das ehrliche deutsche h gänzlich aus den Worten. Versuchen wir, ob wir den Leser nach den hier gemachten Bemerkungen und Ausstellungen versöhnen können mit den epischen Leistungen des Hrn. Beidtel, wenn wir hier das Stück mittheilen, welches wir für das Juwel der Sammlung erklären:

Die fliegende Pest.

> „Steh', Alter, auf von jenem Grabeshügel,
> Der Frost versilbert Busch bereits und Hecke,
> Zu Abend schließe ich der Thüre Riegel
> Und suche meines Bettes warme Decke."
>
> „Die hergebettet du zu ew'ger Ruhe,
> Die Sonne war's in meinem Jugendlande,
> Sobald der Deckel fiel auf ihre Truhe,
> War meine Hoffnung, war mein Glück zu Rande."
>
> Der Küster lächelt: „Wunderlicher Alter,
> Willst du mit fremdem Misgeschick dich quälen?
> Komm in mein Haus, erst sing' ich einen Psalter,
> Dann will von diesem Mädchen ich erzählen. — —
>
> Es sind wol fünfzig Jahre, daß mit Andern
> Nach dieses Städtchens engen Häuserreihen
> Ein Jüngling kam nach jahrelangem Wandern,
> Um an der Lieben Anblick sich zu freuen.
>
> Der gelbe Strom, der Wirthe grüne Schilde
> Erzählen ihm von tausend kecken Scherzen,
> Die Knabenzeit, die wählige, die wilde,
> Lebt wieder auf in seinem warmen Herzen.

Und eines Vögleins denkt er blau wie Äther,
Wie Sonnenstrahlen glänzend, ohne Füße,
Er folgte seinem Fluge, bis es später
Verborgen sich in einem Mauerrisse.

Am Simse kroch, das Wunderthier zu fangen,
Ein kecker Knabe er nach dem Verstecke,
Doch wie er langt, er kann es nicht erlangen,
Tief sitzt das Thier in dunkler Mauerecke.

Erbost, daß seiner Hand der Fund entwische,
Nimmt einen losen Ziegel er vom Dache,
Fügt sorgsam in die Fugen ihn der Nische
Und geht entzückt ob der gelung'nen Rache.

Doch was geschehen, quälte ihn allmächtig,
Ob lange er zum Jüngling aufgeschossen,
Das blaue Vöglein, glänzend, wunderprächtig,
Es macht ihn finster, träumerisch, verschlossen.

Aus jedem Haus sah es, aus allen Spalten,
Und nirgend Ruhe seinen flücht'gen Sohlen,
Sich schadlos für das Ungemach zu halten,
Will er sich nun des Vögleins Federn holen.

Und nach dem Haus, in dessen Mauerlücke
Der Vogel einst geflohn, eilt der Geselle,
Nach dem verklebten Ziegel späh'n die Blicke,
„Da ist er, da, und das die Grabesstelle."

Er klimmt hinauf, geöffnet ist die Mauer,
Der Vogel lebt, er sieht ihn blitzschnell fliegen,
Da überkommt es ihn wie eis'ger Schauer,
Wie er erwacht, sieht er im Bett sich liegen.

Und scheuen Blickes steht mit bleichen Wangen
Sein Lieb vor ihm und ringt die zarten Hände:
„Des Vaters Auge hat das Grab umfangen,
Der Mutter, den Geschwistern naht das Ende.

„Die Pest . . die Pest! Die Gassen still und öde,
Du warst der Erste, der an ihr erkrankte,
Ein blauer Vogel deine einz'ge Rede
Als mir vor deinen Phantasien bangte." — —

„Ein blauer Vogel?" . . Die Doctoren wiegen
Die Köpfe, wie den Fall er ihnen beichtet:
Ob's concentrirt Miasma vor? . . Es liegen
Exempel vor, daß durch die Luft es leuchtet."

„Um meine That, um meine Neugier müssen
Nun Tausende in Todesqual vergehen!"
Der Kranke sinkt verzweifelnd in die Kissen,
Um spät zu neuem Leben zu erstehen.

„Wo ist das Mädchen, das zuerst willkommen
Geheißen mich auf meiner Väter Boden?"
„Die Knechte frag', die sie von hier genommen,
Und fortgeschleppt gleich tausend andern Todten."

„Mein Mütterchen, wo bist du? Wo die Brüder,
Wo eine Hand, die sonst die meine drückte?
Nur kummerblasse Leute seh' ich wieder
Und ich, der ihrer Wangen Furchen pflügte."

Nicht Einer will den Heimgekomm'nen grüßen,
Nicht Einer trinkt mit ihm aus Einem Glase,
Da schüttelt er den Staub von seinen Füßen
Und wandelt fernab einsam seine Straße.

Man sagte mir, auf Afghanistans Erde,
Im heitern Kaukasus sei er gewesen;
Doch heimisch wurde er an keinem Herde,
Denn was er wollte kann er nie vergessen.

Auf jenem Grab die kreideweißen Rosen,
Die Schwestern derer sind's, die seiner Lieben
Man sterbend in die Locken flocht, die losen,
Und daß sie eine Braut erscheine drüben.

D'rum, so ihr ein verloren Kind betrauert,
Das war der Stein nicht, unter dem es modert.
Nun eßt und trinkt und in die Ecke kauert
Euch hin, will seh'n, ob's im Kamine lodert."

Der Alte rühret sich nicht. Der Küster leuchtet
Ihm ins Gesicht, erschrocken steht er stille:
„Ihr seid der Mann, deß' Schicksal ich gebeichtet,
So meine Sinne treu. Was Euer Wille?"

„Was ich gesucht, ich habe es gefunden,
Zur letzten Stunde holet aus der Hammer
Und ledig deß', was Andere gebunden,
Geh' ich zur bleichen Liebe in die Kammer."

Nun fällt das Antlitz auf die magern Hände
Die an des Alten Lehne sich gehalten.
Auf vaterländ'scher Erd' ein stilles Ende,
Gott wachte über das Geschick des Alten.

23. Paulus. Geistliches Gedicht in zehn Gesängen von Heinrich Alexander Seidel. Schwerin, Kürschner. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses christlich-biblische Epos scheint uns aus einem doppelten Grunde einer sorgfältigen Beachtung werth. Einmal weil es in seinem bedeutenden materiellen Umfange von 934 wohlgebauten Ottaven schon als eine Seltenheit auf Deutschlands literarischem Bazar erscheint. Wir haben zwar ebenso umfangreiche geistliche Epopöen, aber keine in solchem Geiste abgefaßte; denn Rückert's allbekannte „Evangelienharmonie" ist am Ende nichts weiter als eine gereimte evangelische Geschichte, in welcher des heiligen Originals eigenthümliche Reize noch obendrein oft verwischt werden. Das ist hier nicht der Fall. Dann aber ist das Buch auch deshalb beachtenswerth, weil der Verf. der doppelten Anfoderung, die man an den geistlichen Dichter unserer Zeit macht, vollkommen Genüge leistet, die aber in unsern glaubensarmen und nur auf materielle Interessen sich richtenden Tagen höchst selten erfüllt wird: der Sänger des „Paulus" verbindet nämlich dichterische Begabung mit gläubigem Sinne, Eigenschaften, die man nicht oft beisammen findet. L. Schefer in seinem „Laienbrevier" und Sallet im „Laienevangelium" geben uns in diesen Schriften als reichbegabte Dichter eine Fülle von poetischen Anschauungen und anziehenden Gemälden; aber umschnürt von den Banden einer in sich streng abgeschlossenen Schulweisheit fehlt ihnen das christliche Moment, der Glaube, und somit sind sie eben keine echt geistlichen Dichter. Mit H. A. Seidel (wir wissen nicht, ob er mit Heinrich Seidel, dessen „Mosaik" wir in Nr. 292 d. Bl. f. 1844 rühmlich gedacht haben, identisch ist) verhält es sich anders. Er gehört weder einer philosophischen Schule noch auch einer religiösen Partei der Neuzeit an; es fehlt ihm weder die Weihe des Dichters noch der Glaube des Christen.

Weisen wir Beides im Werke selbst nach, wenn auch nur mit wenigen Federstrichen. Nicht eben der Paulus, den uns Lukas in seiner Erzählung der Thaten und Schicksale der Apostel Jesu vor Augen gestellt hat, wird uns hier gezeichnet, sondern wir sehen das heroische Charakterbild des wunderbaren Mannes aus Tarsus in Cilicien, wie es als eigenthümliches Spiegelbild in die Seele des Verf. gefallen ist; das stellt er uns in markigen Zügen mit psychologischem Scharfblick und mit großer Geschicklichkeit, wechselnde Zustände und Stimmungen der menschlichen Seele zu malen, vor Augen. Diese Geschicklichkeit offenbart sich vorzugsweise im sechsten Gesange, der uns die Reue, Scham, Furcht und Selbstverachtung, und dann wieder die keimende Hoffnung, den sich belebenden Muth und das neue Leben des von dem Herrn ergriffenen und umgewandelten Helden in großartigen Zügen und mit psychologischer Wahrheit schildert. Überdies webt auch die dichtende productive Phantasie manche Scene und manches Ereigniß episodenartig mit ein, wovon in der heiligen Urkunde kein Wort steht und keine Andeutung sich findet. Dahin gehört die Erscheinung der Mutter des Stephanus, das Weilen des Helden am

Grabe dieses ersten Blutzeugen, der Charakter des greisen Gamaliel, des Lehrers Pauli, die anziehende Gestalt des Joses, mit welchem Paulus durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden erscheint, welcher aber schon vor des Apostels Bekehrung sich zu Jesus wandte, den Paulus später im Hause des Lazarus und seiner beiden Schwestern in Bethanien findet und der ihm zuletzt unter dem Kreuze Jesu wieder versöhnt in die Arme sinkt, die Schilderung der Martern, die Paulus zu Jerusalem über einige Christenkinder kommen ließ, die Taufe des Apostels durch Ananias im Flusse Pharphar bei Damaskus und des fanatischen Synagogenvorstehers Simon zu Damaskus. Dabei zieht der Verf. nach altepischer Sitte und Brauch die Mächte der Geisterwelt in die Kreise der handelnden Sterblichen; aber er bedient sich solcher Werkzeuge aus dem Rüsthause Kalliope's mit einer gewissen Discretion. So macht der Heilige des Evangeliums dem Helden selbst und den Seinen seine Nähe nur ein paar Mal fühlbar und bewegt die Stätte des Hauses, wo sie weilen. Ein überaus glücklicher und poetisch gehaltener Gedanke ist es, daß der Geist des Stephanus dem Paulus in wichtigen Lebensmomenten als Engel mit dem Palmenzweige, mahnend und warnend im Anfange, und tröstend und ermuthigend am Ende erscheint. In der Rolle, die der Verf. den Satan spielen läßt (denn wie dürfte diese fehlen!), ist durchaus nichts Verzerrtes und Barockes, wie wir das in früher erschienenen epischen Werken wahrnahmen.

Die Ökonomie, mit welcher der materielle Stoff des Buchs eingetheilt und gegliedert ist, verdient alle Anerkennung. In den ersten fünf Gesängen, deren jedem ein biblisches, seinen Inhalt andeutendes Motto vorangesetzt ist, sehen wir den schnaubenden, in Satans Schlingen noch wandelnden, verblendeten Saulus vor uns; in des Buchs zweiter Halbschied oder in den letzten fünf Gesängen dagegen tritt der durch Christus gewonnene, in einem neuen Leben wandelnde Paulus vor uns auf. Indessen umfaßt dieser zweite Theil nicht die Thaten und Schicksale des Helden auf seinen Missionsreisen bis zu seiner Gefangenschaft in Rom, sondern schließt schon mit dem Augenblick, wo Paulus in dem Kreis der andern Apostel als Bruder erkannt und als Mitarbeiter im Weinberge des Herrn aufgenommen und durch Gebet geweiht wird, und wo er sich anschickt, den Namen Jesu zu den Heiden zu tragen und das Kreuz in den Ringmauern kleinasiatischer Städte aufzupflanzen. Den Referenten theologischer Blätter müssen wir es überlassen, den stofflichen Inhalt des Epos weiter zu exponiren. Dazu kommt nun die edle, reine Sprache, die fliegenden Rhythmen (denn daß der Verf. Jehovah bald als Daktylus, bald als Anapäst mißt und gebraucht, ist am Ende irrelevant), die euphonischen Ottaven, die fast durchgängig reinen Reime, die richtigen Bilder und Vergleichungen! Nirgend ein prosaischer Passus, eine Erschlaffung des Flügels der Begeisterung! Ein Guß durch das Ganze von der ersten bis zur letzten Ottave! Kurz, ein Dichter hat das Buch geschrieben; aber auch ein gläubiger Dichter! Er ist orthodox, aber doch kein Ultra; sein Lied preist den Herrn der Herrlichkeit in hoher Davidischer Begeisterung, aber er tändelt nicht mit Worten, heilandelt und lämmelt nicht; er glüht für das Heilige, für das was droben ist und ewig währt, aber man sieht, es ist kein erheucheltes Glühen oder mystisches Träumen und Winseln; er legt seinem Helden die Ansichten von der Rechtfertigung, der Erwählung, der stellvertretenden Genugthuung und der Erlösung in den Mund, er kann aber nicht anders, wenn er historisch und psychologisch treu schildern und berichten will. Von seinem Glauben, und zwar dem echt lutherischen, legt gleich die Widmung an die evangelische Kirche Kunde und Zeugniß ab:

> Durch Werke nicht wird jeder Mensch gerecht.
> Im Glauben nur an ein gekreuzigt Lieben
> Erlanget Heil das sündige Geschlecht.

Wie Paulus mit Menschen- und Engelzungen redet, ergibt sich zunächst aus seiner begeisterten Anrede an Ananias nach der Taufe im siebenten Gesange von Stanze 38—67. Wir theilen hieraus zur Probe einige Stellen mit, die der Verf. den brieflichen Worten seines Helden an die Römer entnommen und rhythmisirt hat (S. 224):

> Wie? zaget ihr? euch schreckt das ferne Dröhnen
> Des Sturmes, der auf Erdenwolken fährt?
> Schreckt, Brüder, euch der morschen Rüstung Tönen,
> Damit die Welt sich gegen euch bewehrt?
> Schreckt euch der Spott, der Lüge giftig Höhnen,
> Der Erdenschmerz, der nur den Leib versehrt?
> Ha, schaut, worunter und worauf ihr stehet!
> Die Gnade trägt, euch schirmt das Kreuz erhöhet.
>
> Ist Gott für uns, wer mag uns widerstreben?
> Der nicht verschont den eingebor'nen Sohn,
> Der liebend ihn für uns dahin gegeben,
> Wie sollt' er nicht mit ihm der Himmel Kron',
> Uns Alles schenken? — und der, uns zum Leben,
> Das Grab vertauschte mit der Himmel Thron,
> Wie sollt' er nicht, wenn seinen Weg wir gehen,
> Der Herrliche, zu uns'rer Seite stehen?
>
> Wer will beschuldigen, die Gott erwählet?
> Ha, Gott ist hier, der machet uns gerecht!
> Und wer verdammen, die ihm zugezählet?
> Wer, frag' ich, wer? o Satanskinder, sprecht!
> Christus ist hier, der sich mit uns vermählet,
> Christus ist hier, gestorben als ein Knecht,
> Ja, Christus, der, erweckt und auferstanden,
> Uns nun vertritt, er machet euch zu Schanden!
>
> Wer will, o wer, von Gottes Lieb' uns scheiden?
> Trübsal und Angst! Verfolgung! Hunger! Schwert!
> Schmach! Fährlichkeit! Gericht! des Kerkers Leiden?
> Ha, wüth' o Welt! — wir bleiben unversehrt!
> Die Liebe gibt uns Sieg und Siegesfreuden,
> Nicht Tod, nicht Leben uns're Bande stört;
> Nicht Engel, Fürstenthum, Gewalt kann scheiden
> Von Gottes Lieb', die sich in Christo weiden.
>
> O nimmer bangen wir, denn Abba schreit
> Der Geist in uns, den wir von ihm empfangen,
> Der zeugt, daß uns zu Kindern Gott geweiht,
> Und Kinder ja zum Erbtheil einst gelangen.
> Was achten wir der Leiden dieser Zeit!
> Durch Leiden ist zur Herrlichkeit gegangen
> Der uns erkauft und trägt mit Liebesarmen:
> Der Gnade Preis, dem ewigen Erbarmen!

Viel schöner aber noch schildert uns Paulus das selige Gefühl seiner Gemeinschaft mit Christo noch in demselben siebenten Gesange, der so reich an großartigen und gottinnigen Gedanken ist. Wir erlauben uns noch vier Stanzen (S. 231) darüber mitzutheilen:

> Sahst du den Bräut'gam die 'Gefährten flieh'n,
> Und zögernd geh'n, auf stillem Pfad verloren?
> Sahst du den Mann dem Hause sich entzieh'n,
> Darin ihm ward der erste Sohn geboren,
> Und einsam wandeln? Sahst du glüh'n
> Den Helden, den sein Volk zum Hort erkoren,
> Am Abend, da der Sieg gekrönt sein Streiten?
> Dann magst du ihre Einsamkeit wohl deuten?
>
> Und war dir schon, in ew'gen (?) Augenblicken
> Unendlich wohl im hochgewölbten Hain,
> Wo nichts beengt der Seele Hochentzücken,
> Wo schön ihr Sang dir widerklingt und rein?
> Wo Geisterstimmen dich der Welt entrücken
> Und Himmelswiegenlieder singen ein
> Mit hehren Weisen von den dunkeln Bäumen
> In Himmelsruhe, voll von Lebensträumen;
>
> Wo klarer du als bei dem klarsten Wachen
> Das Leben schauest durch sein Nebelkleid,

Wo Alles, was dir Gottes Worte sprachen,
War wunderbar und deutlich sich erneut?
Und, wie die Strahlen, die das Grün durchbrechen
Verborg'nes Licht mit Lichtern sich durchstreut,
Wo, wie das Blau durch grünen Domes Spalten,
Der Himmel lacht in deiner Seele Walten?

Dann ahnest du, was in dem Gar'gen webet,
Der still für sich die schatt'gen Gänge geht,
Dess' Seele hoch auf Taubenflügeln schwebet,
Und sanft sich wiegt, vom Geiste angeweht.
Dann ahnest du das Lied, das in ihm lebet,
Sich selber singt und schwellend sich erhöht;
Dann ahnest du die Töne, die entschweben
Den Himmelshöh'n, und darauf Antwort geben.

Ganz gewürdigt, wir wiederholen es am Schlusse dieser Relation, ist Seidel's Werk hier nicht; aber unser Wort zieht vielleicht die Aufmerksamkeit anderer Kunstrichter oder des größern Publicums auf dasselbe und verschafft ihm die Anerkennung die ihm gebührt. 54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Mignet's Reformationsgeschichte.

Die nun schon seit Jahren mit Ungeduld erwartete Geschichte der Reformation von Mignet, der erst neuerdings wieder in seinem „Antonio Perez" ein glänzendes Zeugniß von seiner hervorragenden künstlerischen Gestaltungsgabe abgelegt hat, wird nun als binnen kurzem erscheinend angekündigt. Wie es heißt wird dieses Werk, welches bereits unter der Presse ist, sein Thema mit einer gewissen Ausführlichkeit behandeln. Man spricht von zehn Bänden, aus denen es bestehen soll. Wer einigermaßen Gelegenheit gehabt, sich, wie Schreiber dieser Zeilen, von der Gründlichkeit zu überzeugen, mit welcher der berühmte Geschichtschreiber der Revolution seine Studien über die Geschichte des Reformationszeitalters Jahre lang betrieben hat, der wird sich gewiß von der bevorstehenden Publication Ausgezeichnetes versprechen. Zunächst wird freilich sein Werk wol ein näheres Interesse für Frankreich haben, indem es der französischen Literatur an einer Darstellung der Reformationsgeschichte, welche den Foderungen der neuern Geschichtschreibung einigermaßen angemessen wäre, immer noch gebricht, obgleich dieses Thema gerade neuerdings von verschiedenen Seiten her zur Behandlung gewählt ist. In der Regel waren die Vorarbeiten, aus denen diese Werke hervorgegangen sind, nicht genügend genug, wie denn namentlich in diesem Punkte die unendlich wichtigen Forschungen deutscher Gelehrter in Frankreich fast gar keine Berücksichtigung gefunden haben. Häufig aber auch fehlte es Denen, welche sich an diese Aufgabe machten, diesen wichtigen Zeitabschnitt, welcher den Anfangspunkt der neuern Zeit bildet, zu behandeln, an Reife des Urtheils und Gediegenheit der Gesinnung, welche allein der Geschichte so einflußreicher religiöser Bewegungen das Gepräge einer würdigen Darstellung aufzudrücken im Stande sind. Alle diese Eigenschaften nun wird Niemand Anstand nehmen Mignet im reichlichen Maße zuzuerkennen, welcher außerdem noch damit die Vorzüge einer künstlerischen Darstellung verbindet. Unter diesen Umständen kann man wol behaupten, daß der französischen Literatur eine wesentliche Bereicherung bevorsteht. Aber auch für Deutschland wird dieses Geschichtswerk nicht ohne Bedeutung sein. Freilich werden wir hier wirklich neue Resultate, welche dem Forscherblicke deutscher Gelehrten bisher gänzlich entgangen wären, schwerlich zu erwarten haben. Aber Mignet gehört offenbar zu den Schriftstellern, welche, wenn sie sich eines Gegenstandes einmal bemächtigt haben, demselben immer neue Seiten abzugewinnen wissen. So werden gewiß auch deutsche Leser, wenn sie im Stande sind, in einem historischen Werke etwas Anderes zu sehen als eine rohe Aufspeicherung einzelner Notizen, das Werk, auf welches wir gleich im voraus die öffentliche Aufmerksamkeit hinlenken möchten, nicht unbefriedigt und ohne neue Anregung gefunden zu haben aus der Hand legen.

Zur französischen Provinzialgeschichte.

Das Leben der verschiedenen Theile von Frankreich ist viel bunter und mannichfaltiger als es gewöhnlich geschildert wird. Aus der Ferne betrachtet scheint es fast, als seien schon die Verschiedenheiten des provinziellen Lebens in der Centralisation, welche von Paris aus sich über alle Theile des Landes erstreckt, aufgegangen; tritt man aber näher heran, so erblickt man statt der verschwimmenden Einförmigkeit ein vielgegliedertes, vielfach abgestuftes und zum Theil selbst höchst verschiedenartiges Leben. Die charakteristischen Züge desselben kann man natürlich nur entdecken und auffinden, wenn man Gelegenheit hat, an Ort und Stelle sich von der Falschheit der gewöhnlichen Behauptungen zu überzeugen, oder wenn man es nicht verschmäht zu solchen Werken zu greifen, welche in dieser Beziehung allein Belehrung gewähren können. Ein wahres, tieferes Verständniß eröffnet sich aber uns auch erst, wenn wir auf die frühere Provinzialgeschichte und auf die Entwickelung und historische Gestaltung des provinziellen Lebens zurückgehen. Einen interessanten Beitrag zur Kunde einer der wichtigern Provinzen Frankreichs erhalten wir in folgender Schrift „L'Auvergne au 14ième siècle", von A. Mazure. Der Verf., bekannt durch ein gediegenes Werk über die Geschichte von Bearn, hat sich nicht begnügt, die äußern politischen Ereignisse, von denen die Auvergne berührt wurde, und die historischen Momente, welche im Schoose dieser Provinz sich herausstellten, in allgemeinen Umrissen zu zeichnen, sondern die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, ging dahin, uns ein lebendiges Bild von dem Treiben dieser Gegenden während einer erscheinungsreichen Zeit des Mittelalters zu entwerfen. So werden hier also die Sitten und Gewohnheiten, die abweichenden Formen der öffentlichen Institutionen, die Verhältnisse des alltäglichen Lebens ebenso gut berücksichtigt als die eigentlich historischen Beziehungen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 74. — 15. März 1846.

Künstler-Dramen. Von Ludwig Franz Deinhardstein. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Suchen wir uns zuvörderst von dem Titel „Künstler-Dramen" Rechenschaft zu geben, so hat derselbe doch nur dann eine erfaßbare Bedeutung, wenn wir annehmen, daß nicht nur die innere Welt des Künstlers eine andere sei als die der andern Menschen, sondern daß auch die äußern Erscheinungen sich dem Künstler anders darstellen und abspiegeln als dies bei seinen Mitbrüdern der Fall ist. Von dieser Annahme, wenn auch die Hypothese etwas stolz und kühn sein sollte, geht denn der Verf. dieser Dramen allerdings auch aus. Er legt den Künstlern, welche er zum Vorwurf seiner Leistungen nimmt, eine gewisse typische Grundform unter, welche individuel nur geringe Abweichungen erkennen läßt; er nimmt an, daß in gewissen Grundzügen des Wesens und des Geistes alle Jünger der Kunst übereinkommen. Alle seine Künstlerhelden sind Naturmenschen, um die Welt und ihre Sitte nur wenig bekümmert; alle fühlen lebhafter als andere Menschen Leid und Freude; alle sind stolz, etwas schelmisch und unzuverlässig, sehr warmblütig und leicht reizbar; alle daher stark der Liebe ergeben und gegen Diejenigen, welche sich das Ansehen geben, die Kunst zu verachten, höchst unerbittliche und sehr gefährliche Widersacher. Wir können nun wol diese Grundform zugeben; glauben jedoch im Allgemeinen, daß der Verf. etwas mehr subjective Verschiedenheit hätte gelten lassen sollen als er in „Boccaccio", „Salvator Rosa", „Pigault Lebrun", „Garrick" und „Hans Sachs" zur Darstellung zu bringen für gut fand. Die Mannichfaltigkeit dieser Geister ist groß, in den zwei Theilen des Verf. erscheinen sie fast wie ein fünfblattiges Brudergeschlecht, bei dessen Zeichnung er davon ausgeht, daß die Künstler ein gesondertes Geschlecht für sich seien. Und er hat recht. Die innere Welt des Künstlers gleicht nur sich selbst. Wie er glüht, liebt und faßt, wie er eine ideale Welt aufbauend die reale miskennt und geringschätzt, das ist ein Bild für sich, wenn es nur Jemand darzustellen weiß, wie Goethe im „Tasso"; es ist ein Gemälde so eigenthümlicher Art, daß wir die Ansicht gelten lassen müssen, es könne eine besondere dramatische Künstlerform — das Künstler-Drama — wol geben und diese habe ein Recht für sich zu bestehen.

So viel vom Titel und seiner Berechtigung. Wir erwarten nun in diesen Dramen zu sehen, wie der Künstler die Höhen und Tiefen der Welt durchmißt, wie er verwirft und von sich weist, was die übrige Welt liebt und hochschätzt, wie er dagegen schwärmt und glüht für Das, was bei den Menschen in keinem Ansehen steht, wie er sich hingibt für ideale Lebensgüter und die realen Interessen mit Füßen tritt, wie er auf den innern Ruf lauscht und horcht, der an ihn ergangen ist, und für die Lockungen der Sirene „Welt" taub ist, wie er Himmelsluft athmet und der irdischen um sich her vergißt. Dies Alles erwarten wir zu sehen; denn alles Dies ist der besondere Vorwurf bei diesen „Künstler-Dramen". Wir wollen nun bekennen, daß der Verf. nach einem wie billig verkleinerten Maßstabe dies Alles auch in der That zur Anschauung bringt — wir sagen, in einem verkleinerten Maßstabe im Vergleich zu dem, welcher etwa an Goethe's „Tasso" anzulegen ist —, wie es sich für die leichter aufgefaßten Verhältnisse eines Schauspiels oder Lustspiels paßt, und mit geringerer poetischer Betonung als sie im „Correggio" von Öhlenschläger, im „Camoens" und andern verwandten Arbeiten anzutreffen ist. Im Allgemeinen fehlt dem Verf. niemals eine geschickte Wendung des novellistischen Stoffs, der seinen Dramen zum Grunde liegt; seiner Handlung mangelt es in allen fünf Stücken niemals an einem geistigen Interesse, und wenn auch, in der Richtung auf Zeit und Lebensschilderung hin, sein „Hans Sachs" beiweitem das ausgeführteste unter diesen Dramen ist, dem an poetischem Gehalt keins der übrigen gleichsteht, so sind doch die kleinern und mehr auf die Abrundung eines scenischen Stoffs hinzielenden Arbeiten wie „Boccaccio" und „Salvator Rosa" den Charakter treugeblieben, den wir in Vorstehendem von einem „Künstler-Drama" fodern zu dürfen glaubten. Dagegen müssen wir einräumen, daß das Element des Wortwitzes von dem Verf. völlig vernachlässigt ist, und daß in allen fünf Dramen eigentlich nur eine einzige Scene im „Pigault Lebrun" dies Element anbaute.

Wir wollen diese Dramen nun der Reihe nach, in der sie uns geboten werden, etwas näher ansehen, indem wir von ihnen allen bemerken, daß sie, gut dargestellt

oder rasch vorgelesen, einen günstigen Eindruck zurücklassen und den Verf. in Dem, was man gemeinhin als „bühnengerecht" bezeichnet, für einen Meister erkennen lassen. Zuerst also:

1. „Pigault Lebrun", Lustspiel in fünf Acten. In dem Leben dieses lustigen Romanautors der Franzosen lag wol am wenigsten Grund und Anlaß zu einer Austiefung der eigenthümlichen Züge der Künstlernatur in dem Sinne wie wir sie nach Goethe und Öhlenschläger oben aufgefaßt haben. Inzwischen finden sich doch die allgemeinen Züge, heißes Gefühl, Unbesorgtheit, Schelmerei, Stolz und Selbstüberhebung, die sich viel erlaubt hält, in dem Charakter des Helden genugsam wieder, um wenigstens nicht mit der Idee eines Künstler-Drama in Widerspruch zu stehen. Der stoffliche Inhalt ist kürzlich dieser. Pigault, der ein Mädchen, in Pflege bei ihrem Verwandten Miraude, liebt, führt sich bei diesem, der die Schauspieler haßt, als Präceptor für Fleurette ein, gewinnt ihr Herz, wird von dem eifersüchtigen Miraude entlarvt und flieht mit der Geliebten. In Calais umstricken ihn Umstände, welche ihn nöthigen in seinem eigenen Stücke auf die Bühne zu treten. Das dramatische Interesse beruht hier auf der geistreichen Zeichnung einer Schauspielerin Marion Lamotte und ihres Verehrers, des Oberrichters von Calais, und die Verwickelung löst sich durch die reizende Marion dahin, daß Miraude erst für ihre Hand, und als ihm diese entschlüpft, für ein Adelsdiplom Fleuretten fahren läßt und sie Pigault vermählt. Wir haben an dem Stücke auszusetzen, daß die beiden ersten Acte nicht nur gedehnt und gewöhnlich, sondern auch ohne den Adel in den Charakteren erscheinen, der hier nicht fehlen durfte. Pigault nimmt viel zu viel von gemeinem Betruge auf seine Schultern, als daß er uns hier zu gefallen ein ein Recht hätte. Vom dritten Acte gewinnt der Stoff jedoch eine andere Form. Die Handlung drängt sich, die Sprache wird um Vieles edler, der Vers lebhafter, Intrigue und Charaktere erwecken ein ungleich höheres Interesse. Das Bild der reizenden Marion ist vortrefflich aufgefaßt; klug, anziehend, eine äußerst witzige, äußerst verwöhnte französische Schauspielerin aus dem Leben; ihr zur Seite die komische Gestalt Lafont's, des Oberrichters, der für sie glüht und dieser Leidenschaft sich im Gefühle seiner Würde schämt. Kurz, die drei letzten Acte, in welchen Held und Dichter sich von ihren Verirrungen läutern, gehören offenbar einem sehr unterhaltenden, feinen und geistreichen Lustspiel an, einem jener Conversationsdramen, durch welche die Hofbühne zu Wien vor ganz Deutschland glänzt. Allerliebst ist besonders die Scene des dritten Acts zwischen Lafont und Pigault, zwischen denen es zum Zweikampf kommen will und in welchem der Erstere einen Poeten also schildert:

> Was allgemein Poet man nennt; das heißt:
> Zwei Drittel Dünkel und ein Drittel Geist;
> Ein wenig Witz, noch wen'ger Phantasie,
> Am meisten lebensmüde Ironie;
> Verspottend Alles, was uns Nutzen schafft,
> Beständig prahlend mit erlog'ner Kraft;
> Und wieder klagend von erlog'ner Pein,
> Und nichts verehrend als nur sich allein u. s. w.

Zuletzt bemerken wir dem geehrten Verf., daß

„des Adelsbriefs Erledigung"

in dem von ihm gedachten Sinne nicht deutsch ist, sondern ein östreichischer Kanzleiterminus.

2. „Boccaccio", dramatisches Gedicht in zwei Acten, bietet in Erfindung und Anlage zu einer wesentlichen Ausstellung Grund und kann vor einer strengen Kritik in dieser Beziehung kaum bestehen. Indem der Dichter fingirt, daß Fiammetta, welche Boccaccio liebt, die „vermählte Gattin" des Contarelli geworden sei ohne selbst eine Sylbe hiervon zu wissen, und daß Contarelli dies Verhältniß durch seinen bloßen Willen zu lösen vermöge, gibt er sich und uns ein Räthsel auf, das wir nicht zu lösen wissen. Es ist fast unerklärlich, wie ein so bühnengeübter Dramaturg in einen so seltsamen und leicht vermeidlichen Fehler verfallen konnte, welcher, abgesehen davon, daß er die ethische Lauterkeit seines Sujets ohne Noth trübte, seine Erfindung zugleich allen Anspruchs auf Wahrscheinlichkeit beraubt, und schwer zu begreifen, wie der Verf. nicht auf das Mittel verfiel, einfach dadurch, daß er Fiammetta als die Verlobte des Contarelli hinstellte, allen diesen Schwierigkeiten sofort zu entgehen. Für die Wirkung des Dramas ging durch diese Änderung wenig oder nichts verloren; vielmehr das Drama gewann erst Existenz dadurch, daß die dargestellte Handlung zu einer wahrscheinlichen wurde. Bei dem Fleiße, der sonst auf Ausarbeitung, auf Sprache und Vers dieses Stücks verwandt ist, haben wir um so mehr zu wünschen, daß es nicht für ein „non ens" geachtet und für immer vergessen werde. So wie die Sachen jetzt darin stehen, können wir nicht annehmen, daß Isabella recht habe wenn sie sagt:

> Es ist ein Ausweg möglich — gebt sie auf!
> Sie war ein Kind, als sie vermählt euch wurde;
> Seit dieser Zeit habt ihr sie nie geseh'n.
> Wenn sie und ihr die Trennung anverlangt,
> So trennt dergleichen Ehen das Gesetz.

Wir zweifeln, daß das Gesetz der Kirche so spricht; allein spräche es auch so, so bliebe immer noch unerklärt, wie Fiammetta von dieser Ehe keine Ahnung haben kann. Genug, wie Isabella räth, so geschieht es; in dem Augenblick, wo die Treuen sich für immer trennen wollen, erscheint ein Deus ex machina, das Blatt Contarelli's, das Fiammetta (Maria von Aquino) aufgibt. Im Übrigen hat uns der Verf. in diesem Stücke weit mehr den Liebhaber und viel weniger den Dichter Boccaccio dargestellt als wir wünschten; denn die mittelbare Schilderung, welche Francesco (S. 173) von ihm entwirft, können wir als eine solche kaum gelten lassen. Durch sich selbst und seine Handlungen soll der Künstler in einem Künstler-Drama zu uns sprechen. Am meisten geschieht dies noch durch die siebente Scene im zweiten Act, da wo Fiammetta sagt:

> Du hast mich nie geliebt, das fühl' ich nun!

und Boccaccio antwortet:

So liebt die Blume nicht das Sonnenlicht,
Der Vogel nicht die Luft wie ich dich liebe.

Fiammetta.

Und gibst mich auf?

Boccaccio.

. . . . Weil es die Pflicht gebietet.

3. Eine reinere Freude gewährt das dritte der Dramen dieses Theils: „Salvator Rosa", Lustspiel in zwei Acten, unter dem Titel „Das Bild der Danae" auf vielen Bühnen gern gesehen. Hier ist eine leichte, beinahe kecke und dennoch warme und wahre Erfindung zu Grunde gelegt und mit so gefälliger Laune und so viel natürlicher Anmuth ausgestattet, daß das Stück in seiner Gattung Muster ist. Salvator Rosa entdeckt in seinem Wundarzt ein Malertalent, das aus Liebe zu Laura, der Nichte des Akademiedirectors, mit der Kunst ringt. Salvator nimmt sich des Armen an, indem er ihm zum Ruhm und zugleich zu der Hand seiner Laura verhilft. Dies geschieht mittels einer Intrigue, welche etwas klarer und durchsichtiger sein könnte, die jedoch ihren Zweck erreicht, den Oheim Laura's, in der Malerei einen Stümper, zu beschämen und den Meister Ravienna zwiefach zu krönen. In diesem Drama spielt die Kunst eine Hauptrolle, obwol der Künstler (Salvator Rosa) nicht die des Helden, sondern jene des Intriguant zu übernehmen hat. Die Handlung selbst ist voller Leben, rasch entwickelt und fesselnd. Die Charaktere, der geizige, eitle und liebeglühende Calmari, der schelmische, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Salvator, der schüchterne, bescheidene Ravienna; setzen sich gegenseitig in das ergötzlichste Spiel, und die Sprache, fein und gewandt, frisch und farbenreich, zeugt dafür, daß der Dichter mit Lust an diesem Stück arbeitete. Der Erfolg wird nirgend fehlen; denn die Art wie Calmari getäuscht, wie der Geck in ihm gefoppt wird, ist durch und durch ergötzlich. Wir möchten von diesem Stücke sagen, daß es die Geistesform des Dichters am treusten und reinsten wiedergibt und somit seine „eigenste" Arbeit darstellt; fast mehr noch als sein weit mehr genannter und bekannter „Hans Sachs".

(Der Beschluß folgt.)

Der taube Reisende.

Es ist eine bekannte Sache, daß die an der eigenen Natur des Individuums von diesem selbst durch genaue und strenge Beobachtung derselben gesammelten Erfahrungen die werthvollsten Materialien zum wissenschaftlichen Bau der Pathologie, der Physiologie und der damit im innigsten Zusammenhange stehenden Psychologie darreichen, welche letztere ihrem wahren Wesen nach ebenso eine Erfahrungs- und Naturwissenschaft ist und sein muß wie Chemie und Physik, Anatomie und Medicin, die der Engländer viel richtiger wie wir Deutsche die philosophischen Wissenschaften nennt, während wir uns darin gefallen, den Systemen abstracter Gedankenspeculationen, den Metamorphosen des in überirdischen Sphären sich ergötzenden Denkvermögens, der alten Fabel von der Geschichte des Huts, diesen Namen beizulegen. Wie die Heilkunst erst zur Wissenschaft wurde, als sie aus dem Nebelkreise des Quacksalber- und Pfuscherthums, aus dem Wahne böser den Menschen quälender Geister, aus dem Amulet- und Beschwörungsmittelkram heraustrat, sich mit der Auffassung der Krankheitszeichen und der Auffindung ihrer stofflichen Ursachen befaßte, und die Wirkung der Heilmittel an dem gesunden Körper zu erproben begann, so kann auch die sogenannte Seelenkunde erst zur Wissenschaft werden, wenn sie den geheimnißvollen Dunstkreis eines übernatürlichen und überirdischen Daseins verläßt nnd sich auf den Boden der Natur und ihrer Erscheinungen stellt.

Dies sei beiläufig bei der Erwähnung eines Werks gesagt, das aus den obenangegebenen Gründen in physiologischer Hinsicht von größtem Interesse ist. Der Verf. desselben Dr. J. Kitto, hat unter dem Titel „The lost senses. — Deafness", eine Schilderung des Wesens der Taubheit geliefert, die er aus an sich selbst erfahrenen Beobachtungen geschöpft, da er in Folge eines tödtlichen Falles in seinem zwölften Jahre sein Gehör verloren und den größten Theil seines Lebens in eifrigen Studien zugebracht, um, wie er sagt, „die Merkmale und Eigenthümlichkeiten des tauben Zustandes zu ermitteln". Da er zu der Zeit, wo er nach tödtlichem Krankenlager in Folge jenes Falles von einer Leiter erkannte, daß er das Gehör verloren, bereits lesen und schreiben konnte, so besaß er die nothwendigsten Mittel zu fernerer Ausbildung, aber bezeichnend ist es, daß die fortdauernde Taubheit auch einen traurigen Einfluß auf seine Sprache äußerte, indem nach und nach seine Aussprache in Eintönigkeit und Mißton der eines geborenen Taubstummen, welcher sprechen lernt, ganz ähnlich wurde. Auch machte das Sprechen ihm sehr viel Mühe oder Schmerz, und er zog es deshalb in frühern Jahren vor seine Gedanken und Begehren schriftlich auszudrücken. Merkwürdig ist ferner, daß die conventionnelle Umgangssprache, die im gegenseitigen Verkehre der Menschen oft die Stelle des Gesprächs über wirkliche Angelegenheiten einnimmt, ihn stets anwiderte und er es nie über sich gewinnen konnte, seine Zuflucht dazu zu nehmen. „Ich konnte", äußert er in dieser Beziehung, „wie sehr ich meinen Sprachwerkzeugen auch Gewalt anthun wollte, es nie über mich bringen Jemanden über sein Wohlsein zu fragen, den ich gesund vor mir sah; oder Redensarten mit Andern über das Wetter zu wechseln, und ihnen zu sagen «Es ist sehr warm», oder «Es ist ein nebelichter Morgen», oder «Es ist sehr kalt» u. s. w., wo sie selbst so gut wie ich die Sache bemerken mußten. In gleicher Weise habe ich mich stets der gewöhnlichen Begrüßungen «Guten Tag, guten Morgen» u. s. w. enthalten, die ich nicht herauszubringen vermochte. Ein schweigendes Nicken mit dem Kopfe, ein Augenwinken, eine Verbeugung oder eine Bewegung der Lippen, war Alles was ich statt dessen zu thun im Stande war. Auch die Höflichkeitsphrasen «Ich danke Ihnen», «Wenn es Ihnen beliebt» standen nicht in meinem Wörterbuche, nicht aus Abneigung dagegen, sondern weil ich annahm, daß, wenn ich Alles gesagt hatte was wesentlich nothwendig war, alle Ausdrücke der Höflichkeit sich von selbst verständen und daß aus meiner Art und Weise man mit Gewißheit schließen müsse, daß ich alles Das fühle, was jene Höflichkeiten ausdrücken sollten."

Dr. Kitto hat einen großen Theil Europas und Asiens durchreist; es ist von höchstem Interesse, seinen Beobachtungen und Eindrücken auf diesen Reisen zu folgen, wobei ihm manchmal der Mangel seines Gehörs einen schlimmen Streich zu spielen drohte. Hören wir ihn darüber selbst:

„Für einen Tauben ist das Reisen trotz Allem nicht ohne Gefahren und Schwierigkeiten. Ich hielt mich am Bosporus in der Ortschaft Orta Khoi, etwas über eine Meile von Konstantinopel, auf, zu dessen Vorstädten der Ort gezählt wird. Ich pflegte von dort zu Wasser nach der Hauptstadt zu gehen und auf eben diesem Wege zurückzukehren. Eines Morgens wo ich meine Spazierfahrt antreten wollte drohte der Himmel mit Regen; aber ich nahm meinen Regenschirm und machte mich auf den Weg. Als ich am Strande ankam, schien es als

wenn alle Boote abgefahren wären, und es blieb mir nichts übrig, als mein Vorhaben aufzugeben, oder zu Fuß den Weg entlang zu gehen, der augenscheinlich hinter den Gebäuden und Höfen, welche den Bosporus einschließen, nach dem Ziel meiner Fahrt hinführte. Ich war nicht weit gegangen als es zu regnen anfing; ich spannte den Regenschirm auf und trollte vorwärts, während mir in einiger Entfernung ein alter Türke in gleicher Lage folgte; denn es muß bemerkt werden, daß in und um Konstantinopel die Leute dergestalt gewohnt sind sich der Wasserfahrten zu bedienen, daß der Gebrauch der Pferde in keiner morgenländischen Stadt weniger üblich ist als dort. Es begegnete mir nichts bis ich hinter den schönen Sommerpalast von Dolma Baktsche gekommen war, dessen Vorderseite oft meine Bewunderung erregt hatte, wenn ich zu Wasser hinauf oder hinunter gefahren war. Hier bedeutete mich die Schildwache auf ganz eigenthümliche Weise, die ich nicht verstehen konnte. Sie hatte wahrscheinlich erst mich angerufen, aber vergeblich. Da der Soldat sah, daß ich mich nicht darum kümmere, eilte er in sehr heftiger Bewegung auf mich zu und hielt sein Bayonnet mir dicht vor die Brust, als der gutmüthige Türke, welcher mittlerweile mich eingeholt hatte, mich eben nicht sehr höflich von hinten anfaßte, und mir den Regenschirm herunterriß. Nachdem er einige Worte mit der Schildwache gewechselt, ward mir gestattet unter seinem Schutz vorüberzugehen, bis wir außer dem Bereiche der Vorhöfe des kaiserlichen Lustschlosses gekommen waren, wo der Türke seinen eigenen Regenschirm aufspannte und mich bedeutete, ein Gleiches zu thun. Dadurch und durch die Zeichen, die er zur Erklärung dieses seltsamen Auftritts machte, entnahm ich denn deutlich, daß Alles von wegen des Regenschirms geschehen war. Dieser Gegenstand nämlich, in regnichten Himmelsstrichen von so großem Nutzen und in allgemeinem Gebrauch, ist im Morgenlande eine fürstliche Auszeichnung; und obwol der Gebrauch zu gewöhnlichem Zwecke sich auch in Konstantinopel eingeschlichen, so wird doch angenommen, der Padischah wisse nichts darum, und der Regenschirm darf in seiner Gegenwart und beim Vorübergehen vor einer der Residenzen des Sultans unter keiner Bedingung aufgespannt werden. An demselben Tage wurde ich in Pera länger als ich erwartete aufgehalten und es war dunkle Nacht geworden, als der Nachen, auf dem ich zurückkehrte, bei Orta Khoi anlegte. Nachdem ich das Fahrgeld entrichtet hatte und meinen Weg längs der Bai fortsetzte, folgten mir die Bootleute und gaben sich Mühe, zwar auf ziemlich nachdrückliche Weise, aber durchaus nicht unhöflich, mir etwas deutlich zu machen. Mir schien aber, als wollten sie noch etwas mehr als das ihnen gebührende Fahrgeld von mir erpressen; und da ich wußte, daß ich ihnen den richtigen Betrag verabfolgt, so beschloß ich mit dem ganzen Haß John Bull's gegen Erpressung nicht einen Deut mehr zu geben. Der Streit zwischen uns rief einige Soldaten des regulairen Militairs aus dem nahen Wachthause herbei, die die Partei der Schiffer ergriffen; denn als ich es versuchte meinen Weg fortzusetzen, weigerten sie sich, mir solches zu gestatten. Hier war ich in einem wirklichen Dilemma und fing eben an zu vermuthen, daß es sich um noch etwas Anderes als das bloße Fährgeld handle, als ein Türke, dem Anschein nach von höherer Stellung, herbeikam und die Soldaten, nachdem zwischen jenem und ihnen einige Worte gewechselt waren, veranlaßte mich ungehindert weiter zu lassen. Als ich aber die Hauptstraße des Fleckens hinaufging, wurde ich durch ein von oben mit großer Gewalt herabgeworfenes schweres irdenes Gefäß, das auf dem Pflaster dicht vor meinen Füßen in Scherben zersprang, in großen Schrecken versetzt. In demselben Augenblick hagelte es, während ich meinen Weg fortsetzte, von allen Seiten um mich von ähnlichem Wurfgeschütz, das zu Scherben ging. Es ist ein Wunder, daß mir bei dieser Gelegenheit das Hirn nicht eingeschlagen wurde; ich trug nur einen schmerzlichen Schlag zwischen den Schultern davon. Als ich das wirthliche Obdach erreichte, unter dem ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen, erfuhr ich, daß ich zu meiner Rückkehr gerade den Abend getroffen hatte, an dem die Armenier, welche den größten Theil der Bevölkerung des Fleckens bilden, ihre Häuser von den bösen Geistern säubern, indem sie mit gewissen lauten Ausrufen, die den Vorübergehenden zugleich als Warnungen dienen sollen, irdenes Geschirr zum Fenster hinauswerfen; aber trotz dieser Warnungen ist das Gehen in den Straßen in dieser Zeit so gefährlich, daß kaum Jemand wagt, sich auf der Straße blicken zu lassen, so lange diese Teufelaustreibung stattfindet. Das Nichthören der Warnungsrufe machte meine Lage doppelt gefährlich, und mein Entkommen aus dieser Gefahr schien den Leuten deshalb mehr als merkwürdig; auch muß ich gestehen, daß ich gleicher Meinung war, als ich am andern Morgen die ungeheuere Menge zerbrochenen Geschirrs sah, womit die Straßen bedeckt waren. Wahrscheinlich hatte der Auftritt an der Bai seinen Ursprung in der wohlwollenden Absicht der Bootführer und Soldaten, zu verhindern, daß ich mich dieser Gefahr aussetze. Aber es bestand auch eine Verordnung, die verbietet, daß Jemand des Nachts ohne Laternen in den Straßen sich blicken läßt, und ihre Absicht war vielleicht, mich zur Beobachtung dieses Gesetzes zu zwingen, besonders da eine Laterne mir in dieser Nacht zum Schutz gedient haben würde, indem die Topfzerbrecher dadurch von meiner Anwesenheit in der Straße in Kenntniß gesetzt worden wären." 26.

Notiz.

Der Neugrieche Neophytos Dukas.

Der zu Anfange des gegenwärtigen Jahres in Athen verstorbene Neophytos Dukas war einer der gelehrtesten Griechen unserer Zeit. Aus Epirus gebürtig bekleidete er früher, in den ersten Wirren des gegenwärtigen Jahrhunderts, zehn Jahre lang die erste Lehrerstelle an dem seiner Zeit ausgezeichneten Lyceum in Bukarescht. Sein Patriotismus ließ auch ihn wie so manchen andern Griechen der neuern Zeit die Früchte seiner Gelehrsamkeit und literarischen Thätigkeit auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, indem er die von ihm besorgten Ausgaben alter Classiker unentgeltlich in den Schulen Griechenlands und unter der bedürftigen aber lernbegierigen Jugend vertheilte. Von 1806—15 gab er auf seine eigenen Kosten über 40 Octavbände, unter Andern den Thucydides in 10, Arrian in 7, den Chrysostomus in 3, die attischen Redner in 10 Bänden, ferner Apollodor und Herodian, später, 1818, Äschines, im J. 1834 und folgenden, nachdem er nach dem freien Griechenland zurückgekehrt war, eine Rhetorik, Logik, Ethik, Physik und Methaphysik, sowie den Sophokles, Euripides und Homer, theilweise mit Übersetzungen, heraus. Außerdem hat er namentlich eine Pädagogik in drei Bänden (1813), ein Magazin für Kinder in zwei (1814), sowie später (1835) „Ἐπιστολαὶ πρὸς διαφόρους περὶ διαφόρων πραγμάτων" in zwei Bänden drucken lassen. Sein Griechisch, das er schrieb, näherte sich bis zu einer, für das Volk und für Diejenigen, für welche er zunächst schrieb, nachtheiligen Unverständlichkeit dem Altgriechischen, und er war in Ansehung der Art und Weise, die neugriechische Sprache zu verbessern, ein erklärter Gegner des Korais, der dieselbe durchaus auf das Altgriechische selbst zurückgeführt wissen wollte. Auch hatte er bereits im J. 1804 eine methodischere Grammatik der altgriechischen Sprache unter dem Titel „Τεχνολογία" herausgegeben, die 1808 in zweiter, nach und nach in einer sechsten Ausgabe erschienen und gegen Korais gerichtet war, übrigens aber das Studium der altgriechischen Sprache sehr erleichterte. Besonders war Neophytos Dukas in früherer Zeit vielfach und eifrig bemüht, die Errichtung von Schulen in seinem Vaterlande zu veranlassen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 75. —— 16. März 1846.

Künstlerdramen. Von Ludwig Franz Deinhardstein. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 74.)

4. „Hans Sachs", dramatisches Gedicht in vier Acten, eröffnet den zweiten Theil dieser Sammlung. Es ist über diese Arbeit im lobenden wie tadelnden Sinne so viel gesagt worden, daß wir darüber um so rascher hingehen können. Man hat namentlich daran ausgestellt, daß der Poet der Herrlichkeit des Mittelalters nicht Gerechtigkeit erzeugt und daß er den „Schuster" zu sehr, den „Dichter" zu wenig in seinem Helden herausgestellt habe. Gegen beide Vorwürfe glauben wir ihn in Schutz nehmen zu müssen. Über die vermeintliche Herrlichkeit des Mittelalters, die Macht und den Glanz Nürnbergs z. B. mögen wol erhebliche Täuschungen obwalten und das Ganze mag vollkommen so viel Kleinstädterei und Jammer enthalten haben als an dem Bilde des Verf. gerade getadelt worden ist. Es spricht hier eine Parteiansicht, der wir nicht beizutreten geneigt sind. Was aber die Foderung betrifft, daß Hans Sachs mehr dichtend hätte auftreten sollen, so ist zwar nicht ganz zu leugnen, daß der Sachs des Verf. zuweilen als eine etwas prosaische Natur auftritt; allein es lag gerade sowol in dem Gesetz des Contrastes als in dem Doppelbilde, das die Historie uns von dem Meister gibt, daß es richtig war, in ihm wesentlich den Bürger und nur ausnahmsweise den Poeten zur Darstellung zu bringen. Nichtsdestoweniger geben wir zu wie es störend ist, daß gerade das einzige ganz poetische Fragment in diesem Stück, die Erzählung von dem Juwel, dem Kaiser Maximilian in den Mund gelegt ist. Der Gang der Fabel ist bekannt; sie ist, was sie sein soll, einfach, anmuthig, selbst, was heutzutage so überaus selten gelingt, hin und wieder naiv. Goethe hat davon gesagt:

> Und hingeschrieben mit leichter Hand,
> Als stünd' es farbig an der Wand,
> Und zwar mit Worten so verständig,
> Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Einem solchen Lobe ist nichts hinzuzufügen, was noch von Wirkung wäre; es sei denn dies, daß es ungemein schwer ist, einem Charakter so lange Zeit hindurch alle Farben der „Kindlichkeit" treu zu bewahren, wie hier mit Hans Sachs geschieht, ohne in das Abgeschmackte und Lächerliche zu verfallen. In dieser Beziehung ist dies Drama ein Kunstwerk, dem wenige ähnlich sind, das für den Verf. Zeugniß gibt von dem Besitz eines eigenen Pinsels und eines Farbentones, den er mit Niemandem theilt. Citate und Belege hierzu kämen zu spät; allein es kann nicht ungehörig gefunden werden, wenn wir als ein würdiges Bruchstück schöner Reflexionspoesie aus dem trefflichen Monolog des Hans Sachs im ersten Act folgende Stelle hier für den Verf. reden lassen:

> Komm doch zur Ruh', bewegt Gemüth!
> Du mußt dies Treiben unterlassen.
> Wenn's gar so heftig in dir glüht,
> Kann ich's ja nicht in Worte fassen.
> Undenkbar fast erscheint es mir,
> Wie And're oft so ruhig dichten;
> Die volle Brust zersprengt mir's schier,
> Muß ich den Sinn auf Höh'res richten.
> Die Nacht mit ihrem Sternenzelt,
> Der Tag mit seinen Blütenzweigen,
> Die ganze liebefüllte Welt
> Schau ich sich mir entgegenneigen.
> Ich seh' vor mir gar sonderbar
> Die Menschen durcheinander treiben,
> Und von der heißbewegten Schar
> Will keiner mir dahinter bleiben. . . . —
> Hilf du mir später Träume weben,
> Jetzt zieht das Herz mich hin zu ihr —
> Dort wartet mein ein schön'res Leben;
> Wer recht geliebt, verkennt es nie:
> „Lieb ist die höchste Poesie!"

Wir meinen doch, daß jenem Vorwurfe einer allzu prosaischen Zeichnung seines Helden gegenüber Hans Sachs sich hier ziemlich gut und wirksam als Poet zeichnet, mindestens als Eingeweihter jenes unbewußten poetischen Triebes, der den dichterischen Naturlaut sucht und findet.

5. „Garrick in Bristol", Lustspiel in vier Acten, mit welchem der zweite Theil schließt, hat sich kaum geringere Geltung auf der Bühne verschafft als „Hans Sachs", obgleich nach Stoff und Inhalt einem ganz andern Kunstgebiete angehörig. Tendenz und Führung der Fabel stellen es dem „Pigault Lebrun" zur Seite, mit dem es mehre der Hauptcharaktere gemein hat. Vor diesem hat es jedoch eine von vornherein lebhaftere Scenenfolge, ein

reicheres Bühneninteresse in der Darstellung eines vielgestaltigen Schauspielers und eine größere Wärme in den Verhältnissen voraus, während es an Sprachgewandtheit und dramatischen Localeffecten alle andern Arbeiten des Verf. hinter sich zurück läßt. Sowol da wo Garrick in der Maske des Kritikers Johnson auftritt, als wo er durch sein Spiel das Stück seines Schützlings Frondham, das jedoch der betrogene Hild für sein eigenes gelten lassen möchte, bald hebt bald fallen läßt, ist die Intrigue von der ergötzlichsten Art und die Seelenmarter des armen Gefoppten von durchaus komischer Wirkung. Nachdem der Feind der Schauspielkunst zu dem Äußersten gebracht worden ist, selbst das „Lampenfieber" zu bestehen, sehen wir den redlichen Frondham durch Garrick's Kunst beglückt und hören befriedigt, daß ihn Hild selbst zu der Laufbahn einsegnet, die er verlassen will, indem er sagt:

Denn für die Qualen, die der Musen Gunst
Mich finden ließ, erkenn' ich mich zu schwach.
Ihr geht nach London gleich, ich folg' euch nach,
Und lebe dort genießend nur der Kunst.

Wir fassen diese Übersicht gern dahin zusammen, daß der Verf. in diesen „Künstler-Dramen" ein Feld angebaut hat, auf dem für ihn erfreuliche Früchte wuchsen. Der Geist des Dramas hat sich in unsern Tagen so seltsame Formen gefallen lassen müssen, er ist in diesen Verwandlungen so sonderbare Misverständnisse durchgangen und hat so viele leere Hüllen und Gewänder angenommen, daß es erfreulich ist, auf einen Dramaturgen zu treffen, der seine Gedanken in feste Ordnung gebracht hat und der seine Gestalten nach gesunden Naturanschauungen zeichnet, und es nicht verschmäht, an seine Erfindungen, bevor er sich in sie vertieft, den Maßstab einer einsichtigen Kritik anzulegen. Seine Arbeiten sind ein Werk der Erwägung, nicht des unbewußten Triebes; sie sprechen die Kenntniß der Kunst mehr als den Impuls des Genius aus, sie athmen Feinheit, Sicherheit und Geschmack mehr als sie nach dem Ungewöhnlichen, Unerhörten und Überraschenden ringen. Seine Sprache ist ein natürliches Abbild der guten Conversation, seine Charaktere liegen in dem Kreise der Gesellschaft, die uns bekannt ist, und geht sein Ziel auch nicht auf ethische Erschütterungen hin, welche Gewittern gleich die Menschenseele reinigen und läutern, so erreicht er doch die Aufgabe, durch Reiz zu belehren, durch Witz zu strafen, durch Anmuth zu höhern Gedanken zu erheben. Seines Zwecks sich stets und voll bewußt, flieht er die Abgründe und Klippen zur Linken wie zur Rechten und lenkt das Schiff seiner Kunst gleichweit von der Charybdis der Alltäglichkeit wie von der Scylla des Unerhörten einem sichern Ziele zu. So ist er einer der ansehnlichsten und besten Pfeiler der Kunstgattung geworden, die mit der Bezeichnung des Conversationsdramas auf der Hofbühne seiner Vaterstadt in langem und berühmtem Ansehen steht, den Fremden zum Genuß, den Einheimischen zu gerechtem Stolz, zu einer Zeit, wo die Spukgestalten, welche auf andern großen Bühnen ihr regelloses Wesen treiben, den Kreis der wahrhaft Gebildeten mehr und mehr von jenen entweihten Räumen entfernen, welche ehemals im deutschen Leben eine so große Bedeutung hatten. Und in der That — soll an eine wirkliche Regeneration der deutschen Bühne gedacht werden, wollen wir in ihr etwas retten, das wenigstens den Schein von etwas Nationalem an sich trage —, so kann es nur geschehen durch den Anbau derjenigen Gattung des Dramas, welcher der Verf. die hier besprochenen beiden Theile gewidmet hat. Es wäre zu wünschen, daß die zur Nationaluntugend gewordene Scheu vor dem Ankauf dramatischer Sachen nicht so groß unter uns geworden wäre, damit diese in vielen Beziehungen als Muster zu bezeichnenden Dramen in recht viele Hände gelangten und somit an ihrem Theil dazu beitrügen, der kläglichen Gattung des auf bloßen Sceneneffect berechneten Dramas oder dem noch bedenklichern Jammer der französischen Sentimentalität einen Damm entgegenzusetzen. 19.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman Cooper's.

Fast gleichzeitig mit Lytton Bulwer erschreckte Fenimore Cooper die Romanleserwelt durch die Nachricht, daß er „in vorliegendem" seinen letzten Roman geschrieben. Ersterer hat bisher Wort gehalten, Letzterer nicht, sei es daß die Anzeige ihm nicht Ernst gewesen oder der Geist in ihm zu mächtig und der Schreibedrang unwiderstehlich. Sein wortbrüchiges Product heißt „The chain bearer; or the little page manuscripts. Edited by the author of the Spy, etc." (3 Bde., London 1845). Das „Edited" soll den Wortbruch bemänteln; 's will's aber halt nit thun. Und wer einem literarischen Versprechen oder Vorsatze in einer Weise untreu wird wie Cooper es geworden, braucht darüber nicht zu erröthen. Wahrscheinlich wird keine Kritik und kein Leser den „Kettenträger" für Cooper's beste Dichtung oder auch nur für die nächste nach seiner besten erklären. Hätte er aber nie eine bessere geschrieben, er würde doch den Rang eines der ersten Novellendichter unserer Zeit verdienen. Cooper wird alt. Das bezeugt sein Geburtsjahr 1789. Er ist auch alt als Schriftsteller, denn obschon er erst in gereiftern Jahren zur „Federfahne" geschworen, dient er doch schon lange. Damit hören aber die Merkzeichen seines Altwerdens auf, wenigstens für den ihm fern stehenden Leser seines „The chain bearer". Immer noch tüchtige Schöpferkraft, frische Phantasie und ein reicher Gedächtnißvorrath von Gesehenem und Gehörtem. Er strauchelt nie über den gefährlichen Stein des Anstoßes, pathetische Scenen genannt, hält immer die Grenzen zwischen wahrem und erheucheltem Gefühl, verirrt sich nie zu hochtrabenden Schilderungen übermenschlicher Herzenseffecte, sondern schreibt einfach und natürlich, gruppirt weibliche und männliche Charaktere mit meisterhaftem Geschick, weist jedem den gehörigen Platz an und läßt nie eine Frau sagen was besser für einen Mann, oder einen Mann was richtiger für eine Frau sich geziemt hätte. Unter den auftretenden Personen sind allerdings einige alte Bekannte, Cooper'sche Stereotypen. Doch keiner macht sich unnütz, sie sind insgesammt an ihrem Platze.

Geheimnisse von London.

Der erste Band der heftweise erschienenen „Mysteries of London", von G. W. M. Reynolds (London 1845), von der Feder eines Mannes, der neben mehren Novellen auch durch ein wissenschaftliches Werk über die neuere französische Literatur sich vortheilhaft bekannt gemacht hat, stellt ein gutes Gemälde

auf von den hervorspringenden Zügen des londoner Lebens und Treibens — einige Grellheiten natürlich abgerechnet. Die Höhlen des Lasters, die Wohnungen der Armuth und die Paläste der Reichen werden geöffnet und zeigen Mancherlei, was nicht sein sollte. Der durchlaufende Faden ist die Lebensgeschichte zweier Brüder, die sich früh getrennt haben, um in verschiedenen Richtungen ihr Glück zu machen, und von welchen der eine der redlichste, der andere der bübischste Mensch auf Gottes weiter Welt. Bis zum Ende des ersten Bandes sind die Charaktere gut gehalten und ist der Knoten derb gebunden.

Literarische Bildnisse.

Ein Buch, das viel kritisirt und wenig gelesen werden wird, ist „A gallery of literary portraits", von George Gilfillan (Edinburg 1845). Die Portraitirten, insgesammt aus der neuern Literatur und Lieblinge des Verf., sind namentlich Godwin, Hazlitt, Hall, Chalmers, Carlyle, Coleridge, Quincey, Prof. Wilson, Landor, Wordsworth, Shelley. Wie man hört ist der Verf. Prediger einer alten dissentirenden Gemeinde in Schottland und predigt er, wie er hier geschrieben hat, muß sein Vortrag keck und feurig, blühend und schwülstig, verworren und unverständlich sein. Das Buch hat unstreitig eine Menge Goldkörner; es kostet aber schwere Mühe, sie aus Scheffelsäcken voll Spreu herauszuklauben, und deshalb eben wird zwar die Kritik sich seiner bemächtigen, die Lesewelt aber wenig Notiz davon nehmen. Eine deutsche Übersetzung wäre ein frivoles Beginnen. 16.

Bibliographie.

Adolar, Morgengrüße. Gedichte. 2te Auflage. Breslau, Trewendt. 8. 15 Ngr.

Baur, A., Die Kirchengeschichte in gedrängter Übersicht. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 12 Ngr.

Geramb, M. J. v., Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai, in den Jahren 1831, 1832 und 1833. 2te verbesserte Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Aachen, Cremer. 1845. Gr. 12. Vollständig in 6 Lieferungen 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte Louis Philipp's I., Königs der Franzosen, von A. Boudin und F. Mouttet, nach vertraulichen Mittheilungen des Königs verfaßt. Übersetzt von K. Große. Mit Illustrationen. 1stes Heft. Meißen, Goedsche. 8. 7 Ngr.

Gogel, N., Russische Novellen. Nach L. Viardot übertragen von H. Bode. Zwei Theile. Leipzig, Klemm. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gräffer, F., Wiener-Dosenstücke, nähmlich: Physiognomien, Conversationsbildchen, Auftritte, Genrescenen, Caricaturen und Dieses und Jenes, Wien und die Wiener betreffend, thatsächlich und novellistisch. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Kleine Wiener Memoiren. 4ter Theil. Wien, Mörschner's Wwe. und Bianchi. Gr. 12. 1 Thlr.

Heger, J. J., Über den Nutzen und die Wichtigkeit der Stenographie im gewöhnlichen Geschäftsleben überhaupt und über ihren gegenwärtigen Stand in Deutschland. Mit wörtlicher Übersetzung in stenographischer Schrift vom Verfasser eigenhändig lithographirt. Prag. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kunst der Geschichtschreibung und Herrn Dahlmann's Geschichte der französischen Revolution. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 12 Ngr.

Lenau, N., Die Albigenser. Freie Dichtungen. 2te Auflage Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Luther's, M., Zeugniß von der Herrlichkeit Jesu Christi. Aus Luther's Schriften herausgegeben von C. G. Hermes. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 22½ Ngr.

Der Ochsenkopf zu Arnheim. Historisch-romantische Erzählung aus dem Geldernschen Kriege. Aus dem Holländischen übertragen von G. Jacke. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Paulsen, P., Versuch einer Schulstatistik des Herzogthums Schleswig. Oldenburg, Fränkel. 1845. 8. 2 Thlr.

Stöber, E., Erzählungen. Gesammtausgabe mit Zeichnungen von L. Richter. 2te Auflage. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Dresden, Naumann. 4. à 10 Ngr.

Tod und Unsterblichkeit. Poetisch bearbeitet nach Vernunft, Natur und Schrift. Breslau, Scholz. 1845. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Unbekannte. Aus den Papieren einer Fürstin von einem Unbekannten (Verfasser der Geheimnisse der vornehmen Welt in Wien, Prag und Pesth.) Zwei Bände. Meißen, Goedsche. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. No. 11. Kaiser Octavianus. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 10 Ngr.

— — Derselben No. 12. Reineke Fuchs. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

— — Derselben No. 13. Peter Dimringer von Staufenberg. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3¾ Ngr.

— — Derselben 2ter Band. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wallot, Hedwig und Eleonore, Gedichte. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Carstädt, Die Verfassungsfrage der protestantischen Kirche in Preußen. Ein Synodal-Vortrag. Breslau, Gosohorsky. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

23 zeitgemäße Desideria für das deutsche und namentlich das sächsische Medizinalwesen. Skizzen aus dem praktischen Leben zur würdigen Erhebung des ärztlichen Standes und Aufdeckung medizinischen Unfugs und Quacksalbereien. Von einem Arzte aus der Provinz. Dresden, Adler und Dietze. 8. 10 Ngr.

Faucher, J., Die Vereinigung von Sparkasse und Hypothekenbank und der Anschluß eines Häuserbauvereins als social-ökonomische Aufgabe unserer Zeit, insbesondere der Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen. Berlin, Grobe. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Christliche Glaubenstöne gefaßt in Worte treuer Liebe und Dankbarkeit an einen edeln Leidenden den Hrn. Seminarlehrer rc. Wedemann in Weimar, von einem evangelischen Pfarrer. Leipzig. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Humoristische Glossen und interessante nachträgliche Notizen zu dem Rock von Trier und was daran und darum hängt. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Goetz, R., Der Lehrbegriff der römisch-katholischen Kirche und sein Widerspruch mit der Constitution des Königreichs Sachsen. Patriotische Bedenken. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1845. 8. 5 Ngr.

Günther, J., Luther's dreihundertjährige Todesfeier. Gedenkbuch für protestirende Christen mit Beiträgen von Vielen. Jena, Mauke. 8. 1 Thlr.

Harleß, G. C. A., Votum über die eidliche Verpflichtung der protestantischen Geistlichen in Sachsen auf die kirchlichen Symbole und die Änderung oder Aufhebung dieser Verpflichtung. Leipzig, Dörffling. Gr. 8. 8 Ngr.

Hasenkamp, H. v., Kritik der unter dem 3. April 1845, 20. Juli 1843, 16. Mai 1844 und 27. September 1845 erlassenen preußischen Militair-, Straf- und ehrengerichtlichen Gesetze, Verordnungen und Kabinetsordren. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herling, S. H. A., Prüfungen oder Wegweiser durch die kirchlichen oder religiösen Zeitfragen für gebildete Laien. Frankfurt a. M., Hermann. 1845. Gr. 12. 26¼ Ngr.

Höpfner, C. F., Wehklage eines abgehenden Predigers, oder Schrift- und erfahrungsmäßiges Bedenken, ob ein evangelischer Lehrer im Königreich Sachsen gegenwärtig ein geistliches Amt antreten und verwalten könne, ohne sein Gewissen

zu verletzen. Eine Abschiedspredigt, gehalten bei der freiwilligen Niederlegung zweier Pfarrämter. Waldenburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kaiser, P. L., Hirtenbrief an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchensprengels bei dem Anfange der Fastenzeit 1845. 2te Auflage. Mainz, Wirth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Klee, E. W., Papstthum oder Christenthum zur Feststellung der christlichen Freiheit oder der wahren Katholicität mit Bezug auf die in Mainz erschienene „Betrachtung eines rechtsgelehrten Staatsmannes über die neuesten kirchlichen Ereignisse". Posen, Cohn. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Kramer, H., Einige Bemerkungen über die für Christenthum und Kirchlichkeit bedenkliche Seite in der theologischen Richtung und den Bestrebungen der protestantischen Freunde. Helmstedt, Fleckeisen. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Löschke, K. J., Dr. Martin Luther's letzte Lebenstage, Tod und Begräbniß. Aus Luther's eigenen Briefen und den Berichten seiner Freunde zusammengestellt, nebst vorangeschicktem kurzen Überblick über das Wirken des Reformators. Breslau. Scholz. Gr. 12. 3¾ Ngr.

Löwenstein, M., Einige Randbemerkungen zu Herrn Dr. Hengstenberg's Broschüre gegen die Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Mittheilungen über die in den meisten Erziehungsanstalten der französischen Schweiz herrschenden pädagogischen Fehlgriffe und Mängel. 2ter unveränderter Abdruck. Baden, Zehnder. Kl. 8. 4 Ngr.

Montanus, R., Die erste christlich-apostolisch-katholische Gemeinde zu Danzig freudig begrüßt. Danzig. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Müller, M., Deutsch-katholisch, nicht römisch. Berlin, Hermes. 1845. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Der sächsische Landtag und die Deutsch-Katholiken. Berlin, Hold. 1845. 8. 7½ Ngr.

Nachtlichtlein für die Philosophie bei langen Winternächten, oder Enzyklopädie der Religionsphilosophie von einem katholischen Priester. Landshut, Thomann. Kl. 8. 5½ Ngr.

Nagel, F. A., Über die Medaille zur Erinnerung an die Ausstellung deutscher Gewerbserzeugnisse in Berlin. Waldow, Hirschberg. 1845. 8. 2½ Ngr.

Die göttliche Offenbarung, oder Warnungsstimme an alle Bewohner der Erde. Eine merkwürdige Begebenheit, die sich mit einem Prediger in England, Namens Chaperlain, zugetragen hat. Aus dem Holländischen übersetzt. 4te unveränderte Auflage. Berlin, Grobe. 8. 2½ Ngr.

Ohlert, H., Ein Hirt und Eine Heerde, oder Friedenswort an die Gelehrten und das große Publikum. Danzig, Anhuth. 8. 10 Ngr.

Der Oberlehrer Dr. Paur zu Neiße und sein Kampf gegen die Unvernunft. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Petermann, K. G., Dr. Martin Luther's letzte Tage nebst einem Abrisse seines Lebens, dargestellt für die evangelische Schuljugend Deutschlands zur 300jährigen Erinnerungsfeier seines Todes. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Ngr.

Peters, O., Die evangelische Kirche und der Christkatholizismus. Ein Beitrag zur Verständigung über das gegenwärtige Verhältniß beider. Schweidnitz, Weigmann. 1845. 8. 5 Ngr.

Reineck, K. E., Die evangelische Kirche muß ein neues Glaubensbekenntniß haben! Neujahrswort beim Zusammentritt des Berliner „Concils" an das deutsche Volk evangelischer Confession. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 10 Ngr.

Richter, A. L., Der Staat und die Deutsch-Katholiken. Eine staats- und kirchenrechtliche Betrachtung. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 7½ Ngr.

Robert, A. F., Die Grundzüge der Ronge'schen Gemeindeverfassung, besonders ihr Glaubensbekenntniß, kritisch beleuchtet und gewürdigt. Breslau, Günther. 1845. 8. 2 Ngr.

Sandring, Aufruf an Israel und an die Welt. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Sandring, Das Gewand des Erlösers. Enthüllung des Geheimnisses. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Der letzte Prophet oder der Wahn des 19. Jahrhunderts. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Offenes Sendschreiben an den Papst Gregor XVI. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Scheele, C., Offenherzige Erklärung über Kirchenlehre, Augsburgische Confession und Symbolzwang. Magdeburg, Rubach. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmitt, L. J. K., Die Bewegungen unserer Zeit auf dem Gebiete der christlichen Kirche. Predigt über Luc. 49—58. 1ste Auflage. Marburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schulz, H. W., Über die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung zu Dresden. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.

Spener's, P. J., pia desideria, herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche, sammt einigen einfältig dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen. Aufs neue überarbeitet und mit Anmerkungen versehen von F. W. P. L. Feldner. Dresden, Naumann. 8. 6 Ngr.

Stoeveken, H., Clemens August, Freiherr Droste zu Vischering, in seinem Leben, Wirken und Tode geschildert. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Stohlmann, W., Einige ärztliche Stimmen gegen die Enthaltsamkeitsvereine. Bielefeld, Helmich. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die gegenwärtige allgemeine Synode der deutschen protestantischen Kirche in Berlin. Eine freimüthige Ansprache an Regierende und Regierte, an Geistliche und Laien von einem Laien. Berlin, Grobe. 8. 2 Ngr.

Tholuck, A., Eröffnungsrede zu der 6ten Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Gnadau am 2. April 1845. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Über preußische Justizämter und deren Einrichtung, sowie über neue Gerichtsverfassung. Quedlinburg, Franke. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlich, Bekenntnisse. Mit Bezug auf die protestantischen Freunde und auf erfahrene Angriffe. 4te unveränderte Auflage. Leipzig, Böhme. Gr. 8. 10 Ngr.

Uhlich, Das Büchlein vom Reiche Gottes. Allen freien Christen gewidmet. 3te durchgesehene Auflage. Magdeburg, Creutz. 1845. 8. 5 Ngr.

Uhlich's Vortrag bei der Versammlung protestantischer Freunde in Breslau am 30. Juli 1845. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vorträge und Verhandlungen bei der am 16. Juli 1845 zu Quedlinburg stattgefundenen allgemeinen Versammlung des Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung für das Fürstenthum Halberstadt und Stift Quedlinburg. Quedlinburg, Franke. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Was bedeutet Papstthum, Cölibat, Ohrenbeichte! Ein freies Wort von einem deutschen Mann. 2te Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 1½ Ngr.

Was könnte und sollte geschehen in der Christenheit zur Herstellung eines allgemeinen apostolischen Gemeindeverbandes? Eine Stimme aus der Gemeinde. Nebst einem Nachtrag aus der Rede von Merle d'Aubigné, gehalten Mai 1815 bei der Generalversammlung der freien schottischen Kirche. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur Erklärung vom 15. August 1845. Von Unterzeichnern derselben. Berlin, Müller. Gr. 8. 2 Ngr.

Zur Verständigung in der Noth dieser Zeit. Ein Wort aus dem Volke an die Gebildeten aller Stände, mit besonderer Rücksicht auf Berlin und seine Lichtfreunde. Von einem evangelischen Laien und Freund evangelischen Lichts. 2te vermehrte Auflage. Mit einem Vorwort von A. Neander. Berlin, Enslin. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 76. — 17. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Vierter Artikel.*)

4. Erinnerungen aus Rußland und dem Orient, aufgezeichnet während seiner Reisen im Norden, in der Türkei, Palästina, Ägypten und Griechenland durch Daniel Wegelin. Herausgegeben von H. Leemann. Mit 13 Ansichten und zwei Plänen. Zwei Theile. Zürich, Schultheß. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 14 Ngr.
5. Palästina. Bilder aus dem heiligen Lande, aufgezeichnet während seines Aufenthalts in Jerusalem von Daniel Wegelin. Herausgegeben von H. Leemann. Mit sechs Ansichten und zwei Plänen. Zürich, Schultheß. 1845. Gr. 8. 26 Ngr.
6. Wanderungen im Morgenlande während der Jahre 1842—43, von F. A. Lorent. Manheim, Löffler. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Fragmente aus dem Orient. Von Jakob Ph. Fallmerayer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

Was hilft es, daß der hohe Bundestag zu Frankfurt erst neuerdings wieder in wohlverclausulirten, reiflich erwogenen Paragraphen dem literarischen Eigenthum einen möglichst vollständigen Schutz gewährt und die rechtmäßigen Ansprüche auf den Gewinn der geistigen Arbeit der Familie und den Erben der Verfasser bis auf 30 Jahre nach ihrem Tode sichert, wenn die armen Schriftsteller ruhig zusehen müssen, wie man noch bei ihren Lebzeiten ihre wohlbegründeten Rechte ungestraft kränken kann! Allen policeilichen Maßregeln und allen Protestationen des leipziger Literatenvereins zum Trotz hat sich das ergiebige Handwerk der literarischen Freibeuterei nie eines so fröhlichen Gedeihens zu erfreuen gehabt als gerade jetzt. Es ist eine unabweisbare Thatsache, daß unzählige Winkeljournale und zum Theil selbst Zeitschriften, welche Anspruch auf einen ernsten, gewichtigen Charakter erheben, ihre Spalten mit unrechtmäßig erworbenen Schmuggelwaaren füllen. Der geschmeidige Geist der literarischen Chevaliers d'industrie weiß alle wohlmeinenden Bestimmungen der einsichtsvollen Policei durch leichte Umgestaltungen und Veränderungen im Texte der gestohlenen Arbeiten, durch Verkürzungen oder nichtssagende Paraphrasen mit einer Frechheit und Gewandtheit zu umgehen, wie sie in den gewöhnlichen Kreisen der eigentlichen Gewerkthätigkeit nicht schlagender gefunden werden können.

Die Journalistik gewährt zufolge der Beschaffenheit ihres ganzen Terrains nur allzu viele Schlupfwinkel und Verstecke für diese dreisten Contrebandiers. Unbegreiflicher noch ist die Schamlosigkeit, mit welcher von den literarischen Wegelagerern selbst größere Werke geplündert und unter fremden Namen wieder dem Publicum vorgeführt werden.

Im Allgemeinen mögen jetzt wol nur noch wenige Nachdruckereien im eigentlichsten Sinne des Worts bestehen, welche ihr Handwerk mit wohlbekannter belgischer Unbefangenheit, wie man es vor Zeiten wol auch in Karlsruhe und Wien that, beitreiben; aber nicht minder schmählich ist darum das Verfahren, welches von pflichtvergessenen Buchhändlern und ehrlosen Personen, die sich für Schriftsteller ausgeben, zu einer stehenden Praxis gemacht ist. Früher druckte man das Buch, welches seinem Inhalte nach oder wegen des Verfassers einen einträglichen Absatz versprach, in unveränderter Gestalt, mit Beibehaltung des vollständigen Titels und oft mit der Bezeichnung der rechtmäßigen Firma ab; jetzt wird die Sache feiner betrieben. Man läßt hier und da ein Wort aus, schaltet eine leere, nichtssagende Phrase ein, verballhornisirt auf das Gerathewohl irgend eine beliebige Stelle des Originals, auf das man es abgesehen hat, und bietet nun das gestohlene Gut als ein ganz neues Geistesproduct, auf das mit frecher Stirn unter obligatem Paukenlärm und mit Trompetenstößen die öffentliche Aufmerksamkeit hingelenkt wird. Dieser Frevel ist natürlich doppelt schimpflich; denn während früher höchstens der Buchhändler um seinen gebührenden Erwerb betrogen, der Schriftsteller aber nur durch Reaction in seinem Honorar geschmälert wurde, bestiehlt man jetzt beide ebenso unumwunden an ihrem materiellen Gewinne, indem man den Verfasser auch außerdem noch um einen Theil seines literarischen Rufs bringt. Auf diese Weise ist die gelehrte wie die belletristische Literatur in ein Lager verwandelt, in dem von frechen Marodeurs ohne Scrupel sowie ohne Gefahr geplündert wird. Bei dem ungenügenden Schutze, den die vorhandenen Gesetze gewähren können, halten es die beraubten, in ihren Interessen gekränkten Autoren in den meisten Fällen nicht

*) Vergl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 152—154, [illegible]—[illegible] und 274—277 d. Bl. f. 1845. D. Red.

für der Mühe werth, Lärm zu schlagen und ihre Zuflucht zu gerichtlichen Verfolgungen zu nehmen. Läßt es sich aber ja einer derselben beikommen, sein „Haltet den Dieb!“ zu rufen, wenn er bestohlen wird, so sehe er sich wohl vor, ehe er einen förmlichen Rechtshandel gegen einen Preßfrevler anhängig macht, denn in der Regel ist der Plagiarius gerieben genug, um allen Verfolgungen zu entgehen, und dann wird der Kläger nicht nur abgewiesen, sondern zugleich auch noch in die Kosten verurtheilt. Wir könnten zahlreiche Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit anführen, wenn es hier überhaupt der Belege bedürfte.

Die Veranlassung zu dieser langen Herzensergießung, welche gewiß bei Jedem, der bei seiner literarischen Thätigkeit auf Erwerbung eines ehrlichen Namens und auf einen angemessenen materiellen Gewinn bedacht ist, ein Echo findet, gibt uns ein Werk, dessen Verfasser und Herausgeber bereits an einem andern Orte als des Plagiats schuldig gebührendermaßen an den Pranger gestellt sind. Wir sind bei unserer Rundschau über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Touristen-Literatur genöthigt, auf diese Schrift, welche man mit Unwillen beiseite werfen sollte, noch einmal zurückzukommen.

Leemann — wir wissen nicht inwieweit er Mitschuldiger des literarischen Betrugs ist — führte das vorliegende Buch, welches sich als Erinnerungen dreizehnjähriger Reisen bietet, mit einer echt schweizerischen Gutmüthigkeit und zugleich mit einer Art Pathos ein, in den die Schriftsteller Helvetiens überhaupt leicht verfallen. Er meint, die bunten Erlebnisse eines „schweizerischen Mitbürgers“ würden gewiß von allen Landsleuten mit regem Interesse gelesen, indem man von allen Seiten bemerkt hätte, „daß diese anspruchslose Erzählung seiner Begebenheiten weit entfernt von der Vielrednerei mancher andern Reisenden das Gepräge der Wahrheit an sich trügen“ (S. v). Die Folge hat leider dem Herausgeber ein arges Dementi gegeben. Wie beschämt muß der vertrauensvolle Mann, welcher seinen Beistand zur Veröffentlichung dieses zusammengerafften Werks geliehen hat, gewesen sein, als er sich überzeugen konnte, daß diese Erzählungen, „welche das Gepräge der Wahrheit tragen“, nicht die Erinnerungen eines schlichten Wanderers, sondern zum Theil wenigstens die Auszüge aus einem vielgelesenen Werke sind, aus dem „Morgenland und Abendland. Vom Verfasser der Cartons“ (3 Bde., Stuttgart 1841).

Indem wir Wegelin oder Leemann — wer ist der Schuldige? — der größten literarischen Sünde zeihen, welche ein Schriftsteller begehen kann, sind wir aber keineswegs gewillt, alle Erlebnisse, die hier geschildert werden, und die ganze Reise, welche die Grundlage vorliegenden Werks bilden soll, für eine Fiction zu erklären. Wahrscheinlich waren die Notizen, welche Wegelin auf seiner Wanderung gesammelt hatte, etwas dürftig ausgefallen; das Gedächtniß, auf das er sich verlassen hatte, zeigte sich nicht immer frisch und regsam genug, und so mußte aus den nächsten Quellen, welche gerade zugänglich waren, ergänzt werden. Aber weshalb sich zum Schriftsteller aufwerfen, wenn mit dem Material zugleich auch die Gewandtheit der Einkleidung fehlt, wie man daraus ersehen kann, daß er die gesammelten Notizen einer fremden Überarbeitung zuweisen mußte!

Einigermaßen zu entschuldigen wäre die allzu häufige Nachlese und stillschweigende Entlehnung aus fremden Werken, wenn sich dieselbe auf historische Notizen, Schilderungen malerischer Landschaften und allenfalls Betrachtungen allgemeinen Inhalts ausschließlich erstreckte. In Bezug auf literarischen Unterschleif dieser Art haben unsere modernen Touristen bekanntlich ein sehr weites Gewissen. Plumper muß man das Verfahren schon nennen, wenn wie hier selbst an solchen Stellen, welche nicht geradezu abgeschrieben sind, doch ein sonderbares Zusammentreffen in Betreff der kleinlichen Erlebnisse des Tags mit frühern Reisenden stattfindet. So kann man es unserm Reisenden nachrechnen, daß er z. B. namentlich in Palästina überall die nämlichen Eindrücke empfängt als der bekannte Verfasser der „Cartons“.

Was einigen Zweifel gegen die innere Wahrheit der ganzen Irrfahrt, deren angeblicher Bericht uns hier geboten wird, zu erregen im Stande wäre, ist der Umstand, daß Wegelin nicht nur selbst auffallend häufig drohenden Gefahren ausgesetzt ist, sondern daß er auch überall bei wichtigen Ereignissen persönlich zugegen gewesen sein will. Freilich stimmt die Zeitrechnung, und seine Erzählungen liegen deshalb im Kreise der Möglichkeit; aber die Zweifel, in denen man von dem Gedanken, daß er sich in Benutzung fremder Schriften eine unverzeihliche Unredlichkeit hat zu Schulden kommen lassen, bestärkt wird, werden durch die Bestimmtheit, mit der er seine Erlebnisse hinstellt, nicht entkräftet.

Wir wollen mit wenigen Worten ein flüchtiges Bild von dem Plane, dem Reiseziele und den Abenteuern seiner Irrfahrten entwerfen. Wegelin erzählt, daß ihn früh schon ein lebhaftes Verlangen getrieben habe, sich in der Welt umherzutummeln; deshalb mochte er nicht länger in den engen Kreisen seiner Vaterstadt St.-Gallen ausharren, und begab sich, nachdem er seine Lehrzeit als Kaufmann im Hause seines Vaters beendigt hatte, zuvörderst nach Riga, wo er mit Hülfe der Verbindungen, welche sein Vater mit einigen dortigen Familien angeknüpft hatte, leicht eine Stellung zu finden hoffte. Die Schilderung seiner Reise über Berlin, Frankfurt, Königsberg, Memel übergehen wir füglich; sie ist mit Reisebemerkungen wie: „Berlin ist in einer sandigen und daher äußerst öden Gegend gelegen“ (I, 4), verbrämt. Die Hoffnungen, welche er auf Riga gestellt hatte, scheiterten, und er tritt deshalb etwas niedergeschlagen seine Rückreise nach St.-Gallen an, wird aber in Lübeck veranlaßt, sich nach Hamburg zu begeben, wo ihm eine Anstellung in Aussicht gestellt wird. Auf der Ueberfahrt nach Lübeck hat er, im Vorbeigehen gesagt, den ersten Seesturm auszustehen. Darauf finden wir ihn als interessanten Geschäftsreisenden für ein hamburger Haus, das ihm nach einem sehr traurigen und größ-

tentheils erfolglosen Durchzuge durch Mecklenburg und die Mark den Auftrag gibt, nach Memel in Geschäften zurückzugehen. Neues Ungemach wartet seiner auf der Ostsee. Aber auch in Memel wollen die Geschäfte, welche ihm anvertraut sind, nicht recht gedeihen. Nun wendet er sich nach Petersburg, welches er ein „Palästemeer" nennt. Hier findet er in einem Speditionshause das gewünschte Unterkommen. Nachdem er in dieser Stellung zwei Jahre gearbeitet hat, associirt er sich mit einem Kaufmanne. Während seines Aufenthalts in Petersburg erlebte er außen vielen andern Fährlichkeiten und denkwürdigen Ereignissen die ungeheure Überschwemmung am 19. Nov. 1823, deren Schilderung wir ihm gerathen haben würden aus einer geistreichen Novelle von Leopold Schefer zu entlehnen, und den denkwürdigen Aufstand, der unmittelbar nach dem Regierungsantritte des Kaisers Nikolaus stattfand. Eine körperliche Schwäche, Folge einer Fieberkrankheit, welche er sich durch einen Sturz in die Newa zugezogen hat, veranlaßt ihn, auf einige Zeit nach seiner Vaterstadt zurückzukehren; aber während seiner Abwesenheit bringt sein Associé das gemeinschaftliche Geschäft durch seine treulosen Speculationen dem gänzlichen Verfall nahe. Voll Verdruß bricht er nun seine petersburger Verbindungen ab. Zum Glück bietet sich ein Antrag, für ein petersburger Haus in Moskau ein eigenes Comptoir zu errichten (Dec. 1830). Der Verf. gibt uns Gelegenheit seinen Muth zu bewundern, welchen er dadurch beweist, daß er geraden Wegs der Cholera entgegenreist. Aber kaum ist er in Moskau, diesem „Kleinode der Russen" wie er es bezeichnet, angelangt, so trifft ihn wie ein schwerer Schlag die betrübende Nachricht, daß seine Geliebte ihm ungetreu geworden ist. Nun ist ihm Rußland verhaßt, und er beschließt, ungesäumt seinen Wanderstab nach der Türkei zu lenken. Wir bemerken von den Fährnissen dieser neuen Reise nur, daß er von Wölfen, die ihm blutgierig nachschnauben, in nicht geringe Gefahr versetzt wird.

Nach flüchtiger Reise, auf der er die deutschen Colonien berührt — er erwähnt nur im Vorbeigehen und ohne irgend eine neue Notiz beizubringen Rudolfstadt — langt er in Odessa an, das er aber bald wieder verläßt, um sich nach Konstantinopel einzuschiffen. Auf der Überfahrt gibt es wieder den unvermeidlichen Sturm. Der Verf. würzt seine Schilderung von Konstantinopel — die, irren wir nicht, auch schon anderswo zu lesen ist — mit einer Beschreibung des Brandes von Pera (am 2. Aug. 1831). Wegelin, der für einen flüchtig Reisenden ganz vorzugsweise vom Glücke begünstigt ist, wohnt diesem Schauspiele wiederum bei. Sonst ist uns in Bezug auf die Türkei und die Hauptstadt derselben im Allgemeinen nichts Neues aufgestoßen als Das, was er über die Toleranz der Türken mittheilt: „Über Unduldsamkeit von Seiten der Regierung können sich die Christen in neuerer Zeit nicht beschweren" (I, 196).

In dem moscheenreichen Stambul faßte plötzlich unsern Reisenden, der uns allmälig fast im Lichte eines planlos in der Irre umherwandernden Abenteurers erscheint, das Verlangen, eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Dieser Theil der Reiseschilderung ist nun derjenige, wo der Verf. nachweislich am wenigsten auf eigenen Füßen steht. Wir wollen uns deshalb nicht die Mühe geben, dem etwas problematischen Reisenden auf seiner ganzen Tour zu folgen. Wir erwähnen nur, daß er zu wiederholten Malen in Palästina gewesen zu sein vorgibt, und daß er nach mehrfachen Irrfahrten in Alexandrien eine Existenz findet, indem ihm der russische Viceconsul Lavison eine mit einer angemessenen Einnahme verbundene Beschäftigung auf seinem Bureau gewährt. In dieser Stellung hat er auch Gelegenheit, Mehemet Ali zu sehen. Er bemerkt über den äußern Eindruck dieses vielbesprochenen Mannes (II, 204):

> Ich kann nicht sagen, daß seine Erscheinung den Eindruck auf mich gemacht hätte, welcher uns in der Nähe wahrhaft erhabener Männer zu erfassen pflegt. Ein kleiner lebhafter Greis, mit sprühenden Augen, gewöhnlichen Gesichtszügen, weißem langem Bart, zeigte keine Spur von der Majestät, mit welcher sonst glückliche Emporkömmlinge den mangelnden Stammbaum würdig zu ersetzen wissen.

Dieses Bild weicht von dem schmeichelhaften Portrait, welches der „Verstorbene" von seinem Lieblinge entwirft, bedeutend ab. Nach längerm Aufenthalt in Alexandrien begleitet Wegelin Lavison nach Konstantinopel und begibt sich in Gesellschaft eines Herrn Puff — der Calembourg liegt hier sehr nahe — nach Napoli di Romania, von wo ihn sein lebhafter Wunsch das Vaterland wieder zu sehen und der Rath seines Arztes zum Aufbruch treiben. Unterdessen müssen wir noch zwei Seestürme einregistriren (II, 180, 231), welche fast den Gedanken aufsteigen lassen, die zahlreichen Beschwerden dieser Art, mit denen unser Reisender zu kämpfen hat, könnten etwa auf Übertreibungen oder auf optischen Täuschungen beruhen. Wenn dies Letztere der Fall sein sollte, so kann er sich mit dem schwungvollen Lamartine trösten, der auch in seinen orientalischen Reiseeindrücken einen mächtigen Seesturm beschreibt, der — wie später durch Versicherung von Zeugen notorisch geworden ist — bei näherer Betrachtung zu einer Fiction zusammenschrumpft. Der gefällige Capitain hatte nämlich dem berühmten Reisenden die Freude bereiten wollen, einem schönen Sturm, der sich von gewandter Feder beschrieben immer anziehender ausnimmt als in der Wirklichkeit, beizuwohnen.

Im Allgemeinen hält sich der Verf. mehr an die oberflächlichen Beobachtungen und äußern Eindrücke; nur hier und da streut er seiner Darstellung höchst willkürlich zusammengelesene historische Notizen ein. Bis zum Ekel werden uns besonders in den Capiteln, welche Palästina gewidmet sind, die bekanntesten Dinge vorgeführt. Dessenungeachtet scheint der Herausgeber, der wie er selbst gesteht hier recht con amore nachgeholfen und gebessert hat, gerade auf diese Partie des Werks vorzügliches Gewicht zu legen, indem er sie noch eines besondern Abdrucks gewürdigt hat. Da nun gerade diese Abschnitte am meisten aus fremden Bestandtheilen

gebildet sind; so erhalten wir in dem Nr. 5 bezeichneten besondern Bande einen Abdruck eines Plagiats, was an die „Impressions de voyage" von Alexandre Dumas erinnert, welche durch die unzähligen Vervielfältigungen, wie der „Charivari" sagt, zu réimpressions des impressions geworden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Vollständigste Ausgabe von Labruyère.

Zu den grellen Contrasten, welche unsere Gegenwart charakterisiren, gehört auch der, daß das Publicum mit der unglaublichsten Leichtfertigkeit die wichtigsten Erscheinungen der Literatur in den Wind fahren läßt, und dann doch wieder andererseits eine fast rührende Pietät für einmal officiel beglaubigte Größen an den Tag legt. Diese sorgsame Liebe für die als classisch anerkannten Werke tritt auch in Frankreich in einer großen Menge von sorgfältigen Ausgaben solcher literarischen Productionen hervor. Ein Theil dieser Editionen verräth einen Sammlerfleiß und eine kritische Richtung, wie wir sie in Deutschland nur bei Werken des griechischen oder römischen Alterthums in Anwendung gebracht haben. Wir haben selbst in d. Bl. schon z. B. Ausgaben von Molière's unsterblichen dramatischen Dichtungen erwähnt, welche mit einer in das Kleinliche gehenden Vollständigkeit jeden Unterschied der Lesarten aufzählen, und in denen der Notenschwall über dem Texte zusammenschlägt. Gegenwärtig erhalten wir eine höchst verdienstvolle Ausgabe der „Caractères de Théophraste avec les Caractères ou les moeurs de ce siècle de *Labruyère*", welche wir dem umsichtigen und thätigen Baron Walckenaer verdanken. Demselben muß das Recht zugestanden werden, seine Arbeit „Première édition complète" zu nennen, und der Herausgeber macht auch von diesem Rechte auf dem Titelblatte Gebrauch. Von besonderer Wichtigkeit ist der Anfang, in welchem wir einen genauen Nachweis finden von allen Veränderungen, die der Verf. in den verschiedenen Ausgaben veranstaltet hat. Labruyère hat deren selber neun besorgt, welche zum Theil sehr voneinander abweichen. Besonders stellen sich in Bezug auf die Anordnung, welche dem Verf. sehr am Herzen gelegen zu haben scheint, da er sie so oft über den Haufen geworfen und umgekehrt hat, sehr merkliche Abweichungen heraus. Außerdem hat der Herausgeber die Sammlung, wie sie gewöhnlich abgedruckt wird, durch vier Charakterbilder bereichert, von denen zwei aus der fünften und zwei aus der sechsten Originalausgabe wieder hervorgezogen sind. Die historischen und anderweitigen Erläuterungen, durch welche der Herausgeber in das Verständniß einiger schwieriger Stellen und bisweilen dunkler Anspielungen einzuleiten sucht, bieten eine Vollständigkeit und Genauigkeit, wie wir sie noch in keiner Ausgabe dieser frischen Lebensbilder gefunden haben. Die biographische Notiz endlich, welche an der Spitze dieser Edition steht, ist ein lebendiges Bild des Schriftstellers und seiner Zeit.

Übersetzung von Vieira's Predigten.

Während man früher der französischen Literatur mit Recht den Vorwurf machen konnte, daß sie im zu geringen Maße die wichtigern Erscheinungen des Auslandes berücksichtige, nimmt dieselbe immer mehr und mehr einen kosmopolitischen Anstrich an, als gelte es auch hier den von Goethe verheißenen Zustand der Weltliteratur herbeizuführen. Unter den neuesten Übersetzungen, durch welche die Franzosen den Schatz ihrer eigenen Literatur wie durch fremde Anleihen zu bereichern trachten, bemerken wir eine Bearbeitung der Predigten eines ausgezeichneten portugiesischen Kanzelredners. Der Pater Vieira, welcher dem Orden der Jesuiten angehörte, wird nicht ohne Grund den hervorragendsten Rednern aller Zeiten beigezählt. Er war 1608 zu Lissabon geboren und brachte einen großen Theil seines vielbewegten Lebens in Amerika zu. Er erntete in seinem Vaterlande, in Paris, in Holland und Rom den reichlichsten Beifall. In der letzten Stadt predigte er vor Christine von Schweden, welche ihm wiederholt die Stelle ihres Beichtvaters antrug. Barbosa meint in portugiesisch-prunkvoller Weise, diese Königin sei vom eisigen Nordpole herbeigeeilt, um als eine zweite Königin von Saba diesen neuen evangelischen Salomo zu bewundern. Mehr als solche übertriebene, bombastische Lobreden ehren die mildthätigen Handlungen, welche dieser Priester an den armen Indianern Amerikas verrichtete, seinen Charakter. Man hat Vieira häufig mit Bossuet verglichen, und Ferd. Denis, dieser Kenner der portugiesischen Literatur, meint in seiner „Histoire de la littérature portugaise", daß er an manchen Stellen allerdings den erhabenen Schwung dieses herrlichen französischen Redners erreiche. Die Besorgung einer lesbaren französischen Übertragung ist von einer Gesellschaft von Freunden erbaulicher Lecture dem als Reisenden und sorgfältigen Literaten bekannten Eugène de Monglave übertragen. Der Erzbischof von Paris hat dieses Unternehmen seines besondern Schutzes für würdig gehalten, nachdem er die Werke, welche es betrifft, durch den Abbé Lacouture einer religiösen Prüfung hat unterwerfen lassen und nachdem ihm vom Bischof von Viseu über den Werth und die Bedeutung dieses Kanzelredners ein sehr vortheilhafter Bericht erstattet worden ist. Das Ganze wird 12 Octavbände umfassen.

Fichte ins Französische übersetzt.

Wir haben oft schon von der Verbreitung deutscher Philosophie in Frankreich gesprochen, welche Dank den Bestrebungen Einzelner in diesem Lande einen immer breitern Boden gewinnt. Es bedarf indessen nicht der Versicherung, daß wir uns darum noch nicht überspannten Hoffnungen hingeben dürfen. Eine neue Erscheinung, welche wiederum für das steigende Verlangen der gebildeten Franzosen, aus dem Borne deutscher Philosophie zu trinken, spricht, ist die Bearbeitung eines der wichtigsten Fichte'schen Werke, welche wir dem Prof. Bouillier verdanken, dessen Arbeiten über Geschichte der Philosophie in Frankreich Anerkennung gefunden haben. Diese Bearbeitung ist unter dem Titel „Méthode pour arriver à la vie bienheureuse" erschienen. Die Wahl scheint uns deshalb nicht unglücklich, weil in diesem Werke die Lehre Fichte's den Franzosen weniger unverständlich erscheinen wird als dies in andern seiner Schriften der Fall sein dürfte. Diese Übersetzung hat dadurch für uns einiges Interesse, weil der Sohn des deutschen Philosophen sie mit einer besondern Einleitung versehen hat.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 77. —— 18. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Ein Werk von ganz anderm Schrot und Korn wird uns in den „Wanderungen" von Lorent geboten. Die etwas abgedroschene und allmälig verdächtig gewordene Bemerkung in der Vorrede, der Verf. habe sich nur auf „besonderes Zureden mehrer Bekannten" zur Herausgabe dieser Reiseskizzen entschlossen, und der etwas emphatisch-hochtrabende Anfang des Werks selbst flößte uns, offen gesagt, kein allzu günstiges Vorurtheil ein. Aber später sahen wir, daß die hohlgehenden Wellen der Wohlredenheit bald einen einfach natürlichern Fluß nahmen und nur hier und da die Klippe einer Inversion oder eine allzu häufig wiederkehrende Anziehung mythologischer Bilder — z. B. „in Ägypten ergreift Klio die Hand des wißbegierigen Forschers, führt ihn über Lethes Fluten wieder zurück und leuchtet ihm mit heller Fackel tief in die Nacht längst dahingeschwundener Äonen hinein" — ein gezwungenes Kräuseln der glatten Oberfläche bewirkt. Dazu kommt, daß man im Reisenden bald einen wissenschaftlich gebildeten Mann erkennt, dessen Werk wenn auch keine große gelehrte Ausbente doch eine ganz empfehlenswerthe Lecture bietet. Er erklärt es selbst, daß es nur seine Absicht war, den Orient im Allgemeinen kennen zu lernen (S. 4), und es scheint, daß er die wissenschaftlichen Zwecke — botanische Studien, deren Resultate er nach den Bestimmungen des Prof. Hochstädter am Ende seines Werks mittheilt — nur nebenbei verfolgt hat.

Der Verf. beginnt seine Beschreibung in Konstantinopel, um nicht durch Schilderung allzu bekannter Gegenden zu ermüden, und erstreckt sich dann über Ägypten, Syrien, Mesopotamien und Armenien. In Bezug auf die türkischen Zustände faßt er sich sehr kurz und wir bemerken nur, daß er dem Sultan Mahmud, den er „den Affen Peter's des Großen" nennt, die Vernichtung der türkischen Nationalität vorzüglich zur Last legt. Über Smyrna, das wegen der vielen daselbst seßhaften Christen gewöhnlich Giaur Ismir (S. 13) genannt wird, begibt Lorent sich nach Alexandrien. Diese Stadt ist von den europäischen Touristen zu sehr abgeweidet als daß sich hier sonderlich viel Neues auffinden ließe. Indessen gewährt Das, was er (S. 22 u. 34) über die ägyptischen Schulen sagt, einiges Interesse. Sodann geht er auf dem Mamudie-Kanale, welcher von 25,000 Menschen in sechs Monaten vollendet ist (S. 24), nach dem Nil. Kahira machte auf sein empfängliches Gemüth keinen geringen Eindruck, und besonders gefällt er sich in den Schilderungen der reizenden Gartenanlagen von Schubra (S. 42), die, wie wir gesehen haben, auch dem sachkundigen Pückler lebhafte Bewunderung entlockten. Die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten, deren Zuschauer Lorent war (S. 30), ruft uns das einfache, klare, aber gerade deshalb auch so ansprechende Reisebuch des ältern Niebuhr zurück, der sein Werk durch naive Darstellungen aus dem Volksleben zu einer Arbeit von dauerndem Werthe gemacht hat.

Seine Reise nach den Ruinen des hundertthorigen Theben legte Lorent auf einer eigens gemietheten Barke zurück, die wie es ägyptischer Brauch ist zuerst in das Wasser getaucht wird, um sie vom Ungeziefer zu reinigen (S. 44). Unterwegs fallen die vielen Santon-(Heiligen-) Gräber am Ufer vorzüglich in seinen Blick. An dem Hügel des Scheich Said bitten ihn die Araber ein Stück Brot ins Wasser zu werfen, weil dann ein weißer Vogel kommen werde, um es für vorüberziehende Wanderer am Grabe des Heiligen niederzulegen (S. 48). Die Fahrt stromaufwärts geht natürlich nur sehr langsam von statten, und sie kann nur einigermaßen dadurch beflügelt werden, daß die Ruderer an seichten Stellen ins Wasser springen, um den Kahn zu ziehen. Im Allgemeinen aber zeigen sich die eingeborenen Diener als träge, langsame Kerle, deren Eifer nur durch die Drohung, daß ihnen die Bastonnade verabfolgt werden soll (S. 52), einigermaßen beflügelt werden kann. Das interessanteste Abenteuer auf dieser langwierigen Reise ist die Bekanntschaft des Reisenden mit einer Gawazieh (S. 56), d. i. mit einer jener Tänzerinnen, welche Mehemet wahrscheinlich ihrer allzu freien Sitten wegen nach dem obern Ägypten verbannt hat. Die Andeutungen, welche wir über den ägyptischen Lieblingstanz Nachle, d. h. Biene, erhalten, lassen allerdings arge Vermuthungen über die Leichtigkeit, den Sinnentaumel der Ägypter zu erregen, aufsteigen. Eine sorgfältigere Beschreibung dieser üppigen und über die Grenze bloßer

Frivolität hinausschweifenden Gaukelei möge man in einem Aufsatze von Hammer (im Jahrgang 1844 der wiener „Jahrbücher") suchen.

Über die Ruinen von Theben faßt sich der Verf. kurz, indem er ganz einfach gesteht, wie er sich hier auf seine persönlichen Eindrücke beschränken müsse. Man kann es nur billigen, daß er es verschmäht, mit einem Apparat zusammengelesener Gelehrsamkeit, wie sie von den Reisenden gewöhnlich erst später im Studirzimmer und mit Zuziehung ganzer Bibliotheken aufgetrieben wird, zu prunken. Dabei haben seine schlichten Schilderungen von Karnak und Luxor und vorzüglich vom Palaste Medinet Abu (S. 74) nichts verloren. Von Kahira aus, wohin er zurückkehrt, um daselbst einen längern Aufenthalt zu nehmen, besucht er auf einem Ausfluge die Pyramiden, über deren Bedeutung und Bestimmung erst jüngst wieder auf Anregung eines eigenen Werks vom Franzosen Fialin viel hin- und hergestritten ist. Der Eindruck, den diese kolossalen Monumente auf ihn gemacht haben, erscheint weniger überraschend. Er sagt in dieser Beziehung gewiß ganz richtig (S. 113):

> Die große Einfachheit macht, was bei Tempeln nicht möglich ist, daß sich die Phantasie ihr Bild genau vorstellen kann, und daher sieht man sie das erste Mal so ganz vorbereitet und oft mit überspannten Erwartungen.

Wir haben es bereits in einem frühern Artikel dieser Umschau gesagt, daß man sich in neuester Zeit durch die Lebhaftigkeit politischer Debatte gewöhnt habe, bei einem Buche über Ägypten immer zuerst zu fragen: Was denkt der Verf. von Mehemet Ali? Hält er ihn für einen starren Tyrannen, für einen unbeugsamen Beherrscher gedrückter Unterthanen, oder erscheint er in seiner Darstellung — wir bedienen uns eines Ausdrucks von Pückler — als ein „Beglücker von Millionen"? So können wir es denn schon nicht unterlassen, unserm Reisenden mit dieser unserer unvermeidlichen Gewissensfrage entgegenzutreten. Im Allgemeinen, müssen wir zuvor bemerken, räumt Lorent der politischen Betrachtung nur eine untergeordnete Berücksichtigung ein; er überläßt es Andern, mit einem absprechenden Worte über die staatlichen Zustände fremder Völker, mit denen er in einen flüchtigen Verkehr getreten ist, ein dictatorisches Urtheil zu fällen. Nur so viel sieht man wol, daß er die unleugbare Strenge Mehemet's, seine gewaltigen Maßregeln, welche sich allerdings nicht in Abrede stellen lassen, als Product und Ergebniß der unerbittlichsten Nothwendigkeit betrachtet. Mit andern Hebeln als mit Härte, meint er, lasse sich die Trägheit der Fellahs nicht aufrütteln. Deshalb verwahrt er sich ausdrücklich gegen Diejenigen, welche nach abendländischen Ansichten über den „Regenten Ägyptens" den Stab brechen wollen: „Nur Europäer werden Mehemet's Regierung tyrannisch heißen, weil sie die Gesetze und nicht das Volk kennen."

Wir wollen dem Verf. auf seiner Reise von Kahira über El Arisch (Larissa), Gaza und Ramla (Arimathea, später Ramatha) nach Jerusalem nicht folgen. Auch über Jerusalem schweigen wir, da die Schilderungen Lorent's, welcher hier von seiner löblichen Gewohnheit abweicht und sich in unnöthige historische Auseinandersetzungen einläßt — „weil es einzig eine Stadt der Erinnerungen ist" (S. 146) — nichts wesentlich Neues bieten. Nach einem Ausfluge nach Jericho — jetzt ist es ein ärmliches Dorf Riha —, nach dem Todten Meere und Bethlehem, setzt der Verf. seine Reise nach Damaskus fort und berührt dabei Naplus, Tiberias, Nazareth, St.-Jean d'Acre, Tyrus, Sidon und Beirut. In Tyrus (jetzt Sur) sah er Araber, welche nach Schätzen gruben, wie dies die Einwohner dieser Gegend zu thun pflegen, wenn sie Europäer mit ihren Reisehandbüchern auf den Ruinen umherwandeln sehen. Sie glauben dann, daß die Fremdlinge aus diesem zerfallenen Orte stammen, und ihre Vorfahren den Nachkommen schriftliche Nachrichten darüber hinterlassen hätten, wo ihre Schätze ruhten (S. 191). Überhaupt macht der Reisende uns in einigen zerstreuten Zügen eine sonderbare Vorstellung von der Art und Weise, wie die Bewohner des Orients Wissenschaft und Schriftenthum betrachten. So erzählt er wie er seine Begleiter, welche ihn wegen seiner botanischen Sammlungen verlachen, nur beruhigen kann, indem er ihnen allen Ernstes sagt, er sei in das Land gekommen, um auf hohen Bergkuppen einige hundert Pflanzenarten zu sammeln, aus denen sich ein Trank der Unsterblichkeit zusammenbrauen lasse (S. 294).

Auf seinen Wanderungen nach Aleppo trifft er in Latakia (Laodice) den sonderbaren Reisenden Holman (S. 233), welcher, obgleich er des Lichtes seiner Augen beraubt ist, doch vom Reiseteufel besessen zu sein scheint und bereits mehre Male die Erde umreist ist. In Aleppo war unserm Wanderer die Bekanntschaft des Dr. Lunz für die Kenntniß der Landesverhältnisse von wesentlichem Belang. So verdankte er, der selbst Arzt zu sein scheint, demselben einige Mittheilungen über die interessante Krankheit bouton d'Aleppo, welche er für ein Überbleibsel der alten Lepra hält (S. 259). Von Aleppo begab sich Lorent nach Diarbekr. Auf diesem Zuge berührte er das Schlachtfeld von Nisibi, wo Ibrahim den glänzenden Sieg über die türkischen Armeen erfocht. Seine Absicht war es, nach dem Persischen Meere zu gehen; aber ein unglücklicher Sturz, welcher seinen Fuß beschädigte, nöthigte ihn, 14 Tage in Diarbekr zu liegen und dann an die Umkehr zu denken. Er bewerkstelligte dieselbe über Palan, Erzerum, Arkale, Baibad, Gümüschchane und Trebisond nach Konstantinopel.

Über diesen letzten Theil der Reise gleiten wir flüchtiger hinweg; besonders enthalten wir uns jeder Mittheilung aus den Schilderungen, welche Lorent von Trebisond und der Umgegend dieser denkwürdigen Stadt entwirft. Wir thun dies, weil uns noch die Besprechung eines Werks vorliegt, welches — es gehört überhaupt zu den bedeutendsten Erscheinungen der Touristen-Literatur — ein herrliches, unvergleichliches Bild dieser Gegenden vor unsern Blicken aufrollt. Wir meinen Fallmerayer's „Fragmente", die, nachdem sie in einem weit

verbreiteten Blatte bereits durch den Prunk ihrer Farben, durch die Kraft ihrer Schilderungen und die Gediegenheit ihres ganzen Inhalts ein weites Publicum entzückt hatten, jetzt nun in vollständigerer Sammlung und als selbständiges Werk sich in unsern Händen befinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.*)

II.

7. Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840, von Georg Herwegh. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentshandlung. 1845. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr. **)

Diese Schrift enthält eine Sammlung von Aufsätzen und Gedichten von Herwegh, die früher in der in Belle-Vue herausgekommenen „Volkshalle“ unter der Redaction Wirth's erschienen waren. An wem es nun auch liegen mag, daß sie jetzt, ohne Vorwissen Herwegh's, wieder abgedruckt wurden, es bleibt dies ein unrechtmäßiges und undelicates Verfahren. In Nr. 270 der „Allgemeinen Zeitung“ für 1845 erklärte Herwegh, daß er die Echtheit der von ihm herrühren sollenden Productionen nicht anerkenne, ohne daß ihm jedoch damals schon das Buch zu Gesicht gekommen war. Die jetzige Verlagshandlung antwortete hierauf in Nr. 279 derselben Zeitung: „verbürgen zu können, daß die Sammlung keine Zeile enthalte, die nicht aus der Feder des Hrn. G. Herwegh geflossen wäre“. Da Herwegh hierauf nichts erwiderte, so ist wol die Echtheit dieser Aufsätze und Gedichte nicht zu bezweifeln. Es sind in ihnen die Keime unverkennbar, die später aufgingen und sich herrlich entfalteten; es spricht für ihre Echtheit die lebendige Frische und Unmittelbarkeit sowie die bilderreiche, poetische Ausdrucksweise, auch im prosaischen Theile der Sammlung. Wol ist ersichtlich, daß es theilweise unbedeutende Jugendversuche sind, die uns hier geboten werden; unbedeutend besonders dadurch, daß die kritischen Aufsätze oft Schriften, die nicht der Rede werth sind, mit großem Eifer besprechen. Wir glauben es dem Verf. gern, daß er nie daran dachte, dem Publicum diese Arbeiten in der Form eines Buchs wieder vorzuführen. Aber immerhin bleibt es interessant, die Quelle eines Stroms kennen zu lernen, auch wenn er in seinem weitern Laufe sein Bett verändern sollte. Herwegh indeß ist der Hauptrichtung, die sich in diesen Productionen ausspricht, treu geblieben, der Richtung nach der Freiheit, nach der Wahrheit. Hoffen wir auch, daß noch jetzt dasselbe Herz in ihm schlägt wie damals, wo er in einem Aufsatze über die neue Literatur (S. 13) ausruft: „Ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk! Was seine besten Genien in stillen Nächten geträumt und gesungen, was sie Tiefes herausgefördert aus den Schachten der Kunst und Wissenschaft, das will ich meinem Volke zeigen, ich will es ihm zu deuten und zu erklären versuchen. Echte Kritik ist ja nichts Anderes als Vermittelung der Production an die Masse. Wo etwas Tüchtiges in der Literatur geleistet worden ist, wo ein Dichterherz im Einklang geschlagen hat mit dem Herzen des Volks, wo ein Sänger gesungen von unsern Freuden, mitgelitten unsere Leiden, wo er Balsam geträufelt in unsere Wunden, da will ich keinen Augenblick anstehen und begeisternd rufen: Das ist der Mann, den sollt ihr lieben; das ist der Dichter, dem sollt ihr eure Theilnahme schenken!“

Der junge Kritiker hält Wort. Jedem wahren Talent reicht er mit vollen Händen seine Kränze. Mit besonderer Wärme nimmt er sich unter Andern des damals noch verkannten Platen an; er reiht ihn mit Enthusiasmus in die Zahl der echten Dichter; er sucht zu beweisen, daß er, der Geburt nach Aristokrat, dem Herzen nach Volksmann war. Wie hätte er auch sonst die herrlichen Polenlieder dichten können, die dem Besten, was die politische Poesie später geschaffen, gleich kommen, und die zu einer Zeit entstanden, wo diese Art Poesie noch kein Modeartikel war!

Das Amt der Kritik, das er für so wichtig hält, verwaltete Herwegh wirklich nach den von ihm ausgesprochenen Ansichten: „Der Kritiker soll kein trockener Referent sein (ein Ausdruck den man endlich abschaffen möge!), der haarklein Alles wiederkäuet, er soll öfter die Stimmgabel als das anatomische Messer führen. Er ist der Vorredner der Bücher.... Eine Kritik soll reizen, soll locken. Ihr erstes Geschäft ist, dem Buche seine Stelle anzuweisen; was aber das Detail betrifft, so soll sie mehr andeuten und die Neugierde erregen als in breiten Ausführungen sich erschöpfen. Ein gutes Buch muß gekauft werden“ u. s. w.

Die Literatur überhaupt betrachtet Herwegh als eine eminente Macht von unberechenbarem Einfluß, und prophezeit ihr eine große Zukunft. Aber der Strom der Literatur fließt immer ergiebiger. Aus übergroßer Fruchtbarkeit entsteht eine Überschwemmung, die aber nicht wie die Überschwemmung des Nils, wenn sie auch viel Schlamm mit sich führt, reichlichen Segen verbreitet. Gegen die große Masse der Literatur muß nach und nach eine gewisse Blasirtheit entstehen. Das Bessere kann sich in dieser Masse nur mühsam geltend machen, manchmal nur durch einen Zufall. Herwegh sucht in mehren Aufsätzen darzuthun, wie die „junge Literatur“ im Gegensatze zu den frühern Zeiten eine demokratische Richtung genommen: „Für sie ist in jedem Zimmer ein Roman, für sie rauscht in jedem Herzen die Melodie des Schicksals ... die junge Literatur stürzt sich mitten in den Strom des Lebens und schöpft aus ihm die meisten Wellen. Der Dichter vereinsamt sich nicht mehr, er sagt sich von keiner gesellschaftlichen Beziehung mehr los, kein Interesse des Volks und der Menschheit bleibt seinem Herzen fremd; er ist nicht nur demokratischer, er ist auch universeller geworden.“ Zum Beweis indeß, daß Herwegh nicht in einer gewissen Einseitigkeit befangen war wie so manche Andere: „Der Dichter darf sich den Fragen der Zeit nicht entziehen; wir dürfen aber deswegen nicht Jeden tadeln, der seine poetischen Gestalten nicht mit den bunten Farben der Gegenwart behängt, sofern er nur die ewige Eine Wahrheit im Auge behält und sie in genialen Formen wiederzugeben versteht.“

Vieles was Herwegh vor sieben Jahren sagte, findet erst jetzt seine rechte Anwendung, wie z. B. die folgende Stelle (S. 76): „Welchen unberechenbar größern moralischen Eindruck würden unsere großen Dichter und Denker machen, wenn sie fern von den Palästen in den niedern Sphären des Volks geblieben wären, wenn sie ihr Leben mehr in Einklang gebracht hätten mit ihren Worten! Sie haben der Freiheit viel geschadet; sie haben so hübsche Verse auf dieselbe gemacht und durch ihre sociale Stellung ihr so schnurstracks entgegen gehandelt.“ Eine demokratische Verirrung nennt es Herwegh, wenn manche Dichter mit der bloßen Wahl eines Zeitstoffs Alles gethan zu haben glauben und sich über die Form wegsetzen. „Es werden Geister kommen“, ruft er aus, „es sind schon Geister da, die ein Echo bilden für alle Laute der Freude und der Pein, welche aus der Brust des Volks kommen; wir wollen sie doppelt willkommen heißen, wenn sie im Stande sind, ihren Dichtungen die glühenden Farben des Moments zu geben, ohne darum der Schönheit Eintrag zu thun.“ Möchten doch dies Letztere besonders die neuern sogenannten socialistischen Dichter beherzigen. Manche unter ihnen, die alsdann freilich keine Dichter sind, gefallen sich nur im kleinlichen Ausmalen der Armuth und des Elends; es fehlt außer der schönen Form auch die poetische Idee, der Götterfunke, der Licht wirft in die Nacht des Jammers. Herwegh's Bitte an die „Arbeiter im Weinberge der Hegel'schen Philosophie, weniger esoterisch, weniger ausschließlich zu sein und sich nicht so sehr einem bloßem Kastengeist hinzugeben“, war tauben Ohren gepredigt. Wenn auch jetzt die Neuphilosophen glauben, volksthümlich und praktisch geworden zu sein, so bleiben sie doch

*) Vergl. Nr. 27—29 d. Bl. D. Red.

**) Vergl. eine frühere Mittheilung hierüber in Nr. 345 d. Bl. f. 1845. D. Red.

nach wie vor Doctrinaires, die, versteinert, sich im alleinigen Besitze des Steins der Weisen wähnen.

Bemerkenswerth ist in dem Munde eines zwanzigjährigen Jünglings die folgende Stelle (S. 24): „Das ist eben der beklagenswerthe, unverzeihliche Fehler unserer Partei, daß sie überall sogleich abspricht, wo sie nicht den unmittelbarsten Ausdruck ihrer Sinn- und Denkweise findet." Sähen doch die Wahrheit dieses Ausspruchs so manche Männer ein, die in diesem Fehler wirklich befangen ihn durch den der Anmaßung und des Hochmuths noch augenfälliger machen. Von diesem Fehler spricht indeß Herwegh den Philosophen Rosenkranz in einem ihm gewidmeten Aufsatze frei. Jean Paul's Herz nennt Herwegh den schönsten Tempel des Göttlichen, und dieses Herz habe einen persönlichen Gott und eine persönliche Unsterblichkeit verlangt. Mit Jean Paul's Herz verlangen dies noch tausend und aber tausend andere Herzen, die keine Befriedigung im „Nichts" finden. Wenn Herwegh (S. 165) ausruft: „Achtung, hohe Achtung vor dem harmlosen Gemüthe, das noch seine Befriedigung findet im theuern Glauben seiner Väter!" so ergibt sich aus den darauf folgenden Stellen, daß, wenn er auch diesen Glauben nicht theilt, er doch nicht derjenigen Richtung angehört, die dem Volke in dieser Beziehung Alles nehmen will ohne ihm etwas zu geben. „Es gibt keine Atheisten, und die man so brandmarkt, suchen eben Gott am inbrünstigsten, und die sie verketzern sind eben Diejenigen, die unfähig sind, sich zum Ideal aller Ideale zu erheben. Man nimmt dir einen Gott, um ihn dir reiner, verklärter, schöner wiederzugeben" (S. 166). An einem andern Orte schließt eine Betrachtung über die Hegel'sche Philosophie mit den Worten: „Gott ist allein das Maß aller Dinge" (S. 38). Die humoristische Ader Herwegh's kommt mehre Male höchst ergötzlich zum Vorschein, wenn auch nicht gerade in dem mitgetheilten sehr schwachen Bruchstück eines Lustspiels. Auch eine praktische Seite zeigt er uns in einem Aufsatz über Schriftstellerassociation, worin er sich besonders über die Übersetzungssünden und die im deutschen Buchhandel herrschenden Mängel verbreitet. Allen Schriftstellern und Buchhändlern zu empfehlen.

In Beziehung auf die deutsche Lyrik äußert Herwegh unter Anderm: „Man kann sein Leben lang in einer dichterischen Stimmung sein und doch kein gutes Gedicht zu Stande bringen. Ein Gedicht muß Hand und Fuß, muß Gestalt, muß Etwas das man greifen und packen kann haben; es ist noch gar weit von dem süßen Aufgelöstsein und Verwehen der Seele ins Blaue bis zur echten poetischen Concretion!" Daß wir es aber hier mit einem echten Dichter zu thun haben, das beweisen die in dem vorliegenden Buche mitgetheilten Gedichte. Sie rühren aus dem Jahre 1840 her und sind gleich den ersten Blumen des Frühlings die Vorboten des reichen Blütensegens gewesen, den uns 1841 Herwegh's Genius brachte. Mehre dieser poetischen Erstlinge drücken eine tiefe aber keineswegs sentimentale Schwermuth aus, einen Schmerz, der noch nicht weiß soll er sich an das Leben oder an den Tod halten. So schließt das schöne Gedicht „Frühlingsnacht" mit folgender Strophe:

> Mein Schifflein treibt im Sturm allein,
> Und Niemand will es retten;
> So müd' dies Haupt, schläft's doch nicht ein,
> Ich muß ihm tiefer betten.

In einem Sonett tröstet er sich selbst:

> — — — — — — — —
> Ihr wisset ja: Gewitter machen kalt:
> So werd' ich denk vor meinem Winter alt —
> Was griff ich auch so frühe in die Saiten?
> Allein — kein Menschenleben braucht's zum Glück!
> Ich fühle oft, es ist ein Augenblick,
> In dem wir uns die Ewigkeit erstreiten!

Später löste sich des Dichters Schwermuth in Zorn gegen das Unrecht und das Unwahre auf, und aus dem Todessehnsüchtigen erstand der „Lebendige". Wenn er (S. 85) ausruft: „Ich bin jung, ich leugne es nicht, ich möchte einst einige Theilnahme erwerben bei meiner Nation", so hat er seinen Wunsch erreicht und wir wünschen ihm nun unsererseits, daß es ihm bald möglich werde, die ihm schon einmal gewordene Theilnahme bald wieder aufzufrischen.

Ein anderes, abwechselnd aus prosaischen und poetischen Productionen zusammengesetztes Buch liegt uns vor:

8. Deutsches Taschenbuch. Zweiter Jahrgang. Zürich, Fröbel und Comp. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. *)

Jedenfalls kann dieser zweite Jahrgang auf große Mannichfaltigkeit Anspruch machen. Dem Leser wird gleich in dem ersten Aufsatz: „Politische Skizzen aus Ungarn von einem Slawen", ein interessantes Gemälde des die Aufmerksamkeit mehr und mehr in Anspruch nehmenden Landes geboten. Wenn in dieser Skizze eine etwas große Vorliebe für das Magyarenthum sich ausspricht, so sind seine Schilderungen vielleicht gerade deshalb um so frischer, lebendiger und eindringlicher. Die Beschreibung der „Congregation des zalader Comitats am 31. Aug. 1843" ist wahrhaft plastisch. Es wird uns hier ein Volksfest vor Augen geführt, das durch seinen wichtigen politischen Zweck eine tiefe Bedeutung erhält. Die einzelnen Charaktere der „populairen Männer in Ungarn" werden mit ebenso viel Anschaulichkeit geschildert.

Die Abhandlung über den „Illyrismus" oder den Panslawismus auf östreichischem Boden ist reich an interessanten Aufschlüssen und Bemerkungen. Von dem Slawen im östreichischen Bundesgebiete sagt der Verf., daß er „Geisteigener" des Deutschen geblieben, nachdem die Leibeigenschaft aufgehoben war, und daß er sich auch ferner mehr und mehr germanisiren werde. Der Illyrismus in Kroatien entstanden wird als die „ausgeprägteste slawisch-nationale Bestrebung" gegen den magyarischen Geist bezeichnet. Indeß wird weiter nachgewiesen, daß dieser Illyrismus, als weder im Volke haftend noch auch von der östreichischen Regierung wegen seiner Sympathien mit Rußland begünstigt keine Wurzeln schlagen kann. Eine lebendige Charakteristik folgt von den Böhmen, den Krainern, Wenden, Kroaten, Slowaken u. s. w. Die Polen in Galizien werden als die Einzigen betrachtet, welche an rein slawischer Nationalität festhalten. Daß nicht blos im Elsaß und in der Schweiz, sondern auch in Ungarn der Name „Schwab" ein schlimmes Schimpfwort ist, wissen die Schwaben vielleicht selbst noch nicht.

In der Abtheilung „Über die kirchlichen Verhältnisse und den religiösen Volkscharakter in Ungarn und Östreich" erfahren wir, daß zwei protestantische Kirchenzeitungen, deren eine in deutscher, die andere in ungarischer Sprache erscheint, eine katholische hervorgerufen haben und daß sich an die hierdurch herbeigeführten wissenschaftlichen Erörterungen die Hoffnung einer Vereinigung beider Kirchen knüpfe. Merkwürdig wäre es, wenn in einem Lande, wo man es am wenigsten erwarten sollte, Das zuerst zur Ausführung käme, was jetzt theilweise auch in Deutschland angestrebt wird. Über die Liguorianer und Jesuiten enthält der Aufsatz noch einige merkwürdige Winke.

Eine Abhandlung „Über Deutschlands Landstände in der ältern und jetzigen Zeit" entwickelt genetisch an der Hand der Geschichte die verschiedenen Wandlungen, die das Institut der Landstände seit seinem Urbeginn bis auf unsere Zeiten erlitten. Der Verf. bezweckt besonders dadurch den Unterschied der Verfassungen zur Zeit des deutschen Reichs und derer der neuern Zeit zu zeigen, um davor zu warnen, die heutigen Verfassungen constitutionneller Staaten nur aus den altdeutschen zu erklären, als seien die erstern keine „repräsentativen" Verfassungen, sondern deutsche „monarchisch-ständische". Dieser in einer klaren für Jedermann verständlichen Sprache geschriebene Aufsatz ist Lesern der verschiedensten Art zu empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Über den ersten Jahrgang dieses Taschenbuchs wurde in Nr. 123 d. Bl. f. 1845 berichtet. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 78. —— 19. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Fallmerayer hat uns selbst in einem Aufsatze der Ergänzungsblätter „mild und schonungsvoll" genannt, weil wir die über ihr Ziel hinausgehenden Angriffe gegen die Verfasserin der „Orientalischen Briefe" auf ihr rechtes Maß zurückzuführen versucht haben. Vielleicht dünkt ihm deshalb hier unser unbedingtes Lob und unser freudiger Dank für die schöne Gabe, welche er uns in seinem neuesten Werke bietet, unbedeutend und geringfügig. Aber diese Betrachtung soll ebenso wenig den Ausdruck unserer Bewunderung schmälern oder zurückdrängen als die Überzeugung, daß er in jener beiläufigen Replik offenbar sich einer kleinen Verdrehung schuldig gemacht hat, wenn er meint, wir hätten ohne alles Weitere die Gräfin Hahn-Hahn als eine durchaus preiswürdige Erscheinung hingestellt. Was wir behaupteten, war nur, daß Fallmerayer bei der Beurtheilung jener Reisebriefe einen falschen Maßstab anlege, indem er an ein der leichtern Salonlecture gewidmetes Buch gewissermaßen wissenschaftliche Anfoderungen stelle, und daß er in einem seltsamen Widerspruche befangen sei, weil er einerseits den Werth jener Schrift auf Null anschlage und doch immer wieder und bei jeder Gelegenheit darauf zurückkäme. In der That glauben wir noch jetzt, daß es nicht ein Zeichen sonderlichen Geschmacks ist, wenn man auf eine Erscheinung, von deren Nichtigkeit man überzeugt zu sein vorgibt, immer und immer wieder zurückkommt und dieselben Witze z. B. über den „schleppenden Schritt", über „die Reisendin", über „die sentimentale Frau Ida" oft selbst an solchen Orten, wo man gewiß derartige Ausfälle nicht erwartet, z. B. in einer Recension von Schaffarik's „Slawischen Alterthümern", in den „Gelehrten Anzeigen der münchener Akademie" u. s. w., bis zum Überdruß auftischt.

Aber wie gesagt, dies thut unserer Achtung vor dem mächtigen Talente, welches Fallmerayer zu Gebote steht, und unserer Freude über die Gediegenheit und Trefflichkeit seiner jüngsten Production durchaus keinen Abbruch. Es ist indessen nicht die vollendete Form, nicht die reife und gewiegte Darstellung allein, welche auf uns den günstigsten Eindruck bewirkt, obgleich auch dies schon Eigenschaften sind, die uns aus der Masse und dem Wuste der gewöhnlichen Reiseliteratur nicht allzu häufig entgegentreten, nein, mehr als alle Vorzüge dieses glänzenden Stils, mehr als die Mannichfaltigkeit der Scenen, welche vor unsern Augen vorübergleiten, ist es die charaktervolle Haltung, die Unbestechlichkeit des Verf. Hier wird nichts bemäntelt und mit schönen Redensarten übertuscht, nichts um kleinlicher Rücksichten willen von der Wahrheit abgemarktet und abgefeilscht. Schonungslos tritt der muthige Kämpfer für seine entschiedene Sache heraus, und wenn er ja die Miene der Mäßigung und Schonung annimmt, so traut ihm nicht allzu sehr, denn in dieser Haltung führt er oft die nachdrücklichsten und gefährlichsten Hiebe. Jedes Thema ist ihm recht; die Verhältnisse der morgenländischen Staaten, die Zustände jener abgetriebenen Nationen, Sittengeschichte, sprachhistorische Untersuchungen, occidentalische Politik — Alles ist ihm geläufig, überall rührt er den alten Sauerteig auf. Dabei steht ihm jede Waffe zu Gebote. Von der ernsten, gemessenen, citatenreichen wissenschaftlichen Beweisführung bis zu den leichten, witzigen Plänkeleien des Feuilletonisten und den vergifteten Stichen Aristophanischer Satire ist er jeder Art von literarischer Kriegsführung kundig. Freilich wird er aber mit seiner ätzenden, vernichtenden Manier von keiner Seite rechten Dank ernten noch irgend einer Partei angenehm erscheinen. Die Conservativen, die Freunde historischer Entwickelung werden vor ihm warnen und in ihm einen Geist der nur verneint sehen; die Liberalen, die „Glückseligkeitsdemiurgen", wie er sie selbst nennt, die sich so gern mit hochklingenden Freiheitsphrasen abspeisen lassen, und die sich von einer erborgten Matamorstellung eine gewaltige Wirkung versprechen, wird er durch seine wiederholten Protestationen, daß es ihm auf „Umgestaltung der Regierungsform mit Schranken aus Papier durchaus nicht ankomme", zurückstoßen und erzürnen. Den Machthabern wird er durch den freien Ton seiner Rede, durch die unumwundene Erklärung, daß die Russen unsere „Sklavencapacität" besonders hochhalten („wir Deutschen sind geborene Knechte unserer Fürsten", S. XIV) anstößig und verdächtig erscheinen, während die indolente, stumpfe Menge, die er

durch kräftige Donnerschläge aufzurütteln versucht, ihn höchst unbequem und lästig finden muß (S. XXXII, XXXIII):

Keine Veränderung der Regierungsform hat Bestand und bringt die gewünschte Frucht, wenn die Umwälzung nicht von unten auf und gleichsam mit dem Individuum selbst beginnt, wenn sie nicht langsam, aber drohend und beengend wie die Wasser der großen Flut um den Sitz des Übels kreist. So lange die öffentliche Macht überall corrupte und für jede Schlechtigkeit bereitwillige Instrumente findet, und so lange Alles unter und neben ihr käuflich-unterthänig seine Dienste bietet, wird und kann sie ihrer Natur Böses zu thun und über die Schranken zu greifen menschlicherweise unmöglich entsagen. Fast jedes Mal ist die Staatsgewalt nicht Muster und Vorbild, wie man sagt, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit. Habt den Muth selbst gerecht zu sein und ihr werdet auch gerechtere Fürsten haben.

Wie werden die politischen Philister den Kopf schütteln über so lästige, anmaßende Behauptungen und Zumuthungen! Aber freilich sind sie nun gewarnt, die Wunden liegen offen und unsere Phantasten und Schreier dürfen nun nicht mehr ihre Hände in Unschuld waschen, alle Leiden auf Rechnung der Regierenden setzen und sich dann ruhigen Gemüths in einen süßen Schlummer wiegen. Am meisten aber werden die vollblütigen Patrioten, welche auf hoher Warte stehen und ins Land hinauslugen, um sogleich ins Horn zu blasen, sobald der Feind der Grenze zu nahen wagt, ihr Zeter erheben über diesen „Lobredner ausländischer Größe und fremden Ruhmes", über diesen „Frevler an der heiligen Sache des Vaterlandes". O, ihr überwachen Ebenbilder Don Quixote's, welche ihr Deutschland zur ersten Macht der Welt erhoben zu haben glaubtet, weil ihr euch in die Brust warfet und weil eure Lippen von prahlerischen Reden überströmten, seht welche zermalmende Kunde dieser Wanderer aus dem Morgenlande, dem Lande des Aufgangs mitbringt, wenn er gleich im Anfange seines Werks euch unverschleiert und ohne die herbe Pille zu überzuckern die unerbittliche Eröffnung macht (S. VII, IX):

Vergeblich sucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuschen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt sich in alle Gemüther ein: Wir Deutschen sind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgesunken, sind außerhalb der heimischen Grenzen als Nationaleinheit für nichts geachtet und im großen Wechselspiel der Weltgeschäfte von Niemandem mehr in Rechnung gebracht. Wir sind nur noch gemeinsames Object und gleichsam Materie des großen Völkermarkts, wo der Fremde auf das „fleisch- und knochenreiche Thier ohne Kopf" speculirt und seine Fonds auf die Deutschen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur und Amazonenstrom. Das größte Kleinod selbständiger Nationen — den äußern Credit und das öffentliche Zutrauen auf nachhaltige innere Kraft und expansive Wirksamkeit — haben wir verscherzt. Daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwischen zwei rührsamen Kolossen eingeengt in die Länge unzermalt bestehen können, glaubt außer den Deutschen selbst in Europa Niemand mehr.

Daß Fallmerayer übrigens bei seiner düstern Schilderung von dem geringen Einfluß und der Verachtung der „Niemetzstämme" im Orient die Farben nicht zu stark aufträgt oder in Übertreibungen verfällt, sieht man aus allen Schilderungen unbefangener Reisenden. Man nehme nur die „Briefe eines Reisenden am Schwarzen Meere", auf die wir bei der Besprechung orientalischer Zustände immer wieder zurückkommen müssen, zur Hand, um sich zu überzeugen, daß Fallmerayer volle Wahrheit redet, wenn er behauptet, wir würden im byzantinischen Orient, bei Gräken und Türken allgemein und insgesammt für stupid und verzagt gehalten (II, 291). Man glaube aber nicht, daß er von unpatriotischer Spottsucht getrieben oder gar in der Absicht seine eigene Nation herabzusetzen mit diesen herben Reiseeindrücken hervortritt, noch daß er etwa durch Schmähung germanischen Wesens dem Auslande geschmeichelt habe. Er kann sich vielmehr ohne Prahlerei rühmen, in jenen Gegenden die ersten vernünftigen Begriffe über unser politisches Dasein verbreitet zu haben. Freilich meint er aus Patriotismus sei er verworren und unverständlich geblieben (II, 294):

Hätte ich den Leuten freimüthig gestehen können, das Einssein des deutschen Staatencomplexes sei nur ein im abstracten Denkvermögen, nicht in der Realität bestehendes, sei gleichsam nur ein idealer Begriff, der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, so wäre Allen Alles gleich anfangs klar geworden.

Da nun der Deutsche einmal die sonderbare Prätension hat, Alles begreifen und genetisch erklären zu wollen, so, meint der Verf., fange man jetzt, wo die Thatsache, daß wir beim Auslande als Nationalität im erbärmlichsten Credit stehen, zur Evidenz geworden ist, allmälig an herumzufragen, wie Deutschland in der öffentlichen Schätzung so tief gesunken sei. Er für seinen Theil gibt unverhohlen zu verstehen, daß ein Hauptgrund davon die Herrschaft sei, welche die „unfruchtbare Idee" und „das leere Wort" in Deutschland ausüben, während unsere Zeit die That fodert (S. VIII). Unsere „profunden Metaphysiker", welche über die „Construction der Weltentwickelung", über „Phönomologie des (Hegel'schen) Geistes" disputiren, während man in „der Nachbarschaft verhandelt, wer uns das Pensum vorlegen und uns für Kost und Lohn in Dienst zu nehmen habe", bekommen ein ganzes Sturzbad von der ätzenden Lauge seines Witzes. Auch die „weise Praxis Deutschlands, seine Dänen-, Elbe-, Mauth- und Sundflotten-Energie, seine andächtige Langeweile und sein melancholisches Fichtenwald-Verlangen" (I, 242) gehen nicht leer aus und mitten in den lieblichen Buchenwäldern von Trebisond spottet er voll köstlichen Humors über die „Saturnalien eines allergnädigst concessionnirten und policeilich überwachten Volksfreiheits-Kanzlei-Rheinliedsschwindels in amtlich vorgeschriebener Form" (I, 70).

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

II.

(Beschluß aus Nr. 77.)

„Künftige Cabinetsordres Olim's des Großen" sind eine Satire in 25 Paragraphen, und da kann unmöglich jeder Witz

gleich schwer wiegen. Der Witz läßt sich eben nicht commandiren, 13 Seiten lang Stand zu halten und mit scharfgeschliffenen Waffen bei jedem Hiebe zu treffen. Am tiefsten schneidet er ein, wenn er wie der Blitz aus heiterer Luft fällt. Doch wird der Leser einen vortrefflichen Paragraphen finden, dessen Entdeckung es wol werth ist daß er alle 25 lese.

„Protokolle des bewußt- und tendenzlosen Clubs zu Amenfeld", von Janus (Johannes Müller), ist eine noch weit längere und so versteckte Satire, daß man vergeblich nachsinnen muß, um den etwanigen Sinn aus dem Wust von Unsinn, der mit komischen Ausdrücken und Wendungen verbrämt ist, herauszufinden. Im endlichen Schluß: „Extraordinaires Bulletin für die Mondsüchtigen" — der Verf. scheint ganz extra zu den Mondsüchtigen zu gehören —, findet sich des Pudels Kern, eine Satire auf Schelling, die zwar witzig genug ist, sich aber doch einen abgebrauchten Gegenstand gewählt hat.

Wenden wir uns zu etwas Erfreulicherm, zur Poesie: „Einundzwanzig Liebeslieder von Gottfried Keller." Obwol 21, so sind doch diese Liebeslieder höchst originel und reich, abwechselnd sowol an Form als an Inhalt. So verschieden und unerschöpflich die Individualität des Menschen ist, so unerschöpflich auch ist die Liebe, die zur Poesie wird bei einem Wesen, das dieses Gefühl wahr und rein in sich trägt. Aber doch nur einem echten Dichter konnte es gelingen, das oft behandelte Thema in so neue Farben zu kleiden, einem Dichter, der nicht durch hundert Liebeleien die Frische seines Herzens verloren hat. In diesem Cyklus wird uns ein rührender kleiner Roman, aus dem Leben gegriffen, vorgeführt, der gewiß auf die verschiedensten Naturen eine tiefe Wirkung nicht verfehlen wird. Großartig ist der Schluß, wo der Dichter, nachdem seine Geliebte im Grabe ruht, auch seine Liebe begräbt und von seinen Schmerzen auferstehend sich wieder dem „reichen Leben" zuwendet, „Stirn und Herz den Stürmen bietend". Die „Feueridylle" von demselben Dichter besteht aus einer Reihe ohne Zweifel der eigenen Anschauung entnommener Bilder, in einem einfachen, schmucklosen Gewande, die aber gerade deshalb so sehr ansprechen, weil sie zugleich die tiefsten Ideen ausdrücken, wie besonders das Gedicht S. 138. Von ausgezeichneter Schönheit auch ist das Gedicht, welches einen vom Feuer ergriffenen Blütenbaum schildert (S. 135), sowie das vom Wein (S. 133). Überflüssig erscheint auf dem Titel dieses Cyklus die Bezeichnung „Allegorie", da jedes gute Gedicht in dem Sinne wie diese Feueridylle eine Allegorie ist.

Unter den „Elegien vom Verf. des «Hans von Katzenfingen»" ist die bedeutendere „Der Untergang" reich an poetischen Schönheiten und Schilderungen. Aber welche trostlose und wenig poetische Weltanschauung offenbart sich darin! Der oft besagte „Weltschmerz" und die „Zerrissenheit" in einer neuen Auflage! Der Dichter verzweifelt an Allem, nicht blos an einem Könige — was man sich gefallen läßt —, er verzweifelt am Glauben, an der Hoffnung, an Zeit und Ewigkeit und gar auch an der Liebe. Nicht einmal die Erinnerung an seine Lieben, die er mußte sterben sehen, gießt Balsam in seine Wunden; auch von ihnen ist ihm nichts geblieben als ein „Nichts". Gut, daß nicht Alles so ist wie er es anzusehen vorgibt, denn sonst müßte er sich noch heute eine Kugel vor den Kopf schießen, da die Aussicht auf den Untergang Europas und die Erhebung Amerikas, womit er sein Gedicht schließt, doch etwas weit aussehend ist. Die Stanzen sind theilweise schön, theilweise aber auch höchst mühselig. Es wird der Sprache Gewalt angethan, es kommen gezwungene Constructionen vor, was wol bei einem komischen Stoffe die Wirkung manchmal erhöht, hier aber störend ist und den ausgedrückten Gedanken unklar macht. Nur ein Beispiel: Die Natur, heißt es, lächelt, wenn der Mensch den Arm um ein geliebtes Kind schlägt,

> Doch einsam steh'n auf ihren höchsten Höh'n —
> O sie ist schwarz! Denn sie ist wunderschön!

Auch eine Fortsetzung des komischen Gedichts „Hans von Katzenfingen" enthält dieser zweite Jahrgang des „Deutschen Taschenbuch". Ist der negirende Dichter auch an seiner Productionskraft verzweifelt? Man sollte es denken, denn die diesjährige Fortsetzung steht dem vorjährigen Anfange des Gedichts weit nach.

Die mitgetheilten Gedichte Otto's v. Wenckstern sind zum Theil schon anderwärts abgedruckt und nebst den hier neugegebenen von keiner großen poetischen Bedeutung. Wenn aber der deutsche „Michel" seine Sympathien mit der Schweiz auf eine so schöne Weise ausdrückt wie es in den „Drei Liedern aus Deutschland" geschehen, so beeilt sich die Schweiz dies anzuerkennen. Schon ist das dritte Gedicht „Im April 1845" (S. 362) in mehre Schweizerblätter übergegangen.

9. Es war in der ersten Abtheilung dieses Briefes von den socialen Dichtern, wie sie nicht sein sollten, die Rede. In Hrn. H. Püttmann haben wir gleich einen solchen auf der That ertappt. Seine

Socialen Gedichte. Belle-Vue 1845.

lassen den Verf. der „Tscherkessen-Lieder" nicht wieder erkennen. Denen kann schwerlich die Noth des Volks zu Herzen gehen, die ihm mit so schwachen Gedichten zu helfen meinen. Angenommen, daß sie wirklich in das Volk drängen, glaubt denn Hr. Püttmann, daß ihm etwas der Art auch nur gefallen könnte? Er möge sich doch des Weberliedes erinnern, das sich die schlesischen Weber selbst gedichtet haben, und es zum Muster nehmen. O, das Volk, so roh es zum Theil leider noch ist, will statt eines Liedes keine „fade" Prosa. Es will etwas das ergreift, das eindringt, das packt. Und um sich ihm verständlich zu machen, braucht es da Geschmacklosigkeiten, Trivialitäten und — Dummheiten? Hr. Püttmann wird noch lange den „dürren Esel der Gelehrsamkeit" (S. 154) verachtend das „Dromedar der Hoffnung" (S. 119) und „das dumme Vieh der Geduld" (S. 43) zusammenspannen können — er wird doch nicht auf den Parnaß gelangen. Doch wir müssen vorn anfangen um eine kleine Unkrautlese zu geben.

Rübezahl läßt einen reichen Fabrikherrn träumen, daß er von einem armen Weber an der Kehle gepackt würde:

> Vor seinem Blick wird's Nacht —
> Die Zung' tritt aus dem Halse —
> Da stöhnt er und erwacht.

Sich die Zunge aus dem Hals herausträumen! Poesie verhülle dein Antlitz! Die Ausrufungen in Gedichten: „'s ist nur infam!" und „O 's ist zum Entsetzen!" wollen wir nicht einmal rechnen. Nun aber heißt es in der Erzählung der traurigen Geschichte eines armen Mannes, „der von des Tages Plack bezwungen" seine fünf Kinder umgebracht (S. 32):

> Ins Zuchthaus sperrt ihr ihn nur achtzehn Jahr
> Den Mörder-Vater? — Himmel das ist fade!

Ja fade! Bei einer zweiten Auflage der Gedichte gäben die vier letzten Worte des Verses ein recht passendes Motto. Und dieser Hr. Püttmann singt noch:

> Die Wahrheit spricht aus meinem Dichtermunde. (!)

So macht denn Gedichte so viel ihr wollt, aber behaltet sie bei euch, oder wenn es durchaus sein muß, so laßt sie auch drucken wenn sich ein Verleger findet, aber nennt euch doch nicht alle Augenblicke „Dichter"! Das ist eine Versündigung an diesem heiligen Namen.

Gehen wir weiter. S. 6 und 7 „erlebt man kein Jenseits". Aber der Verf. weiß keine atheistische Policei zu halten; denn unversehens entwischen ihm (S. 31) fünf Seelen in den — Himmel!

> Zum Himmel zogen fünf unschuld'ge Seelen —

wie man aus einem Hause ins andere zieht. Welche Inconsequenz, Hr. Püttmann, für einen Anhänger der neuen Philosophie! Man begreift nicht, warum (S. 33) gerade „zweihundert Harfen süße Klänge schwirren" sollen um den gequälten Mann? Wenn ich denn doch einmal nach Hunderten rechnete,

käme mir es auf einige weitere Hunderte nicht an. In dem Gedicht „Am Wege" kommt folgende Strophe vor:

Der Pilger? — ob ich's selber wär' —
Wird auch nicht lang mehr wallen:
Vielleicht ertrinkt er in dem Meer,
Vielleicht in Festeshallen.

Da kann er sich doch wol nur betrinken. S. 144 handelt es sich um „wohlgeruchig Haar", der weitern Sprachfehler nicht zu gedenken. S. 167 hebt ein Vers folgendermaßen an:

Aber ach, das Töchterlein,
Zart von Nerven und von Nieren. (!)

Gehört der Verf. zu Denen, die sich selbst für Gott halten und darum glauben Herzen und Nieren zu prüfen? In der dritten „Crayonskizze" heißt es:

Auch der Prinz leutselig grüßt
Mit der Peitsche, mit der Peitsche
Mit der Peitsche, mit — der Peitsche —
Auch der Prinz leutselig grüßt.

Eine sehr überflüssige Strophe, da Hr. Püttmann auch ohne Peitsche zu klatschen weiß. Ein Gedicht ist in der Sammlung, von dem man nicht begreift wie es hierher kommt, da es mehr werth ist wie der ganze andere Kram und eine wahrhaft poetische Idee darin liegt. Es heißt „Das Fabrikkind" (S. 44), und ist früher schon im „Gesellschaftsspiegel" erschienen. Eine rühmliche Erwähnung verdient noch „Der Zigeunerkönig" (S. 140), aber er ist mit „Zugrundlegung eines altdeutschen Volksliedes" entstanden. Das „Zugrundlegen" scheint Hr. Püttmann aus dem Grunde zu verstehen. So schaltet er (S. 170) einen ganzen Vers des schönen Volksliedes ein: „So viel Stern' am Himmel stehen", und fährt dann höchst geschmacklos fort:

So viel Hiebe gab's fürwahr
So vielmal der Graf ließ knuten.

Doch genug! Mögen dem Volke in seiner Mitte würdigere Vertreter seiner Sache erstehen; nicht Solche, die ihr durch eine falsche einseitige Auffassung derselben nur schaden müssen. Handelt sich es auch vorerst um die Abstellung des materiellen Nothstandes des Volks, so ist dieser allein noch kein Gegenstand der Poesie. Die sociale Frage muß zugleich von der ideellen Seite aufgefaßt werden, und dazu muß man Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben.

10. Guerrillaskrieg, versprengte Lieder. Belle-Vue 1845. wären wol der Erwähnung nicht werth, wenn es nicht gälte, an einem weitern Beispiele zu zeigen, wie jämmerlich es jetzt um einen Theil der deutschen Lyrik bestellt ist; denn leider sind die Dichter der „Socialen Gedichte" und der „Versprengten Lieder" nicht die Einzigen in ihrer Art. Der Wille unsers Guerrilla, der wol ein Musensohn sein mag und kein Sohn der Musen, ist gut, aber seine Poesie ist schwach. Auch ist er nichts weniger als wild und kriegerisch. Er meint (S. 94):

Es trifft einst das Verkehrte
Auch ohne uns der Tod,
D'rum mögen wir zum Schwerte
Nicht greifen ohne Noth.

Und da greift er zum Gänsekiel, um gereimte Lieder in Prosa und mit Sprachfehlern zu schreiben. Und dazu thut es keins dieser „Versprengten" unter 7—13 langen Strophen, und ach! wie langweilig sind sie erst! Da wird Herwegh's Gedicht „Die Jungen und die Alten" (S. 11) neun Strophen hindurch variirt und imitirt:

Schmäht mir nicht die blonden Locken

heißt es dort,

Ihr höhnt die braunen Haare

heißt es hier. Da werden Jahn und Jordan, der Zar und Erzherzog Stephan, Dr. Rauwerck und die Jesuiten, Weitling und A. Grün gleich lang und langweilig angesungen und von Letzterm wird gesagt, er habe in den „Nibelungen im Frack" Bild an Bild gezwungen „wie Lämmer in den Sack". Dingelstedt sogar soll früher „mit Liederscheiten" „den glatten Leuten geheizt" haben! Da wird in 63 Zeilen das alte Lied von dem „Was wir sollten" geleiert. Vor Allem hätte der jedenfalls „junge" Mensch wissen sollen, was er nicht gesollt: Lieder machen und sie drucken lassen auf so schönes Papier, jede Seite zierlich bekränzt. Kein Wunder, daß „die Gegner" endlich im letzten Gedichte die Geduld verlieren, dem Guerrilla zu Leibe gehen und fragen:

Wozu die tausend Hände
Mit Stift und Federkiel?

Jawol, wozu, wozu? als dem Volke den Geschmack an Poesie zu verleiden und dazu beizutragen, daß man mistrauisch jeden Band Gedichte zur Hand nimmt. Wo kommen nur die Verleger für die Masse unbedeutender Gedichte her? Wer kauft sie, oder gar wer liest sie als etwa ein mitleidiger Recensent? Ja, tiefes Leidwesen ergreift Einen bei diesem Theile der Literatur. Von der Preßfreiheit ist in dieser Hinsicht keine Besserung zu erwarten; sie ist nur zu erwarten von einem gesellschaftlichen Zustande, der jedem Gliede der Gesellschaft seine richtige Stelle anweist und den schlechten Poeten etwas ihren schwachen Kräften Angemessenes zu thun gibt. 59.

Historische Miscellen.

Das Concilium zu Trident.

Als im J. 1545 das Concilium zu Trident war eröffnet worden, wußten weder die daselbst versammelten Bischöfe noch auch die vom Papste abgeordneten Cardinäle, was denn nun eigentlich zu thun und wie zu verhandeln sei. Sie erließen daher ein merkwürdiges Schreiben an den Papst Paul III., in welchem sie, mit der Bitte um Verhaltungsbefehle, eine Unzahl von Fragen vorlegten, die ins kleinste Detail sich verloren und welche bei Sarpi nachgelesen zu werden verdienen. Die versammelten Väter hätten sich die Verlegenheit und die Mühe ersparen können, wenn sie wie 18 Jahre nachher wenigstens von der Mehrzahl geschehen offen das Geständniß abgelegt hätten: „Das Concilium sei nur dazu da, die Meinungen der Protestanten zu verdammen." Diese hauptsächliche Absicht hat sich denn auch laut ausgesprochen in der Schlußscene dieses Conciliums, das, unter dem Vortritte des Cardinals von Lothringen, mit dem einstimmigen Ausrufe sich endigte: „Anathema cunctis haereticis! Anathema! Anathema!" Ein Ausruf, der mit der Lehre Christi: „Daran soll Jeder erkennen, daß ihr meine Schüler seid, wenn ihr Liebe unter einander habet" (Ev. Joh. Cap. 13, V. 35) wol nimmermehr in Einklang zu bringen ist.

Heinrich VIII. und der Papst.

König Heinrich VIII. von England hatte wie bekannt ein Buch „Von den sieben Sacramenten" erscheinen lassen, in welchem er die Autorität des Papstes vertheidigte und dagegen Luther's Lehre bestritt, wofür ihn der Papst Leo X. mittels einer im October 1521 erlassenen Bulle mit dem Ehrentitel eines „Vertheidigers des Glaubens" belohnte. Der König war darüber sehr erfreut und that sich auf den erhaltenen Titel nicht wenig zu gute. Als er nun gerade einmal in einer solchen fröhlichen Laune war, fragte ihn sein Hofnarr Patch nach der Ursache seiner heitern Stimmung. Der König gestand ihm, daß der vom Papst erhaltene Titel eines „Vertheidigers des Glaubens" ihn so hoch erfreue. „Du guter Heinrich", versetzte darauf der Narr, „sorge nur dafür, daß du dich selbst wider den Papst vertheidigst, der Glaube wird sich wol ohnedies vertheidigen." Acht Jahre nachher befolgte der König den Rath seines Hofnarren und begann die Reformation in seinem Lande. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 79. —— 20. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 78.)

Aber man zürne dem argen Spötter nicht; er gesteht ja selbst, daß, als ihm durch ein günstiges Ungefähr in Salonichi M—t's „Philosophie der subjectiven Natur" in die Hände fiel, und er, müde der türkischen Syntax, darin las „Negation ist Negation des Auseinanders der Natur", ihn ordentlich das wohlthuende Gefühl eines süßen Heimwehs (II, 55) überschlich. Dabei verleugnet er, der so sehr auf die That und die Praxis pocht, doch keineswegs die wehmuthsvolle Schwärmerei, diesen Grundton, der durch unser ganzes Wesen klingt — die Russen legen uns deshalb bekanntlich den Namen Schmerz bei —, und wenn sein Auge über die prachtvollen Scenen des Hagion Oros hinschweift, so kann es sich der Thränen nicht erwehren. Dafür persiflirt er sich freilich dann selbst wieder (I, 73):

> Gebt ihnen (den Deutschen) etwas Mondschein mit Wellengebrumm, und ihr mögt ihnen ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen.

und meint (I, 120):

> Leider vollenden Andere, während wir irdischer Noth vergessend mit Einsamkeit und milden Tinten kolchischer Sommerlüfte buhlen, ihre politischen Rechenexempel und legen der überraschten Welt ihr Facit hin.

Dabei ist aber seine ganz Reise, der Zweck und die Veranlassung zu derselben ganz so, daß man es ihr ansieht, sie könne nur aus dem Kopfe eines Deutschen, „welcher der Wissenschaft wie einer großen weltgebietenden Macht huldigt" (S. XIII), hervorgegangen seien. Er zieht als „Papier-Jason aus dem innern Keltenlande bis Kolchis, um die politischen Momente eines unbekannten romanhaften Schattenreichs aufzuhellen".

Zum Glück haben ihm diese gelehrten Forschungen, an die er „wie an seine Lebensaufgabe gefesselt scheint" seinen unbefangenen Sinn nicht etwa verwirrt und von der Wirklichkeit abgezogen, sodaß er ungeachtet der gelehrten Bürde, welche er nach echter deutscher Art mit sich schleppt, von sich sagen kann (I, 133):

> Ich streife als Abenteurer frei und sorglos durch die Länder von Byzanz; mich entzückt der Wald, die sanfte Schwellung des Höhenzugs, der immergrüne Busch, selbst Noth und Entbehrung sind für mich Genuß. Wo Andere eilen, bleibe ich liegen, horche auf den dumpf und regelmäßig wiederkehrenden Wellenschlag der Pontus-Sunde und betrachte noch weit lieber als alte Pergamente die Menschen und ihre Sitten.

Seit langer Zeit haben wir kein Werk erhalten, in welchem die verzwickten orientalischen Verhältnisse zu einem so ruhigen, sichern Bilde zusammengefaßt würden als in diesen „Fragmenten". Dazu kommt, daß der Verf. seine Überzeugungen, welche er aus unbefangener längerer Beobachtung gewonnen hat, mit rücksichtsloser Offenheit und ohne irgend welche geheime Sympathien zu schonen heraussagt. Wir müssen uns hier auf einige Andeutungen beschränken, welche von der Kernhaftigkeit und Reife der politischen Ansichten sowie von der Gediegenheit und Kraft, mit der sie vorgetragen werden, nur ein schwaches Abbild geben mögen. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, wo die Hauptstadt des türkischen Reichs den vorzüglichsten Schauplatz des diplomatischen Intriguenspiels abgibt, und wo „man fast stündlich mit Sorge dem Erlöschen des osmanischen Sultanats entgegensieht", zieht wol die Frage, welchem Umstande vorzüglich das Verglimmen und Hinsiechen der früher so ungestümen osmanischen Lebenskraft zur Last zu legen ist, besonderes Interesse auf sich. Fallmerayer sieht nicht sowol im Volke, das indessen, wie (I, 93) dargethan wird, über seine Kraft in einer unbegreiflichen Selbsttäuschung befangen ist, als in dem gänzlich vermorschten und herabgewürdigten Herrscherhause und der Regierung den Grund und den Anstoß zum Verfall (I, 315). Dies sagt der Verf. auch mit bestimmten Worten (II, 266):

> Herabgewürdigt und ohne Zuversicht ist in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von seiner fanatischen Energie noch von seinem Selbstvertrauen etwas verloren und fühlt sich dem meuterischen Sinn der christlichen Raja ohne fremde Dazwischenkunft sogar in der europäischen Hälfte des Reichs vollständig gewachsen.

Das Gemälde, welches hier von der Regierung entworfen wird, ist kläglich und jammervoll (II, 145):

> Die Klepsia ist das einfachste und kennbarste Bild der öffentlichen Zustände im Orient: Jeder stiehlt, was der Andere säet; die Regierungen aber nehmen hier Allen Alles weg, und Frieden hat nur wer Bettler ist.

Unsere politischen Rechenmeister haben nun im Hinblick auf den zerfallenden türkischen Staatskörper ihre Muthmaßungen über das wahrscheinliche Ende dieser

orientalischen Verwickelungen in der anspruchsvollen Form politischer Prophezeiungen ausgesprochen. Der Fragmentist tritt den meisten dieser politischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen mit Entschiedenheit entgegen. Am haltlosesten scheint ihm die Ansicht, daß sich aus den loslösenden Theilen der türkischen Monarchie einzelne besondere kleine Staaten als Vertreter der verschiedenen bis jetzt unter einer Herrschaft zusammengekoppelten Nationalitäten herausbilden werden. Zur Zeit des Lärmens wegen des leidigen Julivertrags fand diese Meinung auf der Tribune besonders in Lamartine einen phrasenreichen und begeisterten Vertheidiger. Fallmerayer weist das Thörichte dieser Voraussetzungen, welche dadurch nichts an Nachdruck gewinnen, daß ihr hartnäckigster Vertreter den Orient selbst nach Touristenart durchzogen hat, auf das bündigste nach (I, 316). Er meint, immer würden die einzelnen Glieder dem einen gemeinsamen Mittelpunkte Konstantinopel wie ihrer gemeinsamen Sonne zustreben (I, 317):

Alle eure Künste macht die Stadt mit ihrem eingeborenen Genius zu Schanden. Schneide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme sie wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde, sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimatlicher Lebensluft, oder rinnen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schoos des Mutterstaats zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt.

Noch hirnloser scheint ihm die Annahme, für die unsere philologischen Schwärmer sich gern erwärmen, als ob die Hellenen, die selbst kaum im Stande sind, ein eigenes politisches Dasein zu fristen, „in die Competentenreihe zur künftigen Vacatur des Orients“ gestellt werden könnten (I, 326). Wer soll denn aber nun im Sinne des Fragmentisten das große Erbe der lebensmatten Osmanen antreten? Kein anderer als die Russen, deren ganze Politik seit ältester Zeit her von Byzanz wie von einem Magnet angezogen ist und die recht eigentlich vom Verhängniß mit dem nöthigen Zeuche ausgerüstet scheinen. „Die Restauration von Byzanz, das ist Axiom, kann nur eine »slawogräkische«, keine «byzantinische», am wenigsten aber eine «hellenische» sein“ (I, 336). Freilich hat der unerbittliche Fallmerayer wol Recht, diese Antwort ist Vielen unbequem und verhaßt, welche ihr Gewicht widerlegt zu haben glauben, wenn sie ihrem Urheber Schuld gegeben, er sei ein Werkzeug russischer Politik. Diese Behauptung, welche sich wirklich in verschiedenen Journalen Luft gemacht hat, findet ihre schlagendste Widerlegung in dem entschiedenen Russenhasse, der im ganzen Werke welches uns vorliegt athmet.

Von besonderer Bedeutung scheint zur Verfechtung seiner Thesis dem Verf. die Stellung und das Verhältniß der griechischen Kirche, der er eine viel größere Macht und eine viel zähere Lebenskraft beilegt (I, 334) als man ihr gewöhnlich zuzuschreiben pflegt (II, 279):

Was der abendländischen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder schnell wieder verloren ging, hat die morgenländische vollständig durchgesetzt: sie ist eine compacte Einheit in Sinn und Bestrebung und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung, mit der sie erst nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird sie ihrerseits zum Angriff übergehen.

Wir theilen endlich hier noch eine kurze Stelle mit, welche gewissermaßen ein gedrängtes Résumé der politischen Ansichten des Verf. über die orientalischen Zustände gibt (II, 267—268):

Zwei Dinge scheinen mir heute unmöglicher als je: einmal, daß sich im großen illyrischen Dreieck irgend ein christlich-byzantinischer Staat durch sich selbst zu erheben und politisch selbständig zu constituiren, durch eigene innere Kraft sich frei zu erhalten und fortzuleben vermöge; zweitens, daß irgend eine bleibende Schöpfung genannter Art durch den Occidentalismus in jener Gegend zu erwerben sei.

Wir haben bereits angedeutet, daß der Reisende sich durch das Gift politischer Erörterungen seine Freude an der Pracht und der Mannichfaltigkeit der üppigen Scenerien, welche sich auf seiner Wanderung vor ihm aufrollen, nicht vergällen läßt. Dazu kommt, daß er das Talent, die äußern Eindrücke, welche er empfängt, in ungetrübter Naturtreue abzuspiegeln und zu gestalten, im höchsten Grade besitzt. Einzelne seiner Naturbilder, besonders die farbenreichen, saftigen Landschaftsgemälde sind von einer künstlerischen Vollendung, daß wir ihnen auf dem weiten Gebiete der Literatur fast gar nichts zur Seite stellen können. Wo läßt sich eine schönere Schilderung auffinden als die, welche wir hier von Hagion Oros, vom Athos, erhalten, den der Fragmentist den kolossalen, von der Natur selbst aufgethürmten und mit unverwelklichem Festgewande umzogenen Münster von Byzanz nennt? (II, 5—8):

Langgestreckt ist die Halbinsel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur auf einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirre unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat: haldig und sanft steigt es von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft sattelförmig mit wachsender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel heraussteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athoskuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen, zugleich Sitz der Sommerlust, der Andacht und der Windsbraut der Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller fächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenroth und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten auf dem Kastanienwalde noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt!

Athos ist Hochwarte des Ägäischen Meeres und Leuchtthurm aller Orthodoxen in Byzanz. Vom Festlande in das Meer hinausspringende Chersonese sind vorzugsweise eine Eigenthümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und den Wuchs in so liebliche Formen ergossen wie hier. Ein felsichtes schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Überschreitung dieser Querwand über tiefe Schluchten und Hügel

aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut sich eine Scene auf, deren Schönheit man wol empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Übergang, bald sanft und in verlorenen Halden senkt es sich zu beiden Seiten des Weges in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatralisch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunkelm Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymonischen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Wasserspiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers. Tief unten am Strande, in weiter Entfernung voneinander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten und langwipflichten Cypressen heimatlich verborgen, erscheinen die Mönchkastelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit wart- und zinnenbekränzten Festungsthürmen und eisenbeschlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantinischen Heiligthümer wider feindliche Gewalten.

Nicht minder lieblich und poesieathmend sind die Landschaften aus der Umgegend von Trebisond, welche der Verf. abweichend vom Sprachgebrauch der alten Geographie, mit dem etwas weit ausgedehnten Namen Kolchis bezeichnet. Er sagt selbst von diesem Lande (I, 294):

Nicht das goldene Vließ, nicht blos alte Pergamente und die melancholischen Ruinen der Komnenenburg zu Trapezunt haben mich nach Kolchis geführt; ich folgte geheimnißvollerm Zuge, wich einer unerklärten Sympathie der Erdgeborenen für heitere Lüfte und quellenreiche Einsamkeit immergrüner Waldpartien. Was Jerusalem für den mystischen Schwung der büßenden Seele, ist Kolchis für den Götzendienst irdisch bezauberter Phantasie.

Aber das Talent des Verf. ist geschmeidig und vielseitig; er schildert mit demselben Glück die beschränktern Kreise eines heitern Stilllebens wie die Sitten der Völker im Ganzen und Großen. Mit viel Humor und anziehender Gemüthlichkeit führt er uns ein in das Haus seiner rechtgläubigen Wirthin, welche, um sich von seiner Frömmigkeit zu überzeugen, ihm heimlich auflauert, ob er die Messe mit Regelmäßigkeit besucht (I, 55). Auch die Scenen aus dem Mönchsleben, welche er seiner Darstellung einverwoben hat, enthalten der köstlichen Züge viel und geben uns ein lebendiges, klares Bild vom Treiben der „anatolischen Selbstüberwinder". Was er ferner von seinen eigentlichen Reiseerlebnissen, von den Vorbereitungen und Abenteuern seiner Wanderungen selbst mittheilt, ist durchaus geeignet, den Reiz der Mannichfaltigkeit, welche dem ganzen Werke eigenthümlich ist, noch zu erhöhen. Wenn er sich auch nicht geradezu enthält, von seiner Person und von Dem, was unmittelbar darauf Bezug hat, zu reden, so läßt er sie doch gerade nur so viel bei seiner Darstellung in den Vordergrund treten als zur Belebung des Ganzen von Interesse scheint. Nirgend blickt jenes Haschen nach Piquantem, jene platte Indiscretion und das Coquettiren mit persönlichen Beziehungen durch, welche in den meisten Erscheinungen der modernen Touristen-Literatur so widerwärtig wirken. Und wenn der Reisende auch wol von sich selbst redet, so lernen wir in ihm eine von unsern abgehetzten „europamüden Weltfahrtlern" so durchaus verschiedene Persönlichkeit kennen, daß wir diese kernhafte, gesunde Natur voll Saft und Kraft durchaus liebgewinnen müssen.

Selbst die scharfe Polemik, welche hier und da gegen die Feinde und Widersacher des Fragmentisten vorbricht, und sich besonders gegen den Schluß des Werks hin in einem vollen Strome ergießt, thut für Leser, denen die literarischen Beziehungen der Gegenwart geläufig sind, dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch. Diese polemischen Streiflichter beziehen sich, wie man wol vermuthet, auf die bekannte, vielfach angefochtene Thesis Fallmerayer's über die Abkunft der Hellenen. Er sagt es unumwunden, er sei ungeachtet aller Angriffe und Verfeindungen, denen er sich durch seine allbekannte Behauptung, daß in der gegenwärtigen Bevölkerung von Griechenland das slawische Element überwiege, ausgesetzt hat, in seiner frühern Annahme noch immer nicht wankend gemacht. Alle Sätze, welche er früher in seiner „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellt hat, verficht er noch jetzt, nur noch entschiedener (II, 376) und wie es uns scheint mit mehr Nachdruck und Gelehrsamkeit. In der That lassen sich seine gewichtigen Gründe, welche aus der Geschichte sowie aus sprachlichen Erklärungen entnommen sind, durch Demonstrationen und Manifeste wie sie z. B. in Athen gegen den „Verächter griechischer Nationalität" an den Tag gelegt und unternommen wurden, nicht beseitigen und entkräften. Mit Recht spottet er über die begeisterten Verehrer des hellenischen Alterthums, welche sich für verpflichtet halten, die Ehre und die Echtbürtigkeit der modernen Griechen zu retten, und welche der unumstößlichen Überzeugung leben, „daß eigentlich die deutschen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben" (II, 478). Am schlimmsten spielt der Fragmentist dem Prof. Greverus mit, welcher sich schmeichelte, den Beweis geliefert zu haben, daß „Fallmerayer ein Erzlügner" sei. Es wird ihm vom Verf. ein eigener Abschnitt gewidmet, in dem derselbe „den friesischen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwidert". Er meint, der oldenburger Gelehrte habe sein Buch „Reiselust in Ideen und Bildern aus Griechenland" lieber „Wein- und Wanzenchronik von Morea" (II, 505) betiteln sollen.*)

F. G. Günther.

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Engelhardt, J. C., Gelegenheitsgedichte. Neustadt a. d. Aisch. 1845. 8. 11¼ Ngr.

Günzburg, A., Dogmatisch-historische Beleuchtung des alten Judenthums. Prag. Gr. 8. 20 Ngr.

*) Einen fünften Artikel geben wir später nach Beendigung von Tischendorf's Reise. D. Red.

Illustrirter Kalender für 1846. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 2te Auflage. Leipzig, Weber. Hochschm. 4. 20 Ngr.

Löher, F., Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrich II. Halle, Anton. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfaffenhofen, F. Freih. v., Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Carlsruhe, Nöldeke. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Die himmlische Philosophie von Keleph Ben Nathan. Im Auszuge mitgetheilt von C. B. Schlüter. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Schütz, W., Dreißig Jahre aus Napoleon's Leben. Dramatisches Gemälde in sechs Abtheilungen, nach dem Französischen des A. Dumas. Erfurt, Meyer. 1845. 8. 1 Thlr.

Siegmund, F. (Fr. Albrecht), Religiöse Dichtungen, allen christkatholischen Glaubensgenossen gewidmet. Breslau, Trewendt. 1845. 8. 6 Ngr.

Landwirthschaftlicher Volkskalender für das Jahr 1846. Herausgegeben unter Leitung der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. 6ter Jahrgang. Innsbruck, Wagner. 4. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansichten über Sänger, Gesangvereine und Gesangfeste. Schweinfurt, Giegler. Gr. 8. 3 Ngr.

Antwort auf Herrn Consistorialrath Dr. Pischon's Sendschreiben an Hrn. Prediger Souchon. Von einem Mitgliede der Gemeinde Christi. Berlin, Wohlgemuth. 1845. 8. 2½ Ngr.

Bemerkungen über das Sendschreiben des Herrn Stanger, Domkapitulars in Trier, an seine ehemaligen Pfarrkinder zu Kreuznach. Kreuznach, Kehr. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Blicke auf den Hergang und den Geist des Trienter Concils. Für das deutsche Christenvolk geschrieben von einem Protestanten. Leipzig, Orthaus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Clemens August Freih. von Droste zu Vischering, Erzbischof von Cöln. Nach den zuverlässigsten Quellen treu und wahr geschildert von M. Nebst einem Anhange: Interessante Charakterzüge und einige bisher ungedruckte Gedichte des Verstorbenen. Mit dem Portrait des Erzbischofs. Xanten. 1845. 8. 5 Ngr.

Dietlein, D. W., Die Berliner Erklärung vom 15. August 1845 und deren Literatur. Berlin, Herbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Eingabe der medicinischen Facultät zu Leipzig, in Beziehung auf die Beilage des Allerhöchsten Decrets vom 29. November 1845, die chirurgisch-medicinische Akademie betreffend. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 4 Ngr.

Die große Feuersbrunst zu New-York am 19. Juli 1845. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Gember, A., Die Kirche der Zukunft. Ein Beitrag zur Verständigung über die Glaubenswirren der Gegenwart. Berlin, Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

George, L., Nicht Schrift, nicht Geist, aber der Geist der Schrift. Ein Wort zur Verständigung und zum Frieden in unserer aufgeregten Zeit. Berlin, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Glaubensbekenntniß der allgemeinen christlichen Kirche. Ein Vorschlag zur Prüfung. Kreuznach, Kehr. 1845. Gr. 8. 1½ Ngr.

Götz, G. J., Jesus und seine Zeitgenossen. Ein zeitgemäßes Wort an katholische Christen, ausgesprochen in sechs Fastenpredigten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Kämpfe, G. A., Erwiderung auf das unter dem Titel die Berechtigung des Rationalismus an mich gerichtete Sendschreiben eines Ungenannten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Kehr, K., I. Die Weihe der deutsch-katholischen Gemeinde zu Kreuznach am 25. Mai 1845 durch Herrn Pfarrer Kerbler. II. Zeitbemerkung eines Laien über Deutsch-Katholizismus, Protestantismus und Romanismus. Nebst Beilagen. Kreuznach, Kehr. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Kortüm, F., Rückblick auf Joh. Heinr. Pestalozzi, nebst etlichen ungedruckten Blättern desselben. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, F. A., Frommes Andenken an Johannes Ronge in Weimar. Eine Nachmittagsbetrachtung. 3te verbesserte und mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Weimar, Hoffmann. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Luger, F., Heinrich Pestalozzi, ein Beitrag zur Feier seines Andenkens. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 5 Ngr.

Moll, K. B., Der Unterschied der wahren und der falschen Lichtfreunde. Predigt. Pasewalk, Köhler. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Post, A., Haben wir von Menschen oder von Christus unser Heil zu erwarten? Predigt. Posen. 1845. 8. 2½ Ngr.

Ramdohr, A., Was ist von dem Richten über Andere wegen Glaubensverschiedenheiten zu halten? Predigt über 1. Kor. 4, 1—5. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reckum, Bitterwasser, verordnet dem nur zu treuen Hengstenberg. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Ronge, J., Rede, gehalten am 23. September 1845 in der Münsterkirche zu Ulm. Ulm, Rübling. 1845. 8. 2 Ngr.

— — Rede, gehalten am 18. October 1845 bei Konstanz auf der Schweizer Gränze. Dessau. 1845. 8. 2 Ngr.

Rupp, J., Die Symbole oder Gottes Wort? Ein Sendschreiben an die evangelische Kirche Deutschlands. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Saint René Taillandier, Die politische Lage Deutschlands im Jahre 1845. Aus dem Französischen von J. Francke. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

— — Die Verfassungsfrage in Preußen. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 10 Ngr.

Schäffer, C., Neujahr. Ein Drama oder ein Gedicht, wie man es will. Darmstadt, Ollweiler. 8. 8 Ngr.

Schærer, X., Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Nach den Lehrsätzen eines Jesuiten dargestellt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 17½ Ngr.

Schiller, S. M., Tendenz, Richtung, Gesinnung und Geist der 2ten Rabbinerversammlung zu Frankfurt a. M. 1stes Heft. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Hunger. 8. 7½ Ngr.

Schuselka, F., Ronge in Weimar den 14., 15. und 16. November 1845. Gedächtnißblätter. Weimar, Hoffmann. 1845. 8. 5 Ngr.

Der Tag Concordiä. Eine Wächterstimme aus der neuen Luthersporte an die deutsche Kirche in allen Landen. Erfurt, Hennings und Hopf. 4. 5 Ngr.

Theremin, F., Der Sieg des Glaubens über die Welt. Predigt. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2½ Ngr.

Von dem Gesetze der Arbeit. Pastoral-Anweisung von dem Erzbischofe von Cambrai. Aus dem Französischen. Aachen, Kneuertz. 12. 5 Ngr.

Weichsel, F. F., Die Berliner Conferenz und Wislicenus. Ein offenes Sendschreiben. Wolfenbüttel, Holle. 8. 5 Ngr.

Widmann, A., Politische Bedenken wider die evangelische Kirchenzeitung. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 6 Ngr.

Wildenhahn, C. A., Der christliche Glaube. Aus den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche für das allgemeine Verständniß dargestellt. Leipzig, Gebhard und Reisland. 8. 6 Ngr.

Wolff, G. A., Papstthum, Cölibat und Ohrenbeichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk. 3te Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 2 Ngr.

— — Ein Wort an Kerbler und Eichhorn. Breslau, Günther. 1845. 8. 1½ Ngr.

Zittel's Motion für Religionsfreiheit. Manheim, Hoff. Gr. 4. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 80. — 21. März 1846.

Der deutsche Zollverein und das Schutzzollsystem. Ein Versuch zur Verständigung der Ansichten und für Ausgleichung der Interessen. Von K. H. Brüggemann. Berlin, Duncker und Humblot. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. gibt in dem Werke eine geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Argumente, die in einem fortlaufenden Kampfe dreier Jahre gegen die Anhänger des Schutzzollsystems einerseits und gegen ihre einseitigen Gegner, die Bureaukraten und die Männer des Laissez faire andererseits von ihm angewendet worden sind und in den stettiner „Börsennachrichten von der Ostsee" in kürzern und längern Artikeln veröffentlicht waren. Den Erstern will er nachweisen, daß die von ihnen aufgestellten ethischen Ideen theils anderweitig entlehnt worden, theils in dieser Entlehnung misbräuchlich und falsch gehandhabt wurden und viel mehr nur aus seinem Systeme der Handelsfreiheit ausgesprochen werden und das Leben mit ihren Wirkungen erfüllen könnten; die Letztern aber daran erinnern, daß nur aus einer kraftvollen Erfassung, Einführung und Vollendung der „deutschen Staatsideen der erleuchteten preußischen Zeit von 1807—12" das Heil zu erwarten sei, daß der Zollverein nur als eine Folge dieser erscheine und diesem in seiner ursprünglichen Auffassung die Idee der Handelsfreiheit zum Grunde gelegen, daher consequent nunmehr durchzuführen und, wenn auch für einzelne Artikel höhere Zölle für einen Zeitlauf zulässig wären, diese doch in Bezug auf die Grundidee einer Ausgleichung unterworfen werden müßten. Diese Sätze bilden den Inhalt der Schrift, deren Ausführung wir nunmehr in derselben verfolgen wollen.

Da die Anhänger des Schutzzollsystems in dem Grundsatze der Erhebung der Manufacturarbeit die Ansichten des Mercantilsystems theilweise adoptirt hätten, hat sich der Verf. zur ersten Aufgabe gemacht, diese nach der Smith'schen Theorie zu widerlegen, welches er (S. 13—49) als „Kritik des gemeinen Mercantilismus" unternommen hat. Hier berührt er zuerst (S. 13—16) die „Chimaire der Handelsbilanz", sie, wie längst nachgewiesen, mit dem Grundsatze der „Productivität der Arbeit" kurz bekämpfend. Etwas verweilt er bei der auch von Bülow-Cummerow dem Zollverein vorgeworfenen, um mehr als 22 Millionen größern Einfuhr als Ausfuhr in den Jahren 1837—39, also ebenso großem Verluste am Nationalvermögen, wogegen gleichzeitig der Oberfinanzrath Biersack berechnet habe, daß in den J. 1837—41 der Zollverein über 13 Millionen mehr aus- als eingeführt habe. Er behauptet, daß diese Zahlen nichts beweisen könnten, es vielmehr darauf ankäme, ob mit dem Mehreingeführten liederlich gewirthschaftet worden und daher die Einfuhr sich vergrößert habe, welches im Zollvereine nicht bemerkbar geworden. Beweise sind für Dieses nicht angegeben worden; überhaupt auf die ganze Frage nicht näher eingegangen. Wenn aber der Verf. die Familienwirthschaft zum Beispiele genommen, so möchten wir ihm doch wol den Fall entgegenhalten, daß eine Familie fortwährend einnehmen kann und doch, wie man im gemeinen Leben sagt, zu nichts kommt, d. h. eben sich solche Gegenstände anzuschaffen bei aller Einnahme und ohne daß sie liederlich wirthschaftet nicht im Stande ist, die über den nothwendigen Bedarf des Lebens reichen, an deren Besitz eine Familie als etwas Schönem sich erfreut, eine Nation aber als etwas Nützliches ausführt. Es möchten also Zahlen doch wol einen guten Sinn haben und nicht allein „frappiren"; und eine Nation die fortwährend und mehr einführte, lebt wie man von Familien zu sagen pflegt aus der Hand in den Mund, und ist eine arme, bei aller Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Wirthschaft. S. 16—35 wird sodann der Grundsatz der Schutzzölle besprochen, das Nationaleinkommen zu erhöhen, durch den Zwang der angestrengtern Verwendung der ökonomischen Productivkräfte. Der Verf. deducirt so: Da die Masse und die Güte dieser Kräfte, zu denen er Arbeit, Natur und Capital zählt, unmittelbar im Allgemeinen nicht erhoben werden, so kommt es darauf an zu untersuchen: 1) welche Wirkung äußern die Schutzzölle auf jeden dieser Einkommensgründe im Besondern; 2) aber auch welche auf die Stände, die diese Gründe zur Darstellung oder Production in sich bringen. Für die reine Wissenschaft, unberücksichtigt die deutsch-nationale Färbung, die in der Schutzzollfrage liegt, ist hier offenbar der Angelpunkt. Diese wissenschaftliche Seite hat aber der Verf. aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet; denn will man in die Einzelheiten des Lebens oder der Wirklichkeit hinabsteigen, so wird man bald nicht mehr allein bei

jenen Kräften und Ständen stehen bleiben können, sondern man wird getrieben werden, die Frage auf Personen und Familien auszudehnen. Das ist aber nur eine Ablenkung von dem wissenschaftlichen Wege und ein Versuch den Gegner aus der Ferne und hinter einzelnen Hinterhalten hervor, die für sich jedes eine Wahrheit haben mögen, mit Steinen zu bewerfen, anstatt offen auf dem freien, im Ganzen übersichtlichen Felde mit ihm zu kämpfen. Die Wissenschaft beurtheilt nur Begriffe, und diese sind umfassende Vorstellungen, deren einzelne für sich nichts sind, sondern nur als bewußter Inhalt des Ganzen gelten. Die wissenschaftliche Frage ist also nur die: In welchem Verhältnisse steht die Idee der Schutzzölle zum Zwecke der Volksarbeit; die Arbeit ist aber nicht eine Productivkraft, sondern nur eine Maschine, eine Vermittelung der Kraft. Diese beruht lediglich auf dem Geiste des Volks, auf dem Willen zur Arbeit. Da nun aber die Idee der Schutzzölle keine andere ist als die, durch den Zwang den Willen zur Arbeit in Bewegung zu setzen, so handelt es sich zuerst um die Möglichkeit solcher Einwirkung; und da könnte man wol das Beispiel eines Gefängnisses heranziehen, wo gleiche Grundsätze geübt werden. Aber der Willensboden einer Person ist deren Lebensniederschlag, den sie nur durch ihre geistige Freiheit zur Production der innern Güter bearbeiten kann; ebenso wird eine Nation ihre geschichtliche Natur, die sie sich nicht gegeben hat, nur durch ihre Freiheit zur Production der äußern Güter des Verkehrs, welche der Zweck der Volksarbeit ist, erheben können. Es fragt sich also endlich: Kann Zwang die geistige Freiheit erwecken? Und dann freilich wird man antworten müssen, daß es ein künstlicher wie im Gefängnisse nicht im Stande ist, sondern nur solcher, welcher wie bei Personen ein Lebensmoment so bei Völkern ein geschichtliches und planetarisches ist. Die insularische Lage und die Kriege des Continents haben für England den Zwang herbeigeführt, den man nach der Ansicht des Verf. jetzt für Deutschland durch Zölle aufschrauben will, wobei es sich aber noch fragt, ob diese deutschen Zölle nicht eine Noth der Geschichte sind.

Wir vermissen also bei der Ausführung des Verf. an dieser Stelle einen wissenschaftlichen Sieg über den Gegner. Es ist nur ein Umherzanken, wobei mancher treffende Hieb ertheilt, aber der Feind nicht getödtet wird. Dabei läuft aber auch viel Oberflächliches mitunter, was nicht zu vermeiden ist, sofern man eben von einzelnen Standpunkten aus redet. So heißt es z. B. S. 31:

> In bestimmten Kreisen und für bestimmte Arten von Arbeiten können Schutzzölle den Arbeitslohn allerdings sehr wohl vorübergehend erhöhen, indem sie die Nachfrage nach bestimmten Arbeitskräften erweitern, aber nur indem sie dafür die Nachfrage nach andern, mit deren Producten früher die Einfuhren aus dem Auslande bezahlt wurden, desto mehr vermindern.

Klingt das nicht gerade so als wollte man z. B. Eisenbahnen um deswillen verdammen, weil sie das Gewerbe der Fuhrleute behindert haben? Dieser reiche Mittelpunkt hat vielmehr die Arbeitsthätigkeit überhaupt erhöht, er hat das Mittel der Productivkraft überhaupt beweglicher gemacht, und dann kann es nicht interessiren, ob die untern Zweige abfallen, wenn der ganze Baum nur nach oben wächst. Die Vermehrung des Reichthums durch Schutzzölle wird überhaupt vom Verf. unbewiesen als auf Kosten der wenigen Reichen und der Armen hingestellt; dieses war ausführlich darzulegen, wodurch freilich die ganze Sache bedeutend tangirt worden wäre. Nun aber bleibt der Begriff „auf Kosten" ganz unerklärt. Sollte der Verf. den geringern Besitz von Capital bei vermehrter Arbeitsgelegenheit, die auch durch den Reichthum kommen kann, unter Kosten des Reichthums verstehen, die dieser von den Capitalien an sich zieht? Der Verf. sagt jedoch selbst, daß seine „gedrängten Erörterungen über die allgemeinen Gesetze der Güterwelt durchaus nicht hinreichen, die ökonomischen Verhältnisse auch nur irgend einer einzigen Nation nach ihrer ganzen wirklichen Bestimmtheit vollständig zu erklären", wiewol das Gedrängte den aufgedeckten Principienfehler nicht entschuldigen kann; aber er kommt nun (S. 35—39) auf die „Anwendung auf bestimmtere Interessen im Zollvereine". Diese sind Agricultur und die arbeitenden Classen. Der Leser wird aber nichts an den besondern Verhältnissen des Zollvereins dargelegt finden, sondern nur eine Wiederholung des vom allgemeinen Standpunkte von gesonderten Kräften und Ständen bereits Gesagten und oben schon Widerlegten.

Nachdem der Verf. auf diese Weise den gemeinen Mercantilismus einer Kritik unterworfen, thut er dieses (S. 50 — 103) mit dem „höhern Standpunkte und dem nationalen Systeme des Hrn. Dr. F. List". Er gibt zu, daß es einen höhern Standpunkt gebe, „auf dem die abstracten Gesetze der alten Theorie als lebendige historische Principien erfaßt werden, und auf welchem die Hindernisse und Bedingungen des freien Verkehrs in ihrem jedesmaligen historischen und nationalen Bestande mit aufgefaßt werden"; allein Dr. List habe von solchem „nur reden gehört, und rede nach, was er von Ad. Müller gehört oder gelesen, aber durchaus nicht verstanden hat". Der Verf. unterzieht zuvor einer nähern Prüfung die Anwendung der Grundsätze des höhern Standpunkts des Dr. List auf die Erziehung der Nation, sowol in Bezug auf einen bestimmten durch den Zollsatz beschützten Industriezweig als auch in Betreff der allgemeinen Industriebildung, der nationalen Selbständigkeit und der geistigen Freiheit und sittlichen Bildung. Hiermit steigen wir nun von den Höhen der Wissenschaft, die wir freilich, da der Verf. selbst sie nicht erstiegen hat, in Obigem nur skizzirend haben andeuten können, in die fruchttragenden Thäler des Lebens herab. Denn alle die gegebenen Fragen von politischer Selbständigkeit, geistiger Freiheit und sittlicher Bildung und der Erziehung dazu haben nur Sinn für eine bestimmte Nation und kommen auf die eine wesentliche hinaus, ob ein bestimmter Zwang aus einem bestimmten geschichtlichen Fortgange einer bestimmten Nation

oder einem solchen nationalen Vereine wie der Zollverein ist resultirt und für den Fortgang Bedeutung hat. Wenn man sich nun überhaupt nicht enthalten kann, und der Verf. selbst, da er ethische Momente in der Völkerbildung geltend annimmt, zulässig finden wird, die Bildung der Personen zum Vergleiche zu nehmen, so finden wir es anerkannt, daß Zwang ein Erziehungsmittel der Jugend ist. Der Schul- und Kirchenzwang ist das Bildungsmittel des Geistes und Gemüths; der Ungezwungene ist ein vagabundirendes Genie oder ein Verbrecher. Der Mann freilich hat Handels- und Verkehrsfreiheit seiner durch den Zwang erworbenen Güter nöthig. Erst aber müssen diese da sein, und erst muß man ein Mann geworden sein, ehe man Freiheit zu fodern berechtigt ist. Es fragt sich also: Ist Deutschland im Zeitalter einer füllreichen und heranwachsenden Jugend? Denn das alte Rußland wird man vergebens durch die Peitsche der Zölle vorwärts treiben wollen; es wird nie ein freihandelnder Mann werden. Jene Frage ist aber zu bejahen, denn der deutsche Handel im Mittelalter war nur an gewissen Orten und gewisser nord- oder süddeutscher Städte. Die deutsche Erhebung erfolgte erst durch den Krieg um die äußere Freiheit der J. 1813 und 1814. So ist Deutschland erst in seiner Jugend und der Zollverein nur eine Form seiner Jugend. Ehe es also Handel treibt, muß es auch haben womit es handle. Solche Güter hat der Verf. bei seiner Handelsfreiheit anzuführen vergessen; zu solchen soll ihm aber der Zwang verhelfen, und somit ist der der Zölle eine Nothwendigkeit der deutschen Geschichte, wovon der Zollverein nur ein Moment ist. Der Verf. sagt selbst (S. 61), daß in einzelnen Fällen bei vorzüglich sicherer Aussicht des Erfolgs, vorübergehende angekündigtermaßen in bestimmten Fristen abnehmende Schutzzölle auferlegt werden könnten, und wenn er auch vor einem Zugeständnisse der Principien der Schutzzölle insofern sich reservirt, als diese etwa alle Zweige der Industrie ohne Rücksicht auf die nationalen Eigenthümlichkeiten erzeugen wollten, so ist doch unzweifelhaft, daß eine „Aussicht auf Erfolg" bei der Erstarkung des Manufacturbetriebs überall nicht in Abrede gestellt werden kann. Natürlich die Capitalien der Erde kann sich eine Nation nicht geben, wol aber den Arbeitswillen, welcher aus ihrer Freiheit fließt, und durch diese die freie Arbeit, die Manufacturkunst, und durch diese wieder die äußern Handelsgüter, mit denen es frei zu verkehren hat. Die Freiheit wird aber überall durch den lebendigen Zwang geweckt, und so können das Zwangssystem und das System der Handelsfreiheit sehr gut nebeneinander bestehen; ein junger Baum wird durch das Band des Pfahls zum freien Wuchse in die Höhe gezwungen.

Gehen wir jetzt specieller auf die Ausführungen des Verf. ein, so vermissen wir überall die Widerlegung, daß die Agricultur und Manufactur zuerst die Güter erzeugen müssen, die dem Handel zum Objecte gereichen können. Der Verf. citirt das Zeugniß der Geschichte. Aber wird er leugnen, daß die handeltreibenden Phönicier zuvor die künstlichsten Manufacturisten gewesen sind; oder daß die italienische künstliche Metall- und Glasindustrie und der deutsche nürnberger Fleiß dem Handel vorausgegangen sind? Wir wollen nur ein einziges echt deutsches Beispiel vorhalten. Der deutsche Buchhandel und seine Folgen werden nicht in Abrede gestellt werden können, aber es mußten erst Bücher da sein, und so ist die Kunst oder die Manufacturarbeit der Buchdruckerei diesem Handel vorangegangen. Daß die Kunst der materiellen oder äußern Güter auch neben dem Handel bestanden hat und bestehen muß, ist richtig; denn sie gibt ihm die Objecte. Nur der Handel mit den nationalen Kunstproducten ist der freie und freimachende; der mit den internationalen Naturproducten auch der sogenannten Colonialwaaren ist entweder ein flüchtiger Schmuck, sobald er nicht auf jener festen Basis beruht, welches Spanien und Holland zur Genüge bewiesen haben; oder aber nur der gemeine Tauschwerthhandel. Es ist richtig, daß der Handel, wenn er die sich bewegende materielle Kunst ist, worunter wir eben die arbeitende Freiheit, die Manufactur der Völker verstehen, diese zu ihrer individuellen Freiheit als selbständige, geschichtliche und handelsfähige Personen führt, daraus folgt aber nicht, daß die Freiheit der Arbeit der Freiheit des Handels nicht vorangehen solle, und ebenso wenig, daß ein Volk zu jener Freiheit durch den ihm anpassenden Zwang nicht hingeleitet oder erzogen werden könnte, sofern es eben nur erziehungsfähig ist.

Der Verf. hebt noch besonders zwei Gefahren hervor, die Überproduction und die Demoralisation der Fabrikarbeiter, sagt jedoch selbst, daß beide für Deutschland noch nicht drohten. Dann war aber entweder davon gegen deutsches Fabrikwesen kein Gebrauch zu machen, oder aber nachzuweisen, daß in jenem die Keime für gleiche Wirkungen lägen. In der Arbeit oder dem Hause werden diese für die Demoralisation doch nicht zu finden sein, wol nur in den Personen und dann deren nationalem Charakter als letztem Grunde. Oder glaubt der Verf. etwa, weil er englische und französische Vorgänge so schroff als Beispiele hinstellt, daß die Nationalität kein Moment sei, so wollen wir ihn daran erinnern, daß z. B. der Russe unter der Uniform der Ehre seine Gewohnheit zu stehlen fortsetzt und unter den Epauletten Ohrfeigen fürlieb nimmt. Nun aber, wenn der Einzelne eben als kein allgemeiner Mensch, sondern als eine nationale Persönlichkeit geboren wird und die arbeitende Freiheit ihn zu jener Höhe auch nicht hebt, welches nur der denkenden zusteht, der Arbeiter also in der Nation bleibt, so werfe der Verf. doch nur einen flüchtigen Blick auf die übrigen Erscheinungen der nationalen Freiheit in Deutschland, wovon die Freiheit der Arbeit nur eine ist. Sind denn in unserm politischen Leben die Factoren des „schamlosen Bestechens und Sichbestechenlassens, der Empörtheit" und alle die Flecken der Gesinnung, mit denen das öffentliche Leben in Frankreich gesättigt zu sein scheint und die der Verf. so sehr rügt, bei uns in gleichem Maße vorhanden?

Wir glauben, daß der Verf. uns solches nicht aufbürden wird. Es möchte also kein Grund vorhanden sein, die offenbare Demoralisation unserer Arbeiter durchaus vorherzusagen. Die Überproduction ist ein Flecken der englischen öffentlichen Gesellschaftszustände; und da fragen wir wieder, ob der Verf. in unserer Gesellschaft den Egoismus, die Habsucht, den Luxus zu sehen im Stande ist, welche dort herrschen und in ihrer polypenartigen Umspannung und Aussaugung der Kräfte der untern Volksclassen die Erscheinungen hervorgebracht haben, welche Nationalökonomen dem Phantome der Überproduction zuzuschreiben für gut befunden haben? Endlich wirft der Verf. mehrfach höhnische Seitenblicke auf die deutschen Flotten und Colonien, welche vorzüglich in neuerer Zeit als eine Nothwendigkeit für Deutschland in Anregung gebracht worden sind. Es ist wahr, wir haben davon noch nichts, und scheint es einer langen Zeit zu bedürfen, ehe wir davon nur etwas besitzen werden. Aber, wenn aus dem Principe des Handels, dem der Verf. huldigt, alle Consequenzen angenommen werden müssen, so auch die des öffentlichen Schutzes und des öffentlichen und freien Aufpflanzens der Landeszeichen auf dem Felde der Wogen, wo noch weit mehr der Naturzustand der Feindschaft die leitenden Grundsätze abgibt als auf dem civilisirten Lande, wo doch auch die Staaten zur Wahrung ihres politischen Handelns das Bayonnet aufzustecken für eine Nothwendigkeit erachten. Die Handelscolonien freilich hatten den Zweck, von den Tieferstehenden zu profitiren, und ob nun bei dem erhöhten Wissen des Geistes in den Völkern sie noch diesen Nutzen abwerfen werden, ist fast mit Gewißheit zu verneinen; aber es waren wenigstens diese Fragen nicht ironisch beiseite zu legen. Der Verf. lebt überhaupt nicht in ihnen und hat nicht die Schätze ihrer Tiefen hervorgeholt. Für eine Zeitungslecture hat die Behandlungsweise ihren vollgültigen Reiz, gegen hin und wieder auftauchendes seichtes Raisonnement an Personen der Gegenwart zu kämpfen, und über die Production des Geistes hinstreifend hin und her eine Hand davon zu füllen und vor dem Leser auszubreiten; in gesonderter Schrift aber verlangt man auch Eingehen und mit dem vollen Kranze der Wissenschaft geschmücktes Hervortreten. So sehen wir aber den Verf., für den beiläufig Wissen nur ein Grad einer persönlichen Überzeugung ist (S. 108), in seiner Kritik nirgend, selbst da nicht, wo er die Entlehnung der von List aufgestellten Sätze aus A. Müller zu beweisen sucht. Dieser bewegt sich im Kreise abstracter Begriffe wie sie seiner verständigen Wissenschaft eigen sind. Seine Theorie von der Nationalkraft und dem Gemeinwesen hat nur diesen verständigen Sinn. List aber hat den unbestreitbaren Vorzug, daß er die Circulation des Lebens in die abstracten Begriffe der Nationalökonomen eingeführt hat; daß er die Bedeutung der Manufactur oder der Kunstproduction für die Bildung der Nationen nachgewiesen hat, wovon in Ad. Müller nicht ein Wort steht, welches der Verf. selbst sagt, und daß diese Kunststufe der Nationen, vergleichsweise ihr thierisches Moment, wie das Pflanzliche in der Agricultur sich wiederholt, eine Zwischenstufe zum frei einherschreitenden und mit seinen Gütern verkehrenden menschlichen Momente nicht sein soll, will der Verf. zwar haben, hat es aber nicht bewiesen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Eine neue Schrift Brougham's.

Lord Brougham's geistreiche Feder hat die Welt wieder mit einem jener Werke beschenkt, die er in den seltenen Intervallen des Parteienkampfes auszuarbeiten liebt. Als Fortsetzung der früher erschienenen Reihe von Biographien von Staatsmännern sind jetzt von ihm „Lives of men of letters" erschienen, die Biographien von Voltaire, Rousseau, Robertson, Black, Priestley, Cavendish, Simson, Watt und Davy enthaltend. Doch findet dies Werk nicht dieselbe günstige Aufnahme wie die frühere Serie. Ein Kritiker des „Quarterly review" klagt den Verf. der Flüchtigkeit an, ein Vorwurf, den er hauptsächlich auf die Lebensbeschreibungen Rousseau's und Voltaire's stützt. Die Befangenheit der englischen Kritik, wo es sich um religiöse Fragen handelt, ist bekannt. Nur wenige aufgeklärte Geister, wie der verstorbene Dr. Arnold, Lord Brougham und Andere wagten und wagen es über das literarische Verdienst eines Schriftstellers ohne Rückblick auf seinen Glauben oder seinen Unglauben zu urtheilen. Daher darf es nicht Wunder nehmen, wenn sich die engbrüstige englische Frömmigkeit gegen Lord Brougham's gewagten Versuch auflehnt, Voltaire gegen den Vorwurf des Atheismus zu rechtfertigen und seine Feindseligkeit gegen das Christenthum als das Resultat irregeleiteter, aber doch aufrichtiger Forschung darzustellen. Daß Voltaire's ethischer Charakter von wesentlichen Flecken entstellt war, daß er im heißen und ausdauernden Kampfe gegen alte Misbräuche und schreiende Ungerechtigkeiten, die ihre festeste Wurzel im blinden Autoritätsglauben, in der Macht und dem Ansehen einer verderbten Geistlichkeit hatten, so zu sagen das Kind mit dem Bade ausschüttete, und Bande löste, die nur gelockert werden sollten, wer möchte das leugnen? Aber mit dem englischen Kritiker in ihm nur den frechen Spötter, den rachsüchtigen Verleumder und feigen Schmeichler, den unermüdlichen Börsenspeculanten und unersättlichen Wucherer zu sehen, das kann nur einem englischen Hochkirchenmann einfallen, der in der Offenbarungsgläubigkeit den einzigen Weg nicht allein zum Seelenheil sondern auch zu literarischer Würdigkeit erblickt. Überhaupt ist es charakteristisch für englische Literaturzustände, daß Brougham sich vor allen Dingen bemüht, Voltaire in den Augen seiner Leser zu einem leidlich guten Christen zu machen.

Bosnien.

Das russische Ministerialjournal für November 1844 kündigt ein Werk über Bosnien und die angrenzenden Länder an. Es erscheint in serbischer Sprache mit einer Beilage von 110 Urkunden aus dem 6.—12. Jahrhundert, und ist um so beachtenswerther als die Quellen für die ältere Geschichte Bosniens sehr spärlich fließen. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 81. —— 22. März 1846.

Der deutsche Zollverein und das Schutzzollsystem.
Von K. H. Brüggemann.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Indessen es sind noch die „eigenen praktischen Ansichten und Vorschläge" des Verf. zu untersuchen, die er (S. 104—195) als „die gegenwärtige Aufgabe des deutschen Zollvereins, beurtheilt von dem wahren höhern, dem wahren, nationalen und historischen Standpunkte", angegeben hat. Von der Theorie scheint der Verf. überhaupt kein großer Freund zu sein; denn so eifrig wir auch nach der Aussprache des höhern Standpunkts des Verf. gesucht haben, wir haben sie nicht gefunden; wenn sie nicht die „Politik" der „bewußten Staatskunst" und der „wahren Staatsmänner" sein soll, die der Verf. als nationaler Factor anzuempfehlen scheint. Also des Gängelbandes der Politik, der Staatskunst, der Staatsmänner soll sich eine Nation erfreuen; und zwar einer bewußten, wenn der Verf. fast auf derselben Seite Wissen für einen persönlichen Überzeugungsgrad ausgibt? Das hieße doch wahrlich aus dem Regen der Zölle unter die Traufe der Decrete gerathen. Es ist aber dem Verf. vorzugsweise um das Praktische, um eine Verständigung und Ausgleichung zu thun. Zuletzt unternimmt er eine Orientirung über die „allgemeine sociale Aufgabe in der Gegenwart". Nachdem er gesagt, daß die „patrimoniale Antheilswirthschaft" und die „commercielle Geldwirthschaft" die ökonomischen Perioden der Vergangenheit gewesen, fährt er fort:

> Die in beschleunigter Zunahme begriffene Krankheit der gegenwärtigen Ökonomieepoche, der Pauperismus oder das moderne Massenelend, ist bereits überall Gegenstand des Nachdenkens geworden; und die Gegenwart ist überall in Wissenschaft und Praxis in den Geburtswehen einer dritten Periode, in welcher zwar nicht die alte patrimoniale Antheilswirthschaft zurückgeführt werden darf, jedoch der freie Verkehr wieder eine einheitliche Zusammenfassung zur Beseitigung seiner Stockungen erhalten muß; eine Periode, welche wir allenfalls als die einer nationalen oder socialen Geldwirthschaft bezeichnen können. Der ökonomischen Krise geht natürlich überall die ganz gleichbedeutende und übereinstimmende staatsrechtliche, eigentlich sogenannte politische Krise zur Seite. Beide sind ihrer Natur nach Eins und können auch überall miteinander zugleich ihre Lösung finden.

Und nachdem er auf diese Weise ausgesprochen, daß etwas da sei und daß etwas geschehen müsse, aber nicht einmal versucht hat, in einer gegenständlichen Vorstellung das Wie zur Anschauung zu bringen, ja durch die ganz beliebige unerklärte Vermischung mit den eigentlich politischen Verhältnissen sein Object sich selbst ganz und gar verwischt hat, fügt er hinzu:

> Damit haben wir uns nun in der Zeit orientirt und die allgemeine Aufgabe der europäischen Ökonomiepolitik der Gegenwart angedeutet. Alle Vorschläge und Maßregeln der heutigen Volkswirthschaftspflege, die nicht von dem hier angedeuteten Gesichtspunkte ausgehen halten wir für oberflächlich und unbedeutend.

Nun wenn das aber auch nicht eine oberflächliche Manier ist, mit den Gegenständen zu verfahren, dann wissen wir wahrlich nicht, wann wir dieses Epitheton gebrauchen sollen. Der Verf. geht hierauf die einzelnen Nationen nach seiner mysteriösen einheitlichen Idee durch, ohne aber auch nur im mindesten seine keck und flüchtig hingeworfenen Urtheile durch Nachweisung zu legitimiren. Er sagt aber selbst:

> Die Vorzüge der einheitlicher verfaßten Continentalstaaten fehlen dem freien Inselreiche so gut wie seine Vorzüge uns fehlen. Eine nähere Darlegung würde zu weit führen!

Für Preußen namentlich macht der Verf. eine ganz neue Entdeckung. Er sagt:

> Die seinem größten Monarchen vorschwebende Idee war die einer Monarchie des Gemeinwohls und einer unaristokratischen Volksfreiheit.

Das ist in der That eigenthümlich, daß der Verf. nichts vom preußischen Adel gehört hat, nichts von dem Elende des Bürgerthums vor 1808, nichts davon, daß ein preußisches Volk erst anerkannt worden ist, nachdem man seines Geldes und seines Blutes bedurfte. Es wäre zwar sehr wünschenswerth, wenn die Pläne von 1807—11 oder wie anderweitig steht von 1808—12 für Preußen vollständig durchgeführt würden; aber wenn der Verf., wie bemerkt, Ökonomie und Politik gänzlich identificirt, warum nicht den Zahlen ein paar Jahre zuschreiben, etwa bis 1818 oder 1819? Sollte etwa das böse Gesetz vom 22. Mai 1815 den einheitlichen Wünschen des Verf. oder der bewußten Staatskunst so sehr zuwider sein? Zwar will er haben, daß der Stand der Manufacturisten und Kaufleute eine größere politischere Ehre und ausgedehntere Theilnahme an der Verwaltung von Staat und Gemeinde (ist dem Verf. denn die „Revidirte Städte-

ordnung" noch nicht revidirt genug?) genießen sollen, damit der Industriegeist gehoben würde; aber wie hängt denn das damit zusammen, daß er wenige Seiten früher die Plutokratie in Frankreich so fürchterlich schmäht? und wie damit, daß er unmittelbar davon den Landbau nicht durch politische Ehre der Bauern, sondern durch „systematischen Aufschluß des Bodens durch umfassende Stein- und Schienenwegebauten, Stromregulirungen und Einrichtung einer vollständigen nationalen Creditorganisation" gehoben wissen will? Aber nun in aller Welt, sind denn Wege kein Schutz für den Landmann? kein Zwang für ihn, wegen der erleichterten Communication, und dadurch des erleichterten Gelderwerbs, sein Gut speculativ zu nützen, damit so auch die Agricultur unter das Princip der Freiheit komme? Wollen Schutzzölle etwas Anderes? Das Denken, die Speculation wollen sie erzeugen, und somit die Freiheit und die Erhebung über die angeborene Gewohnheit als den Boden des Lebens. Aber lieber präsentirt der Verf. den Honig der politischen Ehre der Industrie, welche jedoch leider, wie man zu sagen pflegt, alt und grau darüber werden kann, ehe ihr Stand zu einer gewünschten Ehre hierin zu gelangen im Stande sein möchte. Wenn der Verf. weiter selbst zugesteht, daß Preußen „in den Zeiten seiner tiefsten äußerlichen Erniedrigung die Idee des neuen Staates kühn erkannt habe", so fragen wir ihn, was sind Schutzzölle anders als eine „äußerliche Erniedrigung", und warum soll nun gerade aus dieser die innere Erhebung der Idee nicht erfolgen, wenn nur ein erhabenes Gemüth vorhanden, welches doch der Verf. nicht etwa seinem Vaterlande abzusprechen geneigt sein möchte? Er schließt seine Betrachtungen über die sociale Aufgabe der Gegenwart mit folgenden Worten:

Was ist also die gegenwärtige Aufgabe? D e muthvolle Wiederaufnahme und Durchführung der großartigen preußischen Organisationsideen von 1808—12 und dann in dieser zugleich die Durchführung der ursprünglichen Idee des deutschen Zollvereins. Vermag Preußen die Idee des neuen Staats bei sich und dadurch schon unabweislich auch in Deutschland geltend zu machen, so wird es sich und ganz Deutschland den schönsten und ruhmvollsten Antheil an der bereits im Gange seienden großen Bewegung der Gegenwart zum Übergange aus der Periode der blos commerciellen in die der nationalen oder socialen Geldwirthschaft sichern. Und das ist eben seine Aufgabe; und zu ihrer Lösung beizutragen, das allein ist die wahre Bestimmung des deutschen Zollvereins.

Nun auf solchen Höhen ist der Verf. vor jedem Angriffe sicher; die Basis seiner Gedanken ist ein so unmögliches Terrain, daß Niemand im Stande sein wird darauf gegen ihn festen Fuß zu fassen. Denn erstens ist die Wiederaufnahme der Ideen von 1808—12 jetzt schon eine pure Unmöglichkeit; auch der wahrste Staatsmann nach dem Herzen des Verf. muß davor in der tiefsten Seele erbeben. Es wird dem Verf. nicht entgangen sein, daß in seine Periode auch das Edict vom 27. Oct. 1810 fällt, durch welches bereits im Allgemeinen eine Nationalrepräsentation versprochen ist; und dann die Idee eines einigen Deutschland, eine Wiedererhebung des Deutschen Reichs, welche im Hintergrunde jener Ideen als ihre Folie glänzt; soll diese auch muthvoll von der preußischen Regierung durchgeführt werden? Eine zweite Unmöglichkeit ist die, daß die übrigen deutschen Staaten jetzt den Vorgängen in Preußen so lauschen werden, daß sie nicht eilig genug dieselben bei sich einbürgern könnten. Sachsen, Baden, Baiern haben ein ganz anderes Bewußtsein, ganz andern Willen und ganz andere Mittel als die preußische Regierung hat, von der doch nach des Verf. Ansichten die Initiative ergriffen werden soll. Eine dritte Unmöglichkeit ist die, daß Preußen die Aufgabe haben solle, die Gegenwart zu reformiren. Ein solches lebendiges Gefühl kann in dem Herzen eines jeden deutschen und außerdeutschen germanischen Staats pulsiren, der es ernstlich mit der Zeit meint. Ob aber gerade Preußen noch heute diesen Schlag des Lebens fühlt, ist bei seiner Regierung zum mindesten sehr die Frage. Der Verf. hat sich also auch hier nur in einen persönlichen Überzeugungsgrad eingesponnen, den nur Diejenigen mit ihm theilen können, die gleiche Idiosynkrasien als Maßstab an die Geschichte legen und die den Glauben des Verständnisses des Namens sociale Geldwirthschaft zu haben geneigt sein möchten.

Indem der Verf. weiter die „gegenwärtige kritische Lage des Zollvereins" bespricht, kommt er auf den preußischen Grundsatz einer „verständigen und concreten Handelsfreiheit", indem es „verfehlt sein würde, dem ursprünglichen preußischen Zollsysteme alle Schutzzölle abzusprechen". Dieses preußische System will er vertreten, wie er sagt, und doch nicht den wesentlichen Zusammenhang von Schutzzöllen mit dem Manufacturgeiste anerkennen? Freilich sagt er, daß die Kraft des Zollvereins sei „die allmälige Ausbreitung des preußischen Princips der Verkehrsfreiheit über den ganzen Umfang des Vaterlands"; aber doch immer mit dem Grundsatze der verständigen und concreten Handelsfreiheit, also mit den nothwendigen Schutzzöllen nach außen. Denn der innere gegenseitige Verkehr ist im Zollvereine thatsächlich frei, und was im Innern der einzelnen Staaten selbst vorgeht, ist ganz gleichgültig, wenn sie nur im äußern Verkehre sich associirt haben. Man fragt eine Person, mit der man sich verbunden hat, gewiß nicht wie ihr Magen beschaffen ist, wenn sie nur ihren Willen in Gemeinschaft mit uns äußert. Daß aber nach außen dem Vereine beispielsweise in der Leinen- und Baumwollenindustrie einen Schutzzoll die öffentliche Meinung vorschreibt, hat der Verf. zugestehen müssen; und ist nun die öffentliche Meinung nicht ein Wissen, oder, mit dem Verf. zu reden, ein Überzeugungsgrad der Zeit? Das ist aber richtig, daß die Schutzzölle nicht ewig dauern sollen; dann würden sie in Fesseln ausarten: aber daß sie für eine gewisse Zeit nothwendig sind, hat der Verf. selbst zugestehen müssen; er ist gezwungen worden, sie durch eine Hinterthür wieder hineinzulassen, um ihr dringendes Anklopfen zu steuern, nachdem sein System sie vorn auf die Straße hinausgeworfen. Er sagt zwar, seine Schutzzölle hätten mit denen der Gegner nichts gemein; so lange er aber

dieses nicht beweist und nicht diametral entgegengesetzte Resultate nachweist, müssen wir seine Ermunterungszölle für ein ganz gleiches Princip halten, und können es nur bedauern, daß er sie an einer Stelle statuirt, an der andern aber für ein „gefährliches Mittel" hält. Die anempfohlene „Contrebalancirung" endlich der Schutzzölle hat zu sehr den Weg eines schwachen Schaukelsystems in politischen Angelegenheiten, um durch Aufreibung der Kräfte eine allgemeine Verderbniß einzuführen, als daß daraus die männliche Kraft der Handelsfreiheit erblühen könnte, deren fortschreitende Resultate der Verf. zu sehen so sehr begierig ist. Es ist immer eine Schwäche der Systeme sowol wie des Willens, einen Weg nicht mit allen Consequenzen zu verfolgen.

Nun kommt der Verf. auf seine allgemeinen Erziehungsmittel der Nationen; und zwar erstens: „Begünstigung des auswärtigen Handels." Dieser stimmen wir vollkommen bei. Nur müssen erst, wie wir schon bemerkt, nationale Objecte des Handels da sein, mit welchen zu handeln, und diese gibt eben nur die nationale Kunst als der Inhalt und der Körper der Handelsbewegung mit dem Mittel der Manufacturarbeit. Wir meinen auch gleichfalls, daß Differentialzölle den directen Handel an sich nie erzeugen werden, wenn sie auch, wo er schon besteht, einen freundschaftlichern Verkehr an gewissen Punkten zu mehren im Stande sind. Der Handel ist eine freie That, eine freie Selbstbewegung, ein Leben, welches seine Mängel und Krankheiten aus sich abstoßen und sich reproduciren muß; sonst ist es eben kein Leben. Das zweite Mittel ist die „Pflege der nationalen Selbständigkeit und Allseitigkeit"; und wenn der Verf. hierher Wegebauten, Creditanstalten, Schulen, freie Landgemeindeordnungen, Aufhebung der Domanialpolicei und der Patrimonialgerichtsbarkeit, Ausbildung der ständischen Verfassung rechnet, ist ihm völlig beizustimmen. Aber warum sollen zur Allseitigkeit nicht auch die Fabriken gehören? Zumal bei uns, die, wie der Verf. wol wissen wird, in allen Höhen und allen Tiefen, nur nicht im eigenen Hause einheimisch gewesen sind, und jetzt erst anfangen an der Leitung der constitutionnellen Thätigkeit vom Himmel zur Erde herniederzusteigen. Des Verf. dritte Foderung ist „verdoppelter Eifer in Pflege der geistigen Freiheit und sittlichen Haltung der ganzen Gesellschaft überhaupt und der sogenannten arbeitenden Classen insbesondere"; welcher ebenfalls vollkommen beizustimmen und worüber um so weniger sich zu verbreiten nöthig ist als eigenthümliche Veranstaltungen dazu vom Verf. nicht anempfohlen sind. Ein Handelsministerium, auf welches der Verf. dringt, ist nicht zu verwerfen; aber es fehlen auch Handelsgerichte, die, wie Gans schon bemerkt hat, aus dem Dareinsein in den Verhältnissen den Spruch des Rechts mit der lebendigen Färbung der Zeit versehen werden.

Wenn aber der Verf. schließlich als die Felsen der preußischen Regierung bezeichnet die Städteordnung, die Volksschule und die allgemeine Landwehr, so ist das wahr und nicht wahr, je nach dem Sinne, der in diesen Instituten kreiset und den das Volk oder die Zeit hineinführt. Niemals wird irgend eine Regierung der Welt ihren Instituten den nöthigen Inhalt zu geben im Stande sein ohne den Willen des Volks. Solche Dinge sind also niemals Felsen der Regierungen, sondern lediglich Bäume des Volks, an denen dessen Blüten zu Tage gehen. Das aber ist keine Empfehlung für Felsen, wenn der Verf. emphatisch ausruft: „An ihnen würden alle noch so mächtigen Coalitionen privilegiensüchtiger Sonderinteressen zerschellen oder von ihnen zermalmt werden; gegen diese könne Niemand, er sei wer er wolle"; denn wenn Felsen zermalmen sollen, so müssen sie gefallen sein, und das wird der Verf. doch nicht haben sagen wollen!

F. Marquard.

Charlet.

Vor kurzem ist in Paris einer der berühmtesten französischen Zeichner, Charlet, im 53. Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Er war 1783 in Paris geboren und hat eine erstaunliche Menge Zeichnungen verfertigt, welche theilweise als Albums gesammelt im Kunsthandel vorhanden, theils in Privatcabineten zerstreut sind. Alles was Charlet gezeichnet hat ist mit Ausnahme Dessen, was er in den letzten Jahren gearbeitet, aus dem wirklichen, aber mit künstlerisch wählenden und ins Schöne malenden Augen angesehenen Leben aufgefaßt und ohne Prunk, ohne Haschen nach künstlich überraschender Wirkung ausgeführt; das populaire Genre erhielt durch ihn einen bedeutenden Aufschwung und einen bis dahin unerhörten Grad von Feinheit und Wahrheit. Charlet zeichnete gewöhnlich in kleinem Format, in freien und sichern Umrissen, die er bald mit dem Stift meisterlich auf Stein skizzirte, bald mit der Feder so zu schraffiren verstand, daß sie radirten Blättern glichen; oder er tuschte und colorirte sie mit dem Pinsel in lieblich harmonischem Farbenspiel, sodaß solche sorgfältig ausgeführte Arbeiten an jene zierlichen Handzeichnungen erinnern, welche von den niederländischen Genremalern des 17. Jahrhunderts auf uns gekommen sind. Alles darin athmet Leben, Seele und feines, originelles Gefühl. Gewissermaßen wie Hogarth verfertigte er vorzugsweise ganze Reihenfolgen von Bildern, welche, ohne den Anschein vorsätzlicher Belehrung, immer eine politische Tendenz enthielten. Seine Zeichnungen sind daher an innerm geistigen Leben noch reicher als an technischem Gehalt, und tragen durchgehends das Gepräge des feinsten Geschmacks. Selbst in den Spottbildern überschritt er fast nie die Grenzen des Anstandes in ekelhaften Übertreibungen, und verletzte ebenso wenig das Heiligthum der Kunst, die sittliche Grazie. Seine komische Muse blieb durchweg keusch und rein. Dieses Talent, das Lächerliche treffend darzustellen und neckend zu geißeln, flößte mitunter beschränkten Personen vor seinem Witze eine Art von Scheu ein, die aber völlig ungegründet war; denn seine Gutmüthigkeit, die keine Persönlichkeit zu beleidigen und keinen auch noch so abgeschmackten Menschen herabzuwürdigen vermocht hätte, übertraf noch sein Talent.

Charlet ist der Béranger der Caricatur, heiter, drollig, geistreich; nie ist eine Bosheit aus seinem Zeichenstift noch aus seiner Feder geflossen. Ich sage absichtlich aus seiner Feder; denn die geschriebene Caricatur ergänzt bei ihm die gezeichnete, und dieser ergänzende Theil ist ebenso piquant, mannichfaltig und originel als der erste. Man kann wol sagen, daß Charlet der eigentliche Schöpfer jener witzigen Unterschriften ist, die aus einer Lithographie zugleich ein belletristisches Werk

machen und den Inhalt von zwei Seiten leuchten lassen wie einen doppelt geschliffenen Diamant. Kein französischer Künstler hat die je nach den Ständen so höchst mannichfaltige Physiognomie des Volks besser, und so ohne Übertreibung, ohne malitiösen Nebenbezug und Rückhalt aufgefaßt als Charlet. Carle Vernet zeichnete mit possirlicher Laune Caricaturen auf die Lächerlichkeiten seiner Zeit, und Gavarni liefert die beißende und durchdachte Satire der Gegenwart. Ersterer verspottete die Kleider und Moden, und ist daher nur noch aus Liebhaberei gesucht. Gavarni, von tieferer historischer Bedeutung, ist so weit gegangen, als beißender, selbst an Cynismus streifender Spott und witzelnder Hohn gehen können. Charlet, gründlicher als Carle Vernet und naiver als Gavarni, ist beinahe nie aus den Schranken des heitern Scherzes und unschuldigen Spaßes herausgegangen: die wunderlichen Eigenheiten, die Schnurren und Witze der untern Volksclassen, die Albernheiten und Possen der Rekruten, die Schelmenstreiche der Schul- und Gassenbuben gaben zu seinen Compositionen die Motive. Gavarni führt uns in die Gesellschaft der Studenten, der Börsenmäkler, der Loretten; seine Zeichnungen haben daher einen weit unsittlichern Inhalt; sie schildern uns eine Welt, wo Alles verdorben ist, sogar die Kinder.

Charlet's Zeichnungen sind ein interessantes Stück Opposition aus der Restaurationsperiode. Als Frankreich nach dem zweiten Sturze Napoleon's aus glorreichem Kriegs- und Waffenlärm mit einem Male in tiefen, ruhmlosen Frieden versank, der Kaiser, in dem der gemeine Franzose noch weniger den Welteroberer als den Plebejer, den Repräsentanten der Demokratie abgöttisch verehrte, in die Verbannung und die große Armee auf allerhöchsten Befehl des zurückgekehrten Königs auseinandergehen mußte; als Adel und Klerus über den Staatsschatz herstürzten wie Jagdhunde über die Beute eines zu Tode gehetzten Wildes; als alle alten Ansprüche und verschlafenen Vorurtheile wieder aufwachten und die Contrerevolution unter den Trümmern des Kaiserthrons wie eine alte Eule aus ihrem Versteck hervorhuschte, fühlte Charlet tief das Traurige und Lächerliche in dieser von Grund aus geänderten Lage der Dinge, und machte seinem verhaltenen Ingrimme gegen die neue legitimistische Wirthschaft in Spott- und Sittenbildern Luft. Die Leute, welche das Kunstverdienst und die Bedeutung derselben nicht begriffen, betrachteten diese Bilder als Lappalien, als Skizzen, und allerdings waren es Skizzen, in der Art wie Béranger's Oden Chansons waren; kleine vollständige Dichtungen mit Schlußreimen und Gassenhauer-Refrains. Nie dem „angestammten Fürstenhause" hold, es vielmehr aus tiefster Seele verabscheuend, hatten Béranger und Charlet von der ersten Restauration an still das Volk beobachtet, den Grund seines Herzens erforscht, und da fanden sie einen bittern, brennenden Haß gegen die Bourbons, eine schwärmerische Begeisterung für den Kaiser, eine unverhohlene Geringschätzung der Staatsreligion und ihrer Diener, und verfielen so auf denselben Gedanken: auszusprechen, was die Masse dachte und fühlte. Beide wußten aber wohl, daß nur Dinge, die leicht zu verstehen und zu behalten sind, bei der Masse Anklang und Eingang finden. Ein Vaudeville-Refrain, eine bekannte Melodie sind Einprägungsmittel, und das Lustige, das drollig Prägnante frappirt Jedermann. Charlet stellte die Natur, von ihrer scherzhaftesten Seite genommen, dar, und Béranger schrieb Refrains zu bewundernswürdigen Versen, wozu die Melodie nicht recht passen wollte. Die Refrains und die caricaturartige Einkleidung waren die Laufpässe für den tiefsinnigen oder spöttischen Inhalt, für die liberale und demokratische Tendenz der Zeichnungen und Couplets. Die zwei Künstler — die ich gern zusammenstelle, obschon die Formvollendung bei dem Dichter beiweitem kostbarer und größer ist als bei dem Zeichner — verrechneten sich nicht; sie wurden populair, so populair, daß ihre Werke in den Schenken und Kasernen, in Kellern und Dachstuben, in glänzenden Salons und sogar in altadeligen Häusern eine günstige oder enthusiastische Aufnahme fanden. Die unendliche Vollendung des Stils und der Sprache in Béranger, die anmuthige und geistreiche Weise des Vortrags und der Erfindung von Charlet entschuldigte in den Augen Derer, welchen die Chansons und Zeichnungen galten, den kecken und verwegenen Inhalt, während dieser Inhalt das gleichgesinnte große Publicum, das sich weniger um die Form kümmerte, zur Bewunderung hinriß.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Curiose gelehrte akademische Abhandlungen.

Dergleichen kamen in älterer Zeit nicht selten vor. So schrieb z. B. ein Advocat Heinrich Klüver in Stade zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (1710 und 1711) ein „Bedenken über die juristische Frage, ob eine schwangere Frau, wenn sie während der Reise auf dem Wagen eines Kindes genesen, für selbiges Fuhrlohn zu geben gehalten sei", und ließ dann einen Commentar zu dem Satze folgen: „Jeder kann auf seinem Grund und Boden bis an den Himmel hinauf bauen", worauf er nachher noch eine Abhandlung vom „Hunderecht" herausgab, welche einen großen Aufwand von Gelehrsamkeit zeigt. Ein Anderer, J. F. Kraus, erwarb sich 1745 zu Wittenberg die Würde eines Doctors der Rechte durch eine Disputation „Über das Recht des Gesichts im Civilprocesse", indem er weitläufig untersuchte, inwieweit das bei der Geburt verunstaltete Gesicht die Ansprüche auf Erbschaft, auf bürgerliche Rechte überhaupt, oder die Ähnlichkeit mit dem Vater Ansprüche auf eheliche Geburt, sowie der Mangel an Ähnlichkeit den Verdacht sträflichen Umgangs der Mutter mit einem Buhlen u. s. w. bedinge. Noch ein Anderer vertheidigte 1715 eine Abhandlung vom „Fingerrechte"; wieder ein Anderer über „Die durch Bilder zugefügten Beleidigungen", indem hierbei nicht unsere Spottbilder oder Caricaturen, sondern Portraits in Betracht gezogen wurden, und in großen Sammlungen alter akademischer Dissertationen mögen hierzu noch zahlreiche, zum Theil komische Belege vorhanden sein; denn selbst über das „Recht der Mäuse" haben wir eine solche Streitschrift von einem G. A. Struve aus jener Zeit, um nicht von dem der Schafe, Ziegen und Tauben zu sprechen. Eine der wahrhaft komischsten akademischen Streitschriften solcher Art ist ohne Zweifel Dr. J. C. Schopper's „Specimen de proverbio: Hände und Füße wachsen nicht wieder wie die Krebsscheren" (Rostock 1712). Der Verf. nennt es selbst ein „Specimen medicinae curiosae". Ein Seitenstück dazu, das aber auch den abscheulichen barbarischen Sinn jener Zeit darthut, kann die Abhandlung des Prof. J. J. Schöpfer in Rostock (gest. 1719) „De gemellis concretis" abgeben. Er untersuchte darin die Frage, ob zusammengewachsenen Zwillingen*) die Folter zuerkannt werden könne, wenn der Eine eines Verbrechens wegen in Untersuchung sei, und entschied sie mit Ja; die Daumen- und Beinschrauben könnten ohne Bedenken angelegt werden, sagt er, „quia ex tali compressione non facile alteri imminebit periculum". Doch man würde nicht fertig, allen solchen gelehrten Unsinn in der gelehrten Polterkammer aufzusuchen und durchzumustern.

88.

---

*) Zwei zusammengewachsene in Ungarn geborene Mädchen waren nach Rostock gekommen. Sie waren 1701 in Szön bei Komorn von einer Bauerfrau geboren worden und reisten später, wie die bekannten siamesischen Zwillinge, durch ganz Europa. Ihr Tod erfolgte ziemlich gleichzeitig, binnen etwa zwei Stunden, ungefähr im 18. oder 19. Jahre. Näheres über ihre Organisation in Dr. M. E. Ettmüller's „Dissertatio de monstro Hungarico" (Leipzig 1707).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 82. —— 23. März 1846.

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Von G. F. Waagen. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Wir freuen uns einen zweiten Theil dieses Werks anzeigen zu können, dessen erstem die gebührende Anerkennung allseitig widerfahren ist. In dem Vorworte zeigt uns Hr. Waagen zuvörderst eine Abweichung von der bisherigen Behandlungsweise an, indem er hier auch Nachrichten über Denkmale der Kunst mittheilt, die er nicht aus eigener Anschauung kennt, weil er Orte, wo sich solche befinden, überhaupt nicht besucht hat, oder auch weil dieselben ihm nur aus einem oder dem andern Grunde nicht zu Gesichte gekommen sind. Diese „Abweichung" ist um so lobenswerther als das Buch bereits, wie Ref. in seiner Anzeige vorausgesagt, ein Führer auf Reisen geworden ist und zu den wesentlichsten Eigenschaften eines solchen nächst der Zuverlässigkeit auch die möglichste Vollständigkeit der Nachrichten gehört. Gleich dem vorigen Theile bringt uns der vorliegende sieben Briefe (vom achten bis zum vierzehnten), in welchen ein reiches Material zusammengetragen und verarbeitet ist. Ohne tiefer in die Einzelheiten desselben einzudringen, muß Ref. sich dermalen begnügen bei Vielem blos an der Oberfläche hinzustreifen und den sehr ergiebigen Inhalt öfters mehr anzudeuten als ausführlich zu besprechen.

Der erste (achte) Brief handelt von Augsburg, der schönen aber leider etwas verödeten Stadt, die wie Nürnberg das Gepräge ihrer Geschichte trägt. Während aber hier in Architektur, Sculptur und Malerei der deutsche Charakter vorwaltet, zeigt sich in Augsburg, auf welches Italien durch seine Nähe und Handelsverbindungen einen großen Einfluß ausübte, mehr der italienische Geschmack. Wir erhalten durch die vielen palastartigen Gebäude, durch die stattlichen Brunnen, durch die gewaltigen Stadtmauern und Gräben einen vornehmen und großartigen Eindruck, der freilich dem mehr gemüthlichen, mannichfaltigen und malerischen, welchen Nürnberg erzeugt, nachstehen muß. Wie dürftig auch gegen sonst enthält Augsburg doch noch Vieles, was den Kunstfreund lebhaft anziehen muß. Zuerst besucht Hr. Waagen das „geräumige Local" des Antiquariums, welches nicht blos antike, sondern auch mittelalterliche Gegenstände enthält. Gemälde aus dem 14. Jahrhundert suchte er in Augsburg vergebens, und die von Hrn. v. Stetten so gerühmten Bilder Peter Kaltenhofer's vom J. 1457 in der Amtsstube des Weberhauses fand er beiweitem unter seiner Erwartung. Ein paar Manuscripte mit Miniaturen auf der Stadtbibliothek gewährten für diese Täuschung einigen Ersatz. Sehr bedeutend ist die in einem ehemaligen Kloster aufgestellte königliche Bildergalerie und für das Studium der schwäbischen Malerschule, die einen durchaus eigenthümlichen und von der fränkischen Schule unabhängigen Charakter zeigt, sehr wichtig. Hier findet man ausgezeichnete Werke des ältern Holbein, Hans Burgkmair's, Bartholomäus Zeitbloom's, Martin Schaffner's u. A., aber auch eine beträchtliche Anzahl von italienischen und niederländischen Meistern. Wir können Hrn. Waagen in die mitunter zu weit ausgesponnenen Details der Beschreibung und Kritik, die über 40 Seiten füllen, nicht folgen, heben aber als sehr anziehend seine Charakteristik der schwäbischen Meister hervor. Nach den Bildern werden die Kirchen gemustert (Dom, St.-Ulrich und Afra, Annen-, Jakobs- und Barfüßerkirche), welche trotz vieler Entstellungen durch den Ungeschmack späterer Zeit doch noch des Ursprünglichen und alterthümlich Merkwürdigen viel aufzuweisen haben. An die Spitze der weltlichen Gebäude stellt der Verf. wie billig das Rathhaus mit seinem berühmten goldenen Saale, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut von Elias Holl, dem vorzüglichsten Architekten, welchen Augsburg hervorgebracht, von dem auch das mit stattlichen bronzenen Statuen geschmückte Zeughaus und das Haus der Fleischerinnung, ausgezeichnet durch glückliche Verhältnisse und tüchtige Profilirung, herrührt. Nun folgen die herrlichen Brunnen in der schönen Maximiliansstraße (Augustus-, Marcus- und Herculesbrunnen), jedem Besucher Augsburgs unvergeßlich. Von dem Reichthum und der Kunstliebe der Fugger hat sich wenig oder nichts mehr erhalten. Leicht und flüchtig ausgeführte Wandmalereien im Geschmack der Rafael'schen Arabesken, welche sich in den jetzt dem Kunstvereine dienenden Badezimmern des Fuggerhauses

*) Vergl. über den ersten Theil Nr. 104 und 106 d. Bl. f. 1841. D. Red.

befinden, gelten für Arbeiten Tizian's, haben aber, wie sich Ref. noch im vorigen Herbst überzeugte, nichts mit derselben gemein. Dazu kommt, daß zufolge einer Inschrift diese Malereien im J. 1572 angefertigt sind, als Tizian bereits 95 Jahre zählte. Von den Werken der Holzschneide- und Kupferstecherkunst, welche Augsburg während des 16. und 17. Jahrhunderts in so großer Anzahl erzeugte, ebenso von seinen berühmten Goldschmiedearbeiten und Sculpturen in Elfenbein und Holz legt dort keine Sammlung mehr ein würdiges Zeugniß ab. Vieles davon findet sich noch in den Kunst- und Raritätencabineten sowie in den Schatzkammern deutscher Fürsten, wie denn z. B. der berühmte pommersche Schrank in der Kunstkammer zu Berlin eine solche ausgezeichnete Arbeit ist.

Der neunte Brief bringt uns Mittheilungen über Freisingen, Landshut, Regensburg und Amberg. In Freisingen ist wol nur der Dom bemerkenswerth, der nach dem Brande 1159 noch in der romanischen Bauweise, doch schon mit Übergängen in den gothischen Stil, ausgeführt ist. Landshut, höchst malerisch gelegen und von dem alten Schlosse Trausnitz überragt, besitzt an seiner Martinskirche den höchsten Thurm in Baiern, indem derselbe sehr schlank bis zu 448 Fuß emporsteigt. Regensburg bietet für Kunst und Alterthum mehr Ausbeute dar. Die Musterung beginnt Hr. Waagen mit dem alten Dom, der hinter dem neuen Dom so versteckt liegt, daß er vielen Kunstfreunden entgeht; doch hat ihn Ref. zu verschiedenen Zeiten stets mit dem größten Interesse besucht. Er dürfte dem 10. Jahrhundert angehören. Im Alter zunächst folgt das Schottenkloster, merkwürdig durch sein Portal mit einem Reichthum an Sculpturen, wie ihn kein anderes Denkmal der romanischen Architektur in Deutschland aufzuweisen hat. Den Uebergang von dieser Bauweise in die gothische bezeichnen die sogenannte „Alte Pfarr", die jetzt nicht mehr zum Gottesdienste dient, und die Kirche des aufgehobenen Nonnenklosters Niedermünster. Rein gothisch erscheint die bedeutende Kirche des vormaligen Dominicanerklosters; jedoch das schönste Monument Regensburgs und eine der schönsten gothischen Kirchen Deutschlands überhaupt bleibt immer der Dom. Bekanntlich ist durch die weise Fürsorge des Königs Ludwig von Baiern das wahrhaft herrliche Innere desselben von allem Fremdartigen befreit, in seiner Ursprünglichkeit hergestellt und noch mit mehren Glasgemälden der Fenster geschmückt worden, welche zu den ersten glücklichen Versuchen dieser wiedererstandenen Kunst gehören, die später in München den höchsten Triumph errungen hat. Die Kirche des ehemaligen berühmten Klosters St.-Emmeran, wiewol schon im 7. Jahrhundert gestiftet und nach einem Brande 1163 wieder erbaut, besitzt außer ihrer Vorhalle wenig Ursprüngliches mehr und ist auf das schmählichste durch eine „Überkleisterung" im spätern italienischen Baugeschmack entstellt. Ganz erhalten ist noch der große und überaus schöne Kreuzgang, in dessen Hofraum der Fürst von Thurn und Taxis eine Grabkapelle und unter derselben eine Familiengruft hat einrichten lassen. Das ehemalige Kloster ist jetzt zu einem fürstlichen Palast eingerichtet und enthält eine sehr werthvolle Sammlung von Bildern lebender Künstler, von denen der Verf. mehre ausgezeichnete namhaft macht. Nicht minder lobend gedenkt er der fürstlichen Reitschule mit Sculpturen von Schwanthaler, an denen nur auszusetzen, daß sie von Gyps und nicht von Marmor sind. Bei Gelegenheit des Rathhauses hätten wol als historische Merkwürdigkeit die unterirdischen Kerker desselben und die noch vollständig vorhandenen Apparate der schauerlichen Folterkammern eine Erwähnung verdient. Viel Schätzbares enthalten auch die Sammlungen des Historischen Vereins, namentlich Gemälde alter Meister und unter diesen von Albrecht Altdorfer, der, wie Hans Schäuffelein in Nördlingen, so in Regensburg die Kunstweise Dürer's einheimisch machte. Diese Bilder hat dem Vereine ein sehr eifriger Kunstfreund und Sammler, Hr. Kränner, verehrt, der aber auch in seinem Hause sehr werthvolle Kunstgegenstände besitzt, unter welchen ein Gemälde Jan's van Eyk, Maria den todten Christus beweinend, von Hrn. Waagen für eine Kunstperle erklärt wird. Die Walhalla hat unser Verf. (er schreibt im J. 1839) noch nicht fertig gesehen; Ref., der sie schon einige Male seit ihrer Vollendung besucht, kann ihn versichern, daß die Ausführung des Ganzen in jeder Beziehung vortrefflich ist, jedoch die großartige Wirkung des überaus reichgeschmückten Innern durch nichts so sehr beeinträchtigt wird als eben durch den Kern dieser prachtvollen Schale, durch die Büsten.

Im zehnten Briefe kommt zuerst Ulm an die Reihe, eine Stadt, die vor vielen andern das Gepräge des Mittelalters treu bewahrt und noch viele Denkmale desselben aufzuweisen hat. Die bildenden Künste fanden hier einen fruchtbaren Boden, was uns durch die noch erhaltenen Bauwerke, Gemälde und Sculpturen bestätigt wird, wiewol gegen den ehemaligen Reichthum an Kunstwerken (bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts) die Stadt jetzt arm erscheinen muß. Namentlich bildete die ulmer Malerschule einen Hauptzweig der schwäbischen Schule. Im Vergleiche mit dem andern Hauptzweige, der Schule von Augsburg, erkennt Hr. Waagen bei jener eine mehr ideale Richtung, und findet zwischen beiden ein ähnliches Verhältniß wie zwischen der florentinischen und umbrischen Schule derselben Zeit. Eine sehr ausführliche Beschreibung und Würdigung erhält zuerst das berühmte Münster (S. 138 — 160), welches durch sehr viel Merkwürdiges, vorzüglich durch die Schaffner'schen Bilder, das schöne Sacramenthaus, hauptsächlich aber durch die vortrefflich in Holz geschnitzten Chorstühle Jörg Syrlin's des Alten ausgezeichnet ist. Nach dem Dome bildet der sogenannte Fischkasten, ein ansehnlicher Brunnen auf dem Markte, Ulms merkwürdigstes Kunstdenkmal, doch bietet die Stadt an und in vielen alten Häusern dem Forscher noch mancherlei Interessantes dar. Auf der Weiterreise besucht der Verf. die im deutsch-romanischen Stil erbauten Kirchen zu

Faurndau und Brenz, und eine kleine gothische Kirche auf dem Heerberge, welche nicht ahnen läßt, daß sie ein bedeutendes Denkmal der schwäbischen Malerschule an ihrem Altarschrein besitzt. Das Innere desselben enthält geschnitzte und bemalte Figuren, aber Flügel, Staffel und Rückseite beglaubigte Malereien von B. Zeitbloom. Auch Hall besitzt manche interessante Schnitzwerke an Altarschreinen und an einer Grablegung in lebensgroßen Figuren ein bedeutendes Kunstdenkmal. In Komburg befindet sich in der Kirche der vormaligen Benedictinerabtei ein sehr reiches, künstlerisches Antependium aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (abgebildet in Boisserée's „Denkmälern der Baukunst am Niederrhein") und im Kloster zu Blaubeuren ein Altarschrein, „dessen bemalte Schnitzwerke zu dem Schönsten gehören was Deutschland von dieser Kunstweise besitzt". Eben geht uns eine Ankündigung zu von einem Stiche dieses Werks nach einer Zeichnung Heideloff's, der nach allgemeiner Annahme die Arbeit dem Syrlin zuschreibt, welcher Ansicht aber Hr. Waagen entgegen ist. Noch bespricht derselbe in diesem Briefe eine in Holz geschnitzte Figur im Schlosse Erbach, einige Steinreliefs in der Vorhalle der Kirche zu Oberdischingen, einen Altarschrein in der Gottesackerkirche unweit des Dorfes Rißdingen, ein Schnitzwerk zu Reutti an der Donau und eine Sammlung von Kunstdenkmälern des Professors Dursch in Ehingen.

Der elfte Brief ist aus Stuttgart datirt im J. 1842, mithin vier Jahre jünger als der vorige. Hier empfängt den Verf. ein sehr günstiger Genius loci und ein nicht unerhebliches Feld für seine Forschungen. Diese begannen mit der Stiftskirche, einem immerhin noch bedeutenden Bau in dem schon minder reinen gothischen Geschmack der Zeit (1460), worin besonders der Chor mit den stattlichen Standbildern der alten Grafen von Würtemberg einen reichen Eindruck hervorbringt. Zunächst untersucht der Verf. in der öffentlichen und in der Privatbibliothek des Königs die zahlreichen Evangeliarien und Psalterien, deren Miniaturen wie gewöhnlich ihn lebhaft beschäftigen. Im königlichen Schlosse erregen vor Allem das Interesse des Kunstfreundes die Gemälde von Wächter und Schick, durch welche nach dem Vorgange von Carstens der Anbruch einer neuen Ära für die deutsche Kunst bezeichnet wird; auch die neuen Fresken von Gegenbauer verdienen Aufmerksamkeit. In dem neuen Kunstgebäude waren die Gemälde, deren schätzbare Sammlung man selbst durch namhafte Geldopfer zu vergrößern bemüht ist, noch nicht aufgestellt, doch bereits die reiche Sammlung von Gypsabgüssen seiner Werke, welche Thorwaldsen der Anstalt zum Geschenk gemacht, zur Stelle. Eine sehr ausführliche Beschreibung weiht Hr. Waagen der auch Ref. wohlbekannten Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde des Hrn. Oberprocurators Abel, welche für die Geschichte der schwäbischen Schule viel Wichtiges und namentlich ausgezeichnete Arbeiten von B. Zeitbloom enthält. Schöne Bilder „aus den glücklichsten Epochen der italienischen und niederländischen Schulen" sah Hr. Waagen noch bei dem englischen Gesandten Sir George Shee, Legationsrath v. Kölle, Kriegsrath Landauer, dem französischen Gesandten Grafen Fontenay und Kanzleirath Bührlen. Wenn ihn die Statue Schiller's von Thorwaldsen nicht ganz befriedigt, so werden ihm sehr Viele darin beistimmen, welchen die Auffassung des Dichterkopfes in Dannecker's kolossaler Marmorbüste wahrer und darum schöner erscheint. Endlich fehlt es auch in der Menschenwelt Stuttgarts unserm Verf. nicht an interessanten Begegnungen und an einer wohlthuenden, ihm dort mehr als anderswo vorgekommenen Anerkennung seiner schriftstellerischen Arbeiten auf dem Felde der Kunstgeschichte, welcher Anerkennung er aber allenthalben gewiß sein kann, wo der Sinn für edle Bestrebungen und bewährte Leistungen noch nicht erstorben ist.

Auf Stuttgart folgen Mühlhausen am Neckar, Eßlingen, Göppingen, Kloster Lorch, Weilheim, Urach, Tübingen, Herrenberg, Kentheim, Tiefenbronn, Maulbronn und Heilbronn, über deren artistische Merkwürdigkeiten Hr. Waagen nicht sowol aus eigener Anschauung als vielmehr nach den bekannten Mittheilungen Grüneisen's und Mauch's („Sendschreiben" und „Ulms Künstlerleben im Mittelalter") berichtet. Den Beschluß des Briefes macht Karlsruhe, welches Hr. Waagen jetzt ebenfalls nicht persönlich besucht, indessen gibt er doch von den neuen durch Hübsch ausgeführten Bauten, von dem Frescobilde Schwind's und von einigen Hauptbildern der Gemäldesammlung, die ihm bei seiner Anwesenheit 1818 aufgefallen, einige Nachricht. Der herrlichen Statue Karl Friedrich's mit den Statuen der vier badischen Kreise am Piedestal, einer Meisterarbeit Schwanthaler's, geschieht noch keine Erwähnung.

(Der Beschluß folgt.)

Charlet.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Charlet hat zwei Fächer, in denen er Meister ist: die Soldaten und die Kinder. Seine alten Eisenfresser aus den Napoleon'schen Heeren machten ihn zuerst als Zeichner berühmt; Keiner, selbst Horace Vernet nicht, hat den Typus des alten Brummbärs, des sogenannten Grognard, so vortrefflich aufgefaßt. Die Haltung der Arme und Beine, die von der Bärenmütze gerunzelten und hinaufgezogenen Augenbrauen, das gefurchte und gebräunte Antlitz mit dem fürchterlichen Schnurrbart, das ganze Geberdenspiel, die ganze Gehabung des Soldaten der alten Kaisergarde wußte der talentvolle Künstler mit unvergleichlicher Kraft und Feinheit wiederzugeben. Von Charlet rührt das bekannte: „Le petit caporal, l'autre!"... Er ist der Napoleon von allen Malern Napoleon's; mit einigen Strichen zeichnete er den Umriß des Kaisers so täuschend ähnlich und lebendig, daß alle Reiterstatuen-Fabrikanten darüber aus der Haut fahren möchten. Charlet gefiel sich vor Allem in den Erinnerungen an den Kaiser, an den Ruhm der großen Armee; er war ein eingefleischter Imperialist und unermüdlicher Repräsentant des Gedankens, daß die Franzosen die große Nation sind; seine Zeichnungen schlugen fast immer eine patriotische Saite an und schmeichelten hauptsächlich der französischen Nationaleitelkeit, sodaß sie uns zum Theil wie Gascognaden erscheinen, die jedoch immer insofern in Ehren zu halten und gelten zu lassen sind, als sie ein gemeinsames Gefühl, einen gemeinsamen Stolz, einen gemeinsamen Schmerz eines ganzen

Volkes ausdrücken. Es sind tiefe politische Abhandlungen, geschrieben wider Wissen und Willen, und wie Béranger's Chansons, so haben Charlet's Zeichnungen ebenso viel und mehr als die Journale der Oppositionspresse beigetragen, den unter der Asche glimmenden Volkshaß gegen die Bourbons in beständiger Glut zu erhalten und so lange anzufachen, bis er endlich in hellen Flammen aufloderte.

Eine eigene Unterabtheilung der Charlet'schen Soldaten bilden die Conscrits. Der Bauernjunge im Soldatenrocke, Rekrut genannt, ist in Frankreich wie allenthalben das naivste, leichtgläubigste Geschöpf unter der Sonne. Der vornehmste Charakterzug desselben ist eine unbegrenzte, unglaubliche Eitelkeit auf seine Uniform und seine Person, und das riesenmäßig Fabelhafte ist ihm genehm und glaubwürdig, sobald es diese seine Eitelkeit kitzelt. Im Frieden träumt er in Paris von vornehmen Weibern und Mädchen, Gräfinnen und Prinzessinnen, die sich in ihn verlieben und ihn zum Glücklichsten der Sterblichen machen. Einstweilen und in Erwartung dieser Glückssonne knöpft er seine Kamaschen, macht links und rechts, und um dem trägen Glücke nachzuhelfen, bringt er von Zeit zu Zeit sein letztes Zwanzigsousstück zu der Kartenschlägerin, die es natürlich an Prinzessinnen und Königinnen nicht fehlen läßt und davon gibt so viel er will; oder er besucht in seinen Freistunden den Jardin des Plantes und die Elysäischen Felder, wo ihm sein Nachbar zur Rechten oder zur Linken den Sparpfennig aus der Tasche wegprakticirt, während er mit starren Augen die Herrlichkeiten der Menagerie betrachtet und den Späßen des Bären Martin zusieht, oder die Kunststücke der fahrenden Wundermänner angafft und vor Erstaunen über das Verschlingen der Kröten, Dolche, Schlangen, Schwerter und glühenden Kohlen den Mund aufreißt. Charlet's Rekruten, in allen diesen Situationen durchgeführt, sind einzig. Keinem Andern ist es gelungen, das Etwas von Pinsel und Tölpel zugleich, das Gemisch von bäurischem und soldatischem Wesen, welches die französischen Conscribirten auszeichnet, die pfiffige Dummbartsmiene der Einen und die gespreizte Erobermiene der Andern, so komisch auszudrücken. Mit köstlichem Vergnügen betrachtete ich z. B. oft die Caricatur, auf welcher man einen jungen Soldaten vor einem Wahrsager in buntem, geheimnißvollem Anzuge sieht, der ihm mit hochwichtiger Miene sein zukünftiges Schicksal folgendermaßen verkündet: „Eine vornehme, reiche, mächtige Prinzessin verliebt sich sterblich in einen jungen französischen und blonden Corporal auf der Parade; sie läßt ihn entführen und in ihre Staaten bringen, wo er, wie die Regierung, auf Kosten der Prinzessin freie Wohnung, freie Kost und freie Wäsche hat." Und während der junge Corporal in pausbäckiger Glorie seiner zukünftigen Größe horcht und sich in der Erhebung über seine Kameraden aufbläst, stiehlt ihm der Hanswurst das Schnupftuch aus dem Tschacko, den er aus Ehrfurcht vor einer so wichtigen Person abgezogen hat, er, der sonst überall fürchtet, der Soldatenehre etwas zu vergeben, wenn er anders als mit bedecktem Haupte erschiene. Wer hat endlich nicht manchmal bis zum Weinen gelacht über jene kleinen, mit ebenso feinem Gefühl als mit Witz, Laune, Geist und Ausdruck behandelten Meisterwerke, welche folgende Unterschriften führen: „Si j'étais tant seulement le polichinelle!" „Je m'ai pas assez méfié de la payse!" „Vous seriez le petit caporal lui-même, quand je vous dis qu'on ne passe pas!" In dem letztern Blatte sticht die entschlossene und grimmige Haltung des wüthenden Soldatenknirpses aufs ergötzlichste gegen die wohlwollende, schmunzelnde Ruhe Napoleon's ab.

Als die alten Kaisergardisten und die jungen Rekruten aufgebraucht waren, machte sich Charlet hinter die Kinder. Sein feines und originelles Naturgefühl bewährte sich auch in dieser neuen Studienreihe. Er ist von naiver, anmuthiger Wahrheit in der Darstellung schelmischer oder trotzköpfiger Kinderphysiognomien; der Gamin, die Buben aus der Schule der christlichen Lehrbrüder oder des gegenseitigen Unterrichts sind göttlich, wenn er sie sprechen oder handeln läßt. Er weiß in seinen kleinen Kinderdramen das allzu Kindische zu vermeiden, und gibt selbst den unbedeutendsten Vorgängen ein anziehendes Relief durch die Fülle von heiterer, gutmüthiger Laune, die er darüber ausgießt. Einige enthalten sogar versteckte Lectionen von einer gewissen Schußweite, wie das schöne Blatt, welches einen Trupp Arbeiterbuben darstellt, die mit Kindern von reichen Ältern Soldatchen spielen. Der größte von den schlecht gekleideten wilden Rangen droht den gut angezogenen kleinen Kameraden mit einer Tracht Prügel, wenn sie, wie er sagt, immer Generäle sein wollen.

Nach der Julirevolution scheint es, als wäre dem Künstler der populaire Instinct ausgegangen, welchem er den eigenthümlichen Charakter seines Talents verdankte. Sei es, daß er geistig erschöpft oder daß seine Witzader versiecht war, von jener Zeit an verließ Charlet den Weg, wo er so reichliche Lorbern gepflückt und tappte wie im Finstern umher, ohne bestimmte Richtung und klares Bewußtsein. Seine Ausführung litt sehr darunter. Da er von der Natur abging, die ihn stets so glücklich inspirirt hatte, gebrach es ihm plötzlich an einem Anhaltspunkte, weil sein Talent sich durchaus nicht nach classischen Studien gebildet hatte. Seine Hand wurde schwer und sein Gedächtniß lieferte ihm nur noch schematische Typen oder todte Nachahmungen von alten Mustern. Seine letzten Lithographien sind mit Ausnahme einiger, welche die geschabte Manier nachahmen und eine gewisse Farbe haben, keineswegs Das, was man von Charlet hätte erwarten sollen, welches um so auffallender, da er noch nicht alt war und im Grunde noch immer acht oder zehn Jahre hätte fortarbeiten können; aber der gute Charlet war der neuen Generation fremd geworden und im Kaiserreich stehen geblieben, dessen Sitten und Sprache und Ideen er beibehalten hatte. Er gehörte keiner Schule, keiner Coterie an, und hatte keinen andern Lehrmeister als die Natur und seine Phantasie. Von seinen zahlreichen Nachfolgern und Schülern sind einige mit ihrer Zeit fortgegangen. Bellangé macht fast ebenso ähnliche alte Grognards als die von Charlet, nur fehlt ihnen der feine, belebende Hauch des Meisters. Raffet kommt dem Geiste Charlet's am nächsten, und man hat von ihm vortreffliche Schlachtstücke. Er ist nicht beständig gleich heiter und launig, hat aber mitunter eine poetische Ader getroffen, die man bei seinem Vorgänger vermißt.

Charlet war von sehr großer Statur und martialischem Äußern, zumal in seiner Uniform als Capitain einer Grenadiercompagnie der Nationalgarde: er hatte den Kopf des olympischen Zeus, aber des Zeus bei guter Laune und in sarkastischer Wachtmeisterstimmung. Sein Verleger ist reich an ihm geworden, er selbst aber nicht reich gestorben, obschon er in seiner glänzenden Zeit außerordentliche Einnahmen hatte. Er lebte einfach, aber nicht ökonomisch; gleich Denjenigen, die in der gefahrvollen Unsicherheit ihres Lebens sich ganz dem Glücke und Genusse des Augenblicks hingeben, weil sie nicht wissen, ob die nächste Zukunft noch ihnen ist, gleich den von ihm so heiß geliebten Soldaten hatte er die Gewohnheit, von dem Tage zu nehmen was er gab, und nur an die Gegenwart und sich selbst zu denken, sodaß er gleich reich war, er mochte 10,000 Thaler oder 10,000 Groschen jährlich einnehmen. Seine Lithographien allein haben ihm eine halbe Million eingebracht; außerdem gibt es von ihm eine ungeheure Anzahl von Feder-, Tusch-, Kreide-, Aquarell- und Pastellzeichnungen, die er mit wunderbarer Leichtigkeit anfertigte und zu hohen Preisen verkaufte, und man darf wol annehmen, daß er damit ebenso viel als mit seinen Steinzeichnungen verdient hat, sodaß er also während seines Lebens wenigstens eine Million Francs eingenommen hat. Man sieht, das französische Publicum weiß seine Lieblinge zu belohnen und bezahlt seine Günstlinge königlich; es läßt sich in seinen Sympathien durch die Schulkoryphäen wenig irre machen, und wenn es darauf ankommt, Glück und Ruhm zu spenden, thut man immer noch am besten, es seiner Entscheidung zu überlassen. 89.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 83. —— 24. März 1846.

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Von G. F. Waagen. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Der zwölfte Brief ist 1843 aus Basel datirt und versetzt uns zuerst in das liebliche Freiburg im Breisgau, welches aber der Verf. auch nicht jetzt, sondern zum letzten Male vor 20 Jahren besuchte. Seine Mittheilungen betreffen vorzüglich das herrliche Münster, sind aber nicht vollständig, da z. B. von den schönen Glasmalereien der Gebrüder Helmle u. m. A. noch nicht die Rede ist. So kennt er auch noch nicht die schöne alte, im romanischen Stil erbaute Kirche, welche von Tennbach hierher versetzt und von Hübsch mit einem achteckigen Thurme geschmückt wurde, und die jetzt zum evangelischen Gottesdienste benutzt wird. Das alte Basel bietet dem Kunstfreunde noch manchen Stoff zu Genüssen dar. Zuerst das Münster, von dessen ursprünglichem Bau, der 1019 bereits eingeweiht wurde, wol nur äußerst wenig noch erhalten sein mag. Sehr schön ist seine hohe Lage auf der sogenannten Pfalz mit der Aussicht auf Fluß, Stadt und Umgebung. Von der frühen Ausübung der Malerei in Basel zeugen einige Todtentänze, von denen aber nur noch Copien vorhanden sind; doch ihre höchste Blüte erreichte die Malerei dadurch, daß die berühmte Malerfamilie der Holbein, wahrscheinlich seit 1517, von Augsburg hierher übersiedelte. Auch in literarischer Beziehung war jene Zeit für Basel eine sehr bedeutende, als Erasmus von Rotterdam, der gelehrte Buchdrucker Johannes Froben, der berühmte Geograph Sebastian Münster und der Reformator Ökolampadius gleichzeitig dort lebten. Es ist begreiflich, daß der Einfluß eines Meisters wie des jüngern Holbein auf alle Fächer der Kunst sehr groß sein muß, um so mehr hat es Basel zu beklagen, daß derselbe nur bis zum J. 1520 dort ansässig blieb und später von England aus nur besuchsweise sich längere oder kürzere Zeit in Basel aufhielt. Ein noch größeres Unglück brachte die Reformationszeit, als am Aschermittwoch 1529 ein förmlicher Bildersturm in den Kirchen stattfand und der große Reichthum derselben an Kunstwerken durch die Bürger auf zwölf Haufen verbrannt wurde. Auch in späterer Zeit hat Basel noch manches bedeutende Kunstwerk eingebüßt, wie denn z. B. Holbein's berühmtes Gemälde der Familie des Bürgermeisters Meyer in Anbetung der heiligen Jungfrau eine Hauptzierde der königl. Galerie in Dresden bildet und das Bildniß des Kaufmanns Georg Gyß „gegenwärtig die Krone der Portraits deutscher Schule im Museum zu Berlin ist". Aller dieser Verluste ungeachtet hat doch kein Ort in der Welt noch heute so viele Denkmale von Holbein's Kunst aufzuweisen als die öffentliche Bibliothek in Basel. Sie entstammen hauptsächlich der Sammlung oder Kunstkammer des mit Erasmus engbefreundeten Dr. Bonifacius Amerbach, welche die Regierung 1661 von den Erben desselben erwarb, und der Kunstkammer der Familie Fesch, welche 1823 dem Staate anheimfiel. Jetzt soll ein Museum für diese Schätze eingerichtet werden. Bei der sehr genauen und liebevollen Betrachtung, welche der Verf. den Bildern weiht, kann Ref. ihn nicht zu allen Einzelheiten derselben begleiten, aber es hat ihn innig gefreut hier bestätigt zu finden, was er selbst zwei Jahre früher in seinen Tagebüchern über diese Bilder, namentlich die kleine Passion, den Leichnam Christi, einige Bildnisse u. s. w. angemerkt hat. Ebenso gewissenhaft wie die Bilder werden auch die zahlreichen Zeichnungen Holbein's gemustert, unter welchen sich Cartons zu Glasgemälden, Zeichnungen für Gold- und Waffenschmiede u. a. befinden. Im Rathhause, einem spätgothischen Bau, dessen malerische Wirkung man aus Quaglio's Zeichnung kennt, findet Hr. Waagen die Wappen der zwölf Cantone in Glasmalereien und in dem hier aufbewahrten Theile des vormaligen Domschatzes mehre Gegenstände bemerkenswerth. Endlich bieten noch die Privatsammlungen der Herren Peter Vischer, Mäglin, Speyr und Miville Krug manches höchst schätzbare Denkmal der Kunst und des Alterthums dar.

Im dreizehnten Briefe folgen wir dem Verf. nach Kolmar, wohin er sich der unbezweifelt echten Gemälde Martin Schongauer's wegen begab. Was von diesen noch vorhanden (denn auch hier hat die Reformationszeit und noch mehr die französische Revolution ihren Vandalismus an den Kunstalterthümern bewährt), befindet sich auf der Bibliothek und in der einsichtsvollen Pflege des Archivars Hugot. Mit großer Genauigkeit prüft und beschreibt Hr. Waagen diese merkwürdigen Bilder und wo er nicht ganz mit Passavant und Quandt über ihre Echtheit einverstanden ist, rechtfertigt

er seine Ansicht sehr überzeugend. Das Hauptbild des Meisters, Maria im Rosenhag, hängt im Seitenschiff der St.-Martinskirche leider etwas zu hoch, macht aber auch so einen sehr lieblichen Eindruck und läßt uns in den Wunsch des Verf. einstimmen, daß dieses kostbarste Werk des großen Meisters, mit dessen übrigen Bildern in der neuen Räumlichkeit vereint, vor weiterm Verderb bewahrt und den Kunstfreunden möglichst genießbar aufgestellt werde.

Der Brief ist aus Strasburg datirt (Nov. 1843), welches nun an die Reihe kommt und wie billig unsern Verf. ungemein beschäftigt. Nachdem er zuerst einen Blick auf die günstige geographische Lage, die Geschichte, die Blüte und Bedeutung der Stadt im Mittelalter bis auf die neueste Zeit geworfen, begibt er sich an die Betrachtung des Münsters, bei welcher Genuß und Belehrung sich in seltenem Grade die Hand bieten, da man hier wie an keinem andern Gebäude die gothische Architektur von ihrer Entwickelung aus der spät romanischen Bauweise bis zu ihrer höchsten und reinsten Ausbildung und wieder in ihrer Abnahme bis zu ihrer völligen Ausartung durch alle Stufen verfolgen kann. Wie viel Gründliches und Schönes man auch bereits über das Münster gelesen oder an Ort und Stelle selbst gedacht und empfunden haben mag, so wird man doch mit erneutem Interesse den Verf. durch alle Theile des merkwürdigen Gebäudes begleiten, seinen historischen und artistischen Auseinandersetzungen ein aufmerksames Ohr leihen und in seine begeisterte Bewunderung einstimmen. Aufgefallen ist es Ref., daß Hr. Waagen nur von drei Reiterstatuen (Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg) an drei vorspringenden Pfeilern der Vorderseite spricht, da doch noch eine vierte, allerdings erst in neuerer Zeit aufgestellte, aber doch lange vor 1843 dazu gekommen ist. Vergebens freute sich Ref. schon im voraus bei dieser Gelegenheit mit dem Verf. auch in der Indignation zu sympathisiren, denn jener steinerne Reiter ist kein anderer als der königliche Räuber des Elsasses, Ludwig XIV., welcher Namen in großen weißen Lettern auf schwarzem Grunde zu lesen ist. Ebenso scheint Hr. Waagen die Statue Gutenberg's von David, welche, beiläufig bemerkt, nicht auf dem Platze vor dem Münster, sondern weiter davon auf dem Gemüsemarkte (Marché aux herbes) steht und die Ref. schon 1842 dort sah, nicht aus Autopsie zu kennen, er würde sonst auf dem Druckbogen, den Gutenberg hält, nicht gelesen haben: Fiat lux! sondern: Et la lumière fut. Hr. v. Quandt in seiner eben erschienenen Schrift („Reise ins mittägige Frankreich") fällt nicht nur über diese Statue ein sehr ungünstiges Urtheil, was sie nicht ganz verdient, sondern tadelt auch besonders die angeführten Worte, weil einmal Gutenberg nie ein französisches Wort gedruckt und weil das Lichtwerden keine Folge der Buchdruckerei, sondern umgekehrt diese eine Folge von jenem sei. Wir können hierin Hrn. v. Quandt nicht recht geben und nehmen die Worte in der gewiß vom Künstler selbst gemeinten Bedeutung, daß jene große Erfindung eine Lichtquelle im Reiche des Wissens geworden sei.

In der Thomaskirche, deren Architektur ein schönes Beispiel von dem Übergang des romanischen Baustils in den gothischen darbietet, findet Hr. Waagen das berühmte Monument des Marschalls von Sachsen von Pigalle, welches er sehr wahr ein rechtes Prachtexemplar von dem verkehrten Geschmack jener Zeit nennt. In dem schönen gothischen Chor der alten Peterskirche befinden sich neun Bilder aus der Passion, in deren unbekanntem Meister der Verf. einen tüchtigen, dem Martin Schongauer verwandten Künstler erkennen will. Seit 1840 besitzt Strasburg auch ein städtisches Museum, welches in den prächtigen Sälen des Stadthauses eingerichtet ist. Unter den vom Verf. namhaft gemachten Bildern hat Ref. mit Verwunderung eine heilige Apollonia (Ste.-Apolline) vermißt, die man oft für ein Werk Rafael's hielt, jetzt aber im Katalog mit dem Namen Perugino's bezeichnet findet. Hr. v. Quandt hält dieses Bild für eine theilweise alte Copie der dem F. Francia zugeschriebenen in München befindlichen Madonna vor dem Rosengehege, und zwar für eine aus Verehrung für Francia von Rafael selbst angefertigte Copie oder vielmehr Reproduction „aus der liebevollsten Erinnerung". Die dem Martin Schongauer zugeschriebene Verspottung Christi erkennen Hr. Waagen wie Hr. v. Quandt nicht als ein Werk dieses Meisters an. Die Vermählung der heiligen Katharina, die der Katalog dem Lukas von Leyden beimißt, hält Hr. v. Quandt nur für ein Werk der Eyk'schen Schule, während der Verf. nach dem Vorgange Passavant's das Bild für ein ganz sicheres und sehr ausgezeichnetes Werk des Hans Memling und für das werthvollste Gemälde der ganzen Sammlung erklärt. Endlich enthält noch die Universitätsbibliothek eine sehr merkwürdige Sammlung von römischen Alterthümern und in der vormaligen Dominicanerkirche, worin jetzt ein großer Theil der Bibliothek aufgestellt ist, eine Reihe ausgezeichnet schöner Glasgemälde. Unter den merkwürdigen Handschriften ist der „Codex argenteus" wichtig, unserm Verf. aber beiweitem interessanter der „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg, weil dieser Codex das einzige Denkmal ist, welches von der Art und Stufe der Malerei im Elsaß aus dem 12. Jahrhundert eine anschauliche Vorstellung gibt, weshalb Hr. Waagen ihm eine sehr ausführliche Betrachtung widmet.

Der vierzehnte Brief ist aus Oppenheim vom 21. Nov. 1845 datirt und führt uns zuerst nach Speier. Stadt und Dom haben viele harte Schicksale zu beklagen und namentlich trägt dies ehrwürdige und großartige Gebäude noch die tiefen Spuren des französischen Vandalismus. Um so lebhafter wird jeder Kunstfreund anerkennen, was bereits durch den König Ludwig von Baiern für den Dom geschehen ist und fortwährend geschieht. Nicht nur ist der fast zur Ruine gewordene Bau gänzlich wiederhergestellt, sondern auch ein Anfang gemacht worden zur künstlerischen Ausschmückung

des Innern. Die Monumente des Kaisers Adolf von Nassau (durch den verstorbenen Herzog von Nassau errichtet) und Rudolf's von Habsburg von Schwanthaler sind bereits fertig, und die nackten weißen Wände sehen Frescomalereien entgegen, mit welchen Schraudolph (nicht Schraudorff) in München beauftragt ist. In Heidelberg gibt die Geschichte der reizenden Stadt Hrn. Waagen Veranlassung zu manchen Blicken in die Vergangenheit und zu theuern Erinnerungen aus dem eigenen Leben, dessen akademische Jahre er dort zugebracht hat. Liebend verweilt er wieder in Betrachtung des alten Schlosses, von dem er mit Recht behauptet, daß an jenem malerischen Reiz, den verschiedenartige Gebäude, in deren Zusammenstellung Regel und Zufall angenehm wechseln, hervorbringen, an Anmuth und Zierlichkeit der nächsten Umgebungen, an Mannichfaltigkeit der schönsten Aussichten nah und fern sich kein anderes fürstliches Schloß in Deutschland und überhaupt in der Welt habe messen können, wie es denn auch in seinem jetzigen Zustande durch den über dasselbe ausgegossenen wehmüthig poetischen Zauber selbst noch großartigere Ruinen übertrifft. Große Befriedigung gewährte dem Verf. das Studium der Miniaturen auf der Universitätsbibliothek, welche durch die 1816 erfolgte Zurückgabe der sämmtlichen 847 deutschen Handschriften aus der Vaticana und durch einige aus dem Kloster Salem am Bodensee vom Großherzog hierher gestiftete Codices wieder eine ungemeine Bedeutung gewonnen hat. In Handschuchsheim bei Heidelberg besucht Hr. Waagen die interessante Sammlung mexicanischer Alterthümer des Hrn. Uhde, aber aus Zeitmangel gelangt er nicht nach dem doch so nahen Stift Neuburg zu Hrn. Rath Schlosser, der, so viel Ref. sich erinnert, nicht sowol „eine Reihe werthvoller Gemälde lebender Künstler, namentlich von Overbeck", als vielmehr herrliche Handzeichnungen von diesem Meister und von Eduard Steinle besitzt. Sehr belohnend ist ein Ausflug in den romantischen Odenwald und ein Besuch des Schlosses Erbach, über dessen Alterthümersammlung Hr. Waagen die bei einem frühern Aufenthalte gesammelten Notizen jetzt mittheilt. Worms weckt Erinnerungen an die Nibelungen und manches wichtige historische Ereigniß, hat aber von seiner vormaligen Bedeutung fast nichts mehr aufzuweisen als den Dom, der durch sein Äußeres und sein Inneres einen würdigen und ernsten Eindruck hervorruft. Von künstlerischem Schmuck ist fast gar nichts mehr vorhanden; merkwürdig jedoch und nicht ohne Kunstwerth sind die steinernen Standbilder von drei Prinzessinnen, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert, deren Namen mit Einbede, Warbede und Willebede bezeichnet sind. Den Beschluß macht Oppenheim mit den Resten seiner Katharinenkirche, die unstreitig zu den ausgezeichnetsten Denkmalen gehört, welche die gothische Architektur zur Zeit ihrer höchsten Blüte hervorgebracht hat. Von bewunderungswürdiger Schönheit und Eleganz ist namentlich das dreischiffige Langhaus sowol in seinen harmonischen Verhältnissen als in der Ausbildung der einzelnen Theile. Hr. Waagen ist geneigt zu glauben, daß der gleichzeitige Erwin von Steinbach entweder selbst oder durch einen Schüler auf diesen Theil des Baues Einfluß ausgeübt habe, so sehr wurde er von der Übereinstimmung dieser Formen mit denen der Vorderseite des strasburger Münsters überrascht.

Sind wir dem Verf. bis hierher mit stets gleichem Interesse gefolgt, so sehen wir auch seinen weitern Mittheilungen, namentlich München, die Rheinlande u. s. w., mit der größten Erwartung entgegen. Wünschenswerth würde es dann sein, die Beschreibungen einzelner Bilder u. s. w. zuweilen in etwas gekürzt zu finden, da alle technischen und ästhetischen Erläuterungen den Leser ohne Anschauung des Gegenstandes gewöhnlich bald ermüden und dem Beschauer an Ort und Stelle gewiß auch nur in der gedrängtesten Fassung die liebsten sind. Wahrscheinlich haben wir am dereinstigen Schlusse des ganzen Werks ein Register zu erwarten, dessen Mangel jedoch in den einzelnen Theilen sich schon sehr fühlbar macht. 32.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Märchen. Gesammtausgabe. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. 2te Sammlung. Mit Federzeichnungen von T. Hosemann. Berlin, Simion. 8. 15 Ngr.

Bremse der Fuchs. Aus den hinterlassenen Papieren Buchert des Bibers. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 4 Ngr.

Dualis, Des Vaters Rache oder Bruno von Blutstein. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der heiligen Vehme. Nordhausen, Fürst. 8. 15 Ngr.

Fuchs, A., Grundriß der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der romanischen und germanischen Völker. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Kurzer Abriß derselben. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Geschichte Ludwig Philipp's I., Königs der Franzosen. Von A. Boudin und F. Mouttet. Aus dem Französischen übersetzt von A. Diezmann. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Herberstein's Gesandtschafts-Reise nach Spanien 1519. Herausgegeben von J. Chmel. Wien, Rohrmann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Jahn, G. A., Über den neuen Planeten Asträa und den Biela'schen Kometen. Leipzig, Friese. 8. 8 Ngr.

Löwenstein, E., Die Geopferte, oder: Der flammende Stern über der Lauenburg. Romantische Rittergeschichte. 2 Theile. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr.

Mantell, G. A., Die Denkmünzen der Schöpfung, oder erster Unterricht in der Geologie, und in dem Studium der organischen Reste. Deutsch bearbeitet von K. F. A. Hartmann. 1ste Lieferung. Freiberg, Engelhardt. 1845. Kl. 8. 1 Thlr.

Monatsschrift für Politik. Herausgegeben von K. Rauwerck. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, C. Krause. Gr. 4. 1 Thlr.

Monatsschrift für Recht und Gericht. Herausgegeben von L. Volkmar. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, Springer. Gr. 4. 1 Thlr.

Monatsschrift für Volksbildung. Herausgegeben von T. Mügge und F. Zabel. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, F. Bethge. Gr. 4. 1 Thlr.

Monatsschrift für Volkswirthschaft und soziales Leben. Herausgegeben von Rutenberg. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, Voß. Gr. 4. 1 Thlr.

Naumburg zur Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges von A. H. Naumburg, Lange. 1845. 8. 3 Ngr.

Keil, F., Leopold Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau, ältestregierender Fürst in Anhalt, nach seinem Wirken und Wesen. Mit Hinblick auf merkwürdige Erscheinungen seiner Zeit. Dessau, Aue. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berliner Skizzen. Bilder und Charakteristiken aus dem Leben der Gesellschaft, von A. Fränkel und L. Köppen. 3 Bände. Berlin, A. Rieß. 8. 3 Thlr.

L. A. Staudinger. Sein Leben und Wirken. Herausgegeben auf Veranlassung der patriotischen Gesellschaft zu Hamburg. Hamburg, Restler und Melle. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Verhältniß Croatiens zu Ungarn. Eine Erläuterung der Stephan v. Horvathschen Unterjochungsgeschichte Croatiens durch Ungarn. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 16 Ngr.

Ziegler, J., Fabeln und Erzählungen. St.-Gallen, 1845. 8. 20 Ngr.

— — Neapolitanische Erzählungen und Novellen. St. Gallen, 1844. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Abt von Badia de Fiore oder prophetische Lichtblicke im 12. und 13. Jahrhundert. Mit Bezug auf die Fragen „ob Schrift, ob Geist" und „ob Papstthum oder Freiheit." Bremen, Geisler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Apelt, K. F. G., Unsere Bekenntnißschriften, köstliche Kleinodien der evangelisch-lutherischen Kirche. 2te Auflage. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 2 Ngr.

Belmann, Katholisches Zeugniß, katholische Mahnung und katholische Zuversicht in den kirchlichen Wirren der Zeit. Predigt. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Bericht, wie die Sache der katholischen Dissidenten im Königreiche Sachsen gefördert worden ist. Von einem unparteiischen Beobachter. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bernhardi, K., Philipp der Großmüthige, Landgraf zu Hessen, über Gewissensfreiheit und über das Bedürfniß einer allgemeinen evangelischen Kirchenversammlung in Deutschland. Kassel, Bohné. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bernhardi, W., Worte ernster Liebe an den Archidiakonus rc. Hrn. Krause, und an die Hörer und Leser seiner Predigt: „Der Meinungsstreit über die Person Jesu." Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 3 Ngr.

Bertholdi, H., Tante juniors Gastbesuch bei seinem Freund und Vetter David Nepomuck Pomuchel in Danzig. Danzig, Homann. 1845. 8. 6 Ngr.

Bromme, Vertheidigung des Privatgelehrten Hrn. von Florencourt zu Naumburg in der wegen Preßvergehens gegen ihn anhängig gemachten Untersuchung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Detroit, L., Das Alte ist vergangen; es ist Alles neu geworden. Predigt am Neujahrstage 1846. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Wir sind dazu geboren, daß wir die Wahrheit zeugen sollen! Predigt am Sonntage nach Neujahr 1846. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Dräseke, Schlichtes Nachwort zu der bekannten Erklärung vom 15. August 1845. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eichholz, E., Die Jesuiten und ihr Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel". Zwei Vorträge, gehalten im Berliner Handwerker-Verein. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Flacke, Der Glaube, daß Jesus der Sohn Gottes ist, der Sieg, der die Welt überwindet. Predigt. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Förstemann, K. E., Denkmale, dem Dr. Mart. Luther von der Hochachtung und Liebe seiner Zeitgenossen errichtet und zur 3ten Säcularfeier des Todes Luther's herausgegeben. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Dr. Mart. Luther's Tod und Begräbniß im Jahre 1546. Der amtliche Bericht über Luther's Tod, die Predigten und Reden am Sarge Luther's nach den Originalausgaben mitgetheilt. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Freischarenzug und das Schicksal der Gefangenen in Luzern im März und April 1845. Dargestellt nach zuverlässigen Quellen und den Berichten von Augenzeugen. Bern. Gr. 8. 16 Ngr.

Führungen eines aufrichtigen Israeliten. Basel, Bahnmaier. 1845. Kl. 8. 2 Ngr.

Kiel und Lübeck. Eine Entgegnung auf zwei Stimmen aus Kiel über die Broschüre: Lübecks Bedrückung durch die dänische Politik. Lübeck, v. Rohden. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Mittheilungen aus den vertrauten Briefen eines Katholiken aus Baiern über die religiösen Bewegungen unserer Zeit und den Protestantismus. Nebst Anmerkungen. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Pelz, E., Die 9te Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Breslau. Breslau. 1845. 8. 5 Ngr.

— — Die Verwaltung der Land-Gemeinden. Breslau. 1845. 8. 2½ Ngr.

Pestalozzi, J. H., Die Abendstunde eines Einsiedlers. Mit einleitenden Bemerkungen herausgegeben von J. P. Scheuenstuhl. 2te Auflage. Fürth, Schmid. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Ronge, J., Die römische und deutsche Schule. 1stes Heft. Dessau, Neubürger. 1845. 8. 4 Ngr.

Schulze, F. W., Einige Bedenken, die Erklärung betreffend, welche in der Berliner Zeitung vom 26. August gegen die evangelische Kirchenzeitung und deren sogenannte Partei veröffentlicht worden ist. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schulze, J. F., Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen. Ein Versuch, die Gemeine über dieselben und über die neuesten sie betreffenden Kundgebungen der Behörden zu verständigen. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 7½ Ngr.

Schuselka, F., Das deutsch-katholische Priesterthum. Mit einer Erinnerung an die Ordination Dr. Bergmann's durch Pfarrer Kerbler, am 1. December 1845 zu Erfurt. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sintenis, F. W., Denkschrift zur Feier des 18. Februar 1846, den 300jährigen Todestag Dr. Martin Luther's. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Souchon, A. F., Das dreifache Aufsehen in der gegenwärtigen Zeit. Predigt über Röm. 16, 17—20. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Sperling, Bemerkungen und Zusätze zu dem offenen Sendschreiben Uhlich's an die protestantische deutsche Conferenz in Berlin. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Stimmen aus Gräbern. Aussprüche berühmter Männer über Religion und Christenthum. Breslau, Verlags-Comptoir. 16. 3 Ngr.

Thiel, F. X., Finsterniß und Licht, oder der Weg des Heils. Aachen, Cremer. 1845. 12. 3¾ Ngr.

Träber, C. G., Rede an die deutsche Christenheit über Jacobi 5, 19. 20. in Folge des Treibens der sogenannten Lichtfreunde. Berlin, Wohlgemuth. 1845. 8. 2½ Ngr.

Wiedebantt, H., Die Wahrheit, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, als die schöpferische Kraft der Reformation. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

— — Wahrheit! Freiheit! Der Nachruf des Herrn an die Neuconfirmirten. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Zschiesche, C., Die protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik. Sendschreiben an Uhlich. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 16 Ngr.

Zweite Petition der deutsch-katholischen Gemeinde zu Dresden an die hohe Ständeversammlung des Königreichs Sachsen und zwar zunächst an die hohe zweite Kammer. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 84. —— 25. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Wocel. Mit acht lithographischen Tafeln. Prag, Kronberger und Rziwnatz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Obgleich diese Schrift vorzugsweise darauf berechnet ist, die Kenntniß und dadurch auch die Liebe zu den heimischen Denkmälern der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei wie der Dichtkunst in Böhmen selbst zu verbreiten, ist sie doch zugleich in einem besondern Grade dazu geeignet, diese Gegenstände auch im Auslande bei allen Freunden der Kunst und einer volksthümlichen Poesie in weitern Kreisen bekannt zu machen als dies bisher der Fall war. Ref. hält es aber um so mehr für seine Pflicht auf dieses Buch aufmerksam zu machen, als er der Ansicht ist, daß die Czechen der edelste Zweig des großen slawischen Völkerstammes sind, welcher mannichfaltige geistige Anlagen schon sehr früh zu einer bedeutenden Ausbildung gebracht hat. Der Verf. ist mit Leib und Seele ein Böhme und sein Buch athmet daher durchweg den wärmsten Patriotismus. Wenn ihn derselbe häufig zu einer gereizten Stimmung gegen die Deutschen hinreißt, so ist ihm dies insofern nicht zu verargen, als die Deutschen im Mittelalter als harte Unterdrücker der Slawen erscheinen und die im Ganzen mit Recht an ihnen gerühmte Eigenschaft, die Eigenthümlichkeit und das Verdienst fremder Nationen zu erkennen und mit Liebe zu würdigen, in vielen Fällen den Slawen, zumal den Böhmen gegenüber, nicht bewährt haben.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste sich mit den Alterthümern der heidnischen, der zweite mit denen des Mittelalters beschäftigt. Für beide sind die vielen darüber vorhandenen Monographien mit Einsicht benutzt worden.

Den Hauptinhalt des erstern bilden natürlich wie überall die Gegenstände, welche sich in den Grabstätten vorfinden. Nach den auf den vier ersten Tafeln enthaltenen Abbildungen stimmen die meisten Formen der steinernen wie der bronzenen Waffen und Geräthe und der thönernen Gefäße in den Formen mit den ähnlichen Gegenständen überein, welche in den verschiedensten sonstigen Gegenden Deutschlands in heidnischen Grabstätten gefunden worden sind. Die Hauptfundorte für dergleichen in Böhmen werden aufgezählt und als die drei wichtigsten Sammlungen derselben die im Vaterländischen Museum, die des Ritters von Neuberg, welchem das Buch gewidmet ist, und die des Hrn. Pachel, sämmtlich zu Prag, angeführt.

Die Benennung der kleinen bronzenen Figürchen als heidnische Götter ist bekanntlich einer der verrufensten Theile der nordisch-heidnischen Archäologie, und es hat daher Ref. gefreut, daß der Verf. einige solche Benennungen nur als Meinungen anführt. Dagegen möchte Ref. die auf der Tafel II unter Nr. 8 abgebildete Person sowie die bronzenen Thiergestalten 6, 9, 10, 11 ebenda schon der frühern Zeit der christlichen Epoche angehörig halten, wie denn auch dem Verf. selbst bei den letzten drei eine große Ähnlichkeit mit andern auf dem Titelblatt einer Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts aufgefallen ist. Dieselbe Bemerkung macht der Verf. in Betreff einer sehr zierlichen weiblichen Figur (Tafel III, Nr. 2), welche als Relief auf dem Boden einer in einem unterirdischen Gewölbe am Wysehrad zu Prag gefundenen bronzenen Schüssel befindlich, in den Händen eine Blume und einen Kranz hält, auch ist dieses Relief gewiß aus keiner ältern Zeit als dem 12. Jahrhundert. Der auf dem Rande befindliche Name der slawischen Göttin Siva, welche der Ceres entsprechen soll, beweist nur, daß es in Böhmen nach Einführung des Christenthums insofern ähnlich wie nach demselben Ereigniß im altrömischen Reiche ergangen ist, daß man aus der frühern Religion gewisse Naturgottheiten, wie z. B. bei den Römern Sol und Luna, auch noch längere Zeit gebildet hat. Nur findet hier insofern ein Unterschied statt, daß solche Abbildungen bei den Römern in der altheidnischen Form, bei den Böhmen aber in der neuern mit dem Christenthum eingewanderten gehalten waren. Sicher aber kann man aus diesem Relief, womit auch eine mit ähnlicher Inschrift versehene Miniatur, welche ich in dem merkwürdigen Codex „Mater verborum" auf der Bibliothek des Vaterländischen Museum zu Prag gesehen habe, übereinstimmt, immer auf die Darstellungsweise und die Attribute der Göttin Siva bei den heidnischen Böhmen schließen. Unter den Metallwaffen sind die Tafel III unter Nr. 8 und 9 abgebildeten Schwerter nach der ganzen Form sicherlich Rö-

merschwerter, welche als Kriegsbeute oder durch Handel in den Besitz der Germanen oder Slawen gekommen sind.

Zunächst handelt der Verf. von den Opferplätzen und Ustrinen, oder den Orten, wo die Todten verbrannt wurden. Beide befinden sich durchgängig auf Hügeln von mehr oder minder ansehnlicher Höhe. Bei der Aufzählung der wichtigsten, um deren Erforschung sich neuerdings Dr. Kalina von Jäthenstein besonders verdient gemacht, ist nicht angegeben, ob ein solcher Ort das Eine oder das Andere ist. Auch mag dies, da das Auffinden von Asche, Trümmern von Gefäßen und Knochen den Zwecken beider entspricht, in vielen Fällen schwer zu bestimmen sein. Wo indeß diese Gegenstände in so großer Masse vorkommen wie auf dem Berge zu Schlan oder dem Radlstein bei Bilin, kann man wol mit Sicherheit auf Opferstätten schließen.

Endlich kommt der Verf. noch auf die Betrachtung der bisher wenig beachteten Erdwälle, welche sich in einigen Gegenden Böhmens befinden. Die bedeutendsten derselben im bidschower Kreise, in der Nähe des Dorfes Wrsec, zeigen einen erstaunlichen Aufwand menschlicher Kraft, denn die Länge derselben beträgt 600, die Breite 305 Klafter, die Höhe an vielen Stellen gegen 30 Fuß. Ref. stimmt den Gründen des Verf. bei, der diese Art Befestigungen unter den verschiedenen Völkerstämmen der Kelten, Germanen und Slawen, welche Böhmen nacheinander inne gehabt, am ersten dem keltischen Volke der Bojen beimessen möchte.

Im Folgenden beschäftigt sich der Verf. mit der schwierigen Aufgabe den Unterschied zu bestimmen, wonach man erkennen kann, welchem von jenen drei Volksstämmen ein Grab beizumessen ist. Wenn er mit vollem Recht das parteiische und unkritische Verfahren tadelt, welches Kruse u. A. in dieser Angelegenheit zum Nachtheil der Slawen beobachtet haben, so ermangelt es seiner Beweisführung, wonach er glaubt solche Gräber, welche in regelmäßigen Reihen und in den Ebenen angelegt sind und in denen sich besonders reiche Gaben von bronzenem Geräth und von silbernem und goldenem Schmuck der Frauen befinden, vorzugsweise den Slawen beimessen zu können, doch auch wieder an einer hinlänglichen kritischen Grundlage. Er geht bei dieser Gelegenheit von den Untersuchungen aus, welche der Diakonus Alberti in den Grabstätten der kleinen Städte Ranis und Werneburg im ziegenrücker Kreise im Voigtlande angestellt und in dem zweiten Stück der „Variscia" bekannt gemacht hat. Zuvörderst wäre es wol angemessen gewesen, anstatt der einfachen Versicherung, daß jener Forscher jene Grabstätten als unbestritten slawisch anerkennt, die Gründe anzugeben, welche zu jener Annahme berechtigen, als worauf doch hier Alles ankommt. Da vom 5. Jahrhundert bis zur Verbreitung des Christenthums hier sicher die Sorben, ein slawischer Völkerstamm, ansässig gewesen und eiserne Waffen, Schmuck und anderes Geräth, welches sich in jenen Gräbern vorgefunden, mit Gewißheit auf eine schon weit vorgeschrittene Cultur, das untrüglichste Kennzeichen, daß jene heidnischen Grabstätten den spätesten Epochen derselben im nördlichen Europa angehören, schließen lassen, so ist auch Ref. allerdings vollständig überzeugt, daß dieselben slawischen Ursprungs sind. Nun aber gibt Alberti zu, daß die im Breisgau gefundenen Gräber, welche sicher den Germanen angehören, indem in dieser Gegend niemals Slawen gesessen haben, sowol in der Anlage in geordneten Reihen, als in dem Inhalt derselben mit jenen Gräbern im Voigtlande eine große Ähnlichkeit haben dürften, wonach also jene Eigenschaften offenbar nicht als sicheres Kriterion der slawischen Abkunft von Grabstätten gelten können. Daß übrigens in slawischen Grabstätten solche Gegenstände, welche einer schon weit vorgeschrittenen Cultur angehören, häufiger vorkommen als in germanischen Grabstätten, ist auch Ref. überzeugt. Dasselbe aber erklärt sich sehr natürlich aus dem Umstande, daß der Übertritt zum Christenthum bei der Mehrzahl der Slawen viel später fällt als bei den Germanen, sodaß sie noch zu einer Zeit, in welcher beide Völkerstämme in der Cultur schon mehr vorgerückt waren, ihre Todten nach heidnischer Art bestatteten, während dieses bei den Germanen längst aufgehört hatte. Hiernach dürfte in Ländern wie in den Oder- und Elbgegenden, wo früher Germanen, später Slawen seßhaft sind, bei solchen Grabstätten, in denen die Arbeit der darin gefundenen Gegenstände besonders geschickt ist, sowie das Vorkommen von Bronze und Eisen sicher auf eine slawische Abkunft zu schließen sein, um so mehr als der Verf. beweist, daß die Slawen ihre Todten nicht nach der bisherigen Annahme blos begraben, sondern auch verbrannt haben, mithin der Grund wegfällt, solche Grabstätten, in denen sich Aschenurnen finden, den Slawen abzusprechen, wie dies bisher geschehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Militairische Briefe eines deutschen Offiziers während einer Reise durch die Schweiz und das mittlere Frankreich im Anfange des Jahres 1844. Mit besonderer Bezugnahme auf die neuern französischen Befestigungsanlagen in militairischer und politischer Hinsicht. Mit Planen von Paris und Lyon. Adorf, Verlagsbureau. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Haben Montesquieu's berühmte „Lettres persannes" in Lettres chinoises, grecques, indiennes u. s. w. mehrfache aber meist wenig glückliche Nachahmungen gefunden, und haben Eugen Sue's „Mystères de Paris" Anlaß zur Enthüllung einer Menge des Wissens durchaus nicht würdiger, berliner, altenburger und anderer Geheimnisse gegeben, so darf man sich nicht wundern, daß auch die bekannten „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" mehr oder weniger glückliche Nachbildungen finden mußten. Daß dieses aber im Interesse der Würde der Militair-Literatur nicht zu wünschen ist, haben wir bereits bei Besprechung der „Cavaleristischen Briefe" (Nr. 218 d. Bl. f. 1844) näher auseinandergesetzt und es haben die vorliegenden „Militairischen Briefe" uns in dieser Meinung nur bestärkt. Der ungenannte Verf. derselben theilt nämlich in zwölf Briefen, von denen simulirt wird daß sie auf einer Reise über Basel, Genf, Toulon, Lyon nach Paris an einen Freund in Deutschland geschrieben worden, in oft sehr zwangloser Form

und Ausdrucksweise nicht nur seine Ansichten über militairische und politische Verhältnisse eines Theils der Schweiz und Frankreichs und über die zu Toulon, Lyon und Paris in neuerer Zeit zur Ausführung gekommenen Befestigungen mit, sondern er ergeht sich auch hin und wieder in Naturschilderungen, bringt Gefühlsäußerungen an und erörtert sociale Verhältnisse. An und für sich begründet Letzteres zwar durchaus keinen Vorwurf und namentlich ist Ref. sehr weit davon entfernt, ein grämlicher Splitterrichter zu sein; aber wenn der Verf. gleich im ersten Briefe als Probe seiner Beobachtung socialer Zustände zwei Seiten mit einem über alle Beschreibung trivialen Dialog zweier Repräsentanten der alten und jungen Schweiz füllt, und wenn er bekennt, daß er die Alpennatur wegen des „precairen" Zustandes der Agriculturverhältnisse der Alpenbewohner wol „imposant", aber nicht schön finden könne, und Diesem (gelegentlich der Aussicht auf dem Plateau des Simplons) hinzufügt: „Ich bin, du weißt es, für solche zwar majestätische, aber das Gefühl beklemmende, fast erstarrende Ansichten wenig empfänglich, hier zwingt aber die Größe zur Bewunderung und selbst ich (!!!?) stand im Anschauen versunken", so sind dieses Dinge, mit welchen der Verf. unserer Meinung nach seine Leser billig hätte verschonen sollen. Sehr interessant ist dagegen, was der Verf. im zweiten und dritten Briefe über das von dem französischen Ingenieurcorps seit 1830 in Ausführung gebrachte System einer allgemeinen Landesbefestigung mittheilt. Hier ist der Verf. ganz auf seinem eigentlichen Felde und beurkundet einen ebenso einsichtsvollen als kenntnißreichen Beobachter. Um so unangenehmer wird man aber durch auch hier wieder häufig vorkommende theils gänzlich verfehlte, theils im nachlässigsten Stile ausgedrückte Gefühlsäußerungen berührt. So z. B. beginnt der Verf. eine auf Fort Napoleon zu Toulon angestellte Betrachtung mit den Worten: „Es ist eine eigene Sache um Orte, wo große Männer gewirkt und gehandelt haben. Ein anderer Wind weht den Soldaten an, der einen großen Kampfplatz betritt, als den Bauer, der ruhig über die großen Gräber seine Pflugschar streichen läßt u. s. w." Dabei hat der Verf. aber offenbar übersehen, in welcher höchst anmaßenden Weise er seinen Stand überhebt, weil man doch wol wahrlich nicht eben nur Soldat sein muß, um an Stellen, wo große Männer gewirkt und gehandelt haben, für den Einfluß begeisternder Erinnerungen empfänglich zu sein, obgleich allerdings der pflügende Bauer für solche Erinnerungen wenig Sinn zu haben pflegt. Ebenso wird zwar jeder vaterlandsliebende Deutsche die gerechte Entrüstung des Verf. gegen die immer noch in Deutschland ziemlich zahlreiche Classe der Undeutschen völlig theilen, aber auch mit uns übereinstimmen, daß es zu wünschen gewesen, sie wäre in edlerer Weise als mit den Worten ausgedrückt worden: „Gott danken wollte ich, wenn alle diese Undeutschen hinübergingen und die rothe Hose (!!!) anzögen, da wären wir sie doch los."

Glücklicherweise finden sich die im vierten und fünften Briefe enthaltenen umsichtigen Betrachtungen und scharfsinnigen Erörterungen, welche der Verf. über die politische und militairische Wichtigkeit Lyons als zweiter Hauptstadt Frankreichs, die aus ihrer Übervölkerung an Fabrikarbeitern sich ergebenden Misstände und die desfalls zur Anwendung zu bringende und theilweise auch zur Ausführung gelangte Art und Weise der Befestigung anstellt, von solchen mislungenen Phrasen fast gänzlich befreit. Die sehr ins Einzelne gehende Beschreibung der von dem General Fleury geleiteten und der Vollendung nahen Befestigung von Lyon wird durch einen sauber gestochenen und angeblich von dem Verf. sorgfältig berichtigten Plane in einem großen Maßstabe sehr verdeutlicht. Gleichwol ist es zu bedauern, daß hierbei nicht mehr Rücksicht auf die Darstellung des umliegenden Gelandes genommen worden ist, und vollends verdient es eine Rüge, daß sich im Stadtkörper nicht wenigstens dasjenige Detail der Straßen und öffentlichen Gebäude eingezeichnet findet, welches zum Verständniß der (recht anziehend beschriebenen) in den Jahren 1831 und 1834 zu Lyon stattgefundenen Aufstände durchaus nöthig erscheint. Von ganz ausnehmendem Interesse ist aber, was der Verf. in den folgenden vier Briefen über die Befestigung von Paris mittheilt und wobei er die gediegenste und specielste Sachkenntniß an den Tag legt. Ref. fand sich hiervon um so mehr angezogen, als er, wie er glaubt, der Erste in Deutschland gewesen ist, der öffentlich und im schroffen Gegensatze mit der damals vorherrschenden Ansicht sich dahin geäußert hat, daß die Wehrkraft Frankreichs durch die Befestigung von Paris leider einen Zuwachs von unberechenbarem Werth gewonnen habe. Freilich war damals die Ausführung noch wenig vorgeschritten und als Ref. die Umgegend von Paris fast nur im Fluge durchpilgerte, war die Befestigung überhaupt erst zur Tagesfrage geworden, der Befestigungsplan selbst aber noch ganz unbestimmt. Desto größer die Befriedigung des Ref., daß der Verf. bei ungleich gründlicherer Untersuchung des Terrains und genauester Beaugenscheinigung der inzwischen fast vollendeten Befestigungswerke, und bei weit überlegener Sachkenntniß dennoch in allen wesentlichen Punkten, sowol bezüglich der Vertheidigung als des Angriffs, ganz dieselbe Meinung äußert. Überhaupt möchte dem Verf. der Ruhm zuzuerkennen sein, durch seine ebenso erschöpfenden als überzeugenden Untersuchungen die Acten über diese Frage geschlossen zu haben, weil nicht gut abzusehen ist, was weiter für das pro anzuführen sein möchte und noch weniger, mit welcher Begründung das contra sich ferner geltend machen könnte. Was die innere Vertheidigung gegen Volksaufstände betrifft, so hat es indessen Ref. überrascht, daß der Verf. die Stellung des Louvre und der Tuilerien als uneinnehmbar bezeichnet. Ref. kann sich zu dieser Ansicht wenigstens so lange nicht bekennen, bis nicht das ganze nördlich von der Rue St.-Honoré, östlich von der Rue des Poulies oder de l'Oratoire begrenzte und theils in den Carousselplatz hineinragende, theils nur durch die sehr enge Rue froidmanteau von dem Louvre geschiedene Häuserquartier abgerissen und die nördliche Galerie des Louvre vollendet sein wird. Von dem beigefügten sauber gestochenen Plane versichert der Verf., daß er officiellen Ursprungs sei. Er enthält zwar die Umgegend in ausreichender Ausdehnung, doch scheint uns die Terraindarstellung in jenem dem dreißigsten Bande des „Spectateur militaire" beigefügten ansprechender zu sein, und nicht minder würde es zu wünschen gewesen sein, wenn die Vertheidigungslinien im Innern der Stadt bemerklich gemacht worden wären.

In den drei letzten Briefen wird die Organisation, Ausbildung, Geist und Wesen des französischen Heeres besprochen. Nicht unrecht hat der Verf. in Dem, was er über die Misstände äußert, die das System nach sich zieht, die Offiziersstellen in der Linie zu zwei Dritteln durch Unteroffiziere zu besetzen, denen meistens alle wissenschaftliche und häufig selbst jede gesellschaftliche Bildung mangelt, weshalb auch nur das Offiziercorps des état major général eine gesellschaftliche Stellung genießt und dem in Deutschland und England vorherrschenden Begriffe von einem Offiziercorps als einem Vereine gebildeter und anständiger Männer entspricht. Hiermit freilich sehr verschieden müssen hin und wieder anderswo die Offiziersaspiranten sich entweder halb blind oder hektisch studiren, oder auch wol eine Adelsprobe bestehen. Um so unvereinbarer aber auch wieder hiermit, daß trotz des vielen Geredes (à la baron de la Motte Fouqué) von der Adeligkeit und edelschönen Ritterlichkeit des Offizierstandes dessen Genossen mitunter einer Behandlung sich bloßgestellt sehen, die nichts weniger als passend für solche soi-disants Paladine zu erachten ist. Nun denn, etwas mehr juste milieu hüben und drüben möchte beiderseits zu wünschen sein. Bis dahin haben die Franzosen einstweilen, wie der Verf. selbst zugibt, ein höchst diensteifriges, vortreffliches Unteroffiziercorps und unter jungen Stabsoffizieren viele vieux troupiers als Capitaine; und wir? ei nun wir haben gerade noch keinen Mangel an Exercir-, Parade- und Kleinmeistern und jungen Paladinen, qui n'écrivent pas volontiers, nur die

guten Unteroffiziere sind bei uns etwas selten; indessen suum cuique. Von dem französischen gemeinen Soldaten sagt der Verf. sehr treffend und wahr: „Gebrauchen, benutzen läßt sich der Mann bis aufs Blut, aber chicaniren? niemals, darum auch die vielen Subordinationsvergehen." Es scheint überhaupt, als wenn in neuern Zeiten eine richtigere Ansicht über den Geist des französischen Heerwesens sich im deutschen militairischen Publicum zu verbreiten anfange. Der Verf. der in der „Allgemeinen Militairzeitung" erschienenen „Militairischen Reiseerinnerungen" hat hierzu die Bahn gebrochen. Der Raum d. Bl. erlaubt uns leider nicht, hierauf weiter einzugehen, doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß Rodomontaden, wie sie der Verf. zu Toulon zu hören bekam, immer noch erträglicher, weil lächerlich, erscheinen als eine gewisse suffisante Freundlichkeit, welche sich zuweilen hin und wieder anderswo bemerklich macht. Was vollends die S. 201 erzählte Anekdote betrifft, daß ein französischer Generalstabsoffizier sich bei einem deutschen Buchhändler zu Paris über die Zusammensetzung des achten Armeecorps des deutschen Bundesheeres Raths erholt habe, so scheint die daraus abgeleitete Schlußfolgerung wol nicht ganz stichhaltig zu sein, denn ersichtlich des fünften Bandes des „Journal des sciences militaires" ist man in Frankreich mit jenen Verhältnissen wol genugsam bekannt und jedenfalls gibt es auch in Deutschland nicht wenige sehr tüchtige Generalstabsoffiziere, von denen zu argwöhnen ist, daß sie in nicht geringe Verlegenheit kommen würden, wenn sie plötzlich Rede und Antwort über die Zusammensetzung der Reserveinfanteriedivision des deutschen Bundesheers geben sollten.

Faßt man nach all Diesem den Gesammteindruck des vorliegenden Werks in einen Gesichtspunkt zusammen, so muß dasselbe als voll des interessantesten Stoffs und der schätzbarsten Belehrungen bezeichnet werden. Solche zu einem vortrefflichen Werke zu verarbeiten würde der Verf. zwar vollkommen befähigt gewesen sein, ist indessen dabei leider durch die hierfür erwählte, scheinbar so gefügige Form zu mannichfachen Misgriffen verleitet worden. Um so gerechtfertigter daher auch wol unsere gutgemeinte Warnung vor jener Form der Darstellung, welche zwar durch die „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" mit höchst glänzendem Erfolge in die Militair-Literatur eingeführt worden ist, deren Handhabung aber auch ebenso ungewöhnliche als eigenthümliche Befähigung erheischt. Daß übrigens dem Verf. trotz der gerügten Stellen keineswegs das Vermögen edler Ausdrucksweise mangelt, hat er unter Anderm S. 217 in der höchst gelungenen Schilderung des Eindrucks beurkundet, welchen die Verbündeten empfunden haben möchten, als sie von dem erstürmten Montmartre herab die reizendste aller Sünderinnen der Erde, das gedemüthigte Paris zu ihren Füßen erblickten, und wir glauben auch unsern Bericht nicht besser als mit den Schlußworten jener Stelle endigen zu können: „Einen Moment der Wehmuth für Die, die es nicht erlebten, ein Hurrah für den Feldherrn, der die Unsern dahin geführt." 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Philosophisches Elementarbuch.

Unter den vielen Erscheinungen auf dem Gebiete der philosophischen Literatur erwähnen wir den „Prècis d'un cours élémentaire de philosophie", von Ch. Bénard. Es ist dies ein Werk, welches auf eigentlich wissenschaftlichen Gehalt keinen Anspruch macht und das mehr auf eine Einführung in das philosophische Studium berechnet ist. Der Verf. bietet seine Schrift auch keineswegs als ein Resultat selbständiger Forschungen und deutet in der Vorrede selbst die Quellen an, aus denen er geschöpft hat. In Bezug auf die psychologischen Entwickelungen gesteht er, das Meiste den Werken Reid's und den Zusätzen, welche Royer-Collard zu den Werken des schottischen Philosophen herausgegeben hat, sowie den Vorlesungen von Laromiguière zu verdanken. Außerdem hat er in dieser Partie nach eigener Angabe den Versuch Locke's über das menschliche Verständniß sowie die Werke von Leibnitz vielfach benutzt. Seine Logik lehnt sich an die Aristotelischen Entwickelungen, Descartes, Bacon und „Euler's Briefe an eine deutsche Fürstin" an. Bei der Darlegung der Moralphilosophie sind Plato und Cicero vorzugsweise zu Grunde gelegt. Außerdem hat der Verf. Andeutungen über die Geschichte der Philosophie hinzugefügt, die zwar nur dürftig ausfallen konnten, doch aber dem vorgezeichneten Bedürfnisse vollkommen zu entsprechen scheinen. Man sieht, die Auswahl der benutzten Werke ist freilich etwas zusammengewürfelt; aber wenn man bedenkt, daß das Werk durchaus nicht eigentlich ein vollständiges System, sondern nur einzelne Andeutungen und ein für Anfänger im philosophischen Denken berechnetes Material bieten soll, so wird man dem Verf. einräumen, daß sein Werk einem in Frankreich längst gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt.

Historische Documente.

Mehr als einmal bereits haben wir die unermüdliche Thätigkeit der Commission hervorgehoben, welche mit der Herausgabe wichtiger historischer Documente beauftragt ist. Die Sammlung, welche unter der Leitung dieser Commission erscheint („Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France") hat vor kurzem eine wesentliche Bereicherung erhalten durch die Veröffentlichung von zwei neuen Bänden, welche sich auf die diplomatischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Östreich beziehen. Ihr Titel lautet „Négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche, durant les trente premières années du seizième siècle", herausgegeben von le Glay. Der Herausgeber, Conservator der Archive des Departement du Nord, bekannt durch seine treffliche Geschichte der Grafen von Flandern, hat den größten Theil seiner wichtigen Documente aus dem Archive zu Lille entnommen; außerdem haben noch die königliche Bibliothek in Paris und die königlichen Archive zu Brüssel reiche Ausbeute geliefert. Die Einleitung ergeht sich über die Verhältnisse, welche zum Verständniß der mitgetheilten Documente von Wichtigkeit sind. In vieler Beziehung interessant sind die Notizen, welche uns mit den diplomatischen Agenten, deren im Werke Erwähnung geschieht, näher bekannt machen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 85. —— 26. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Wocel.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Der zweite, ungleich umfassendere Abschnitt, welcher von den Alterthümern des Mittelalters in Böhmen handelt, zerfällt in zwei Hauptepochen, deren erste den Zeitraum von der Einführung des Christenthums in Böhmen am Ende des 9. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts begreift. In dieser blieb in der Kunst wie im Leben noch die eigenthümliche Natur und Geistesart der Czechen, wenngleich in abnehmendem Maße, vorwaltend. In der zweiten Epoche von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab bis zum Regierungsantritt Ferdinand's I. im J. 1526 wird jene Geistesart von dem immer mehr überwiegenden Einfluß des deutschen Wesens zurückgedrängt.

Die erste Epoche beginnt der Verf. mit der Dichtkunst, welche wie überall so auch in Böhmen unter allen Künsten am frühesten zur Ausbildung gelangte. Die ersten drei Gedichte der berühmten „Königinhofer Handschrift" sowie das Fragment von „Libussa's Gedicht" gehören eigentlich noch der ersten heidnischen Epoche an, ja sind wie die sichersten so auch die bedeutendsten Kunstdenkmale derselben, und nur die Absicht, die Poesie der Czechen in ununterbrochener Folge in ihrer Gesammtheit zu behandeln, kann den Verf. bewogen haben, dieselben in diese zweite Epoche zu ziehen. Denn wenn auch die Kenner der heimischen Literatur der Ansicht sind, daß die Abfassung von „Libussa's Gedicht" vielleicht erst in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts fällt *), gehört es doch der Form und dem Geist nach durchaus jener ersten Epoche an. Obgleich dem Ref. jene Gedichte nur in der deutschen Übersetzung zugänglich sind, ist er durch den eigenthümlichen und echtpoetischen Geist derselben immer innig erfreut worden. Hier zur Probe der Anfang von „Libussa's Gedicht" nach der Übersetzung Swoboda's:

Ei was trübst du Wltawa dein Wasser?
Was trübst du dein silberschäumig Wasser?
Hat dich aufgewühlt der wilde Sturmwind,
Schüttelnd her des weiten Himmels Wetter,
Spülend ab die Häupter grüner Berge,
Spülend aus den Lehmgrund, den goldsand'gen?
Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben,
Wenn im Hader sind zwei eig'ne Brüder,
Eig'ne Brüder um des Vaters Erbgut?

Die Art, wie hier der Dichter dem Flusse menschliches Bewußtsein leiht, erinnert an die ähnliche Auffassung des Griechen. Höchst charakteristisch für den Ton echter Volkspoesie sind jene der Musik verwandten Wiederholungen, bei deren jeder ein neues Bild eintritt.

Der gerechte Nationalstolz auf eine so mächtige Stadt wie Prag findet seinen Mittelpunkt in diesen alten Gesängen in dem Preise der alten Königsburg, dem Wyšehrad. So heißt es in dem Minnelied unter dieser Burg:

Ha du uns're Sonne,
Fester Wyšerad!
Stolz und trotzend ragst du
Dort auf steiler Höh',
Ragest am Felsen
Fremdlingen furchtbar!

Andere Gedichte wie „Zaboi", „Slavoi" und „Ludek", welche siegreiche Kämpfe gegen die Deutschen feiern, athmen Heldenmuth und begeisterte Vaterlandsliebe.

Daß aber auch noch nach Einführung des Christenthums die heidnische Poesie mit dem besten Erfolg die verschiedenartigsten Töne anschlug, beweisen die zarten Liebeslieder sowie das sich auf den Sieg der Böhmen über die Mongolen beziehende vortreffliche Epos „Jaroslaw" in der „Königinhofer Handschrift".

Charakteristisch ist, daß alle diese echt nationalen Dichtungen reimlos sind. Erst mit der vom König Wenzel I. begünstigten Nachahmung deutscher Dichtkunst tritt der Reim ein. Mit ihm aber wird der Sprache wie den Gedanken Zwang angethan, und in den öfter antiken oder deutschmittelalterlichen Stoffen verliert sich der Geist der nationalen Poesie. Als Beispiele führt der Verf. das als Handschrift in der Bibliothek des prager Domcapitels aufbewahrte Heldengedicht „Alexander", eins von Tristan und ein anderes, ebenfalls dem Sagenkreise der Tafelrunde entnommenes Gedicht „Tandaris" an, von dem sich das Manuscript in Stockholm befindet.

Sehr merkwürdig ist das Fragment eines Dramas, „Der Quacksalber" überschrieben, welches Hanka auf dem

*) So nach Šafařik und Palacky. Die Zweifel, welche andere Kenner der slawischen Sprache gegen die Echtheit dieses Gedichts geäußert haben, lasse ich hier auf sich beruhen.

Pergamenteinbande eines alten Folianten gefunden hat und aus dem Schlusse des 13. Jahrhunderts herrührend gehalten wird. Es gewährt nämlich ein Beispiel, wie früh auch in Böhmen die sogenannten Mysterien benutzt wurden, um allerlei lustige aus dem Leben genommene Scenen anzubringen. Der Dichter gefällt sich hier in den ersten Scenen in derber und übermüthiger Weise das Treiben eines Quacksalbers zu schildern, zu dem dann die Marien kommen, um Salben für den heiligen Leichnam Christi zu kaufen. Diese Auffassung der heiligen Geschichte erinnert an die der ältesten niederländischen Genremaler im 16. Jahrhundert. Auch die für echte Poesie so wenig fruchtbaren Gattungen der Reimchroniken und Lehrgedichte sind in dieser Epoche in Böhmen angebaut worden. Den größten Theil der Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts machen indeß, der vorwaltenden Richtung des Geistes entsprechend, Legenden, fromme Betrachtungen und geistliche Lieder aus.

Aus der „Königinhofer Handschrift" erhellt, daß jene alten Gedichte gesungen und auf einem Instrument „Varito" genannt begleitet wurden. Bei dem ausgezeichneten Talent, welches den Czechen für die Musik bis auf den heutigen Tag eigen ist, läßt sich voraussetzen, daß diese Kunst dort schon zeitig zu einer eigenthümlichen Ausbildung gelangt ist, wofür auch eine Stelle in der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschriebenen Chronik des Domherrn Franz spricht, worin er sich beklagt, daß zu seiner Zeit die getragenen, edeln und gefühlvollen Melodien außer Acht gelassen und von den schnellen und hüpfenden des Auslandes verdrängt worden. Der Umstand, daß der Verf. sich nicht ausführlicher über die vaterländische Musik verbreitet, läßt schließen, daß es darüber noch an genauern Forschungen fehlt. Es würde schon ungemein interessant sein, das Verhältniß der böhmischen Choräle des 15. und 16. Jahrhunderts, deren der Verf. als sehr ergreifend erwähnt, zu den gleichzeitigen deutschen kennen zu lernen.

Bei der Architektur, worauf der Verf. zunächst kommt, braucht sich Ref. nicht so lange zu verweilen, indem sich darin nicht wie in der Poesie eine nationale Eigenthümlichkeit kundthut, sondern sich die in den übrigen Abendländern gebräuchlichen Formen angewendet finden. Aus der Epoche des romanischen Baustils haben sich nur wenige Gebäude geringen Umfangs in Böhmen erhalten, von denen der Verf. die Krypten der Georgskirche zu Prag, der vormaligen Stiftskirche zu Doxan und der Collegiatkirche zu Altbunzlau anführt.

Böhmens Hauptdenkmal der gothischen Baukunst, als deren Charakteristisches der Verf. nicht sowol die Anwendung des Spitzbogens als das ganze, aus der Natur desselben originel entwickelte Bausystem hätte hervorheben sollen, ist bekanntlich die schöne, dem heiligen Veit geweihte Domkirche zu Prag, welche Kaiser Karl IV. nach dem Plan des Mathias von Arras aufführen ließ. Dem lebhaft ausgesprochenen Wunsche des Verf., daß dieselbe in unsern Tagen zur völligen Ausführung gelangen möchte, pflichtet Ref. von ganzem Herzen bei. Dies wäre ein der Kunst- wie der Vaterlandsliebe der Stände Böhmens gleich würdiges Unternehmen. Von den gothischen Kirchen Prags, welche der Verf. noch anführt, erwähnt Ref. der am Karlhof und der Theinkirche, von den zahlreichen in andern Städten Böhmens nur noch der St.-Barbarakirche zu Kuttenberg, welche fünf Schiffe hat. Auch in Mähren macht der Verf. eine Reihe gothischer Kirchen namhaft, von denen es genügen möge hier nur die zu Olmütz und Brünn anzuführen. Unter den gothischen Gebäuden Böhmens für weltliche Zwecke gebührt dem schönen Rathhause in der Altstadt zu Prag der erste Rang.

Den sogenannten Baustil der Renaissance beurtheilt der Verf. nach dem Vorgange von Stieglitz und Hope zu hart. Als das schönste Beispiel desselben in Prag führt er das unter Kaiser Ferdinand I. 1534 von dem Architekten Farabosco aufgeführte Lusthaus im königl. Schloßgarten, und von andern weltlichen Gebäuden die ungleich spätern Waldstein'schen und Cernin'schen Paläste an. Daß der letzte imposante Bau immer mehr droht eine Ruine zu werden, muß Ref. aufrichtig beklagen. Von den von dem Verf. angeführten Kirchen dieses spätern Geschmacks zu Prag begnügt sich Ref. die Salvator- und die Kreuzherrnkirche zu nennen.

Der Bauart der Burgen, welche im Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielen, hat der Verf. ein eigenes Capitel gewidmet. Aus verschiedenen Stellen der Gedichte in der „Königinhofer Handschrift" wird gefolgert, daß die Böhmen schon im 9. Jahrhundert von Stein aufgeführte Felsenburgen gehabt haben. Ref. steht über das Alter jener Gedichte kein Urtheil zu. Indeß ist es an sich nicht unwahrscheinlich, daß die in Böhmen überall zur Hand liegenden Steine die Czechen schon ungleich früher als ihre Stammverwandten in Pommern, deren Tempel und Befestigungen, wie wir aus dem Saxo Grammaticus lernen, noch im 12. Jahrhundert mit Ausnahme der steinernen Fundamente aus Holz bestanden, auf den Steinbau geführt haben mögen. Von Burgen größern Umfangs finden sich erst nach dem Einfall der Mongolen 1241 Nachrichten. In der Bauweise wurden von dieser Zeit an meist deutsche Burgen zum Muster genommen, ja sie erhielten bei der Vorliebe Wenzel's I. für die deutsche Sprache sogar häufig deutsche Namen, wie z. B. die von 1241—46 erbaute Burg Rosenberg, der Stammsitz der echtböhmischen Familie dieses Namens. Darauf gibt der Verf. die Namen der einzelnen Theile, welche denen in Leo's bekannter Abhandlung über Burgenbau und Burgeinrichtung entsprechen, in böhmischer Sprache, und führt die wichtigsten der noch in Böhmen und Mähren vorhandenen Burgen an, unter denen wie billig der Karlstein die erste Stelle einnimmt. Interessant ist die hierauf folgende Übersicht der bedeutendsten Burgruinen, welche der Verf. nach Umfang, Befestigungsart und Lage in acht Classen theilt. Zu bedauern ist, daß derselbe seine Bemerkung, daß Sitte und Lebensweise auf diesen Burgen nationalböhmisch geblieben sei, nicht durch eine

Schilderung derselben etwas mehr ausführt. Wenn der Verf. am Ende dieses Abschnitts die Zerstörung der slawischen Städte Rhetra, Vineta und Arkona beklagt, so ist zuvörderst von der zweiten zu bemerken, daß, nachdem Friedrich v. Rumohr und, ihm folgend, Levezow aus einem Vergleich der Nachrichten des frühern Adam von Bremen mit denen in der spätern Chronik des Helmold augenscheinlich bewiesen, daß eine Stadt Vineta nie existirt hat, sondern dieser Name nur von Helmold an die Stelle des bei seiner Quelle dem Adam von Bremen stehenden Julin gesetzt worden ist, von einem Vineta billig nicht mehr in der Geschichte die Rede sein sollte. Schwerlich aber würde von jenen Städten, auch wenn sie nicht von feindlicher Hand zerstört worden wären, noch heute etwas vorhanden sein, da sie mit Ausnahme der Fundamente sicher nur aus Holz bestanden. Indeß ist es nach denselben Zeugen ganz gewiß, daß diese Holzbaukunst sowol in der Construction, als in der Sauberkeit daran geschnitzter Zierathen einen sehr achtbaren Grad von Ausbildung erlangt hatte. Aus vollem Herzen stimmt Ref. in den Noth- und Hülfsruf des Verf. gegen die Barbarei ein, durch welche die alten Denkmale der Baukunst auch noch heute so häufig zerstört werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schule der Erziehung in biographischen Umrissen. Von Eusebius Schmidt. Berlin, Simion. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. stellte sich die Aufgabe, unter vorhandenen Biographien diejenigen auszuwählen, welche pädagogisches Interesse gewähren, hierbei besonders die Jugendgeschichte und Charakterbildung zu berücksichtigen und diesem Stoffe Bemerkungen zur Anregung weitern Nachdenkens über mannichfache Seiten der Erziehungskunst beizufügen. Wir finden diese Aufgabe auf so befriedigende Weise gelöst, daß wir das Buch allen angehenden Erziehern und namentlich gebildeten Müttern, deren Berufspflichten nicht im Salonleben aufgehen, zur Benutzung empfehlen können. Aus den mitgetheilten 34 biographischen Skizzen läßt sich schon etwas lernen; reich fließt die Quelle der Erkenntniß aus dem Leben der Männer und Frauen, welche hier vorgeführt werden, die verschiedenartigsten Richtungen sehen wir in diesen bedeutenden Persönlichkeiten vertreten und in jeder einzelnen bieten sich anziehende und belehrende Momente menschlicher Entwickelung dar. Ungeachtet der Kürze, mit welcher der Verf. die Biographien behandelt, ist er nicht in den Fehler der Trockenheit verfallen; überall ist die Darstellung so gehalten, daß sie ein Interesse für die Gebildeten erweckt, und wenn der Mangel an Ausführlichkeit in dem Leser den Wunsch nach vollständigern Lebensbeschreibungen rege macht, so erwirbt sich die vorliegende Schrift noch das besondere Verdienst, zur Verbreitung des Geschmacks an guter und bildender Lecture beizutragen. Denn wir dürfen wol nicht erst ausführen, daß selbst minder bedeutende Biographien stets den mittelmäßigen Romanen vorzuziehen sind.

Der Verf. hat seine biographischen Umrisse nach folgenden Rubriken geordnet: I. Lebenstrieb und Wirksamkeit vorherrschend religiös (Spener, Zinzendorf, Lavater, Jung-Stilling). II. Lebenstrieb und Wirksamkeit vorherrschend wissenschaftlich (Lessing, Kraus, Kant, Fichte, Bohlen). III. Die Wissenschaft, durchdrungen von der Religion (Büsching, Herder, J. v. Müller, Steffens, Fester). IV. Kunstberuf (Wieland, Kotzebue, K. M. v. Weber, Mengs). Übergang zum praktischen Beruf (Seume, Baczko). V. Praktischer Beruf. a) Außer Verbindung mit der Wissenschaft (Nettelbeck). b) Durchdrungen von der Wissenschaft (Dinter, Erhard, Thaer, Helwig). c) In Verbindung mit der Wissenschaft und durchdrungen von der Religion (Sickel, Nagel, Rappard, Heim). Anhang. Frauen (Anna Lavater, Elise v. d. Recke, Marie Sophie v. Laroche, Amalie Emma Schoppe, Dorothea v. Rodde, Amalie v. Gallitzin).

Die Bemerkungen, welche der Verf. diesen biographischen Skizzen beigefügt hat, zeugen von richtigem pädagogischen Takt und enthalten eine Menge nützlicher Winke für die Praxis; in religiöser Beziehung hält er sich ebenso fern von finsterer Strenge wie von schlaffer Gleichgültigkeit. Zum Belege dafür lassen wir zwei Stellen folgen, die eine über die angemessenste Art und Weise, wie man jüngern Kindern den Heiland vorstellen soll, die andere über das erzwungene Kirchengehen der Jugend.

(S. 34.) „Offenbar liegt dem Kinde die Vorstellung Christi als des Erlösers der Menschheit von der Sünde ebenso fern als das tiefere Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit, das immer erst eine Frucht der Selbsterkenntniß ist und nur als solche seine wahre Bedeutung erhält. Auch seine Jünger erkannten ihn nicht von Anfang her als solchen; er hatte ihnen noch viel zu sagen, als sie bereits lange in seiner Gemeinschaft gewesen waren, wie denn auch heute noch Alle, die ihm wahrhaft und treu anhangen, ihn in dem Fortschritte ihres Lebens immer noch von andern Gesichtspunkten aus anschauen und lieben lernen. Wenn nun von der einen Seite kein Grund vorhanden ist, dem jungen Kinde die Bekanntschaft Christi vorzuenthalten, so kann es von der andern Seite auch durchaus nicht bedenklich und dem Geiste unsers Meisters entgegengesetzt erscheinen, daß wir das Kind die erste Bekanntschaft mit ihm nur unter einer solchen Vorstellung machen lassen, die, an sich durchaus wahr und echt, zugleich der kindlichen Seele am angemessensten ist. Da erscheint mir dann die, unter welcher ihn Zinzendorf zuerst auffassen lernte — daß er unser Bruder und aus Liebe für uns gestorben sei, als eine der anwendbarsten, sofern sie Liebe und Vertrauen weckt und erhält, und somit nicht nur die Hauptgesinnung und die Haupttugend des Christenthums, sondern auch zugleich die Gesinnung und Tugend, deren das Kind am frühesten fähig ist."

(Die betreffende Stelle aus Zinzendorf's Leben lautet: „Schon im vierten Jahre betete er voll Andacht und hegte mit der Vorstellung, daß Christus unser Bruder und für uns gestorben sei, die herzlichste Liebe zu dem Heilande. Es dürfe ja mit dem Bruder, glaubte er schon damals, Jedermann brüderlich umgehen, und brauche sich nicht zu scheuen, ihm Alles, wenn es auch noch so schlecht wäre, vorzutragen. So entspann sich in dem kindlichen Gemüthe ein traulicher Verkehr mit dem Heilande, der ihm für sein ganzes Leben eine süße und unentbehrliche Gewohnheit wurde.")

Des Verf. beachtungswerthe Bemerkungen über das erzwungene Kirchengehen der Jugend knüpfen sich an die Mittheilungen aus Kotzebue's Leben. Diesem fehlte es in seiner Kindheit nicht an Frömmigkeit; er selbst erzählt: „Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so ging ich auch, um ganz ungestört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernten, sondern aus dem Herzen kommende Seufzer." Aber durch erzwungenes Kirchengehen — an jedem Sonntage Vormittag und Nachmittag führten die Hofmeister in Weimar ihre Zöglinge in die Kirche — wurde jener Hang zur Frömmigkeit in dem Knaben erstickt. Hierbei nimmt der Verf. Veranlassung zu folgenden Betrachtungen:

„Schon öfter ist durch erzwungenes Kirchengehen bei der Jugend gerade das Gegentheil von Dem gewirkt worden, was durch dasselbe beabsichtigt war. Nur in seltenen Fällen ist das Kind vor dem zwölften Jahre — oft auch noch nicht nach demselben — fähig und geneigt, einem lange dauernden zusammenhängenden Vortrage mit Aufmerksamkeit zu folgen,

selbst unter der Voraussetzung, daß derselbe dem kindlichen Fassungsvermögen ganz angemessen wäre. Die Predigt aber, als zunächst an Erwachsene gerichtet, wird auch von dem aufmerksamen Knaben oder Mädchen nur theilweise verstanden werden. So ist es denn kaum anders möglich, als daß das Kind während der Kirche in den peinlichen und schädlichen Zustand der Langweile geräth, der, je öfter er wiederkehrt, ihm desto unerträglicher werden muß. Freilich gibt es auch hier Ausnahmen von der Regel: eine haben wir bereits in Fichte kennen gelernt, der schon als achtjähriger Knabe eine Predigt aus dem Gedächtniß ziemlich vollständig wiederzugeben vermochte; eine andere bildet Volkmar Reinhard, dessen regelmäßige Sonntagsbeschäftigung es schon im elften Jahre war, die Predigt seines Vaters aus dem Gedächtnisse aufs Papier zu bringen. Vorzüglich begabte Kinder bilden aber auch in andern Beziehungen Ausnahmen von der Regel. Zwar könnte von Denjenigen, welche für einen möglichst frühen regelmäßigen Kirchenbesuch sind, eingewandt werden: a) Wenn auch nicht die Predigt, so wird doch der Gesang der Gemeinde und deren fromme, andächtige Stimmung einen wohlthätigen religiösen Eindruck auf die Kinder machen und fromme Gefühle auch in ihnen wecken und beleben. b) Die Jugend muß an eine Sitte gewöhnt werden, die ihr im spätern Alter eine unerlaßliche Pflicht ist und die ihr in dem Grade eine immer angenehmere werden wird, in welchem das Verständniß der kirchlichen Beziehungen ihr aufgeht. c) Es bleibt doch auch von der Predigt den Kindern etwas, das sie schon auf ihr jetziges oder auf das spätere Leben anwenden können. d) Es wird ihnen wenigstens die Gelegenheit genommen, während dieser Zeit Böses zu thun. — Nun läßt sich nicht leugnen, daß die angeführten Gründe zum Theil etwas für sich haben; aber was den ersten betrifft, so wird doch auch wieder der Eindruck um so stärker sein, je seltener das kleine Kind in die Kirche kommt, und er kann leicht ganz verloren gehen, wenn der Kirchenbesuch allsonntäglich wiederholt wird. Der zuletzt angeführte Grund hat nur unter besondern Verhältnissen etwas zu bedeuten und die beiden andern erhalten ein um so volleres Gewicht, wenn man die Gewöhnung zur regelmäßigen Theilnahme am Gottesdienst erst dann eintreten läßt, wenn das Kind fähig ist, ihm mit Verstand und Herzen beizuwohnen. Dies, meinen wir nun, könne etwa nach erreichtem zwölften Jahre geschehen, ohne jedoch den einzig angemessenen Zeitpunkt bestimmen zu wollen, oder zu meinen, daß bis dahin gar nicht für das kirchliche Leben des Kindes gesorgt werden müsse. Vielmehr erklären wir diese Sorge für eine entschiedene Pflicht des Hauses und der Schule. Beide müssen nicht nur unterrichtlich darauf hinweisen, daß ein christliches Leben immer auch ein kirchliches sein müsse, sondern die Ältern insbesondere müssen auch den Sonntag auf eine würdige Weise auszeichnen und durch ihr Beispiel zeigen, wie lieb und wie wichtig ihnen die Kirche sei. Geschähe dies und nähmen dann die Ältern an den Hauptfesttagen und sonst zuweilen ihre Kinder mit in das Gotteshaus, so würden wir auch der in neuerer Zeit an manchen Orten eingerichteten Kindergottesdienste entbehren können, die, aus so löblicher Absicht sie hervorgehen, doch schwer den der kindlichen Natur angemessenen Takt und Ton treffen. — Von der Schule aus pflegt wol auch an erwachsenere Knaben und Mädchen die Anfoderung gemacht zu werden, daß sie die Disposition der Predigt aufschreiben, und insofern dadurch eine Anregung zur Aufmerksamkeit und eine Anleitung zum vollständigern Verständniß erzielt werden soll, kann diese Einrichtung nur gelobt werden. Indeß hat sie doch auch ihr Bedenkliches. Das Kind wird dadurch gezwungen, gerade auf das abstracte, todte Gerippe der Rede seine Aufmerksamkeit zu richten, und Herz und Empfindung gehen dabei leicht leer aus. Eine entwickelnde Unterredung über das Ganze der Predigt, in welcher man die Disposition finden läßt, möchte denselben Zweck ohne jenen Nachtheil erreichen."

Indem wir mit Hinsicht auf diesen Gegenstand an Lavater, Stilling und Bohlen erinnern, und auf Dinter, Rappard, A. v. Gallitzin hinweisen, scheint uns noch besonderer Beachtung werth, was Zschokke in seiner „Selbstschau" darüber sagt: „Man hielt mich in meiner Kindheit eifrig zum Besuch des Gottesdienstes an, während mir unerklärlich war, wozu dem «lieben Gott» das lange Stillsitzen, Singen und Predigthören dienen könne, da es doch uns Kindern nur Langweile machte. Ich trieb's übrigens in der Kirche wie jeder meines Alters, flatterte in Gedanken in meinen Robinsonaden umher, betrachtete mir sehr andächtig des Pfarrers Geberdenspiel, den wechselnden Faltenwurf seines Kanzelrocks, lauschte dem Verhallen seiner Stimme in den Kirchengewölben nach, oder ergötzte mich an der Noth der Schlafenden, ihr anständiges Gleichgewicht zu erhalten. Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag sein." 13.

Literarische Notizen aus England.

Bulwer über Wassercuren.

Was man nicht Alles zu lesen bekommt! Sir Edward Lytton Bulwer, oder wie er sich jetzt schreibt, Bulwer Lytton, hat ein Büchelchen herausgegeben: „Confessions and observations of a water patient" (London 1845), das im londoner Original 25, in der leipziger Ausgabe 4 Ngr. kostet und umsonst zu theuer ist. Daß der Verf. zur Sühne häufigen Weingenusses und sonstiger Allotrien ein Wassertrinker geworden ist, begreift sich. Wie er aber in nüchternem Zustande das Büchelchen hat schreiben können, begreift sich kaum. Es erscheint in Gestalt eines Briefs an Harrison Ainsworth — etwa zum Behuf der Bekehrung? — und beginnt mit einer Artigkeit über dessen Redaction des „New monthly", eine Würde, wie der bescheidene Verf. sagt, „welche ich die Ehre gehabt habe vor Ihnen zu bekleiden". Daß das mit Wassertrinken weniger gemein hat als mit wässerlichem Schreiben, weiß Jeder, der das „New monthly" kennt. Wo ist nun der Werth des Opus? Er hält der Wassercur eine Lobrede, ohne zu sagen, worin jene besteht. Ein Anlauf wird genommen, die schwere Kunst zu lehren, sich in ein nasses Betttuch einzuschlagen. Dabei bewendet es. Dann folgt der Rath, Wasser statt Weins zu trinken. Ein Jahrhunderte alter, für Millionen Menschen völlig unnöthiger Rath. Aber was für Wasser? Quellwasser, Flußwasser oder Regenwasser? Davon kein Wort. In welcher Quantität? Kein Wort. Baden wird empfohlen. Heißes, warmes oder kaltes Bad? Fluß-, See- oder Wannenbad? Wieder kein Wort. Genug, das Büchelchen ist lediglich ein lobrednerisches Stück Autobiographie, das auf die Welt gekommen, um der Welt zu sagen, daß der Verf. noch am Leben. Und das einzig Neue, was der Leser erfährt, reducirt sich darauf, daß nichts der Gesundheit zuträglicher als früh aufstehen, sich Bewegung machen und im Essen und Trinken mäßig sein. 's ist nicht zu glauben!

Eine neue englische Novelle.

Der öffentlich noch ungekannte Verf. der vielgelesenen dreibändigen Novelle „Lord Dacre of Gilsland" hat eine zweite herausgegeben „Githa of the forest" (London 1845), welche die erstere an Interesse übertrifft und das besondere Verdienst hat, einen tiefern Blick in die Sitten und Gebräuche der alten Dänen und Sachsen zu gewähren. Der Titel ist der Name der Heldin, der Schauplatz anfangs Lincolnshire, zuletzt Norwegen, und die Hauptangel der Geschichte die Verrätherei eines christlichen Häuptlings an einem guten, gastfreien Heiden unter der Regierung Ethelwolf's. In Folge dieser Verrätherei schwört die Gattin des Dänen dem Sachsen Rache und nimmt ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, denselben Schwur ab. Der Kelch wird dem Sachsen bis zum Rande gefüllt und er muß ihn leeren bis zur Neige. Die antiquarischen Forschungen sind so geschickt in die Fabel verwebt, daß der Fleiß, der sie eingeschossen, sich nirgend damit breit oder auch nur bemerkbar macht. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 86. —— 27. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Wocel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Von den bildenden Künsten, worauf der Verf. nun kommt, behandelt er zunächst die Malerei. Als Beispiel der typischen Darstellung Christi, wie sie die byzantinische Kunst ausbildete, führt er das Antlitz Christi in der Domkirche zu Prag an. Ref. gesteht, daß er darin nicht mit dem Verf. eine erhabene Würde und einen eigenthümlichen geistigen Reiz finden kann. Die ganz leeren, zinnoberrothen Lippen, der schwere, so frisch braune Ton des Fleisches scheinen ihm vielmehr für eine spätere Übermalung zu sprechen. Wenn der Verf. die altkölnische Malerschule als eine solche hervorhebt, welche mit der altitalienischen und der böhmischen vorzugsweise Töchter der byzantinischen zu nennen wären, so muß Ref. bemerken, daß in der altkölnischen Schule ein solcher Einfluß nicht stärker wahrzunehmen ist als in den meisten Malerschulen des Abendlandes, in den Bildern vom Meister Wilhelm und seiner Zeit aber nur höchst bedingungsweise stattgefunden hat. Daß dagegen in Böhmen, in Folge der Einführung des Christenthums durch Method gegen Ende des 9. Jahrhunderts die byzantinische Kunst in den nächsten Jahrhunderten einen sehr entschiedenen Einfluß ausgeübt hat, erscheint auch Ref. sehr natürlich. Dieser Art mögen die Malereien gewesen sein, welche der Abt des Klosters Sazawa, Bozetech, der älteste böhmische Maler, von welchem wir Kunde haben, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ausgeführt hat. In diesem Kloster ist die Kunst besonders gepflegt worden, wie denn auch ein Abt Silvester ebenfalls noch im 11. Jahrhundert dort Malereien ausführen ließ. Im J. 1129 aber ließ der Herzog Sobeslaw die Wände der Collegiatkirche am Wyšehrad mit Malereien schmücken. Das älteste noch vorhandene Denkmal böhmischer Kunst ist nach dem Verf. der erste Theil eines mit gemalten Initialen geschmückten Evangelienbuchs, welches von dem heiligen Procop zwischen den Jahren 1010—40 eigenhändig geschrieben, seit 1574 merkwürdigerweise im Dome zu Rheims aufbewahrt wird. Diesem läßt der Verf. noch eine Reihe von zwölf Handschriften mit Miniaturen und später noch ein sehr schönes Meßbuch in der prager Dombibliothek folgen, welche, mit einigen Ausnahmen auch dem Ref. bekannt, seines Erachtens zugleich mehr geeignet sind die Geschichte und Eigenthümlichkeit der altböhmischen Malerei kennen zu lernen als die noch vorhandenen Wand- und Tafelgemälde; denn theils umfassen sie einen Zeitraum vom 11. bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, während die dem Ref. bekannt gewordenen größern Gemälde sämmtlich etwa von 1350—1500 fallen möchten, sodann ist die Zeit der Miniaturen fast durchgängig sicher beglaubigt, endlich sind sie meist weder verdorben noch der ursprüngliche Charakter durch Restaurationen entstellt. Ref., welcher außer den erwähnten noch eine Reihe von sehr wichtigen Handschriften mit böhmischen Miniaturen in der kaiserlichen und in der ambraser Bibliothek zu Wien gesehen hat, muß sich begnügen, hier einige Hauptergebnisse dieser Studien mitzutheilen, indem er die nähere Begründung derselben seiner Geschichte der Miniaturmalerei vorbehält. Der sogenannte „Wyšehrader Codex“ auf der Universitätsbibliothek zu Prag, der wol sicher der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts angehört, beweist, daß schon sehr zeitig ein Einfluß vom fränkischen Reiche aus stattgefunden hat, denn mit Ausnahme der Art des Segnens nach dem Ritus der griechischen Kirche zeigt er keinen byzantinischen Einfluß, sondern gleicht in Auffassung und Technik den echt romanischen Miniaturen des 10. Jahrhunderts so sehr, daß man versucht wäre, ihn für fränkischer Abkunft zu halten, wenn sich nicht schon hier das den slawischen Denkmalen eigenthümliche Poliment von schwarzer Farbe zum Auftragen des Goldes vorfände, während alle andern mir bekannten Völker, welche den Goldgrund angewendet, zur Folie den Bolus gebraucht haben. Außerdem sind mir auch schon hier einige eigenthümliche, besonders glücklich aus dem Leben beobachtete Motive aufgefallen, welche sich in den im Allgemeinen ebenfalls in Stufe und Art der Ausbildung mit den deutschen Miniaturen der folgenden Jahrhunderte übereinstimmenden Miniaturen gleichfalls vorfinden. Der Charakter der böhmischen Malerschule des 14. Jahrhunderts ist aber eine Modification einer idealistischen und sehr [illegible] Richtung, welche, wie Ref. an verschiedenen Orten nachgewiesen, obwol zuerst in Köln beobachtet, von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab zu gleicher Zeit in ganz Deutsch-

land, den Niederlanden und Frankreich herrschte. Für Theodorich von Prag, dessen Bilder in der Königskapelle des Karlsteins sicher beglaubigt sind, besteht diese Modification vornehmlich bei den Männern in dem Streben nach Grandiosität und Würde, welches mit einer gewissen Schwerfälligkeit und zu großer Ausladung der Formen, besonders der der Nasen mit breitem Rücken, verbunden ist, in weitgeöffneten Augen, in einem sehr feinen grauen Tone der Schatten und Halbtöne und einer sehr zarten Verschmelzung der flüssigen Farben. In den Werken anderer böhmischer Maler der Zeit ist, zumal in den etwas geschlitzten Augen, bestimmt ein Einfluß des trefflichen italienischen Malers Thomaso da Modena, den Karl IV. nach Böhmen berief, unverkennbar. In den Miniaturen gesellt sich noch ein Einfluß aus Frankreich und den Niederlanden hinzu, welcher wol am natürlichsten dadurch zu erklären ist, daß jener Kaiser, welcher seinen geliebten Böhmen gern in jeder Beziehung das Trefflichste zuwenden wollte, dergleichen Miniaturen aus Paris, dem damaligen Hauptort für diese Kunst, mit nach Prag gebracht hatte. An Schönheit der Farben, an Feinheit der Ausbildung sind die durch die Beischrift böhmischer Maler, z. B. eines Zbinko von Trotina, oder anderweitig sicher beglaubigten böhmischen Miniaturen den gleichzeitigen deutschen allerdings überlegen. Zugleich ist darin ungleich mehr als aus den dem Ref. bekannt gewordenen Wand- und Staffeleigemälden ein lebhaftes Gefühl für eine schöne und gefällige Bildung der Köpfe, zumal der weiblichen, und für Anmuth der Bewegungen, als durchaus eigenthümliche und sehr ausgezeichnete Eigenschaften der böhmischen Malerschule des 14. Jahrhunderts, zu erkennen. Hierzu kommt noch bei den Portraiten ein sehr achtbarer Grad der Individualisirung. Aus Obigem erhellt, daß Ref. dem Verf. durchaus nicht beistimmen kann, wenn er der Ansicht ist, daß wegen des rohen Zustandes der Gebilde deutscher Malerei bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts früher kein Einfluß der deutschen Malerei auf die böhmische stattgefunden hat. Er läßt sich, um dieses zu beweisen, von seinem Patriotismus dazu verleiten aus der „Geschichte der Kunst" von Kugler einen Schluß zu ziehen, der keineswegs aus den Worten desselben folgt. Kugler spricht nämlich dort lediglich von den zufällig in Deutschland erhaltenen Mauer- und Staffeleigemälden, während er verschiedentlich geltend macht, was in Deutschland seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts Bedeutendes in der Miniaturmalerei geleistet worden ist, welches der Verf. um so mehr hätte berücksichtigen sollen, als er die böhmische Miniaturmalerei, und zwar mit großem Recht, geltend macht. Übrigens scheint es dem Ref. ungleich weniger darauf anzukommen, ob in Böhmen fremde Einflüsse auf die Kunst stattgehabt haben, welche in der Verkettung der Kunstgeschichte sich bei allen Völkern des Mittelalters darthun lassen, als ob die Böhmen das Überkommene in ihr eigenes geistiges Lebensblut verwandelt und mit Geist und Geschick daraus etwas Eigenthümliches von Bedeutung herausgebildet haben, was allerdings, wie Ref. oben angedeutet hat, durchaus der Fall ist. Sehr dankenswerth ist die Vermehrung des Materials der Geschichte der Malerei in Böhmen durch die Aufzählung einer Anzahl bisher nur wenig bekannter Tafelgemälde aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, von denen Ref. hier nur eine Maria mit dem Kinde in der wysherader Collegiatkirche, Vorgänge aus der Leidensgeschichte und den Tod Mariä in der Dechanteikirche zu Raudnic und ein Marienbild in der Kirche zu Hohenfurth als von besonderer Bedeutung hervorheben will. Selbst die böhmischen Maler des 17. Jahrhunderts verdienen, wie Ref. gelegentlich darzuthun hofft, viel mehr Beachtung als ihnen bisher zu Theil geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Eine Kunstreise und ihre Folgen. Lebensbild aus einer kleinen Stadt. Breslau, Kern. 1845. 8. 1 Thlr.

Wir können nicht umhin den vorliegenden Roman für den Erstlingsversuch einer weiblichen Feder zu halten; die Schriftstellerin scheint sich aber nicht klar geworden zu sein, ob sie diesen Versuch einer Tendenz widmen wollte oder nur der bloßen Unterhaltung. Zuweilen meint man die gute Lehre herausnehmen zu müssen, daß die Frauen auch praktische Hausfrauen sein sollen, um den Mann zu beglücken; zuletzt wird man indeß mit der Gelehrten ausgesöhnt, als sie, indem sie den Sternenhimmel mit wissenschaftlichem Blick beschaut, das Feuer auf dem Landhause ihres Schwiegervaters erblickt und schöne Eigenschaften des Gemüths entwickelt. Eine Schauspielertruppe, welche in dem Städtchen Vorstellungen gibt, bringt Bewegung unter die Kleinstädter, welche Manchem zum Glück, Manchem zum Unglück gereichen; unter den Zuschauern werden Bekanntschaften angeknüpft und Ehen geschlossen wie auf der Bühne und der ehrliche Doctor Behrend entdeckt die Untreue seiner Dienstboten, welche, um ins Theater zu gehen, ihn betrügen. Der Roman enthält manche wahre Bemerkung, manche gute Reflexion, doch ist er ganz ohne Talent geschrieben und kleinlich; er beschäftigt sich mit Unbedeutendheiten, welche den gebildeten Leser gar nicht, den ungebildeten nur wenig interessiren können.

2. König und Narr. Roman von Bernhard Heßlein. Leipzig, Hunger. 1846. 8. 1 Thlr.

Warum das vorliegende Werk „König und Narr" heißt, begreift man nicht, da der König Heinrich VIII. und der Narr weder die Extreme noch den Mittelpunkt des Romans bilden. Der König erscheint nur einen Augenblick, um ein witziges humoristisches Gespräch mit dem Narren zu halten, welcher allerdings dem Shakspeare'schen Narren geistverwandt ist; doch es ist nicht der Narr, sondern ein Gauner welcher vom Narren gezwungen war die Rolle zu übernehmen und welcher entdeckt wird, entspringt und Gauner bleibt bis er gehängt wird. Der Roman machte Ref. überhaupt den Eindruck, als habe der Verf. nur einzelne Bilder einer schöpferischen geistreichen Phantasie zusammengewürfelt; es sind lebendige Scenen voll Geist und Humor, welche zu einem Ganzen gezwungen wurden; der Roman ist unwahrscheinlich und geschraubt, es bleiben die bedeutendsten Ereignisse unmotivirt, unerklärt. Es hätten zwei Theile dazu gehört, um der Skizze die Deutlichkeit und Ausführung zu geben, die sie dem Verständniß des Lesers zugänglich gemacht haben würde. Einzelne Figuren sind trefflich geschildert, z. B. der Gauner Bocket, und der Constabler Tapptapp. Fitzfauld, der arme Bucklige, welcher in der Trauer um seinen Affen dem Wahnsinn nahe steht, in seiner Liebe zur schönen Lina nicht minder, rührt trotz der zahlreichen Verzer-

rungen durch seinen Schmerz des Alleinstehens und Ungeliebtseins. Ref. bedauert, die frühern Werke des Verf.: „S.-Domingo", „De Brahe" u. a., deren das Titelblatt erwähnt, nicht gelesen zu haben, denn wenn auch der vorliegende Roman nicht allen Anfoderungen entspricht, und in vieler Hinsicht nicht genügt, so beurkundet er doch ein schönes Talent, und Ref. erscheint es als ein Zufall, wenn letzteres nichts Ganzes und Befriedigendes hervorgebracht.

3. Byron's Frauen. Von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wie in dem Seelenspiegel einer Dichterin des großen Dichters herrliche Gestalten aufgenommen, wie sie wiedergegeben werden, ist gewiß der Lesewelt nicht ohne Interesse; und die Lesewelt hat schon mit so vieler Liebe und Dankbarkeit die Widerspiegelungen des wirklichen Lebens von dieser Verf. in den verschiedenen Werken, wie „Das Schloß Goczyn", „Magdalena", „Graf Chala", aufgenommen, daß das vorliegende Werk nur ein freudiges Willkommen finden kann. Die Kritik einer Kritik zu schreiben, ist indeß eine schwierige Aufgabe und kein Gewinn für die Literatur; es steht immer zu befürchten, daß wie in einem Zimmer, wo allzu viel Spiegel angebracht sind, die so oft wiedergegebenen Bilder am Ende unklar und verzerrt werden, so auch die Kritiken der Kritik am Ende ins Undeutliche verschwinden müssen. Von Kritik kann bei dem vorliegenden Werke übrigens gar nicht die Rede sein. Ref. kann die Byron'schen Frauen vielleicht anders aufgefaßt, würde sie anders wiedergegeben haben, darum hat er noch nicht das Recht, die vorliegende Auffassung zu kritisiren, und er wird wohlthun, wenn er, um einen Begriff von der Auffassungsweise der Autorin zu geben, sie für sich selbst sprechen läßt und eins ihrer Bilder dem Publicum vorlegt. Wir wählen Leila aus dem „Giaur":

> Sie war ein Bild von Leben und Licht,
> Gesehen, ward sie zum Gesicht,
> Und stand, wohin ich immer sah,
> Das Sternbild der Erinn'rung da.

„Die Sklavin eines Pascha und die Geliebte eines Giaur, wie der Christ bei Mohammed's Gläubigen heißt, untreu ihrem Herrn und treu bis zum Tode ihrem Geliebten, getödtet durch den Zorn des Einen und gerächt durch die Liebe des Andern, das ist Leila's Bestimmung. Leila selbst ist die erste Schönheit welche Byron malte, bisher hatte er nur gezeichnet. Wie er da die Farben gleich in seiner Dichtergewalt hat! Wie sie ihm gehorchen und magisch zusammenfließen, damit in ihrem Glanze das Bild erscheine! Jedoch erzählt Byron nicht selbst von «der Tochter Circassiens, dem lieblichsten Vogel ihres Landes»; er läßt es erst einen alten türkischen Fischer, dann ihren Geliebten thun. Sie muß wunderschön gewesen sein; der alte Fischer ist noch ganz in Begeisterung, da er von ihr spricht, zu der Zeit, wo sie noch die geliebte Sklavin des Paschas, die Gebieterin seines Harems war. Der Fischer meint: in ihrem Auge sei gewiß Seele gewesen; um ihretwillen glaubt er es nimmermehr: das Weib sei nichts als seelenloser Staub. Leila muß wunderschön gewesen sein in der Mitte ihrer Mädchen, ihre Füße weißer als der Bergschnee, ihr Haar auf den Marmorboden fallend. Der Fischer sagt, wie der Schwan im Wasser, so edel habe sie sich auf der Erde bewegt. Er erzählt weiter: Sonderbare Gerüchte wären damals in der Nacht des Beirams aus des Paschas Palast gekommen. Leila sollte als georgischer Page verkleidet mit dem Giaur entflohen sein. Doch der Fischer weiß es besser: der Giaur ist in jener Nacht gesehen worden, wie er wüthend dahingesprengt; aber er hat weder Mädchen noch Pagen hinter sich auf dem schwarzen Rosse gehabt. Das hat der Fischer gehört, selbst aber noch mehr erfahren. Eine Schar kommt in jener Nacht, bewaffnet, eine Last sorgfältig tragend. Der Fischer bietet sein Boot an. Der Führer der Bewaffneten heißt in die Mitte der Felsen rudern, wo das Wasser still schläft, dort senken sie die Last in das Meer. Die Last aber ist Leila's schöne Leiche gewesen; denn in der gemordeten Leila Namen überfällt der Giaur den Pascha kurze Zeit darauf. Der Pascha sinkt, seine Halle verödet, der Giaur flieht in ein Kloster, da lebt er schweigend bis der Tod zu ihm kommt. In der letzten Stunde erzählt er einem Mönche von der Geliebten:

> Ich liebte Vater sie; noch mehr,
> Ich betete sie glühend an;
> Doch Worte sind das, hohl und leer,
> Wie Jeder sie gebrauchen kann;
> Durch meine That bewies ich mehr.
> Daß Blut an diesem Schwerte ist,
> Du siehst es wohl? es geht nicht ab —
> Das habe ich für sie vergossen,
> Die meinethalb gestorben ist:
> Der sie gesendet in das Grab,
> Aus seinem Herzen ist's geflossen.
>
> Die Liebe sucht sich einen Pfad,
> Wo Wölfe kaum zu rauben wagen,
> Und ist dann kühn genug ihr Wagen,
> Empfängt sie wol den Lohn der That.
> Gleich ist es wie es mir gelang,
> Genug, daß nicht umsonst ich rang;
> Doch wünsch' ich oft umsonst, daß nie
> Mein heißes Glüh'n erwidert sie.
> Sie starb — doch wie ihr Tod gewesen,
> Ich sag' es nicht, du kannst es lesen
> In meines Angesichtes Buch,
> Da stehet Kain's Schuld und Fluch.
> Doch ob du mich verdammst, halt ein;
> Die Ursach' nur der That war mein.
> Doch was er that ich that's gleich ihm,
> Wenn treulos sie geworden mir;
> Er gab den Lohn der Untreu' ihr,
> Ich rächte ihre Treu' an ihm.
> Was sie auch Todeswürd'ges that,
> Nur Treu' an mir war ihr Verrath.
> Sie gab ihr Herz mir — was allein
> Frei in der Sklaverei kann sein —
> Ich konnte nicht ihr Retter sein.
> Doch was ich geben konnte, gab
> Ich treulich — unserm Feind ein Grab.
> Sein Tod ist nichts; doch was dein Blick
> Jetzt schaut, ich ward's durch ihr Geschick.
>
> Im kalten Land ist kalt das Blut,
> Und Liebe kaum, was man so nennt;
> Mein Lieben glich der Lavaglut,
> Wie sie in Ätnas Tiefen brennt.
> Ich konnte nicht süßweichlich singen
> Von Schönheitsglanz und Liebesschlingen;
> Allein, wenn Wangen die erbleichen,
> Und Adern wo versiegt das Leben,
> Und Lippen welche zuckend beben,
> Ein Herz das springt, ein Hirn das brennt,
> Gewagte That und rächender Stahl,
> Und was ich fühlt' und fühl' an Qual,
> Das sind, woran sich 'Lieb' erkennt —
> Die meine hatte diese Zeichen. —
> Ich klagt' und seufzte nicht — erwerben,
> Nur Das vermocht' ich oder sterben.
> Ich sterbe, aber ich besaß;
> Und was da wolle mög' geschehen,
> Ich werd' es ruhig kommen sehen,
> Weil ich des Glückes nicht vergaß.
> Nicht beugt, daß ich beraubt, mich nieder,
> Und wär' es nicht um ihr Geschick —
> Gib mir so Lust wie Leid zurück —
> Mein ganzes Leben lebt' ich wieder.

Ich traure tief, doch nicht um ihn.
Der stirbt, — um sie, die längst ruht,
Sie schlummert unter Meeresflut; —
Ach könnt' zu ihrem Grab' ich zieh'n!
Dies Haupt, dies Herz, sie suchten dort
An ihrer Brust den Ruheort.
Sie war ein Bild von Leben und Licht,
Gesehen, ward sie zum Gesicht,
Und stand, wohin ich immer sah,
Das Sternbild der Erinn'rung da.

Ach ich möchte auch klagen, daß Byron so unübersetzbar gedichtet! Der Sterbende ersättigt sich nicht, in seiner letzten Stunde von seiner einzigen Geliebten zu reden; die Lava seiner Liebe bricht in einem gewaltigen Strome hervor, und ihre Glut schillert in prachtvollen Farben. Aber wer kann diesen Farbenschmelz übertragen? Ich nicht. — Ein Bild nur noch! Die Liebe des Giaur ist das Licht, die Schönheit Leila's der Edelstein. Wenn das Licht den Edelstein nicht fand, wo er im Dunkel des Harems ruhte — er hätte nie aufleuchten können; aber es konnte auch nur ein Edelstein dem Lichte seinen Kuß mit solchem Glanz erwidern. Leila mußte so schön sein, um so geliebt werden zu können. Jetzt, wie sie ist und der Giaur liebt, geben sie einander Leuchten, Liebe und Leben, aber auch Schuld, Weh' und Tod. Doch wer möchte nicht lieben, weil Lieben Leiden macht? Keiner, der geliebt."

Auf diese Weise sind alle Frauen aus Byron's Dichtungen charakterisirt. Als besonders gelungen und mit Liebe bearbeitet erschienen uns Zuleika aus „Die Braut von Abydos"; Medora, Gulnara aus dem „Korsar". An den modernen Frauen im „Don Juan" scheint die Verf. weniger Freude gehabt zu haben als an den poetischen Gestalten des großen Dichters. Sie hat ihre Lieblinge, die sie mit besonderer Güte behandelt, das fühlt man heraus; bei den einen bleibt ihre Charakteristik eine Beschreibung, bei den andern wird sie ein Gedicht. Wir würden dem Leser rathen, das vorliegende Werk als Commentar zu Byron's Werken zu legen und zu lesen; als die Kerze die dessen Schönheit noch heller hervortreten läßt.

4. Aus der Zeit 1649—80. Historischer Roman von Maria Feodora von Dalberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Roman behandelt die Liebe des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz zur schönen Hofdame seiner Gemahlin Marie Luise Susanne, Freiin von Degenfeld. Das unschuldige Mädchen erwidert diese Neigung und nach langem Kampfe wird sie seine Maitresse und endlich, nachdem er sich von seiner Gemahlin geschieden hat, ihm angetraut, und führt den Titel Raugräfin. Die Aufgaben, welche sich die Verfasserin schon in ihrem frühern Werke „Ein Phantasieleben und seine Folgen" gestellt hat, nämlich die stille resignirte Pflichterfüllung, das sich Fügen in die gegebenen Verhältnisse als glückbringender zu schildern als das Folgen phantastischen Eingebungen, als das Streben nach Idealen, hat sie auch hier vor Augen gehabt, indem sie dem Leser als Gegensatz die schöne Geliebte des Kurfürsten, Flora von Lodowitz, vorführt, welche eine Neigung unterdrückt, um ihr Wort zu lösen. Der Roman ist kein Kunstwerk, weder in Form, noch im Inhalt, noch im Stil; er leidet unter Anderm auch an einer Überfülle von Figuren, welche nicht zur Entwickelung des Ganzen nöthig sind, noch dazu beitragen. Die Geschichte wird stückweis erzählt, klar und kurz, doch sonst trägt nichts die Färbung der Zeit und des Orts, wo die Begebenheiten sich zutragen. Der historische Roman ist nicht das Feld worauf die Verf. Lorbern ernten wird, und wir ertheilen ihr den Rath, sich in den Grenzen des Gesellschaftsromans zu halten, wodurch sie der schönen Tendenz, der heiligen Moral und dem edeln Willen, der sie zu beseelen scheint, besser entsprechen wird. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Richer's Werke in einer französischen Bearbeitung.

Es gewährt eine gewisse Befriedigung zu sehen, wie die Forschungen unserer Gelehrten sich in Frankreich einer immer wachsenden Beachtung zu erfreuen haben. Einen neuen Beweis dafür, daß die beachtungswerthen Resultate der deutschen Wissenschaft auch bei unsern Nachbarn jenseit des Rheins nicht verloren sind, liefert ein vor kurzem erschienenes historisches Werk, welches einen Theil der von der „Société de l'histoire de France" herausgegebenen Sammlung ausmacht. Dasselbe betrifft das eigenhändige Manuskript Richer's, welches Pertz im J. 1833 in der Bibliothek zu Bamberg aufgefunden und in seinen „Monumenta Germaniae historica" zuerst veröffentlicht hat. Dieses historische Document war allerdings geeignet auf die ältere Geschichte Frankreichs manches Licht zu werfen. Daher läßt es sich denn erklären, daß die französischen Gelehrten des auf unerwartete Weise erworbenen Schatzes sich bald zu bemächtigen suchten. Die erste ausführliche Kunde von der wichtigen Entdeckung verbreitete Guérard im „Journal des savants". Die Société de l'histoire de France, welche durch diese interessante Notiz aufmerksam geworden war, glaubte das Werk Richer's in ihrer Sammlung nicht entbehren zu können. Sie übertrug deshalb die Herausgabe desselben dem geachteten J. Guadet, der seine Befähigung zu solchen Arbeiten bereits hinlänglich bekundet hat. Gegenwärtig erhalten wir den ersten Band seiner zweckmäßigen Bearbeitung („Richer, histoire de son temps, texte reproduit d'après l'édition originale donnée par *G. H. Pertz*, avec traduction française, notice et commentaire, par *J. Guadet*"). Der erste Band, welcher uns bis jetzt erst vorliegt, enthält außer einer ausführlichen Darstellung über das Leben Richer's und über die Zustände seiner Zeit die beiden ersten Bücher seines Werks. In denselben werden die zwischen den Jahren 888 und 954 liegenden Ereignisse behandelt. Der Übersetzung, welche dem lateinischen Texte gegenübersteht, sind erläuternde Noten kritischen und exegetischen Inhalts beigegeben. Die Fortsetzung wird uns außer dem Schluß des eigentlichen Werkes noch mehre abgesonderte Abhandlungen bringen, welche in Beziehung zu dem abgehandelten Gegenstande stehen. So haben wir unter andern Untersuchungen über die geographischen Verhältnisse Frankreichs im 10. Jahrhunderte genealogische Tabellen über die in dem Richer'schen Werke erwähnten Familien u. dergl. zu erwarten.

Zur alten Geographie Frankreichs.

Es sind zwar schon vielfache Versuche gemacht, in Form einer Karte die geographischen Verhältnisse des ältern Frankreichs anschaulich darzustellen; aber alle diese Bemühungen haben noch kein vollkommen befriedigendes Resultat herbeigeführt. Immer noch bleiben einige Partien übrig, welche der Aufklärung bedürfen und über welche neue Forschungen das erwünschte Licht verbreiten müssen. Einen wichtigen Beitrag zur Kunde der geographischen Verhältnisse von Burgund erhalten wir in einem Werke, in welchem — dem Titel nach zu schließen — die Besprechung dieser Interessen nur von untergeordneter Bedeutung zu sein scheint. Dasselbe enthält eine Sammlung historischer Documente und führt den Titel „Chartes bourguignones inédites des neuvième, dixième et onzième siècles", von J. Garnier. In der historischen Einleitung, welche dem Ganzen vorangeschickt wird, kommt der Punkt, welchen wir hier angedeutet haben, auf eine ebenso erschöpfende als geistreiche Weise zur Sprache. Die Documente selbst, welche hier mitgetheilt werden, 56 an der Zahl, sind zum Theil in der öffentlichen Bibliothek von Dijon in den Departementalarchiven der Côte-d'or aufgefunden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 87. —— 28. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Wocel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Die Geschichte der böhmischen Sculptur, worauf der Verf. sodann kommt, ist bisher ungleich weniger beachtet worden als die der Malerei und daher auch hier magerer und fragmentarischer ausgefallen als jene. Nachdem verschiedene Zeugnisse für die Ausübung derselben schon seit dem 10. Jahrhundert angeführt, und sehr richtig bemerkt wird, daß die reiche Ausbeute der Gold- und Silberbergwerke in Böhmen viel zur Ausübung der Künste und auch mithin der Sculptur beigetragen, gibt der Verf. als allgemeinen Charakter der ihm bekannt gewordenen Denkmale der böhmischen Sculptur Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks, Fleiß und Tüchtigkeit der Ausführung und im Gegensatz zu deutschen Sculpturen einen leichten und natürlichen Faltenwurf an. Ref. kennt zu wenige der betreffenden Denkmale, um dieses Urtheil prüfen zu können, bemerkt indeß, daß es in Betreff des Vergleichs mit den deutschen Sculpturen nicht richtig gefaßt ist, wenn ihnen so ganz im Allgemeinen ein knitteriges und kleinliches Faltenwesen beigemessen wird, indem dieselben bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts keineswegs diesen Vorwurf verdienen. Bei der Wichtigkeit der Münzen für die Geschichte der Sculptur, weil sie eine ununterbrochene Folge geben und die Zeit der einzelnen in der Regel ganz sicher ist, befremdet es, daß sich der Verf. mit einem allgemeinen Hinweis auf die vortreffliche im Museum zu Prag befindliche Münzsammlung begnügt. Ref., welcher dieselbe lediglich in kunsthistorischer Beziehung durchgesehen, fand sich überrascht von manchen Typen des 12. Jahrhunderts, welche nicht allein in dem heiligen Wenzel mit dem Engel in ganzer Figur, sondern auch in öfter lebhaft bewegten Compositionen von fünf bis sechs Figuren sehr richtige und verständliche Motive zeigen, wiewol die Ausbildung natürlich roh ist. Im 13. Jahrhundert tritt mit den Bracteaten dagegen ein großer Verfall ein. Der bildende Einfluß des Königs Johann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist auch hier auf eine auffallende Weise wahrzunehmen. Die ältesten unter ihm geschlagenen böhmischen Dukaten beweisen, daß dieser reiselustige Fürst das Muster hierzu aus Florenz mitgebracht hat, denn man sieht darauf in ganz ähnlicher Weise wie auf den alten Goldfloren Johannes den Täufer in ganzer Figur mit dem böhmischen Löwen daneben. Dagegen entsprechen die unter Kaiser Karl IV. geschlagenen Münzen keineswegs der Blüte, in welcher die bildenden Künste unter ihm standen. Daß dies mehr an dem bisweilen zufälligen Mangel geschickter Künstler für diesen besondern Zweig als an der Bildungsstufe der Sculptur im Allgemeinen liegt, beweist die 1373 von Martin und Georg von Cluffenbach gegossene Reiterstatue des heiligen Georg im Hofe des kaiserlichen Schlosses zu Prag, dessen Erfindung in Betracht der Zeit die größte Bewunderung verdient und als einziges Beispiel eines Werks, wie Böhmen sie dereinst ohne Zweifel in großer Zahl besessen, von außerordentlicher Wichtigkeit ist. (Wie vielfach die Gießkunst in Bronze in Böhmen in Anwendung gekommen, dafür zeugen noch heute die bronzenen Taufsteine und Taufbecken, welche in vielen alten Kirchen vorhanden sind.) Wenn man die unruhigen Zeiten in Böhmen im Laufe des 15. Jahrhunderts bedenkt, darf es nicht Wunder nehmen, daß die öffentlichen Münzen aus demselben kein ausgezeichnetes Kunstverdienst haben. Hiervon sind indeß verschiedene mit dem Bildniß des Johann Huß, als dem Gegenstande der Begeisterung eines großen Theils der Nation, sowie mancher der großen böhmischen Familien z. B. Lobkowitz, Waldstein, welche zum Theil eine sehr vorzügliche Arbeit zeigen, auszunehmen. Bei den wunderschönen Medaillen mit den Bildnissen von Kaiser Ferdinand I., seiner Gemahlin und seinem Sohne, Kaiser Maximilian II., welche sich in der Sammlung befinden, müßte, um sie als Beispiele böhmischer Kunst geltend zu machen, erst bewiesen werden, ob die Stempel hierzu von böhmischen Künstlern geschnitten worden sind, denn bei der Stellung jener Fürsten als deutsche Kaiser liegt es sehr nahe, daß sie sich zu diesen Arbeiten deutscher Künstler bedient haben, um so mehr, da gerade in dieser Zeit in Nürnberg und Augsburg in Bildnissen für Medaillen, nach der Ansicht des Ref., die größte Kunsthöhe des gesammten Mittelalters erreicht worden ist.

Für die Ausübung der Sculptur in Stein führt der Verf. die Arbeiten an den Außenseiten des Doms

zu Prag, der Barbarakirche zu Pilsen an. Auch die Holzsculptur ist in Böhmen vielfältig ausgeübt und zu großer Meisterschaft ausgebildet worden. Wichtige Beispiele hierfür geben das auch nach der Ansicht des Ref. großartige und mit ungemeinem Wissen durchgebildete Crucifix in der Teinkirche, eine Beweinung des Leichnams Christi ebenda, eine Maria mit dem Kinde im Franciscanerkloster zu Eger und sonstige Werke, welche der Verf. anführt. Daß endlich die Sculptur als Gegenstand der Goldschmiedearbeit und der Elfenbeinschnitzerei in Böhmen vielfach und mit großem Erfolg betrieben worden, beweisen die zahlreichen noch vorhandenen Reliquienkästen, die Reliefs und Crucifixe, deren namentlich der Domschatz zu Prag eine reiche Folge enthält.

Bei den drei letzten Abschnitten des Buchs, welche von dem Ritterwesen in Böhmen, von dem Kriegswesen der Hussiten und von dem Costume in Böhmen handeln, muß Ref. sich mit einer kürzern Betrachtung begnügen.

Mit einem freudigen und gerechten patriotischen Gefühl weist der Verf. nach, wie sich die Kampfrüstigkeit der Böhmen schon bei der Eroberung von Mailand durch den Kaiser Friedrich Barbarossa und in den Kreuzzügen bewährt. Obgleich das eigentliche Ritter- und Turnierwesen erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus Deutschland in Böhmen eingeführt wurde, so geht doch aus einem Gedicht der „Königinhofer Handschrift" hervor, daß öffentliche Zweikämpfe daselbst schon ungleich früher stattgehabt haben. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts wurde aber das Ritterwesen mit großem Eifer betrieben und, wie der Verf. nachweist, der in Deutschland üblichen Weise in allen einzelnen Theilen nachgebildet. Darauf werden Jaroslaw, Zawis von Rosenberg und Heinrich von Duba als besonders hervorragende Rittergestalten dieser Zeit angeführt und als Beispiel ritterlicher Pracht die Krönung Königs Wenzel II. 1297 beschrieben. Natürlich hebt der Verf. als die Gestalt, worin das Ritterthum in Böhmen im 14. Jahrhundert seinen Glanzpunkt erreichte, den König Johann hervor. Zugleich gibt er von einigen böhmischen Rittern Kunde, welche diesem Könige rühmlich nacheiferten. Die böhmischen Ritter des 15. Jahrhunderts aber zeichnen sich dadurch aus, daß sie, ohne an ihrer Wehrhaftigkeit einzubüßen, sich die hohe geistige Bildung, welche damals in ihrem Vaterlande herrschte, angeeignet hatten und, ungeachtet der furchtbaren Kämpfe in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, auch äußerlich nicht verwildert waren, sondern in der zweiten Hälfte feine Sitte und große Zierlichkeit in Wehr und Tracht zeigten. Lieber als bei dem wüsten Fehdewesen, welches nach einigen vom Verf. gegebenen Beispielen dem der Deutschen an blinder Zerstörungswuth nichts nachgab, und als bei den willkürlichen, unser heutiges Gefühl empörenden Gerichtskämpfen, verweilt Ref. noch einen Augenblick bei der freien und geehrten Stellung, in welcher sich die Frauen in Böhmen befanden. Die Achtung, welche eine Frau blos als solche genoß, war so groß, daß ein Adeliger, wenn er sich mit einer Bürgerlichen oder Bäuerin vermählte, dadurch nicht an seiner Standesehre Schaden litt, indem sie durch eine solche Verbindung als geadelt angesehen wurde. Wenn aber ein zum Tode Verurtheilter von seiner rechtmäßigen Ehefrau mit den Armen umschlungen oder mit ihrem Gewande bedeckt vorgefunden wurde, so durfte nicht Hand an ihn gelegt werden. Die heilige Ludmilla, Elisabeth, die Gemahlin des Königs Johann und einige andere werden als hervorragende Beispiele geschildert, wie sehr sich die Frauen jener geehrten Stellung würdig erwiesen.

Bei dem Kriegswesen der Hussiten gibt der Verf. nach gleichzeitigen Quellen sehr genaue Erörterungen von der Weise, wie die Wagenburg, welche die Hussiten gegen die Deutschen mit so furchtbarem Erfolg gebrauchten, gebildet und den jedesmaligen Umständen gemäß im Kriege benutzt wurde. Der letzte Abschnitt über das Costume der Böhmen, welches verschiedentlich einen sehr entschiedenen Einfluß von den benachbarten Deutschen erfahren hat, enthält eine Reihe von sehr lehrreichen Bemerkungen, welche vorzugsweise, wie schon in dem trefflichen Werke des Prof. v. Hefner, durch die Miniaturen in Handschriften, als dem ergiebigsten und sichersten Leiter, begründet worden sind, die aber in dem Buche selbst im Zusammenhang gelesen werden müssen.

G. F. Waagen.

Die Abenteuer eines Auswanderers. Erzählungen aus den Colonien von Vandiemensland. Von Charles Rowcroft. Aus dem Englischen von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein gutes Buch, wer nicht mehr davon verlangt als die neue Welt wie sie war und im Werden ist kennen zu lernen. Wer an Übervölkerungs- und Verhungerungsmelancholie leidet, der mag Trost daraus schöpfen, wenn er den compacten, wüsten Klumpen, Vandiemensland genannt, auf der Karte betrachtet und ihn mit den popularisirten und civilisirten Ländern vergleichend ausmißt, und dann berechnet, wie viel Hungerleidende hier Nahrung, wie viel Arbeitslose da Beschäftigung finden mögen; wenn er aus diesem Buche ferner ersieht, daß der Boden zumeist gut, die Weiden fett sind, daß es an Wasser, Holz und Steinen nicht fehlt, daß unser Rindvieh gut aufgenommen ist und gedeiht, unsere Schafe aber wahrhaft wucherisch prosperiren, daß es an Wild die schmackhaften Känguruhs gibt, welche die Hasen, Hirsche, Rehe, Auerochsen, Bären, kurz Alles in Allem, was anderwärts die Wälder belebt, ersetzen müssen. Trost mag er schöpfen, wenn er erfährt, wie aus den Rasenhütten allmälig Blockhäuser, aus den Blockhäusern steinerne Gebäude werden, wie Straßen durch die unwegsamen Wildnisse sich schlängeln, wie die Städte aufblühen, der Handel sich belebt, Grund und Boden in ungeheuern Progressionen an Werth steigt, und die Ansiedler, statt zu hungern und auf die Früchte ihrer Jagdflinte angewiesen zu sein, jetzt in ziemlichem Comfort sich befinden. Auch die übrigen Schrecken verschwinden allmälig, die wilden Eingeborenen sind decimirt und auf gutem Wege ganz ausgerottet zu werden, die noch wildern Bushranger, entlaufene Sträflinge, die sich zu Räuberbanden constituirt haben, werden mehr und mehr in die Enge getrieben und endlich ganz ausgerottet sein, und wenn Europa

nicht das unerschöpfliche Mutternest von Verbrechen und Verbrechern wäre, die zur Zeit noch immer nach dieser Colonie transportirt werden, so hätte es den Anschein, als könne in der neuen Welt einst das goldene Zeitalter der bürgerlichen Sicherheit und des behaglichen Friedens eintreten.

Das der Trost, den wir aus dem Buche schöpfen mögen, mehr aber nicht. Eine größere Dürftigkeit an Lebensstoff möchte man anderwärts schwerlich suchen. Wie ungerecht erscheinen uns da unsere ästhetischen Klagen von ehemals über Amerikas Armuth an Geschichte und erhebenden Elementen. Amerika mit seinen Urwäldern, seinen blauen Bergen, seinen reichen und tiefen Strömen, seinen Katarakten und Erzminen, seinen traurig sinnenden rothen Menschen, die ihren Untergang vor Augen sehen, den Pyramiden und Gräbern und Ruinen der untergegangenen Geschlechter, mit seinen Alligatoren, Büffeln, Hirschen und den zahllosen bunten Vogelheeren: welch eine Poesie der Vergangenheit, geschweige der Zukunft, die sich in so wunderbarem Processe damit verknüpft, bietet dieser Welttheil, nur in seinem Norden angesehen, gegen dies unsäglich arme Land am Südpol, trotz seiner blauen warmen Luft, seiner tropischen Natur. Scheint es doch wirklich erst eine Spätgeburt der Weltschöpfung, wo nichts da ist als Land und Wasser mit schönen Bäumen, eine carte blanche, auf die der Mensch erst Charaktere eingraben soll. Nur nicht die Menschen, welche dort gefunden werden, denn so jammervoll dürftig als diese schwarzen Kannibalen ist doch kaum ein Völkerstamm von Weltumseglern und Entdeckern irgendwo gefunden worden. Nackte, stumpfe, gefräßige schwarze Geschöpfe, die, eines verhältnißmäßig langen Verkehrs mit den Europäern ungeachtet, es noch nicht einmal dahin gebracht haben, sich etwas von ihnen anzueignen, nicht einmal die Lumpen ihrer Kleidung, geschweige denn den Gebrauch des Schießgewehrs, welches doch immer das Erste ist, was Barbaren von civilisirten Völkern annehmen. Nur der Allerweltsbezwinger, der Branntwein, hat auch dieses Geschlecht erobert. Ihre edlen Vettern, die Neuseeländer, verschmähten bis jetzt das Feuerwasser. Ekelhafter kann kaum eine Schilderung sein als die eines der „Fraße" dieser verkümmerten Geschöpfe, welche der Verf. mittheilt. Das Opossum, ein so widerwärtiges Thier, daß selbst verhungernde Sträflinge, die aus ihrer Haft entwichen, kaum sich überwinden, diese Beutelratze zu verzehren, das Opossum ist ihre Hauptnahrung. Mit Haut und Haaren in die Kohlen geworfen und angemacht mit Baumharz, wird es von ihren Zähnen zerrissen, ausgefressen und was übrig bleibt den Frauen zugeworfen. Selbst die Karaibenküchen mit ihren röstenden und zerlegten Menschenbraten erscheinen gewissermaßen appetitlich gegen die Schilderung der unschuldigen Mahlzeit, wie sie unser Autor entwirft. Vom Gebrauch des Metalls keine Spur, selbst der Stein ist von ihrer Erfindungskraft unberührt, ihre Waffen, Lanzen, sind zugespitzte Stöcke. Wo das fortdauern kann nach zwanzig-, dreißig- bis funfzigjährigem Umgang mit ihren weißen Feinden, spricht sich eine unüberwindliche Geistesarmuth aus. Der Philanthrop kann nicht bedauern, daß solche Aboriginer ausgetilgt werden.

Der Verf. des Buches steht in geistiger Beziehung mit seinem Thema au niveau, könnte man sagen. Wo nichts ist, trägt er nichts hin, aber was er findet schildert und behandelt er wie er eben kann, und das ist das Beste. Ein Dichter ist er nicht, auch nicht was man nennt ein geistreicher Schriftsteller, und Erfindungskraft wohnt ihm am wenigsten bei. Eben darum glauben wir an die Aufrichtigkeit seiner Schilderungen. Er macht zuweilen Anstrengungen, sich über sich selbst und sein Thema zu erheben, aber die Reflexion gelingt ihm so wenig als der Humor und Witz. Er will interessant sein, er will einen Ansiedlerroman schreiben, und man sieht, daß er viel Ansiedlerromane gelesen hat, und in die weite Form gießt er den magern Strom seiner eigenen Erlebnisse, seiner eigenen Wahrnehmungen. Da muß denn breit geschlagen, gedehnt, Schaum gemacht werden wo der Fluß nicht ausreicht. Jeder Leser merkt das, es kann ihm gar nicht entgehen, daß es dem Verf. an Geist fehlt, um die leere Form aus Erzminen zu füllen; wo er am Schluß im Selbstgefühl der vorgetragenen Armuth einen Kinderverschleppungsroman hineinbringt, um doch auch ein Romaninteresse zu erzeugen, wird er sogar unaussprechlich albern, und doch, merkwürdig genug, schadet alles Das dem wahren Interesse des Buches nichts. Die Wahrheit blickt hindurch und der ewige Reiz der Aufgabe, wie der Mensch die Natur bewältigt, wie er Herr wird über alle moralischen und physischen Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, übt auch in diesem australischen Roman seine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ref. gesteht, daß, als er den Charakter des Buches erkannt, er eigentlich nur darin blättern wollte, denn was noch vorkommen konnte, durfte er sich selbst sagen; aber er hat nicht geblättert, sondern die drei Bände durchgelesen. Wir mögen es gern glauben, daß der Verf. ein alternder Colonist ist, wie er versichert, der nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, die gediehen ist, seinen Kindern Pflug und Spaten übergeben hat, um statt deren die Feder in die Hand zu nehmen und seine Erfahrungen und Erlebnisse aufzunotiren; zugleich glauben wir aber, daß er sie nicht zum Druck gegeben, wie sie mit australischer Tinte geschrieben sind, sondern daß irgend eine londoner Feder das Umschreibeamt übernommen hat. 7.

Bibliographie.

Heindl, J. A., Pädagogische Ährenlese, oder: Wichtiges und Bestes aus pädagogischen Schriften alter und neuer Zeit. 1stes Heft. Augsburg, M. Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Ideler, C. W., Die allgemeine Diätetik für Gebildete. Wissenschaftlich bearbeitet. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Kortüm, F., Grundriß der neuesten, politisch-militairischen Geschichte Europas. Vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum zweiten Sturz der spanischen Cortes (1789—1823.) Heidelberg, Mohr. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Letteris, M., Erbauliche Betrachtungen, hebräische Sagen und Dichtungen. Prag. 1845. 8. 5 Ngr.

Martensen, H., Grundriß des Systems der Moralphilosophie. Aus dem Dänischen. Kiel, Bünsow. 1845. 8. 15 Ngr.

Montholon, Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St. Helena. Aus dem Französischen. 1ster Band, 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 8. 3¾ Ngr.

— — Geschichte der Gefangenschaft auf St. Helena. Ins Deutsche übertragen und mit historischen Anmerkungen begleitet von A. Kühn. 1stes Heft. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pohl, A., Humoristische Erzählungen und Skizzen. Breslau, Trewendt. 8. 22½ Ngr.

Pyrker, J. L., Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Neue vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Reden, Freih. v., Denkschrift über die österreichische Gewerbeausstellung in Wien 1845, deren Verhältniss zur Industrie des deutschen Zollvereins und die gegenseitigen Handelsbeziehungen. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 24 Ngr.

Ross, L., Die Demen von Attika und ihre Vertheilung unter die Phylen. Nach Inschriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von *M. H. E. Meier*. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 4. 2 Thlr.

Schmitz, J., Christliche Gedichte. 1stes Bändchen. Meurs, Dolle. Gr. 12. 10 Ngr.

Schneider, J., Der Eltenberg Montferland und bei Emmerich. Ein Beitrag zur Geschichte des römischen Befestigungswesens auf der rechten Rheinseite. Emmerich, Romen. 1845. Gr. 8. 12½ Ngr.

Soulié, F., Es war Zeit, oder: Auch das Böse hat sein Gutes. Aus dem Französischen. 2 Theile. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr.

Theiner, A., Herzogs Albrecht von Preußen, gewesenen Hochmeisters des deutschen Ordens, erfolgte und Friedrich I., Königs von Preußen, versuchte Rückkehr zur katholischen Kirche. Nebst einem geschichtlichen Anhange über die Wiedervereinigung mehrerer Mitglieder der regierenden und fürstlichen Häuser von Hannover, Hessen-Darmstadt, Holstein und Würtemberg, der reichsgräflichen Familien von Bentheim, Essing, Hohenlohe u. a. m. mit der katholischen Kirche im 17. Jahrhundert. Nach und mit Original-Urkunden. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Usträlow, N., Anleitung zur ersten Erlernung der russischen Geschichte. Übersetzt von P. Kuhlberg. 2te Auflage. Mitau, Lucas. 8. 11⅓ Ngr.

Thüringischer Volkskalender auf das Jahr 1846. Herausgegeben von C. Rümpler. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Zschokke, F., Bruteno und Waidewut. Ein historisch-romantisches Gemälde aus Preußens Vorzeit. A. u. d. T.: Wanderungen durch Littauen und Samland. Altpreußische Sagen und Denkmäler, historisch geordnet und erläutert von F. Zschokke. Leipzig, Friese. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bericht über die letzten Lebenstage und Stunden Dr. M. Luther's und seinen am 18. Februar 1546 erfolgten Tod, von einigen namhaften Augenzeugen. Getreu nach dem Originale. Leipzig, Pönicke und Sohn. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Blätter der Erinnerung an die letzten Lebenstage des am 18. Februar 1546 zu Eisleben selig entschlafenen Dr. M. Luther. Eisenberg, Schöne. 12. 1½ Ngr.

Boden, A., Eine Stimme mehr für den Deutsch-Katholizismus. Ein Wort vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes an Gelehrte und Ungelehrte. Nebst einem Anhange über die kirchlich-revolutionäre Richtung der evangelischen Kirchenzeitung. Frankfurt a. M., Öhler. 8. 12 Ngr.

Deutschland und Rom. Beiträge zur Verständniß der kirchlichen Bewegung in der Gegenwart. Von einem Manne aus dem Volke für des Volkes Kern. 1ste Gabe. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Festgottesdienst bei der Berliner Genossenschaft für Reform im Judenthum und die daselbst gehaltenen Predigten von dem Rabbiner Dr. Philippson in Magdeburg. Beurtheilt von einem der Mitglieder. Altona, Heilbutt. 8. 7½ Ngr.

Für christkatholisches Leben. Materialien zur Geschichte der christkatholischen Kirche, herausgegeben von Behnsch. 1ster Band, 1stes Heft. 2te Auflage. Breslau, Schulz und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Georgi, F., Worte des Friedens. Beleuchtung und Würdigung des Standpunktes der „Lichtfreunde", gegenüber dem der Bibelgläubigen, nach Anleitung des Wortes: „ob Schrift? ob Geist?" und aus der Entwickelung des Geistes. Meurs, Dolle. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerber, J. H., Wider den heiligen Rock in der protestantischen Kirche Schleswig-Holsteins. Ein paar streittheologische Aufsätze. Hamburg, Riemeyer. 1845. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Gesell, C., Uhlich's Sendschreiben ans Volk, beantwortet aus dem Volk fürs Volk. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl. Elberfeld, Bädeker. 1845. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Gottesdienst in der christkatholischen Gemeinde zu Meurs, abgehalten den 5. Oct. 1845 durch die Herren R. Hockelmann und Koenen, nebst dem Glaubensbekenntniß der Gemeinde zu Meurs. Meurs, Dolle. 12. 2½ Ngr.

Greßler, F. G. L., Astronomie und Christenthum. Eine Antwort auf die von Wislicenus aufgeworfenen Fragen: 1) Glaubt ihr an die zu Gibeon stillstehende Sonne? 2) Glaubt ihr an den vor den Weisen des Morgenlandes hergehenden und endlich über einem Hause stillstehenden Stern? Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrervereins. 1845. 8. 3 Ngr.

Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung der christkatholischen Kirche. Breslau, Schulz und Comp. 1845. 8. 4 Ngr.

Hansen, H. A., Rede bei der Säkular-Geburts-Feier J. H. Pestalozzi's am 12. Januar 1846. Altona, Schlüter. Gr. 8. 5 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die falsche Höhe und die wahre Niedrigkeit. Predigt über Luc. 18, 9—11, gehalten am 3. August 1845 zu Bayreuth. Bayreuth. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Haver, C., Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen! Ein durch die lichtfreundlichen Bestrebungen veranlaßter brüderlicher Zuruf an die wahren Glieder der evangelischen Kirche in Rheinland und Westphalen. Elberfeld, Bädeker. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Heinrich, S. G., Wie wir uns bei einer neuen Glaubensrichtung zu verhalten haben? Predigt über Matth. 11, 2—10. Breslau, Scholz. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hille, W., Predigt zur Empfehlung der Sache des Gustav-Adolphs-Vereins. Helmstedt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hofferichter, T., Unser Bekenntniß am Jahresschluß. Predigt über Psalm 126, 1—3. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

— — Der Kirchenbann. Predigt über Luc. 6, 37. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

— — Neujahrswunsch für die allgemeine christliche Kirche. Predigt über 4. Mos. 6, 24—26. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

— — Womit sollen wir uns rüsten gegen unsere Feinde? Predigt über Eph. 6, 10—17. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

Jung, A., Über die Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes. Kiel, Bünsow. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krumhaar, K., Dr. M. Luther an seinem Lebensabend und in seiner Sterbestunde. Nach Autographa und andern Quellen gearbeitet. Halle, Lippert und Schmidt. 12. 8 Ngr.

Krüsi, H., Poetische Gabe auf den 100. Geburtstag Pestalozzi's. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 8. 4 Ngr.

Laff, E., Dr. Steiger's Leben, Verurtheilung und Flucht aus dem Gefängnisse zu Luzern. Berlin, Wolff. 1845. 8. 2½ Ngr.

Liturgie der christkatholischen Gemeinden in Schlesien. Breslau, Schulz und Comp. 1845. 8. 2 Ngr.

Mann, K., Die Jahresfeste der christlichen und menschenfreundlichen Gesellschaften in London im Mai dieses Jahres. Nach englischen Berichten herausgegeben. Karlsruhe, Macklot. 1845. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mendelssohn, G. B., Die ständische Institution im monarchischen Staate. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Rauch, F., Christus der Weinstock, wir die Reben. Joh. 15, 5. Predigt über die Person und Würde Christi im Verhältnisse zu Gott und zur Menschheit, über die Dreieinigkeitslehre und die Eigenschaften des wahren Glaubens. Leipzig, Wöller. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller! Predigt über Ephes. 4, 3—15. Leipzig, Wöller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ursprung und Schicksale der ehemaligen berühmten Wallfahrt auf der Waldrast in Tirol. Innsbruck, 1845. 12. 5 Ngr.

Zwei Vorträge, gehalten am 6. August in einer Versammlung protestantischer Freunde in Halle von C. Schwarz und L. Hildenhagen. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Wort zur Verständigung über die K. Sächs. Schullehrerseminarien, von O. L. K. J. E. Elsterberg, Diezel. Gr. 8. 3 Ngr.

Vier Zeitpredigten von H. R. Dietrich, J. C. H. Schmeidler, C. W. A. Krause, H. Rhode. (Wo ist Christus nicht? — Von dem Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte. — Die Arglist. — Jesu Prophezeihung vom Schicksale der Liebenden und Lieblosen.) Breslau, Leuckart. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 88. — 29. März 1846.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von Johann Gottlob von Quandt. Leipzig, Hirschfeld. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Über Reisen kein Vergnügen,
Wenn Gesundheit mit uns geht.

Werth aber und Gehalt dieses Vergnügens, wie unendlich verschieden sind sie! Natürlich prägt diese Verschiedenheit sich auch in den Beschreibungen der Reisen aus. Allerdings stehen auf ihrer untersten Stufe die „gedruckten Lohnbedienten, welche über Hôtels und Kaffeehäuser Auskunft geben und dem Fremden die chronique scandaleuse des Auslandes erzählen". Und doch ist einer und der andere dieser Lohnbedienten noch ein ganz respectabler Bursche, stellt man ihn in Vergleich zu touristischen Herrschaften, von deren Reisebeschreibungen die Salonwelt sich entzücken läßt, oder erinnert man sich eines Reisenden, den man von Zeit zu Zeit abfahren und heimkehren sieht, das Trachten immer nur darauf gerichtet, wie er durch alle ersinnliche Mittel, wohlnachweisliche Aufschneidereien gar nicht ausgeschlossen, sich in des Publicums Meinung so hinaufschrauben könne als vernünftigerweise Niemand in der eigenen Meinung stehen kann. Scheint bei einer Schrift Quandt's diese Ereiferung nichts weniger als am Platze, so dient zur Entschuldigung, daß unser Reisender die Veranlassung dazu einigermaßen selbst gegeben, indem er die Vorrede mit der Erklärung anhebt, seine Reisebeschreibung sei kein Lohnbedienter der eben bemerkten Art, und sodann weiter ausspricht, er könne mit Helvetius sagen: „Toujours de bonne foi avec moi-même, je n'ai rien dit que je n'aie cru vrai, et rien écrit que je n'aie pensé." Und das ist wirklich der Fall. Das Buch ist de bonne foi geschrieben, durch und durch de bonne foi; Bürge dafür kann Ref. einem Jeden sein, der ihm zutraut, daß er auch zwischen den Zeilen zu lesen hinlänglich geübt ist, um in Betreff der Redlichkeit eines Verfassers sich von einem 399 Seiten langen Buche nicht hinter das Licht führen zu lassen. Der Redlichkeit Quandt's ist der Lohn und Segen auf dem Fuße nachgefolgt; denn eben darum, weil er sich schlicht und ehrlich gegeben wie er ist, blieb von Seite zu Seite ihm fern, was den bösen Dämon der Langweile herbeischwört oder, schlimmer noch, statt erfreulich und anregend zu erhalten, nur zu Verdruß über widerwärtige Affectation stimmt. Möge es Ref. gelingen, das Vergnügen, womit er das Buch bespricht, dem Leser vorliegender Anzeige mitzutheilen.

Zunächst haben des Reisenden Freunde sich Glück zu wünschen, daß nicht schon vor dem Erscheinen das Buch aus der Reihe der Möglichkeiten getilgt worden ist. Denn liest man, wie bei Kehl die Rückreise durch die Rheinüberschwemmung genommen ward und als nirgend mehr Land zu sehen war, den ringsumfluteten Postillon Schwindel ergreift, so überzeugt man sich, daß hier mehr als ein unfreiwilliges Bad zu befürchten stand; ebenso auf der Rhonefahrt nach Valence, wo der Kessel des Dampfboots springt, und sodann auf der Fahrt von Valence nach Avignon; eine Stelle die überdem geeignet ist, um nach Vorschrift des Horaz den Leser gleich in medias res zu versetzen.

Er — ein alter Franzose, mit dem sich auf dem Verdecke Quandt in ein Gespräch eingelassen hatte — versicherte mir, daß er mein Vaterland sehr liebe, und hielt mich für einen Belgier, wofür ich in Frankreich oft angesehen wurde. Als ich ihm sagte: „Non Monsieur — je suis de Dresde" — so verwechselte er Dresden mit Triest und ließ sich nicht ausreden, daß Beides einerlei sei und nur von den Franzosen richtiger Triest und nicht Dresde ausgesprochen werde. Ich suchte mich von dem Schwätzer zu entfernen und setzte meinen Stuhl an einen Ort, wo ich eine freie Aussicht gewann. Hier genoß ich ein überaus abwechselndes malerisches Schauspiel. Nach Westen erhoben sich Gebirge über Gebirge, die nähern mit Oliven und Wein bedeckt, die fernern steil und öde. Jede Wendung der Rhone zeigte ein neues Bild und führte mit reißender Schnelligkeit daran vorüber. Der Strom wurde vor Menschengedenken durch ungeheure Naturereignisse aus seinem Laufe verdrängt und flüchtet sich nun durch tiefe Schluchten, wo die hohen Felsen Denkmale des Kampfes der Elemente sind, welche die Kalkgebirge sprengten und glühende Lava und Basaltsäulen wie feurige Springbrunnen hervortrieben, die zu seltsam gestalteten Kegeln erstarrten. Alles hat hier ein wildes Ansehen, sowol die verwitterten Felsen als die grauen verfallenen Städte. Am wunderlichsten sieht hier der kleine Ort Rochemaure mit den Ruinen der ungeheuern Burg aus. Die Bauart der Häuser könnte zu einem eigenen Stil Veranlassung geben, denn man hat die Basaltsäulen, ohne ihre Naturform zu ändern, zu Thür- und Fenstergewänden, die Lavaplatten zu Freitreppen und zu Verdachungen sehr zweckmäßig angewendet. Le Teil, Viviers und Bourg Saint-Andeol mit einer uralten Kirche sehen mehr wie Grabmale als Wohnungen für Lebende aus. Der Strom riß uns

an diesen schauerlichen aber erhabenen Bildern vorüber und ist hier sehr gefahrvoll zu befahren, weil unter seinen brausenden Wogen heimtückische Klippen verborgen liegen. Es wurde daher ein Lootse herbeigeholt, der das Fahrwasser kennen sollte und vier starke Steuermänner an das Steuerruder gestellt. Der Lootse gab das Warnungszeichen erst als wir uns schon in großer Gefahr befanden und die Steuermänner wußten das Schiff nicht anders zu retten als daß sie ihm eine so gewaltige Wendung gaben, daß es eine Kreiselbewegung machte und in einem zweimaligen Wirbel von dem Strom mit größter Heftigkeit gegen das Ufer geschleudert wurde, wo es ein angelandetes kleineres Schiff zermalmte. Wer auf den Beinen stand fiel, Alles schrie, die Matrosen zankten sich mit dem Lootsen. Der Besitzer des zertrümmerten Schiffes fluchte. Der Schreck hatte Alles in die größte Verwirrung gebracht. Als man wieder beruhigt und das Schiff in vollem Laufe war, gewährte es mir eine große Unterhaltung, wie sich Jeder in seiner Weise über das Ereigniß äußerte. Ein alter munterer Franzose fragte den Capitain, ob die Gefahr wirklich recht sehr groß? „Ah parbleu! Nous étions près de périr", antwortete der Capitain, worauf jener ausrief: „Ah! je me rejouis beaucoup de m'être trouvé dans un grand danger." Ein Anderer machte dem Capitain Vorwürfe, daß er für keinen zuverlässigen Lootsen gesorgt und 200 Menschen der Gefahr ausgesetzt hätte, das Leben zu verlieren, worauf der Capitain erwiderte: „Ah! ce n'est rien — mais — pensez donc — les marchandises qui sont au bord!" Wir vergaßen über das bestandene Ereigniß die Gefahr, welche uns noch bei dem Pont Saint-Esprit drohte. Diese Stelle ward von jeher für sehr gefährlich gehalten und ist es jetzt mehr als sonst, weil eine große Wasserflut vor mehren Jahren einige Bogen der Brücke in den Stom gestürzt hat. Wir fuhren pfeilschnell aber glücklich an den Trümmern vorüber. Die drohenden Gebirge ziehen sich zurück, der Strom theilt sich in zwei mächtige Arme, welche die große Insel de la Barthelasse einschließen. Einen sehr freundlichen Anblick gewährt die kleine Insel Ile Pio durch ihr Gebüsch, über das sich eine mächtige alte Pinie erhebt, als Wahrzeichen, daß wir uns im Süden von Europa befinden. Man ist hier Avignon ganz nahe, dessen altes päpstliches Schloß wie ein schroffer Felsen die bethurmten und gezahnten Mauern hoch überragt.

Nachdem wir uns überzeugt, allen Fährlichkeiten zum Trotz sei der Reisende wohlbehalten vor Avignon angekommen, läßt sich mit um so größerer Gemüthsberuhigung bei den Bemerkungen verweilen, wozu der Weg bis Avignon ihm Anlaß gegeben; jedoch um ihn so eher dort wieder einzuholen heben wir aus der ersten Partie des Buchs nur ein paar Momente aus. Bei einer Reise nach Frankreich und da von dem Rufe nach Mündlichkeit und Öffentlichkeit jetzt Alles widerhallt, konnte es nicht fehlen, daß der Reisende sowie er nach Strasburg kam einer gerichtlichen Verhandlung beizuwohnen wünschte. Der Lohnbediente, den er um das Wo und Wann befragte, entgegnete: „Von übermorgen an beginnen zwei Monate Gerichtsferien. Heute, hat mir der Gerichtsdiener gesagt, würden nur Kleinigkeiten, Diebstähle u. dgl. entschieden. Die Leute haben nichts, also muß das Gericht den Advocaten bezahlen, wenn sie einen Vertheidiger begehren; oft aber verlangen sie auch keinen. Sie werden also auch kein Wunder der Beredtsamkeit hören und sich nicht amusiren. Überhaupt hat es dieses Jahr an beachtenswerthen Verbrechen gefehlt, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden verdienten." Dessenungeachtet ließ sich Quandt nicht abhalten nach dem Sitzungssaale zu gehen, wo in Anwesenheit von höchstens 40 Personen, zwei Bauern in männlichem Alter, von Knaben und jungen Leuten nicht über 20 Jahre und noch einem Reisenden, ein alter Mann und vier Weiber, sämmtlich aus der niedern Volksclasse, zu Gefängniß verurtheilt wurden. Dies der Bericht, womit Quandt seine Ansichten von öffentlicher Gerichtspflege einleitet. Sie nehmen einen so wenig erhabenen Anlauf, daß wir uns weniger als es außerdem der Fall sein würde überrascht fühlen, wenn Quandt die Paradoriensucht bis zu der Excentricität treibt, gegen Öffentlichkeit der Criminalgerichtspflege zu stimmen. Bei den Gründen, womit Quandt sein Votum motivirt, umständlicher zu verweilen, scheint der Mühe werth um deswillen, weil in größern Kreisen für ein absolut wahres das Urtheil gilt, Ansichten von Rechtspflege und von Allem was rechtliche Entscheidung betrifft wären um so zuverlässiger, je weniger sie von Jurisprudenz influencirt reines Ergebniß des bon sens wären. Da es nun ein handgreiflicher Unsinn wäre, wenn Jemand behauptete, um die logische und grammatische Richtigkeit einer Schrift zu beurtheilen, sei vor allen Dingen Ignoranz in Logik und Grammatik nöthig, damit der bon sens allein, und darum besser als Logik und Grammatik, die Beurtheilung vollbringe, so scheint auch der bessere Credit, den man dem bon sens im Verhältniß zur Jurisprudenz gibt, eine Widersinnigkeit. Indeß damit könnte es doch mehr auf sich haben als die Juristen zugeben wollen. Gleichwie bei jeder andern nicht rein speculativen Disciplin, haben wir auch bei der Jurisprudenz zu unterscheiden zwischen Theorie und Praxis. Offenbar ist letztere werthlos, nichts Besseres als schale Routine, geistlose Leistenschneiderei, wurzelt sie nicht in der Theorie, und diese ist wiederum keine und führt die Benennung nur misbräuchlich, wenn sie kein aus ersten den Beweis in sich selbst enthaltenden Wahrheiten consequent fortgeführter Aufbau, sondern blos ein Aggregat aus Buchstabenwerk und traditionnellem Glauben ist. Stände es also mit dem Fundamente unserer juristischen Praxis — und es gibt Juristen, die dies nur um deswillen nicht behaupten, weil man keinen Mohren weiß wäscht —, alsdann würde auch im Gebiete der Rechtspflege der bon sens sich zwar als unausreichend beweisen, denn sein instinctmäßiges Treffen des Rechten geht nie weiter als höchstens bis zu dem concreten Einzelnen, immer aber wäre er noch besser als manches Juristen sogenannte juristische Wissenschaft berechtigt, über Recht und Rechtspflege zu sprechen. Jedenfalls ist es also mehr als bloße Anmaßlichkeit, wenn über Rechtspflege Quandt spricht, und also ein Mann, dessen eigentliche Domaine nur die Kunst ist, der aber hier mit philosophischer Penetration verfahrend im Stande ist nicht nur mit bon sens, sondern auch von einer ganz andern und allgemeingültigern Basis aus zu Werke zu gehen, als gar manche bis zum Ekel und Überdruß in herkömmlichen Phrasen sich ergehende Declamationen. Quandt stimmt gegen Öffentlichkeit der Criminalrechtspflege, weil sie, den boshaftesten wie den blos leichtsinnigen Ver-

brecher und zwar noch vor der Schuldigerklärung an den Pranger stellend, sich als Barbarismus brandmarke, weil sie ferner, den Angeklagten nicht nur vor das Gericht, sondern auch vor ein von Schaulust und Neugier herbeigezogenes Publicum stellend, dieses aus frivolen Motiven versammelte Publicum zu einem zweiten Richter über den Angeklagten mache, zu einem Richter, gegen dessen Ausspruch weder Cassation noch Appellation stattfinde, weil endlich die Öffentlichkeit der Criminalrechtspflege, sobald das Schuldig oder Nichtschuldig Geschworene aussprechen, also Leute, die nur eine Fraction des von ihnen repräsentirten Publicums sind, das Publicum nicht nur zu einem zweiten, sondern zu dem alleinigen Richter mache, somit aber eine Behörde, die gegen den Inpopulairen allemal parteiisch sei, während nicht selten ausgezeichnete und Ehrfurcht gebietende Persönlichkeiten als die allerinpopulairsten erschienen, da zu allen Zeiten die Massen geneigt wären, Glänzendes zu schwärzen und Hohes in den Staub zu ziehen. Mit Geschworenen besetzte Gerichte, so sagt Quandt weiter, sind Volksgerichte, und daß in diesen allemal die Affecte der zu Gericht Sitzenden sich als Hauptfactoren des Spruches beweisen, das bestätigt nicht nur die französische, sondern auch, der ihr eigenen imposanten Gravität ungeachtet, die antike gerichtliche Beredtsamkeit. So z. B. meint er sei es in Cicero's Reden Maxime, sich der Stimmung des Gerichts zu bemächtigen und dies zwar durch die nämlichen Motiven, welche geeignet waren, die Stimmung der auf dem Forum versammelten Menge zu captiviren; auch wisse jeder gründlicher Unterrichtete, daß die altclassischen Anleitungen zur gerichtlichen Beredtsamkeit größtentheils nichts Anderes lehrten als die regelrecht ausgebildete Kunst, diesen oder jenen Affect des Auditoriums, z. B. Mitleid oder Haß, für oder gegen eine Partei zu erregen, obschon bereits ein Alter so wahr als sinnreich bemerke, dies komme ihm vor als verböge man das Winkelmaß, bevor man sich desselben zum wirklichen Gebrauch bediene. Natürlich ist auch Quandt nicht so einsichtslos, daß er übersehen sollte, wie viel Unheil das Verfahren an abgeschlossenen Gerichtsstätten stiften müsse, wenn es in der Hand eines böswilligen, menschenfeindlichen oder doch ungeschickten Inquirenten gelegt ist. Er glaubt aber — wir lassen dahingestellt mit welchem Recht — hier werde sich vorbeugen lassen, wogegen, weil keine menschliche Weisheit ändern könne, was unabänderlich durch die menschliche Natur selbst bedingt sei, schlechterdings nichts den angedeuteten Übelständen der Geschwornengerichte abhelfen könne. Wol aber spricht Quandt sich für Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Civilprocesse aus. Wir theilen sein Raisonnement wörtlich mit. Von dem rein menschlichen Standpunkte aus angesehen scheint es unwiderlegbar; ist es aber dies wirklich, dann wäre es wol der Mühe werth, zu erfahren, ob oder vielmehr wie? — denn das ob ist gewiß — die Juristen demselben widersprechen möchten. Er sagt:

Etwas ganz Anderes ist es bei dem Civilproceß, wo über Gegenstände gestritten wird, die keine Personen sind und wobei der Richterspruch kein moralisches Urtheil nothwendig einschließt. Nur in seltenen Fällen, bei schreienden Ungerechtigkeiten, Betrügereien, unbarmherziger Härte einer Partei würde die Stimme der Moral laut werden und dies gerade Gauner, welche für honette Leute gelten möchten, um ihr Gewerbe mit Vortheil betreiben zu können, abhalten, ihre Ränke zur Sprache kommen zu lassen, welche die stummen Acten verschweigen. Bei der Öffentlichkeit solcher Rechtshändel würde es dem Bedrückten nicht an freiwilligen Zeugen fehlen, welche oft Aufschlüsse geben könnten, die dem Betheiligten bis dahin selbst unbekannt waren. Der Richter würde sich über alle Umstände, Verhältnisse und Gründe bei der öffentlichen und mündlichen Verhandlung vollständiger unterrichten können als bei der blos schriftlichen, wo er danach urtheilt, was die Parteien vorbringen, welche oft selbst nur eine mangelhafte Kenntniß der Lage und Beweise ihrer Sache haben. Ich weiß sehr wohl, daß unsere Rechtsgelehrten von einem Instructionsproceß nichts hören mögen und blos danach richten wollen, was die Parteien in der Klage und dem Beweis vorzubringen wissen. Allein soll denn dem Richter blos an der formalen Richtigkeit seines Urtheils gelegen sein? Soll auf seiner Unkenntniß der Sache seine Unparteilichkeit beruhen? Oder muß er es sich nicht zur Gewissenssache machen, so weit es Menschen möglich ist, gerecht zu richten, d. h. der Wahrheit angemessen, und kann er dies wol, ohne sich über die Wahrheit so weit es möglich ist in Kenntniß zu setzen? wodurch er einzig und allein competent wird, denn seine Befähigung hängt davon fast noch mehr ab als von seiner juristischen Gelehrsamkeit. Sollte es dem Richter daher nicht ebenso wichtig sein wie den Parteien selbst, alle Umstände und Gründe vorher zu erforschen und zu erfragen, ehe er urtheilt? Soll denn ein Proceß über Recht und Eigenthum ein Glücksspiel sein, welches von der zufälligen Sachkenntniß und der Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit der Advocaten abhängt? Bei der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in Civilsachen muß sich aber der Richter selbst Aufklärung verschaffen, und so werden die Urtheile niemals gelehrten Orakelsprüchen gleichen, die der gemeine Menschenverstand anstaunt ohne sie zu begreifen. Dies würde bei einem öffentlichen und mündlichen Civilproceß ganz anders und besser gehen als bei einem stummen Schriftwechsel, dem ein sehr mangelhafter Verhörstermin vorausgeht, und zwar schon darum, weil bei den öffentlichen Verhandlungen über ein Recht oder Eigenthum sich ein ganz anderes Publicum als bei dem Criminalprocesse einfinden würde. Es bestände gewiß nicht blos aus Neugierigen, welche am Scandal oder insbesondere an der Schande einzelner Personen eine Freude finden, sondern aus wohlunterrichteten Personen, Urtheilsfähigen, Geschäftsmännern und in wichtigen, verwickelten Fällen Rechtskundigen. Diese Versammlung würde bei Rechtshändeln, wo es sich um eine Sache, aber um keine Person handelt, ebenso heilsam auf die Richter und Parteien einwirken als der Zudrang des gemeinen oder vornehmen Pöbels bei Criminaluntersuchungen schädlich ist. Durch Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtsverhandlungen würden besonders Witwen und Waisen an dem Publicum eine Vertretung ihrer Rechte finden, denn das Volk mag noch so geneigt sein, lieblos, wol gar ungerecht über die Person zu urtheilen, es nimmt sich der Sache des Verlassenen an, selbst wenn das Individuum nicht beliebt ist.

Beweist diese Stelle, daß der Verf. sich nicht von Modeansichten beherrschen läßt, die in andern Gebieten als denen der Kunst allgemein verbreitet sind, so beweist was er über ein Gemälde des Rubens im Museum zu Lyon sagt, daß, wie groß auch der Name eines Künstlers sei, doch die Größe des Namens nicht Quandt's Urtheil besticht. Besonderes Vergnügen hat diese Stelle Ref. gemacht; und sollte noch Jeman-

dem außer diesem bedünken, daß viele Gemälde des Rubens entweder unpassende Travestien des Schönen sind (wie z. B. die drei Weibsbilder auf dem Urtheil des Paris in der Galerie zu Dresden und der Paris, dem beim Anblick derselben ein Starrkrampf bis in die große Fußzehe fährt), oder eine unschickliche Apotheose niederländischer Bauern (wie z. B. in eben dieser Galerie der heilige Hieronymus mit den Gliedern und dem Knochenbau eines Stiers), so wird einem solchen Gleichgesinnten es ebenso wie Ref. Labsal und Erquickung sein, so etwas einmal von einem anerkannten Kunstkenner gerade heraus gesagt zu lesen. Des Rubens Gemälde, worüber Quandt im angedeuteten Sinne spricht, stellt Christus vor, den die Erde gar sehr in Zorn brachte.

Er hat einen Blitz ergriffen und will ihn herabschleudern, woraus gewiß ein großes Unglück entstehen würde. Der heilige Dominicus und der heilige Franciscus nehmen die Erde in Schutz. Der eine breitet seinen Mantel darüber, der andere hält die Hände darauf und der heilige Franciscus scheint durch derbe Worte den Erzürnten zur Überlegung bringen zu wollen, indeß andere Heilige sich aufs Bitten legen. Maria selbst thut einen Fußfall, aber Christus achtet auf nichts und geht mit dem Blitze so unvorsichtig um, daß er ihn seiner Mutter an den Kopf werfen wird, wenn sie sich nicht eiligst zurückzieht. Der Gegenstand ist denn doch für eine so humoristische Behandlung zu ehrwürdig, als daß man sie mit der Kühnheit des Malers, der Freiheit der Pinselführung und Kraft der Farbe entschuldigen könnte. Oder ist diese Wuth etwa eine künstlerische Begeisterung? diese Übertreibung Rubens'sches Pathos? Oder ist es etwa die Ironie der Kunst, welche so viel besprochen wurde, wo im Gemeinen das Erhabene, im Menschlichen das Göttliche dargestellt wird? Könnte ich nur die Attribute ändern, dem fast nackten Christus die Kleider eines Teniers'schen Bauern anziehen und den Donnerkeil in ein Bankbein verwandeln, Maria in eine Schenkmagd umkleiden und die Heiligen zu den Gemeindeältesten eines Dorfs machen, so würde mir das Bild auch gefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Volksdichter.

Die Sammlung der historischen Lieder und Gesänge Frankreichs von Leroux de Lincy ist wie Alles was dieser Gelehrte herausgegeben hat ein Product sorgsamen Sammlerfleißes. Der Herausgeber hat alle ihm zu Gebote stehenden Quellen mit Sorgfalt und Umsicht benutzt, und sein Werk gewährt in literarischer sowie in historischer Beziehung ein vielfaches Interesse, welches durch die lehrreichen Einleitungen und Anmerkungen noch gesteigert wird. Vor kurzem ist nun noch ein anderes Werk erschienen, welches in diesem und jenem Punkte vielleicht mit der fraglichen Sammlung von Leroux concurriren könnte, wenn nicht seine Grenzen in einer Beziehung viel weiter, in anderer wieder enger gesteckt wären. Dasselbe führt den Titel „**Chansons nationales et populaires de la France, précédées d'une histoire de la chanson française**", von Dumersan. Der Aufgabe nach umfaßt dieses Werk ein größeres Gebiet als die Schrift von Leroux de Lincy, auf welche wir uns hier beziehen. Der Verf. will hier alle Arten von Volksliedern, sowol diejenigen, welche sich an historische Ereignisse anknüpfen als die, in denen sich ein ungekünsteltes Gefühl des Volks über die verschiedenen Beziehungen des gewöhnlichen Lebens Luft macht, berücksichtigen, während Leroux nur solche Lieder in seiner Sammlung einträgt, welche in historischer Beziehung Interesse verdienen. Dagegen aber beschränkt sich Dumersan mehr auf eine Auswahl, in Bezug auf die sich eine vollständige Übereinstimmung der Ansichten wol schwerlich erreichen läßt, während der Herausgeber der „Chants historiques" die möglichste Vollständigkeit erzielt. Vielleicht ist der wissenschaftliche Gehalt der letztern Sammlung hervorragender; indessen ist auch das andere Werk ganz empfehlenswerth. Es gewährt uns einen angenehmen und selbst lehrreichen Überblick über das bunte und duftreiche Feld der französischen Volkspoesie und es verschmilzt hier das poetische Interesse mit dem ethnographischen.

Zur Geschichte der dramatischen Literatur im Mittelalter.

Die dramatischen Dichtungen der Hroswitha, welche bekanntlich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts schrieb, würden einem größern Publicum selbst in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sein, wenn sie nicht vor einiger Zeit von Raupach in Berlin durch einen geistreichen Vortrag einem weiten Kreise vorgeführt wären. Für den Literaturhistoriker sind sie von hohem Werthe. Dessenungeachtet ist es eine fast auffallend zu nennende Erscheinung, daß sie ein französischer Schriftsteller in einem besondern Werke einer tiefern Beachtung würdigt. Wir erhalten jetzt nämlich unter dem Titel „**Théâtre de Hrosvitha traduit pour la première fois en français, avec le texte latin, précédé d'une introduction et suivi de notes**" eine literarhistorische Arbeit, welche wir dem Fleiße des bekannten Charles Magnin verdanken. Dieser Schriftsteller hat sich bekanntlich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte durch seine gediegenen Forschungen über die Anfänge der dramatischen Literatur vortheilhaft ausgezeichnet. Seine neue Arbeit kann gleichfalls als Beleg für seinen Sammlerfleiß, seine Kenntniß und die Probehaltigkeit seiner Kritik gelten. Die sechs Stücke, welche die Grundlage zu diesem Werke bilden, sind nach dem bekannten Manuscripte in München, welches früher der Abtei Sant-Emmeran in Regensburg angehörte, mitgetheilt.

Kirchenhistorisches.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kirchengeschichte überhaupt, insbesondere aber zur Kunde der kirchlichen Verhältnisse und religiösen Anschauungen des Mittelalters enthält ein Werk aus der Feder des Abbé A. Cousin de Saint-Denoeux, von welchem vor kurzem der erste Band erschienen ist. Der Titel dieser Schrift, welcher etwas zusammengewürfelt erscheint, lautet: „**Essai sur l'histoire scolastique, du droit canon et de la liturgie; succession des principales écoles théologiques; parallèle des principaux auteurs catholiques et hérétiques; suivi d'un résumé de leurs ouvrages les plus marquants.**" 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 89. — 30. März 1846.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von Johann Gottlob von Quandt.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Nachdem wir von dem Vielen, was die Reise bis Avignon enthält, dies Wenige mitgetheilt, zunächst hier Einiges, was sich „aus den Streifzügen durch die Provence" vereinzelt hervorheben läßt; hiermit werden wir zugleich aus andern Partien des Werks Einiges verbinden, das sich uns damit nach dem Gesetze der Ideenassociation verbunden hat. Über Vaucluse und Petrarca wird sich nichts Neues sagen lassen, aber immer und ewig höchst Anziehendes, wofür folgende Stellen der Reisebeschreibung als Beleg dienen können. S. 167:

In der Kühle eines heitern Morgens verließen wir das dunkle Avignon. Der Weg führt, wenn man aus dem Thor d'Oule kommt, längs der alten Stadtmauer hin. Wer in der Mitte der Stadt wohnt, thut besser seine Wanderung nach Vaucluse durch das Thor Saint-Lazare anzutreten. Eine alte Lindenallee schützte uns vor der Sonne eine gute Strecke des Wegs. Ich würde meine alten Landsleute, die Linden, nicht erkannt haben, wenn mir mein Kutscher nicht versichert hätte: es wären tilleuls. Das tiefe Smaragdgrün ihres Laubes haben sie in dem südlichen Klima gegen ein fahles Grau vertauscht. Dazu wird den Linden in Frankreich Gewalt angethan: ihre Zweige beschneidet man, sodaß sie flache Dächer bilden und sich nicht zu hohen Domen wölben können. Am Ende dieser Allee traten wir ins freie Feld, und hier wehte mich zum ersten Male die gewürzige Luft der Provence an, deren belebender Hauch, ein balsamischer Äther, aus dem Dufte des Lavendelkrauts, der Ölbäume und Mandeln gemischt, Alles übertrifft, was die Dichter davon singen und sagen.

S. 170:

Als wir Isle im Rücken hatten, stand die hohe Felswand vor uns, welche Vaucluse wie ein Schirm von der Welt absondert, und in kurzer Zeit erreichten wir diesen Ort. Hohe schroffe Gebirge, an welchen kein Baum Wurzel fassen, kein genügsames Gräschen Nahrung finden kann, umschließen Petrarca's Einsiedelei, dessen kleines Haus unter dem Schutz eines überhangenden Felsens stand, den die Trümmer einer Burg krönen, welche dem Wanderer die Zähne ihrer Mauern zeigt, als bewache sie das geheimnißvolle Heiligthum, in welches sich der Dichter zurückzog, seine Liebe und sein Leiden ungestört in Lieder zu ergießen. Petrarca's Hütte und sein Lorberbaum sind verschwunden. An die Stelle der erstern ist ein ganz gewöhnliches neues steinernes Haus gebaut und seit einigen Jahren an dem Orte, wo der Lorberbaum stand, ein junger Baum angepflanzt worden.

Ein Beispiel moderner Barbarei:

Mr. Joudon macht Petrarca zum Vorwurf, daß er in seinen Briefen sagt: Frankreich sei ein rauhes und barbarisches Land. Nur noch eins will ich von Vaucluse erzählen und möchte wissen, was Mr. Joudon dagegen sagen würde. Wie wenig den Franzosen irgend etwas heilig ist, davon gibt der alte Feigenbaum, der schon zu Petrarca's Zeiten seine mächtigen Äste über der Quelle ausbreitete, einen Beweis. Er glaubte sich gewiß an dieser Stelle gesichert und schlug seine Wurzeln tief in eine Felsenspalte, wo ihn keine Hand berühren konnte. Die jetzigen Jagdliebhaber, deren es mehr in Frankreich gibt als Sperlinge, sodaß sie nichts finden was sie schießen konnten, haben sich diesen Feigenbaum zum Ziel genommen und ihn ganz und gar zerschossen. Hiernach möchte man glauben, daß Petrarca's Urtheil über die Franzosen nicht ungerecht wäre.

Den Bemerkungen über das antike Theater bei Orange, „eins der größten und unter allen das am vollständigsten erhaltene", die sich durch ihre Klarheit dem Archäologen empfehlen werden, ist die Schilderung einer sehr ergötzlichen Scene eingewebt. Der Reisende erzählt:

Als ich an der Mauer des Theaters hinging, um in das Innere desselben zu gelangen, fand ich ein großes Loch in derselben und daneben einen Anschlag mit den Worten: Conservateur du théâtre romain. Auf mein Rufen zeigte sich ein in Lumpen gehülltes Wesen, welches sogleich wieder in der Dunkelheit der Höhle verschwand. Bald darauf öffnete mir ein alter wohlgekleideter Herr die Thür und sprach: Mein Herr! ich bin der Abgeordnete (délégué) des Instituts der Wissenschaften zu Avignon. Ich habe die Ehre, ausgezeichneten Fremden dieses größte aller Werke der Römer zu zeigen und sie über die Antiquitäten zu unterrichten. Ein Herr und drei Damen, die ebenfalls Einlaß wünschten, gesellten sich zu uns, und der Herr délégué wiederholte dieselben Worte. Er fuhr mit größter Dreistigkeit eines Archäologen fort und erklärte die Einrichtungen des antiken Theaters wie er sie sich dachte. Unter Anderm gab er an der Rückwand der Bühne eine große Öffnung, die mit einer Nische verglichen werden kann und der Ort war, wo die Götter hervortraten, für die kaiserliche Loge aus, die so angebracht gewesen wäre, daß der Kaiser sich hoch über der Scene befunden und von den Schauspielern nichts als die Köpfe gesehen hätte. Als er mit dem Erklären fertig war, winkte er uns, auf den antiken Sitzen Platz zu nehmen; er aber schritt feierlich über die Orchestra dahin, stieg auf der Bühnentreppe hinan, stützte sich mit der Linken auf einen Stein, streckte den rechten Arm weit aus und begann die berühmte Erzählung aus der „Phädra" des Racine: „A peine nous sortions des portes de Trézène etc.", wobei er auf allen ei und ai mit der Stimme lastete. Das französische Pathos, welches darauf angelegt ist, dem Zuhörer Bewunderung der Verse abzuzwingen, übergoß mich mit einem Schauder des Widerwillens. Mir fehlte es an Geduld und ich konnte die lange

Erzählung von dem Tode Hippolyt's nicht wie Theseus bis zu Ende anhören. Ich rief daher: „Viva Talma! — Talma viva!" Der Redner verbeugte sich dankbar, und mein Nachbar, ein sehr gebildeter Mann, aber ganz Franzose, hielt meinen Beifall für echt und sagte zu mir: „Es ist wahr, er hat sehr gut gesprochen." Der Herr délégué spielte den Bescheidenen und versicherte, er habe blos die Absicht gehabt zu zeigen, wie, ohne Anstrengung der Stimme, der Schauspieler in diesem weiten Raume verstanden werde.

Wenn aber Quandt hinsichtlich jener berühmten Erzählung sagt, „dieses bewunderte Prachtstück der französischen dramatischen Poesie legte der große Racine einem Boten in den Mund, sodaß es scheint, der Dichter habe selbst an seinen Helden nicht mehr gedacht und diesen zum müßigen Zuhörer eines Specimens der Rhetorik gemacht", so muß Ref. einwenden, daß diese Erzählung und die Scene in der sie vorkommt sehr treu aus Euripides copirt sind, der, stände er wieder von den Todten auf, sich gegen den Tadel, der ihn und nicht Racine trifft, wahrscheinlich würde zu vertheidigen wissen, nicht zu gedenken, daß ganz ähnliche lange Erzählungen auch noch in andern griechischen Tragödien sich finden. Daß der Reisende den Eindruck, welchen auf ihn der Pont du Gard machte, nicht besser glaubte schildern zu können als indem er übersetzte was darüber Rousseau in den „Confessions" sagt, war Ref. um so erfreulicher als die allerdings geistreichen Bemerkungen, in denen sich Quandt nach der Ankunft in Genf über Rousseau verbreitet, zum Theil ganz gewiß auch ungerecht sind, ungerecht schon durch Das, was sie mit Stillschweigen übergehen. Es hat nämlich das scharfe Urtheil, welches Quandt über Rousseau ausspricht, den „Emile" gänzlich unbeachtet gelassen, der, wie Jean Paul in der „Levana" sagt, eine Revolution in allen Kinderstuben hervorgebracht hat. Nach den begeisterten Worten zu schließen, womit Quandt Jean Paul's gedenkt (S. 8), wird er vielleicht den Einwand für nicht so ganz unerheblich ansehen, obschon Ref. selbst weniger auf jene Autorität gibt als zweifelsohne Quandt, der, indem er unter Anderm von Jean Paul sagt: Es sei dessen Witz ein ganz eigener, der das Verschiedene nicht miteinander vergleiche, sondern die Verschiedenheit aufhebe und in Liebe versöhne, etwas ausspricht, wobei Ref. nur dann sich etwas denken könnte, wenn es nicht von Jean Paul gesagt wäre. Als wahrhaft erfreulich und erhebend ist dagegen auszuzeichnen, was, veranlaßt von Betrachtung des Denkmals Schiller's in Würtemberg gesagt ist. Hier nur die Schlußworte:

> Die Differenz in Dem, was der innere edle Sinn ersehnt und die Wirklichkeit gewährt, blieb Schiller und verleiht seinen Werken eine bezaubernde Wehmuth, ein sehnendes edeles Streben nach einem unerreichbar Geahneten. Seine Dichtungen gleichen den glänzenden Wolken, welche vor der Sonne stehen; sie scheint hindurch, aber sie löst sie nicht auf; es ist seine schöne Subjectivität, welche durch die objective Weltanschauung hindurchscheint und sie erwärmt, aber nicht bis zur Verklärung in der Idee hinanhebt.

Unstreitig verdient nicht minder Beifall, was sich bei gleicher Veranlassung über Hebel gesagt findet:

> Dieser Dichter war was andere Volksdichter sich abmühen zu scheinen und zu erkünsteln. Er hätte von sich sagen dürfen: Ich singe wie der Vogel singt, und weil er so ganz Naturdichter war, war er auch recht eigentlich Volksdichter. Schwerlich möchte er in einer andern Mundart als der alemannischen Töne gefunden haben, durch die vernehmbar wird, wofür fast der Wortlaut noch zu materiel ist, und mit entzückungsvoller Überraschung hören wir in seinen Liedern, was der Mensch nur in der geheimnißvollsten stillen Tiefe seiner Brust erlebt. Durch diesen Einklang der alemannischen Mundart mit den zartesten Stimmungen des Gemüths entsteht eine solche Wechselwirkung zwischen Gefühl und Sprache wie unter zwei völlig rein und gleichgestimmten Glocken, welche die in ihnen beiden schlummernden Töne gegenseitig wecken. Da sich in Hebel's Liedern Gefühl und Sprache völlig durchdringen, so ist die treueste Wahrheit, zwangloseste Heiterkeit, ungesuchteste Natürlichkeit, bisweilen auch ein Lächeln unter Thränen darin, welches auf das innigste rührt.

(Der Beschluß folgt.)

Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung aus Palazzo Spada, dem Capitolinischen Museum und Villa Albani, herausgegeben durch das Institut für archäologische Correspondenz. Erster Band. Rom 1845.

Es war eine Vereinigung verschiedener glücklicher Umstände erforderlich, um ein Werk wie das obige zu Stande zu bringen, welches jeder echte Kunstfreund, zumal in Deutschland, mit der lebhaftesten Freude begrüßen muß. Nachdem bei der Mehrzahl der Publicationen, welche in den letzten Jahrzehnden in Europa über antike Kunst erschienen sind, der Standpunkt der Erklärung seltener und schwer zu entziffernder Gegenstände oder der der historischen Bedeutung der Denkmale festgehalten, ist hier vornehmlich die den Kunsterfindungen der Griechen innewohnende Schönheit ins Auge gefaßt worden. Wenn die hiernach getroffene Auswahl der Denkmale schon eine sehr glückliche zu nennen ist, so entspricht derselben seltenerweise auch die getreue und geschmackvolle Art der Darstellung sowie der die wärmste Begeisterung für die Schönheit griechischer Kunst athmende und doch zugleich die nöthigen archäologischen Erklärungen ebenso fein als anspruchslos enthaltende Text. Typen und Papier sind endlich von der Art, daß man mit Sicherheit behaupten kann, daß, so lange die Sonne die siebenhügelige Stadt bescheint, dort nie in deutscher Sprache ein Prachtwerk erschienen ist wie dieses, welches sich in der Ausstattung dreist neben Jedes stellen kann, so in dieser Art in England und Frankreich geleistet worden ist. Das Institut der archäologischen Correspondenz hat durch die Widmung dieses Werks an seinen erhabenen Protector, den König von Preußen, eine der geläuterten Kunstliebe dieses Herrn in einem besondern Grade würdige Gabe dargebracht. Ein Solches zu leisten ist dasselbe aber durch einen deutschen Edelmann befähigt worden, welcher nicht allein in Dingen der Kunst eine reine Liebe und eine edle Geschmacksbildung besitzt, sondern höchstseltenerweise auch einen bedeutenden Geldaufwand nicht scheut, eine solche thatsächlich zu beweisen und zur Verbreitung ähnlicher Eigenschaften nach allen Kräften zu wirken. Wenn eine liebenswürdige Bescheidenheit desselben die Nennung seines Namens in dem Werke unterdrückt hat, so ist es für den Ref. die Erfüllung einer angenehmen Pflicht, hiermit auszusprechen, daß es der unter den Künstlern und Kunstfreunden Italiens und des südlichen Deutschlands als eifriger Sammler von Kunstwerken rühmlichst bekannte Baron Alfred Lotzbeck ist, welchem wir hauptsächlich dieses schöne Werk zu danken haben. Indeß dürfte dasselbe schwerlich so in jedem Betracht genügend ausgefallen sein, wenn nicht dieser Kunstfreund glücklicherweise in Dr. Emil Braun einen Archäologen gefunden, welcher, in der Geschmacksbildung ihm eng verwandt, auch die wissenschaftliche Ausstattung in

demselben Sinne durchgeführt hätte. Hierzu ist besonders die sinnreiche Wahl derjenigen Denkmale zu rühmen, welche in minder enger Beziehung zu jedem der zwölf in Kupferstichen von ansehnlicher Größe abgebildeten Reliefs, als Vignetten, den jedesmaligen Text zu Anfang und Ende begleiten. Da die Ausführung an Feinheit und Verständniß bei keinem dieser Reliefs der Schönheit der Erfindung entspricht, ist wol mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe von mehr oder minder geschickten Künstlern aus der Kaiserzeit herrührt. Die ersten acht Reliefs, welche bei einer Erneuerung der Kirche St. Agnese fuor le mura, wovon eine Ansicht an der Spitze der Einleitung, entdeckt und von dort nach dem Palast Spada alla Regola, dessen Ansicht am Schlusse derselben, versetzt wurden, haben ihre verhältnißmäßig gute Erhaltung dem seltsamen Umstande zu danken, daß sie, als Platten für den Fußboden jener Kirche benutzt, mit der Seite, worauf sich die Bildhauerarbeit befand, nach unten gekehrt waren. Diese Folge macht gegenwärtig in einem Saale des Palastes Spada einen um so stattlichern Eindruck, als die Figuren etwa drei Viertel lebensgroß sind. Ref. bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß die Angabe der Maße, welche bei drei der andern Reliefs kleiner sind, besonders für Solche, welche die Originale nicht kennen, wünschenswerth gewesen wäre. Eine geistige Beziehung, welche Dr. Braun zwischen den Gegenständen der einzelnen Reliefs zu erkennen glaubt, scheint dem Ref. bei der Mehrzahl nicht hinlänglich nachgewiesen zu sein.

Das erste Relief stellt den Bellerophon, welcher den Pegasus tränkt, vor. Die herrliche, jugendliche Heldengestalt des Bellerophon zeigt in der sehr einfachen und ruhigen, aber doch schönen Stellung recht das eigenthümliche Wesen griechischer Kunst und bildet einen sehr ansprechenden Gegensatz mit dem hier in der Sphäre der keineswegs veredelten Naturwahrheit dargestellten Musenpferde, welches mit thierischer Begierde seinen Durst löscht. Als erste Vignette ist hier die Abbildung einer sehr schönen Chimära, nach einem Relief in der Villa Albani, gegeben, welche außer dem Löwen- und Ziegenkopf von dem Künstler ausnahmsweise auch mit einem Wolfskopf begabt worden, der aber im Original so beschädigt ist, daß er in dem Kupfer eher einem Fischkopfe ähnelt. Ref. gesteht, daß ihm die Chimära von allen phantastischen Kunstgebilden der Griechen immer am wenigsten zugesagt, weil es ihr an der bei Hippocampen, Centauren u. so bewunderungswürdigen, man möchte sagen organischen Verbindung der einzelnen Theile fehlt. Die zweite Vignette, ein Pegasus nach einem Relief aus derselben Villa Albani, gibt dem Verf. Veranlassung, den ganz ironischen Standpunkt hervorzuheben, aus welchem die Alten gelegentlich so manche Gegenstände auffaßten. In allen Theilen, z. B. in der starken Behaarung, ist hier absichtlich ein so gemeines Pferd dargestellt, daß man nicht begreifen kann, wie es zu den Flügeln kommt. Auf wie viel Dichter alter und neuer Zeit läßt sich nicht diese Vorstellung anwenden!

Mit Recht erklärt der Verf. das zweite Relief, gegen die gewöhnliche Annahme, welche darin einen Meleager erkennt, für einen sterbenden Adonis. Dafür entscheidet die verbundene Wunde am Beine. Allerdings ist der Ort der Wunde am Unterbeine sowie die stehende Stellung bei diesem Gegenstande ungewöhnlich, doch entspricht letztere sehr wohl dem heldenmäßigen Charakter des kühnen Jägers, welcher dem Schmerz auch äußerlich nicht eher nachgibt, als bis er von ihm überwältigt, zusammensinkt. Von den beiden Vignetten zeichnet sich ein in liegender Stellung sterbender Adonis von einem bei Toscanella gefundenen Denkmal im Hetruskischen Museum zu Rom durch das sehr lebendige Motiv aus, wennschon die Auffassung viel weniger ideal ist.

Zu dem dritten Relief, Amphion und Zethus, hat nach der Vermuthung des Verf. eine berühmte Scene der Tragödie des Euripides desselben Namens Veranlassung gegeben, in welcher Zethus die Vortheile und Reize der Jagd und der Leibesübungen, Amphion die der Musenkünste geltend macht. Vortrefflich ist hier derselbe Gegensatz in dem nachlässig, ja fast bäurisch dasitzenden Zethus von übermüthig spöttischem Ausdruck, ohne daß indeß dadurch der Schönheitssinn verletzt wird, und dem Amphion ausgesprochen, welcher mit überlegenem Bewußtsein die Lyra, als das Symbol der Richtung, welche er vertritt, aufstellt und den Bruder ruhig sinnend anblickt. Bei der ersten Vignette, welche das Wiedersehen der beiden Brüder und ihrer Mutter, der Antiope, nach dem bekannten schönen Relief im Museum zu Paris mit den beigeschriebenen Namen darstellt, erklärt der Verf. sehr treffend, wie ganz dieselbe Composition in einem Relief des Museums zu Neapel zufolge der Aufschriften zu dem Abschiede der von dem Mercur zur Unterwelt geleiteten Eurydice hat dienen können. In dem Kopfe der Frau konnte selbst der Ausdruck nach der einen wie nach der andern Bedeutung ziemlich derselbe bleiben, da ein lebhafter Schmerz und ein Übermaß von Freude sich in den Zügen auf eine sehr ähnliche Weise abbilden, wie Shakspeare Letzteres so schön durch die Worte bezeichnet: die Freude sei so groß, daß sie vom Kummer Thränen borgen müsse. Bei der zweiten Vignette, welche uns die berühmte Gruppe des Farnesischen Stiers vorführt, gedenkt der Verf. der treffenden Bemerkung Otfried Müller's, daß auch hier der Künstler den Charakter der beiden Brüder festgehalten, indem der rohere und ungestümere Zethus die Dirce bereits an die Hörner des wüthenden Stiers fessele, während die Unglückliche noch zu dem mildern Amphion um Erbarmen emporflehe.

Bei dem vierten Relief, dem Raub des Palladiums durch Odysseus und Diomed, ist der dargestellte Moment schwer zu erklären, auch ist dadurch, daß beide mehr einzeln und auf verschiedenen Plänen dargestellt sind, die Composition weniger abgerundet, die Ausfüllung des Raums minder stilgemäß als bei den andern Reliefs. Der Charakter der Helden ist indeß vortrefflich ausgedrückt und die Motive lassen sehr glücklich im Odysseus den Rathenden, in Diomed den Ausführenden erkennen. Die erste Vignette enthält die gewöhnlichere Darstellung des Gegenstandes auf dem von Felix geschnittenen Steine der Arundel'schen Sammlung, die zweite den auf dem Altar knieenden Diomed, welcher das geraubte Palladium hält, nach einer antiken Glaspaste.

An dem fünften Relief, Dädalus, welcher der Pasiphae die von ihm gebildete hölzerne Kuh zeigt, ist sowol die Discretion in der ganzen Darstellung, als die edle Gestalt der Königin wie das Sinnige in dem erfindungsreichen Künstler hervorzuheben. Die Vignetten, Pasiphae allein mit der Kuh und der Kopf des Minotauros, sind hier minder erheblich.

Das bewegteste Leben zeigt uns in meisterlicher Weise das sechste Relief. Vortrefflich ist die doppelte Handlung in der furchtbaren Schlange, welche, während sie Opheltes, das unselige, im Todesschmerz schreiende Kind, umstrickt hat, sich gegen die beiden zum Kampf heranstürmenden Helden emporbäumt. Unvergleichlich edel und lebendig ist aber in der unglücklichen Wärterin, Hypsipyle, das Entsetzen und die Verzweiflung ausgedrückt. Besonders glücklich ist hier die Wahl in den Vignetten zu nennen, denn die erste, nach einer ruvesischen Vase im Besitz des Baron Lotzbeck genommen, zeigt uns, wie derselbe Gegenstand, dem Stil und den Raumgesetzen dieser Kunst gemäß, anders und mit reichern Nebenbeziehungen aufgefaßt ist; die zweite, nach der berühmten ruvesischen Vase im Vatican, stellt die feierliche Bestattung des Opheltes dar, mit sinnreicher Andeutung der nemäischen Spiele, welche zu seinem Andenken gestiftet wurden.

Recht im Gegensatz führt uns das siebente Relief einen idyllischen Gegenstand von wunderbarem Reiz vor Augen. Der bei seiner Heerde in behaglicher Ruhe weilende Paris leiht den Einflüsterungen des Eros, welcher ihn zur Untreue gegen die Oenone zu verleiten sucht, ein williges Gehör. Sehr passend stellen die Vignetten das Urtheil des Paris nach dem Relief in der Villa Ludovisi, und den Sylvan mit den ähnlich gruppirten Rindern nach dem trefflichen Relief der Glyptothek in Mün-

chen vor. Alle drei Kunstwerke deuten auf ein gemeinsames Urbild, welchem die Motive nach Maßgabe der jedesmaligen Aufgabe entnommen und frei verwendet worden sind.

Sehr eng schließt sich hieran der Gegenstand des achten, bisher für die Entführung der Helena genommenen Reliefs, worin der Verf. sehr richtig mit Otto Jahn zusammentreffend den Abschied des Paris von der Oenone erkennt. Schon liegt das verhängnißvolle Schiff bereit, als Oenone, eine Gestalt von der einfachen griechischen Anmuth, welcher ein so wunderbarer Zauber innewohnt, noch zum letzten Male versucht, den leichtsinnigen Gemahl von der Fahrt abzuhalten, deren unselige Folgen sie voraussieht. Der mächtige Flußgott im Vorgrunde erscheint hiernach sehr natürlich als der Vater der Oenone, Kebren, welcher die Hand auch abmahnend erhebt. Daß hier Kopf und Arme des Paris neu sind, thut der Auslegung keinen Eintrag, welche in der ersten Vignette glücklich durch eine von Millingen edirte Thonvase mit beigeschriebenen Namen, auf welcher sich auch der Flußgott findet, unterstützt wird. Sehr zweckmäßig enthält die andere Vignette die sichere und ausführliche Darstellung der Entführung der Helena nach dem Relief des Hauses Caraffa im Museum zu Neapel, worauf in der für die griechische Auffassung so charakteristischen Weise die Helena von der Aphrodite und der Peitho, Paris aber von dem Eros zu dem entscheidenden Schritte beredet wird.

Das neunte unter dem Papst Clemens XI. auf dem Aventin gefundene und jetzt im Capitolinischen Museum befindliche Relief, welches den schlafenden Endymion darstellt, zeigt in wunderbarer Wahrheit, Grazie und Einfachheit in der schönen jugendlichen Gestalt das Übernommenwerden vom Schlaf, bevor der Schläfer noch eine bequeme Lage dazu hat annehmen können. Sehr gut hebt der Verf. die Feinheit hervor, womit durch das Bellen des emporsehenden treuen Hundes das Nahen der Diana angedeutet ist, welche selbst darzustellen hier der Raum nicht gestattete. Ungemein glücklich wird in der ersten Vignette die hier fehlende Göttin durch die Statue derselben im Braccio nuovo des Vaticans vergegenwärtigt, deren Geberde vortrefflich das freudige Erstaunen über den schönen Schläfer ausdrückt. Eine von Guatani mitgetheilte Statue des auf den Boden ausgestreckten Endymion, welche im Motiv eine große Übereinstimmung mit der großartigen Statue desselben in Stockholm zeigt, ist der Gegenstand der zweiten Vignette.

Perseus und Andromeda nach dem berühmten, unter dem Palast Muti bei der Kirche St.-Apostoli gefundenen Relief im Capitolinischen Museum, macht den Gegenstand des zehnten Reliefs aus und ist nach dem Gefühl des Ref. die Krone der ganzen Folge. Nur selten hat wol die Kunst den Gegensatz freudiger und auf eigene Kraft beruhender Heldengröße und hülfsbedürftiger und durch unbewußte Schönheit über jene wieder siegreiche Frauennatur in so einfacher und hinreißender Weise dargestellt als in diesem Werke. In dem Motiv des Perseus macht der Contrast des Emporstreckens der Rechten zur Andromeda und des besorglichen Verbergens des tödtlichen Medusenhauptes mit der Linken, so ganz aus dem geistigen Gehalt der Aufgabe heraus, eine herrliche Wirkung. Vergeblich aber ringt die Sprache, den Eindruck jener holden, jungfräulichen Schüchternheit in der Andromeda wiederzugeben, welche gesenkten Blickes die hülfreiche Hand ihres Retters ergriffen hat und verzagten Schrittes im Begriff ist, den Felsen hinabzusteigen, während in Folge dieser Bewegung die schönen Formen der schlanken und edeln Gestalt durch das leichte Gewand, welches sie umwallt, deutlicher hervorschimmern. Der Verf. macht es höchst wahrscheinlich, daß dem Künstler hier die Tragödie des Euripides, welche diesen Stoff behandelte, zum Vorbilde gedient hat. Sehr charakteristisch ist es, daß dieses gerade von diesem Dichter geschehen, welcher auch in so manchen andern Beziehungen einen Übergang von der streng griechischen zu einer der romantischen verwandtern Sinnesweise macht, denn jener Mythos ist vor allen andern ein Prototyp des Geistes mittelalterlichen Ritterthums, der schon in der Legende des heiligen Georg enthalten, wiederholt von so manchen Dichtern, wie z. B. von dem Ariost, nachgeahmt worden ist. Einen recht interessanten Vergleich gewährt das schöne pompejanische Gemälde desselben Gegenstandes in der ersten Vignette. Die zweite, nach einem von Santo Bartoli gegebenen Relief, zeigt denselben in einer dem obigen so ähnlichen Weise, daß man daraus auf ein Werk schließen muß, welches schon im Alterthum eines großen Ansehens genoß. Hier ist damit noch als Gegenstück Perseus mit dem Medusenhaupt und die ihn schirmende Pallas, und in der Mitte die Venus Anadyomene verbunden.

Herakles bei den Hesperiden nach einem Relief der Villa Albani ist für die elfte Vorstellung gewählt worden. Besonders ansprechend ist hier die Gestalt der einen Hesperide, welche sittig und bewundernd vor dem ruhenden, hier jugendlich genommenen Helden steht und den Apfelzweig, das antike Zeichen der Liebeserklärung, hält, sodaß hierdurch nach der treffenden Bemerkung des Verf. der Lohn der Heldenthat angedeutet wird. Von der andern Hesperide sind leider im Original nur wenige Überreste erhalten. Die erste Vignette nach einem kleinen Relief in derselben Villa zeigt den Herakles, wie er nach Vollbringung derselben Heldenthat sich am Weine labt, in der zweiten, nach einer Vorstellung auf einer sicilischen Vase genommen, aber ist derselbe Vorgang ins Lächerliche gezogen. In Gegenwart des Hermes und Jolaus ist der Sohn des Zeus in komischer Hast tief gebückt bemüht, die goldenen Äpfel in ein Körbchen zu sammeln.

Den Beschluß macht endlich ein anderes Relief aus der Villa Albani, Dädalus, welcher sitzend emsig an einem Flügel arbeitet, dessen Spitze von dem danebenstehenden, schon beflügelten Ikarus gehalten wird. Der Gegensatz des besonnenen, werkthätigen Künstlers mit dem müßigen und bedachtlosen Jüngling, sowie die stilgemäße Ausfüllung des Raums wird hier mit Feinheit gewürdigt. Die zwei Fragmente, welche von diesem Werke noch vorhanden sind, haben durch ein anderes Relief derselben Villa, welches diesen Gegenstand nur weniger schön behandelt, glücklich ergänzt werden können. Es ist hier in der ersten Vignette gegeben worden, während die zweite nach einem pompejanischen Gemälde uns die traurige Folge der Unbesonnenheit des Ikarus vor Augen führt, wie er am Ufer des Meeres herabgestürzt entseelt daliegt und von dem heranfliegenden Vater aus den Lüften voll Schmerz betrachtet wird.

Möchte der dem Ref. unbekannte Preis dieses schönen Werks der Art sein, daß auch minder bemittelte Kunstfreunde zu dem Besitze desselben gelangen können, und möchte dasselbe in der Richtung, uns das Schöne antiker Kunst in würdiger Weise vorzuführen, recht zahlreiche Nachfolge finden! 90.

Literarische Notiz.

Historische Bibliographie.

Für alle Diejenigen, welche sich die Erforschung der französischen Geschichte zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gewählt haben, ist vor kurzem ein wichtiges Werk erschienen, welches allerdings nur ein bibliographisches Interesse in Anspruch nimmt, aber nichtsdestoweniger für den Nachweis der Quellen und literarischen Hülfsmittel ein unentbehrliches Handbuch ist. Dieses Werk führt den Titel: „Bibliographie historique de la France ou catalogue de tous des ouvrages imprimés en français depuis le quinzième siècle jusqu'au mois d'avril 1845", von A. Gérault de Saint-Fargeau. Die Rubriken, in die das gesammte Material zerfällt, sind folgende: 1) „Division géographique ancienne de la France"; 2) „Préliminaires généraux de l'histoire de France"; 3) „Cartes géographiques"; 4) „Ville de Paris"; 5) „Anciennes provinces et leur subdivision en départements." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 90. —— 31. März 1846.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von Johann Gottlob von Quandt.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Die Sehenswürdigkeiten im Museum zu Avignon — sehr interessant was darüber S. 122 fg. gesagt ist — geben dem Reisenden unter Anderm zu der Bemerkung Anlaß:

Es schienen die frühern Bewohner dieser Gegend sich mit Brennen von Gefäßen und Ziegeln viel beschäftigt zu haben, worauf auch noch die vielen Stempel hindeuten, womit dergleichen Arbeiten bezeichnet wurden, deren eine große Anzahl in dem Museum aufbewahrt werden. Man hat noch unbenutzte Vorräthe von sehr festgebrannten Ziegeln aufgefunden. In mehren haben sich Hühnerfüße und Hundepfoten abgedrückt, ehe die Ziegel getrocknet waren. Die Thiere die darüber hinliefen ahnten nicht, daß diese Zeichen ihres Lebens über ein Jahrtausend nach ihrem Tode sich erhalten würden. Auch ein schöner jugendlicher Menschenfuß war in dem einen Ziegel abgedrückt. Ich hätte gern etwas Bestimmteres über den Lebenswandel dieses Fußes gewußt. Meine Phantasie bildete die Gestalt aus den weichen Formen dieser Sohle bis zum Scheitel hervor. Es war die eines Jünglings in der Zeit zwischen dem jugendlichen Träumen und männlichen Erwachen. Ich sah wie er unbewußt spielend und sinnend seinen Fuß in der weichen Erde abdrückte.

Wenn dieses ex ungue leonem mehr sein soll als das Spiel einer momentanen Phantasieanregung, so kann man nicht umhin, die Größe eines also ausgebildeten Formensinns zu bewundern. Nicht unzweckmäßig ist dem Reiseberichte über Avignon viel Historisches eingewebt, was insonderheit hinsichtlich der päpstlichen Burg, jetzt Aufenthalt casernirender Regimenter, lebendig den Contrast zwischen damals und jetzt hervorhebt. Man ermißt, wie viel Liebes und Gutes hier von der neuen Bewohnerschaft alte Wandgemälde haben zu erleiden gehabt. Von den noch sichtbaren Gemälden erklärt Quandt die in dem mittlern Stockwerke des südlichen Thurmes für unverkennbare Werke Giotto's, was auf alle Fälle nicht widerlegt wird durch die seltsamen Kindlichkeiten, die daran zu sehen sind. Z. B. alle Heiligenscheine stellen sich als runde Scheiben, die Köpfe mögen von vorn oder von der Seite anzusehen sein. Von mehren solchen Heiligenscheinen sind dahinterstehende Figuren bedeckt. Übrigens scheint es, man hat den Künstler die Cartons zu jenen Gemälden entwerfen lassen, ohne daß man ihm Notiz gab oder er Notiz nahm von der runden Form des Saales mit bedeutenden Fenstervertiefungen, woraus der Übelstand hervorgegangen ist, daß einige Köpfe gerade auf solche Stellen gekommen sind, wo die Wände Ecken bilden, sodaß Hintertheil des Kopfes und Gesicht sich auf verschiedenen Flächen befinden. Nicht ohne Bedeutung ist folgende scheinbar unwichtige Scene. Der Reisende hatte die heißen Nachmittagstunden in den schauerlichen Räumen der päpstlichen Burg und in dem Dome zugebracht und machte jenseit der Rhone (S. 144 die ansprechende Legende von Erbauung der Brücke zu St.-Benezét) einen Ausflug nach der reizend gelegenen kleinen Stadt Villeneuve. Die Wanderung unterbrechend läßt er sich auf einem Steine nieder, die Aussicht zu genießen;

allein ein alter Fischer schickte einen Knaben in seine Hütte und ließ mir einen Sessel bringen. Sein Ansehen war so stattlich, obwol er nur geringe Kleider trug, daß ich nicht wagte ihm eine Bezahlung für die Gefälligkeit anzubieten. Er fragte mich ernst und bescheiden nach meinem Vaterlande — es ist dies immer die erste Frage der Leute aus dem Volke. Von Deutschland kannte er nur den Rhein. Er lobte die Deutschen und fragte, ob sich Deutschland von den Verwüstungen des Krieges erholt habe. Bald gesellten sich Mehre zu uns, die von Strömen und Meeren, an welchen Deutschland liegt, gern etwas erfahren wollten. Einer sagte ganz laut, die Deutschen sind brave Leute, sie haben die Bourbons aufgenommen.

Mancher Leser, der von König René nicht viel mehr wissen dürfte als die Erwähnung desselben in der „Jungfrau von Orleans", wird überrascht sein, eines Gemäldes desselben gedacht zu finden, das der Reisende im Hospital zu Villeneuve betrachtete. Es stellt den Zustand der Seelen nach dem Tode vor und ist nach Quandt's einem französischen Kunstkenner beistimmenden Urtheile eins der aller vortrefflichsten Werke des 15. Jahrhunderts. Hierbei verbreitet sich Quandt umständlich in Erörterung der für die Kunstgeschichte wichtigen Frage über das Ausreichende der Gründe, aus welchen man den König René für einen Schüler des van Eyk ausgegeben, was begreiflicherweise von allgemeiner kunstgeschichtlicher Bedeutung ist, insofern es sich um den Einfluß handelt, den deutsche Kunst auf die französische geübt. Wichtig wird diese Stelle auch den Verehrern der „Divina commedia" sein als

abermaliger Beleg, wie dieses in den Augen der Jetztwelt abstruse Gedicht für die Zeitgenossen sehr populair sein konnte. Wir übergehen, als keinen Auszug gestattend, das Viele, was außerdem über Kunstgegenstände in dem Buche gesagt ist (so z. B. die Deutung, welche einem Gemälde des Lukas Kranach in Karlsruhe gegeben ist, S. 326, das man bisher für einen Ritter erklärt hat, der unter drei Nymphen seine Gattin wählt, sowie die Geschichte Würtembergs in Gegenbauer's Frescogemälden, S. 333 fg.), halten uns aber für verpflichtet auf die Geschichte der Malerei zu verweisen, welche einen in sich abgeschlossenen und gewiß höchst anziehenden Bestandtheil der Schrift bildet. Zeugniß für den Werth dieser Betrachtungen scheint Ref. zu liegen in der Bemerkung:

Was in einer Zeit gemalt wird, wie die Gegenstände aufgefaßt, die Aufgaben gelöst werden, läßt uns zugleich einen tiefern Blick in die Sinnesweise einer Generation thun, und gerade in einen Lebenskreis hineinsehen, der sich uns nicht in den großen Weltbegebenheiten aufschließt.

Wer hierin keine unableugbare Wahrheit findet, hat entweder nie Niederländer gesehen oder sie doch ohne allen Sinn für das Wesentliche derselben gesehen. Quandt bedient sich eines andern, die Wahrheit seiner Worte nicht minder bestätigenden Beispiels, indem er sagt:

Es ist beinahe rührend, wenn man Bilder vor sich sieht, die in Deutschland zu Zeiten Friedrich's des Großen gemalt wurden, z. B. die kleinen, freundlichen, stillen, fleißig gemalten Landschäftchen, die Portraite geputzter lächelnder Herren und Damen, erstere oft in der einen Hand eine Dose, in der andern eine Prise haltend, wobei der kleine Finger ausgespreizt wird, und die Damen mit einem Fächer spielend; die Stillleben und Dorfschenken. Geben uns diese Bilder nicht die Vorstellung eines gemüthlichen, sehr beschränkten und harmlosen Volkscharakters, wovon die Geschichte einer Zeit nichts ahnen läßt, in der sich ein deutscher Fürst mit den größten Mächten Europas herumschlug? Gellert's Fabeln und Geßner's Idyllen gehören ja auch jener Zeit an und bezeichnen eine Sinnesweise, die wir aus der Weltgeschichte nicht errathen und erklären können.

Noch einen Gegenstand, den Quandt überall behandelt hat, wo sich ihm dazu Veranlassung bot, können wir ebenfalls nur erwähnen, wir meinen Dasjenige, was er über die auf der Reise von ihm betrachteten Denkmale mittelalterlicher Baukunst sagt und insonderheit darauf hinausläuft, die Auffassung des Spitzbogens als constructiven Elements eines darauf beruhenden eigenthümlichen Baustils den Deutschen zu vindiciren. Diese Partie des Buchs kann nur von dem ganz sachkundigen Leser gewürdigt werden. Schwerlich aber hätte es in dieser Beziehung der entschuldigenden Vorworte bedurft:

Hinsichtlich meiner architektonischen Betrachtungen, welchen ich zu viel Raum vergönnt habe, muß ich die Leser um Geduld bitten. Ich konnte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, welche sich darbot, meine Überzeugung zu befestigen, daß der Spitzbogenstil nicht in Frankreich, sondern in Deutschland ausgebildet wurde. Wem die Frage, welchem Volke der Spitzbogenstil angehört, eine solche Herzensangelegenheit ist wie mir, der wird die Wiederholungen dieses Gegenstandes gern verzeihen.

Dessen womit wir in Dem was Kunst heißt uns auf leidlich würdige Weise mit dem Alterthum messen können, gibt es ja so wenig, und in diesem Wenigen steht die sogenannte gothische Baukunst so bewundernswerth und staunenerregend da, daß die Frage: Ob der Spitzbogenstil (nicht der Spitzbogen) deutsche Erfindung sei, von größter Bedeutung für Jeden sein muß, der überhaupt Kunst- und Culturgeschichte nicht von dem Wissenswerthen ausschließt und in irgend einer Beziehung sich zu dem Publicum unsers Reisenden rechnen darf. Diesem Publicum sind die Schriften Quandt's schon durch sich selbst so hinreichend empfohlen, daß zu Empfehlung der jetzt angezeigten wir vielleicht schon viel mehr gesagt haben als nöthig gewesen wäre. 29.

Sklavenemancipation.

In den vor kurzem erschienenen „Brief notices concerning Hayti and Jamaica" von John Candler findet man sehr interessante Nachrichten von der Wirkung der Emancipation der Sklaven in den englischen Colonien Westindiens. Der Verf., der zur Sekte der Quäker gehört, hat die von ihm mitgetheilten Thatsachen mit eigenen Augen gesehen, und sein Zeugniß verdient allen Glauben, da er ein Mann von gesundem Verstand, richtiger Urtheilskraft und größter Unbefangenheit ist. Nach seiner Behauptung hat die völlige Freilassung der Sklaven auf der Insel Jamaica und in den übrigen englischen Besitzungen Westindiens den glücklichsten Erfolg gehabt; alle Classen der Bevölkerung freuen sich über das Resultat, welches dieselbe gehabt. Die Vorhersagungen der Pflanzer und Gutsbesitzer in den Colonien, welche verkündigten, die einmal freigelassenen Sklaven würden ein faules und landstreicherisches Völkchen werden, welches dem Lande nur Schaden bringen würde, die Felder würden nicht angebaut werden, das Leben der Weißen würde gefährdet und ihr Besitzthum ruinirt sein: alle diese und noch andere ebenso beunruhigende Prophezeiungen sind durch die befriedigendsten Resultate widerlegt worden. Das Gegentheil von Dem, was man vorhergesagt, fand statt, und Jamaica und die übrigen Inseln sind auf eine neue Bahn der Wohlfahrt eingetreten. Der Ackerbau findet gegen Lohn immer zur Arbeit bereite Hände; Bettelei und Herumstreichen sind unbekannt; die Zucker- und Kaffeeplantagen, welche im Anfang der Sklavenemancipation theilweise vernachlässigt wurden, weil die Aufseher die Unvorsichtigkeit begingen, die jetzt freien Arbeiter blos durch Gewalt anzutreiben, fangen an ihre ehemalige Fruchtbarkeit wieder zu gewinnen. Zwei Jahre lang nahmen die Producte durch das unkluge Verfahren der Pflanzer ab; im dritten brachte eine anhaltende trockene Witterung den Miswachs. Aber tiefere Einsicht in die Staats- und Landwirthschaft und ein klügeres Benehmen der Plantagen- und übrigen Gutsbesitzer haben Alles wieder gut gemacht; die Ernten fallen wieder reichlich aus, und man hat jetzt allen Grund, für die Zukunft einen ausgedehntern Handel und einen immer zunehmenden Wohlstand zu hoffen. John Candler hat die Insel Jamaica in allen Richtungen bereist und keinen Menschen gefunden, der die stattgefundene Veränderung zu beklagen schien, keinen einzigen, der, auch mit Absicht auf Gewinn, die ehemalige Sklaverei der Schwarzen zurückwünschte. Er sprach mit Menschen aus allen Ständen und Classen, von dem Statthalter und den Richtern der Insel bis zum Zollbeamten herab, und Alle bezeugten einstimmig, daß die Früchte der Freiheit vortrefflich sind. Der Fremde, der in diesem Lande reist, kann sich wirklich bei jedem Schritt von dem Guten überzeugen, welches die Freiheit dem Arbeiter gebracht hat, und eine kleine Anzahl einfacher und in die Augen fallender Thatsachen beweisen es, wie günstig sie dem Ei-

genthümer ist. Es ist durch zahlreiche Beispiele ausgemacht, daß alle Besitzungen jetzt besser und wohlfeiler als zur Zeit der Sklaverei angebaut sind. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Kosten für die Unterhaltung der Felder, wo man das Vieh weidet und mästet, weit geringer sind wie sonst; die größten Kaffeepflanzungen werden um einen wohlfeilern Preis cultivirt und die größten Pflanzungen von Zuckerrohr kosten an Arbeitslohn wenigstens nicht mehr wie ehemals. Es ist allen Besitzern dieser Ländereien vollkommen einleuchtend, daß sie den Theil von den 20 Millionen, welcher ihnen zugefallen ist, für nichts erhalten haben. Der den Pflanzern von Grossbritannien bezahlte Schadenersatz dient ihnen nicht dazu, durch die Abschaffung der Sklaverei erlittene Verluste zu decken, sondern zur Abtragung der gehäuften und stets wachsenden Lasten, welche das unterdrückende System der Sklaverei nach und nach herbeigeführt hatte. Ein großer Theil der Besitzungen in Westindien war sehr verschuldet und mit schweren Hypotheken beladen. Die von der Regierung bezahlte Schadloshaltung hat dem Übel abgeholfen. Statt wie sonst allerlei Plackereien und Beschränkungen in seinem Handel und Verkehr unterworfen zu sein, hat der Pflanzer jetzt die Freiheit, seine Producte nach dem Markt zu schicken, wo er sie am vortheilhaftesten absetzen kann, den fähigsten Kaufmann zu seinem Correspondenten zu wählen und die Transportkosten in die ökonomischsten Grenzen zu beschränken. Ein Schritt auf der Bahn der Ökonomie führt zum andern; der Pflanzer sieht sich um; glücklich durch den Erfolg seiner Erfahrung versucht er eine andere; indem er allmälig vorschreitet, wie jeder vorsichtige Mann es immer thun muß, bessert er sich nach und nach von seinen alten Gewohnheiten der Nachlässigkeit und unnöthigen Ausgaben und endigt damit, sich von dem Zustand der Dürftigkeit, worein seine Gewohnheiten ihn gebracht hatten, zu befreien. Dies ist die Folge des gegenwärtigen Zustandes der Dinge, d. h. der dem Sklaven gegebenen Freiheit und der dem Herrn gegebenen Handelsfreiheit, daß der Werth des Landbesitzes merklich zunimmt, und daß in den meisten Fällen der ehemalige Preis der Sklaven sich jetzt in dem größern Werth, den der Boden gewonnen hat, wieder findet. Viele Ländereien werden heutzutage zu einer weit höhern Summe verkauft als die Veräußerung von Land und Sklaven zusammen eingetragen haben würde zu der Zeit, da man sich noch über die Abschaffung der Sklaverei stritt. Auch in diesem Fall bewährt sich mithin das alte Sprüchwort, daß die Gerechtigkeit die beste Politik ist. Aber auch wenn der Pflanzer beweisen könnte, daß diese Veränderung statt ein Gewinn für ihn zu sein ihm einen Verlust verursache; wenn man weniger Zucker und Rum ausführte und wenn der Ertrag von den Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen geringer wäre, was hätte dieser kleine Nachtheil zu bedeuten in Vergleich mit dem unermeßlichen Vortheil, welchen die Errichtung einer arbeitsamen Communität herbeigeführt hat? Gesetzt den Fall, die Grundbesitzer hätten wirklich ein geringeres Einkommen als sonst; aber das gemeine Volk ist besser genährt, besser logirt und besser gekleidet, man baut Kirchen, Kapellen und Schulen, man sucht die Erziehung, wohnt dem öffentlichen Gottesdienste bei, die Gefängnisse leeren sich nach und nach, und freie, fromme und sittliche Arbeiter bebauen jetzt einen Boden, der noch vor nicht langer Zeit durch Ketten und die Sklavenpeitsche geschändet war. 31.

Bibliographie.

Betrachtungen über die Natur in besonderer Rücksicht auf Entstehung und Verwesung der Pflanzen. Stettin, Morin. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Beyer, M., Das Auswanderungsbuch, oder Führer und Rathgeber bei der Auswanderung nach Nordamerika und Texas in Bezug auf Ueberfahrt, Ankunft und Ansiedelung, nebst einer vollständigen Schilderung des geographischen, politischen und geselligen Zustandes jener Länder und genauere Erörterung aller bei der Auswanderung zu berücksichtigenden Punkte. Größtentheils nach eigener Auffassung während eines 2jährigen Aufenthaltes in Amerika. Leipzig, Baumgärtner. 8. 15 Ngr.

Busche, H. vom, Friedrich Karl Freih. v. Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Deutsche Geschichten in deutschen Liedern. 1stes und 2tes Heft. Ulm, Herrbrandt und Thämel. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Heusinger, E., Diesseits und jenseits des Oceans. Braunschweig, Rademacher. 8. 2 Thlr.

Jäkel, C. T., Geschichte der Reformation von Luther's Tode bis auf unsere Zeit. Volksbuch. 1stes Heft. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. Für zwei Hefte 10 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in oberbayerischer Mundart. 3te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Schnadahüpfln und Sprüchln, mit Bildern von F. Pocci. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 8 Ngr.

Künzer, F. X. M., Katholische Volksbücher. Zur Belehrung und Erbauung. 1stes Heft. Breslau, Aderholz. 8. Für drei Hefte 5 Ngr.

Ludovico oder der Sohn eines Mannes von Genie. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr.

Ludwig, C. F. E., Kurze Lebensbeschreibung des jüngst verstorbenen Konrad Daniel Grafen von Blücher-Altona. Altona, Schlüter. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lyra, F. W., Plattdeutsche Briefe, Erzählungen, Gedichte u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf Sprüchwörter und eigenthümliche Redensarten des Landvolks in Westphalen. Osnabrück. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Marienlegenden. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Meißner, J. C., Allgemeine europäische Wechselpraktik. Nach den Quellen bearbeitet. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Montholon, Geschichte der Gefangenschaft auf St. Helena. Deutsch von A. Diezmann. Mit dem Portrait des Kaisers und dem Facsimile der Handschrift Montholon's. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3 Ngr.

Morvell, Memoiren eines Berliner Nachtwächters. Sechs Bändchen. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 2 Thlr.

Niebuhr, B. G., Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität z Bonn im Sommer 1829. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1845. 4 Thlr.

Dämonische Reisen in alle Welt. Nach einem noch ungedruckten französischen Manuscripte bearbeitet. 1ste Lieferung. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 10 Ngr.

Reybaud, L., Jérome Paturot, oder der Kampf um Stellung in der Gesellschaft. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 2 Thlr.

Ruppius, O., Die Schlacht bei Leuthen. Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, Simion. 8. 10 Ngr.

Schmidt, Geschichte der Stadt Schweidnitz. 1ste und 2te Lieferung. Schweidnitz, Heege. Gr. 8. Für drei Lieferungen 27 Ngr.

Souvestre, E., Die Verworfenen und die Auserwählten. Aus dem Französischen übersetzt. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 Thlr.

Staudenmaier, F. A., Zum religiösen Frieden der Zukunft, mit Rücksicht auf die religiös-politische Aufgabe der Gegenwart. Zwei Theile. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sue, E., Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Holzschnitten. 1stes Heft. Stuttgart. 1845. Lex.-8. 4 Ngr.

Uebersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der modernen polnischen Literatur. 3ter Band: Die Reise ohne Ziel. Aus dem Leben. Nach dem Polnischen des Grafen von Skar-

bek. Deutsch von E. v. Lossow. Zwei Theile. Berlin, v. Puttkammer. 8. 1 Thlr.

Wurst, R. J., Eine biographische Skizze. Mit dem Bildnisse desselben. Reutlingen, Mäcken Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Abel, F. T. C., Ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. Ein Neujahrswort, unter den religiösen Zeitbewegungen gesprochen am 1. Januar 1846. Nordhausen, Köhne. 8. 3 Ngr.

Behrens, C. H., Wie muß die protestantische Kirche sich entwickeln, wenn es im Sinne Jesu geschehen soll? Ein Vortrag über Matth. 28, 18—20. Braunschweig, Rademacher. Gr. 8. 2½ Ngr.

Brand, T., Fackelzug für J. Ronge. Breslau. 1845. Lex.-8. 2½ Ngr.

Bülow-Cummerow, Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Herr Julian Chownitz, Gründer und Geschichtschreiber der ersten deutsch-katholischen Gemeinde in Schwaben. Beleuchtet von einem Finsterling. Ulm, Seitz. 1845. 8. 2 Ngr.

Christus, der Fels des Heils und der Stein des Anstoßens. Drei Predigten, gehalten von den drei Predigern der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Elberfeld (A. S. Jaspis, J. F. E. Sander, A. W. Hülsmann). Elberfeld, Hassel, 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Decker, A., Ordnung des Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen in der Gemeinde Klein-Wesenberg, als Versuch zum Entwurf einer Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende. Altona, Schlüter. Gr. 8. 20 Ngr.

Ficker, C. G., So lange wird unsere evangelische Kirche sein und bleiben, so lange sie sich zum Herrn als dem Geiste bekennt. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Geissel, J. v., Festrede bei der 50jährigen bischöflichen Jubelfeier des Bischofs von Münster Caspar Max., Reichsfreih. v. Droste zu Vischering im Dome zu Münster am 6. September 1845. Köln, Bachem. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Göring, C. E. K., Ermunternde Anleitung zum Bibellesen. Dinkelsbühl. 8. 2½ Ngr.

Hagen, E. L., Am Grabe Luther's. Zwei kleine Gaben für das deutsche Volk. Jena, Luden. Kl. 8. 6 Ngr.

Hessenmüller, C., Dr. Mart. Luther's Wirken, Tod und Begräbniß, nach den Quellen dargestellt. Braunschweig, Rademacher. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Jesuitenorden und seine Unverträglichkeit mit den deutschen Verhältnissen. Stuttgart, Ebner und Seubert. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Lampadius, W. A., Die deutsch-katholische Bewegung von ihrem ersten Entstehen bis auf die Gegenwart aus protestantischem Gesichtspunkte historisch-kritisch beleuchtet. Zugleich ein vorbereitender Beitrag zur Gründung einer deutschen Nationalkirche. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Le Beau, L., Vom Einflusse des Sündenfalles auf die Schöpfung. Mit einem Anhange: „Wider Ullmann's 40 Sätze über Lehrfreiheit 40 Gegensätze über den Lehrweg der protestantischen Kirche." Freiburg im Br., Wagner. 1845. 12. 5 Ngr.

Liliencron, R. v., Eine deutsche Kirche. (Gedicht.) Kiel, Bünsow. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Löhe, W., Zuruf aus der Heimat an die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas. Beistimmende Unterschriften. Stuttgart, Liesching. Schmal 4. 5 Ngr.

Der Magistrat von Berlin vor seinem Könige. Urtheil des Journal des Débats vom 23. October 1845. Französisch mit deutscher Übersetzung. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinets. 1845. Kl. 8. 2½ Ngr.

Petition an die Ständeversammlung des Königreichs Sachsen vom Stadtrathe und den Stadtverordneten zu Freiberg um Verwendung für die genauere Untersuchung der Ausführbarkeit einer Eisenbahn für den erzgebirgischen Kreis zwischen Dresden über Freiberg nach der sächsisch-baierischen Eisenbahn. Freiberg, Craz und Gerlach. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Philippson, L., Predigten, gehalten bei dem ersten Gottesdienste der Genossenschaft für Reform im Judenthum zu Berlin. Nebst der Einleitungsrede zum Gottesdienste, gehalten von S. Stern. Berlin, Simion. 1845. 8. 5 Ngr.

Predigt über das Thema von einer Sekte, die sich deutsch-katholische Kirche nennt. Für das katholische Volk. Ulm, Seitz. 1845. 8. 1¼ Ngr.

Eine Predigt. Der katholische Glaube wird von aller Welt angenommen werden. Für das katholische Volk. Ulm, Seitz. 1845. 8. 1¼ Ngr.

Der ächte Rock Christi, der im Jahre des Heils 1845 zu Schwäbisch-Gmünd ausgehängt wurde, an das Licht des Evangeliums und der Vernunft gestellt von Romano-Catholicus. Ulm, Seitz. 1845. 8. 2 Ngr.

Röhr, J. F., Gemeinverständliche und schriftgemäße Darstellung der Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. 2te vermehrte Auflage. Neustadt a. d. O., Wagner. 1845. 8. 7½ Ngr.

— — Dringende Hinweisung auf die den heiligen Namen Jesu misbrauchenden Pharisäer der christlichen Kirche. Predigt. 4te Auflage. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Roma. Kampf, Sieg, Glanz der katholischen Kirche. (Zur Jubelfeier des Bischofs von Münster Caspar Maximilian Reichsfr. Droste zu Vischering.) Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Rütjes, H., Die Wahrheit und ihr Zerrbild, oder die römisch-katholische Kirchenlehre gegenüber der „Vertheidigung des Duisburger Katechismus von H. J. Gräber," dargelegt und gewürdigt. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Emmerich, Romen. 1845. 8. 20 Ngr.

Salamin-Novarhol, Parallelen aus Anlaß des Leipziger Attentats vom 12. August 1845. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schiller, J., Über christliche Kinderzucht in Luther's Geist und Wort. Mit vorangeschicktem Berichte Dr. Justus Jonas über Luther's selige Hinfahrt und Melanchthon's Rede über der Leiche desselben. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 10 Ngr.

— — Nachträgliches Promemoria in Sachen der evangelischen Kirchenzeitung gegen die 86 vom 15. August nebst Vor- und Nachtrab. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schroedter, F. A., Rückerinnerungen an die Feier des 50jährigen Amtsjubiläums und der Dienstentlassung des Verfassers. 2te unveränderte Auflage. Oldenburg, Fränckel. 1845. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schroeter, E., Eures Vaters Wohlgefallen ist es, euch das Reich zu geben. Gastpredigt gehalten in der Versammlung der Deutschkatholiken in Worms am 30. Nov. 1845. Worms Rahke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sincerus II., C., Woher die gegenwärtigen Bewegungen in der evangelischen Kirche? und wohin werden sie führen? Glogau, Flemming. 8. 5 Ngr.

Die Sprecher für die Deutsch-Katholiken in der gegenwärtigen sächsischen Ständeversammlung. 1stes Heft: die Sprecher der ersten Kammer. Nebst dem allerhöchsten Decrete, der Decretsbeilage und dem Deputationsberichte. Leipzig, Melzer. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Welcker's Motion, daß die erste Kammer eine Adresse auf die Eröffnungsrede beschließen möge. (Vorgetragen in der 7. öffentlichen Sitzung der Badischen 2. Kammer am 9. Dez. 1845.) Mannheim, Hoff. Gr. 4. 2½ Ngr.

Wilfarth, J. G., 55 kurze Theses für Geistesfreiheit, Wahrheit und Frieden in der Kirche. Braunschweig, Rademacher. 12. 2½ Ngr.

Zarnack, W., Gegen Hrn. Pastor Balzer in Naumburg, den Vertheidiger des Hrn. Pastor Uhlich und der protestantischen Freunde. Naumburg, Lange. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 91. —— 1. April 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

Es ist bekannt, welches Gesetz des Miswachses in dem verflossenen Jahre alle vegetabilische Production durch fast ganz Europa getroffen hat; uns scheint fast, als ob dasselbe Gesetz auch auf dem Gebiete der Literatur, wenigstens der dramatischen Production, Herrschaft ausgeübt habe. Fassen wir freilich blos die Nummerzahl ins Auge, so ist die letzte Ernte nicht unter dem gewöhnlichen Mittelertrage geblieben; allein die Masse der tauben, hohlen und unergiebigen Früchte ist größer, die der ausgiebigen, dauernden und vorhaltenden Erzeugnisse geringer als seit vielen Jahren. Gegen die letztverflossenen Jahre, gegen 1844 namentlich, ist das Jahr 1845 ein calamitoses, ein vollkommenes Misjahr zu nennen, das, etwa fünf oder sechs mehr oder minder kunstgerechte Arbeiten von mehr oder minder kritischer Bedeutung abgerechnet, kaum eine Frucht hervorgebracht hat, die bis zur nächsten Ernte zu dauern verspricht. Wollte der Himmel es entstände hieraus eine Theuerung, ein Heißhunger nach dramatischen Erzeugnissen, wie beide leider nach den Früchten des Feldes entstanden sind. Ein solches Ereigniß wäre für die Dichter, für die Verleger, für die Theaterregien und endlich auch für das Publicum ein überaus glückliches zu nennen und würde in nächster Zukunft ohne allen Zweifel von Jedermann freudig begrüßt werden. Nun, wir wollen sehen!

Was wir vor allem Andern unter den Erzeugnissen des letzten Jahres vermissen, das ist jene Reihe körniger und charaktervoller, wenn auch nicht gerade schöner und poetischer Dramen, welche in den Vorjahren Prutz, Gutzkow und Wiese lieferten, und mit welchen sie einen neuen lebenvollern Ton im Drama anzuschlagen begannen. An ihre Stelle ist dagegen eine Anzahl wortseliger, sentenzenreicher und charakterarmer Stücke getreten, welche mehr und mehr die Besorgniß erwecken, daß mit der Steigerung der Sprachfertigkeit, die so traurige Fortschritte unter uns macht, die Energie und die Fülle der Gedanken, das Streben nach Bedeutung und Nachwirkung in den Charakteren allmälig verschwinden und einer Epoche, ähnlich der der Secentisten in Italien oder der gleichzeitigen spanischen Dramaturgie, auch bei uns Platz machen werde. Zu diesem Misbrauch des Worts, zu dieser Verflachung des Dramas in einen bloßen Redewechsel trägt leider einer unserer Dichterveteranen, F. Rückert, wie wir weiterhin sehen werden, wesentlich bei, indem er das Drama zu unserm Bedauern fast ganz aus dem Kreise der That und des Gedankens in den Kreis der Rede und des Wortwechsels versetzt, was wir offen gestanden für einen sehr übeln Dienst halten, den er am Ende seiner schönen Laufbahn der Literatur erweist. Hoffen wir jedoch auf eine Umkehr, oder vielmehr vertrauen wir, daß der deutsche Literaturgeist sich nicht durch ein Beispiel dieser Art auf einen Irrweg werde führen lassen, den jede gesunde Kritik nur aufs äußerste beklagen könnte, und thun wir endlich das Unserige, um so treffliche Kräfte wie die sind, die in jenen charaktervollen Dramatikern sich ankündigten, zu ermuntern und zum Werke zu erwecken!

Hat auch die schwächliche und sentimentale Gattung im verflossenen Jahre sichtbar die Oberhand behauptet, so lassen sich doch Gründe genug zu der Annahme auffinden, daß dies nicht immer so sein werde. Denn einmal ist anzuerkennen, daß ein „Moritz von Sachsen“, ein „Bourbon“ und ein „Patkul“ nicht in jedem Monat fertig zu machen sei, und zweitens war die Zeitwoge, welche das Jahr 1845 beherrschte, überhaupt der Poesie des Gedankens darin ungünstig, daß sie die Betrachtung übermäßig auf ein anderes Gebiet abrief und sie in der religiösen Discussion fast ganz absorbirte. Die Kunst aber, die Dichtung ist auch ein Cultus und sie steht mit der Cultur, mit der Humanität, mit der letz-

ten Aufgabe des Menschenthums, in ganz ebenso nahem Zusammenhang als die Theologie, so weit diese auch ein Menschenwerk ist. Die Roheiten und die Kurzsichtigkeiten des theologischen Streits aber verletzen die kunstgeweihte Seele ebenso tief als die gläubige; ja zwischen der Religion und der Poesie waltet eine solche Identität der Interessen, daß ein Zeitalter nicht theologischstreitsüchtig sein kann, ohne zugleich unpoetisch und unkünstlerisch zu werden.

Es erscheint wie eine Reaction der Geister gegen diese Richtung, daß im verflossenen Jahresabschnitt vorzüglich viele satirische und launige Erzeugnisse auf dem dramatischen Gebiete hervortraten. War der Ernst und die Wahrheit absorbirt im Partei- und im Sektenstreit, so machte sich die Spottsucht und die Caricatur frei; ja sie fand sich provocirt durch das Übermaß von Interesse, das die individuelle Ansicht, der kein Gesetz der Schönheit und des Geschmacks etwas galt, für sich in Anspruch nahm. Auf diese Art erklären wir uns die Fülle humoristischer Productionen, an welchen jener Zeitabschnitt reich ist. Doch auch hier hat die Ungunst eines calamitosen Jahres, das Verderben des Misrathens gewaltet; denn unter der großen Menge dieser Art von Hervorbringungen ist nur sehr wenigen Dauer und Nachwirkung zu versprechen. Derselbe Wasserstoff, der die Feldfrucht des Jahres an ihrem Gedeihen gehindert hat, macht auch die witzigen Kinder Thaliens in diesem Jahre stockicht, zäh und ungenießbar. Keine einzige Arbeit, die das Salz Platen's oder Raupach's, den Geistreichthum Bauernfeld's, den Geschmack Töpfer's oder die guten Einfälle Benedix', oder auch nur die Theileffecte geringerer Geister erreichte, tritt aus dieser Schar hervor.

Nach diesem Allen haben wir für unsere nachfolgende Übersicht kaum etwas mehr als das Interesse einer literarhistorischen Arbeit in Anspruch zu nehmen, sofern es unserm Bemühen, auf die Grundsätze für die einzelnen Gattungen der dramatischen Muse etwas mehr als gewöhnlich einzugehen, nicht gelingen möchte, dieser Übersicht einen selbständigern Werth mitzutheilen.

---

1. Herodes der Große. Von Friedrich Rückert. Zweites Stück: Herodes und seine Söhne. Stuttgart, Liesching. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Cristofero Colombo, oder die Entdeckung der neuen Welt. Geschichtsdrama in drei Theilen. Von Friedrich Rückert. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Den zweiten Theil des „Herodes" dürfen wir zu jenen kräftigen und charaktervollen dramatischen Erzeugnissen rechnen, durch welche das Jahr 1844 sich vor vielen andern hervorthat. In diese jüngste Vergangenheit hinüberreichend, steht es deshalb mit Recht an der Spitze unserer Übersicht, welche kein dem Jahre 1845 angehöriges Drama von solcher Bedeutung in Gedankenfüllung und Charaktervertiefung aufzuweisen hat. Denn trotz aller Erinnerungen, zu denen dies Stück in seiner rhapsodischen Führung, in seiner Verwirrung und Verdunkelung der dramatischen That, in seinen geschmackwidrigen Einzelheiten vollen Anlaß gibt, haben wir doch den poetischen Geist zu erkennen, der über und der aus dem Ganzen weht. Die Sünde ungemäßigter Herrschbegier und die größere Sünde des Herodes wider besseres Wissen und Ahnen, dem Geist der neuerwachenden Welt nicht huldigen, das Alte und Abgelebte mit Gewalt festigen und erhalten, sich selbst in den Mittelpunkt der Welt setzen zu wollen, anstatt der Sache der Menschheit diesen Platz einzuräumen, diese Sünde Herodes' wird an ihm und seinem Geschlecht von dem Dichter auf höchst poetische Art gestraft. Seine Gewalt schlägt über ihn selbst zusammen, seine List verstrickt ihn selbst, seine eigene Untreue verräth ihn und alle Herrscherkunst wird an einer Welt zu Schanden, die sich mit unwiderstehlicher Macht aus den Fesseln des alten Egoismus losringt, um hinfort für Andere zu denken, zu fühlen und zu leiden. Daß dies der dichterische Grundgedanke des ehrwürdigen Verf. sei, die Geschicke in der sich selbst zerstörenden Familie des Helden aber nur die Träger dieses Gedankens, gewissermaßen ihr stoffartiger Niederschlag, dies beweist sich sowol aus den Schlußscenen des ersten Theils als aus dem Nachspiel oder dem Schlußbilde des zweiten Stücks, in dem plötzlich, nachdem des Herodes Tod ausgerufen ist, der Engel und Joseph in Ägypten, Hanna und Simeon im Tempel zu Jerusalem einen kurzen Epilog bringen, welcher alle Greuel der vergangenen Scenen in die sanfte Zuversicht eines neu erwachten „Heils der Welt" auflösen:

Simeon.
Was ich Tag um Tag erschmachte: sieh' nun, es durchbricht die Nacht.
Hanna.
Was ich Nacht um Nacht erwachte, siehe nun, das Licht erwacht.
Simeon.
Siehest du, wie dort den Tempel schon der neue Glanz erfüllt?
Hanna.
Und die Zukunft aller Welten ist in diesem Glanz verhüllt.
Simeon.
Nur mit Dank schließ' ich mein Auge, da es Herr dein Heil geseh'n!
Hanna.
Laß mit schweigender Anbetung uns dem Herrn entgegengeh'n!

Ein solcher Schluß würde gar nicht zu begreifen sein, wenn er nicht eben darin seine dichterische Rechtfertigung fände, daß unter den Verwickelungen, welche den Untergang des Helden und seiner Familie herbeiführen, still jener Grundgedanke hinläuft, daß die alte Welt mit ihrer Moral und ihrer Politik, mit ihrem hohen Geist und ihren Verirrungen, mit ihren Tugenden und ihren Lastern hier ausgehe, ausathme, so zu sagen in eine neue Zeit und eine Welt neuer Ideen. So allein haben wir dies Gedicht unsers Rückert zu verstehen und so allein wird es zum Gedicht. Denn an sich und in seine Einzelheiten zerlegt, obwol auch diesen stets Bedeutung und Charakter beiwohnt, macht es uns an dem schönen Geiste oft irre, den wir an Rückert so lange geliebt und bewundert haben. Der unleugbarste Eigensinn und die offenbarsten Geschmackwidrigkeiten verdarben uns den Genuß fast aller Scenen, in denen oft das Größte mit unsäglicher Frivolität behandelt und die köstliche Poesie einzelner Momente durch die rhapsodische Zerrissenheit des Ganzen wie mit frevlem Muthe zerstört wird. Es ist eine unbegreifliche Beschäftigung, wenn wir dem Dichter seine erhabensten Auffassungen unmittelbar nach ihrem Hervortreten wie misfälliges Geschwätz durch offenbar misfälliges Geschwätz verwüsten und zerstören und ihn von einer Manie des trostlosesten Wortspiels beherrscht sehen, die nur zu ihrer Selbstvernichtung da zu sein scheint. Ein Beispiel für hundert mag genügen. In der Scene, wo Pherores der Kypros die Ankunft der Enkel Alexander und Aristobul, Mariamne's Kinder, ankündigt, die er bezeichnet als

. . . recht schöne stolze Blumen.
Des Stolzes schöne Blüthen, stolze Blumen
Der Schönheit, völlig ihrer Mutter Söhne —

sagt er zu Mutter und Schwester:

Auf jeden Fall sacht und zusammen halten.

Salome.

Das, Bruder, halte du dir selber vor.
Ich halt' an mir und an Herodes fest,
Du aber hältst nicht immer fest zusammen.

Pheroras.

Bin ich so fahrig!

Salome.

. . . Ja, ich fürchte, daß
Du nächstens ganz wirst auseinander fahren.

Pheroras.

Ei, Schwester, die Gefahr ist nicht so nah'.
Was, fahrig, fahren? Ist es nicht, um aus
Der Haut zu fahren, wie du hocheinher fährst,
Wie du mich anfährst, übers Maul mir fährst,
Potz, Fahren und kein Ende . . .

Kypros.

Still, ihr Kinder u. s. w.

Solcher unbegreiflichen Stellen enthält jede Scene wenigstens eine, es ist als wenn der Ton des Worts festsäße im Geiste unsers würdigen Veteranen und ihn nicht eher den Gedanken fortsetzen ließe, bis er erst alle lexikalischen Bedeutungen des verderblichen Grundtons in einem Redebeispiel ausgebeutet und dargelegt habe! Wie Schade! Denn fürwahr an dichterischen Schönheiten fehlt es in diesem tiefsinnigen, nur allzu skizzenhaften Drama nicht, so wenig wie an geistvoller Auffassung, neuer Ergründung und ergreifender Darstellung des Historischen, vorzüglich der Politik der Römerherrschaft in Judäa. Der Tod der schönen Kinder Mariamne's, welche die väterliche Eifersucht tödtet, ist der ostensible tragische Inhalt des zweiten Theils des „Herodes", der Bestandtheil des Stücks, auf dem sein rührendes Element beruht; denn des Bruders Pheroras Tod ist wohlverdient. Die Weltlage aber, die Gestalt der Römerherrschaft und Judäas zur Zeit der Erscheinung des Heilands ist der geheime, der vermittelte Inhalt des Dramas, dessen glänzendste Schönheit es ist, daß es diese „Lage der Welt" ungemein treffend versinnlicht. Hier ist Tiefe, Geist und Studium, hier ist Poesie in Überfluß — sollen wir nicht aufrichtig bedauern, daß die Ausführung dem Eigensinn und der sonderbarsten Verirrung des Geschmacks verfallen ist!

Doch unser Bedauern über den Verfall so schöner Kräfte soll noch wachsen bei Durchlesung der zweiten Arbeit Rückert's. „Cristofero Colombo, oder die Entdeckung der neuen Welt", zu dessen Bezeichnung der Verf. den neuen Ausdruck „Geschichtsdrama" erwählt, ist eine für jede Gattung verfehlte, des Inhalts und der Bedeutung ganz entbehrende, ja eine fast völlig trost- und hoffnungslose Arbeit in zwei Bänden! Es fällt uns wahrlich schwer, von einem Werke unsers Rückert ein solches Urtheil, dem alle Pflicht der Pietät entgegenzutreten scheint, auszusprechen zu müssen, und wir wünschen daher auch so schnell als möglich über die Sache hinzugehen, nachdem mit einigen Worten angedeutet sein wird, wie und auf welchem Wege der Dichter zu einer so unausgiebigen Leistung gekommen sein mag. Der gewöhnliche, der conventionnelle hohle Wortpomp des Dramas ist dem Verf. verhaßt; er sucht nach einem neuen Stil im Drama, so viel ist klar. Hierbei ist ihm nun der Gedanke gekommen, es mit dem ganz Naiven, mit dem Naturstil zu versuchen und zu sehen, wie viel poetische Wirkung sich hiermit hervorbringen lasse. In diesem Versuch, aus dem dieser „Colombo" hervorging, liegt etwas Richtiges; nur ist die Grenzlinie ungemein zart und die Gefahr ihrer Überschreitung naheliegend. Rückert hat diese Grenzlinie nicht festgehalten: er ist aus dem Naturstil in das Rohe, das Kindische, das ganz Triviale verfallen; indem er die Kunstconvenienz vermeiden wollte, ist er aus der Bahn aller Kunst überhaupt gewichen. Seine Dramatis personae sprechen nicht mehr wie durch die Kunst erhöhte Menschen, sondern wie Schiffer, wie Lakaien, wie rohe Kaziken, wie Wilde endlich. Zu viel Natur macht sie für die Kunst unwahr; denn auf der andern Seite will der Verf. bei sich darbietender Gelegenheit keineswegs den Poeten verleugnen oder sich lyrische Ergüsse, poetische Gemälde und dichterische Erzählungen aller Art versagen. Hieraus ist nun ein völlig disharmonisches Werk entstanden, das unter keiner Kunstgattung eine Stelle hat. Die ganze Unternehmung zerfällt in drei Theildramen, deren erstes die Kämpfe und Gefahren zum Inhalt hat, die Colombo bis zur Landung in der neuen Welt besteht, und das mit der Aufrichtung des Kreuzes — wie der Kazike sagt:

Es war ein grüner Baum im Walde hier
Und ist ein namenlos Gebilde nun — —

auf Guanahani endet. In diesem Theile fehlt es nicht an poetischen Auffassungen. Die Festigkeit Colombo's, seine Glaubenszuversicht, das goldene Land Cipango zu entdecken, die seltsamen Zweifel, Träume und Hoffnungen, welche seine Unternehmung am Hofe, bei ihm selbst und in der Welt erwecken; der Eindruck endlich, den die Naturmenschen der neuen Welt von der Erscheinung der Europäer empfangen und ihre blinde Unterwerfung unter die höhere Macht des Geistes, alles Dies gibt diesem Theildrama stoffartigen Inhalt genug, um über den gänzlichen Mangel aller dramatischen Kunstbedingungen zu täuschen oder doch hinwegzuheben. In den beiden folgenden Theilen ist dies Interesse erschöpft; ein neues, aus der Geschichte nicht bekanntes, tritt entweder nicht auf, oder trägt, wo es versucht wird, wie in der Liebe Higuamota's und Guevara's, in der Gestalt Anacaona's und in dem treuen Steuermann Sebastian so seltsame und naturwidrige Farben, daß wir ganz und völlig zu dem Gefühl trostloser Langeweile gelangen, welche uns in den Gesprächen mit Kindern, den Dialogen der Wilden, den Unterhaltungen zwischen Colombo und seinen Lootsen oder Brüdern unwiderstehlich machen muß. Colombo von gescheiterten Unternehmungen heimgekehrt, von Bovadilla in Ketten gelegt — die er als Gnadenketten ihm zu lassen bittet, als man sie ihm abnehmen will —, alles Glanzes, aller Kraft des Widerstandes beraubt, macht den Schluß des zweiten Theils. Im dritten steht Colombo in Spanien wieder vor den Königen, die ihm schmeicheln, aber in seinem Amte, in seinen Würden ihn nicht wiederherstellen, worauf der Held in Las Casas' Armen stirbt, nachdem das Streben des Dichters nach Natürlichkeit in allen Richtungen hin zu vollständigster Unnatur umgeschlagen ist. Denn sollen Charaktere und Gestalten wie Anacaona und ihr Bruder Behechio, Unterhandlungen, wie die mit der Königin von Spanien in allen drei Theilen, oder Scenen wie der vierte Act des zweiten Theils sie darbietet, für natürlich, und Monologe, wie (S. 152) der Caonabo's oder im zweiten Theil (S. 186) der Colombo's, für dramatisch gelten? Was hat der Dichter überhaupt bei der Bezeichnung seines Werks als „Geschichtsdrama" sich gedacht? Seine Arbeit ist weder Geschichte noch ist sie ein Drama. Sie ist aber auch keine dritte Species, denn dem seinsollenden Drama fehlt das dramatische Leben und der Geschichte fehlt die historische Treue. Selbst als dramatisirte Geschichte oder als historisches Drama kann das Werk nicht gelten; denn die dramatisirte Geschichte fodert urkundliche Treue der Ereignisse und der Charaktere, und mit beiden ist nach dunkeln Kunstzwecken höchst willkürlich verfahren, und das historische Drama verlangt eine einige, homogene und poetisch abgeschlossene Handlung, während wir hier ein fictives Menschenleben, aber keine Handlung erhalten. Nichtsdestoweniger opfert der Dichter auch in diesem ganz und wesentlich verfehlten Werke stellenweise den Grazien und mehr als eine Partie ist — wie dies bei Rückert nicht anders sein kann — voller Reiz und Anmuth, Eigenthümlichkeit und Intuition, wenn wir auch den Chorgesang der indianischen Mädchen:

Übers Meer kommt die Sonne,
Kommt der Mond geschwommen,
Übers Meer sind in Wonne
Die weißen Männer gekommen.

nicht gerade hierzu rechnen möchten. Allein solche einzelne Stel-

len schwimmen inselgleich in einem Meer der ödesten Langeweile und machen diese nur noch fühlbarer.

Und so läßt diese seltsame Arbeit denn ein Gefühl der Trauer und der Wehmuth — und vielleicht sollte sie dies! — bei dem Leser zurück, der Mühe hat zu glauben, daß Rückert mit solchen Werken der Sache der Poesie förderlich zu sein meinen kann, und der dem geliebten, vielgestaltigen und vielbewunderten Dichter ein „Jam rude donatus" zurufen möchte; überzeugt, daß aller Musendienst im endlichen Subject, in Jedem von uns, seine abgesteckte und nicht zu verrückende Grenze habe, und also denn wol auch in diesem fast unübersehbaren und wie es scheint nicht zu ermüdenden Geist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lamennais' neue Übersetzung der Evangelien.

Fast alle Nationen Europas, die eine Literatur haben, besitzen in ihrer Sprache Übersetzungen der Heiligen Schrift, die zum Theil die Schönheiten des Originals wiedergeben. Nur die Franzosen können sich dessen nicht rühmen. Die vielen Meisterwerke ihrer Nationalliteratur und die zahlreichen französischen Erbauungsschriften, unter denen es ganz vorzügliche gibt, erlauben nicht, diesen Mangel dem Mangel an Talent zuzuschreiben. Vielleicht kommt es daher, weil die vermeintliche Gefahr, dem Volke die Heilige Schrift in die Hände zu geben, die tüchtigsten Gottesgelehrten Frankreichs einem solchen Unternehmen abwendig machte. Bossuet und Fénélon dachten nie daran, und doch lasen und studirten Beide die Bibel aufs sorgsamste und mit dem unablässigsten Eifer. Bossuet besonders ist so ganz von diesem göttlichen Werke durchdrungen, daß sein Genie beinahe mit nichts Anderm genährt scheint. Der Gedanke, die heiligen Schriften in die Volkssprache zu übertragen, ging zuerst unter Ludwig XIV. von den Jansenisten aus, denen es indeß an der nöthigsten Eigenschaft gebrach, die Anmuth, die Stärke und Pracht des Urtextes wiederzugeben. Die Übersetzungen der Heiligen Schrift in moderne Sprachen, zumal ins Französische, haben allerdings einen großen Übelstand, der in der Natur dieser Sprachen liegt, wo sich an alle Worte ein bestimmter, durch den Gebrauch streng festgestellter Sinn knüpft. Bei den alten Sprachen ist das nicht der Fall: jedes Wort hat sozusagen eine größere Tragweite als das ihm entsprechende französische, spanische, italienische Wort, sodaß die Idee oder die Wahrheit, welche diese oder jene Stelle in sich schließt, in den meisten Übersetzungen geschmälert und verkleinert wird. Der Urtext ist gehaltreicher, anregender, vollständiger, fruchtbarer, welcher Vorzug bisweilen auch von der Wendung der Phrase herrührt, die nicht wiedergegeben werden kann. Die Vulgata, ein nicht genug bewundertes und zu bewunderndes Meisterwerk, ist frei von diesem Fehler, weil der Genius der lateinischen Sprache dem Genius des Griechischen und Hebräischen näher verwandt ist und sie ohnehin, sogar auf Kosten der Grammatik, eine buchstäbliche Treue erlaubt, welche allenfalls unsere deutsche Sprache, die französische aber platterdings nicht zuläßt. Hieraus erklärt sich, daß selbst an den besten französischen Bibelübersetzungen immer noch Vieles auszusetzen bleibt. Bis jetzt verdiente die von Genoude vor allen den Vorzug. Der im Ganzen genommen reine Stil hat Schwung, Wahrheit, Kraft, und zeigt nur hier und da Spuren von Affectation; doch trifft Hrn. v. Genoude der Vorwurf, daß er zu häufig den antiken Charakter einer schüchtern-modernen Eleganz aufopfert. Die Heilige Schrift ist voll naiver Ausdrücke und kühner Ellipsen, vor deren Übertragung der gute Geschmack keine Angst haben darf. An manchen Stellen stößt man darin auf etwas Schroffes, Seltsames, das der Rede eine wundersame Kraft gibt. Bei Bossuet finden sich viele solche Schönheiten; er hat, wie die Bibel, eine eigene Harmonie. Die gewaltigsten Naturerscheinungen haben nichts Sanftes, nichts Anziehendes, und doch gibt es nichts, das uns tiefer rührt und bewegt. Die neue Specialübersetzung der Evangelien von dem berühmten Übersetzer der „Nachfolge Christi" — des schönsten Buches, sagt Fontenelle, das aus Menschenhänden hervorgegangen, weil das Evangelium nicht davon herkommt — nähert sich, meines Erachtens, mehr als eine frühere der Vollkommenheit, die eine solche Arbeit verträgt. Lamennais hat dieser neuen Übersetzung die bewundernswürdigen Eigenschaften des Stils, die alle seine Schriften auszeichnen, mitgegeben und, soweit es nur immer anging, darin den Charakter der zugleich naiven und erhabenen, schwungvollen und bilderreichen, einfachen und beredten Sprache des Originals beibehalten. Jedoch möchten wir für eine gründliche Kenntniß des Textes und ein richtiges Verständniß des Inhalts nicht immer einstehen. Die Arbeit Lamennais' ist keine bloße Übersetzung, sondern eine Übersetzung mit Anmerkungen und Commentaren. Die hinter jedem Capitel angehängten Betrachtungen sind mit dem blendenden Glanze geschrieben, der Lamennais eigen ist, und erinnern bisweilen an den biblisch-lyrischen Schwung der „Paroles d'un croyant". Auch wo man seine Reflexionen nicht billigen kann, läßt man dem Zauber des Stils Gerechtigkeit widerfahren. Was den Inhalt der Commentare betrifft, so ist er größtentheils moralisirender, theilweise auch polemisirender Natur, in dem Sinne eines demokratisch-rationalistischen Volkspredigers, der nicht zu Bibelgläubigen, sondern zu Bibelignoranten redet. In einem Lande, wo eine so große Unbekanntschaft mit dem Inhalte der Heiligen Schrift zu Hause ist wie in Frankreich, dürften diese Commentare, so viel Irriges und Bedenkliches sie auch enthalten, doch mehr Nutzen als Schaden stiften, weil sie auch viel Wahres und Eindringliches sagen und hauptsächlich darauf abzwecken, durch Darstellung des Ganges und Ausganges Jesu den Menschen ihren Gang und ihr Ziel vorzuzeichnen; und in einer Zeit, wo die religiösen Ideen wieder die Gemüther aufregen und die vom Skepticismus abgematteten Geister im Glauben neue Stärke und Rüstung suchen, kann es nur günstige Wirkungen haben, wenn die Evangelien in der Übersetzung eines populairen Schriftstellers unter das verwahrloste Volk kommen; diese göttlichen Bücher, die auf die tiefsten, heiligsten und unbefriedigten Bedürfnisse der Menschheit antworten, alle Zweifel und Räthsel der Erdenschicksale lösen, den Naturoffenbarungen für uns erst bestimmten Umriß und Farben geben, und das Gewissen als Statthalter Gottes in unserm Innern proclamiren. Will die radicale Demokratie in Frankreich je durchdringen, so ist ihre Aussöhnung und Einigung mit christlichen Ideen unumgänglich nothwendig. Diese christlichen Ideen werden allein die göttliche Kraft haben, die Demokratie umzugestalten, ihre Grundsätze zu verbessern und sie allmälig bis dahin zu verändern, daß von ihrem ursprünglichen unbändigen Charakter und ihrem Voltairisch-liberalen Geiste nur diejenige Freiheitsliebe und Spottlust übrig bleibt, welche mit der Herrschaft der höhern sittlichen Mächte bestehen kann. 89.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 92. —— 2. April 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

3. Dramatische Werke von Heinrich Laube. Erster Band: Monaldeschi. Leipzig, Weber. 1845. 8. 1 Thlr.

Man würde einer Zeit, in welchen Dramen wie Laube's „Monaldeschi" wirklich und aufrichtig für dramatische Kunstwerke gelten könnten, nicht Unrecht thun, wenn man ihr den Beruf zur dramatischen Kunstproduction geradehin abspräche. Diese Arbeit, welche wir ohne weitere Erinnerung für eine geistreiche, dramatisirte Novelle passiren lassen, hat von der echten Tragödie weder Anlage, noch Gesinnung, noch Kunstform; könnte die Kritik unserer Tage dies verkennen, so hätten wir Abschied zu nehmen von aller Ästhetik und die Dramaturgie hätte vom Abc her wieder anzufangen.

Es ist seltsam genug, daß der Verf., nachdem er uns nicht ohne Selbstgefälligkeit in einer 74 Seiten langen Vorrede von seiner dramaturgischen Bildung unterhalten und alle die Irrthümer, Fehler und Verstöße aufgezählt, die er in einer dreißigjährigen Laufbahn vermeiden gelernt, alle die kritische Einsicht specificirt hat, die er nunmehr genommen, ein Drama in der höhern Wortbedeutung hinstellen konnte, das allen Gesetzen der Ästhetik, so weit sie diese Kunstform betreffen, so entschieden Hohn spricht wie in seinem „Monaldeschi" der Fall ist. Lehrreich und seltsam ist es, daß er, der als ein fehlerloses Axiom hinstellt, nur die Handlung, die Handlung allein und nichts als die Handlung begründe die Wirkung des Dramas und gebe ihm Bestand und Dauer, daß er, der dem Streben nach Charakterzeichnung völlig den Stab bricht, ein Stück hinstellt, in dem dramatische Handlung gar nicht enthalten ist und dessen alleiniger Werth in einer gewissen Virtuosität der Charakterzeichnung besteht.

Das Stück ist in Frankreich geschrieben und erinnert in der That Strich für Strich an Victor Hugo. Deutsches Element ist darin gar nicht und Originales noch weniger; wol aber dieselbe Übertriebenheit, Gewaltsamkeit und naturwidrige Zuspitzung der Empfindungen, dieselbe Art, die Scenen einzurahmen und mit Schlagschatten zu versehen wie bei Victor Hugo, eine große Verwandtschaft der Charakterzeichnung und dieselbe Form des Dialogs wie bei dem Franzosen. Man glaubt einen Pendant zu „Hernani", oder „Le Roi s'amuse" zu lesen, an die deutsche Dramatik erinnert nichts. Ist Das die Frucht von Laube's dreißigjähriger dramatischer Vorschule, Das das Resultat einer mit Begierde verfolgten kritischen Erkenntniß, der Laube sein halbes Leben widmete: so muß uns einleuchten, daß der dramatische Dichter geboren wird und nicht zu machen ist. Denn selbst nicht einmal in Dem, was der leidigen Form angehört, nicht einmal in Dem, was zur Anlage des Dramas zu rechnen ist, haben wir etwas Fertiges und Befriedigendes vor uns in einem Stück, das erstens aus zwei ganz gesonderten Interessen zusammen gewachsen ist, und das zweitens aus drei Acten in Prosa und zwei Acten in Versen vom wildesten Wuchs besteht! Solche Regellosigkeiten, solche Misachtung gemeiner Foderungen, solche Nachlässigkeiten gegen das zum Urtheil berufene Publicum hat Victor Hugo sich nie erlaubt, wie sehr er auch nach Ungebundenheit ringt; man muß ein deutscher Poet sein, um Dergleichen nur zu begreifen.

Doch genug des Allgemeinen; eine nähere Ansicht dieses Stücks mag dem Gesagten zur Stütze dienen. Nach den Andeutungen in der Vorrede hat dem Verf. vorgeschwebt, in diesem Drama das Ringen nach „Macht und Glück" in einem begabten Menschen, einem Abenteurer der besten Art, zur Darstellung zu bringen. Das Thema mag gelten, obgleich es von Haus aus kein edles, und daher schon an sich in der Tragödie keinen bleibenden Sieg zu erkämpfen geeignet ist. Denn darauf müssen wir den Verf. gleich hier aufmerksam machen, daß er, indem er das Interesse der Handlung als den eigentlichsten Kern aller Dramaturgie hinstellt, ein wesentliches Moment hinzuzufügen vergißt, nämlich das, daß dies Interesse ein ethisches sein muß, nicht eins der bloßen Neugier oder der bloßen Historie. Hier liegt ein Grundgeheimniß der Dramatik, so glauben wir, verschleiert! Prüfen wir alle Werke dauernden Ruhms in der Dramatik, die Alten, Shakspeare, Calderon, Racine, Schiller, Goethe, worin beruht ihre Macht, welcher ist der Hebel ihrer ästhetischen Wirkung? Es ist das ethische Interesse, das wir an der Handlung zu nehmen gezwungen sind. Es ist die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Selbstvernichtung der Schuld, die Aufopferung für Andere, für eine Idee, ein höheres Gut als das Leben u. s. w. Sind wir darüber einig, so fragen wir weiter: Wohnt dem Ringen nach Macht und Glück von Seiten eines Abenteurers ein solches ethisches Interesse bei? Und wenn wir diese Frage mit Nein beantworten müssen, kann der Verf. sich wundern, wenn wir in seinem „Monaldeschi" auch nicht eine Spur jenes Interesses entdecken können, mit dem wir z. B. den „Macbeth" noch nach der zwanzigsten Darstellung wiedersehen und wiederlesen? Das Interesse, das ihm bleibt, ist kein edles; es ist das der bloßen Neugier, das mit der Entdeckung befriedigt ist.

Hiernach fällt nur noch die Charakterauffassung unter unsere Betrachtung. Wir haben schon bemerkt, daß die Gestalt Monaldeschi's, sit venia verbo, ganz Victor Hugo's ist. Die Art und Weise wie dieser kecke Abenteurer sich einführt, zu der Königin dringt, mit ihr verhandelt, gehört ganz dem französischen Poeten an; nur Der kann sie für original halten, der diesen nicht kennt. Auch Sylva, die Nebenbuhlerin der Königin, ist jenem Dichter entlehnt. Man wird in der That irre an der Originalität Laube's und fängt an, auf eine Austrocknung der Quellen der Erfindung bei ihm zu schließen. Die übrigen Nebenfiguren Malström, Schnurre, Rosenhan, selbst Santinelli, sind Marionetten; als menschliche Gestalten, als dramatische Personificationen von einiger Bedeutung und zu-

gleich als selbständige Schöpfungen bleiben nur Christine und Brahe ihr treuer Rath übrig. Der Verf. hätte das Stück daher auch nach seiner Hauptgestalt, nach der Königin, benennen sollen. Der Charakter Christinens ist gut und in festen Zügen aufgefaßt, der Poet ist mit ihm zum Abschluß gekommen. Was sie sagt und thut hat Gewicht; es fließt aus dem Charakter, wie er vor uns tritt, rein und naturgemäß ab; in diesem Punkte befriedigt Laube's Arbeit. Von der Führung des Ereignisses ist jedoch nicht Dasselbe zu sagen. Die Begebenheit ist einestheils haftend und von langsamer Entwickelung, anderntheils sprunghaft und ohne Zusammenhang; zwischen dem vierten und fünften Act fehlt alle Verbindung, und warum Monaldeschi sterben muß, wofür er es muß, wird dem Zuschauer durchaus nicht klar. Zuletzt überstürzt sich die erst zögernde Handlung, der Verf. hat einen zu engen Rahmen für sein Bild gewählt, er mußte die Handlung theilen, mit der Mitte des Stücks beginnen, und die ersten Acte voraussetzen. So wie das Drama nun vor uns liegt ist die Katastrophe, Monaldeschi's Ende, ganz unvollständig motivirt, mehr oder minder ein Räthsel.

Nach allem Diesen ist nicht viel übrig, den Ruf dieses Stücks zu rechtfertigen. Einige stoffartig anziehende Scenen, wie das erste Erscheinen Monaldeschi's vor Christine, die Abdankungsscene und des Helden-Tod, einige gelungene und geistreich aufstaffirte Dialoge zwischen der Königin und Brahe, ein paar Monologe, in denen sich der Schmerz um die so leichtfertig aufgegebene Macht gut ausspricht, das ist es, was der Dichter für sich aufweisen kann. Eine im Ganzen edle Haltung, eine bedeutende Erleuchtung und Verklärung geschichtlicher Charaktere, einen großen ethischen Gedanken, der uns dichterisch versinnlicht gewaltig ergreife, fasse und festhalte, entdecken wir so wenig in dieser Leistung Laube's wie Das, was man gewöhnlich als poetische Schönheiten bezeichnet, begeisterte oder phantasiereiche Stellen. Die drei ersten Acte sind vielmehr in einer Prosa geschrieben, die wie alle Prosa Laube's etwas Gesuchtes und Gezwicktes hat, etwas das unvermeidlich an Lamartine erinnert und denselben Charakter an sich trägt wie Meyerbeer's Musik, den peinlicher Arbeit. Gegen das Ende des Stücks fällt der Verf. in den Vers. Warum, ist nicht abzusehen. Auch hier dieselben gespreizten Sentenzen, auch hier nirgend Fluß, Natur, Hingerissenheit. Z. B. Monaldeschi trachtet die Königin wider Willen nach Schweden zurückzuführen. Alles ist dazu eingeleitet, sie sind auf dem Schiffe.

Siebente Scene.

Monaldeschi (allein).

Und er hat recht! — In meinem alten Fehler,
Sentenzen machend, treib' ich mich umher,
Erhitze mich und übertreibe mich!
Daß wir gequält sind, Alles zu erklären,
Und damit uns're Wirklichkeit zu fälschen.
Es kommt doch Alles aus verborg'nem Schoos,
Und die Erklärung, sich als Mutter spreizend,
Ist ewig nur die Amme uns'rer That.
Wo aber That sich raisonnirend zeugt,
Da ist sie stets ein gar verkrüppelt Ding.
Fort, Plunder, 's gibt zu handeln. — Fertig ist der Wind!

Wie gemacht, wie stelzenhaft, wie unnatürlich und nur wahr für den Dichter selbst, der hier sein eigenes Loos schildert; wie querfeldein im Augenblick einer solchen That! Die Schlußscene in der Hirschgalerie ist ihrem Inhalt nach von unbesieglichem Interesse, wie knapp und wunderlich mißt uns der Dichter aber auch hier seine Poesie zu. „Renne dich auf", ruft Santinelli dem Opfer zu; und in dieser hyperpoetischen Stimmung kann Monaldeschi erwidern: „Henkersknecht! bis zum Henker hast du es gebracht, Schurke, und du bist so brutal einfältig, nicht zu wissen, daß man den Henker zum Teufel jagt wenn er sein Geschäft verrichtet hat." Besser ist die folgende Scene, wo Christine erscheint, ihr Opfer Beichte zu hören:

Du hast die tiefste Seele
Zu schreiendem Haß mir aufgestört.
Du darfst nicht leben — fahre wohl.

Worauf Monaldeschi unter Santinelli's Streichen fällt. Die letzte Verwirrung in der zwölften Scene ist gut gezeichnet:

Die letzten Momente des Lebens! — Entsetzlich —
Alles möcht' ich noch einmal bedenken,
Was ich gedacht und gethan — und wie das Meer
Drängt sich in Masse Alles zu Haupt
Über mich her!
Ich kann nichts sondern, ich kann nichts wählen!

Wären die Verse nur nicht so unverantwortlich unfertig geblieben! Zum Schluß: Wir finden, daß Laube nicht Achtung genug vor seinem Publicum hat, und ihm zu genießen zumuthet, was er selbst für eine nicht fertig gewordene Arbeit halten muß. Möge er zu den in seinem Vorwort aufgezählten Verirrungen, in welche er auf seiner Laufbahn nach und nach verfallen, endlich auch diese rechnen, und schöne Menschenkräfte künftig schön verwenden!

4. Cola di Rienzi, Trauerspiel von Rudolf Kirner. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 21 Ngr.

Die Geschichte des „letzten Römers", wie der Senator Cola di Rienzi wohl genannt worden, ist so vielfach zu dramatischen Zwecken gebraucht und misbraucht worden, daß der eigentliche Inhalt derselben aus dem fabelhaften Nimbus, der sie umgibt, nicht leicht mehr herauszuerkennen ist. Was übrig bleibt ist jedoch immer noch ein ganz dankbarer Stoff und kann in einer Zeit, die eine Vorliebe für politische Phrasen von gewisser Betonung hat, immer noch mit Erfolg verwendet werden, obschon wir in dem historischen Rienzi unsererseits mehr Liebe zur Herrschaft als Liebe zur Freiheit zu entdecken glauben. Auf das höchste gewürdigt stand Rienzi nicht über seiner Zeit; er war ein Sohn verwirrter Zustände und seine Nachahmung des Alterthums ordnete die Verwirrung nicht. Indem er den Zauber der Priestermacht brach, brach er die einzige Fessel der rohen Gewalt, die zu seiner Zeit Macht hatte; kein Wunder, daß er selbst als ein Opfer der losgebundenen Gewalt fiel. In diesem Aufsteigen seiner kurzen Macht — einer Nothwendigkeit bei der Abwesenheit der päpstlichen —, in der natürlichen Überhebung in dieser Macht und in ihrem Verfall, sobald sie sich auf Härte und Eigenwillen stützen wollte, liegt die ganze Geschichte Rienzi's. Der Verf. hat daraus ein gedankenreiches Trauerspiel gemacht, ohne gerade große Effecte gesucht oder erlangt zu haben. Es war ihm mehr um Verklärung der Geschichte, um Motivirung des Ereignisses und um seine dichterische Bekleidung als um überraschende Gruppirung der Scenen zu thun, und so ist ihm denn auch mehr ein lebhaftes und treues Bild der Zustände als ein effectvolles Drama gelungen. Ob er uns das innere Wesen seines Helden darlegt, bleibt zweifelhaft; es scheint, daß Rienzi, indem er für sein Volk zu handeln glaubt, doch am Ende nur dem eigenen Willen und der Selbstsucht fröhnt. Ein Hauptmangel des Stücks ist, daß weder der Held selbst noch der Zuhörer genugsam an seine eigene Größe glaubt, daß wir zu viel vom irdischen Stoff an ihm erblicken, zu wenig Begeisterung für eine Idee.

Was die Nebenpersonen betrifft, so tritt außer Stefano Colonna und Guallato kein Charakter unter ihnen auf; ihre Zahl ist zu groß, Feind und Freund umdrängen den Helden zu sehr als daß es in diesem Gewirre zur Charakterentwickelung kommen konnte. Es wäre der Handlung, die nur sieben Jahre umfaßt, mehr Concentration zu wünschen gewesen. Hiervon abgesehen enthält das Drama achtbare Intentionen und einzelne Schönheiten in Menge. Die Sprache ist durchweg rein, warm, inhaltreich; das Verhältniß zwischen Guallato und Agnes, der Tochter Rienzi's, ist zart gehalten; der Narr zur Seite des Helden ist eine begabte Gestalt, und die Zeichnungen vom Wankelmuth des Volks sind mit vollem und scharfem Pin-

fel ausgeführt, und dennoch möchten wir das Stück mehr als eine versprechende Blüte denn als eine schöne Frucht bezeichnen; denn Das, was ein historisches Gemälde zum Drama erhebt, der eine siegende Gedanke, das fehlt dem Stücke. Es enthält wirksame Monologe, gute und treffende Anreden, geistreiche Zwiegespräche, aber weder ergreifende Scenen noch einen dramatischen Umschwung der Handlung. Daß und in welchem Maße der Verf. dagegen die Sprache zu gebrauchen weiß und ihres poetischen Schmucks mächtig ist, zeigt eine Reihe trefflicher, gedankenreicher Stellen, wie beispielsweise der Monolog Rienzi's im fünften Act:

O Rom, der Zeit gewaltigstes Vermächtniß,
Eiserner Kräfte fester Völkerbau,
Du Prachtwerk der gekrönten Weltherrschaft —
Wie klein im Riesenschoose der Natur!
Und dennoch wend' ich von des Volkes Jubel,
Von meines Lichtes froher Morgenröthe
Die Blicke weg zu dir, du einz'ge Stadt.
Ich maß dich mit den Bildern meiner Wand'rung
Und von dem Geiste wuchsest du sogleich.
Ich lauschte meinem Herzen und es schlug
Sehnsüchtig höher mir . . .
Denn, warst du selbst nicht meine erste Liebe?

Und dieser so gefühlvolle Mann zeigt sich nun sofort als ein unerbittlicher Despot, hart bis zur Zerstörung seines eigenen Werks: Der kurze Rahmen des fünften Acts zeigt uns den klugen Volksführer nach seiner Rückkehr aus der Verbannung gänzlich verwandelt. Gegen diese Härte, diesen Mangel an Liebe und Vertrauen erhebt sich das Volk, durch Hinrichtungen gereizt, und leicht zertrümmert es den von ihm selbst errichteten ephemeren Thron. Stefano Colonna hält dem erschlagenen Dictator die Weihrede:

Du Abgott deines Volks, von ihm beschimpft,
Sein Richter du, von seiner Wuth verdammt,
Du, sein Befreier, Räubern gleich mishandelt,
Du, sein Tyrann, zu milde noch gestraft,
Du Schwärmer, lebtest in dem Alterthum,
D'rum sei bestattet auch nach alter Sitte. —
Tragt ihn vor uns're Burg, das Kaisergrab,
Das Mausoleum des Augustus hin u. s. w.

Ohne eine tiefe Wirkung zu hinterlassen, schließt so das Drama, das wir mit Befriedigung und in der Erwartung, aus derselben Quelle wol noch Reiferes und Besseres hervorgehen zu sehen, durchlasen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fürst Kosloffsky, kaiserlich russischer wirklicher Staatsrath, Kammerherr des Kaisers, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Turin, Stuttgart und Karlsruhe. Herausgegeben von Wilhelm Dorow. Leipzig, Ph. Reclam. 1846. 8. 2 Thlr.

„Wir haben", so steht in Rahel's «Tagebuche» (Bd. 3, S. 179), „einen sehr originellen, verstandvollen Fremden hier: Fürst Kosloffsky, Russe, gewesener Gesandter in Turin, Stuttgart, Karlsruhe; in Frankreich, England, Italien zu Hause; voller Leben und Geist. Er ist weit über die sogenannte große Welt hinaus; bedarf ihrer aber sowie großer Conversationen und eines großen Interesses. Seine Geburt öffnet ihm alle Salons, da hat er die große Welt, die große Conversation macht er dort selbst und für sich allein; und bei seinem ungeheuern gesellschaftlichen Ehrgeiz schafft er sich, ebenso für sich allein, auch ein großes Interesse mit kleinen Mitteln."

Der Mann, über den eine so ausgezeichnete Frau als Rahel war so beifällig urtheilt, kann durchaus kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein. Um so mehr verdient Dorow Dank für diese Zusammenstellungen über ihn, die, wennschon sie lückenhaft sind und noch Manches zwischen den Zeilen lesen oder errathen lassen, doch gewiß Vielen ganz unbekannte Dinge erzählen. Aus diesen Mittheilungen, welche der Herausgeber von Hrn. Varnhagen v. Ense, der den Fürsten „einen prächtigen Russen" nennt, und von einem andern hochverehrten Freunde des Vollendeten empfing, ersehen die Leser, daß Kosloffsky im December 1783 zu Moskau geboren war, daß er in Sprachen und Wissenschaften wohl unterrichtet wurde und seine Ausbildung in Rom unter dem Jesuiten Lami vollendete. Eben dieser bekehrte ihn auch zur katholischen Kirche, der er jedoch nicht mit zu großer Gläubigkeit anhing und nur eigentlich von einigen Schrecknissen katholischer Vorstellungen im Leben öfters unangenehm berührt wurde. That es aber noth, so machte er auch die Gebräuche der griechischen Kirche mit, von den Protestanten wollte er jedoch nichts wissen und gefiel sich in harten, bittern Witzworten über Luther, von dem er fortwährend im Sinne der katholischen Kirche glaubte, daß er nur aus weltlichen Rücksichten vom Papste abgefallen sei. Seine diplomatische Laufbahn begann Kosloffsky in der Kanzlei des russischen Ministers Romanzoff, hatte aber das Unglück, demselben das Tintenfaß auf die schönen weißen Beinkleider zu werfen, als er eben Sand auf eine Depesche streuen sollte. Einen so ungeschickten Secretair wollte der Minister nicht um sich dulden, man gab ihm also 1811 den Gesandtschaftsposten am sardinischen Hofe, berief ihn dann zum Congresse nach Wien und bestellte ihn 1819 zum Gesandten an den Höfen in Stuttgart und Karlsruhe. Seine über die ständischen Angelegenheiten in Deutschland nach Petersburg erstatteten Berichte erregten dort großes Aufsehen, und da Kosloffsky seine Auffassungen nicht den Ansichten des russischen Cabinets aufopfern wollte, so erfolgte seine Verabschiedung 1821, schneller als er es wol selbst gedacht hatte.

Von jetzt an durchwanderte er 13 Jahre lang Europa und hielt sich in London, Paris und Berlin längere Zeit auf, wo er überall mit Güte und Freundlichkeit sich aufgenommen sah, und bei König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und bei König Georg IV. von England durch seine Gelehrsamkeit in den mathematischen und mechanischen Wissenschaften, durch seine Heiterkeit, seinen Witz und die Fülle seiner geistreichen, offenen Unterhaltung sehr wohl angesehen war. Hr. Dorow hat hierüber manche anziehende Zeugnisse mitgetheilt. Als er 1834 nach Rußland zurückkehrte, hatte er in Warschau das Unglück durch das Umwerfen seines Wagens ein Bein zu zerbrechen, und erschien also lahm in Petersburg nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit. Der Kaiser Nikolaus und die kaiserliche Familie bewiesen ihm hier große Huld, Kosloffsky vergalt sie durch die besten Spenden seiner reichen Unterhaltungsgabe. So berichtet der Herausgeber, daß er sich beim raschen Eintritte des Kaisers in eine Gesellschaft nicht schnell genug habe von seinem Lehnstuhle erheben können. Kaiser Nikolaus aber legte ihm die Hände auf die Schultern und hieß dem Gebrechlichen ruhig sitzen bleiben, worauf dieser lächelnd erwiderte: „Comment pourrais-je me lever, quand soixante millions pèsent sur moi?" Sechs Jahre später starb der Fürst am 26. Oct. 1840 während seines Aufenthaltes zu Baden, wo er sich selbst zu heilen versucht hatte.

Diese Lebensumstände füllen die ersten 22 Seiten des vorliegenden Buchs. Unter den hier veröffentlichten Schriften stellen wir das Bruchstück aus seinen Denkwürdigkeiten oben an, deren vollständiges Manuscript noch nicht hat aufgefunden werden können, und das bereits in einem frühern Werke des Hrn. Dorow: „Krieg, Literatur und Theater", abgedruckt war. Wir wissen daher schon, daß der Fürst hier im eleganten Französisch die unnachahmliche Grazie und Liebenswürdigkeit der jetzt verwitweten Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, damaligen Erbgroßherzogin gefeiert, und außerdem seine Beobachtungen über den mecklenburgischen Hof, über das Badeleben in Dobberan und über den nachmaligen Kaiser Nikolaus von Rußland und seine Umgebung niedergelegt hat. Ein zwei-

tes Stück enthält eine Anzahl Unterhaltungen des Fürsten Kosloffsky mit dem Grafen de la Garde während des Congresses zu Wien, unter denen sich manche kluge und geschickte Bemerkung über einzelne Personen befindet, wir aber doch Anstand nehmen dem französischen Berichterstatter überall so zu trauen wie es Dorow gethan hat. Dasselbe gilt von den Auszügen aus der Unterredung Kosloffsky's mit dem bekannten Grafen Custine, dessen lächerliche Arroganz in Beschreibung russischer Zustände schon hinlänglich gerügt ist und dem wir unmöglich das Beiwort eines „liebenswürdigen Franzosen" mit Dorow zugestehen können. Die schreckliche Erzählung von den Grausamkeiten des Grafen Ungern-Sternberg auf der Insel Dagö im esthnischen Meerbusen hat weder Kosloffsky noch Custine zuerst erzählt. Von des Ersten diplomatischen und politischen Ansichten ist die „Lettre au duc de Broglie sur les prisonniers de Vincennes" (Januar 1830) ein ganz passender Beleg.

In den Anlagen findet sich die Rede des Bischofs Bloomfield von Chester, die er am 17. Mai 1825 im englischen Oberhause gegen die Emancipation der irländischen Katholiken gehalten hat. Ihr Abdruck hat durch weiter nichts motivirt werden können, als weil Kosloffsky während seines Aufenthalts in England dieser Angelegenheit ein besonderes Interesse bewiesen haben soll, und so müssen denn die Leser über 60 Seiten mit bezahlen, ohne sonderlichen Vortheil davon zu ziehen. Die übrigen Anlagen sind ebenfalls nicht bedeutend und berechtigen zu der Schlußbemerkung, daß es Hrn. Dorow hätte gefallen mögen, die einzelnen Züge aus dem Leben seines Helden mit den biographischen Nachrichten, die aus seiner eigenen Feder herrühren, in ein Ganzes zu verarbeiten, wodurch die Leser unstreitig eine weit bessere Anschauung gewonnen haben würden.

Als wir diese Anzeige niedergeschrieben hatten, kam uns die Nachricht von Hrn. Dorow's Tode zu, der im December 1845 zu Halle erfolgt ist. Wir haben also kein Erlebtes, keine Reminiscenzen, keine Denkschriften und Briefe berühmter Verstorbener mehr zu erwarten, und über seinem Grabe ruht auch hoffentlich die Fehde mit dem Dr. Heinrich in Bonn, welche in den letzten Monaten sein Leben erfüllt und den Zeitungen einen willkommenen Anlaß zu allerhand Geklatsch gegeben hatte. War dieselbe gleich durch einen in Dorow's „Erlebtem" abgedruckten Brief veranlaßt, so war Dorow doch nicht der Schreiber jenes Briefs und auch nicht der Schuldige; der berühmte Schreiber jenes Briefs aber hatte über den bonner Philologen nur in derselben misfälligen Weise geurtheilt wie in ähnlichem Falle viele angesehene Zeitgenossen geurtheilt haben würden. 20.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer von Cooper herausgegebener Roman.

Auch Fenimore Cooper hat sich herbeigelassen, das Werk einer ungenannten Hand „Elinor Wyllys, a tale" (3 Bde., London 1845) mit seinem Namen auszustatten, ihm ein „Edited by" vorzusetzen und dadurch Theil an dem Ungebührnisse zu nehmen, das, verwerflich aus mehr als einem Grunde, auf dem englischen Büchermarkte gar zu arg wird. Verantwortlich für den Inhalt, wie ein Herausgeber von Rechtswegen sein sollte, will er aber nicht sein, und da die schreibende Hand einer Dame gehört, ist seine desfallsige Erklärung im Vorworte ebenso artig als grob. Beides, weil er sagt, die Dame sei selbst eine so competente Richterin, daß er nur einen kleinen Theil des Manuscripts gelesen habe. Um so größer und tadelnswerther die Farce des „Edited by". Indessen fügt es sich, daß Cooper ein gesundes, kräftiges Kind aus der Taufe gehoben hat. Es macht seiner Mutter ungewöhnlich viel Ehre und Frederike Bremer dürfte leicht in ihr eine glückliche Rivalin bekommen. Der Schauplatz der Erzählung ist Amerika. Aber nichts von Cooper'schen Prairien, vom Leben und Treiben verwegener Hinterwaldsjäger, von skalpirenden Rothhäuten und ihrem ohrenzerreißenden Kriegsgeschrei. Es ist eine einfache häusliche Geschichte ohne funkensprühende Verwickelung; erst ein allerliebstes Bild ruhiger Familienscenen, voll Freude und Schmerz, dann ein großes Tableau der Vorgänge in Neuyork während der Saison, zuletzt die Rückkehr aufs Land, ein aufgerolltes Gemälde ländlicher Mysterien. Überall naturgetreue Scenerie und rein menschliche Charaktere. Eine Menge alte Herren, jeder anders. Mehre Mütter, keine wie die andere, und eine ziemliche Zahl junger Männer und Mädchen, von denen jeder und jede eine eigenthümliche Zeichnung. Am gelungensten ist die der Heldin, eines jungen Mädchens, das, ohne schön zu sein, bezaubert und fern von einem Ideal der Inbegriff echter Weiblichkeit. Muß es ein Fehler heißen, daß das Ende der Geschichte sich schon im Anfange verräth, so ist es wenigstens einer, der wol Niemand abhält, das Buch zu Ende zu lesen.

Schriften von L. Blanchard.

Mehres vereinigt sich, „Sketches from life, by the late Laman Blanchard" (3 Bde., London 1845) zu empfehlen. Erstens den Freunden und Verehrern des in der literarischen Versammlung ziemlich stumm gewordenen Edward Lytton Bulwer, welcher dem Werke eine natürlich sehr gut geschriebene Biographie seines verstorbenen Freundes beigegeben hat. Zweitens den Freunden leichter Literatur. „Blanchard's Schriften", sagt Bulwer, „verdienen einen Platz in jeder Sammlung von belles lettres. Sie besitzen, was in der leichten Literatur so selten, den eigenthümlichen Reiz, angenehme Eindrücke zu hinterlassen. Sie sind ein Spiegel des weichen Naturels des Verf., vermeiden jede schmerzliche Ansicht des Lebens, alles Herbe der Beobachtung, alles Bittere des Spottes, und nicht zu vergessen, enthalten keinen Gedanken, nicht eine Zeile, wovor die sorgsamsten Ältern Ursache hätten ihr Kind zu hüten." Diese so gelobten Schriften sind Aufsätze über gesellschaftliche Gegenstände, Commentare zu den Sitten unserer Zeit und nach ihrer Fassung wie der Titel sie nennt „Skizzen aus dem Leben". Manche mögen schon früher ihren Weg nach Deutschland gefunden haben, sind aber jetzt zum ersten Male aus den periodischen Blättern, in welchen der Verf. sie niedergelegt, zu einem Ganzen geordnet worden. Eine dritte Empfehlung des Werks ist der milde Zweck seiner Veröffentlichung. Der Ertrag soll den mittellosen Kindern des jung aus dem Leben gegangenen Verf. gehören. Am 15. Mai 1803 trat er zu Yarmouth in die Welt, ein Sohn geachteter Bürgersleute; er verließ sie am 15. Febr. 1845. Ein hübscher Schmuck des Buchs sind sowol sein in Stahl gestochenes Portrait, gemalt von Maclise, als eine Menge Holzschnitte nach Zeichnungen von Cruikshank, Kenny Meadows und Frank Stone.

Ein Roman über China.

„The fall of the man Souny; a tale of the mogul conquest of China", von A. L. Symburnes (3 Bde., London 1845), ist der Titel eines im Ganzen neuen Versuchs, die Lesewelt durch das Vehikel des Romans mit den Sitten und Gebräuchen der Chinesen bekannt zu machen. Ob er ein gelungener, steht freilich dahin, wiewol das keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß der Verf. sich mit seiner Aufgabe viel Mühe gegeben und die besten Autoritäten zu Rathe gezogen. Auch schreibt und beschreibt er vortrefflich. Die Hauptpersonen sind historisch, und daß er eine so ferne Zeit wie die der Eroberung des chinesischen Reichs durch die Mongolen — in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts — sich zum Schauplatz gewählt, erklärt er, und wol mit Recht, deshalb für belanglos, weil die Sitten und Denkungsweise der Chinesen seitdem wenig Veränderung erfahren, und daher anzunehmen, daß ihre jetzigen Gewohnheiten ihren damaligen Geselligkeitszustand ziemlich genau bezeichnen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 93. —— 3. April 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

5. Sten Sture. Historisches Schauspiel in zwei Abtheilungen. 1. Der Reichsverweser und der Erzbischof, in drei Acten. 2. Das Interdict, in zwei Acten. Von C. H. Wesel, Bagel. 1845. 16. 1 Thlr.

Auch diese Arbeit, hervorgerufen, wie uns der Verf. sagt, durch den Anblick der kölner Wirren im J. 1837, und gezeitigt durch den der religiösen Kämpfe unserer Tage, rechnen wir zu den ernstern und bedeutendern des Jahres, wenn auch ihr Autor uns unbekannt ist. Er ist ein Geist, in dem der Typus des Dramas offenbar und ursprünglich lebendig ist; seine beiden Stücke sind Proben glücklichster dramatischer Auffassung der Geschichte, durch und durch Leben, Handlung, That, in durchaus dramatischer Gestaltung. Nichts ist gemacht oder gesucht, es ward ihm Alles gegeben; indem er seinen Blick fest auf das Geschehene richtet, daher der Geschichte treu bleibt, entsprangen eine nach der andern diese greifbaren Gestalten aus dem Chaos und redeten zu ihm diese faßbare, offene, kräftige Sprache, welche diese Arbeit auszeichnet. Unwillkürlich schoß so das Drama vor ihm zusammen, ganz und völlig aus der bloßen ernst-sinnenden Betrachtung der Geschichte. Und so soll es sein, so muß das historische Drama erwachsen, wenn es Das sein soll was es sein will. Tritt Einer mit Intentionen an die Geschichte heran, sagt er zu ihr: Liefern wir ein Drama! dreht und wendet er seinen Geschichtsstoff zu einer gewissen Ansicht, zu einem bestimmten Ziele hin — der Fehler in Prutz' historischen Dramen — sofort ist die Hälfte der Wirkung verloren. Wir spüren Absicht, Willkür, wir hören das poetische Räderwerk knarren und sind verstimmt. Es ist nur zu verwundern, erstens, daß wir überhaupt bei solchem Anblick noch ausdauern, und zweitens, wie wenige Dichter und Selbstkritiker die Entdeckung machen, daß auf diesem Wege niemals ein wirksames, ein dauerndes Drama entsteht. Auch Laube, so sinnreich in Entdeckung der Fehler, welche die dramatische Schöpfung zu begleiten pflegen, hat das Verderben nicht erkannt, das aus der Absichtlichkeit in das Drama überfließt. Und doch liegt es auf der Hand. Ergreifen wir einen dramatischen Stoff mit einer bestimmten Absicht, so haben wir sofort zu erwägen, daß die Geschichte, als etwas Concretes, sich jedem hineingetragenen und fremden Zweck entzieht; das Hinzutreten eines solchen muß sie sofort fälschen. Mit vollem Grunde überläßt sich daher der Verf. ganz der Wirkung, die der Anblick der Begebenheit wie sie ist auf ihn hervorbringt; er dramatisirt sie, aber er deutet sie nicht aus. Er sieht eine Reihe bedeutender Charaktere, Christiern II., Sten Sture, den Patrioten Gustav Trolle, den treuen Jünger Gregor's VII., den Repräsentanten des Kirchenthums in seiner Reinheit, Gustav Wasa, den künftigen Helden Schwedens, Helene seine Braut, Ingolf ihren Vater, den Statthalter von Stockholm Lejonhufwud, Christine Gillenstjern, Sture's Gattin vor sich, er setzt sie in Thätigkeit und ein Bild entsteht, dessen großartiges Interesse — aus dem Kampf der Geister gegeneinander hervorgehend — uns fast wider Willen mit in Anspruch nimmt. So entspringt das historische Drama, wir kennen keinen andern Weg, es poetisch zur Erscheinung zu bringen. Alle jene Charaktere sind mit kühner aber fester Hand und mit Naturtreue gezeichnet: die einzige unhistorische, und an übertriebener Erfindung kränkelnde Gestalt ist die des Enthusiasten, des Mörders Lejonhufwud, obwol seine Tollheit zu erschütternden Scenen den Stoff hergibt.

Nicht so unbedingt wie die Charakterauffassung und die Führung der Fabel können wir die Sprache loben, in der diese Dramen geschrieben sind. Eine jugendliche Überreiztheit des Ausdrucks schadet der poetischen Wirkung in den meisten Scenen; es fehlt am schönen Maß, an Sinn, an Haltung in ihr. Wenn Olof z. B. ausruft:

> Ha, ha, gefühlvoll und Verräther! Weinen,
> Daß man sein Herz, das liebe Wickelkind,
> Schon von der süßen Milch entwöhnt . . .

Oder:

> Dann wär' die Gastfreundschaft, durch die bei euch
> Die gute Dame dick und fett geworden,
> Ein voller Grund zu der Vermuthung, daß
> Ihr Kindlein, die Empörung, euch das Leben
> Verdankt . . .

so fehlt solchem Ausdruck die Würde, die Ort und Umgebung begehren. Dagegen gelingt eben diesem Kraftüberfluß, der der Charakter dieser Arbeiten ist, auch eine tiefe und poetische Wirkung an gar vielen Stellen. Poetisch ist es, wenn Trolle sagt:

> Ihr sprecht
> Vom lieben Jetzt, da eine Spanne Zeit
> Für eur' Gedankenpodagra ein Abgrund,
> Ein dunkler, weitgespalt'ner Schlund ist, den
> Das Riesenmaß des größten Muthes kaum
> Zu messen wagt . . Jetzt —
> Es gibt kein Jetzt für Den, der vorwärts sieht
> Die Zeit ist Leiche und Gebärerin
> In einem Augenblick, wenn nicht der Mensch
> Mit seinem Gotteshauch die Neugeburt
> Dem Tod entreißt . . . schweigt mir von eurem „Jetzt" . . . .
> Mitnichten! Denn der Stärk're faßt die Enden
> Des Bogens und dazwischen hängt die Sehne,
> Schlaff, willenlos, ein Spiel der Feindeslaune.
> Wenn vor dem Thor der Stier des wilden Zorns —
> Das Erdreich brüllend mit den Hörnern spaltet,
> Ist weder Raum noch Zeit zur List u. s. w.

Wir meinen in diesen Proben von den Vorzügen wie von den Mängeln der Diction des Verf. eine Vorstellung gegeben zu haben. Er zügle das noch etwas zaumentwöhnte Roß seines Ausdrucks und er wird uns dann willkommen sein; die schöne

Kraft aber, das Grundelement aller Poesie, erhalte ihm sein Genius ungeschmälert.

6. Der Sohn der Zeit. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Herbig. 1845. 12. 15 Ngr.

Der Titel dieses Stücks eines Unbekannten enthält eine furchtbare Beschuldigung gegen unsere Zeit. Ist ein Mensch, bei welchem Leichtsinn und grundsätzlicher Egoismus die Höhe erreicht, daß er ohne Gewissensbisse falsche Banknoten macht, diese einem Gastfreunde in die Tasche schiebt, hierauf, nachdem Jener nach Botany-Bay transportirt ist, mit seinen Papieren versehen, seine Braut wegkapert, endlich, nach schwelgerischem Leben, als der fälschlich Verurtheilte plötzlich wieder erscheint, Gastfreund und Gattin mit Kaffee (!) vergiftet — nicht etwa blos ein Sohn der Zeit, sondern κατ' ἐξοχήν der Sohn der Zeit, so ist unsere Zeit allerdings hängenswerth! Doch, das Ganze ist ja nur eine Verirrung eines ohnmächtigen Trauerspielpoeten, und darum so ernst nicht aufzufassen. Es ist recht schade um diese Verirrung; denn in der Anlage des Stücks, in der Diction, im Verse, in Allem, was der bloßen Technik angehört, ist viel Talent anzutreffen. Die Charaktere haben etwas von guter Zeichnung an sich, die Formgebung, die Sprache, die Situationen selbst sind in Byron'schem Stil ziemlich wirkungsvoll und manche einzelne Züge in dem Gemälde tragen einen, poetischen Stempel zur Schau. Wie aber hat der nicht unbegabte Verf. glauben können, aus einem solchen Stoff, der das nackte Laster, die gemeine Verbrechernatur so unverhohlen an der Stirn trägt, eine Kunsttragödie bilden zu können? Hier liegt das Räthsel, die geringste Prüfung mußte ihn lehren, zu welcher Verirrung er auf dem Wege war. Allein, so ergeht es nicht ihm allein, vielmehr der Mehrzahl aller jungen Dramaturgen. Ein Stoff wird ergriffen, leichtfertig, und sofort gehört alles Studium nur dem Ziele, wie dieser Stoff dramatisch zu formen und durchzuführen ist. Wohl oder übel, man kommt damit zu Stande, freut sich an seiner Geschicklichkeit vielleicht einen widerstrebenden Stoff gebändigt zu haben und läßt — drucken. Umsonst, Mühe und Arbeit ist verloren, weshalb? Weil die erste Ergreifung des Stoffs eine ungeprüfte, ungerechtfertigte war. Nicht laut, nicht oft, nicht eindringlich genug kann es daher wiederholt werden, daß die dramatische Arbeit mit dem Anfange anzufangen sei, d. h. mit der mühseligsten, genauesten, sorgfältigsten Kritik des Stoffs an sich. Kann dieser ein edles Interesse nicht erwecken, die ästhetischen Elemente in der Seele nicht auf die Oberfläche bringen, fort mit ihm, er taugt nicht, er belohnt die Mühe des weitern Sinnens nicht!

Wir hoffen verstanden zu werden, obwol wir die Sache absichtlich einmal recht populair ausgedrückt haben, dieselbe Sache, die wir mit alten und neuen philosophischen Redewendungen ausdrücken konnten und ausgedrückt haben. Niemand folgere daraus, daß nach unserer Meinung eine Tragödie durchaus eine ethische Abhandlung sein müsse: nein, sie kann, ja sie muß vielleicht die Schuld in vorübergehenden Triumphe darstellen; aber was sie nicht darf, ist, moralischen Ekel zu erregen.

7. Andreas Hofer. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von Wilhelm Gärtner. Leipzig, Teubner. 1845. 16. 27 Ngr.

Ein schwieriges Unternehmen, mit frischer Kraft gut durchgeführt! Es ist schön, wenn uns der Poet so in medias res versetzt, wie der Verf. thut. Wir leben einige Stunden mit Ladarner, Speckbacher, Kemenater und allen den alten, prächtigen Kumpanen Hofer's, und wenn der Vorhang fällt, glauben wir wirklich Zeugen jenes Kampfes der Vaterlandsliebe gegen die Masse gewesen, ja wol selbst den Stutzen mit jenen körnigen und geistesfrischen Kämpen gehandhabt zu haben. In dieser vollendeten Täuschung unsers Selbst liegt Reiz und Werth dieser Arbeit, in ihr liegt es, daß dies Stück neben Immermann und so vielen andern Hofer-Tragödien sich behauptet und gilt. So frisch, wahr, naturgetreu und körnig ist kein anderes dramatisches Gemälde von den Thaten jener tiroler Helden. Die Arbeit der Erfindung wurde dem Verf. hier durch die Geschichte erspart; er ließ, ohne viel Kunst, die Thatsachen aufeinander folgen, die Charaktere reden und handeln wie sie der Historiker reden und handeln sieht. Und dennoch, wie ergreifend ist dies Bild von Treue und felsenfestem Gottvertrauen, von bewußtlosem Verdienst und Selbstverleugnung, das uns der Sandwirth von Passeyr aufstellt! Und dennoch, eine wie tiefe Rührung fließt aus diesem Schicksal, welcher Sieg der Idee, welche heroische Geringschätzung der äußern Güter im Kampf mit den höhern Gewalten strahlt aus diesem Naturbilde auf uns herab! Und dennoch, wie durch und durch poetisch ist diese Gestalt des edeln Hofer! Alles Dies glauben wir am kräftigsten zu bezeugen, wenn wir bekennen, daß wir jede Scene, in der dieser Hofer auftritt, zwei und dreimal mit innigem Vergnügen gelesen haben, vor allen aber die wahrhaft erhabene Unterredung zwischen Eugen dem Vicekönig und Hofer im fünften Act. Hofer hat sein Vaterland vor dem Sieger geschildert und beweint, und Eugen hat ihm mit Theilnahme zugehört.

Und dieses Land wollt ihr verderben —

ruft der Held aus.

Eugen.

Besitzen will ich es.

Hofer.

Wollt Ihr? Und wenn wir Euch nicht wollen?

Eugen.

Warum wollt ihr mich nicht?

Hofer.

Fragt uns're Adler, warum sie nicht
Aus Sturm und Höhe nieder schweben,
Den gold'nen Käfig wählen und Futter nehmen
Aus zarter Hand — fragt Euren Hund,
Warum er seinen Herrn, der Gutes ihm gethan,
Nicht wechseln mag. Schlagt ihn — er geht nicht!

Eugen.

Kann ich nicht geben, was euch Östreich gab?

Hofer.

Nein, König!

Eugen.

Und was vermöchte ich euch nicht zu geben
Das Östreich gibt?

Hofer.

Die Liebe....

Eugen.

Und wenn nun euer Kaiser euch nicht mag?

Hofer.

Wer sagt das?
Meint Ihr, weil er uns abgetreten?
Wißt Ihr, daß er nicht Vaterschmerz empfand? ..

Eugen.

Und warum warf der Kaiser g'rade euch
Zum Raube hin von allen seinen Kindern...

Hofer.

Weil wir von allen ihm das liebste sind!

Eugen.

Das ist mehr Weisheit als ich fassen kann!

Hofer.

Wie seid Ihr doch so vornehm und so blind!
Ich halt' zwei Hunde, beide treu,
Doch einer rettete mein Leben einst
Aus schlechtem Wolk, das blieb mir im Gedanken.
Da kam mein Pathe Sichler auf der Mörr:
Andre, sprach er, laß mir von den zwei Hunden einen!
An beide hatt' ich mich gewöhnt, versteht Ihr —

Was meint Ihr, welchen ich von beiden gab?
Den, dem ich's Leben dankte oder
Den Zweiten.

Eugen.

Den Zweiten!

Hofer.

Den, dem ich's Leben dankte, gab ich! —
Jetzt weiter. Andern Tages in der Früh,
Da hört ich draußen an der Thür was heulen.
Rasch war ich auf und sah hinaus zum Fenster —
Da stand mein „Türke" draußen auf der Stiege,
Noch die zerriss'ne Kette an dem Halse . . .
Ich hatt's gewußt — der reißt die Kett' entzwei . . .

Hier ist etwas, das nahe an Lessing erinnert, eine kräftige, frische, unbewußte poetische Anschauung, wie sie wahrlich heute zu den seltenen Erscheinungen gehört. In gleichem Geiste ist das ganze Stück gedacht und niedergeschrieben; die Kunst des Verschweigens — jenes nicht genug zu preisende Hülfsmittel des dramatischen Effects — wendet der Verf. oft, vor allen aber am Schluß des Trauerspiels mit höchster Wirkung an. Für alle seine Kampfgenossen ist jede Hoffnung verloren, alle fliehen und verbergen sich, nur Hofer hält an der Hoffnung unerschütterlich fest, und weicht nicht vom Dache seines Hauses

Im Tobel vor dem Wasser
Am Sand.

Umsonst fleht Ladarner, umsonst sein Weib — er weicht nicht. Da heißt es:

Ladarner.

Gott thut nicht Wunder — denk' an Weib und Kind!

Hofer.

Meine Kinder!
Bringt mir die Kinder — rettet mir die Kinder.
Die unschuld'gen Engel, wo, wo sind sie?
(Man bringt die Kinder.)
Gib den Buben, gib die süße Marli.
Jetzt — schnell fort!

Ein Soldat (ihm entgegentretend).

Seid Ihr der Sandwirth?

Hofer.

Still — weck' mir nicht die Kinderchen, ich bin
Andreas Hofer!

So fällt der Vorhang! Unsere Citate zeigen dem Leser wohl, daß wir an dem Stücke Freude gehabt haben, und in der That scheint uns keine der vorhergehenden und nachfolgenden Arbeiten des Jahres an kräftiger und gestaltenreicher Lebensnachbildung wie an natürlicher und ungesuchter dichterischer Wirkung diese Leistung zu übertreffen. Möge der Verf. daher sich selbst treu bleiben, so soll er uns stets willkommen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungarisches Portefeuille von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 1846. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. erklärt in seinem Vorworte, „am Ende zu sein mit allen modernen politischen Theorien, und in der heutigen Welt nichts mehr zu sehen als eine im raschen Verfall begriffene Ruine". „Mein Auge," sagt er, „hat keine Gegenwart vor sich, nur eine Zukunft. Der Osten oder Nichts wird die Welt befreien." Diesem Träumen zufolge, wie der Verf. sein Denken selbst nennt, und welches wir ihm so als das individuellste Glück belassen wollen, hat er seine Blicke auf Ungarn gewendet. Er bedauert, daß Ungarn „keinen selbständigen Gang der Entwickelung eingeschlagen, sondern sich fast willen- und gedankenlos von der Zeit fortreißen lasse". Demgemäß hat der Verf. versucht, „ein System der Reform Ungarns zu entwerfen, eine Aufgabe, an welcher seit 20 Jahren Nation und Regierung vergeblich arbeiten". Wird aber auch wol irgend Jemand sein Buch in Ungarn lesen, vorzüglich der Adel, auf welchen es hauptsächlich berechnet ist? Der Ungar, und auch die Hauptmasse des Adels verstehen die deutsche Sprache nicht, ja sie hassen sie. So lange also der Verf. für Ungarn nicht Ungarisch schreibt, fehlt ihm der Boden unter den Füßen, auf welchem er stehen und wirken könne; es fehlt dem Werke alle materielle Bedeutung. Doch die reformatorischen Ideen des Verf. sind vielleicht aus einem so hohen Schwunge der reinen Vernunft — man erlaube hier diesen Terminus — concipirt, und mit solcher Wahrheit der praktischen dargestellt, daß die Schrift daher schon als allgemein gültiges Kunstwerk ihre Stelle behaupten werde? Diese Frage kann allein der Gegenstand einer deutschen Kritik des „Ungarischen Portefeuille" sein. Der Verf. deutet zuvor an, daß die gegenwärtigen rohen und wilden Eigenschaften des ungarischen Nationalcharakters aus den grausamen Schicksalen des Landes und unmenschlichen Kriegen sich herschreiben. Sodann stellt er den Grundsatz auf: die östreichische Monarchie sei durch Ungarn moralisch zu erobern, d. h. die Ungarn müßten sich bestreben, ihre Verfassung so zu reformiren, daß die darin enthaltenen politischen Rechte auf das übrige Östreich übertragen werden könnten; und so nur könne Ungarn sich seine Selbständigkeit bewahren und verhindern, daß es von den „schlechten Sitten, der Grundsatzlosigkeit, der Demoralisation Östreichs" angesteckt und erfüllt werde.

Es ist traurig, daß bei dieser schweren Anklage der Verf. nicht genau gesagt hat, was er eigentlich unter Östreich hier verstanden hat. Wenn die gewöhnlichen Anklagen gegen diesen Namen ergehen, so meint man darunter das eigentliche ursprüngliche östreichische Land, und unter den angeschuldigten Personen nicht das Volk, sondern die Beamten. Der Verf. scheint jedoch diesen beiden Classen des Staats in Östreich, wie er es nennt, nicht sonderlich geneigt zu sein. Er sagt: „Östreich wird keine Tugenden aus Ungarn beziehen, Ungarn seinen Lastern freie Einfuhr gestatten. Die Zwischenzölle werden nicht hindern, daß böse politische Geister zollfrei aus Ungarn nach Östreich herüberkommen. Die ungarische Sprache wird nicht hindern, daß östreichische, liederliche, gesinnungslose, flaue, basirte Lebensansichten in Ungarn eintreten. Ungarn wird Östreich durch Schutzverein und Abschneidung der ungarischen Absatzwege mit seiner Armuth beschenken, Östreich dagegen mit zärtlicher Dankbarkeit ihm seine moralische Syphilis verehren. Jene liederliche, weinselig- und wollustmatt lächelnde 's ist mir Alles Eins-Philosophie, jene mit gestrenger Amtshoffahrt im Namen der Regierung bewerkstelligte Licitationskunst der gemeinen Bestechlichkeit; jener buntscheckige Katzenbuckelpatriotismus Derjenigen, welche unter der Ägide des Doppeladlers im Trüben fischen; jene innere Fertigkeit und Bereitwilligkeit zu Verrath, Lug und Trug, Heuchelei und hinterlistiger Verfolgung werden nicht ermangeln, in Ungarn fortzufahren, sich zu verbreiten." Hätte diese schweren Beschuldigungen Jemand uns gesagt, der nicht vorweg erklärt hätte: er träume in politischen Nächten, wir hätten uns eher geneigt fühlen müssen daran zu glauben. Aber wer den Ruin der Gegenwart zu einem allgemeinen Principe macht, der muß uns den Verdacht erlauben, daß er durch solche gefärbte Brille auch mehr gesehen als er sehen konnte und durfte. Es ist überhaupt auf den Grundirrthum in unserer politischen Literatur zu achten, daß alles Das, was für ein Journal oder eine Flugschrift paßt, und da, Tendenzen gemäß, gesagt werden darf, auch sofort in Producten der Wissenschaft unbewiesen sich breit machen dürfe. Und das vorliegende Werk, ein so großes Unternehmen, Das ersetzen zu wollen, was eine ganze Nation nicht verstanden habe, muß doch wol aus der tiefsten Wissenschaft hervorgegangen sein. Aber wie läßt sich das beweisen, was der Verf. anführt? Durch Namhaftmachung glaubwürdiger Zeugen, die aus eigener Anschauung erzählt, läßt sich das sehr gut erlangen. Es ist mit solchen

sittlichen Zuständen, und wenn sie uns die einheimischsten zu sein scheinen, nicht anders, als wenn wir davon vom Nordpol wissen wollen. Und dann in einer politisch aufgeregten Zeit glaubt man nur zu gern an ein Tagesgespräch; zu solchem Glauben aber zu verführen, sollte der Wissenschaft wenigstens fremd sein. Indessen der specielle Zweck des vorliegenden Buchs wird dadurch immer nicht geschwächt. Die Erhebung der ungarischen Verfassung muß ja an und für sich ein ausreichendes Object sein. Nachdem nun der Verf. noch eine Weile in den finstern Abgründen einer constitutionnellen und einer monarchischen Regierung umhergetaumelt ist, detaillirt er die gegenwärtige ungarische Staatseinrichtung und geht dann endlich auf „einige Grundlinien und Ideen zu einem künftigen Entwurfe einer Staatsverfassung für Ungarn" über. Also wir werden nur den Anfang eines Anfangs zu sehen bekommen.

Es ist unstreitig, daß der Staat der Gegenwart aus zwei streitenden Kräften besteht, Volk und Regierung, welche eben durch die neutrale Verfassung ein gemeinschaftliches Organ erhalten sollen. Regierung ist das Abstracte, Feste, welches keine Geschichte in der Gegenwart hat; die Beamten der Cäsaren zu Rom sind die heutigen, das Volk ist der ewig fortschreitende concrete Inhalt der Gegenwart; daher der Streit. In einem dritten, einem Organe, können sich beide Principien nur durch ihre Vertretung ausgleichen. Es ist so gut die Vertretung der Regierung wie die des Volks nöthig; und die Production des Organs des Lebens ist das bildende Gesetz. Diese Grundsätze einer geregelten Staatsverfassung sind im Allgemeinen von dem Verf. anerkannt worden; ja die Volksvertretung soll auch eine indirecte Vertretung der Proletarier in sich schließen. Es ist dieses Wort bei einer gewissen Fraction der politischen Schriftsteller zu einem Modeworte geworden. Von einer politischen Vertretung derselben glaubt man das ganze Heil des Staats erwarten zu müssen. Aber wie würde man doch diejenige Regierung für eine wahnsinnige erklären, die eine Vertretung ihrer subalternen Beamten beanspruchen möchte; Schreiber, Boten, Actenhefter u. dergl., welche bei dem voran dargelegten Gegensatze mit den Proletariern parallel stehen! Ein gemeinschaftliches Organ kann ja nur Das sein, wohin nicht das Zufällige und Besondere von Personen und Ständen, ein trüber Bach, gelangt, sondern das Allgemeine, klar und lauter Fließende der Principien, also der Intelligenz. Die Intelligenz des Volks und der Regierung ist zu vertreten, und diese ist weder bei den Proletariern noch bei den Subalternen zu finden. Die Armuth, deren Stand der Proletarier bildet, wird nicht erlöst durch die Politik des Staats; denn ebenso wenig wie Intelligenz die alleinige oder höchste Kraft des Menschen ist, ebenso wenig ist Staat die höchste Darstellung der Menschheit. Doch dieses Weitere gehört nicht hierher; es sollte nur aufmerksam gemacht werden, wie wenig durch politische Vertretung den Proletariern geholfen sein kann, und um so weniger, als in dem ganzen Staatsschema des Verf. nicht mit einem Worte der Schule gedacht ist, die den Proletarier zur Intelligenz heben könnte. Vielmehr er soll für sich fortvegetiren, und 100, warum nicht 101, Delegaten vom Handels-, Industrie-, Gelehrten- und Bauernstande sollen ihn bereisen und dem Landtage Bericht von ihm abstatten! Es geht in der That ins Unglaubliche, woran der Mensch glauben und was er Alles träumen kann. Denn entweder muß dann den Proletariern Schafsverstand eingeimpft werden, oder die ganze Finanzwirthschaft muß sich auf Anlegung von öffentlichen Magazinen concentriren. Erkennt der Proletarier erst, daß er gefüttert wird, so wird er heute ein Pfund Brot dankbar annehmen, über acht Tagen aber schon mit achten sich nicht mehr begnügen. Hat nun der Verf. so schon sich einer großen Illusion hingegeben, so ist die Praxis seiner Einrichtungen oft nicht minder bedauernswerth. Z. B. schlägt er vor, und das ist ein Hauptpunkt einer verständigen Einrichtung: der König kann und soll (warum schon diese Gesuchtheit des Ausdrucks bei Staatseinrichtungen?) den Landtag alle drei Jahre einberufen und auflösen; dann aber kann auch der Landtag vom Monarchen verlangen, daß, so lange der Staat sich in dringenden Lagen befindet, der Landtag alljährlich ein Mal versammelt werde. — Wer soll nun hier entscheiden über die dringenden Lagen? Ist dadurch nicht ein großer Anlaß zu innern Unruhen gegeben, vornehmlich bei dem ungarischen Volkscharakter, den der Verf. selbst grell genug schildert? Doch was soll man über unnütze Schreibereien noch mehr Worte verlieren. Die leeren Staatskassen sollen vornämlich durch Einkommen- und Luxussteuern gefüllt werden; der Verf. entwirft ein vollständiges Tableau der letztern. Den angewandten Luxus soll ein jeder Consument selbst beurtheilen und die Steuer dafür selbst offeriren. Wird aber die Regierung nicht wissen wollen wer es unterläßt? Dann also ist für jeden Menschen und für jeden Augenblick des Lebens ein Spion zu bestellen. In der That, das Träumen des Verf. ist ein gewaltiges Hirngespinnst. Und nun gehören zu den Luxusgegenständen z. B. auch Arack, Rum, Kuchen u. s. w.; aber doch nur dann, wenn sie Jemand consumirt. Also diese Handlung ist das Wesentliche. Das aber hat der Verf. vergessen, die Handlungen der luxuriösen Genus zu besteuern und den Consumenten anzubefehlen, in dem jedesmaligen Falle davon obrigkeitliche Anzeige zu machen. Himmel, was werden da für interessante Sachen an das Tageslicht kommen!

Der übrige Inhalt betrifft erstens statistische Nachweise und Auszüge aus andern Schriftstellern über ungarische Zustände, welches manches Interessante und Neue bringt und dem Werke seinen alleinigen Werth gibt. Endlich folgt im Gewande einer Dichtung eine Charakteristik des ungarischen Adels, vorzüglich in seinem Verhältnisse zu den Frauen und den Juden, die nicht übel zu lesen ist.

F. Marquard.

Literarische Notiz.

A. Jubinal's neueste Leistungen.

Einer der regsamsten unter den Gelehrten, welche sich die Pflege der altfranzösischen Literatur zur eigentlichen Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, ist Achille Jubinal. Er hat schon eine ganze Reihe gediegener Werke, in denen zum Theil die Resultate sehr gehaltreicher Forschungen enthalten sind, ans Licht gefördert. Seine gegenwärtige Stellung als Professor der ausländischen Literatur an der Facultät zu Montpellier scheint ihn aber mehr und mehr zu veranlassen, den Horizont seiner Studien zu erweitern und auf die sorgfältigere Beachtung der wichtigen literarischen Erscheinungen des Auslandes auszudehnen. Als Ergebniß dieser Studien werden uns jetzt Bruchstücke seiner hierauf bezüglichen Vorlesungen unter dem Titel „Cours de littérature étrangère extrait de leçons publiques" geboten. In diesen Fragmenten zeigen sich Gründlichkeit der Kenntnisse und Unbefangenheit des Urtheils als die hervorstechenden Charakterzüge. Wahrscheinlich verdanken wir gleichfalls der Anregung Jubinal's die Veröffentlichung einer kleinen Schrift, welche vor kurzem zu Montpellier die Presse verlassen hat. Dieselbe enthält Aphorismen und Maximen der Königin Christine, welche in einer Bibliothek zu Montpellier aufgefunden sind, und führt den Titel „Pensées de la reine Christine, d'après le manuscrit de l'école de Montpellier". Wir bemerken endlich noch, daß die von Jubinal geleitete „Revue de Midi", deren wir in d. Bl. bereits rühmliche Erwähnung gethan haben, guten Fortgang zu haben scheint. Der Jahrgang 1845 ist reich an interessanten Beiträgen und gibt der Hoffnung Raum, daß der Herausgeber seiner Zeitschrift auch für die Folge die würdige Haltung, welche bis jetzt stets an ihr zu rühmen gewesen ist, zu bewahren wissen wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 94. —— 4. April 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

8. Die Seherin. Dramatisches Gedicht von Emil Mecklenburg. Leipzig, Brauns. 1845. 8. 2 Thlr.

Um des Contrastes willen lassen wir diesem Naturlaut der Poesie eine Arbeit folgen, von der man leicht, im Gegensatz zu jener, aussprechen könnte, daß sie die Kunst über sich selbst erhöhe und durch ein Übermaß von Reflexion zur Unnatur gelange. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß trotz eines im Ganzen ungünstigen Totaleindrucks, den das Stück zurücklassen muß, es dennoch seine einzelnen Schönheiten und gelungenen Partien enthalte. Das Drama gehört durchaus der Gattung an, die wir bisweilen schon als Gedankentragödien bezeichnet haben. Der Gedanke, nicht das Leben, ist ihr Träger. Verwickelung und Entwickelung beruhen auf einer Idee, das Leben muß sich wohl oder übel dazu hergeben, die Idee zu verwirklichen. Wir sehen ein Mädchen vor uns, Laura, Liebesglutschwärmerin im allerhöchsten Grade, und Frey, ihren überseligen Geliebten. Die Scene, in der uns dies zur Darstellung gebracht wird, ist etwas lang; die Verse sind gut. Plötzlich sehen wir Frey im schlechter, mindestens frivoler Gesellschaft und Laura von einer Tante und einem listigen Kammermädchen dem Könige als Buhlin in die Hände gespielt. Der König macht eine üble Figur, ein Fürst wäre genug gewesen. Dann kommt die Reue über die Untreue, das Gefühl der Leere, über welche Empfindungen Laura in Krämpfe verfällt. In jenen Convulsionen, die bald habituell werden, sieht sie Gott und Satan um ihre Seele streiten. Diese Streitdialoge zwischen dem guten und dem bösen Princip sind offenbar der Kern, das Ziel des Gedichts, das damit zu einer Art weiblichen Faust oder zu einem potenzirten Gretchen werden soll. Es muß nun zugegeben werden, daß einzelne Stellen in diesen Dialogen — unerachtet des übeln Eindrucks, den die Gegenwart Gottes und Satans am Lager der Seherin macht — voller Poesie und wirklich ergreifend sind, besonders an den Stellen, wo Laura wieder zum Erkennen der Dinge umher nach jenen leisen Weltgesprächen erwacht. Der Gedanke ist wirklich neu und nicht ohne eine gewisse stille Majestät, die uns mit leisem Schauer füllt; allein die Feder spielt zu oft und stumpft sich endlich ab. Die Reden Satans sind ziemlich im Charakter des Mephisto, doch beinahe noch spottsüchtiger und höhnender, mehr frivol als teuflisch, sodaß sie ein Netz um die arme Seele, Laura, schlingen, dem diese nun und nimmermehr entschlüpfen kann; denn draußen harren die harten Redensarten Gottes auf sie und scheuchen sie in die alte Lage zurück. Die größte Finesse in der Maske des Satans aber ist, daß er stets von Gott als seinem gnädigen Herrn spricht und dem Christenthum jede mögliche Lobrede hält, ihm jeden möglichen Vorschub leistet. Er ist die personificirte Emancipation des Fleisches, dieser fröhliche und neckende Satan, dem man gar keine böse Absicht anmerkt, bis er zuletzt, eben da Laura für Frey dem Könige zu Füßen fallen will, wahrscheinlich mit der Absicht ihm ihre Schuld zu bekennen und sich ihm wieder zu eigen zu geben, das Fräulein erdrosselt, womit das Stück zu Ende ist. Denn Frey schmachtet als Demagog im Kerker.

Man wird gestehen, daß wir es hier mit einer kühnen und seltsamen Arbeit zu thun haben, die vielleicht einer tiefer eingehenden Kritik als sie hier zu geben ist würdig sein mag. Wenn man ihr den Charakter deutschen Ernstes und deutscher Tiefe zuspricht, widerfährt ihr nur ihr Recht; das Verdienst sorgfältiger Ausarbeitung verkündet sich schon durch den Vers und den durchweg festgehaltenen Reim in diesem langen Gedicht. Von den Nebenfiguren, welche nur den Zweck haben, die Frivolität der höhern Gesellschaft zu zeichnen, können wir schweigen. Roß, Stark, die Tante, Lieschen lösen nur diese Aufgabe. Der Kern der Dichtung ruht wie gesagt in den leisen Gesprächen zwischen Laura's Seele, Gott und Teufel. Von diesen müssen wir, soll das Ganze nicht ohne Charakteristik bleiben, eine oder die andere Probe geben. An welcher Stelle wir sie erwählen ist ziemlich gleich. Also Laura, welche eben eine misfällige politische Anrede des Satan hören mußte, jagt ihn weg. Sofort erscheint ihr Gott auf ihren Ruf.

Gott.

Noch einmal nahe ich mit mildem Triebe
Nicht angezogen von der Erde Gründen,
Nach meiner Gnade dir und meiner Liebe
Beseligende Botschaft zu verkünden.
Nimm an des Evangeliums Verheißen
Und wende dich zu mir und meinem Sohne.
Die ird'schen Bande werden dann zerreißen,
Die dich umfangen, und an meinem Throne
Wirst du einmal des Glückes Stunde segnen,
Wo dich gerettet göttliches Begegnen.

Laura.

O lieber Gott, du redest immer noch,
Als wäre ich in deiner tiefsten Schuld.
Was habe Böses ich verbrochen doch,
Daß mir entzogen deine hohe Huld?
Du willst mich nicht aus meiner Noth erlösen,
Und kannst mich nicht befreien von dem Bösen.

Satan.

Mamsellchen! Potz tausend! Ich bitt' es mir aus!
Am Ende verleugnet die Schelmische mich.
Ich mache hier tollen Spektakel im Haus . . .,
Wenn mir nicht Gerechtigkeit gleich widerfährt,
Für alles Gescheite, was ich dir gelehrt.

Laura.

O ja, Gescheites; aber solche Dinge,
Daß mir ganz angst und bange d'rüber wird.

Gott.

Du fängst als Räuber mit geübter Schlinge
Die Schäfchen, so nicht sieht der treue Hirt. . . .
Doch was er rathe, wie du selber bangst —
Du fliehest nicht in meinen gnäd'gen Schoos?

Laura.

Was soll ich thun? Die Hülfe thut mir Noth —
Willkommen, wer mir hilft, wär's auch der Tod!

Satan.

O papperlapapp! So reden sie jetzt,
Jetzt wird Gevatter Mephisto verpetzt.
Kaum wenden Ihr' Gnaden den göttlichen Rücken,
So bitten wir wieder, uns doch zu beglücken.

Gott.

Ich thue dir im höchsten Ernste kund,
Die Seele wird zu deiner Beute nicht.
Und würd' sie dein zuletzt auf diesem Rund,
So führt der Tod sie in mein Himmelslicht.

Satan.

Topp, Ihro Gnaden, der Pact ist geschlossen:
Ich habe schon öfter derselben gemacht,
Und niemals noch hat es mich später verdrossen,
Denn oftmals schon habe ich bei mir gedacht:
Da d'rüben! Das sind doch verdächtige Sachen
Wenn man mit der Erde den Himmel vergleicht
Dort fing ich an unwillkürlich zu lachen —
Sie werden verzeihen — ich lache sehr leicht. . . .
Wenn ewig ich lebte: ich würde ganz dumm
Ich brächte vor Langeweile mich um. . . .

Diese Probe muß genügen; sie reicht hin, die Intention und die Gedankenform zu zeigen, in der die Intention verfolgt wird. Daß sie eine ernste und eine dichterische sei, wird kein ernsthafter Leser verkennen; doch dies Geschlecht ist in unsern Augen selten geworden, und die Lust, eine neue Variation des „Faust" oder des „Manfred" zu lesen, leitet nur noch Wenige bei der Wahl ihrer Lecture. Der Verf. wird sich künftig wol kürzer fassen müssen.

9. Schultheiß Wenge von Solothurn. Vaterländisches Schauspiel von Franz Krutter. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1845. 8. 15 Ngr.

An diesem Stück ist Alles rauh und unpoetisch, der Name des Verf. entbehrt ebenso wie seine Diction alles Wohlklangs; der Stoff ist für ein historisches Drama viel zu eng und klein; die Handlung ist eine querelle de famille, oder eine Balgerei unter Spießbürgern, und obwol die Religion sich darein mischt, doch kaum besser als sie in Preußen jede Stadtverordnetenversammlung darstellt. Soll man aus jedem solchen Zerwürfniß, das ohne historische Folgen bleibt, eine historische Tragödie machen? Gewiß nicht. Dem Erzeugniß, das hierzu auserwählt wird, muß entweder das Gewicht einer Bewegung in Masse oder die moralische Größe der einzelnen That zu Hülfe kommen. Hier fehlt das Eine wie das Andere, das Stück hätte daher ungeschrieben bleiben können. Indeß, einen großen Aufwand von Kunstmitteln hat der ehrliche Verf. auch nicht darauf verwendet: von der Formgebung des Dramas hat er wol kaum eine dunkle Ahnung, und die Sprache die er verbraucht ist etwa die aus den Stilübungen eines fähigen Tertianers.

10. Thron und Hütte. Romantisches Drama in fünf Aufzügen: Von L. M. Eckardt. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel und Comp. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Ach! Auch die schöne Zeit des nordischen Antiquar-Enthusiasmus ist vorüber! Die Sigurd-Schlangentödter, die Gunlaugur-Drachenzunge und Frithjofsagen klingen nur noch dunkel und verhallend nach; Niemand glüht mehr für oder wider die Nibelungen, und die Namen Halfdan, Ring und Sigduna setzen keine Zunge mehr in Bewegung, wie viel minder ein Herz! Der Verf. bringt daher eine Ilias post Homerum, wenn er jetzt noch mit einer dramatisirten Frithjofssage heraustritt, und wäre er der Skalde Ringolf selbst, er fände kaum ein Ohr bereit ihn anzuhören. So sehr gehört es zur glücklichen Übung der Musenkunst, die rechte Zeit und den rechten Stoff zu wählen und den Bannruf „Veraltet" von seinem Dichterhaupte abzuwenden. Doch unser trefflicher Verf. hat an dem „Veraltetsein" seines Stoffs noch nicht genug; er zeigt sich noch in einer andern Beziehung als ein Spätling, oder besser als Einer, der die letzten 20 Jahre beobachtungslos verträumt zu haben scheint. So wie er, aus diesem Traum erwachend, noch Ehren-Fouqué in Ehren wähnt, so glaubt er auch in anderer Beziehung noch an Ehren-Wolke. Was sagt der Leser wenn er am Eingang des Stücks liest:

Wie schön, wie lieblich dich die Rose kleidet,
Der Morgen schmückt sich neu, weil er dich sieht!

und am Schlusse:

Versöhnung, treuer Bruder . . .
Von einem Felsen reich' ich dir die Hand,
Ergreife sie und eil' zu mir herüber.
Die Schwester soll das Pfand der Liebe sein
Sie möge wie der Farben Kranz der sieben
Vereinen nun, was je getrennt geblieben.

Ein solcher inconsequenter und fremdartiger Eigensinn hat etwas Abschreckendes; Recht behalten wollen gegen die ganze Welt kann nicht die Eigenschaft eines Dichters im höhern Wortsinne sein. So steckt denn auch bei dieser Arbeit die Poesie nur in dem Klang der Wort: die Handlung, so weit sie dem Verf. angehört, ist gänzlich davon entblößt, trivial, langweilig und ohne allen Schwung. Da nun auch die Charakterzeichnung gleich Null ist, so bleibt für die poetischen Ansprüche des Autors nichts übrig als die gute Verwendung der Bilder aus der nordischen Mythologie. Diese lassen wir ihm ohne sie ihm zu beneiden; ein Reiz durch Misbrauch stumpf gemacht, ein Pfeil der nirgend trifft und haftet, eine Blume ohne Duft, ein verloschener Regenbogen.

(Der Beschluß folgt.)

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren von 1840—44. Von Adam Mickiewicz. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1844—45. Gr. 12. 2 Thlr. 25 Ngr. *)

Der dritte Theil der Vorlesungen erfodert vielleicht mehr als jeder andere die Beachtung Deutschlands und vornehmlich der deutschen Philosophen; denn er enthält nicht nur eine scharfe, unbarmherzige Kritik aller neuern deutschen philosophischen Systeme, sondern enthält auch zugleich alle Momente, durch welche nach Mickiewicz's Ansicht die im slawischen Volke im Keime liegende Philosophie sich über die deutsche Philosophie der Gegenwart erhebt. Wir sind weit entfernt, die außerordentlichen Leistungen der deutschen Philosophen leugnen noch je auf einen Augenblick den ungeheuern Einfluß vergessen zu wollen, den gerade durch die philosophische Entwickelung deutsche Wissenschaft und deutsches Wesen in der Neuzeit auf die civilisirten Völker Europas gewonnen hat, und von welchem Einfluß gerade auch das Buch von Mickiewicz ein mehr als glänzender Beweis ist. Denn so viel der Verf. über die verschiedenen philosophischen Richtungen in Europa spricht, so ist doch beiweitem der meiste Raum der deutschen Philosophie und ihrem Systeme gewidmet; sie scheint dem Verf. trotz der Geringschätzung, die er so oft gegen sie an den Tag legt, dennoch so hochwichtig, daß er wie es scheint sich selbst zum Trotz jedes der deutschen Hauptsysteme einzeln weitläufig durchgeht, und dann bei den einzelnen Principfragen, die er behandelt, immer und immer wieder auf dieselben zurückkehrt. Eine bessere, eine mehr erzwungene Anerkennung der Wichtigkeit kann man nicht so-

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. [illegible] und [illegible] d. Bl. f. 1844. D. Red.

dern. Der Hauptunterscheidungspunkt aber, den wir sogleich im Anfange hervorheben zu müssen glauben, besteht zwischen der deutschen Philosophie und der polnisch-slawischen des Mickiewicz in der Dialektik. Zwar ist Mickiewicz selbst immer gezwungen, von derselben Gebrauch zu machen, um seine Gegner niederzukämpfen: allein trotzdem haßt er sie und negirt dieselbe von Princip aus. Die deutsche Philosophie sei reine abstracte Begriffsphilosophie, reine Verstandesspeculation und führe als solche nie zu einem Resultate in denjenigen Hauptfragen des Menschengeschlechts, deren Lösung das harrende Europa eben erwarte. Dieser Philosophie stellt der Verf. seine und einiger später zu nennenden Philosophen Gefühls-, Willens- oder genauer Intuitionsphilosophie entgegen, und vindicirt diese letztere, welche unmittelbar auf das Praktische, auf die That, auf die gegenwärtigen Zustände der Völker lossteure, ausschließlich dem slawischen und französischen Volke, während die abstracte, theoretische Speculationsweise den germanischen Völkern vornehmlich zuzuschreiben sei. Ohne uns in die Untersuchung der Wahrheit dieser Behauptung einzulassen, zu der hier nicht einmal der Raum wäre, wenn wir dazu auch Beruf verspürten, bemerken wir nur, daß die praktischen Resultate, wie sie bis jetzt vorliegen, allerdings manches strenge Urtheil Mickiewicz's zu rechtfertigen scheinen, wie wir weiter unten sehen werden.

Der dritte Theil enthält zwei Hauptgegenstände, von denen der eine die Slawen allein und ausschließlich angeht; das sind die Untersuchungen über das slawische Alterthum, über die Ausbreitung dieses Volksstammes in den ältesten Zeiten, wo es bereits die Hauptbevölkerung Europas dargestellt hätte, bis es später überall zu Sklaven gemacht worden; über die altslawische Mythologie, in der sich der ursprüngliche europäische Mythus am reinsten und unverfälschtesten erhalten habe, sodaß sie jetzt das einzige und wichtigste Mittel zur Erklärung aller europäischen Mythologien sei, wie z. B. eine Menge griechischer Götternamen erst aus dem Slawischen erklärt werden können. Der andere Haupttheil des Buchs bezieht sich auf die Lösung der Frage, was will die slawische Philosophie und welches ist ihr Verhältniß zu ihren Vorgängerinnen? Mit diesem Gegenstande beginnen die Vorlesungen. Die erste Eigenschaft der slawischen Philosophie ist der Glaube an die Nothwendigkeit des Opfers, der Aufopferung nicht nur der Vergangenheit, sondern auch seiner selbst und seiner Rechte zum Besten der Allgemeinheit; die zweite Eigenschaft die Erwartung, das Streben nach der Zukunft, nach einer Offenbarung, welche in die gegenwärtigen Verhältnisse einen vollkommenen Umsturz, ein vollkommenes Gebäude nach den Grundsätzen der christlichen Liebe aufführen werde. Das Mittel zur Realisirung so hoher Zwecke bestehe in der Begeisterung, welche gegenwärtig durch die Poesie, vornehmlich aber durch die polnische repräsentirt würde. Durch das Dichtergenie muß die polnisch-slawische Zukunft erfaßt, durch dasselbe der ganzen Nation offenbart werden. Das ist der Beruf der slawischen Dichter in der Gegenwart. Sie haben denselben theils schwächer theils schärfer anerkannt. Klar tritt dieses Bewußtsein bei dem Verfasser der „Höllischen Komödie" und in Zaleski's „Duch od Stepu" hervor; schwächer bei Puschkin, dessen Gedicht „Der Prophet" diesen Beruf leise andeutet; unsicher ist des Verf. Urtheil über Kollar, dessen Werke sowie die der östreichischen Slawen überhaupt Mickiewicz nur oberflächlich und wahrscheinlich nur von Hörensagen bekannt sind. In desto größerer Vollständigkeit gibt der Verf. den Geist und den Inhalt der „Höllischen Komödie" wieder, welches Drama allerdings einzig in seiner Art und so erhaben durch innern Werth wie durch Tendenz über allen neuern Dramen der Gegenwart steht, daß die Polen allerdings sehr recht daran thun, dieses große wahrhaft geniale Werk immer wieder durchzuarbeiten. Die ausschließliche Beurtheilung der europäischen Philosophie beginnt aber erst S. 224.

Dem Verf. ist die gegenwärtige Richtung der deutschen Philosophie durchaus scholastisch, an einer andern Stelle wieder durchaus preußisch, anderwärts endlich durchaus protestantisch, wie unter andern ihr Entstehungsgrund beweise, da das durch die Reformation zerrissene Band des religiösen Gemeinlebens die protestantische Geistlichkeit ganz isolirt hingestellt und sie so zu der abstracten Speculation verleitet oder durch den starren Buchstabenzwang der Symbolischen Bücher, über die man nicht habe hinausgehen dürfen, gezwungen habe. Von da an habe das abstracte Denken eine solche Herrschaft in Norddeutschland erlangt, daß es nicht möglich gewesen wäre, derselben Einfluß oder nur Beziehung zu dem praktischen Leben zu verschaffen. Wie weit diese Philosophie in dieser Hinsicht zurück sei, beweise der Umstand, daß Hegel selbst Preußen für das Ideal des guten Staats gehalten und durch die Nachricht von der Julirevolution in den höchsten Zorn und die größte Trauer versetzt worden sei; der polnische Aufstand habe seinen süßen Träumen noch den Rest gegeben. „Ihm schien es nämlich, die Menschheit hätte schon nichts weiter zu thun als nur die Glückseligkeit des Daseins zu genießen, welches sie in den Formen der französischen Monarchie, des russischen und östreichischen Kaiserreichs errungen hat, deren Muster aber und Typus die preußische Monarchie war." So habe denn weder er noch seine Nachfolger „eine Neuerung in der Politik gemacht; sie denken, daß die deutschen Staaten das Bischen Freiheit, welches sie genießen, Frankreich und zum Theil Polen schuldig sind. Der gegenwärtige Zustand der Dinge vieler dieser Reiche wurde nach dem Sturze Napoleon's und größtentheils nach dem Muster der französischen Revolution eingeführt. Der französische Civilcodex wirkte ebenfalls stark auf die Gesetzgebung der deutschen Länder ein, namentlich der Provinzen, die zu Preußen gehören. Daß aber in dieser Veränderung sich etwas wahrhaft Deutsches vorfände, daß der Fortschritt deutscher Philosophie zur Änderung der Lage Deutschlands in irgend etwas beigetragen hätte, ist durchaus nicht zu bemerken." (S. 300.). Ja, er geht sogar noch weiter, indem er es mit einer sehr scharfen Betonung hervorhebt, wie „die Hegel'sche Schule in Parteien zerfallen, die sich die Namen der rechten Seite, der linken Seite und der Mitte, wie in den französischen Kammern geben, und öfters, um nur den Deutschen selbst begreiflich zu machen, was unter ihnen vorgeht, müssen sie zu der politischen Sprache Frankreichs ihre Zuflucht nehmen. Wir wiederholen es, die Deutschen verstehen sich selbst nicht mehr untereinander, nur wenn sie sich Französisch ausdrücken." (S. 426.) Uns scheint dieser letzte Vorwurf offen gestanden an sich nicht von Bedeutung, sondern dient höchstens als Beweis, daß die allgemeine Bildung auch in politischer Hinsicht in Deutschland weit über die gegenwärtigen politischen Zustände hinaus ist, worin zugleich die sicherste Garantie liegt, daß auch die politischen Veränderungen nach dieser Seite hin unaufhaltbar sind, daß sie aber jedenfalls auf friedlichem Wege erreicht werden; denn nur solche neue Zustände, deren Fülle von Einzelnen, Wenigen erkannt wird, müssen durch Erschütterungen herbeigeführt werden. Das beweisen die Schicksale Polens zu deutlich, als daß sie Mickiewicz hätte verkennen sollen. Als Vermittelungsorgane zwischen der deutschen und der slawischen Philosophie sieht Mickiewicz zunächst Cieszkowski an, der unter der äußern Schule der deutschen philosophischen Methode polnischen Geist verberge und mit seinen Schriften erschütternd unter die Häupter der deutschen Philosophie trete. Seine Vervollständigung nach der religiösen Seite hin ist Krolikowski, der mit den deutschen religiösen Philosophen übereinstimmend das Kriterium der Wahrheit nicht in den abstracten Begriff, sondern in den Geist setzt. Diese beiden hält Mickiewicz gegenwärtig für die größten Philosophen Europas, für diejenigen, von denen man überhaupt etwas Dauerndes und Tüchtiges erwarten dürfe. Ob und inwieweit Mickiewicz zu diesen Erwartungen berechtigt ist, Das zu untersuchen, müssen wir den Lesern selbst überlassen; es ist dies die interessanteste und wichtigste Partie des vorliegenden Theils; die höchsten Güter der Menschheit, Unsterblichkeit, Glaube, Gott, werden hier auf eine Weise besprochen, die Ansichten der weisesten und größten Männer der Gegenwart und Vergangenheit von einem bestimmten, festen Principe aus auf solch kräftige und klare Weise behandelt, daß selbst Diejenigen, welche eben dieses Princip negiren,

nicht ohne innigstes Interesse diese Partie des Buches durchgehen werden. Uns genügt es, darauf aufmerksam zu machen, und die Worte zu wiederholen, welche der Übersetzer in seiner Vorrede an Deutschlands Gelehrte richtet: „Die aufgeklärten und biedern Männer Deutschlands, denen wir dieses Werk widmen, werden ersucht, die erhabenen Wahrheiten, die der Verf. seinen Zuhörern im lebendigen Vortrage klar verständlich und fühlbar gemacht, vollständig und umfassend zu würdigen und durchzuarbeiten." Die letzte Vorlesung enthält eine Recapitulation des Inhalts der ersten drei Theile, gleichsam das Glaubensbekenntniß des Verfassers.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Naturbeweis eines künftigen Daseins.

Die Erscheinung der Auflösung bietet einige der klarsten Beispiele von vollständiger Veränderung körperlicher Gegenstände ohne deren Vernichtung dar, wir sind aber an diese Veränderungen so gewöhnt, daß, obgleich die aufgelösten Substanzen nicht mehr erkannt werden können und in ihrem neuen Zustande vollkommen unsichtbar geworden sind, wir doch keinen Augenblick lang annehmen, daß irgend ein Theil von ihnen verloren gegangen sei. Die Auflösung eines Stückes Zucker in einer Theetasse kann als ein ganz einfaches Beispiel angeführt werden. Der harte, krystallisirte Zucker wird in den Thee getaucht und verschwindet nach kurzer Zeit völlig. Wenn Jemand eine solche Erscheinung zum ersten Male erblickte, würde er glauben, der Zucker gehe gänzlich verloren, und geneigt sein, dessen Verschwinden einer Zauberei zuzuschreiben. Wir sind aber Alle so gut mit diesem Vorgange bekannt, daß wir aufhören diese Erscheinung für unserer Aufmerksamkeit werth zu halten, und wissen daß der Zucker nichts an seinen Eigenthümlichkeiten durch den chemischen Proceß verlor, der ihn für die Organe des Gesichts und Gefühls unsichtbar macht. Der Zuckerstoff kann ja durch das Abdampfen der Flüssigkeit bis zur Trockenheit in fester Form wiederhergestellt werden, indem das Residuum in Zuckerkrystallen besteht, welche gerade wieder ebenso viel wiegen als das frühere Stück. Wenn uns nun also die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Operationen, die man gewöhnlich für die zerstörendsten hält, in der That nicht ein einziges Theilchen der Materie zerstören, und wenn wir lernen, daß diese Operationen selbst nichts Anderes als die Wirkungen neuer Combinationen sind, gänzlich abhängig von der Operation der letztern, so erhalten wir dadurch zunehmende Gewißheit der unwiderlegbarsten Art, analogisch die künftige Fortdauer zu beweisen. Wir begreifen sonach, daß es diesen Vorgängen, welche die Gestalt der Körper verändern, unmöglich sein würde, die letzten Partikeln der Materie zu zerstören, weil diese Vorgänge selbst bloße Wirkungen der schon vorgegangenen Wirkungen sind, und nur anzeigen, daß die neuen Combinationen vollendet sind. So müssen wir denn in Folge dieser Masse von Evidenz, die zu groß ist als daß man ihr widerstehen könnte, glauben, daß die Elemente der Materie, welche jemals erschaffen worden, nur durch die directe Vermittelung der allmächtigen Kraft, die ihnen das Dasein gab, auch wieder zerstört werden können. Folglich: Die Veränderungen die beim Tode eintreten sind nicht bedeutender, und gewähren keine entschiedenere Ansicht der Vernichtung als die Auflösung des Zuckers in Wasser. Wenn wir nun diese Thatsachen hinsichtlich der Unzerstörbarkeit der Materie zusammenstellen, und unsere Unfähigkeit in Betracht ziehen, unmaterielle Stoffe zu untersuchen, so erhalten wir dadurch die triftigsten Gründe zu der Überzeugung, daß der Geist ebenso unvergänglich ist als die materielle Substanz, und erkennen die Unhaltbarkeit der Einwürfe, die man gegen die abgesonderte Existenz der Seele blos aus dem Grunde erhoben hat, daß ein solcher Zustand der Trennung unbegreiflich sei. (Bakewell.)

Südamerikanischer Wassermangel.

Als Darwin durch Südamerika reiste, beschrieb man ihm auf das lebhafteste die Wirkungen des letztvergangenen großen Wassermangels und die Nachrichten darüber können zugleich einiges Licht auf die Gründe werfen, warum man hier und da nicht selten die Gerippe einer Menge Thiere aller Art aufgehäuft findet. „Der Zeitraum zwischen den Jahren 1827—30 wird die große Trockenheit oder die große Dürre genannt. Während dieser Zeit fiel so wenig Regen, daß die Vegetation bis selbst auf die Disteln abstarb; die Bäche trockneten aus, und die ganze Gegend gewann das Ansehen einer staubigen Landstraße. Dies war besonders der Fall in den nördlichen Gegenden von Buenos Ayres und dem südlichen Theile von Santa-Fé. Eine große Menge Vögel, wilde Thiere, Heerden und Pferde kamen aus Mangel an Futter und Wasser um. Jemand erzählte mir, daß das Wild in die Höfe zu den Quellen kam, die er hatte müssen ausgraben lassen um seine eigene Familie mit Wasser zu versorgen, und die Rebhühner kaum Kraft genug besaßen fortzufliegen, wenn sie verscheucht wurden. Der geringste Anschlag des Verlustes an Zuchtvieh in der Provinz Buenos Ayres allein wurde zu einer Million Stücken angeschlagen. Ein Landbesitzer in San-Pedro hatte vor diesen Jahren eine Heerde von 20,000 Stück, und nach 1830 war nicht eins mehr vorhanden. San-Pedro liegt inmitten des schönsten Landstrichs und ist jetzt wieder reich mit Vieh versehen, aber dennoch wurde in dem letztern Stadium der großen Trockenheit Vieh zur Speisung der Einwohner auf Schiffen dahin gebracht. Das Vieh das aus den Gehöften nach Süden hin auswanderte, war in so großer Anzahl untereinander gemischt, daß eine Regierungscommission von Buenos Ayres abgeschickt wurde, um die Zwistigkeiten der Eigenthümer zu schlichten. Sir Woodbine Parish erzählte mir noch eine andere sehr eigenthümliche Ursache zu Streitigkeiten. Da der Erdboden so lange trocken gelegen, hatten sich solche Staubwolken gebildet und erhoben, daß in dieser ebenen Gegend die Grenzzeichen verschüttet wurden und die Besitzer nicht mehr ihre Grenzen zu bestimmen wußten. Ein Augenzeuge sagte mir, daß das Vieh in Heerden von Tausenden in die Parana gesprungen wären, und dann vor Hunger erschöpft nicht wieder die schlammigen Ufer hätten herausklettern können, sodaß sie ersäuft worden. Der Arm des Flusses, der bei San-Pedro vorüber geht, war so voll Viehgerippe, daß mir ein Schiffsherr erzählte, der Gestank davon habe ihn ganz unfahrbar gemacht. Unstreitig kamen auf diese Art mehre Hunderttausende von Thieren in dem Flusse um. Man sah ihre in Fäulniß übergehenden Körper den Strom abwärts schwimmen, und viele derselben wurden ohne Zweifel in die Bucht des Plata abgelagert. Alle kleinen Flüsse wurden sehr salzhaltig und dies verursachte an einzelnen Punkten wieder vielfaches Sterben, denn ein Vieh das solches Wasser trinkt muß crepiren. Azara beschreibt die Wuth der wilden Pferde bei einer solchen Gelegenheit, wie sie in die Sümpfe stürzen, sodaß die welche zuerst dort angelangt von den Nachkommenden überrannt und zu Boden getreten werden. Er behauptet, daß er mehr als einmal die Gerippe von tausend auf diese Art getödteten wilden Pferden gesehen habe. Ich selbst bemerkte, daß die kleinern Flüsse der Pampas mit einer Breccie von Knochen gepflastert waren, dies ist aber wahrscheinlich eher die Folge einer stufenweisen Vermehrung als einer Zerstörung auf einmal. Nach dieser großen Trockenheit folgte eine sehr regnerische Zeit, welche hohe Fluten bewirkte. Sonach ist es außer allem Zweifel, daß mehre Tausende von Gerippen durch die Ablagerungen im darauf folgenden Jahre begraben wurden. Was würde nun ein Zoologe davon urtheilen, wenn er eine so ungeheure Sammlung von Thierknochen aller Art und des Alters in eine dicke erdige Masse eingehüllt fände? Würde er dies nicht eher einer großen Flut die das Land überschwemmt habe zuschreiben als dem gewöhnlichen Laufe der Begebenheiten?" 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 95. — 5. April 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 94.)

11. Horatio, der Mulatte. Romantisches Drama in fünf Aufzügen, von J. C. Andersen. Frei nach dem Dänischen bearbeitet von Le Petit. Hamburg, Kittler. 1845. 12. 20 Ngr.

Es ist ein eigenes Schauspiel um einen Schriftsteller, der deutsche Bücher schreibt, und von der Construction der deutschen Sprache so wenig weiß, daß er nicht drei Zeilen ohne einen Constructionsbarbarism zu schreiben vermag. Wenn wir so allmälig weiter gehen, wohin werden wir endlich gelangen? Ohne Zweifel zu einem literarischen Kinderlallen, das unstreitig sehr originel und anziehend sein wird für Ammen und junge Mütter! Für Andere ist der Genuß verloren, der in solchen Versen ruht, wie

Der Sklav, der schändlich sich erkühnt,
Die Hand zu heben wider einen Weißen,
Nur mit dem Leben solchen Frevel sühnt,
Zu Tode man ihn geißle, soll es heißen.

und andere. Das Stück selbst ruht auf dem Gedanken, daß ein armer Sklave, der durch irgend ein Vergehen dem Tode verfallen ist, dadurch vom Untergang gerettet wird, daß Cäcilie, Gräfin v. Ratet, ihm ihre Hand reicht, indem:

Ein anderes Gesetz es lautet: Aber hätte
Sonst eine Frau von Adel, freigeboren,
Den Knecht zum Gatten wirklich auserkoren,
Dann ist er frei, und seine Sklavenkette
Hängt man im Schiff der Kirche auf. Verzieh'n
Ist alle früh're Schuld — Dem Eh'gemal
Der Dame wird das volle Recht verlieh'n,
Derselbe Rang und Stand, den sie zumal
Bekleidet. . . .

Das Stück spielt natürlich auf Martinique. Da wir Deutschen aber dermalen keine Colonien und keine Sklaven zu besitzen so glücklich sind, so darf die Kritik nicht erst bevorworten, daß das Stück diesseit der Eider kein sonderliches Interesse erwecken dürfte; für Hamburg aber ein Avis au lesteur sein mag.

12. Imgrund, oder die wiederversöhnte Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von A. W. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1845. 8. 12 Ngr.

Auch hier fällt der Rahmen für ein in weiterm Kreise zur Wirkung berufenes historisches Drama viel zu eng aus und läßt nur einer dürftigen Begebenheit Raum, die kaum einem und dem andern allgemeinen Gedanken Entwickelung gestattet. Das Gerüst dieser Begebenheit ist das einfachste: Walter Imgrund liebt die Tochter des Ritters Winkelried; die Zerwürfniß der Eidgenossen kreuzt diese Liebe mit wildem Parteihaß, der zum Zerfall des ganzen Bundes zu führen droht; da gelingt es dem frommen und geschickten Zuspruch Heinrich Imgrund's, des Pfarrers von Stans, die Streitenden zur Besinnung zu bringen, die Eintracht wiederherzustellen, und den liebenden Herzen auch äußerlich ein Recht zu geben sich anzugehören. Weltbewegende Ideen läßt ein solcher Vorwurf nicht zu: die Geschichte wird zum Familienereigniß; kurz, es ist der Punkt, wo sich Tragödie und Komödie berühren. So wenig wie durch die Erfindung, ebenso wenig zeichnet sich diese Arbeit durch Sprache oder Bild aus. Die Gesandten der Eidgenossenschaft halten lange Reden, die ziemlich treu den Chroniken entnommen sein mögen und die den heutigen schweizerischen Staatsreden auf ein Haar gleichen; dazwischen etwas Volkstumult und zwischen beiden einiger Liebesjammer. Alles Dies kann kein Drama bilden. Summa: es scheint dem Verf. zum dramatischen Poeten an allem Requisit, selbst am Gemüth zu fehlen, das doch sonst unter den Jüngern Apollo's das allergewöhnlichste Besitzthum, ja der Boden ist, in dem alle Poesie wurzelt und aus dem sie Nahrung zieht.

13. Die Spielbank. Ein tragisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentshandlung. 1845. 8. 10 Ngr.

Ein Stück von unbekanntem Verf. und sehr bekanntem Inhalt. Wir wissen ihn auswendig sobald wir eine Scene des Stücks überblickt haben: Spielbank, zerstörtes Glück, Zweikampf, Tod, unendlicher Jammer, was kann es anders sein? „Hier die Leichen zweier füreinander geschaffenen Freunde, dort eine vor Gram hinschmachtende Braut, da eine trostlose Mutter und hier ich, der bejammernswerthe Vater", so heißt es an einer Stelle des Stücks. Wir aber fragen, wer richtet nur alles dies Unglück an? Antwort, der unbekannte Verfasser. Alle diese Unglücksgestalten wären nicht da, wenn er sie nicht vor uns hinmalte. Nicht die Folgen des Spiels, nein, nur die Leidenschaft des Spiels selbst kann allenfalls, wiewol immer nur ein höchst unglücklicher, Vorwurf des Dramas sein. Der Autor kann sich nicht damit schützen, daß seine Absicht gut, und sein Stück ein handgreiflicher Wink für die deutschen Regierungen sei, welche die Spielbanken nicht blos dulden, sondern selbst privilegiren.

14. Gabrielle von Belle-Isle, oder die verhängnißvolle Wette. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach Alexandre Dumas übertragen von L. Osten. Hamburg, Berendsohn. 1845. 12. 15 Ngr.

Wer kennt nicht dieses geist- und reizvolle Schauspiel des besten Kenners der Regentenzeit unter den Franzosen und des witzigsten Darstellers ihrer geistreichen Absurditäten! In der That, Dumas ist in plastischer Nachbildung dieser unter moralischem Gesichtspunkt so höchst merkwürdigen Epoche unvergleichlich; er ist in dieser Nachbildung, was man auch von seiner Leichtigkeit sagen möge, wahrhaft Dichter, Erklärer der

Geheimnisse der Geschichte, Exeget der ethischen Verirrungen der Zeit. Wie wunderbar und seltsam doch! Während die große Masse des Menschengeschlechts eigentlich in demselben Zustand moralischer Ausbildung verharrt, von der Zeit der Pharaonen bis zu unsern Tagen, von Ninus und Sesostris bis Robespierre und O'Connell, wie wechselt der ethische Zustand der höhern Menschenkreise? Welche Tugenden und welche Laster bei den Persern, den Griechen, den Römern, welche in Borgia's Zeit in Italien, welche in der Epoche des Regenten, Orleans von Frankreich, welche um und neben Marat und Barras, und welche endlich in unsern Tagen? Wie ganz anders in jeder dieser Epoche, wie unähnlich sich selbst diese Zustände, und dennoch, wer belehrt uns, ob Fortschritt, ob Rückschritt, und ob wir die Bessern seien? In diesem Wechsel der höhern Menschensitte hat alle Kunst ihre Wiege, besonders aber die des Dramas. Es bleibt ungewiß, wer reinere Sitten schildert, Aristophanes, Molière oder Dumas; aber darum, weil alle Drei dies auf höchst plastische Weise thun, gilt ihr Name. „Gabrielle von Belle-Isle" ist Dumas' eigenthümlichstes Stück und die Arbeit des Übersetzers ist gut. Hätten wir den Beruf zum sittenmalenden Drama, wir würden uns Dumas zum Vorbild nehmen; ja Laube würde sich bei diesem Vorbilde ohne Zweifel besser stehen als bei dem Victor Hugo's.

15. Glück, Misbrauch und Rückkehr, oder das Geheimniß des grauen Hauses. Posse in fünf Aufzügen, von Joh. Nestroy. Wien, Wallishausser. 1845. 12. 15 Ngr.

Diesen etwas ernsten Artikel wollen wir mit einer Posse schließen, damit uns nicht der Vorwurf gemacht werde, als hätten wir nur Sinn und Auge für die thränenreichen Kategorien des Dramas. Wir haben hier Stoff genug zu herzlichem Lachen. Nestroy ist der Meister der Darstellung der absoluten Albernheiten. Seine Eulenspiegel und seine Blasius sind, um mit ihm selbst zu sprechen, in ihrer Art „classisch"; sie haben die bessere Figur Till's, wie die ernstere gute Laune Raimund's, von der Bühne verdrängt durch eine unbegrenzte Frivolität; von der Bühne, wo nicht das Bessere gilt, sondern das Wirkungsvollere. Umsonst setzen wir ihm entgegen, daß Raupach würdigere und Raimund poetischere Possen darbringt, Nestroy gibt effectvollere. Die Gattung ist dergestalt singulair und gehört ihm in solcher Art allein an, daß wir Niemand rathen wollen, seine Nachahmung zu versuchen, wenn er nicht schmählich scheitern will. Denn bei aller Tollheit liegt in Nestroy doch immer ein Ernstes zum Grunde, und zieht sich wie ein Goldfaden auch durch seine anscheinend frivolsten Erfindungen. „Warnung vor Übermuth im Glück" ist in diesem Stücke jener Goldfaden; aber die Art, wie er eingewebt ist, stört den Lachsinn nicht, auf dessen Erregung es dem Autor doch vorzugsweise ankommt. Nestroy's Maskenspiele sind nicht so edel als die Gozzi's; aber sie sind lachstoffhaltiger als unser gesammtes norddeutsches Lustspielrepertoire.*) 19.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren von 1840—42. Von Adam Mickiewicz. Dritter und vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Der vierte und letzte Theil der Vorlesungen Mickiewicz's, schwächer an Umfang als jeder der vorangehenden, und dennoch inhaltsreicher als jene, da er die ganzen, ebenso tief poetischen als philosophischen Ansichten des Verf. über Religion und Politik und die zukünftige Gestaltung beider enthält, ist mit einer Emphase, mit einer aus jedem Worte hervorquellenden, wahrhaft prophetischen Überzeugungskraft geschrieben, welche unwillkürlich den Leser in die innerste Aufregung versetzt. Man ahnt, der entscheidende Moment, die Krisis sei gekommen, welche die Bestrebungen des Dichters in Wirklichkeit, in Fleisch und Bein verwandeln, oder aber sie gleich Seifenblasen zerplatzen machen und als fruchtlosen Kampf gegen eingebildete Gespenster dem Gelächter der profanen Menge preisgeben müsse. Was zunächst geschehen ist, haben die Zeitungen genügend berichtet; die Abdankung Mickiewicz's und, wie es scheint, die letzten Ereignisse geben uns hinreichende Fingerzeige.

Alle Bewegung, welche im Norden und Osten Europas sich regt, ist die Wirkung des Erwachens der slawischen Nation, meint Mickiewicz mit Recht. „Diese Race will leben; sie fängt an zu leben, und ihr Leben ist unvereinbar mit dem Bestehen der Staaten, welche die slawische Race beherrschen." (!?!) Dieses Leben soll die Zukunft entfalten; die Regierungen aber „klammern sich mit dem Starrsinn der Verzweiflung an die Vergangenheit fest". Zwar sind die Slawen sich ihrer vollen Bestimmung noch nicht bewußt; aber sie verlangen Hülfe vom Westen, und Mickiewicz hat sich „bemüht, ihnen die Geheimnisse ihrer Zukunft aufzudecken". Nun muß er „mit allem Freimuth" auf die Frage Frankreichs antworten: was die Slawen Neues brächten. Staatsbündnisse, die jetzt fast nur auf materiellen Rücksichten beruhen, würden in der Zukunft, damit sie dauernd seien, auf geistige Verwandtschaft, also auf innere Wahrheit gebaut werden müssen. Der Kern des moralischen Lebens des polnischen Volkes ist gleich dem des französischen, und darum will Mickiewicz in seinem Geiste die „Kraft, die der slawische Genius herbeibringt, mit dem Wissen, das den Westen regiert, zu vereinigen suchen", um jene Frage zu entscheiden. Darum werde sein Lehrstuhl „von heute an zu einem militairischen Streitposten, zu einer Kriegsschanze, die der Genius Frankreichs dem slawischen Geiste, dem Bundesgenossen des französischen Volkes anvertraut."

Das Hauptwerk, das ihm zur Erklärung jener Frage dienen könne, sei die „Biesiada" (von Towianski), deren Vorläufer das Gedicht „Przedswit" (Dämmerung) und „Cesara's Traum". Allein um diese Werke zu verstehen, muß man eine gewisse geistige Vorbereitung sich erringen, die besonders für die Franzosen schwer sei. Im Westen herrscht die Doctrin, der Glaube, aus einer einzigen erkannten Wahrheit könne durch Formeln Alles deducirt werden, jede Erkenntniß sei nur durch Dialektik möglich, mit einem Worte, die Scholastik, das System. Allein dieser Grundsatz sei durchaus falsch. Alles Große und Erhabene, was die Menschheit je zu Stande gebracht, geschah durch Intuition, durch das Insichgehen in „das innere Gebiet, die innere Sphäre", in das Land, wohin die Seele trachtet (nicht der nackte, systematisirende Verstand), aus welchem Lande alle Völker hergekommen, aus dem aber die Slawen zuletzt hervorgegangen und darum befähigt und bestimmt seien, die geistig mit ihnen nächst verwandten Franzosen in dasselbe einzuführen. Allein um den allzu großen Zwischenraum zwischen der Systemmacherei und der Intuition zu überschreiten, sei ein geistiger Erguß nothwendig, seien alle die Bedingungen zu erfüllen, ohne welche die Erkenntniß der Wahrheit nicht möglich sei. Die erste dieser Bedingungen sei die gänzliche Lossagung von aller Doctrin. Nach dieser negativen Bedingung folge eine positive, die Zubereitung des eigenen Geistes zum Empfange der großen Wahrheit, des neuen Evangeliums. Worin besteht aber diese Vorbereitung? Der Verf. ist sehr zurückhaltend mit seinen Offenbarungen; ehe er sie verkündet, scheint ihm noch ein langer „Versuch nöthig, das religiöse Leben der katholischen und der östlichen Kirche in den slawischen Ländern, die Beziehungen zwischen diesem Leben und demjenigen, das sich in Frankreich entfaltet, und die Bedingungen darzustellen, unter welchen Frankreich auf die Mitwirkung der slawischen Völker zählen kann; ein Versuch, Dasjenige zu erklären, was man unter Symbol, Ahnung, hoher Poesie und Offenbarung verstehen darf; ein Versuch, den Einfluß zu bestimmen, welchen die Natur des Nordens auf den Geist der slawischen Völker ausübt; ein Versuch, die Barbarei im Allgemeinen zu definiren und den Einfluß der Barbaren

*) Den zweiten und letzten Artikel geben wir im Monat Mai.
D. Red.

auf das Mittelalter und die civilisirten Völker" zu erklären (S. 22). Alle diese Dinge, die Mickiewicz hier berührt, fallen in den einen Begriff der Intuition als ihren letzten Erklärungsgrund zusammen; und darum stellt er zunächst eben diesen Begriff fest. Die Intuition ist wirklich vorhanden, das ist der Hauptsatz, auf dessen Beweis hier Alles ankommt. Sie zeigt sich dem Verf. in der Kunst; hier trete man mit dem Künstler in unmittelbare geistige Wechselwirkung, ohne Gedanken zu denken fühle, ahne man den geistigen Hauch des Verf. Dasselbe Gefühl der Unmittelbarkeit zeigt sich in der Bewunderung der Natur, jeder großen That. Der Verf. hält diese Intuition, die unmittelbare Anschauung, die ästhetische Begeisterung, die hier obwaltet, für die wahre Quelle jeglicher Erkenntniß, wenigstens der hohen Wahrheiten, und sagt vorher, auch die Erkenntniß der politischen und philosophischen Wahrheiten werde und müsse bald eine so unmittelbare werden, frei und ohne scholastische Formen und Systeme errungen. Und das ist wol der Schlußpunkt seiner ganzen Philosophie. Die Einwirkung der Kunstproducte, der Natur, die Bewunderung einer großen That faßt die jetzige Schule der Philosophie als ästhetische Erkenntnisse auf und trennt sie streng von den logischen oder philosophischen. Ob Mickiewicz sie mit Recht denselben Gesetzen unterwirft wie die letztern, das zu entscheiden müssen wir den deutschen Philosophen überlassen, denen er S. 25 jede Möglichkeit dies zu begreifen abspricht, da Schelling zwar ähnliche Augenblicke der Intuition gehabt und in solchen die Nothwendigkeit seines „philosophischen Organs" erkannt, allein bis jetzt vergeblich sich bemüht habe, die „allgemeine Entrüstung" der deutschen Philosophen zu bewältigen. Ja „die Berliner fühlen diesen Mangel; darum werden sie auch wild gegen Alles, was Begeisterung, was instinctmäßige Exaltation ist; kurz gegen Alles, was dem anatomischen Secirmesser der Scholastik entschlüpft und im Menschen ein Organ des höhern Lebens voraussetzt" (S. 25). Und doch „enthält diese Rührung Das, was das Tiefste und das Göttlichste im Charakter des Menschen ist; sie beurkundet das Dasein des Organs der großen Gefühle, die Quelle der großen Thaten" (S. 26). Die Intuition ist auch bereits durch das Gesetz ins wirkliche Leben eingeführt; denn die Jury basirt ihre entscheidenden Urtheile rein auf Intuition (S. 58). In diesen Zustand der Rührung also müsse man sich versetzen, „um die Kunst zu fühlen, um die Philosophie zu begreifen und selbst um die Zukunft zu fassen". Nun gibt es ein Volk, welches in diesem Zustande sich bereits befindet, die Slawen, und ein zweites, in welchem die meisten Elemente zu demselben entwickelt sind, die Franzosen; nur diese beiden Völker also haben eine Zukunft. Die materialistischen Völker dagegen, die an der Doctrin hangen, die Deutschen und Engländer, die Völker der Vergangenheit, halten diesen Enthusiasmus für mystisch, phantastisch; er sei schön, aber nur als Poesie, als Kunst, müsse aber von der Politik und Philosophie stets ausgeschlossen bleiben. Und doch steht es fest, daß nur solch ein Enthusiasmus das Christenthum geschaffen; der Mangel eines solchen ist das wahre Heidenthum, welches jenem auch in der Zukunft unterliegen müsse; denn das Volk dürfte nach dieser Flamme, welche den Menschen sich selbst wieder zurückgäbe. Volk nämlich heißt unserm Verf. „der Mann, welcher leidet, welcher aufstrebt, der geistesfreie Mann, der nicht mit kleinen, ganz fertigen Systemen ankommt" (S. 29). Und auf diesen wirke der Enthusiasmus unmittelbar. Ihm also müsse man ein Ideal aufstellen. Wer es vollkommen gibt, ist ein „vollständiger Mensch". Und einen solchen verlange das slawische Volk, nicht die bestialische Wuth der Leidenschaften, wie man sie in der französischen Revolution aufgestachelt, sondern „Häupter will es haben, an welchen man den göttlichen Charakter wieder erkenne, und eine Gesetzgebung, die man als göttlich anerkennen könne". Sie kommen zu Frankreich, die Slawen, damit dieses ihrem „gefesselten Geiste das geheime Losungswort zu hören gebe" (S. 33). Früher besaß die Gabe der Intuition die Kirche; jetzt hat sie dieselbe verloren, sie hat sich aus Furcht vor den Regierungen von dem Volke und der in ihm glühenden Bewegung losgerissen, die Laien haben sie überholt, sie ist unfähig, die Welt weiter hin zu führen. Den sichersten Beweis davon liefert ihr Verhalten zu Polen, das sie im Stiche gelassen, obgleich es das allerkatholischste Volk war.

Und nun folgen jene furchtbaren Angriffe gegen die amtliche Kirche, deren Wucht die französische Geistlichkeit zum offenen Kampfe gegen die Universität aufweckte, und deren Charakter vortrefflich durch „Cesara's Traum" dargestellt wird, worin die alte Kirche mit dem Papst zusammenstürzt und die neue Kirche der Zukunft durch eine Schar polnischer Pilger gerettet wird. Nur eine einzige Rettung gibt es für die amtliche Kirche: wenn sie sich aus dem Volksgeiste verjüngt. Und darum mögen ihre Männer „damit anfangen, sich zu demüthigen, sich innerlich selbst zu verleugnen; und fühlen sie sich nicht berufen, große und gewaltige Männer zu sein, so mögen sie sich nicht mehr die Soldaten des größten und gewaltigsten aller Geister nennen, die Soldaten Jesu Christi, sondern sich zu den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens wenden". Und wagen sie es nicht mehr, von Wundern zu predigen, um sich vor den Protestanten nicht lächerlich zu machen: „Nun wohlan, auch ohne sie und selbst gegen sie wird diese Kirche gerettet; und weil sie es nicht wagen, so wollen wir es aussprechen: sie wird durch ein Wunder gerettet werden" (S. 52). Kein Wunder sei es unter solchen Umständen, daß die polnische Literatur von der amtlichen Kirche verdammt werde, da sie echt priesterlich sei, aber prophetisch und erhaben über den Geist der amtlichen Kirche; denn zu wem Gott nur einmal gesprochen, der wisse Alles, und wer nur einmal zur Intuition sich emporgeschwungen, der stehe hoch über allen Formeln der Scholastik. Und gerade in diesem Charakter der slawischen Philosophie und Überlieferung liegt die Schwierigkeit, die philosophische Sprache derselben begreiflich zu machen. So gibt es schon für das Wort Duch, Geist, Geistigkeit, kein völlig entsprechendes in den westlichen Sprachen. Darum zeigt der Verf. durch eine lange Untersuchung, was das „Werk des Geistes" ist. Geistigkeit, Duch, zeige sich am deutlichsten in der Kunst, aus ihr sucht Mickiewicz also den Begriff zu erklären, und bringt eine Reihe der vortrefflichsten Ideen über Kunst herbei. Jedes Kunstwerk ist das Resultat einer Vision, einer Intuition, die der Künstler gehabt, als er dasselbe concipirt, der Geist des Individuums hat sich ihm als Resultat der ganzen Classe offenbart. Diesem nach stellt die Sculptur mehr irdische, die Malerei dagegen himmlische Geister dar. Woher nun die Erscheinung, daß die Slawen weder Sculptur noch Malerei haben? Sie besitzen alle diese Visionen bereits in ihrer Phantasie, in ihren Sagen und Liedern zu Gestalten ausgeprägt; ihnen reicht die Natur aus, den Instinct des Wunderbaren zu wecken, während im Westen die Kunst tausenderlei Mittel dazu anwenden müsse. Uns wundert, daß der Verf. hierbei auch die Musik ganz vergessen, jene Kunst, welche das Geistigmenschliche am unmittelbarsten zu repräsentiren scheint, und die nach den plastischen und den Redekünsten die dritte Potenz darstellt. Mickiewicz fährt dann fort, darzustellen, wie die Kunst erst Personen-, und dann Familienkunst gewesen sei, und wie sie in der Zukunft die Völker in ihrer Ganzheit auffassen werde. Er zeigt dies an den Beispielen Napoleon's, welcher „der Erztypus der neuen Kunst" ist. Nach dieser Theorie der Geistigkeit bedarf der Verf. aber noch, ehe er an die Offenbarung der „Biesiada" geht, die Erklärung des „Wortes", le verbe, welches ihm „der Leib und der Geist zusammengeschmolzen durch das dem Menschen inwohnende göttliche Feuer" ist (S. 89), und das er später (S. 104) so ziemlich gleich mit „Energie" setzt. Denselben Sinn hat die den Aposteln verliehene Gabe der Zungen, welche zwar die amtliche Kirche hätte erben sollen, die sie aber verloren hat. Jetzt sei das Wort nur noch im Besitz einiger Völker, welche sich nicht so wie die amtliche Kirche gescheut haben, sich selbst ihr eigenes Ich zum Opfer zu bringen für dieses „Wort", das die Völker der Erde erwarten. Denn

eben nur die Aufopferung seiner selbst, daß man sein geistiges Ich dem Gelächter des Haufens, dem Hochmuth des Hasses, den Angriffen der Intelligenzen und Leidenschaften aussetze", befähige den Menschen zum Empfange des „Wortes". Dieses Opfer aber hat die amtliche Kirche verschmäht, während außerhalb ihr solche Opfer gebracht worden sind, und einzelne Männer in der That versucht haben, das „Wort" auszusprechen. Das „Wort" ist demnach die ganze moralische Kraft, welche den Menschen physisch und geistig nährt und ihn zu Allem befähigt; der Mangel desselben ist die Quelle alles materiellen Elends. So liegt also in dem „Worte" auch die Lösung der nationalökonomischen Frage, welche die Gegenwart bewegt.

Diese Frage, zuerst von den Polen aufgeworfen und zum Theil beantwortet, dann von den Franzosen aufgenommen, erfaßt Mickiewicz so, daß er plötzlich erklärt, Ursache zu haben, die „Biesiada" nicht vorzulesen, sondern sich unmittelbar zur Untersuchung der Vorfrage wendet: Woher kommen wir und wohin gehen wir, von deren Lösung jede andere Frage abhänge. Die Theologie der Geistlichkeit sei nicht im Stande mehr, jene Frage zu lösen; die weltlichen Philosophen interessiren sich bei der Erforschung der Wahrheit nur dafür, daß ihr Name berühmt werde; also seien auch sie unfähig, jene Frage zu lösen. Auch kümmerten sich die Staatsmänner nichts um die Theorien der letztern. Darum ist gegenwärtig jede Autorität in Religion und Politik vernichtet — das unverkennbare Zeichen einer „universellen Umwälzung." Dies gestehe man in Frankreich selbst ein, unter den Slawen fühle man es ebenfalls und halte sich für verpflichtet, Frankreich auf die daher drohenden Gefahren aufmerksam zu machen; so sogar mehre russische Schriftsteller, deren Aussprüche citirt werden. Nicht um ein politisches System, um Verfassungswechsel handle es sich; denn Europa hat alle Systeme von der russischen Autokratie bis zur schweizerischen Demokratie und der patriarchalischen Verfassung Montenegros, und demnach genüge keins dem Bedürfniß. Was nun aber die Hauptzüge jener Umwälzung sein würden, gibt der Verf. nicht weiter an, sondern beschäftigt sich statt dessen mit der Bestimmung des Begriffs „Werth", welchen Begriff die christliche Kirche abermals ganz vergessen habe. Aller Werth beruht im Geiste, in der Energie, in dem lebendigen „Worte." Dieses Wort sei „Leib geworden", und zwar durch Christus, welcher der Repräsentant der Menschheit, sowie Alexander der Repräsentant der griechischen, Julius Cäsar der römischen Mythologie und Napoleon der Repräsentant des alten Christenthums sei. Nun erwarte die Welt einen Repräsentanten des neuen Christenthums, der neuen Offenbarung. Mickiewicz selbst erklärt sich für einen „Funken, der von dieser Fackel abgefallen," dessen Sendung es sei, der Welt dieses zu verkündigen; er erklärt sich „im Angesichte des Himmels für einen lebendigen Zeugen der neuen Offenbarung" und fodert seine Zuhörer, Polen wie Franzosen auf zu antworten, ob eine solche neue Offenbarung da ist und ob sie ihn für einen Verkündiger derselben halten. Das donnernde „Ja" der in stürmischer Ekstase bebenden Zuhörer erschallte damals bald in allen Zeitungsberichten durch ganz Europa und machte nicht geringe Sensation. beschloß aber zugleich auch die weitere Wirksamkeit des Verf.; denn die vier folgenden Vorlesungen, in denen er einen Rückblick auf seine ganze bisherige Wirksamkeit wirft, und endlich die Resultate, das große Wort seiner Sendung ausspricht, beschränken sich ihrem innern Inhalte nach rein auf dieselben Ideen, welche wir in den vorhergehenden Theilen zerstreut und unter verschiedenen Gesichtspunkten modificirt vorfanden; noch einmal spricht Mickiewicz, zum ersten und letzten Male, wie er sagt, von seiner eigenen Person, von der Wichtigkeit seines Berufs, den er nun erfüllt habe, und tritt dann mit einer begeisterten Apotheose an Napoleon auf immer von seinem Posten zurück. Bald darauf erfolgte seine Suspendirung und endliche Abdankung, scheinbar zwar freiwillig, aber jedenfalls durch die französische Regierung selbst veranlaßt.

Es liegt uns zu fern, den ganzen Effect der vierjährigen Lehrwirksamkeit Mickiewicz's hier näher zu erörtern; doch bürgt der letztgenannte Umstand, sowie die Masse von Freunden, welche der Professor sich an dem Collége und selbst unter seinen Amtsgenossen erworben hat, sowie endlich die Vorrede, mit welcher drei Franzosen im Namen der französischen Nation diesen vierten Jahrgang ganz Frankreich anempfehlen, als hohe Offenbarung von endlosem Interesse, hinlänglich dafür, daß Mickiewicz's Auftreten am Collége de France nicht ohne Erfolg gewesen ist. Wir haben es hier blos mit seinem Werke zu thun, und da gestehen wir offen, daß es eine allseitige Beachtung der deutschen Publicisten und der deutschen Philosophen im höchsten Grade verdient. Zwar mag der Hauptwerth des Werks vorzüglich negativ sein; allein gerade um so nützlicher dürfte es deshalb für Deutschland sein, kennen zu lernen, was ein geistig so hochgestellter Mann über deutsches Wissen und deutschen Nationalgeist denkt und ohne Rückhalt der Nation förmlich ins Gesicht wirft. Möge eine Antwort von deutscher Seite nicht ausbleiben, aber eine gediegene, auf den Kern der Sache eindringende, ebenso rückhaltslose Antwort, wie der Angriff es ist.

A. P. Jordan.

Bibliographie.

Ahrens, H., Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie nach dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft in Deutschland. Nach der 2. Ausgabe deutsch von A. Wirk. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Burgwardt, H., Heinrich Pestalozzi. Ein Buch für Eltern und Lehrer, besonders für Mütter. Altona, Lehmkuhl. 12. 20 Ngr.

Gerbert, Abbé P., Skizze des christlichen Roms. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchhandlung. 8. 11¼ Ngr.

Hällmayer, F., Ausflug in die Schweiz. In Briefen. Speyer. Gr. 12. 6 Ngr.

Lancizolle, C. W., Über Königthum und Landstände in Preußen. Berlin, F. Dümmler. 8. 2 Thlr.

Protokolle und Aktenstücke der zweiten Rabbiner-Versammlung, abgehalten zu Frankfurt a. M. vom 15—28. Juli 1845. Frankfurt a. M., Ullmann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab, L., Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. Zwei Theile. (Der gesammelten Schriften 13ter und 14ter oder neuer Folge 1ster und 2ter Band.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Müller, E. F., Das Interimistikum der Deutsch-Katholiken im Königreiche Sachsen und Herr J. Sporschil. Eisenberg, Schöne. Kl. 8. 6 Ngr.

Paulus, H. E. G., Zur Rechtfertigung der Deutschkatholischen gegen Klagen Römischgläubiger. Eine historische und staatsrechtliche Beleuchtung. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peschke, F., Jesus Christus wahrer Gott. Predigt. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schroeter, E., Das deutsch-katholische Princip allein ausreichend. Ein Wort zur Verständigung mit den ehrlichen Feinden der heutigen Kirchenreform. Jena, Luden. Kl. 8. 10 Ngr.

Szeliga, Die Universalreform und der Egoismus. Eine Uebersicht über den Gang der Entwickelung der neuesten Philosophie. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolfart, P. L., Die evangelisch-unirte Landeskirche und die aus der römischen Hierarchie geschiedenen Katholiken. Potsdam, Stuhr. 8. 5 Ngr.

Das Wort der Schrift: (Marc. 8, 25.) „er ward wieder zurecht gebracht, daß er Alles scharf sehen konnte." Sendschreiben eines Gymnasiallehrers an Hrn. Prediger Jonas in Berlin. Berlin, Grobe. 1845. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 96. —— 6. April 1846.

Franz Freiherr Gaudy.

Franz Freiherrn Gaudy's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Müller. Vierundzwanzig Bände. Berlin, Klemann. 1844. Gr. 16. 8 Thlr.

Zu den Dichtern, deren eigenes Leben und Schicksal durch einen seltsamen, bunten Wechsel von Glück und Unglück, von Förderungen und Hemmungen ein besonderes, in gewisser Art poetisches Interesse gewinnt, gehörte auch der zu früh verstorbene Gaudy. Schon in seinem vierzigsten Jahre raffte ein ganz plötzlicher Tod, durch einen Blut- und Hirnschlag, den kräftigen Mann, inmitten seines mächtigen Schaffens und seiner umfassenden Entwürfe hin, nachdem er jedoch an dem Tage seines Todes, den Schluß eines größern Gedichts, an welchem er arbeitete, anticipirend, folgende Verse niedergeschrieben hatte:

> Da trat, mit fäll'gem Wechsel in der Hand,
> Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett,
> Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt —

die letzten Worte, welche seiner Feder entflossen. Aber auch sonst hatte er die Ahnung eines frühen Todes mehrmals in seinen Gedichten mit großer Bestimmtheit ausgesprochen, und so wenig er seiner ganzen Natur nach sentimental war, hatte sich ihm doch der Wunsch zu sterben in Folge herber Schicksale oft sehr lebhaft aufgedrängt, so z. B. in dem schönen Gedicht „Die Kränze", wo er davon spricht, daß ihn der Rosenkranz der Liebe und der Lorberkranz des Dichters gelockt, aber beide ihn getäuscht haben, und dann schließt:

> Nur ein dritter Kranz noch funkelt wie ein milder Abendstern
> Dem vom Schicksal oft Getäuschten — und er schimmert nicht mehr fern.
> Vor des dritten ernstem Zauber schwindet Ruhm und Liebesglanz,
> Und den Träger neidet Keiner, schmückt ihn erst der Todtenkranz.

Wenn Gaudy in eben diesem Gedichte klagt, daß der Kranz des Dichters, wonach er in ruhmbegierigem Jugendsinne gestrebt, und von dem er oft gewähnt habe, er streife über seine Schläfe hin, ihm doch immer wieder entschwunden und wieder ferner denn je gewesen sei, so will er sich offenbar damit nicht über Mangel an Anerkennung beklagen, sondern er spricht das tiefe und schmerzliche Bewußtsein aus, daß seine Poesie doch immer weit hinter seinem Ideal, hinter seinen eigenen Anfoderungen an das Wesen der höchsten Poesie zurückgeblieben sei. Wirklich fehlte auch der Muse Gaudy's die süße Aufmunterung und Belohnung des Lobes und des äußern Erfolges nicht, und er hatte sich gar nicht als Dichter über die Ungunst des Schicksals zu beklagen, — weit eher als Mensch, obwol die Widerwärtigkeiten und die harten Schläge, die ihn betrafen, zum Theil in seinem eigenen Thun und Wesen, in seiner ganzen Individualität ihren Grund haben mochten. Aber diese Individualität, dieses Temperament und diesen Charakter hatte er sich ja auch nicht selbst gegeben, und wer wollte ausmitteln, wo das Verdienst und die Schuld der Freiheit beginnt?

Als der Sohn einer vornehmen altadeligen Familie (die Gaudy stammten aus Schottland, die Mutter von Franz v. Gaudy war eine geborene Gräfin Schmettow) genoß Gaudy, wie uns die den Werken voranstehende Biographie aus der Feder seines Freundes und des Herausgebers seiner Werke berichtet, in seinen frühesten Jahren der mancherlei Vortheile, welche Kindern vornehmer, begüterter und dabei gebildeter Ältern zu gute kommen, und je nach Umständen ein bleibender Gewinn für das ganze Leben werden können. Bei seinem lebhaften, glücklich organisirten Geist eignete er sich auch früh schon Vieles an, zumal da der wissenschaftlich gebildete und weltkundige Vater sich der geistigen Ausbildung seines Sohnes mit großem Eifer widmete. Dieser lernte Französisch und Deutsch zugleich sprechen und las im vierten Jahre schon beide Sprachen; frühe Reisen, theilnehmende Freunde des Hauses, Bilderbücher u. s. w. gaben dem rasch sich entwickelnden, lernbegierigen Geiste des Knaben reichliche Nahrung, und spornten ihn, sich diese sehr bald schon selbständig zu suchen. Zugleich jedoch mit frühreifer Intelligenz entwickelte sich auch eine große Selbständigkeit, ja Unbändigkeit des Willens und Charakters, welche die sanfte, liebevolle Mutter nicht zu überwinden vermochte, und der Vater, welcher seit 1805 als Militair von seiner Familie abberufen wurde, nun auch nicht mehr in den gehörigen Schranken halten und zügeln konnte. Vielleicht wäre es überhaupt sehr schwer gewesen, vielleicht ging auch der Vater nicht gehörig in

das Wesen seines Sohnes ein. Verschiedene Versuche, ihn in Pensionen erziehen zu lassen, hatten nicht den gewünschten Erfolg, obwol er in Kenntnissen zunahm. In den J. 1810—12 wurde er, da sein Vater zum Gouverneur des Kronprinzen von Preußen berufen wurde, mit diesem bekannt und von ihm mit vieler Güte behandelt; er theilte mit ihm gymnastische Übungen und war sonst öfters in seiner Gesellschaft. Um diese Zeit, im zehnten Jahre, fing er schon an zu dichten. In Folge des Kriegs hörte der Verkehr mit dem Kronprinzen (der jedoch mehre Jahre älter war als Gaudy) auf, und Franz wurde, weil die Lehrer in Berlin nicht mit ihm fertig wurden, nach Schulpforta geschickt, wo er, trotz mancher Reibungen, drei im Ganzen glückliche Jahre zubrachte und sehr viel in Sprachen und Wissenschaften lernte. Aber nun begannen die Misgeschicke. Die Mutter, welche den starren und eigenwilligen Sohn richtiger erkannte und würdigte, und immer noch einigen Einfluß auf ihn übte, starb 1817. Die damaligen unruhigen Bewegungen auf den deutschen Universitäten bewogen den Vater, seinen Sohn, welcher früher hatte die Rechte studiren sollen, dem Soldatenstande zu widmen, und so trat der junge Gaudy als Grenadier in das erste Garderegiment zu Potsdam. In Jahresfrist avancirte er zum Offizier, und bei seinen einflußreichen Verbindungen und Bekanntschaften schien ihm eine glänzende Laufbahn offen zu stehen; aber obgleich ihm dieser Beruf nicht zuwider gewesen war und ihm Zeit zum Lesen und Studiren ließ, konnte sich doch sein jugendlich ungestümer Sinn namentlich in die ökonomische Beschränktheit seiner Lage in der lockenden Hauptstadt nicht finden, und sein Vater, der sich wieder verheirathet hatte und nicht viel für ihn zu thun geneigt war, veranlaßte 1821 seine Versetzung nach Breslau. Zwölf Jahre verlebte nun Gaudy als Lieutenant an verschiedenen Orten, zum Theil auch auf der Festung, wegen Duellen und ähnlicher Geschichten, den Leichtsinn, die Langeweile und die Abenteuer des Garnisonslebens mit poetischer Phantasie und Ausgelassenheit würzend. Einen mehr bittern als heitern Anstrich erhielt das Leben, Treiben und Schaffen des dichterischen Offiziers durch den harten Schicksalsschlag, der ihn 1823 traf und sein Lebensglück, seine Hoffnungen zerstörte. Er hatte in Breslau eine glückliche Liebe angeknüpft und sich verlobt; da starb sein Vater, durch die Ungeschicklichkeit oder Gewissenlosigkeit des Vormundes verloren die Kinder (Gaudy hatte eine jüngere Schwester) ihr Vermögen bis auf den letzten Heller, und so mußte Gaudy, der nichts als seinen Degen und Schulden hatte, der Geliebten entsagen, — ein Unglück, das er kaum zu überleben vermochte und das auf sein ganzes übriges Leben düstere Schatten warf. Er siegelte von der Zeit an seine Briefe nur noch schwarz. Die Poesie wurde von nun an sein bester und treuester Trost, obwol auch sie ihn mit seinem Schicksal und mit den Lasten seines Berufs nicht auszusöhnen vermochte. Der Soldatenstand wurde ihm zuletzt unerträglich; er nahm 1833 seinen Abschied, bekam von dem Kronprinzen eine kleine Pension und lebte nun meist in Berlin, im Kreise befreundeter Dichter und Autoren, besonders Chamisso's, aber auch viel auf Reisen als Schriftsteller. Zweimal wanderte er in den letzten Jahren seines Lebens nach Italien, dem Lande seiner heißen Sehnsucht, das für ihn eine reiche Fundgrube von Poesie, von Gedichten, Novellen und frischen Anschauungen jeder Art wurde. „Nur um die ewig quälende, an meinem Leben zehrende Sehnsucht nach dem gelobten Lande in Schlaf zu lullen, schrieb ich diese (venetianischen) Novellen nieder", sagt er Bd. 13, S. 13. So fruchtbar war seine auf den mannichfachsten Gebieten sich versuchende Muse, daß sein Freund A. Müller aus seinen Werken eine Sammlung von 24 Bändchen bilden konnte, deren Widmung der jetztregierende König von Preußen annahm, und welcher gewiß der Beifall nicht fehlen wird, mit welchem früher die einzelnen Productionen des Dichters aufgenommen wurden.

Seine Persönlichkeit hat der Dichter Franz Freiherr Gaudy, wie er sich nannte, „vielleicht weil er sich nichts aus den drei ominösen Buchstaben (von) machte, und den Leuten blos zeigen wollte, daß er ein freier Herr sei und sich um Niemanden schere", — selbst geschildert in dem artigen kleinen Aufsatz „Besuch bei einem Dichter", der in die Jahre seines Lebens in Berlin fällt. Der Besuchende erzählt, daß er an dem Baron einen etwas barschen Herrn gefunden, dessen „ziemlich alltägliche Gesichtsbildung einen gewissen moquanten oder vielmehr verdrießlichen Charakter an sich getragen". Er schildert den Freiherrn als einen starken Raucher und erwähnt ein paar leerer Burgunderflaschen, die er auf einem Seitentisch stehen gesehen. Gaudy habe sich dann über die Literatur ausgesprochen, namentlich die neueste, und geäußert: „er für seinen Theil habe den ganzen Bettel satt." Dann „stichelte er ziemlich unverblümt auf stoffarme Tageblatts-Scribenten, welche sich bei namhaften Leuten eindrängten, um ihre Personalia auszuschnüffeln und nachher das ganze Zeug brühwarm wieder abdrucken lassen", und am Ende bekräftigt der Schreiber des Aufsatzes mit seiner Namensunterschrift, daß der Besuchende kein Anderer ist als der Besuchte selbst, mithin jener Indiscretion sich nicht schuldig mache. Diese sehr artige Doppelgängerei kann einerseits als Beweis gelten, daß Gaudy nicht frei war von einer gewissen Eitelkeit und Coquetterie mit sich selbst — eine besonders den modernen Dichtern und Autoren häufig anhaftende Eigenschaft —, anderntheils aber zeigt sie, daß er gegen seine eigenen Schwächen und Unarten nicht blind war, — freilich auch, daß er sich darin bis auf einen gewissen Grad *gefiel*, was eben mit jener modernen Eitelkeit zusammenhängt. Der „moquante oder verdrießliche Charakter", welchen der Besuchende im Gesicht des Besuchenden bemerkt haben will, den aber Andere, wenigstens in guten Stunden, nicht darin gefunden haben, würde auch hindeuten auf Eigenschaften, durch welche sich manche „moderne" Dichter nicht eben rühmlich auszeichnen, durch die sie aber dennoch einen

nicht geringen Beifall und ein schmeichelhaftes Interesse so zu sagen ertrotzt haben, auf einen Egoismus und eine Menschenfeindlichkeit, welche in etwanigen bittern Erfahrungen des Lebens eigentlich nur einen Vorwand und eine Rechtfertigung natürlicher Schwächen und bequemer Hingebung an alle „genialen“ Launen und Gelüste suchen und finden. Die Elemente zu diesem modernen Charakter scheinen der Natur Gaudy's nicht ganz gefehlt zu haben und die Verhältnisse seines Lebens hatten den Grund zu einer Verstimmung gelegt, welche sich nie mehr ganz ausglich; aber das Gesunde, das Männliche, das Edle in ihm überwog das Krankhafte, das Sentimentale und die Caricatur; und aus dem Ganzen seiner Schriften tritt uns eine anmuthende, gebildete poetische Individualität entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abälard und Heloise. Ihre Briefe und die Leidensgeschichte; übersetzt und eingeleitet durch eine Darstellung von Abälard's Philosophie und seinem Kampf mit der Kirche. Von Moritz Carriere. Gießen, Ricker. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist gewiß ein sehr verdienstvolles Unternehmen, die Philosophie des Mittelalters, wie sie sich theils in der Scholastik, theils in der Mystik aussprach, gründlichen Forschungen zu unterwerfen und dieselben zu einem Gemeingut des Publicums zu machen; einmal, weil diese Seite der Geschichte des menschlichen Geistes noch viel zu wenig untersucht worden, also noch sehr Vieles in dieser Hinsicht zu thun ist, um zu einer vollkommen klaren Einsicht darüber zu gelangen, zweitens weil die Beschäftigung mit derartigen Forschungen mehr oder minder eine Aufopferung erheischt, wenigstens dem großen Publicum gegenüber. Denn unsere Zeit ist viel zu sehr mit der Gegenwart und der Lösung der dringendsten Fragen beschäftigt, als daß sie sich ernstlich Mühe geben möchte, in die Schächte vergangener Jahrhunderte niederzusteigen, sich in die Eigenthümlichkeit entfernter Epochen zu versetzen und an einem solchen Studium Geschmack und Interesse zu finden; am allerwenigsten, scheint es, möchte ihr eine nähere Bekanntschaft mit der scholastischen Philosophie zusagen, da diese im günstigsten Falle es doch nur mit leeren Abstractionen zu thun hat, weit häufiger mit resultatlosen Spitzfindigkeiten und Wortgeklingel, während die Gegenwart mit immer entschiedener ausgesprochenem Willen nach frischer That, nach echtem Leben ringt. Allein wie überhaupt das Leben der Gegenwart und die verschiedenen Momente in ihr, welche die heutige Menschheit ins Auge gefaßt und zum Objecte ihrer geistigen Thätigkeit gemacht hat, nur dann einer befriedigenden neuen Ordnung der Dinge entgegensehen können, wenn die historische Entwickelung gehörig berücksichtigt wird, so ist offenbar die Erforschung des Geistes irgend einer wichtigen Epoche in dem Leben der Menschheit ein bedeutungsvoller Beitrag zu der Erreichung des letzten großen Zweckes, den sich die Gegenwart gesteckt. Dies hat das Publicum auch bereits eingesehen; in der Überzeugung, daß man sich erst darüber klar werden müsse, wie unsere Zeit geworden, um danach auch die nächste Tendenz der Zukunft zu ergründen, wirft es sich zunächst auf das Studium solcher Epochen, welche bis auf die Jetztwelt einen außerordentlichen Einfluß gehabt haben; so ist es denn namentlich die Reformationszeit, welche gegenwärtig unter allen am meisten ergründet und studirt wird. Indessen muß bald eine, selbst oberflächliche Kenntniß jener Zeiten zu der Ansicht hinleiten, daß auch die Reformation nur das Resultat eines lange andauernden Strebens der Menschheit ist, und die Erkenntniß der der Reformation vorangehenden ringenden und kämpfenden Periode ist nicht nur für sie selbst von Bedeutung, sondern auch für die Gegenwart, welche offenbar in einem ähnlichen Ringe- und Strebekampf sich befindet. Hierfür hat denn unser Verf. einen anerkennenswerthen Beitrag geliefert. Denn in Abälard sehen wir, wenn wir seine große welthistorische Bedeutung ins Auge fassen wollen, weniger den Repräsentanten der Scholastik, was man gewöhnlich unter ihr versteht, als vielmehr einen Vorläufer des reformatorischen Geistes, aber allerdings nicht ohne die Färbung seiner Zeit. In dem Augenblicke, als das christliche germanische Bewußtsein so sehr die ganze gebildete Menschheit ergriffen hatte, daß ein Theil derselben nach Jerusalem zog, um das Grab des Heilandes zu erstreiten, während ein anderer die positiven Wahrheiten des christlichen Glaubens mit den Waffen des Geistes besser zu begründen strebte, in dem Augenblicke also, als das Christenthum, wie es in der Form der Kirche erschien, weltliche wie geistige Waffen in der höchsten Potenz als seine Streiter erblickte, da begann sofort der Zwiespalt in seinem Innern sich zu erheben, und zwar gerade von dem Elemente ausgehend, welches der sicherste Garant für die Herrschaft der neuen Macht sein konnte, von dem Elemente des Geistes. Aber freilich, der Geist bleibt so eher nur auf dem Gebiete der Freiheit. So wie man ihm einmal seine Fesseln löst, so wird er alsobald zu kühnem Fluge sich erheben und nicht rasten, als bis er das Ziel seines Strebens erreicht. Indem die Kirche den Geist beschwor, ihre eigenen Satzungen philosophisch zu rechtfertigen, hatte sie gerade in ihm den gefährlichsten Gegner sich herangezogen. Was half es, wenn Anselm von Canterbury, der als der Begründer der scholastischen Philosophie angesehen wird, als Norm seiner Untersuchungen den Satz aufstellte: „ich glaube, um zu verstehen“, da ein Anderer, Abälard, den entgegengesetzten annahm: „ich verstehe, um zu glauben, und wenn ich nicht verstehe, so glaube ich nicht.“ In Abälard ist daher durchaus das reformatorische, das protestantische Princip vertreten. Und zwar in dem ersten Momente seines Stadiums, da nämlich, wo die Kirche auf der höchsten Spitze ihrer Macht angekommen war, und wo sie, voll des großen moralischen Einflusses, den sie auf die Mitwelt übte, wagen konnte, sich selbst mit den Waffen des Geistes zu umgürten, diesen ihr zinsbar zu machen. Es ist daher sehr interessant, diese Erscheinung näher zu betrachten, und der Verf. hat sich, wie schon berührt, durch diese seine Arbeit offenbar ein Verdienst erworben.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Abtheilungen, die erste enthält die Philosophie Abälard's und seinen Kampf mit der Kirche; die zweite ist eine Übersetzung der Briefe Abälard's und Heloise. In der ersten ist, wie schon der Titel sagt, nicht eigentlich eine Biographie Abälard's gegeben, wiewol wir dies gewünscht hätten; von seinem Verhältnisse zu Heloise, das doch so maßgebend war für seine ganze innere Entwickelung, wird darin gar nichts erwähnt als andeutend am Schlusse, wahrscheinlich weil der Verf. meint, die Briefe genügten schon. Die Abhandlung ist vielmehr nur auf eine Darstellung der Abälard'schen Philosophie und insbesondere auch derjenigen Punkte gerichtet, in welchen er gegen die herrschende kirchliche Ansicht in Widerspruch trat. Das ist eigentlich für uns die Hauptsache, und auch, wie wir glauben, für das größere Publicum. Die rein philosophischen oder besser dialektischen Momente in seiner Philosophie, welche der Verf. anfangs erörtert, haben beiweitem weniger Interesse. Aber höchst bedeutend ist seine Ansicht vom Glauben, der ihm nur durch eine vorangegangene Erkenntniß diesen Namen verdient, der ferner nur durch die Liebe sich als ein rechter erweise; seine Stellung ferner zum Heidenthume, das er keineswegs als Gegensatz des Christenthums faßt, sondern als eine demselben vorangegangene Stufe; seine Ansicht über die Trinität, die er philosophisch zu deuten sucht; die Erlösungstheorie und endlich seine ethischen Meinungen. Über alles Dies hat sich der Verf. ausführlicher verbreitet. Man sieht aus dem uns Mitgetheilten, wie Abälard

als ein von den reformatorischen Ideen schon durchaus Eingenommener anzusehen ist. Namentlich zeigt sich dies in der Ethik. Hierüber hat er eine durchaus großartige echt reformatorische Ansicht. „Sitten", sagt er S. 65 beim Verf., „sind Fehler oder gute Eigenschaften des Geistes, die uns zu guten oder bösen Werken geneigt machen. Solch ein Fehler ist aber nicht Eins mit der Sünde, noch diese mit der schlechten Handlung. Jener gibt uns Stoff zum Kampf, er soll überwunden werden, und nur Derjenige wird gekrönt, wer recht gekämpft hat. Die Sünde dagegen ist die Zustimmung des Geistes zu Dem, was zu thun oder zu meiden nicht geziemt. Sündigen heißt Gott verachten, um seinetwillen Das nicht thun, was wir um seinetwillen glauben thun zu müssen. Die Sünde beruht also vielmehr im Nichtseienden, in der Abwesenheit der rechten Gesinnung, als im Seienden. Und so kommt es nicht auf das Werk an, sondern auf die Gesinnung, mit der es vollführt wird, denn Gott wird beleidigt nicht durch den aus der äußerlichen That entspringenden Schaden, sondern durch die Verachtung seiner selbst. Was nicht gegen Wissen und Gewissen ist, ist keine Sünde, aber wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat bereits mit ihr die Ehe gebrochen. Gott belohnt nicht den Erfolg, sondern die gute Absicht. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, habe nur Liebe und thue was du willst! Wer Christum nicht kennt und seinen Glauben deshalb verschmäht, weil er ihn für Gott widerwärtig hält, wie wäre der ein Verächter Gottes, da er doch für ihn zu handeln selbst überzeugt ist? Die Christum kreuzigten und ein gutes Werk zu thun gedachten, haben keine Sünde begangen, denn der Apostel sagt: Wenn uns unser Herz nicht verklagt, so können wir Zuversicht haben zu Gott. Auch die Freuden der Sinne und des Fleisches sind nicht sündlich, da sie ja von Natur dem Genuß des Weines oder dem ehelichen Leben beigeordnet wurden."

Der Kampf Abälard's mit der Kirche ist die schwächere Partie des Buchs. Es wird daselbst nicht mehr beigebracht als was schon bekannt ist.

In der zweiten Abtheilung folgen die Briefe Abälard's und Heloise übersetzt. Wir gestehen, daß uns in diesen Briefen Heloise als ein viel bedeutenderer, großartigerer Charakter erscheint als Abälard, und wir sind hier mit dem Verf., welcher, Abälard's Schwäche wohl fühlend, ihn zu vertheidigen sucht, nicht ganz einverstanden. Abälard hatte freilich nicht mehr zu verlieren und darum war es das Klügste und Beste für ihn, sich in sein Schicksal zu fügen, die frühern Gedanken zu entfernen und rein entgegengesetzte ihre Stelle einnehmen zu lassen. Ja wir können es sogar noch klug finden, wenn er dieselbe Richtung, die er einzuschlagen für das Beste hielt, auch seiner Geliebten anräth. Aber den Eindruck eines gewaltigen titanischen Charakters macht das Alles nicht. Man sieht aber doch, daß Abälard mehr oder minder sich den Vorstellungen der Kirche näherte, daß er seine oppositionnelle Stellung nach und nach aufgibt. Bei Heloise indessen ist Alles anders, rücksichtslos spricht sie ihren Schmerz aus, rücksichtslos nennt sie Abälard ihr Ein und Alles, ihren Gott; anstatt Reue zu empfinden über das Vergangene wie Abälard, erklärt sie vielmehr, daß sie sich dessen noch freue; sie ist ganz aufgegangen in ihrem Geliebten, lebt und webt nur in ihm. Der Verf. hat sehr recht, wenn er Heloise den Repräsentanten des romantischen Liebesideals nennt, ja ich möchte noch mehr sagen, ich möchte Heloise überhaupt das Ideal echter weiblicher Liebe nennen. Denn diese gänzliche Hingebung an ihren Geliebten, selbst der Wunsch von ihrer Seite, daß er sie lieber als Geliebte denn als Gattin haben sollte, weil sie fürchtet, durch das Letztere seine höhern Plane zu stören, dies findet sich in dieser Ausdehnung gewiß bei keinem Weibe, wenigstens bei keinem in der Geschichte bekannt gewordenen, in welchem zugleich eine solche Fülle von Geist und Kenntnissen beisammen war wie bei Heloisen. Wir folgen ihr gern auch in andern Gegenständen, so ist z. B. der fünfte Brief, wo sie sich über das Mönchswesen ausspricht, ganz ausgezeichnet klar, faßlich und durchaus auf den Kern eingehend. Es thut uns nur leid, daß der Verf. am Ende die Briefe etwas verkürzt hat, namentlich die Heloisens. Wären die beiden Liebenden nicht von einer Welt umgeben gewesen, welche von durchaus andern Theorien ausging, so hätte gerade dieses ihr Verhältniß mehr als irgend eine philosophische Deduction dazu beitragen können, die gegenseitige Stellung der beiden Geschlechter in das rechte Licht zu setzen, eine Aufgabe, deren Lösung wie so viele andere der Gegenwart noch vorbehalten bleibt. 53.

Literarische Notizen aus Spanien.

Führer für Reisende.

Das heutige Spanien ist uns übrigen Europäern ein Land geworden, welches fast noch zu entdecken ist. Trotzdem daß es sich den Politikern und Zeitungslesern im vergangenen Jahrzehnd ziemlich aufdringlich gemacht hat, sind wir doch in unserer Kenntniß des Landes kaum über Bourgoing, Laborde und Huber hinausgekommen. Der langjährige Bürgerkrieg, die Verwirrung im Lande, die uns aus der Ferne noch größer erschien als sie in Wirklichkeit war, und der Umstand, daß in demselben Maße, wie die Verkehrsmittel mit andern Ländern zunehmen, Spanien uns ferner gerückt wird, haben den Strom der Touristen an den Pyrenäen stillstehen machen. Jetzt beginnt das anders zu werden. Schon hat die wenigstens vor der Hand wiederhergestellte Ruhe jenseit der Pyrenäen einzelne Eclaireurs hinübergelockt, die dem Gros der Reisenden Wege zu bahnen und zu suchen geneigt sind. Wer ihnen folgen will, findet in „Ford's handbook for travellers in Spain" (London 1845) einen trefflichen Wegweiser. Langjähriger Aufenthalt in dem Lande hat dem Verf. die Spanier lieben und schätzen gelehrt, und er schildert die dortigen Zustände mit einer Unbefangenheit, die sich vortheilhaft vor der Engherzigkeit auszeichnet, mit der Engländer gemeinhin das Ausland und seine Sitten zu beurtheilen pflegen. Er ist offenbar ein geistreicher Mann und origineller Kopf, der scharfe Beobachtungsgabe und gesundes Urtheil mit Gelehrsamkeit und reichem Humor verbindet und seine Gedanken in einen ebenso lebendigen als originellen Stil zu kleiden weiß. Neben den gewöhnlichen Erfodernissen eines Reisehandbuchs, der allgemeinen Topographie und seiner Sehenswürdigkeiten, gibt das Werk ein vollständiges und lebendig colorirtes Bild des Nationalcharakters und der Volkssitten der Spanier, ihrer Culturzustände und der Eigenthümlichkeiten des Landes, und überall müssen wir in dem Verf. das beau-ideal eines Cicerone erkennen, einen Mann, der Alles weiß, was den Reisenden interessiren kann, und es mit einer Lebendigkeit erzählt, die das Interesse beständig wach erhält. Es gebührt der Kritik um so mehr auf dieses Buch aufmerksam zu machen als es dem Publicum in einer Form geboten wird, in der man nur gewöhnlich alltägliche Gedanken in abgedroschene Phrasen gekleidet zu finden gewohnt ist.

Historische Literatur.

Auch in Spanien regt sich einiges Leben in der historischen Literatur. Alcala-Galiano's „Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis zur Majorennität Isabellens II." ist bereits bis zum zweiten Bande gediehen. Von Weiß' „Geschichte Spaniens von Philipp II. bis zu den Bourbons" ist eine Übersetzung erschienen; ebenso eine neue wohlfeile Ausgabe von Mariana's „Historia de España". Im Fach der neuern Geschichte ist bemerkenswerth Madrozo's „Militairische Geschichte der Feldzüge Zumala-Carreguy's", mit Plänen und Kupfern, und eine eben begonnene „Geschichte der constitutionnellen Cortes", mit Bildnissen ausgezeichneter Deputirten. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 97. — 7. April 1846.

Franz Freiherr Gaudy.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Zwar könnte Einer, nach flüchtiger Lecture mehrer Werke Gaudy's, auf die Ansicht kommen, dieser Autor sei viel mehr ein Nachahmer als ein eigenthümliches Talent. Allerdings ist unverkennbar, daß dem Dichter bei vielen seiner Productionen gewisse Autoren und Werke vorgeschwebt und einen Einfluß auf ihn geübt haben; eine Menge seiner Gedichte, besonders der frühern, verrathen die Heine'sche Schule; spätere, namentlich die Terzinen, zeugen von dem Einflusse Chamisso's; die Refraingedichte erinnern durch Form und Inhalt stark an Béranger; das erzählende Gedicht „Paulina" erscheint fast wie eine Übersetzung von Byron, so sehr sind Motive, Farbe, Ton im Charakter des Briten gehalten; „Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" trifft im Ton vielfach mit Eichendorff's „Taugenichts" zusammen; in zahlreichen humoristischen Stücken stellt sich Gaudy als Schüler Jean Paul's dar. Die Elegien und Epigramme sind ohne Zweifel Abkömmlinge der Goethe'schen. In der „Nachricht von den allerneuesten Schicksalen des Hundes Breganza" knüpft er an Cervantes an; in manchen Erzählungen klingt der Ton Callot-Hoffmann's durch, und eine genauere mikroskopische Betrachtung würde ohne Zweifel noch manche Einflüsse von größern und kleinern Göttern der Literatur auf Gaudy's Productionen erkennen lassen. Auch hat er sein ungewöhnliches Talent der Aneignung in mannichfachen meisterhaften Nachbildungen, in Übersetzungen von Poesien aus dem Französischen und Altfranzösischen, dem Italienischen, dem Polnischen bewährt, und Dichtungen des verschiedensten Charakters mit gleichem Glück ins Deutsche übertragen. Aber zwischen Nachahmen und Nachahmen ist ein großer Unterschied, und es gibt eine Art der Nachahmung, des Angeregtwerdens von fremden Vorbildern, die sich selbst bei den größten Genies findet. So kann man z. B. auch von Goethe sagen, er habe in „Hermann und Dorothea" die „Luise" von Voß nachgeahmt, und selbst sein „Faust" sei eine Nachahmung von frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes; aber in solchen Fällen kann von einer Abhängigkeit in Form und Tendenz, welche das Charakteristische der Nachahmung im gewöhnlichen Sinn ist, nicht die Rede sein, sondern es beurkundet sich hier der glückliche Instinct des Genies, welcher die von Andern gefundenen Gegenstände und Formen auf das freieste zu benutzen und sich anzueignen und sie zu einer viel höhern Würde und Bedeutung künstlerisch wie philosophisch zu erheben weiß. Daß nun Gaudy's Nachahmungen auch von dieser Art gewesen, wollen und können wir nicht behaupten; vielmehr erscheint er in manchen in völliger Abhängigkeit von seinen Vorbildern, sodaß er ihre Fehler selbst gewissenhaft und eifrigst adoptirt, wie z. B. in der „Paulina", welche sich vielleicht ohne große Mühe zu einer Parodie der Byron'schen Dichtungsweise hätte umarbeiten lassen; aber in dem „Schneidergesellen" z. B. wird der Charakter der Nachahmung dadurch bedeutend modificirt, daß das Werkchen zugleich auf eine amusante und witzige Weise die Reisebeschreibung Nicolai's verspottet und das vorzugsweise romantisch-sentimentale Element der Eichendorff'schen Novelle durch eine tüchtige Zuthat von Ironie, gegen die seichte Bildung gewisser Berliner, würzt und umwandelt. Überhaupt darf man wol sagen: Dies Dichten nach gewissen Vorbildern, dies Anlehnen an Andere gehörte zu Gaudy's Schule und Bildungsgang; er war kein solcher gewaltiger Genius, daß er von Anfang an mit sicherm Instinct das ihm gemäße Gebiet der Poesie erkannt und ergriffen hätte, er war ein höchst empfängliches, bildungsfähiges Talent, welches, um sich zu Dem zu entwickeln, was es zu leisten vermochte, der mannichfaltigsten Anregungen von außen durch Leben und Lecture bedurfte. Nicht Tiefsinn der Gedanken, nicht gewaltige Schöpferkraft und Drang der Phantasie zeichneten ihn aus; es war ihm nicht gegeben, die Welt zu umfassen oder eine Welt aus seinem Innern entstehen zu lassen; das Sichversenken in die Idee oder in das eigene Ich, welches man bei vielen deutschen Dichtern findet, und was ebenso oft ihre Schwäche als ihre Tugend ist, war ihm fremd; er war eine mehr auf das Äußere, auf die Vielheit und Mannichfaltigkeit des Lebens und der Welt angewiesene Natur. Er war in seiner Poesie weit mehr Künstler als Philosoph. Dazu trug neben seiner Individualität auch sein Lebens- und Bildungsgang nicht wenig bei. Während weitaus die

als ein von den reformatorischen Ideen schon durchaus Eingenommener anzusehen ist. Namentlich zeigt sich dies in der Ethik. Hierüber hat er eine durchaus großartige echt reformatorische Ansicht. „Sitten", sagt er S. 65 beim Verf., „sind Fehler oder gute Eigenschaften des Geistes, die uns zu guten oder bösen Werken geneigt machen. Solch ein Fehler ist aber nicht Eins mit der Sünde, noch diese mit der schlechten Handlung. Jener gibt uns Stoff zum Kampf, er soll überwunden werden, und nur Derjenige wird gekrönt, wer recht gekämpft hat. Die Sünde dagegen ist die Zustimmung des Geistes zu Dem, was zu thun oder zu meiden nicht geziemt. Sündigen heißt Gott verachten, um seinetwillen Das nicht thun, was wir um seinetwillen glauben thun zu müssen. Die Sünde beruht also vielmehr im Nichtseienden, in der Abwesenheit der rechten Gesinnung, als im Seienden. Und so kommt es nicht auf das Werk an, sondern auf die Gesinnung, mit der es vollführt wird, denn Gott wird beleidigt nicht durch den aus der äußerlichen That entspringenden Schaden, sondern durch die Verachtung seiner selbst. Was nicht gegen Wissen und Gewissen ist, ist keine Sünde, aber wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat bereits mit ihr die Ehe gebrochen. Gott belohnt nicht den Erfolg, sondern die gute Absicht. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, habe nur Liebe und thue was du willst! Wer Christum nicht kennt und seinen Glauben deshalb verschmäht, weil er ihn für Gott widerwärtig hält, wie wäre der ein Verächter Gottes, da er doch für ihn zu handeln selbst überzeugt ist? Die Christum kreuzigten und ein gutes Werk zu thun gedachten, haben keine Sünde begangen, denn der Apostel sagt: Wenn uns unser Herz nicht verklagt, so können wir Zuversicht haben zu Gott. Auch die Freuden der Sinne und des Fleisches sind nicht sündlich, da sie ja von Natur dem Genuß des Weines oder dem ehelichen Leben beigeordnet wurden."

Der Kampf Abälard's mit der Kirche ist die schwächere Partie des Buchs. Es wird daselbst nicht mehr beigebracht als was schon bekannt ist.

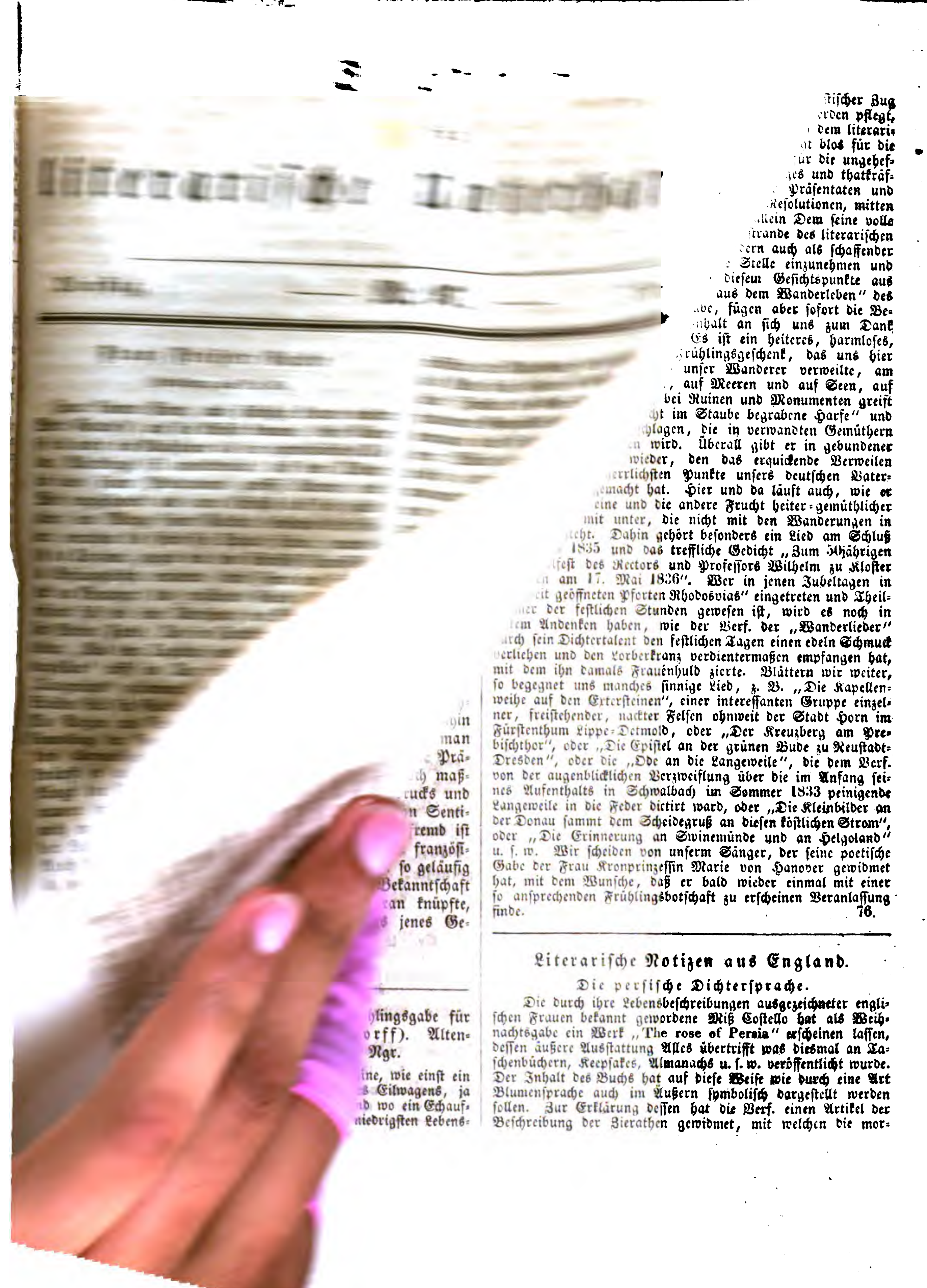
In der zweiten Abtheilung folgen die Briefe Abälard's und Heloise übersetzt. Wir gestehen, daß uns in diesen Briefen Heloise als ein viel bedeutenderer, großartigerer Charakter erscheint als Abälard, und wir sind hier mit dem Verf., welcher, Abälard's Schwäche wohl fühlend, ihn zu vertheidigen sucht, nicht ganz einverstanden. Abälard hatte freilich nicht mehr zu verlieren und darum war es das Klügste und Be[illegible] für ihn, sich in sein Schicksal zu fügen, die frühern Geda[illegible] zu entfernen und rein entgegengesetzte ihre Stelle ein[illegible] zu lassen. Ja wir können es sogar noch klug finden, [illegible] dieselbe Richtung, die er einzuschlagen für das Beste [illegible] seiner Geliebten anräth. Aber den Eindruck ein[illegible] gen titanischen Charakters macht das Alles nicht. [illegible] aber doch, daß Abälard mehr oder minder sich [illegible] gen der Kirche näherte, daß er seine oppositi[illegible] nach und nach aufgibt. Bei Heloise indessen [illegible] rücksichtslos spricht sie ihren Schmerz aus, [illegible] sie Abälard ihr Ein und Alles, ihren Go[illegible] empfinden über das Vergangene wie Ab[illegible] mehr, daß sie sich dessen noch freue[illegible] in ihrem Geliebten, lebt und webt nu[illegible] sehr recht, wenn er Heloise den [illegible] schen Liebesideals nennt, ja [illegible] möchte Heloise überhaupt das [illegible] nen. Denn diese gänzliche [illegible] selbst der Wunsch von ihrer [illegible] liebte denn als Gattin haben sollte, [illegible] das Letztere seine höhern Plane zu stören, [illegible] dieser Ausdehnung gewiß bei keinem Weibe, wen[illegible] keinem in der Geschichte bekannt gewordenen, in welchem [illegible] gleich eine solche Fülle von Geist und Kenntnissen beisammen war wie bei Heloisen. Wir folgen ihr gern auch in andern Gegenständen, so ist z. B. der fünfte Brief, wo sie sich über das Mönchswesen ausspricht, ganz ausgezeichnet klar, faßlich und durchaus auf den Kern eingehend. Es thut uns nur leid, daß der Verf. am Ende die Briefe etwas verkürzt hat, namentlich die Heloisens. Wären die beiden Liebenden nicht von einer Welt umgeben gewesen, welche von durchaus andern Theorien ausging, so hätte gerade dieses ihr Verhältniß mehr als irgend eine philosophische Deduction dazu beitragen können, die gegenseitige Stellung der beiden Geschlechter in das rechte Licht zu setzen, eine Aufgabe, deren Lösung wie so viele andere der Gegenwart noch vorbehalten bleibt. 52.

Literarische Notizen aus Spanien.

Führer für Reisende.

Das heutige Spanien ist uns übrigen Europäern ein La[illegible] geworden, welches fast noch zu entdecken ist. Trotzdem daß es sich den Politikern und Zeitungslesern im vergangenen Jahrzehnd ziemlich aufdringlich gemacht hat, sind wir doch in unserer Kenntniß des Landes kaum über Bourgoing, Laborde und Huber hinausgekommen. Der langjährige Bürgerkrie[illegible] Verwirrung im Lande, die uns aus der Ferne noch [illegible] schien als sie in Wirklichkeit war, und der Umst[illegible] demselben Maße, wie die Verkehrsmittel mit [illegible] zunehmen, Spanien uns ferner gerückt wird, [illegible] der Touristen an den Pyrenäen stillstehe[illegible] ginnt das anders zu werden. Schon [illegible] der Hand wiederhergestellte Ruhe [illegible] zelne Eclaireurs hinübergelockt, [illegible] Wege zu bahnen und zu such[illegible] gen will, findet in „For[illegible] (London 1845) einen [illegible] fenthalt in dem La[illegible] schätzen gelehrt, [illegible] Unbefangenh[illegible] zeichnet, [illegible] Sitten [illegible] Man[illegible] ge[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.



…tischer Zug
…rden pflegt,
… dem literari-
…t blos für die
…ür die ungehef-
…es und thatkräf-
… Präsentaten und
…Resolutionen, mitten
…llein Dem seine volle
…trande des literarischen
…ern auch als schaffender
… Stelle einzunehmen und
… diesem Gesichtspunkte aus
… aus dem Wanderleben" des
…abe, fügen aber sofort die Be-
…nhalt an sich uns zum Dank
… Es ist ein heiteres, harmloses,
…Frühlingsgeschenk, das uns hier
… unser Wanderer verweilte, am
…, auf Meeren und auf Seen, auf
… bei Ruinen und Monumenten greift
…ht im Staube begrabene Harfe" und
…chlagen, die in verwandten Gemüthern
…n wird. Überall gibt er in gebundener
… wieder, den das erquickende Verweilen
…errlichsten Punkte unsers deutschen Vater-
…emacht hat. Hier und da läuft auch, wie er
… eine und die andere Frucht heiter-gemüthlicher
… mit unter, die nicht mit den Wanderungen in
…teht. Dahin gehört besonders ein Lied am Schluß
… 1835 und das treffliche Gedicht „Zum 50jährigen
…fest des Rectors und Professors Wilhelm zu Kloster
…n am 17. Mai 1836". Wer in jenen Jubeltagen in
…eit geöffneten Pforten Rhodosvias" eingetreten und Theil-
…ner der festlichen Stunden gewesen ist, wird es noch in
…em Andenken haben, wie der Verf. der „Wanderlieder"
…urch sein Dichtertalent den festlichen Tagen einen edeln Schmuck
verliehen und den Lorberkranz verdientermaßen empfangen hat,
mit dem ihn damals Frauenhuld zierte. Blättern wir weiter,
so begegnet uns manches sinnige Lied, z. B. „Die Kapellen-
weihe auf den Exterfteinen", einer interessanten Gruppe einzel-
ner, freistehender, nackter Felsen ohnweit der Stadt Horn im
Fürstenthum Lippe-Detmold, oder „Der Kreuzberg am Pre-
bischthor", oder „Die Epistel an der grünen Bude zu Neustadt-
Dresden", oder die „Ode an die Langeweile", die dem Verf.
von der augenblicklichen Verzweiflung über die im Anfang sei-
nes Aufenthalts in Schwalbach im Sommer 1833 peinigende
Langeweile in die Feder dictirt ward, oder „Die Kleinbilder an
der Donau sammt dem Scheidegruß an diesen köstlichen Strom",
oder „Die Erinnerung an Swinemünde und an Helgoland"
u. s. w. Wir scheiden von unserm Sänger, der seine poetische
Gabe der Frau Kronprinzessin Marie von Hanover gewidmet
hat, mit dem Wunsche, daß er bald wieder einmal mit einer
so ansprechenden Frühlingsbotschaft zu erscheinen Veranlassung
finde. 76.

Literarische Notizen aus England.

Die persische Dichtersprache.

Die durch ihre Lebensbeschreibungen ausgezeichneter engli-
schen Frauen bekannt gewordene Miß Costello hat als Weih-
nachtsgabe ein Werk „The rose of Persia" erscheinen lassen,
dessen äußere Ausstattung Alles übertrifft was diesmal an Ta-
schenbüchern, Keepsakes, Almanachs u. s. w. veröffentlicht wurde.
Der Inhalt des Buchs hat auf diese Weise wie durch eine Art
Blumensprache auch im Äußern symbolisch dargestellt werden
sollen. Zur Erklärung dessen hat die Verf. einen Artikel der
Beschreibung der Zierathen gewidmet, mit welchen die mor-

…hin
… man
… Prä-
…h maß-
…ucks und
…n Senti-
…fremd ist
… französi-
… so geläufig
…Bekanntschaft
…an knüpfte,
…s jenes Ge-

…lingsgabe für
…orff). Alten-
… Ngr.

…ine, wie einst ein
…s Eilwagens, ja
…d wo ein Schauf-
…niedrigsten Lebens-

meisten deutschen Dichter und Schriftsteller eine akademische und daher bis auf einen gewissen Grad philosophische Bildung erhalten, was sich dann in ihren Werken selten verleugnet, entbehrte zwar Gaudy in Folge seines Aufenthalts in Schulpforta und seiner stets fortgesetzten Studien einer classischen und gelehrten Bildung keineswegs und er besaß in Sprachen, Literatur und Geschichte sehr schöne Kenntnisse; aber in den Jahren, wo Andere einen meist auf das ganze Leben nachwirkenden Trunk aus den Quellen des Idealen, der Philosophie, schöpfen, sah sich Gaudy schon in die stürmischen Wogen des wirklichen Lebens hineingeworfen und machte statt der idealistischen Träume und Schwärmereien der Schule die sehr realistischen Abenteuer des Lebens, des Soldatenlebens, mit. Viele in seiner Lage wären wol von dem Strome der gemeinen Wirklichkeit fortgerissen und verschlungen worden, hätten sich nur etwa als besonders lustige und witzige Kameraden ausgezeichnet; aber in Gaudy war der poetische Trieb, war das Ideale denn doch zu mächtig; es rang sich siegreich aus den Wellen empor. Jedoch bekam seine Poesie einen eigenthümlichen, einen vorwiegend realistischen Charakter, und trotz der vielfachen Einflüsse, die sie erfahren, behauptet sie eine Eigenthümlichkeit, die wir etwas näher zu bezeichnen versuchen.

Ein Kind des Jahrhunderts (er wurde 1800 geboren), aber zu spät gekommen, um an den großen Bewegungen und Thaten der ersten Jahrzehnde noch Theil nehmen zu können, fühlte sich Gaudy durch sein Naturel und seinen Charakter wie durch seinen Beruf als Soldat zum thätigen Handeln, zum energischen Kampfe bestimmt, und da die Verhältnisse ihn zur Unthätigkeit und Ruhe verdammten, nahm er, ohnehin verstimmt und verbittert, in seinem ganzen Wesen und Streben die Richtung der Opposition an, — des Widerstandes gegen Alles, was ihm in der Politik, im Staat, im Leben, in Gesetzen und Sitten veraltet, willkürlich, kleinlich, eine Hemmung der natürlichen und vernünftigen Freiheit schien, und neigte sich so als Dichter mit entschiedener Vorliebe den deutschen, französischen und englischen Dichtern zu, welche als die Verfechter der Freiheit im weitesten Sinne gegen Zwang und Unterdrückung und selbst gegen Gesetz und Sitten gelten konnten. Seinen Verdruß über die Thatlosigkeit der Zeit spricht sehr bezeichnend sein Gedicht „Fortschritte" aus, wo die zwei letzten Strophen so lauten:

> Nur für eine Seele noch zu schwärmen
> Wagen wir — für unser heil'ges Ich.
> Selbst der Haß kann uns nicht mehr erwärmen,
> Seit der philosoph'sche Samum strich.
>
> Mit dem Maul wird statt des Schwerts gestritten,
> Rauch qualmt überall, und nirgend brennt's.
> Ja, wir schreiten vor mit Riesenschritten
> Im Jahrhunderte der Impotenz.

An opponirenden Dichtern verschiedener Art hat es nun allerdings in Deutschland seit einer Reihe von Jahren nicht gefehlt; aber Gaudy gehört zu denjenigen, welchen es einerseits mit ihrer Opposition am meisten Ernst war, und welche andererseits die Opposition in eine nicht unpoetische, in eine graziöse Form zu kleiden wußten, welche sich nicht in blindem Pathos überstürzten, nicht in wüthendem Sarkasmus die ganze Welt des Bestehenden angriffen, welche sich die Aufgabe setzten: Ridendo dicere verum. Während manche Dichter bei der heftigsten Opposition in politischer und socialer Beziehung doch die aristokratische Gesinnung und Stellung keineswegs aufzugeben gemeint waren und Lieblinge gerade der Aristokratie wurden, entfernte sich Gaudy, durch die Geburt den Kreisen der hohen Gesellschaft angehörend, als Mensch und als Dichter entschieden von der Aristokratie, wie er diese in dem Gedicht „Entschuld'gen Sie, Frau Gräfin!" (Ida Hahn-Hahn) sehr artig ausspricht, indem er seine bürgerliche, sehr bürgerliche Denkungsweise in vielen wichtigen Punkten bekennt. Dagegen bewährt Gaudy eine hohe und feine Bildung, wie man sie bei den höhern Ständen erwartet und voraussetzt, obwol nicht immer findet, darin, daß er in seiner Polemik und Opposition gegen Herkommen und Vorurtheil, auch wol gegen die strengere Sitte, immer Maß zu halten weiß, daß er den Anstand nicht verletzt, nicht in Roheit und Unanständigkeit verfällt, wie dies selbst dem vielgerühmten Béranger nur zu oft geschieht, daß fast durchaus schalkhafte Grazien die Gönnerinnen und Hüterinnen seiner Poesie bleiben, derjenigen wenigstens, welche er für die Öffentlichkeit bestimmte. Statt sich in polemischen, ironischen, epigrammatischen Gedichten zu zersplittern, statt die witzige Muse in immer forcirtern Sprüngen sich erschöpfen und zu Tode jagen zu lassen — eine Klippe, woran schon Mancher gescheitert —, behielt Gaudy künstlerische Besonnenheit, idealen poetischen Geist genug, um sich vor solcher Vergeudung und Auflösung des Talents zu bewahren. Er concentrirte sich vielmehr, er wurde in der Form immer strenger gegen sich, er strebte aus der Subjectivität der Selbstbespiegelung und eines sich selbst verzehrenden Humors heraus, er strebte nach Anschauungen und Gestalten, und da seinem energischen Geiste das Handeln in der Welt, die bedeutende Thätigkeit versagt war, warf er sich in der Reife und Vollkraft seiner Jahre mit Eifer und Glück auf die poetische Erfassung und Darstellung der größten historischen Gestalt und Persönlichkeit unsers Jahrhunderts, und siedelte er sich mit Geist, Gemüth und Phantasie in demjenigen Lande an, welches durch seine herrliche Natur wie durch seine großen Erinnerungen am geeignetsten ist, den Menschen über die Alltäglichkeit hinaus zum Idealen und Schönen zu erheben, — er besang Napoleon in den „Kaiserliedern" und unternahm seinen „Römerzug" nach Italien, wo ihm eine neue Welt der Poesie, der reinern und höhern Anschauung aufging, eine langgenährte Sehnsucht ihm gestillt wurde. Man kann es vom vaterländischen Gesichtspunkt aus wol bedauern, daß ein so begabter Dichter die Heimat seiner Muse auf fremdem, italienischem, Boden findet, und noch mehr, daß er mit seinen Liedern den Feind, den Unterdrücker seines Va-

reichs, Deutschlands und ganz besonders Preussens, feiert; aber man muß nicht vergessen, daß dies Äußerungen und Symptome einer tiefliegenden Oppositionsstimmung oder Verstimmung waren, daß der Dichter mit aus Verdruß über die deutschen Verhältnisse fremde Triumphe besang; und die Blumen der Poesie, welche er auf italienischem Boden pflückte, kamen ja jedenfalls der deutschen Literatur zu gute, welche darüber nicht, wie vielleicht über die „Kaiserlieder", zu erröthen hatte. Für den Dichter selbst aber war jedenfalls die Concentrirung seiner Kräfte auf größere Schöpfungen und Anschauungen ein bedeutender Gewinn und Fortschritt, sein poetisches Talent gewann dadurch an Einheit und an schärferm, classischem Gepräge, obwol er auch jetzt noch dem Jean-Paulisirenden Humor nicht ungetreu wurde. Gaudy's Poesie bekam jetzt immer mehr Halt, Gediegenheit, Sicherheit, bei ungemeiner Gewandtheit und Leichtigkeit in der Form; sein Stil in der Poesie ist oft ebenso glänzend und dann wieder so epigrammatisch fein wie sein Stil in der Prosa sich flüssig, glatt, einschmeichelnd bewegt und sich der Verschiedenheit der Gegenstände in der reichsten Mannichfaltigkeit der Erzählungen und Schilderungen glücklich anschmiegt. Man hat schon die Bemerkung gemacht, daß manche Poeten und Autoren in ihrem Charakter Züge einer fremden Nationalität zeigen, und vielleicht darf Gaudy als ein Solcher betrachtet werden, welcher mehr als irgend ein Anderer in der deutschen Literatur zum französischen Charakter sich hinneigt, — nicht in der Art, daß er äußerlich von den Franzosen entlehnte, sondern so, daß in der Anlage seines Geistes selbst schon französische Elemente sich finden, löbliche, die Franzosen auszeichnende Eigenschaften, und immer noch so mit deutschen verwoben, daß die Franzosen ihn schwerlich als den Ihrigen in Anspruch nehmen werden. Wir rechnen dahin die Art von epigrammatischem Geist und Witz, wie man sie bei Gaudy trifft, die Correctheit der Form, die Präcision der Sprache, die auch in der Keckheit noch maßhaltende Schalkhaftigkeit, den Glanz des Ausdrucks und der Bilder, und selbst die ihm eigene Art von Sentimentalität, welche den Franzosen gar nicht so fremd ist als Manche glauben. Möglich jedoch, daß die französische Sprache, welche Gaudy von Kindheit an so geläufig war wie die deutsche, sammt der vertrauten Bekanntschaft mit der französischen Literatur, die sich daran knüpfte, der Geistesart und dem Stil des Dichters jenes Gepräge zum Theil verliehen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus meinem Wanderleben. Frühlingsgabe für 1846 von Alpin (A. von Seckendorff). Altenburg, Schnuphase. 1846. 12. 16 Ngr.

In einer Zeitperiode wo die Staatsmaschine, wie einst ein hochgestellter Sprecher äußerte, den Gang des Eilwagens, ja den Flug der Dampfkraft angenommen hat und wo ein Schaufinstein von Geschäften aller Art von den niedrigsten Lebensstellungen an bis zu den höchsten als ein charakteristischer Zug der Gegenwart und ihrer Zustände angesehen zu werden pflegt, ist es äußerst erquicklich, beim Umherschlendern auf dem literarischen Markte einmal Jemanden zu treffen, der nicht blos für die gehefteten Acten der Chatoulle, sondern auch für die ungehefteten Acten des höhern geistigen Lebens ein reges und thatkräftiges Interesse zeigt und der mitten unter Präsentaten und Signaturen, mitten unter Rescripten und Resolutionen, mitten unter Discussionen und Debatten nicht allein Dem seine volle Aufmerksamkeit schenkt, was in die Registrande des literarischen Verkehrs eingetragen worden ist, sondern auch als schaffender Priester im Tempel der Musen eine Stelle einzunehmen und zu behaupten weiß. Schon von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir die obigen „Bilder aus dem Wanderleben" des Verf. als eine wohlthuende Gabe, fügen aber sofort die Bemerkung bei, daß auch ihr Inhalt an sich uns zum Dank gegen denselben verpflichtet. Es ist ein heiteres, harmloses, das Gemüth ansprechendes Frühlingsgeschenk, das uns hier geboten wird. Überall wo unser Wanderer verweilte, am Rhein und an der Donau, auf Meeren und auf Seen, auf Bergen und auf Burgen, bei Ruinen und Monumenten greift seine Hand an die „nicht im Staube begrabene Harfe" und weiß eine Saite anzuschlagen, die in verwandten Gemüthern ihren Widerhall finden wird. Überall gibt er in gebundener Rede den Eindruck wieder, den das erquickende Verweilen an einigen der herrlichsten Punkte unsers deutschen Vaterlands auf ihn gemacht hat. Hier und da läuft auch, wie er selbst bemerkt, eine und die andere Frucht heiter-gemüthlicher Mußestunden mit unter, die nicht mit den Wanderungen in Beziehung steht. Dahin gehört besonders ein Lied am Schluß des Jahres 1835 und das treffliche Gedicht „Zum 50jährigen Amtsjubelfest des Rectors und Professors Wilhelm zu Kloster Roßleben am 17. Mai 1836". Wer in jenen Jubeltagen in die „weit geöffneten Pforten Rhodosvias" eingetreten und Theilnehmer der festlichen Stunden gewesen ist, wird es noch in gutem Andenken haben, wie der Verf. der „Wanderlieder" durch sein Dichtertalent den festlichen Tagen einen edeln Schmuck verliehen und den Lorberkranz verdientermaßen empfangen hat, mit dem ihn damals Frauenhuld zierte. Blättern wir weiter, so begegnet uns manches sinnige Lied, z. B. „Die Kapellenweihe auf den Externsteinen", einer interessanten Gruppe einzelner, freistehender, nackter Felsen ohnweit der Stadt Horn im Fürstenthum Lippe-Detmold, oder „Der Kreuzberg am Prebischthor", oder „Die Epistel an der grünen Bude zu Neustadt-Dresden", oder die „Ode an die Langeweile", die dem Verf. von der augenblicklichen Verzweiflung über die im Anfang seines Aufenthalts in Schwalbach im Sommer 1833 peinigende Langeweile in die Feder dictirt ward, oder „Die Kleinbilder an der Donau sammt dem Scheidegruß an diesen köstlichen Strom", oder „Die Erinnerung an Swinemünde und an Helgoland" u. s. w. Wir scheiden von unserm Sänger, der seine poetische Gabe der Frau Kronprinzessin Marie von Hanover gewidmet hat, mit dem Wunsche, daß er bald wieder einmal mit einer so ansprechenden Frühlingsbotschaft zu erscheinen Veranlassung finde. 76.

Literarische Notizen aus England.

Die persische Dichtersprache.

Die durch ihre Lebensbeschreibungen ausgezeichneter englischen Frauen bekannt gewordene Miß Costello hat als Weihnachtsgabe ein Werk „The rose of Persia" erscheinen lassen, dessen äußere Ausstattung Alles übertrifft was diesmal an Taschenbüchern, Keepsakes, Almanachs u. s. w. veröffentlicht wurde. Der Inhalt des Buchs hat auf diese Weise wie durch eine Art Blumensprache auch im Äußern symbolisch dargestellt werden sollen. Zur Erklärung dessen hat die Verf. einen Artikel der Beschreibung der Zierathen gewidmet, mit welchen die mor-

genländischen Völker ihre Handschriften ausstatten. Der Zweck des Buchs aber ist, ihre Landsleute mit den Schätzen der persischen Dichtkunst bekannt zu machen, in Betreff welcher die Verf. behauptet, Persien besitze mehr Dichter als alle andern Völker zusammengenommen. Sie theilt aber nur Muster von einigen dieser Dichter, natürlich in der freiesten Übertragung, mit, denn eine getreue Umdichtung dieser Poesien in einer für Europäer verständlichen oder schmackhaften Form ist eine reine Unmöglichkeit, was von der eigenthümlichen idiomatischen Bildung der Sprache herrührt, worüber sich ein persischer Gelehrter der neuesten Zeit, Ibrahim Mirza, folgendermaßen ausspricht: „Eins der Kennzeichen der persischen Dichtersprache besteht darin, daß es kaum einen Gegenstand gibt, für welche sie nicht eine Menge verschiedener und bedeutungsvoller Worte besitzt, von denen selten zwei ganz denselben Gegenstand ohne irgend eine besondere Färbung und Modification bezeichnen; eins davon schildert z. B. den Gegenstand an und für sich, die andern unter verschiedenen Gesichtspunkten — so wird, wenn der Dichter eine Kerze nennt, er ein anderes Wort gebrauchen, je nachdem er von der Eigenschaft oder der Stellung oder dem Zustande der Kerze spricht —, was dem Übersetzer namenlose Schwierigkeiten bereitet. Eine einzige Zeile erfodert oft drei oder vier Seiten Erklärung, um alle die Anspielungen und Feinheiten des Ausdrucks aufzuhellen, welche der Dichter beabsichtigte. Ein Kameel z. B. hat gegen 50—100 verschiedene Namen, indem für jede Altersstufe von dem Tage wo es geworfen ist bis zum Tage wo es verendet eine eigene Wortbezeichnung vorhanden ist. Kameele von verschiedener Farbe und verschiedenen Eigenschaften, Kameele im Lauf oder Schritt, oder im Stehen oder Liegen, alle haben ihre eigenthümliche Benennung, während dem Übersetzer, will er sich nicht langer Umschreibungen bedienen, nur das einzige Wort Kameel zu Gebote steht. Alle Zeitwörter oder Infinitive bestehen mit wenigen Ausnahmen aus drei Buchstaben, durch deren verschiedene Versetzung und die Hinzusetzung von einem, zwei oder drei besondern Buchstaben aus diesen dreilautigen Wurzeln 13 Conjugationen entstehen, in deren jeder das Wort einen verschiedenen Laut und eine verschiedene Bedeutung annimmt." Auf diese Weise werden völlig voneinander verschiedene Zustände durch ein einziges Wort ausgedrückt, bei dessen Übertragung durch eine weniger sinnvolle Bezeichnung diese bedeutungsvollen Unterschiede, welche einen wesentlichen und nothwendigen Theil jener Poesie ausmachen, verloren gehen müssen. Wie nach Diesem die persischen Dichtungen der Miß Costello in Bezug auf die Eigenthümlichkeit ihrer Quellen ausgefallen sein mögen, mag daraus hervorgehen, daß sie selbst gesteht, sie sei mit der persischen Sprache nicht hinlänglich vertraut, sondern habe sich zu ihrem Zwecke vorhandener Übersetzungen bedient. Es sind also nicht Anderes als Gedichte, denen die Gedanken persischer Dichter zu Grunde liegen, Gedichte, die überdies von eigenem dichterischen Schwung der Verf. zeugen.

Die Dichter aus der Schreibstube.

George Gilfillan in seiner im vorigen Jahre erschienenen „Gallery of literary portraits" streut bei der Schilderung des Dichters Charles Lamb folgende Bemerkung über Dichterberuf und die Umstände, unter welchen er sich am günstigsten entwickeln könne, ein, die manches Richtige enthält, aber in ihrer Allgemeinheit sicherlich nicht für gültig angenommen werden darf: „Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß in unsern Tagen der kaufmännische und schöngeistige Charakter in gewissen Fällen sich miteinander vermischt haben, ohne einander zu vernichten. Die Literatur hat in unserm seltenen Zeitalter die Schreibstube des Kaufmanns betreten. Schöngeistige Fähigkeit der seltensten Art hat bei dem Auspacken von Güterballen hülfreiche Hand geleistet. Geist, der echtesten und überlegensten Saat, hat sich auf den hohen dreibeinigen Comptoirstuhl niedergelassen und hinter seinem «bebenden Ohr» einen Federkiel statt des Lorbers getragen. Dieser auf solche Weise gekrönte Genius ist freilich nicht vom romantischsten und ätherischesten Range gewesen. Es ist lächerlich sich einen Schreiber zu denken, der jetzt mit Glut und dichterischer Wuth ein Mysterium entwirft, und dann einen Frachtbrief für Musseline schreibt; der die Feder fallen läßt, womit er die schrecklichen Strophen einer Walpurgisnacht hingeworfen, um Garne zu facturiren. Mit aller Achtung vor dem Handel in seinen verschiedenen Zweigen können wir es nicht für möglich halten, daß ein Goethe, ein Schiller, ein Byron oder ein Shelley u. s. w. in einer Waarenhalle auferzogen worden wäre. Hätten sie nicht durch Wald und Forst geschwärmt, durch die weiten Felder, «vertraut jedem Sterne und jedem stürmenden Wind», mit freiem Fuße, um nach Gefallen die Matte oder die Haide, den sanften Rasen oder die erstarrte Lava, den Sand oder den Schnee zu beschreiten; mit von den Sonnenstrahlen des Tags gebräunten Gesichtern und vergeistigt durch die Sternenaugen, welche auf sie des Nachts ihren Einfluß heruntergeschossen — nimmer hätten sie werden können, was sie zur Ehre ihrer Gattung und zum Ruhme des Weltalls geworden sind. Man denke sich einmal Goethe mit der erhabenen Stirn und der gebietenden Gestalt über das Hauptbuch gebückt, oder den Seher Coleridge, mit seinen tiefträumerischen Augen, vertieft in Berechnung des Curszettels. Und doch brachte Charles Lamb, Coleridge's liebster Freund, den größten Theil seines Lebens auf solche Art zu. Aber deshalb war Charles Lamb, obwol ein echter Dichtergeist wie je einer, ein Genius von ganz verschiedenem und untergeordnetem Range. Und wir wissen nicht, wie viel größer er geworden wäre, wenn er eine andere Erziehung empfangen und statt der Sklave einer kaufmännischen Schreibstube, der Freie jener Stadt gewesen wäre, deren Erbauer und Gründer Gott ist." Zur Widerlegung der allgemeinen Richtigkeit dieser Behauptung braucht es nichts als daß wir auf unsern Freiligrath hinweisen, der, obwol er über Hauptbuch und Strazze gebückt gesessen, die Glut und Schöpfungslust und Schöpfungskraft eines Dichtergeistes beurkundet, der sich mit dem Coleridge und Shelley des Engländers mehr als messen kann. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 98. —— 8. April 1846.

Franz Freiherr Gaudy.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Wenn wir Gaudy Das was die Franzosen esprit nennen in bedeutendem Maße zuschreiben, so schließen wir damit andere wichtige Elemente des poetischen Genius keineswegs aus. Eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft ist ihm durchaus nicht abzusprechen, und wenn die Productivität hauptsächlich durch diese Eigenschaft bedingt ist, so scheint die große Zahl und Masse von Gaudy's Hervorbringungen für sich allein schon ein vollgültiges Zeugniß für dieselben abzulegen. In der That strömen ihm im Einzelnen die Bilder in üppigster Fülle und Mannichfaltigkeit zu und häufen sich sogar bisweilen bis zum Übermaß, und ebenso muß ihm das Erfinden sehr leicht geworden sein. Jedoch möchten wir ihm mehr überkleidende Einbildungskraft als schöpferische Phantasie zuschreiben; die Seelen seiner Gedichte sind häufiger Gedanken als eigentlich poetische tiefe Anschauungen und freie Conceptionen; die Stoffe und Motive seiner Novellen und Erzählungen sind ihm theils von der Geschichte gegeben, theils Absenker von ähnlichen ihm vorschwebenden Productionen, auch wol eigene Erlebnisse, — immer glücklich gewendet, geistvoll variirt, durch neue Verknüpfungen anziehend gemacht; aber in echter Erfindungskraft, sowol was die Fabel als was die Gestalten und Personen betrifft, kann er sich mit den Matadoren auf dem Felde der Roman- und Märchen-Novellenpoesie keineswegs messen. Die Novelle war Gaudy, wie uns scheint, oft nicht sowol Zweck als vielmehr nur Mittel um gewisse Anschauungen, Eindrücke, historische Erinnerungen und Bilder in eine ansprechende Form zu fassen. Betrachten wir beispielsweise die Erzählung „Der Pfarrer von Weinsperg", die Frucht einer Reise nach Schwaben, welche der Dichter aus dem Munde des Pfarrers von Pfullingen gehört haben will. Wol mag ihm eine Geschichte der Art erzählt worden sein, aber unverkennbar ist es dem Verf. vor Allem darum zu thun, den Eindruck, welchen der Lichtenstein, durch W. Hauff's Roman zu großer Berühmtheit gelangt, auf ihn gemacht, zu schildern, und damit eine Darstellung der historischen Erinnerungen zu verbinden, welche durch den Besuch des Städtchens Weinsperg in ihm geweckt wurden. Dies geschieht nun durch eine Erzählung, deren Kern folgender ist: Zu dem Ritter von Lichtenstein kommt ein fahrender Schüler von Reutlingen gebürtig, wie er seit vielen Jahren pflegt, und wird von ihm und seinem holden Töchterlein als ein lieber Gast wohl aufgenommen. Das Leben und die Art der fahrenden Schüler wird dabei recht anschaulich und anmuthig geschildert. Das kraftvolle Auftreten des Martin Luther in Wittenberg, der eben das Werk der Reformation begonnen hatte, kommt zur Sprache. In der Nacht kommt der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg (den außer W. Hauff und vor ihm schon Achim von Arnim in seinen „Kronwächtern" poetisch behandelt und vielleicht treuer nach dem Leben gezeichnet hat), aufs Schloß. Mathias Häuslin, der fahrende Schüler, kennt den Herzog nicht, und erbittert ihn durch kecken Widerspruch und wenig schmeichelhafte Reden über den Herzog von Würtemberg dergestalt, daß er ihn zum Fenster in den Abgrund hinunter stürzen will, wovon er mit Mühe von dem alten Ritter sich abhalten läßt. Aber übel zugerichtet muß der Schüler das Schloß verlassen, das er mehre Jahre nicht wieder sieht, so sehr sich sein Herz dahin sehnt. Sechs Jahre nachher, 1525, tobt der Bauernkrieg um Weinsperg und es werden nun die dortigen grausigen Hergänge, die Angst der Bürger vor dem Anzug der Bauern, der Übermuth der ihnen zu Hülfe gekommenen Ritter, die Erstürmung des Städtchens, die Niedermetzelung der gefangenen Edelleute sehr lebendig und anschaulich geschildert. Pfarrer in Weinsperg ist mittlerweile Mathias Häuslin geworden, und unter den Rittern ist auch der alte Herr von Lichtenstein mit dem Bräutigam seiner Tochter; Letzterer wird erschlagen, Ersterer aber durch eine glückliche Fügung und mit Hülfe des Pfarrers gerettet, und aus Dankbarkeit gibt er seine Tochter Irene dem ehemaligen fahrenden Schüler, der sie lange im Herzen trug und dessen Neigung sie erwidert hat, zum Weibe. Die Bestandtheile dieser Erzählung sind nicht neu und die Fabel selbst ist, so oder so, schon oft dagewesen, auch haben die Charaktere durchaus nichts Ausgezeichnetes, Prägnantes; aber die Geschichte liest sich doch recht angenehm und interessirt durch die Verflechtung der Schilderung der Scenerie mit geschichtlichen

Erinnerungen; und auf ähnliche Weise sind wol noch manche Productionen Gaudy's entstanden, deren Verdienst weniger in der poetischen Erfindung des Ganzen, in der Idee, besteht, als in der lebendigen, geist- und geschmackvollen und oft wirklich poetischen Anwendung der verschiedenen Elemente, die er geschickt herbeizuziehen weiß — Naturschilderungen, historische Begebenheiten und Merkwürdigkeiten, Sittenzustände, Gefühle und Leidenschaften. Gaudy's Fictionen und Personen sind im Ganzen mehr nur die Träger seiner eigenen Empfindungen und Gedanken, tiefer Gefühle wie satirischer und humoristischer Ein- und Ausfälle; seine Charaktere sind, wie dies bei Humoristen so häufig geschieht, mehr oder minder Caricaturen, was auch der Dichter selbst wol weiß. „Der moderne Paris" z. B. enthält eine recht ergötzliche Darstellung und Persiflage moderner Blasirtheit und Affectation, gepaart mit dem herzlosesten Egoismus in der Person des Helden, welcher drei Liebeshändel anknüpft und am Ende als Liebhaber und Bräutigam von Großmutter, Mutter und Tochter in peinlicher Verlegenheit dasteht; aber so sehr manche Züge des modernen Paris nach dem Leben copirt sein mögen, wird doch der ganze Charakter nicht psychologisch anschaulich gemacht, — wiewol es vielleicht zu viel verlangt ist, einer solchen herzlosen Larve einen eigentlichen Charakter zu geben; und leider erzeugt unsere Zeit solcher Larven genug. An die Möglichkeit einer solchen Person wie die Großmutter zu glauben ist eine etwas starke Zumuthung für den Leser. Wenn indessen gegen Fabel und Charaktere in den Novellen Gaudy's sich manche Einwendungen machen lassen, so muß man doch den Schilderungen, den Empfindungen und Gedanken, deren Träger jene sind, hohes Lob spenden; die Beschreibungen von Scenerien und von Situationen, die Darstellung von Gefühlen, die ernsten und humoristischen Reflexionen, die man bei ihm reichlich findet, sind ebenso lebendig und anschaulich, ebenso mannichfaltig als innig, tief und durch Wahrheit ergreifend. Gaudy hat sich mit scharfem offenen Auge im Leben umgesehen, er hat ein gutes Stück Welt kennen gelernt und ist über viele Illusionen hinaus; selbst von einiger Bitterkeit ist er nicht freizusprechen, und daher weiß er die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen im Großen und im Kleinen scharf zu geißeln; aber es ist rührend zu bemerken, wie er dabei doch die feinste Fühlbarkeit des Herzens sich bewahrt hat, wie er die reinen, die heiligen Gefühle der unverfälschten Natur, die süßen, unschuldigen Erinnerungen der Kindheit und Jugend mit sorgsamster Pietät hütet, wie er mit tiefer Sehnsucht in die reinen Tage der Jugend mit ihrem träumerischen Glück, ihrer ahnungsvollen Liebe, sich zurückversetzt, wie er das harmlose Behagen solcher beschränkten Naturen beneidet, die in einem engen Kreise, einer Schule z. B., sich bewegend, doch in dieser gleichförmigen Thätigkeit ihr Glück finden, wie er solche Stillleben mit milder Ironie und Sympathie zugleich im Geiste Jean Paul's schildert. Hier weiß der Dichter oft mit den einfachsten Mitteln die tiefsten Saiten des Herzens in Bewegung zu setzen, und seine Erzählung „Jugendliebe" ist in ihrer anspruchlosen Einfachheit tief ergreifend. Überhaupt spricht es für die Gediegenheit von Gaudy's Natur und Gemüth, daß er unter Verhältnissen, welche der ernsten Sammlung des Geistes, einer tiefern Auffassung des Lebens eben nicht günstig waren, und bei seiner Anlage zu Humor und Satire, wozu noch eine unleugbare Verstimmung und Verdüsterung seiner Gefühle kam, doch nicht zur Frivolität, zur Misanthropie und zum Cynismus sich neigte, sondern im Gegentheil einer milden Lebensweisheit, einer auf gemüthlichen und sittlichen Ernst gegründeten Weltanschauung sich zuwandte, und durch die Beobachtung so vieler Thorheiten und Verkehrtheiten im Großen und Kleinen sich im Glauben an das Wahre und Schöne nicht irre machen ließ; daß er, den Schulen der Philosophen ziemlich fremd, aus den Erfahrungen des bewegten Lebens selbst sich eine wenn auch nicht überschwängliche, doch im besten Sinn humane Philosophie gründete. Allerdings waren es weit mehr die Gegenstände der Philosophie, die ihn, den glücklichen Beobachter, den humoristischen Schriftsteller beschäftigten, als metaphysische Räthsel und Probleme, und die bunten Erscheinungen des wirklichen Lebens boten ihm für seine Federzeichnungen den erwünschtesten, dankbarsten Stoff, ohne daß er in die transcendente Welt der Ideen aufzusteigen sich gedrungen gefühlt hätte; aber auch für Das, was nur dem tiefsten Gefühl, der Ahnung, der Sehnsucht des Menschenherzens zugänglich ist, blieb ihm, einem echten Dichter, der Sinn nicht verschlossen, und eins der schwierigsten Themata der Metaphysik oder der Theologie, „Die Ewigkeit", hat er in einem Gedicht mit dieser Ueberschrift in Terzinen behandelt. Die Sage, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt, daß nämlich ein Mönch, der sein Kloster verlassen, dem Gesang eines wunderbaren Vogels mit Entzücken gelauscht, und als er nach einer Stunde, wie er wähnte, wieder nach Hause ging, Alles verwandelt gefunden habe, weil inzwischen nicht eine Stunde, sondern hundert oder tausend Jahre verflossen waren, diese Sage ist auch sonst schon poetisch bearbeitet worden, aber wol nie so glücklich wie von Gaudy:

Es tönt hoch aus der Wolke glockenrein
  Ein Klang, wie südwärts ziehender Schwäne Lieder,
  Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.

Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
  Des Paradieses farbiges Wunderkind
  Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.

Er singet. Seine Wundertöne sind
  Wie wenn der Äolsharfe gold'ne Saiten
  Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
  Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr;
  Bald freudig, wie Verheißung bess'rer Zeiten;

Bald hoch aufjauchzend wie der Sieger Chor,
  Bald schmerzlich seufzend gleich der Mutter Stöhnen,
  Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

In diesem Gedicht hat Gaudy ebenso sehr seine Meisterschaft in der Form bewährt als gezeigt, welch

ernsten und tiefsinnigen Aufgaben sein Talent gewachsen war, und wenn unser Dichter häufig vorzugsweise dem Scherz zu huldigen, an die äußere Erscheinung des bunten Lebens mit Vorliebe sich zu halten scheinen mag, so erheischt doch die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß im innersten Kern seiner Natur ein tiefer Ernst wohnte, den er wol mochte zurücktreten lassen, aber den er weder als Mensch noch als Dichter je aufzugeben gemeint war, und der in seinen besten Erzeugnissen, auch in denen der heitern Art, durchklingt und das wohlthuende Gefühl echten Gehalts dem Leser gewährt. 33.

Die Sachsen in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812, besonders in Bezug auf das Schicksal der königl. sächs. Truppenabtheilung bei der großen französischen Armee. Aus dem Nachlasse des königl. preuß. Majors von Burkersroda, ehemaligen Offiziers des königl. sächs. Regiments Garde du corps u. s. w. Naumburg, Weber. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Zu diesem kleinen Schriftchen erhalten wir einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs von einem ehemals sächsischen Offizier und Adjutanten des Generals von Thielmann, der bekanntlich eine Brigade des unter dem Befehle des Generals Latour-Maubourg stehenden vierten Cavalerie-Reserve-Corps commandirte. Die Operationen dieses Corps und insbesondere der erwähnten Brigade, welche sich in diesem Feldzuge so vielen Ruhm erwarb, aber auch fast ganz zu Grunde ging, von dem Übergange über den Niemen bei Grodnow an bis zur Rückkehr zu diesem Flusse bei Kowno, werden von dem Verf. als Augenzeugen in gedrängter Übersicht dargestellt und die überall eingestreute Mittheilung einzelner Züge eigener Anschauung und Erfahrung geben ein so lebendiges Bild der heroischen Aufopferung und bewunderungswürdigen Ausdauer dieser braven Sachsen in Kampf und Noth, daß jeder Leser sich dem Sohne des bereits längst verblichenen Verf. für die Veröffentlichung dieser anspruchlosen Memoiren dankbar verpflichtet fühlen muß. Auszüge würden sehr unpassend sein aus einem Büchlein, das auf jeder Seite anziehende Einzelheiten enthält. Nur zu einer Bemerkung findet Ref. durch mehre dieser Mittheilungen Veranlassung. Es ist wahrhaft empörend, wie unsere braven Landsleute, die ihr Blut für die Interessen des französischen Kaisers verspritzten, während des ganzen Feldzugs nicht nur durch Vernachlässigung aller Art von Seiten der Franzosen beeinträchtigt, sondern auch durch höhnischen und brutalen Übermuth derselben verletzt worden sind. Der vom General Latour-Maubourg gegen unsern Verf. ausgesprochene Sarkasmus über die dem General Thielmann von seinem Könige während des Rückzugs zu Theil gewordene Auszeichnung sowie das Anzünden einer Ortschaft von Seiten der Jungen Garde, welche den Flüchtlingen, die vor ihnen daselbst angekommen waren, die Ruhe nicht gönnte, geben neben vielem Andern für Beides traurige Belege. Übrigens bestätigt auch dieses Schriftchen das große Ungeschick der Russen während dieses ganzen Feldzugs. Alle Ehre verbleibe dem Patriotismus und der Tapferkeit, welche sie dabei bewiesen haben. Aber wo die sich so oft darbietende Gelegenheit, den bedrängten schwächern Feind mit leichter Mühe zu vernichten, so wie bei diesem Rückzuge der Franzosen unbenutzt gelassen wird, da muß der Hochmuth, mit welchem die Russen von diesem Kriege auch in dieser Beziehung zu sprechen pflegen, sehr lächerlich erscheinen. 91.

Bibliographie.

Bauer, B., Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution unter der Herrschaft Napoleon's. 1ster Band. Bis zum Frieden von Luneville. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Clarus, L., Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Mit einer Vorrede von J. v. Görres. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 4 Thlr.

Eichholz, E., Schicksale eines Proletariers. Ein Volksbuch. Leipzig, Reclam jun. 17½ Ngr.

Gok, C. F. v., Die römischen Heerstraßen und Alterthümer der schwäbischen Alp und am Bodensee. Nach Archiv-Documenten und neueren Forschungen, mit Rücksicht auf das dritte Segment der Peutinger'schen Tafel beleuchtet. Stuttgart, Köhler. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., Fürst Metternich und das österreichische Staats-System. Ein Gutachten. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. 8. 2 Thlr.

Hahn, L., Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hegel's Gotteslehre und Gottesfurcht. Seinen vornehmlichen Gegnern, den theologischen, anthropologischen und anthropoteistischen, zur Erwägung geschrieben. Leipzig, Schmidt. Gr. 8. 9 Ngr.

Herloßsohn, C., Die Tochter des Piccolomini. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Bände. Altenburg, Pierer. Kl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jacobi, C. G. A., Über Descartes Leben und seine Methode die Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. Berlin, Adolf und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

John, R., Die Geschichte der christlichen Kirche. Dem deutschen Volke geschildert für Schule und Haus. Leipzig, Fest. Gr. 8. 20 Ngr.

Jürgens, K., Luther's Leben. 1ste Abtheilung. Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kirchner, E., Geschichte der Offenbarung Gottes im neuen Testament, in Verbindung mit der Erklärung und Anwendung derjenigen Abschnitte desselben, aus welchen die Vorbereitung, Pflanzung und erste Leitung der Kirche Jesu Christi insonderheit hervorleuchtet. Berlin, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lauer, H., Die Philosophie des Rechts in ihren Grundzügen. 1ster Theil. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Luther's, M., Deutsche Briefe und Sendschreiben. In einer zeitgemäßen Auswahl herausgegeben von H. Döring. 1ster Band. 1ste Hälfte. (Briefe aus den Jahren 1517—1527.) Altenburg, Pierer. Kl. 8. 15 Ngr.

— — Ungedruckte Predigten. Aus den Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel herausgegeben von W. Hoeck. 1ste Lieferung: Predigten zu Weimar gehalten im Jahre 1522. Berlin, Schultze. 8. 15 Ngr.

Meißner, H. A., Die Fabrikgerichte in Frankreich. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Petri, L. A., Das apostolische Zeugniß aus den heiligen Episteln. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Richter, C. W., Beschreibung des Königreichs Sachsen in geographischer, statistischer und topographischer Hinsicht, nebst geschichtlichen Bemerkungen zum Gebrauch für Schule und Haus. 1ster Theil. Freiberg, Engelhardt. 8. 12 Ngr.

Röben, Der souveraine christliche Staat, das Ende aller Zeitwirren. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1845. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse

Erinnerungen; und auf ähnliche Weise sind wol noch manche Productionen Gaudy's entstanden, deren Verdienst weniger in der poetischen Erfindung des Ganzen, in der Idee, besteht, als in der lebendigen, geist- und geschmackvollen und oft wirklich poetischen Anwendung der verschiedenen Elemente, die er geschickt herbeizuziehen weiß — Naturschilderungen, historische Begebenheiten und Merkwürdigkeiten, Sittenzustände, Gefühle und Leidenschaften. Gaudy's Fictionen und Personen sind im Ganzen mehr nur die Träger seiner eigenen Empfindungen und Gedanken, tiefer Gefühle wie satirischer und humoristischer Ein- und Ausfälle; seine Charaktere sind, wie dies bei Humoristen so häufig geschieht, mehr oder minder Caricaturen, was auch der Dichter selbst wol weiß. „Der moderne Paris" z. B. enthält eine recht ergötzliche Darstellung und Persiflage moderner Blasirtheit und Affectation, gepaart mit dem herzlosesten Egoismus in der Person des Helden, welcher drei Liebeshändel anknüpft und am Ende als Liebhaber und Bräutigam von Großmutter, Mutter und Tochter in peinlicher Verlegenheit dasteht; aber so sehr manche Züge des modernen Paris nach dem Leben copirt sein mögen, wird doch der ganze Charakter nicht psychologisch anschaulich gemacht, — wiewol es vielleicht zu viel verlangt ist, einer solchen herzlosen Larve einen eigentlichen Charakter zu geben; und leider erzeugt unsere Zeit solcher Larven genug. An die Möglichkeit einer solchen Person wie die Großmutter zu glauben ist eine etwas starke Zumuthung für den Leser. Wenn indessen gegen Fabel und Charaktere in den Novellen Gaudy's sich manche Einwendungen machen lassen, so muß man doch den Schilderungen, den Empfindungen und Gedanken, deren Träger jene sind, hohes Lob spenden; die Beschreibungen von Scenerien und von Situationen, die Darstellung von Gefühlen, die ernsten und humoristischen Reflexionen, die man bei ihm reichlich findet, sind ebenso lebendig und anschaulich, ebenso mannichfaltig als innig, tief und durch Wahrheit ergreifend. Gaudy hat sich mit scharfem offenen Auge im Leben umgesehen, er hat ein gutes Stück Welt kennen gelernt und ist über viele Illusionen hinaus; selbst von einiger Bitterkeit ist er nicht freizusprechen, und daher weiß er die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen im Großen und im Kleinen scharf zu geißeln; aber es ist rührend zu bemerken, wie er dabei doch die feinste Fühlbarkeit des Herzens sich bewahrt hat, wie er die reinen, die heiligen Gefühle der unverfälschten Natur, die süßen, unschuldigen Erinnerungen der Kindheit und Jugend mit sorgsamster Pietät hütet, wie er mit tiefer Sehnsucht in die reinen Tage der Jugend mit ihrem träumerischen Glück, ihrer ahnungsvollen Liebe, sich zurückversetzt, wie er das harmlose Behagen solcher beschränkten Naturen beneidet, die in einem engen Kreise, einer Schule z. B., sich bewegend, doch in dieser gleichförmigen Thätigkeit ihr Glück finden, wie er solche Stillleben mit milder Ironie und Sympathie zugleich im Geiste Jean Paul's schildert. Hier weiß der Dichter oft mit den einfachsten Mitteln die tiefsten Saiten des Herzens in Bewegung zu setzen, und seine Erzählung „Jugendliebe" ist in ihrer anspruchlosen Einfachheit tief ergreifend. Überhaupt spricht es für die Gediegenheit von Gaudy's Natur und Gemüth, daß er unter Verhältnissen, welche der ernsten Sammlung des Geistes, einer tiefern Auffassung des Lebens eben nicht günstig waren, und bei seiner Anlage zu Humor und Satire, wozu noch eine unleugbare Verstimmung und Verdüsterung seiner Gefühle kam, doch nicht zur Frivolität, zur Misanthropie und zum Cynismus sich neigte, sondern im Gegentheil einer milden Lebensweisheit, einer auf gemüthlichen und sittlichen Ernst gegründeten Weltanschauung sich zuwandte, und durch die Beobachtung so vieler Thorheiten und Verkehrtheiten im Großen und Kleinen sich im Glauben an das Wahre und Schöne nicht irre machen ließ; daß er, den Schulen der Philosophen ziemlich fremd, aus den Erfahrungen des bewegten Lebens selbst sich eine wenn auch nicht überschwängliche, doch im besten Sinn humane Philosophie gründete. Allerdings waren es weit mehr die Gegenstände der Philosophie, die ihn, den glücklichen Beobachter, den humoristischen Schriftsteller beschäftigten, als metaphysische Räthsel und Probleme, und die bunten Erscheinungen des wirklichen Lebens boten ihm für seine Federzeichnungen den erwünschtesten, dankbarsten Stoff, ohne daß er in die transcendente Welt der Ideen aufzufliegen sich gedrungen gefühlt hätte; aber auch für Das, was nur dem tiefsten Gefühl, der Ahnung, der Sehnsucht des Menschenherzens zugänglich ist, blieb ihm, einem echten Dichter, der Sinn nicht verschlossen, und eins der schwierigsten Themata der Metaphysik oder der Theologie, „Die Ewigkeit", hat er in einem Gedicht mit dieser Ueberschrift in Terzinen behandelt. Die Sage, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt, daß nämlich ein Mönch, der sein Kloster verlassen, dem Gesang eines wunderbaren Vogels mit Entzücken gelauscht, und als er nach einer Stunde, wie er wähnte, wieder nach Hause ging, Alles verwandelt gefunden habe, weil inzwischen nicht eine Stunde, sondern hundert oder tausend Jahre verflossen waren, diese Sage ist auch sonst schon poetisch bearbeitet worden, aber wol nie so glücklich wie von Gaudy:

Es tönt hoch aus der Wolke glockenrein
  Ein Klang, wie südwärts ziehender Schwäne Lieder,
  Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.

Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
  Des Paradieses farbiges Wunderkind
  Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.

Er singet. Seine Wundertöne sind
  Wie wenn der Äolsharfe gold'ne Saiten
  Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
  Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr;
  Bald freudig, wie Verheißung beff'rer Zeiten;

Bald hoch aufjauchzend wie der Sieger Chor,
  Bald schmerzlich seufzend gleich der Mutter Stöhnen,
  Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

In diesem Gedicht hat Gaudy ebenso sehr seine Meisterschaft in der Form bewährt als gezeigt, welch

ernsten und tiefsinnigen Aufgaben sein Talent gewachsen war, und wenn unser Dichter häufig vorzugsweise dem Scherz zu huldigen, an die äußere Erscheinung des bunten Lebens mit Vorliebe sich zu halten scheinen mag, so erheischt doch die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß im innersten Kern seiner Natur ein tiefer Ernst wohnte, den er wol mochte zurücktreten lassen, aber den er weder als Mensch noch als Dichter je aufzugeben gemeint war, und der in seinen besten Erzeugnissen, auch in denen der heitern Art, durchklingt und das wohlthuende Gefühl echten Gehalts dem Leser gewährt. 33.

Die Sachsen in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812, besonders in Bezug auf das Schicksal der königl. sächs. Truppenabtheilung bei der großen französischen Armee. Aus dem Nachlasse des königl. preuß. Majors von Burkersroda, ehemaligen Offiziers des königl. sächs. Regiments Garde du corps u. s. w. Naumburg, Weber. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

In diesem kleinen Schriftchen erhalten wir einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs von einem ehemals sächsischen Offizier und Adjutanten des Generals von Thielmann, der bekanntlich eine Brigade des unter dem Befehle des Generals Latour-Maubourg stehenden vierten Cavalerie-Reserve-Corps commandirte. Die Operationen dieses Corps und insbesondere der erwähnten Brigade, welche sich in diesem Feldzuge so vielen Ruhm erwarb, aber auch fast ganz zu Grunde ging, von dem Übergange über den Niemen bei Grodnow an bis zur Rückkehr zu diesem Flusse bei Kowno, werden von dem Verf. als Augenzeugen in gedrängter Übersicht dargestellt und die überall eingestreute Mittheilung einzelner Züge eigener Anschauung und Erfahrung geben ein so lebendiges Bild der heroischen Aufopferung und bewunderungswürdigen Ausdauer dieser braven Sachsen in Kampf und Noth, daß jeder Leser sich dem Sohne des bereits längst verblichenen Verf. für die Veröffentlichung dieser anspruchlosen Memoiren dankbar verpflichtet fühlen muß. Auszüge würden sehr unpassend sein aus einem Büchlein, das auf jeder Seite anziehende Einzelheiten enthält. Nur zu einer Bemerkung findet Ref. durch mehre dieser Mittheilungen Veranlassung. Es ist wahrhaft empörend, wie unsere braven Landsleute, die ihr Blut für die Interessen des französischen Kaisers verspritzten, während des ganzen Feldzugs nicht nur durch Vernachlässigung aller Art von Seiten der Franzosen beeinträchtigt, sondern auch durch höhnischen und brutalen Übermuth derselben verletzt worden sind. Der vom General Latour-Maubourg gegen unsern Verf. ausgesprochene Sarkasmus über die dem General Thielmann von seinem Könige während des Rückzugs zu Theil gewordene Auszeichnung sowie das Anzünden einer Ortschaft von Seiten der Jungen Garde, welche den Flüchtlingen, die vor ihnen daselbst angekommen waren, die Ruhe nicht gönnte, geben neben vielem Andern für Beides traurige Belege. Übrigens bestätigt auch dieses Schriftchen das große Ungeschick der Russen während dieses ganzen Feldzugs. Alle Ehre verbleibe dem Patriotismus und der Tapferkeit, welche sie dabei bewiesen haben. Aber wo die sich so oft darbietende Gelegenheit, den bedrängten schwächern Feind mit leichter Mühe zu vernichten, so wie bei diesem Rückzuge der Franzosen unbenutzt gelassen wird, da muß der Hochmuth, mit welchem die Russen von diesem Kriege auch in dieser Beziehung zu sprechen pflegen, sehr lächerlich erscheinen. 91.

Bibliographie.

Bauer, B., Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution unter der Herrschaft Napoleon's. 1ster Band. Bis zum Frieden von Luneville. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Clarus, L., Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Mit einer Vorrede von J. v. Görres. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 4 Thlr.

Eichholz, E., Schicksale eines Proletariers. Ein Volksbuch. Leipzig, Reclam jun. 17½ Ngr.

Gok, C. F. v., Die römischen Heerstraßen und Alterthümer der schwäbischen Alp und am Bodensee. Nach Archiv-Documenten und neueren Forschungen, mit Rücksicht auf das dritte Segment der Peutinger'schen Tafel beleuchtet. Stuttgart, Köhler. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., Fürst Metternich und das österreichische Staats-System. Ein Gutachten. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. 8. 2 Thlr.

Hahn, L., Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hegel's Gotteslehre und Gottesfurcht. Seinen vornehmlichen Gegnern, den theologischen, anthropologischen und anthropoteistischen, zur Erwägung geschrieben. Leipzig, Schmidt. Gr. 8. 9 Ngr.

Herloßsohn, C., Die Tochter des Piccolomini. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Bände. Altenburg, Pierer. Kl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jacobi, C. G. A., über Descartes Leben und seine Methode die Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. Berlin, Adolf und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

John, R., Die Geschichte der christlichen Kirche. Dem deutschen Volke geschildert für Schule und Haus. Leipzig, Fest. Gr. 8. 20 Ngr.

Jürgens, K., Luther's Leben. 1ste Abtheilung. Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kirchner, E., Geschichte der Offenbarung Gottes im neuen Testament, in Verbindung mit der Erklärung und Anwendung derjenigen Abschnitte desselben, aus welchen die Vorbereitung, Pflanzung und erste Leitung der Kirche Jesu Christi insonderheit hervorleuchtet. Berlin, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lauer, H., Die Philosophie des Rechts in ihren Grundzügen. 1ster Theil. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Luther's, M., Deutsche Briefe und Sendschreiben. In einer zeitgemäßen Auswahl herausgegeben von H. Döring. 1ster Band. 1ste Hälfte. (Briefe aus den Jahren 1517—1527.) Altenburg, Pierer. Kl. 8. 15 Ngr.

— — Ungedruckte Predigten. Aus den Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel herausgegeben von W. Hoeck. 1ste Lieferung: Predigten zu Weimar gehalten im Jahre 1522. Berlin, Schultze. 8. 15 Ngr.

Meißner, H. A., Die Fabrikgerichte in Frankreich. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Petri, L. A., Das apostolische Zeugniß aus den heiligen Episteln. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Richter, C. W., Beschreibung des Königreichs Sachsen in geographischer, statistischer und topographischer Hinsicht, nebst geschichtlichen Bemerkungen zum Gebrauch für Schule und Haus. 1ster Theil. Freiberg, Engelhardt. 8. 12 Ngr.

Röben, Der souveraine christliche Staat, das Ende aller Zerwirren. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1845. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse

der Zeit achten. Herausgegeben von A. Oelckers. Leipzig, Fest. Gr. 12. 12½ Ngr.

Schmidt, E., Schule der Erziehung in biographischen Umrissen. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schott, W., Über den Buddhaismus in Hochasien und in China. Berlin, Veit und Comp. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schücking, L., Die Ritterbürtigen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Suckow, K. A., ABC evangelischer Kirchenverfassung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wackernagel, W., Altfranzösische Lieder und Leiche aus Handschriften zu Bern und Neuenburg. Mit grammatischen und literarischen Abhandlungen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Alberti, J. G., Der Stand der Aerzte in Preußen. Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preußischen Medicinalwesens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Ansichten eines Unbefangenen über die Reduction der stehenden Heere und die Einführung zeitgemäßer Volkswehrverfassungen. Adorf, Verlagsbureau. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der protestantischen Generalsynoden in Bayern vom Jahre 1844 und die hierauf ergangenen allerhöchsten Entschließungen. St.-Gallen, Huber und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Blochmann, K. J., Heinrich Pestalozzi. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Caspari, W., Die neue Heimath. Gedicht. Berlin, Oehmigke. 1845. 8. 2½ Ngr.

Columba, C., Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke! Ein Wort an das deutsche Volk und die deutschen Fürsten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift der königl. Handelskammer zu Köln über die Beförderung der Schifffahrt des Zollvereins. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 4. 3¾ Ngr.

Dietlein, W. O., Das Reich Gottes. Eine biblisch-theologische Erörterung, mit Beziehung auf die Kirchenfrage. Berlin, Müller. Gr. 8. 12½ Ngr.

Eberty, G., Schutzschrift für Gustav Adolph Wislicenus gegen die Anschuldigung der Abweichung von der Lehrbasis der evangelischen Kirche und von der kirchlichen Ordnung. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 12 Ngr.

Gagern, H. C. Freih. v., Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Hälschner, H., Die preußische Verfassungsfrage und die Politik der rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Veranlaßt durch: „die Verfassungsfrage von C. G. N. Rintel." Bonn, Marcus. 8. 10 Ngr.

Jörg, J. C. G., Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medizinalverfassung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Laßt uns durch unsern Wandel zeigen, daß unser Volk für eine angemeßnere Verfassung der evangelischen Kirche nicht unmündig sei. Predigt. Dresden, R. und W. Kori. Gr. 8. 3 Ngr.

Keber, C. M., Die Kolonisations-Gesellschaft in Königsberg zur Gründung einer deutschen Kolonie auf Muskito in Mittelamerika. Königsberg, Voigt. 16. 7½ Ngr.

Kell, J., Die deutsche Volksschule an die evangelische Conferenz zu Berlin. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 3 Ngr.

Luther's, M., Letzte Predigt, gehalten über Matth. 11, 24–30 zu Eisleben am 14. Febr. 1546. Herausgegeben und erläutert von C. H. Pfeilschmidt. Leipzig, Renger. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Testamente aus den Jahren 1537 und 1542, nebst urkundlichen Nachrichten über des letzteren Vollstreckung im Jahre 1546 und über Luther's Wittwe und Kinder. Mitgetheilt von K. E. Förstemann. Nordhausen, Förstemann. 8. 10 Ngr.

— — Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn, nebst einer kurzen Nachricht von seinem Tode, dargereicht von C. W. Zeidler. Stade, Schaumburg. 8. 3¾ Ngr.

Mengert, A. F. C., Dr. Mart. Luther's Tod und Leichenbegängniß in den Tagen vom 18.—22. Februar 1546. Nürnberg, Raw. 8. 2½ Ngr.

Neumann, P., Die Reform des Judenthums zu Berlin, beleuchtet. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Pasig, J. L., Dr. Mart. Luther's letzte Lebenstage, Tod und Begräbniß. Mit dem Bildniß Luther's im Tode. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Grunow. 15 Ngr.

Preusker, K., Stadt- und Dorf-Jahrbücher (Orts-Chroniken) zur Förderung der Vaterlandsgeschichte und eines regen Sinnes für des Ortes Gedeihen, nach Nutzen und Einrichtung geschildert. Leipzig, Friedlein und Hirsch. Gr. 8. 5 Ngr.

Rieck, C., Über Arbeit, Capital und Association, mit besonderer Beziehung auf unsere Gewerbs-Industrie. Hannover, Hahn. Gr. 8. 12½ Ngr.

Rosenkranz, K., Pestalozzi. Rede zur Festfeier seines 100jährigen Geburtstages am 12. Januar 1846. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 6 Ngr.

Saalschütz, J. L., Hauptprincipien bei Entwerfung einer zeitgemäßen Liturgie für den israelitischen Gottesdienst. Ein amtliches Gutachten. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Schuselka, F., Die neue Kirche und die alte Politik. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Schwanen-Orden. Worte eines Preußen an seine Zeitgenossen. Leipzig, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Stamm, F. L., Die St. Ludgerifeier zu Helmstedt am 18. September 1845 nebst historischen Nachrichten und den bei der Feier gehaltenen Reden. Helmstedt, Fleckeisen. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Stern, W., Antrag auf Glaubensfreiheit. Gestellt in der 2. badischen Kammer von dem Abgeordneten Pfarrer Zittel; beleuchtet mit Hinblick auf verwandte Bewegungen und Forderungen der Zeit. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 Ngr.

Theremin, F., Der Sieg des Glaubens über die Welt. Predigt. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Tagebuch während einer Reise im Sommer 1845. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 3¾ Ngr.

— — Die Verherrlichung der Menschheit durch Christum. Rede am Krönungs- und Ordensfeste den 18. Januar 1846. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tholuck, A., Sechs Predigten über religiöse Zeitfragen, gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle im Winter 1845/46. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Das gute Werk der Union gegen des Predigers Claus Harms in Kiel Erklärung „Einer wider sieben und achtzig", vertreten durch Dr. Eylert, evangelischen Bischof und Hofprediger zu Potsdam, und W. Jonas, königl. Geh. Revisionsrath zu Berlin. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolff, O., Zum 18. Febr. 1846, dem 300jährigen Gedenktage des Todes Dr. Mart. Luther's. Eine Erinnerungsschrift, aus den Quellen zusammengetragen für den evangelischen Bürger und Landmann. Grünberg, Weiß. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 99. —— 9. April 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher. Jena, Frommann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erster Artikel.

Unter diesem Titel ist ein Buch erschienen, welches nicht mit Unrecht ein politisches Ereigniß genannt werden kann. Daß es im Allgemeinen Bücher gibt, welche in die politische Gegenwart eingreifen, auf Stimmung und Entschließung dergestalt einwirken, sodaß man ihren directen Einfluß auf die Gestaltung des Moments klar und unwidersprechlich nachweisen und sie daher auch nicht blos auf wissenschaftlichem Gebiete wegen ihres innern Gehalts, sondern auch auf dem Felde der praktischen Politik wegen ihrer äußern Folgen als staatliche Ereignisse betrachten muß, das wird Niemand in Abrede stellen, der namentlich die moderne Geschichte im letzten Jahrhundert verfolgt hat. So z. B. war die berühmte Broschüre des Abbé Siéyes „Qu'est ce que c'est le tiers état?" gewiß ein solches Ereigniß, von so directem Einflusse auf die Stimmung und Überzeugung des französischen Volks, daß sie den Namen eines politischen Ereignisses verdiente; denn es ist sehr die Frage, ob ohne dieselbe Richtung und Gang der französischen Revolution so rasch und so bestimmt auf ein klares und festes Ziel hin gewesen wäre. Die 84 Thesen Luther's waren ganz gewiß auch mehr als ein blos literarisches Ereigniß, welches nur mittelbar und erst nach langen Umwegen, nachdem es einzelne Christen erst in der Stille bearbeitet hat, auf die Entschlüsse und Thaten der Menschen einwirkt. Auch das Becker'sche Rheinlied und den Ronge'schen Brief hat man nicht mit Unrecht als solche politische Ereignisse, wenn auch nur in kleinerm Maßstabe, betrachtet. Soll ein Buch jedoch solche Wirkung auf die unmittelbaren politischen Entscheidungen der Gegenwart ausüben, so muß es vor allen Dingen zwei Eigenschaften als erste Erfodernisse besitzen, die man von einem Werke, welches blos zur Befruchtung literarischer Kreise vorzugsweise bestimmt ist, nicht in dem Grade fodert: es muß zuerst gerade im rechten Augenblicke erscheinen. Es muß eben den Moment treffen, wo die Gemüther für seinen Zweck vollkommen vorbereitet und aufgeschlossen sind; es muß fruchtbares Wetter sein, sodaß die Saat urplötzlich keimt und aufgeht. Sodann aber muß es auch in der vollständig geeigneten Form, ich möchte sagen, vollkommen mundgerecht in die Zeit hineingeschleudert werden, sodaß es von Jedermann auf der Stelle goutirt und verdaut werden kann. Fehlen diese beiden Eigenschaften, so kann ein Buch ganz dieselben Wahrheiten enthalten, es kann sie vielleicht unendlich tiefer begründen, beiweitem umsichtiger und vollständiger ausführen, und es wird doch nie jenen unmittelbar directen politischen Einfluß erlangen, den ein Werk erobert, welches an wissenschaftlichem Werthe vielleicht weit hinter ihm zurücksteht. Eben in diesen beiden Eigenschaften liegt vorzugsweise die Bedingung und der Werth politischer Tagesschriftstellerei.

Obiges Buch nun wirkt allerdings nicht auf so ausgedehnte Volkskreise und so elektrisch, daß sein Inhalt die ganze Nation von oben bis unten durchzitterte. Einmal ist es ein ziemlich dicker Octavband, und da die Mehrzahl der Menschen heutzutage nur noch Broschüren und Zeitschriften, keineswegs aber ausgedehntere Werke liest, so wird sie auch von diesem Buche nicht unmittelbar berührt. Sodann aber ist es auch in einem feinen, hochgebildeten Stile geschrieben, ist, wenn auch nicht abstract gehalten, doch reich an Gedanken mit tiefern Wahrheiten, welche nicht nur angedeutet, sondern ausführlich auseinandergesetzt sind, an Gedanken und Wahrheiten, die sich miteinander verbinden und untereinander vielfach verschlingen, sodaß schon eine gewisse Fähigkeit zum zusammenhängenden Denken und Lesen vorausgesetzt wird, um es recht auf sich einwirken zu lassen. Das ist der zweite Grund, weshalb es nicht wol unmittelbares Eigenthum des ganzen Volks werden kann. Auf der andern Seite aber kommt es für den behandelten Gegenstand so sehr à propos, bei aller Entschiedenheit und allem Feuer der Gesinnung spricht es sich in so eleganter, taktvoller Form aus, ohne alle Ecken und ohne die mindeste Verletzung des feinsten Anstandes; es trifft so vollkommen das rechte Maß zwischen abstracter Philosophie und zwischen praktischer Wahrheit des gesunden Menschenverstandes, neben gründlicher Denkungsweise offenbart es so viel Welt- und Menschenkenntniß, Bekanntschaft mit der Wirklichkeit und den bestehenden Verhältnissen, daß es auf die Kreise der Diplomatie und der höhern Staatsmänner, in welchen die

Entscheidung der auf dem Titel angegebenen Frage in diesem Augenblicke schwebt, vorzugsweise berechnet und für dieselben recht eigentlich gemacht zu sein scheint. Und in dieser Absicht hat sich der Verf. denn auch nicht getäuscht. Seit langer Zeit hat kein Buch in den höhern Kreisen der preußischen Beamtenwelt eine solche Sensation erregt. Es ist der stehende Gegenstand der Conversation geworden; wer mitsprechen will, muß „Die preußische Verfassungsfrage“ von einem Östreicher gelesen haben. Kein Gesandter, kein Minister, kein Mitglied des königlichen Hauses, der nicht Notiz davon genommen hätte. Es hat die Geister auf merkwürdige Weise eben in jenen Kreisen erregt, die sonst so selten durch literarische Producte bewegt werden, sondern vielmehr gewohnt sind, mit einer gewissen mitleidigen Verächtlichkeit auf politische Werke über allgemeine Fragen herabzublicken. Für diese Kreise hat es eben den rechten Moment sowol als die rechte Form getroffen, und da, leider, von der Stimmung in diesen Kreisen es noch so ziemlich allein abhängt, wie die politischen Würfel über das Schicksal Deutschlands fallen werden, so kann man es mit vollstem Rechte, wie wir es eben gethan haben, ein politisches Ereigniß nennen.

Ich kann nicht umhin, hier beiläufig auf die bedeutsame Thatsache aufmerksam zu machen, wie auffallend sich eben in den Beamtenkreisen die Stimmung in Bezug auf diese wichtigste Frage der Gegenwart, über die Verfassungsfrage, seit einigen Jahren geändert hat. Unter der spätern Regierung des verstorbenen Königs war schon die leiseste Hindeutung auf die bloße Möglichkeit einer reichständischen Verfassung völlig geächtet. Es gab gewiß nur sehr wenige Beamte, die im Herzen eine Neigung dafür gehegt hätten, aber noch wenigere, die den Muth besaßen, diese Neigung offen einzugestehen. Die Sache schien damals für diese Herren völlig erledigt zu sein; die Frage war entschieden, und zwar unbedingt verneinend. Der König wollte keine Verfassung, und die nächst ihm einflußreichsten Personen des Staats wollten ebenfalls keine Verfassung. Das wußte man gewiß, und bei der eigenthümlichen Richtung, die der preußische Beamtenstand in Beziehung auf alle höhern Lebensfragen, sie seien nun moralischer, politischer oder religiöser Natur, einmal in Preußen genommen hat, war es ganz erklärlich, wie diese Überzeugung von oben herab auch verneinend auf die Äußerungen des gesammten Beamtenpersonals wirken mußte. Ob dieselbe Erscheinung in gleichem Grade sich auch in andern Ländern wiederholt, vermag ich nicht zu beurtheilen; so viel ist aber gewiß, daß in Preußen selbständiges Gewissen und selbständige Überzeugung dem königlichen Willen gegenüber bei dem Beamten damals gar selten anzutreffen waren, am wenigsten in politischen Dingen. Woher dieses kam, ob aus Rücksicht für die künftige Carrière oder ob aus der Theorie eines strengen royalistischen Systems? wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Die letztere wurde allerdings allgemein mit vieler Salbung gepredigt, und man erschöpfte sich in loyalen Anstrengungen, um sie auf möglichst geistreiche Weise zu begründen. Es mag wol sein, daß Viele bei diesem Gebahren aufrichtigen Herzens waren. Bei der großen Mehrzahl jedoch könnte gar leicht eine freiwillige Selbsttäuschung stattgefunden haben. Man occupirte nachträglich gar gern eine Theorie, um sich in den Augen der Welt und vor seinem eigenen Gewissen zu entschuldigen. Man klammerte sich mit ängstlicher Dankbarkeit an Grundsätze an, welche freundliche Hofpublicisten so gütig waren für das tägliche Leben zur Rettung des Scheins zu erfinden. Dem sei nun aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß damals in den gesellschaftlichen Kreisen der Beamtenwelt die Frage von einer preußischen Verfassung nicht leicht aufgeworfen werden konnte, ohne daß sich nicht Jedermann pflichtschuldigst bekreuzigt hätte, gleichwie wenn von dem leibhaftigen „Gott sei bei uns“ die Rede sei. Wer im entfernten Geruche stand ein Verfassungsfreund zu sein, wurde geflohen und gemieden wie ein Verpesteter, von dem man sich nicht weit genug entfernt halten kann. Er war mit einer levis nota behaftet; die ältesten Freunde erinnerten sich nicht mehr ihn jemals gekannt zu haben, und auf seine künftige Carrière hätte Niemand ihm einen Groschen vorgeschossen. Seine Actien standen sehr schlecht.

Das hat sich nun auf eine auffallend merkwürdige Weise in den letzten Jahren geändert. Selbst als der jetzige König zur Regierung kam und der Wunsch und die Überzeugung für eine preußische Repräsentativverfassung in den übrigen Kreisen des Volks wenigstens sich immer deutlicher und lebhafter auszusprechen begann, dauerte es immer noch geraume Zeit, bevor das verpönte Wort in den eigentlichen Beamtencirkeln genannt werden durfte. Allmälig jedoch wurde es auch in diese eingeschmuggelt; anfangs natürlich mit großer Vorsicht und Heimlichkeit. Man raunte es sich nur in den vertrautesten Kreisen in die Ohren. Nach und nach dämmerte jedoch die instinctartige Ahnung immer mehr und mehr auf, daß eine Verfassung für Preußen doch wol nicht so ganz entfernt sein möchte, und daß es vielleicht an der Zeit sei, allmälig einen anständigen Rückzug für seine Person vorzubereiten. Die absolut-royalistischen Theorien wurden mit weniger Zuversicht vorgetragen, oder verstummten wol auch ganz. Hier und da ließ man im Gespräche durchblicken, daß sich für eine Verfassung doch Manches sagen ließe, und daß in dem alten Fahrgleise der Staatswagen sich nur noch mit Mühe fortbewegen ließe. Es wäre nun sehr unzart gewesen, wenn man an frühere entschiedene Äußerungen im entgegengesetzten Sinne erinnert hätte. In dieser Beziehung leiden die meisten Menschen an großer Gedächtnißschwäche, und verlangen auch von Andern, daß sie kein treueres Gedächtniß haben sollen. Nichts macht sich leichter als solche stillschweigende allgemeine Convention über das Vergangene, eben weil die Meisten ziemlich gleichviel Werg auf dem Rocken haben. Doch wozu noch weiter die menschliche Schwäche und Erbärmlichkeit, wie sie sich auch hier mit dreister Stirn ohne ein verhüllendes Fei-

genblatt gezeigt hat, weiter ausmalen? Es genügt die Thatsache, daß selbst in der Beamtenwelt von Tag zu Tag mehr eine gewisse Unentschiedenheit, ein gewisses Hinneigen zu der früher verbotenen Frucht sich zeigt.

In diese Zustände schwankender, politischer Meinungen unter den Beamten fiel nun plötzlich dieses Buch eines Östreichers über die preußische Verfassungsfrage hinein. Ein Buch, welches das Alles klar, entschieden und in der verständlichsten, angemessensten Form aussprach, was mehr oder weniger ein Jeder im Innern für wünschenswerth oder zuträglich hielt, sich selbst aber oder Andern wegen mangelnder innerer und äußerer Sicherheit noch nicht recht einzugestehen wagte. In dieser Beziehung haben wir das Buch ein politisches Ereigniß genannt; es war eben für die höhern Beamtenkreise geschrieben und fand einen wohlvorbereiteten Boden vor. Es brachte, wie man zu sagen pflegt, die Frage zum Abschluß. Es hatte sich jetzt Jemand gefunden, der vollständig und gründlicher und dreister als man sich selbst zutraute, die eigenen Herzenswünsche laut ausgesprochen. Jetzt konnte man auf eine Autorität provociren, auf eine Autorität, deren die meisten Menschen ja nun einmal bedürfen, wenn sie sich zu einer Überzeugung bekennen sollen. Man brauchte auch nun nicht selbst mehr in feurigen und beredten Worten seine Grundsätze auszuführen, eine Sache, die man theils nicht versteht, theils für bedenklich hält; man brauchte nur einfach auf dieses Buch hinzuweisen. „Haben Sie den Östreicher gelesen?" Diese mit schlauem, vielsagendem Lächeln ausgesprochene Frage ist die plötzlich aufgefundene Bundesformel, das Erkennungszeichen geworden, womit sich die verfassungsfreundlichen Mitglieder der preußischen Beamtenwelt von nun an zuwinken. Sowie man sonst zu sagen pflegte: „Rom hat gesprochen", so sagt man jetzt: „Der Östreicher hat gesprochen", und alle Zweifel sind verschwunden.

Wenn man sich die Frage aufwirft, wer bei einer künftigen Repräsentativverfassung in Preußen etwa verlieren könnte, so ist die Antwort nicht schwer zu geben. Es kann einzig und allein nur die herrschende Kaste der Bureaukratie sein. Es ist daher ganz gewiß ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß selbst diese sich einer Verfassung zuneigt. Wie möchte ein Zustand noch länger aufzuhalten sein, für dessen Einführung sich selbst der einzige wirkliche und natürliche Gegner erklärt! Wir haben hier also wieder dieselbe Erscheinung, die sich bei jedem Umwandlungsprocesse in der Weltgeschichte wiederholt. Ist der bestehende Zustand einmal mit den geistigen und materiellen Bedürfnissen der Mitlebenden völlig unvereinbar, widerspricht er klar und entschieden der ethischen Bildung der Gegenwart, so fühlen sich zuletzt selbst Diejenigen in ihm unbehaglich und arbeiten darauf hin ihn bei Seite zu schaffen, die zu den durch ihn Bevorrechteten und Privilegirten gehören, und die bei einem blos oberflächlichen Blicke noch einigen Gewinn von demselben zu ziehen scheinen. Sobald aber selbst diese unsicher, unruhig und unzufrieden werden, so fällt die letzte Stütze, und das Alte ist nicht mehr zu halten. Es wäre auch schlimm, wenn die Verbesserung des einen Theils der Mitlebenden immer nur auf Unkosten einer andern Classe bewerkstelligt werden könnte. Wenn man es gründlicher untersucht, so gewinnen immer dabei alle Theile, denn der Verlust unzeitgemäßer Befugnisse und Vorrechte ist kein wirklicher, reeller Verlust, indem diese den Inhabern selbst nicht mehr zur Befriedigung und zum wahren Wohle gereichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Papierdrache. Jean Paul's letztes Werk. Aus des Dichters Nachlaß herausgegeben von Ernst Förster. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8. 2 Thlr.

Den schriftstellerischen Nachlaß eines bedeutenden Mannes zu ordnen und zu veröffentlichen ist immer ein misliches und schwieriges Geschäft; um so schwieriger, je bedeutender der Mann ist. Der Herausgeber von Jean Paul's Nachlasse verdient jedenfalls die Anerkennung, daß er die ihm gewordene Aufgabe weder übereilt noch mit der solchen Arbeiten sonst häufig anhaftenden Leichtfertigkeit abgethan hat; Ernst Förster ist der Mann, der die innere Befähigung zu derartigen Arbeiten überhaupt besitzt, und daß er zu der vorliegenden als Jean Paul's Schwiegersohn ebenso berechtigt als berufen war, kann keine Frage sein. Ein kurzes Vorwort belehrt uns, daß die beiden vorliegenden Bändchen nur eine Auswahl aus dem reichen Papiervorrathe Jean Paul's enthalten, an welchen Förster nur nach des Verfassers Andeutungen die ordnende Hand gelegt hat, ohne jedoch ein innerlich zusammenhängendes Ganzes aus dem Vorhandenen zusammenstellen zu können. Hier und da hat der Herausgeber erklärende Anmerkungen und Hinweisungen auf Verwandtes sparsam hinzugefügt. So kann, wenn die Herausgabe dieser Blätter einmal stattfinden sollte, die Art und Weise, in welcher sie erfolgt, nur gelobt werden.

Es liegt aber dem ganzen hier Gebotenen ein gemeinsamer von Jean Paul herrührender Plan zu Grunde, den eine kurze dritthalb Jahre vor seinem Tode verfaßte Vorrede ausspricht. Sie beginnt: „Endlich muß ja mein letztes Werk geschrieben werden, das eben unter diesem Titel selber oder vielleicht unter dem andern vom Kometen angekündigten: «Papierdrache», oder wol unter beiden Titeln, in jedem Falle aber in der weiten Form einer Wochenschrift wie z. B. «Der englische Zuschauer» erscheinen soll." Und ferner: „In diese fruchtbringende Wochenschrift muß Alles hineingeschrieben werden, was ich nur von Einfällen, komischen Auftritten, Bemerkungen über Menschen und Sachen und allen Satan und seine Großmutter, und von politischen und philosophischen Ansichten, ja von aufbewahrten Gefühlen und Rührungen nur im Pulte und im Kopfe vorräthig beherberge; — ein wahres umgestürztes Fruchthorn, bei dem das unter dem schreibenden Leben noch nachkommende Fallobst gar nicht einmal angeschlagen wird, woraus vollends eine Länge des Werks zu schließen, von welchem der letzte Bogen je kaum abzusehen." Ist nun schon nicht zu leugnen, daß eigentlich alle Werke Jean Paul's bei allen Vorzügen, die sie besitzen, doch einen Vorzug durchaus entbehren und nach der ganzen Natur ihres Urhebers entbehren müssen, dessen Abwesenheit ihnen sogar einen neuen Reiz verleiht, ich meine den durchgehenden Mangel an gleichmäßiger künstlerischer Durchbildung zu abgeschlossenen Ganzen: so kann es wol kein Zweifel sein, daß dieser Mangel in dem von Jean Paul beabsichtigten „Papierdrachen" noch weit mehr hätte hervortreten müssen, und daß er folglich jetzt in den geringen Trümmern, die allein zu vollständiger Ausführung gekommen

sind, entschieden vorherrscht. Es liegt dies so ganz in der Natur der Sache, daß von einem darauf gegründeten Tadel gegen den Verf. natürlich gar nicht die Rede sein kann, und auch gegen den Herausgeber würde ein solcher nur insofern auszusprechen sein, als das von ihm Veröffentlichte an sich unwerth oder unreif erschiene. Es wird also der Inhalt des hier Gebotenen etwas näher anzugeben sein.

Erster Band. Erstes Stück. „Letzter Wille. Was für Sätze nach meinem Tode jährlich sollen erwiesen werden und was ich dafür testamentarisch legire" gehört zu den Abschnitten, in welchen wir Jean Paul's Witz, dem er die ganze belebte und unbelebte Welt dienstbar macht, bewundern, ohne jedoch irgend einen klaren und bleibenden Eindruck von dem Ganzen zu erhalten. — Zweites Stück. „Zwölf Schwanzfedern. Bemerkungen über uns närrische Menschen" enthalten unter verschiedenen Überschriften einen Reichthum an einzelnen Gedanken über bürgerliche, sittliche, gemüthliche Zustände u. dgl. m, die zum größten Theile durch Eigenthümlichkeit und fast mehr noch durch tiefe Wahrheit ergreifen. — Drittes Stück. „Freudenbüchlein. Die Kunst stets heiter zu sein" ist ein schöner und klarer Ausdruck der Sittlichkeitslehre, wie sie Jean Paul auch sonst vorträgt; es schließt: „Nur halte man nicht Genießen für Freuen! Denn man kann einen seligen seligsten Tag haben, ohne etwas Anderes dazu zu gebrauchen als blauen Himmel und grüne Frühlingserde und — wenn es hoch steigt — ein Almosen, das man gibt." — Viertes Stück. „Die bairische Kreuzerkomödie. Erster Theil" enthält folgende drei Scenen: „Abgeschriebenes Avertissement des Entrepreneurs des Prügel-Bureau"; „Die Rede, worin der Teufel auf unserer Maskerade hinlänglich dargethan, daß er gar nicht existire"; „Des außerordentlichen Professors Vorlesung aus dem Staatsrecht über die Krönungsfeierlichkeiten". Auch hier herrscht der formale Humor dermaßen vor, daß man kaum den Kern eines wahren Inhalts herausfinden kann; am meisten dürfte dies noch der Fall sein bei der zweiten Scene, welche manchen ungeschickten Exegeten und Philosophen treffend persiflirt. — Fünftes Stück. „Blätter aus dem Tage- und Lebensbuch", ohne große Bedeutung.

Zweiter Band. „Dedication an Chr. Otto." — „Der bairischen Kreuzerkomödie zweiter Theil" enthält: „Zwischenspiel des Harlekins", „Thiere nebst ihren Fabeln und Moralen", „Nothdringliche Defension für J. Kraus Metzner, der im Klostergericht zu S. durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht worden, wider die attentirte und vollführte Inquisition Punkto Straßenraubs", „Vorstellung des Entrepreneurs der hiesigen Bordelle an das Oberpoliceiamt gegen die einreißenden Liebschaften und Ehebrüche", „Nachspiel: meine lebendige Begrabung"; der zweite, dritte und vierte dieser Abschnitte werden von allen Verehrern Jean Paul's gewiß höchlichst willkommen geheißen werden. — Von dem übrigen Inhalte dieses Bandes enthalten die Abschnitte: „Schmerzlicher Tod einer guten Gattin und Mutter vor dem Traume eines redlichen Freundes", „Stammbuchblätter", „Gedankenflüge in aufsteigender Richtung", „Herzblätter und Schwungfedern", zahlreiche Belege für das tiefe und reiche Gefühl ihres Urhebers.

Beiweitem das Bedeutendste aber in der ganzen Sammlung dürfte der Aufsatz „Wider das Überchristenthum" sein, da er in dem engsten Zusammenhange mit den religiösen Bewegungen unserer Tage steht. Jean Paul erscheint hier durchaus als auf dem Standpunkte unserer Lichtfreunde stehend, nur mit dem Unterschiede, daß diese als allgemeines Volks- und Gemeindebewußtsein hinstellen und fodern, was jener mehr als subjective Überzeugung ausspricht und durchaus auch auf den Kreis des einzelnen Subjects zu beschränken scheint, sodaß er die Kirche in ihrem ganzen Wesen unangetastet stehen läßt und nur verlangt, daß sie der persönlichen Überzeugung einen freiern Spielraum gestatte als dies bisher oft geschehen ist. Jedenfalls ist es von nicht geringem Interesse, eine solche Stimme eines großen Verstorbenen in den Streit der Gegenwart hineinklingen zu hören.

So dürfen wir denn wol schließlich aussprechen, daß Förster nichts in seine Sammlung aufgenommen hat, was ihres Verfassers unwürdig erscheinen könnte. Jean Paul hat immer nur einen engern Leser- und Freundeskreis gefunden und wird wol nie der Schriftsteller der Massen werden; jene erstern werden auch diesen Nachlaß willkommen heißen und reiche Goldkörner in demselben finden. 47.

Literarische Notizen aus England.

Thomas Cooper.

Die Reihen der englischen Chartisten zählen einige nicht unbedeutende Dichternamen, unter welchen Thomas Cooper wie den besten Klang so vielleicht den meisten Beruf hat. Sein „Purgatory of suicides" ist bereits in d. Bl. rühmlich erwähnt worden und seine neueste Dichtung: „The Baron's Jule feast. A Christmas rhyme" (London 1845), wenn auch minder reich an markerschütternden Stellen, hat doch das volle Gepräge eines echten Dichtergeistes. Cooper ist unstreitig ein geborener Poet, ein Kind des Gesanges, der seine Begeisterung nicht aus Büchern zusammenliest noch um den Vorgang Anderer sich kümmert, sondern an den Quellen der Natur schöpft und ihr Innerstes mit scharfem Blicke durchdringt. Sein neuestes Werk ist in Cantos getheilt, deren jeder eine Geschichte erzählt aus der alten Ritterzeit, wo die „eisernen Barone" allerdings ein waghalsigeres Geschlecht waren als ihre heutigen Urenkel. Ob die Gedichte in deutscher Übersetzung auf Censurerlaubniß hoffen dürfen, läßt sich schon aus den ersten Zeilen des „Woodman's song" abnehmen. Sie lauten:

> I would not be a crowned king
> For all his gaudy gear;
> I would not be that pampered thing,
> His gewgaw gold to wear.

Neue Schrift über Rußland.

Ein neues Werk des Verf. von „Das enthüllte Rußland", von „Die weiße Sklavin" u. s. w. ist ein neuer Schritt auf der sich vorgezeichneten Bahn nach dreifachem Zielpunkte. Erstens beabsichtigt er eine klare Darstellung der umfangreichsten und fürchterlichsten Sklaverei, die es auf der Welt gebe, und der fluchwürdigen Schuld, welche das russische Cabinet daran habe. Zweitens will er durch neue Beispiele aus Rußland und Polen erweisen, daß die schauderhaften von dort bekannt gewordenen Ereignisse sich täglich und stündlich wiederholen, und drittens will er auf einen Wechsel der Dinge aufmerksam machen, welcher in keiner fernen Zeit das östliche Europa bedrohe. Er erklärt sich hierüber im Vorworte zu seinem jüngsten Werke: „Eastern Europe and the emperor Nicholas" (London 1845), und das Buch selbst liefert den Commentar. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 100. —— 10. April 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Doch kommen wir auf den Inhalt unsers Buchs. Es heißt „Die preußische Verfassungsfrage", könnte aber zugleich ebenso gut auch „Die Östreichische Verfassungsfrage" heißen; denn mit der letztern beschäftigt sich der Verf. ebenso viel und ebenso gründlich wie mit der erstern. Für beide Staaten hält er eine Verfassung gleich nützlich und gleich nothwendig, und, wohl zu merken, er versteht darunter eine Repräsentativverfassung im vollsten, wahrsten Sinne des Worts, eine Repräsentativverfassung mit allgemeinen Volksvertretern, mit Preßfreiheit, Steuerbewilligungsrecht u. s. w. Beiden Staaten prophezeit er Unheil und Untergang, sowol durch innere Zerwürfnisse als durch äußere, übermächtige Angriffe, wenn sie nicht zu der Constituirung ihres gesammten Staatslebens auf der festen Grundlage einer aufrichtigen und vollkommen durchgeführten Repräsentativverfassung schreiten. Der einzige Unterschied, den er zwischen beiden Staaten macht, besteht darin, daß er Preußen die Rolle des ersten Anfangs überweist, und von Östreich eine möglichst baldige Nachfolge verlangt. Wenn wir auch weder für die erste noch selbst für die zweite, jedenfalls gewagtere und kühnere und auch weniger verbreitete Ansicht eben keine neuen Gründe in dem Buche gefunden haben, so möchte es doch nicht leicht ein Werk geben, welches alle vorhandenen Hülfstruppen für diese Sache so geschickt und vollständig ins Treffen geführt und sie alle zusammen in so wohl disponirte gutberechnete Schlachtlinie gestellt hätte. Ganz vortrefflich namentlich agirt der Verf. in Widerlegung der Gegengründe seiner Ansicht. Mit ebenso viel Geschick als Gründlichkeit weiß er ihnen dergestalt zu begegnen, daß er sie nicht nur entkräftet, sondern sie sogar zu Beweisen für seine eigene Überzeugung umwandelt. Der Verf. vereinigt in sich sämmtliche Eigenschaften, die erfoderlich waren, um auf diesem so breitgetretenen Felde noch Eindruck und Effect machen zu können. Er ist ein scharfer Dialektiker und ein warmer gesinnungsvoller Charakter zugleich; dabei ein Mann von genauen historischen Kenntnissen, von gesunder Philosophie und von politischem Überblicke, und alle diese Eigenschaften weiß er in einem ebenso milden und eleganten als kräftigen und beredten Stile an den Tag zu legen. Zu einigen kleinen Ausstellungen, die wir etwa zu machen hätten, wird sich Gelegenheit geben, wenn wir den Inhalt der einzelnen Capitel kurz angeben und besprechen.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die preußische Verfassungsfrage gelangt der Verf. zu seinem ersten Hauptcapitel, „Das königliche Versprechen" überschrieben.

„Wir müssen eine Constitution bekommen, denn der selige König hat uns eine versprochen!" Dies ist nun allerdings höchst gemeinfaßlich und wohl berechnet auf einen Grundzug des deutschen Volkscharakters. Gewiß ist hauptsächlich durch rastlose Anwendung dieses Satzes die preußische Verfassungsfrage jetzt so allgemein populair geworden, daß schon der gemeinste Preuße mit zweifelloser Bestimmtheit sagt: „Wir müssen eine Constitution bekommen!" Selbst wer gar nicht weiß, worum es sich bei Verleihung einer Verfassung eigentlich handle, kennt doch das deutsche „Ein Wort ein Mann", kann also, auf diese Kenntniß gestützt, sehr moralisch über die Pflicht der Regierung raisonniren, das königliche Versprechen zu erfüllen und eine Verfassung zu geben. Haben es die Regierungen durch eigene Schuld überhaupt schon so weit gebracht, daß Jeder, der nur einigermaßen vernünftig gegen sie auftritt, das öffentliche Urtheil der Menge für sich hat, so ist dies in der preußischen Verfassungsfrage um so allgemeiner und stärker der Fall, als es sich hierbei wie gesagt blos um die Erfüllung eines gegebenen Versprechens handeln soll. Es ist also die fortwährende Berufung auf dieses königliche Versprechen allerdings ein sehr wirksames Mittel, die öffentliche Meinung gegen die Verweigerung einer Verfassung aufzubringen. Die Regierung ist dadurch bereits in arge Verlegenheit gebracht worden, und die Wirkungen dieses Zankes über ein königliches Wort müssen dem Ansehen des Königthums überhaupt Schaden bringen und können daher gerade für Preußen noch sehr gefährlich werden. Für die preußische Regierung sollte daher allerdings eben das königliche Versprechen ein äußerst wichtiger Grund mehr sein, die verhängnißvolle Verfassungsfrage endlich befriedigend zu lösen. Diejenigen, welche dagegen rathen und als Grund ihres Widerrathes die Nothwendigkeit anführen, eben in Preußen die Königsgewalt ungeschwächt und unbeschränkt aufrecht zu erhalten, täuschen sich entweder selbst oder wollen täuschen. Sie glauben oder wollen glauben machen, daß sie die treuesten und nützlichsten Diener des Königthums seien, aber sie werden eben in dieser Sache die gefährlichsten Feinde desselben, denn sie schwächen und verletzen das Königthum in seinem innersten Lebensnerv, indem sie ihm mehr und mehr die Hochachtung der öffentlichen Meinung entziehen. Möge die preußische Regierung schon jetzt diese öffentliche Mei-

nung prüfen, so wird sie sich überzeugen, daß in Folge dieses unseligen Zankes über ein königliches Wort das Königthum bereits wesentlichen Schaden gelitten. Nirgend mehr in Preußen herrscht noch die alte schwärmerische Ehrfurcht vor dem königlichen Thron, die früher in den schlimmsten Tagen die allmächtige Stütze dieses Throns gewesen. Um des königlichen Heils willen soll also die preußische Regierung die Erfüllung jenes königlichen Versprechens nicht von sich weisen. Durch Gewährung der freiesten Verfassung wird sich das Königthum in Preußen nicht so viel vergeben, als durch diesen unseligen und unwürdigen Zank um und über das königliche Wort.

Muß nun aber jeder Freund und Verehrer einer festen und hochgestellten Königsgewalt die preußische Regierung dringend zur Anerkennung jenes königlichen Versprechens aufrufen, so ist es nicht minder die Pflicht jedes Freundes constitutioneller Volksberechtigung, die Kämpfer für eine preußische Verfassung dringend zu ermahnen, ihr Verlangen doch nicht immer und einzig nur auf das königliche Versprechen zu stützen. Denn der Nachtheil dieses wortgläubigen und wortklauberischen Verfassungszankes schadet der constitutionnellen Sache recht eigentlich im Princip.

Wäre die Sache nicht so hochwichtig und verhängnißvoll ernst, so müßte man es wahrhaft komisch finden, daß Diejenigen, die mit Stolz von der geistigen Großjährigkeit des preußischen Volks sprechen, sich zu gleicher Zeit so kindlich, um nicht zu sagen kindisch an das königlich väterliche Versprechen klammern; daß Diejenigen, welche die Mitregentschaft über eine Weltmacht ansprechen, dafür keine andere Berechtigung anführen als das königliche Versprechen! Wenn sogar der wackere Dr. Jacoby in seiner pariser Flugschrift behauptet: Friedrich Wilhelm III. habe durch das Decret vom 22. Mai 1815 das preußische Volk für mündig erklärt, so spricht er wahrhaft im Sinne der ärgsten Gegner der Volksberechtigungen, denn wenn er zugibt, daß ein Volk durch königlichen Beschluß für mündig erklärt werden könne, so räumt er auch die Folgerung ein, daß dieses Volk durch einen neuen Beschluß der Regierung wieder unter Curatel gesetzt werden dürfe. Diese Folgerung wird in Preußen auch wirklich geltend gemacht. Man sagt ausdrücklich, der verstorbene König habe allerdings eine Volksvertretung einführen wollen, später aber diese Verfassung als den Verhältnissen des preußischen Staats nicht angemessen erkannt und daher kraft derselben höchsten Verstandes- und Willenskraft, die früher das Versprechen gegeben hatte, dasselbe wieder zurückgenommen.

Die preußischen Verfassungsfreunde stürzen das constitutionnelle Princip geradezu um, indem sie ihre Verfassungsfrage zu einer rein persönlichen Privatsache der Könige machen. Sätze wie: „Wir müssen eine Verfassung bekommen, denn der König hat sie versprochen, das preußische Volk ist mündig, denn der König hat es durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 für mündig erklärt", solche Sätze verrathen durchaus noch streng absolutistische Gedanken und Gefühle, beweisen, daß die Preußen noch immer allzu sehr gewohnt sind, alle Lebensfortschritte ihres Staats von den Königen befohlen zu sehen, geben den Gegnern ein Recht, zu behaupten, daß im preußischen Volk durchaus noch kein constitutionneller Geist vorhanden, daher die Verleihung einer Constitution vor der Hand noch unmöglich sei.

Wer könnte die Wahrheit dieser Worte in Abrede stellen? Dieses ewige Herumreiten auf dem sogenannten königlichen Versprechen, wie es von den meisten preußischen Liberalen geschieht, ist gewiß ein Beweis von ebenso großer politischer Roheit als von sklavischer Gesinnung. Den beabsichtigten Zweck wird man auf diese Weise nicht erreichen. Ein vernünftiger Mensch wird sich dadurch von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung für Preußen schwerlich überzeugen lassen, wenn man ihm auch noch so evident nachweist, daß irgend ein verstorbener oder lebender König ein solches Versprechen geleistet habe. Ein König kann sich so gut irren wie jeder andere Mensch, und kann auch seine Überzeugung ändern wie jeder Andere. Es wäre sehr schlimm, wenn er an eine jede, früher einmal öffentlich ausgesprochene Ansicht für sich und seine Nachfolger auf ewige Zeiten gebunden wäre, selbst auch dann noch, wenn er später das Falsche und Verderbliche derselben erkennen sollte. In diesem Falle vielmehr hat er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, nach seiner später gewonnenen bessern Überzeugung zu handeln. Das Wort „Versprechen", welches man für die frühern Erlasse des Königs Friedrich Wilhelm III. in Bezug auf die Verfassung so häufig anwendet, ist überhaupt schon ein ganz falscher Ausdruck. Der König als König kann weder etwas in dieser Eigenschaft versprechen noch verschenken, am allerwenigsten dem eigenen Staate gegenüber, dessen oberster Beamter er zwar, aber keineswegs dessen Eigenthümer er ist. Das gilt wenigstens der Idee nach sowol von einem absoluten als von einem constitutionnellen Könige. Eine solche Annahme ist auch schon ein logischer Unsinn. Versprechen und schenken kann man nur dritten Personen etwas, nicht aber sich selbst; sich selbst verspricht man nichts und schenkt man nichts. Der König als Staatsoberhaupt kann daher auch dem eigenen Staate weder ein Verfassungsrecht versprechen noch schenken, oder man müßte ihn sonst als eine fremde, außerhalb des Staats befindliche Person, als einen andern Staat betrachten. Ganz anders verhielte sich die Sache, wenn der König irgend eine Leistung aus seinem Privatvermögen oder aus seinen Privatrechten dem Staate versprochen hätte. Dazu wäre er freilich sowol moralisch als juristisch, auch später selbst dann noch verbunden, nachdem es ihn auch schon gereut haben sollte. Aber jene Erlasse von 1810, 1811, 1813, 1815 u. s. w., sie sind weiter nichts als öffentlich ausgesprochene Absichten, gesetzgeberische Plane, die der Gesetzgeber jeden Augenblick bei veränderter Erkenntniß mit veränderten Umständen wieder fallen lassen oder modificiren darf, ebenso gut wie ein schon bestehendes Gesetz aufheben oder die frühere Interpretation desselben durch eine andere spätere ersetzen kann. Diese fortwährende Provocation auf ein Versprechen, welches gar kein Versprechen ist, gehört daher in die Reihe der sophistischen Kunstgriffe, deren sich die meisten Liberalen leider so gern bedienen, sobald sie glauben, daß ihrer Sache ein augenblicklicher Nutzen dadurch gestiftet werden könnte. Das ist aber nicht nur ein unmoralisches und unwahres Treiben, sondern es zeigt auch von großer politischer Kurzsichtigkeit. Nachhaltige Bewegung und Erfolge kann man nur durch die der reinen Wahrheit innewohnende heilige und überzeugende Kraft hervorbringen. Durch Sophismen, die man selbst nicht glaubt, täuscht man weder seine eigenen Anhänger noch vollends seine Gegner. Man streut nur Mistrauen aus und zerstört die eigene moralische Kraft.

Ganz anders verhielte sich die Sache, wenn eine

wirkliche Verfassung bereits gegeben und in Kraft getreten wäre, und wenn diese Verfassung alsdann Bestimmungen enthielte, welche das bis dahin absolut gesetzgeberische Recht des Königs Beschränkungen unterworfen und jede Veränderung der Verfassung an die Zustimmung von Volksrepräsentanten gebunden hätte. Alsdann freilich wäre der König zur Ausübung der Verfassung verpflichtet und besäße nicht das Recht, sie einseitig wieder aufzuheben. Aber den bloßen Plan zu einer Verfassung, deren näherer Inhalt ohnedem noch gar nicht angegeben war, den wird man doch nicht mit einer schon bestehenden den Modus der Gesetzgebung vollständig regelnden Verfassung als gleichbedeutend erklären wollen? Es wäre doch ein gar zu grober, auf der Hand liegender Trugschluß! Und dennoch geschieht es leider jeden Tag. Unbegreiflich ist es daher namentlich, wie ein so feiner, scharfer juristischer Kopf als Dr. Jacoby aus einer gar nicht vorhandenen Verfassung schon verfassungsmäßige Rechte ableiten will.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Oldenburgische Theaterschau von Adolf Stahr. Bevorwortet von Julius Mosen. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Über Goethe's „Faust". Zwei dramaturgische Abhandlungen von Julius Mosen und Adolf Stahr. Oldenburg, Schulze. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

In vielen Zeitaltern ist das Theater ein Gradmesser für die Bildung; wie weit die Griechen in politischer, die Römer in socialer, das Mittelalter in religiöser Bildung war, das zeigt das Theater. Es ist kein gutes Zeichen unserer Zeit, wenn das Theater fast überall nur wie eine Anstalt zum Zeittödten angesehen wird. Was Schiller über die moralische Bedeutung der Schaubühne schrieb, das hat noch immer Geltung. Schiller verglich den Einfluß der Schaubühne mit der Wirksamkeit der Religion; er verlangte, Politik, Religion und Schaubühne sollten zusammenwirken, ihm ist die Schaubühne mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Schiller sagt: „Es gibt eine Classe von Menschen, die Ursache hat, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein; das sind die Großen und Fürsten der Welt, weil sie daselbst Wahrheit hören und Menschen sehen. Beides ist ebenso selten als wichtig für sie. Vielleicht gründet die Theilnahme der Fürsten für das Theater sich ursprünglich auf dies Bedürfniß, und die Bühne ersetzt ihnen in dieser Beziehung die Hofnarren des Mittelalters." Schiller malt es sorgfältig aus, wie die Schaubühne der Kanal sei, in welchen von dem denkenden, bessern Theile des Volks das Licht der Wahrheit herunterströmt, um von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich zu verbreiten; richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze, reinere Gefühle fließen von da durch alle Adern des Volks. Schiller behauptet, daß durch das Theater sich die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen ließen, es käme nur darauf an, daß die Dichter Patrioten wären; er meint sogar, daß durch das Theater dahin gewirkt werden könnte, daß wir Deutschen einmal eine Nation würden. Wenngleich diese letzten Behauptungen über das Erfahrungsmäßige hinausgehen, so liegt in denselben doch Wahrheit, und Jeder, der für dramatische Dichtung und Kunst etwas thut, und hofft, eignet sie mehr oder weniger sich an.

Das Verhältniß, in welchem die neuesten dramatischen Dichter zu ihren Vorgängern stehen, deutet Mosen im Vorworte zu Stahr's Buche an. Der Weltzustand, welchen Shakspeare malt, war ein rein pathologischer, sagt er. Shakspeare's Menschen sind dämonische Könige und Fürsten der Thierwelt, welche im leidenschaftgestachelten Egoismus aneinander zu Grunde gehen, wie jene Zeit an sich selbst. Wen überkam nicht bei der Darstellung dieser gräßlichen Zustände einer verfaulenden Welt in „Hamlet", „König Lear", „Richard III.", „Macbeth", in deren Nacht kein Lichtstrahl einer rettenden Idee fällt, eine endlose Trostlosigkeit? Diese rettenden Ideen, die Ideale der hellenischen Welt, sind in der neuern Zeit uns wieder nahe gerückt. Die Völker empfinden sich als eins mit dem Vaterlande, sie wollen einen Gott in der Geschichte, Recht und Freiheit im Gesetz. Dieser neue Geist hat in der dramatischen Poesie zuerst seinen Ausdruck gefunden in Lessing's bedeutendstem Werke „Nathan der Weise", und dann in Goethe und Schiller, bei Allen aber, wie es in jener Zeit noch nicht anders sein konnte, außerhalb des wirklichen Lebens, sodaß sie entweder eine bereits vorhandene oder selbstgeschaffene Mythe zur Trägerin ihrer Ideale machen mußten, wie Schiller in „Wilhelm Tell", „Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina", oder Goethe in „Faust", „Iphigenia", „Tasso"; oder einen geschichtlichen Stoff mythisch behandelten, wie Schiller „Don Carlos", „Maria Stuart", „Wallenstein", oder wie Goethe den „Egmont". Mosen bezeichnet nun „diese großartigen Anfänge" der deutschen dramatischen Literatur als die mythische Richtung. Unausgefüllt ist die Kluft zwischen dem transcendenten Ideale in ihren Dramen und der Wirklichkeit; Mosen sagt, die großen Meister Lessing, Schiller, Goethe, hätten uns durch die Mythe an die Schwelle der Geschichte geführt. „Daher", sagt Mosen, „ist dem modernen Tragöden die Aufgabe gestellt, der Geschichte den Proceß der Erlösung des Menschen zu den Idealen nachzudichten, wie der hellenische Künstler seine plastischen Gestalten der Natur, jedoch nicht wie sie behindert von der Zufälligkeit der Materie, sondern in göttlicher Freiheit, nachgebildet hat, und wie dieser die Natur in der plastischen Kunst zu ihrem Ideale gebracht, so wird der moderne Dichter die Geschichte in der Tragödie zum freien Bewußtsein erlösen müssen. In jenem Gedanken, welcher die Geschichte als einen in sich arbeitenden Lebensproceß begreift, erblickt das Auge des Geistes die Vergangenheit und die Zukunft, das Gewordene und das Werdende im Moment der Gegenwart, sodaß es dem dramatischen Dichter leicht wird in der Vergangenheit seiner Zeit gegenüber die entsprechende Parallele lebendig zu machen. In dieser Richtung hin bewegt sich nicht nur das gegenwärtige Drama, sondern auch die plastische Kunst, deren Vertreter in der Malerei Lessing in Düsseldorf ist. Die Geschichte der dramatischen Literatur theilt sich daher ab in das mythische und in das wirklich historische Drama, zu welchem die romantische Schule die Übergangsstufe gebildet hat."

Was nun ferner das Verhältniß der Kritik zur dramatischen Kunst betrifft, so wird im zweiten Theile darüber ungefähr in folgender Weise gesprochen: Die Verstandesbildung ist der Geschmacksbildung jetzt weit über den Kopf gewachsen. Unsere Eitelkeit mag das bestreiten, aber wahr ist es. Alle unsere Künste, unsere Lebensformen, unsere Rococoliebhabereien und chinesischen Launen in Bedürfniß- und Luxusgeräth des täglichen Lebens, ja selbst unsere Moden und Trachten beweisen so gut wie unser in allen Zeitaltern herumtaumelnder Baugeschmack, der die Säulenschönheit griechischer Göttertempel an die Kastenform moderner Kasernen leimt, daß unsere ästhetische Cultur noch tief im Argen liegt, und daß das theoretische Wissen unsere Praxis auch auf diesen Gebieten weit überflügelt hat. Wenn die Kritik des Theaters nur aufräumen hilft, ist sie schon nicht unverdienstlich. Lessing sagte in der

Ankündigung seiner „Dramaturgie": „Es können nicht immer Meisterstücke aufgeführt werden, denn Wahl setzt Menge voraus; aber es ist gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird als es ist und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt. Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat; wenn nun die Kritik auseinandersetzt, warum etwas nicht gefallen hat, so fördert sie die ästhetische Bildung auch dadurch, daß sie einsehen lehrt, warum etwas gefallen hat." Hr. Stahr sagt, was die Bühne nicht ist, das kann sie werden, und ihr dazu verhelfen, was sie werden kann, ist keine verächtliche Aufgabe — das ist die Sentenz mit der er die Herausgabe seiner „Oldenburgischen Theaterschau" motivirt.

Hr. Stahr hat sich seit einigen Jahren sowol durch wissenschaftliche als ästhetische Arbeiten bekannt gemacht; es ist von Interesse, daß er sich jetzt der Theaterkritik zuwendet. Die vorliegenden Artikel enthalten vorzugsweise eine Kritik der Dichtungen; der Verf. sagt selbst, wie gewissenhaft er zu Werke gehe; er habe sich, um nur Eins anzuführen, mit dem „Moritz von Sachsen" wochenlang beschäftigt, ehe er darüber schrieb. Diese Sorgfalt ist ebenso ehrenwerth als musterhaft; nur müßte Hr. Stahr sich hüten, nicht mehr in die Dichtungen seiner Freunde hineinzulegen als was darin ist. In der Beurtheilung des „Moritz von Sachsen" spricht er sehr treffend über das Coquettiren mit Schlagwörtern der Gegenwart in den modernen Dramen. Stahr sagt, daß es nicht gut sei, wenn die Anspielungen auf die Gegenwart und ihre Kämpfe allzu gehäuft sind in einem Drama; man merkt die Absicht, und man ist verstimmt. Namentlich die Anspielungen auf ein einiges und freies Deutschland treffen von der Bühne herab, von der sie 1840 noch wundertief gewirkt hätten, auf ein Publicum, das just an schönen Worten und Verheißungen dieser Art sich den Magen überladen hat, das von Worten dieser Art, woher sie auch kommen, nichts mehr hören mag und kann, ohne einer bittern Empfindung Raum zu geben, die hier den Dichter mit trifft. So wird für diesen der ästhetische Fehler zum politischen und er hat nicht einmal den Trost, an Wirkung des Augenblicks zu gewinnen, was sein Werk an bleibendem Werthe verliert. Indeß tröstet Stahr die jüngsten Dramatiker über seine Rüge wieder, indem er erwähnt, daß Goethe selbst sogar in seinem „Götz" Basedow'schen Erziehungsphilanthropismus und Unterrichtsrealismus predige. Übrigens findet man in allen Recensionen Stahr's historische und literarische Notizen und allerlei kleine interessante Mittheilungen; manchmal erhebt er sich sogar zu Apostrophen an das Publicum, sogar an ganz Deutschland.

Die Kritik der dramatischen Künstler ist wol der schwächste Theil des Buchs; Hr. Stahr scheint leicht zufriedengestellt mit den Leistungen dieser kleinen oldenburger Bühne und streicht ihre wenig bekannten Mitglieder wol zu sehr hervor. Wenn aber Jemand so weit ginge zu sagen, es sei ganz absurd, die Recensionen über in Oldenburg aufgeführte Theaterstücke herauszugeben, dem müßten wir widersprechen, weil dort ein anerkennenswerthes Streben kräftig sich regt; die kleinen Verhältnisse mögen die Schuld tragen, daß wir sehr viele neue Dramatiker in Stahr's Buch nicht beurtheilt finden, weil ihre Stücke in Oldenburg nicht zur Aufführung kamen.

In Form und Stoff ähnlich diesem ersten ist das zweite der oben genannten Bücher. Die erste Abhandlung: „Das Gedicht als Drama", von Julius Mosen, bietet eine allgemein faßliche Zergliederung und Erklärung des „Faust". Leider gibt es selten Künstler die denken; für die mag es gut sein, wenn Jemand ihnen was er gedacht hat mittheilt. Die zweite Abhandlung gibt einen „Bericht über die Aufführung des «Faust» auf der oldenburger Hofbühne", von Adolf Stahr. Das Beste in dieser Skizze scheint uns die Stelle, wo gesagt wird, daß wenn man nicht mit Ernst und Fleiß an die Aufführung eines solchen Werks geht, dieselbe eine Versündigung an dem heiligen Geiste der Kunst ist. Wie nothwendig der Fleiß dem dramatischen Künstler sei, wird jetzt, wo allerlei Hokuspokus, wo die miserabelsten Leistungen echte Künstlerleistungen genannt werden, nur zu wenig anerkannt. Seydelmann spricht es in seinen neulichst edirten Briefen oft und nachdrücklich aus, daß Fleiß dem dramatischen Künstler hochnöthig sei. Hr. Stahr erzählt, daß man in Oldenburg durch eine den Leseproben vorhergehende organische Entwickelung des Kunstwerks, mit beständigem Bezuge auf die dramatische Darstellung, den Gehalt und die Bedeutung des Gedichts jedem einzelnen Schauspieler klar zu machen gesucht habe; es war schon viel, meint er, wenn nur Jeder die Stimmung bekam, worin er sich aus dem Handwerksmäßigen der Tagesarbeit in die Sphäre eines Geistigen versetzt und von dem Zauberhauch angeweht fühlt, der die Gestalten dieser Dichtung umwittert. Dann folgten die allgemeinen Leseproben, darauf freie Besprechung mit einzelnen Mitgliedern über Verständniß und Auffassungsweise, dann nach Specialproben die ernstesten Generalproben. Wie gesagt, sehr lebhafte Anerkennung verdient dieser Fleiß; aber man erwarte vom Einstudiren, überhaupt von den Theaterschulen nicht zu viel: guten Mittelschlag von Acteurs können sie bilden; Künstler bleiben wie bisher selten. Kunstschulen müssen naturgemäß entstehen, d. h. um hervorragende künstlerische Persönlichkeiten müssen sich jüngere schaaren; so bildeten sich die alten italienischen Malerschulen, ein Meister rief den andern ins Leben, förderte ihn, vollendete ihn. Diese Theaterschule, die nun jetzt dem Vernehmen nach in Berlin errichtet werden soll, wird ein Treibhaus, aber allen Treibhauspflanzen fehlt die Naturfarbe; gegen die Pflanzen, die in Luft und Sonne erwuchsen, halten sie nicht aus.

25.

Bibliographie.

Berthet, E., Der Edelfalke. Erzählung aus der Zeit der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann. Kl. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von F. W. Riemer. Leipzig, Weidmann. 12. 2 Thlr.

Curtius, E., Naxos. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Dronke, E., Polizei-Geschichten. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Farnham, T. J., Wanderungen über die Felsengebirge in das Oregon-Gebiet. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Leipzig, Mayer. Kl. 8. 1 Thlr.

Fernand, Leben und Lieben, Dichten und Trachten des Amtsschreibers Michael Häderlein. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr.

Gedichte eines Elsäßers nebst einer musikalischen Zugabe zu demselben. Straßburg, Treuttel und Würtz. 12. 20 Ngr.

Genre-Bilder aus dem Oriente. Gesammelt auf der Reise des Herzogs Maximilian in Bayern und gezeichnet von *H. v. Mayr*. Mit erklärendem Texte von *S. Fischer*. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert. Fol. 3 Thlr. 10 Ngr.

Handbuch für Reisende in den Orient. Inhalt: Die jonischen Inseln, Griechenland, Türkei, Kleinasien, Inseln des Archipels, Syrien, Palästina und Ägypten. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Nebst Lehren und Winke für Reisende. Mit Register, 5 Karten und den Planen von Constantinopel und Jerusalem. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 101. —— 11. April 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Der Umstand, daß der verstorbene König selbst in dem Wahne gestanden, er habe ein bindendes Versprechen zur Ertheilung einer vollständigen modernen Repräsentativverfassung geleistet, verändert diesen Gesichtspunkt auch nicht im mindesten. Er ist vielmehr völlig irrelevant und beweist nur, daß der König ebenfalls die irrige Ansicht gehegt habe, wie die ihm zustehende absolut gesetzgeberische Gewalt ein bloßes Privatrecht sei, ein Privateigenthum, dessen er sich zum Vortheile dritter Personen entäußern könne, was sich von seiner Seite als Privatmann verschenken und von andern Privatleuten acceptiren ließe. Diese Ansicht von der privatrechtlichen Natur seiner Rechte als Staatsoberhaupt kann unmöglich die wirkliche, öffentliche Natur dieser Rechte umwandeln. In diesem Falle freilich scheint sie das liberale Princip zu begünstigen, aber schwerlich möchten die Liberalen selbst mit allen Folgerungen einverstanden sein, die sich von den Anhängern des Hrn. v. Haller u. A. daraus ziehen und darauf bauen ließen. Es möchte ihnen selbst gar übel bekommen.

Es ist übrigens eine interessante psychologische Thatsache, daß Friedrich Wilhelm III. stets der Ueberzeugung gelebt, er habe ein wirklich bindendes Versprechen auf Volksrepräsentation abgelegt, und könne ohne Wortbruch dieses Versprechen nicht öffentlich wieder zurücknehmen. Ob dasselbe überhaupt je frei aus seiner eigenen Seele hervorgegangen, oder ob er nicht vielmehr halb widerstrebend durch den Geist der Zeit und durch seine liberalen Rathgeber, Stein und Hardenberg an der Spitze, dazu genöthigt worden ist, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Wir glauben es jedoch allerdings. Ein freier Meinungskampf, wie ihn eine Volksrepräsentation unbedingt voraussetzt, war ein Zustand, mit dem sich der König seinem innersten Wesen nach nie recht befreunden konnte. Ein Freund stricter, militairischer Ordnung sah er in jenen lebhaften Meinungskämpfen nur den Keim zur Unordnung und Anarchie; denn das höhere Gesetz in der moralischen Weltordnung, welches auch über diesen scheinbar regellosen Kämpfen herrscht und sie einem nothwendigen Ziele entgegenführt, wurde von ihm nichts weniger als lebhaft erkannt. Der philosophische Blick in den Gang der Geschichte ging ihm ab. Wenn er auch vermöge seiner natürlichen Schüchternheit und Bescheidenheit seine eigene verneinende Ansicht damals nicht auszusprechen wagte, als seine geistreichsten Minister, die das Staatsschiff bis dahin vortrefflich gelenkt hatten, und mit ihnen ganz Preußen und ganz Deutschland sich für eine liberale Verfassung zu erklären schienen, so hat ihm die volle, freudige Überzeugung dafür doch gewiß selbst in jener Zeit schon gemangelt. Alle dahin zielenden Stellen in den verschiedenen bekannten Erlassen, namentlich in dem entscheidenden vom Mai 1815, sind sicher mehr in den Köpfen seiner Rathgeber entsprungen, und von denselben redigirt ihm nur zur Unterschrift vorgelegt worden. Auch die so entscheidenden Erklärungen der preußischen Gesandtschaft auf dem Wiener Congresse und noch später bei dem Deutschen Bundestage sind ihm selbst gewiß am wenigsten zuzurechnen. Dennoch hielt er sich, wenn auch nicht durch sein Gewissen, welches ihn stets davon abmahnte, so doch wenigstens durch seine Ehre gebunden. Er schreckte davor zurück, öffentlich als ein Wortbrüchiger zu erscheinen, wie es seiner Ansicht nach der Fall sein würde, sobald er die früher ausgesprochene Absicht zur Ertheilung einer Repräsentativverfassung zurücknähme. Diesen Seelenzustand hatte namentlich sein Staatskanzler Hardenberg, der bis ans Ende seiner Tage die Idee einer preußischen Repräsentativverfassung im Herzen hegte, wiewol er noch während seiner Amtsführung sich zu Rückschritten von dieser Richtung genöthigt sah, gar wohl erkannt. Und mit seiner gewohnten Feinheit und Schlauheit wußte er denselben für seine Plane zu benutzen. Namentlich war die Antwort, die er dem Könige auf die berühmte Koblenzer Adresse im J. 1818 in den Mund legte, ein wahres hors d'oeuvre diplomatischer Schlauheit. Auf die an eine Verfassung mahnende Adresse der Stadt Koblenz lautete die Antwort des Königs folgendermaßen: „Wer den Landesherrn, der die Zusicherung einer Landesrepräsentation aus freier Entschließung gab, daran erinnert, der zweifelt **frevelhaft an der Unverbrüchlichkeit der Zusage.**" Während er auf diese Weise der sich unter Gewissensscrupeln windenden Seele

des Königs über die Verlegenheit des nächsten Augenblicks hinweghalf und Aufschub für sie erlangte, wußte er den König moralisch durch solche öffentliche Erklärungen nur desto fester zu binden und einen ausdrücklichen Widerruf der frühern Erlasse für ihn unmöglich zu machen. Der bloße Zweifel an der Unverbrüchlichkeit der Zusage wurde schon vom Könige selbst für einen Frevel erklärt; als was würde nun der Bruch der Zusage selbst erschienen sein? So rauh und streng diese Worte in der Form daher auch waren, so haben sich die Unterzeichner jener Adresse eine solche Zurechtweisung, deren eigentlicher Kern so entschieden ihren Wünschen entsprach, doch gewiß gern gefallen lassen. So erklärt sich denn auch, wie der König selbst später, als seine Handlungen von Tag zu Tag mehr nach einem anticonstitutionnellen Ziele hinarbeiteten, doch in seinen Worten immer noch auf das frühere Versprechen einer Verfassung hindeutete, wie dieses selbst noch in dem Gesetze vom 5. Juni 1823 über die Provinzialstände, welches gewiß gerade das Gegentheil von einer wirklichen Volksrepräsentation enthielt, noch der Fall war. Wenn Friedrich Wilhelm III. aufrichtig gegen sich sein wollte, so mußte er sich eingestehen, daß die Erfüllung seines eingebildeten Versprechens längst nicht mehr seine Absicht sei. Leicht möglich, daß er es stets vermieden hat, sich diese Frage selbst scharf und klar zur Beantwortung zu stellen; aber daran wird wol Niemand zweifeln, daß Preußen unter ihm keine Repräsentativverfassung erhalten, und wenn er noch hundert Jahre länger regiert hätte. Seine Handlungen sprechen deutlicher wie seine Worte.

Wir müssen es für einen Fehler unsers Verf. erklären, daß auch er sich zu juristisch blos an die Worte des Königs hält und die denselben widersprechende innere Überzeugung desselben völlig ignorirt. Welche Absicht ihn dazu vermocht hat, wissen wir nicht anzugeben. Aber wer einmal ein nach allen Seiten gerüstetes Buch, welches für Freund und Feind gleich überzeugend sein soll, schreiben will — und dieses war doch die Absicht des Verf., die er auch im Allgemeinen in so hohem Grade erreicht hat —, der muß nichts simuliren und nichts verschweigen. Er muß keinen Umstand und keine Schwierigkeit umgehen, wenn die moralische Überlegenheit seines Werks wirklich auf allen Punkten siegreich durchbrechen soll.

Wiewol nun der Verf. jenes sogenannte königliche Versprechen für die Entscheidung der preußischen Verfassungsfrage als völlig irrelevant erklärt, so läßt er sich doch auf eine weitläufige Deduction ein, in welcher er auszuführen sucht, daß allerdings die unzweifelhaftesten Erklärungen für Einführung einer Repräsentativverfassung von dem verstorbenen Könige ausgegangen, und daß diese nie, wie die Gegner wollen, von demselben zurückgenommen seien. So gründlich und evident nun auch diese Deduction ist, so könnte man doch wol die Frage aufwerfen, ob er selbst seiner eigenen Ansicht zufolge nicht zu viel Raum und Zeit damit verschwendet habe? Sie nimmt fast ein Drittel des Buchs ein. War das aber nöthig bei einer Frage, durch deren Beantwortung eingestandenermaßen überhaupt nicht das Mindeste entschieden werden kann? Wir glauben, es wäre besser und consequenter, auf alle Fälle auch für den Leser weniger abspannend gewesen, wenn der Verf. sich hier kürzer gefaßt und uns gleich mitten in den Schwerpunkt seines Werks, in den Nachweis der moralischen und politischen Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung für Preußen und Östreich hineingerückt hätte.

Da er aber einmal auf jenes ziemlich gleichgültige Thema sich einließ, so hatte er ganz recht, daß er auch die Behauptungen der Gegner zu entkräften und zu widerlegen suchte. Diese wollen bekanntlich die Welt glauben machen, daß der verstorbene König zwar im Allgemeinen eine Verfassung versprochen, daß er darunter aber keineswegs eine Volksrepräsentation mit entscheidender Stimme bei Gesetzgebung und Steuerauflagen verstanden habe. Eventualiter freilich geben sie sodann nachträglich zu verstehen, wie derselbe jedenfalls doch später diese Zusage, falls er sie dennoch ertheilt, durch das Gesetz von 1823 über die Provinzialstände ausdrücklich zurückgenommen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Oliver Cromwell und seine Selbstvertheidigung.

Der bekannte Thomas Carlyle, der Verfasser der „Six lectures on heroes and hero-worship and the heroes in history" und anderer Werke, die ihrer Zeit durch geistreiche und gedankenvolle Auffassung trotz mancher Überspanntheit viel Aufsehen gemacht haben, ist jetzt mit der Herausgabe historischer Schätze hervorgetreten, die für die so wichtige Geschichte der ersten englischen Revolution von der größten Bedeutung sind. Es sind dies die „Oliver Cromwell's letters and speeches", mit Erklärungen vom Herausgeber versehen (2 Bde., London 1845). Dies ist eine höchst fleißige Arbeit, da der Herausgeber nicht nur allenthalben den Inhalt derselben zusammengesucht, sondern auch den Text auf das genaueste durchgesehen, verbessert, gehörig geordnet, mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen versehen hat, sodaß der Lehrer ein treues Bild des Mannes und seines Wesens erhält, der mehr oder minder bisher noch gewissermaßen für ein historisches Räthsel galt und dem man noch kürzlich selbst in seinem Vaterlande, das ihm die Grundlagen seiner auswärtigen Macht und Größe verdankt, von gewissen Seiten den wohlverdienten Anspruch bestritten hat, in der Reihe der großen Männer, deren Standbilder man im neuen Parlamentshause aufstellen will, den ihm gebührenden Platz einzunehmen. Nachdem dies in seinem Vaterlande geschehen, mag es freilich nicht Wunder nehmen, daß auswärts die so ungewöhnliche und großartige Erscheinung dieses Mannes, wie es namentlich von Dahlmann in seiner „Geschichte der englischen Revolution" erfolgt ist, nicht gehörig gewürdigt und seine Thatengröße mehr als eine Folge zufälliger Ereignisse dargestellt worden ist. Die Sammlung Carlyle's, der seinen Helden vielleicht auf ein allzu hohes Fußgestell in seinem Heldensaale stellt, wird vielleicht dazu beitragen, einer richtigern Würdigung dieses merkwürdigen Charakters Eingang zu verschaffen.

Carlyle weist die Unrichtigkeiten und Oberflächlichkeit der frühern Biographen seines Helden, Clarendon eingeschlossen, nach und zeigt darauf hin, wie thöricht es ist, anzunehmen, daß ein ganzes Volk von ernstem, gesetztem Wesen wie das puritanische England von einem so plumpen und beschränkten, neidischen Gesellen von kaum mehr als gewöhnlicher Verschla-

genheit, als welchen man Cromwell darzustellen gewohnt ist, zu einem Kampfe auf Tod und Leben gegen eine festbegründete Königsmacht sich habe hinreißen lassen können. Bekanntlich hat Cromwell zu wiederholten Malen öffentlich im Parlamente sich gegen die ihm schuldgegebenen Verbrechen vertheidigt und sein Verfahren gerechtfertigt. Es ist gewiß interessant, eine dieser Vertheidigungsreden, wie sie Carlyle's Sammlung darbietet, ausführlich mitzutheilen, da sie den Mann, wie er war, abzeichnen.

„Ich war durch Geburt ein Edelmann — ließ er sich einst in dem Parlament von 1654 vernehmen —, der weder in irgend beträchtlich hoher Stellung noch auch in Dunkelheit lebte. Ich bin zu verschiedenen Ämtern im Volke berufen worden: im Parlamente und anderweit Dienste zu leisten, und, daß ich nicht zu weitschweifig werde, ich war bemüht, die Pflicht eines ehrlichen Mannes in diesen Diensten für Gott und seines Volkes Vortheil und zum Nutzen des Gemeinwohls zu erfüllen; sodaß ich jeweilig eine entsprechende Anerkennung in den Herzen der Menschen und einige Beweise davon erhielt. Ich bin nicht gemeint, die Zeiten und Gelegenheiten und die Vorkommnisse aufzuzählen, die von Gott mir bezeichnet wurden, ihm darin zu dienen, noch den Beistand und Segen Gottes, die mir dabei Zeugniß lieferten. Nachdem sich mir einige Gelegenheiten geboten, im Verein mit meinen Brüdern und Landsleuten unsern harten Kriegen und Kämpfen mit dem gemeinsamen Feinde ein glückliches Ende gesetzt zu sehen, hoffte ich in der Eigenschaft eines Privatmannes zusammen mit meinen Brüdern die Frucht und Wohlthat unserer Mühseligkeiten und Gefahren zu ernten; nämlich den Genuß des Friedens und der Freiheit und die Rechte eines Christen und Menschen in gewisser Gleichvertheilung mit Andern, je nachdem es dem Herrn gefallen sollte mir davon mitzutheilen. Und als, wie ich sage, Gott unsern Kriegen ein Ende gemacht, oder sie wenigstens zu glücklichem Ausgange, beinahe zu Ende gebracht, nach dem Gefecht von Worcester, kam ich nach London, dem Parlamente, das damals saß, meine Dienste und Verpflichtungen zu leisten, indem ich hoffte, daß alle Geister geneigt sein würden, Dem zu entsprechen, was die Absicht Gottes zu sein schien, nämlich seinem Volke Frieden und Ruhe zu geben, und besonders Denen, die mehr als Andere geblutet, indem sie die kriegerischen Angelegenheiten ausführen mußten: — ich ward sehr in meinen Erwartungen getäuscht. Denn das Ende erwies sich ganz anders. Wessen man sich immer rühmen, oder was man auch entstellen mag, es war nicht so, nicht so! In der Einfalt meiner Seele darf ich sagen, ich liebe es nicht, ich liebe es nicht — ich wies es in einer frühern Rede zurück — ich liebe es nicht, Wunden aufzudecken oder Blößen zu enthüllen! Nach was ich strebe, ist dies: Ich sage Euch, ich hoffte Erlaubniß zu erhalten, mich ins Privatleben zurückzuziehen. Ich suchte um Entlassung von meinem Amte nach, ich bat wieder und wieder, und Gott sei Zeuge zwischen mir und allen Menschen, wenn ich in dieser Sache lüge! Daß ich in Thatsachen nicht lüge, ist sehr Vielen bekannt: aber ob ich eine Lüge in meinem Herzen sage, da sei Gott mein Richter. Mögen herzlose Menschen, die Andere nach sich beurtheilen, denken was ihnen beliebt. Was die Thatsache betrifft, so behaupte ich, das sei wahr. In Bezug auf die Aufrichtigkeit und Unbescholtenheit meines Herzens bei diesem Wunsche — berufe ich mich wie vorhin gleichfalls auf die Wahrheit desselben! Aber ich konnte nicht erlangen, wonach meine Seele begehrte. Und daß ich die offene Wahrheit sage, ich fing darauf an zu besorgen, Einige wären der Meinung (solches ist der Unterschied ihres Urtheils von dem meinigen), daß es nicht wohl geschehen könne. Ich gestehe, ich bin in einiger Verlegenheit zu sagen, was ich sagen könnte und was wahr ist hinsichtlich Dessen, was darauf folgte. Ich drang in das Parlament, als Mitglied desselben, sich selbst aufzulösen — einmal, und wieder und wieder, und zehn, ja mehr als zwanzigmal. Ich sagte ihnen — denn ich wußte es besser als irgend ein Anderer im Parlament es wissen konnte, in Folge meiner Lebensweise, welche mich allenthalben im Volke hin und wieder geführt und mir dadurch vergönnt hatte, die Stimmung, die Gesinnung aller Leute und der Besten von ihnen zu sehen und kennen zu lernen —, daß die Nation ihrer Session überdrüssig sei. Ich wußte es. Und soweit ich beurtheilen konnte, so krähte, als sie aufgelöst wurde, kein Hahn danach (there was not so much as the barking of a dog), noch war ein allgemeines oder sichtbares Bedauern darüber. Es sind nicht Wenige von Euch hier gegenwärtig, die Ihr dies wie ich selbst bestätigen könnt. Und daß der triftigste Grund zur Auflösung vorhanden war, ist völlig klar; nicht blos in Betracht der Fortdauer jenes Parlaments aus eigener Macht war gegründete Furcht vorhanden, sondern es lag wirklich in seinem Plane. Ja, wären nicht Ungelegenheiten von außen ihm auf die Fersen getreten, die bis zu Drohungen stiegen, ich glaube, man wäre bis in alle Ewigkeit nie auf den Gedanken gerathen, es aufzuheben, oder aus diesem Saale zu gehen. Ich selbst ward ausgehorcht, und von keinen schlechten Leuten, und in Versuchung geführt; und es wurden mir Vorschläge zu eben diesem Zwecke gemacht; daß man nämlich das Parlament auf diese Weise fortdauern lassen, daß man die leeren Plätze durch neue Wahlen ergänzen, und so fortfahren solle von Geschlecht zu Geschlecht. Ich bin ungern daran gegangen, sehr ungern daran gegangen, diese Dinge Euch aufzudecken. Aber da ich einmal so weit gegangen bin, muß ich Euch ferner erzählen, daß unter dieser willkürlichen Gewalt arme Menschen zu Vierzigen an einem Morgen gleich einer Heerde Schafe ausgetrieben und ihre Güter und ihr Vermögen eingezogen worden sind, ohne daß irgend Jemand im Stande gewesen wäre, einen Grund dafür anzugeben, weshalb nur zwei von ihnen um einen Schilling gebüßt zu werden verdient hätten! Ich sage Euch die Wahrheit. Und meine Seele und viele Personen, die ich hier erblicke, waren im höchsten Grade betrübt über diese Dinge; und wir wußten nicht, auf welche Weise ihnen zu helfen wäre außer durch Klagen, oder indem wir unsere verneinende Stimme abgaben, wenn die Gelegenheit sich darbot. — Ich habe Euch nur einen schwachen Umriß der damaligen Mißstände gegeben. Ich bin überzeugt, ihr habt Gelegenheit gehabt, viel mehr darüber zu hören; denn nichts ist offenkundiger. Zwar wird man sagen, daß ein Heilmittel versucht wurde, diesem ewigen Parlamente dadurch ein Ende zu machen, indem man uns eine zukünftige Vertretung gab. Wie man dahin gelangte, durch welche Ungelegenheiten man es erreichte und mit welchem Widerwillen man einwilligte, ist bekannt. Was war dies Heilmittel? Es war die anscheinende Bereitwilligkeit, uns aufeinanderfolgende Parlamente zu gewähren. Und welcher Art war diese Aufeinanderfolge? Sie bestand darin, daß wenn ein Parlament seinen Sitz verlassen hatte, unmittelbar darauf in demselben Saale sich ein anderes niederließe, ohne Vorkehrung gegen die wirkliche Gefahr, nämlich die, daß dieselben Männer im Parlamente wieder fortdauerten. Was eine wunde Stelle ist, die stets offen bleiben wird, so lange die Menschen ehrgeizig und unruhig sind, wenn kein Mittel dagegen aufzufinden ist. Ja, im besten Falle, wohin wird ein solches Mittel führen? Es wäre eine Verwechselung eines Parlaments, das fortdauernd gewesen wäre, mit einer gesetzgebenden Gewalt, die immerfort ihren Sitz behielt! Und so werden die Freiheiten und die Interessen und das Leben des Volks nicht durch irgend bekannte Gesetze und Befugnisse, sondern durch eine willkürliche Macht entschieden, welche den Parlamenten anhaftet und ihnen nothwendig ist; durch eine willkürliche Gewalt, sage ich, um das Eigenthum der Leute der Beschlagnahme, ihre Personen der Einkerkerung — zuweilen durch Gesetze, die erst nach begangenen Vergehen gemacht sind — auszusetzen; indem oft die Parlamente sich angemaßt haben, Urtheile zu erlassen, sowol in Capitalfällen als andern Criminalsachen, während man in früherer Zeit von Ausübung einer solchen richterlichen Gewalt nichts wußte. Dies war, wie ich vermuthe, hier der Fall. Und nach meiner Meinung

war das Heilmittel dem Übel angemessen. Ich muß gestehen, aus diesen Gründen und mit der Zustimmung verschiedener Personen, welche keinen andern Ausweg sahen, fand die Auflösung des Parlaments statt *), und wir, welche zu sehen wünschten, ob einige Wenige für eine kurze Zeit zusammengerufen werden könnten, welche die Nation in einen Zustand der Beschwichtigung bringen möchten, riefen jene Herren aus den verschiedenen Theilen der Nation zusammen." (Das sogenannte kurze Parlament.)

Hierauf ergeht sich Cromwell in neuen Betheuerungen, daß er nichts als Wahrheit sage und gesagt habe, worauf er fortfährt: „Wie der hauptsächlichste Zweck bei Zusammenberufung dieser Versammlung die Beruhigung der Nation war, so war in Bezug auf mich meine Hauptabsicht, die Gewalt niederzulegen, die in meinen Händen lag; ich erkläre es Euch nochmals im Angesicht jenes Gottes, der mich gesegnet hat und ist mit mir gewesen in all meinen Widerwärtigkeiten und in meinen glücklichen Erfolgen, dies war für mich selbst der höchste Zweck! Ein Wunsch vielleicht, ich fürchte, sündhaft genug, der Gewalt, die Gott auf das klarste durch seine Vorsehung in meine Hände gegeben, mich eher zu entkleiden, als er mir gebot sie niederzulegen, bevor jenes ehrenhafte Ziel unserer Kämpfe erreicht und Alles geordnet war. — Ich erkläre, da die Machtbefugniß in meiner Hand so schrankenlos war — denn durch Beschluß des Parlaments war ich General aller Streitkräfte in den drei Völkern von England, Schottland und Irland, in welch unbeschränkter Gewalt ich nicht einen Tag zu leben begehrte —, so riefen wir jene Versammlung zu obenangegebenem Zwecke zusammen. Welchen Erfolg und Ausgang diese Versammlung hatte, ist Allen in traurigem Angedenken. Es lagen große Lehren darin und ich hoffe, es wird uns klüger für die Zukunft machen! Aber, da jene Versammlung nicht von Erfolg war und sie unsern Erwartungen solche Täuschung bereitete, so will ich jetzt nicht darauf zurückkommen; das einzige Ergebniß war das, daß sie kamen und mir ein von weit aus dem größten Theile derselben unterzeichnetes Pergament brachten, worin sie ihre Abdankung und Verzichtleistung der ihnen ertheilten Befugniß und Macht wieder in meine Hände legten. Und ich kann in Gegenwart vieler Personen hier, die wissen, ob ich eine Lüge darin sage, behaupten, daß ich nicht ein Titelchen von jener Abdankung erfahren, bis sie alle kamen und brachten sie und überlieferten sie in meine Hände. Auch dessen sind viele Herzen hier anwesend. Ich empfing diese Verzichtleistungen, nachdem ich früher es an Bemühungen und Überredung nicht fehlen gelassen, sie beisammen zu behalten. Da ich ihre Meinungsverschiedenheit bemerkt, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, ihnen Rath zu ertheilen, daß ich es über sie gewönne, eine Vereinigung herbeizuführen. Aber es hatte die besagte Wirkung, und ich hatte mich getäuscht. Als dies sich herausstellte, boten wir Alles auf, um die Dinge für die Zukunft zu ordnen. Meine eigene Macht war durch diese Resignation wieder so schrankenlos und unbegrenzt geworden wie früher, indem Alles dem willkürlichen Ermessen unterworfen blieb und in mir sich die Gewalt über drei Völker ohne festgesetzte Schranke oder Grenze vereinigte, auch alle Verwaltung in dieser Angelegenheit aufgelöst und alle bürgerliche Administration zu Ende ging."

Man mag die in dieser Selbstvertheidigung seiner Handelsweise vorgebrachten Theorien über Volksvertretung und die Gefährlichkeit der Allmacht gesetzberathender Versammlungen für richtig anerkennen oder nicht, immer wird man in diesem Actenstücke die Sprache eines die Verhältnisse klar auffassenden und mit praktischem Sinne unterscheidenden Geistes erkennen, wie solches auch aus andern von Cromwell's Reden hervorgeht, denen man mit großem Unrecht vorgeworfen hat, daß sie verschroben und absichtlich unverständlich sind; während, wo sie wirklich dunkel und zweideutig erschienen, dies nur seinen Grund in einer gewissen mystisch religiösen Richtung hat, der jene ganze Zeit und namentlich das Volk und die Partei auszeichnet, in deren Mitte Cromwell emporstieg und die Herrschaft ergriff. Wo dieser Einfluß nicht vorhanden, erscheint Cromwell's Sprache von jener praktischen Auffassungsgabe unterstützt, von jener Entschlossenheit beseelt, die ihn in so schwierigen Verhältnissen zum nothwendigen Manne machten, ihn schon in vorgerückten Mannesjahren ohne alle kriegerische Vorbildung zum Heerführer und aus einem Friedensrichter eines kleinen Orts zum vollendetsten Staatsmann seiner Zeit schufen.

Es hieße zu viel gesagt, zu behaupten, daß der Zufall, das Glück ihn nicht vielfach begünstigt habe; aber wo wäre ein Großer in der Weltgeschichte von Alexander herab bis auf Napoleon, die ohne dieses Zufall oder blindes Glück genannte Ding geworden wären was sie wurden? Wenn aber die kluge Benutzung des Augenblicks zur Ausführung gefaßter Plane, das unabirrbare Festhalten eines gewissen Zielpunktes und die praktische Gewandtheit, jede zufällig sich darbietende Gelegenheit in ein Beschleunigungsmittel zur Erreichung dieses Ziels umzugestalten, die Virtuosität endlich, gewissen Anschauungen und Gedankenrichtungen der Zeit den Umständen angemessene und schnelle Verwirklichung zu geben, wenn dies Alles die nothwendigen Eigenschaften eines wahrhaft großen Mannes sind, so wird ein unbefangener Geschichtschreiber dem sogenannten „Sohn des huntingdoner Brauers" diesen Ruhm ebenso wenig absprechen können als Napoleon und Andern seines Gleichen.

26.

*) Es ist hier nämlich von der Auflösung des sogenannten „langen Parlaments" die Rede, die am 20. April 1653, nachdem es über 13 Jahre gesessen hatte, erfolgte.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Legitimistische Hofhistoriographen.

Die Schriftsteller der legitimistischen Partei möchten gern die erlauchten Personen, deren Sache sie vertreten, in einem recht glänzenden Lichte erscheinen lassen. Jeder noch so unbedeutende Zug, jede nichtssagende Anekdote, welche sich zu Gunsten der Bourbonischen Glieder ausbeuten läßt, wird in den Spalten der Journale, über die sie zu verfügen haben, in behaglicher Breite aufgetischt. Leider wird diesen Hofhistoriographen ihr undankbares Geschäft nicht so leicht gemacht, indem sie, um ihrem Stoffe nur irgend eine ergiebige Seite abzugewinnen, meistens ihre Phantasie sehr in Kosten zu setzen haben. Wenn man die ganze Lächerlichkeit dieser panegyrischen Lobhudler durchschauen will, so braucht man nur die vor kurzem erschienenen „Voyages de Henri de France en Ecosse, en Angleterre, en Allemagne et en Italie" von Johanet zur Hand zu nehmen. Hier wird der Weihrauch mit vollen Händen ausgestreut, und das hohle Pathos spielt eine bedeutende Rolle.

Über das ritterliche Leben des Mittelalters.

Ein in heraldischer sowie historischer Beziehung nicht uninteressanter Beitrag zur Kunde des Mittelalters ist in einem vor kurzem erschienenen Werke enthalten, dessen Titel also lautet: „Noblesse et chevalerie du comte de Flandres, d'Artois et de Picardie", von P. Roger. Diese inhaltreiche Schrift bringt außer den heraldischen Nachweisungen und den Notizen zur Geschichte der erwähnten Familien vielfache Andeutungen über das ritterliche Leben des Mittelalters. Besonders anziehend sind die Mittheilungen über die Tourniere, die Feste und das Waffenleben der Ritter. Auch in Bezug auf die Belagerung von Oisy in Artois sowie zur deutlichern Anschauung der Schlachten von Bouvines, von Courtrai, von Saint-Omer, von Rosebecque, von Azincourt und von Mons en Vimeu erhalten wir beachtenswerthe Mittheilungen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 102. —— 12. April 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Was nun den ersten Punkt betrifft, so sind wir mit der Widerlegung desselben von Seiten unsers Verf. im Allgemeinen einverstanden. Doch scheint er uns zu viel Gewicht auf das Wort „Repräsentation" zu legen, welches der Erlaß von 1815 gebraucht. Er meint nämlich, daß der König, falls er blos berathende Stände, wie die Gegner behaupten, dem Lande habe versprechen wollen, sich sicher nicht des Worts „Repräsentation" bedient haben würde, sondern an dessen statt den Ausdruck „ständische Verfassung" vorgezogen hätte. Die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen dem Begriffe einer Volksrepräsentation einerseits und einer ständischen Verfassung andererseits sei damals schon so fest begründet und so allgemein bekannt gewesen, daß der König unmöglich eine solche Verwechselung sich habe zu schulden kommen lassen können. Dem ist aber nicht also. In der damaligen Zeit dachte man überhaupt nicht an blos berathende Stände, und die Worte „Landstände", „Verfassung", „Constitution", „Volksrepräsentation" wurden promiscue für eine und dieselbe Sache gebraucht. Wirft man einen Blick in die damalige politische Literatur, so kann darüber kein Zweifel obwalten. Die liberalsten Schriftsteller, die mit ihren Federungen am weitesten gehen, sprechen von Ständen, Landständen u. s. w., ohne daß es ihnen im mindesten in den Sinn kommt, durch solche Ausdrücke das Steuerbewilligungsrecht und die entscheidende Zustimmung zu den Gesetzen durch das Volk aufgeben oder nur in Frage stellen zu wollen. Über die Art und Weise der Zusammensetzung eines solchen Parlaments mochten damals allerdings schon verschiedene Ansichten obwalten, man mochte getheilter Meinung darüber sein, ob einzelne Stände vorzugsweise stark repräsentirt sein sollten, oder ob blos die Kopfzahl das bestimmte Maß bilden würde, aber die den Ständen zustehenden Rechte waren keineswegs controvers. Es ist eine historisch-moralische Unmöglichkeit, die sich sowol aus dem Zeitgeiste im Allgemeinen als aus privaten und öffentlichen Actenstücken der damals am Ruder sich befindenden preußischen Staatsmänner auf das zweifelloseste nachweisen läßt, und die von keinem nur Halbkundigen auch wol je ehrlicherweise in Zweifel gezogen ist, daß im J. 1815 an eine solche Unterscheidung zwischen Ständen mit berathender oder mit entscheidender Stimme in Preußen gar nicht gedacht werden konnte. Auch die Gegner simuliren nur diese Möglichkeit. Ernsthaft glauben sie selbst nicht an die reelle Begründung dieser Controverse. Erst viele Jahre später verfielen die absoluten Royalisten auf diese Unterscheidung. Irre ich nicht, so war es der Fürst von Solms-Lich, der Präsident des jüngsten rheinischen Landtags, welcher in einer Broschüre vom J. 1838 den ursprünglichen Unterschied zwischen ständischer Vertretung und Volksvertretung, der sich einzig und allein stets auf ihre Zusammensetzung bezogen hat, auch auf die Berechtigung derselben auszudehnen und diese beiden ganz verschiedenen Fragen miteinander zu verwechseln suchte. Den ehrlichen Mann will ich noch sehen, und sei er noch so eingefleischter Absolutist, der ohne die Augen niederzuschlagen von Angesicht zu Angesicht zu behaupten vermöchte, daß der König 1815 an blos berathende Stände nur im entferntesten gedacht haben würde, selbst wenn er sich statt des Worts „Repräsentation" des Ausdrucks „Landstände" bedient hätte. Zu einer wissenschaftlich-grammatikalischen Wortklauberei braucht man wahrlich seine Zuflucht nicht zu nehmen, um den einzig möglichen Sinn, der damals in dem Erlasse liegen konnte, über allen Zweifel zu erheben.

Die zweite Einrede der preußischen Hofpublicisten: „daß der König nämlich doch jedenfalls diese Zusage durch verschiedene spätere Erlasse, und namentlich durch das Gesetz von 1823 über die Provinzialstände ausdrücklich wieder zurückgenommen habe, selbst wenn er auch früher eine moderne Volksrepräsentation in Aussicht gestellt hätte", wird von dem Verf. ebenfalls auf das unwidersprechlichste widerlegt. Hier kommt es allerdings schon mehr auf Untersuchung der Ausdrücke an, die in dem Gesetze enthalten sind. Denn es ist wol keinem Zweifel unterworfen, wie wir schon früher bemerkt haben, daß der König allerdings seine frühere Meinung geändert und deren Ausführung vorläufig völlig aufgegeben hatte. Wenn sich aber die Verfassungsgegner mit diesem Zugeständnisse nicht begnügen, sondern auch eine

war das Heilmittel dem Übel angemessen. Ich muß gestehen, aus diesen Gründen und mit der Zustimmung verschiedener Personen, welche keinen andern Ausweg sahen, fand die Auflösung des Parlaments statt *), und wir, welche zu sehen wünschten, ob einige Wenige für eine kurze Zeit zusammengerufen werden könnten, welche die Nation in einen Zustand der Beschwichtigung bringen möchten, riefen jene Herren aus den verschiedenen Theilen der Nation zusammen." (Das sogenannte kurze Parlament.)

Hierauf ergeht sich Cromwell in neuen Betheuerungen, daß er nichts als Wahrheit sage und gesagt habe, worauf er fortfährt: „Wie der hauptsächlichste Zweck bei Zusammenberufung dieser Versammlung die Beruhigung der Nation war, so war in Bezug auf mich meine Hauptabsicht, die Gewalt niederzulegen, die in meinen Händen lag; ich erkläre es Euch nochmals im Angesicht jenes Gottes, der mich gesegnet hat und ist mit mir gewesen in all meinen Widerwärtigkeiten und in meinen glücklichen Erfolgen, dies war für mich selbst der höchste Zweck! Ein Wunsch vielleicht, ich fürchte, sündhaft genug, der Gewalt, die Gott auf das klarste durch seine Vorsehung in meine Hände gegeben, mich eher zu entkleiden, als er mir gebot sie niederzulegen, bevor jenes ehrenhafte Ziel unserer Kämpfe erreicht und Alles geordnet war. — Ich erkläre, da die Machtbefugniß in meiner Hand so schrankenlos war — denn durch Beschluß des Parlaments war ich General aller Streitkräfte in den drei Völkern von England, Schottland und Irland, in welch unbeschränkter Gewalt ich nicht einen Tag zu leben begehrte —, so riefen wir jene Versammlung zu obenangegebenem Zwecke zusammen. Welchen Erfolg und Ausgang diese Versammlung hatte, ist Allen in traurigem Angedenken. Es lagen große Lehren darin und ich hoffe, es wird uns klüger für die Zukunft machen! Aber, da jene Versammlung nicht von Erfolg war und sie unsern Erwartungen solche Täuschung bereitete, so will ich jetzt nicht darauf zurückkommen; das einzige Ergebniß war das, daß sie kamen und mir ein von weit aus dem größten Theile derselben unterzeichnetes Pergament brachten, worin sie ihre Abdankung und Verzichtleistung der ihnen ertheilten Befugniß und Macht wieder in meine Hände legten. Und ich kann in Gegenwart vieler Personen hier, die wissen, ob ich eine Lüge darin sage, behaupten, daß ich nicht ein Titelchen von jener Abdankung erfahren, bis sie alle kamen und brachten sie und überlieferten sie in meine Hände. Auch dessen sind viele Herzen hier anwesend. Ich empfing diese Verzichtleistungen, nachdem ich früher es an Bemühungen und Überredung nicht fehlen gelassen, sie beisammen zu behalten. Da ich ihre Meinungsverschiedenheit bemerkt, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, ihnen Rath zu ertheilen, daß ich es über sie gewönne, eine Vereinigung herbeizuführen. Aber es hatte die besagte Wirkung, und ich hatte mich getäuscht. Als dies sich herausstellte, boten wir Alles auf, um die Dinge für die Zukunft zu ordnen. Meine eigene Macht war durch diese Resignation wieder so schrankenlos und unbegrenzt geworden wie früher, indem Alles dem willkürlichen Ermessen unterworfen blieb und in mir sich die Gewalt über drei Völker ohne festgesetzte Schranke oder Grenze vereinigte, auch alle Verwaltung in dieser Angelegenheit aufgelöst und alle bürgerliche Administration zu Ende ging."

Man mag die in dieser Selbstvertheidigung seiner Handelsweise vorgebrachten Theorien über Volksvertretung und die Gefährlichkeit der Allmacht gesetzberathender Versammlungen für richtig anerkennen oder nicht, immer wird man in diesem Actenstücke die Sprache eines die Verhältnisse klar auffassenden und mit praktischem Sinne unterscheidenden Geistes erkennen, wie solches auch aus andern von Cromwell's Reden hervorgeht, denen man mit großem Unrecht vorgeworfen hat, daß sie verschroben und absichtlich unverständlich sind; während, wo sie wirklich dunkel und zweideutig erschienen, dies nur seinen Grund in einer gewissen mystisch religiösen Richtung hat, der jene ganze Zeit und namentlich das Volk und die Partei auszeichnet, in deren Mitte Cromwell emporstieg und die Herrschaft ergriff. Wo dieser Einfluß nicht vorhanden, erscheint Cromwell's Sprache von jener praktischen Auffassungsgabe unterstützt, von jener Entschlossenheit beseelt, die ihn in so schwierigen Verhältnissen zum nothwendigen Manne machten, ihn schon in vorgerückten Mannesjahren ohne alle kriegerische Vorbildung zum Heerführer und aus einem Friedensrichter eines kleinen Orts zum vollendetsten Staatsmann seiner Zeit schufen.

Es hieße zu viel gesagt, zu behaupten, daß der Zufall, das Glück ihn nicht vielfach begünstigt habe; aber wo wäre ein Großer in der Weltgeschichte von Alexander herab bis auf Napoleon, die ohne dieses Zufall oder blindes Glück genannte Ding geworden wären was sie wurden? Wenn aber die kluge Benutzung des Augenblicks zur Ausführung gefaßter Plane, das unabirrbare Festhalten eines gewissen Zielpunktes und die praktische Gewandtheit, jede zufällig sich darbietende Gelegenheit in ein Beschleunigungsmittel zur Erreichung dieses Ziels umzugestalten, die Virtuosität endlich, gewissen Anschauungen und Gedankenrichtungen der Zeit den Umständen angemessene und schnelle Verwirklichung zu geben, wenn dies Alles die nothwendigen Eigenschaften eines wahrhaft großen Mannes sind, so wird ein unbefangener Geschichtschreiber dem sogenannten „Sohn des huntingdoner Brauers" diesen Ruhm ebenso wenig absprechen können als Napoleon und Andern seines Gleichen.

26.

*) Es ist hier nämlich von der Auflösung des sogenannten „langen Parlaments" die Rede, die am 20. April 1653, nachdem es über 12 Jahre gesessen hatte, erfolgte.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Legitimistische Hofhistoriographen.

Die Schriftsteller der legitimistischen Partei möchten gern die erlauchten Personen, deren Sache sie vertreten, in einem recht glänzenden Lichte erscheinen lassen. Jeder noch so unbedeutende Zug, jede nichtssagende Anekdote, welche sich zu Gunsten der Bourbonischen Glieder ausbeuten läßt, wird in den Spalten der Journale, über die sie zu verfügen haben, in behaglicher Breite aufgetischt. Leider wird diesen Hofhistoriographen ihr undankbares Geschäft nicht so leicht gemacht, indem sie, um ihrem Stoffe nur irgend eine ergiebige Seite abzugewinnen, meistens ihre Phantasie sehr in Kosten zu setzen haben. Wenn man die ganze Lächerlichkeit dieser panegyrischen Lobhudler durchschauen will, so braucht man nur die vor kurzem erschienenen „Voyages de Henri de France en Ecosse, en Angleterre, en Allemagne et en Italie" von Johanet zur Hand zu nehmen. Hier wird der Weihrauch mit vollen Händen ausgestreut, und das hohle Pathos spielt eine bedeutende Rolle.

Über das ritterliche Leben des Mittelalters.

Ein in heraldischer sowie historischer Beziehung nicht uninteressanter Beitrag zur Kunde des Mittelalters ist in einem vor kurzem erschienenen Werke enthalten, dessen Titel also lautet: „Noblesse et chevalerie du comte de Flandres d'Artois et de Picardie", von P. Roger. Diese inhaltreiche Schrift bringt außer den heraldischen Nachr[illegible] und den Notizen zur Geschichte der erwähnten [illegible] fache Andeutungen über das ritterliche Leben [illegible] Besonders anziehend sind die Mittheilun[illegible] die Feste und das Waffenleben [illegible] auf die Belagerung von Disy [illegible] Anschauung der Schlach[illegible] Saint-Omer [illegible] en [illegible]



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. —

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 102. —— 12. April 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Was nun den ersten Punkt betrifft, so sind wir mit der Widerlegung desselben von Seiten unsers Verf. im Allgemeinen einverstanden. Doch scheint er uns zu viel Gewicht auf das Wort „Repräsentation" zu legen, welches der Erlaß von 1815 gebraucht. Er meint nämlich, daß der König, falls er blos berathende Stände, wie die Gegner behaupten, dem Lande habe versprechen wollen, sich sicher nicht des Worts „Repräsentation" bedient haben würde, sondern an dessen statt den Ausdruck „ständische Verfassung" vorgezogen hätte. Die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen dem Begriffe einer Volksrepräsentation einerseits und einer ständischen Verfassung andererseits sei damals schon so fest begründet und so allgemein bekannt gewesen, daß der König unmöglich eine solche Verwechselung sich habe zu schulden kommen lassen können. Dem ist aber nicht also. In der damaligen Zeit dachte man überhaupt nicht an blos berathende Stände, und die Worte „Landstände", „Verfassung", „Constitution", „Volksrepräsentation" wurden promiscue für eine und dieselbe Sache gebraucht. Wirft man einen Blick in die damalige politische Literatur, so kann darüber kein Zweifel obwalten. Die liberalsten Schriftsteller, die mit ihren Foderungen am weitesten gehen, sprechen von Ständen, Landständen u. s. w., ohne [illegible] es ihnen im mindesten in den Sinn kommt, durch [illegible] Ausdrücke das Steuerbewilligungsrecht und [illegible] Zustimmung zu den Gesetzen durch [illegible] oder nur in Frage stellen zu [illegible] [illegible] der Volksvertretung [illegible] loseste nachweisen läßt, und die von keinem nur Halbkundigen auch wol je ehrlicherweise in Zweifel gezogen ist, daß im J. 1815 an eine solche Unterscheidung zwischen Ständen mit berathender oder mit entscheidender Stimme in Preußen gar nicht gedacht werden konnte. Auch die Gegner simuliren nur diese Möglichkeit. Ernsthaft glauben sie selbst nicht an die reelle Begründung dieser Controverse. Erst viele Jahre später verfielen die absoluten Royalisten auf diese Unterscheidung. Irre ich nicht, so war es der Fürst von Solms-Lich, der Präsident des jüngsten rheinischen Landtags, welcher in einer Broschüre vom J. 1838 den ursprünglichen Unterschied zwischen ständischer Vertretung und Volksvertretung, der sich einzig und allein stets auf ihre Zusammensetzung bezogen hat, auch auf die Berechtigung derselben auszudehnen und diese beiden ganz verschiedenen Fragen miteinander zu verwechseln suchte. Den ehrlichen Mann will ich noch sehen, und sei er noch so eingefleischter Absolutist, der ohne die Augen niederzuschlagen von Angesicht zu Angesicht zu behaupten vermöchte, daß der König 1815 an blos berathende Stände nur im entferntesten gedacht haben würde, selbst wenn er sich statt des Worts „Repräsentation" des Ausdrucks „Landstände" bedient hätte. Zu einer wissenschaftlich-grammatikalischen Wortklauberei braucht man wahrlich seine Zuflucht nicht zu nehmen, um den einzig möglichen Sinn, der damals in dem Erlasse liegen konnte, über allen Zweifel zu erheben.

Die zweite Einrede der preußischen Hofpublicisten: [illegible] der König nämlich doch jedenfalls diese [illegible] verschiedene spätere Erlasse, und [illegible] Gesetz von 1823 über die Provinzialstände [illegible] selbst [illegible] wieder zurückgenommen [illegible] eine moderne [illegible] hätte", wird von [illegible] widersprechlichste [illegible] schon mehr auf [illegible] dem Gesetze [illegible] Zweifel [illegible] daß [illegible]

[illegible] ...ert ...vor- geistiger ...o Christen- ...en Einheit zu- ...n den Kunstbestre- ...gen muß auf die Ge- ...verfen. Kinkel hat diese ...e Lösung aber im Einzelnen urtheilen, da, außer einer allge- ...oden, die eigentliche Geschichte im bis zum Ende des ersten Jahrtausends

...n ersten Theil betrifft, so hätte der allgemeine ...es Heidenthums und seiner Kunst wol für sich al- ...geschlossener und zusammenhängender hingestellt werden ...nen, damit das Wesen der christlichen Kunst sich daran

förmliche gesetzliche Zurücknahme von Seiten des Königs herausinterpretiren wollen, so thun sie allerdings dem klarsten Wortlaute etwas unverschämte Gewalt an, und es wird dem Verf. nicht schwer ihnen dieses nachzuweisen.

Dies ist das Verhältniß der Taktik, welches beide Parteien rücksichtlich des sogenannten königlichen Versprechens gegeneinander bis jetzt beobachtet haben. Sind die Verfassungsfreunde unwahr, und speculiren sie unpolitischerweise viel zu sehr auf den Unverstand der Menge, wenn sie dieser Zusage die bindende Kraft eines Privatversprechens oder gar eines wirklichen Gesetzes beilegen wollen, die es eben nach ihren eigenen politischen Überzeugungen gar nicht haben konnte, so sind die Anhänger einer monarchischen Despotie jedenfalls nicht wahrer, wenn sie versuchen, ein solche Zusage überhaupt in Abrede stellen und weginterpretiren zu wollen. Und auch sie thun sich hierdurch den größten Schaden. Theils empören sie dadurch das Rechtlichkeits- und Wahrheitsgefühl der Nation, was um so mehr zu beklagen ist, als sie dabei nicht vermeiden können, daß ein gewisser Schein von Mitschuld dabei auf den Inhaber des Throns selbst fallen muß, wenn er auch noch so unschuldig an diesem unredlichen Gebahren seiner Liebediener sein mag. Der Verf. hat darin ganz recht — man muß es mit Schmerz und mit den bangsten Ahnungen für die Zukunft eingestehen —, daß die Ehrfurcht vor dem Throne und vor dem monarchischen Principe im Volke bedeutend erschüttert ist. Es ist eine bedauerliche Schwäche, wenn man gegen factische Thatsachen seinen Blick absichtlich verschließt und es nicht wagt, sich und Andern die Wahrheit offen einzugestehen. Die wirkliche Lage der Dinge muß man scharf ins Auge fassen, das hat noch nie geschadet, aber jene verabscheuungswerthe Manier der Höflinge, einen Abgrund mit Blumen süßduftender Redensarten zu bestreuen, der hat schon unberechenbares Verderben gebracht. Wer nicht blos in der Actenstube, sondern im Volke lebt und vermöge seiner Stellung und Persönlichkeit die unverschleierte Stimmung des Volks zu hören bekommt, der weiß, daß der Verf. recht hat. Und wenn wir die Schuld jener unglücklich bedrohlichen Thatsache auch keineswegs wie der Verf. vorzugsweise auf jene unwürdigen Sylbenstechereien schieben, durch welche man königliche Ausdrücke hat drehen und deuteln wollen; wenn wir vielmehr der Ansicht sind, daß es mannichfaltigere und tiefere Gründe dafür gibt: so können wir doch auch nicht verkennen, daß die falsche Taktik der Anhänger einer absoluten Monarchie in Beziehung auf das königliche Versprechen auch das Ihrige zu dieser antimonarchischen Stimmung beigetragen habe. Die guten Freunde sind auch hier wieder die schlimmsten Feinde. In dem Interesse ihrer eigenen Sache sowol als auch vor Allem in dem Interesse der Monarchie selbst, die bei solchen Streitigkeiten nie mitleiden sollte, wäre es daher zu wünschen, wenn auch von unsern Gegnern dieses Schlachtfeld ganz aufgegeben und verlassen würde und dadurch, daß sie sich immer noch an Worte hängen, die sich doch einmal nun nicht umdeuten lassen, zeigen sie eben andererseits, wie verzweiflungsvoll es mit der Sache steht, die sie verfechten.*)

F. von Florencourt.

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Erste Lieferung. Die altchristliche Kunst. Mit acht Tafeln. Bonn, Henry und Cohen. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wol in keiner Zeit hat die Menschheit ihre Blicke so forschend rückwärts gewandt, so sehnsüchtig jedes verlorene geistige Besitzthum aufgesucht und durch die Wissenschaft sich wiedererrungen als in der Gegenwart, wo so manche Stützen des Lebens unsicher zu werden drohen. Keine Wissenschaft blüht daher so frisch und genießt solche Autorität als die Geschichte, welche die Thaten und Gedanken vergangener Zeiten und Völker, ihre Werke der Kunst und Literatur aus Schutt und Staub wieder ins Leben ruft. Wie aber für die Bearbeitung einzelner Fächer der Historie eine Übersicht ihres Gesammtgebietes stets hülfreiche Hand bietet, so ist auch für das Studium der Kunst eine umfassende Darstellung ihrer Geschichte von der höchsten Bedeutung, und wir mußten daher das vor wenigen Jahren erschienene „Handbuch der Kunstgeschichte" von Kugler als ein epochemachendes Werk begrüßen. Es orientirte zum ersten Mal in dem Labyrinthe der verschiedensten Kunstrichtungen der Jahrtausende und legte so den Grund für alle folgenden Unternehmungen dieser Art, indem es zugleich für eine genauere Betrachtung der einzelnen Perioden die Thür öffnete. Gleich jedem Anfange, hat es jedoch neben seinen unbestreitbaren großen Verdiensten auch nicht zu übersehende Mängel. Erst unter fortdauernder Bearbeitung kann sich der Stoff in seinen kleinsten Theilen abglätten und zu einem harmonischen Ganzen ausbilden; und ein ungeübtes Auge muß erschrecken über die ungeheure Masse des vorliegenden Stoffes. Mit scharfem Blick und tüchtigem Fleiße hat nun Kugler die zahllosen Bausteine ausgesucht und zusammengefügt, aber es fehlt seinem Werke die Durchbildung und Abrundung; die verschiedenen Metalle sind nicht zu Einem Gusse zusammengeschmolzen. Daher kann die Behandlung eines einzelnen Gebietes und einer wichtigern Periode der Kunst nur als höchst erfreulich erscheinen, wie sie in Kinkel's „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" in ihrer ersten Lieferung uns vorliegt.

Schon der Gegenstand selbst nimmt ein allgemeineres Interesse in Anspruch, indem es die uns zunächst liegende Vergangenheit und das Christenthum ist, deren künstlerische Bestrebungen in historischer Entwickelung vorgeführt werden. Der enge Zusammenhang von Religion und Kunst tritt uns hier vor Augen, wie er der protestantischen Anschauung bisher ferner lag, und Katholicismus und Protestantismus einigen sich hier auf einem Gebiete, wo alle gebildeten Völker sich die Hand reichen. Es ist neutraler Boden, den wir in den Kämpfen der Zeit betreten, obgleich auch hier ein Hauch des religiösen Lebens alle Werke durchweht, der aber eine höhere Einheit uns ahnen läßt in dem Streit der Parteien. Hier findet also Jeder, auch der Laie in der Kunst, in seinem religiösen oder kirchlichen Interesse einen Anknüpfungspunkt, an dem er sich zum geistigen Genuß der einzelnen Werke wie zu tieferer Erkenntniß des allgemeinen Wesens der Kunst erheben kann, indem diese Geschichte derselben neben der gründlichsten Sachkenntniß auch noch durch ihre edle Popularität für alle gebildeten Kreise zugänglich ist. Das Kugler'sche Werk dagegen entspricht diesem Bedürfnisse nicht, da es für Laien zu seinem Verständniß zu viel voraussetzt, welchem Mangel durch eine

*) Den zweiten Artikel geben wir im nächsten Monat. D. Red.

Sammlung von Abbildungen einzelner Kunstwerke jetzt erst nachgeholfen werden soll, wie sie bei Kinkel den einzelnen Heften sehr passend gleich beigefügt sind. Außerdem erleichtert der enge Zusammenhang des Stoffs bei diesem den Überblick, welcher bei Kugler durch die Masse erschwert wird. Es ist demnach ein großes Ganzes, welches sich hier vor unsern Augen aufrollt, der mächtige Baum der christlichen Kunst, den wir emporwachsen, sich entfalten und die herrlichsten Blüten und Früchte treiben sehen. Niemand aber war auch wol durch seine Stellung, seine Studien und sein Talent zu einer solchen Aufgabe, wo das Allgemeine mit dem Einzelnen, die gelehrte Forschung mit leichter Darstellung verbunden werden mußte, so berufen wie gerade der Verfasser.

Kinkel ist nämlich eigentlich protestantischer Theolog und war bis jetzt Privatdocent an der Universität Bonn, wo er vorzugsweise über Kirchengeschichte las und daneben sich mit allgemein geschichtlichen, besonders aber kunsthistorischen Studien beschäftigte. Seine erste Schrift enthielt eine Sammlung Predigten, welche sich durch blühenden Stil, tiefe Herzenskenntniß wie menschlich schöne Auffassung der Lehre und Person Christi auszeichneten, aber mehr schildernd als entwickelnd, mehr rhetorisch als praktisch ergreifend waren. Hatte er sich hierdurch als Redner vortheilhaft bekannt gemacht, so trat er demnächst auch als Dichter mit einem Bändchen Poesien (Stuttgard 1843) auf, wo sein Talent mehr auf die Seite der erzählenden Dichtung, des Epos, als der Lyrik hinneigte, indem die kleinern Stücke gegen das größere „Otto der Schütz" bedeutend zurückstehen. Dieses Talent für die Erzählung, Schilderung, Geschichte bewährte sich in der Prosa dann glänzend durch ein romantisches Märchen: „Ein Traum im Spessart", in einem der letzten Jahrgänge des „Rheinischen Taschenbuch", welches so melodisch weich dahinfließt wie Quellenmurmeln und Waldesrauschen und so zauberisch träumend uns anblickt wie eine monderhellte Frühlingsnacht. Einige Dramen, welche noch nicht zur Aufführung gekommen sind, behandeln bedeutende historische Momente, doch mangelt der Sprache des Verf. dabei der verzehrende Blitz der Leidenschaft, die Beweglichkeit und Spannung der lebendigen That, wogegen sie in der Erzählung, dem Epos und der Geschichte ihren ruhig spiegelklaren Strom ungestört entfalten kann. Dieses Talent sowol als das Interesse für Kunst und Historie konnte nun an Einem Stoffe nicht besser befriedigt werden als an einer solchen Geschichte der bildenden Künste, wie sie des Verf. neuestes Werk liefert, worin auf gleiche Weise gründliche Gelehrsamkeit, künstlerischer Sinn und schöne Form zu harmonischer Einheit zusammenwirken.

Leider liegt bis jetzt nur eine Lieferung vor uns, welches das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung umfaßt, indem die drei noch folgenden im Laufe des Jahres 1846 erscheinen sollen, aber wie ex ungue leonem, so kann man von diesem Theile schon mit Sicherheit auf das Übrige schließen. Demnach würde das Ganze einem großartigen Epos zu vergleichen sein, dessen erster Gesang die Geburt der christlichen Kunst feiert, wie sie sich langsam aus den Windeln des Alterthums losmacht und das über den Trümmern der antiken Welt errichtete Kreuz mit blühenden Rosen umschlingt. Die einzelnen Stadien der Entwickelung und die Charaktere der verschiedenen Epochen sind mit scharfen, festen Zügen gezeichnet, indem zwischen solche Geschichtserzählung die Beschreibungen bedeutender Kunstdenkmäler gleich anmuthigen Episoden eingestreut sind. Dabei weiß der Verf. Einzelnes und Allgemeines meisterhaft miteinander zu verbinden, wie z. B. der Anfang und die erste Entwickelung künstlerischer Thätigkeit bei den Christen lebendig geschildert, und der Charakter des byzantinischen Stils durch kurze aber vielsagende historische Schlagworte aufs schärfste ausgeprägt wird, an welche geringscheinende Andeutungen für den Geschichtskundigen ganze Reihen von Bildern aus dem Leben der Kirche und des Hofes von Byzanz sich anknüpfen. Dieser Einfluß der Religion und Kirche auf die Kunst ist hier an der Geschichte derselben von Kinkel zum ersten Male vollständig nachgewiesen worden, wie es das Verdienst von Hase in Jena ist, die Geschichte der christlichen Kunst auch in das Studium der Theologie eingeführt zu haben, wovon seine „Kirchengeschichte", welche unstreitig das geistreichste theologisch-historische Werk unserer Zeit ist, den Beweis liefert. Alle Kunst geht nach Kinkel von der Religion, vom Cultus aus, und wie die Völker des Alterthums durch die Verschiedenheit ihrer Religionen scharf voneinander getrennt waren, so ist ihre Kunst nur national; die moderne Culturwelt dagegen ist durch eine gemeinsame Religion, durch das Christenthum, unter sich verknüpft. „Während sich demnach die Kunstgeschichte der vorchristlichen Welt in lauter fast ganz unverbundene Bildungsgeschichten der einzelnen Völker auseinanderlegt, haben wir in der modernen Welt eine unzerreißbare Einheit vor uns." Darum überwog hier das kirchliche Element in der Kunst gegen das historische, welches stets im speciellen Völkerleben seine Wurzeln schlägt; aber die Religion selbst hat hier eine Geschichte, was im Alterthum nicht der Fall ist, und Religion und Geschichte, in der antiken Welt getrennt, sind hier eins. Diese Abhängigkeit der neuern Kunst von der Entwickelung des Christenthums gibt ersterer ihre große Bedeutung, und die genaue Berücksichtigung ihres beiderseitigen Verhältnisses ist ein besonderes Verdienst Kinkel's. Bei Kugler dagegen tritt der religiöse Zusammenhang der neuern Kunst zurück, und er wird im Mittelalter dadurch sogleich zerrissen, daß der Islam mit seinen Schöpfungen zwischen den Anfang und die Blüte der romantischen Kunst störend hereintritt, was freilich bei solch einer allgemeinen Darstellung, welche die Zeitfolge festhalten muß, schwer zu vermeiden war. Um so erfreulicher erscheint ein Werk, welches, von Einer Idee ausgehend, alle aus ihr entsprungenen künstlerischen Bestrebungen in Einem Überblicke zusammenfaßt, wo man ohne Störung von der allgemeinen Betrachtung einer Periode zu den kleinsten Gebilden derselben herabsteigen und diese stets wieder an den geschichtlichen Faden anknüpfen kann. Bei Kugler tritt deshalb die christliche Kunst auch nur im Mittelalter als ein Ganzes auf; in der neuern Zeit fehlt ihm ein leitender Gedanke und es zersplittert sich seine Geschichte nach den verschiedenen Völkern und Schulen, während das religiöse Element nur an einzelnen Punkten hervorgehoben wird. Gerade für die moderne Zeit aber, wo mit der Wissenschaft auch die Kunst sich von der Kirche abgewandt und in die Fülle des Weltlebens vertieft hat, war es vor Allem nothwendig, die geheimen Fäden aufzusuchen, welche die mannichfaltigen Kunstrichtungen innerlich doch an die religiöse Idee anknüpfen und so untereinander wieder zu einem Ganzen verbinden. Denn seinem wahren Wesen nach ist der moderne Geist, wenn auch nicht kirchlich wie das Mittelalter, doch ebenso religiös wie jenes, aber auf eine neue umfassendere Weise. Bewirkte das Christenthum zunächst ein Umschlagen des Geistes aus dem Äußern ins Innere, wodurch es selbst äußerlich wurde, so hat es in der neuen Zeit ein Umschlagen desselben aus dem Innern ins Äußere hervorgebracht, wodurch es selbst wesentlich innerlicher und geistiger geworden ist. Nach außen hat sich daher Welt und Christenthum getrennt, aber im Geiste zu einer größern Einheit zusammengeschlossen; und diese Einheit auch in den Kunstbestrebungen der Völker und Zeiten nachzuweisen muß auf die Geschichte derselben ein neues Licht werfen. Kinkel hat diese Aufgabe kräftig erfaßt, über ihre Lösung aber im Einzelnen läßt sich noch nichts Näheres urtheilen, da, außer einer allgemeinen Übersicht der Perioden, die eigentliche Geschichte im vorliegenden Hefte nur bis zum Ende des ersten Jahrtausends fortgeführt ist.

Was diesen ersten Theil betrifft, so hätte der allgemeine Charakter des Heidenthums und seiner Kunst wol für sich allein abgeschlossener und zusammenhängender hingestellt werden können, damit das Wesen der christlichen Kunst sich daran

spiegeln und auf jener Grundlage um so schärfer und deutlicher hervortreten konnte. Die einzelnen Momente, worauf es ankam, sind allerdings aufgezählt, indem es z. B. heißt: „Das Heidenthum war die allseitigste Entfaltung des Menschlichen, die bis jetzt auf Erden gelungen ist; das Christenthum beginnt mit der Foderung, daß der Mensch in seiner Einzelkraft und Einzelschöne sich selbst verleugne. So zieht die Kunst des Heidenthums das Göttliche in die holden Schranken der Sinnlichkeit hinab, die christliche aber feiert ihren Triumph, wenn sie den Menschen darstellt, wie er diese Schranken durchbricht und in den reinen Äther der Idee emporsteigt." „Im Christenthum wird die Sinnenschönheit gering geachtet gegen das Geistige: die Menschengestalt hat ihm nur Bedeutung, sofern in ihr ein Tieferes, Inneres sich ausprägt, sofern sie Spiegelung des Einen Göttlichen ist." Aber es fehlt hierbei der einheitliche Ausdruck für diese verschiedenen Momente ihrer beiderseitigen Charaktere, wie auch der schneidende Gegensatz in der historischen Darstellung, welche mehr vermittelnd, versöhnend erst aus dem Siege der christlichen Kunst die Stärke des überwundenen Feindes ahnen läßt. Freilich tritt an einzelnen Werken der Unterschied in diesem ersten Jahrtausend noch nicht so schlagend hervor als im zweiten, wo das Princip des Mittelalters sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit frei und selbständig entfalten konnte. Die merkwürdige Einkleidung christlicher Gedanken in heidnische Formen dagegen und die langsame Emancipation des künstlerischen Geistes der neuen Religion aus dem Zauber der antiken Welt wird schön und lebendig veranschaulicht. Das Heidenthum war die Herrschaft der Natur mit ihrem zahllosen Reichthum einzelner Gebilde, mit ihrer ewigen Ruhe und Klarheit, mit der nackten Schönheit ihrer Formen, die im menschlichen Körper ihre höchste Blüte erreichen, und mit der sittlich-unbekümmerten Freude ihres in sich selbst befriedigten Lebens. Das Christenthum dagegen ist das Bewußtwerden des Geistes in seinem Gegensatz gegen die Natur, und somit der Kampf wider dieselbe in Schmerz und Sehnsucht. Letzteres Beides hängt genau zusammen und bezeichnet der sinnlichen Freude und Lebensbefriedigung der Antike gegenüber das eigenthümliche Wesen der christlichen Kunst, was bei Kinkel nicht genug hervorgehoben wird. Niemand aber hat diesen Contrast schöner ausgesprochen wie Lenau in seinem herrlichen Gedichte „Savonarola", wo es z. B. heißt:

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber gröbsten,
Womit uns die Antike rührt;

und wo er in Anerkenntniß dieses Mangels der alten Kunst, welche nur für Glückliche paßt und für die geheimen Qualen der Menschenbrust keinen Trost, sondern nur Scherz und Spott bietet, einen Künstler wie Michel Angelo mitten im Glanze einer üppigen Kunst und Natur verzweifelnd und jubelnd zugleich ausrufen läßt:

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu uns'rer Qual?

Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich durch des Schmerzes Gunst
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Die Feindschaft der jungen Religion gegen das Heidenthum mußte nothwendig auch eine Feindschaft gegen seine höchste Vollendung in der Kunst erzeugen; wie das Christenthum aber über jenes gesiegt hatte, so glaubte es auch die verführische Macht der Kunst gebrochen und bediente sich ihrer zur Darstellung seiner Gedanken und zur Ausschmückung seiner Werke. Doch trat die Kunst noch nicht selbständig auf, sie blieb unfreie Dienerin der Kirche und gehorchte dem Principe der Innerlichkeit, welches diese im ersten Jahrtausend erfüllte. Sie war daher zunächst symbolisch und versteckte ihren Schmuck in das Innere unscheinbarer christlicher Versammlungshäuser, aus welchen sie sich allmälig auch nach außen wandte, bis im byzantinischen Baustil die Selbstgewißheit des alten Christenglaubens in der Kuppelform der Kirchen sich abschloß. Denn die Architektur ist immer die Chorführerin der Künste gewesen, welche den Ton angibt und welche den eigenthümlichen Charakter jeder Periode am reinsten auffaßt und widergibt. Das Heidenthum war überwunden, aber noch nicht die Welt; im Geiste allein war die Wahrheit erkannt, aber neben der Nichtigkeit und Verwerflichkeit der Natur zugleich auch ihre dämonische Macht. Darum ergriff das christliche Gemüth mitten im Rausche des Sieges der wehmüthigste Schmerz und die heißeste Sehnsucht, und die Kunst besiegelte und verherrlichte diesen Widerspruch in ihren Gebilden. Die Sehnsucht nach oben, die Begeisterung für das Ideale wie die Seligkeit des Schmerzes und der Entsagung ist es, was sie feiert in ihren Heiligenbildern und ihren himmelanstrebenden Domen. Die Form als solche gilt nichts mehr gegen den geistigen Ausdruck, das Gesicht daher mit dem Wechsel seiner Gefühle und Leidenschaften tritt jetzt in der Malerei und Sculptur hervor, während die Glieder als ohne Bedeutung verhüllt werden. Die Architektur dagegen zeigt den Charakter der Erhebung, des Aufstrebens, des Überwiegens der Höhe über die Breite sowol im romanischen wie im gothischen Stile. Doch waltet in jenem neben gehaltener Ruhe noch das Princip der Innerlichkeit vor, während dieser nur in der Unendlichkeit seiner schrankenlosen, unbefriedigten Sehnsucht selbst Ruhe findet, und auch nach außen hin die Unendlichkeit seiner Gedanken in einer Fülle zahlloser Blüten und Bilder offenbart. Darum war es wol nicht passend, wenn Kugler den romanischen und germanischen Stil zwei besondern Perioden zutheilte, da sie auch den Werken der Malerei und Sculptur dieser Zeiten ihren Unterschied nicht so scharf als ihren gemeinsamen Charakter aufprägen. Kinkel dagegen faßt Beides in die Periode des Mittelalters zusammen, nachdem er den ersten Zeitraum bis zum Jahre 1100 als den der unselbständigen christlichen Kunst bezeichnet hat, weil sie hier noch unter dem Einflusse der Antike arbeitet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Geschichte von Rheims.

Zu den wichtigsten Erscheinungen derjenigen Rubrik der historischen Literatur Frankreichs, welche der Geschichte einzelner Städte gewidmet ist, gehört die Geschichte von Rheims vom Pater Dom Guillaume Marlot. Bis jetzt sind wir indessen nur im Besitz einer vom Verf. selbst veranstalteten lateinischen Bearbeitung gewesen, indem zu verstehen gegeben war, daß sein Werk nur in dieser Form werde veröffentlicht werden können. So ist denn die eigentliche ursprüngliche Arbeit, bei welcher der Verf. sich der französischen Sprache bedient hatte, ungedruckt geblieben, bis sie jetzt endlich auf Anregung und unter dem besondern Schutze der Akademie von Rheims unter dem Titel „Histoire de la ville, cité et université de Reims, métropolitaine de la Gaule belgique, divisée en douze livres, contenant l'estat ecclésiastique et civil du païs" im Drucke erschienen ist. Diese Fassung ist nicht blos ausführlicher, sondern weicht auch in einigen Partien von der lateinischen Bearbeitung („Metropolensis Remensis historia", 1666 und 1679) nicht unbedeutend ab. Diese neue Ausgabe erstreckt sich außerdem bis zum Jahre 1663, während die frühere schon 1666 abbricht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 103. —— 13. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

1. Der ewige Jude. Von Eugen Sue. Aus dem Französischen. Elf Bände. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Kaiser und Narr. Historischer Roman von Heribert Rau. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 5 Thlr.
3. Die Jesuiten in England und Östreich. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Engelmann. 1845. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Mac Lalor, oder muß es eine Kirche geben? und welche? Novelle von Wilhelm Gärtner. Zwei Theile. Leipzig, Teubner. 1845. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
5. Die Separatisten. Novelle von L. van der Meulen. Zwei Bände. Leipzig, Fritzsche. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
6. Die Neukatholischen. Roman aus der Gegenwart von Fr. Lubojatzky. Drei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
7. Shawn na Soggarth, der Priesterfänger. Eine irische Erzählung aus den Zeiten der Religionsacht. Von M. Archdeacon. Augsburg, Schmid. 1845. 8. 1 Thlr.
8. Der Bauer am Gaisberge. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von Karl Wehrmann. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1845. 8. 13⅓ Ngr.
9. Kunst und Leben. Eine romantische Erzählung in drei Theilen aus der Gegenwart. Von J. A. Moshamer. Wien, Pichler. 1845. 8. 20 Ngr.

Wir wollen nicht damit beginnen, das Wesen des Romans zu entwickeln, seine Anfänge nachzuweisen, seine verschiedenen Phasen durchzunehmen und ihn stufenweise auf den Punkt zu begleiten, auf welchem er gegenwärtig angelangt ist. Dazu gehörte mehr Raum als wir zu verwenden haben, auch haben wir unsere Grundansichten über das Wesen des Romans und über seine Gestaltungen bereits in einem frühern Jahrgange d. Bl. zur Genüge dargelegt; hier haben wir es mit dem Romane wie er gegenwärtig ist, mit der Gegenwart des Romans zu thun. Alle Romane, deren Titel oben verzeichnet stehen, wurzeln mit Ausnahme einiger weniger — und auch deren Tendenz bezieht sich auf das Heute — mit ihrem Stoffe in der Gegenwart und wollen eben dadurch, daß sie Partien der Gegenwart charakterisiren, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Der Roman gewährt allerdings für die Bewegungen der Gegenwart die passendste und die bequemste Dichtungsform. Keine andere Form ist so ausdehnbar, so geschmeidig, so willig, Alles in sich aufzunehmen und mit einem kaum noch bemerkbaren künstlerischen Bande zusammenzuhalten. Durch diese Geschmeidigkeit und Elasticität ist eben der Roman ein rechtes Kind unserer Zeit, die noch nirgend zum Abschluß gekommen und nach allen Richtungen hin immer neue Krystallisationen hervortreibt. Die epische Ruhe, die dramatische Erhabenheit, die lyrische Weichheit können unserer Zeit, welche stets bewegt ist, nicht ihren vollen Ausdruck geben. Ihre deutlichste Zeichnung findet sie im Romane, der eben epische, dramatische nnd lyrische Elemente in sich aufnehmen kann, aber auch deshalb, seiner Unstätigkeit halber, auf eine classische Formendurchbildung keinen Anspruch zu machen hat. „Wahlverwandtschaften" werden nicht mehr geschrieben. Es ist der Stoff, es ist die Tendenz mit ihrer Unruhe, welche der Form des Romans weit über den Kopf gewachsen ist, sie vielfach zersprengt hat und sie nur noch nebensächlich hinter sich herschleppt. Die Kunst des Romans scheint über die politische und sociale Theorie des Romans immer mehr vernachlässigt zu werden, immer mehr zu Grunde zu gehen. Die Kunst des Romans verlangt zu ihrer Wahrwerdung eine vollkommene Harmonie zwischen Idee und Erscheinung, zwischen der Ausführung und der Intention, unserer Zeit aber, in dem Kampfe ihrer Widersprüche, fehlt, mit den Grundbedingungen aller Kunst, auch die objective Ruhe, welche über den Erscheinungen thront und die es allein zu einem künstlerisch-vollendeten Romane bringen kann. Das Blut siedet zu heiß, die Bewegungen sind zu gewaltig, es ist zu sehr die Tiefe des Inhalts, der Ideen, der Principien, welche die Welt bewegen und über die Begrenzung der künstlerischen Form hinausreißen, als daß man noch allzu großen Werth auf eine feine Ciselirarbeit, auf eine mühsam vollendete Mosaik legen sollte. Die geniale Sand, der reiche Sealsfield und endlich der effectreiche Sue haben sich genöthigt gesehen, die Grenzen, welche ihnen der alte Roman setzte, zu überspringen und sich auf einem durchaus freien Felde zu bewegen.

Indem der Roman also aus seiner künstlerisch geschlossenen Sphäre herausgetreten ist und sich zum Spiegel aller jener Bewegungen gemacht hat, welche die Zeit aus ihrem tiefen Schoose hervortreibt, fällt er auch,

ganz abgesehen von dem Kunstromane, der seinen Zweck in der Befriedigung des ästhetischen Genusses und der poetischen Darstellung sucht, natürlich nach den Hauptrichtungen auseinander, welche die Zeit eingeschlagen hat. Diese Hauptrichtungen sind als der politische, der sociale und der religiöse Gesichtspunkt zu bezeichnen. Das politische Gebiet ist schon seit längerer Zeit durchadert und durchfurcht worden, deshalb sind auch schon seit längerer Zeit sogenannte politische Romane vielfach erschienen. Sie repräsentirten entweder abstracte politische Tendenzen oder sie suchten die Geschicke ihrer Helden mehr oder minder mit dem Laufe der politischen Sterne in Verbindung zu bringen und mehr politische Decorationsmalerei als den Blut- und Nervengeist des politischen Lebens darzustellen. Während diese letztern großentheils durch ihre dicken Effecte auf die große Masse des Publicums berechnet waren, blieb der Kreis der erstern immer nur sehr begrenzt. Die abstracten Tendenzen, die in ihnen überall hervorbrachen, drangen zu keinem vollen Leben durch, sie gaben staatswissenschaftliche Compendien zum Besten, wo sich die Geschichte in Individualitäten und Situationen entwickeln sollte, und wenn sie es zu Situationen und Individualitäten brachten, so waren diese in der Regel abschreckend, unnatürlich, fieberhaft. Man merkte es ihnen allzu sehr an, daß die geschichtliche Bewegung in Deutschland noch zu keinem freien Flusse gekommen sei, daß ihre Gestalten nicht aus der Reichhaltigkeit des realen Lebens geschöpft, daß sie als Homunculi in den Retorten destillirt und in Gelehrtenstuben gezeugt worden waren. Unsere politische Romanliteratur bietet wenig Großartiges, sei es in der Anlage, sei es in der Ausführung. Die Versuche des Jungen Deutschlands auf diesem Felde sind durchaus keine vollen reifen Gestaltungen geworden, dagegen hat sich die Mittelmäßigkeit bald mit mehr bald mit minder Begabung auf diesem Felde nach allen Dimensionen ausgebreitet, und unserm gewöhnlichen Publicum mag es recht bequem geworden sein, je weniger es selbst Geschichte macht, bei einer leichten Romanlecture die neuesten Wallungen der Zeitgeschichte zu empfinden.

Einen andern großen Kreis hat sich der Roman in der socialen Frage erobert. Die Darstellung und die Kritik der socialen Zustände sind von ihm aufgenommen worden. Das politische Interesse tritt für diese größte Frage der europäischen Menschheit auch bereits im Romane zurück. Die praktische Natur der Engländer hält diese Nation größtentheils von der Entwickelung der socialen Interessen in der Form des Romans ab, dagegen fühlen sich Franzosen und Deutsche lebhaft dazu hingezogen. Wie nun in Deutschland die Entwickelung der socialen Frage noch hinter derselben in Frankreich zurücksteht, so auch der sociale Roman. Was wir auf diesem Felde besitzen, sind nur noch Anfänge und Versuche, in Frankreich dagegen hat der sociale Roman nach allen Richtungen hin Ausbreitung genommen, von der feinsinnigen Sand bis zum derben, effectreichen Sue. Die unterwühlten Zustände der Gegenwart und die Probleme einer communistischen Zukunft sind mit gleicher Kraft in der französischen Literatur dargestellt worden. Und wie die sociale Bewegung noch eine große Zukunft vor sich hat, so muß der sociale Roman ebenfalls noch ein weites Reich zur Beherrschung haben. Der sociale Roman ist das echte Product unserer modernen Entwickelung. In ihm finden sich alle Tiefen und Saiten derselben vereinigt. Wie einst der Ritterroman die altspanische Weltanschauung aussprach, wie der deutsche Charakter sich einst im Familienromane widerspiegelte, so ist jetzt der sociale Roman zum Ausdruck der westeuropäischen Weltbewegung geworden und er verhüllt und entschleiert zugleich die Probleme unserer gemeinsamen Zukunft.

Eine ganz eigenthümliche Seite des Romans ist in Deutschland und zwar vorzüglich in der allerneuesten Zeit zur Entwickelung gebracht worden. Dies ist der theologische Roman, oder sagen wir der Roman mit religiösen Tendenzen. Kann sich die Natur unsers Volks besser ausdrücken als in diesen Romanen, welche ihm ganz eigenthümlich sind? Unser Volk muß die Religion in alle Verhältnisse einführen, es geht überall an eine Verarbeitung derselben. Nicht genug daß die Religion im Staate eine Macht ist, nicht genug daß sie die Gesellschaft trennt und zersplittert, nicht genug daß sie auf Kanzeln und Kathedern steht, nicht genug daß sie sich in jüngster Zeit im Überfluß über den großen Büchermarkt, durch das breite Bett der Journalistik und der Broschürenliteratur ergießt, auch der Roman wird von ihr in Beschlag genommen und er muß zur Verarbeitung der religiösen Frage nach allen Seiten hin dienen.

Dieser theologisirende Roman ist deshalb nicht als etwas Isolirtes zu betrachten. Man muß in ihm die bewegende Kraft und das Drängen und Kämpfen des deutschen Volks erkennen. Eine religiöse Entwickelung wie Deutschland sie genommen, ein theologischer Kampf wie er in Deutschland bis zu den weitesten Consequenzen durchgefochten, ist von keiner andern Nation der Welt aufzuweisen. Das Gebiet der Religion und der Theologie ist so recht das Gebiet des deutschen Volks, aber nicht blos um darin zu bleiben, sondern auch um es aufzulösen und um es gründlich zu zerstören. Der religiöse Kampf wie er Deutschland bewegt kann von keinem andern Volke richtig verstanden werden, Deutschland kämpft ihn für die ganze Welt, es ist zugleich das Land der gläubigsten Mystik und des bewußtvollsten, consequentesten Atheismus.

Die eigenthümliche Stellung, welche Deutschland zur Religion und Theologie einnimmt, wird erst dann recht klar, wenn man die religiösen, theologischen und philosophischen Zustände der Nachbarländer, Englands und Frankreichs, betrachtet. In beiden Ländern wird die Religion von einem ganz andern Standpunkte aus angesehen als in Deutschland. Man geht dort immer von Voraussetzungen aus und wagt es nirgend wie in Deutschland die religiösen Voraussetzungen selbst einer Kritik unterzuordnen. England, dessen Ursprung sich

mit Deutschland auf dieselbe Wurzel zurückführen läßt, ist dessenungeachtet in religiöser Beziehung der strengste Gegensatz Deutschlands. Die religiöse Voraussetzung, die strengste Hierarchie beherrscht das freieste Volk Europas durch einen starren, geistlosen Formalismus, den sich Deutschland niemals gefallen lassen würde. Die Wissenschaft ist in England noch immer der Theologie untergeordnet, die Freiheit ist noch immer durch den confessionellen Zwang gebunden, die Vernunft, die Freiheit hat sich noch nicht als im Gegensatze zur Religion und Theologie erkannt wie in Deutschland, und einen Streit, einen Kampf hervorgerufen, wie er alle Adern Deutschlands erschüttert. Der Protestantismus ist in England in dem starren Bau der anglicanischen Kirche eingefroren, sein Grundelement ist verloren gegangen und noch die letzten Parlamentsverhandlungen über die Maynoothbill haben den eclatanten Beweis geliefert, daß die Mehrzahl der stolzen Insulaner über eine engbegrenzte confessionnelle Religionssphäre nicht hinausblicken könne. In England fühlt sich die Regierung aus politischen Gründen veranlaßt, den confessionnellen Kreis zu erweitern, aber die Nation befindet sich in Opposition dagegen; in Deutschland suchen die Regierungen aus politischen Gründen die confessionnellen Kreise fester zu schließen und ein Princip geltend zu machen, welches sich dem englischen annähern möchte, aber der alte echte Geist deutscher Nation ist mächtig gegen sie in die Schranken getreten und weiß ein solches Thun mit all seiner Kraft zu verhindern. Blicken wir nun von England auf Frankreich hinüber als auf dasjenige Land, welches im romanischen Völkerkreise die freieste Entwickelung genommen hat, so beweist sich hier ebenfalls, wie schwach und nebensächlich der religiöse Kampf Deutschland gegenüber geführt wird. Man kämpft hier nicht wie in Deutschland gegen Principien, gegen Ideen, man streitet um Formen, um Institutionen, die religiöse Voraussetzung berührt man nicht, sie bleibt auf dem Grunde des Franzosenthums beruhend. In Frankreich ist zwar der Geist der Revolution geboren, aber es fehlt ihm der Geist der Reformation, der sich seit drei Jahrhunderten in nimmer endenden Kämpfen durch Deutschland bewegt. Der Franzose ist außer Stande die Religion so innerlich aufzufassen und so geistig zu durchdringen wie der Deutsche, deshalb kann er weder so naiv glauben wie der Deutsche noch auch so consequent alle religiösen Voraussetzungen vernichten wie der deutsche Geist. Im Glauben bringt er es nur zur Form des Glaubens, zum Gehorsam gegen die Kirche, im Zweifel nur zum Materialismus, wie es die französische Literatur der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beweist. Der religiöse Kampf Frankreichs bewegt sich nur gegen Formen, gegen die Form des Ultramontanismus, im Gegensatze zu einer französischen Nationalkirche, gegen das Institut der Jesuiten als der kräftigsten und unermüdlichsten Vertheidiger Roms. Frankreich hat keine productiven Kräfte, weder im Religiösen noch im Antireligiösen, weder in der Theologie noch in der Philosophie, es hat nur religiöse und antireligiöse, theologische und philosophische Formalismen. In Deutschland aber drängen alle jene productiven Kräfte hervor, die wir in Frankreich vermissen, und sie gestalten ein Schauspiel, wie es nur aus der Organisation des deutschen Geistes zu begreifen ist, sie beherrschen, verwirren, beleuchten das Leben in einer Art wie sie nirgend anderswo stattfindet. Der Kampf gegen die Religion wird bei uns ebenso gläubig und theologisch geführt als der Kampf für einzelne Seiten der Religion, und es scheint eine Aufgabe des deutschen Volkes zu sein, das religiöse Element bis in seine weiteste Consequenz zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von **Gottfried Kinkel**. Erste Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 102.)

Die Einheit der kirchlichen Kunst des Mittelalters, dieser Himmel, den sie in all ihren Gebilden anbetet, wie ist er plötzlich dahingeschwunden, einem leichten Morgentraume vergleichbar, vor der kalten und scharfen Luft des Wissens und der Erkenntniß, welche mit dem 15. Jahrhundert über die Erde weht! Und wir würden ihn nur für einen Traum halten, wenn nicht seine Riesenwerke dafür zeugten, daß er Wirklichkeit gewesen. Wie das Mittelalter seine höchsten Kräfte daran verschwendete, jene Sehnsucht nach dem Himmel und einer Versöhnung des Geistes mit der Natur künstlerisch zu verherrlichen, so will die neue Zeit diese Versöhnung selbst vollbringen durch wirkliche Unterjochung der Naturkräfte, und darin besteht die sogenannte Prosa des heutigen Lebens. Die Vergangenheit wandte ihre Augen nach oben, um den irdischen Jammer zu vergessen, die Gegenwart aber senkt tief in die Erde und das Menschenleben hinein ihre Blicke, und es entspringt daraus eine Saat mächtiger Werke und Erfindungen. Ihren Nutzen, ihre verborgenen Kräfte lauscht der Mensch der Natur ab, und damit geht ihm auch wieder der Sinn für ihre Schönheit auf. Die Versöhnung, welche die Religion verheißt, vollbringt er durch mühevolle Arbeit, und diese erscheint ihm daher nicht minder heilig und religiös als die Freude und der Genuß. Der überwundene Schmerz liegt nur als dunkler Hintergrund in seinem siegesfrohen Auge; er braucht die Natur nicht mehr zu fürchten, da er die Mittel besitzt ihre Zauberkräfte zu bannen, und so vermählt er sich wieder liebend mit ihr in der Kunst. Diese erscheint deshalb als ein Zurückstreben nach der Antike, aber nicht um das Alte wiederherzustellen, sondern durch das Christenthum neu zu erfüllen, und als ein Studium der Natur, aber nicht um sie sklavisch nachzuahmen, sondern geistig zu verklären. Ein neues Heidenthum tritt allerdings, wie Immermann in seinem „Münchhausen" es prophezeit, in die Welt ein, und wer die Brille des Vorurtheils abgenommen, kann es schon in nächster Nähe erblicken. Das Studium der Geschichte und der alten Kunst, die Begeisterung für die Ideale reiner Menschlichkeit, der Cultus des Genius in den unzähligen Monumenten unserer großen Männer: Alles weist hoffend und weissagend auf ein Neues hin. Wol Mancher ahnt und fühlt Dasselbe, aber noch Niemand hat sein Wesen in Einem Worte ausgesprochen, obgleich es nichts ist als das uralte Wesen der Menschheit selbst, was seiner ewigen Jugend sich wieder bewußt wird. Wie erlischt und verblaßt vor diesem thatenglühenden, jugendkräftigen Streben nach vorwärts der Heiligenschein um die modernen Märtyrer- und Madonnenbilder! Wie kalt und unverstanden schauen die grauen Dome auf das rastlose Treiben unserer

ganz abgesehen von dem Kunstromane, der seinen Zweck in der Befriedigung des ästhetischen Genusses und der poetischen Darstellung sucht, natürlich nach den Hauptrichtungen auseinander, welche die Zeit eingeschlagen hat. Diese Hauptrichtungen sind als der politische, der sociale und der religiöse Gesichtspunkt zu bezeichnen. Das politische Gebiet ist schon seit längerer Zeit durchadert und durchfurcht worden, deshalb sind auch schon seit längerer Zeit sogenannte politische Romane vielfach erschienen. Sie repräsentirten entweder abstracte politische Tendenzen oder sie suchten die Geschicke ihrer Helden mehr oder minder mit dem Laufe der politischen Sterne in Verbindung zu bringen und mehr politische Decorationsmalerei als den Blut- und Nervengeist des politischen Lebens darzustellen. Während diese letztern großentheils durch ihre dicken Effecte auf die große Masse des Publicums berechnet waren, blieb der Kreis der erstern immer nur sehr begrenzt. Die abstracten Tendenzen, die in ihnen überall hervorbrachen, drangen zu keinem vollen Leben durch, sie gaben staatswissenschaftliche Compendien zum Besten, wo sich die Geschichte in Individualitäten und Situationen entwickeln sollte, und wenn sie es zu Situationen und Individualitäten brachten, so waren diese in der Regel abschreckend, unnatürlich, fieberhaft. Man merkte es ihnen allzu sehr an, daß die geschichtliche Bewegung in Deutschland noch zu keinem freien Flusse gekommen sei, daß ihre Gestalten nicht aus der Reichhaltigkeit des realen Lebens geschöpft, daß sie als Homunculi in den Retorten destillirt und in Gelehrtenstuben gezeugt worden waren. Unsere politische Romanliteratur bietet wenig Großartiges, sei es in der Anlage, sei es in der Ausführung. Die Versuche des Jungen Deutschlands auf diesem Felde sind durchaus keine vollen reifen Gestaltungen geworden, dagegen hat sich die Mittelmäßigkeit bald mit mehr bald mit minder Begabung auf diesem Felde nach allen Dimensionen ausgebreitet, und unserm gewöhnlichen Publicum mag es recht bequem geworden sein, je weniger es selbst Geschichte macht, bei einer leichten Romanlectüre die neuesten Wallungen der Zeitgeschichte zu empfinden.

Einen andern großen Kreis hat sich der Roman in der socialen Frage erobert. Die Darstellung und die Kritik der socialen Zustände sind von ihm aufgenommen worden. Das politische Interesse tritt für diese größte Frage der europäischen Menschheit auch bereits im Romane zurück. Die praktische Natur der Engländer hält diese Nation größtentheils von der Entwickelung der socialen Interessen in der Form des Romans ab, dagegen fühlen sich Franzosen und Deutsche lebhaft dazu hingezogen. Wie nun in Deutschland die Entwickelung der socialen Frage noch hinter derselben in Frankreich zurücksteht, so auch der sociale Roman. Was wir auf diesem Felde besitzen, sind nur noch Anfänge und Versuche, in Frankreich dagegen hat der sociale Roman nach allen Richtungen hin Ausbreitung genommen, von der feinsinnigen Sand bis zum derben, effectreichen Sue. Die unterwühlten Zustände der Gegenwart und die Probleme einer communistischen Zukunft sind mit gleicher Kraft in der französischen Literatur dargestellt worden. Und wie die sociale Bewegung noch eine große Zukunft vor sich hat, so muß der sociale Roman ebenfalls noch ein weites Reich zur Beherrschung haben. Der sociale Roman ist das echte Product unserer modernen Entwickelung. In ihm finden sich alle Tiefen und Saiten derselben vereinigt. Wie einst der Ritterroman die altspanische Weltanschauung aussprach, wie der deutsche Charakter sich einst im Familienromane widerspiegelte, so ist jetzt der sociale Roman zum Ausdruck der westeuropäischen Weltbewegung geworden und er verhüllt und entschleiert zugleich die Probleme unserer gemeinsamen Zukunft.

Eine ganz eigenthümliche Seite des Romans ist in Deutschland und zwar vorzüglich in der allerneuesten Zeit zur Entwickelung gebracht worden. Dies ist der theologische Roman, oder sagen wir der Roman mit religiösen Tendenzen. Kann sich die Natur unsers Volks besser ausdrücken als in diesen Romanen, welche ihm ganz eigenthümlich sind? Unser Volk muß die Religion in alle Verhältnisse einführen, es geht überall an eine Verarbeitung derselben. Nicht genug daß die Religion im Staate eine Macht ist, nicht genug daß sie die Gesellschaft trennt und zersplittert, nicht genug daß sie auf Kanzeln und Kathedern steht, nicht genug daß sie sich in jüngster Zeit im Überfluß über den großen Büchermarkt, durch das breite Bett der Journalistik und der Broschürenliteratur ergießt, auch der Roman wird von ihr in Beschlag genommen und er muß zur Verarbeitung der religiösen Frage nach allen Seiten hin dienen.

Dieser theologisirende Roman ist deshalb nicht als etwas Isolirtes zu betrachten. Man muß in ihm die bewegende Kraft und das Drängen und Kämpfen des deutschen Volks erkennen. Eine religiöse Entwickelung wie Deutschland sie genommen, ein theologischer Kampf wie er in Deutschland bis zu den weitesten Consequenzen durchgefochten, ist von keiner andern Nation der Welt aufzuweisen. Das Gebiet der Religion und der Theologie ist so recht das Gebiet des deutschen Volks, aber nicht blos um darin zu bleiben, sondern auch um es aufzulösen und um es gründlich zu zerstören. Der religiöse Kampf wie er Deutschland bewegt kann von keinem andern Volke richtig verstanden werden, Deutschland kämpft ihn für die ganze Welt, es ist zugleich das Land der gläubigsten Mystik und des bewußtvollsten, consequentesten Atheismus.

Die eigenthümliche Stellung, welche Deutschland zur Religion und Theologie einnimmt, wird erst dann recht klar, wenn man die religiösen, theologischen und philosophischen Zustände der Nachbarländer, Englands und Frankreichs, betrachtet. In beiden Ländern wird die Religion von einem ganz andern Standpunkte aus angesehen als in Deutschland. Man geht dort immer von Voraussetzungen aus und wagt es nirgend wie in Deutschland die religiösen Voraussetzungen selbst einer Kritik unterzuordnen. England, dessen Ursprung sich

mit Deutschland auf dieselbe Wurzel zurückführen läßt, ist dessenungeachtet in religiöser Beziehung der strengste Gegensatz Deutschlands. Die religiöse Voraussetzung, die strengste Hierarchie beherrscht das freieste Volk Europas durch einen starren, geistlosen Formalismus, den sich Deutschland niemals gefallen lassen würde. Die Wissenschaft ist in England noch immer der Theologie untergeordnet, die Freiheit ist noch immer durch den confessionnellen Zwang gebunden, die Vernunft, die Freiheit hat sich noch nicht als im Gegensatze zur Religion und Theologie erkannt wie in Deutschland, und einen Streit, einen Kampf hervorgerufen, wie er alle Adern Deutschlands erschüttert. Der Protestantismus ist in England in dem starren Bau der anglicanischen Kirche eingefroren, sein Grundelement ist verloren gegangen und noch die letzten Parlamentsverhandlungen über die Maynoothbill haben den eclatanten Beweis geliefert, daß die Mehrzahl der stolzen Insulaner über eine engbegrenzte confessionnelle Religionssphäre nicht hinausblicken könne. In England fühlt sich die Regierung aus politischen Gründen veranlaßt, den confessionnellen Kreis zu erweitern, aber die Nation befindet sich in Opposition dagegen; in Deutschland suchen die Regierungen aus politischen Gründen die confessionnellen Kreise fester zu schließen und ein Princip geltend zu machen, welches sich dem englischen annähern möchte, aber der alte echte Geist deutscher Nation ist mächtig gegen sie in die Schranken getreten und weiß ein solches Thun mit all seiner Kraft zu verhindern. Blicken wir nun von England auf Frankreich hinüber als auf dasjenige Land, welches im romanischen Völkerkreise die freieste Entwickelung genommen hat, so beweist sich hier ebenfalls, wie schwach und nebensächlich der religiöse Kampf Deutschland gegenüber geführt wird. Man kämpft hier nicht wie in Deutschland gegen Principien, gegen Ideen, man streitet um Formen, um Institutionen, die religiöse Voraussetzung berührt man nicht, sie bleibt auf dem Grunde des Franzosenthums beruhend. In Frankreich ist zwar der Geist der Revolution geboren, aber es fehlt ihm der Geist der Reformation, der sich seit drei Jahrhunderten in nimmer endenden Kämpfen durch Deutschland bewegt. Der Franzose ist außer Stande die Religion so innerlich aufzufassen und so geistig zu durchdringen wie der Deutsche, deshalb kann er weder so naiv glauben wie der Deutsche noch auch so consequent alle religiösen Voraussetzungen vernichten wie der deutsche Geist. Im Glauben bringt er es nur zur Form des Glaubens, zum Gehorsam gegen die Kirche, im Zweifel nur zum Materialismus, wie es die französische Literatur der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beweist. Der religiöse Kampf Frankreichs bewegt sich nur gegen Formen, gegen die Form des Ultramontanismus, im Gegensatze zu einer französischen Nationalkirche, gegen das Institut der Jesuiten als der kräftigsten und unermüdlichsten Vertheidiger Roms. Frankreich hat keine productiven Kräfte, weder im Religiösen noch im Antireligiösen, weder in der Theologie noch in der Philosophie, es hat nur religiöse und antireligiöse, theologische und philosophische Formalismen. In Deutschland aber drängen alle jene productiven Kräfte hervor, die wir in Frankreich vermissen, und sie gestalten ein Schauspiel, wie es nur aus der Organisation des deutschen Geistes zu begreifen ist, sie beherrschen, verwirren, beleuchten das Leben in einer Art wie sie nirgend anderswo stattfindet. Der Kampf gegen die Religion wird bei uns ebenso gläubig und theologisch geführt als der Kampf für einzelne Seiten der Religion, und es scheint eine Aufgabe des deutschen Volkes zu sein, das religiöse Element bis in seine weiteste Consequenz zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von **Gottfried Kinkel**. Erste Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 102.)

Die Einheit der kirchlichen Kunst des Mittelalters, dieser Himmel, den sie in all ihren Gebilden anbetet, wie ist er plötzlich dahingeschwunden, einem leichten Morgentraume vergleichbar, vor der kalten und scharfen Luft des Wissens und der Erkenntniß, welche mit dem 15. Jahrhundert über die Erde weht! Und wir würden ihn nur für einen Traum halten, wenn nicht seine Riesenwerke dafür zeugten, daß er Wirklichkeit gewesen. Wie das Mittelalter seine höchsten Kräfte daran verschwendete, jene Sehnsucht nach dem Himmel und einer Versöhnung des Geistes mit der Natur künstlerisch zu verherrlichen, so will die neue Zeit diese Versöhnung selbst vollbringen durch wirkliche Unterjochung der Naturkräfte, und darin besteht die sogenannte Prosa des heutigen Lebens. Die Vergangenheit wandte ihre Augen nach oben, um den irdischen Jammer zu vergessen, die Gegenwart aber senkt tief in die Erde und das Menschenleben hinein ihre Blicke, und es entspringt daraus eine Saat mächtiger Werke und Erfindungen. Ihren Nutzen, ihre verborgenen Kräfte lauscht der Mensch der Natur ab, und damit geht ihm auch wieder der Sinn für ihre Schönheit auf. Die Versöhnung, welche die Religion verheißt, vollbringt er durch mühevolle Arbeit, und diese erscheint ihm daher nicht minder heilig und religiös als die Freude und der Genuß. Der überwundene Schmerz liegt nur als dunkler Hintergrund in seinem siegesfrohen Auge; er braucht die Natur nicht mehr zu fürchten, da er die Mittel besitzt ihre Zauberkräfte zu bannen, und so vermählt er sich wieder liebend mit ihr in der Kunst. Diese erscheint deshalb als ein Zurückstreben nach der Antike, aber nicht um das Alte wiederherzustellen, sondern durch das Christenthum neu zu erfüllen, und als ein Studium der Natur, aber nicht um sie sklavisch nachzuahmen, sondern geistig zu verklären. Ein neues Heidenthum tritt allerdings, wie Immermann in seinem „Münchhausen" es prophezeit, in die Welt ein, und wer die Brille des Vorurtheils abgenommen, kann es schon in nächster Nähe erblicken. Das Studium der Geschichte und der alten Kunst, die Begeisterung für die Ideale reiner Menschlichkeit, der Cultus des Genius in den unzähligen Monumenten unserer großen Männer: Alles weist hoffend und weissagend auf ein Neues hin. Wol Mancher ahnt und fühlt Dasselbe, aber noch Niemand hat sein Wesen in Einem Worte ausgesprochen, obgleich es nichts ist als das uralte Wesen der Menschheit selbst, was seiner ewigen Jugend sich wieder bewußt wird. Wie erlischt und verblaßt vor diesem thatenglühenden, jugendkräftigen Streben nach vorwärts der Heiligenschein um die modernen Märtyrer- und Madonnenbilder! Wie kalt und unverstanden schauen die grauen Dome auf das rastlose Treiben unserer

Lage herab, welche doch einst die glühendste Begeisterung zum Himmel erhob!

Für dies dem Mittelalter durchaus feindliche Streben der neuern Zeit und ihrer Kunst hat sich aber Kinkel den Weg gebahnt durch eine weitere und freiere Auffassung des Christenthums selbst; wonach es nur durch seine erste Abhängigkeit von engherzigen jüdischen Ansichten und durch seinen Gegensatz gegen die heidnischen Religionen jene übersinnliche, ascetische, weltflüchtige Richtung annahm, während es seinem innersten Wesen nach die Heiligsprechung alles Reinmenschlichen als des Guten und Göttlichen ist. Als es daher mit dem 15. Jahrhundert zum Bewußtsein seiner äußern Fesseln kam, erkannte es sich von neuem als Geist, und wie im Anfang des Mittelalters die Völker, so rangen jetzt die Einzelgeister nach Freiheit. In der Kunst stützte sich aber dieses Streben auf die erste vollkommene Offenbarung des Menschlichen in der Antike, „und der Protestantismus mit Anerkennung des Leiblichen als des von Natur Berechtigten riß sich von der bisherigen Kunsttradition, überhaupt von der heiligen Kunst los, und ging zumeist in Holland zur Auffassung des realen, wirklichen Lebens über". „Auf jener erneuten, im edelsten Sinne heidnischen Kunstanschauung, auf dem Gedanken, daß die Schöpfung und alles Reinmenschliche auch außerhalb der kirchlichen Sphäre ein Göttliches sei, hat die moderne Kunst mit ihrer kräftigen Neigung für Natur und Geschichte sich entwickelt." Aber „wie in den Gedanken der modernen Welt die Freiheit an die Stelle der Religion, an die der Theologie aber Philosophie, Naturkunde, Geschichte getreten sind, so wird auch die kirchliche Kunst von der weltlichen überall aus dem Felde geschlagen". Und das konnte zunächst nicht ohne großen Schaden für die Kunst überhaupt geschehen; denn sie verfiel dadurch in das Subjective, Manierirte, wie es die Renaissance und der Rococostil zeigen, um endlich seit Winckelmann zum Studium der ächten Antike als einzigem Rettungsmittel zurückzukehren. Aber die kalte Nachahmung derselben konnte kein neues Leben erzeugen, und vergebens suchte die romantische Schule das Heil im Mittelalter; der Eigensinn der Mode schritt schnell über diese verrotteten Bestrebungen hinweg, setzte ihnen jedoch erst die Krone auf durch seine Nachahmung des schlechtesten Geschmacks aus dem vorigen Jahrhundert. „Unter all diesen Erscheinungen beginnt man allmälig den Ruf der Zeit nach historischer Kunst zu begreifen", sagt Kinkel, und er schließt seine einleitende Übersicht mit den Worten: „Wir haben in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts das sonderbare Vergnügen gehabt, daß die Kunst der Mode alle vergangenen Formen uns noch einmal abspiegelte, die antike, die mittelalterliche, die des vorigen Jahrhunderts: mit diesem Guckkastenspaß hat es nunmehr ein Ende, da es für die Affen der Kunst nichts mehr nachzuahmen gibt. Wir sind auf den Punkt gekommen, wo wir das Bauen, Bilden, Malen aufgeben, oder einen neuen unserm Zeitgeiste verwandten Stil auffinden müssen."

Zu einem solchen Aufschwunge der Kunst ist indessen immer die Einwirkung äußerer Ereignisse nothwendig, welche das ganze Leben neu bestimmen oder gestalten; aber ebenso gewiß ist, daß eine Belebung der Kunst durch nichts besser befördert, unterstützt und vorbereitet werden kann, als durch ein gründliches Studium ihrer Vergangenheit, ihrer geschichtlichen Entwickelung. Denn aus den Gesetzen des Werdens, welche darin sich ausprägen, zeigt sich der Weg, auf dem die Zukunft ihre Werke vorbereitet. Und andererseits kann nur eine Kenntniß der Geschichte der Kunst in den Stand setzen, ihre gegenwärtigen und künftigen Schöpfungen zu würdigen, welche sich immer neu auf dem Schutte der Vorzeit erheben. Denn nie, auch nicht vor dem Frosthauche des prosaischsten und kältesten Jahrhunderts, wird jemals die Blüte der Kunst verwelken, vielmehr wird sie immer mehr wie im Alterthum wieder ein Gemeingut, ein geistiger Genuß, eine Schule der Bildung und Veredlung werden; — und diesem Zwecke dient kein Buch besser als das vorliegende, welches durch lebendige Veranschaulichung der vergangenen Kunstbestrebungen zur Höhe der Gegenwart hinaufführt. Möge es daher in den weitesten Kreisen und unter den verschiedensten Ständen Leser finden, wie es sie fodert und verdient! 92.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 104. —— 14. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die religiöse und kirchliche Bewegung zu betrachten, welche gegenwärtig Deutschland beherrscht. Der Protestantismus ist in zwei große Extreme auseinander gegangen. Auf der einen Seite steht die Partei der Orthodoxen, der Wortgläubigen, der Anhänger Hengstenberg's, welche den Protestantismus auf ein enges Gebäude kirchlicher Hierarchie zurückführen wollen und den Glauben über die Vernunft gesetzt haben. Ihnen gegenüber steht ein Phalanx, bei dem der Protestantismus im Durchgange durch die neue Philosophie in einen durchweg consequenten, philosophischen Atheismus übergeschlagen ist. Zwischen beiden bewegen sich die Vermittelnden hin und her, die alten Rationalisten und die neuen Lichtfreunde, und bei ihren Vermittelungsversuchen tauchen Fragen auf und beunruhigen den deutschen Volksgeist, die man längst überwunden zu haben glaubte und die nun als Schatten der Gruft entsteigen. Eine Vermittelung hat immer etwas Unerquickliches und Ungenügendes, ganz besonders da, wo wie bei uns in religiösen Angelegenheiten der allgemeine Charakter zu den entschiedensten Consequenzen hintreibt. Aber eine Vermittelung hat auch wiederum eine nothwendige Seite, wo wie bei uns die Unmöglichkeit vor Augen liegt, auf einen Schlag die große Menge des deutschen Volks zur letzten Consequenz in Sachen der Religion zu führen. Während unsere philosophischen Atheisten den Vermittelungsversuchen ebenso abgeneigt sind wie ihre Antipoden die Orthodoxen, ist es den Vermittlern vor allen Dingen darum zu thun, die alte kirchliche und theologische Begrenzung aufzuheben und eine freiere Bewegung zu gestatten. Sie geben deshalb die religiösen, kirchlichen und theologischen Grundbestimmungen nicht auf wie die Atheisten es verlangen, sie suchen sie vielmehr weiter und für die Vernunft zugänglicher zu machen. So ist das protestantische Gebiet in Deutschland der Plan für die verschiedensten Richtungen und für die heftigsten Kämpfe geworden und nur die Einseitigkeit der Regierungsmaßregeln hemmt ab und zu diesen Kampf und drückt die Gestaltungen, welche sich offen aussprechen wollen, in die Tiefe, ohne sie aber vernichten zu können. Derselbe Kampf hat sich auf dem Gebiete der Katholicismus geltend gemacht. Die Sache der Jansenisten in älterer, die der Hermesianer in neuer Zeit hatte uns den Beweis geliefert, daß innerhalb des Katholicismus eine Reform unmöglich sei; da brach sich aber in Deutschland eine Bewegung Bahn, welche katholisch bleiben wollte, ohne sich noch fernerhin den Satzungen Roms unterzuordnen. Diese Bewegung ist noch zu neu als daß ihr historischer Verlauf schon angegeben werden könnte, aber sie beweist wiederum den religiösen Beruf des deutschen Geistes und seine Kraft. Wir müssen es noch abwarten, welche productive Gestaltung der Deutsch-Katholicismus nehmen wird. Bis jetzt ist er eigentlich nur noch durch die Negation Roms von Bedeutung gewesen. Es fragt sich aber nicht nur, wie er zu Rom steht, es muß sich auch fragen, wie er sich zum Principe der Reformation und überhaupt zum Principe des freien Geistes verhalten werde. Es muß sich zeigen, ob ihm eine Entwickelungsfähigkeit inne wohnt, die ihn befähigt, mit den Entwickelungen des protestantischen Geistes Schritt zu halten, also, ob er eine dauernde, historische Bedeutung gewinnen wird. Dazu bedarf er nicht blos der Persönlichkeiten, sondern noch mehr der Ideen. Eine Sache des Volks ist er geworden, er hat dasselbe in seiner innerlichsten Natur bewegt, es ist nun nur noch dahin zu sehen, daß diese Volksbewegung sich in dauernden Früchten einen Preis gewinne. Der Zwiespalt in ihm selbst schadet nichts, er ist ein Zeichen des Lebens. Und um es zu bewahrheiten, daß die religiöse Bewegung nicht auf besondere Kreise beschränkt, sondern eine allgemeine sei, sehen wir sie sogar im Judenthume Gestaltung gewinnen und sich mit den Waffen des Nationalismus gegen die Rabbiner-Orthodoxie wenden. Nicht mehr die Confessionen trennen in Deutschland, die Ideen schlagen durch. Der römische Katholik steht dem Hengstenbergianer näher als dem Deutsch-Katholiken, der Lichtfreund steht dem Deutsch-Katholiken näher als dem Orthodoxen seiner Confession. Und eben diese Allgemeinheit der religiös-kirchlichen Bewegung ist das Große derselben in Deutschland, eben sie liefert mehr als irgend ein confessionneller Hader den Beweis, daß es eine Mission des deutschen Volks ist, sich über den beschränkten Gesichtskreis gleichberechtigter

Seiten zu erheben und in dem freien Humanismus die neue Weltreligion zu begründen.

Blickt man allerdings von dem hohen Standpunkte, wo die Religion ausschließlich Sache des Einzelnen geworden, auf unsere gegenwärtigen Zustände, so haben sie manche abschreckende Seite. Der Kampf wird häufig wüst und wirr geführt, es wirken allzu oft fremdartige Motive. Es gewinnt häufig den Anschein, als ob aus diesem Knäuel nicht eine Schlichtung zu erwarten sei, als ob ein so inveterirtes Übel einen gesunden Organismus für alle Zeiten unmöglich mache. Es gehen manche Gespenster umher in moderduftenden Hemden. Die Fragen, an welchen sich der Geist abmüht, sind vielfach nicht frisch und rein, sondern veraltet und aus zusammengestürzten Gräbern herbeigeholt. Es macht sich Manches als Fortschritt geltend, was nur ein Rückschritt wäre. Die Ideen sprechen sich nicht großartig, nicht mit jener historischen Gewalt aus, welche frühere Perioden beseelte, sie verweilen in einer Halbheit und in einer Zurückhaltung wie sie dem Charakter unserer Gegenwart eigenthümlich; sie scheuen häufig die Consequenzen, zu denen der deutsche Geist berufen ist. Das ist die schwächliche Seite unserer modernen Religions- und Kirchenbewegungen, namentlich wenn wir sie mit jenen markigen Gestaltungen vergleichen, die im Zeitalter der Reformation geboren wurden und die einen so reichen poetischen Inhalt gewähren.

Wie es nun in der Natur des Romans liegt, sich zum poetischen Ausdruck aller Zeitbewegungen zu machen, so hat durch die religiös-kirchlichen Streitfragen auch unsere Romanliteratur einen eigenthümlichen religiös-tendentiellen Charakter angenommen. Er erscheint nach den verschiedensten Seiten hin. Nun aber hat der Roman außer seiner tendentiellen Fähigkeit auch einen poetischen Beruf, die Poesie wird immer von ihm verlangt werden müssen, wenn er nicht zu einem dürren Katechismus, zu einem trockenen Compendium herabsinken soll. Seine Stoffe müssen also von der Poesie durchdrungen werden können, es muß ihrem Leben eine Unmittelbarkeit zu eigen sein. Wie verhält sich nun der Charakter unserer religiös-kirchlichen Bewegung zu dieser Anfoderung, welche wir dem Romane niemals erlassen dürfen? Die Bewegung mag geschichtlich so bebedeutend sein wie nur irgend etwas, aber ist sie denn auch poetisch, kann sie sich zu einem poetischen Vorwurfe eignen? Ja, es scheint uns fast, als ob der religiös-kirchliche Eifer den deutschen Geist, als er auch die Romanform für seine kirchlichen und religiösen Ansichten in Anspruch nahm, über die Bedingungen der Poesie so ziemlich hinausgeführt habe. Es kann zwar Niemand leugnen, daß die Religion, diese Triebfeder der größten und ungeheuersten Leidenschaften, ganz vorzüglich befähigt ist, der Poesie ein tiefer Inhalt zu werden; die erhabenste Poesie, die Poesie des künstlerisch vollendetsten Volks, die Poesie der Griechen hat eine rein religiöse Natur; aber es fragt sich, ob die jetzige religiös-kirchliche Bewegung zu einem poetischen Vorwurfe vollkommen geeignet sei. Eben weil in der heutigen Bewegung die Leidenschaften nicht großartig auftreten, eben weil die Fragen, welche man vorbringt, nicht rein und unmittelbar, sondern nur ein Nachlaß früherer Kämpfe sind, eben weil die Persönlichkeiten, welche auf der Bühne erscheinen, fast immer des historischen Adels entbehren, eben deshalb sind sie, mögen sie sonst auch so bedeutend sein wie sie wollen, wenig poetisch. Wir haben schon oben auf den poetischen Inhalt des Reformationszeitalters hingedeutet. Die Poesie dieser Zeit beruht in der großen Reinheit ihrer Fragen, in dem Muthe, in der Energie ihrer Charaktere. Aber wir haben heutzutage ebenso wenig einen Luther wie einen Karl V. und einen Ulrich v. Hutten! Wer fühlte es nicht sogleich, daß diese Gestalten poetisch sind? Wer wird aber einen Ronge oder einen Wislicenus u. A. als poetisch anerkennen? Die Poesie des Reformationszeitalters beweisen auch Lieder wie „Eine feste Burg ist unser Gott!" u. s. w.; aber wo wurde jetzt ein ähnlicher poetischer Erguß, selbst wo sich der große Kampf zeigt, lebendig? Nein, poetisch sind unsere kirchlich-religiösen Bewegungen noch keineswegs, wenn sie auch nothwendig geworden sein mögen; poetisch ist immer nur das Ganze, das Große, das Entschiedene und niemals das Halbe. Die Orthodoxie eines Hengstenberg und der vereinsamte Atheismus eines Bruno Bauer könnte der Entschiedenheit wegen schon weit poetischer erscheinen als die Lichtfreundschaft eines Uhlich und Wislicenus. Der alte Görres wäre ebenfalls poetischer als Ronge und Czerski. Ein polnischer Jude im Schmuze seiner Orthodoxie und seines Kaftans ist immer noch poetischer als der jüdische Rationalist mit dem glattgeschorenen Barte und seiner Halbheit! Wenn aber der moderne Roman auch berechtigt ist, über die strenge künstlerische Form hinauszugehen, so wird man doch immer noch einen poetischen Inhalt von ihm verlangen müssen, und legen wir diesen unzweifelhaft richtigen Maßstab an unsere moderne religiös-tendentielle Romanliteratur, so werden wir uns mit ihrem Inhalte nur allzu oft in einem bedeutenden Widerspruche befinden. Was sonst noch zu sagen wäre, wird bei der Beurtheilung der einzelnen Werke am besten gesagt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine literarische Fehde über den neuphilosophischen Nihilismus.

Während der edle Zittel in der badischen Kammer für Religionsfreiheit in die Schranken trat und darum von einem zum Glück nur kleinen Theile des fanatisirten Volkes fälschlicherweise als Solcher bezeichnet wurde, der die Religion überhaupt abschaffen wolle, bildet sich eine kleine philosophische Partei ein, dies schon längst gethan zu haben. Auch Einige unter den Communisten, die in jeder Beziehung das Kind mit dem Bade ausschütten, gedenken nebst der Abschaffung des Eigenthums und des Geldes zugleich mit der Abschaffung der Religion in aller Schnelligkeit fertig zu werden. Wie die

jetzigen kirchlichen Reformatoren auf dem religiösen Gebiete, so tritt bekanntlich auch jene philosophische Richtung im Namen der Geistesfreiheit auf und merkt in ihrem Eifer und bei sonst gutem Willen nicht, daß sie auf die Herrschaft eines Denkzwangs hinarbeitet, da für sie jeder Andersdenkende, bei der eingebildeten Unfehlbarkeit ihrer Ansichten, wenigstens ein Vernunftfeind, ein Reactionnaire, Pfaffe, Pietist u. s. w. ist.

Das religiöse Bewußtsein, das tief in das Wesen des Menschen eingegraben ist, auszurotten und dafür unpraktische, unerquickliche Theorien populair machen zu wollen, ist im Laufe der Geschichte überhaupt selten und nur theilweise und auf kurze Zeit gelungen. Wenn nun auch diese Versuche ihrem negativen Charakter nach manchen Schutt wegräumten und die Bahn der Wissenschaft lichten halfen, so erscheinen sie jetzt ganz und gar außer der Zeit; jetzt, wo das deutsche Volk wahrhaftig nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Religion in einer Aufregung sich befindet, wie sie seit der Reformation nicht wieder vorkam. Anfangs wurde die religiöse Bewegung von der bezeichneten philosophischen Partei für vereinzelt und unwichtig gehalten, für einen Kampf um Etwas, das in ihrem Auge schon längst „überwunden" war. Nun aber, da diese Erscheinung mehr und mehr wächst und in ihrer Bedeutung nicht mehr wegzuleugnen ist, nun möchte sie dieselbe als eine Brücke betrachten und benutzen, auf der das Volk, wenn es erst das römische Joch und die Orthodoxie mit ihrem Symbolzwange abgeschüttelt, hinüber zum Atheismus, zur sogenannten Befreiung von der Religion geleitet werden könnte und hierdurch, wie sie wähnt, zu seiner politischen Freiheit. Und doch ist es gerade jener Nihilismus und Atheismus, welcher der Reaction Vorschub leistet und ihr in die Hände arbeitet, indem er ihr Gelegenheit gibt, mit den Gegnern aller Religion zugleich die ganze Partei des Fortschritts in den Augen des Volks zu verdächtigen. Um so leichter weiß sich also die Reaction, da wo sich atheistische Elemente gewahren lassen, den Schein des Rechts zu geben und selbst den Ruhm der Popularität zu erwerben, indem sie dem Atheismus entgegentritt, aber dann auch die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt läßt, nach allen Seiten hin hemmend einzuschreiten.

Wenn auch die deutsche Nation in diesem Augenblick ihre politischen Interessen, die Hand in Hand mit den religiösen gehen, nicht außer Acht läßt, so hat sie doch gegenwärtig besonders die letztern im Auge und darum konnte es nicht fehlen, daß ein Buch wie das ohnlängst von A. Ruge herausgegebene, die Frucht seines Aufenthaltes in Paris, nicht nur lau aufgenommen wurde, sondern auch bei den Freunden des Fortschritts Widerspruch und theilweise Entrüstung erregen mußte.*) Entrüstung auch war es, die einen lange Verstummten bewog, wieder öffentlich aufzutreten. Aus dem Munde der deutschen Jugend ertönten in den Jahren 1819 und 1820 die begeisterten Gesänge A. Follen's, in denen, abgesehen von einer damals noch beliebten romantisch überdeutschen Manier, eine frische lebendige Poesie sprudelt, was jeder Unparteiische auch noch jetzt bei ganz veränderter Zeit und Stimmung anerkennen muß. Dieser A. Follen nun, der vor mehr denn zwanzig Jahren von Freiheit und Vaterland gesungen, ließ bald nach der Veröffentlichung des angeführten Buchs von Ruge in sechs Sonetten, „An die gottlosen Nichts-Wütheriche, fliegendes Blatt von einem Verschollenen", bei Winter in Heidelberg herausgekommen, seinem Zorne freien Lauf gegen jene erwähnte Richtung, die in ihrem Nihilismus wol auch die ersten Regungen eines deutschen Nationalgefühls wieder vernichten möchte. Und wenn auch diese Sonette etwas hart klingen, daher brausen wie ein oft aufgehaltener und Steine mit sich führender Bergstrom, nicht durchweg klar fließen wie ein durch blumige Wiesen sich schlängelnder Bach, von welcher Sorte Wässerchen die moderne Poesie sonst ja unzählige aufzuweisen hat, so sind sie doch voll Geist und Witz, und der Nagel ist darin nicht selten auf den Kopf getroffen. Darum verloren auch die dadurch Angegriffenen den Kopf und suchten in ihrer Replik nicht die Sache, sondern die Person des Gegners zu treffen, was eine gar bequeme Sache ist, zumal wenn es in so schülerhaften Versen geschieht und in Sonetten, die nicht einmal den gewöhnlichen Regeln des Reims folgen, wie sie sich unter dem Titel finden: „Blätter zu dem Lorberkranze eines «Verschollenen», eine fromme Neujahrsgabe von einigen «Nichts-Wütherichen»" (Zürich 1846).

Die Herren A. Ruge und K. Heinzen, die sich später als Verfasser nannten, haben sich durch diese sogenannten Poesien an der Poesie versündigt, und ihren eigenen Kränzen dadurch keine neuen Blätter hinzugefügt. So haben sie z. B. den Verfasser der sechs Sonette nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, wenn sie ihn gleich auf der ersten Seite ihrer Erwiderung als Policeidenuncianten hinstellen, wegen einiger — Fragezeichen, die im Eingang zu den Sonetten stehen. Weiter schieben sie Denen, die ihre sehr separitistischen Ansichten über Religion nicht theilen, frischweg eine „Furcht vor Gotteszorn", eine „Höllenangst" unter und sind auf diese Art leicht und schnell mit ihnen fertig. Zwar soll das „kühne Zeugen" mit der „nackten Vernunft" des „Geistes Milde" zur Welt bringen; auch soll des „Herzens reine Lohe" das „entgötterte Gefilde" verklären. Und wirklich scheinen die beiden Herren so hitzig, daß sie eine starke Übervölkerung mit jungen Göttern, Arnold und Karl, Hans und Kunz mit Narren, besorgen lassen. Aber in diesem hohen Tone geht es nicht weiter; es kommen vielmehr in ziemlich trivialer Weise Persönlichkeiten zum Vorschein, die das große Publicum schlechthin nicht interessiren. In Prosa wurde der Streit, nicht durchweg auf sehr erquickliche Art, in der „Neuen Züricher Zeitung" und in einigen züricher Localblättern fortgesetzt, bis nun eine zweite aufs Vierfache vermehrte Ausgabe der erwähnten Sonette erschienen ist, unter dem Titel:

Fliegendes Blatt von einem Verschollenen (Zürich 1846).

Es führt folgendes Motto:

Zu „Schimpf und Glimpf" möcht' ich ein Wort euch sagen,
Ihr Alle, die aus unsers Hauses Jammer,
Zumal aus seiner engen, hohen Kammer
Den Blick empor zur freien Kirche tragen.

Mehre Sonette behandeln das Thema der negativen Philosophie einläßlicher, indem sie sich an Hegel, Feuerbach, Strauß und Bruno Bauer wenden. Das den beiden Letztern als Kritikern gewidmete Sonett enthält den schönen Vers:

Doch jenes Bild, das wir im Geiste tragen
Von einem Menschensohn, der, rein von Sünden,
Durch Opfertod der Liebe Reich will gründen —:
Das hat kein Kritikus ans Kreuz geschlagen.

In einem andern Sonett „An seinen abgeschiedenen Lebendigen" legt der Verf. sein Glaubensbekenntniß ab in folgenden Worten:

Die Menschheit ist ein Mensch; die einz'len Glieder
Schied Ichsucht, eint die freie Liebe wieder:
Das ist der einzig echte „Humanismus".
Das ist die Demuth mit dem stolzen Hoffen,
Der freien Glaube, dem der Himmel offen;
Das ist — mein Communismus und Theismus.

Wird Herwegh Notiz davon nehmen? Wird er nicht endlich auch einmal, sei seine Überzeugung welche sie wolle, ein Wort mitsprechen in einer Zeit, die weit tiefer und vielfacher bewegt ist als jene, in der er sich den Namen des „Lebendigen" beilegte?

Die Idee, daß nur die Liebe die wahre Befreierin ist, findet sich in der letzten Hälfte des 22. Sonetts sehr würdig und poetisch ausgedrückt:

*) Siehe die Kritiken über dasselbe in der „Allgemeinen Zeitung", 1845, Nr. 3[illegible]8, und die in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1846, Nr. 7 u. 8.

Der Geist tritt aus des Zauberschlafes Grotte,
Zu sühnen Einem Gott die freien Mannen.
So muß der freie Glaube sich bewähren.
An deutschen haßentsündigten Altären
In Liebes-That sich und das Volk verklären!
Nur wenn der Letzt' und Erst' am Heimatherde
In Bruderlieb' emporglüh'n, mag sein „Werde
Licht" strömen durch die Trübsal dieser Erde.

Das Sonett „Die deutsche Kirche" hat zum Motto die Worte Welcker's: „Der Geist Gottes hat die deutsche Nation gewürdigt, die Religionseinheit durchzuführen."

Dies wird neuerdings der deutschen Nation etwas schwer gemacht. Was indeß einmal einen großen Theil eines Volkes tief ergriffen, was einmal ein Zeitbedürfniß geworden, das kann zwar zurückgewiesen, aber durch Verweigern nicht dauernd zum Schweigen gebracht werden.

Der Verf. der Sonette sieht in seinem prophetischen Geiste die „deutsche Kirche":

Sie naht sich! dämmernd kaum dem Auge Freier —,
Unsichtbar —, doch es rauschen die Gewande:
Und in Gespensterfurcht erbleicht die Bande
Der frommen Heuchler wie der frechen Schreier.

Doch vor des Deutschen Blick zerrinnt der Schleier,
Und, glühend noch von blinden Hasses Brande,
Reicht er die Hand dem Bruder dar zum Pfande,
Das ist der Freien deutsche Kirchenfeier!

Sie aber steigt empor auf Adlerschwingen;
Von ihrem unsichtbaren Chore dringen
Uns unbekannt-bekannte Grüß' hernieder:

Das sind die Herzen, so in frühern Tagen
Für Gott und Heimat liebevoll geschlagen!
— Und um das Haupt versammeln sich die Glieder.

Die ernsten Poesien des Dichters, wie aus diesen Proben hervorgeht, sind edel gehalten und es spricht sich darin eine tüchtige wahre Überzeugung in schöner und kräftiger Sprache aus; sein Humor dagegen ist weniger wohlthuend. Obwol in eine reine Form gekleidet, kommen doch mitunter gar seltsame Ausdrücke vor, er hat häufig etwas Barockes, etwas scheinbar Gesuchtes und hierdurch Unklares. Doch hat er auch sehr glückliche Wortbildungen, wie z. B. die Bezeichnung der Nihilisten als „Ichel", da die Consequenz ihrer Lehre trotz aller gegentheiligen Betheuerungen von ihrer Seite am Ende denn doch auf einen starren und kalten Egoismus auslaufen würde.

Der Verf. hat sich bewogen gefunden, erläuternde und das Thema der Sonette weiter ausführende Anmerkungen beizufügen. Diese Prosa enthält manche einzelne Schönheiten, manches Geistvolle und Witzige; leidet aber fast noch mehr wie die Sonette an dem erwähnten Fehler der Unklarheit, sodaß es Noth thäte, zu diesen Anmerkungen wieder Anmerkungen zu machen. Unangenehm fällt die abermalige Erwiderung gegen die oben angeführten Lorberblätter von Ruge und Heinzen auf. Die darin enthaltenen Angriffe hatte der Verf. schon früher in der „Neuen Züricher Zeitung" in den gehörigen Schatten gestellt; dennoch knüpft er weiter dagegen in seinen Sonetten und zum Dritten in den Anmerkungen. Das ist ja jenen dürren „Blättern" weit mehr Bedeutung beigelegt als sie verdienen.

Höchst merkwürdig ist eine mitgetheilte Äußerung Fichte's, die auch eine prophetische Bedeutung hatte, aus dessen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", aus dem Jahr 1805: „Die Grundmaxime dieses Zeitalters ist durchaus nichts gelten zu lassen als Das was es begreift; der Punkt auf den es fußet ist sonach der Begriff. Auch ist schon gezeigt worden, daß es so lange noch nicht eigentlich Epoche mache und sich als eine besondere Zeit hinstelle, so lange es noch dunkel nach jener Maxime verfährt; sondern daß es erst dann wahrhaft erfaßt werden könne, wenn es sich in sich selber in jener Maxime klar wird und sich begreift und sich als das Höchste hinstellt. Dieses Zeitalter ist demnach in seinem eigentlichen und abgesonderten Dasein Begriff des Begriffs, und trägt die Form der Wissenschaft; freilich nur die leere Form, da ihm Dasjenige, wodurch allein die Wissenschaft einen Gehalt bekommt, die Idee, gänzlich abgeht."

Ja, ein Körper ohne Seele, eine leere Form ohne Inhalt ist ein Volk ohne Idee, die es belebend, erwärmend, erhebend und begeisternd durchdringt. Die Idee suchen die Einen in der sogenannten Befreiung von Gott, die Andern in der Freiheit mit Gott, und dieser Punkt ist unter den Männern des Fortschritts schon länger ein Gegenstand des Streits, dem die neue Zeit mit ihrer religiösen Aufregung mehr Ausdehnung gegeben hat. Er wird weder durch die besprochenen Sonette und noch viel weniger durch Epigramme à la Ruge und Heinzen ausgefochten werden; aber hoffentlich noch zu ernsten wissenschaftlichen Erörterungen Gelegenheit geben. Doch wäre alsdann zu wünschen, daß solche Fragen, an denen das Volk selbst mit Kopf und Herz so lebendigen Antheil nimmt, endlich einmal in einer auch für Nichtphilosophen verständlichen und gleichwol gründlichen Weise erörtert würden; nicht in der hergebrachten Schulsprache, in der die Philosophen nur immer wieder für Philosophen zu schreiben pflegen. Ist gleich diese Aufgabe schwierig, so ist sie doch nicht unlösbar, und gewiß bleibt es eins der dringendsten Bedürfnisse der Neuzeit, daß jene von der Schulphilosophie gesäeten religiösen Zweifel, die einer freudigen socialen und politischen Entwickelung so vielfach hemmend im Wege stehen, endlich durch eine populaire Philosophie auf anthropologischer Grundlage zerstreut und beseitigt werden. 59.

Literarische Notizen aus England.

Gedichte von Thomas Hood.

Eine mit neuen Zugaben bereicherte Sammlung von des verstorbenen Thomas Hood „Poems" (London 1845) beweist schon in den vorliegenden zwei Bänden — ein dritter gedankenvollern Inhalts, „composed of the more thoughtful pieces in his poems of wit and humour", wird in Aussicht gestellt —, daß er beträchtlich mehr war als wofür er im Allgemeinen gilt, mehr als der belachte Wortspielfabrikant und Humorist, Erzähler lustiger Schwänke und Erfinder witziger mots. Ein Gedicht mit der freilich sonderbaren Überschrift „Song of the shirt" reicht vollkommen aus, diese Meinung zu berichtigen und den Verf. zu einem Dichter wenigstens zweiten Ranges zu stempeln. Er selbst hat die letzte Hand an die Sammlung gelegt und zwei Stanzen: „Farewell life!" und „Welcome life", bezeichnen seinen Abschied von diesem und seinen Eingang zu jenem Leben.

Balladenpoesie.

„Ballad romances", von R. H. Horne, Verf. von „Orion", „Cosmo de' Medici" ꝛc. (London 1845), sind im Allgemeinen nur zu loben. Einige gewinnen noch besonders durch ihren Anschluß an heutige Tagesfragen. So die erste, „Das edle Herz", eine böhmische Legende voll romantischem Interesse, in welcher der Dichter die Thorheit und das Verächtliche des Duells so klar vor Augen stellt, daß Jeder es sehen muß, wenn auch Keiner deshalb eine Ausfoderung zurückweisen wird. So die zweite, „Der Mönch aus der Schweinskopf-Abtei", die richtiger heißen würde, was sie ist, eine Romanze aus der Zeit der Getreidegesetze, und die durch das traurige Ende des Königs Johann von England den Fluch zu belegen sucht, welchem Diejenigen verfallen, in deren Macht es steht, dem Volke wohlfeiles Brot zu geben, und es nicht thun. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 105. — 15. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

1. „Der ewige Jude" von Eugen Sue. Indem wir diesen viel besprochenen Roman an die Spitze stellen, verweisen wir auf Das, was oben über den kirchlich-religiösen Charakter Frankreichs gesagt worden ist. Es findet in ihm eine vollkommene Bestätigung. Insoweit nämlich der „Ewige Jude" der religiösen Tendenzromanliteratur angehört, kämpft er nicht gegen Ideen, sondern gegen Institutionen. Was Quinet und Michelet in philosophischen Abhandlungen thaten, das thut Eugen Sue durch den „Ewigen Juden" in der Form des Romans. Der Jesuitismus ist der Gegenstand seiner Polemik geworden, der Mittelpunkt des überaus losen Gewebes.

Es ist dieser Roman der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und der verschiedenartigsten Betrachtungen geworden. Das Feuilleton der „Constitutionnel" war, als er zuerst erschien, förmlich in Belagerungszustand erklärt, die Übersetzer drängten sich um die nassen Bogen. Man begann zu lesen und war einigermaßen bestürzt. Die Nacht und der Schnee des Nordpols, das mystische Kreuz, der gespenstige Wanderer und endlich der Thierbändiger Morok, diese scheußlich-wilde Natur, das waren Erscheinungen, wie man sie nicht erwartet hatte. Dennoch ließ man sich nicht stören, man folgte dem Autor getrost durch seine Verschlingungen und losen Gruppen, man wurde hier und da gespannt, um wieder abgespannt zu werden, es rollten sich die interessantesten und piquantesten Gemälde auf in weiter Breite, um sich dann plötzlich wieder zusammenzuziehen und sich in gesuchten Katastrophen zu vernichten. Es wurde in diesem Romane kein Mittel der Raffinerie gespart, um seinen Eindruck zu steigern, es wurde die Romantik mit dem Socialismus, der Kampf gegen den Jesuitismus mit den Sympathien für das Proletariat verbunden, um etwas nie Dagewesenes zu liefern, es wurden Charaktere, Gruppen gemalt, al fresco und en detail, wie sie nur aus dem ewig gährenden Krater der französischen Hauptstadt hervortauchen können und, nachdem man sich nun durch die Zahl der Bände bis zum Schlusse durchgearbeitet hat, welchen Eindruck macht der „Ewige Jude" als Ganzes? Diese Frage wird uns wol zuerst beschäftigen müssen.

Man kann sich, indem man diese Frage aufwirft, schon auf das unbefangene Gefühl der Leser verlassen und braucht durchaus nicht in die ästhetischen Rüstkammern zu bringen, um dort Maßstäbe zu suchen. Der „Ewige Jude" hat die Form des Romans durchbrochen, er hat sie durchbrechen müssen, indem er ein Ausdruck der fiebernden Bewegungen unserer Gegenwart werden wollte, aber er ist ein Chaos geworden, auf dem die Lichter und Irrlichter schwanken, ein Chaos, welches die Auswürfe einer alten Welt und die Ansätze einer jungen Zukunft durcheinander schüttelt. Sue ist bei der Entwickelung seines „Ewigen Juden" nicht von reinen, sichern Perspectiven, sondern vom bloßen Zufall geleitet worden, er ist nicht Meister des Stoffs geblieben, sondern der Stoff ist über den Autor empor gewachsen und hat diesem gegenüber eine furchtbar drohende Miene angenommen, der Autor wird von seinem Stoffe gepeinigt und gehetzt und greift zuletzt nach den allergewöhnlichsten Mitteln, um sich aus der Affaire zu ziehen. Darin, daß Eugen Sue seinen Stoff nicht von Anfang an sicher beherrscht, liegt eine der Hauptschwächen des „Ewigen Juden" und trotz der schönen, gelungenen Einzelheiten, der mit Glück verfochtenen Tendenzen, der interessanten Charaktere und der piquanten Situationen wird doch wol den meisten Lesern bei der Lecture des „Ewigen Juden" ungefähr so zu Muthe werden als ob sie sich auf einem Schiffe befinden, welches mit vollen Segeln den Ocean durchpeitscht, während sich Planke auf Planke löst und es dem sichern Untergange entgegeneilt. Die Anlage der Fabel liefert von vornherein den Beweis, daß Eugen Sue es mehr auf Einzeleindrücke als auf einen Totaleindruck abgesehen hatte, denn er zerspillt sein Material in ebenso viel Romane als er Erbschaftsberechtigte an dem Rennepont'schen Nachlasse aufstellt und sucht seine Stärke in den Schicksalen der einzelnen Renneponts zu beweisen, um sie dann endlich, nach einem reichen Situationswechsel, in einer Auflösung zu vereinigen, die gewiß nicht anders als dürftig und als unverhältnißmäßig zu den großen Anstrengungen genannt werden kann, die für sie gemacht worden sind. Zwischen diese sieben Romane hat Eugen Sue den Jesuitismus

in seinen Operationen gestellt, unter denen alle Mitglieder der Rennepont'schen Familie leiden müssen und durch die sie vernichtet werden. Der Jesuitismus ist der eigentliche Zusammenhang des „Ewigen Juden", denn die Gestalt des ewigen Juden selbst, dieser phantastische Spuk, kann kaum in Betracht kommen und ist eine ziemlich unwesentliche Beigabe des romantischen Gelüstes. Allein Eugen Sue hat ihn an die Spitze seines Werks gestellt, und er legt ihm dadurch eine Bedeutung bei, die im Vergleich zur Entwickelung des wirklichen Inhalts durchaus unwahr und übertrieben ist. Sue schildert seine Wanderungen mit einem romantisirenden Wohlgefallen, in welchem wir einen directen Widerspruch zu den socialistisch-praktischen Problemen, welche der Roman aufstellt, erkennen.

Wenn der Roman aber sowol in Frankreich als in Deutschland sich bisher darin seine Aufgabe gestellt hatte, die Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens in den verschiedensten Schattirungen darzustellen, so kann man wohl sagen, daß Eugen Sue dem Romane eine ganz neue Seite abgewonnen hat, indem er den Stoff desselben durch die Untersuchung der generellen Phänomene unsers socialen Lebens zu erfüllen sucht, indem er darauf ausgeht, die allgemeinen Gesetze desselben darzustellen und die Verwickelungen und Verworrenheiten desselben zur poetischen Anschauung zu bringen. Er hat es versucht der Poesie ein neues Feld zu erobern, und wenn es ihm nicht im Ganzen, sondern nur noch im Einzelnen gelingt, die Fülle des Lebens und die Gesetze desselben auszudrücken, wenn er über den Mechanismus der stofflichen Behandlung nicht durchweg zum Organismus der Lebenswahrheit gelangen kann, so mag das Alles den neuen großartigen Motiven gegenüber, welche er in den Kreis des Romans einführt, schon eine Entschuldigung finden können.

Vorgearbeitet ist ihm allerdings worden, der social-philosophische Geist der Gegenwart offenbart sich nicht Einem von oben herab, sondern er entwickelt sich nach allgemeinen Gesetzen im Leben. So hat denn auch Eugen Sue nur auf einem Boden fortgearbeitet, der schon angelegt war. Unzählige Schriftsteller vor ihm haben es versucht die Lächerlichkeit ihrer Zeit, die Unnatur bürgerlicher Zustände in dem Rahmen eines Romans darzustellen und zu geißeln, dies that in Frankreich ebenso gut Rabelais in seinem „Gargantua" und „Pantagruel" wie in Deutschland der „Eulenspiegel"; aber wie sich auch die Zustände des Lebens, und unter ihrem Einflusse die Dimensionen des Romans entwickelten, immer blieb man trotz der genialen Schlaglichter hier und da vielmehr im Kreise eines generalisirten Sittengemäldes stehen als daß man es zu dem Standpunkte und zu der Anwendung einer socialen Kritik hätte bringen können. Aus dem Kreise der socialen Kritik läßt Eugen Sue sich allerdings auch gern in ein romanhaftes Utopien verlocken und er schließt sich hier gewissermaßen Vorbildern an wie sie von Thomas Morus, Harrington, Campanella, Cabet u. A. in Werken gegeben sind, die „Utopien" oder „Oceana" oder die „Sonnenstadt" oder „Ikarien" u. s. w. genannt wurden; es vereinigt sich in ihm mit dem Drange nach socialer Kritik auch ein Drang nach socialer Romantik und es schwanken verwirrte romantische Lichter über seine Grundprincipien; aber immer treten uns die Zustände des Lebens, wo er sich nicht im Allgemeinen verliert, sondern in den Einzelheiten die Bedingungen, die Gesetze, die Vorurtheile des Lebens nachweist, in einer Fülle und in einer Wahrheit, welche sich freilich selbst auf Kosten der Poesie geltend macht, entgegen, wie wir sie nicht leicht anderswo und am wenigsten in der deutschen Romanliteratur bis auf die neueste Zeit gefunden haben.

So ist es denn nicht die Romantik, sondern der social-philosophische Geist, in dem wir die Kraft der neuesten Werke Eugen Sue's suchen und dieser social-philosophische Geist, durch den er für die ganze Romanliteratur von Bedeutung geworden, tritt uns weniger in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit einer Theorie, in philosophischen Conjecturen und Declamationen als da entgegen, wo er in die ungeheure Tiefe der pariser Welt hineingreift und an den Gestalten, welche durch sie geboren und entwickelt worden sind, einen Thermometer der allgemeinen Zustände liefert, wo geschlossene Situationen, concrete Erscheinungen, nicht durch ein abstractes Raisonnement, sondern durch ihre eigenthümliche Entwickelung, durch ihr Dasein den Nachweis über gesellschaftliche Verhältnisse liefern. Durch seine Gewalt über die concrete Welt kann Eugen Sue für seinen „Ewigen Juden" eine größere Bedeutung in Anspruch nehmen als man sie sonst literarischen Phantasiestücken zu vindiciren pflegt.

Der Jesuitismus ist der Mittelpunkt des „Ewigen Juden", er verbindet das lose Gewebe der verschiedenen Fabeln. Der Jesuitismus ist der Gegenstand seiner Polemik, aber nicht ein ausschließlicher. Wir glauben, es hieße die Bemühung Eugen Sue's zu eng fassen, wenn man behaupten wollte, er habe mit seinem „Ewigen Juden" keine andere Absicht gehabt als darauf einen Antrag auf die Aufhebung des Jesuitenordens zu begründen. Seine Kritik geht weit über das religiöse Gebiet hinaus, so tief sie auch in dasselbe einschneidet. Der „Ewige Jude" ist deshalb mehr als ein religiöser Tendenzroman, er gehört deshalb der Sphäre des socialen Romans an, welche wir oben bezeichnet haben. Der Kampf gegen den Jesuitismus und seine Institutionen ist nur ein verbindendes Moment in dem Ganzen. Der Jesuitismus ist für Eugen Sue mehr eine Gelegenheit als ein Zweck gewesen und man kann es nicht leugnen, daß er die Gelegenheit mit einer furchtbaren Energie gegen denselben benutzt hat.

Der Jesuitismus hat zu einer eigenen Romantik Veranlassung gegeben. Seine Macht, das geheimnißvolle Dunkel, in dem er sich bewegt, sein Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel", seine Geschichte haben sowol Historiker als Romanschreiber verwirrt gemacht. Trotz der Hinneigung zum Romanticismus, welche Eu-

gen Sue auch noch in seinen neuesten Werken zu erkennen gibt, muß man doch zugeben, daß er, was den Jesuitismus anlangt, die Romantik bis auf Weniges ganz aus dem Spiele gelassen und an ihre Stelle die Wahrheit gesetzt hat. Nicht die Wirklichkeit, aber die Wahrheit, deren Bewußtsein er in einem Nachworte folgendermaßen ausdrückt:

Wir haben Mitglieder der Gesellschaft Jesu angenommen, welche von den verabscheuungswürdigen Grundsätzen ihrer classischen Theologen beseelt waren und dem Geist und Buchstaben jener verworfenen Bücher, die ihr Katechismus, ihr erstes Hülfsbuch sind, gemäß handelten, mit einem Worte, wir haben diese nichtswürdigen Lehren in Bewegung, in Anschaulichkeit, in Fleisch und Knochen gebracht, nichts mehr — nichts weniger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das hohe Lied. Von Titus Ullrich. Berlin, Puttkammer. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man erinnert sich der frühern Auslegung des „Hohenliedes", nach welcher dasselbe Hymnen enthalten sollte, in denen Christus und seine Kirche gefeiert würden. Man erinnert sich ferner des vor einigen Jahren erschienenen Buchs von Feuerbach „Das Wesen des Christenthums", in welchem seine Widersacher Selbstvergötterung des Menschen gelehrt sehen zu dürfen glaubten. Der Verf. des vorliegenden Gedichts thut jenen Widersachern den Gefallen, aus diesem Cultus vollen bittern Ernst zu machen. Daher der Titel desselben. Man bezeichnet es vielleicht am richtigsten als eine Cantate zur Feier des Gott-Menschen, denn die fünf Theile, aus denen es besteht, sind aus mehr oder weniger hymnenartigen Ergüssen zusammengesetzt, die von recitativischen Partien in reimlosen Versen unterbrochen werden. Wir geben so gut es sich thun läßt eine Übersicht des Inhalts, wobei wir den Dichter an den wichtigsten Stellen selbst reden lassen.

Der erste Theil, gleichsam die Ouverture, denn er spricht schon das Ganze aus, beginnt mit einer Schilderung des Aufgangs der Sonne, unter welcher die Freiheit zu verstehen ist. Der Sänger glüht, fühlt — was? — Du fühlst es ewig nicht, der in den Banden des Glaubens oder politischer Knechtschaft schmachtet — „die Macht des Seins, unendlichen Seins Entzücken". Die ganze Natur ist Herold seines Wonnedranges; er ergreift das All als seiner eigenen Seele Fülle und fühlt sich gleich dem Kreise eines Magiers um dasselbe geschlungen.

Vermagst du zu erfassen solches Sein
Mit Allem, was es birgt im Grunde,
Was es erschafft, erhaben, rein,
Von dauernder Natur, in Einer Stunde,
Wo vor dem Licht, das deine Schläf' umglüht,
Nacht, Gram und Räthselqual entflieht:
Dann, dann wirst du dich voll erkennen —
Dich selber ewig — Gott — und Alles nennen!

Zweiter Theil. Es werde Licht — der Erinnerung: die innere Geschichte des Sängers geht an ihm vorüber. I. Die Kindheit. Unschuldige Freuden der schönen Jahreszeit, der Hoffnung auf das Weihnachtsfest. Dem Knaben wird gesagt, wenn er das Christkindlein erblicke, sei's um die Gaben geschehen. Er lugt dennoch durch das Schlüsselloch:

Du also, lieb Mütterchen mein,
Du also bist Christkindelein.

II. Die Schule. Wo vordem Mönche hausten, mit Einer Hoffnung nur, aufs Grab, ist ein glühendes junges Herz eingeschlossen. Sehnsucht in die Ferne. Entbehren und Entsagen. Aber nähren nicht die Meister selbst, die dies anempfehlen, unser Herz mit hohen Idealen?

Ihr preiset Muth; ihr krönt das Selbstvertrauen,
Ihr ließt der Vorzeit Heldengröße schauen,
Und wenn ich frei dann träumt' mich zu ergeh'n,
Da hieß es gleich: „Lern' erst auf unserm Boden steh'n!"

III. Abgang auf die Universität. In ernstem Brüten begeht der Sänger das Abschiedsgelage, geneckt von den lärmenden Freunden, von Alltagsart, nicht lange gewählt, ganz wie sie Zufall schart, unserer Jugend Genossen zu werden. In nächtlicher Einsamkeit wird ihm ein bedeutungsvolles Omen. IV. Ankunft in der großen Stadt. Er fühlt sich einsam, von der Menge verschlungen. Maskensaal und Schaubühne eröffnen sich dem Staunenden, doch sein Ziel ist Erkenntniß.

Was bin ich, was der Hauch der in mir weht,
Der zitternd bangt, ob er auch fortbesteht.

V. Fünf Jahrtausende blicken hohnlachend auf den Forscher herab, der sich dem Kinderglauben entrissen. Die Fauste früherer Zeiten citirten Geister, unser Sänger beschwört den eigenen Geist allein. VI. Vergebens. Die Geschichte bietet nur eine Wiederholung des Menschengeschicks, das Jeder in sich selbst erfahren. Und von der Natur gewinnen wir nur Erscheinung und Oberfläche, „und jene traurig bitt're Lehre, daß sich ein Stäubchen winzig und vergessen mit unserer Wichtigkeit im Weltenraum kann messen." Nun aber Philosophie. Der Sänger folgt dem Meister auf des Berges Spitze.

Was sah ich mehr? — den Himmel über mir, hoch traun!
Wie sonst — und ob des Horizontes Kreis
Erweitert auch, doch Alles wie zerflossen
Im Grau des Nebels, den die Fern' ergossen!
Und seltsamlich, was Dieser Wahrheit rühmt, das schien,
Dem Andern blinden Wahnes Müh'n.
Ich hörte Worte, wunderscharf gespalten,
Getrennt, gedreht, entgegen jetzt gehalten,
Zum Bund vereint dann wieder nun.
Verstand ich euch? War's mehr als and'rer Klang und Name,
Wenn ihr vermeint, erfaßt nun tiefer sei,
Und so gelöst der Dinge Grund und Same?
Ihr fliegt so geisterhaft vorbei
Hin über eurer Worte luft'ge Brücken —
Ich aber möchte mit Entzücken
Nur Leben, Leben an den Busen drücken.

Also weg mit den Büchern! VII. Am Bett des Sterbenden. Die Verwandten, einfache Landleute, trösten sich mit religiösen Betrachtungen; der Sänger kann nicht glauben. VIII. Er wünscht sich ein Schwert, es der Natur auf die Brust zu setzen, daß sie erzittere und ihm ihr Geheimniß offenbare. Doch der Mensch ist ohnmächtig.

'S lohnt mehr vielleicht d'rum, wie sie flutet eben,
Des Blutes Strömung frei sich hinzugeben,
Frisch zu genießen weg ein luft'ges Leben.

IX. Liebe, die doch die Frage nicht beantwortet nach dem Geheimniß des Daseins.

Wozu, mein Lieb, der Balsamhauch,
Des Morgens frische Würze,
Das Tropfgefunkel hell am Strauch,
Des Waldbachs Silberstürze?
Aus Nebeln taucht das Wiesengrün,
Die Sonne äugelt nieder,
Es summt und surrt und d'rüber zieh'n
Der Lerche Ätherlieder.
Wozu, wenn wir sterben, sterben müssen
Und von all dem Zauber nichts mehr wissen?!
Wozu der Trieb, der forscht und sinnt,
Und über Trümmern brütet,
Und jeden Schatz, den er gewinnt,
Mit ems'ger Sorge hütet?
Wozu des Geistes stolzer Flug
Nach aller Schöpfung Ferne,

Tief unter uns der Wolken Zug
Und über uns die Sterne?
Wozu rc.

Wozu des Herzens Sturmesschlag,
Der Liebe süß Verlangen,
Bis einst enttaucht der schönste Tag
Dem Purpur schäm'ger Wangen?
Dies heiße Ringen ohne Streit,
Dies Träumen ohne Schlummer,
Dies Beben ohne Bangigkeit,
Dies Weinen ohne Kummer?
Wozu rc.

X. „Kein Erdenweib mehr, eine Muse nur." XI. Musik. XII. Wildester Lebensgenuß. Ball mit lockern Mädchen. Hazardspiel. Kirchhofsgedanken. Reue. Betäubung durch neuen Genuß. „Und wie in sternenloser Nacht und schwarzer Leere Sank's lastend auf mich ein von dumpfer Schwere!" XIII. Versuch, sich ins Joch des Geschäftslebens zu spannen. Vernichtende Niedrigkeit der Alltagswelt. Ihre Gestalten mit Hiob's Freunden verglichen. XIV. Rückkehr zur Einsamkeit. Die Natur hat für den Sänger keine Reize mehr, er ist zu tief in sich versunken.

Sein oder denken, das ist dieser Tage
Gewichtig schwere Hamletsfrage:
Ob unser Denken nichts als nur die Woge,
Die irre, deren brandende Umarmung
Der Felsen „Welt", dies trutzig fremde Sein
Mit Stolz zurückweist? Ob Namen erst
Den Zauber sprechen, daß dies Stoffgebilde
Das reiche Formenspiel der Wesen, trete
In Wirklichkeit vor unser Aug' und Ohr,
Zum wahren, einz'gen Sein gestempelt so
Durch uns're Kraft, die mit dem Riesennetz
Des Raumes und der Zeit, mit raschem Flechtwerk,
Ans brausende Gestade eilt, zu fangen
Die Welt, den großen Leviathan, d'rin?
— — — — — — — —

Denken!
Erkennen dann! — Ach, was du nennst Erkennen,
Eindringen hinter Formen und Erscheinung
Mit Formeln, Schluß, auf überird'schen Minen (?)
Mehr fühlen wollen als der Nerv empfindet,
Mehr sagen als ein luft'ger Laut bezeichnet,
Das ist die Lust, zu sein auch jenes Ding,
Was dein Gedank' umschlingt mit brünst'gen Armen,
Zu sein, was du nicht bist, ein and'res Wesen,
Und in dem Andern selber Du zugleich!

Es lebt in dem Sänger wol noch die Erinnerung, daß einst die Welt schön war, aber wohin ist sie gekommen?

Ein schwarzer Traum
Das ist der Menschenseele Einsamkeit!
Ein Schreckgefühl, das plötzlich uns durchschauert,
Wie's den mag packen
Und tigerhaft ihm zerfleischen den Nacken,
Der lebendig eingemauert
Aufrasend in Verzweiflung schreit, —
Das Graun, das ich mit meinem Sein,
Mit mein'm Ich im ganzen All bin einsam und allein!

Langentbehrte geliebte Verwandte besuchen ihn; sie können ihn dem Leben nicht wiedergeben. Empörung! ruft er durchs All, Empörung! Doch Niemand hört ihn. Oder hört ihn ein Gott, ein großer Himmelssultan, der herablugt auf der Wesen babylonische Sprachenwirrniß?

Schlau lächelnd, daß mich der Sturm nicht versteht,
Und das Meer nicht den Sturm,
Und die Wolke das Meer nicht,
Und der Berg nicht die Wolke,
Geschmiedet all' in ferne Schmerzenseinsamkeit?

XV. Was weiß ich von dir, von dem die Sage geht, daß du den Menschen nach deinem Ebenbild erschaffen?

Dritter Theil. Requiem. Die ganze Welt ist dem Sänger ins alte Chaos versunken. Warum trifft nicht auch ihn Vernichtung? „Die Völker sterben, die Götter sterben, nur immer übrig bleibt allein der Mensch."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Morisken.

Die abenteuerlich-glanzvolle Zeit der maurischen Herrschaft ist in Liedern und Romanen nach allen Richtungen hin ausgebeutet; an einer in allen Beziehungen befriedigenden wissenschaftlichen Darstellung dieses bunten Lebens fehlt es aber noch immer, obgleich manche einzelne Punkte bereits in besondern Monographien auf eine gediegene und gehaltreiche Weise behandelt sind. Einen neuen Beitrag zur Geschichte der Araber auf der pyrenäischen Halbinsel erhalten wir in folgendem Werke „Histoire des Mores Mudejares et des Morisques, ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens" von Circourt. Es handelt sich in diesem umfangsreichen Werke — es umfaßt drei Bände — um die Geschichte der traurigen, aber an interessanten Episoden überreichen Kämpfe, welche auf die Vernichtung der arabischen Nationalität abzielten. Wir wohnen hier dem letzten Auflodern des maurischen Geistes bei. Der Sinn der Unabhängigkeit, der sich in den Morisken regte, die riesigen Anstrengungen, durch welche sie, so lange es gehen wollte, ihre Selbständigkeit aufrecht erhalten wollten, und die blutdürstige Wuth ihrer Verfolger bieten eine reiche Fülle zu einer mannichfaltigen und unterhaltenden Darstellung. Aber die Arbeit Circourt's ist nicht blos auf Unterhaltung berechnet, sondern kann selbst wissenschaftliche Bedeutung in Anspruch nehmen. Wir erhalten eine genügende Zusammenstellung vorzüglich der spanischen Quellen, welche um so dankenswerther ist als die spanischen Werke, welche hier benutzt sind, im Allgemeinen weniger zugänglich sind.

Zur Geschichte der Revolutionszeit.

Die „Histoire parlementaire de la révolution" von Buchez und Roux ist vorzüglich dadurch von so großer Bedeutung, daß wir nicht nur eine Zusammenstellung der wichtigsten parlamentarischen Verhandlungen, welche schon der Titel verheißt, sondern auch die interessantesten Auszüge aus den Zeitblättern und Flugschriften erhalten, deren Einsicht man sich sonst nur sehr schwer würde verschaffen können. Freilich muß man dafür auch die leidige Sucht der französischen Historiker, Alles nach ihrer beschränkten Parteiansicht zu modeln, mit in den Kauf nehmen. Dies zeigt sich nicht nur in einer gewissen Willkürlichkeit der Auswahl, welche nach Gutdünken einschlagende Stellen hervorhebt oder ausläßt, sondern selbst in handgreiflichen Verdrehungen, wie deren der gewissenhafte Wachsmuth den radicalen Verfassern mehr als einmal nachgewiesen hat. Gegenwärtig erhalten wir eine neue Ausgabe des ganzen umfangreichen Werks, bei welcher hoffentlich die Gebrechen, die ihm ankleben, mehr verwischt wurden. Dafür scheint der Umstand schon zu sprechen, daß Buchez sich bei dieser neuen Umarbeitung drei neue Mitarbeiter beigefügt hat. Es sind dies J. Bastide, Bois-le-Comte und A. Ott. Der Erste steht an der Spitze des republikanischen „National", der Zweite hat sich als Publicist bekannt gemacht und Ott ist Verfasser mehrer historischen und philosophischen Handbücher. Das ganze Werk wird in seiner neuen Gestalt aus 25 Bänden bestehen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 106. —— 16. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 105.)

Das Recht, allgemeine Principien in Persönlichkeiten lebendig zu machen, kann dem Dichter nicht abspenstig gemacht werden, es ist eins seiner größten Rechte. Eugen Sue hat dieses vielfach vernachlässigte Recht wieder angewendet. Eine Einwendung, ein Rodin existire nicht, der Jesuitismus habe nicht operirt wie Eugen Sue schildert, ist ohne Erfolg. Der Jesuitismus kann auf der Basis seiner Grundprincipien unter ähnlichen Verhältnissen so operiren, er kann einen Rodin zeugen und in ihm eine Incarnation seines Princips feiern. Rodin ist, wenn auch keine Wirklichkeit, doch eine Möglichkeit, eine poetische Wahrheit. Sue hat den Jesuitismus nicht romantisch, sondern pratisch angegriffen, er hat ihn aus sich selbst entwickelt. Er behauptet nicht, daß alle Jesuiten so sind wie Rodin ist, aber er weist nach, daß sie so sein können. Es besitzen nicht alle Jesuiten die Fähigkeit, den Muth, die Nichtswürdigkeit, die gefährlichen Waffen in Gebrauch zu nehmen, welche das finstere Rüsthaus ihres Ordens enthält; darum sind es nicht Personen, welche Eugen Sue angreift, sondern Institutionen, es ist der abscheuliche Geist der Constitution der Gesellschaft Jesu, es sind die Bücher ihrer classischen Theologen, welchen Eugen Sue versucht hat einen lebendigen Ausdruck zu verleihen. Dies ist ihm überraschend gelungen. Sein Buch hat gerade durch diese Partie das größte Glück gemacht, obwol wir sie nicht als die feinste und beste bezeichnen wollen, denn jedenfalls stehen die Charaktere, welche Sue aus dem Jesuitismus entwickelt, weit über den Begebenheiten, welche er durch dieselben hervorbringen läßt. Die Charaktere sind wahr; die Begebenheiten, die Ereignisse incliniren noch immer zu Romantik.

Erinnern wir uns hier an die Grundlagen des Dramas. Es zeigt sich ein Kampf, der zwischen dem Jesuitenorden, diesem schon durch seine Dauer wie durch die Beharrlichkeit seiner Absichten, die Selbstverleugnung der Mitglieder bei Vollführung des gemeinsamen Werks und dadurch, daß er nöthigenfalls alle Grundsätze, die ihm im Wege sein würden, aus den Augen zu setzen weiß, so wichtigen Vereine einerseits und zwischen einer Familie andererseits, deren Mitglieder einander zum Theil fremdbleiben, sich fast immer vereinzelt vertheidigen und, statt alle ihre Kräfte und ihr ganzes Nachdenken auf den Gegenstand ihres Strebens zu vereinigen, durch die bei Allen, die im Weltgetümmel leben, gewöhnlichen Leidenschaften zerstreut, geschwächt, getrennt sind, stattfindet. Zum Bundesgenossen hat Sue ihnen allerdings einen romantischen Spuk, eben den ewigen Juden gegeben, aber der romantische Spuk siegt nicht über den praktischen Jesuitismus. Die Anlage des Romans ist jedenfalls einfach genug für die weitläufige Ausführung, einfach im Auseinandergehen der einzelnen Romane, wenn auch kein organisches Ganze. Der Zweck des Kampfes ist keine Idee, kein Princip, sondern der Besitz einer ungeheuern Erbschaft, die durch den Marius v. Rennepont sämmtlichen Mitgliedern seines Geschlechts im J. 1682 vermacht wurde. Hr. v. Rennepont war zu seiner Zeit ein Opfer des Jesuitismus geworden, er hatte aufgehört Katholik zu sein „comme si le catholicisme tout entier lui eût paru solidaire des crimes de cette société", er hatte die Macht der Vereinigung begriffen und wünschte, daß seine Nachkommen Nutzen von ihr ziehen möchten. Hr. Marius v. Rennepont verfügt über die von seinem Vermögen geretteten 50,000 Thaler einige Stunden vor seinem Selbstmorde, und zwar so, daß sie anderthalb Jahrhunderte für spätere Erben, ohne daß diese etwas davon wissen, verwaltet werden sollen, die in dieser Zeit auf Zinsen gehäufte Masse soll dann nach Ablauf dieser Zeit an die Nachkommen gewisser Seitenverwandten des Hrn. v. Rennepont übergeben werden, und zwar nur an Die, welche persönlich erscheinen werden. Diese persönliche Erscheinung wird von dem Erblasser zur Pflicht gemacht, damit sich seine spätern Erben, von denen er voraussieht, daß sie sich in den verschiedensten Ständen der menschlichen Gesellschaft befinden werden, wo möglich eine Vereinigung bilden. Es lassen sich von juristischer Seite gegen die Möglichkeit eines solchen Testaments, unter den gegebenen Umständen, und von ökonomischer Seite gegen die Möglichkeit der Ausführung der Vermögensverwaltung ziemlich starke Bedenklichkeiten erheben, aber wir wollen darüber hinwegsehen und nur einen Blick auf die Personen werfen, welche der Dichter im Kampfe um die große Erbschaft in Bewegung gesetzt hat.

Einige Monate vor dem bestimmten Termine besteht die Familie Rennepont aus sieben Personen, welche der Dichter durch alle Stufen der Gesellschaft vertheilt, um eben an ihnen die Zustände und Einflüsse dieser Gesellschaft nachweisen zu können.

Obenan das Fräulein Adrienne von Cardoville. Der Dichter hat über diese Erscheinung ein brennendes, glänzendes Colorit verbreitet. Zum Grunde liegt ihr die Idee des praktischen Pantheismus, er idealisirt sich in ihrem ganzen Wesen. Sie ist eine Sensitive, die alles Unschöne verabscheut, ihr Gefühl, ihr Nervenleben ist auf das zarteste organisirt, sie möchte die Schönheit zum Herrn der Welt machen und über Alles einen ästhetischen Duft verschwenden. Eugen Sue sucht in der Adrienne das Princip des Hellenismus zur Anschauung zu bringen, aber er legt ihr auch eine sittliche, großartige Idee unter und ihr Charakter erscheint uns als eine wunderbare Vermischung des griechischen Schönheitsgeistes und der christlichen Liebe. In ihrem Verhältniß zu dem armen „Knirps" siegt das Princip der thätigen Menschenliebe über den Schönheitsgeist, sie, die sich nur mit Schönem zu umgeben bemüht ist, überwindet sich, den häßlichen „Knirps" zu ihrer Freundin zu erheben. Heinrich Leo charakterisirt die Adrienne in der „Evangelischen Kirchenzeitung" folgendermaßen:

Sie ist ein Wesen, welches gewaltige politische Sympathie mit den Leiden der armen Classen hat (die allerdings auch ein sehr dunkles Loch in eine ästhetische Fassung des sittlichen Lebens bohren), das die Ehe als eine zu rohe Form und Fessel verachtet, aber dafür beim Anblick des indischen Bacchus in einer Gefühlsregung schwellt, die eine schon ganz überreife und corrumpirte Phantasie voraussetzt; da diese Erregung, beim rechten medicinischen Namen genannt, nur eine gewisse geistige Liederlichkeit ist.

Er hält Adrienne für eine „sittliche Caricatur". Wir können uns zu diesem Urtheile nur im Gegensatze befinden. Sue hat in der Adrienne das Ideal eines Weibes schaffen wollen, eines Weibes, in dem die schöne Sinnlichkeit und der Geist sich die Wage halten; sie erscheint empfänglich für jede gute Gesinnung, ergriffen von allem Schönen und Großen, gefühlvoll, aber charakterfest, sinnlich, aber ruhig. In ihrer Liebe zu Djalma, in dem brünstigen Aufjauchzen einer unverdorbenen Natur, welche die ganze Göttlichkeit der Liebe ahnt, können wir keine „überreizte und corrumpirte Phantasie" erkennen, weit eher erscheint uns „die Marotte selbstgemachter, künstlicher, anwidernder Pruderie", mit der sie sich Djalma gegenüber verhält, bis endlich im Braut- und Todtenbett der Cultus der Liebe im Tode gefeiert wird, als ein Makel an dieser Erscheinung, als eine Unvollständigkeit dieses sonst erhabenen, idealisirten Charakters. Mag Adrienne sich gegen Heinrich Leo mit ihren eigenen Worten vertheidigen:

Sans doute, je ne vis comme personne, je ne pense comme personne; je suis choquée de choses, qui ne choquent personne; mais qu'est ce que cela prouve? que je ne ressemble pas aux autres .... ai-je mauvais coeur? suis-je envieuse, égoiste? mes idées sont bizarres, je l'avoue, mon Dieu, je l'avoue, mais enfin, Monsieur Baleinier, vous le savez bien, vous... leur but est généreux, élevé...

Der Prinz Djalma ist der Gegenstand ihrer Liebe. Es scheint als ob Eugen Sue geglaubt habe, ein Mann, im Kreise europäischer Civilisation gebildet, könnte der Liebe seiner Adrienne nicht würdig sein. Sue will in seinem Djalma einen Naturgott, einen Bacchus, in dem ein volles, springendes Leben pulsirt, malen. Wir möchten nicht sagen, daß ihm dieser Charakter allzu sehr gelungen ist. Wie kann eine Adrienne einen Djalma vergöttern, der eben nur als physische Kraft, als roher Edelmuth erscheint? Hat ihre Liebe nicht viel feinere Spitzen, verlangt der Cultus ihrer Liebe nicht einen ganz andern Tempel als einen solchen, wie er in der orientalischen Welt den Weibern angewiesen ist? Zwar sucht Sue den Djalma über die Brutalität seines orientalischen Stammlandes zu erheben und ihn regiert werden lassen von der schroffen Geradheit allgemeiner Instincte, aber nichtsdestoweniger ist es dem Dichter nicht gelungen, in dem Djalma eine Gestalt zu schaffen, welche den Eindruck eines Apollo machen könnte. Leo nennt den Djalma einen „thierisch leidenschaftlichen Menschen". Wir treten ihm in dieser Charakterisirung vollkommen bei. Djalma erscheint uns nur als von Naturtrieben, durchaus nicht von einer sittlichen Idee getragen, und es ist zwischen ihm und einer Adrienne durchaus kein Verhältniß zu finden.

Ein anderer Erbe ist der Fabrikbesitzer Hardy. Ein Mann mit starker Erregbarkeit und einem ausgezeichneten Kopfe ausgestattet. Seine Mutter, sagt Eugen Sue, nannte ihn eine Sensitive, eine Organisation von ungemeiner Feinheit und Zartheit, ebenso herzlich, ebenso liebevoll wie edel und großmüthig, aber ebenso reizbar, daß sie sich bei der geringsten Veranlassung in sich selbst zurückzieht. Ganz abgesehen von der persönlichen Schilderung Hardy's hat Sue es versucht, in dem Verhältnisse dieses Mannes zu seinen Fabrikarbeitern socialistische Plane zu entwickeln. Die Fabrik Hardy's ist ein socialistischer Staat im Kleinen. Gegen ihren Herrn und ihr Princip wird ein Zerstörungskampf unternommen, den Sue vortrefflich gezeichnet hat. Die Schilderung der Hardy'schen Fabrikanlagen soll den Beweis liefern, wie sehr die Durchführung des reinen Associationsprincips im Interesse Aller ist. Sue liefert in ihr ein Bild, wie es dem Dichter gestattet sein kann, in der Wirklichkeit aber würde dasselbe im Kampfe gegen die Überwucht der es umlagernden egoistischen Interessen immer als eine Illusion erscheinen müssen. Freilich sucht Sue auch den Egoismus zu interessiren, indem er sich nachzuweisen bemüht, „daß Speculanten zugleich eine menschenfreundliche, edle, segensreiche Handlung verrichten und ihr Geld zu fünf Procent anlegen würden, wenn sie sich zur Errichtung von Gemeinhäusern verständen", aber was beweist Eugen Sue anders in diesem Vorschlage als daß ihm die Tiefe der socialistischen Principien und Probleme noch vollkommen fremd geblieben ist?

Eine andere Hauptfigur und zugleich Erbschaftstheilnehmer ist der Abbé Gabriel. Ein Vertreter des romantisch-idealisirten Christenthums, ein Stück Urchristenthum, eine Art Johannes wie er an der Brust des Herrn lag. Uns erscheint diese Gestalt als vollkommen verfehlt. Sue gibt durch sie den Beweis, daß er nicht im Stande ist, über die Grenzen der christlichen Weltanschauung hinauszusehen, es ist nicht der Mensch, der freigewordene, selbstbewußte Mensch, sondern der gläubige Diener einer geoffenbarten Religion, welcher hier in Gabriel verherrlicht wird. Sue wollte der Tücke und Nacht des Jesuitenthums den Glorienschein eines reinen christlichen Priesters entgegenstellen und so werden denn die Grundlagen und Consequenzen des Christenthums in allgemeine, durchaus unbestimmte Phrasen verflüchtigt. Wie bei vielen Franzosen, scheint auch bei Eugen Sue ein Act von religiösem Communismus die höchste Möglichkeit zu bleiben. Weil Gabriel den reinen Christenbegriff repräsentiren soll, muß er ganz nothwendig aufhören menschlich zu sein, sein ganzes Wesen, seine ganze Erscheinung wird denn auch übermenschlich. Er ist so übermenschlich gezeichnet, daß jeder fest auf seinen Füßen stehende Mensch sich von einem solchen Christenthume dispensiren und dasselbe nur als krankhafte Exaltation betrachten wird. Andererseits aber hat Sue auch den übermenschlichen Standpunkt nicht durchgängig festhalten können und der reine christliche Priester läßt sich zuweilen von Motiven bewegen, die nichts weniger als christlich sind, läßt sich sogar von einer besondern Eitelkeit beherrschen. Er soll angeblich den höchsten geistigen Muth besitzen, er soll vor keiner Aufopferung und vor keiner Erniedrigung zurückbeben, aber dessenungeachtet schauert er, nachdem er bereits die Einsicht in die jesuitischen Nichtswürdigkeiten gewonnen hat, vor dem Gedanken zurück, daß man ihn für eigennützig halten könne, wenn er das den Jesuiten gegebene Versprechen seines Vermögens wieder zurücknehmen würde. Um also nicht bei den Schurken als eigennützig zu erscheinen, vermehrt er wissentlich die Sicherheit und Macht dieser Schurken. Durch seine abstracten Moralismen vermehrt er die praktische Macht des Schlechten. Ja, der Charakter Gabriel's ist vollkommen lebensunfähig und Eugen Sue hat in dieser Apologie des Christenthums, welches zugleich eine Aufgebung jedes bestimmten Christenthums ist, durchaus nichts Anderes als ein Monstrum liefern können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das hohe Lied. Von Titus Ullrich.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Vierter Theil. I. Der Sänger besucht seine Heimat. Die Erinnerung seiner Jugendfreuden und Jugendträume macht es ihm nur klarer, daß sein Leben ein verfehltes sei. II. Waldeinsamkeit. Wunderbare Ahnungen bewegen den Dichter. Ist etwa der Mensch ein Anderer als er scheint? Er erblickt zuerst das Meer; Seefahrt. Hellende Wirkung derselben. Gewinnt etwa der Seele eigenster Gehalt erst dann Gestalt, wenn Schwingen auf der Tiefe ruht? Wird etwa des Lebens Flamme den Menschen erst dann erhellen, wenn sie ruhiger weiter brennt? „Hegt noch mein Geist ein Element, aus dem Versöhnung mir mag quellen?" III. Alpenwelt. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Aber er war es. Glanzvoll umgab ihn die Welt, unsäglich hehr, geheimnißvoll.

Da trat der Mensch,
Der einsam bange Mensch,
An der Begeist'rung Strom und schöpfte
Johannes Baptista
Die heil'ge Flut und taufte: — Götter!

Die Natur schmiegt sich an unsere Brust, als sollte sie erst in ihr zu wahrem Sein erwachen; es ahnt der Mensch seine eigene Majestät. Doch

Der Völker Stimmen vernehm' ich —
Wie Kindergelalle klingt es:
Gott ist der Nil und der Ganges,
Gott ist die Sonne!

Und sie nannten Zeus dich,
Allah, Jehova,
Weltschöpfer und Lenker,
Und gaben dir Namen,
Menschbildliche Titel,
Je göttlicher — lust'ger!

Und nieder warf der Mensch
Sich, vor dem eig'nen Bilde nieder!
Hin gab er mit Freuden
Sein Herrenthum, — Alles,
Ein Zweiter zu sein nur,
Ein knieender Sklave
Viel lieber als — einsam!
Und stammelt Ehrfurcht und Zerknirschung
Und fühlet froh sich — Nichts!
Denn jenseit ist das Reich,
Bei den Göttern Kraft und Herrlichkeit
Amen!

IV. Eine arme Weberfamilie. Und ihnen soll der letzte Trost geraubt sein, die Religion? — Sie sind um die Erstgeburt betrogen, für das Linsengericht der Unsterblichkeitshoffnung — so mögen sie dem Bruder verzeihen und ihn auffodern, jetzt die Erbschaft ehrlich zu theilen. Mit frohem Blick sieht der Sänger wieder in die Natur: er fühlt von ihren Lippen den Kuß Endymion's.

Ha! bist du, Natur,
Nicht durch mich selber allein
Was du bist mir?
Nicht in mir selber allein?
Und wo, wo beginnst du?
Wo hör' ich auf?
Du in mir —
Ich in dir —
Mein volles Sein, umfaßt es
Nicht dich und Alles?

V. Der Sänger auf Reisen. Italiens und Griechenlands Herrlichkeit. Doch hier starb Sokrates. Hier bringt man den Göttern des katholischen Olymps Menschenopfer an Klosterjungfrauen. War nicht ein solches Menschenopfer das ganze Mittelalter mit seinem Mönchsglauben? Und jetzt noch diese fromme katholische Fastnachtspolonaise! Wohl uns! Alle diese alten Götter sind herabgestiegen von ihren Thronen, zu wohnen im Olymp der Kunst. VI. Rückkehr in die Heimat. Welche Rolle soll der Sänger spielen in der Welt? Es paßt für ihn keine. Das Stück, in dem er auftreten könnte, ist wol noch nicht geschrieben. Königsstadt. Huldigungsfest.

„Wir haben uns're Seelen Gott gegeben!
Verzeih', o Herr, uns Armen,
Und nimm in gnädigem Erbarmen
Du unsern Leib und unser Leben!"

Urzinen. Der Sänger führt den Dante durch unsere heutigen Lebenszustände; der Mann, der die Hölle gesehen, vermag den Anblick nicht zu ertragen und entflieht. Was ist unsere Weisheit?

„Ob's edler im Gemüth", zu sein was man begehrt,
Durch rege Kraft des Heiles werth,
Od'r zu bescheiden mit Gedanken sich,
Bis einst des Übels Druck von selber wich.

VI. Mene mene Tekel Upharsin. Erstürmung der Bastille. VIII. „Und immer übrig bleibt der Mensch allein." Sie haben ihn geschmäht, geschlagen.

Sie zogen aus, den Menschen zu ergreifen.
Und stellten ihn mit einem Dornenstreifen
Ums Haupt, mit eines Purpurmantels Spott
Zum Blutgericht vor ihren Fabelgott!

Vergebens. Schön ist die Natur — doch kann sie uns nicht mehr befriedigen.

Mich ruft der Mensch!
In diesem Namen ist die Welt erkannt,
In ihm sind wir uns eng verwandt,
In diesem Namen sind wir All' versöhnt,
Er ist's, der „In Hoc Signo Vinces!" tönt.

IX. Hymnus im Sinne des neuen Glaubens.

Fünfter Theil. Die Schöpfungsgeschichte der Religion der Zukunft. „Im Anfang war der Mensch, er war im All das All" und endlich

Das All ist sein Gehalt, sein Wesen Gotteswalten,
Die Freiheit seine Form und sein Entfalten!

So weit das Gedicht. Und nun unser Urtheil über dasselbe? Daß der Verf. ein Mann von vorzüglicher dichterischer Begabung sei, werden dem Leser schon die ausgezogenen Stellen bewiesen haben. Und man glaube nicht, daß sich deren nicht noch weit vollendetere hätten anführen lassen; der Raum nöthigte uns, unter denen, welche sich überhaupt auszeichnen ließen, die kürzesten zu wählen. Ferner kann Niemand verkennen, daß das Gedicht insofern eine wichtige Erscheinung ist, als es die Summe der radicalen Bestrebungen ins Kurze zusammenfaßt und gleichsam unter Einen Hut bringt. Aber gerade aus diesem Grunde haben wir nicht viel über dasselbe zu sagen. Wir haben seinen Inhalt für Freund und Feind ehrlich dargelegt: ein Urtheil über ihn aussprechen, hieße jene Bestrebungen selbst würdigen wollen, ein Unternehmen, das für diesen Ort zu weit aussehend wäre und für das überdies gewisse Gesichtspunkte vorher einer streng wissenschaftlichen Begründung bedürfen würden. Nur zweierlei Bemerkungen können wir nicht unterdrücken. Das Gedicht hat darin eine große Bedeutung, daß es den Pananthropismus — so dürfte der Verf. selbst seine Lehre bezeichnen — auf innere Lebensentwickelung gründen will. Auch werden wir wirklich durch eine lange Reihe von Seelenerfahrungen hindurchgeführt. Nur Eins vermissen wir — das religiöse Leben. Denn dieses soll doch nicht etwa mit der Entdeckung des frommen Betrugs, den dem Knaben am Weihnachtsabend die Mutter spielt, abgemacht sein? Und doch wäre es vielleicht die Hauptsache, darzuthun, daß auch das religiöse Leben sich in jenen Pananthropismus auflöse oder, um uns einer Schulformel zu bedienen, in ihm seine Wahrheit habe. Wir rathen dem Verf., diese Lücke bei einer zweiten Auflage auszufüllen; es könnte sonst ein Böswilliger meinen, dieselbe sei nicht zufällig und der Pananthropist habe überhaupt ein echt religiöses Leben noch erst in sich zu erfahren und umgekehrt als die Wahrheit seiner Lebensansicht anzuerkennen. Das ist eine von unseren Bemerkungen. Einige andere betreffen mehr das Gedicht als solches. Es ist gegen Gedichte dieser Art, welche den Menschen darstellen, wie er die höchsten Angelegenheiten seines Geistes im tiefsten Innern durchlebt, im Allgemeinen gewiß nichts einzuwenden; wir haben Goethe's „Faust" und „Prometheus" und die Byron'schen Sachen, die auch dem Verf. nebst dem „Hamlet", wie die angeführten Proben zeigen, häufig vorschweben. Aber damit nicht die Dichtung zu einer bloßen Äußerung herabsinke, ihre Kunstmittel in den Rang von rhetorischen Predigtkünsten treten und es den Anschein habe, als ob sie nur um der größern Eindringlichkeit willen der Prosa vorgezogen wäre, dürfte für solche Stoffe die dramatische Form zu wählen sein, in der sich der Dichter von dem monologisirenden Helden künstlerisch ablöst, mag auch übrigens, was derselbe ausspricht, seine eigene Herzensmeinung sein. Auch möchte das vorliegende Gedicht hinter den genannten darin zurückstehen, daß in diesen eine eigenthümliche Geistesrichtung, wie sie sich auf Veranlassung bestimmter Zeitverhältnisse ausgebildet hatte, zuerst ausgesprochen und damit eine gewisse Offenbarung ergangen ist, die entweder überhaupt außerhalb des Gebiets der Wissenschaft lag, oder eine Vermittelung durch dieselbe erst hinterher erwartete, während wir hier die Resultate eines sehr verbreiteten wissenschaftlichen Werkes vorgetragen finden und bei den Hauptstellen entweder an die verständigen Gründe derselben, die jenes entwickelt, zurückdenken, oder uns von ihnen angesprochen finden, als sollten sie als versus memoriales dienen. Endlich scheint uns der ganze Gegenstand für die dichterische Behandlung nicht geeignet zu sein. Sein ist die Losung dieser Weltansicht, und das Sein des Menschen, sagt sie, ist die That. Ist darauf nun gleich von vornherein zu erwidern, daß man somit nur in Gottesnamen sein möge, — wer hindert's denn? — ohne darüber so viel Umstände und Redens zu machen, so scheint eine dichterische Fixirung dieser Weltanschauung, die doch immer auf ein „Verweile doch, du bist so schön" hinausläuft, in ihrem eigenen Sinne für die frevelhafteste Unthätigkeit gelten zu müssen, und also eine Beförderung dieser Weltanschauung mittels der Dichtung eine contradictio in adjecto zu sein. Wir wurden auf diese Bemerkung durch eine Stelle am Schlusse des Gedichts selbst geführt, in welcher die Rede ist von der Sabbathruhe des Gott-Menschen, welche diesen zur Lagerstatt leite wie Hera den Zeus auf dem Ida, — was doch, wäre es nicht eben der dichterischen Form dieser Entwickelung Feuerbach'scher Philosopheme zuzuschreiben, wirklich gar zu sehr aus der Schule schwatzen hieße. **Wilhelm Danzel.**

Literarische Notizen aus England.

Die regenscheuen Helden.

Die in Nr. 92 bereits erwähnten „Sketches from life" von L. Blanchard enthalten folgende Anekdote. Blanchard und sein Freund Jerrold gingen ernstlich damit um, sich Lord Byron in Griechenland anzuschließen; sie wollten das Waffenhandwerk ergreifen und dem Dichter in der Befreiung Griechenlands beistehen. Manchen Abendspaziergang brachten sie mit Besprechung ihres Plans hin. Mitten in einem dieser Gespräche wurden sie einst von einem heftigen Gewitterregen überfallen, vor welchem sie unter einem Thorwege Schutz suchten. Als der Regen fortdauerte und ihre Geduld sich zu erschöpfen begann, knüpfte Blanchard seinen Rock zu und rief seinem Freunde zu: „Komm mit, Jerrold, was werden wir den Griechen nützen, wenn wir vor einem Regenschauer uns scheuen?" So brachen sie denn auf und ließen sich heroisch durchweichen. Ihren Heldenvorsatz brachten sie jedoch nicht zur Ausführung.

Veröffentlichung geschichtlicher Urkunden.

Die Königin von England hat zur Veröffentlichung der in ihrem Besitze befindlichen authentischen Urkunden in Betreff der Geschichte der Stuarts Erlaubniß ertheilt. Der Briefwechsel des Bischofs Atterbury wird zuerst erscheinen, und denselben unverweilt die Briefe und Papiere des Lords Bolingbroke, des Grafen v. Mar, des Herzogs v. Wharton und Anderer folgen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 107. — 17. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Die beiden Töchter des Herzogs von Ligny, die Zwillingsschwestern Rosa und Blanca sind ziemlich unbedeutende Erscheinungen, ihr Wesen ist krankhaft, ihre Zeichnung kann Frauen und jungen Mädchen Theilnahme einflößen. Man könnte meinen, daß Sue die Absicht habe zu zeigen, wie vortrefflich der Mensch auch ohne alle Kenntniß des Evangeliums, ohne bestimmten Religionsunterricht gedeihen könne, aber die Natur der beiden Mädchen kommt durchaus nicht zu etwas Rechtem, sondern bleibt in der Weichlichkeit und der Dichter sucht sich derselben, nachdem sie ihm und ihrer Umgebung durch ihre krankhafte Gefühlszartheit und Weltunkenntniß große Sorge gemacht haben, in einem Cholerahospital zu entledigen.

Noch ein anderer Erbe des Hrn. v. Rennepont ist ein Arbeiter, der, weil er einmal im Eifer der Arbeit auch das Hemd weggeworfen, den Namen couche-tout-nu, in vorliegender Übersetzung „Nacktimbett" erhalten hatte. In der Zeichnung dieses Menschen und in der Entwickelung seiner Lebenszustände beweist Sue wieder ein großes Talent. Die Entsittlichung des Proletariats weiß Sue auf die effectvollste Weise darzustellen, er zeigt uns den Kern einer vortrefflichen Natur, welche unter der Macht der Umstände immer tiefer ins Wüste und Liederliche bis zum gänzlichen Verderben herabgezogen wird. Das Verhältniß des Nacktimbett mit der „Zecherkönigin", die Zeichnung dieser pariser Figur und alle sich daran schließenden Scenen gehören zu dem Vortrefflichsten, was wir im „Ewigen Juden" finden und was wir uns entsinnen überhaupt gelesen zu haben. Sue's größte Kraft liegt in der Detailmalerei der pariser Lebenszustände, nicht in der Romantik, nicht in der Durchführung allgemeiner Principien. Die Erregbarkeit des Nacktimbett ist bedeutend, sein Charakter ist schwach, dadurch wird er den Machinationen des Jesuitenthums, welches sich hier des Thierbändigers Morok bedient, preisgegeben. Auch ihn ereilt das Fatum des Sue'schen Romans, nämlich die Cholera. Heinrich Leo meint, „ein tüchtiges Arbeitshaus sei die beste Cur für solche Subjecte".

Diesen Figuren steht nun das Interesse und das Princip des Jesuitenthums gegenüber. Zuerst wird dasselbe durch den Marquis von Aigrigny repräsentirt, nachdem dieser aber ungeschickt manoeuvrirt hat und am Ende seiner Weisheit angekommen, entpuppt sich plötzlich der Held des Romans, der Jesuit Rodin. Was Aigrigny nicht vermocht hat durch gewaltsame Mittel, will er erreichen. Wodurch? Durch les immenses ressources d'anéantissements mutuel ou partiel, que peut offrir le jeu des passions humaines habilement combinées, opposées, contrariées, dechainées, surexcitées etc. Er bedient sich zur Erreichung seiner Plane ziemlich phantastischer Figuren, des ostindischen Mordgesellen Faringhea, des Thierbändigers Morok, des verstellten Simpel im Hause des Marschalls v. Ligny, die allerdings häufig nur als äußerliche dii ex machina erscheinen, um die Fäden gerade so zu drehen wie Sue sie für seine besondern Zwecke haben muß. Wenn nun aber Eugen Sue auch durch diese romantische Maschinerie den Beweis liefern mag, daß seine Kräfte in Beziehung auf höhere künstlerische Leistung durchaus unzureichend bleiben, so bleibt eine Zeichnung wie Rodin doch immer noch bedeutend genug, um ein allgemeines Interesse einzuflößen. Teuflische Ehrsucht, versteckte Heuchelei, eigensinnige Beharrlichkeit, die vielleicht aus dem Gefühle der Kraft des Ordens entspringt, Gleichgültigkeit hinsichtlich der Wahl der Mittel, die stets durch den Zweck geheiligt werden, und endlich unerschöpfliche Erfindungsgabe und erstaunliche Klarheit eines stets auf Verfolgung eines und desselben Planes gerichteten Geistes sind die Hauptzüge in Rodin's Charakter. Rodin ist das Gegenstück Gabriel's, Beide bewegen sich auf dem Boden des Christenthums; in Rodin zeigt sich die Absicht, sich an die Spitze des Jesuitenordens und von diesem Punkte aus an die Spitze der römischen Kirche zu schwingen, um dann den Jesuitenorden selbst zu absorbiren oder vielmehr die römische Hierarchie und den Jesuitenorden zu identificiren; in Gabriel die größte Anspruchslosigkeit und Verzichtleistung auf die Güter dieser Welt. Man könnte sagen, ebenso übermenschlich wie Gabriel gezeichnet sei, sei auch Rodin gezeichnet, ebenso wenig wie ein Gabriel in der christlichen Kirche existiren könne, könne auch ein Rodin existiren; aber dieses im Allgemeinen zugegeben, so ist doch im Beson-

dern zu bemerken, daß Sue den Rodin nicht wie den Gabriel aus allgemeinen verschwommenen Phrasen zusammensetzt, sondern ihn ganz bestimmt aus einer positiven Grundlage, aus den Basen des Jesuitenordens, entwickelt. Rodin ist eine Verkörperung der jesuitischen Grundsätze, die, wie sie vereinzelt durch die Jahrhunderte auf die Menschheit wirkten, in einer Individualität zusammengetragen, hier in einem bestimmt abgeschlossenen Kreise ihre Zähigkeit und Macht beweisen. Das Recht, so zu verfahren, wird Niemand dem Dichter absprechen mögen, wenn er auch, wie schon bemerkt, vor dem Tadel künstlerischer Unzulänglichkeit sich keineswegs hüten konnte.

Es ist natürlich nicht möglich, alle jene Personen hervorzuheben und zu charakterisiren, die in der Welt des „Ewigen Juden" bunt durcheinander laufen; es sei genug, daß derjenigen, die ein hervorstechendes Interesse in Anspruch nehmen, Erwähnung geschehen ist. Über die allgemeine Bedeutung des „Ewigen Juden" ist schon oben geredet worden, allein Eugen Sue hat in einem Nachworte noch die besondern Punkte hervorgehoben, um deren Auseinandersetzung es ihm vorzüglich zu thun gewesen ist. Abgesehen von seinen Operationen gegen den Jesuitismus will er 1) gezeigt haben, daß Weiberarbeit schlechter bezahlt werde und die schrecklichen Folgen dieser Unzulänglichkeit, 2) habe er neue Sicherheit verlangt gegen die leichte Möglichkeit, Jemanden in ein Irrenhaus zu sperren, 3) daß der Arbeiter der Rechtswohlthat in Betreff der „Freiheit unter Bürgschaft" theilhaftig werden könne. Endlich hat er es noch versucht, wovon schon oben die Rede, die Einrichtung eines Gemeinhauses für Arbeiter praktisch darzustellen.

Auf diese vier Punkte laufen allerdings die socialen Elemente des „Ewigen Juden" hinaus, aber so ungenügend sich in ihnen auch der sociale Zustand der Gegenwart darstellt, so wichtig sind sie dennoch und so bedeutend ist Sue in der Entwickelung jener ergreifenden Situationen, die in ihnen ihren Ursprung finden, denjenigen gegenüber, in welchen Sue allgemeine Principien verlebendigen will. Eugen Sue ist erfaßt von dem socialphilosophischen Geiste der Gegenwart, er ist hineingedrungen in seine poetischen Schöpfungen, abr Sue hat es noch nicht zur Dichtung im Großen, im Ganzen bringen können, es ist das Detail, in dem er Bedeutendes leistet und in dem er sich verliert. Sue erkennt sociale Gebrechen, aber er ist nicht im Stande, in den Zusammenhang derselben einzudringen und die volle Wahrheit darzustellen; wo er ohnmächtig wird, greift er zur Romantik. Es ist in ihm ein Streben und ein bedeutsamer Anfang, aber nichts weniger als eine Vollendung. Seine neuern Romane haben einen tiefern Sinn als die momentane Befriedigung des Neugierkitzels, aber sie sind nicht aus einem Gusse, sie zeigen nicht die sichere Hand eines Meisters, sondern ein stetes Schwanken und Schweben, sie sind nicht Gestaltungen, losgelöst von einer durch das klarste Bewußtsein beherrschten und geregelten Phantasie, sondern die Phantasie geht in ihnen mitunter in Phantastik über und wenn sich zuweilen in ihnen das Leben in seiner ganzen Realität erkennen läßt, so sorgt der Verf. doch auch immer wieder für romantischen Nebel, um einen freien Überblick unmöglich zu machen und um seine eigene Schwäche, seine große Unsicherheit in den Principien, zu verhüllen. Begierig sind wir indeß, ob und wie er seine Fehler in seinem neuen Roman, den „Sieben Todsünden" vermeiden wird.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung, Nr. 108.)

Der Tribun. Geschichtliches Taschenbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Adolf Bock. Hanover, Kius. 1846. 16. 20 Ngr.

Hören wir zunächst was der Verf. mit diesem Buche beabsichtigte, um sodann in der Kürze anzugeben was er erreicht hat. Er wollte „in einer so redseligen Zeit nicht der einzige Stumme sein, der bei den Dingen, welche in der Welt vorgehen, mit den Händen, wie die Stumme von Portici, nur gesticuliren mag"; er hat es daher versucht, „auch eine Ansicht unter Ansichten zu äußern". Er bietet dem Leser historische Stoffe, „weil es vorläufig in Deutschland noch nöthig zu sein scheint, den Sack zu schlagen, wenn man den Esel meint". Dabei gilt ihm die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen Alles. Der Verf. bestrebte sich, „für das größere gebildete Publicum zu schreiben, Stoffe, die in der gelehrten Welt schon mannichfach genug abgewogen zu sein schienen, um im Resultat ergriffen zu werden, für Diejenigen zugänglich zu machen, denen die Welt der Folianten und des gelehrten Apparats fern liegt"; seine Tendenz war, aus dem Volke für das Volk zu reden und die Höfe planmäßig bei Seite zu lassen.

Löblich ist es, bei den Dingen, die in der Welt vorgehen, nicht blos mit den Händen zu gesticuliren; doch scheint der Vergleich mit der Stummen von Portici zu hinken, da gerade diese dem Opernpublicum wohlbekannte Demagogin durch ihre stummen Geberden eine mächtigere Beredtsamkeit entfaltete als gar viele mit normalen Sprachwerkzeugen versehene Individuen. Der Verf. wollte eine Ansicht unter Ansichten äußern; das ist auch bisweilen geschehen und zwar in klarer, verständiger Weise, aber ohne besonders anregende Kraft. Ansichten über geschichtliche Ereignisse müssen piquant sein oder aus einer tiefen Auffassung entspringen, wenn sie für das gebildete Publicum Werth haben sollen. Historische Stoffe deshalb vorzuführen, um auf den Sack zu schlagen, wenn man den Esel meint, mag in einem mit der Censur behafteten Lande oft ein gutes Mittel zur Verständigung sein; in diesem Falle muß aber die Geißel sehr kräftig geschwungen werden und der Sack nicht zu dick gestopft sein, sonst dringen die Schläge nicht bis auf das Fell des Esels. Wegen der Welt der Folianten hat es schon lange keine Noth mehr; seit vielen Jahren wird die Geschichte dem „größern gebildeten Publicum" im bequemsten Formate auf die interessanteste Weise zugänglich gemacht; nicht zu gedenken der unübersehbaren Memoirenliteratur erinnern wir nur an Raumer's und Hormayr's Taschenbücher, die keineswegs blos für Fachgelehrte geschrieben sind. Gegen die Tendenz des Verf., aus dem Volke und für das Volk zu schreiben, ist nichts einzuwenden; wollte er aber die Höfe „planmäßig vermeiden", so mußte er den zweiten Pariser Frieden unbesprochen lassen; denn was er uns davon mittheilt, ist nur eine Reihe von Hof- und Ministerintriguen, bei denen das Volk auch nicht im entferntesten in Betracht kommt. Die übrigen vier Aufsätze handeln über Venedig, die Wiedertäufer in Münster, Henning Brabant und die Hofnarren, lauter Stoffe, von denen populaire Darstellungen bereits mehrfach bekannt sind. Eine nochmalige Bearbeitung dieser Materien müßte sich vor den

frühern durch augenscheinliche Vorzüge auszeichnen, um ihre Veröffentlichung zu rechtfertigen. Wir wollen sehen, ob dem Verf. diese Rechtfertigung gelungen ist.

Betrachten wir den ersten Artikel: Venedig. Die Geschichte dieses Staats bietet unstreitig viele anziehende Momente dar; diese hervorzuheben, die Eigenthümlichkeiten, die Macht, den Untergang der Republik in großen und ergreifenden Zügen zu vergegenwärtigen, ihre gewaltigen Persönlichkeiten und Ereignisse mit dramatischer Lebendigkeit zu schildern, ist gewiß eine lohnende Aufgabe für den Geschichtschreiber. Aber statt einer kraftvollen und hinreißenden Schilderung gibt uns der Verf. in möglichst kurzen Sätzen eine trockene Übersicht der Thatsachen von der Entstehung Venedigs bis zu seiner Einverleibung mit Östreich. Zur Probe diene folgende Stelle: „Der feurige Franz I., Ludwig's XII. Nachfolger, unterschrieb mit den Venetianern das zu Blois geschlossene Bündniß. Er kam 1515 nach Italien und der Kaiser Maximilian, der König von Spanien, die Schweizer und der Papst standen jenen wieder feindlich gegenüber. Die Franzosen und die Schweizer rückten von zwei Seiten auf Mailand; den Venetianern standen die Spanier feindlich gegenüber. Die Franzosen siegten in der Schlacht von Marignano über die Schweizer, die in ihre Gebirge zurückkehrten. Mailand blieb in der Gewalt der Franzosen. Maximilian Sforza ging mit einem Jahrgehalt nach Frankreich. Die Spanier räumten ohne sonderliche Waffenthaten das Feld und die Venetianer nahmen ihre alten Besitzungen ein" u. s. w.

Ein Stil dieser Art paßt ganz gut für einen gedrängten Leitfaden des historischen Unterrichts, nicht aber für ein Buch, welches sich vorsetzt, „aus der bewegtern Vergangenheit zu schöpfen, um dadurch Anregung, Ermunterung, Tröstung, Warnung zu gewinnen". In solchem Gewande kann die Geschichte Venedigs nur abstoßen. Wer möchte z. B. an den Verhältnissen der Republik zu Karl VIII. auch nur das geringste Interesse nehmen, wenn sie auf folgende Art dargestellt werden:

„Bei dem Kriege König Karl's VIII. von Frankreich gegen Sicilien blieb Venedig neutral, trotzdem daß sich der Papst an den Sultan Bajazet und der Sultan an die Republik gewendet hatte, um sie gegen den französischen König Partei nehmen zu lassen. Erst Karl's VIII. Glück machte sie auf die Gefahr für ganz Italien aufmerksam. Vereint mit Mailand trat sie dem Könige entgegen. Ihr Heer wurde zwar bei Foronovo von den Franzosen geschlagen, doch war es von Seiten der Letztern nur ein Durchschlagen; sie räumten, zumal die Venetianer zur See glücklich waren, Italien. Die leichtsinnige Politik Karl's VIII. drohte aber den Angriff auf Sicilien zu wiederholen: Mailand und Venedig suchten den in Frankreich befindlichen Kaiser Maximilian durch Subsidien gegen Frankreich zu gewinnen. Maximilian versprach Hülfe." So flach streift die Darstellung über jene wichtigen Begebenheiten hin und doch wäre gerade hier der richtige Ort gewesen, die subtile Staatsklugheit Venedigs anschaulich zu machen; die daselbst betriebene Coalition der Feinde Karl's machte Venedig zu einem Mittelpunkte der damaligen Welthändel; die schlaue Einleitung und kraftvolle Durchführung der gegen die Franzosen ergriffenen Maßregeln charakterisirt aufs treffendste den Geist der venetianischen Politik. Comines, der als französischer Gesandter in Venedig ungeachtet seiner eigenen Verschmitztheit überlistet und bis zum letzten Augenblicke künstlich hingehalten wurde, hat hierüber sehr anziehend geschrieben; ebenso hat auch Daru in seiner „Histoire de la république de Venise" diese diplomatischen Ränke nicht übergangen; hätte der Verf. den einen oder andern dieser Schriftsteller benutzt, so würde er dem Gegenstande wahrscheinlich mehr abgewonnen haben.

Wir wollen nicht verkennen, daß die übrigen Aufsätze etwas ansprechender sind als dieser erste; Einzelnes, wie die tolle Wirthschaft des Königs Johann Bockelsohn in Münster, ist recht gut beschrieben; das Gewirre der diplomatischen Verhandlungen in Paris findet sich hier möglichst in Ordnung gelegt, über die Hofnarren ist manche brauchbare Notiz mitgetheilt — aber im Ganzen schien uns das Buch nicht geeignet, seinen Zweck zu erfüllen und den Sinn für historische Lecture zu beleben. Dem Gebildeten, mit der Geschichte schon mannichfach Vertrauten bringt es zu wenig Neues; für andere Leser ist es nicht erwärmend genug und bietet zu wenig Unterhaltung, die doch selbst bei rein geschichtlichen Werken sehr wohl gewährt werden kann, bei einem geschichtlichen Volkstaschenbuche aber gewährt werden muß. 13.

Zur polnischen Literatur.

1. **Kołłątaj wrewolucyi Kościuszkowéj.** (Kollontaj während der Kosciuszko'schen Revolution.) Lissa und Gnesen 1846.

Während der polnischen Revolution von 1794, die noch heute in Polen fast nur nach dem Oberanführer die Kosciuszko'sche genannt wird, genoß der Kanonikus und Kanzler Hugo Kollontaj des Oberanführers Kosciuszko unumschränktes Vertrauen und stand deshalb unter den Häuptern der Revolution da. So sehr das polnische Volk damaliger Zeit in unbegrenzter Achtung Kosciuszko's selbst einig war, so getheilt waren die Meinungen über Kollontaj. Während die Einen in ihm einen großen von Patriotismus glühenden Charakter erblickten, erregte er bei Andern Mistrauen und ward wol gar — was in Polen freilich leicht geschieht — den Vaterlandsverräthern zugezählt. In vorgenannter Schrift kommt nun spät einer der persönlichen Gegner Kollontaj's zu Worte. Sie ist angeblich von einem Unbekannten verfaßt unter den Papieren eines angesehenen polnischen Staatsbeamten vorgefunden worden, sie enthält die ärgsten Schmähungen eines Mannes, der um die literarische Bildung der Polen wesentliche Verdienste hat, es wird Kollontaj geradezu Schuld gegeben, eigennützig das Vertrauen Kosciuszko's gemisbraucht, sich aus dem öffentlichen Schatze bereichert, ja wol gar das Volk zu den warschauer Gräuelscenen vom 28. Juni 1794 gereizt zu haben. Diese Anschuldigungen würden weit größeres Gewicht haben, wenn der Verf. der Schrift, der, wie er selbst sagt, manche Zurücksetzung von Kollontaj erfahren hat, bekannt wäre; so sind sie ohne Gewähr nur hingestellt.

2. Pieśni chrześciańskie religijne. (Christliche religiöse Gesänge.) Warschau 1845.

Diese Gedichtsammlung gehört zu den seltenen Zeugnissen des noch unter den Polen vorhandenen evangelischen Christenthums. Neben mehren altpolnischen Kirchenliedern finden sich hier die schönsten ältern und neuern deutschen Kirchenlieder von Gellert, Klopstock u. s. w. in polnischen Übersetzungen, zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienste geordnet. In einem Anhange sind salbungsvolle, in einfach evangelischem Sinne abgefaßte Gebete beigegeben.

3. Wspomnienia Włoch i Szwajcaryi przez *Bartłomieja Orańskiego.* Zwei Theile. Posen 1845.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung durch Italien und die Schweiz, Bartholomäus Oranski, früher Magister an der warschauer Universität, starb 38 Jahre alt im Mai 1843 zu Berdyczow im Hause des Fürsten Michael Radziwill, welcher dem gemüthlichen und geistvollen, besonders durch die Liebe zur Kunst ausgezeichneten Manne eine sorgenfreie Stellung bei sich gewährt hatte. Im Gefolge der Radziwill'schen Familie bereiste Oranski in den Jahren 1832 und 1839 Italien und die Schweiz, seine Beschreibungen bekunden ebensowol seinen tief religiösen Sinn, der überall an die Hinfälligkeit alles Irdischen erinnert wird, wie sein treffendes Urtheil über die Kunstdenkmäler des Alterthums und die Werke der Malerei und Architektur neuerer Zeit. Da die polnische Literatur an solchen in das Verständniß der Kunstwerke einführenden Schriften nicht eben reich ist, so verdient die Herausgabe dieses interessanten Nachlasses Dank.

4. **Podania i Legendy polskie, ruskie, litewskie zebrał** ***Lucian Siemieński.*** Posen 1845.

Diese Sammlung von polnischen Volkssagen und Legenden, die von einem der besten polnischen Erzähler der Gegenwart

unternommen worden ist, zeichnet sich vor den schon früher erschienenen ähnlichen Sammlungen eines Wojcicki, Jucewicz u. s. w. durch ihre Reichhaltigkeit aus. Zum ersten Male sind hier neben wenigen bisher ungedruckten alle bisher bekannten polnischen Sagen zusammengestellt, sowol die, welche sich in den Chroniken und Zeitschriften zerstreut befinden, als auch welche in den bisherigen nur die einzelnen Landestheile Altpolens berücksichtigenden Sammlungen bereits befindlich waren. Daher kann aus dem vorliegenden Werke eine so ziemlich vollständige Ansicht von dem ganzen Sagenreichthume der Polen gewonnen werden. Zu loben ist, daß der Herausgeber die Sagen einfach und treu im Volkstone ohne jede weitere Ausschmückung hinstellt, was der im vorigen Jahre von dem bekannten Literaten San Marte (Schulz) deutsch veranstalteten „Sammlung großpolnischer Volkssagen" nicht nachgerühmt werden kann.

5. Pisma *Julii Goczalkowskiéj.* Bochnia 1845.

Es sind dies die Erstlinge einer jedenfalls talentvollen, noch sehr jungen polnischen Dichterin, theils rührende, gefühlvolle Poesien, theils Erzählungen im Volkstone, die in Polen nicht geringe Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. 9.

Bibliographie.

Barnes, J., Briefe über Gärtnerei. Aus dem Englischen. Potsdam. 8. 22½ Ngr.

Bernhardi, R., Beiträge zu einer historisch-romantischen Skizze der Saline und des Soolbades zu Salzungen. Salzungen, Bocke. 12. 11¼ Ngr.

Historisch-statistisches Bild der Stadt Posen in früheren Zeiten, bearbeitet nach dem polnischen Werke des J. v. Łukaszewicz. 1stes Heft. Lissa, Günther. Gr. 12. 7½ Ngr.

Binder, W., Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung. Eine theologisch-politische Denkschrift in Briefen. Zwei Bände. 2te durchgesehene Auflage. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Blum, K. L., Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen oder Andreas von Löwis of Menar. Berlin, Duncker und Humblot. Kl. 8. 24 Ngr.

Clemens, F., Endlicher und vollendeter Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum, durch Nachweisung der absoluten Identität beider, nebst: Grundzüge zur Definition der reinen Vernunft, nach originalen Prinzipien. Hamburg, Vogel. Kl. 8. 20 Ngr.

Conscience, H., Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff. Illustrirt von E. Dujardin. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Vlämischen. 1stes und 2tes Bändchen. Münster, Aschendorff. 12. à 10 Ngr.

Eckenbrecher, G. v., Über die Fasten der griechischen Kirche, und über die Fasten der protestantischen Kirche. Berlin, Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Epigonen. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Herausgegeben von J. W. Schäfer. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Hagen, K., Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet. 2ter Band. Stuttgart, Franckh. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Hand der Rache. Zwei Beispiele von der Wirkung der Gewissensangst bei geheimen Missethätern. Frei nach dem Holländischen von G. Ripking. Osterode, Sorge. 8. 15 Ngr.

Mohr, D. E., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 24 Ngr.

Pösl, F., Leben des sel. Johannes Columbini aus Siena, Stifters der Jesuaten. Nach den Bollandisten bearbeitet. Regensburg, Pustet. 8. 10 Ngr.

Tageslitteratur.

Anhalt, E., Die Universität. Überblick ihrer Geschichte und Darstellung ihrer gegenwärtigen Aufgabe. Jena, Mauke. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Anton, E., Erinnerung an das Manöver bei Halle 1844. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Bauer, E., Das Licht der Welt und die Nachfolge des Herrn. Zwei Weihnachtspredigten über Ev. Joh. 8, 12. Berlin, Enslin. 5 Ngr.

Baur, F. C., Der Kritiker und der Fanatiker, in der Person des Hrn. Heinr. W. J. Thiersch. Zur Charakteristik der neuesten Theologie. Stuttgart, Becher. 8. 15 Ngr.

Behr, J. H. T., Frommes Andenken an Luther's Abschied aus dieser Welt. Predigt. Gera, Kanitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Beiträge zu einer Charakteristik der neuen deutsch-katholischen Kirche in Abfertigung eines gewissen Literaten und Zeitungs-Correspondenten von einem Breslauer Bürger. Nebst einer kurzen Beleuchtung von Hrn. Ronge's Flugschriftchen: Neue und doch alte Feinde. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 2½ Ngr.

Authentischer Bericht der Makrena Mieczyslawska, Äbtissin der Basilianerinnen von Minsk, oder Geschichte einer 7jährigen Verfolgung, erlitten wegen des Glaubens von ihr und ihren Nonnen. Auf Befehl des Papstes Gregor XVI. von ihr zu Protokoll gegeben. Aus dem Französischen von J. G. Gera, Armbruster. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fliegendes Blatt von einem Verschollenen. 2te, aufs Vierfache vermehrte Ausgabe. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Fliegende Blätter aus dem Tagebuche eines hessischen Geistlichen, betreffend die gegenwärtigen Spaltungen und Kämpfe innerhalb der christlichen Kirche Deutschlands. Darmstadt, Diehl. 1845. 8. 3¾ Ngr.

Selbstgespräche. Ein Versuch des philosophischen Bewußtseins sich mit den populären Bewegungen der Gegenwart zu vermitteln. Berlin, Amelang. Gr. 8. 12 Ngr.

Semmig, H., Sächsische Zustände nebst Randglossen und Leuchtkugeln. Zunächst ein Ruf an das sächsische Volk. Hamburg, Vogel. Gr. 8. 15 Ngr.

Sintenis, W. F., Luther lebt noch! Predigt am 300jährigen Todestage Luther's. Nebst dem Altargebete zu derselben Gedächtnißfeier von F. A. Klusemann. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 4 Ngr.

Stern, D., Die Lichtfreunde. Betrachtungen über Deutschlands religiöse Bewegungen. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 7½ Ngr.

Tholuck, A., Vier Predigten über die Bewegungen der Zeit, gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle im Sommer 1845. 3te Auflage. Halle, Mühlmann. Kl. 8. 6 Ngr.

— — Predigt bei der Trauerfeier der Universität Halle-Wittenberg am Todestage Luther's. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Thomasius, G., Die Kraft des Glaubens an die freie Gnade Gottes in Christo. Predigt zum Gedächtniß Luther's. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Über die Nothwendigkeit, den Eisenbahnen eine allgemeinere Anwendung zu verschaffen, und die Möglichkeit, dies durch Pferdeförderung zu thun. Von M. F. G. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Über das Rongethum und seine Zulässigkeit in Bayern, von einem Regensburger Invaliden. Regensburg, Pustet. 8. 5 Ngr.

Erste Versammlung zur Besprechung der Angelegenheiten der deutschen Real- und höheren Bürgerschulen. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zschiesche, E., Der kirchliche Kampf zwischen den Herren Hengstenbergianern und Schleiermacherianern. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 108. — 18. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

2. „Kaiser und Narr" von Heribert Rau. Wir verlassen mit diesem Romane das Gebiet der Gegenwart und ihrer kirchlichen Kämpfe; er führt uns in jene Periode der Geschichte zurück, wo Kaiser und Papst, Staat und Kirche, Deutschland und Rom, Germanenthum und Romanenthum um die Herrschaft der Welt kämpften und der apostolische Thron alle Mittel anwendete, die kaiserliche Macht dem Monde gleichzustellen, der seinen Glanz von ihr, der Sonne, empfange. Die Epoche der Hohenstaufen ist nicht blos geschichtlich einer der größten Zeitabschnitte für unser Deutschland: sie gibt auch dem Dichter ein beinahe unerschöpfliches Material, es rauscht ein mächtiger Lebensstrom durch diese Zeit, es tauchen große lichtvolle Gestalten und Riesenideen empor aus ihrer Bewegung. Leider haben unsere Dichter, sowol im Drama als im Romane, weniger den tiefen Inhalt der Hohenstaufenzeit hervorgehoben als sich an einen leeren Romanticismus hingegeben, in dem sie fälschlich die Poesie dieser Tage suchen und den sie so breit geschlagen haben, daß diese große Periode unserer Geschichte und ihre wahre Poesie kaum noch vor all der falschen Poesie, der lügenden, entstellenden Romantik mit ihrem ganzen mittelalterlichen Gestaltenspuk und Betteltroß erkannt werden können.

Unsere Gegenwart ist mit all ihren Kämpfen und Zerrüttungen das Werk der großen Katastrophen, die sich im Gange der Geschichte, welcher das Mittelalter zerstört, aus dem großen Streite der geistlichen mit der weltlichen Macht entwickelt haben. Die Reformation mit ihrem Lebensprincip und ihren Folgen ist ganz unmöglich richtig zu verstehen, wenn man nicht die Kämpfe, die ihr vorangegangen, die Kämpfe der Hohenstaufenzeit richtig erkannt hat. Obgleich das Papstthum scheinbar dem Hohenstaufenthume gegenüber triumphirte, es wurde doch todwund in diesem Riesenstreite. Die Kreuzzüge selbst, welche es angeregt hatte, flößten ihm Gift ein und weckten die Keime einer neuen Welt, sie sprengten den engen, schon in sich zerrütteten europäischen Organismus. Die Kreuzzüge eröffneten zum ersten Mal nach Jahrhunderten wieder den wildverwachsenen Orient und die Zurückkehrenden brachten eine ganz neue Ideenwelt in die alte Heimat. Ein anderer Glaube, andere Götter, andere Propheten waren bekannt geworden, die occidentalische Christenheit trat aus ihrer engen Geschlossenheit. Neue, bisher ungekannte Weltanschauungen bemächtigten sich der traditionnellen alten; was das Papstthum stärken sollte, unternagte es langsam. Als Byzanz gefallen, zerstreuten sich seine Söhne über Europa und führten den Westen in eine Welt ein, von der er bisher keine Ahnung hatte, der Geist Altgriechenlands wuchs troß des Priesterthums und seiner Klosterburgen wieder hervor und es setzte sich die Fülle einer schönen Sinnlichkeit dem asketischen Ernste entgegen, die Kunst, die Wissenschaft begannen sich von der Kirche zu emancipiren, es reifte die neue Welt. Der Geist der classischen Bildung leuchtete über das öde Wissen des Mittelalters und untergrub die herrschende Gedankenwelt immer mächtiger, es eröffneten sich überall neue Sphären. Die Welt des stillen Glaubens ging zu Ende, die Zwingburgen, welche die Hierarchie über den Häuptern der Völker erbaut hatte, wurden grell angeleuchtet von dem Lichtglanze eines ganz neuen Lebens. Die alten Symbole konnten dem wachsenden Begriff keinen nachhaltigen Stoff darbieten, der germanische Geist überragte immer gewaltiger das alternde Rom. Es wuchs der Zweifel, es regte sich überall die kritische Betrachtung. Die Untersuchungen wurden durch den Druck im ganzen Geisterreiche verbreitet. So konnte die von allen Seiten verbreitete Katastrophe, die Reformation, nicht lange ausbleiben. Das ist der Weg, den Deutschland von den Hohenstaufen bis zu Luther zurückgelegt hat, ihn muß man bis in seine Einzelheiten kennen, um die Reformation und selbst um die Kämpfe unserer Gegenwart richtig zu verstehen. Und wer empfände es nicht, wie voll von Poesie dieses Sprossen und Treiben ist? Die alten Spitzbogen bersten, es leuchtet ein neuer Tag, ein jugendliches Morgenroth hinein, die Scholastik wird gestürzt von dem sich befreienden Gedanken! Es ist die Zeit der Fauste!

Der Dichter des vorliegenden Romans hat den Kaiser Friedrich II. zu seinem Helden gemacht. Es ist die Zeit der letzten Kreuzzüge, in welche er uns versetzt; der phantastische Glaubensmuth war schon lange von den Kreuzfahrern gewichen, die Demoralisation und die egoistische Herrschsucht der Ritterorden war dafür an die Stelle

getreten. Der Kaiser Friedrich II. ist allerdings eine der hervorragendsten Erscheinungen jener Epoche. Nie sind vielleicht schönere Kräfte an die Bekämpfung des Papstthums gesetzt worden. Friedrich ist ganz einer poetischen Behandlung würdig. Wenn dem Verf. auch Vieles fehlt, um die ganze innere Natur, das reiche Leben dieses Kaisers richtig zu enthüllen und ein geschlossenes Charakterbild zu liefern, so ist seine Auffassung Friedrich's doch vollkommen würdig und, wenn auch im Ganzen nicht großartig genug, doch reich an einzelnen vortrefflichen Zügen. Den wahren poetischen Werth seines Romans und seiner einzelnen Gestalten stört der Verf. allzu häufig durch das unselige Gelüste des Hohenstaufen'schen Romanticismus, welches auch ihn überkommt und welches ihn dann über allerlei mittelalterlichen Mummenschanz die tiefen Lebensbewegungen verkennen läßt. Wir können also nicht sagen, daß der Verf. in seinem „historischen Romane" Das geleistet hat, was wir von dem wahrhaften historischen Romane immer verlangen werden: die geistige Durchdringung der ganzen betreffenden Epoche in künstlerischer Begrenzung, den geschichtlichen Athemzug ihrer Personen und ihre freie Bewegung im Spiegel der Poesie, aber nicht im Hohlspiegel der Romantik. Doch können wir auch wieder gern zugeben, daß der Verf., andern historischen Romanen gegenüber, durchaus etwas Besseres bietet und daß sich ein Streben in ihm bemerkbar macht, höhern Anfoderungen als einer bloßen Decorationsmalerei zu genügen, wenn auch nicht die poetische und die historische Kraft, es durchzuführen.

Der Friedrich dieses Romans kann nicht den Eindruck machen, den der historische immer machen muß, wenn man ihn nach glaubwürdigen Quellen, nur nicht nach Konstantin Höfler's sogenanntem „Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen" (München 1844) studirt. Der Verf. hält ihn viel zu weich, ja zu weichlich; das Tragische seiner Stellung tritt au[illegible] dem bunten Mummenschanze zu wenig deutlich her[illegible] der Narr mit seiner Ironie genügt nicht, es steht [illegible] kein Lear gegenüber. Friedrich stand [illegible] Au[illegible] des ungeheuern Kampfes, welcher do[illegible] Mi[illegible] durchwühlte. Welch ein poetisches [illegible] rial stand hier dem Dichter zu [illegible] ist über seinen Romanticismu[illegible] wußtsein desselben gekommen. [illegible] schergrundsätze seines Großv[illegible] nigen gemacht, er kämpfte [illegible] er entwickelte in diesem [illegible] kostete, einen ausdauern[illegible] aber bei dem Verf. er[illegible] ein abenteuernder He[illegible] phantastischer Schw[illegible] keineswegs als ein [illegible] er irrte als ein s[illegible] pien seiner Hau[illegible] dieser verderbli[illegible] Gesetze, welche [illegible]

auch dieser Figur hätte der Autor ein höheres, historisches Relief geben können — zur Beschränkung der italienischen Städte und zur Wiederherstellung der kaiserlichen Macht erließ. Er wollte durch das Lehnssystem den Freiheitsgeist der italienischen Städte, durch Interesse mit dem Papstthum verbunden, bezwingen. Aber seine Hauptinteressen in Italien vergaß er Deutschland, beförderte er die Zerstückelung desselben.

Der Verf. beginnt seinen Roman mit dem Kreuzzuge Friedrich's in das heilige Land, schürzt eine schwärmerische Liebe des Kaisers zu einer schönen Mohammedanerin hinein und entwickelt dann allmälig die großen Tableaux des kaiserlichen Lebens. In allen erscheint der Narr als eine wehmüthig-ironische Natur, der wir nur etwas mehr Shakspeare'schen Geist gewünscht haben möchten. Es fehlt dem ganzen Gemälde, trotz des Fleißes und manches löblichen Bestrebens, der Geist der geschichtlichen Tragik; der Romanticismus läßt es nicht dazu kommen. Als Innocenz den Kaiser mit dem Bannfluche belastete, rief Thaddäus: „Dies istae, dies irae, calamitatis et miseriae!" und er war ein Prophet. Aber bezeichnend für die Natur des Kaisers, er, der trotz des Bannfluchs unermüdlich in Italien fortkämpfte, dessen Unerschrockenheit durch keinen politischen Sturm vernichtet werden konnte, brach zusammen als sein Kanzler treulos wurde und sein Lieblingssohn Enzio in Gefangenschaft kam. Der Verf. wird uns vielleicht sagen, daß er sich bemüht habe, dieses innere Gemüthsleben des Kaiser zu schildern, aber er hat darüber den Kaiser, den unerschrockenen Helden, den klugen Staatsmann, den großen Mittelpunkt einer ungeheuern historischen Tragödie vernachlässigt und allzu sehr dem Romanticismus preisgegeben. Mit dem Sturze Friedrich's triumphirte das Papstthum, aber es knüpfte sich an diesen Triumph der Beginn sei[illegible] Sturzes. Auch diese Lage der Welt hätte der Verf. [illegible] und mit mehr historischer Kraft und Poesie zeich[illegible]nen und er hätte gerade darin die moderne Be[illegible]g seines Romans finden sollen, wäre er nicht eben [illegible]omantisch gewesen!

[illegible] 3. „Die Jesuite[illegible]d und Östreich." Wir [illegible]ben es allerdi[illegible]iesem Romane wie im [illegible]Ewigen Jud[illegible]trieben des Jesuitismus zu thun, a[illegible]swegs so erschütternd, so einschneide[illegible] und Blut unserer Gegenwart [illegible]nzösischen Werke. Der Verf. ist [illegible]anschriftsteller als Politiker und [illegible] ihm [illegible] um Roman[illegible] derselben als [illegible]ischen Bestre[illegible] Jesuitismus zu [illegible] Östreicher. Der [illegible] Jesuitenorden auch [illegible] Standpunkte findet [illegible] nicht mehr geleugnet [illegible]erf. werde uns einige in[illegible] können. Aber wir erfahren

eben nichts Besonderes. Auch hier wie im „Ewigen Juden" handelt es sich für die Jesuiten um eine Erbschaft, wenn auch nicht um eine so bedeutende, um die Erbschaft des Lord Asterley, dessen zwei Söhne, Harry und Arthur, zum Mittelpunkte der Handlung werden. An sie schließen sich der Jesuit Harker als das feindselige Princip Arthur's und der Bettler Blount als das beschützende desselben. Die Erzählung der ganzen Handlung halten wir für überflüssig, sie geht in ruhigen Bahnen, ohne allzu große Spannungen, aber auch ohne grobe Unebenheiten bis zu einem fröhlichen Ende. Der englische Geist, das englische Leben, die englischen Gesetze und Gesellschaftsverhältnisse scheinen dem Verf. durchaus fremd zu sein; das England, in dem seine Jesuiten sich bewegen, ist ein erdichtetes England. Und es gewinnt dadurch eben nicht an Interesse. Der Jesuit Harker ist mit Rodin, obgleich er sich in ähnlichen Lagen befindet, durchaus nicht zu vergleichen. Er ist ganz und gar ohne dessen geistige Energie, ohne dessen Feinheit, List und seelische Gewalt, er zeigt sich überall plump und wird durch seine Unklugheit, in der er das Interesse des Ordens wahrnimmt, ziemlich verächtlich. Ein Bösewicht wie Harker kann nicht das Interesse erregen, welches ein Rodin durch seine Großartigkeit immer in Anspruch nehmen wird, seine Natur ist eine kleine, und wenn man an Rodin sehen kann, wie klug Jesuiten sind, so würde man an Harker nur sehen, wie dumm sie geworden. Eben weil seine Unverständigkeit zu klar hervortritt und alle jesuitischen Plane daran scheitern, läßt der Verf. ihn denn auch aus England abberufen und in das Liguorianerkloster bei Linz gebracht werden. Auch der Jesuit Jacobsohn, dem wegen eines Mordes in England der Galgen bestimmt wird, ist weniger eine großartige als eine häßliche Erscheinung. Die Jesuitenbemühungen in England, welche der Verf. schildert, bleiben durchaus in einer privaten Sphäre; er gibt ihnen keinen allgemeinen, großartigen Hintergrund, wie er an den irischen Zuständen sich von selbst darbietet. Wir hatten dergleichen erwartet. Ob der Jesuitenorden wirklich Piratenschiffe auf seine Kosten und zu seinem Vortheile unterhält, bezweifeln wir. Das ist wol nur eine müßige, romantische Erfindung des Verf. Als Gegner der Jesuiten und ihrer Schliche wird ein Bettler Blount, ein späterer Sir Grawton, aufgestellt. Der Verf. hat in dieser Figur die tiefen Abgründe des londoner Lebens andeuten wollen, wird sich aber selbst nicht klar. Er hat keinen Durchblick in socialen Zuständen. Blount hat mit der Menschheit gebrochen, er hat ihr den Krieg erklärt und operirt deshalb im Verein mit Räubern und Mördern, thut aber immer sehr moralisch und spielt gern Vorsehung. Dieses Vorsehungspielen hat unendlich viel Unnatürliches und Lächerliches, Blount erscheint uns durchaus nicht als eine großartig organisirte, den Kampf gegen die Gesellschaft nach bestimmten Grundsätzen treibende Gestalt, wie z. B. der Galeerensklave in Balzac's „Vater Goriot". Er macht auf uns in der That keinen andern Eindruck als den eines Pedanten.

Weit glücklicher als da, wo der Roman eine großartige Perspective gewinnen soll, ist der Verf. da, wo er nicht aus der Unterhaltungssphäre des Romans herausgeht. Er hat nach den manchen gelungenen Situationen, die wir gelesen, jedenfalls viel Geschick für den stillen, bescheidenen Roman, aber er muß nicht große, allgemeine Beziehungen und Verwickelungen ausdrücken wollen; dafür fehlt ihm, wie es scheint, nicht nur der innere Beruf, sondern auch genaue Kenntniß des Lebens. Es ist wahrhaftig nicht gleichgültig, daß Eugen Sue in Paris lebt, Paris hat vielleicht mehr und kräftiger an den „Geheimnissen" und an dem „Ewigen Juden" gearbeitet als Eugen Sue selbst. Wir haben schon oben gesagt, wie wenig der Verf. die englischen Lebensverhältnisse kennt und das macht alle seine Anlagen und Ausführungen dürftig, es fehlt der Stempel der Wahrheit. Aus den Verzerrungen des „Ewigen Juden" tritt immer noch die Wahrheit hervor; der Verf. verliert sich in eine nebulose Romantik. Die Gestalten Eugen Sue's bewegen sich in einer großen, lebenden, immer neu kreisenden Welt, sie erscheinen als Producte des modernen Lebens, als Ausdrücke unserer socialen Zustände, als verkörperte Dissonanzen unsers gemeinschaftlichen Daseins; die Figuren des Verf. bleiben immer nur Fictionen seines Gehirns und sie bewegen sich nur auf einer tabula rasa. Doch ist der Verf. talentvoll genug, seine Kreise, wenn er sie nicht zu weit ausdehnt, zu füllen und ein lebhaftes Interesse für die Bewegung innerhalb derselben einzuflößen. Es thut ihm nur eine Begrenzung noth, um Vortreffliches zu leisten, eine Entsagung, große Perspectiven malen zu wollen, die ihm selbst nicht deutlich vor die Seele treten.

So ist auch die Partie seines Buchs, deren Schauplatz Wien oder überhaupt Östreich ist, den englischen Situationen und Schilderungen beiweitem vorzuziehen, er ist hier geschlossener, fester, er scheint das Terrain besser zu kennen und sich freier auf demselben bewegen zu können. Die Darstellung der wiener Gesellschaftsverhältnisse, die Liebe zwischen Arthur und Charlotte, auch die Schilderung des Jesuitenklosters bei Linz sind vortrefflich gelungen; es ist Leben und Wahrheit in denselben. Aus den privaten Absichten und Interessen tritt allerdings der Jesuitismus in Östreich ebenso wenig heraus wie in England, er kämpft in den Expositionen des Verf. nicht um ein Princip, sondern eben nur um eine Erbschaft und deshalb gegen eine Person, gegen Arthur, den er auf jede Art und Weise zu verderben sucht. Aber Harker's Pläne mislingen auch hier, Blount der Bettler oder vielmehr Sir Grawton, steht ihnen gegenüber. Wenn man nach dem Titel dieses Buchs nicht erwartet, große Aufschlüsse über das Wesen und Treiben des Jesuitismus in den genannten Ländern zu erhalten und sich damit begnügen will, den Jesuitismus als äußerlichen Hebel für das Romaninteresse angewendet zu sehen, so wird man bei der Lecture der „Jesuiten in England und Östreich" vollkommene Befriedigung finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

getreten. Der Kaiser Friedrich II. ist allerdings eine der hervorragendsten Erscheinungen jener Epoche. Nie sind vielleicht schönere Kräfte an die Bekämpfung des Papstthums gesetzt worden. Friedrich ist ganz einer poetischen Behandlung würdig. Wenn dem Verf. auch Vieles fehlt, um die ganze innere Natur, das reiche Leben dieses Kaisers richtig zu enthüllen und ein geschlossenes Charakterbild zu liefern, so ist seine Auffassung Friedrich's doch vollkommen würdig und, wenn auch im Ganzen nicht großartig genug, doch reich an einzelnen vortrefflichen Zügen. Den wahren poetischen Werth seines Romans und seiner einzelnen Gestalten stört der Verf. allzu häufig durch das unselige Gelüste des Hohenstaufen'schen Romanticismus, welches auch ihn überkommt und welches ihn dann über allerlei mittelalterlichen Mummenschanz die tiefen Lebensbewegungen verkennen läßt. Wir können also nicht sagen, daß der Verf. in seinem „historischen Romane" Das geleistet hat, was wir von dem wahrhaften historischen Romane immer verlangen werden: die geistige Durchdringung der ganzen betreffenden Epoche in künstlerischer Begrenzung, den geschichtlichen Athemzug ihrer Personen und ihre freie Bewegung im Spiegel der Poesie, aber nicht im Hohlspiegel der Romantik. Doch können wir auch wieder gern zugeben, daß der Verf., andern historischen Romanen gegenüber, durchaus etwas Besseres bietet und daß sich ein Streben in ihm bemerkbar macht, höhern Anfoderungen als einer bloßen Decorationsmalerei zu genügen, wenn auch nicht die poetische und die historische Kraft, es durchzuführen.

Der Friedrich dieses Romans kann nicht den Eindruck machen, den der historische immer machen muß, wenn man ihn nach glaubwürdigen Quellen, nur nicht nach Konstantin Höfler's sogenanntem „Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen" (München 1844) studirt. Der Verf. hält ihn viel zu weich, ja zu weichlich; das Tragische seiner Stellung tritt aus dem bunten Mummenschanze zu wenig deutlich hervor, der Narr mit seiner Ironie genügt nicht, es steht ihm kein Lear gegenüber. Friedrich stand an dem Ausgange des ungeheuern Kampfes, welcher das ganze Mittelalter durchwühlte. Welch ein poetisches und historisches Material stand hier dem Dichter zu Gebote; aber der Verf. ist über seinen Romanticismus nicht zum rechten Bewußtsein desselben gekommen. Friedrich hatte die Herrschergrundsätze seines Großvaters Barbarossa zu den seinigen gemacht, er kämpfte um Italien auf dieselbe Weise, er entwickelte in diesem Kampfe, der sein ganzes Leben kostete, einen ausdauernden Muth, eine seltene Klugheit; aber bei dem Verf. erscheint dieser Kaiser zu häufig als ein abenteuernder Held, als ein irrender Ritter, als ein phantastischer Schwärmer. Wenn er irrte, so irrte er keineswegs als ein sanguinischer, als ein blinder Held, er irrte als ein sehender Mann, er irrte in den Principien seiner Hauspolitik. Wie klug er war innerhalb dieser verderblichen Hauspolitik, das beweisen die vielen Gesetze, welche er in Verbindung mit seinem Kanzler — auch dieser Figur hätte der Autor ein höheres, historisches Relief geben können — zur Beschränkung der italienischen Städte und zur Wiederherstellung der kaiserlichen Macht erließ. Er wollte durch das Lehnssystem den Freiheitsgeist der italienischen Städte, durch Interesse mit dem Papstthum verbunden, bezwingen. Über seine Hauptinteressen in Italien vergaß er Deutschland, beförderte er die Zerstückelung desselben.

Der Verf. beginnt seinen Roman mit dem Kreuzzuge Friedrich's in das heilige Land, schürzt eine schwärmerische Liebe des Kaisers zu einer schönen Mohammedanerin hinein und entwickelt dann allmälig die großen Tableaux des kaiserlichen Lebens. In allen erscheint der Narr als eine wehmüthig-ironische Natur, der wir nur etwas mehr Shakspeare'schen Geist gewünscht haben möchten. Es fehlt dem ganzen Gemälde, trotz des Fleißes und manches löblichen Bestrebens, der Geist der geschichtlichen Tragik; der Romanticismus läßt es nicht dazu kommen. Als Innocenz den Kaiser mit dem Bannfluche belastete, rief Thaddäus: „Dies istae, dies irae, calamitatis et miseriae!" und er war ein Prophet. Aber bezeichnend für die Natur des Kaisers, er, der trotz des Bannfluchs unermüdlich in Italien fortkämpfte, dessen Unerschrockenheit durch keinen politischen Sturm vernichtet werden konnte, brach zusammen als sein Kanzler treulos wurde und sein Lieblingssohn Enzio in Gefangenschaft kam. Der Verf. wird uns vielleicht sagen, daß er sich bemüht habe, dieses innere Gemüthsleben des Kaiser zu schildern, aber er hat darüber den Kaiser, den unerschrockenen Helden, den klugen Staatsmann, den großen Mittelpunkt einer ungeheuern historischen Tragödie vernachlässigt und allzu sehr dem Romanticismus preisgegeben. Mit dem Sturze Friedrich's triumphirte das Papstthum, aber es knüpfte sich an diesen Triumph der Beginn seines Sturzes. Auch diese Lage der Welt hätte der Verf. stärker und mit mehr historischer Kraft und Poesie zeichnen können und er hätte gerade darin die moderne Bedeutung seines Romans finden sollen, wäre er nicht eben zu romantisch gewesen!

---

3. „Die Jesuiten in England und Östreich." Wir haben es allerdings auch in diesem Romane wie im „Ewigen Juden" mit den Umtrieben des Jesuitismus zu thun, aber sie treten keineswegs so erschütternd, so einschneidend in das Fleisch und Blut unserer Gegenwart auf, wie in dem französischen Werke. Der Verf. ist noch viel mehr Romanschriftsteller als Politiker und Weltkenner. Es ist ihm weit mehr um Romaneffecte und um das bequeme Ausspinnen derselben als um die eigentliche Entwickelung der jesuitischen Bestrebungen, als um den Krieg gegen den Jesuitismus zu thun. Irren wir nicht, so ist er ein Östreicher. Der Titel ist vielversprechend. Daß der Jesuitenorden auch im protestantischen England seine Standpunkte findet und seine Hebel anwendet, kann nicht mehr geleugnet werden. Wir dachten, der Verf. werde uns einige interessante Aufschlüsse geben können. Aber wir erfahren

eben nichts Besonderes. Auch hier wie im „Ewigen Juden" handelt es sich für die Jesuiten um eine Erbschaft, wenn auch nicht um eine so bedeutende, um die Erbschaft des Lord Asterley, dessen zwei Söhne, Harry und Arthur, zum Mittelpunkte der Handlung werden. An sie schließen sich der Jesuit Harker als das feindselige Princip Arthur's und der Bettler Blount als das beschützende desselben. Die Erzählung der ganzen Handlung halten wir für überflüssig, sie geht in ruhigen Bahnen, ohne allzu große Spannungen, aber auch ohne grobe Unebenheiten bis zu einem fröhlichen Ende. Der englische Geist, das englische Leben, die englischen Gesetze und Gesellschaftsverhältnisse scheinen dem Verf. durchaus fremd zu sein; das England, in dem seine Jesuiten sich bewegen, ist ein erdichtetes England. Und es gewinnt dadurch eben nicht an Interesse. Der Jesuit Harker ist mit Rodin, obgleich er sich in ähnlichen Lagen befindet, durchaus nicht zu vergleichen. Er ist ganz und gar ohne dessen geistige Energie, ohne dessen Feinheit, List und seelische Gewalt, er zeigt sich überall plump und wird durch seine Unklugheit, in der er das Interesse des Ordens wahrnimmt, ziemlich verächtlich. Ein Bösewicht wie Harker kann nicht das Interesse erregen, welches ein Rodin durch seine Großartigkeit immer in Anspruch nehmen wird, seine Natur ist eine kleine, und wenn man an Rodin sehen kann, wie klug Jesuiten sind, so würde man an Harker nur sehen, wie dumm sie geworden. Eben weil seine Unverständigkeit zu klar hervortritt und alle jesuitischen Plane daran scheitern, läßt der Verf. ihn denn auch aus England abberufen und in das Liguorianerkloster bei Linz gebracht werden. Auch der Jesuit Jacobsohn, dem wegen eines Mordes in England der Galgen bestimmt wird, ist weniger eine großartige als eine häßliche Erscheinung. Die Jesuitenbemühungen in England, welche der Verf. schildert, bleiben durchaus in einer privaten Sphäre; er gibt ihnen keinen allgemeinen, großartigen Hintergrund, wie er an den irischen Zuständen sich von selbst darbietet. Wir hatten dergleichen erwartet. Ob der Jesuitenorden wirklich Piratenschiffe auf seine Kosten und zu seinem Vortheile unterhält, bezweifeln wir. Das ist wol nur eine müßige, romantische Erfindung des Verf. Als Gegner der Jesuiten und ihrer Schliche wird ein Bettler Blount, ein späterer Sir Grawton, aufgestellt. Der Verf. hat in dieser Figur die tiefen Abgründe des londoner Lebens andeuten wollen, wird sich aber selbst nicht klar. Er hat keinen Durchblick in socialen Zuständen. Blount hat mit der Menschheit gebrochen, er hat ihr den Krieg erklärt und operirt deshalb im Verein mit Räubern und Mördern, thut aber immer sehr moralisch und spielt gern Vorsehung. Dieses Vorsehungspielen hat unendlich viel Unnatürliches und Lächerliches, Blount erscheint uns durchaus nicht als eine großartig organisirte, den Kampf gegen die Gesellschaft nach bestimmten Grundsätzen treibende Gestalt, wie z. B. der Galeerensklave in Balzac's „Vater Goriot". Er macht auf uns in der That keinen andern Eindruck als den eines Pedanten.

Weit glücklicher als da, wo der Roman eine großartige Perspective gewinnen soll, ist der Verf. da, wo er nicht aus der Unterhaltungssphäre des Romans herausgeht. Er hat nach den manchen gelungenen Situationen, die wir gelesen, jedenfalls viel Geschick für den stillen, bescheidenen Roman, aber er muß nicht große, allgemeine Beziehungen und Verwickelungen ausdrücken wollen; dafür fehlt ihm, wie es scheint, nicht nur der innere Beruf, sondern auch genaue Kenntniß des Lebens. Es ist wahrhaftig nicht gleichgültig, daß Eugen Sue in Paris lebt, Paris hat vielleicht mehr und kräftiger an den „Geheimnissen" und an dem „Ewigen Juden" gearbeitet als Eugen Sue selbst. Wir haben schon oben gesagt, wie wenig der Verf. die englischen Lebensverhältnisse kennt und das macht alle seine Anlagen und Ausführungen dürftig, es fehlt der Stempel der Wahrheit. Aus den Verzerrungen des „Ewigen Juden" tritt immer noch die Wahrheit hervor; der Verf. verliert sich in eine nebulose Romantik. Die Gestalten Eugen Sue's bewegen sich in einer großen, lebenden, immer neu kreisenden Welt, sie erscheinen als Producte des modernen Lebens, als Ausdrücke unserer socialen Zustände, als verkörperte Dissonanzen unsers gemeinschaftlichen Daseins; die Figuren des Verf. bleiben immer nur Fictionen seines Gehirns und sie bewegen sich nur auf einer tabula rasa. Doch ist der Verf. talentvoll genug, seine Kreise, wenn er sie nicht zu weit ausdehnt, zu füllen und ein lebhaftes Interesse für die Bewegung innerhalb derselben einzuflößen. Es thut ihm nur eine Begrenzung noth, um Vortreffliches zu leisten, eine Entsagung, große Perspectiven malen zu wollen, die ihm selbst nicht deutlich vor die Seele treten.

So ist auch die Partie seines Buchs, deren Schauplatz Wien oder überhaupt Östreich ist, den englischen Situationen und Schilderungen beiweitem vorzuziehen, er ist hier geschlossener, fester, er scheint das Terrain besser zu kennen und sich freier auf demselben bewegen zu können. Die Darstellung der wiener Gesellschaftsverhältnisse, die Liebe zwischen Arthur und Charlotte, auch die Schilderung des Jesuitenklosters bei Linz sind vortrefflich gelungen; es ist Leben und Wahrheit in denselben. Aus den privaten Absichten und Interessen tritt allerdings der Jesuitismus in Östreich ebenso wenig heraus wie in England, er kämpft in den Expositionen des Verf. nicht um ein Princip, sondern eben nur um eine Erbschaft und deshalb gegen eine Person, gegen Arthur, den er auf jede Art und Weise zu verderben sucht. Aber Harker's Pläne mislingen auch hier, Blount der Bettler oder vielmehr Sir Grawton, steht ihnen gegenüber. Wenn man nach dem Titel dieses Buchs nicht erwartet, große Aufschlüsse über das Wesen und Treiben des Jesuitismus in den genannten Ländern zu erhalten und sich damit begnügen will, den Jesuitismus als äußerlichen Hebel für das Romaninteresse angewendet zu sehen, so wird man bei der Lecture der „Jesuiten in England und Östreich" vollkommene Befriedigung finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Memoiren-Literatur.

1. Aus dem Tagebuche des alten Komödianten. Von Franz Wallner. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Memoiren eines berliner Nachtwächters. Von Morvell. Erstes und zweites Bändchen. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 20 Ngr.

An die Bücher, die man jetzt Memoiren nennt, mache ich ungefähr dieselben Ansprüche wie an Chroniken. Je einfacher sie darstellen, um desto werthvoller sind sie; je anspruchsloser der Autor ist, um desto mehr verdient er Beifall. Der Ton muß naiv sein; nichts ist widerwärtiger als gefallsüchtige Memoiren, und für den Verf. gibt es keine widerwärtigern Memoiren als die der Markgräfin von Baireuth, der Schwester Friedrich's des Großen. Memoiren haben nur dann Werth, wenn der Schreiber die Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks genau wiedergibt und das Factum gleichsam in einem reinen Spiegel scharf sehen läßt. Daß das Factum durch seine Besonderheit verdiene schriftlich aufbewahrt zu werden, ist eine Foderung, die nicht jeder Memoirenschreiber erfüllt. Freilich gibt es auch Memoiren und Chroniken der Heldenthaten von Personen, aus deren Leben nichts Anderes zu melden ist als die Zahl der Hasen, die sie jedes Jahr geschossen und der Pferde, die sie lahm geritten haben.

Das Tagebuch des „alten Komödianten" ist, wie der Verf. selbst sagt, zunächst Freunden und Bekannten gewidmet und zwar mit Recht; daß sein Buch für die Literatur von Bedeutung sei, wird der Autor selbst gewiß nicht behaupten wollen.

Die „Memoiren eines berliner Nachtwächters" sind zum Theil wie Stücke aus dem „Juif errant" von Eugen Sue. Es sind Nachtstücke, das deutet ja auch der Titel schon an; die Lichter sind fast immer grell aufgesetzt; das Meiste in dem Buch ist erschreckend; des Beruhigenden und Versöhnenden ist wenig darin. Aber diese Darstellungen alle tragen einen eigenthümlichen Stempel der Wahrheit an sich; erfunden und gemacht scheint nichts zu sein. Manches in dem Buche ist höchst wichtig zur Psychologie der Verbrecher, zum Urtheil über Schuld und Unschuld; viele der Mittheilungen können angesehen werden wie Beispiele zu Manchem, was Bettina in ihrer Schrift „Dies Buch gehört dem König" über Verbrechen, Anklage, Zurechnungsfähigkeit und Schuld sagt; mit einem Wort, das Ganze ist eine Beispielsammlung zu der Geschichte der Gebrechen und Mängel unserer socialen Zustände und unserer moralischen Bildung oder zu den Conflicten, in welche beide oft gegeneinander treten.

Noch eine Bemerkung fügen wir hinzu. In Büchern, die nicht der strengen Wissenschaft angehören, sondern die für die Leser aus den verschiedensten Regionen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt sind, sollte doch der Verfasser allezeit sich hüten, nicht Mittheilungen oder Aufhellung zu geben, die über Sexualverhältnisse widernatürlich Scheusliches berichten; Ref. bezieht sich auf Theil 2, Seite 29 fg. Dergleichen sollte man der Therapie oder der medicina forensis überlassen. 25.

Literarische Notiz.

Winkelried als Held einer Tragödie.

Von J. J. Porchat, schon als dramatischer Dichter durch seine „Jeanne d'Arc" bekannt, ist eine neue Tragödie erschienen: „Winkelried, drame en cinq actes et en vers", welche in der Schweiz großen Beifall findet. Im ersten Acte, „Unterwalden" überschrieben, tritt Winkelried als liebevolles und sorgsames Haupt einer Schweizerfamilie und zugleich als Vaterlandsfreund und unerschrockener Krieger auf. Der Dichter hat die Hauptleute der eidgenössischen Truppen um ihn versammelt und stellt uns in diesem stürmischen Kriegsrath sowol die der Schweiz drohenden Gefahren als die ihr zu Gebote stehenden Vertheidigungsmittel vor die Augen. Der Übermuth des Adels und der Ehrgeiz und oft großmüthige Stolz des Hauses Habsburg sind im zweiten Acte geschildert. Der Contrast zwischen dem deutschen Lehnswesen und der Unabhängigkeit der Schweizer wird in Winkelried und Herzog Leopold und in ihren beiden Söhnen anschaulich gemacht. Bei Sempach, wo der dritte Act spielt, treten die Ansichten der Eidgenossen in Conflict; der heftige Eifer und die ruhige Besonnenheit gerathen in einen ungleichen Kampf. Man sieht ein Schweizerlager mit seiner kampfslustigen Indisciplin, welche blos der heroische Instinct der Schlachten zu bändigen vermag. Im vierten Act, „Die Kapelle" betitelt, mischt sich die Kirche in den Streit der Edelleute und der Bauern. Für die Erstern sind die Fürsten, für die Letztern die Mönche. Es ist das Sinnbild der beiden Gegensätze, welche im Mittelalter sich um die Herrschaft im Staate stritten. In den fünften Act fällt die Schlacht bei Sempach, in welcher der Heldenmuth der Schweizer sich so glänzend bewährte. Der Dichter bietet uns ein interessantes Gemälde der Sitten, Interessen und Leidenschaften der gegeneinander Kämpfenden dar. Der Ritter von Stanz und der Herzog Leopold sind darin die Hauptpersonen. Übrigens sind die handelnden Personen eher blos skizzirte und pittoresk im Stück aufgestellte Figuren als scharf und bestimmt gezeichnete Charaktere. Winkelried selbst wird meistens durch die Liebe zu seinem Sohne und seiner Familie zur That angetrieben, und die übrigen großen Eigenschaften, welche ihm die Geschichte zuerkennt, werden nicht gehörig hervorgehoben. Leopold erscheint als ihm entschieden überlegen. Um den Contrast zu erhöhen und augenscheinlicher zu machen, hat Porchat nicht allein neben den Helden ihre Söhne, naivere und lebendigere Naturen, sondern auch ihre Räthe und Waffengefährten gestellt. Neben Leopold steht der tapfere Halwyl, ein Krieger, der nur von Schlachten spricht und gewaltige Maßregeln kennt, und der Astrolog Gerard, der an seine Kunst selbst glaubt; Winkelried zur Seite steht der Schultheiß von Luzern, Goldonding, der ebenso tapfer im Kriege als klug im Rathe ist, und der Minnesänger Wolfram, der ihn mit dem Enthusiasmus eines Dichters und eines Patrioten liebt. Eine Gestalt fehlt jedoch an der Seite des tragischen Helden: Winkelried's Frau. Das schweizerische Weib wird mithin in diesem Nationaldrama nicht repräsentirt, und man muß sich wundern, daß der Dichter eine solche Lücke in einem Familiengemälde des 14. Jahrhunderts gelassen hat. Jeder Act schließt mit Chören, die zur Schönheit des Stücks viel beitragen. Auf jeden Fall verdient dieses Trauerspiel die Aufmerksamkeit und Anerkennung aller Freunde der dramatischen Kunst. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 109. — 19. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

4. „Mac Lalor, oder muß es eine Kirche geben? und welche?" von Wilhelm Gärtner. Die Form der Novelle ist bei diesem Buche durchaus etwas Überflüssiges. Sie schlottert ziemlich haltlos um philosophische oder vielmehr philosophisch sein sollende Abhandlungen, und das Resultat derselben ist: die katholische Kirche ist die wahrhafte Kirche. Die Grundgedanken des Verf. sind folgende: Es gibt ein Ewiges, vom Ewigen Selbstgedachtes — „weil Selbstdenkendes, dessen Veräußerung als Schöpfung nothwendig in Polarität ausging und in dieser nicht blos eine materielle, nicht blos eine geistige Schöpfung war, sondern Beides zugleich sein mußte". Polarisation bedinge ein gegenseitiges Verhalten, also Verbindung; darum und weil die Schöpfungsgeschichte die eines Kreises aus Gott und zu Gott zurück sei und ihre Bewegung keine andere als die des göttlichen Gedankens, des Nicht-Urgedankens, müsse es in der Schöpfung einen Punkt oder eine Linie geben, in welcher Geist und Materie sich erreichen; dieser Punkt sei der ideale Endpunkt des zur Hälfte vollendeten Kreises der Geschichte der Endlichkeit. Durch den „Fall der Menschen" sei die Ordnung des Verbandes zwischen Geist und Materie auf einem Punkte gestört worden, die fortgehende Entwickelung der Welt habe nicht mehr dem Urbilde des Gottesgedankens entsprochen, diese Störung habe in Geist und Materie fortgewirkt und sei so groß geworden für die letztere, daß die Erde aus ihren Polen gehoben wurde. Wenn die Erde mit veränderter Achse in die allgemeine Weltpolarordnung hineingezogen werden mußte, so mußte, um die Ordnung allseitig herzustellen, Ähnliches mit „dem gefallenen, der Unordnung und Zerrüttung mehr und mehr verfallenden Geiste" geschehen. Es sei nothwendig gewesen, „daß der Mensch in die Ordnung der Geister zurückgleise". Aber eine Entfernung der Störung „durch Vernichtung des Menschen und der Erde wäre in der Idee Gottes unmöglich gewesen, denn das wäre gewesen Selbst-Rectificirung Gottes". So sei dem Menschen die Aufgabe gestellt „durch freie Thätigkeit nicht nur die verlorene Stellung wiederzugewinnen, sondern zugleich über diese hinaus die ihm von Anbeginn gestellte Bestimmung zu erstreben". Also sollte der Mensch nach dem Verf. „auf der Erde wieder werden das vergeistigte, unsterbliche gottanschauende, das heißt seines Schöpfers ohne Frage gewisse Wesen, es sollte seiner Zeit auf der Erde ein ganzes Geschlecht solcher Wesen sein und dieses Geschlecht sollte den Weg des Opfers durch Hingabe der Freiheit (?) in Vereinigung mit Gott zurückgelegt haben und hierdurch an der Schwelle des Himmels, das ist des hieraus für es hervorgehenden und von Gott neu ermittelten Zustandes der Gottseligkeit angelangt sein". Da aber der Mensch durch seinen Fall ein „anderes, zum Theil thierisches Wesen" geworden, so blieb für die Realisirung der Menschenbestimmung nichts Anderes übrig als diese Bestimmung ihm aufs neue zu „schenken". Nunmehr sei die Bestimmung des Menschen „Beruf" und „Gnade" geworden. Neben der Gottesidee und dem Beschlusse der „Gnade" habe auch noch die Verdammung oder vielmehr das „Verdammtsein" des Menschengeschlechts bestanden und dieses Verdammtsein beruhe in seinem letzten Grunde, gerade so wie das Begnadigtsein in Gott, aber es sei nicht ein von Gott „gethaner" Fluch, sondern für Gott ein „Ärgerniß". (Also die Lehre vom Teufel!) Das Ärgerniß sei die Unfähigkeit gewesen; nicht der unfähige Mensch, aber die Unfähigkeit mußte vernichtet werden. Der Vernichtungsact der Unfähigkeit, zu dem Zwecke neuer Befähigung, sei der „Beginn des Gnadenacts". Dieses wäre nur möglich gewesen einem Wesen, „das selbst Gott und durch seine Menschwerdung in das der Erlösung bedürftige Geschlecht eingetreten war, daher es auch für alle Bedingungen seiner Zeit mit eingehen und gerade ein volles Menschenalter durchleben mußte, und die menschliche Natur dieses Wesens mußte zerstört werden, d. i. die Lebensform dieses Wesens mußte aufgehoben werden durch Auseinanderlegung des Geistes und der Seele im Tode". Sobald dieses erreicht, sei die „Wiederherstellung der Weltordnung, die neue Verbindung der Menschen mit Gott" erreicht worden. Äußerst komisch ist folgende Conjectur über die Geburt Christi:

> Das Mutterwerden und das simultane Werden der zur realen Einheit mit Gottesnatur bestimmten menschlichen Natur im Mutterleibe mußte auf andern als seitherigen Wegen voll-

führt werden, nämlich auf dem Wege der Unordnung. So entsprach das Werden des neuen Menschen dem eheeinstigen Werden der Urmutter aus dem Urvater; die jungfräuliche Mutter vernahm in dem „Ave" des Sendboten ihren Beruf, das Gegenbild der „Eva" zu werden — gleichwie Ave das umgekehrte Eva ist —, und der Sohn dieser neuen Eva war bestimmt, der neue Adam und Stammvater des re-creirten Menschengeschlechts zu werden und im Wege seines Sühnamtes seine Menschheit zu dem frühern vergeistigten menschlichen Ursein zurückzuführen.

So sind wir auf der übermenschlichen Basis des Christenthums angelangt. „Da der Gottmensch des Sühnopfers keine andere Bestimmung hatte als die Herstellung der Lebensgemeinschaft zwischen Gott und den Menschen, so lag das Lehramt nur insofern im Bereiche seiner Bestimmung, als den Menschen die Lebensgemeinschaft mit Gott in ihrer Nothwendigkeit, Beschaffenheit und Beziehung in das Bewußtsein gebracht werden mußte." Die Lebensgemeinschaft mit Gott, als ein Sichhinüberleben in Gott, müßte ein Leben geistigen Handels sein sollen. Die Momente dieses Verkehrs sollen also Thaten — nicht Gottes, nicht der Menschen, sondern — zwischen Gott und den Menschen sein, „die den bezüglichen Momenten des Weltgedankens in Gott entsprechen", und das sind unserm Verf. zufolge die „Sacramente". Wir überlassen dem Verf. seine überschwängliche Entwickelung von der „Nothwendigkeit sieben heiliger sacramentalischer Geheimnißmomente im Verkehre mit Gott" und deuten nur an, in welcher Weise er die Organisation des kirchlichen Lebens zu entwickeln sucht:

Die neue Lebensgemeinschaft mit Gott mußte in allem Beginn sich über hinreichend Viele hinreichend befruchtend ergießen, um ein für allemal eine gemeinschaftliche, übereinstimmende für die Fortpflanzung in alle Zeiten bestimmte Anschauung (!!) der Menschenaufgabe und deren Verständniß zu wirken; daher eine über die Grundwahrheiten der Menschenbestimmung über allen Zweifel ununterbrochen gewisse (!) Gemeinde, daher eine unbesiegbare Lebens- und Fortpflanzungskraft in dieser Gemeinde.

Diese Gemeinde soll ihre Einheit finden in der „Eingebung der von dem gottheitlichen Gnadenquell und von dem gottheitlichen Sühner ausgegangenen gottheitlichen Lebensgewalt". Damit aber das Bild der Gemeinde entspreche „dem betreffenden Momente in dem Gottesgedanken der Welt", muß das „Selbst Gottes" auch in der Organisation der Gemeinde seinen Reflex finden, der „auch in die Materie hineinragen und darum zugleich ein äußerlich sichtbarer sein muß". Nun folgende Entwickelung des Papismus:

Da nun Gott sein Selbstbewußtsein in der Gottesidee der Welt beharrlich gegen den Fall und die Unordnung der Welt behauptet hat und da er es behauptete zunächst durch den Sühner, so wird der sichtbare Reflex des gottheitlichen Selbst in der Gemeinde zunächst das Selbst des Sühners offenbaren müssen, das ist: es wird der Sühner als Stifter und Oberhaupt der Gemeinde in einem, und nur einem sichtbaren Oberhaupte der Gemeinde reproduciren.

Die Aufgabe der Gemeinde soll nach dem Verf. über das irdische Sein hinausreichen! Sie soll, „wozu der Mensch von jeher bestimmt war", den Opferweg durch Hingabe der Freiheit in thatsächlicher Einigung mit Gott zurücklegen und so auf dem Weg der Heiligkeit an die Schwelle der Gottseligkeit und des Himmels gelangen! Auf diese Weise soll die Gemeinde nichts Anderes sein als

die Erfüllung und Vollendung der mit Gott dem Schöpfer eingeleiteten, im Erlöser ins Werk gesetzten, im Heiligen erhaltenen und zu Ende geführten Recreation des Menschengeschlechts und der Erde — und der Hinleitung der Menschheit zu Gott als ihrem Ziele.

Die Entwickelung des Papismus geht nun rasch vorwärts. „Ein Gott-Erfahren gab es nur vor dem Falle und gibt es nur wieder in der Kirche." „Wäre nicht Eingebung das Wesen christlicher Anschauung, so ließe sich der Glaube nicht gegen Angriffe vertheidigen." „Nur die Eingebung der Lebensgemeinschaft mit Gott erringt der Kirche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Phasen der Wissenschaft und der Zeiten." Eine humoristische Bekämpfung der wissenschaftlichen Prüfung ist folgende:

Wenn in dem Augenblicke, da der Mensch die selbsteigene Überzeugung aufgeben muß, alle die Millionen Gläubige und alle die Bischöfe der Kirche um sein Sterbelager herumstehen und, dasselbe Glaubensbekenntniß sprechend, dem Sterbenden mit ihrem Glauben für die Wahrheit beistehen, — wird solche Zeugenschaft der Wahrheit das Haupt des Sterbenden nicht sanfter betten als die Vorlesung eines philosophischen Paragraphen?

Dem Lehramte in der Kirche wird eine doppelte Autorität vindicirt; erstens die ihrer Offenbarungsweise und dann die ihrer „gottgemeinschaftlichen Unfehlbarkeit". Sobald der „ursprüngliche" Stand des Menschen verloren gegangen, soll die Organisation der Kirche nothwendig geworden sein; Rom als Mittelpunkt der Kirche wird folgendermaßen erklärt:

Der Organismus der Kirche mußte sich als ein mit der Freiheit des Menschen wechselnder mit der Geschichte entwickeln, daher die Stiftung der Kirche in einer Zeit, da die Philosophie des Heidenthums sich zu dem Standpunkte des Monotheismus endlich hinaufgerungen hatte, daher die Stätte für ihr Fundament Rom, als die Stelle, auf welcher die Menschheit ihre höchste Bildung und Macht — namentlich Willensmacht — erreicht hatte.

Über die Trennung der Kirche vom Staate heißt es:

Indem sich die Kirche als eine mit Gott in Lebensgemeinschaft verkehrende Gemeinde organisirte, schied sie Alles aus, was nicht von solcher Lebensgemeinschaft ist (auch die weltliche Herrschsucht?); so ward Trennung gelegt zwischen ihr als dem Bereiche göttlicher Verhandlungen und zwischen weltlichen Angelegenheiten; also Trennung der Kirche vom Staate.

Nun soll „die Entwickelung der Kirche eine gesonderte, außerordentliche Geschichte in der Geschichte der Menschheit machen. Der Kirche kam es zu, die Intuitionen aller Geschichte offenbarend zu erklären." Durch die Kirche ist den Menschen „ihre Geschichte erst klar geworden". Es bedurfte „der Kirche, um Licht in die Nacht der Geschichte und hierdurch — in die Philosophie zu bringen!" Die Geschichte der Kirche ist „die Weltgeschichte vom höchsten Standpunkte aus betrachtet"! Der Glaubensact des in der Kirche Befindlichen „hat mit dem Acte wissenschaftlicher Forschung gar nichts ge-

mein, nicht einmal eine Beziehung zu diesem". „Das Vertrauen und der Glaube ist der Anfang, die Fortsetzung und die Vollendung alles Wahrnehmens und Vernehmens, d. h. aller Wissenschaft." Dem Allen folgt der phantastische Schluß:

Aber eine Zeit muß kommen, da die kirchliche Gemeinde aus der Lebensgemeinschaft mit Gott das Bewußtsein dieser Gemeinschaft als ihr Höchstes gewonnen hat; da das kirchliche Bewußtsein ein allgemeines, die Einheit der Glieder vollendendes ist; eine wahrhaft große Zeit muß kommen, da die Bestimmung der Menschheit und der Materie ihre letzte Lösung erfährt, da Materie und Menschheit in die Unordnung zurückgleisen, da die Erde ihre einstige Achse wieder einnimmt, da „Rauschen der Meere", die in ihre frühern Becken zurückkehren, zu hören sein wird; da eine neue auferstandene Menschheit, eine neue Erde sein und dieser Erde und dieser Menschheit sich der Himmel in ungekannter Neuheit darstellen und eröffnen wird. Und dieser Zeit wird vorangehen ein Vorabend, da Zeichen am Himmel geschehen, da vom Geiste der Lebensgemeinschaft mit Gott erfüllte Menschen ankündigen werden, was bevorsteht und da der alsbald nahende Messias in solchen Menschen wieder seine Vorläufer haben wird, wie er bei seiner ersten Ankunft am Jordan einen hatte. Auf diese Punkte müssen dann zurückgeführt und nach deren Maßgabe berichtigt werden der Philosophie Prophezeiungen einer höhern Culturperiode, als die des Neuen Testaments.

Aus dem Mitgetheilten ersieht wol Jeder, daß wir es hier nicht mit einer Novelle, sondern mit ultramontaner Theologie, mit modern aufgeputzter, mittelalterlicher Scholastik zu thun haben. Bedarf es noch einer organischen, weit ausgreifenden Widerlegung derselben? Behauptungen, die mit den Resultaten der Naturwissenschaft, mit dem Processe der Geschichte, mit den Zersetzungen der Philosophie in dem grassesten Widerspruche stehen, die sich auf das Dogma der Erbsünde, auf die Autorität des Papstes u. s. w. stützen, richten sich selbst am besten, und wir haben sie sich deshalb selbst kritisiren lassen. Dialektik und Kenntnisse, jedoch confus geordnete, sprechen wir dem Verf. nicht ab, sein ganzes Buch aber hat auf uns, sowol was Form als was Inhalt betrifft, keinen andern Eindruck als den einer Monstrosität machen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtergräber: Ravenna. Arqua. Certaldo. Von Alfred Reumont. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 15 Ngr.

Wie in Italien die Blumen an den Trümmern einer größern Vorzeit zu haften und das düstere Gemäuer mit buntem Schmucke zu überkleiden lieben, so wendet der lebensfrohe, sorgenmeidende Italiener eine sinnige, fast rührende Vorliebe seinen Gräbern zu. Wem kommt es in Deutschland, Frankreich oder England wol in den Sinn, dem Fremden Grabmäler zu zeigen, und welcher Reisende fragt in unsern Städten, Nürnberg oder Salzburg etwa abgerechnet, nach den Kirchhöfen? Italien ist das Land der Gräber. Seit den Zeiten wo Erzbischof Ubaldo Lanfranchi von Pisa vor sechs Jahrhunderten 54 Galeeren voll Erde aus Palästina in seine Heimat schiffte, damit die Bürger jener mächtigen Republik in geweihtem Lande ruhen möchten, und seit noch länger sind diese umfangreichen Campisanti oder Kirchhöfe der Stolz so mancher italienischen Stadt (unter denen neben Pisa nur noch Brescia, Bologna, Ferrara, Parma und Cesena genannt werden mögen), Felder, auf denen die verschiedenen Künste wetteifernd sich ergehen. Die Architektur umgibt den geweihten Raum mit schlanken kunstreichen Bogengängen; die Malerei schmückt, wie z. B. in Pisa, die Wände mit Darstellungen, die dem Trauernden vergegenwärtigen, wie der christliche Glaube dem Tode seine Schrecken genommen hat; die Bildhauerei weiht dem Einzelnen die ihm theure Stelle, und die Redekunst leiht ihr in Worten der Liebe und des Trostes eine Sprache, um auch des Fremden Theilnahme zu wecken; denn schon mehr als Einer unter den ersten Schriftstellern Italiens (wie z. B. Giordani) verschmähte es nicht, manchen Hinterbliebenen zu willfahren, die seine Hülfe erbaten, um ihren Gefühlen, die der Scheidegruß auf dem Grabsteine aussprechen sollte, eine edlere Gestalt zu geben.

Gräber sind es, alte Römergräber, die statt unserer langweiligen Chausseepappeln längs den alten Heerstraßen sich hinziehend dem Pilger, von welcher Seite er auch komme, den ersten Gruß der ewigen Stadt verkünden, ein Grabmal ist die Festung Roms, die Engelsburg, und auf Gräber, die Gräber der Apostel, gegründet ist Sanct-Peter's Dom, die erste Kirche der katholischen Christenheit. Unzählbare Christengräber, die Katakomben von Rom und Neapel, unterhöhlen meilenweit den Boden und ganze Nekropolen reichgeschmückter Gräber aus hetrurischer oder griechischer Zeit schütten bei Volterra, Perugia, Chiusi, Vulci, Corneto, Nola und wo nicht sonst noch ihren unerschöpflichen Reichthum an alabasternen Todtenkästen, bemalten Thongefäßen, goldenen Schmucksachen u. s. w. täglich mit freigebiger Hand aus. Das wunderbarste aber unter den vielen Gräbern, die Italien aufzuweisen hat, ist das mit Rebengeländen und Ortschaften überdeckte, unter welchem Herculanum, Pompeji und Stabiä durch länger als anderthalb Jahrtausende geschlafen.

So hat sich denn in Italien, dem Lande der Gräber, eine eigene Gräberliteratur gebildet und die vielverbreiteten Gedichte über diesen Gegenstand von Foscolo, Pindemonte, Torti und Arici gehören zu dem Bessern, was wir von jenen Schriftstellern besitzen. Angemessen und willkommen ist denn auch die kleine Schrift, in der ein des Landes, der Geschichte und der Literatur im höchsten Maße kundiger Deutscher drei von jenen Gräbern heraushebt, um sie zu schildern und einsichtig zu besprechen.

Die drei ältesten und vielleicht die drei größten unter den großen Schriftstellern Italiens, Dante, Petrarca und Boccaccio, ihrem Ursprunge nach sämmtlich Toscaner, alle drei Lieblingskinder der schönen Arnostadt, ruhen sämmtlich entfernt von Florenz, dessen höchster Stolz sie sind; weit ab von den vielbetretenen Wegen, auf denen der europäische Tourist einherzieht, in der sumpfigen Niederung des Po-Deltas, auf einem Seitenhügel der vulkanischen Euganeengruppe und an den Abhängen des Elsathals. Sie ruhen, wenngleich ihre Grabesruhe von den Stürmen nicht frei blieb, die ihr Leben so vielfach erschüttert hatten. Sechs Jahre nach Dante's Tode erklärte der Cardinallegat Bertrando del Poggetto die Schrift über die „Monarchie" für ketzerisch und sprach über des Verfassers Gebeine dieselbe Strafe der Zauberei aus, von der am 26. September eben dieses Jahres Castruccio Castrucane's Schutz Dante's berühmten Widersacher, den Dichter Cecco d'Ascoli, nicht hatte befreien können. Nur die Fürsprache Pino's della Tosa und des Usurpators Ostasio von Polenta rettete Dante's Asche von schmählicher Entweihung. Nach Petrarca's Tode waren 256 Jahre verstrichen, als ein Edelmann von Rovigo, ein vandalischer Verehrer des Dichters, zwei Bewohner von Arqua verleitete, die Marmorurne zu zertrümmern, die des Gebirgsdörfchens einzigen Ruhm ausmacht, um den Arm zu entwenden, der zum Preise der schönen Provençalin so unzählbare zierliche Zeilen geschrieben. Die Grabschänder traf die Strafe des Schwertes und heute noch bezeichnet ein eingefügtes Stück Marmor mit der Jahreszahl 1630 die Verletzung des Sarkophags; der Arm des Dichters aber ist nicht mehr wiedergefunden. Längere

führt werden, nämlich auf dem Wege der Unordnung. So entsprach das Werden des neuen Menschen dem eheeinstigen Werden der Urmutter aus dem Urvater; die jungfräuliche Mutter vernahm in dem „Ave" des Sendboten ihren Beruf, das Gegenbild der „Eva" zu werden — gleichwie Ave das umgekehrte Eva ist —, und der Sohn dieser neuen Eva war bestimmt, der neue Adam und Stammvater des re-creirten Menschengeschlechts zu werden und im Wege seines Sühnamtes seine Menschheit zu dem frühern vergeistigten menschlichen Ursein zurückzuführen.

So sind wir auf der übermenschlichen Basis des Christenthums angelangt. „Da der Gottmensch des Sühnopfers keine andere Bestimmung hatte als die Herstellung der Lebensgemeinschaft zwischen Gott und den Menschen, so lag das Lehramt nur insofern im Bereiche seiner Bestimmung, als den Menschen die Lebensgemeinschaft mit Gott in ihrer Nothwendigkeit, Beschaffenheit und Beziehung in das Bewußtsein gebracht werden mußte." Die Lebensgemeinschaft mit Gott, als ein Sichhinüberleben in Gott, müßte ein Leben geistigen Handels sein sollen. Die Momente dieses Verkehrs sollen also Thaten — nicht Gottes, nicht der Menschen, sondern — zwischen Gott und den Menschen sein, „die den bezüglichen Momenten des Weltgedankens in Gott entsprechen", und das sind unserm Verf. zufolge die „Sacramente". Wir überlassen dem Verf. seine überschwängliche Entwickelung von der „Nothwendigkeit sieben heiliger sacramentalischer Geheimnißmomente im Verkehre mit Gott" und deuten nur an, in welcher Weise er die Organisation des kirchlichen Lebens zu entwickeln sucht:

> Die neue Lebensgemeinschaft mit Gott mußte in allem Beginn sich über hinreichend Viele hinreichend befruchtend ergießen, um ein für allemal eine gemeinschaftliche, übereinstimmende für die Fortpflanzung in alle Zeiten bestimmte Anschauung (!!) der Menschenaufgabe und deren Verständniß zu wirken; daher eine über die Grundwahrheiten der Menschenbestimmung über allen Zweifel ununterbrochen gewisse (!) Gemeinde, daher eine unbesiegbare Lebens- und Fortpflanzungskraft in dieser Gemeinde.

Diese Gemeinde soll ihre Einheit finden in der „Eingebung der von dem gottheitlichen Gnadenquell und von dem gottheitlichen Sühner ausgegangenen gottheitlichen Lebensgewalt". Damit aber das Bild der Gemeinde entspreche „dem betreffenden Momente in dem Gottesgedanken der Welt", muß das „Selbst Gottes" auch in der Organisation der Gemeinde seinen Reflex finden, der „auch in die Materie hineinragen und darum zugleich ein äußerlich sichtbarer sein muß". Nun folgende Entwickelung des Papismus:

> Da nun Gott sein Selbstbewußtsein in der Gottesidee der Welt beharrlich gegen den Fall und die Unordnung der Welt behauptet hat und da er es behauptete zunächst durch den Sühner, so wird der sichtbare Reflex des gottheitlichen Selbst in der Gemeinde zunächst das Selbst des Sühners offenbaren müssen, das ist: es wird der Sühner als Stifter und Oberhaupt der Gemeinde *in einem, und nur einem sichtbaren Oberhaupte der Gemeinde* reproduciren.

Die Aufgabe der Gemeinde soll nach dem Verf. über das irdische Sein hinausreichen! Sie soll, „wozu der Mensch von jeher bestimmt war", den Opferweg durch Hingabe der Freiheit in thatsächlicher Einigung mit Gott zurücklegen und so auf dem Weg der Heiligkeit an die Schwelle der Gottseligkeit und des Himmels gelangen! Auf diese Weise soll die Gemeinde nichts Anderes sein als

> die Erfüllung und Vollendung der mit Gott dem Schöpfer eingeleiteten, im Erlöser ins Werk gesetzten, im Heiligen erhaltenen und zu Ende geführten Recreation des Menschengeschlechts und der Erde — und der Hinleitung der Menschheit zu Gott als ihrem Ziele.

Die Entwickelung des Papismus geht nun rasch vorwärts. „Ein Gott-Erfahren gab es nur vor dem Falle und gibt es nur wieder in der Kirche." „Wäre nicht *Eingebung* das Wesen christlicher Anschauung, so ließe sich der Glaube nicht gegen Angriffe vertheidigen." „Nur die Eingebung der Lebensgemeinschaft mit Gott erringt der Kirche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Phasen der Wissenschaft und der Zeiten." Eine humoristische Bekämpfung der wissenschaftlichen Prüfung ist folgende:

> Wenn in dem Augenblicke, da der Mensch die selbsteigene Überzeugung aufgeben muß, alle die Millionen Gläubige und alle die Bischöfe der Kirche um sein Sterbelager herumstehen und, *dasselbe* Glaubensbekenntniß sprechend, dem Sterbenden mit ihrem Glauben für die Wahrheit beistehen, — wird solche Zeugenschaft der *Wahrheit* das Haupt des Sterbenden nicht sanfter betten als die Vorlesung eines philosophischen Paragraphen?

Dem Lehramte in der Kirche wird eine doppelte Autorität vindicirt; erstens die ihrer Offenbarungsweise und dann die ihrer „gottgemeinschaftlichen Unfehlbarkeit". Sobald der „ursprüngliche" Stand des Menschen verloren gegangen, soll die Organisation der Kirche nothwendig geworden sein; Rom als Mittelpunkt der Kirche wird folgendermaßen erklärt:

> Der Organismus der Kirche mußte sich als ein mit der Freiheit des Menschen wechselnder mit der Geschichte entwickeln, daher die Stiftung der Kirche in einer Zeit, da die Philosophie des Heidenthums sich zu dem Standpunkte des Monotheismus endlich hinaufgerungen hatte, *daher die Stätte für ihr Fundament Rom, als die Stelle, auf welcher die Menschheit ihre höchste Bildung und Macht — namentlich Willensmacht — erreicht hatte.*

Über die Trennung der Kirche vom Staate heißt es:

> Indem sich die Kirche als eine mit Gott in Lebensgemeinschaft verkehrende Gemeinde organisirte, schied sie Alles aus, was nicht von solcher Lebensgemeinschaft ist (auch die weltliche Herrschsucht?); so ward Trennung gelegt zwischen ihr als dem Bereiche göttlicher Verhandlungen und zwischen weltlichen Angelegenheiten; also Trennung der Kirche vom Staate.

Nun soll „die Entwickelung der Kirche eine gesonderte, *außerordentliche* Geschichte in der Geschichte der Menschheit machen. Der Kirche kam es zu, die Intuitionen aller Geschichte *offenbarend* zu erklären." Durch die Kirche ist den Menschen „ihre Geschichte erst klar geworden". Es bedurfte „der Kirche, um Licht in die Nacht der Geschichte und hierdurch — in die Philosophie zu bringen!" Die Geschichte der Kirche ist „die Weltgeschichte vom höchsten Standpunkte aus betrachtet"! Der Glaubensact des in der Kirche Befindlichen „hat mit dem Acte wissenschaftlicher Forschung gar nichts ge-

mein, nicht einmal eine Beziehung zu diesem". „Das Vertrauen und der Glaube ist der Anfang, die Fortsetzung und die Vollendung alles Wahrnehmens und Vernehmens, d. h. aller Wissenschaft." Dem Allen folgt der phantastische Schluß:

Aber eine Zeit muß kommen, da die kirchliche Gemeinde aus der Lebensgemeinschaft mit Gott das Bewußtsein dieser Gemeinschaft als ihr Höchstes gewonnen hat; da das kirchliche Bewußtsein ein allgemeines, die Einheit der Glieder vollendendes ist; eine wahrhaft große Zeit muß kommen, da die Bestimmung der Menschheit und der Materie ihre letzte Lösung erfährt, da Materie und Menschheit in die Unordnung zurückgleisen, da die Erde ihre einstige Achse wieder einnimmt, da „Rauschen der Meere", die in ihre frühern Becken zurückkehren, zu hören sein wird; da eine neue auferstandene Menschheit, eine neue Erde sein und dieser Erde und dieser Menschheit sich der Himmel in ungekannter Neuheit darstellen und eröffnen wird. Und dieser Zeit wird vorangehen ein Vorabend, da Zeichen am Himmel geschehen, da vom Geiste der Lebensgemeinschaft mit Gott erfüllte Menschen ankündigen werden, was bevorsteht und da der alsbald nahende Messias in solchen Menschen wieder seine Vorläufer haben wird, wie er bei seiner ersten Ankunft am Jordan einen hatte. Auf diese Punkte müssen dann zurückgeführt und nach deren Maßgabe berichtigt werden der Philosophie Prophezeiungen einer höhern Culturperiode, als die des Neuen Testaments.

Aus dem Mitgetheilten ersieht wol Jeder, daß wir es hier nicht mit einer Novelle, sondern mit ultramontaner Theologie, mit modern aufgeputzter, mittelalterlicher Scholastik zu thun haben. Bedarf es noch einer organischen, weit ausgreifenden Widerlegung derselben? Behauptungen, die mit den Resultaten der Naturwissenschaft, mit dem Processe der Geschichte, mit den Zersetzungen der Philosophie in dem grassesten Widerspruche stehen, die sich auf das Dogma der Erbsünde, auf die Autorität des Papstes u. s. w. stützen, richten sich selbst am besten, und wir haben sie sich deshalb selbst kritisiren lassen. Dialektik und Kenntnisse, jedoch confus geordnete, sprechen wir dem Verf. nicht ab, sein ganzes Buch aber hat auf uns, sowol was Form als was Inhalt betrifft, keinen andern Eindruck als den einer Monstrosität machen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtergräber: Ravenna. Arqua. Certaldo. Von Alfred Reumont. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 15 Ngr.

Wie in Italien die Blumen an den Trümmern einer größern Vorzeit zu haften und das düstere Gemäuer mit buntem Schmucke zu überkleiden lieben, so wendet der lebensfrohe, sorgenmeidende Italiener eine sinnige, fast rührende Vorliebe seinen Gräbern zu. Wem kommt es in Deutschland, Frankreich oder England wol in den Sinn, dem Fremden Grabmäler zu zeigen, und welcher Reisende fragt in unsern Städten, Nürnberg oder Salzburg etwa abgerechnet, nach den Kirchhöfen? Italien ist das Land der Gräber. Seit den Zeiten wo Erzbischof Ubaldo Lanfranchi von Pisa vor sechs Jahrhunderten 54 Galeeren voll Erde aus Palästina in seine Heimat schiffte, damit die Bürger jener mächtigen Republik in geweihtem Lande ruhen möchten, und seit noch länger sind diese umfangreichen Campisanti oder Kirchhöfe der Stolz so mancher italienischen Stadt (unter denen neben Pisa nur noch Brescia, Bologna, Ferrara, Parma und Cesena genannt werden mögen), Felder, auf denen die verschiedenen Künste wetteifernd sich ergehen. Die Architektur umgibt den geweihten Raum mit schlanken kunstreichen Bogengängen; die Malerei schmückt, wie z. B. in Pisa, die Wände mit Darstellungen, die dem Trauernden vergegenwärtigen, wie der christliche Glaube dem Tode seine Schrecken genommen hat; die Bildhauerei weiht dem Einzelnen die ihm theure Stelle, und die Redekunst leiht ihr in Worten der Liebe und des Trostes eine Sprache, um auch des Fremden Theilnahme zu wecken; denn schon mehr als Einer unter den ersten Schriftstellern Italiens (wie z. B. Giordani) verschmähte es nicht, manchen Hinterbliebenen zu willfahren, die seine Hülfe erbaten, um ihren Gefühlen, die der Scheidegruß auf dem Grabsteine aussprechen sollte, eine edlere Gestalt zu geben.

Gräber sind es, alte Römergräber, die statt unserer langweiligen Chausseepappeln längs den alten Heerstraßen sich hinziehend dem Pilger, von welcher Seite er auch komme, den ersten Gruß der ewigen Stadt verkünden, ein Grabmal ist die Festung Roms, die Engelsburg, und auf Gräber, die Gräber der Apostel, gegründet ist Sanct-Peter's Dom, die erste Kirche der katholischen Christenheit. Unzählbare Christengräber, die Katakomben von Rom und Neapel, unterhöhlen meilenweit den Boden und ganze Nekropolen reichgeschmückter Gräber aus hetrurischer oder griechischer Zeit schütten bei Volterra, Perugia, Chiusi, Vulci, Corneto, Nola und wo nicht sonst noch ihren unerschöpflichen Reichthum an alabasternen Todtenkästen, bemalten Thongefäßen, goldenen Schmucksachen u. s. w. täglich mit freigebiger Hand aus. Das wunderbarste aber unter den vielen Gräbern, die Italien aufzuweisen hat, ist das mit Nebengeländen und Ortschaften überdeckte, unter welchem Herculanum, Pompeji und Stabiä durch länger als anderthalb Jahrtausende geschlafen.

So hat sich denn in Italien, dem Lande der Gräber, eine eigene Gräberliteratur gebildet und die vielverbreiteten Gedichte über diesen Gegenstand von Foscolo, Pindemonte, Torti und Arici gehören zu dem Bessern, was wir von jenen Schriftstellern besitzen. Angemessen und willkommen ist denn auch die kleine Schrift, in der ein des Landes, der Geschichte und der Literatur im höchsten Maße kundiger Deutscher drei von jenen Gräbern heraushebt, um sie zu schildern und einsichtig zu besprechen.

Die drei ältesten und vielleicht die drei größten unter den großen Schriftstellern Italiens, Dante, Petrarca und Boccaccio, ihrem Ursprunge nach sämmtlich Toscaner, alle drei Lieblingskinder der schönen Arnostadt, ruhen sämmtlich entfernt von Florenz, dessen höchster Stolz sie sind; weit ab von den vielbetretenen Wegen, auf denen der europäische Tourist einherzieht, in der sumpfigen Niederung des Po-Deltas, auf einem Seitenhügel der vulkanischen Euganeengruppe und an den Abhängen des Elsathals. Sie ruhen, wenngleich ihre Grabesruhe von den Stürmen nicht frei blieb, die ihr Leben so vielfach erschüttert hatten. Sechs Jahre nach Dante's Tode erklärte der Cardinallegat Bertrando del Poggetto die Schrift über die „Monarchie" für ketzerisch und sprach über des Verfassers Gebeine dieselbe Strafe der Zauberei aus, von der am 26. September eben dieses Jahres Castruccio Castrucane's Schutz Dante's berühmten Widersacher, den Dichter Cecco d'Ascoli, nicht hatte befreien können. Nur die Fürsprache Pino's della Tosa und des Usurpators Ostasio von Polenta rettete Dante's Asche von schmählicher Entweihung. Nach Petrarca's Tode waren 256 Jahre verstrichen, als ein Edelmann von Rovigo, ein vandalischer Verehrer des Dichters, zwei Bewohner von Arqua verleitete, die Marmorurne zu zertrümmern, die des Gebirgsdörfchens einzigen Ruhm ausmacht, um den Arm zu entwenden, der zum Preise der schönen Provençalin so unzählbare zierliche Zeilen geschrieben. Die Grabschänder traf die Strafe des Schwertes und heute noch bezeichnet ein eingefügtes Stück Marmor mit der Jahreszahl 1630 die Verletzung des Sarkophags; der Arm des Dichters aber ist nicht mehr wiedergefunden. Längere

Ruhe wurde den Gebeinen Boccaccio's gegönnt; nachdem sie aber 488 Jahre lang in der Kirche San-Jacopo, die der Dichter des „Dekameron“ mit Vermächtnissen bedacht hatte, bestattet gewesen, verstreute sie ein in solcher Anwendung mehr als lächerliches sanitätspoliceiliches Gesetz, und selbst von dem Grabsteine konnte die Pietät der trefflichen Besitzerin seines Hauses, Carlotta Medici-Lenzoni, nur Bruchstücke retten.

Dante, Petrarca, Boccaccio! welch eine Welt von Erinnerungen knüpft sich an diese Namen! Theologie, Philosophie und Poesie des Mittelalters in ihrer letzten aber höchsten Blüte. Die hereinbrechende neue Zeit mit ihrer Aufklärung, ihrer siegenden Vorliebe für classisches Alterthum. Die junge melodische weiche Sprache, anderthalb Jahrhunderte nachdem die Feder ihre ersten Laute verzeichnet hatte, zu der äußersten Vollendung erblüht, die ihr beschieden war. Und im Hintergrunde die großen Bewegungen der gewaltigen Zeit. Kaiserthum und Papstthum im ungleichen Kampfe; bald aber auch dieses an innerer Verderbniß dahinsterbend. Kirchendogma und Wissenschaft, Städtefreiheit und Municipaltyrannei in noch unentschiedenem Streite begriffen. Wol verlohnt es sich, Gräber, die so Großartiges vergegenwärtigen, an eines kundigen Führers Hand zu besuchen.

Ein kundiger Führer im vollsten Maße ist nun aber Hr. Reumont; ein Führer, der sich nicht damit begnügt, den unmittelbaren Gegenstand seiner Schilderung uns vor die Augen zu bringen, sondern der uns das darzustellende Bild im Zusammenhange der ganzen landschaftlichen Umgebung erblicken läßt und wieder diese durch eine Fülle anregender geschichtlicher Erinnerungen zu beleben weiß. Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir in diesen Blättern die sich zum Ende neigenden Geschicke der drei Männer, zu deren Gräbern wir geführt werden, und die Theilnahme für ihr eigenes Loos läßt uns bereitwillig auf die Kunde merken, die uns über das Ende der Machthaber gewährt wird, bei denen die zwei Ersten ihre letzte Zuflucht gefunden. Dante und Petrarca sind es, die uns nach Auskunft über die Schicksale der Polentanen und Carraresen verlangen machen; denn Boccaccio, der nach dem schwachen Umfange seiner Kräfte immer zu Opfern Bereite, gegen Niemand jemals Misgünstige hat ein höheres Maß von Gönnerschaft wol nie erfahren als was ihm in dem Testamente seines Freundes Petrarca zu Theil ward, der ihm 50 Goldgülden zu einem warmen Winterkleide vermachte. Die größere Hälfte des Büchleins ist Ravenna und Dante's Grabe gewidmet, und wir erkennen dankbar das große Geschick des Verf., Örtlichkeiten, Ereignisse, ja selbst Empfindungen, wo immer die Gelegenheit sich dazu bietet, uns mit den eigenen Worten des Sängers der „Göttlichen Komödie“ vorzuführen.

Namentlich in Bezug auf Petrarca und Boccaccio wären auch noch reichere Gaben solcher Art gewiß nicht unwillkommen gewesen. So hätten wir aus den mehrfachen Berichten Petrarca's über sein beschauliches Landleben in Arqua einige Mittheilungen gern gelesen. Besonders ungern aber vermissen wir die lebendige und malerische Schilderung von Certaldo, die Boccaccio in seinem Trostbriefe an Pino de' Rossi entwirft.

Unangemessen wäre es, in Betreff einer Schrift, welche geschichtlicher Erinnerungen nur beiläufig gedenkt und nichts als geschehen berichtet, für das nicht geachtete Autoritäten angeführt werden können, darüber zu rechten, ob der Verf. gerade den Zeugnissen den Vorzug eingeräumt habe, denen der Ref. im Gegensatz gegen andere vorzügliche Glaubwürdigkeit beimißt. Nur das Eine möge erwähnt werden, daß Hr. Reumont zu unserm Bedauern die schöne Sage verwirft, nach der die letzten Gesänge von Dante's damals für unvollendet geachteter „Göttlicher Komödie“ erst nach des Dichters Tode von dessen Sohne in Folge eines Traumgesichts aufgefunden seien. Wenn auch die Gestalt, in welcher Boccaccio das Ereigniß uns berichtet, deutliche Zeichen poetischer Ausschmückung an sich trägt, so dürften Spuren vorhanden sein, die einen Kern von Wahrheit vermuthen lassen.

Karl Witte.

Notizen.

Censirte Geschichtschreibung.

Kaiser Leopold I. ließ seit dem Jahre 1660 eine neue Bearbeitung von Fugger's „Spiegel der Ehren des Hauses Östreich“ anfertigen, denn da die Beschreibung „gar kahl gestellet, altvätterisch, gleich denen gemeinen Historien-Büchlein“, sei es „eine Nothdurft, die ganze Chronik auf jetzige Art zu stilisiren und daraus Marginalia zu ziehen“. Mit dieser Arbeit wurde der bekannte Pegnitzschäfer Sigmund Betulius oder von Birken in Nürnberg beauftragt, der sie auch bis zum Jahre 1668 in drei Bänden vollendete. Jeder Bogen mußte aber in Wien vorgelegt werden, wo hochstehende Beamte, zuerst der Hofrath und Kanzler Suttinger, dann der kaiserliche Historiographus und Leibmedicus Mannagetta, zuletzt der gelehrte Bibliothekar Petrus Lambecius, mit welchem Letztern sich Birken nicht sonderlich gut vertrug, die Censur übten. In den Briefen, welche Birken von diesen Censoren erhielt und deren mehre in Amarantes' (Joh. Herdegen's) „Historischer Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang“ abgedruckt sind, werden wiederholt Verhaltungsregeln gegeben, nach welchen sich der Bearbeiter zu richten habe; so solle er „alles Dasjenige, so etwan wider Ihro Päbstliche Heiligkeit, die Geistlichen, Venedig, Bayern, Schweitz und andere hohe Häuser geschrieben, und etwan mit absonderlichem Eifer erzehlet worden, auslassen“; und während Birken einerseits allerdings mit seltenen Geschichtswerken, auch urkundlichen Nachrichten reichlich von Wien aus unterstützt wurde, mußte er es sich doch andererseits gefallen lassen, daß ihm von oben herab vorgeschrieben wurde, was und wie er zu berichten habe. So schreibt Mannagetta z. B.: „Ihro Majestät haben mir gestern befohlen, den Prediger-Mönchen den Tod Henrici VII. nicht zuzuschreiben, daß Ihme nemlich in der Communion seye vergeben worden, sondern, wie Spondanus, in seinen Annalibus Ao. 1313 dieselbe zu entschuldigen.“ Daß auch schon damals zwischen bairischen und östreichischen Geschichtsschreibern eine ähnliche Stimmung geherrscht habe, wie sie in neuester Zeit namentlich an einem Geschichtsforscher, welcher beiden Staaten nacheinander angehört hat, hervorgetreten ist, ergibt sich aus folgenden Worten des einen Briefs, welche die Wahl der Gegenkaiser Ludwig's des Baiern und Friedrich's des Schönen betreffen: „Ob zwar die Bayrische Historici dem Haus Oesterreich sehr übel wollen, so daß sie wider Abrahamum Bzovium durch den Bayrischen Herwart Ao. 1618 ein ziemlich dickes Buch in Qu. zu Mönchen herfür gegeben, darinnen Ludovicus IV. Imperator defensus, Bzovius iniuriarum postulatus, intitulirt, — — Jedannoch hat Ihro Kaiserliche Majestät Ihnen belieben lassen, daß die Election ex Annalibus Spondani Ao. 1314 sollte beschrieben werden.“ Am ehrenwerthesten bei der ganzen Sache erscheint am Ende immer noch des Kaisers persönliche Theilnahme für eine wissenschaftliche Arbeit.

Deutsch-kaiserliche Hofpoeterei vor 150 Jahren.

Im Jahre 1700 wurde ein nürnberger Kaufmann, Christoph Adam Negelein, nachdem er zum Katholicismus übergegetreten war, kaiserlicher Hofpoet in Wien. Was damals der deutsche Hofpoet an dem kaiserlichen Hofe zu thun hatte, meldet er selbst mit folgenden Worten: „Es sind hier nur zween Hof-Poeten, welche von Ihro Kaiserlichen Majestät würckliches appointement geniessen; nämlich Tit. Herr Donatus Cupeda, ein Italiäner, und ich. Jener hat sich das ganze Jahr über mit den Erfindungen von sechs Italiänischen Opern, und einem paar Operetten zu beschäftigen, welche sowohl als die Italiänische und lateinische Oratoria, so in der Fasten-Zeit vor Ihro Kaiserlichen Majestät musiciret werden, so dann ich zu verteutschen, auch dann und wann teutsche Theatralia selbst zu inventiren bekomme. Die Ehre der lateinischen Poesie und Comödien aber bleibt denen Herren Patribus Jesuitis reservirt.“ 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 110. —— 20. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 109.)

5. „Die Separatisten" von L. van der Meulen. Den Mittelpunkt dieser Novelle bilden die separatistischen Bewegungen innerhalb der protestantischen Kirche Preußens. Das Partei- und Sektenwesen innerhalb der evangelischen Kirche verdient jetzt um so mehr Aufmerksamkeit als es, wie das Jesuitenthum mit seinen affiliirten Gesellschaften die römisch-katholische Kirche an sich zu reißen trachtet, so die Alleinherrschaft in der evangelischen Kirche zu erlangen bemüht ist. Man sucht nach Aufklärung über dieses Wesen. Doch fehlt für die Gegenwart ein Werk, welches unterhielte ohne als eine gelehrte Abhandlung zu ermüden, und belehrte ohne in einen Predigtton zu verfallen. Es fehlt ein Werk, etwa wie Jung-Stilling's „Theobald oder die Schwärmer", welches für seine Zeit höchst passend war. Der Verf. vorliegender Novelle versucht es, diesem Mangel nach Kräften für die jetzige Zeit abzuhelfen, indem er Jemanden schildert, der aus dem heutigen Pietismus sich bis in den lutherischen Separatismus verlor, dann aber, durch Erfahrungen geläutert, nach einer mehrjährigen Fortbildung auch in fremden Ländern und unter verschiedenen Religionsparteien zur evangelischen Freisinnigkeit hindurchbrach. Der Verf. weist auch auf das ultramontane römische Wesen hin, um zu zeigen, wie unevangelisch der Separatismus überhaupt ist, dann aber auch, „um den Splitterrichtern auf diesem Gebiete bemerklich zu machen, daß sie den Balken in dem eigenen Auge nicht vergessen mögen".

Der Leser findet sich in dieser Novelle in einen jüngst vergangenen kirchlichen Streit in Preußen versetzt. Seit dem Befreiungskriege zeigte sich, im Gegensatze zu dem alten Rationalismus des 18. Jahrhunderts, an verschiedenen Punkten Deutschlands ein religiöser Trieb, der in der katholischen Welt von den Jesuiten zu ihren Zwecken benutzt wird, in der evangelischen Welt aber auf die Anfänge der lutherischen Reformation zurückgehen möchte. Diese Stimmung wurde im evangelischen Deutschland von einer fremdartigen, schwärmerischen, selbstsüchtigen Partei zu ihrem Vortheile ausgebeutet, sie erschien unter dem Namen der Pietisten, der Feinen, der Mystiker. Dieses Wesen, welches in England schon von Shakspeare her bis auf Walter Scott in dessen „Presbyterianern" seine Beleuchtung gefunden hat, setzte sich unter einer gefälligen Form in Geltung. Nur von sich selbst hält es und behauptet ungeistlich, ruhmredig und hoffärtig, die alleinigen Christen und Gläubigen in dem eigenen beschränkten Kreise und in dessen finstern calvinischen Disciplinen zu begreifen. Es empfiehlt sich durch eine theatralische, phantastische Aufstutzung. Durch seine tragisch-künstlichen Vorstellungen von der Sünde und dem Verderben und durch seine ebenso phantastisch-sinnliche Darstellung von der Gnade, neben den Legenden und Bekehrungsgeschichten in Tractätlein und neben den die Einbildungskraft überschwemmenden übermäßigen Gebeten in den Conventikeln wirkte dieser Pietismus viel für sich. Bei seinem geistlichen Scheine, durch welchen er blendete, wußte er jede geistige Unmündigkeit bei gutem Willen, jede Narrheit und jede schwache Seite an dem Menschen meisterhaft kaufmännisch und politisch für sich auszubeuten. Und wenn Jemand in dem Netze gefischt war, dann ließ ihn schon die künstlich angewandte Disciplin nicht wieder zur Nüchternheit des Geistes gelangen. So war dieser Pietismus nicht nur in die verschiedensten Kirchenparteien eingedrungen, sondern er fand besonders in der evangelischen Kirche Preußens ein erwünschtes Gebiet, indem ihm hier die kirchliche Union der reformirten und lutherischen Kirche den Weg gebahnt hatte. In den Schilderungen des Verf. wird nicht blos der Überrest des alten halleschen Pietismus, sondern auch der moderne Pietismus vertreten.

Daß Friedrich Wilhelm III. von diesem Pietismus angesteckt gewesen, muß bezweifelt werden, aber er dehnte seine politische Macht zu weit auf das Privatgebiet des Glaubens aus und erregte dadurch eine heftige Opposition bei einem Theile seiner Unterthanen, wie sie eine politische Zwangsmaßregel niemals erregen würde. Er suchte eine evangelisch-deutsche Allgemeinheit, in der sich die Principien des absolutistischen Regierungssystems kirchlich vertreten ließen und wollte zu diesem Zwecke ein kirchliches Verfassungsgebäude errichten. Demgemäß ließ er die viel erwähnte Agende verfassen; der Widerspruch, den dieselbe wie die Union selbst erregte, ist bekannt. Alle religiösen Parteiungen, welche nicht ausschließlich ihre

Parteiinteressen durch die Agende begünstigt sahen, erhoben ihre Stimme dagegen. Nur dem eigentlichen Pietismus, weil die Union dadurch befestigt wurde, war sie ganz willkommen. Es sonderten sich die Elemente; viele, bis zur Union mit den Pietisten verbrüdert, wurden wegen ihrer lutherischen Theologie und weil dieser Pietismus bei ihnen zur Zelotie sich gesteigert hatte, die heftigsten Gegner der Union und der Agende. Über diesem Kreuzfeuer mit der Theologie und ihren Parteien griff die Regierung zu Zwangsmaßregeln, um die neue Einrichtung einzuführen und nicht zergehen zu lassen. „Die Pfaffen der Landeskirche sind durchweg Bauchdiener, Heuchler und Feinde des Evangeliums!" so riefen die Separatisten. Die Regierung ließ Verhaftungen, Executionen, Amtsentsetzungen u. s. w. anordnen, die kirchlichen Zustände des deutschen Protestantismus zeigten sich in jeder Beziehung von ihrer trübseligsten Seite. Eine unerfreuliche Sektirerei in den Massen, ein Übergriff der politischen Staatsgewalt in die Privatsache des Glaubens!

Der Mittelpunkt der vorliegenden Novelle ist Pommern. Hier, in Hinterpommern, wirkte der Separatismus besonders stark. Priester und Adelige vereinigten sich gegen die Behörden, „denn man müsse Gott mehr gefallen als den Menschen". Eine Ursache finden wir im Charakter der Pommern, welche uns der Verf. folgendermaßen schildert:

Siegfried erörterte, die Pommern seien die Dorer der Deutschen. Eine gewisse Geistesschwere sei ihnen eigenthümlich. Daraus entspringe ihr Ernst, ihre Unbeweglichkeit, sowol im guten als bösen Sinne; daraus ihre Gediegenheit, ihr Fleiß, ihre Ausdauer, ihre Beständigkeit. Auf dem Herzen laste, neben dem festen Verstande, eine gewisse Schwere im Gefühle, welche die Pommern, wo ihr Gemüth erregt werde, zu einem heuchlerischen Volke mache. Mit der Vaterlandstreue Hand in Hand gehe die kirchliche. Doch sei dieselbe bei Vielen weniger ein freies Bewußtsein als ein unbedingter Hang zum Alten, Gewohnten, Herkömmlichen. Dadurch, in Verbindung mit der Gemüthsschwere, neige sich der Pommer besonders leicht zu einer versinnlichten Andacht und Religion.

Durch diese Charakteristik des pommerschen Naturels wird es allerdings ziemlich erklärlich, wie der Separatismus gerade in Pommern so großen Anklang finden konnte. Der Adel begünstigte die Conventikel und das sogenannte „lebendige" oder „erweckte Christenthum der Gläubigen" in Pommern. Die Sache war neu und man wußte den Sinn eines so gemüthlichen Volks wie die Pommern mit theatralischer Kunst zu bearbeiten. Bei den Bildern von der Sünde, von dem Gerichte, dem Satan und der Hölle schrien Viele laut auf und fingen an sich die Haare auszuraufen. Andere begannen zu stöhnen und bekamen Zuckungen; Andere waren schon von der sinnlichen Darstellung fortgerissen, in der Gnade verzückt. Jungfrauen, bei denen zu der Einbildungskraft der Geschlechtstrieb einwirkte, wurden verzückt und fingen an in prophetischer Sprache Wunderdinge zu reden. Es kamen die Physiognomien zum Vorschein, welche, als christusähnliche, einen Herrn Liebetrut, den ersten Donnerer gegen Wislicenus in der „Evangelischen Kirchenzeitung", bei den lutherischen Separatisten in Wallroda so sentimental anziehen, an denen uns aber schon der gesunde Shakspeare, doch in anderer Weise, zu ergötzen weiß, wenn er seine Puritaner erscheinen läßt oder die uns jüngst noch ein Walter Scott in seinen „Presbyterianern", im „Waverley" u. s. w. vorführte, zum Beweise, daß dieses schwärmerische Pfuscherchristenthum innerhalb der gesunden reformirten Kirche ebenso von jeher angesehen worden ist, wie es uns auch ein Luther erachten lehrte und Erasmus von Rotterdam es uns in seinem „Lobe der Narrheit" auf dem römisch-katholischen Gebiete vorführt.

Der Autor der Novelle hat tiefe und gesunde Blicke in das pietistische und separatistische Treiben der Gegenwart gethan, er sondert die Tendenzen und Bestrebungen bis in ihre speciellsten Nuancen, aber über den theologischen Zweck geht die poetische Wirkung der Novelle ziemlich verloren. Die Liebesgeschichte des Helden vermag wenig zu fesseln, sie schlottert nur nebenbei und ist nichts als eine Concession, welche der Novelle gemacht worden ist. Poetisch ist einmal der Stoff nicht, den sich der Verf. zum Vorwurfe genommen, er zeichnet eine der unerquicklichsten Partien des deutschen Lebens, und doch hätte er ihn noch poetischer behandeln können als es geschehen, durch eine großartigere Auffassung, durch die Ausbreitung von Conflicten, denen ein allgemein menschliches Interesse innewohnt. Der Verf. ist mehr Theolog als Dichter, und doch hätte er die Theologie der Novelle unterordnen und die Kämpfe mehr durch geschlossene Figuren als durch lange Deductionen darstellen sollen.

---

6. „Die Deutsch-Katholiken" von Fr. Lubojatzky. Eine erfreulichere Richtung der religiösen Interessen des deutschen Geistes hat sich diese Production zum Vorwurfe genommen. Freilich, eine so unfertige Bewegung wie die des Deutsch-Katholicismus schon zum Gegenstande eines dickleibigen, dreibändigen Romans machen, ist ziemlich kühn. Die ganze deutsch-katholische Bewegung bietet eigentlich noch gar nichts für eine epische, objective Behandlung. Aber der Verf. des vorliegenden Romans nimmt es weder mit ästhetischen Grundsätzen noch mit religiösen Principien allzu genau, es ist ihm mehr darauf angekommen, den Deutsch-Katholicismus für das gewöhnliche Leihbibliothekenpublicum zu bearbeiten und zu verarbeiten. Er häuft mehr die äußern Effecte zusammen als daß er Motive und Ursachen entwickelte, er gefällt sich lieber in Schlagwörtern als in einer von innen heraus strebenden Entwickelung. Die eigentliche Natur, das wahrhafte Wesen des Deutsch-Katholicismus wird aus diesem Romane Niemand lernen können; was gegeben wird, wird nur durch allbekannte Schablonen gegeben. Die Römisch-Katholischen erscheinen in diesem Romane als Schurken oder als Dummköpfe, die Deutsch-Katholischen dagegen als Märtyrer oder als Helden. Der Verf. hat weder einen feinen historischen Blick noch weiß er eine psychologische Kunst geltend zu machen. Die Figuren, welche er vorbringt, sind ebenso grobschrötig wie überhaupt die

Tadel des ganzen Romans. Die Polemik gegen Rom, die Foderung des Deutsch-Katholicismus scheint bei ihm auf keinem gründlichern Bewußtsein zu beruhen als auf demjenigen, welches in jüngster Zeit durch unsere Journalpresse aphoristisch ausgesprochen worden ist. Deshalb ist es ihm denn auch unmöglich, die wahre Natur des Deutsch-Katholicismus in einem Romane zu reproduciren, deshalb gibt er statt der Principien meistens Journalphrasen, statt der Persönlichkeiten nur Figuren, wie er sie eben für den Mechanismus seines Romans gebrauchen kann. Hier ein paar Beispiele von der Phraseologie des Verf. (Bd. 2, S. 3):

Von Rom her weht der Hauch einer schauerlichen Consequenz.

Bd. 2, S. 302 und 303:

Ronge's Brief rief in Deutschland, wie bekannt, eine allgemeine Bewegung der Geister hervor, er glich einem frischen Luftstrom, der durch eine Gruft voll mephitischer Dünste streicht und diese aufregt. (Also der Deutsch-Katholicismus wäre nichts als eine Aufregung mephitischer Dünste?) Es ist hier nicht der Ort, weiter diese hochwichtige Sache der Menschheit zu behandeln, als es nur gerade im Allgemeinen die Ereignisse unsers Romans angeht und mit demselben zusammenhängt. (Der Verf. verzichtet also selbst auf eine principielle Bedeutung seines Romans.) Der Jesuitismus hat Rom mehr Schaden gethan als Nutzen gebracht, denn welche Meinung soll man von dem Papstthum haben, wenn es solche Apostel für seine treuen Söhne erklärt, die sich beeifern, der Welt durch ihre Thaten und Lehren einen Abscheu einzuflößen, die den Aberglauben und Fanatismus in den Herzen des Volks einzubürgern trachten u. s. w. (Wie oft ist diese Phrase geschrieben?)

Der Secretair, Hr. Aloys Molitor, erscheint uns als ein ziemlich unkluger Mensch, da er in einer trierschen Weinstube, vor eingefleischten Römisch-Katholischen, eine Philippika gegen Rom hält. Natürlich kommt es beinahe zum Herausschmeißen und der Secretair erklärt: „Sie greifen gewaltsam in mein Menschenrecht.“ Wir können in einem solchen unbesonnenen Märtyrthum, welches die Weinstuben zu seinem Schauplatze macht und mit Worten auf leere Schädel losdrischt, durchaus nicht irgend etwas Großartiges und Erhebendes finden, wie der Verf. es sucht.

Die Conflicte des nach Freiheit, nach Selbstbestimmung ringenden Individuums, den Foderungen Roms und seiner barmherzigkeitslosen Hierarchie gegenüber, eignen sich allerdings ganz vortrefflich zum Vorwurfe eines Romans oder einer Novelle; dagegen scheint uns das Princip des Deutsch-Katholicismus, eben als ein unfertiges, sich erst losringendes Princip, durchaus noch nicht dem Rahmen des Romans anzugehören und die reiche Außenwelt desselben erfüllen zu können. Der Verf. hat sich bei der Ausarbeitung des vorliegenden Romans von der Sucht verleiten lassen, einem Triebe der Zeit quand-même zu genügen, er hat weder philosophisch noch ästhetisch geprüft und eben blos auf die Befriedigung des Leihbibliothekenpublicums hingearbeitet. Natürlich darf die Erscheinung Ronge's, dieses „Reformators des 19. Jahrhunderts“, nicht fehlen. Ronge ist jedoch viel zu wenig eine historische Gestalt als daß er ein lebhafter Mittelpunkt werden könnte und, wo er erscheint, hat der Verf. nichts Anderes verstanden als ihm allgemeine Phrasen in den Mund zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Englisches Urtheil über Léon Faucher.

Das Werk Léon Faucher's „Etudes sur l'Angleterre“ hat auch in England selbst großes Aufsehen gemacht. Man gesteht ihm zu, daß er bei seiner Aufgabe mit Offenheit und Redlichkeit zu Werke gegangen, obwol ihm der Vorwurf gemacht wird, daß er das Bild, welches er von den großen Manufacturstädten entwirft, weniger aus eigenen Anschauungen als nach den Auszügen aus parlamentarischen und statistischen Berichten entworfen. Seine traurige Vorhersagung, „England mahne ihn in vieler Hinsicht an die Erscheinung Italiens während des Verfalls des Römerreichs, wo das in Gärten verwandelte Land nur Patricier und Sklaven genährt“, wird für übertrieben gehalten. Ein Beurtheiler dieses Werks im „Athenaeum“ meint in Bezug auf diese Ansicht: es gebe zwar sehr viel gesellschaftliche Anomalien in England, die Reichen seien oft zu reich, die Armen zu arm, aber es stände zu bezweifeln, ob man diesen Übeln dadurch abhelfen könne, daß man das jetzige System des Bodenbesitzes dem in Frankreich geltenden ähnlich mache. Es gereiche einem Volke zum Vortheil, wenn es durch seine Einrichtungen und Verfassungsformen mit der Geschichte seiner Vergangenheit verbunden sei. Daraus hätten die Engländer ihre gewohnte Liebe zur Ordnung und ihren Gehorsam gegen das Gesetz erlangt, wodurch London unter dem Schutze einiger hundert Scharwächter sicherer sei als Paris mit der Besatzung eines ganzen Heers. Wenn Faucher aus der Thatsache, daß die Arbeitslöhne nicht in demselben Verhältniß wie der allgemeine Wohlstand der englischen Nation gestiegen sei, eine Entartung und Verschlimmerung der arbeitenden Classen folgere, und er zum Erweis dieser Thatsache anführe, daß mehr als eine halbe Million Einwohner jährlich ein Einkommen von mehr als 150 Pf. St. zu verzehren haben, während der Lohn eines Handwebers kaum fünf Shillinge wöchentlich betrage, so sei eine solche Beweisführung nur ein Beleg jenes sich überstürzenden Generalisirens, auf das man allenthalben im Werke des französischen Socialisten stoße; denn der Weber am Handwebstuhl sei kein Beispiel, das man maßgebend für die arbeitenden Classen überhaupt zur Beurtheilung für deren Lage anführen könne, da ganz ausnahmsweise und eigenthümliche Umstände die Zustände dieser Arbeiter verschlimmert hätten.

Ein Weib gegen die Jagdgesetze.

Die bekannte Miß Harriet Martineau hat unter dem Titel „Forest and game law tales“ eine neue schöngeistige Tendenzschrift erscheinen lassen, wodurch sie zu einer Umgestaltung der in England so strengen und drückenden Jagd- und Forstfrevelgesetze beizutragen hofft. Sie geht dabei von der Ansicht aus, daß man, um die gegenwärtige Gesetzgebung in dieser Hinsicht zu verstehen, ihren geschichtlichen Ursprung und ihre Entwicklung kennen müsse. Der erste Theil ihres Werks, dem noch zwei Bände folgen sollen, enthält deshalb in vier Erzählungen die Schilderung der aus den damaligen Jagd- und Forstgesetzen hervorgegangenen Zustände des Volks. Mit lebhaften Farben und geistreicher, gefühlvoller Auffassung entwirft sie das Bild jener rohen Zeiten der angelsächsischen Könige und der ihnen folgenden normännischen Dynasten, deren unmenschliche Satzungen in Bezug auf das Eigenthum des Güteradels an Wald und Wild der fortlaufenden Gesittung einer Reihe von Jahrhunderten noch heute nicht ganz gewichen sind. Auch in Deutschland würde eine Miß Harriet Martineau in der alten wie in der jüngsten Zeit reichen Stoff zu solchen Bildern finden, wie denn auch erst vor kurzem einer

unseren vaterländischen Künstler, der durch Behandlung socialer Gebrechen bereits zu bedeutendem Ruf gelangt ist, sich dieses Vorwurfs bemächtigt hat. 12.

Bibliographie.

Hanne, J. W., Antiorthodox oder gegen Buchstabendienst und Pfaffenthum, und für den freien Geist der Humanität und des Christenthums. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 28 Ngr.

Havemann, W., Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Jäger, J. N., Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Köhler, L., Primavera. Novellen. Zwei Bände. Jena, Luden. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kolde, K. A. J., Dr. Johann Heß, der schlesische Reformator. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Leupoldt, J. M., Zur Charakteristik der Medicin der Gegenwart. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 15 Ngr.

Lewald's, A., gesammelte Schriften. 10ter bis 12ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Libussa. Jahrbuch für 1846. Herausgegeben von P. A. Klar. 5ter Jahrgang. Mit Stahlstichen und lithographischen Ansichten. Prag. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lichtenberg, C. v., Die Strafe, die Zuchthäuser und das Zwangs-Erziehungs-System rechtlich entwickelt und practisch dargestellt. Berlin, Heymann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Machiavelli's, N., Florentinische Geschichten, übersetzt von A. Reumont. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von L. Bechstein. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Nante Strumpf mit seinem Sohne August und Madame Buffey, geb. Breese, auf der Freiberger Ausstellung. Freiberg, Engelhardt. 12. 3 Ngr.

Napoleon. Dargestellt nach den besten Quellen von *r. 3te Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Rinsa. Eine Novelle. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Pfundheller, J., Ein Gang durch die Vorzeit. Historische Novellen. Wien, Mörschner's Witwe und Bianchi. 8. 1 Thlr.

Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscripte des Hrn. K., Advokaten in Philadelphia. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Böckh, A., Über Friedrichs des Grossen classische Studien. Akademische Einleitungsrede in der öffentlichen Sitzung der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften am 29. Januar 1846. Berlin, Veit und Comp. 4. 7½ Ngr.

Erdmann, Die Ueberwindung des Bösen. Predigt. Halle, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, F., Die Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Stuttgart am 1., 2. und 3. Sept. 1845. Bericht an den schlesischen Hauptverein. Dessau, Fritsche. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Gilbert, R. O., Das evangelische Erbe, welches Luther uns hinterlassen hat. Predigt. Chemnitz, Goedsche Sohn. 8. 2 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Liebe, das Kennzeichen des wahren Lehrers. Predigt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Rede am Todestage Luther's den 18. Februar 1846 im Auftrage des Ausschusses der Lutherstiftung. Leipzig, Barth. Gr. 8. 4 Ngr.

Heimbürger, H. C., Die heilige Lebenssache, die uns der Todestag Ernst des Bekenners an das Herz legt. Predigt. Celle, Capaun. 8. 2½ Ngr.

Hennig, Die Somnambule in Rebelin in der West-Priegnitz. Kurzer Bericht und Anleitung zur richtigen Beurtheilung derselben. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Perleberg, Horvath. Kl. 8. 2½ Ngr.

Herrmann, C., Über die neueste Bestreitung der rechtlichen Auctorität des kirchlichen Symbols. Ein kirchenrechtliches Votum. Kiel, Schwers. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hessenmüller, C., Dr. Mart. Luther in seinem Wesen und Wirken. Rede. Braunschweig, Rademacher. Gr. 8. 5 Ngr.

Hofferichter, T., Was ist unsern jungen Gemeinden zu wünschen? Predigt beim Gottesdienste der christkatholischen Gemeinde zu Brieg. Brieg, Schwartz. 8. 1 Ngr.

Jacobson, H. F., Herr Dr. Rupp in Königsberg im Conflict mit den Symbolen der evangelischen Kirche und dem Preußischen Provinzial-Consistorium. Eine Beleuchtung der Schrift: „Die Symbole oder Gottes Wort? Von J. Rupp." Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845. Aus der „Allgemeinen Halleschen Literaturzeitung" besonders abgedruckt und herausgegeben mit einem Vorworte von J. Gihr. Liestal, Honegger. Gr. 8. 5½ Ngr.

Julius, G., Der Spuk des Bankgespenstes. Ein der liberalen Tagespresse gesetztes Denkmal. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Klötzner, C. W., „Das Gedächtniß unsers Luther." Predigt. Eisenberg, Schöne. 8. 2½ Ngr.

Linke, H. M., Dr. Mart. Luther. Das Wichtigste aus seinem Leben und Wirken größtentheils nach Mathesius erzählt. Zwickau, Verein zur Verbreitung von Volksschriften. 8. 3 Ngr.

Lisco, G., Vollenden wir das Werk Luther's! Ein Wort an evangelische Christen. Berlin, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Dr. Mart. Luther's letzte Predigt, gehalten zu Eisleben kurz vor seinem Tode, den 14. Febr. 1546. Dresden, Naumann. 8. 1½ Ngr.

Meyer, M. K., Dr. Mart. Luther's Jugend, Wirken und Ende. Nebst Luther's Bildniß nach Lucas Cranach und dem Facsimile der Handschrift. Gotha, Hennings. 8. 8 Ngr.

Michelis, F., Der Katholizismus und die Lüge. Eine Zuschrift an die katholische Gemeinde zu Duisburg. Duisburg, Hamel. 12. 7½ Ngr.

Neander, A., Die Bedeutung des Thomas Arnold für den Standpunkt der kirchlichen Gegenwart, nach den über sein Leben erschienenen Denkwürdigkeiten. Berlin, Besser. Gr. 8. 4 Ngr.

Stirm, C. H., Predigt zum 300jährigen Gedächtniß des Todestages Dr. Mart. Luther's. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 3 Ngr.

Strauß, G. R. J., Der Branntwein-Enthaltsamkeitsverein in Oberschlesien und sein neuester Defensor Dr. Weidemann. Ein kritischer Versuch. Creutzburg, Landsberger. 1845. 8. 5 Ngr.

Thaulow, G., Rede bei der Säcular-Geburtsfeier Pestalozzi's. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber den Querzug der Lichtritter in seiner religiösen und historischen Bedeutung. Drei Reden. Liegnitz. 8. 15 Ngr.

Weber, O., Am Todestage Dr. Luther's den 18. Febr. 1846. (Gedicht.) Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Weiß, C., Vorschlag zu einem Denkmale Pestalozzi's mit Rücksicht auf dessen Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Merseburg, Rulandt. Gr. 8. 5 Ngr.

Woeniger, A. T., Bülow-Cummerow's Zettelbankproject. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Geldaristokratie. Berlin, Hofmann und Comp. 8. 10 Ngr.

Zittel, Begründung der Motion über Religionsfreiheit. Berlin, Hermes. 4. 1 Ngr.

— — Motion auf Gestattung einer Religionsfreiheit. 2ter Abdruck. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 111. —— 21. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Beschluß aus Nr. 110.)

7. „Shawn na Soggarth, der Priesterfänger" von M. Archdeacon. Diese Erzählung gehört nur durch Übersetzung der deutschen Literatur an, aber eine ganz andere Ausbeute bietet der Boden, auf dem sie sich bewegt, für den Roman als der Deutsch-Katholicismus. Wir werden in jene Zeiten versetzt, als die Religionsacht auf dem unglücklichen Irland ruhte. Jener Zeitraum ist der schwärzeste in der Geschichte Englands. Denn wo gäbe es eine schwerere Verirrung des menschlichen Geistes als wenn Unrecht zum Recht erhoben, Verfolgung und Tyrannei gesetzlich geboten wird! Das katholische Irland wurde in der Schlacht am Boynefluß von der Übermacht des protestantischen Englands erobert, während es früher, selbst unter Cromwell, nur besiegt worden war. Unmittelbar nach derselben wurden 4000 Katholiken als Rebellen und Verräther erklärt und ihre Güter im Betrage von 1,060,000 Acres eingezogen, eine Gewaltthat, die weniger dem Könige Wilhelm als dem englischen Parlamente zur Last fallen dürfte. Der Katholicismus wurde natürlich ein Märtyrthum, ein unglückliches Volk klammerte sich durch die Verfolgungen nur um so verzweifelter an das Gewand der fanatisch-katholischen Priester, welche den Muth hatten für ihren Glauben zu bluten. Mit den Güterberaubungen ging die religiöse Verfolgung Hand in Hand. Die Engländer waren seit dem Ende des 17. Jahrhunderts vorzugsweise ein Handelsvolk geworden, nun traf der Handelszwang, der Irland auferlegt werden mußte, um England zu heben, die protestantischen Einwohner Irlands, die man in jeder Weise bevorzugen wollte, nicht minder schwer als die katholischen. Dafür mußte jenen ein Äquivalent werden und es wurde der stillschweigender Contract zwischen England und den irischen Protestanten gemacht: Ihr opfert uns den Handel und Gewerbefleiß Irlands und seid unsere commerciellen Sklaven, dafür werden die Katholiken eure Sklaven in jeder andern materiellen und moralischen Beziehung. So war Albion wohlgefällig vor den Augen des Herrn und füllte zugleich seine Taschen, zwei comfortable Dinge, die John Bull bis auf die Bibelkrämer herunter stets gut zu vereinbaren wußte. Das legale Mittel, um den irischen Protestanten Wort zu halten, waren die von dem irischen Parlamente, d. h. den irischen Protestanten erlassenen und von England in Ausführung gebrachten Pönalgesetze.

In der irischen, von diesen grausamsten aller Gesetze bedrängten Welt bewegt sich die vorliegende Erzählung. Ein ganzes Volk, wegen seiner religiösen Überzeugungen gemartert und gedrückt, gibt jedenfalls einen vortrefflichen Stoff für den Roman. Der Verf. des vorliegenden kennt die irische Welt, er schildert die Noth seines Vaterlandes, seiner Landsleute, und so versucht er es denn mit nicht geringem Glücke, die fanatische Treue zu schildern, mit der sie an dem Glauben ihrer Väter unter allen Gefahren und Kümmernissen während der düstern Periode der Religionsacht festhielten. Es rollen sich tragische Scenen vor unsern Blicken auf, er führt uns in erschütternde Situationen und man wird ihm die Fähigkeit einer künstlerischen Gestaltung und Gruppirung nicht absprechen können. Verdienstlich scheint es uns aber besonders, daß der Verf. nicht blos den Reiz einer inhaltslosen Romantik im Auge hat, sondern daß er die wahren Entwickelungen des Lebens zu treffen sucht. Auch ist er mit keinen irländischen Nationalvorurtheilen, mit keiner bigoten Gesinnung und keiner böswilligen Erbitterung an sein Werk gegangen. Fürchtet er, man werde ihm einen Vorwurf daraus machen, „daß er Scenen wieder aufgefrischt und Erinnerungen heraufbeschworen habe, die besser für ewig in der Nacht der Vergessenheit begraben geblieben wären", so ist das eine durchaus unnöthige Furcht. Dem Dichter gehört die Vergangenheit, und die traurige Vergangenheit Irlands ist unendlich lehrreich für die Gegenwart und Zukunft dieses verwahrlosten Landes. Er bedarf der Entschuldigungen nicht; zwar sind die Pönalstatuten jetzt ganz oder doch fast ganz zum todten Buchstaben geworden, aber noch immer lastet der mächtige Arm des stolzen Englands auf dem grünen Erin und, ganz abgesehen von der ästhetischen Frage, auch von patriotischer Seite sind die Zwecke und Tendenzen des Verf. vollkommen zu ehren. Was das abscheuliche Geschöpf angeht, dessen Name diesem Buche seinen Titel gegeben hat, so versichert uns der Verf., daß er bei Schilderung seines Charakters und seiner Thaten keine erdichtete Persönlichkeit zu zeichnen

gesucht habe, sondern daß der Priesterfänger Shawn na Soggarth ein Mann gewesen sei, dessen fluchbeladenes Leben während des letzten Jahrhunderts der Gegenstand zahlloser irländischer Sagen geworden ist, die alle sein teuflisches Wesen und den verkommenen Zustand der Gesellschaft, die ein so verabscheuungswürdiges Unthier hervorbringen und großziehen konnte, beurkunden. In dem Rector Gordon dagegen hat uns der Verf. eine versöhnende Gestalt gezeichnet, welche inmitten aller Grausamkeiten eines privilegirten protestantischen Fanatismus von dem Lichte der Milde, der Toleranz und der Humanität durchleuchtet wird.

Der Verf. liefert uns ein treues Bild seines Vaterlandes wie es war in den Zeiten der Finsterniß und der Verfolgung, und schließt mit den Worten, die seinen Charakter deutlich bezeichnen:

Wenn es uns gelungen, das Mitgefühl des Edeldenkenden, so verschieden auch seine religiöse Überzeugung von der unserigen sein mag, für ein geduldiges, unter langen Leiden schmachtendes Volk zu erwecken, das unter Versuchung und Gefahr, Verbannung und Tod an dem alten Glauben seiner Väter festhielt; oder wenn wir vermocht haben, den von Vorurtheilen Eingenommenen die Überzeugung beizubringen, daß Verfolgung sich selbst ihr Ziel und Streben vernichtet und daß schlimme Gesetze nur schlimme Thaten hervorrufen, so dürfen wir mit dem Bewußtsein scheiden, nicht umsonst die Erzählung von Shawn na Soggarth geschrieben zu haben.

---

8. „Der Bauer am Gaisberge" von Karl Wehrmann. Wir stehen wieder auf dem deutschen Boden jener Tage des 16. Jahrhunderts, als im Kampfe gegen eine entsittlichte Hierarchie der deutsche Geist im Protestantismus hervorbrach. Der Protestantismus war damals ein echt demokratisches Element, er war die Lebensfrage des deutschen Volks, und der Verf. der vorliegenden kleinen Erzählung scheint diese Stellung des damaligen Protestantismus richtig aufgefaßt und verstanden zu haben, indem er uns die Schicksale des Hans Poßler, dieses schlichten Bauers am Gaisberge, einfach und ohne große Schminke darstellt. Der Zweck des Verf. ist, jedenfalls aus dem Volke heraus für das deutsche Volk zu schreiben, dieses Streben ist anerkennenswerth, auch ist es kein bloßes unerreichtes Streben geblieben. Wir wünschen dem kleinen Büchelchen eine recht weite Verbreitung; es ist ein gesunder Kern in demselben. Die Erzählung bewegt sich auf einem Boden, wo seitdem wieder aller protestantischer Geist geschwunden ist, wo die Hierarchie mit jesuitischen Mitteln den gesunden Sinn des Volks wieder vollständig erdrückt hat, im Salzburgischen. Durch ganz Süddeutschland wehte zu Luther's Zeit der protestantische Odem. Wer sich näher darüber unterrichten will, nehme Sugenheim's „Kirchen- und Volkszustände Baierns im 16. Jahrhunderte" zur Hand. Aber dem Jesuitismus ist es gelungen, unter Begünstigung politischer Verhältnisse, in Süddeutschland den Kampf gegen den Protestantismus mit Erfolg bis auf den heutigen Tag zu führen. „Ein lebendiges Bild von den Zuständen und Verhältnissen der Vergangenheit und von den Bestrebungen der dem Evangelio feindlichen jesuitischen Macht zu liefern", gibt der Verf. als den Zweck seiner Erzählung an. Nachdem er die herrlichen Gegenden Salzburgs geschildert hat, ruft er wehmüthig aus:

Wer könnte dies sehen, ohne vom tiefen Schmerz ergriffen zu werden darüber, daß gerade in diesem Lande der Gnadensonnenschein des Evangeliums so gewaltsam und grausam zurückgedrängt und die Menschen, so weit es nur immer möglich war, wieder in die religiöse Finsterniß des Mittelalters gebannt wurden?

Wie dies geschah, welche Hebel man anwendete, durch welche Mittel man die Kraft des süddeutschen Volksgeistes und sein Interesse für den Protestantismus brach, das zeigt uns der Verf. an den Schicksalen Hans Poßler's und Derjenigen, die mit ihm das „Evangelium" wollten und sich der Hierarchie des Erzbischofs von Salzburg und seiner sittlich verwahrlosten Priester entgegenstellten. Den schlichten, sittlichkeitserfüllten und glaubensmüthigen Bestrebungen eines einfachen Bergvolks gegenüber erscheint die grenzenlose Verderbtheit des Pfaffenthums, welches seine Macht nicht aufgeben wollte. Er führt verschiedene historische Zeugnisse an. So sagt ein Mann, der keineswegs ein Freund Luther's und der Reformation war, in einem Briefe an den fürchterlich grausamen Erzbischof Firmian von Salzburg im Jahre 1740:

Die verweltlichten Sitten der höchsten geistlichen Würdenträger, die Nachlässigkeit, der Geiz und die Unwissenheit des Klerus, die gesunkene Zucht der Kirche und die Verachtung und der Haß gegen die Geistlichkeit — das sind die eigentlichen Quellen gewesen, woraus in Deutschland die Liebe zu Luther floß. Ein überreiches Feld, gegen das er schreiben konnte, fand er an der unglaublichen Unwissenheit, Ausschweifung, Liederlichkeit, Unverschämtheit, Frechheit und andern Lastern der Mönche, welche damals Jedermann wußte, heutzutage aber Niemand leugnen wird als die allerunwissendsten Menschen.

In unsern Tagen, also 100 Jahre später, leugnet man dies unter dem Scheine großer Gelehrsamkeit und tiefer geschichtlicher Forschung, oder sucht es wenigstens häufig zu verdecken, indem man dafür die Reformatoren als die gottlosesten und unsittlichsten Menschen darstellt. Der verderbten Priesterschaft jener Tage wäre es schwerlich gelungen, den gesunden Trieb des deutschen Volks zu unterdrücken, hätte die romanische Welt nicht dem protestantischen Geiste, dem Producte der germanischen Welt, eine neue Waffe, den Jesuitismus, gegenübergestellt; diesem wurde in Süddeutschland möglich, was sonst niemals geschehen sein würde. Als Repräsentant dieser antideutschen Macht erscheint in der vorliegenden Erzählung der berüchtigte Canisius. Er erscheint im Besondern als die Ursache des Sturzes Hans Poßler's, im Allgemeinen als der schlaue Vernichter des protestantischen Lebens überhaupt. Canisius ging nach Östreich, als das Lutherthum sich dort regte und wußte seinem Orden einen solchen Einfluß am Hofe zu Wien zu verschaffen, daß überall die Evangelischen unterdrückt wurden. Er bekam deshalb den Namen des „östreichischen Hundes" (Canis austriacus) und dieser Canis austriacus wird gegenwärtig in Rom heilig gesprochen.

Auch zu den Geldmächten jener Tage stand der Jesuitismus in directer Verbindung. Über das Verhältniß des Canisius zu den Fugger sagt uns der Verf. Folgendes:

Betrieb nun der Jesuit Canisius sein Werk, um jeden Preis Einfluß auf das Volk zu gewinnen, auch damit, daß er häufige Teufelsaustreibungen aus angeblich Besessenen, Geisterbeschwörungen, wunderbare Krankenheilungen zu vollziehen vorgab, überall längst verachtete und vergessene Heiligenbilder wieder in Ansehen und Wallfahrten in Übung brachte: so waren es gerade die reichen Fugger, welche zu allem Dem mithalfen und durch ihr Ansehen und ihr Geld die Sache der Jesuiten unterstützten.

Und:

Canisius hatte eine Frau Fuggerin und ihren Gemahl vermocht, mit ihm und einem besessenen Jungfräulein nach Altötting zu reisen, um dort das Wunder der Austreibung der bösen Geister vor ihren Augen vollziehen zu können.

Die protestantischen Kräfte im Salzburgischen fanden dagegen an dem reichen Herrn Thenn eine Stütze; allein nachdem Hans Poßler den Märtyrtod gestorben, erhielt auch Herr Thenn den Befehl, das salzburger Gebiet zu verlassen. Canisius, der Jesuitismus triumphirte, im Salzburgischen wurde es wieder finster und finster ist es daselbst bis auf den heutigen Tag geblieben. Das Alles berührt der Verf., indem er schlicht und einfach die Schicksale des „Bauers am Gaisberge" darstellt, und er hat in seiner Erzählung ein ganz vortreffliches Volksbuch geliefert.

---

9. „Kunst und Leben" von J. A. Moshamer. Der Verlagsort Wien brauchte gar nicht auf dem Titel zu stehen, wir würden das östreichische Literaturproduct so errathen. Romantik im Leben der Gegenwart! Also die Gegenwart mit ihrem concreten Gehalte zu romantischer Gehalt- und Gestaltlosigkeit verwässert? Und so ist es. Dem Verf. ist die bornirte Romantik noch Religion und in diesem Sinne gehört auch das vorliegende Werk zu den religiösen Romanen. Die Handlung roh, statt der Persönlichkeiten scheußliche Fratzen. Viel Theater- und Kunstgeschwätz ohne das geringste Verständniß. Das Ganze trivial, grob, geschmacklos. Wir bedauern die Zeit die wir auf die Lecture dieser „romantischen Erzählung" verwendet haben.

28.

Die Befreiung von Texas.

Texas hat neuerlich wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieselben Verhältnisse, denen das Land seine Befreiung verdankt, sind es, die ihm die Behauptung seiner Unabhängigkeit erschweren. Sehen wir, wie es in seine jetzige Lage gelangt ist.

Ein Bürger der jungen Republik, Herm. Ehrenberg, besuchte uns vor etwa zwei Jahren hier in Leipzig. Er ist ein geborener Magdeburger und war in seiner Heimat dazu bestimmt, Materialhändler oder Dergleichen zu werden. Das eingeschränkte Leben, die Geistlosigkeit und Krämerei des Gewerbes war ihm tödtlich. Er ging auf gut Glück nach Nordamerika und hielt sich eben in Neworleans auf, als die Colonisten von Texas Freiwillige daselbst warben, um ihren Aufstand gegen den mexicanischen Dictator Santana mit mehr Truppenmacht und Nachdruck beginnen zu können. Ehrenberg war unter den Ersten, welche hinüberzogen, um der kühnen Provinz gegen die übermächtigen Heere des Despoten, welcher sich selbst in kindischer Eitelkeit den Napoleon des Westen nannte, beizustehen. Glücklich entrann er in den gefährlichsten Lagen dem Tode und erhielt, nachdem der Krieg beendigt und die Selbstständigkeit der Texaner errungen war, den Landantheil, welcher jedem der Freiwilligen zugesagt war. Um sich durch ernste landwirthschaftliche Studien auf vaterländischen Anstalten für seinen neuen Beruf tüchtig auszubilden, unternahm Ehrenberg mit den wenigen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, eine Reise nach Deutschland. Seinen kurzen Aufenthalt in Leipzig benutzte er, um eine Schilderung der Ereignisse des von ihm mit durchgefochtenen Befreiungskampfes, welche er ausgearbeitet hatte, dem Drucke zu übergeben. Sie erschien unter dem Titel:

Texas und seine Revolution von Hermann Ehrenberg. Leipzig, O. Wigand. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.*)

mit dem Motto: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Durch diese Schrift in Verbindung mit der vor zwei Jahren erschienenen von G. A. Scherpf: „Entstehungsgeschichte und gegenwärtiger Zustand des neuen Staates Texas ꝛc." (Augsburg 1841) sind wir nun recht gut in den Stand gesetzt, uns mit der Entwickelungsgeschichte dieses Theiles von Mittelamerika und den gegenwärtigen Zuständen daselbst bekannt zu machen.

Das Schriftchen von Ehrenberg erfreut durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderungen, durch raschen, man könnte sagen dramatischen Fortschritt der Handlung, und durch den frischen Muth, welcher die Handlungen wie die Darstellung des Verf. durchweht. Mit den Berichten über blutige Vorgänge wechseln anmuthige landschaftliche Schilderungen, Beschreibungen der Volkscharaktere und der Sitten, Bilder des häuslichen und öffentlichen Lebens der Colonisten, des Lagerlebens der Milizen, mit den ernsten und schrecklichen wechseln heitere und komische Scenen mannichfaltig ab. Der Verf. erzählt vornehmlich das Selbsterlebte, aber er hat auch dafür gesorgt, den Leser im Zusammenhange der Ereignisse zu erhalten und für Das, was er nicht selbst sah, mit vielem Geschick statt trockenen Berichts die Mittheilung von Augenzeugen eingeführt, welche als handelnde Personen in seiner Darstellung auftreten. Eine Schilderung der mexicanischen Verhältnisse vor 1835 eröffnet das Ganze, damit es dem Leser nicht an Bekanntschaft mit den geschichtlichen Voraussetzungen des blutigen Dramas fehle.

In Mexico machte sich die Tyrannei der spanischen Beamten so drückend, daß es zu einer allgemeinen Umwälzung kam. Nach elfjährigem Kämpfen und Morden erklärte Mexico im J. 1821 seine Unabhängigkeit und zwang den spanischen Vicegouverneur, diese anzuerkennen. Iturbide bemächtigte sich nach mancherlei Schwankungen der Regierung, wurde 1823 als Kaiser ausgerufen, aber schon im folgenden Jahre gestürzt und verbannt. Man führte 1824 eine sogenannte freie Verfassung, fast ganz nach dem Muster der in der nordamerikanischen Union bestehenden Verfassung in Mexico ein. Diese aufgepfropfte Verfassung scheint indessen die genußsüchtigen und unruhigen Mexicaner nicht zu ruhigen und ehrsamen constitutionnellen Staatsbürgern veredelt zu haben. Die Schilderung, welche uns Ehrenberg von der Denkungsart und den Sitten der Mexicaner macht, ist nicht einladend. Er hat nun wol da mit Texaneraugen gesehen. Indessen einen besonders noblen Charakter hat man allerdings nicht gerade Ursache den Mexicanern zuzutrauen. Ehrgeizige Soldaten und noch ehrgeizigere Priester mischten in Mexico die Karten und die Zeit

---

*) Das Werk ist seitdem noch einmal unter dem Titel erschienen: Fahrten und Schicksale eines Deutschen in Texas von Hermann Ehrenberg. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

bis 1832 ging unter Unordnungen und blutigen Raufereien hin. In dem genannten Jahre, während Bustamente die Gewalt tyrannisch behauptete, trat Santana an die Spitze der liberalen Partei und proclamirte die Wiederherstellung der reinen Verfassung von 1824. Kaum aber hatte sich Santana der Zügel bemächtigt, so fing auch er an despotisch zu verfahren, strebte danach, die Verwaltung der Republik immer mehr zu centralisiren und die einzelnen Bestandtheile derselben, die souverainen Staaten der mexicanischen Union, in Provinzen umzuwandeln. Besonders drückend wurden seine willkürlichen und oft sinnlosen Verfügungen den Colonisten von Texas.

Es ist hier vorerst nöthig, einige Rechenschaft von dem damaligen Zustande dieses Landes zu geben, wobei zunächst Scherpf unser Führer sein soll. Noch während der Herrschaft spanischer Vicegouverneure in Mexico hatten sich einzelne Familien aus den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, besonders aus Luisiana und Mississippi, nach Texas übergesiedelt und ohne weiteres Land in Besitz genommen. Seit dem Jahre 1824 machte die neue Regierung Mexicos es sich zur Lieblingsaufgabe, Texas zu colonisiren und erließ zu dem Ende sehr liberale und lockende Verfügungen. Sie verfuhr bei der wirklichen Ausführung ihres Planes folgendermaßen. Sie contrahirte mit sogenannten Impressarios, welche eine Landstrecke wählten und sich anheischig machten, darauf eine Anzahl von Familien einzuführen. Jede Familie erhielt ein Grundstück von 4428 Acres (engl.) und zahlte dafür in drei Fristen (nach Ablauf des vierten, fünften und sechsten Jahres) je 30 Dollars, außerdem die Vermessungskosten und Stempelgebühren, in Allem 150 Dollars. Geräthschaften, Ackerwerkzeuge, Sämereien ꝛc. konnten bis zum Werthe von 2000 Piastern frei eingeführt werden, und auf zehn Jahre war völlige Abgabenfreiheit bewilligt. Wer ein Jahr in Texas ansässig war, sollte wahlberechtigt und wählbar sein. Der Impressario seinerseits erhielt für jedes Hundert Liguas, das an Einwanderer vertheilt wurde, je 5 Liguas (von 4428 Acres). Der erste Impressario war der Mann, welcher der Regierung den ganzen Colonisationsplan vorgelegt hatte, Moses Austin aus Durham in Connecticut; er starb schon 1821 in Folge der großen Strapazen, die ihm sein Geschäft verursachte. Sein Sohn, Obrist, später General Stephan F. Austin, setzte das Werk des Vaters fort und gründete die Colonie am Brazo. Vor der Befreiung Mexicos von spanischer Herrschaft war die eigentlich mexicanische Bevölkerung von Texas nicht über 6000 Köpfe stark gewesen und hatte, in steter Angst vor den wilden Comanches und andern Prairie-Indianern, zusammengedrängt in den Städten San-Antonio, La Bahia (Goliad), Nacogdoches und einigen Missionsanstalten gelebt. Die Furcht vor den Comanches war so groß, daß die mexicanischen Behörden ihnen Tribut zahlten. Durch die Einwanderung nahm die Kopfzahl schnell zu. Aber sie betrug bis 1830 auf dem ganzen ungefähr 4—500000 engl. Quadratmeilen umfassenden Gebiete von Texas doch nur höchstens 16,000 Köpfe. Die meisten der Ansiedler waren Amerikaner, einige derselben Europäer von verschiedenen Nationen. Außer den verstreuten Colonistensitzen entstanden neue Städte, von denen allmälig Galveston (Hafenstadt und die größte von allen) und Austin (jetzt Sitz der Regierung) die bedeutendsten wurden. Von dem Entstehen einer Stadt in diesen Gegenden gewinnt man durch Ehrenberg's Buch eine Vorstellung. „Wir hielten uns," erzählt er, „einige Tage in dem noch neuen Washington auf. Mehre Hundert neue Häuser stiegen in dem Walde empor, durch welchen des thätigen Einwanderers Axt freundlich mit seinem Echo schallte. Stündlich fielen die stolzen Eichen und die majestätischen Pecanen und Hickories. Mancher der edlen Parsimonen hatte durch den zerschmetternden Fall seine beinahe reifen, schön röthlichgelben Früchte weit umhergestreut; gewaltige Haufen Reißholz, krumme Äste und Stämme brannten in verschiedenen Richtungen, um den Boden zu reinigen, und erst seit kurzem sandte die Sonne ihre wohlthätige Wärme auf die feuchte, fruchtbare, schwarzbraune Erde. Schon standen hier mehre Coffee-houses; ein Gasthaus; einige Provisionshandlungen, verbunden, wie die Geschäfte der Hinterwäldler sind, mit einem Lager von fertigen Kleidern, Kleiderstoffen und allen Bedürfnissen, die der Ansiedler nöthig hat. Auch fanden wir bereits ein gutes Billard und, wie überall in Amerika, ein Courthouse (Gerichtshaus) und daneben die nie fehlende Gewehrschmiedewerkstatt." Mit den entschlossenen und kräftigen Amerikanern wagten es die Indianer bald nicht mehr so leicht als mit den feigen und schwachen Mexicanern anzubinden. Die Ansiedler konnten immer sicherer auf ihren Pflanzungen leben und fühlten sich immer wohler in der neuen Heimat.

Sie hielten fest an der föderalistischen Constitution von 1824, in welche sie eingeschlossen waren; aber noch vor dem Eintritt der Gewaltherrschaft Santana's fanden sie manche Ursache zur Unzufriedenheit mit der Regierung. Diese untersagte 1827 die Einführung von Sklaven, und 1829 erließ der Präsident Querero ein Decret, welches alle Sklaven in der mexicanischen Union für frei erklärte. Die Colonisten reclamirten gegen dieses Decret und erlangten auch die Widerrufung desselben für den Umfang des Staats Texas. Man wird sich über die Abneigung der Colonisten gegen die Sklavenemancipation nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sie der großen Mehrzahl nach aus den Südstaaten der nordamerikanischen Union eingewandert waren. Zur Entschuldigung der Colonisten in dieser Beziehung sagt Scherpf: „Dienstboten sind in Texas schwer zu haben, indem es Weiße für eine Art Schande halten, in diesem Verhältnisse zu leben..., zumal die Löhnung von einigen Monaten (10—30 Dollars monatlich) hinreicht, einen Landbesitz zu erwerben, der in wenigen Jahren Wohlstand sichert. — .... Mit der steigenden Bevölkerung wird in Texas, wie gewiß auch in den Südstaaten der nordamerikanischen Union, die Sklaverei von selbst und ohne convulsivische Anstrengungen verschwinden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Organisation der Arbeit.

In der Angelegenheit des Communismus und Socialismus wird ungemein viel hohles Zeug geredet. Wir meinen nicht blos auf Seiten der marktschreierischen Declamatoren, welche diese Lehren ohne weiteres zu den ihrigen gemacht haben, sondern auch von Denen, welche von der Höhe der Kritik herab über alle diese Verhältnisse den Stab brechen. Um so dringender wird nun aber daher die Pflicht, auf wirklich bedeutende Erscheinungen aufmerksam zu machen, welche sich auf diese wichtigen Tagesfragen beziehen. Wir nehmen keinen Anstand, dahin folgende Schrift zu rechnen: „Théorie des contradictions des économistes ou philosophie du travail." Dieselbe hat erst vor kurzem die Presse verlassen. Sie hat den bekannten Socialphilosophen Proudhon in Lyon zum Verfasser. Indem wir ihm die Bezeichnung eines Socialphilosophen beilegen, meinen wir keineswegs, ihn dadurch auf die Seite der Socialisten im engern Sinne zu stellen, gegen die er zum Theil sogar auf einschneidende Weise polemisirt, sondern wir wollen dadurch nur auf seine gewichtigen Arbeiten über die verschrobenen gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse hindeuten. In diesem neuen Buche springt er mit den Fourieristen, den Communisten, den großsprecherischen Radicalen hart um, ohne deshalb gegen die Nationalökonomen gewöhnlichen Schlags, welche immer nur in den gegebenen Verhältnissen ihr volles Behagen finden, gelinder zu verfahren. Ein eigentliches System baut Proudhon sich in vorliegendem Werke, welches durchaus nur sichtenden und kritischen Inhalts ist, nicht auf. Er behält sich die Entwickelung der positiven Seite seiner Ansichten für eine spätere Zeit vor, welche nach seinen bisherigen Leistungen zu schließen Epoche machen wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 112. —— 22. April 1846.

Pestalozzi und einige neue in der Schweiz über ihn erschienene Schriften.

„Der Mensch ist nicht um seiner selbst willen in der Welt, er vollendet sich nur durch die Vollendung seiner Brüder." Pestalozzi.

Je mehr die Ideen eines großen Mannes, die er während seines Lebens nicht nur ausgesprochen, sondern die bei ihm auch zur That wurden, mit den Ideen, die eine spätere Zeit ausprägt, zusammentreffen, je größer muß seine Anerkennung werden, je mehr muß seine Bedeutung und sein Ruhm sich steigern. Ein prophetisches Genie dieser Art war Pestalozzi, und die Schriften, welche zu seiner im vergangenen Monat Januar stattgehabten Säcularfeier erschienen sind, haben sich das Verdienst erworben, den erhabenen Geist des edlen Wohlthäters der Menschheit von neuem herauf zu beschwören. Sein Andenken ist zwar mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen seiner zahlreichen Schüler und Verehrer geschrieben, aber bis jetzt war es noch nicht in den Kern des Volks gedrungen, das unbewußt schon seit lange der Segnungen theilhaftig ist, die Pestalozzi, wie jeder Genius einer innern gebieterischen Stimme folgend, durch sein unaufhaltsames, vor keinen Opfern zurückschreckendes Wirken ausgegossen hat. Zeigte er doch der Welt, „daß nicht nur für die Reichen und Vornehmen das Licht des geistigen Lebens leuchte, sondern daß es auch für die Armen aufgegangen sei". Diesen Armen nun wird in einer kleinen Schrift:

Heinrich Pestalozzi, sein Leben und Wirken einfach und treu erzählt für das zürcherische Volk, herausgegeben von der zürcherischen Schulsynode und verfaßt vom Secundarlehrer Bär

gezeigt, wer der Mann war, dem es den blühenden Zustand der Pflanzstätten der Gesittung und Veredelung, dem es die jetzigen Volksschulen verdankt. Dieses Schriftchen, im Canton Zürich in mehr als 20,000 Exemplaren verbreitet, ist in den Händen von Jedermann. Mit der gleichen Freude liest es der Städter wie der Landmann, mit der gleichen Rührung erfüllt es das alte Mütterchen in der Hütte wie das Kind in der Schule. Ihnen Allen wird Pestalozzi nahe gebracht, steht vor ihnen als die personificirte Liebe, als ein Muster echter Frömmigkeit, als ein Beispiel der seltensten Ausdauer und Aufopferung. Kannte er doch, was seine Person betraf, beinahe den Begriff des Eigenthums nicht — unähnlich den Communisten, die nicht nur geben, sondern auch nehmen wollen —; brachte er doch Alles, was er und seine Frau an zeitlichen Gütern besaßen, dem „Ziele seines Herzens" dar. Widmete er doch ein Leben von 80 Jahren, seine Tage, seine Nächte, alle seine Kräfte der Idee, mittels der Erziehung „Jeden zu seiner Selbstkraft zu erwecken und das wahrste Selbstgefühl zur edelsten Anwendung derselben gelangen zu lassen"; und somit auch die Erhebung der ärmern Volksclasse und die Verbesserung ihrer Lage zu erreichen.

Und nicht wie unsere neuen Socialisten wirkte er blos durch Aufstellung von Theorien und Systemen, sondern Gedanke und Ausführung war bei ihm ein und dasselbe. Nicht wie jene Socialisten suchte er blos die Übel zu erforschen an denen das Volk leidet, um seine Wunden zu enthüllen: nein, er goß heilenden Balsam hinein, er legte eine liebende helfende Hand in die des Volks. Manches Auge netzt sich, wenn es in dem erwähnten Schriftchen liest — schlicht und einfach ist es da erzählt — wie Pestalozzi ein Bettler unter Bettlern lebte, um sie zu lehren wie Menschen zu leben, wie er sein Haus zu einer Zeit, wo er selbst im äußersten Elend sich befand, zu einer Erziehungsanstalt für verlaufene heimatlose Bettelkinder machte und deren mehr als hundert zu brauchbaren Menschen bildete. Wie er später, immer dem Zuge seines Herzens folgend, die Ideen, die in ihm glühten, ins praktische Leben überzutragen, nach Stanz im Canton Unterwalden ging, wo er gegen hundert gänzlich verwahrlosten, durch den Krieg zu Waisen gewordenen Kindern Alles in Allem wurde. Von seinem Wirken in Stanz schrieb er einst an Geßner:

Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen.

Ein Grundzug in Pestalozzi's Wesen war eine unerschütterliche Liebe für das Wahre und Rechte, das er unter allem Volk geltend machen wollte. Auch frühe schon zeigte er einen Trieb, in das öffentliche Leben und Treiben einzugreifen und sich der Armen und Unter-

drückten anzunehmen. So wird z. B. in dem Volksschriftchen mitgetheilt, daß er im Verein mit mehren züricher Jünglingen, an deren Spitze Lavater stand, einen Landvogt, der sich Gewaltthätigkeiten gegen seine Untergebenen erlaubt hatte, dessen aristokratischen Verwandten in der Stadt gegenüber, mit beispielloser Unerschrockenheit öffentlich vor Gericht zog und seine Absetzung und Verbannung durchsetzte.

Als es ihm schon in jungen Jahren völlig klar geworden, „wie die Quelle der Armseligkeit des großen Haufens dessen geistige und sittliche Verwahrlosung sei", kam er auf den Gedanken eines verbesserten Volksunterrichts und rief die bekannten denkwürdigen Worte aus: „Jetzt hab' ich's gefunden, ein Schulmeister will ich werden!" nachdem er vorher den Versuch gemacht hatte, als Pfarrer und später als Rechtsgelehrter für seine Ideen zu wirken.

Müssen ihm nun solche Züge nicht das Herz des Volks gewinnen, das er in allen seinen Lebensverhältnissen in seinem Herzen voll Liebe trug? Dachte er doch, als er zum ersten Mal im berner Oberland von einem Berge aus eine weite Landschaft vor sich sah, „mehr an das arme, übel unterrichtete Volk in den Thälern als an die schöne Natur"; vergaß er doch, als er einst in Basel eine Audienz bei dem Kaiser von Rußland hatte, um ihm wegen seiner Anstalt in Iverdon eine Bittschrift zu überreichen, warum er vor Alexander stand. Sein Anblick nämlich erinnerte ihn an die Millionen Leibeigene, über die der Kaiser herrschte; und nun entwickelte er ihm seine Ansichten über Volkserziehung, indem er ihm immer näher rückte, bis er ihn in die äusserste Ecke des Saals gedrängt hatte, wo er erst durch eine Armbewegung des Kaisers wieder zu sich kam und merkte wo er war.

Auf dem Wege, den Pestalozzi in Stanz eingeschlagen hatte, das Kind aus sich heraus naturgemäß sich entwickeln zu lassen, entgegen andern Pädagogen, die nur in das Kind hinein erziehen wollten, ging er in Burgdorf weiter. Er entriß es dem Schulzwang und den bis jetzt gewöhnlichen Lehrmitteln, der einseitigen Buchstabenlehre, und ließ es an der Anschauung der Natur und seiner Umgebung lernen. Auch in Burgdorf hatte er sein Erziehungsinstitut mit einer Anzahl Waisenkinder eröffnet und verband damit eine Schullehrer-Bildungsanstalt, um seine Methode in den schweizerischen Dorfschulen allgemein zu machen. In Iverdon, wo seinem großartigen Erziehungsinstitut bald reiche und vornehme Zöglinge aus allen Weltgegenden zuströmten, wo bald der Sammelplatz einer Menge von Fremden, Schulmännern, Gelehrten und Fürsten war, behielt doch Pestalozzi immer die Idee im Auge, durch Errichtung einer Armenbildungsanstalt, die ihre Zöglinge aussenden könnte, um anderwärts ähnliche Anstalten zu gründen — auf die Bildung des eigentlichen Volks zu wirken. Er gründete auch wirklich eine solche Anstalt in der Nähe von Iverdon, die aber bald, bei den schnellen Fortschritten die ihre Schüler machten, mit der in Iverdon vereinigt wurde und so ihre ursprüngliche Bestimmung verlor. Später, als Pestalozzi schon in hohem Alter stand, beschäftigte ihn immer noch der Gedanke, sich mit einigen Lehrern aus Iverdon auf sein Gut Neuhof im Aargau zurückzuziehen, um da eine dem Volke allein zu gute kommende Anstalt zu errichten. Doch die übermüthig gewordenen Lehrer hielten etwas der Art unter ihrer Würde. Erst jetzt, 20 Jahre nach seinem Tode, wird Das ins Leben treten, was er vergeblich angestrebt, da es, wenn er es erreicht zu haben glaubte, sich ihm unter den Händen wider seinen Willen verwandelte. Auf seinem ihm so theuer gewesenen Landgute Neuhof im Aargau wird sich eine Volksbildungsanstalt in seinem Geiste erheben, ein lebendiges Nationaldenkmal, das die Schweiz ihrem großen Mitbürger stiften wird und dem Beiträge aus dem In- und Auslande zufließen. Je reichlicher sie ausfallen, je größer und segensvoller wird die Wirkung dieser Stiftung im Geiste Pestalozzi's sein.

Kurz vor seinem Tode, der ihm bekanntlich durch niedrige Schmähschriften von Seiten seiner Feinde, die zum Theil aus Parteileidenschaft handelten, so schwer gemacht wurde, schrieb noch der zweiundachtzigjährige Greis mit zitternden Händen die merkwürdigen Worte nieder:

— — Und meine Armen! die gedrückten, verachteten und verstoßenen Armen! — Arme, man wird auch euch wie mich verlassen. Der Reiche in seinem Überfluß gedenkt euer nicht; er könnt' euch höchstens auch nur ein Stück Brot geben, weiter nichts — er ist ja selbst arm, und hat nur Geld und — anders nichts! Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit, und euch zu Menschen zu machen — daran wird man noch lang, gar lang nicht denken!

Wie recht hatte er! Ist es doch noch nicht gar lange, seit man anfängt allgemeiner an gesellschaftliche Reformen zu denken; seit man fühlt, daß die eine Hälfte der Menschheit geistig und leiblich darbt, weil die andere Hälfte nur genießt! Aber wie wenig weit ist man noch mit diesem Denken und Fühlen gekommen! Sind doch die meisten socialistischen Systeme entweder durchaus unpraktisch oder nur in einzelnen ihrer Theile ausführbar; oder auch ihre Verwirklichung ist blos in kleinen sektenartigen Kreisen auf kürzere Zeit möglich. Einige von ihnen stellten, wie bekannt, mit der Aufhebung der Familie den Grundsatz der öffentlichen Erziehung auf, der das Kind vom zweiten Jahre an anheimfallen sollte. Die Mutter wäre demnach nur die physische und nicht auch die geistige Mutter des Menschen. Pestalozzi dagegen, „der von der Bildung des Gemüths ausgeht und dem Faden der Natur folgt", stellt den Grundsatz auf, daß eine Erziehung, die nicht auf das Leben im Hause gebaut sei, zu einer künstlichen Verschrumpfung unsers Geschlechts führen würde.

Unsere Zeitväter und Zeitmütter sind fast allgemein aus dem Bewußtsein, daß sie etwas, daß sie Alles für die Erziehung ihrer Kinder thun können, herausgefallen. Dieser große Abfall der Väter und Mütter vom Glauben an sich selbst ist die vorzüglichste Quelle der Bodenlosigkeit unserer Erziehungsmittel.

Vor Allem setzt Pestalozzi in Beziehung auf das Kind die **Mutter** in ihre Rechte, deren heiligen Namen er so schön und poetisch in seinen Schriften feiert. Er, der Alles auf die Mutter zurückführte, rief begeistert aus:

Nein, die Veredelung des Volks ist kein Traum, ich will ihre Kunst in die Hand der Mutter werfen, in die Hand des Kindes und in die Hand der Unschuld!

Er will, daß die Mütter so gebildet werden, daß sie durch den Elementarunterricht ein Hauptgeschäft der Erziehung selbst besorgen können:

Der erste Unterricht des Kindes sei nie Sache des Kopfes, der Vernunft — er sei ewig die Sache der Sinne, die Sache des Herzens, die Sache der Mutter — er bleibe lange die Sache des Weibes, ehe er die Sache des Mannes wird.

Auch wollte er als Gegenstand und Mittel des Unterrichts nur das Kind selbst haben und ihm Gelegenheit geben, durch **sinnliche Anschauungen** sein geistiges Leben selbst zu entwickeln und zu gestalten, wobei **nur langsam** von der Übung der **Sinne** zur Übung des **Urtheils** übergegangen werden sollte. Nach Pestalozzi's weiterer Ansicht, daß das natürliche Reden dem künstlichen des Lesens und Schreibens vorangehen müsse, sollte das Kind in allem Andern, was in seinen Gesichtskreis fällt, früher bewandert sein als es in Büchern lesen lernt. Aber die **Hauptsache** war ihm, in dem Kinde die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zu entwickeln und zu bilden, die eigentliche Menschenbildung ihm so tief einzuprägen, daß sie ihm unter allem Drang künftiger Berufsarbeit, unter aller Noth eines **kümmerlichen Geschicks**, eines gedrückten Daseins unzerstörbar bleiben und es fähig werde, sein ganzes Leben hindurch seine **Fortbildung** selbst betreiben zu können. Unser Volksschriftchen sagt:

Von Pestalozzi, dem Stern, der im Alpenland erschienen war, ging nicht nur über die Schweizerauen, nein, auch über Deutschland, ja über ganz Europa ein Licht aus, das Allen Heil und Segen gebracht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Befreiung von Texas.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Indessen hofften die Colonisten Abstellung aller ihrer wirklichen und eingebildeten Beschwerden und aller Ursachen zur Entrüstung, als sie die Erneuerung der Verfassung von 1824 durch Santana erfuhren; Stephan F. Austin ging sogleich nach Mexico und bat Namens der Texaner die Generalregierung, Texas ausdrücklich als eigenen Staat und unabhängigen Bestandtheil der mexicanischen Union anzuerkennen. Aber Austin wurde ins Gefängniß geworfen und kehrte erst nach zwei Jahren, im Sommer 1835, nach Texas zurück. Inzwischen erließ Santana Verordnungen, denen zufolge die Texaner ihre Waffen mit Ausnahme je eines Gewehrs für fünf Plantagen abliefern sollten, keine Kirchen bauen durften u. dgl. m. Jetzt riß den Texanern die Geduld; es wurde ein texanisches Comité zur Organisirung des Widerstandes constituirt, Auffoderungen an die Colonisten, eine Miliz zu bilden, wurden erlassen, Führer erwählt, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erschien ein Aufruf, in welchem es hieß: „Texas, das Prairieland, ist aufgestanden, um dem Tyrannen Santana und den herrsch- und habsüchtigen Priestern Mexicos bewaffnet entgegenzutreten. Die liberalen Bürger der Union werden um Hülfe gebeten." Bei einer Volksversammlung, welche deswegen im Kaffeehause der „Arcade" zu Neuorleans gehalten wurde, zeichneten die Anwesenden auf der Stelle 10,000 Dollars und schon am Tage darauf, am 12. Oct. 1835, brach das erste Corps Freiwilliger, „die Grauen" wegen ihrer grauen Kittel genannt, mit Büchsen, Pistolen und langen Bowemessern bewaffnet, nach Texas auf. Diese Unterstützung der Revolution von Texas war nur Privatunternehmen der Bürger von Neuorleans; die Regierung der Vereinigten Staaten konnte natürlich dazu die Hand nicht bieten, und daher kam es, daß die Freiwilligen auf der Grenze militairische Posten, welche auf ihrem Wege lagen, umgingen. Der ersten Compagnie der Grauen folgte alsbald eine zweite und endlich ging ein nach der mexicanischen Stadt Tampico bestimmtes, aus Amerikanern, Briten, Franzosen, Deutschen gebildetes Corps, die Tampico-Blues, unter Segel. Diese Letztern standen unter dem Befehle eines emeritirten mexicanischen Generals Namens Mexia, der von Santana 30,000 Dollars empfangen hatte, um für Mexico Truppen zu werben, sie aber aus Haß gegen Santana für die Sache der Texaner verwandte. Überall wo die Freiwilligen durchkamen, wurden sie von den Colonisten mit Jubel aufgenommen. In Nacogdoches wurde ihnen ein glänzendes Festmahl gegeben, wobei unter andern Toasten auch einer vorkam, über welchen Ehrenberg folgendermaßen Bericht gibt:

„Bob, der mit vier Bouteillen hereintrat, stellte dieselben auf den Tisch und der Squire Stern (ein geborener Deutscher, derselbe, welcher als Abgeordneter von Texas die Subscription in Neuorleans bewirkt hatte) füllte die Gläser bis zum Rande, ergriff das seine und als deutscher Sproß rief er aus: «Dieses perlende Glas dem alten ehrwürdigen Rhein. Mögen seine Wogen baldigst nur das Land einer einzigen, einer großen freien Nation durchströmen!» «Der alte deutsche Rhein!» wiederholte der aus verschiedenen Nationen zusammengesetzte Chorus, und das fließende Gold des ersten Glases rollte über unsere Gaumen."

Die Texaner gingen damals noch nicht damit um, Texas unabhängig zu machen, wollten wenigstens eine solche Absicht nicht offen aussprechen, denn sie hofften noch, daß der Aufstand gegen die Regierung Santana's sich auch über die mexicanischen Staaten der Conföderation verbreiten würde. Nur die deutschen Freiwilligen drangen von Anfang an darauf, daß ihr neues Wohnland zu einer selbständigen Republik gemacht werde. Ihre Foderung spricht unser Verf. in folgenden Worten aus: „Sind wir denn nach Texas gekommen, um uns von neuem unter den Absolutismus zu beugen, nachdem wir kaum das Leben eines freien Volkes haben kennen lernen? Hatten die Grauen die Prairies betreten, um unter Santana's oder irgend einer dieser Kupferfratzen-Zuchtruthe die Urwälder auszurotten? um für ihre Pfaffen das Land zu durchbrechen, oder große Heerden zu ziehen, damit, wenn die Sippschaft 'mal Lust bekäme, sie es ebenso machen würde wie der Erzfeind, der jetzt den Dolch des Despotismus über Mexico schwingt? Nein — bedanken uns, Squire — bleiben nicht auf halbem Wege stehen — gehen den whole hog, wie unsere Freunde in den Staaten sagen." Es ging aber in der That nach dem Wunsche der Freiwilligen. Mexicaner schlossen sich nirgend dem Aufstande der Texaner an; die Mexicaner sind so gute Katholiken, daß sie ein Gesetz haben (vom 12. März 1828), demzufolge auf mexicanischem Gebiete Niemand naturalisirt werden kann, wer sich nicht durch Taufschein oder sonst gültiges Zeugniß als „apostolisch-römischer Katholik" ausweist; sie haßten die Ketzer zu sehr, wie auch die irländischen Ansiedler thaten, welche bei der Annäherung des ketzerischen Heeres sich, als gute Katholiken, über den Rio Grande zurückzogen. So wurde der Gedanke, Texas unabhängig zu erklären, immer allgemeiner. General Houston sagte schon im December 1835 in einer Rede, welche er an die versammelten Truppen der Texaner hielt: „Laßt uns das noch frische Blatt von dem absterbenden Cactus (das mexicanische Wappen ist ein Cactus mit so vielen Blättern, als sich

Staaten im Bunde befinden) abbrechen, daß es nicht mit den übrigen verdorre; laßt es uns von neuem pflanzen, daß es kräftig aus der fruchtbaren Savanna emporschieße. Auch wird sich die Kraft der Abkömmlinge des rüstigen Nordens nie mit dem Phlegma der arbeitsscheuen Mexicaner vermischen, wie lange wir auch immer unter ihnen wohnen mögen. Bei meiner Reise durch die Provinz habe ich Gelegenheit genug gehabt, den Willen unserer Landsleute kennen zu lernen; ganz Texas ist für die Trennung, selbst mehre angesehene unter uns wohnende Mexicaner predigen laut, daß wir uns von dem Bande losreißen sollen, das uns noch mit Mexico vereinigt. Texas muß ein freier, unabhängiger Staat werden, ist das allgemeine Wort." Und die Repräsentanten von ganz Texas, welche endlich auf den 1. März 1836 zu einem ersten Nationalcongreß nach Washington geladen waren, sprachen schon am folgenden Tage die Unabhängigkeitserklärung aus und setzten eine Regierung ein, indem sie Burnet zum Präsidenten und Lorenzo de Zavala, einen Mexicaner, zum Vicepräsidenten erwählten.

Die kriegerischen Operationen hatten schon im December des vorangehenden Jahres bei San-Antonio, welches der mexicanische General Caß besetzt hielt, ihren Anfang genommen. Vor dieser Festung lag die Landesmiliz, welche von einem unschlüssigen Manne Namens Burleson angeführt wurde. Zu ihr gesellten sich die beiden Compagnien der Grauen. Es ist merkwürdig, daß es keinen eigentlichen Oberbefehl gab; zu jeder einzelnen Expedition wurden Freiwillige aufgerufen, die sich ihre Offiziere wählten, und diese, falls sie mit ihnen nicht zufrieden waren, wieder absetzten. „Unser eigenes Bewußtsein", sagt Ehrenberg, „nur unter der Fahne der Einheit etwas gegen den Despotismus zu vermögen, hielt die Ordnung in unsern Reihen aufrecht." Indessen kann er doch nicht leugnen, daß es oft genug, besonders bei combinirten Angriffen, ziemlich unordentlich herging. Die verschiedenen Compagnien ließen bisweilen eine die andere im Stiche. „Dies kann ich", sagt Ehrenberg, „nun auch mit nichts weiter entschuldigen, als daß wir uns für unüberwindlich hielten, eine Meinung, die uns späterhin tiefe Wunden schlug und fast die Zertrümmerung der jungen Republik bewerkstelligte." Und später sagte er, den Nutzen einer festen Leitung anerkennend, dem mexicanischen General Urrea, dessen Gefangener er war: „Bis hierher haben die mexicanischen Armeen blos mit Städtern, lauter Freiwilligen, gefochten, mit Truppen, welche ihren Fall ihrer innern Uneinigkeit zuzuschreiben hatten; keiner wollte den andern Gehorsam leisten und jeder focht auf eigene Rechnung. Doch selbst in solcher Verfassung haben auch die kleinen Haufen gezeigt, was der Wille vermag." Vor San-Antonio zerstreute sich ein Theil der Nationalmiliz, des Wartens überdrüssig und voll Verlangen, ihre Familien und womöglich ihre Heerden in Sicherheit zu bringen. Dennoch wollte man einen Sturm wagen und brachte die erfoderliche Mannschaft durch Aufruf von Freiwilligen zusammen; 230 Mann unterzeichneten ihren Namen, doch fanden sich bei der Musterung nur 210 ein: die Grauen waren, mit Ausnahme der Kranken, sämmtlich dabei. Die Mexicaner machten den Stürmenden Haus für Haus streitig; sie schossen größtentheils, wie es bei ihnen Brauch ist, mit kupfernen Kugeln, die unheilbare Wunden machen, aus alten aus den Magazinen des Tower in London ausrangirten Flinten, die zum Glück nur selten treffen. General Caß machte sich das Vergnügen, jeden Tag eine andere Flagge, die den Stürmenden bange machen sollte, auf seiner Hauptfestung aufzuziehen, bald eine blutrothe, bald eine kohlschwarze; aber am sechsten Tage der Belagerung zog er die weiße auf und 48 Kanonen, bei 4000 Musketen, viel Pulver, Patronen und Stückkugeln fielen den Belagerern in die Hände.

Nach der Einnahme von San-Antonio war die ziemlich eingeschmolzene Armee der Texaner unschlüssig, was sie weiter beginnen sollte. Endlich brach sie gegen Matamoras auf, nur die Hälfte der einen Compagnie der Grauen zum Schutz von San-Antonio in dem dortigen Fort Alamo zurücklassend. Als sie unterwegs in einer lachenden Landschaft bei dem Fort Refugio lagerte, traf der alte tapfere General Houston, Oberbefehlshaber der texanischen Truppen, bei ihr ein. Ehrenberg schildert bei einer spätern Gelegenheit Houston's Äußeres und ich will diese Schilderung hier einschalten: „Ein ungefähr sechs Fuß hoher, starker Mann, der mit tief ins Gesicht gedrücktem, grauem, breitränderigem, zerknicktem Filzhute durch die Reihen der Feuer schritt. Gelbe Lederhosen und lange Wasserstiefeln kleideten den untern Theil der großen Figur, während über die breiten, kräftigen Schultern das mit Fransen besetzte Jagdhemde eines Cherokee hing, und eine lange, ziemlich tief über die Hüften herabgehende, halb zugeknöpfte Weste fügte zu der großen Figur etwas Erhabenes, welches ihm selbst seine Feinde nicht ableugnen konnten. Der Kragen und Busenstreif seines feinen leinenen Hemdes hingen zerdrückt zur Weste heraus, und der weiße Hals und die Brust bildeten einen schneidenden Contrast mit den braunen, sonst immer heitern Gesichtszügen. Aber jetzt hatte sich die Stirn in gewaltige Falten gelegt und mürrisch knurrend ging der alte Sam mit auf dem Rücken gekreuzten Armen durch das Lager." Houston widerrieth den Angriff auf Matamoras als ein völlig nutzloses und nur die Kräfte zersplitterndes Unternehmen. „Wollen wir dem Feinde schaden", sagte er, „so laßt uns ihn erwarten und seine durch Märsche und Mühseligkeiten erschöpfte Mannschaft die Wirkung unserer Büchsen empfinden lassen; laßt uns ihnen beweisen, was eine Nation vermag, die vereinigt, wenn auch nur schwach an Kräften sich in Masse emporreißt, und mit Entschlossenheit ausspricht: wir wollen frei sein." Die Meisten folgten dem erfahrenen und von Allen geachteten Führer; nur 70 Mann und unter ihnen die sämmtlichen Artilleristen bestanden auf ihrem Entschlusse, gegen Matamoras wenigstens noch 40 Miles weiter vorzurücken, und dazu nur noch die Ankunft eines Freicorps, welches Obrist Fannin befehligte, abzuwarten. „Unter den Compagnien dieses Corps", sagt der Verf., „will ich hier nur das famose Georgia-Bataillon unter Major Ward erwähnen, alles herculische, musculöse Gestalten; aber die Besten waren die Red-Rovers, wohlgebildete Bürgersöhne von Alabama, sämmtlich in braune Jagdhemden und -Hosen gekleidet und mit Büchsen und Pistolen bewaffnet. Doctor Shaklefort, ihr Capitain, wurde von Allen wie ein Vater verehrt, da er der einzige bejahrte Mann unter ihnen war; auch sein Sohn und Neffe hatten mit ihm für unsere gerechte Sache die Büchse geschultert." Auch Obrist Fannin zeigte sich, sobald er eingetroffen war, entschieden, nicht nach Matamoras zu marschiren, sondern verschanzte sich diesseit des Rio Grande in Goliad. Die vorausgerückte kleine Abtheilung war indessen unter Obrist Grant damit beschäftigt, Pferde, welche in dieser Gegend sehr wohlfeil zu haben waren, für die ganze texanische Armee einzukaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 113. —— 23. April 1846.

Pestalozzi und einige neue in der Schweiz über ihn erschienene Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Eine höchst verdienstliche Schrift von dem Vorsteher eines nach Pestalozzi's Methode eingerichteten Instituts, die den Titel führt:

Der Genius von Vater Pestalozzi. Von J. B. Bandlin. Zürich, Höhr. 1846. Gr. 8. 27½ Ngr.

enthält eine umfassende, treffende Darstellung Pestalozzi's in allen seinen Lebensverhältnissen, Bestrebungen und Leistungen. Eine solche zu entwerfen war wol nur einem Manne möglich, der wie der Verf. in vielfachen Beziehungen zu Pestalozzi gestanden und sich von dessen noch lebenden Freunden Beiträge zu seiner Schrift zu verschaffen wußte. Schade, daß neben den schönen einfachen Worten Pestalozzi's, den er oft selbst sprechen läßt, zuweilen etwas geschmacklose Redensarten des Verf. sich finden. So führt er z. B. Klagen über die jetzige Zeit, „wo der Magen den Scepter führt und das Herz als Revolutionnair in Fesseln geschlagen wird, die Jugend wie schwäbische Festgänse vollgefüttert, ihr Interesse für die Speisekammer sich von Tag zu Tag steigert und der Schlüssel zum Bibliothekzimmer ungebraucht einrostet"! Das heißt denn doch aus einem engen Kreise heraus über Bausch und Bogen urtheilen. Doch des vielen Guten wegen, das Bandlin's Buch enthält, kann man ihm wol etwas nachsehen. Auch läßt sich daraus klar genug nachweisen, wie Geltendmachung der Menschennatur und Hebung der ärmern Volksclasse Pestalozzi's Ziel, der „Traum seines Lebens" war.

Daß „die Liebe eine göttliche Kraft ist, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut", dies bewährte sich an dem seltenen Manne im vollsten Sinne des Worts. Seine allbelebende warme Menschenliebe war bei seiner gemüthlichen und reizbaren Natur keine blos weiche Stimmung, nein, sie war gepaart mit Uneigennützigkeit und Aufopferungskraft, sie befähigte ihn zur Selbstbeherrschung und Ausdauer, zur Willenskraft und einem Muthe, der sich, je mehr Schwierigkeiten zu überwinden waren, nur desto unerschütterlicher bewährte. „Ich lebte", sagt er von sich, „auf jedem Punkte, auf dem ich stand, bis zur höchsten Spannung meiner Nerven in dem Kreise, in dem ich wirkte." Dies wird besonders anschaulich bei seinen eigenen in die genannte Schrift eingereihten tief ergreifenden Schilderungen von Dem, was er in Stanz, ohne Hülfsmittel, wollte und erreichte, in jenem Waisenhause, das ein berühmter Staatsmann die Wiege der Wiedergeburt des Menschengeschlechts nannte. „Ich wußte bestimmt nicht was ich that", sagte Pestalozzi von diesem seinem Wirken in Stanz, „aber ich wußte, was ich wollte, und das war Tod oder Durchsetzung meines Zweckes."

Pestalozzi glaubte, die bedeutendste Wirkung der Volksbildung sei durch eine große Anzahl von Individuen aus den ärmsten Kindern im Lande zu erzielen, wenn diese Kinder nicht aus ihrem Kreise gehoben, sondern vielmehr durch ihre Erziehung fester an denselben angeknüpft würden. Wie richtig ist dieses und wie folgereich könnte eine solche Volkserziehung werden, wenn sie noch den Associationsgeist zu wecken suchte. Die gegenseitige Lehrmethode, deren Erfinder Pestalozzi gleichzeitig mit Bell in Ostindien war, ist schon eine Association in Beziehung auf die Unterrichtsweise. Die Volksschulen aber sollten so eingerichtet sein, daß sie als Vorschulen zweckmäßiger Associationen auch auf Anderes sich erstreckten, z. B. auf Arbeiten im Fache der Landwirthschaft, der verschiedenen Handwerke u. s. w., damit schon früh den Kindern die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens deutlich würde, was dann fruchtbringend für ihr ganzes künftiges Leben werden könnte. Pestalozzi betrachtete die Arbeit als etwas Heiliges, als das Mittel, das neben der Liebe, die es nicht für zu gering achtet auch den Geringsten geistig zu sich emporzuheben, Jedem die Möglichkeit einer menschlich würdigen Existenz geben sollte.

Das Treffendste, was schon zu Anfang dieses Jahrhunderts von dem damaligen Schulunterrichte gesagt wurde und was heute auf unsern ganzen socialen Zustand angewendet werden kann, liegt unstreitig in folgendem Gleichniß Pestalozzi's:

So weit ich den Schulunterricht kannte, kam er mir wie ein großes Haus vor, dessen oberstes Stockwerk in vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittlern wohnen dann schon mehre, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen könnten, und wenn etwa

Einige Gelüste zeigen, in ihrem Nothstand gierig *hinauf zu klettern*, so schlägt man ihnen, wo man es sieht, ziemlich allgemein auf die Finger und hier und da wol gar einen Arm oder ein Bein entzwei, das sie bei diesem Hinaufklettern anstrengten. Im dritten Stock unten wohnt denn endlich eine zahllose Menschenheerde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den oben Wohnenden *das gleiche Recht haben*; aber sie wird nicht nur im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, *sondern man macht ihr durch Binden und Blendwerke die Augen sogar zum Hinaufgucken in dieses obere Stockwerk untauglich.*

Bekümmert man sich ja überhaupt erst seit kurzem um die im „untersten Stockwerk“ Wohnenden! Und doch zog sich schon vor mehr als 80 Jahren wie ein rother Faden durch das ganze mühselige, gegen Vorurtheile und Hemmnisse aller Art ankämpfende Leben eines Mannes die Idee: theils die Unterrichtsmittel des niedern Volks zu vereinfachen und zu erleichtern, theils durch eine tiefer begründete Bildung für ökonomischen Erwerb den Zustand des sogenannten gemeinen Volks gründlich zu verbessern, des Volks, das er „durch die Folgen seiner Hintansetzung in seiner nächsten Umgebung vielseitig unglücklich, unbefriedigt und gefährdet sah“. Mit glühenden Farben, mit einer hinreißenden Beredtsamkeit, einer Unmittelbarkeit der Darstellung, durch die er sich um die deutsche Sprache und Literatur so verdient gemacht hat, schildert er die Lage dieses Volks, seine Noth und seine Versunkenheit und weist deren Quellen nach. Mit derselben Wahrheit und in scharfen Zügen charakterisirt er aber auch den vornehmen Pöbel, der in dem „obersten Stockwerk“ des socialen Gebäudes seine Wohnung aufgeschlagen; zeichnet sein „*Wohlkönnen* des Unnöthigen, und sein *Nichtkönnen* des Nothwendigen“, seine durch Lüge verdeckte Verdorbenheit, seine Eitelkeit und Flachheit. Dieser Pöbel sollte nach ihm ebenso gut aus der Welt verschwinden wie derjenige, der in dem untersten Stockwerk „im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen ist“. Zu diesem zieht ihn unablässig, wie schon öfter in dieser Skizze hervorgehoben wurde, auch während er sich der Erziehung der Reichen und Vornehmen widmete, sein Herz voll Mitgefühl und Hingebung. Auch wollte er die Wissenschaft popularisiren, „nicht um sie als solche zum taugenden Spielwerke der Brot bedürfenden Armuth zu machen, sondern die Brot bedürfende Armuth durch die ersten Fundamente der Wahrheit und der Weisheit von der Gefahr zu befreien, das unglückliche Spielwerk ihrer eigenen Unwissenheit sowol als der Schlauheit Anderer zu sein“.

Und wie sammelte er die reichen Erfahrungen über die Lage der untern Stände? Durch die verunglückten Versuche, die er, der unpraktische Mann, schon früh, namentlich in der Landwirthschaft machte, um auch auf diesem Wege zur Verwirklichung seiner Ideen zu gelangen, war er zum Bettler geworden; und während er selbst mit Noth zu kämpfen hatte, richteten sich alle seine Gedanken darauf, der Noth Anderer abzuhelfen. Hören wir, was er an Geßner hierüber schreibt:

Im Elend lernte ich das Elend des Volks und seine Quellen immer tiefer und so kennen wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir wie es war und wie es sich Niemandem zeigte. Ich saß eine Reihe von Jahren unter ihm wie die Eule unter den Vögeln. Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen, mitten in ihrem lauten Zuruf: Du Armseliger! du bist weniger als der schlechteste Taglöhner im Stande, dir selbst zu helfen und bildest dir ein, daß du dem Volke helfen könntest? mitten in diesem hohnlachenden Zuruf hörte mein Herz nicht auf wie ein mächtiger Strom zu wallen, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elends zu verstopfen, in das ich das Volk um mich her versinken sah, und von einer Seite stärkte sich meine Kraft immer mehr. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. *Was Niemand täuschte, das täuschte mich immer; aber was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr.*

Wie bezeichnend auch sind diese letzten Worte für das Ideale, das in Pestalozzi's Natur lag, und bei dem er doch so klar einsah, was den Menschen fehlte! Er ruft aus:

Werden sie ewig blind sein, werden sie ewig nicht zu den ersten Quellen empor steigen, aus denen die Zerrüttung unsers Geistes, die Zerstörung unserer Unschuld, des Keims unserer Kraft und alle ihre Folgen entspringen, die uns zu einem unbefriedigten Leben und Tausende von uns zum Sterben in den Spitälern und zum Rasen in Ketten und Banden hinführen?

(Der Beschluß folgt.)

Die Befreiung von Texas.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Im April rückte Santana mit 12,000 Mann heran. Vergeblich foderte General Houston die zerstreuten Corps dringend auf, sich zur Hauptarmee oder wenigstens bis nach San-Antonio zurückzuziehen. Obrist Fannin, der nicht gern der Zweite sein, sondern selbständig agiren wollte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, Goliad zu behaupten. Er wurde aber gezwungen, endlich doch an den Rückzug zu denken, wurde unterwegs angegriffen, ergab sich den Mexicanern gegen die Bedingung ehrenvoller Gefangenschaft und wurde von den Treubrüchigen sammt fast allen seinen Leuten schändlich ermordet. Auch das Corps in der Alamo und das unter Obrist Grant sowie das Corps der Tampico-Blues, alle diese kamen bis auf wenige Mann um. Ehrenberg entrann dem Blutbade des Fannin'schen Corps wie durch ein Wunder. Von den Abenteuern seiner Flucht hier nur Folgendes. „Wollte ich mich,“ erzählt er, „von einem unvermeidlichen Tode retten, so mußte ich fort — fort, um Wasser zu suchen, und meine einzige Hoffnung war der sich nach Westen streckende schwarze Arm vor mir. Ich wankte fort — kein schattiger Baum, kein Busch, kein Strauch auf meinem Wege, nichts als ein endloses, wankendes Blumenbeet um mich her. Endlich erreichte ich den Saum des Waldes — aber keine Spur von Wasser, Alles war ausgetrocknet und gewiß würde ich hier ein Mahl der Wölfe geworden sein, hätte ich nicht auf dem gewaltigen baumlosen Plateau, das ausgebreitet vor mir lag, wenn auch in bedeutender Entfernung, einen hellen, blauen See wahrgenommen, dessen anderes Ufer mit dichter Waldung eingefaßt schien und an den sich verschiedene Pflanzerhäuser reihten. Von neuem Muthe beseelt schritt ich vorwärts, ungeachtet es mir unerklärlich war, in diesem Theile von Texas auf einen See zu stoßen, da ein solcher auf keiner Karte angemerkt war. Ich schwankte vorwärts und nur die Hoffnung, das Wasser zu erreichen, gab meinen Nerven neue Stärke. Wieder brannte die Sonne auf meinen von neuem fieberischen und mit Moos umwundenen Kopf hernieder. Die Wellen auf der blauen Fläche bebten und blendeten meine sehnsüchtigen Blicke; die am Walde hängenden Wohnungen

traten mehr und mehr aus ihrem nebeligen Schleier hervor, und mit jedem nähernden Schritte änderte sich der Umriß des einladenden blauen Spiegels. Die Gegend nahm jetzt ein besonderes Ansehen an, ähnlich der, die den Meerbusen begrenzt. Starkes, dickes Gras, schilfartige Gewächse, Palmetos und andere bedeckten den trockenen Boden, welcher nun eine wogenähnliche Gestalt annahm. Eben war ich über eine dieser Wellen hinweggeschritten, stand auf der Spitze einer zweiten und richtete meine Augen sehnsuchtsvoll dem See zu. Aber welch häßliches Blendwerk! welche gräßliche Täuschung! Wo war der See mit seinen zitternden Fluten? wo die Ansiedelungen, die ich so deutlich gesehen hatte? Alles — Alles war verschwunden. Schrecklich! alle Hoffnungen auf einmal vernichtet. Ich konnte und wollte es nicht glauben, ich spähte links, ich sah rechts, aber ich entdeckte nichts; ich wandte meinen Blick nach der Gegend, wo ich herkam, befürchtend, im Paroxysmus des Fiebers einen Kreisgang gemacht zu haben, aber auch da sah ich nur die Inseln, an denen ich erst kürzlich vorüberging. Nochmals blickte ich nach der Gegend, wo mir die blaue Wasserfläche erschienen war, aber nichts war zu entdecken, die Gräser zitterten und wogten, und selbst die Strahlen der Sonne, die auf der Prairie standen, bebten. Die Häuser der Ansiedler waren verschwunden, aber düstere Forste breiteten sich vor mir aus und mehre mächtige, mit Moos behangene Lebenseichen standen vor dem gewaltigen Walde wie die Vorposten vor einem großen Lager. Wahnsinnig warf ich mich auf die Prairie." Nach langem Umherirren auf den Prairien kam er an verlassene Plantagen und merkte bald, daß er sich ganz in der Nähe von der dort lagernden Division des mexicanischen Generals Urrea befand. Da ihm nichts Anderes übrig blieb, lieferte er sich diesem General aus, erzählte eine rührende Geschichte, wie er ein reisender Preuße sei, der auf einer der verlassenen Plantagen im hitzigen Fieber liegend zurückgeblieben, während die Bewohner sich retteten u. s. w. „Ich komme zu Ihnen", sagte er, „als ein Mensch in Noth, der nichts als das Gefühl seiner Mitmenschen in Anspruch nimmt." Eine lange Debatte entspann sich hierauf zwischen dem General und den Personen, die bei diesem im Zelte waren, nämlich einem gewissen Holzinger, einem Rheinpreußen, der sich vom Zimmermann zum Obersten aufgeschwungen und noch einem andern mexicanischen Offizier. „Die Bärte wurden bedächtig gedrehet, Martiny gefragt, und meine Person mußte zuweilen die stechenden Blicke des Einen oder des Andern, auch zuweilen aller drei zusammen aushalten. «Nun, Herr Preuße», sagte Holzinger endlich, den Bart streichend, «dies war ein sehr gut Geschichtchen, und auf Ehre muß ich gestehen, sie hat uns Alle sehr ergriffen — aber wir glauben keine Sylbe von Allem — da könnte jeder Yankee kommen und uns solche Flausen vormachen; deshalb nochmals, die reine Wahrheit, denn Sie wissen, wir spaßen nicht. Also, wo ist die Armee der Rebellen jetzt, und — sind Sie nicht — ein Spion?» «Spion, Sir?» entgegnete ich hastig; mich jedoch wieder fassend, antwortete ich: «denke nicht daran, eine solche Rolle zu spielen, aber», fragte ich, «was sprechen Sie von einer Rebellenarmee? —» «Verstellen Sie sich nicht», fuhr er fort, «die Texaner meinte ich, wo sind sie?» «Weiß kein Wort von ihnen, noch weniger warum sie den Namen Rebellen verdienen.» Der Oberst war erstaunt, der General war sehr erstaunt, und der Todesbote war noch mehr erstaunt; sie sahen sich gegenseitig an, debattirten, schüttelten die Häupter und zuckten die Achseln." Endlich nahm Urrea den Fremden in Gnaden an und blieb auch da noch günstig gegen ihn gestimmt, als er durch den Verrath wiederum eines Deutschen erfuhr wer sein Gast wirklich wäre. Urrea wollte den Fehler wieder gut machen, den er durch den Befehl zur Niedermetzelung des Fannin'schen Corps begangen hatte, einen Fehler, weil er selbst heimlich nach der Gewalt strebte und deshalb besser gethan hätte, die Texaner nicht gegen sich persönlich aufzubringen. Er schonte von nun an alle seine Gefangenen, bevorzugte sie sogar und ging so weit, eine Proclamation auf eigene Faust zu erlassen, in welcher er den Bürgern von Texas eine allgemeine Amnestie verhieß.

Die texanische Armee unter Houston hatte ihr Lager bei der kleinen Stadt Ganzales an der Guadalupe. Aber die Texaner, die sogenannten Hinterwäldler, aus denen sie bestand, zerstreuten sich von Tag zu Tag mehr, um das Ihrige in Sicherheit zu brigen. Houston konnte nicht daran denken, dem Heere Santana's offen die Stirn zu bieten, und zog sich nach der Coloradowaldung zurück. Als im März, wo das Heer wieder auf eine Stärke von etwa 1300 Mann angewachsen war, die Nachrichten von jenen schrecklichen Metzeleien und dem Untergange aller Freicorps eintrafen, verlangten die Hinterwäldler wuthentbrannt, vorwärts geführt zu werden. Sam Houston hielt Kriegsgericht. „Der alte General saß auf mehren übereinander gestapelten Sätteln, vor ihm lagen mehre Briefe und Karten von der ehemaligen Provinz Texas, und im Kreise um einen ungeheuern Brand saßen oder standen, auf ihre Büchsen gestützt, die Capitaine der diese Gruppe in dichten Cirkeln umringenden, murrenden Hinterwäldler. Die Capitaine trugen verschiedene Civilkleidungen, und die schwarzen, feurigen Augen der fast durchgängig sechs Fuß hohen, kräftigen Figuren flogen bald nach den Gluten, bald auf den alten Sam, der die einzige gelassene Person unter dem ganzen Haufen war. Langsam nahm er ein kleines Messer aus seiner Westentasche, öffnete es, holte ein gewaltiges Stück echten Cavendish heraus, schnitt einen Quitt ab, schob diesen zwischen die Vorderzähne und die Oberlippe und reichte das Stück seinem Nachbar, einem gewaltigen Capitain, dessen oberer Theil des Körpers ebenfalls mit einem Indianer-Jagdkleide bedeckt war; der breite Rand eines ehemaligen extrafeinen Castors klappte ihm über die Ohren herab, und von den Füßen bis zu den Knien waren die starken musculösen Glieder mit carmoisinfarbigem dicken Flanell umwickelt, wie es unter den westlichen Bewohnern Amerikas Gebrauch ist und in Texas sehr praktisch gegen die Dornen der Muskitbäume schützt. Die Kugeltasche, welche aus dem Kopfstück eines schönen Leopardenfelles bestand, an dem die Augen, von rothem Tuche gefertigt, die Schönheiten des Felles bedeutend hoben, hing an dem braunen, ungegerbten Hirschfellriemen, der sich unter der Last der Tasche straff an die kräftigen Formen anlegte. Mit einer bittern Miene reichte der Beschriebene den schwarzen Taback von Hand zu Hand weiter, aber nicht Einer bediente sich desselben, welches als ein Zeichen von ganz ungewöhnlicher Aufregung gelten mußte. Der alte General steckte den Taback, nachdem er die Runde gemacht hatte, in die Tasche und setzte schnitzelnd die Conferenz fort, und zwar so kalt, so gelassen, als man mit einem Manne zusammenzusitzen pflegt, den man zum ersten Male im Leben sieht." Ungeachtet der Kampflust der Texaner gelang es dem alten Sam, sie abermals zum Rückzuge zu bewegen, und die Armee marschirte nach den Waldungen des Brazos.

Während dieser Zeit erreichte Urrea mit seiner Division die Colorado, und passirte diesen Fluß mit vieler Schwierigkeit, denn die abziehenden Colonisten hatten alle Übergangsmittel zerstört oder entfernt. Andere mexicanische Abtheilungen waren schon an andern Punkten über denselben Fluß gegangen. Urrea ging nach Matagorda, ließ dort unter Holzinger's Befehl eine Besatzung von 400 Mann zurück und rückte gegen den Brazos vor.

Jetzt entschloß sich Houston, der Santana's weitere Operationspläne aus aufgefangenen Depeschen kannte, dem Vorrücken des Feindes ein Ziel zu setzen. In Eilmärschen ging er ihm entgegen, überraschte ihn am Jacintoflusse und sprengte durch eine einzige Schlacht die ganze mexicanische Armee auseinander. Den Rückzug hatte er den Flüchtigen durch Abbrechen der Brücke, welche über den Fluß, der jetzt Meeresarm, führte, bereits abgeschnitten. Santana selbst fiel in seine Hände. Urrea's Division versuchte den Rückzug durch die Prairie, hart bedrängt von den Indianern und in großem Elend;

dicht auf den Fersen war ihr stets die texanische Armee, welche jetzt, weil Houston verwundet war, ein Advocat aus Nacogdoches Namens Ruß commandirte. Als die Nachricht von der Niederlage der mexicanischen Armee nach Matagorda kam, ließ Holzinger sein bewegliches Gut auf ein Boot bringen, das er zu anderm Zwecke in Eil hatte bauen lassen, und begab sich sodann selbst, mit acht Mexicanern und sechs gefangenen Texanern, unter denen auch Ehrenberg war, auf das gebrechliche Fahrzeug, um nach Matamoras zu flüchten. „Freude, Freude!“ ruft unser Verf. nach überstandener Gefangenschaft und Mühsal aus, „die Prairie ist unser, die junge Republik hat gesiegt, der neue Stern steigt freiheitstrahlend am westlichen Horizonte empor und der herrliche Park, das Eldorado, unser Texas, unser neues, ewig theures Vaterland, ist endlich den arbeitliebenden Bewohnern des Nordens der neuen und alten Welt eröffnet. — Die willkommenen Auswanderer werden hereinströmen und der wilde Blumengarten, die bunte Savanna, wird in kurzem vor dem von ihrem starken Arme geleiteten Pfluge verschwinden. Aber große Felder der schneeigen Baumwolle, des saftigen Zuckerrohrs, des edelsten Tabacks werden in kurzer Zeit das Auge ebenso angenehm bezaubern. — Die Orange, die Limone, die Pfirsiche, die Papaw, die herrliche Magnolia, alles Schöne, was der Süden producirt, wird das Asyl des Landmannes schmücken, und, ein König in seinem Hause, auf seinem eigenen Boden, würde er nicht mit den Herrschern Europas tauschen.“

Mit unglaublicher Schnelligkeit nahm nunmehr die Bevölkerung zu. Im Jahre 1834, also kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes, bestand sie, nach den Angaben Scherpf's, aus ungefähr 40,000 Köpfen, im Jahre des Sieges 1836 schon aus etwa 50,000; im Jahre 1839 wuchs sie auf 125,000 und im Jahre 1840 auf 150,000 Seelen. Ja, Kennedy in seiner Schrift über Texas (1841) sagt, man schätze bereits die Volkszahl auf 300,000 Menschen und es scheine, daß sie binnen etwa sieben Jahren auf 1 Million wachsen wolle.

Ehrenberg schloß sein Buch mit den Worten: „Die Söhne Uncle Sam's haben der Welt bewiesen, daß sie common sense besitzen und dieses auch zu vertheidigen wissen, daß, um die Freiheit zu erringen, alles Sonderinteresse tief in den Hintergrund treten muß; daß für dieses höchste Geschenk des Weltgeistes Gut und Blut in die Schanze geschlagen werden muß; mit einem Worte, daß das Volk Patriotismus besitzen muß, jedoch einen reellen, keinen verdampfenden. Tief, tief muß er im Herzen ruhen, und klar und wahr muß er sich über die Gebrechen des Vaterlandes aussprechen. — Nicht jener Scholle, auf der wir zum ersten Male die Sonne erblickten, kommt der Begriff Vaterland zu, wenn wir auf ihr wie das Schrot auf der Polirmaschine willkürlich herumgetrieben werden; nein, nur von dem Lande, wo ich selbst ein Zahn der Räder bin, kann ich sagen, das ist mein Vaterland. Für dieses das Leben! Für ein solches Vaterland legt der tiefe, innige Patriotismus die Lanze ein; wenn Finsterlinge, herz- und seelenlose Creaturen das Volk um sein Bewußtsein zu betrügen und die alte goldene Zeit mit ihrer Gleißnerei und Räuberei wieder in Flor zu bringen suchen, dann verharrt dieses göttliche Gefühl nicht bei bloßen, blanken Worten und vergeblichen Protestationen, sondern es schreitet vorwärts zur gewaltigen That.“

„Der Landmann wie der Kaufmann, der Gewerbtreibende wie der Fabrikant, der Soldat wie der Beamte, des Volkes Diener, alle, alle sind Bürger des Staats, Jeder ist ein Theil der mächtigen Maschine; Jeder muß des Landes Lasten tragen helfen und Jeder soll und muß deshalb gleiche Rechte vor dem Gesetze haben. Keine Monopole, keine Bevorzugung, keine Kasten, keine nichtssagenden Formen, keine Willkür in Dem was das Ganze angeht, und keine Fesseln für die Presse! Keine für die blitzende Idee!! Keine für die wahrheitredende Zunge!!!“

„Das sind die Principien der Texanians; für diese, ja für diese setzen wir freudig das Leben ein, und nochmals rufe ich: Liberty! Law! and Texas for ever!“

G. Julius.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Deutsche Zustände.

Die industriellen und commerciellen Verhältnisse Deutschlands finden von Seiten des Auslandes eine immer wachsende Theilnahme. Die großen Tagesblätter Englands und Frankreichs gestatten der Besprechung deutscher Angelegenheiten einen immer größern Raum, und während man früherhin höchstens nur unsere Befähigung zu wissenschaftlichen Beschäftigungen gelten ließ, fängt man allmälig an, unserer Gewerkthätigkeit, unserm Erfindungsgeiste und selbst unserm Geschmacke eine gewisse Anerkennung zu zollen. Zu den verschiedenen Schriften, welche in diesem Sinne während der letzten Zeit herausgekommen sind, rechnen wir einen Bericht von Lechatelier über das deutsche Eisenbahnwesen und eine treffliche Abhandlung von Richelot über den deutschen Zollverein. Das erstere Werk führt den Titel „Chemins de fer de l'Allemagne: description statistique, système d'exécution, tracé, voie de fer etc.“, das letztere ist „L'association douanière allemande“ betitelt. Lechatelier ist als Mann vom Fach bekannt und die Reise, deren Resultate er hier mittheilt, ist auf Veranstaltung der Regierung unternommen worden. Sein Bericht ist zwar nicht ganz frei von nationalen Entstellungen, wie sie bei französischen Mittheilungen nur gar zu leicht einfließen; aber im Allgemeinen erkennt man doch, daß der Verfasser es sich redlich hat angelegen sein lassen, unsere Verhältnisse möglichst objectiv aufzufassen. Ungleich gediegener ist freilich die Arbeit von Richelot, die wirklich in jeder Beziehung beachtenswerth ist. Der Verf. hat sich bereits durch einige andere literarische Leistungen auch als Kenner unserer Literatur ausgewiesen. Seine Bearbeitung von Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ spricht nicht nur dafür, daß er in unsere Sprache eingeweiht ist, sondern die beigegebene Einleitung liefert auch den Beweis seiner gründlichen Studien, welche er in Bezug auf die deutsche Literatur unternommen hat. Die gegenwärtige Arbeit aber kann nur zur Erweiterung seines literarischen Rufs beitragen, und sie hat in der That auch selbst schon in Deutschland von Seiten sachkundiger Männer Beachtung und Empfehlung gefunden.

Lacretelle's Geschichte des Kaiserreichs.

Das vielbesprochene Thiers'sche Geschichtswerk, dessen Erscheinung in Frankreich sowie in Deutschland mit Posaunenklang begrüßt wurde, hat wahrscheinlich durch das bedeutende Aufsehen, welches es wenigstens im Anfange machte, manchen Historiker und Tagesschriftsteller zu einer Concurrenz angeregt. So erklären wir uns das plötzliche Erscheinen einer ganzen Menge von Geschichtswerken, welche sich über den Zeitabschnitt erstrecken, den auch Thiers behandelt. Unter diesen historischen Darstellungen, welche wie die Pilze aufschießen, zeichnet sich durch Gewissenhaftigkeit der Vorarbeiten sowie durch fleißige und sorgfältige Ausführung die neueste Schrift von Lacretelle aus. Sie führt den Titel „Histoire du consulat et de l'empire“ und es sind von ihr bis jetzt zwei Bände erschienen. An Leichtigkeit und Anmuth, an Gefälligkeit der Gruppirung und durch Farbenpracht in der Ausmalung glänzender Episoden mag Thiers alle seine Mitbewerber um die historische Palme übertreffen; aber an wirklicher Gediegenheit kann er sich mit Lacretelle, der sich in manchen andern Werken schon als umsichtiger, fleißiger Forscher gezeigt hat, nicht messen. Wie ein flüchtiger Blick auf den Inhalt der ersten bereits erschienenen Bände zeigt, findet man dieselben Eigenschaften auch in seinem neuesten Werke wieder. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 114. —— 24. April 1846.

Pestalozzi und einige neue in der Schweiz über ihn erschienene Schriften.

(Beschluß aus Nr. 113.)

In der Schrift von Vandlin wird erzählt wie Pestalozzi, um den Volkscharakter in allen seinen Theilen kennen zu lernen, sich oft in die Wirthsstuben geschlichen; wie er sich da hinter den Ofen oder einen Vorhang versteckte, um unbemerkt die Gespräche der Bauern zu belauschen; wie er sogar einmal in einer Schenke in einen Kasten gekrochen, der als Bettstelle diente und mit einem Deckel versehen war, den er, um nicht bemerkt zu werden, halb schloß, und wie dann einer der eintretenden Gäste sich auf diesen Deckel gesetzt und den armen Pestalozzi beinahe erstickt hätte, u. dgl. mehr.

Auf diese Art mag denn der so wenig praktische und träumerische Mann Das erhascht haben, was er, der mit dem Herzen dachte, dichterisch gestaltete und in seinem unsterblichen Volksbuch „Lienhard und Gertrud", dem „hellsten Strahl seines Geistes", niedergelegt hat. Das tief innerste Wesen, das ganze Leben und Treiben, die Tugenden und die Fehler, die Bedürfnisse und die Neigungen, das Elend und die Versunkenheit, aber auch die Möglichkeit der Erhebung des Volks hat er im J. 1781 mit einem Blitz seines der Zeit weit vorangeeilten Genies in diesem Buche beleuchtet. Nur eine Stelle daraus als Nachweis des „rothen Fadens", der durch Pestalozzi's ganzes Wesen geht.

Bei allen Volksfesten des Alterthums wurde der Arme mit Speise und Trank erquickt; und am Feste des neuen Bundes selbst nahm der Herr Brot und gab den Seinigen zu essen, und Wein und gab ihnen zu trinken. Überhaupt ist die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen der Geist der Gottesverehrung, die er auf Erden gestiftet hat; sowie überhaupt Aufhebung alles Bedrückenden im Unterschiede der Stände der Menschen und Emporhebung der Elenden und Armen zum frohen theilnehmenden Mitgenuß aller Segnungen und Wohlthaten Gottesverehrung ist.

Die beiden letzten Bände von „Lienhard und Gertrud", in denen die Organisation der Schule, der Kirche und des Staats bildlich entworfen ist, sind leider jetzt selten geworden. Dagegen wurden die beiden ersten Bände im J. 1844 neu aufgelegt, in einer schönen und wohlfeilen Prachtausgabe bei Meyer und Zeller in Zürich in Commission und illustrirt durch 13 höchst ausdrucksvolle Federzeichnungen von H. Bendel, einem in München lebenden Schweizer und Schüler Kaulbach's.

Durch die in Vandlin's Werk mitgetheilten Beziehungen Zschokke's zu Pestalozzi erfahren wir, daß der Erstere dem Letztern einmal die Bemerkung machte, die diesen tief schmerzte, „Lienhard und Gertrud" sei kein Buch für das Volk, sondern für Diejenigen, welche das Volk wollen kennen lernen. Das mag zu seiner Zeit wahr gewesen sein, aber jetzt, wo das Volk, namentlich durch die in Pestalozzi's Geist verbesserten Schulen, auf einer höhern Stufe wie früher steht — da ist dieses Buch nicht mehr blos in den Städten und in den Pfarrhäusern auf dem Lande zu finden, wie Zschokke behauptete, sondern es ist in Jedermanns Händen. Bei Gelegenheit einer Unterredung Zschokke's mit Pestalozzi wegen eines herauszugebenden Volksblattes setzte der Erstere auseinander, wie ein solches Blatt beschaffen sein müsse, um bei dem Volke Eindruck zu machen; wo z. B. gewisse unverständliche Schlagworte, Sprichwörter u. dgl. sich fänden, habe für das Volk auch anderes Nichtverständliches einen Reiz. In Beziehung hierauf sagt er:

Der katholische Bauer würde mit Verbannung der lateinischen Sprache bei seinem Gottesdienst das Anziehende desselben, den Reiz des Geheimnißvollen einbüßen. (?) Die Sprache Roms ist ihm die allein würdige auf den Lippen des Priesters vor dem Altar. Er ist damit gleichsam dem Ohr der Heiligen näher und klarer.

Solche in früherer Zeit richtig gewesene Aussprüche zeigen deutlich, daß es jetzt mit allen Gegenständen vorwärts geht. Ist ja gerade die Verbannung der lateinischen Sprache ein wesentlicher Punkt in dem neukatholischen Ritus. Bei fortschreitender Volksbildung verliert sich der Reiz des Geheimnißvollen; der Mensch tritt mehr und mehr die Kinderschuhe aus; er will klar sehen und deutlich hören.

Interessant ist, daß Fellenberg als Jüngling durch die Lectüre von „Lienhard und Gertrud" so gerührt wurde, daß er in Gegenwart seiner Mutter das Gelübde ablegte, sich einst der Armen und Verlassenen anzunehmen. Er hat es gethan, wenn auch in anderer Weise wie Pestalozzi. Es findet sich in der Vandlin'schen Schrift eine Parallele zwischen dem praktischen, scharf

Fuß commen ... mericanisc ... beweglich ... Zwecke in ... mit ... denen ... unter ... Wahrzeug, ... Freude!" ... Mühs ... und hat gefi ... publik ... westlichen Hor ... unser Ter ... endlich den ... und alten We ... werden herein ... Savanna, wi ... Geleiteten Pf ... Baumwoll ... werden in ... Die Oran ... Mag ... herrliche Asyl ... wird das Hause, ... seinem Herrschern ... den unglaublicher ... Im Jahre ... bestand sie, ... Köpfen, im ... Jahre 1839 ... 150,000 ... (1841) fa ... Menschen un ... 1 Million ... Sam schl ...

ist
uen
rer
inte
irme.
chneeigen
Tabacks
aubern.
, die
wacirt,
mig in
cht mit
Mit
rung zu-
Aufstandes,
ähr 40,000
0,000; im
1840 auf
über Texas
300,000
Jahren auf
Ehrenberg
Söhne Uncle
mon sense besitzen
daß, um die Fre
in den Hintergr
schenk des Welt
gen werden mu
mus besitzen m
Tief, tief mu
er sich über
Nicht jener
erblickten, k
wie das
trieben w
Bahn der
Für dies
innige
und fe
trügen
Räub
fes
geb

gen den Kern der Menschen geworden und ... geborne Liebe", bis zum letzten Athemzuge ... der Armen und Verlassenen geblieben sei.

...ichtigkeit sind drei bisher ungedruckte Briefe ..., die Kortüm seinem Schriftchen beifügte, an ...r Freunde, Kirchenrath Kleinschmidt in Hei... Sie sind in dem eindringlichen Stile ge... der nur Solchen eigen ist, die Das wieder... ...was ihnen unmittelbar aus dem Herzen kommt. ...i spricht darin (1805) unter Anderm die Ge...ung aus, „dahin gekommen zu sein, Kopf und ...on hundert edeln Menschen für eine solide Be...ung des Erziehungswesens in Bewegung zu setzen, ...e werden meinem Ziele auf eine Weise und mit ...kraft entgegenstreben, die ich nie zu erleben, noch ...eniger zu erwarten hatte hoffen dürfen". Auch ...er seinen Freund, ihm Nachricht zu geben, „be...s was unser Steckenpferd angeht, ob es seinen ... bei Ihnen gut trage, ob es auf guten Füßen ... ob es keine Bockssprünge mache, und besonders ... wie wir hoffen wie ein englischer Läufer nach dem ...jage".

Eine Rechtfertigung Pestalozzi's gegen die Verdäch...ung, als widerstreite seine Erziehungsmethode den Ge...en der Religion, enthält folgende Worte, die man ...aus in alle Welt rufen möchte:

Jesus Christus, die Weisheit deiner Lehre ist von der ...ut des Lasters umgeschmolzen und von den Schmiedeknechten ...er Finsterniß auf dem Ambos der Gewalt zu gekrümm...ten Kettenringen gemacht worden, um durch ihre Bande alten ...ötzendienst der Welt gegen deine Wahrheit, gegen dein ...icht und gegen dein Recht ewig zu erhalten.

Mögen es Die hören, die da behaupten, weil aus ...em Christenthum „Kettenringe" geschmiedet wurden, sei das Christenthum selbst ein Kettenring! Mögen es ...uch Die hören, die jetzt in der gewichtvollen Arbeit begriffen sind, die Wahrheit, das Licht und das Recht des Christenthums den Händen der Finsterniß und der Gewalt zu entreißen!

Lavater's Gruß an Pestalozzi, auf seinem letzten Krankenbette abgefaßt, schließt, als Facsimile Pestalozzi's, das beachtenswerthe Schriftchen Kortüm's:

Einziger, oft miskannter, doch hoch bewundert von Vielen,
Schneller Versucher Dessen, was vor dir Niemand versuchte,
Schenke Gelingen dir Gott und krön' dein Alter mit Ruhe!

Früher schon sagte Lavater von Pestalozzi:

Einen Mann, in dem der Geist des Erlösers sich so durch und durch in Gesinnung, Wort und That verherrlicht und sich in solcher Glorie darstellt, hab' ich noch keinen getroffen. Einen bessern Jünger hatte Christus selbst zu seinen Lebzeiten nicht.

Auffallend ist es, daß in den genannten und auch in modernen Schriften über Pestalozzi seiner Lebensgefährtin nur in allgemeinen Ausdrücken gedacht ist: daß sie von ganzer Seele Theil genommen hätte an seinen Bestrebungen, daß sie ihm Alles geopfert und er sie die Krone seines Lebens genannt habe. Und doch wissen wir aus guter Quelle, daß sie, namentlich in Burgdorf, nicht blos ordnend den häuslichen Geschäften vorstand, sondern auch selbst Hand anlegte an das Werk ihres Mannes, thätig eingriff in alle Theile des sich täglich mehr erweiternden Unternehmens. Auch früher, auf dem Neuhof, nahm sie zu ihrem einzigen Söhnchen die große Schar der heimatlosen Bettelkinder auf und ward für sie eine hülfreiche sorgende Mutter. Von ihrer Persönlichkeit erfahren wir nur aus dem Buche Vandlin's, daß sie, zu ihrer Zeit die schöne und wegen ihrer Belesenheit gelehrt genannte Anna Schultheß, auf die Frage, warum sie einen so häßlichen Mann heirathe, geantwortet habe, weil er eine desto schönere Seele besitze. Sie war eine von den Frauen, die Pestalozzi mit der Sonne Gottes vergleicht, die vom Morgen bis am Abend ihre Bahn geht.

Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weißt du, daß sie wieder auferstehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

In Dem was Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" über Pestalozzi gesagt hat, liegt eine weitere Bestätigung Dessen, was in diesem Aufsatze besonders hervorgehoben wurde, und so ist wol hier der Ort, es wieder in Erinnerung zu bringen:

Er wollte blos dem Volke helfen; aber seine Erfindung (Erziehungsmethode) in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf; gibt statt der gesuchten Volkserziehung Nationalerziehung, und hätte wol das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elendes empor zu helfen.

Und weiter:

Pestalozzi wurde aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren, allmächtigen und deutschen Trieb: die Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luther, nur in einer andern und seiner Zeit angemessenern Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht, und war das Leben geworden in seinem Leben, sie war der ihm selbst unbekannte, stete und unwandelbare Leitstern dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht.

Und wie dunkel war diese Nacht! Sie bestand nicht nur aus den Vorurtheilen, in die seine Zeit tief verstrickt war, nicht nur aus den Schmähungen seiner Feinde, der Verkennung seiner Zeitgenossen — sie bestand auch aus seiner eigenen Unbeholfenheit, aus der spärlichen Ausstattung mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Erziehung. Konnte er doch lange keine Zeile ohne Fehler schreiben. Sie bestand aus einer drückenden Armuth — wir erinnern hier nur an einen seiner Briefe an Zschokke, worin er sagt, daß ihm gegen 30 Jahre die Nothdurft des Lebens gemangelt —, einer ökonomischen Verwirrung, die selbst die glänzendsten pecuniairen Verhältnisse nicht zu beseitigen vermochten. Aus den angeführten Schriften sowie aus Pestalozzi's mit seltener Offenheit und Bescheidenheit abgefaßten Selbstbekenntnissen lernen wir seine Schwächen und Fehler kennen. Jemand, der wie er nur für die Menschheit lebte, mußte die Sorge für sich selbst, mit der freilich auch die für seine Familie zusammenhing, vergessen. Wer energisch wie er mit einer eisernen Beharrlichkeit die Ausführung seiner großen Entwürfe verfolgte, bei dem konnte diese Beharrlichkeit in minder

verständigen und berechnenden Fellenberg und dem poetischen, gemüthvollen und enthusiastischen Pestalozzi, sowie eine Reihe von Briefen des Letztern an den Erstern aus den neunziger Jahren über die damaligen politischen Verhältnisse der Schweiz zu Frankreich und über Pestalozzi's Bestrebungen, seinem Vaterlande zu nützen. Er, der die französische Revolution von ihrem ersten Ursprunge für eine einfache Folge der verwahrlosten Menschennatur ansah, schrieb damals poetisch und treffend an Fellenberg:

Unser Zeitalter ist ein heißer Sommertag, an dem die Früchte der Erde unter Donner und Hagel zur Reife gedeihen. Das Ganze gewinnt, aber Theile werden schrecklich zerschlagen.

Als entschiedener Demokrat, als Freund der Unterdrückten, als „Politiker des Volks", machte Pestalozzi sich durch seine unverhehlt freisinnigen Grundsätze bei der Aristokratie verhaßt, die ihm bei der Verwirklichung seiner Ideen hemmend entgegentrat zu einer Zeit, wo sie noch fest an allen ihren Ansprüchen hing, die sie erst in Folge der französischen Revolution nothgedrungen aufgeben mußte. Auch durch eine von ihm 1802 herausgegebene Schrift über die „Gesetzgebung Helvetiens" machte er sich keine Freunde unter den Aristokraten.

Vandlin theilt eine Reihe höchst charakteristischer und zum Theil noch nicht bekannter Anekdoten aus dem Leben Pestalozzi's mit, sowie einzelne seiner Eigenthümlichkeiten und Züge aus seinen letzten Lebenstagen. Jene Anekdoten finden sich größtentheils nacherzählt in einem Aufsatz „Erinnerungen an Pestalozzi" in Nr. 49 der „Allgemeinen Zeitung". Der Verf. dieses Aufsatzes hat sich die undankbare und vergebliche Mühe gegeben, die Pestalozzi-Feier in der Schweiz als etwas Gemachtes darzustellen, dem es an Begeisterung gefehlt haben soll; und zugleich das Volksschulwesen im Canton Zürich zu verdächtigen und herabzuwürdigen, wofür er in einem Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung" als „kein Freund Pestalozzi's und der Volksschulen" verdientermaßen abgefertigt wurde.

In einer Rede, die der einundachtzigjährige Greis als Präsident der Helvetischen Gesellschaft hielt und die zum Gegenstand eine Vergleichung seiner frühern mit der damaligen Zeit (1826) hatte, kommt die merkwürdige Stelle vor:

Die große Masse unserer Armen kann durchaus nicht besser werden als sie wirklich ist, und sich auch nicht höher heben als sie wirklich steht, wenn nicht alle Stände unsers Landes sich gemeinsam bestreben, in Rücksicht auf die Fundamente des öffentlichen Wohlstandes sich auch zu höhern und edlern Grundsätzen zu erheben als diejenigen sind, zu denen uns unsere Zeitselbstsucht hingerissen.

So hat Pestalozzi in seinen letzten Lebensjahren, obwol selbst von Gram gebeugt, beständig der Armen gedacht; und sein Mitgefühl ist so weit gegangen, daß er, wie Vandlin erzählt, für die durch schlechte und kalte Wohnungen Leidenden ihm passend scheinende Steine auf den Feldern zusammen suchte, um ihnen zu zeigen wie sie sich selbst bessere Wohnungen und Öfen darin errichten könnten.

Bei der Section Pestalozzi's soll von seinen innern Organen allein das ungewöhnlich große Herz gesund gewesen sein; das Herz, das, so lange es schlug, für Andere geschlagen hatte; in dem der Götterfunke der Liebe geglüht und nicht verlosch, selbst als seine Feinde ihm sein Lebensende verbitterten und verdunkelten. Als er den Todeskelch trank, den sie ihm durch ihre Verunglimpfungen und Schmähungen bereitet hatten, verzieh er ihnen noch auf seinem Sterbebette in den rührendsten Ausdrücken.

Die letzten Lebensjahre Pestalozzi's, in denen er verzweifelnd glaubte, umsonst gelebt zu haben, haben etwas wehmüthig Schmerzliches, Herzzerreißendes. Dafür findet sich nur in dem Gedanken Versöhnung, daß das von Gott zum Genius gestempelte Werkzeug gelitten, das Gefäß, in welches er das Feuer seines Geistes gegossen, das aber oft Den verzehrt, in dem es aufflammt, während es kommende Geschlechter erwärmt und ihnen leuchtet.

Wenn auch die Schrift:

Rückblick auf J. H. Pestalozzi nebst etlichen ungedruckten Blättern desselben, von Fr. Kortüm. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

in Heidelberg und nicht in der Schweiz erschienen ist, so reiht sie sich doch ergänzend der eben besprochenen an. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, Das darzustellen, was Pestalozzi „als Erzieher und Lehrer, als Bürger und Mensch entwickelte und ausprägte". Wenn an so manchen Schriften ihre Länge zu tadeln ist, so ist an der Broschüre von Kortüm ihre Kürze ein Fehler. Der Stoff ist allzu reich, den das Leben Pestalozzi's in den angegebenen Beziehungen darbietet, als daß er sich gut auf wenige Blätter zusammendrängen ließe. Da, wo Kortüm der lebhaften Theilnahme Pestalozzi's an der Politik gedenkt, schildert er ihn als entschiedenen Anhänger der helvetischen Revolution, der sich durch keine Furcht und Miskennung, dadurch daß Viele ihn einen Narren oder Revolutionnair schalten, abhalten ließ, seine Überzeugungen mit allem Freimuth zu äußern; für eine Natur wie die Pestalozzi's sei es damals unmöglich gewesen, neutral zu bleiben. Weiter sagt Kortüm von ihm, daß auch später, als er sich von der Politik zurückgezogen und nur der Verwirklichung seiner Erziehungsideale lebte, ihm der empfängliche Sinn für die trüben und heitern Geschicke Europas ungeschwächt geblieben sei. Ein beigefügtes sehr treffendes Urtheil Pestalozzi's über Napoleon beweist wieder die poetische Darstellungsgabe des Erstern. Bei der Schilderung, die Kortüm von Pestalozzi als Erzieher entwirft, wird bemerkt, daß er auch „den äußern Dingen gegenüber eine gelenke und starke, durch Turnkunst herbeigeführte Leibesbeschaffenheit als Abwehr verweichlichenden Sinnesgenusses" wollte, was in andern Schriften nicht angeführt ist, in denen er nur als Bildner des Geistes und Gemüths erscheint, da er doch gewiß als „Menschenbildner" nicht die eine Hälfte des Menschen außer Acht lassen konnte.

Auch Kortüm hebt hervor, daß, wie oft Pestalozzi verkannt und betrogen wurde, er doch niemals mis-

traulich gegen den Kern der Menschen geworden und daß er, „die geborene Liebe", bis zum letzten Athemzuge ein Vater der Armen und Verlassenen geblieben sei.

Von Wichtigkeit sind drei bisher ungedruckte Briefe Pestalozzi's, die Kortüm seinem Schriftchen beifügte, an einen seiner Freunde, Kirchenrath Kleinschmidt in Heidelberg. Sie sind in dem eindringlichen Stile geschrieben, der nur Solchen eigen ist, die Das wiedergeben, was ihnen unmittelbar aus dem Herzen kommt. Pestalozzi spricht darin (1805) unter Anderm die Genugthuung aus, „dahin gekommen zu sein, Kopf und Herz von hundert edeln Menschen für eine solide Begründung des Erziehungswesens in Bewegung zu setzen, und diese werden meinem Ziele auf eine Weise und mit einer Kraft entgegenstreben, die ich nie zu erleben, noch viel weniger zu erwarten hatte hoffen dürfen". Auch bittet er seinen Freund, ihm Nachricht zu geben, „besonders was unser Steckenpferd angeht, ob es seinen Kopf bei Ihnen gut trage, ob es auf guten Füßen stehe, ob es keine Bockssprünge mache, und besonders ob es wie wir hoffen wie ein englischer Läufer nach dem Ziele jage".

Eine Rechtfertigung Pestalozzi's gegen die Verdächtigung, als widerstreite seine Erziehungsmethode den Gesetzen der Religion, enthält folgende Worte, die man hinaus in alle Welt rufen möchte:

Jesus Christus, die Weisheit deiner Lehre ist von der Glut des Lasters umgeschmolzen und von den Schmiedeknechten der Finsterniß auf dem Ambos der Gewalt zu gekrümmten Kettenringen gemacht worden, um durch ihre Bande alten Götzendienst der Welt gegen deine Wahrheit, gegen dein Licht und gegen dein Recht ewig zu erhalten.

Mögen es Die hören, die da behaupten, weil aus dem Christenthum „Kettenringe" geschmiedet wurden, sei das Christenthum selbst ein Kettenring! Mögen es auch Die hören, die jetzt in der gewichtvollen Arbeit begriffen sind, die Wahrheit, das Licht und das Recht des Christenthums den Händen der Finsterniß und der Gewalt zu entreißen!

Lavater's Gruß an Pestalozzi, auf seinem letzten Krankenbette abgefaßt, schließt, als Facsimile Pestalozzi's, das beachtenswerthe Schriftchen Kortüm's:

Einziger, oft miskannter, doch hoch bewundert von Vielen,
Schneller Versucher Dessen, was vor dir Niemand versuchte,
Schenke Gelingen dir Gott und krön' dein Alter mit Ruhe!

Früher schon sagte Lavater von Pestalozzi:

Einen Mann, in dem der Geist des Erlösers sich so durch und durch in Gesinnung, Wort und That verherrlicht und sich in solcher Glorie darstellt, hab' ich noch keinen getroffen. Einen bessern Jünger hatte Christus selbst zu seinen Lebzeiten nicht.

Auffallend ist es, daß in den genannten und auch in modernen Schriften über Pestalozzi seiner Lebensgefährtin nur in allgemeinen Ausdrücken gedacht ist: daß sie von ganzer Seele Theil genommen hätte an seinen Bestrebungen, daß sie ihm Alles geopfert und er sie die Krone seines Lebens genannt habe. Und doch wissen wir aus guter Quelle, daß sie, namentlich in Burgdorf, nicht blos ordnend den häuslichen Geschäften vorstand, sondern auch selbst Hand anlegte an das Werk ihres Mannes, thätig eingriff in alle Theile des sich täglich mehr erweiternden Unternehmens. Auch früher, auf dem Neuhof, nahm sie zu ihrem einzigen Söhnchen die große Schar der heimatlosen Bettelkinder auf und ward für sie eine hülfreiche sorgende Mutter. Von ihrer Persönlichkeit erfahren wir nur aus dem Buche Bandlin's, daß sie, zu ihrer Zeit die schöne und wegen ihrer Belesenheit gelehrt genannte Anna Schultheß, auf die Frage, warum sie einen so häßlichen Mann heirathe, geantwortet habe, weil er eine desto schönere Seele besitze. Sie war eine von den Frauen, die Pestalozzi mit der Sonne Gottes vergleicht, die vom Morgen bis am Abend ihre Bahn geht.

Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weißt du, daß sie wieder auferstehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

In Dem was Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" über Pestalozzi gesagt hat, liegt eine weitere Bestätigung Dessen, was in diesem Aufsatze besonders hervorgehoben wurde, und so ist wol hier der Ort, es wieder in Erinnerung zu bringen:

Er wollte blos dem Volke helfen; aber seine Erfindung (Erziehungsmethode) in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf; gibt statt der gesuchten Volkserziehung Nationalerziehung, und hätte wol das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elendes empor zu helfen.

Und weiter:

Pestalozzi wurde aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren, allmächtigen und deutschen Trieb: die Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luther, nur in einer andern und seiner Zeit angemessenern Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht, und war das Leben georden in seinem Leben, sie war der ihm selbst unbekannte, stete und unwandelbare Leitstern dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht.

Und wie dunkel war diese Nacht! Sie bestand nicht nur aus den Vorurtheilen, in die seine Zeit tief verstrickt war, nicht nur aus den Schmähungen seiner Feinde, der Verkennung seiner Zeitgenossen — sie bestand auch aus seiner eigenen Unbeholfenheit, aus der spärlichen Ausstattung mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Erziehung. Konnte er doch lange keine Zeile ohne Fehler schreiben. Sie bestand aus einer drückenden Armuth — wir erinnern hier nur an einen seiner Briefe an Zschokke, worin er sagt, daß ihm gegen 30 Jahre die Nothdurft des Lebens gemangelt —, einer ökonomischen Verwirrung, die selbst die glänzendsten pecuniairen Verhältnisse nicht zu beseitigen vermochten. Aus den angeführten Schriften sowie aus Pestalozzi's mit seltener Offenheit und Bescheidenheit abgefaßten Selbstbekenntnissen lernen wir seine Schwächen und Fehler kennen. Jemand, der wie er nur für die Menschheit lebte, mußte die Sorge für sich selbst, mit der freilich auch die für seine Familie zusammenhing, vergessen. Wer energisch wie er mit einer eisernen Beharrlichkeit die Ausführung seiner großen Entwürfe verfolgte, bei dem konnte diese Beharrlichkeit in minder

wichtigen Dingen zum Eigensinn werden. Wer mit einem innern Feuer, mit einer seltenen Lebendigkeit und Aufgeregtheit, mit einer Glut der Begeisterung für seine Zwecke ausgestattet ist, der wird auch aufbrausen können, wird sich leicht von Sympathien und Antipathien beherrschen lassen. So ließe sich von allen seinen Fehlern, durch die er am meisten selbst gelitten, nachweisen, daß ein jeder der Fehler seiner Tugenden war. Und leuchtet und erwärmt die große Sonne weniger, weil sie einige Flecken hat?

Nein, das Bild Pestalozzi's, es steht schon lange nicht nur gereinigt von den Verleumdungen seiner Feinde, es steht auch frei da von den Schlacken, die mit der irdischen Form von dem Geiste abgestreift werden. Er war ein Samenkorn, das aus der Hand Gottes fiel, damit es aufgehe und tausendfältige Früchte trage. Und so geschah es. Einmal gewurzelt, mußte es wachsen, aus einem Jahrhundert in das andere hinüber, und dem jetzigen scheint es vorbehalten zu sein, immer reichere Früchte zu ernten von diesem Gottessamen.

59.

Bibliographie.

Henninger, A., Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern fremder und eigener Dichtung. Drei Bände. Wiesbaden, Scholz. 1845. 8. 2 Thlr.

Languet's, H., Vindiciae contra tyrannos. Ueber die gesetzliche Macht des Fürsten über das Volk und des Volkes über den Fürsten. Nach der Ausgabe von 1580 mit einer geschichtlichen Einleitung über das Leben und die Zeit des Verfassers bearbeitet von R. Treitschke. Leipzig, Barth. 8. 1 Thlr.

Mahir, O., Über Irren-Heilanstalten, Pflege und Behandlung der Geisteskranken, nach den Principien der bewährtesten Irrenärzte Belgiens, Englands, Frankreichs und Deutschlands. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Prechtl, J. J., Untersuchungen über den Flug der Vögel. Wien. Gerold. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rellstab, L., Ludwig Berger, ein Denkmal. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr.

Rosenberg, C. H., Des Leibes und der Seele vollständige Gesundheits- und Erziehungslehre. Briefe über Erziehung, Beförderung und Aufrechthaltung eines möglichst glücklichen Zustandes des Körpers und Geistes. 1ste Lieferung. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Saintine, X. B., Picciola oder die Blume des Gefangenen. Nach der 17. verbesserten, um ein Kapitel vermehrten Original-Ausgabe von H. Bode. Mit einer Abhandlung über die Beschäftigungen verschiedener Staatsgefangenen vom Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix). Leipzig, Gerhard. Gr. 16. 1 Thlr.

Scheffold, J. B., Die Parochialrechte. 1ster Band: allgemeiner Theil. Stuttgart, Beck und Fränkel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die symbolischen Schriften der lutherischen und reformirten Kirche in Preußen, nebst den allgemeinen oder altkirchlichen Symbolen in ihrer ursprünglichen Form mit beigefügter deutscher Uebersetzung und geschichtlicher Einleitung. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 6 Ngr.

Silesius, E., Gedichte. Zwei Bändchen. Wien, Gerold. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tafel, L., Die analytische Sprachlehrmethode. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 12 Ngr.

Ein handelspolitisches Testament. Mit einem Nachtrage. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Thiele, H., Die Kirchengestalt der evangelischen Kirche, oder Noth und Hülfe. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 27 Ngr.

Wiederkehr, A., Knospenlese. 1stes Bändchen. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. Kl. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Edelman, J. C., Der Todesmuth des gläubigen Christen. Predigt zur Säcularfeier des Todestages Dr. Mart. Luther's. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, J. H. L., Predigt über Hebr. 13, 7. zum Gedächtniß des am 18. Februar 1546 erfolgten Ablebens Dr. M. Luther's. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 3 Ngr.

Glößner, Freimüthige Entgegnung auf die feindselige Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche gegen Widersacher und Abtrünnige. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 3 Ngr.

Hoffmann, J. A. G., Predigt zur 300jährigen kirchlichen Gedächtnißfeier Dr. M. Luther's. Salzungen, Bocke. 8. 2½ Ngr.

Junghans, C. F., Die staatsrechtliche Garantie der Unentsetzbarkeit der Richter vom Standpunkte der heutigen europäischen Politik und der preußischen Staatsdienstgesetze vom 29. März 1844. Zwei kritische Beleuchtungen. Berlin, Heymann. 8. 10 Ngr.

Kahle, W., Offenes Sendschreiben an Hrn. Dowiat, Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde zu Danzig. Danzig, Kabus. 8. 3 Ngr.

Kämpfe, G. A., Vertheidigung meiner Antwort auf Uhlich's Bekenntnisse gegen Wolterstorff. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation. Nebst noch gar Vielem, was zu wissen jetzt Jedem noth, von welcher Confession er sei. Zusammengestellt von Mehreren und herausgegeben von G. Gentzel. 2te Auflage. Mit 10 Bildnissen und Darstellungen und der echten Handschrift Luther's. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 5 Ngr.

Pasig, J. L., Wodurch beweisen Prediger des Evangeliums, daß sie ihren Beruf erkannt und begriffen haben? Abschiedspredigt. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2½ Ngr.

Polen und seine Erhebung zur Freiheit im Jahre 1846. Eine Darstellung des gegenwärtigen Freiheitskampfes der Polen. 1stes Heft. Leipzig, Friese. Gr. 8. 4 Ngr.

Rauch, F., Die deutsch-katholische Bewegung ist eine Fortsetzung der Reformation Luther's. Predigt. Leipzig, Müller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Scheuenstuhl, J. P., Joh. Heinr. Pestalozzi's Verhältniß zum modernen Leben und zur modernen Wissenschaft. Ein Vortrag im Lehrerverein zu Nürnberg. Ansbach, Dollfuß. Gr. 8. 3 Ngr.

Schneider, C., Rom und die Vernunft. Ist Jesus Gott und Mensch zugleich oder nur Mensch? Ein Traktätlein. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schorch, F. E., Predigt zur dritten Säcularfeier des Todestages Luther's. Schleiz, Bockelmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schuhmann, H. C. G., Antwort auf die Rede des Hrn. v. Florencourt. Berlin, Trautwein. 8. 3 Ngr.

Thienemann, W. F., Das apostolische Symbolum nach seiner Bedeutung, seinem Ursprunge, seiner Zusammensetzung und seinem Werthe aus den Quellen, mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Hrn. rc. Rudelbach: „Über die Bedeutung des apostolischen Symbolums" dargestellt. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die polnische Verschwörung zu Anfang des Jahres 1846. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 7½ Ngr.

— — Derselben 2tes Heft. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 2½ Ngr.

Young, E., Die Lycker Landrathswahl aus dem Jahre 1842 und die Königl. Regierung zu Gumbinnen. Eine actenmäßige Darlegung. Frankfurt a. d. O., Horwitzky. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 115. —— 25. April 1846.

Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Von F. C. Dahlmann. Leipzig, Weidmann. 1845. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Anzeige dieses Buchs ist nicht ohne Grund verspätet worden. Es gibt Bücher, denen man wol ansieht, daß sie für ein gewisses Publicum geschrieben sind, und wer nicht selbst zu diesem Publicum gehört, dem bleibt nichts übrig als ihre Wirkung auf dasselbe abzuwarten, will er anders gegen ihr Verdienst gerecht sein. Diese neueste „Geschichte der französischen Revolution" hat in der That große Vorzüge und Schönheiten. Zu jenen gehört, daß sie sich leicht und bequem liest, was man bekanntlich deutschen Geschichtbüchern nicht immer nachrühmen kann; zu diesen rechnen wir einige Schilderungen von Menschen, Verhältnissen, Auftritten, welche die Wirkung haben den Leser auf das lebhafteste anzuregen. Es ist sicherlich nichts Leichtes für einen Geschichtschreiber der Revolution, sich durch den Wust von Material, durch das Gewirr von Widersprüchen, durch das Getümmel leidenschaftlicher Urtheile, Meinungen, Behauptungen, womit er es bei der Beschäftigung mit dieser Weltbegebenheit zu thun hat, bis zu der Klarheit durchzuschlagen, die eine so einfache und so expeditive Darstellung möglich macht wie diese Dahlmann'sche ist. Wir haben wenig, oder besser wir haben gar keine Geschichtbücher solcher Art, und es würde schwer sein unter den gegenwärtigen gelehrten Schriftstellern — und ein gelehrter müßte es doch sein — einen zu nennen, der im Stande wäre Dahlmann ein solches Buch nachzuschreiben. Ein wahres Glück daß dem so ist; denn den Anreiz der Nachahmung zu wecken, namentlich in Solchen, welche vor Allem rasche und schlagende Wirkungen auf ein großes Publicum ausüben möchten, dazu ist die Art und Weise dieses Werks nicht wenig geeignet, zumal es das Ansehen hat, ohne viel mühsames Studium, ohne langwieriges Nachsuchen und umständliche Quellenkritik zu Stande gekommen zu sein. Solche Arbeiten, von Männern unbestrittener Gründlichkeit ausgehend, sind bei uns etwas so Überraschendes, daß sie den Lesern und Beurtheilern nicht recht geheuer vorkommen und allerhand geheime Absicht dahinter gewittert wird. Der Eine versichert es sei eine Tendenzschrift, der Andere es sei dabei gar nicht auf die französische Revolution sondern auf etwas ganz Anderes abgesehen, etwa nach dem bekannten Sprüchwort, wonach die Last geprügelt, das Lastthier aber gemeint wird. Die wunderlichste Äußerung aber ist die, welche dies Dahlmann'sche Buch zu einem Volksbuche macht. Was soll denn wol das Volk aus einem Buche sich herauslesen, in welchem vom Volke gar nicht die Rede ist? Was hat das Volk mit Necker und Calonne, mit Parlamenten und Notabeln zu schaffen? Von Regierungskünsten und Regierungsfehlern, von Hofintriguen und Finanzen versteht es nichts; sein Interesse, wenn es überall an der Geschichte Interesse nimmt, wäre zu sehen, wie es zu andern Zeiten andern Völkern ergangen ist, wie es bei ihnen um Wohl und Wehe, um Freiheit und Druck, um Dienste und Abgaben, um Kriegspflichten, um Glaubensangelegenheiten ausgesehen. Von alle Dem wird es in diesem Buche nichts finden. Wie geschah es denn, daß die Nation so behende und einmüthig von der Revolution ergriffen ward? Ging es dem Volke denn so traurig, ward es durch Gutsherrschaft und Regierungsbeamte so schmählich bedrückt, von Abgaben so belastet, durch Verachtung so niedergebeugt, wie von Vielen behauptet wird? Es gibt ja Leute genug die das Alles in Abrede stellen, und Andere die es zwar einräumen, aber ein für allemal als ganz unwichtig erklären. Waren die Bürger so hintangesetzt, so aller persönlichen Bürgschaften beraubt, durch Zunftgesetze, Fabrikzwang, Zölle, innere Verkehrshemmungen, Beamtenwillkür und Härte so eingezwängt und verfolgt, daß sie den Zustand nicht länger ertragen konnten, und eine Revolution ausgebrochen wäre auch wenn Ludwig XVI. das Staatsruder in die Hände der ehrlichsten und fähigsten Männer gegeben und sie daran erhalten hätte? Solche Fragen sind es, welche das Volk, die Bürger (und auch andere Leute die gewöhnlich zu keinen von Beiden gezählt werden) beantwortet haben möchten. Über diese Dinge aber ist das Buch stumm, und sollte es vom Volke, etwa von Landleuten, Handwerkern, Krämern, Fabrikarbeitern gelesen werden, was kaum wahrscheinlich ist, da sie das Meiste und Hauptsächliche darin nicht verstehen würden, so möchte der Eindruck der niederschlagende sein, daß sie erführen, was sie aus der großen Mehrzahl unserer Geschichtbücher ohnehin erfahren können, nämlich daß sie nicht in die Geschichte hinein

gehören und daß das Volk, wenngleich versichert wird, „daß die treibende Kraft im Staate von ihm ausgeht“, im Grunde und zuletzt doch nur das getriebene ist. Freilich aber ist das Buch, wenn auch nicht für das Volk, doch jedenfalls so geschrieben, daß es durch den darin angestimmten Ton, durch Auffassung und Darstellung bei einem großen Theile der Nation nicht anders als sehr beliebt hat werden müssen.

Was wir hier zu sagen im Begriff sind, wird hoffentlich nicht misverstanden oder verkannt werden, um so weniger, als in Deutschland in den letzten Zeiten so große Fortschritte in der Selbstschätzung und Selbsterkenntniß gemacht worden. Einer der charakteristisch hervortretenden deutschen nationalen Züge besonders in politischen Dingen ist, daß derbe Auslassungen in ernsten oder heitern Worten gegen machthabende Gewalten dem Freiheitsgeiste, von dem sie ausgehen, so große Genugthuung gewähren, daß sie ihm die Stelle wirklicher Thaten zu vertreten im Stande sind und eine vollkommene Selbstbefriedigung zur Folge haben. Jenes, die Freude an den Auslassungen, in Worten, Geberden, Spielen u. s. w., ist eine allgemein verbreitete, die französische Monarchie war bekanntlich tempérée par des chansons; das Andere aber, die Genügsamkeit und Beruhigung an derlei Demonstrationen, der Glaube, damit wirklich etwas gethan zu haben und mit gerechtem Frohlocken davongehen zu können, diese Empfindung scheint vorzugsweise unter uns heimisch zu sein.

Diese Art des Vergnügens ist es nun, welche das Dahlmann'sche Buch in recht reichlichem Maße zu verschaffen geeignet ist; kann sich der liberal gesinnte Leser auf jeder Seite desselben an den Schlägen ergötzen, welche ohne viel Zögern tüchtig und scharf den Machthabern von damals versetzt werden, so ist dafür gesorgt, daß er eine noch viel größere Freude an dem Echo zu empfinden bekomme, welches von diesen Schlägen zu den Ohren der Machthaber von jetzt zurückprallt. Die Frage bleibt, ob es wünschenswerth sein kann, dem unbestreitbar vorhandenen, besonders einer gewissen Partei eigenthümlichen Hang zu solchem Ergötzen, der ohnehin schon oft und stark genug unter uns zum Vorschein kommt, noch weitere Nahrung zu geben? Es ist immer schon mislich, wenn Worte und Zeichen genügen sollen, wo es allein auf das Thun ankäme; ist aber das Thun unthunlich und muß darauf verzichtet werden, so scheinen nur solche Worte rühmlich an die Stelle treten zu können, welche geradeaus und unumwunden auf ihren Gegenstand losgehen; Worte und Reden aber, welche auf Um- und Seitenwegen ihr Ziel zu treffen suchen, haben zu einem ernsten und männlichen Denken ein schiefes Verhältniß, und das Wohlgefallen des Publicums daran muß ein sehr untergeordnetes genannt werden. Sieht man auf diejenigen Stellen des Dahlmann'schen Buchs, welche aller Orten hervorgehoben werden und ein besonderes Behagen erregt haben, so ist Grund zu fürchten, daß es jener Art des Wohlgefallens einen nicht geringen Theil des erworbenen Beifalls verdanken mag. Ehre aber dem Manne, welcher die Entwickelung einer großen Volkstragödie so beschreibt, daß tiefer sittlicher Unwille über den frevelhaften Leichtsinn Derer, die diese Tragödie herbeigeführt, seine ganze Darstellung durchdringt, und der sich nicht durch ängstliche, oder was oft Dasselbe ist, durch amtliche Bedenken abhalten läßt, vernehmlich, wenn gleich indirect, auszusprechen, daß über Frankreich so großes Unheil hauptsächlich darum gekommen ist, weil seine Lenker und Verwalter nach Grundsätzen, Lieblingsgedanken und Ansichten handelten ganz ähnlich denen, die heute mitten unter uns, da und dort, herrschen oder herrschen wollen. Der Verf. gehört zu unsern vorzüglichen und zugleich zu unsern geprüften Männern. Man wird von gewisser Seite her nicht verfehlen zu sagen, daß die schneidende Schärfe seiner Darstellung etwas ganz Individuelles sei, das sich aus den Schicksalen und politischen Erlebnissen des Mannes erkläre und insofern nichts beweise. Richtiger wäre wol, die Betrachtung anzustellen, wie viele Stacheln die Zeit, in welcher wir leben, haben müsse, wenn sie es vermag einen bewährten Charakter zu solcher Stimmung aufzureizen. Denn das Buch ist durchweg mit bitterm Hohn geschrieben, der sich auf jeder Seite ausspricht; es ist Hohn schon in den Überschriften der Capitel: „Die holden Jahre der Selbsttäuschung.“ „Es wird der Revolution aufgethan.“ „Der Geburtstag der Revolution.“ „Der König flüchtig, gefangen, suspendirt, wieder angestellt.“ Derselben schneidenden Kälte begegnet man überall; die Menschen werden so geschildert, die Begebenheiten werden so erzählt, daß an jenen und diesen die Vergeltung schon zu haften und die Nemesis nicht hinter- sondern nebenher zu laufen scheint. Bei Erwähnung des Unglücks, welches sich am Vermählungsfeste des Königs mit Marie Antoinette ereignete, schreibt Dahlmann:

Über 100 Menschen werden erdrückt, wol 1000 starben an den Folgen. Es war der 30. Mai 1770. Auf diesem Platze fiel 22 Jahre darauf das Haupt des Königs und der Königin.

Bei Gelegenheit von Necker's übereilt gefoderter Entlassung heißt es:

Er selbst hat später die Hast bereut, mit welcher er seine Finanzarbeiten u. s. w. im Stiche ließ. Nur ein halbes Jahr noch Geduld, mit dem öffentlichen Zutrauen sich getröstet, und Maurepas hatte seine Schuldigkeit gethan, war todt!

An einer andern Stelle sagt der Verf.:

Necker's Schrift ward höchsten Orts übel empfunden; der Überlästige, der so ganz und gar nicht begreifen wollte, daß die Wahrheit in Frankreich zu den Regierungsrechten gehöre!

Aber es wäre nicht ausführbar, auch nur die hervortretendsten Stellen dieser Art auszuheben, man müßte sich namentlich in der ersten Hälfte des Buchs bei jeder Seite aufhalten.

Die Königin wollte durchaus diesmal das Vergnügen haben einen Minister zu schaffen.

Damit Niemand bezweifeln könne, auf welcher Seite die gute Sache sei, ward Brienne mit dem Erzbisthum Sens, weit reicher als sein bisheriges, der nicht minder habsüchtige Lamoignon mit einem großen Geldgeschenke belohnt.

Der Saal, der für die Eröffnung der Reichsstände prachtvoll eingeweiht wurde, hieß der Saal der kleinen Vergnügungen. Man versprach sich ein recht großes Vergnügen davon.

Diese kalte Ironie, diese eisige Härte und schroffe Bitterkeit ist im ganzen Buche von Anfang bis zu Ende herrschend. Besonders den König Ludwig XVI. treffen Worte von grausamer Kälte. Es ist die Rede von den vielen Denkschriften, welche Turgot dem König eine nach der andern überreichte, und wodurch er diesem unbequem ward. Dahlmann sagt hierbei in seiner bittern Weise:

So war es denn doch wirklich nicht gemeint gewesen. Auch Ludwig arbeitete wol zu Zeiten mit der Feder und hatte noch kürzlich über die Kaninchengehege der Grundherren eine gründliche Ausarbeitung geliefert. . . .

Ein anderes Mal, da die Abneigung des Königs, Brienne zum Minister zu machen, zur Sprache kommt, erzählt Dahlmann:

Der Mann glaubt nicht an Gott, rief der König aus; dagegen ward eingewandt, der Prälat habe große Studien gemacht, im Eifer gegen die Protestanten komme ihm Niemand gleich und er habe bei den Notabeln stets die zarte Linie des Schicklichen eingehalten. Und Brienne erreichte sein Ziel.

In welchem Lichte läßt Dahlmann den König erscheinen! Dort den ernsthaftesten Staatsangelegenheiten gegenüber mit Kaninchen beschäftigt, hier so, daß seine Entscheidung durch zwei Motive bestimmt erscheint, das eine gehässig, das andere frivol. Malesherbes reicht ihm eine Denkschrift über ständische Verfassung ein; „las der König diese Denkschrift? er schien sich um diese Zeit der Regierungsangelegenheiten geflissentlich zu entschlagen; er jagte". Da Dahlmann aus der Rede des Königs im Lit de justice vom 8. Mai die Worte citirt: „Ein großer Staat bedarf einen einzigen König", fügt er in Parenthese die Frage bei: „Wären denn für einen kleinen mehre Könige noth?"

Bittere Verhöhnung in allen diesen Worten, um so bitterer und eisiger, wenn man die Lage des Königs, seinen Charakter, sein Schicksal vor Augen hat. Wie viele Monarchen aus alter und neuer Zeit sind herkömmlich unglücklich genannt, die doch nur schuldig waren. Ludwig XVI. aber war in Wahrheit tief unglücklich, und der Geschichtschreiber, welcher die Güte und Liebe dieses Königs nicht in den Vordergrund seiner Schilderung stellt, scheint mit seiner Darstellung hinter der erschütternden Wirkung der Geschichte selbst zurückzubleiben. Nein, so war Ludwig nicht wie er in diesem Buche erscheint; die Geschichte ist unerbittlich, aber nicht spöttisch; sie richtet, aber sie mishandelt nicht. Man fühlt das Bedürfniß, sich von den Eindrücken die jene Auffassung zurückläßt abzuwenden und sich den edlern Gehalt des Königs zu vergegenwärtigen, wie er erscheint, wenn er an Calonne schreibt, nachdem er den Entschluß zur Berufung der Notabeln gefaßt: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber es war vor Freude"; oder wenn er Lapeyrouse eine Instruction auf die Reise mitgibt, worin er sich folgendermaßen ausspricht:

Sollte Lapeyrouse jemals von der Überlegenheit seiner Waffen gegen Wilde Gebrauch machen müssen, so würde er nur mit größter Mäßigung verfahren und mit äußerster Strenge diejenigen seiner Leute züchtigen, welche seine Befehle überschritten. Nur im letzten Nothfall, blos zur Vertheidigung, und überhaupt nur wenn durch Schonung ganz entschieden die Sicherheit der Fahrzeuge und das Leben der ihm anvertrauten Franzosen bedroht werden sollte, wird der Befehlshaber der Expedition Gewalt anwenden. Der König würde es als einen der glücklichsten Erfolge der Unternehmung ansehen, wenn sie vollbracht werden könnte ohne das Leben eines einzigen Menschen gekostet zu haben.

Hier zeigt sich ganz die liebenswürdige Milde, Sorgsamkeit, Friedensliebe, die in seinem Charakter war und die er auch in großen Bedrängnissen nicht verleugnete. Er findet sich in Alles, wenn nur Unglück verhütet wird, und eben dadurch führt er es herbei. Einem der Häupter des alten Adels, der ihm in einem kritischen Augenblick seinen und der Seinigen Degen zur Verfügung stellt, antwortet er: „Ich will nicht daß ein einziger Mensch um meiner Händel willen umkomme." Er ist in politischen Dingen weder ohne Einsicht noch ohne Würde der Gesinnung; nach der Nacht des 4. August schreibt er an den Erzbischof von Arles:

Ich bin mit diesen edeln Entschließungen der beiden ersten Stände des Reichs zufrieden, sie haben große Opfer gebracht für die allgemeine Aussöhnung, für das Vaterland, für den König (— er nennt sich an letzter Stelle —), aber diese Aufopferung, ich kann sie nur bewundern; niemals werde ich in die Beraubung meiner Geistlichkeit, meines Adels willigen; thäte ich es, dann allerdings würde eines Tages das französische Volk mich der Ungerechtigkeit und Schwäche anklagen können. Sie, mein Herr Erzbischof, unterwerfen sich den Beschlüssen der Vorsehung, ich glaube mich ihnen zu unterwerfen wenn ich mich des Enthusiasmus erwehre, der sich aller Stände bemächtigt hat, der aber über mein Gemüth nur leise hinstreift; ich werde Alles was in meiner Macht steht aufbieten, um meinen Klerus, meinen Adel zu erhalten. Sollte Gewalt mich nöthigen meine Sanction zu ertheilen, dann werde ich nachgeben, aber dann würde in Frankreich weder Monarchie sein noch Monarch. Ich weiß daß die Zeiten schwierig sind; jetzt ist es daß wir der Erleuchtung des Himmels bedürfen; flehen Sie ihn darum an, er wird uns erhören.

Dahlmann führt so manches Document wörtlich oder auszugsweise an; war kein Raum für eins von jenen oder den zahlreichen andern, die man nur zu kennen braucht, um für immer gerecht gegen den König zu bleiben? Er, der zum Throne geboren war, war nicht für den Thron geboren, und dieser einzige Vorwurf den man ihm machen kann ist kein Vorwurf. Was Burke sagt, möchte man mit besonderer Beziehung und veränderter Anwendung hier wiederholen:

Unglück ist nicht Verbrechen, und Verirrung nicht Frevel; nie werde ich mich überzeugen, daß dieser König, der ohne Zögern seine Macht einzuschränken, seinem Lande Freiheiten zu geben, einen Theil seiner herkömmlichen Befugnisse zu opfern bereit war, verdient hätte der Gegenstand so grausamen Spottes zu werden wie Paris und Doctor Price (Redner eines englischen Revolutionsclubs) über ihn ausgegossen haben.

Damals, in der Zeit der aufgeregtesten politischen Leidenschaften, war jede, auch die herzloseste Schärfe und Bitterkeit des Urtheils begreiflich und verzeihlich. Sind unsere heutigen Zeiten wie jene damaligen? Fast möchte man es glauben, und das Dahlmann'sche Buch ist, uns wenigstens, durch nichts merkwürdiger als durch das unleugbare Zeugniß, welches der darin herrschende Ton für die Stimmung abgibt, in welcher gegenwärtig gedacht und empfunden wird. Die Foderungen aber an die Geschichte, an ihren Beruf und Geist, bleiben immer dir-

gehören und daß das Volk, wenngleich versichert wird, „daß die treibende Kraft im Staate von ihm ausgeht“, im Grunde und zuletzt doch nur das getriebene ist. Freilich aber ist das Buch, wenn auch nicht für das Volk, doch jedenfalls so geschrieben, daß es durch den darin angestimmten Ton, durch Auffassung und Darstellung bei einem großen Theile der Nation nicht anders als sehr beliebt hat werden müssen.

Was wir hier zu sagen im Begriff sind, wird hoffentlich nicht misverstanden oder verkannt werden, um so weniger, als in Deutschland in den letzten Zeiten so große Fortschritte in der Selbstschätzung und Selbsterkenntniß gemacht worden. Einer der charakteristisch hervortretenden deutschen nationalen Züge besonders in politischen Dingen ist, daß derbe Auslassungen in ernsten oder heitern Worten gegen machthabende Gewalten dem Freiheitsgeiste, von dem sie ausgehen, so große Genugthuung gewähren, daß sie ihm die Stelle wirklicher Thaten zu vertreten im Stande sind und eine vollkommene Selbstbefriedigung zur Folge haben. Jenes, die Freude an den Auslassungen, in Worten, Geberden, Spielen u. s. w., ist eine allgemein verbreitete, die französische Monarchie war bekanntlich tempérée par des chansons; das Andere aber, die Genügsamkeit und Beruhigung an derlei Demonstrationen, der Glaube, damit wirklich etwas gethan zu haben und mit gerechtem Frohlocken davongehen zu können, diese Empfindung scheint vorzugsweise unter uns heimisch zu sein.

Diese Art des Vergnügens ist es nun, welche das Dahlmann'sche Buch in recht reichlichem Maße zu verschaffen geeignet ist; kann sich der liberal gesinnte Leser auf jeder Seite desselben an den Schlägen ergötzen, welche ohne viel Zögern tüchtig und scharf den Machthabern von damals versetzt werden, so ist dafür gesorgt, daß er eine noch viel größere Freude an dem Echo zu empfinden bekomme, welches von diesen Schlägen zu den Ohren der Machthaber von jetzt zurückprallt. Die Frage bleibt, ob es wünschenswerth sein kann, dem unbestreitbar vorhandenen, besonders einer gewissen Partei eigenthümlichen Hang zu solchem Ergötzen, der ohnehin schon oft und stark genug unter uns zum Vorschein kommt, noch weitere Nahrung zu geben? Es ist immer schon mislich, wenn Worte und Zeichen genügen sollen, wo es allein auf das Thun ankäme; ist aber das Thun unthunlich und muß darauf verzichtet werden, so scheinen nur solche Worte rühmlich an die Stelle treten zu können, welche geradeaus und unumwunden auf ihren Gegenstand losgehen; Worte und Reden aber, welche auf Um- und Seitenwegen ihr Ziel zu treffen suchen, haben zu einem ernsten und männlichen Denken ein schiefes Verhältniß, und das Wohlgefallen des Publicums daran muß ein sehr untergeordnetes genannt werden. Sieht man auf diejenigen Stellen des Dahlmann'schen Buchs, welche aller Orten hervorgehoben werden und ein besonderes Behagen erregt haben, so ist Grund zu fürchten, daß es jener Art des Wohlgefallens einen nicht geringen Theil des erworbenen Beifalls verdanken mag. Ehre aber dem Manne, welcher die Entwickelung einer großen Volkstragödie so beschreibt, daß tiefer sittlicher Unwille über den frevelhaften Leichtsinn Derer, die diese Tragödie herbeigeführt, seine ganze Darstellung durchdringt, und der sich nicht durch ängstliche, oder was oft Dasselbe ist, durch amtliche Bedenken abhalten läßt, vernehmlich, wenn gleich indirect, auszusprechen, daß über Frankreich so großes Unheil hauptsächlich darum gekommen ist, weil seine Lenker und Verwalter nach Grundsätzen, Lieblingsgedanken und Ansichten handelten ganz ähnlich denen, die heute mitten unter uns, da und dort, herrschen oder herrschen wollen. Der Verf. gehört zu unsern vorzüglichen und zugleich zu unsern geprüften Männern. Man wird von gewisser Seite her nicht verfehlen zu sagen, daß die schneidende Schärfe seiner Darstellung etwas ganz Individuelles sei, das sich aus den Schicksalen und politischen Erlebnissen des Mannes erkläre und insofern nichts beweise. Richtiger wäre wol, die Betrachtung anzustellen, wie viele Stacheln die Zeit, in welcher wir leben, haben müsse, wenn sie es vermag einen bewährten Charakter zu solcher Stimmung aufzureizen. Denn das Buch ist durchweg mit bitterm Hohn geschrieben, der sich auf jeder Seite ausspricht; es ist Hohn schon in den Überschriften der Capitel: „Die holden Jahre der Selbsttäuschung.“ „Es wird der Revolution aufgethan.“ „Der Geburtstag der Revolution.“ „Der König flüchtig, gefangen, suspendirt, wieder angestellt.“ Derselben schneidenden Kälte begegnet man überall; die Menschen werden so geschildert, die Begebenheiten werden so erzählt, daß an jenen und diesen die Vergeltung schon zu haften und die Nemesis nicht hinter- sondern nebenher zu laufen scheint. Bei Erwähnung des Unglücks, welches sich am Vermählungsfeste des Königs mit Marie Antoinette ereignete, schreibt Dahlmann:

Über 100 Menschen werden erdrückt, wol 1000 starben an den Folgen. Es war der 30. Mai 1770. Auf diesem Platze fiel 22 Jahre darauf das Haupt des Königs und der Königin.

Bei Gelegenheit von Necker's übereilt gefoderter Entlassung heißt es:

Er selbst hat später die Hast bereut, mit welcher er seine Finanzarbeiten u. s. w. im Stiche ließ. Nur ein halbes Jahr noch Geduld, mit dem öffentlichen Zutrauen sich getröstet, und Maurepas hatte seine Schuldigkeit gethan, war todt!

An einer andern Stelle sagt der Verf.:

Necker's Schrift ward höchsten Orts übel empfunden; der Überlästige, der so ganz und gar nicht begreifen wollte, daß die Wahrheit in Frankreich zu den Regierungsrechten gehöre!

Aber es wäre nicht ausführbar, auch nur die hervortretendsten Stellen dieser Art auszuheben, man müßte sich namentlich in der ersten Hälfte des Buchs bei jeder Seite aufhalten.

Die Königin wollte durchaus diesmal das Vergnügen haben einen Minister zu schaffen.

Damit Niemand bezweifeln könne, auf welcher Seite die gute Sache sei, ward Brienne mit dem Erzbisthum Sens, weit reicher als sein bisheriges, der nicht minder habsüchtige Lamoignon mit einem großen Geldgeschenke belohnt.

Der Saal, der für die Eröffnung der Reichsstände prachtvoll eingerichtet wurde, hieß der Saal der kleinen Vergnügungen. Man versprach sich ein recht großes Vergnügen davon.

Diese kalte Ironie, diese eisige Härte und schroffe Bitterkeit ist im ganzen Buche von Anfang bis zu Ende herrschend. Besonders den König Ludwig XVI. treffen Worte von grausamer Kälte. Es ist die Rede von den vielen Denkschriften, welche Turgot dem König eine nach der andern überreichte, und wodurch er diesem unbequem ward. Dahlmann sagt hierbei in seiner bittern Weise:

So war es denn doch wirklich nicht gemeint gewesen. Auch Ludwig arbeitete wol zu Zeiten mit der Feder und hatte noch kürzlich über die Kaninchengehege der Grundherren eine gründliche Ausarbeitung geliefert. . . .

Ein anderes Mal, da die Abneigung des Königs, Brienne zum Minister zu machen, zur Sprache kommt, erzählt Dahlmann:

Der Mann glaubt nicht an Gott, rief der König aus; dagegen ward eingewandt, der Prälat habe große Studien gemacht, im Eifer gegen die Protestanten komme ihm Niemand gleich und er habe bei den Notabeln stets die zarte Linie des Schicklichen eingehalten. Und Brienne erreichte sein Ziel.

In welchem Lichte läßt Dahlmann den König erscheinen! Dort den ernsthaftesten Staatsangelegenheiten gegenüber mit Kaninchen beschäftigt, hier so, daß seine Entscheidung durch zwei Motive bestimmt erscheint, das eine gehässig, das andere frivol. Malesherbes reicht ihm eine Denkschrift über ständische Verfassung ein; „las der König diese Denkschrift? er schien sich um diese Zeit der Regierungsangelegenheiten geflissentlich zu entschlagen; er jagte". Da Dahlmann aus der Rede des Königs im Lit de justice vom 8. Mai die Worte citirt: „Ein großer Staat bedarf einen einzigen König", fügt er in Parenthese die Frage bei: „Wären denn für einen kleinen mehre Könige noth?"

Bittere Verhöhnung in allen diesen Worten, um so bitterer und eisiger, wenn man die Lage des Königs, seinen Charakter, sein Schicksal vor Augen hat. Wie viele Monarchen aus alter und neuer Zeit sind herkömmlich unglücklich genannt, die doch nur schuldig waren. Ludwig XVI. aber war in Wahrheit tief unglücklich, und der Geschichtschreiber, welcher die Güte und Liebe dieses Königs nicht in den Vordergrund seiner Schilderung stellt, scheint mit seiner Darstellung hinter der erschütternden Wirkung der Geschichte selbst zurückzubleiben. Nein, so war Ludwig nicht wie er in diesem Buche erscheint; die Geschichte ist unerbittlich, aber nicht spöttisch; sie richtet, aber sie mishandelt nicht. Man fühlt das Bedürfniß, sich von den Eindrücken die jene Auffassung zurückläßt abzuwenden und sich den edlern Gehalt des Königs zu vergegenwärtigen, wie er erscheint, wenn er an Calonne schreibt, nachdem er den Entschluß zur Berufung der Notabeln gefaßt: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber es war vor Freude"; oder wenn er Lapeyrouse eine Instruction auf die Reise mitgibt, worin er sich folgendermaßen ausspricht:

Sollte Lapeyrouse jemals von der Überlegenheit seiner Waffen gegen Wilde Gebrauch machen müssen, so würde er nur mit größter Mäßigung verfahren und mit äußerster Strenge diejenigen seiner Leute züchtigen, welche seine Befehle überschritten. Nur im letzten Nothfall, blos zur Vertheidigung, und überhaupt nur wenn durch Schonung ganz entschieden die Sicherheit der Fahrzeuge und das Leben der ihm anvertrauten Franzosen bedroht werden sollte, wird der Befehlshaber der Expedition Gewalt anwenden. Der König würde es als einen der glücklichsten Erfolge der Unternehmung ansehen, wenn sie vollbracht werden könnte ohne das Leben eines einzigen Menschen gekostet zu haben.

Hier zeigt sich ganz die liebenswürdige Milde, Sorgsamkeit, Friedensliebe, die in seinem Charakter war und die er auch in großen Bedrängnissen nicht verleugnete. Er findet sich in Alles, wenn nur Unglück verhütet wird, und eben dadurch führt er es herbei. Einem der Häupter des alten Adels, der ihm in einem kritischen Augenblick seinen und der Seinigen Degen zur Verfügung stellt, antwortet er: „Ich will nicht daß ein einziger Mensch um meiner Händel willen umkomme." Er ist in politischen Dingen weder ohne Einsicht noch ohne Würde der Gesinnung; nach der Nacht des 4. August schreibt er an den Erzbischof von Arles:

Ich bin mit diesen edeln Entschließungen der beiden ersten Stände des Reichs zufrieden, sie haben große Opfer gebracht für die allgemeine Aussöhnung, für das Vaterland, für den König (— er nennt sich an letzter Stelle —), aber diese Aufopferung, ich kann sie nur bewundern; niemals werde ich in die Beraubung meiner Geistlichkeit, meines Adels willigen; thäte ich es, dann allerdings würde eines Tages das französische Volk mich der Ungerechtigkeit und Schwäche anklagen können. Sie, mein Herr Erzbischof, unterwerfen sich den Beschlüssen der Vorsehung, ich glaube mich ihnen zu unterwerfen wenn ich mich des Enthusiasmus erwehre, der sich aller Stände bemächtigt hat, der aber über mein Gemüth nur leise hinstreift; ich werde Alles was in meiner Macht steht aufbieten, um meinen Klerus, meinen Adel zu erhalten. Sollte Gewalt mich nöthigen meine Sanction zu ertheilen, dann werde ich nachgeben, aber dann würde in Frankreich weder Monarchie sein noch Monarch. Ich weiß daß die Zeiten schwierig sind; jetzt ist es daß wir der Erleuchtung des Himmels bedürfen; flehen Sie ihn darum an, er wird uns erhören.

Dahlmann führt so manches Document wörtlich oder auszugsweise an; war kein Raum für eins von jenen oder den zahlreichen andern, die man nur zu kennen braucht, um für immer gerecht gegen den König zu bleiben? Er, der zum Throne geboren war, war nicht für den Thron geboren, und dieser einzige Vorwurf den man ihm machen kann ist kein Vorwurf. Was Burke sagt, möchte man mit besonderer Beziehung und veränderter Anwendung hier wiederholen:

Unglück ist nicht Verbrechen, und Verirrung nicht Frevel; nie werde ich mich überzeugen, daß dieser König, der ohne Zögern seine Macht einzuschränken, seinem Lande Freiheiten zu geben, einen Theil seiner herkömmlichen Befugnisse zu opfern bereit war, verdient hätte der Gegenstand so grausamen Spottes zu werden wie Paris und Doctor Price (Redner eines englischen Revolutionsclubs) über ihn ausgegossen haben.

Damals, in der Zeit der aufgeregtesten politischen Leidenschaften, war jede, auch die herzloseste Schärfe und Bitterkeit des Urtheils begreiflich und verzeihlich. Sind unsere heutigen Zeiten wie jene damaligen? Fast möchte man es glauben, und das Dahlmann'sche Buch ist, uns wenigstens, durch nichts merkwürdiger als durch das unleugbare Zeugniß, welches der darin herrschende Ton für die Stimmung abgibt, in welcher gegenwärtig gedacht und empfunden wird. Die Foderungen aber an die Geschichte, an ihren Beruf und Geist, bleiben immer die-

selben, und wenn Viele an dem Buche um so gewissere Befriedigung empfinden als die Stimmung desselben mit ihrer eigenen zusammentrifft, so darf man mit verdoppeltem Nachdruck die Frage aufwerfen, ob solcher Eindruck aus Geschichtsbüchern hervorgehen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Über Thomas Thyrnau im Englischen.

Bei Gelegenheit der Anzeige des von Mary Howitt unter dem Titel: „The citizen of Prague" (3 Bde., London 1845) ins Englische übersetzten „Thomas Thyrnau" sagt die „Sunday Times" vom 11. Januar: „Wer eine gewisse ungefeilte Diction nicht sonderlich beachtet, dem kann die Übersetzung dieses Buchs viel Vergnügen gewähren. Als Novelle hat es Fehler. Die Ereignisse werden zu deutlich ausgemalt, die Erzählung durch eingelegte häufig sehr unerquickliche Gespräche bedeutend in die Länge gezogen. Die meisten ob aus dem Schwedischen oder aus dem Deutschen übersetzten Novellen haben die gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit, eine sublime Philosophie zu erstreben. Frederike Bremer, so bewundernswerth, wenn sie sich auf Schilderung der Tagesbegebenheiten des häuslichen Lebens beschränkt, wird beim Abweichen davon fast unerträglich. Sie sowol als Gräfin Hahn-Hahn brauchen nur ihr Gebiet zu verlassen, den Leidenschaften, welche das Herz beherrschen, Worte zu geben und sie fliegen augenblicklich in einer Art unbegreiflichem Mysticismus auf und davon und verlieren in dem philosophischen Nebel die strengen Regeln der Sittlichkeit aus den Augen. Die Phantasie führt sie über die Sphäre der Wirklichkeiten hinaus, sie vergessen, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft Satzungen gibt, deren Befolgung das harmonische Bestehen der Gesellschaft unwiderlegbar bedingt. Alles Dies gilt nicht in gleichem Maße vom «Citizen of Prague»; denn kommen auch Scenen und Phrasen vor, die einer englischen Novelle fremd bleiben würden, so ist doch Ton und Haltung rein sittlich. Es gibt hochfliegende Stellen, tragische Reden, Trauer über Vergangenes und maßlose, von Frauen gegen die gesammte Menschheit ausgestoßene Verwünschungen, die der Leser sich oft versucht fühlen wird zu überschlagen; doch hat das Werk seine unbestreitbaren Verdienste. Dahin gehören die häuslichen wahrhaft rührenden Scenen und hier und da kleine Bemerkungen von seltener Schönheit. Sie begründen den Hauptwerth dieses Romans. Die in die Geschichte verflochtenen aristokratischen Personen stehen unserer Sympathie fern. Dagegen fühlen wir für die natürlichern Menschen aus niederm Stande und kommen immer gern auf die Beschreibungen der untern Volksclasse zurück. Da ist die Verf. sichtbar zu Hause, und in dem Bewußtsein, zu kennen was sie schildert, schildert sie es gut. Die historischen Partien zeugen von geringerm Geschick. Da macht sich eine gewisse Schüchternheit bemerkbar, wie das häufig der Fall, wenn der Schriftsteller einen Gegenstand behandelt, dem er nicht gewachsen ist. Dessenungeachtet wird der englische Leser das Buch nicht ohne genossenes Vergnügen aus der Hand legen und Jeder würde mit Hast danach greifen, wäre es um die Hälfte kürzer."

Charles Dickens.

Es ist schon früher bemerkt worden, daß der pseudonyme Boz und wirkliche Charles Dickens ein von der Presse verzogenes Kind sei, und allerdings kommt es in der Literaturgeschichte selten vor, daß ein Autor mit gleicher Schnelligkeit berühmt und von der Kritik gleich einstimmig gelobt wird. Daß die Leistungen eines solchen Glücklichen nicht alltägliche Erscheinungen sein können, liegt auf der Hand. Auch Dickens' Werke sind es nicht. Hat aber Kritik und Lesewelt den Werth derselben nicht überschätzt — was wol möglich —, so scheint sie wenigstens in ihren fernern Erwartungen von ihm und seiner Schöpferkraft sich täuschen zu sollen. Sein erstes Weihnachts-Carol fand Beifall; sein zweites war eine Wiederholung und wurde um der guten Absicht willen hingenommen. Mit einem größern Werke trat er inzwischen nicht auf, und was er als letzte Weihnachtsgabe gespendet, ist nicht geeignet, seinen Ruhm zu erhöhen. „Das Heimchen auf dem Herde" — „The cricket on the hearth, a fairy tale of home" (London 1846) läßt die zweimal behandelte Frage von gesellschaftlichem Recht und Unrecht unberührt, ist ein Gemälde des bürgerlichen Lebens von der poetischen und etwas romantischen Seite, einigermaßen à la Wordsworth, nur daß wie diesem Dickens' Kenntniß des städtischen Treibens, so Dickens Wordsworth's Tiefe und Gehalt abgeht. Die Elemente seines Märchens sind einfach und keineswegs neu. Der einzige neue Charakter dürfte Tilly Slowboy sein, ein Mädchen aus dem Findelhause, das bei der Heldin der Geschichte, einer Mistreß Peerybingle, als Magd dient. Die übrigen Personen sind: Der Mann der Heldin, ein mittelbejahrter Kärrner, von schwachem Verstand, aber warmem Herzen, der sein Frauchen, ein junges, lustiges, bausbäckiges Geschöpf, wegen ihrer kleinen Gestalt „Pünktchen" nennt; ein Spielzeugverfertiger, Caleb Plummer, dessen zwei Kinder, Eduard und Bertha, Letztere blind; ein Spielzeughändler, Tackleton, und May Fielding sammt ihrer Mutter, einer herabgekommenen Frau höhern Standes mit beibehaltenem Standes-Vorurtheil. Eduard, der Matrose ist, erfährt bei seiner Rückkehr aus dem „goldenen Südamerika", daß May Fielding, seine verlobte Braut, ihn für todt gehalten und dem reichen Tackleton ihre Hand versprochen hat. Das Terrain zu untersuchen, verkleidet er sich als ein alter, tauber Herr, zieht zu Peerybingle und vertraut sein Geheimniß der kleinen Frau, die ihrem Manne nichts davon sagt. Tackleton, immer das Häßlichste vermuthend, setzt dem Kärrner „einen Floh ins Ohr". Aber obschon eifersüchtig ist dieser klüger als Othello, und das Ganze endigt zu allseitiger Zufriedenheit, indem auch Tackleton seine Bosheit ablegt und Eduard und May die Hochzeitfeier ausrichtet. Märchen ist die Erzählung eigentlich blos wegen eines Gesprächs zwischen dem Wasserkessel am Feuer und dem Heimchen auf dem Herde, wodurch Peerybingle von Mordgedanken gegen Eduard abgebracht wird. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag. —— Nr. 116. —— 26. April 1846.

Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Von F. C. Dahlmann.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Wird der König mit so herben Griffen gehandhabt, so läßt sich urtheilen, welche Schätzung solchen Persönlichkeiten wie Necker, Brienne, Calonne in dem Buche zu Theil wird. Den Letztgenannten finden wir so eingeführt:

Die Welt der Schurken schrie Triumph, als es der ungeschickten Ehrlichkeit (nämlich dem wackern d'Ormesson) so übel gelungen war, und aus der nicht kleinen Zahl von Bewerbern, von deren Rechtlichkeit nichts zu fürchten war (jedes Wort ist ein Stachel!), griff Ludwig's unglückliche Hand gerade den Schlimmsten heraus. Der Hr. v. Calonne war als Intendant so übel berufen, solch ein Schuldenmacher, daß ihn der König barsch verwarf; allein seine heitere Zuversicht . . . gewann ihm jene höchsten Kreise bald, welchen sorgenvolle Stirnen ein Greuel sind. Jener d'Ormesson hatte beiden Brüdern des Königs die Bezahlung ihrer Schulden rund abgeschlagen, Calonne ließ ganz andere Glöcklein klingen und Artois war entzückt von ihm. Da nun die Königin beifällig nickte, Vergennes nicht widersprach, so ließ sich der König einen Mann gefallen, der ihm gute Tage in Aussicht stellte.

Wie ist hier wiederum Ludwig geschildert, der einen Menschen, dessen übler Ruf ihn erst zurückstößt, dann darum zum Minister macht, weil er gute Tage bei ihm zu haben hofft! Sodann erfahren wir von Calonne nichts weiter als daß er Königin, Hof und verarmte Große mit Geschenken bedeckt, Meister in leichten Formen und schneller Rathgeber in Verlegenheiten war, sich durch „so einleuchtende Verdienste" vom Könige seine Verschwendungen verzeihen ließ, dann plötzlich, als der Schatz leer geworden, „mit einer Frechheit ohne Gleichen" die Sache umkehrte, alle Verbesserungen die Turgot im Sinne gehabt „in eine Denkschrift zusammenwirft" und damit endet, die Berufung der Notabeln zu verlangen, welche aber, nachdem sie zusammengetreten waren, gegen „den Unverschämten", der ihnen die widerwärtige Grundsteuer zumuthete, ihren hitzigsten Zorn ausließen, bis er sich genöthigt sah zu weichen und von einer peinlichen Anklage bedroht nach England zu entfliehen. Man mag aber Calonne so hart richten als man wolle, eine solche Darstellung setzt ihn jedenfalls noch tiefer herunter als er ohnehin schon stand, und es geschieht unvermeidlich, daß mit ihm auch alle Diejenigen, die ihn zum Minister machten und länger als drei Jahre ein Amt erhielten, um ebenso viel Stufen als er selbst erniedrigt erscheinen. Allerdings war er ein leichtfertiger Abenteurer, aber er war doch noch etwas mehr als Das. Werden nicht die Verhältnisse selbst schief gerückt, wenn man an den hervortretenden Persönlichkeiten nur Das schildert, was Misachtung erwecken kann? In einer neuesten Arbeit über Calonne's Verwaltung *) ist über denselben Folgendes gesagt:

Geschicklichkeit wird ihm Niemand absprechen der seine Schriften liest, sie zeigen eine merkwürdige Gewandtheit und Dreistigkeit des Geistes; von den gedruckten sind die welche sich auf Verwaltung beziehen nicht ohne literarisches Verdienst. Auch im Umgang wußte er sich geltend zu machen; er trug gern gute Grundsätze oder die glänzenden allgemeinen halbwahren Ideen vor, die nach der höhern Gesellschaft emportauchen; mit der äußern Glätte eines Hofmanns verband er einen gewissen Scharfsinn im Ergreifen des Unterscheidenden und der kleinen Beziehungen, hatte Lebhaftigkeit und Anmuth des Ausdrucks; wer es leicht mit den Dingen nahm ward bald überredet, daß Niemand sie besser wie Calonne verstehe; unterrichtete Männer hielten ihn für einen Empiriker und Charlatan.

Absichtlich ist hier der Auffassung Dahlmann's nicht unsere eigene, sondern die eines bewährten Kritikers entgegen gehalten, damit unsere Ausstellungen nicht etwa den Anschein haben, auf Polemik und Widerspruch hinauslaufen zu sollen. In dieser letztern Schilderung erscheint denn doch der Mann so, daß seine Wahl zum Minister wenigstens nicht wie das Werk der verächtlichsten Frivolität aussieht, daß man die auf ihn gesetzten Hoffnungen begreift, ohne die Hoffenden geradehin verdammen zu müssen. Wer überhaupt sich staatsmännisch stellt, und z. B. an Menschen wie Mirabeau über Charakter, Beweggründe und anderes Verwerfliche hinweg-

*) Ranke: Ohne Zweifel ist es höchst verdienstlich, die Thatsachen, auch unbedeutende, in ihrer Richtigkeit herzustellen; so weist Ranke nach, daß die überall, auch bei Dahlmann sich vorfindende Angabe, Calonne habe seine Reformplane vor der Königin verborgen gehalten, falsch sei. Indeß kommt auf solche Dinge denn doch nicht so entsetzlich viel an; es genügt sie zu berichtigen, zu einer Zurechtweisung, wie sie Ranke dem Geschichtschreiber Droz ertheilt, ist ein solcher Anlaß zu gering. Ranke nennt des Letztern bekanntes Buch ein wohlgemeintes. Das ist sehr vornehm geurtheilt. Alle gebührende Achtung vor der Quellenkritik; aber sie darf nicht etwa glauben, auf ein philosophisches Geschichtsbuch von oben herabsehen zu können.

sieht, um nur seine politische Wirkung als das allein Wesentliche hervorzuheben, müßte etwas von dieser Unbedenklichkeit auch einem Menschen wie Calonne zugute kommen lassen, und hätte weit mehr Grund zu scharfem Urtheil gegen die Notabeln als gegen ihn, denn ihr Widerstand war factios und persönlich, und sie waren es welche die Schäden, die Calonne verursacht, erst recht weit aufrissen. Calonne soll gesagt haben (das Wort wird auch Andern, aber ihm am wahrscheinlichsten zugeschrieben): die Misbräuche seien eine vortreffliche Sache, nur müsse man keinen Misbrauch damit treiben. Er ist indeß der erste Minister gewesen, welcher von den herrschenden Misbräuchen nicht nur gesprochen und in Denkschriften geschrieben, sondern welcher den Muth gehabt sie laut vor ganz Frankreich, freilich durch die Umstände gedrängt, auszurufen, und hinzuzusetzen, daß sie nicht blos die tiefsten und weitverzweigtesten Wurzeln haben, sondern auch am härtesten auf die arbeitenden und erzeugenden Classen drücken. Überdies ist zu der oben angezogenen Schilderung hinzuzufügen und gegen Dahlmann's Äußerungen anzumerken, daß Calonne seine Reformen selbst keineswegs für neu ausgegeben, noch seine Vorgänger verleugnet, vielmehr ohne Umschweif erklärt hat, was er bringe sei „keine neue Erfindung, sondern nur die Verbindung und Zusammenfassung von Entwürfen zum öffentlichen Heil, die seit lange schon von den vorzüglichsten Staatsmännern seien ersonnen worden". Daß Calonne, der Höfling, der Verschwender, so unumwunden mit populairen und volksfreundlichen Anträgen hervortrat, ist eine geschichtlich viel zu bedeutende und charakteristische Thatsache als daß man sie nur dazu benutzen dürfte, ihren Urheber zu verhöhnen und verächtlich erscheinen zu lassen. Sonderbar, daß die bitter scharfe Luft die in dem Buche weht immer nur die Personen trifft, welche am Hof und in den Ministerien figuriren, während die Übrigen, wenn sie nur irgendwie Opposition machen, mit einem schützenden Gehege umgeben scheinen. Der Geschichtschreiber schlägt sich auf die Seite der damaligen öffentlichen Stimmung, der Alles ohne Unterscheidung recht war, wenn nur Widerstand gegen Hof und Minister geleistet wurde. Über das von Grund aus verwerfliche Benehmen der Notabeln wird ganz schonend hinweggegangen mit den Worten:

> Es war augenscheinlich Plan in allen diesen Verwerfungen. . . . So aber war das Ende doch, daß man die Steuern abschlug als zu deren Bewilligung nicht befugt; dabei von allen Seiten Überdruß der Sitzungen. Am 25. Mai Entlassung der Notabeln.

Hier kein herbes Wort, keine von den kantigen Ausdrucksweisen und Wendungen. Ebenso glimpflich ist mit den Parlamenten umgegangen; sie machten ja auch Opposition, gleichviel welche, und foderten Reichsstände, auch gleichviel welche. Da die Parlamentsmitglieder ihres Trotzes halber nach Troyes verbannt werden, dort aber vor Langeweile nicht aushalten und sich durch die Lockungen der Hauptstadt sehr leicht wieder zur Rückkehr nach Paris bewegen lassen, bemerkt der sonst so schonungslose Verf. nur dies, daß „die Selbstachtung, an der Wurzel verletzt, so bald nicht wieder nachwächst". Es wird wol einmal eine kritische Geschichte der Parlamente von ihrer Wiedereinberufung bis zur Gesetzgebenden Versammlung geschrieben werden; aus dieser werden die Parlamente zu ganz anderer Würdigung hervorgehen als die ihnen gewöhnlich zu Theil wird. Selbst aus dem Munde eines Ministers wie Calonne konnte man doch die Worte: öffentliches und Volkswohl, vernehmen, ja es läßt sich nicht daran zweifeln, daß es zuletzt mehr als nur Worte bei ihm waren; von den Notabeln und Parlamenten aber hörte man solche Töne nicht anschlagen, sie dachten viel an sich selbst und wenig an die Nation. Als die Zeit gekommen war, in welcher das Volk über das eigentliche Wesen der Parlamente nicht als rechtsprechender sondern als politischer Körperschaften klar zu sehen vermochte, da urtheilte es über die Herren Räthe ungefähr so: in der Stadt, sagte es, benehmen sich diese Herren wie Vertheidiger der Unterdrückten, auf dem Lande unterdrücken sie selbst; gegen die Lettres de cachet erhoben sie sich erst als sie selbst anfingen davon betroffen zu werden; niemals haben sie gegen einen der Ihrigen Gerechtigkeit geübt; sie fodern zwar Generalstände, sobald aber der dritte Stand angemessen darin vertreten werden will, behaupten sie selbst Generalstände zu sein; sie publiciren sogar Gesetze gegen Zusammenrottungen, stiften aber gelegentlich selbst Meutereien an. Natürlich versäumt auch Dahlmann nicht zu erzählen, wie und wodurch das Parlament am 25. Sept. 1788 die Popularität verlor und die Achtung einbüßte, „welche ihm selbst ruhige Beobachter eine Zeit lang zollen mochten", und daß der freigegebene d'Espréménil auf seiner Rückreise durch Frankreich „wie ein faselnder Geck betrachtet wurde".

Um so seltsamer ist es, daß der Widerstand und Widerspruchsgeist dieses Parlaments nicht von allem Anfang an nach seiner eigentlichen Art und Natur dargestellt ist, sondern so geschildert wird, daß der Geschichtschreiber sich ihm anzuschließen, und zufrieden, gleichwie es damals die Menge war, daß nur überhaupt Auflehnung sich irgendwo zeigte, mit demselben Winde zu fahren scheint, mit welchem die Parlamente segelten, als sei der Hof- und Regierungspartei gegenüber Wahrheit, Frische und Nationalgeist auf ihrer Seite. Soll aber unnachsichtliche Strenge geübt und ernstes Gericht über jene folgenschweren Vorgänge gehalten werden, so ist wol kein Zweifel, daß die Parlamente diesen Ernst der Untersuchung mehr werden zu fürchten haben als Brienne und Calonne, als Königin und Artois, als Necker und Ludwig XVI. Über Das was von diesen versäumt, gefehlt, gesündigt worden, könnte die Geschichte allenfalls leichten Fußes hinweggehen, es wird nichts für das politische Verständniß der Revolution Wesentliches dadurch verloren werden; was aber die Parlamente thaten, war tief einschneidend, und die Geschichte darf diese Körperschaften für die Echtheit ihrer Beweggründe, für den Patriotismus ihrer Angriffe auf die königliche Macht um so unerbittlicher verantwortlich machen, als sie es waren, die zu allem Nachfolgenden das Signal gegeben haben, und

als von ihnen, welchen Beruf und Einsicht die Erkenntniß des allgemein Nothwendigen möglich und leicht machte, Selbstverleugnung und Hingebung an die Gesammtheit zu fodern war. Es geschah einmal, daß der König selbst ihnen aristokratische Tendenzen vorwarf; sie wehrten sich dagegen und erwiderten: Nein, keine Aristokratie, aber auch kein Despotismus, Sire! Aber sie haben zur Genüge bewiesen, daß sie gegen den Despotismus nichts einzuwenden hatten, wenn er sie selbst nur nicht traf; während sie sich gegen den Despotismus der Menschen auflehnten, zeigten sie die hartnäckigste Vorliebe für den der Einrichtungen, der bestehenden Ungerechtigkeiten und der größten politischen Monstrositäten. Sieht man wie die Freiheitshelden des Parlaments, nachdem sie einen so gewaltigen Lärm erhoben, in dem entscheidenden Augenblicke sich eiligst bis auf das Jahr 1614 zurückzogen, und somit die kühn Vorwärtsdringenden plötzlich als so entsetzlich weit Zurückgebliebene dastanden, so meint man hier sei einem mit Lauge schreibenden Geschichtserzähler wahrhaft Gelegenheit zu gerechtem Hohn und ätzendem Spott gegeben. Dahlmann aber, wie schon erwähnt an solchen Stellen mild und nachsichtig, nennt jenen Rückgang des Parlaments eben nur einen „unbedachten Schritt“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gallerin auf der Rieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile. Mit funfzehn Kupfertafeln. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 6 Thlr.

So lange die Geschichte von den Dichtern als Fundgrube für ihre Darstellungen betrachtet und benutzt worden ist, hat man sich bemüht, über das Was und Wie der Darstellung sich aufzuklären, zu verständigen und die Bedingungen zu ermitteln, denen der historische Stoff unter den Flügeln der Phantasie sich zu fügen hat, denen aber auch die Phantasie ernste Beachtung nicht versagen darf. Wird uns daher irgend ein poetisches Kunstwerk, eine Romanze, ein Epos, ein Drama, eine Tragödie, ein Roman als „historisch“ vorgeführt, so werden wir uns den Stoff, so weit wir das bei den meistens dürftig und ungenügend von den Historikern gebotenen Mitteln vermögen, anzueignen und sein Verhältniß zu seiner Zeit und Umgebung zu ermitteln bemüht sein. Wir werden sodann untersuchen, ob der Dichter der Historie getreu geblieben oder von ihr abgewichen ist. Letzteres ist als Regel anzunehmen: theils muß das nackte Factum zu historischer Wahrheit, zum Leben, erhoben werden, indem es den Erscheinungen seiner Zeit überhaupt harmonisch einzureihen ist; theils unterliegt das Kunstwerk, welchem ein solches Factum als Fundament dienen soll, eigenen Gesetzen, welche der Poet nicht verletzen darf, und diese Gesetze müssen zugleich als Richtschnur bei Entwickelung der besondern Idee dienen, deren Darstellung sich der Poet als Aufgabe gestellt hat. Hierin ist die innere Nothwendigkeit des poetischen Bildes begründet, und wir können und dürfen dabei nicht von Abweichungen aus der historischen Bahn reden, oder wir müßten jede höhere, jede poetische Wahrheit überhaupt in Frage stellen wollen. Unter der großen Menge historischer Gemälde z. B., von den Malern aller Zeiten uns vorgeführt, ist sicher nicht eins, welches den Moment des Ereignisses genau so darstellt wie es die Wirklichkeit that; gleichwol wird es uns, die künstlerische Vollendung des Gemäldes vorausgesetzt, nicht einfallen, der Wahrheit desselben Zweifel entgegenzustellen.

Diese wenigen Andeutungen genügen vielleicht schon, an die Grenzen zu erinnern, welche zwischen den Erscheinungen des Lebens und der Kunst ihrer Darstellung liegen, aber auch wiederum auf das Medium hinzudeuten, welches sie verbindet, denn allerdings würde die Darstellung des Geschehenen ohne ein Vermittelndes Unmöglichkeit bleiben, und dieses Vermittelnde ist die Wahrheit der Idee.

Der Verf. des vorliegenden umfangreichen Werks stellt in der Vorrede die Geschichte dem historischen Roman schroff gegenüber, indem er an Dasjenige erinnert, was in beiden Fächern, zunächst im historischen Roman, bisher geleistet worden ist. Von dieser praktischen Seite aufgefaßt hat er denn auch nicht unrecht, wenn er die Geschichtschreiber anklagt, „anstatt genußreicher, Geist und Herz nährender Gerichte nur trockenes chronologisches und genealogisches Heu und Stroh aufzutischen“, und den Romanschriftstellern vorwirft: „sie mishandeln die Geschichte, und diese hat sich darüber um so mehr zu beklagen, je größer der Zauber der Darstellung und je bleibender der Eindruck derselben auf junge Gemüther und auf Geister, von historischen Disciplinen ungeschult, ist.“ Indessen wäre damit doch eigentlich nur nachgewiesen, daß man noch ebenso unsicher in Darstellung der Geschichte sei wie über die Mittel und Wege, die dem Romanschriftsteller allein zu Gebote stehen dürfen. Und Das ist es denn auch, was der Verf. hat aussprechen wollen, indem er glaubt, zu Vermittelung des von ihm hervorgehobenen Gegensatzes zwischen Geschichte und Roman durch das vorliegende Werk beizutragen, und so „die beiden Äußersten zu versöhnen, unterhaltende Lesung in einem und demselben Buche mit unterrichtender Quellenkenntniß zu paaren, und den historischen Roman auf eine höhere Stufe zu heben als derselbe in der Literatur überhaupt und insbesondere in der deutschen gegenwärtig einnimmt“. Zu diesem Zwecke soll dem historischen Roman „eine feste geschichtliche, urkundliche Unterlage gegeben werden, auf welcher sich das luftige Gebäude der Dichtung mit aller Freiheit poetischer Bildung in beliebigem Stile griechischer oder römischer, saracenischer oder gothischer Baukunst erhebt“. „Je zahlreicher und bestimmender die Urkunden, desto größer das historische Interesse, aber auch desto beschränkter die poetische Freiheit. Indessen bleibt dieser Freiheit Spielraum genug auf dem weiten Felde psychologischer Vermuthung: hier ist der eigentliche Tummelplatz historischer und poetischer Composition.“ Mit diesen Äußerungen des Verf. wären wir nun dahin gelangt, daß wir sagen müssen: genau so haben bisher schon die Historiker wie die Romanschriftsteller die Sache angesehen, und wenn sie dennoch Beide nicht befriedigen, so liegt vielleicht die Schuld nur darin, daß die Leser die Geschichte, z. B. irgend eine von Hormayr, als Roman, dagegen den Roman, etwa von W. Scott, als Geschichte betrachten. Wer aber trägt hier die Schuld?

Gehen wir indeß zu dem umfangreichen Werke selbst über, welches der Verf. als ein vermittelndes vorlegt, so finden wir darin den Haushalt in derselben Weise bestellt wie sorgfältige und gewissenhafte Historiker den ihrigen einzurichten pflegen: es ist nämlich der Erzählung, der historischen Darstellung ein Urkundenbuch angefügt und damit dem Leser anheimgestellt, ob seine Wißbegierde sich mit der erstern begnügen oder aber auch das letztere noch als Maßstab benutzen will. Ein Recensent aber, der nun einmal jedes ihm vorliegende Werk classificiren soll, könnte leicht unentschieden bleiben, ob „Die Gallerin“ in das Geschichtsfach zu stellen oder den Romanen anzureihen sei, wenn sich hier nicht, obgleich das Buch wirklich nur als ein historisches Werk zu bezeichnen ist, das Auskunftsmittel fände, das Buch genau nur so zu nehmen wie es der Titel geben will, nämlich als „historischen Roman mit Urkunden“. Wenn damit und in der angezeigten Einrichtung des Ganzen auch der Conflict nicht aufgehoben erscheint, den der Verf. selber aufgestellt und zu vermitteln übernommen hat; wenn überhaupt die ganze Form, selbst schon das Format und der Umfang des Werkes in jenen weiten Leserkreis nicht eindringen dürfte, der seinem Antheil an der Literatur nur gelegentliche Unterhaltung angemessen erachtet; wenn selbst der gewöhnliche Historiker beim Anblick des Wortes „Roman“

wohl seine Hand zurückziehen sollte: so darf dennoch das Buch der so bekannten als weit verbreiteten deutschen Einsicht anvertraut werden, die darin der reichsten Ausbeute entgegengeht.

Betrachten wir daher den Inhalt. Jeder der drei Theile zerfällt in zwölf Bücher, und dem ersten Theile ist noch der besondere Titel „Die Burgfrau und das Erbfräulein" gegeben. Er eröffnet seine Schätze mit einer kurzen Darstellung der Steiermark und führt dann sogleich an die ungarische Grenze nach der Schloßveste Rieggersburg, die als Grenzhüterin wider die Ungarn und Türken von ihrem 2000 Schritt hohen Felsen weit ins Land hinausschaut. Die Geschichte der Burg wird gegeben: sie wird endlich durch übermäßige Verschwendung ihrer Besitzer, der drei Brüder Urschenbeche, von denen eine den Fensterscheiben eingekritzelte Inschrift sagt: „Anno 1635 den 6. April hat sich das Saufen angehebt, und alle Tag einen Rausch geben bis auf den 26. Dec.", Eigenthum des Freiherrn von Wechsler, und die Obristin und Hofkriegspräsidentin, Freiin Katharina Elisabeth Galler erbt im Anfange des Friedensjahrs 1648 die Rieggersburg von ihrem Oheim Siegmund von Wechsler, dem letzten männlichen Sproß dieses Geschlechts. Sie ist eine stattliche schöne Frau von etwa 40 Jahren, hochgesinnt, für ihre Zeit hochgebildet, von großem Adel in ihren Zügen und der ganzen Haltung. Ihr Kummer ist, kein Mann geboren zu sein, und eben das deutet schon auf rasche Entschlossenheit im Denken, Reden und Handeln. Schon bei dem so pomphaften als feierlichen Leichenbegängniß, welches sie dem Erblasser angeordnet, wird der Grund zu einem der merkwürdigsten und scandalösesten Processe gelegt, indem der Hauptpfarrer Strobl, dem ein herkömmliches Geschenk nicht zu Theil geworden, in seiner Predigt den Wechslern also arg mitspielt, daß die Gallerin im höchsten Zorn, laut sich verkündend, die Kirche verläßt. Die folgenden Bücher geben Nachrichten von den Familien der Wechsler, der damit verwandten Urschenpeche und Galler, und kehren sodann zu der Heldin des ganzen Werks zurück, berichtend von ihren Rechten und Verhältnissen überhaupt, ihren Familienverzweigungen, den Differenzen zwischen ihr und ihrem Gemahl, der sie jedoch nach sechs Monaten als Witwe und unbeschränkte Gebieterin hinterläßt, von nun an in mancherlei Processe verwickelt, in denen sie nicht selten die Feder selbst mit großer Geschicklichkeit führt.

Der denkwürdigste dieser Processe ist der schon erwähnte mit dem Hauptpfarrer Strobl. Abgesehen von jenem Ereigniß vor vier Jahren bei der Leichenfeier ihres Oheims war der nächste Anlaß zu diesem Processe wie so oft ein höchst geringfügiger. Ihr Hauspfleger (Oberamtmann) ließ das Schloß einer Kirchthür ändern und steckte den Schlüssel in die Tasche. Damit war der Gottesdienst gehindert und einem Processe die Thür geöffnet, der sich bald genug von seinem Ursprung entfernte, um die heterogensten Elemente in sein immer breiter werdendes Bett aufzunehmen. Die Burgfrau dringt mit zwanzig Bewaffneten ihrer Festungsmannschaft und dem dieselben befehlenden Büchsenmeister in den Pfarrhof, läßt die Beschließerin des Magisters nach Rieggersburg und von hier ins Landgericht nach Feldbach abführen als Malefizperson und Zauberin, indem sie, obgleich alt und häßlich, den Pfarrer mit ihren Banden bestricke. Dann begab sie sich mit acht Mann in die Wohnung des krank liegenden, oder sich so stellenden Pfarrers und bedrohete ihn, nach seiner Aussage, schimpfend auf das härteste. Sie gerieth nun in einen weitläufigen Proceß mit dem Klerus überhaupt, der bekanntlich keinen Spaß versteht, oft auch keinen Ernst. Indessen stand die Freiin Galler, trotz aller ihr auferlegten hohen Strafgelder, doch zu sehr im Ansehen, und auf ihrer Festung, deren vollendender Ausbau sie unausgesetzt beschäftigte, war ihr nicht leicht beizukommen. Es half dem Klerus nichts, daß er sie verdächtigte: „sie und ihre Pfleger führten ein Leben, von dem man nicht recht wisse, ob es katholisch oder lutherisch sei." Sieben Jahre hatte man processirt, die Actenstöße waren zu einem halben Tausend angewachsen und strotzten von Schimpf und Leidenschaftlichkeit von allen Seiten: dennoch ergab er kein anderes Resultat als daß Alles beim Alten blieb. Mit Nichts begann er, zu Nichts ging er aus, doch lebt er im Munde des Volks noch heute fort.

Eines Processes mit dem Militair wegen Rauferei, Todtschlag und von beiden Seiten geraubter Pferde sei, da er ebenfalls erfolglos blieb, nur im Vorbeigehen gedacht, da nunmehr das Erbfräulein Regina auftritt. Der Unmuth der Mutter, daß die Tochter kein Knabe, konnte zu nichts Anderm führen als, da sie nun einmal ein Mädchen, zu dem Entschluß, ihre Hand nur einem Mann aus einem der edelsten, durch Thaten verherrlichten Geschlechter zu geben. Dafür wurde sie erzogen und sorgfältig gebildet. Allein, gleich ihrer Namensverwandtin, der Königin Elisabeth von England, ließ auch die Mutter immer noch die Absicht einer Heirath bei passenden Anlässen durchschimmern: theils beschäftigten sie wirklich solche Gedanken, theils hielt sie damit unbequeme Freier von der Tochter zurück, bis denn endlich der Freiherr Franz Ernst von Purgstall die Braut heimführt. Damit schließt der erste Theil.

Der zweite Theil, „Die Huldigung und die Verschwörung", führt uns von der Rieggersburg weg durch die Steiermark und das Raabthal und macht uns mit den edlen Geschlechtern näher bekannt. Der Verf. liebt seine schöne Heimat zu sehr, als daß ihm ein irgend Bemerkenswerthes entgehen sollte, und er benutzt jeden selbst unscheinbaren Anlaß, seine Alles durchdringende Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner Liebe darzulegen, ohne irgendwie befangen oder parteilich zu erscheinen. Es ist ein übles Zeichen der Zeit, so etwas besonders hervorheben zu müssen: eben deshalb aber ist es Pflicht, und dem Verf. bot sich überall Anlaß genug, irgend eine Vorliebe zu bethätigen, z. B. in dem Thema der Gegenwart, dem Religionsunwesen, denn die Reformation war tief in Östreich eingedrungen und hatte noch im 17. Jahrhunderte sehr deutliche Spuren hinterlassen. Gleichwol nimmt der Verf. so wenig Partei, daß die Darstellung der katholischen Zustände, wie rein und streng historisch sie auch gehalten ist, wahrscheinlich Anlaß gab, das Buch außerhalb der östreichischen Staaten erscheinen zu lassen, da es hier wol eine Unmöglichkeit gewesen sein würde. So mag auch der fehlende Name des Verf. eine Vorsichtsmaßregel sein, die man freilich beklagen müßte, wenn sie dem Literaturvertrauten als unübersteigliches Bollwerk entgegenstände.

Im Großen und Ganzen ist der zweite Theil als Reflex des Glanzpunktes im Leben der Gallerin zu bezeichnen, wenngleich wir sie hier auf einer Schwäche ertappen, die nun einmal das Erbtheil so mancher geistig kräftigen Naturen zu sein scheint. Man sollte glauben, die Matrone sei unempfänglich für das so zweifelhafte Glück des Ehestandes, sie sei wenigstens viel zu einsichtig, um sich die Gefahren zu verhehlen, welche eine solche Verbindung der 53jährigen Frau, der Mutter einer verheiratheten Tochter, der reichen, stolzen, freien Frau, die gewohnt war gleich einem Manne ihre Angelegenheiten zu leiten und zu beherrschen, bereiten mußte. Allein — sie hatte sich gegen ihren Hauspfleger so eigen gestellt, daß dieser sich Hoffnungen herausnahm, welche sie, abgesehen auch von seiner geringen Geburt, doch nicht erfüllen mochte. Sie mußte sich eines Menschen entledigen, der im Laufe der Jahre auf mancherlei Wegen eine stets lästiger werdende Unabhängigkeit zu usurpiren gewußt, und glaubte hierzu in der Heirath mit dem Obersten Freiherrn Dettkof von Kapell das einzige Mittel geboten zu sehen. Es war Selbsttäuschung, welche die Heirath als äußere Nothwendigkeit hinstellte. Ihre Leidenschaftlichkeit, ihre Lebenslust hatten sich schon lange Jahre mit einer zweiten Heirath beschäftigt, und verleiteten sie nun, der menschlichen und weiblichen Schwäche ein Opfer zu bringen. Es war nicht das Letzte, denn nach dem Tode des Obersten schritt sie sogar noch zur dritten Ehe mit dem etwa 40 Jahre jüngern Freiherrn von Stadl, die nach mancherlei Plackereien kein anderes Ende für die alte Frau nahm als Auseinandersetzung durch einen Scheidungsproceß.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 117. —— 27. April 1846.

Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Von F. C. Dahlmann.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Bei solcher Eigenthümlichkeit des Buchs, in welchem man überhaupt bemerkt, daß die Massen und Gesammtheiten, vorerst die Nation selbst, dann die politischen Körperschaften und berufenen Versammlungen entweder mit Schonung oder mit Gleichgültigkeit, die hervortretenden Persönlichkeiten aber mit besonderm Interesse und, wie man gesehen, mit eiskalter Strenge behandelt werden, muß die ausgesuchte Gunst und Vorliebe, welche der Person Mirabeau's zugewendet ist, um so stärker in Verwunderung setzen. Der persönlichen Geschichte desselben ist eine ganze Reihe von Blättern gewidmet; in ihr allein läßt die Darstellung des Verf. beinahe die ganze Nationalversammlung aufgehen; Mirabeau ist ein Hauptimpuls zur Revolution; ja er macht sie fast allein, denn nachdem Dahlmann die bekannte Anrede desselben an den Marquis de Brezé angeführt, läßt er die Worte folgen: „Das war die Revolution." Wie kommt es, daß der scharfe Muth mit welchem das Buch geschrieben, sich Mirabeau gegenüber in große Nachgiebigkeit verwandelt, obgleich wie Jedermann weiß und wie die Zeitgenossen und Collegen des Mannes hinreichend gelehrt haben, Mirabeau's Charakter und politisches Benehmen unzählige offene Seiten für den heftigsten Angriff darbietet? So viel ist gewiß, wenn der Verf. nicht zweierlei Gewichte hat, sondern Mirabeau mit demselben wiegt, mit welchem die schon genannten Personen von ihm gewogen worden, so kann sein Heros nicht halb so schwer herauskommen als er ihn macht. Diese Schätzung und Behandlung Mirabeau's, da hierbei der moralische Gesichtspunkt aufgegeben ist, wirft denn auch unvermeidlich einen Schatten auf das Princip, aus welchem jene schon mehrfach bezeichnete Akrimonie des Verf. hervorgegangen; oder sie ist wenigstens geeignet Leser und Beurtheiler stutzig zu machen, wie denn überhaupt das Buch so absonderlicher Art ist, daß man oft zweifelhaft werden kann, ob es überhaupt mit historischem Maße gemessen sein wolle, und ob Jemand, der mit der Foderung objectiver leidenschaftloser Haltung herantrete, nicht ein völliges Misverständniß der Absichten des Verf. an den Tag lege, und kurzsichtig, ja dupirt neben dem Buche herlaufe. Weshalb denn auch, wie bereits erwähnt, Viele die Meinung geäußert haben, das Buch sei gar nicht um der Geschichte willen, sondern zu dem Zwecke lebhafter Einwirkung auf den politischen Sinn der Deutschen geschrieben.

Wie Dahlmann von Mirabeau's Werk über die preußische Monarchie sagt: „Vielfach, wo er Preußen nannte, hatte er Frankreich im Auge", so könnte ja auch ein Buch geschrieben werden, in welchem man Frankreich nennt und Preußen im Auge hat. Aber wenn es irgend eines Beweises bedarf, daß jene Meinung eine ganz schiefe ist, so wäre er in des Verf. Auffassung und Darstellung Mirabeau's zu finden. Hier sind keine andern Zwecke denkbar als die offenbaren der Geschichtschreibung, der Erzählung. Der Mann wird als Das was er war, als ein Phänomen beschrieben, als das volle, gewaltige Product, wie es diese bestimmte Zeit allein hervorbringen könne, wird er dargestellt und in seinem mächtigen Walten und Wirken anschaulich gemacht. Hier kann von Nutzanwendungen auf uns und für uns nicht die Rede sein. An Mirabeau wäre nur Eins nachzuahmen, sein Genie, und das ist nicht nachzuahmen. In Dahlmann's Buche ist er wie zur Bewunderung hingestellt, und von dem Augenblicke seines Auftretens an scheint das Buch nur für ihn geschrieben; er ist geschildert wie man eine Naturkraft schildert, die in ihrem Laufe verfolgt, mit einer Art Unterwürfigkeit angestaunt werden soll, aber nicht nach den Begriffen des Rechten und Falschen, des Guten und Schlechten zu richten ist. Gleich anfangs, da von dem Schritte die Rede ist, welchen der dritte Stand zu thun im Begriff war, seine Repräsentation für die des gesammten Frankreichs zu erklären, wobei Mirabeau sich bekanntlich so benahm, daß er erst gegen dies Beginnen donnerte und sich ihm dann ohne weiteres anschloß, sehen wir den sonst so herben Verf. über diesen Moment mit den leichtfüßigen Worten hinweggleiten: „An demselben Tage an welchem er (Mirabeau) an Siéyes' Seite den gefürchteten Schritt gleichwol that, trachtete er für die Regierung die er erschütterte neue Stützen zu gewinnen." An Siéyes' Seite, wie es hier heißt, klingt freilich harmloser als: mit Siéyes im Einverständniß, wie es hätte heißen sollen, und das Wörtchen „gleichwol" hilft über die Hauptschwierigkeit rasch hinweg.

Über das Benehmen Mirabeau's, vor der Entschei-

dung des Kampfes, den er gegen die Benennung: Nationalversammlung, selbst hervorgerufen, die Flucht zu nehmen, lesen wir die gleichmüthigen Worte: „Mirabeau entzog sich dieser Sitzung, deren Ergebniß er voraussah und nicht billigte." So ist die Darstellungsweise in Bezug auf Mirabeau durchweg gehalten. Ein Mensch seines Schlages kann, wie allgemein anerkannt werden muß, allerdings nicht nach gemeinem Maße gemessen werden, und wer über ihn spricht darf nie das Wort des Mannes selbst: „Die kleine Moral tödtet die große", vergessen. Wer aber wie Dahlmann eine politische Moral anerkennt, so sehr, daß der Respect vor derselben in jeder Zeile zu lesen ist; wer die Verachtung dieser Moral an den Staatslenkern und sonst Hochgestellten mit so scharfer Geißel in die Zucht nimmt, der scheint durch solche Behandlung Mirabeau's mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und gegen den Charakter seines Buchs zu verstoßen, wenn er diesen Heros nur als Gegenstand der Bewunderung aufstellt, vor welchem die erst so vielfach geübte Schärfe des Urtheils sich in Nachsicht und Schweigsamkeit verwandelt. Denn wie manches Bedenkliche das Mirabeau angeht hat keine Erwähnung im Buche gefunden! Wir meinen nicht etwa das persönlich sondern das politisch Bedenkliche. Es war vor Allem eine Aufgabe des Buchs, welcher es sich wegen seiner ganz besondern Anlage am allerwenigsten entziehen durfte, unverhohlen an den Tag zu legen, ob Mirabeau Alles, womit er durch Macht und Genie ausgerüstet war, auch wirklich zur Rettung der Monarchie aufgeboten hat, ob er dies Ziel als großer politischer Charakter mit Bewußtsein verfolgt hat, ob seine Abweichungen von dieser Bahn nur scheinbar, nur durch die Umstände geboten und nur klug waren, oder ob er sich durch Ehrgeiz und gewalthaberische Absichten hat ablenken lassen.

Da Mirabeau in dem Erringen dieses Zieles seine Schickung und Rechtfertigung selbst erblickte, so ist dies das eigentliche Gebiet auf welchem das Urtheil über ihn gesprochen werden, der Punkt den die Geschichte, wenn sie den Lauf dieses Mannes verfolgt, im Auge behalten muß. Fort denn mit aller weitern Umständlichkeit über seine Person, wobei ja doch nichts als allgemein Bekanntes wiederholt werden kann, fort mit Allem was in die Biographie und unter die Anekdoten gehört, fort auch mit dem Pathos der Bewunderung. Unsere Zeit, für die doch geschrieben sein soll, fodert ernstern politischen Unterricht und will über den tiefern innern Zusammenhang der Dinge belehrt sein. Wir zumal in Deutschland bewundern schon ohnehin genug. Wir mögen, besonders im Politischen, allerdings Grund haben fremde Größen anzustaunen, aber jedenfalls ist das Verstehen und Würdigen besser als das Bewundern und Anstaunen. Es kommt wol einmal vor, daß der Verf. Mirabeau's Benehmen „schmählich" nennt, z. B. als Mirabeau gegen seine Überzeugung die Entbehrlichkeit der königlichen Sanction zu den Beschlüssen des 4. August behauptete. Aber diese Rede, an welcher die würdeloseste Sophistik zu rügen war, nennt Dahlmann „einen der Blitze die Mirabeau gegen den Thron schleuderte". Auch wo wir Gesinnung und Verfahren verwerfen müssen, sollen wir immer noch wenigstens die Gewalt des Helden bewundern. Es gab aber in dem politischen Leben desselben Momente genug, in welchen für die Bewunderung nichts, um so mehr aber für die Verwunderung übrig blieb. Diese sind im Buch übergangen. Was that, um nur Eins anzuführen, Mirabeau, als, nach den Ermordungen Foulon's und Berthier's, von Lally Tollendal eine Proclamation an das Volk zur Ermahnung desselben beantragt worden war, welche der treffliche Mounier mit den Worten unterstützte: „Heute oder nie muß die gesetzgebende Autorität hervortreten; dringt Ihr beim Volke durch, so ist Euer Muth belohnt; wenn nicht, so habt Ihr doch Eure Pflicht gethan!" Mirabeau stand auf und sprach: „Nach meiner Meinung, ich erkläre es, würden kleinliche Mittel die Würde der Versammlung bloßstellen; die Unordnungen welche vorgefallen sind daher entstanden, daß die pariser Wählerschaft sich ohne formelle Einwilligung der Commune der Zügel der Stadtverwaltung bemächtigt hat. Man muß also vor allen Dingen die Stadtobrigkeit organisiren." Als Lally Tollendal sah, daß Mirabeau in einem solchen Moment auf die Seite der Anarchisten trat, konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Man kann sehr viel Geist haben, sehr große Ideen, und ein Tyrann sein!"

Damals war Mirabeau noch im Genuß voller Popularität; welch ein Gewicht hätte er auf die Seite der Ordnung werfen können, wenn er gleich beim Beginn der ersten Volksbarbareien den Donner seiner Stimme dagegen erhoben hätte! Ihm, wenn irgend Einem, hätte es damals gelingen müssen, der Nationalversammlung ein solches Ansehen zu geben, daß sie auch späterhin nie hätte vor dem Palais royal zittern dürfen. Warum that er es nicht? Hier sind für sein Verfahren nur kleine persönliche und nicht große allgemeine Absichten denkbar, um so gewisser, als derselbe Mirabeau nur drei Wochen früher, bei ungleich geringerm Anlaß, nämlich als die königliche Sitzung vom 23. Juni große Aufregung erzeugt, selbst eine Adresse an das Volk zur Vorlesung gebracht hatte, worin noch ganz andere Dinge standen als in jener des Lally Tollendal, z. B. daß man die höhern Stände wegen der Unruhe, die sie um ihre Besitzthümer empfänden, „mit den Vorurtheilen ihrer Erziehung und den Gewohnheiten ihrer Kindheit entschuldigen müsse"; daß Tumult und Unordnung nur den Feinden der Freiheit zu Nutze komme, daß „die größeste der Missethaten, der schwärzeste Frevel wäre, sich den hohen Geschicken Frankreichs zu widersetzen, dies Unheil aber einzig und allein aus den Drangsalen entstehen könne, welche die unausbleiblichen Folgen der Zügellosigkeit sind". Solche und die vielen ähnlichen Momente, welche in Mirabeau's Laufbahn vorkommen, sind in dem Buche unerwähnt geblieben, obgleich sie in das Wesen des Mannes tiefe Einblicke thun lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gallerin auf der Rieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Ungeachtet dieser Ehestandsverirrungen, die auch ein ernstes Zerwürfniß mit Schwiegersohn und Tochter zur Folge hatten; ungeachtet des verdrießlichen und langwierigen Handels mit eben Demjenigen, den die Gallerin durch ihre Heirath am besten zu beseitigen dachte, nämlich dem rachesuchenden Hauspfleger; ungeachtet der Streitigkeiten mit den Behörden wegen der von der Besitzerin als Allodium behaupteten, von jenen aber als verfallenes Lehn angesprochenen Rieggersburg, haben wir den zweiten Theil doch als Reflex der Glanzperiode im Leben der Gallerin bezeichnet. Die lebenslustige Frau war, wie doch sonst gemeinlich wiederheirathende Witwen, mit einer stillen Hochzeit nicht zufrieden: sie veranstaltet ein glänzendes Fest, welches die Repräsentanten der ältesten und edelsten Geschlechter verherrlichen, und da auch dieses noch nicht genügt, so werden durch ein eigenes Wahlcapitel Vorbereitungen zu einem ungewöhnlichen Ritterfeste getroffen. Die Verhandlungen des Wahlcapitels bethätigen die genaueste Bekanntschaft der Gallerin mit allen Stammbäumen der Steiermark, sie der strengsten Adelsprobe unterwerfend, und das Fest selbst, wie eine Allegorie auf der Grenze mittelalterlicher Pracht und modernen dramatischen Lebens stehend, mag zu den denkwürdigsten seiner Zeit gerechnet werden.

Denkwürdiger noch erscheint die Erbhuldigung des Kaisers Leopold, die derselbe persönlich entgegennahm. Die desfallsigen Einleitungen sowie die Handlung selbst sind dem Geschichtsfreunde überhaupt um so interessanter, als eine solche Begebenheit nur selten vorkommt, und namentlich in Steiermark seit 1728 nicht stattgefunden hat. Hier erscheint die Erbhuldigung noch um so bedeutsamer, als Östreich fortwährend mit den Türken in Händel verwickelt war, die endlich gar die Belagerung von Wien zur Folge hatten, und während des Festes die Nachricht einlief, Sidi Ali-Pascha rücke mit großer Macht auf Groswardein an, und General Souchez sei kaum im Stande ihm zu widerstehen; als ferner auch schon hier die Fäden der Zrinyi'schen Verschwörung angeknüpft wurden, die nicht allein eine nähere Verbindung mit den Türken als nothwendig erscheinen ließ, sondern auch das Leben des Kaisers bedrohte.

Wie die Erbhuldigung eine große Gesellschaft nach Grätz führte, so mußte sie auch alte Bekanntschaften erneuen, enger verknüpfen, und neue Verhältnisse der verschiedensten Art hervorrufen. Sie gibt Anlaß zu einer Besuchreise der jungen Frau von Purgstall, die bei ihrer frommen Richtung zugleich als eine Wallfahrt betrachtet werden muß, und diese in gelehrter und poetischer Begleitung unternommene Reise durch das Raabthal sowie später nach der Steiermark bietet dem Verf. die trefflichsten Schilderungen, an welche sich historische und andere Nachweisungen der mannichfaltigsten Art in so großer Masse knüpfen, daß man wie schon früher hier von neuem versucht wird, dem Verf. einen ziemlich vergessenen Ehrentitel, nämlich den eines Polyhistors zu vindiciren, der aber vor jenen alten Bücherschränken den großen Vortheil eigener Anschauung voraus hat. Dazwischen schleicht die ungarische Verschwörung unter der trügerischen Ägide zarter Verhältnisse, unter dem Mantel der gegen den Türken nothwendigen Landesvertheidigung und der Schlacht von St.-Gotthard, in welcher der Freiherr von Kapell bleibt, mit wachsender Kühnheit immer näher und den Kaiser enger umgarnend heran. Der Kaiser sollte fallen oder doch aufgehoben werden, während er seine Braut, die Infantin Margarethe Theresia einholte. Gräfin Purgstall, davon heimlich unterrichtet, läßt den Kaiser warnen; er ist gerettet; die Verschworenen fallen unter dem Schwerte des Gerichts, und erst nach Jahren erfährt der Kaiser, wer ihn gerettet.

Unter dieser die Sonne verfinsternden Wolke gehen wir zu dem dritten Theile, „Der Herenproceß", über. Die Gallerin, von allem Glück verlassen, welches sie im Ehestande zu spät suchte, ist nun eine alte Frau geworden, die keine Ansprüche mehr an Lebensfreude zu machen weiß und dennoch ihren strebenden Geist beschäftigen muß. Andere Frauen pflegen dann wol sich der Andacht zu ergeben, um, da sie doch die Welt verloren, wenigstens vom Himmel zu retten was möglich ist. Die Gallerin, obgleich ein Jesuit Jahre lang bei ihr verkehrte, hatte vielleicht eben deswegen niemals ernsten Sorgen für ihr Seelenheil Raum verstattet, gleichwol kann sie die innigen Beziehungen des Irdischen zum Himmlischen nicht zurückweisen, und sucht sie nur in einer Verirrung, an welcher, und das entschuldigt sie, ihre Zeit überhaupt noch krank lag. Sie ergibt sich dem Studium der Zauberei und Magie. Ihr jetziger Hauptpfarrer Zirkelius ist in diesen Regionen zu Hause, und wo ein Gottesmann keine Sünde findet, da kann sie getrost ihm folgen.

Wir können die Einzelheiten, welche einen durch viele Betheiligte verwickelten Herenproceß und endlich hier wie überall Scheiterhaufen, traurige Brandopfer am Grabe der Gallerin, herbeiführen, nicht umständlich begleiten, da wir die Erscheinungen im Herenzeitalter beim Leser im Allgemeinen als bekannt voraussetzen dürfen. Doch ist anzuführen, daß dieser unheilvolle Proceß vom Verf. als Grund eines Gemäldes benutzt wird, welches die Vermählung des Kaisers und die dadurch veranlaßten Feste darstellt. Sodann aber ist eine wenn auch nicht so ganz neue, doch hier vorzugsweise festgehaltene Auffassung des Herenwesens hervorzuheben. Es ist mit kurzen Worten die: daß das Cölibat der katholischen Geistlichen keinen Zügel gewähre gegen Leidenschaften, welche eben durch dasselbe in rohe Begierde ausarten, für deren Befriedigung jedes Mittel recht ist. Das Gebot des Cölibats ist ein Gott verhöhnender Eingriff in das weltalte reine Sittengesetz, und da der Priester nicht Eine Frau lieben darf, so verfiel er schon früh auf den auch heutzutage noch hin und wieder laut werdenden Schluß: das ganze Geschlecht sei seine Geliebte. Im stumpfern Alter trat an deren Stelle die Flasche, wenn sie nicht gar schon früher verbunden waren. Astrologie, Magie und überhaupt jene Verirrungen des Menschengeistes im Streben nach dem Geheimnisse der Natur dienten leicht zu Steigerung der Gelüste, zugleich aber auch ihnen eine Form zu geben und die Mittel der Befriedigung. Die Form war überdem leicht den bacchischen Festen der alten Welt entlehnt: Staat und Kirche der Gegenwart aber gewährten keinen Boden, und das Dunkel der Nacht mußte die Einsamkeit des Schauplatzes wüster Orgien noch verschleiern, wohin man den Gegenstand der Begier zu verlocken trachtete. Der Teufel stand damals in großem Ansehen. Selbst die Gallerin hielt ihn für den eigentlichen Herrscher der Welt, sie deducirte das dem gelehrten Jesuiten Taferner sogar aus dem Vaterunser: es kann daher nicht auffallen, daß er bei geringern Weibern sehr mächtig war, wenn er in Priestergestalt winkte. Das Alles mag nun damals in Steiermark so gewesen sein. Doch zeigt der Herenunfug so mancherlei Formen, daß wir nicht annehmen dürfen, er sei lediglich aus der Versunkenheit der Priester in dem oben angegebenen Sinne hervorgegangen, oder aber der „Malleus maleficarum" wäre ein noch größeres Verbrechen am gesunden Menschenverstande als er es an sich schon ist, da er, von einem Priester geschmiedet, nicht die Priester, sondern deren Opfer zerschmetterte. Der Glaube an Heren ist überdem Jahrtausende älter als das Cölibatgesetz und dessen Folgen, welches überdem im protestantischen Deutschland, ebenfalls von Scheiterhaufen durchlodert, ohne Geltung war. Die Herenprocesse waren eine Pest der Zeit überhaupt, aber dem Verf. gebührt das Verdienst, an eine Quelle derselben erinnert zu haben, welche bisher wenig beachtet worden ist.

Die Gallerin starb am 12. Febr. 1672, den Tod fürchtend, ohne des in magische und kabbalistische Kreise gebannten Lebens froh zu sein. Noch am Tage zuvor misbrauchte sie die Bibel, vielleicht der katholischen Frau zu lesen erlaubt, um

irgend einen die drückenden Sterbegedanken zerstreuenden Text mit einer Nadel herauszustechen: aber auch das heilige Buch zeigt ihr die Zahl „zweiundsiebenzig", schon Jahre zuvor als böse Zahl von einer Zigeunerin ihr verkündet. Einen Grabstein wollte sie nicht, und die Pietät der Tochter gehorchte. Diese starb schon vier Jahre nach dem Tode der Mutter. Der ältere Sohn, zur Freude der Jesuiten ein Wüstling, folgte ihr; der Jüngere, schon bei der Geburt dem geistlichen Stande verpfändet, war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Jesuiten, und sein Vermögen dem Bau und der Dotirung eines Gymnasiums zu Marburg gewidmet. Der Stolz der Gallerin, die Rieggersburg, mußte von den Jesuiten, nach weitläufigem Processe, die Habsucht des Ordens und die Mittel, sie zu befriedigen, offen zu Tage legend, durch einen Erben böhmischer Linie um 50,000 Fl. gelöst werden, und damit ist das Leben einer Frau abgeschlossen, die nur gekommen zu sein schien, um als die Letzte vom Geschlechte der Wechsler und Galler über ihrer Zeit zu stehen, ohne doch die Fesseln derselben abgestreift zu haben.

Die Urkunden, für deren Abdruck vom Verleger eigens schwabacher Schrift herbeigeschafft worden ist, dürfen, wiewol sie einen wahrhaften historischen Schatz darbieten, nur kurz berührt werden, da sie der Tendenz dieser Blätter weniger als einem rein historischen Organ sich eignen. Wie es aber im Allgemeinen Pflicht ist, den Historiker auf diesen Schatz, welchen er hier vielleicht nicht sucht, aufmerksam zu machen, so muß hier der Werth desselben für Kenntniß zunächst der Sprache und Sitten, des Rechts, der Policei, überhaupt des Culturzustandes ihrer Zeit hervorgehoben werden, wie denn schon der Verf. im Vorwort die ganze Sammlung richtig als reichen Stoff zu einem Glossar des Oberdeutschen im 17. Jahrhundert bezeichnet. In dieser Beziehung ist gleich die erste Urkunde im ersten Theile, „Gerichtszeugbrief des Landmarschalls von Östreich vom 16. März 1365", ein höchst merkwürdiger Beleg für die Thatsache, daß die Sprache im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte sich nicht fortbildete.

Wie nun diese Urkunden meistentheils Kauf und Verkauf, Rechte und Gerechtigkeiten, Heirathen und Todesfälle, überhaupt solche Gegenstände betreffen, bei welchen ein Contractsverhältniß in Frage kommt, die aber zugleich klare Blicke in besondere Eigenthümlichkeiten des Orts und der Zeit gewähren, so sind doch manche derselben hier noch besonders hervorzuheben. Dahin gehören:

Im ersten Theile. Nr. 104. Zeitungsnachrichten vom Dec. 1648 und Jan. 1649, also zur Zeit des Westfälischen Friedens, aus einem großen Theile von Europa. Nr. 105—107. Östreichische Unterthanen, welche binnen Jahresfrist sich nicht zur katholischen Kirche bequemen, sollen das Land verlassen; die adelige minderjährige Jugend aber soll im Lande erhalten werden. Demgemäß reversirt sich Regina Globitzer mit Leib, Gut und Blut, ihre außer Land geführten Kinder auf erstes Begehren wiederum zu stellen. Nr. 111. Inventarium der Verlassenschaft dieser Frau, interessant schon wegen der beigefügten Preise. Nr. 112—113. Zwei Briefe des Doctors Apostoli, welcher der Gallerin eine Cur verordnet. Nr. 130. Auszug aus dem Inventar über den Nachlaß des Freiherrn Galler. Nr. 131. Katalog der Galler'schen Bibliothek, welcher viele lutherische Impressa enthält. Nr. 132. Eine Buchbinderrechnung. Nr. 149—227 betreffen den merkwürdigen Proceß wider den Hauptpfarrer Strobl, worunter Nr. 169—170 Zeugenaussagen wider den Pfarrer und dessen Köchin; Nr. 173. Klagschrift desselben wider die Gallerin. Nr. 185. Merkwürdiges Schreiben des Richters zu Feldbach an die Köchin. Nr. 196. Eingabe der Gallerin zur Vertheidigung ihres Büchsenmeisters. Nr. 198. Die 25 Beschwerdepunkte der Gallerin wider Strobl. Nr. 199. Dessen Vertheidigungsschriften besonders hervorzuheben sind. Nr. 243. Ein Stammbuch aus den Jahren 1633—44, in welchem wir manchem guten Sprüchlein und mancher Notabilität jener Zeit begegnen.

Im zweiten Theile. Nr. 3—5. Blutiger Streit wegen nicht völlig erlegten Kaufschillings. Nr. 6. Waarenrechnung für die Freiin Galler vom Jahre 1650. Nr. 43. Vergleich zwischen der Gallerin und Strobl wegen Gewaltthätigkeiten und mehr als 20 Processe. Nr. 67—94 betreffen die Zerwürfnisse mit dem Pfleger Grattenau. Nr. 105. Ein Anschlag der Werb- und Rüstungskosten von zwei Regimentern Fußvolk zu 1500 Mann. Nr. 106. Kostenanschlag der Ausrüstung und Bestallung der stehenden landschaftlichen Mannschaft mit der Aufbringung des dreißigsten Mannes. Nr. 117. Schreiben Kaiser Leopold's an den Grafen Zrinyi. Nr. 118. Desgleichen an den General Grafen Leslie, mit dessen Operationen gegen die Türken der Kaiser nicht zufrieden ist. Nr. 119. Antwort des Grafen Leslie auf dieses Schreiben. Nr. 120. Verhaltungsbefehl desselben für das Benehmen seines Vetters bei Hof. Nr. 157. Beschwerdepunkte der Gallerin wider ihren Gemahl Hans Rudolf von Stadl, um die Scheidung von ihm zu erlangen. Nr. 164. Klagschrift Grattenau's über erlittene Mishandlung vom Freiherrn von Purgstall. Nr. 165. Replik des Letztern auf die Klagschrift.

Das Urkundenbuch des dritten Theils gibt in 189 Nummern die Verhandlungen des berüchtigten Hexenprocesses von Feldbach; eine wahre Fundgrube für Juristen, Theologen, Philosophen und den gesunden Menschenverstand. Das größte Unglück für die alten Weiber war ein Unwetter, welches die Gegend heimsuchte und von ihnen gemacht sein sollte. Die peinliche Frage vermochte sie, das Wettermachen einzugestehen.

Damit nehmen wir Abschied von einem Buche, welches Genuß und Belehrung in einem Grade gewährt, wie das nur von wenigen Werken der Gegenwart zu sagen ist. Wenn wir uns auch vom Standpunkte der Kunstphilosophie aus mit dem Verf. nicht eigentlich einverstanden erklären konnten, so möchten wir doch wünschen, daß begabte Historiker durch dieses Werk sich zu ähnlichen Productionen anregen ließen. Dann wäre Aussicht vorhanden, daß die Geschichte nach und nach lebendig, mehr und mehr dem Volke zum Bewußtsein gebracht und damit zum Eigenthum desselben erhoben würde. *Nur da*, wo die Geschichte, die Chronik, die Sage lebt, *lebt auch das Volk*, und nur da werden wir Patriotismus finden, wie er allein dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, aber vergebens von Kanzeln gepredigt und in Ausschreiben receptirt wird. In dieser Beziehung gibt auch schon die Vorrede des Buches beherzigenswerthe Winke. 18.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Nodier's Werke.

Der liebenswürdige Schriftsteller Charles Nodier hat, obgleich er immer als bedeutende literarische Autorität betrachtet ist, doch niemals als Dichter die Geltung und Anerkennung gefunden welche ihm gebührte. Seine größern novellistischen Productionen waren viel zu hoch, als daß sie dem Geschmacke des Publicums, das, wie Rückert sagt, gar nicht wählerisch ist wie die Ziegen, hätte zusagen können, und selbst seine kleinen luftigen Compositionen sind in einem Stile geschrieben, für den die Menge kein Verständniß hat. So sind denn seine dichterischen Werke nur solchen Naturen an das Herz gewachsen, welche für feiner organisirt gelten können. Wer sie aber einmal lieb gewonnen hat, der ist auch durch den zarten Sinn, in dem sie empfangen sind, und den duftigen Hauch, der über der ganzen Darstellung schwebt, um so mehr gefesselt. Den Kreisen, in denen der Name Nodier wirklich populair ist, wird in einer Sammlung ausgewählter Erzählungen aus seiner Feder eine erfreuliche Erscheinung geboten. Diese Auswahl hat u. d. T. „Contes choisies" zu erscheinen angefangen. Die Ausstattung ist ansprechend und geschmackvoll, auch fehlt es nicht an den üblichen Illustrationen, welche hier wenigstens nicht wie in so vielen Fällen an unwürdige Stoffe verschwendet sind. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 118. —— 28. April 1846.

Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Von F. C. Dahlmann.

(Beschluß aus Nr. 117.)

Mit derselben Leichtigkeit die wir schon oben angemerkt geht der Verf. über Mirabeau's Verhalten zu Necker hinweg. Jener hatte die bekannte Unterredung mit Diesem gefodert, weil er für seine Pflicht hielt Alles daranzusetzen, damit dem drohenden Umsturz der Monarchie gewehrt werde. Dahlmann erzählt den Ausgang der Unterredung ganz gleichmüthig; von seinen vielen eckigen Worten hat er auch bei diesem Anlaß kein einziges für Mirabeau, obgleich die persönliche Gereiztheit desselben, der er den großen angekündigten Zweck wild aufopferte, so geringfügig war! Noch kleiner aber als diese war seine spät genommene Rache an Necker; als nach dessen Rückberufung die pariser Commun auf seine Fürbitte eine Amnestie und Freilassung der Gefangenen bewilligt hatte, betrieb Mirabeau bei den Wählern seines Bezirks die Aufhebung dieses Beschlusses. Von solchen Dingen ist in dem Buche nichts zu finden; sie möchten, bei der Gedrängtheit desselben, immerhin fehlen, würde nur durch diese Mangelhaftigkeit der historischen Erkenntniß keinerlei Eintrag gethan.

Wenn unwidersprechlich wahr ist, daß Mirabeau nicht durch den Makel, den er aus seiner Vergangenheit mitbrachte, sondern vornehmlich durch die Blößen, die er sich während seines politischen Lebens selbst gab, die Macht seiner Einwirkungen gebrochen, das Vertrauen verscherzt, und die Rettung die seine Aufgabe war nicht durchzusetzen vermocht hat, so folgt daraus, daß der Geschichtschreiber das Kleine, das an diesem Charakter war, mit nicht geringerm Nachdruck als das Große das in seinen Fähigkeiten lag hervorzuheben haben wird; denn das Eine war historisch nicht minder wichtig als das Andere. Auch sind die übrigen bedeutenden Mitglieder der Nationalversammlung gegen Mirabeau nicht so weit zurückgestellt gewesen als die geringe Beachtung, die sie in dem Buche finden, glauben machen kann. An Umfang und hinreißender Gewalt der Beredtsamkeit und an politischem Verstande war ihm Keiner vergleichbar; die sittliche Würde und Haltung aber, durch welche sie für immer denkwürdig bleibt, verdankt die Nationalversammlung andern ihrer Mitglieder, deren Einfluß stetiger, wenngleich minder glänzend war. Die einflußreichste aber aller Mächte, welche auf die Nationalversammlung gewirkt haben, der öffentliche Geist ist in dem Buche gar nicht in Anschlag gebracht. Niemand kann glauben, daß Dahlmann diese Macht geringschätzt, aber gewiß ist, daß er sie als solche in seinem Werke ignorirt hat. Die Nation spielt darin eine geringe Rolle; wie sie vorbereitet war, die Revolution zu empfangen, was sie, im Ganzen und Großen genommen, gewollt und gedacht hat, ob und wie weit ihre Vertreter sie wirklich vertreten, ihre Organe für sie gesprochen und gehandelt haben, ob ein richtiges oder falsches Verhältniß zwischen Beiden obwaltete, wie es innerhalb der verschiedenen Stände um die politischen Gesinnungen und Einsichten ausgesehen, über diese und diesen naheliegende Dinge erhalten die Leser des Buchs keinen Aufschluß. Was außerhalb der Sphäre der formell constituirten politischen Gewalten geschieht, dafür hat der Verf. nur sparsame Aufmerksamkeit bewiesen; überhaupt auf diejenigen Erscheinungen, in welchen sich der herrschende Geist der Nation, der Einfluß der längst verbreiteten Ideen, Bürgermuth und Tüchtigkeit am unmittelbarsten ausgesprochen, wenig Werth gelegt. Selbst die Nationalversammlung ist nur nach ihrer parlamentarischen Thätigkeit, vornehmlich insoweit als Mirabeau sie beherrscht hat, geschildert; der große begeisterte Sinn, von dem sie für die Erhabenheit ihrer Zwecke durchdrungen war, ist nicht gezeichnet; die Feierlichkeit des ersten Zusammentretens, die hohe Freudigkeit womit die Bestgesinnten sich voll Hoffnung und Zuversicht verständigten, dies Alles, was bei der Beschäftigung mit der Revolutionsgeschichte Leidenschaften edler Art zu erregen geeignet ist, erfährt geringe Beachtung. Das Wort Mirabeau's, bei welchem der Verf. wie oben angeführt sagt: das war die Revolution, war groß; aber der Schwur im Ballhaus war größer. Dieser Act bezeichnet die Zeit, jener nur den einzelnen Menschen.

Daß Mirabeau beim Beginn der Generalstände ein Journal zu schreiben anfing, versäumt der Verf. nicht anzuführen; daß aber, als dies Journal verboten wurde, die Wähler im Stadthause ihre Arbeiten unterbrachen, um durch förmlichen Beschluß gegen dies Verbot als gegen einen Angriff auf die öffentliche Freiheit zu protestiren, solcher bezeichnenden Thatsachen ist nicht erwähnt;

sie sind überall, wie unwichtig, bei Seite gelassen. Und was den Einfluß der Ideen betrifft, so zeigt sich die geringe Neigung des Verf. für die Darstellung desselben am deutlichsten da, wo Discussionen wie die über Erklärung der Menschenrechte zur Sprache kommen. Hat Dahlmann in einer Stelle seines Buchs den Zeitpunkt fixirt, bis zu welchem „die vielverklagten Speculationen" keine Schuld tragen, so scheint, es wäre auch der andere Zeitpunkt zu bezeichnen gewesen, an welchem diese Speculationen anfingen ihre Wirkung zu thun. Der Verf. erinnert, daß die Nationalversammlung an der Bescheidenheit der Natur habe ein Muster nehmen sollen, „welche niemals von unvollkommenen Bildungen durch einen Sprung zu den vollkommensten übergeht". Wenn Dem so ist, so sieht man nicht, wie es sich mit solcher Lehre verträgt, daß der Verf. an einer andern Stelle seines Buchs den Grundsatz „allmäliger" politischer Verbesserungen als das „Wiegenlied des Hofes" verspottet. Vielleicht dachte die Nationalversammlung, als sie auf eine Erklärung der Menschenrechte drang, daß es gerathen sei von Grund aus zu bauen, statt nur auszubessern, worin sie Eines Sinnes mit dem Verf. gewesen wäre, welcher, nicht minder absolut gestimmt, an jener Stelle ausspricht: „Die Entwickelung eines baufälligen Hauses ist sein Umsturz." Mirabeau, ein Gegner der Erklärung der Menschenrechte, ungefähr aus denselben Gründen welche Dahlmann mit allen empirischen Staatsmännern dagegen aufbringt, kam bekanntlich dennoch mit einem Entwurf dieser Rechte zum Vorschein, dessen erster Artikel mit den übel angeschriebenen Worten anfängt: „Alle Menschen sind frei und gleich geboren" u. s. w.

Mirabeau, der nicht wie Robespierre war, den er verspottete, weil er an Alles glaube was er sage, mochte überdies wol auch gefühlt haben, welche revolutionnaire Kraft damals in einer solchen Erklärung allgemeiner Rechte lag. Es hilft hier keine, auch nicht die gegründetste Kritik, nicht die besonnenste Unterscheidung des Möglichen und Unmöglichen; das Bedürfniß der Vernunft auf das Allgemeine zurückzugehen bleibt unabweislich und macht sich jeden Augenblick gegen das nur geschichtlich Bestehende geltend. Die Praxis der auf das Ausführbare gerichteten Staatsmänner wird niemals die Völker begeistern; wo es auf diese Begeisterung ankommt, wird die Berufung auf allgemeine Ideen, wenngleich sie ein unerreichbares Ziel verhalten, und vielleicht eben darum allein, von ergreifender Wirkung sein. Bei der Discussion über die Menschenrechte kamen die Grundgedanken der Zeit, in denen das Geheimniß der gewaltigen Wirkung des damaligen Frankreichs auf das gesammte Europa lag, zum Vorschein; man sah was die Franzosen bewegte, wie sie noch etwas Anderes und Umfassenderes wollten als nur die Abschaffung von Misbräuchen, Privilegien, absoluten Regierungsformen; es zeigte sich zudem, welch ein allgemein civilisirendes Element in der Nation liegt. Duport sagte: „Es handelt sich um eine Erklärung welche auf alle Menschen, alle Nationen Anwendung findet; diese Erklärung zu geben habt ihr euch Angesichts des ganzen Europa verbindlich gemacht." Diese Discussion, wenngleich in gewissem Sinne allerdings „unerquicklich", ist dennoch die Ehre der Nationalversammlung.

Kann der berühmte Verf. auf alle diese Ausstellungen mit gutem Rechte erwidern, daß er die Gesichtspunkte von denen sie ausgehen nicht anerkennt, daß er seine eigenen und nicht fremde Zwecke im Auge gehabt und daß er bei der Gedrängtheit der Darstellung, die er sich vorgesetzt, aus dem gesammten Stoffe Dasjenige herausgehoben, was ihm selbst und nicht Das was Andern als das Wichtigste erschienen sei, so ist um so weniger mit ihm zu rechten, als Das, was er gibt, in meisterhaftester Weise gegeben ist. Nur ein Mann von anerkannter Persönlichkeit, welcher fühlt und fühlen darf, daß er den Seinigen im Vaterlande, für die er schreibt, etwas bedeutet und daß er von ihnen gehört wird, vermag zu der fertigen Sicherheit zu gelangen mit welcher dies Buch geschrieben ist; nur ein solcher hat den Vortheil, seine individuelle Eigenheit in den Gegenstand werfen zu können, so sehr ohne Schaden für diesen, daß vielmehr das Interesse an demselben durch jene Verschmelzung für die meisten Leser nur noch erhöht wird. Je mehr das Buch freilich durch diese individuelle Haltung mit baldigem Veralten bedroht erscheint, um so intensiver wird es auf die Gegenwart zu wirken die Macht haben. 62.

Titles of honour.

So überschrieben enthielt das „Edinburgh journal" vor einiger Zeit einen ganz hübschen Aufsatz über Ehrentitel, ein zwar schon oft dagewesener, aber immer anziehender Gegenstand. Hier ein gedrängter Auszug:

„Wilde Völker wissen nichts von Familiennamen. Man nennt sich bei Ehrentiteln, bei Schandtiteln oder bei Titeln nach irgend einer individuellen Eigenschaft. Ein tapferer Mann heißt vielleicht der Löwe, ein grausamer der Tiger. Solche Titel, zumal wenn sie Lob oder Achtung ausdrücken, werden von dem Wilden mit ebenso viel Stolz geführt wie in Europa der Herzogs- oder Marquistitel. Sie gewähren eine Auszeichnung, die Gehorsam und Unterwürfigkeit Seiten des Stammes und bei Festen den Ehrenplatz zur Folge hat. Ziemlich wie im modernen civilisirten Leben. Da werden die Betitelten auch von der Schar der Unbetitelten eifrigst aufgesucht und fetirt. Nur findet zwischen den Ehrentiteln der Barbarei und denen der Civilisation der Unterschied statt, daß sie dort allein durch Thaten zu erlangen sind, verdient werden müssen, was bei den modernen Auszeichnungen nicht immer der Fall.... In der socialen und politischen Verfassung neuerer Staaten sind alle Ehrentitel der Ausfluß von Ämtern. Viele der letztern sind eingegangen, erstere geblieben. So bei den fünf Rangordnungen der britischen Pairie sammt der Baronets- und der Ritterwürde. Unser Herzog, Marquis, Graf, Viscount, Baron, Baronet und Ritter bekleidet gegenwärtig kein seinen Titel bedingendes Amt. Anders ist das in einigen Theilen Deutschlands und bei den Völkern des Orients. Blos der höchste aller Titel, der des Königs oder Herrschers, ist stets mehr als Ehrentitel gewesen, dafür aber auch, wie zu erwarten, mit den ausschweifendsten Superlativen ausgestattet worden. Das besonders im Orient. Die Chinesen erachten ihren Kaiser für des Himmels alleinigen Stellvertreter auf Erden. Daher seine Titel: Sohn des Himmels — Zehntausend Jahre. — Bruder der Sonne —

Tausend-gewaltiger des Mondes — Besitzer aller Sterne.... Die des Schah von Persien sind nicht geringer. Er nennt sich: Höchster König — Beherrscher des Universums — Phönix des Glücks — Gipfel unsterblichen Wohlseins. Seine Beamten ahmen das nach. So fügt der Statthalter von Schiras seinen amtlichen Würden die wohlriechenden Gleichnisse bei: Blume der Artigkeit, Muskatennuß des Trostes und Rose der Wonne.... Der türkische Sultan stellt sich neben die Gottheit, und der ehrliche Schelm, der im laufenden Jahrhunderte Mühe genug gehabt hat, die eigene Krone auf dem Haupte zu behalten, schreibt sich: Verfüger über alle Kronen.... Die Könige von Spanien waren ehemals so mit Titeln beladen, daß Philipp III. 1586 befahl, ihn blos el rey, nuestro señor zu nennen — der König, unser Herr.... Durch das eigenthümliche spanische Feudalrecht geschah es oft, daß viele kleine Güter in den Besitz Eines Mannes kamen, der die Namen derselben dem seinigen anhing. So erzählt man, daß eines Abends ein verirrter Grand an die Thür eines abgelegenen Gasthofs geklopft und auf die übliche Frage: Quien es? wer da? geantwortet: «Don Diego de Mendosa, Silva Ribera, Guzman Pimentel, Osorio Ponce de Leon Zuniga, Acuna Tellez y Giron, Sandoval y Roxas, Velasco Man». Worauf der Wirth, das Fenster zuwerfend: «So geht eurer Wege, ich habe nicht für die Hälfte von euch Platz».... Die Deutschen hängen mit der hartnäckigsten Zärtlichkeit an aller Art Titeln und führen deren oft ohne das geringste Recht dazu. Viele echte Titel sind käuflich und manche erworbene Ländereien, mit deren Besitz ein Titel verknüpft ist. Jene Käuflichkeit übertrifft Alles, was in der Hinsicht in Frankreich unter dem corruptesten régime stattfand. (?!) Eine ganz gewöhnliche Ehrenbenennung ist Geheimerath. Aber die Wenigsten haben ein Recht sich so zu nennen, weshalb Diejenigen, die es haben, ein Wirklich anhängen." (Put true after the designation. Ist alles Das nicht sehr spaßhaft?) „Jeder Mensch sieht ungeheuer darauf, bei seinem Titel angeredet zu werden. Jemand wie in England mit Mein Herr anzureden, grenzt unmittelbar an die Injurie. Man soll sein Amt, seine Würde ausfindig machen. Der allergewöhnlichste Titel ist Rath. Der Architekt ist Baurath, der Advocat Justizrath, und wer gar nichts ist, sucht Hofrath zu werden, ein Titel, der wieder nichts bedeutet, da er meist Solchen zufällt, die nicht in der Stellung, am Hofe zu rathen. Der Professorstitel wird kaum minder stark gemisbraucht. Man thut in Deutschland beiweitem klüger, über die Gebühr hohe als unter der Gebühr niedrige Titel beizulegen, und daher kommt es, daß ein Engländer oft zu seiner großen Verwunderung Herr Graf und Eure Gnaden angeredet wird. «Wer in einem öffentlichen Amte steht», sagt Russell in seiner «Reise durch Deutschland», «und wäre er ein Vicesupernumerarschreiber mit lumpigen 40 Pfund jährlich» (?! an 280 Thaler), «der will das Vergnügen haben, nicht bei seinem Namen, sondern bei seinem Titel angeredet zu werden.» Die Damen bleiben in ihren Titelansprüchen nicht zurück. Eine Frau verlangt den Titel ihres Mannes mit weiblicher Endung. Also Frau Generalin, Frau Geheimeräthin, Frau Buchhalterin u. s. w. Es begreift sich, daß diese Titel bisweilen zu einer unaussprechbaren Länge anwachsen. Welche Zumuthung z. B. für die Sprechfähigkeit eines Ausländers, eine Dame als Frau Oberconsistorialdirectorin anzureden!"...

„Auf dem Continente ist die große Menge Titel Ursache, daß sie den Inhabern wenig Ansehen geben. Anders in England. In England wird das königliche Vorrecht, Ritter und Edelleute zu creiren, mit seltenen Ausnahmen beiweitem umsichtiger geübt als solches von benachbarten Fürsten geschehen ist und noch geschieht. Um so höher werden daher die der kleinen Zahl Ausgezeichneter ertheilten Ehren geschätzt. Dazu kommt, daß, weil das Gefühl der Loyalität nirgend so heiß und aufrichtig wie in Großbritannien, nicht blos die Quelle der Ehre, sondern auch die daraus abfließenden Ehren in hoher Achtung stehen... Der Prinzentitel gebührt hier zu Lande nur den Söhnen und Neffen von Königen... Erster Herzog war Eduard, der schwarze Prinz. Er wurde zum Herzog von Cornwallis ernannt, ein Ehrentitel, welchen seitdem des Königs ältester Sohn bei Lebzeiten seines Vaters geführt hat, weshalb er in der Sprache der Heraldik dux natus heißt, geborener Herzog. Nach ihm gab es viele duces creati, zu Herzögen Ernannte mit dem Rechte, ihre Titel auf ihre Nachkommen zu vererben. Unter Elisabeth 1572 erlosch die Würde. Ein halbes Jahrhundert später erneuerte sie Jakob, indem er seinen Günstling George Villiers zum Herzog von Buckingham machte.... Die Söhne der Pairs von Großbritannien und Irland haben formel keinen Adelsrang. Aber par courtoisie führt der älteste Sohn den zweiten Titel der Familie, dafern sie einen hat, und die jüngern Söhne heißen Lords, vorausgesetzt daß der Vater mindestens Graf.... In zweiter Rangordnung steht der Marquis. Er erhält das Prädicat «most noble», obschon nach Vorschrift der Heraldik ihm nur «most honourable» gebührt. Von allen Ehrentiteln ist der eines Grafen, earl — vom sächsischen eorl — der älteste.... Nach der normannischen Eroberung nahmen die earls den französischen Namen counts an, legten ihn jedoch bald wieder ab. Dagegen heißen ihre Bezirke noch heute counties und ihre Gemahlinnen countesses. Bald überhoben sich die earls der Besorgung der Grafschaftsangelegenheiten und bestellten dazu einen Beamten, mit dem Titel vice comes. Daher in vierter Rangordnung die viscounts.... Die Geschichte und Etymologie der in fünfter Ordnung rangirenden Barone liegt sehr im Dunkeln.... Die Frauen und Töchter sämmtlicher Pairs haben an den Ehrentiteln der ihnen zunächst Stehenden bald mehr bald minder Theil, ausgenommen die weiblichen Angehörigen der Prälaten, die schlechtweg Mißreß und Miß heißen. Sämmtliche Pairs, mit Ausnahme «ihrer Gnaden» der Herzöge, werden «my Lord» angeredet. (Daher der so lächerliche Pudel in deutschen Schriften, «Mylord» statt «mein Lord» oder blos «Lord» zu sagen.)... Der nächste Schritt abwärts auf der Leiter der Hofrangordnung bringt aus der Pairie in die Baronetschaft. Der Titel Baronet ist eine Zusammensetzung von Baron und der verkleinernden Endsylbe et. Also ein kleiner Baron, ein Baronchen. Der Orden wurde von Jakob I. auf Anregung des Sir Robert Cotton 1611 gestiftet. Es ist der unterste erbliche Ehrentitel. Dann kommen die Ritter, deren Geschichte in die des alten Roms zurückreicht.... Außerdem gibt es den Titel esquire. Der ist aber nachgerade in England ebenso nichtssagend geworden wie der Geheimerathstitel in Deutschland. Was die Bezeichnung ursprünglich bedeutete, erhellt aus der Ableitung des Wortes vom Lateinischen, scutifer, Schildträger. Unsere angesehensten Rechtslehrer haben viel darüber gestritten, wem eigentlich der Titel esquire zustehe. Blackstone und Cohn haben den Gegenstand in Schriften behandelt und in einer neulichen Versammlung zu Kensington ist die Frage aufs neue lebhaft angeregt worden."

„Die Titel erfreuen sich bei uns einer so hohen Achtung, daß es schon für eine Ehre gilt, mit einem Betitelten auch nur entfernt bekannt zu sein. Deshalb ist der englische Mittelstand nicht mit Unrecht ein Corps Buschjäger genannt worden. Diese Menschen haben eine Art Ehrfurcht, eine gewisse heilige Scheu, nicht sowol vor den Adeligen in propria persona als vor deren Titeln. Die Pairie, Baronetschaft und Ritterschaft wissen sie auswendig und den kleinsten Verstoß in der Aufschrift eines Briefs oder beim Anreden Eines vom Adel erachten sie für unverzeihliche Sünde. Wir haben von einem militairischen Dichter gehört — er selbst Lieutenant in einem Infanterieregimente —, der in einem Gedichte auf Waterloo eine seiner Schlachterinnerungen in folgendem heraldischen Couplet niedergelegt hat:

«Step forth, Lieutenant Cobden, of Her Majesty's hundred and second foot — step forth unto the front»,
Cried Major General Sir Hussey Vivian, K. C. B. — «and bear the battle's brunt».“

23.

Bibliographie.

Heimsoeth, F., Die Wahrheit über den Rhythmus in den Gesängen der alten Griechen. Nebst einem Anhange über die Aufführung der griechischen Gesänge. Bonn, Henry und Cohen. 8. 12 Ngr.

Leibrock, A., Der Dom-Vicar und seine Pflegetochter. Eine Erzählung der neuern Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Kl. 8. 2 Thlr.

Rochlitz, C., Das Wesen und Treiben der Gauner, Diebe und Betrüger Deutschlands nebst Angabe von Maßregeln, sich gegen Raub, Diebstahl und Betrug zu schützen, und einem Wörterbuche der Diebessprache. Leipzig, Schmidt. 8. 12 Ngr.

Sixt, J. L., Geschichte der Kirchen in der Wüste unter den Protestanten Frankreichs vom Ende der Regierung Ludwig's XIV. an bis zur französischen Revolution. Nach dem französischen Werke des Charles Coquerel in treuem und erschöpflichem Auszuge bearbeitet. Berlin, Enslin. 8. 24 Ngr.

Speckter, E., Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Aus den nachgelassenen Papieren. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tellkampf, A., Die Verhältnisse der Bevölkerung und der Lebensdauer im Königreiche Hannover. Ein Beitrag zur Statistik Deutschlands. Hannover, Helwing. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Thaulow, G., Die Schule der Zukunft, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Ein Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 9 Ngr.

Urkundenbuch des Klosters Otterberg in der Rheinpfalz. Herausgegeben von *M. Frey* und *F. X. Remling*. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vogel, F., Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820 neu bearbeitet. 1ste bis 6te Lieferung. Zürich, Schultheß. 1845. 3. 12 Ngr.

Vries, J. de, Der Eid oder Verbrechen und Gewissensbisse. Ein Roman. Aus dem Holländischen von E. Wegener. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Kl. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wang Keaou Lwan Pih Neen Chang Han, oder die blutige Rache einer jungen Frau. Chinesische Erzählung. Nach der in Canton 1839 erschienenen Ausgabe von Sloth übersetzt vnn *A. Böttger*. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 2 Thlr.

Weil, G., Geschichte der Chalifen. Nach handschriftlichen, größtentheils noch unbenutzten Quellen bearbeitet. 1ster Band: Vom Tode Mohammed's bis zum Untergange der Omejjaden, mit Einschluß der Geschichte Spaniens, vom Einfalle der Araber bis zur Trennung vom östlichen Chalifate. Manheim, Bassermann. Gr. 8. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Carus, H., Briefe an Immanuel. Spiegelbilder der Zeit für Protestanten und Katholiken. 2te unveränderte Auflage. Augsburg, Schmid. 8. 12½ Ngr.

Freytag, J. A., Der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Ein Wort für die Gustav-Adolph-Stiftung an das evangelische Volk und seine Jugend. 2te Auflage. Hanover, Helwing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Grimm, F., Daß das Licht des Herrn noch immer über jeglichem christlichen Volke aufgehen müsse. Predigt. Adorf, Müller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Knittel, K. W., Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott. Zur Beurtheilung der von Hrn. Senior Krause gehaltenen Predigt „Der Meinungsstreit über die Person Jesu." Schweidnitz, Heege. 8. 7½ Ngr.

Köhler, L. M. R., Zwölf Predigten theilweise mit Beziehung auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart, nebst einem Anhange von Gelegenheitsreden. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 15 Ngr.

Köhler, M., Ein Wort in der deutschkatholischen Sache. Ein Conferenzvortrag. Jena, Luden. 8. 5 Ngr.

Krummacher, G. D., Die Sonne der Gerechtigkeit. Fünf Predigten über Maleachi 4, 2. und zwei Reformations-Predigten vom Jahre 1817. Elberfeld und Meurs, Rheinische Schulbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Luther-Album. Erinnerungsblätter aus Luther's Leben. Jena, Mauke. 4. 24 Ngr.

Robbe, C. F. A., Rede am 18. Februar 1846 zur Säcularfeier des Todestages Dr. M. Luther's. Leipzig, Barth; Hinrichs. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Stammbaum der Familie des Dr. Mart. Luther. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 18 Ngr.

Opitz, T., Bruno Bauer und seine Gegner. Vier kritische Artikel. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Otto, E., Unbefangene Beleuchtung des Zittel'schen Antrags auf Religionsfreiheit. Ein bescheidenes Wort zur Beruhigung der Gemüther an Badens Katholiken und Protestanten. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 Ngr.

Der papierene Papst der Protestanten. Eine kurze Belehrung für das protestantische Volk. Dessau, Fritsche. 8. 5 Ngr.

Pätsch, H. F. W., Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Predigt bei der Gedächtnißfeier des Todestages Luther's. Berlin, Amelang. 8. 5 Ngr.

Die Pestalozzi-Feier in Plauen, am 12. Januar 1846, veranstaltet vom voigtländischen Volksschullehrerverein. Plauen, Schröter. 8. 4 Ngr.

Pfyffer, K., Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu'schen Mordgeschichte. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Reiching, F. W., Predigt für gebildete Katholiken über die deutsch-katholische Sekte. Wiesensteig, Schmid. Gr. 8. 2½ Ngr.

Riehl, K., Johann Schwanewedel auf der Tegelers-Plate. Oder: die edle und kühne Meerfahrt am 22. October 1845. Celle, Schulze. 4. 2½ Ngr.

Röbbelen, A. H., Das Turnen, eine beachtungswerthe Zeitfrage. Zunächst für Hannover erörtert. Hildesheim, Fincke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rudolph, J., Bekenntnisse. Ein Sendschreiben gerichtet an die sogenannten Deutsch-Katholiken bei meiner Rückkehr zur katholischen Kirche. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 5 Ngr.

Ruland, J. R., Das Beständige im Vergänglichen. Neujahrspredigt. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Schenkel, D., Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken. Eine Erwiderung auf die neueste Schrift von G. G. Gervinus. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 15 Ngr.

Schmaltz, M. F., Predigt zur Gedächtnißfeier des Todestages Dr. M. Luther's. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schmidt, C., Der Prediger in der Jetztzeit. Eine Abhandlung. — Jesus Christus. Eine Predigt. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmieder, Luther der Apostel des deutschen Volks. Predigt zu Dr. M. Luther's Gedächtnißfeier zu Wittenberg. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwarz, J. C. E., Die Stimme des Geistes an Mart. Luther's Grabe. Predigt. Nebst drei Beilagen. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Schweizer, A., Das kirchliche Zerwürfniß des Jahres 1845 im Kanton Waadt, mit Benutzung der Akten dargestellt. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 8. 10 Ngr.

Schwertfeger, Der Feldzug der Geister innerhalb der katholischen Kirche während der Jahre 1844—1846 fgg. Protestantischer Ostermorgengruß an Ronge und Görres, zugleich als Gabe der Erinnerung an die Zeit nach Luther's Tode und an den Schmalkaldischen Krieg in den Jahren 1546 und 1547. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

④ Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 119. —— 29. April 1846.

Die deutsche Policei im 19. Jahrhundert. Von Gustav Zimmermann. Zwei Bände. Hannover, Schlüter. 1845. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Nächste, was wir von einer Schrift über die Policei, die mit der Prätension der Wissenschaftlichkeit auftritt, zu erwarten berechtigt sind, ist wenigstens ein ernstlicher Versuch, die Unklarheit, welche über den Begriff und das Wesen jenes Instituts herrscht und den Gegenstand allbekannter Klagen bildet, zu beseitigen. Wir können es um so weniger vermeiden gleich von vornherein auf diesen Punkt einzugehen, als wir weder den wissenschaftlichen Standpunkt des Verf. der oben genannten Schrift theilen noch seine Behandlungsweise billigen können, und namentlich der Überzeugung sind, daß mit dem von ihm unaufhörlich eingeschärften Festhalten an dem Positiven und der täglichen Praxis für die Lösung jener Hauptschwierigkeit nichts gewonnen wird. Die Praxis hat freilich ihre Thätigkeit nicht zu suspendiren, bis die Theorie unangefochtene und einleuchtende Begriffe über Sinn und Gegenstand dieser Thätigkeit zur Geltung gebracht hat; gleichwol kann sie jener Begriffe aber dennoch nicht entbehren, indem der Praktiker, der mehr sein will als geistloser Routinier, auch über die Bedeutung seines eigenen Thuns im Klaren zu sein verlangt, und überdies die legislative Thätigkeit, die den praktischen Staatsmännern obliegt, ohne weitere und höhere Principien auf eine bedauernswerthe, schon so oft als schädlich erprobte Weise im Finstern tappen würde. Reicht nun die Theorie nach dem Standpunkte der Wissenschaft in einer bestimmten Epoche nicht aus, ist sie vage und unpraktisch, so soll man sie verbessern und nicht mit einem weise und prätentiös gehaltenen Rückfalle auf den derbsten Empirismus etwas geleistet zu haben meinen. Bei solchen Rückfällen erfährt man vielmehr meistentheils die Ironie, daß die verächtlich behandelte Theorie genauer betrachtet doch sehr anerkennenswerthe Aufschlüsse enthielt und daß die eigenen als neues Evangelium verkündeten Leistungen hinter dem längst Bekannten weit zurückbleiben.

Allerdings ist nun die Rechts- und Staatslehre gerade in Bezug auf die Policei noch zu keinem genügenden Abschließen gekommen. Wir können dieses ohne ein ermüdendes Durchgehen der Literatur und schon mit wenigen Zügen in das Licht stellen. Das rationalistische Naturrecht der Kant'schen Schule, welches den Staat nur als Product der Einzelwillen auffaßt und seinen Zweck auf die Interessen der Einzelnen bezieht, nimmt nur den Rechtsschutz als diesen Zweck an, und findet dann für die Policei nur die Function, daß sie künftigen Verletzungen vorbeuge. Da die Policei aber offenbar mehr thut, da sie für Sitte und Wohlstand sorgt, so erklärt man dieses Mehr nur daraus, daß damit künftigen Verletzungen vorgebeugt werde. Demselben Standpunkte gehört noch die Lehre Mohl's an, welcher in der Policei die Gesammtheit aller jener verschiedenartigen Anstalten und Einrichtungen erblickt, welche bezwecken, durch Verwendung der Staatsgewalt diejenigen Hindernisse der allseitigen Entwickelung der menschlichen Kräfte zu entfernen, welche durch die Kraft der Einzelnen gar nicht oder nur unvollständig, wol aber durch die Anwendung der Gesammtkraft der Bürger entfernt werden können. Fichte hat in seiner „Staatslehre" den Fortschritt gemacht, daß er bei der Bestimmung der Policei theils über das bloße Verhüten, theils über die Rechte der Unterthanen als Zweck der policeilichen Thätigkeit hinausging. Der Staat steht mit den Unterthanen in einem gegenseitigen Vertrage, zufolge dessen es von beiden Seiten Rechte und Pflichten gibt. In den Fällen, da der Unterthan klagen kann, ist das Verbindungsmittel zwischen beiden gefunden. Über dieses wird indeß nicht geklagt, und für diese Fälle bildet eben die Policei das Verbindungsmittel zwischen der executiven Gewalt und den Unterthanen. Noch tiefer in das Einzelne gehende Ansichten finden sich bei Hegel, der namentlich die Trennung der Justiz von der Policei scharf zu bestimmen gesucht hat. Im dritten Theile handelt Hegel unter dem Begriffe der Sittlichkeit von der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate. Die bürgerliche Gesellschaft enthält drei Momente. Zunächst die Vermittelung des Bedürfnisses und die Befriedigung des Einzelnen durch seine Arbeit und durch die Arbeit und Befriedigung der Bedürfnisse aller Übrigen — das System der Bedürfnisse. Dann die Wirklichkeit des darin enthaltenen Allgemeinen der Freiheit, der Schutz des Eigenthums durch die Rechtspflege. Endlich aber die Vorsorge gegen die in jenen

Systemen zurückbleibende Zufälligkeit und die Besorgung des besondern Interesses als eines Gemeinsamen durch die Policei und Corporation. In der Rechtspflege wird das Allgemeine mit dem Besondern vermittelt: das Allgemeine, das Recht, ist aber ein beschränkter Kreis, dem das Wohl noch etwas Äußerliches bleibt. Die Förderung dieses besondern Wohles liegt der Policei ob. An dieser ganzen Gliederung, an welche sich einzelne scharfe und sehr beachtenswerthe Bemerkungen über die policeiliche Thätigkeit knüpfen, haben wir dann den Formalismus zu tadeln, der bei Hegel, namentlich in seiner „Rechtsphilosophie", eine Losreißung der einzelnen Elemente aus ihrem natürlichen Zusammenhange und ein Einzwängen derselben in ein der durchgehenden logischen Formel gemäßes Schema veranlaßt. Gerade bei dem vorliegenden Gegenstande scheint uns die Auflösung der den einzelnen Elementen gegebenen Anordnung besonders nothwendig und folgenreich. Es ist an sich ein Verdienst, daß Hegel den Staat nicht mit der bürgerlichen Gesellschaft identificirt: die einzelnen Unterscheidungen und Merkmale beider sind aber wider die Wirklichkeit angenommen. Rechtspflege und Policei sind zunächst offenbar staatliche Elemente und fallen mit in das innere Staatsrecht, in welchem bei Hegel das religiöse Element beiläufig, und sonst Regierung, Gesetzgebung und fürstliche Gewalt vorkommt. Ferner ist die Folge von Familie, bürgerlicher Gesellschaft und Staat nicht die richtige. Wir finden hier eine Gliederung, deren einzelne Stufen einen jeden Menschen und zwar ganz und nach allen Seiten umfassen und die sonach nicht unpassend die Grundpersonen alles menschlichen Zusammenlebens genannt sind. Diese Personen sind indeß augenscheinlich Familie, Gemeinde, Nation, Volk und Staat, und in weiterm Fortschritte Staatenbund und endlich die Menschheit. Neben dieser Reihe von Organismen, die zugleich der räumlichen Absonderung der Einzelnen und Gesammtpersonen entsprechen, gibt es eine zweite, aus der Natur des Menschen, seinen geistigen und physischen Anlagen und seiner Bestimmung abzunehmende. Wir finden hier die Sphären der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie und des Handels, und eine mit der besondern Function der Gewährung des Rechts bekleidete Sphäre des Politischen oder den Staat. Obgleich es zur Zeit nur erst für das religiöse und politische Element feste Organisationen gibt, so sind doch auch die übrigen Elemente solcher Organisationen fähig und streben der Bildung derselben sichtlich zu. Kommt es darauf an, das Verhältniß des Staats zu ihnen zu bestimmen, so ist dieses das der Coordination, und dem Staate kommt es zu, ihnen ihr Recht, d. i. die Gesammtheit der zu ihrer Existenz und Entwickelung nöthigen Bedingungen zu sichern. Wie fruchtbar diese der Krause'schen Philosophie entnommene Auffassung überhaupt sei, wird hier nicht nach allen Seiten hin zu erörtern sein, wir dürfen nur die Consequenzen für den gerade hier vorliegenden Gegenstand andeuten.

Wenn wir den Staat als die Sphäre des Rechts auffassen, so nehmen wir den Begriff von Recht nicht so eng, daß danach Processe und Urtheile die eigentliche Function des Staats wären. Wir verstehen unter dem Rechte vielmehr die Gesammtheit der von menschlicher Freiheit abhängenden Bedingungen für die Erreichung der Vernunftbestimmung des Einzelnen wie der Gesellschaften. In der Verwirklichung des Rechts setzt sich der Staat daher mit allen übrigen Sphären der Gesellschaft in ein inniges Verhältniß. Er beschränkt sich nicht auf bloßes Gehenlassen, sondern nimmt sich alles Menschlichen an und kommt der Erfüllung aller gesellschaftlichen Zwecke zu Hülfe. Nun stehen aber alle vorhin bezeichneten Elemente der Gesellschaft in einem solchen organischen Zusammenhange, daß nicht nur jeder Einzelne an allen Theil hat, sondern auch jeder Verein, jede Sphäre mit allen übrigen eng verknüpft ist. So ist die Familie ebenso wie die Gemeinde oder das Volk ein Mittelpunkt für Pflege des Rechts, der Kunst, Wissenschaft u. s. w., so ist der Verein für Recht oder der Staat auch von Moral, Religion durchdrungen u. s. w., so ist die Religion in der Kirche nach dem Rechte organisirt, mit Kunst und Wissenschaft verbunden u. s. w., sodaß sich in dem dargestellten Organismus jedes Glied mit jedem verbindet. Vollständigkeit oder Mängel dieser Organisation hängen von der Culturstufe und dem welthistorischen Standpunkte der Völker ab: in dem einer allgemeinen Harmonie entgegenstrebenden Entwickelungsgange bemerken wir aber, daß die vollständiger organisirte Sphäre über die übrigen zur Führung einer gleichsam vormundschaftlichen Gewalt berufen ist. Hiernach ist allerdings eine große Varietät selbst zu einer und derselben geschichtlichen Epoche möglich, indem die Selbständigkeit der einzelnen Gesellschaftssphären in verschiedenen Graden abgemessen und von ihren eigenthümlichen Functionen mehr oder weniger geradezu in den Staat verlegt sein kann. Es ergeben sich hier die Verschiedenheiten mehr oder minder centralisirter Staatsorganisationen.

Fragen wir nun nach einer Begriffsbestimmung der Policei und insonderheit nach ihrem Unterschiede von der Rechtspflege im eigentlichen Sinne, so finden wir hier eine scheinbare Unbestimmtheit, die sich aus den verschiedenen Erscheinungsweisen der Policei in verschieden organisirten Staaten erklärt. Mit dem bloßen Rechtsprechen ist die Function des Staats, das Recht, d. i. sämmtliche äußere Bedingungen für die Bestimmung der Individuen und Gesammtheiten zu gewähren, nicht erschöpft, denn das Rechtsprechen bezieht sich blos auf die Fälle, in welchen diese Bedingungen von Einzelnen oder Gesammtheiten zu leisten und diese bei ihrem Widerspruche durch Zwang zur Leistung anzuhalten sind. Viele jener Bedingungen werden aber durch eine allgemeine Fürsorge des Staats (oder der Familie, der Gemeinde) geleistet, es fehlt der Natur der Sache nach an civilistischen Rechtsnormen für dergleichen nach Zweckmäßigkeit und Bedürfniß zu gebenden Leistungen, und es kommt nicht sowol auf Foderung, Weigerung, juristische Prüfung und Zwang als auf voraussichtiges Anordnen an,

Das ist das Gebiet der Polizei, welches man viel zu enge bestimmt, wenn man es auf Vorbeugungen oder auf Aufrechterhaltung der Ordnung beschränkt. Diese allgemeine Fürsorge für Ordnung ist ebenso wol wie das Vorbeugen nur ein bestimmter Theil jener allgemeinen leitenden, sorgenden und ordnenden Thätigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Mistreß H. Martineau.

Die Ansiedler im eigenen Hause von H. Martineau. Herausgegeben von W. Häring. Berlin, Buchhandlung des Lese-Cabinets. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Indem ich hier ein Buch loben will, beliebe der Leser dieser Anzeige auf die Unterschrift zu achten, um von vornherein gegen mein Lob gewarnt zu sein, insofern ich es mir selbst ertheile. Meinerseits geschieht es mit gutem Gewissen; es ist an dem Leser des Buches und des Berichts zu entscheiden, ob das Gewissen sich von meinem Interesse an der Sache fortreißen ließ oder ob auch er mit gutem Gewissen mir beistimmt.

Die Dichtungen, Novellen, Parabeln, oder welchen Namen man den eigenthümlichen Schriften der Martineau beilegen will, haben eine bedeutende Wirksamkeit in ihrem Vaterlande wie in Amerika geübt. Aber sie erschienen zu einer Zeit, wo in Deutschland die Poesie noch als eine Macht galt, deren Zweck eben die Poesie war. Die Frau mit ihren moralischen, praktischen Tendenzen kam uns fremd auf dem Gebiete vor, wo wir die Begeisterung nur als berechtigt aufzutreten hielten. Ich bekenne, daß ich, mit Voreingenommenheit gegen die ganze Gattung, die Erscheinung hingehen ließ ohne sie zu beachten. Was sollten uns Dichtungen, welche zum Zwecke hatten, die Engländer mit der Zweckmäßigkeit und Billigkeit dieser und jener bürgerlichen Einrichtung bekannt zu machen, um sie damit zu befreunden, oder umgekehrt über die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit anderer ihnen das Auge zu öffnen? Die Zeiten haben sich geändert, auch bei uns fing man an, die Poesie gewähren zu lassen, wo sie, nach unsern ältern Begriffen, eine Mesalliance mit dem Bedürfniß und dem Nutzen schloß. Der Begriff des Volkes, und was für das Volk ist, tauchte immer dringender und mahnender auf, schon fangen wir an, nach einer Volksliteratur uns umzuschauen und schon sind manche treffliche Bücher zu diesem Zweck geschrieben; aber die englische Matrone, die es schon früher gethan, war inzwischen übersehen und vergessen.

Deutsche Erzieherinnen, die es ernst mit ihrer Sache meinen, machten mich zuerst wieder auf die fremde Frau aufmerksam. Sie klagten, daß trotz der Überflutung des Marktes mit Jugendschriften doch noch immer ein empfindlicher Mangel an tüchtigen, auf Herz, Verstand, Moral und zugleich auch auf die Phantasie einwirkenden Schriften vorhanden sei. Wo nicht das albern Kindische vorwalte, mache sich der abgeblaßte, matte doctrinaire Charakter in den meisten deutschen Büchern für die Jugend Luft, der aller sinnlichen Anziehungskraft entbehre. Warum man denn nicht die trefflichen Bücher der Martineau übersetze? Auch da kam es mir seltsam vor, daß eine Frau, welche spröde, trockene Stoffe des Alltagslebens, der Fabrikthätigkeit, des Handels und der Gewerbe zu Novellen verarbeite, besonders geeignet sein sollte, auf Herz, Geist und Phantasie unserer Jugend einzuwirken. Zur selben Zeit legte mir die Übersetzerin der „Settlers at home" oben genannte Schrift der berühmten Engländerin, mit der Bitte, sie zu prüfen, und, wenn ich mich zu ihren Gunsten aussprechen könne, mit der vor, sie durch ein Vorwort beim deutschen Publicum einzuführen. Denn — die Schrift habe ohne einen deutschen Namen davor keinen Verleger gefunden!

Die Thatsache, daß ich die Schrift bevorwortet und herausgegeben habe, ist mein Urtheil. Was nicht Alles übersetzen wir, und die Martineau fand noch keinen Verleger, die populaire Schriftstellerin, deren Werke in Amerika nachgedruckt und von für die Volkserziehung zusammengetretenen Vereinen für Spottpreise oder gratis an das Volk ausgetheilt werden! Es sind mehr wunderliche Dinge in unserer Literatur, als daß wir uns darüber so besonders zu verwundern hätten. Es ist besser über das Vergangene zu schweigen und das Unsere zu thun, es für die Zukunft besser zu machen.

Eine Dichterin, die auf kühnen Schwingen über die Erde sich erhebt, noch eine, die das tiefste Weh und die höchste Freude der Menschenbrust in ihren Dichtungen widerklingen ließe, ist die Martineau nicht; auch nicht eine, welche mit besonderer Lieblichkeit und Anmuth die wirklichen Erscheinungen des Lebens malte und accompagnirte. Sie ist vielmehr eine etwas harte, kurze, puritanische Frau, die auf sichern Füßen und mit sicherm Blicke auf ihrem Gebiet umherwandelnd sich durch glänzenden Schein so wenig täuschen läßt, als sie täuschen will. Die Extravaganzen der Gemüthswelt sind ihr fremd, sie will nicht aufregen, sie will beschwichtigen. So wenig sie das wirkliche Elend übertünchen will oder die bösen Triebe beschönigen, duldet sie sich darin, die Nothzustände zu übertreiben und die verbrecherischen Tendenzen noch schwärzer zu zeichnen als sie sind. Aber sie deckt die Verderbtheiten der Verhältnisse und des Herzens auf, um auf schlichte Weise die Mittel an die Hand zu geben, durch welche der Mensch im Allgemeinen und jeder Mensch im Besondern sich helfen kann. Obgleich Engländerin, doch entfernt von aller frömmelnden Orthodoxie, lehrt sie das christliche Sittengesetz: Laß dich nicht des Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Sie ist in vielen ihrer staatsökonomischen Schriften in entschiedener Opposition mit dem Bestehenden, aber ihre Angriffe sind nicht destructiver Art. Es wäre eine zu kühne Aufgabe für eine Frau, chaotisch Grund und Boden aufwühlen zu wollen, sie ist für sie schon ehrenvoll genug, dem Menschen zu zeigen, wie er sich und seine Nächsten aus dem Gewirr, den Irrgängen und den Einsturz drohenden Ruinen herausziehen und festen Boden gewinnen möge.

Lasse man diese auf Englands specielle Verhältnisse bezüglichen Schriften und Novellen einstweilen aus dem Spiel, obschon auch unter ihnen mehre mit besonderm Geschick und so behandelt sind, daß sie für einen allgemeinern Lesekreis von Interesse sind. Uns interessirt die Martineau jetzt nur als Schriftstellerin für die Jugend, wie sie Sittlichkeit lehrt ohne langweilige Moral; wie sie, eine feine und sichere Beobachterin des Herzens, seinen zarten Regungen, seinen Affecten nachgeht, deren Quellen entdeckt, und ihre Wirkungen zu lebendiger Anschaulichkeit bringt; wie unter ihrer Hand jeder Gedanke sich plastisch gestaltet, wie sie immer fort lehrt und doch nie docirt; wie sie im Spielen ihre Spielgenossen das Rechte finden und ihren Verstand durch die Begegnisse des Lebens sich entwickeln läßt, instinctartig anfangend bis zur bewußten Thatkraft. Sie ist von etwas harter Natur, sagte ich schon, sie ist eine Gouvernante, die nicht mit ihnen rennt, springt und tanzt, was junge Mädchen doch bisweilen auch gern sehen, sie geht gemessenen langsamen Schrittes mit ihnen fort und verweilt, wo es ihr nöthig scheint, daß wir uns umsehen; sie weist ihre Begleiterinnen aber nicht absichtlich darauf hin, sondern wartet, bis der Gegenstand ihnen auffällt. Dann gibt sie wol die nothwendigsten Erklärungen; lieber aber ist es ihr doch, wenn die Jugend sie sich selbst gibt, durch eigenes Nachsinnen. Sie ist eine ernste Matrone, der Heiterkeit nicht fremd, aber — und dieser Fehler, oder lieber Mangel, darf nicht verschwiegen werden — nirgend kann sie sich zur Lustigkeit beilassen und der Humor ist ihr ganz fremd. Dafür hat sie eine andere Gabe: während die Neugier und Wißbegier der Jugend Nahrung erhält, unterhält sie und fesselt durch die schlichte, natürliche und spannende Handlung auch erwachsene Leser. Ihre Jugenderzählungen, entfernt von allem Kindischen und Albernen, sind zugleich Romane, im besten Sinne des Wortes, die in jedem Leser ein edles Nachdenken erregen; und ist das nicht am Ende

die höchste Aufgabe der Kunst des Jugendschriftstellers, daß, was die Kinder entzückt, auch die Ältern fesselt!

Ihre „Ansiedler" sind gewissermaßen eine andere Bearbeitung des ewigen Themas, welches allen Robinsonaden zum Grunde liegt. Der verschlagene, von der Cultur und der Gemeinschaft seiner Mitmenschen isolirte Mensch, ganz auf sich angewiesen, muß den großen Civilisationsproceß allein aufs neue durchmachen, er muß Holzschläger, Jäger, Fischer, Handwerker, kurz Alles in Allem werden, um, des großen Exempels Facit bei den meisten dieser Gedichte, den Beweis zu liefern, daß wir Menschen von unserm natürlichen Zustande uns verirrt haben, daß wir wieder dahin zurückkehren sollen, Alles uns selbst zu verdanken und unabhängig zu bleiben von fremder Hülfe. So kehrt die Poesie zur Prosa zurück; denn was ist eigentlich der Sinn davon, als daß so ein armer Mensch seine Erfindungskraft und Thätigkeit abarbeiten muß, um — sein Leben nothdürftig zu fristen. Gott sei Dank, wir sind zu mehr Lebenspoesie durch den Grundsatz der Theilung der Arbeit gelangt. Wir sind nicht da, um jeder selbst sein Brot, vom Einstreuen des Weizenkorns in die Furche bis zum Ausschaufeln aus dem Backofen sich zu fertigen, sondern durch das Brot, das durch hundert andere Hände geht, frei zu werden zu geistiger Thätigkeit. Rückerinnert zu werden an den Proceß, den die Menschheit durchgemacht, in dem Ausnahmeproceß eines Einzelnen ist indeß immer ein hübsches Spielzeug für die Phantasie, und Campe's „Robinson" bleibt ein Meisterstück von Erziehungsschrift für die Jugend, ganz seine Aufgabe erfüllend, wenn wir die Zeit uns vergegenwärtigen, in welcher er entstand. Unsere Martineau aber hat die Aufgabe anders gefaßt und in die Möglichkeit, in die Verhältnisse übersetzt, die uns Allen begegnen könnten. Kinder, auf einer Mühle in der Niederung, von einer Überschwemmung betroffen und von ihren Ältern getrennt, sind darauf angewiesen, sich selbst zu helfen. Das alte morsche Haus sinkt, von den Fluten erschüttert und durchweicht, mehr und mehr zusammen, nachdem die kleine Republik sich allmälig bis in die oberste Dachkammer gerettet hat. Sie müssen anderwärts ihre Zuflucht suchen, sie werden Schiffer, Schiffbauer, Fischer, Jäger, sie bauen, kochen, sammeln, und die Erfindungskraft in den kleinen Hirnen wird aufs Äußerste angestrengt. Da fehlt es nicht an ergreifenden Situationen, hübschen Bildern und Spannungen, die auch den ältern Leser bewegen, ohne doch die Nerven krankhaft anzuregen. Das ist aber nur der eine äußerliche Theil. Die Kinder sind von verschiedenem Alter, Gaben, Neigungen; es gilt, unter ihnen selbst Frieden und Eintracht herzustellen, Einer muß herrschen. Zu ihnen gesellt sich aber auch noch ein fremdes Kind, ein erzböser Bube, der Sohn von sehr schlechten Ältern, schon vorhin der Störenfried der Gegend, und jetzt wie das böse Princip unter diese unglückliche Gemeinschaft auf einer umfluteten Erdscholle gestreut. Während sie zu gemeinsamer Rettung arbeiten, stets im Kampf mit dem Elemente, mit Witterung, bösen Dünsten, Nahrungssorgen und Krankheit, müssen sie noch beständig auf ihrer Hut sein gegen den kleinen Neidhard und Verräther. Aber das gute Princip siegt; wie die Kinder selbst, erschüttert und geweiht durch die Drangsale, zu einer kindlichen Gottesverehrung, zu einer innern Heiligung gelangen, geht auch der trotzige Bube allmälig in sich. Diese Bekehrung ist keine willkürliche mit beliebten Theatercoups, sondern auf die einfachste, natürlichste Weise herbeigeführt. Ein einziges Moment ist in der ganzen Reihe von Begebenheiten und Handlungen, die wie von selbst auf einander folgen, willkürlich herbeigezogen, die vom Wasser aufgespülte Leiche aus einem Hünengrabe, nebst den Betrachtungen, welche sich daran knüpfen. Auch die ist praktisch bekommen, um nicht nüchtern zu sagen; Miß Martineau hat gefühlt, daß jede Dichtung einer Beimischung aus dem Reiche des Wunderbaren bedürfe und daß das Alltägliche zum täglichen Bedürfniß nicht reiche; so weit war das Motiv richtig, aber in der Ausführung scheiterte sie diesmal. Wir können ihr den leichten Fehler vergeben.

Beim Worte Robinson macht sich der Vergleich mit Campe wie von selbst. Es ist noch kein zweiter Campe für die deutsche Jugend wieder geboren. Wohlverstanden, der Campe in der Mitte des 19. Jahrhunderts müßte ein anderer sein als der zu Ausgang des 18. die deutsche Jugend eroberte, wenn er eine gleiche Mission mit gleichem Glück übernehmen wollte. Das Nützlichkeitsprincip von damals war doch nicht dasselbe mit unsern Forschritts- und Entwickelungsgedanken. Auch der dialogischen Form der Campe'schen Erzählungen sind wir entwachsen; so naiv will die Welt, so will auch die Jugend sich nicht mehr belehren lassen. Darin hat die Martineau den Ton getroffen; nur daß ein deutscher Nachfolger in denselben vielleicht etwas mehr populaire Wärme und einigen Humor, unbeschadet dem ernsten Eindruck und dem ernsten Zwecke, bringen dürfte.

W. Alexis.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Genrebilder nach dem Leben.

Die Tagesschriftsteller würden es allmälig überdrüssig werden, die bunten Gestaltungen des pariser Lebens immer und immer wieder zum Gegenstande ihrer Schilderungen zu machen, wenn dieser flüssige, bewegliche Stoff nicht unter dem Einflusse einer steten Umwandlung stände. Wer mit Aufmerksamkeit den flüchtigen Wellen des täglichen Lebens, wie es sich in Paris gestaltet, folgt, für den werden sich immer neue Beziehungen und Anknüpfungspunkte herausstellen, welche für den weniger scharfsinnigen Beobachter in einer gleichgültigen Einförmigkeit untergehen und verschwinden. So wissen die geistreichen Genremaler des pariser Lebens, Balzac, Sue u. A., dem oft geschilderten Stoff immer neue Seiten abzugewinnen. Zu den neuesten Erscheinungen auf diesem ergiebigen und von den Franzosen mit besonderm Glücke angebauten Felde rechnen wir das Sammelwerk „Le diable à Paris", welches aus dem Zusammenwirken mehrer beliebten Feuilletonisten wie Balzac, Sue, G. Sand, P. J. Stahl u. A. hervorgegangen ist. Wir erhalten hier anziehende Spiegelbilder, welche mit sicherer Hand unmittelbar aus dem bunten Leben herausgegriffen sind. Die Verfasser haben die Grenzen so weit als möglich gezogen, und so werden Scenen aus allen Kreisen an uns vorübergeführt. Auch die obligaten Illustrationen, welche mehr und mehr den wesentlichen Bestandtheil solcher Werke bilden, fehlen nicht, und man muß gestehen, daß Gavarni wieder einen überraschenden Beweis seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit geliefert hat. Neben dem „Diable à Paris", zu dem auch Balzac, dieser Überall und Nirgend, beigesteuert hat, müssen wir noch ein besonderes Werk dieses unglaublich fruchtbaren Schriftstellers erwähnen, welches sich gleichfalls im Kreise der Genremalerei bewegt. Wir meinen seine „Petites misères de la vie conjugale". Balzac, den man den Erfinder der Frau von 30 Jahren genannt hat, weil eine Zeit lang in seinen Romandichtungen jene vornehmen, interessanten Wesen, deren erster Jugendreiz einem schwermüthigen Anfluge gewichen ist, eine bedeutende Rolle spielten, zeigt sich in dieser neuen Production wieder als ein scharfer Beobachter der ehelichen Beziehungen. Freilich handelt es sich hier nur um die Form, welche die Ehe in den Verhältnissen des großstädtischen Lebens angenommen hat, und die dem eigentlichen Wesen der ehelichen Verbindung nur allzu wenig entspricht. So erhalten wir eine Menge piquanter Situationen mit leichtfertigen Betrachtungen aller Art verbrämt, welche den Gaumen lüsterner Leser kitzeln. Im Allgemeinen aber steht diese neue Schöpfung des unermüdlichen Schriftstellers, besonders was Feinheit und anmuthige Leichtigkeit betrifft, hinter der geistreichen „Physiologie du mariage" desselben Verfassers weit zurück. Dieses letztere Werk ist eine der brillantesten Analysen der gesellschaftlichen Beziehungen, welche für den geschickten Romandichter eine unerschöpfliche Fülle von Beobachtungen bieten.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 120. — 30. April 1846.

Die deutsche Policei im 19. Jahrhundert. Von Gustav Zimmermann. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Die scheinbare Unbestimmtheit dieser Beschreibung der Policei verschwindet, sowie man zum Concretern fortgeht, indem sich hier sofort Grenzen und nähere Bestimmungen ergeben. Es kommt hier Alles darauf an, in welchem Verhältnisse der Ausbildung und Harmonie sich jene einzelnen Gesellschaftselemente befinden, in welchem Maße das eine zu einer Suprematie oder Oberherrschaft über die andern gelangt ist. So wäre es dem Begriffe der Sache entsprechend, daß in jeder Familie jene allgemeine Fürsorge und Aufrechterhaltung der Ordnung vom Familienhaupte, daß die Localpolicei in den einzelnen Gemeinden von diesen und endlich im Staate eine Fürsorge geübt werde, welche die policeiliche Thätigkeit in den einzelnen Grundpersonen der Familien und Gemeinden nicht aufhebt, sondern überwacht und sich alles Dessen annimmt, was nicht blos local ist. Auf gleiche Weise hätten die in der zweiten Reihe stehenden Organisationen für Religion, Wissenschaft, Industrie u. s. w. in ihren eigenthümlichen Gebieten gleichfalls jene Fürsorge zu üben. In der Wirklichkeit sehen wir aber eine Reihe von Abweichungen und Verschiedenheiten. Wo ein anderes Gesellschaftselement stärker ist als das politische oder der Staat, führt dieses die Policeigewalt, z. B. die Kirche. Gerade die Gewalt der Kirche drückt am empfindlichsten, weil sie den Menschen in allen Lebensbeziehungen berührt. Bei dem Vorherrschen des Staats ist dann nach Verfassung und Bildungsstufe eine Reihe von Verschiedenheiten möglich. In monarchischen Staaten, wo das privatrechtliche Princip an der Spitze steht und besondere Interessen vorwalten, gewinnt die Policei einen besondern Charakter. Oft wird sie in Folge des Princips des Vielregierens und Centralisirens die Selbständigkeit der Volkselemente beeinträchtigen und ihre Fürsorge bis in die den Gemeinden zu überlassende Localpolicei, ja sogar bis in die Familienangelegenheiten erstrecken. Das Preußische Landrecht enthält Bestimmungen über das Säugen und Warten der kleinen Kinder und über die intimsten ehelichen Verhältnisse. Besonders aber wird sie an dem Charakter des Arbitrairen festhalten, sich keinen festen Normen unterwerfen und für das höchste unbeschränkteste Ermessen einen weiten Spielraum bewahren. Die Seiten der Zufälligkeit und Persönlichkeit, durch welche, nach Hegel's Ausdruck, die Policei etwas Gehässiges bekommt, werden scharf hervortreten. Einen Gegensatz hierzu zeigen Nordamerika und England. Hier ist die Policei nur Dienerin und Vollzieherin der bestehenden Gesetze und steht unter den Befehlen der städtischen und grafschaftlichen Behörden, sodaß der Unterschied zwischen rechtlicher und policeilicher Befugniß, das Berufen auf eine ganz schrankenlose Policeigewalt wegfällt und der Policeibeamte für willkürliche Verhaftungen ebenso verantwortlich ist als jeder Privatmann.

Wenden wir uns nun zu der vorliegenden Schrift über die Policei, so glauben wir dieselbe folgendermaßen charakterisiren zu müssen. Der Verf. ist über seinen Gegenstand gut unterrichtet und man kann ihm Scharfsinn und praktischen Blick auf keine Weise absprechen. Das ganze Buch zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält einen „Beitrag zur Naturgeschichte der policeilichen Literatur", der zweite „Geschichtliche Bemerkungen über die Policei", der dritte eine „Allgemeine Begründung und Charakteristik des policeilichen Instituts", der vierte „Die verrufene Lehre von Umfang und Grenze der Policei" und der fünfte, der den ganzen zweiten Band füllt, „Über die policeilichen Gesetze und die charakteristischen Thätigkeiten der Policei", die beobachtende, vorbeugende Sorge, die Behandlung gegenwärtiger Übelstände und die entdeckende Thätigkeit der Policei. Was sich in den Erörterungen des Verf., die sich in diesem Rahmen bewegen, nun Gutes und Brauchbares findet, wird leider durch mehre üble Eigenschaften des Buchs wieder in den Schatten gestellt. In der Form befleißigt sich der Verf. — den hier die strengen Kritiken seiner „Dachpredigten" leider keines Bessern belehrt haben — einer geistreich schwatzhaften und breiten Darstellung, durch welche das Buch interessant gemacht und verhütet werden soll, „daß es nicht in jene Handbibliothek geräth, aus welcher man zu einschläferndem Zwecke nach Tische oder vor Schlafengehen greift". Eine unglücklichere Form und eine zu welcher der Verf. weniger Geschick hatte war schwerlich zu wählen. Zunächst paßt diese Form zu einem wissenschaftlichen Werke überhaupt nicht;

sie führt zu Zwittererzeugnissen, bei denen man eigentlich nicht weiß, ob man etwas Ernstes oder etwas blos Unterhaltendes vor sich hat, und läßt den Ernst und die Wissenschaftlichkeit augenscheinlich leiden. Dann aber hat gerade der Verf. zu der gewählten Darstellungsweise, auf die er sich etwas einzubilden scheint, entschieden gar kein Talent. Die ganze Schreibweise erinnert nicht an ein geistreiches und ungebundenes Salonsgespräch — wie sie wahrscheinlich soll —, sondern an den saloppen Rabulistenton in schlechten Advocatenschriften oder an das Schenkstubengeschwätz mancher modernen Politiker des letzten Ranges. Es ist in dieser Weise etwas Abstoßendes, man fühlt sich einer Sphäre näher gerückt, die Jedem, der etwas auf sich hält, unaussprechlich ignobel vorkommt, und wäre das Buch ein Mensch, so würde man nichts mit ihm zu thun haben wollen. Das Widerwärtigste sind die ewigen Verhöhnungen der deutschen Wissenschaftlichkeit und Philosophie, an deren Stelle der Verf. die roheste Empirie und das entschiedenste Festklammern am Bestehenden setzt. Sowie in den „Politischen Predigten" eine wirklich große in Deutschland zur Erscheinung gekommene Idee auf eine Art und Weise angegriffen wurde, daß sich die gesunde Empfindung verletzt fühlen mußte, so macht es auch hier den peinlichsten Eindruck, Dasjenige, worauf Deutschland unter so vielen Leiden und Nachtheilen noch stolz sein darf, seine wissenschaftliche Tiefe und seine Philosophie, verhöhnt und verspottet zu sehen. Und gleichwol verdankt der Verf. die guten Gedanken die er vorbringt nur eben dieser Philosophie, unter der er sich freilich nichts als eine leere Träumerei zu denken scheint. Seine grass empirische Auffassung hätte ihn nicht weit geführt. Er will sich an die ganz rohe Realität, an die handfeste Sache halten und meint, die Policei wie jedes staatliche Organ und Institut sei nicht aus Ideenstoff gewebt, sondern aus Menschen, Behörden, Formen, die sich als äußere Erscheinung der Sinnenwelt geltend machten (S. 127). Diese äußere Seite leugnet keine vernünftige Theorie; eine Ansicht aber, die nichts als diese äußere Seite kennen und gelten lassen will, kann man nur als absurd bezeichnen. Wenn der Verf. sich blos an die empirischen Realitäten, an die handfesten Dinge hält, so findet er auf der Policei Gemächer, Tische, Stühle, Schreibmaterial und Menschen. Um in diesen empirischen Realitäten einen Sinn zu finden, muß er die Gedanken zu Hülfe nehmen und einen Ideenstoff anerkennen, aus dem das Institut allerdings gewoben und zusammengesetzt ist. Er schiebt also ganz unbemerkt den Ideenstoff mit hinein und meint, er halte sich an die Realitäten, wenn er nur keine neuen Ideen, nichts was über den in der jetzigen Lage der Sache in dem Institute einmal waltenden Geist hinausgeht, hineinbringt. Hiermit wird dann das Wesen der Sache nicht getroffen, sondern nur die zufällige historische Erscheinungsseite, und das ganze Buch müßte eine Apologie des Schlendrians sein, wenn der Verf. seinem Standpunkte durchgängig treu bliebe. Wo er dieses nicht thut, gelangt er oft zu guten Bemerkungen, wo er aber an seinem Principe festhält, verwickelt er sich in Widersprüche. So definirt oder beschreibt er die Policei als das öffentliche Behördeninstitut im Innern des Staats, das neben der Justiz auf die Weise für die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung thätig ist, daß es alle Verhältnisse und Vorfälle, welche sich auf den Ordnungszustand beziehen, dauernd und systematisch beobachtet; ferner den Ordnungsstörungen, die drohen oder beginnen, vorbeugt, vorhandene Unregelmäßigkeiten bekämpft, geschehene Frevel aber entdeckt und deren Urheber zur Strafe bringt. Die Unbestimmtheit dieser Beschreibung halten wir für keinen Fehler, denn die Sache selbst ist unbestimmt; wir haben höchstens die Einwendung zu machen, daß die policeiliche Thätigkeit nicht blos den negativen Zweck hat Unordnungen abzuhalten, sondern daß sie auch manche positive Bedürfnisse, deren Fehlen gerade keine Störung der Ordnung wäre, herbeischafft. Dann wehrt der Verf. die Idee ab, die Policei aus dem Staatszwecke abzuleiten; solche Ableitungen werden ihm zu abstract, zu metaphysisch. Das hindert ihn aber nicht, sie aus dem Bedürfnisse des Staats zu deduciren (S. 117), obgleich sich hier nun weiter fragen läßt, für welche Zwecke denn der Staat Bedürfnisse habe. Bei dem Positivismus, von dem der Verf. sich leiten läßt, müßte alles Recht, alle Staatsorganisation und auch die Policei nur aus den einmal vorhandenen Gesetzen, aus dem einmal ausgesprochenen Willen der Herrschenden abgeleitet werden, und es ist eine Inconsequenz, wenn sich der Verf. auf Begründungen einläßt, die hierüber noch hinausgehen.

Wie wir indeß schon bemerkten, enthält das Buch eine Reihe recht guter und scharfsinniger Bemerkungen. Man sollte glauben, nach dem eingenommenen empirischen Standpunkte des Verf. müßte das Buch ein recht praktisches sein. Hiervon ist es indeß gerade das Gegentheil. Die Praktiker werden viel zu wenig Material und viel zu viel Raisonnement und Ideologie darin finden. Das ist die Folge des vom Verf. angenommenen Standpunkts: er sträubt sich auf das hartnäckigste gegen alle Ideologie, und ewig kehrt sie ihm wieder zurück; nur daß sie zum Theil unter seinen Händen wirklich zu leerem Raisonnement wird. So wird z. B. kein Praktiker, der Belehrung sucht, in dem wichtigen Abschnitte über Competenzconflicte etwas Fruchtbares finden. Der Verf. hätte also besser gethan, sich mit der Ideologie zu befreunden und sich die Resultate der deutschen Rechtsphilosophie anzueignen: er würde alsdann gewiß etwas sehr Verdienstliches geleistet haben. Dann aber ist das Gute des Buchs in jener breiten, langweiligen und widerwärtigen Darstellungsweise wie verschwommen und zerronnen, und dem Ref. ist lange keine mühsamere und unerquicklichere Lecture vorgekommen als gerade dieses Buch. Wenn der Verf. bei künftigen Arbeiten sich nicht entschließt, Das was er zu sagen hat einfach und unumwunden darzustellen, so zweifeln wir, daß er noch Leser finden wird, und wollen ihm, da er

ein Motto für seine Schriften zu lieben scheint, für diesen Fall den zweiten Vers aus der ersten Satire des Persius empfehlen. 35.

Das Buch der Narrheit. Von Ludwig Kalisch. Mit Holzschnitten. Mainz, Wirth. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war eine gute Zeit, wo man an den Höfen noch Narren hielt. Es gab doch damals Einen, der unter keiner Censur stand, der die Wahrheit nicht wie Contrebande einzuschmuggeln brauchte, sondern der sie frei ausgeben durfte. Der Narr war vielleicht ursprünglich eine komische Person; aber seine eigentliche Bedeutung war immer höchst ernsthaft; er trat auf bald warnend, bald höhnend, bald prophezeiend, bald corrigirend. Was für eine Bedeutung namentlich im Leben der Fürsten der Narr gehabt habe, das sieht man poetisch dargestellt in Shakspeare's Dramen; ich erinnere nur an den unvergleichlich schön gehaltenen Narrn im „König Lear". Die freie Carnevalszeit in den rheinischen Städten hat in Deutschland noch eine Erinnerung an die Narren erhalten; im Zusammenhange damit ist auch das vorbezeichnete Buch entstanden. Ref. hat das Talent des Herrn Kalisch schon einmal in diesen Blättern als ein anerkennenswerthes bezeichnet; dies Urtheil wird auch durch „Das Buch der Narrheit" bestätigt. Allerdings geht der Ton, die Haltung einzelner Partien dieses Werkchens nicht selten ins Burleske über; es ist eine tolle Welt, in die der Verf. uns hineinblicken läßt; aber es ist doch in den meisten Bildern ein richtiges Maß gehalten und fast überall springt der ernste Grundgedanke leicht ins Auge. In „Ritter Toggenburg, oder Liebe, Haß, Rache, Reue, Romantik, Selbstmord und moralisches Bewußtsein", ferner in „Genovева, oder die Pfalzgräfin und die eheliche Treue, oder Natur und Hirschkuh", ferner in „Die Tochter des Magisters von Taubenhain, oder die ungeheure Mordthat", scheint der Verf. bisweilen etwas zu weit gegangen zu sein; der Leser fürchtet bisweilen, über die Grenze der Möglichkeit gerissen zu werden; — allein wenn man erwägt, wie unglaublich groß der Ungeschmack des deutschen Publicums jetzt ist, wenn man sieht, welcher miserable Unsinn auf dem Theater nnd in Romanen gelobt, geliebt, beklatscht und dadurch in Deutschland berühmt wird, wenn man die meistens ganz miserabeln dramatischen Dichtungen neuester Zeit, die sich Ruhm erschmeicheln und erbetteln, zu sehen von Zeit zu Zeit das Unglück hat, so muß man Herrn Kalisch Recht geben, daß er alle diese Erbärmlichkeit so scharf, so mitleidlos geißelt und dem Publicum zeigt, wie auch der schönste Stoff von einer ungeschickten Hand versudelt und verdorben werden kann.

Fernerweit muß Ref. bemerken, daß der Verf. alle Waffen der Satire, der Ironie, des komischen Contrastes, der Persiflage geschickt und wirksam zu gebrauchen versteht; und es fehlt ihm nicht an Muth, gegen die meisten falschen Götzen unserer Zeit zu Felde zu ziehen, einigen die Maske abzureißen, andere in ihrer Jämmerlichkeit zu portraitiren, andere zu verhöhnen, andere zu äffen. Was das größte Lob verdient, müssen wir hier noch besonders erwähnen, nämlich daß der Verf. sich niemals zur Lascivität oder zur Frivolität verirrt. Ref. erlaubt sich von den Sinnsprüchen des Verf. ein paar Proben zu geben.

Als einst zum grünen Wald kam ein Holzhauer,
Erfaßte jeden Baum ein kalter Schauer.
„O weh!" rief Tann' und Ulm' mit Zittern,
„Wen wird von uns die wilde Axt zersplittern!"
„Weh uns", rief Birk' und Buch' mit Beben,
„Wer zahlt von uns der wilden Axt das Leben?!"
Wie Alles nun erbebt dem grimmen Streiche,
Spricht eine alte blitzversehrte Eiche:
„Nicht brauchtet ihr jetzt zu erbeben,
Wenn ihr der Axt nicht einen Stiel gegeben.
Jetzt hilft eu'r Klagen nichts. D'rum schweigt und duldet
Den bittern Tod, den ihr ja selbst verschuldet!"

Ubi bene, ibi patria.

Ein wahres Sprüchwort der Lateiner
D'rum weiß in Deutschland Keiner,
Er sei Jud' oder Christ,
Wo sein Vaterland ist.

Petition der ***schen Unterthanen.

O großer Herrscher, wir bitten und ermahnen
Dich voll Inbrunst zu dieser Stunde:
Behandle uns künftig nicht wie deine Unterthanen,
Behandle uns so sanft und mild wie deine Hunde.

Unerhört!

Es saßen auf dem Throne
Der Kaiser und sein Sohne.
Der Kaiser und sein Sohne,
Die saßen auf dem Throne.
Da sprach der Kaiser zum Sohne
Auf seinem gold'nen Throne;
Dann sprach zum Kaiser der Sohne
Auf seinem gold'nen Throne.
Und als sie beide gesprochen,
Nicht länger mehr sie sprachen.
Alles dies ist geschehen
In der großen Kaiserstadt Aachen.

Von Seite 297—322 findet man einige höchst piquante Gespräche über Ausweisungen, Censur und Ähnliches. Daß in eine Sammlung, die 21 Bogen füllen mußte, auch mancherlei weniger Treffendes aufgenommen ist, dürfte Manchem entschuldbar scheinen.

Die meisten Holzschnitte sind ergötzlich. 25.

Bibliographie.

Allenstein, M., Rob Henoch oder was thut me dermit. Ein Familiengemälde in drei Abtheilungen. Berlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Baltisch, F., Eigenthum und Vielkinderei, Hauptquellen des Glücks und des Unglücks der Völker. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Buch der Seelensympathie. Album für Liebende aller Stände, zarte Gefühle gegenseitig auszutauschen. Döbeln, Dittmann. 8. 22½ Ngr.

Dumas, A., Michel Angelo. Bearbeitet von Mathilde Franziska. Münster, Wundermann. 1845. Kl. 8. 15 Ngr.

Eberhard, H. R., Die religiösen Ideen nach ihrer geschichtlichen Entwickelung in der Bibel dargestellt. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 15 Ngr.

Florey, R., Trostesstimmen an Alle, welche um geliebte Tode weinen. Leipzig, Klinkhardt. 8. 22½ Ngr.

Die Gesellschaft der protestantischen Freunde in Königsberg, ihr Entstehen, ihr Wirken u. s. w., dargestellt von einem Mitgliede derselben. Leipzig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Girard, G., Über den regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache für Schule und Haus. Deutsch herausgegeben von K. R. Papst. 1ste Lieferung. Biel. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Glaubensstärkung wider das Gift des Zeitgeistes. Eine zeitgemäße Sammlung auserlesener Abschnitte aus den Schriften der erleuchtetsten Gottesgelehrten der evangelischen Vorzeit, für das Volk herausgegeben von W. Böttcher. 1stes Heft: Magnus Roos. Berlin, Grobe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gutzkow, K., Gesammelte Werke. Vollständig umgear-

beitete Ausgabe. 9ter und 10ter Band: Schülerbilder. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hesekiel, G., Deutsche Helden, in deutschen Erzählungen. I. Der Deutsche Michel. Aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

— — Derselbe. II. Prinz Eugen, der edle Ritter. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.. 3 Ngr.

Karl, J. W., Über die alten und die neuen Schulen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 21 Ngr.

Köck und Guste. Posse in einem Aufzuge. Frei nach dem Französischen von W. Friedrich. Mit einem kolorirten Titelkupfer von Th. Hosemann. Berlin, Springer. Kl. 8. 5 Ngr.

Kurnik, M., Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert. 2tes Heft: Nathan der Weise. Breslau, Kohn. 8. 15 Ngr.

Matzke, D., Die natürliche Theologie des Raymundus von Sabunde. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 15. Jahrhunderts. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 15 Ngr.

Michelet, J., Das Volk. Mannheim, Hoff. Kl. 8. 24 Ngr.

Papst, E., Die Theaterprobe. Lyrisches Trauerspiel in 1 Akt. Münster, Wundermann. 1845. 8. 5 Ngr.

— — Die Wiedertäufer in Münster. Trauerspiel in 5 Akten. Münster, Wundermann. 1845. 8. 15 Ngr.

Reichenbach, M., Erzählungen und Novellen. 4ter Band: Die Erscheinung am Grabe, nebst zwei andern Novellen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sagra (Don Ramon de la), Zur Reform der Strafanstalten. Beschreibung der berühmtesten Straf- und einiger Wohlthätigkeitsanstalten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst Bemerkungen über das pennsylvanische und Auburn'sche Pönitentiar-System, deutsch bearbeitet von L. Hein. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.

Salzmann, A., Briefe von der Elbe über pädagogisch-politisch-religiöse Tagesfragen. Leipzig, O. Wigand. 8. 22½ Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. 2ter Band: Doctor Johann Faust. Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzschnitten. Stuttgart. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Weib aus dem Volke! Drama in 5 Akten. Frei nach Dennery und Millian von J. Mendelssohn. Hamburg, Berendsohn. 16. 10 Ngr.

Katholische Zustände der Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und die Schweiz. Mit einem Anhange. Historisch-politische Denkschrift von einem Layen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ackermann, W. H., Erinnerungen aus meinem Leben bei Pestalozzi. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 5 Ngr.

Albrecht, F., Antrittspredigt. Basel. 8. 2 Ngr.

— — Über die Fortdauer nach dem Tode. Predigt über 1. Joh. III., 2. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 2 Ngr.

Arndt, F., Christus ins Haus. Predigt. Berlin, Dehmigke. 8. 2½ Ngr.

Bachmann, J. F., Gedächtnißfeier des Todes Dr. M. Luther's. Liturgie und Predigt. Berlin, Moeser und Kühn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Becker, K. E., Vorträge zur Vor- und Nachfeier des 300jährigen Gedächtnißtages Dr. M. Luther's. Frankfurt a. M. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beleuchtung der Rede des Fürsten Ludwig von Öttingen-Wallerstein, gelegentlich der Berathung über die Anträge des Fürsten von Wrede in Betreff der Quarta und der Klöster. Augsburg. 8. 1 Ngr.

Die Bestrebungen der sogenannten protestantischen Freunde, unparteiisch gewürdigt von einem sächsischen Theologen. Münster, Theissing. Gr. 8. 10 Ngr.

Erinnerung an das Ministerium Wölker. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Erläuterungen und Zusätze der Rede, welche S. D. der Herr Fürst Ludwig von Öttingen-Wallerstein über die Klöster in Bayern gelegentlich der Berathungen über die Anträge des Herrn Fürsten v. Wrede gehalten hat. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Erzählung der Mutter Makrena Mieczyslawska, Äbtissin der Basilianerinnen zu Minsk, oder Geschichte einer 7jährigen Verfolgung, welche sie und ihre Ordensschwestern um des Glaubens willen gelitten. Auf Befehl des Papstes Gregor XVI. von ihr selbst dictirt und niedergeschrieben durch M. Ryllo, Jalowicki und A. Leitner. Strasburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Faucher, J., In der Bankfrage gegen Gustav Julius. Berlin, Voß. Gr. 8. 5 Ngr.

Ficker, C. G., Gerade in der tiefen und aufrichtigen Demuth Luther's liegt seine vorzüglichste Befähigung zur reformatorischen Wirksamkeit. Predigt über Epist. 2. Cor. 11, 21—31. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Großmann, C. G., Die Macht des Evangeliums in ihrer Bewährung an seinen treuen Zeugen. Predigt zur 300jährigen Gedächtnißfeier von Luther's Tode. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Heubner, H. L., Predigten und Rede bei der 300jährigen Gedächtnißfeier des Todestages Dr. M. Luther's zu Wittenberg gehalten. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Hoschke, Rede zur Feier des 300jährigen Todestages unsers Luther's. Arnstadt. 8. 2½ Ngr.

Huhn, A. F., Von der Bedeutung des evangelischen Predigtamtes. Predigt. Reval. 1845. 8. 5 Ngr.

Isenberg, D., Uhlich's Bekenntnisse, gewürdigt von u. Braunschweig, Leibrock. 8. 7½ Ngr.

Kleiner politischer Katechismus mit Reimen und Sprüchen. Jena, Mauke. 8. 3¾ Ngr.

Die katholische Kirche ist die allein wahre, die allein seligmachende, verdammt aber Niemand. Aschaffenburg, Pergay. 1845. Gr. 16. 2½ Ngr.

Die lutherische Kirche in Preussen. Eine zunächst der gesammten lutherischen ecclesia repraesentativa gewidmete Denkschrift. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 6 Ngr.

Lange, L., Was haben wir Protestanten zu thun, um der protestantischen Kirche nach dem Vorgange ihrer Stifter Einheit, feste Dauer und den endlichen Sieg zu verschaffen? Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Dr. Mart. Luther von der Wiege bis zum Grabe. Für das Volk erzählt. Weißenfels, Sueß. 8. 2½ Ngr.

Marquard, F., Die Antwort des Königs von Preußen an den Berliner Magistrat, in Bezug auf die evangelischen Synoden beleuchtet. Leipzig, G. Wigand. 8. 5 Ngr.

Rendschmidt, F., Rede, gehalten am Pestalozzi-Fest zu Breslau. Breslau, Scholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

J. Ronge's Charakter, Lehre und Wandel. Nach der Wahrheit beleuchtet. 2te Auflage. Ulm. 1845. 8. 2 Ngr.

Rupp, J., Offener Brief an das Consistorium zu Königsberg. Zugleich als Antwort für die „Stimme aus der evangelischen Gemeinde" und für den Prof. der Rechte Dr. Heinr. Friedr. Jacobson. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Schriever, A., Antritts- und Abschieds-Predigt, gehalten zu Trier am 15. Mai 1836 und am 10. Nov. 1844. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Trier, Troschel. Kl. 8. 6 Ngr.

Walther, F. G. L., Über den sittlichen Einfluß des heutigen Turnwesens. Berlin, Grobe. 8. 3 Ngr.

Walther, F., Friedensworte bei Luther's Todtenfeier. Ein Gedicht. Celle, Capaun. 8. 2½ Ngr.

Wander, K. F. W., Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz, den Königl. Preuß. Minister der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Hrn. Dr. Eichhorn. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 121. —— 1. Mai 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 3 Thlr.

Wir erinnern uns noch recht wohl aus den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts des Aufsehens und der verschiedenartigen Urtheile, mit denen die beiden ersten Bruchstücke aus Casanova's Memoiren in dem Taschenbuche „Urania" aufgenommen wurden, denen hierauf ein von Wilh. v. Schütz besorgter Auszug aus dem Originale in zwölf Bänden und zuletzt das Original selbst in einer gleichen Anzahl von Bänden folgte. Das letztere haben freilich nur Wenige gelesen, obschon die Individualität des Selbstbiographen sich hier am ungetrübtesten vor Augen stellt, da manche Lücke in der deutschen Bearbeitung, wie sie die strengere deutsche Denkart erfoderte, hier ausgefüllt worden ist, und der besondere Reiz, den Casanova's eigenthümlicher französischer Ausdruck mit seinen vielen Italienismen und Latinismen gewährt, ganz wegfällt. Zwar würden die Sittenrichter und strengen Eiferer hier noch bessern Stoff für ihre Tadelsucht gefunden haben und die Ehrentitel eines diebischen, tückischen, über alle Beschreibung wollüstigen Menschen, eines Kupplers, eines Verführers der Jugend, eines Spielers von Profession, eines Verschwenders wären dann dem Casanova in einem weit höhern Grade ertheilt worden. Wer könnte nun wol die den Boden des ganzen Buchs überwuchernde Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit in geschlechtlichen Dingen gutheißen? Aber das darf uns doch nicht hindern die Vorzüge eines Selbstbiographen anzuerkennen, der wie Casanova voll der ungewöhnlichsten und verschiedenartigsten Kenntnisse ist, mit einem Geiste der Beobachtung ausgestattet, der zu den seltenen Gaben der Natur gehört, der durch ein an Abenteuern reiches Leben in die mannichfaltigsten Verhältnisse und in unmittelbare Berührung mit beinahe allen ausgezeichneten Menschen seiner Zeit gekommen ist, der endlich vermöge seiner ausgezeichneten Persönlichkeit überall wo er auftritt, an Höfen, in Kerkern, in Spitälern, bei den Gelehrten wie bei den Weltleuten, bei den Frauen vornehmen oder niedern Standes, eine bedeutende Rolle zu spielen vermocht hat.

Alles Dies nun auch zugegeben, so durfte man sich doch gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände manche Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Casanova'schen Erzählungen nicht verhehlen. Man wußte nicht, wie viel die Lust einen erfindungsreichen Roman noch weiter auszuspinnen zur Erweiterung des Buchs beigetragen habe, ja man konnte im günstigsten Falle annehmen, daß bei einem Schriftsteller, der wie Casanova im siebzigsten Jahre seines Lebens diese Denkwürdigkeiten niederschrieb, das Gedächtniß ihm untreu geworden und daß eine Verwechselung von Personen, Zeiten und Umständen nur zu möglich gewesen. Im Jahre 1828 äußerte ein vorurtheilsloser Beurtheiler in Nr. 120 der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" Folgendes:

> Die Wahrhaftigkeit Casanova's ist für Den außer Zweifel, der seinen Memoiren mit prüfender Aufmerksamkeit folgt. Nicht der leiseste Widerspuch in diesem so lang fortgeführten Faden von Ereignissen und Begebenheiten aller Art begegnet dem Blick, die Grundlage der Begebenheiten ist daher gewiß und unbezweifelt wahr und reel, nur in der Form und Zusammensetzung darf man nicht vergessen, daß der Verfasser einer der phantasievollsten Italiener ist, die je gelebt haben. So geben wir zu, daß seine Zahlenbestimmungen fast immer willkürlich sein mögen, ebenso mag auch mancher Pinselstrich in den Charakteren seiner Gegner mehr der Phantasie als der Wahrheit entlehnt und manche galante Scene mit grellern Farben gemalt sein als die Wahrheit sie trug; allein die Ereignisse, die er erzählt, sind nichtsdestoweniger — aller menschlichen Vermuthung nach — in den Hauptsachen wahr und treu und von hundertfältigen Beweisen belegt.

Diese Ansicht bestätigt sich jetzt in einer vor 18 Jahren kaum geahnten Weise durch das vorliegende Buch des Hrn Barthold, wenigstens in ihren meisten Theilen.

Wir lasen zuerst in einem vornehm spöttischen Artikel der vorjährigen augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 18. November, daß nur ein deutscher Professor auf den Einfall kommen könne, Casanova's Memoiren kritisch zu zergliedern, sie mit Ernst, ja mit Pedanterie zu beleuchten und sie mit tausend Beweisstellen oder Citaten aus ehrbaren und scandaleusen Denkwürdigkeiten, Correspondenzen und Geschichtsbüchern auszustaffiren. Als wir nun, nicht wenig befremdet über dies Urtheil, das Buch durchgelesen und genauer kennen gelernt hatten, brachte dieselbe augsburger „Allgemeine Zeitung“ in Nr. 21 des laufenden Jahrgangs einen zweiten Artikel, in dem Hrn. Barthold's Buch ein sehr wunderliches Buch hieß, eine historische Curiosität, zwar reich an Daten, aber doch hinsichtlich seines Nutzens nur von untergeordnetem Werthe und trotz einer gewissen soliden Lecture doch bei einer erstaunlichen Vorliebe für alle Arten liederlichen Details, Anhäufungen von Anekdoten und basenhaftem Geschwätze eine unerfreuliche Erscheinung, durch die ein schlechtes und sittenloses Buch wieder aus dem Grabe einer verdienten Vergessenheit auferweckt werde.

Wir sind aber weit entfernt solche Urtheile zu unterschreiben. Allerdings ist das Barthold'sche Buch eine auffallende Erscheinung auf deutschem historischen Boden und der Einfall, einem so verrufenen Manne wie Casanova war jahrelange ernste Studien zuzuwenden, durchaus neu. Indessen vermögen wir nicht abzusehen, wie es Hrn. Barthold verargt werden kann, seine historischen Untersuchungen über das 18. Jahrhundert an die Selbstbiographie eines Mannes anzuknüpfen, der als einer der vollendetsten Repräsentanten desselben in der Zahl der merkwürdigen Abenteurer erscheint. Müssen nun seine entschiedensten Widersacher zugeben, daß Casanova jeder neuen Verbindung irgend eine eigenthümliche Seite abzugewinnen weiß, daß er, selbst Egoist, uns die Zeit bodenloser Verderbtheit und die unbeschränkteste Herrschaft des Egoismus, in die sein Leben fiel, mit großer Kraft und Lebendigkeit zu zeichnen weiß, daß endlich in seinen einfachen und kunstlosen Darstellungen die Zustände und die Personen auf das anziehendste hervortreten und daß er die ganze Außenwelt in den Kreis seiner Persönlichkeit hineinzuziehen weiß — dann, sagen wir, erscheint uns das Unternehmen des Hrn. Barthold vollkommen gerechtfertigt. Es ist wahrlich keine bloße Unterhaltungsschrift und ebenso wenig ein mageres Sammelwerk voll planlos aufgelesener Notizen, sondern es enthält wichtige, belehrende Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts, von dem heutzutage trotz unserer gerühmten Fortschritte ein Jeder gern hört. Da darf nun ein Historiker nicht zu sehr zurückhaltend sein, seine Erzählungen können nun einmal das Anstößige nicht immer vermeiden, wie denn solche Scandale auch in die größern Werke von Raumer und Schlosser übergegangen sind, von denen ja der Letztere gar nicht genug gepriesen werden kann, daß er so offen, rücksichtslos und ohne Menschenfurcht sein Buch verfaßt habe. Aber in Bezug auf den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ darüber noch viele Worte zu verlieren, als ob Hr. Barthold durch Aufnahme sittenloser Scenen, piquanter Gemälde u. dgl. seinen Lesern empfindlichen Schaden zugefügt habe, oder ihn zu vertheidigen, scheint uns bei der geachteten Stellung eines angesehenen Universitätslehrers ganz unnöthig zu sein. Eine vorsorgliche Mutter wird ihren Töchtern das Buch freilich entziehen, aber für diese hat auch Hr. Barthold nicht geschrieben, ebenso wenig für das hungerige Publicum der Leihbibliotheken, dem ohnehin die gelehrte Form nicht behagen wird; gebildete Leser der vornehmen Stände aber sind ohnehin schon mit allerhand gefährlichen Stoffen und Gestaltungen erfüllt, das Arge neutralisirt sich ohnehin für sie, das Verbotene wird fast wieder erlaubt, wo wäre da etwa Schädliches aus Hrn. Barthold's Buche zu besorgen, wenn es überhaupt eine anstößige Waare wäre und ein schlimmes Gift enthielte.

Daher meinen wir, daß das vorliegende Werk für ruhige Leser, für fleißige Beobachter, für Männer, die selbst in der Welt wirken und handeln sollen, wichtige Belehrungen und anziehende Auszüge aus vielen, fast vergessenen Schriften enthalte, und daß die bedeutendsten Zustände im socialen Verkehre des 18. Jahrhunderts in einer Reihe nützlicher Zusammenstellungen und Erörterungen auf das beste beleuchtet worden sind. Und bei solchen Vorzügen soll man mit dem Verf. hadern? Gewiß darf dies ebenso wenig der Fall sein, als wenn man über die Gelehrsamkeit der fleißigen Commentatoren des Petronius, der sich bei aller Unsittlichkeit auch die geistige Freiheit bewahrt hatte, aus diesem Grunde einen Tadel aussprechen wollte. Haben denn die echten Verehrer des römischen Alterthums es nicht bis auf den heutigen Tag bedauert, daß eine umfassende Bearbeitung der Ovid'schen „Kunst zu lieben“ und der „Liebeselegien“, die als das lebendigste Sittengemälde der Augusteischen Zeit anzusehen sind, noch immer durch jene Ängstlichkeit gehindert zu sein scheint, die einst Garve bei Gelegenheit der Manso'schen Übersetzung in einem Briefe an seine Mutter (vergl. Nr. 341 d. Bl. f. 1830) äußerte, er wundere sich, wie ein Fleiß wie der Manso's mit Ausschweifungen bestehen könnte. Aber selbst solche bedenkliche Gemüther müßten sich eigentlich mit Casanova's Memoiren und ihrem vielbelesenen Erklärer versöhnen, weil die Nemesis den bösen Schritten Casanova's so oft nachfolgt und er zuletzt einem einsamen, unbehaglichen Alter erlegen ist. In dieser Beziehung haben weder Fielding's „Tom Jones“ noch Lesage's „Gilblas“ ein größeres Verdienst zu beanspruchen als Casanova's „Memoiren“, und ein Mann, der sich die Mühe gibt, dies mit Fleiß und Ausdauer nachzuweisen, verdient für ein solches hochnothpeinliches Halsgericht (wie entfernt er auch von allem politischen Verfolgungsgeiste ist) viel mehr den Dank der frommen und verschämten Seelen als Tadel und Misachtung.

So viel im Allgemeinen über Hrn. Barthold's Buch und seine Eigenthümlichkeiten. Unternehmen wir nun im Einzelnen über dieselben und über die Einrichtung der vorliegenden beiden Bände zu berichten.

Gleich auf den ersten Seiten des ersten Bandes erklärt der Verf., daß er sich enthalten werde den Casanova als Schriftsteller zu schildern, und bittet seine Leser ihm den Commentar über die Erotica in diesen Memoiren zu erlassen, indem in seinem Buche nur solche Liebesabenteuer Beachtung finden würden, die entweder von einem höhern poetischen Reize begleitet sind oder den Blick in geschichtlich anziehende Verhältnisse gestatten. Sein Vorsatz sei vielmehr eine kritische Prüfung der Angaben und Abenteuer Casanova's anzustellen und den Beweis für des Letztern Wahrhaftigkeit oder Verdrehung von Thatsachen zu liefern. Hr. Barthold sagt:

Dies besteht aber darin, daß wir erstens die eigenthümliche Stellung eines Italieners zur gebildeten, außeritalienischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts beleuchten und zumal die unberechenbaren Vortheile hervorheben, welche dem Venetianer beim Eintritt in das Ausland seine Herkunft, seine heimische Bildung und Erfahrung wie einen Freibrief und Berechtigungsschein zur genußreichsten, persönlichen Geltung zuwies.

Hierbei müssen wir gleich die vortreffliche Abhandlung über die Stellung der Italiener in England, Frankreich, Deutschland, Rußland und andern europäischen Ländern sowie ihren Einfluß auf Literatur, Kunst und gesellige Verhältnisse ganz besonders auszeichnen, die nicht allein als die zweckmäßigste Einleitung anzusehen ist, sondern auch als selbständige Abhandlung jedem historischen Werke zur Zierde gereichen würde. Daß aber niemals im vorigen Jahrhundert ein Italiener fehlen durfte, wo irgend an Höfen Schmähliches im Werke war, zeigt der Verf. unter Anderm an einer geheimnißvollen, häßlichen Geschichte vom dresdner Hofe, die er aber mit der anstandsvollsten Kritik behandelt hat. Der Verf. fährt fort:

Zweitens werden wir den Leser durch alle zwölf Bände der Biographie in so weit geleiten, daß wir alle namhaften, der Öffentlichkeit irgendwie kundbaren Personen und alle Angaben allgemeiner Verhältnisse streng prüfen, um möglichst Widersprüche in den Zeitangaben, in den geschichtlichen Attributen der Personen und in der Zeichnung des Einzelnen, in der Bezugnahme auf die Politik und auf das Staatsleben und anderweitig bekannte Dinge wahrzunehmen.

Von besonderm Nutzen sei nun für diese Art der Kritik die Gegenseitigkeit und Befreundung der Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts, sodaß man mit einer fast policeimäßigen Chronik Allem nachkommen und schelmische Landfahrer bald einer Lüge zeihen könnte. Gerade hier aber sei zuerst der Widerspruch zu beseitigen, daß in so vielen Denkwürdigkeiten, Briefsammlungen, Gesandtschaftsberichten und andern Schilderungen Casanova's Name so selten vorkommt und daß er eigentlich nur aus den sichern Angaben über seine letzten greisigen Tage in den Denkwürdigkeiten des Fürsten von Ligne bekannt geworden ist. Hierauf weiß Hr. Barthold in glänzender Weise zu antworten. Casanova's Dasein wird bezeugt durch seine verwandtschaftliche Beziehung zu den beiden namhaften Brüdern Johann und Franz, durch die gedruckte Erzählung seiner Flucht aus den Bleikammern zu Venedig, durch seine schriftstellerischen Werke, durch seine anstößige, 1790 bekannt gewordene Verbindung mit dem Herzoge Karl Biron von Kurland, und durch andere Zeugnisse, endlich durch die Einsicht des Originalmanuscripts seiner Denkwürdigkeiten. Nach des Verf. Worten heißt es:

Diese aber sind das vollendete, ausführliche Gemälde nicht allein des sittlichen und der Gesellschaftszustände des Jahrhunderts, welches der französischen Staatsumwälzung voranging, sondern auch der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellen Zweigen, der Kirche, der Denkweise der Nationen, der Vorurtheile der Stände, der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters. Wir möchten behaupten, daß wenn alle andern Schriftwerke zur Kenntniß des 18. Jahrhunderts verloren gingen, wir in Casanova hinlänglichen Stoff besäßen, um die unausbleibliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Umwälzung zu ermessen. Wer hat wie er die Versunkenheit und Fäulniß der höhern, der sogenannten gebildeten Gesellschaft, den gedankenlosen Leichtsinn, den Übermuth und die herausfodernde trotzige Verneinung der privilegirten Stände gegen die unveräußerlichen Güter der Menschheit, die gespreizte Geistesarmuth und Erbärmlichkeit und Unnatur des Rococozeitalters dargestellt?

Die weitere Ausführung der kurzen, aber sehr kräftigen Charakteristik des 18. Jahrhunderts müssen wir aus Mangel an Raum unterlassen.

Ist nun somit von Hrn. Barthold die Person Casanova's als die eines wirklichen Menschen und namhaften Abenteurers hinlänglich festgestellt, so erklärt er ferner seine objective Treue und Wahrhaftigkeit in allen persönlichen Verhältnissen für wahrhaft bewundernswürdig. Unter Tausend von geschichtlichen Zügen gibt es kaum ein halbes Hundert in denen er irrt, kaum einen in dem er einer geflissentlichen Täuschung überführt werden kann. Eine Reihe von Beispielen, zuerst Bd. 1, S. 17—24, und dann an vielen Stellen beider Bände (wie Bd. 1, S. 257; Bd. 2, S. 134, 243, 225) führt uns die wichtigsten solcher Versehen mit großer Gerechtigkeit und ohne Schonung gegen Casanova vor, wie denn auf der andern Seite Hrn. Barthold's Belesenheit in zahlreichen Büchern und Denkschriften und die große Mühe, die er sich zur Aufhellung oder Bestätigung der Lebensereignisse Casanova's gegeben hat, jede Anerkennung verdient. So werden für Casanova's Aufenthalt in Venedig 1743 Rousseau's Beobachtungen und gleichartige Erlebnisse benutzt; die Richtigkeit der chronologischen Angaben während seines Aufenthalts bei Friedrich II. wird aus Rödenbeck's „Geschichtskalender" dargethan; der dem Casanova zur Last gelegte Irrthum in der Person des Untersuchungsrichters Fielding zu London in einer ziemlich anstößigen Sache klärt sich dadurch, daß hier nicht Horaz Fielding, sondern John Fielding, sein Stiefbruder, der ebenfalls ein Richteramt bekleidete, bis in die kleinsten Umstände auf; die Erlebnisse in Rom 1761 zeigen durch Vergleichung der Winckelmann'schen Briefe eine wunderbare Gedächtnißtreue; die Umstände, welche nach Casanova's Berichte dem Herzoge von Montpensier (Philipp Egalité) das Leben gaben, stimmen ganz mit der Zeitrechnung überein; die gelungene Portraitirung des Cardinals Bernis ist mit vollständiger chronologischer Berücksichtigung gegeben; die Episode des Zusammenlebens Casanova's und Voltaire's gegen kritische Zweifel durch allseitige Erörterung der kleinlichsten Um-

stände (die aber nun einmal mit besprochen werden mußten) hinlänglich geschützt. Und so könnten wir noch viele ähnliche Belege anführen, wie aus den Schriften des Barons Grimm, Wraxall's, Dutens', St.-Simon's, Duclos', Marmontel's, Hammer's, Gorani's, Keyßler's, Thiébault's, Winckelmann's, Brienne's, Besenval's u. A., ferner aus den Memoiren Lauzun's, der Frau de Hausset und der (fast zu viel benutzten) Marquise von Créqui, aus den Werken Voltaire's und vielen anonymen größern Büchern und Flugschriften des vorigen Jahrhunderts, um die außerordentliche Sorgfalt des Hrn. Barthold zu beweisen. Es sei aber nur noch eines Falles hier gedacht. Im neunten und zehnten Bande seiner Denkwürdigkeiten erwähnt Casanova während seines Aufenthalts in London und Leipzig 1763 und 1766 eines als Spielers und verworfenen Menschen berüchtigten Grafen Sch..., jenes Neffen des prager Helden, welcher das blutgetränkte Ordensband (nach Andern das blutige Hemde) seines Oheims gebrauchte, um sich aus augenblicklichen Geldverlegenheiten zu ziehen. Mehre Anfragen des Hrn. Barthold über dies unwürdige Glied jenes ruhmvollen Geschlechts bei den Mitgliedern der Familie blieben unbeantwortet, bis es ihm endlich gelang, durch eine bejahrte, dem Hause nahe verwandte, würdige Matrone die sicherste Auskunft zu erlangen, durch welche Casanova's Nachrichten vollkommen bestätigt wurden. Hinterher fand der Verf. auch ein anderes glaubhaftes Zeugniß in Thiébault's Schrift über Friedrich II. Bei dieser Gelegenheit haben wir auch die besondere Zartheit zu beloben, mit welcher Hr. Barthold etwanige Scandale angesehener noch blühender Familien im Gegensatze zu der jetzt so beliebten und unanständigen Hervorziehung solcher Dinge an die Öffentlichkeit behandelt hat; so verschweigt er den Namen einer schönen Hanoveranerin, mit der Casanova in London ein Verhältniß angeknüpft hat und deren vornehmes Geschlecht sich wol ausspüren ließ, oder enthält sich die Gattin jenes kölnischen Bürgermeisters zu nennen, die in ihrer Hauskapelle mit Casanova zärtliche Zusammenkünfte hatte, obschon die Sage in Köln, wie uns nicht unbekannt ist, jene Frau als die Großmutter eines geachteten Geschlechts nennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Im Februar d. J. starb in Warschau Johann Vincenz Bandtkie oder Bandtke, der jüngere Bruder des vor einigen Jahren in Krakau verstorbenen Bibliothekars und polnischen Historikers Samuel Bandtke, in einem Alter von 63 Jahren. Er war, nachdem er zur Zeit des Herzogthums Warschau ein Notariatsamt verwaltet hatte, bis zur Auflösung der warschauer Universität als Professor der Rechte an derselben angestellt gewesen. Seine Werke beziehen sich größtentheils auf die polnische Rechtsgeschichte. Zuerst gab er in Breslau 1806 eine Schrift „De studio juris polonici" heraus, der 1808 „Vindiciae juris romani Justinianei" folgten. Sein Hauptwerk ist eine Ausgabe des „Jus culmense" (Warschau 1814) nebst einer Abhandlung über das kulmer Recht und die ost- und westpreußischen Landrechte. Eine wichtige Sammlung zur Geschichte des altpolnischen Rechts ist auch sein „Jus polonicum, codicibus, veteribus manuscriptis et editionibus collatis editum" (Warschau 1831, 4.). Sein plötzlicher Tod erregte unter seinen zahlreichen Schülern lebhafte Theilnahme.

Zwei andere in letzter Zeit verstorbene polnische Literaten sind der Professor an der ehemaligen wilnaer Universität Zegota Onacewicz und der durch seine bibliographischen Forschungen verdienstvolle Staatsrath Basili Anastaszewicz.

Die Polen besitzen ein großes heraldisches Werk, das der um 1750 verstorbene Jesuit Caspar Niesiecki mit unsaglicher Mühe und im Kampfe mit vielfachen Widerwärtigkeiten unter dem Titel „Korona polska" in Lemberg von 1728—43 in vier starken Quartbänden herausgegeben hat. Es enthält die Geschichte sämmtlicher adeligen Geschlechter Polens mit Abbildungen der Wappen, und ist so sorgsam zusammengetragen, daß es als authentische Quelle zur Nachweisung des Adels gilt. Da es selten geworden und sehr kostbar ist, so ist es dankenswerth, daß Bobrowicz in Leipzig jetzt einen neuen Abdruck des ganzen Werkes in zehn Octavbänden veranstaltet hat. Derselbe ist sehr splendid gedruckt und unlängst vollendet worden; zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber nicht im Stande war, die mancherlei Lücken und Mängel, die sich doch im Werke finden, zu beseitigen. Neuerdings hat er einen Band Nachträge zu seiner Ausgabe geliefert, die aber durchaus nicht in Rücksicht auf historische Treue an Niesiecki's Werk sich anreihen können und die nicht gewissenhaft genug zusammengetragen sind.

In dem Ossolinski'schen Institut zu Lemberg ist ein interessantes historisches Werk vom Grafen Dzieduszycki, „Dzieje i sprawy Lissowczyków", in zwei Theilen herausgegeben worden. Es beschreibt die Züge der Lissowczyker, einer wilden abenteuerlichen Schar polnischer Krieger, die im Anfange des 17. Jahrhunderts, als Sigismund Wasa den russischen Zaren mit Krieg überzog, ganz Rußland durchstreiften, dann aber von Sigismund dem Kaiser Ferdinand II. gegen Betlem Gabor zu Hülfe gesandt wurden, und die sehr wesentlich zur Unterwerfung desselben beitrugen. Sie trugen einen vollständigen Sieg über Stephan Ragozy davon. Die Furcht vor ihnen war so groß, daß Betlem Gabor, der in Ofen bereits seine Krönung vorbereitete, bei ihrer Annäherung Ofen verließ. Später trieben sie während des Dreißigjährigen Kriegs im Dienste des Kaisers Ferdinand in Böhmen und Deutschland ihr Wesen und arteten in eine überall Schrecken erregende Räuberschar aus.

Ein bedeutendes historisches Werk hat Zegota Pauli in Lemberg begonnen, „Zywoty Hetmanów", Lebensbeschreibungen der Hetmane sowol der Krone Polen als auch des Großherzogthums Lithauen. Er hat dabei die alten unlängst aufgefundenen wichtigen Materialien Brodowski's zum Grunde gelegt. Die beigegebenen Wappen der Feldherren sind eine Zierde des Werks.

Noch erscheinen zuweilen polnische Schriften in Petersburg. In letzter Zeit ist daselbst eine Schilderung der Zustände von Weißrußland, „Szlachcic Zawalnia czyli Bialoruś", von Remuald Podbereski, mit einem kritischen Überblick über die weißrussische Literatur erschienen, ferner eine Gedichtsammlung eines Ukrainers, Daszkowski, „Niezapominajki Ukrainca" (1845), in welcher theils Originale, theils Übersetzungen Puschkin'scher Gedichte enthalten sind.

Anerkennung auch bei deutschen Gelehrten hat das über das polnische Münzwesen von Ignaz Zagorski und dem Baron Eduard Rastawiecki in Warschau 1845 herausgegebene Werk gefunden, „Monety dawnéj Polski". Man findet hier nicht nur die vom polnischen Staate selbst, sondern auch die von den Städten und Provinzen ausgegebenen Münzen beschrieben und auf 60 Tafeln in Lithographie abgebildet. Das Werk bezieht sich aber vornehmlich nur auf die drei letzten Jahrhunderte. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1846.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Ist also durch die eben gegebenen Nachweisungen die Wahrhaftigkeit Casanova's im Erzählen erhärtet, so erklärt es ferner die Art seines Auftretens zur Genüge, weshalb sein Name in den Büchern des 18. Jahrhunderts nicht so oft genannt ist als der eines Freiherrn von der Trenck, eines Grafen von St.-Germain, eines Cagliostro. Alle Diese foderten durch freche Gaunerkünste, prahlerische Geheimnißkrämerei und hohe Anmaßungen das öffentliche Urtheil heraus, Casanova aber ist viel feiner und vorsichtiger. Er reiste zwar als vornehmer Herr, aber unter dem Titel eines Chevalier de Seingalt, sein Debut am Pharotische war gewandt, besonnen und nicht auf falsche Griffe und Kartenkünste gerichtet, seine geheimnißvolle Kabbala mehr eine Spielerei, eine geistvolle Mystification vornehmer Thoren als eine Erwerbsquelle: nur durch die unbesiegliche Narrheit der Marquise d'Urfé gezwungen mußte er von seiner Überlegenheit Gebrauch machen, um die steigenden Bedürfnisse seiner verfeinerten Genußsucht zu befriedigen. Ebenso hatte er, auch wenn er in den Diensten eines Fürsten arbeitete, nie einen öffentlichen Titel, wogegen ihn seine schnell bekannt gewordene Flucht aus den venetianischen Bleikammern als ein Opfer ungerechter Justiz in dem glänzendsten Lichte erscheinen ließ und sein ehrenhafter Zweikampf mit dem polnischen Kronfeldherrn Branicki in Warschau ihm die Stellung in der adeligen Welt sicherte, zu der er sich berechtigt hielt. In allen solchen Beziehungen ist die Vergleichung, die Hr. Barthold zwischen Casanova und Trenck anstellt, sehr belehrend, „der Italiener", sagt er, „bleibt, seiner Gaunerkünste und heillosen Moral ungeachtet, dennoch wie unbestritten intellectuell so auch sittlich eine höhere, vornehmere Natur". Dabei sind die Schattenseiten in Casanova's Leben nicht unaufgedeckt geblieben, seine häßliche Geldnoth, die verworfene Gesellschaft in der er mitunter lebte, die Rücksichtslosigkeit im Umgange mit den meisten Frauen, endlich die Abnahme seines Glücks, seitdem ihn in Großbritannien 1763 sein böses Schicksal dem Galgen nahe brachte, von jener Lebenshöhe, auf der er sich zehn Jahre früher ohne Schwindel bewegte und die mit seinem Aufenthalte in Venedig 1753, den der vierte Theil „des Epos heroischer Wollust" schildert, begonnen hatte. Jene höhere Natur zeigt aber Casanova besonders als Schriftsteller, Sittenmaler und Geschichtschreiber, er steht nach unserm Verf. hier unendlich hoch über dem Abenteurer Casanova und veredelt einen Lebensroman, der nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder ist, die aber selbst dem abgestumpften Lüstling durch cynische Beseeltheit noch einigen Kitzel erregen, zu einem Werke der ernsten Klio, dergleichen die neuere Literatur kein anderes aufzuweisen hat. So gern wir auch Hrn. Barthold alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so hätten wir doch um seines Werkes willen gewünscht, er hätte diese fast zu stolzen Worte nicht an die Spitze desselben gestellt.

Um nun aber zu zeigen, wie sehr Casanova's Buch durch den Barthold'schen Commentar gewonnen hat — was bekanntlich nicht der Vorzug aller Commentare ist —, verfolgen wir jetzt in raschen Überblicken die einzelnen Begebenheiten und bezeichnen die reichen Ausführungen und nützlichen Excurse, die ihnen von der Hand des gelehrten Professors zu Theil geworden sind.

Casanova war nach seiner eigenen, genauen Angabe in Venedig am 2. April 1725 geboren. Diese Geburtsstadt hat auf ihn während seines ganzen Lebens den größten Einfluß gehabt, sie ist unermüdet sein Lieblingsplatz geblieben und es ist fast rührend zu lesen, wie ihn 1773 das Heimweh oder die Unmöglichkeit, fern von der Vaterstadt seine Tage angenehm zu verleben, rings um das Gebiet der Republik umhertreibt. Mit Recht hat daher Hr. Barthold den venetianischen Zuständen eine genaue Aufmerksamkeit gewidmet und uns im ersten Bande sowol von dem mächtigen Wirken der furchtbaren Staatsinquisition als von der Zunft der venetianischen Courtisanen, dieser unentbehrlichen Stütze des republikanischen Staats, von den Jungfrauenklöstern auf Murano und überhaupt von dem Leben und Treiben in dieser „Metropole der raffinirten Freiheit des Sinnengenusses" sehr farbenreiche, auf fleißigen Studien beruhende Bilder aufgestellt. Ebenso hat derselbe Casanova's dunkle Herkunft (er war der Sohn eines Schauspielerpaars) möglichst aufgeklärt und dadurch zwei Ergebnisse von Wichtigkeit für das Leben seines Helden gewonnen, einmal, daß in dessen junge Seele auch nicht

ein dämmerndes Bild von ehrbarem Familien- und Bürgerleben fallen konnte, und zweitens, daß das wandernde Leben der Ältern eine Kette von persönlichen Verbindungen durch ganz Europa für Casanova geworden ist. Man weiß ja, mit welcher Festigkeit solche Verbindungen unter Schauspielern, und namentlich bei solchen, die nicht auf den ersten und reichsten Bühnen angestellt sind, festgehalten zu werden pflegen. Die ersten Liebesabenteuer Casanova's fallen auch in diese Zeit, und die Liebesnacht mit der schönen Römerin in Marino nöthigt die Kritik unsers Verf., „die Hauptfäden der politischen Geschichte in das leichtfertige Gewebe einzuschlagen", was denn auch mit der erfoderlichen Sachkenntniß geschehen ist. Das nächste Jahr in Casanova's Leben (Juni 1745, 25. Nov. 1745) führt die Leser nach Konstantinopel, wo für ihn der berüchtigte Renegat Bonneval die anziehendste Bekanntschaft war. Wichtiger als seine Erlebnisse sind aber für uns die kritischen Erörterungen Hrn. Barthold's, durch die er aus unverdächtigen Quellen die Hauptmomente des Lebens Bonneval's zuerst berichtigt und besonders seine letzten Jahre beleuchtet hat. Nach der Rückkehr bleibt Venedig für die nächsten Jahre Casanova's Schauplatz, er führt das Leben des gedankenlosesten Taugenichts und zeigt die Sitten der Stadt im grellsten Lichte, wodurch der Verf. Veranlassung erhält, der Begebenheiten Rousseau's, der 1743 und 1744 Secretair bei der französischen Gesandtschaft in Venedig war, zu gedenken, obschon sie mit Casanova's Schicksalen damals noch in keiner Berührung standen. Dieser pilgerte im Juni 1750 nach Paris, wohin sein Sinn schon lange stand, die Reise führte ihn über Ferrara und Turin, wo allerhand Persönlichkeiten von Hrn. Barthold kürzlich beschrieben werden.

Die Schilderungen des pariser Lebens 1750 — wo Ludwig XV. über jedes Vorurtheil von Pflicht, Ehre und Gewissen hinausgekommen und die Pest vom Hofe durch alle Fugen des bürgerlichen und häuslichen Lebens gedrungen war, sodaß selbst die pariser Handwerker bald lernten sich en philosophe über Alles hinwegzusetzen, was furchtsame Gewöhnung bisher noch als wohlthätige Schranke anerkannt hatte — gehören zu den bedeutendsten Theilen des vorliegenden Werks. Casanova, zuerst auf seine Komödiantensippschaft angewiesen, fand bald an Madame Sylvia, der ersten Berühmtheit der italienischen Oper, und an der schamlosen Mademoiselle Le Fel freigebige Beschützerinnen, die uns von Hrn. Barthold sowie die andern ausgezeichneten Theaterheldinnen jener Zeit, eine Gausser, Gauchin, Lolotte, Clairon u. A. aus den Schriften der Zeitgenossen sehr anschaulich geschildert sind. Bei der wichtigen Rolle, welche diese Schauspielerinnen, über deren Frechheit Casanova selbst erstaunen mußte, in der damaligen vornehmen Welt spielten, ist die Ausführlichkeit gar nicht übertrieben, namentlich wo sie sich so ganz in den Grenzen des Anstandes hält und überhaupt — was wir wiederholt bemerken — die erotischen Stücke nur als untergeordnete Theile zur Anknüpfung geschichtlicher Thatsachen behandelt. Aber auch Voltaire mit seinem Anhange, Fontenelle und d'Alembert und andere Männer der Wissenschaft, die Frauen Geoffrin, Dubocage treten uns hier entgegen, Hand in Hand mit ihnen die Ausschweifungen des entarteten Hofs, Monsieur Quirin, der Gelegenheitsmacher des Königs, der alte Sünder Richelieu in seinem scandalösen Liebeshandel mit Madame de la Popelinière, die beiden Familien Boufflers und Luxembourg, die man in Paris als die Muster des Aufschwungs über die Vorurtheile des Pöbels pries und deren genealogische Verhältnisse ihre gründliche Beleuchtung einer gelegentlichen Äußerung Casanova's verdanken, endlich die anstößigen Geschichten aus dem Hause Orleans. An dem Marschall von Sachsen, dem Sohne der berühmten Aurora von Königsmark, die „weder so jung noch so jungfräulich als gewöhnlich geglaubt wird in den glänzenden Reihen der Kebsweiber Friedrich August's eintrat", tadelt Hr. Barthold die schmuzigsten, unwürdigsten Geschichten, die sein sittliches Leben beflecken, die lächerliche Rivalität mit kleinen Poeten und Pastetenbäckerjungen, die undeutsche Gesinnung. „Ohne seine Thaten hätte Deutschland den Raub Frankreichs am Elsaß wieder abgejagt." Geben nun schon diese Schaustellungen oft genannter Männer und Frauen ein sehr buntes Bild des damaligen Paris, so vervollständigt es unser Verf. noch durch die Schilderung jener Liebhabereien für Zauberei, Teufelsbeschwörung und die kabbalistischen Wissenschaften, wo die erklärtesten Freigeister, Männer wie Frauen, am ersten das Spiel listiger Abenteurer wurden. Casanova hatte diese Kunst mit glücklichem Erfolge in Italien getrieben und selbst eine neue Methode erfunden, die er in Frankreich noch weiter trieb und sich dadurch in den höchsten Ruf setzte, als stehe er mit der phantastischen Geisterwelt in Verbindung, als habe er über Mittel zu verfügen, die Alles übertrafen, was wir in neuerer Zeit von den frechen Betrügereien eines Cagliostro und St.-Germain erfahren haben. Das beklagenswertheste Opfer dieser Künste ist die Marquise d'Urfé geworden, die Heldin des fünften bis achten Bandes.

Ehe nun Casanova nach Venedig heimkehrte, gibt sein Aufenthalt zu Dresden und Wien im Sommer 1752 und 1753 Hrn. Barthold Gelegenheit zu eben nicht erfreulichen Schilderungen mehrer hervorragenden Persönlichkeiten in beiden deutschen Städten. Reich an Erfahrung, aber arm am Beutel, kam er in seine Vaterstadt zurück und verflocht wieder eine Reihe von Romanen venetianischen Stils in sein Leben, an welche die Kritik keine Bemerkung knüpfen kann, bis der Inhalt des vierten Bandes der Betrachtung neuen Stoff gibt, weil die handelnden Personen sowie die Beweggründe der Katastrophe der Geschichte angehören. Unter diesen Personen ist der damalige französische Gesandte in Venedig, der vormalige Cardinal Bernis, vorzüglich zu nennen, dessen Leben Hr. Barthold mit besonderer Ausführlichkeit verfolgt hat, weil Casanova, begünstigt durch das Spiel und den Schutz reicher Patricier, durch ihre bei-

derzeitige Freundin die Nonne M. M. im Casino zu Murano, dieses großartige Muster aller venetianischen Hetären, mit ihm in nähere Verbindung trat. Hierneben ist das Geheimnißvolle und Unheimliche der venetianischen Regierung in das hellste Licht gesetzt, namentlich die Staatsinquisition auf das genaueste beurtheilt, als deren Opfer Casanova nach Bernis' Abreise in Folge seiner blasphemischen Kabbala, seiner frechen Lustgier, welche die Klostermauern durchbrochen hatte, und der verbotenen engen Verbindung mit einem ausländischen Gesandten am 26. Juli 1755 fiel und in die verrufenen Bleikammern gebracht ward. Seine wunderbare Flucht aus denselben, die ihn einer gewissen Hinrichtung ohne Verhör und Untersuchung entzog, wird nur beiläufig berührt und zu einer Vergleichung mit den ähnlichen Entweichungen Benvenuto Cellini's und Trenck's benutzt, seine Geschichte aber erst in Frankreich seit dem 5. Jan. 1757 wieder aufgenommen. Die richtige Auffassung der sittlichen Zustände in Frankreich, vor allen der Pompadour und ihrer Maitressenwirthschaft, erkennt der Verf. vollkommen an und weiß sie durch bedeutende Einzelheiten zu bestätigen, aber in die politischen, verschleierten Geheimnisse ist Casanova's Blick nicht eingedrungen. Durch seinen Gönner Bernis gelangt er jetzt zu finanziellen Bedienungen, er macht auch einen Anfang in der diplomatischen Laufbahn, aber sein bestes Glück hat er bei hoffähigen und nichthoffähigen Frauen, deren Privatleben unser Verf. nach allen Seiten hin beleuchtet, wie das jener Gräfin de Blois de Chaurigny, welche aus Sentimentalität die Kuhmilch verschmähte, die Nahrung junger Lämmer für sich allein passend fand und gegen Buffon sich beklagte, daß die Täubchen nicht Milch gäben. Durch so hohe Freundinnen begann unser Held wieder die alten kabbalistischen Künste und knüpfte seine Verbindung mit der tollen Närrin, der Marquise d'Urfé, an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Entführung der heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623. Von **Johann Christian Felix Bähr**. Leipzig, T. O. Weigel. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

Ob das Recht der Eroberer sich nur darauf beschränkt, Menschen zu tödten, Länder zu verwüsten, Geld und Geldeswerth zu rauben, oder ob es ihnen auch zusteht, Schätze der Kunst und Wissenschaft fortzuschleppen, ist eine Frage, die verschiedentliche Beantwortungen gefunden hat. Wenn einmal das militairische Räuberhandwerk durch großartiges Auftreten und glückliche Erfolge eine Art Sanction erhalten hat, so scheint es nicht darauf anzukommen, ob der Sieger nur Menschen und Vieh schlachtet, sich Gold und Silber aneignet, oder ob er auch Bücher, Gemälde, Denkmäler u. dergl. als angenehmen Lohn für seine Mühen mitnimmt. Die alten Römer kannten keinen solchen Unterschied; späterhin sind Fortschleppungen von Schätzen der Kunst oder Wissenschaft nur selten vorgekommen, aus dem hinreichenden Grunde, weil man nicht viel davon fand und das Gefundene nicht zu würdigen wußte. Daß die Venetianer die vier bronzenen Pferde aus Konstantinopel mitführten, um ihr St.-Marcusportal damit zu schmücken, daß das Recht des Stärkern den Codex argenteus, die Bibliotheken der braunsberger und würzburger Jesuiten nach Upsala wandern ließ, sind vereinzelte Fälle. Erst Napoleon hat die Ausbeutung eroberter Länder in diesem Genre wieder en gros und planmäßig betrieben; er beurtheilte ganz richtig, daß der Ruhm der großen Nation durch solche Trophäen nicht wenig erhöht werden müßte; und bei der vorgeschrittenen ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung ist es sehr wahrscheinlich, daß künftige Eroberer in diesem Punkte nicht bedenklicher sein werden als Napoleon. Sollte es demnach überflüssig sein, wenn sich die europäischen Potentaten über völkerrechtliche, diesen Gegenstand sichernde Bestimmungen einigten? Hierauf müßte man aber schon in Friedenszeiten Bedacht nehmen; denn wenn erst eine Invasion aus Norden oder sonst woher hereingebrochen ist, dürften solche Stipulationen zu spät kommen.

Eine der interessantesten Raubgeschichten jener Gattung ist die im Dreißigjährigen Kriege erfolgte Entführung der pfälzischen Bibliothek aus Heidelberg nach Rom. Der Papst verstand es, ohne selbst ins Feld zu rücken, diese werthvolle Beute für sich zu gewinnen. Und daß er daran wohlgethan, daß sein Name deshalb „stets von der spätesten Nachwelt dankbarst gepriesen werden müsse, daß er dabei von den edelsten Gesinnungen geleitet und zugleich auf sein heiliges Recht gestützt war", hat Dr. Augustin Theiner, Priester des Oratoriums zu Rom, in einer besondern Schrift auf eine für jeden Römer schlagende Weise dargethan. Diese Schrift gab dem Dr. Bähr, jetzigem Oberbibliothekar der heidelberger Universitätsbibliothek, Veranlassung, die Sache aus einem andern Standpunkte zu beleuchten, und was derselbe mit Benutzung der ältern und neuern, zum Theil selbst bisher nicht bekannten Quellen zur Würdigung jenes Ereignisses beigetragen hat, verdient volle Anerkennung.

Die pfälzische Bibliothek, besonders wegen ihres Reichthums an Manuscripten die bedeutendste in ganz Deutschland, hatte die Begehrlichkeit Gregor's XV. in hohem Maße erregt. Schon längere Zeit vor der Einnahme Heidelbergs richtete er deshalb seine Bewerbungen an den Herzog Maximilian von Baiern; hier fanden sie günstige Aufnahme und kaum hatte sich Tilly der Stadt bemächtigt, so ging die Schenkungsurkunde nach Rom ab. Gregor konnte hierbei verschiedene Motive haben: religiöse, politische und finanzielle. Über die religiösen sagt Augustin Theiner:

„Er (der Papst) wünschte diesen berühmten Bücherschatz nach Rom versetzt, um den Protestanten, die gerade in dieser Zeit die Denkmäler der christlichen Vorzeit so sehr entstellten und die katholische Kirche mit aller Miskennung und Verfälschung ihrer Documente aufs leidenschaftlichste angriffen, diese Goldgrube, aus der sie mit Verachtung des kostbaren Metalls, das sie enthielt, nur die gemeinsten Schlacken bis jetzt auszugraben gewohnt waren, um die katholische Kirche anzufeinden, zu schließen." (In Betreff dieser guten Meinung von den deutschen Protestanten sagen sogar die münchner „Historisch-politischen Blätter" in einer von Herrn Bähr citirten Stelle: „daß ihre deutsche Empfindung ihnen verbiete, sich bei diesem Urtheile unbedingt zu betheiligen.")

Zu der Annahme, daß Politik den Papst in der Sache geleitet habe, liefert Theiner ebenfalls eine Begründung, indem er erzählt, daß Gregor gleich seinen Vorgängern etwas Großes für die Wissenschaften und deren Pflege in Rom durch Vermehrung handschriftlicher und literarischer Hülfsmittel zu thun wünschte und sich daher mittels seines Nuntius Caraffa die heidelberger Bibliothek von Maximilian erbeten habe. Hinsichtlich der finanziellen Beweggründe schreibt Theiner: „Es war nichts billiger als daß der Papst für die vielen und großen Opfer, die er seit dem Antritt seines Pontificats dem Herzoge von Baiern dargebracht hatte, eine Entschädigung verlangte. Mehr als 200,000 Kronen hatte er ihm und dem Kaiser zur Führung des Kriegs bereits ausgezahlt, Beiden ansehnliche Zehnten auf geistliche Güter eingeräumt, dem Herzoge von Baiern ferner stehende monatliche Geldzahlungen durch den kölner Nun-

tius gesichert und noch überdies den 6. Oct. 1621 eine Baarzahlung von 60,000 Gulden zugeschickt. Welche Opfer! Eine passendere und zugleich ehrenvollere und für den Herzog von Baiern weniger drückende Entschädigung als die Schenkung der heidelberger Palatinbibliothek konnte vom Papst sicherlich nicht verlangt werden."

Wo nun Religion, Politik und Geld so mächtig zusammenwirken, wo es für den Empfänger durchaus „billig", für den Geber höchst „passend und ehrenvoll" ist, einen Handel mit geraubtem Gute zu treiben, da kann man sich nicht wundern, wenn das Geschäft zu gegenseitiger Zufriedenheit und ohne Zeitverlust zu Stande kam.

Am 19. Sept. 1622 fiel das Schloß Heidelberg in Tilly's Hände und schon im folgenden Monat trat der päpstliche Commissar, Leo Allatius, die Reise nach Deutschland an, um die Bücher und Manuscripte zu übernehmen und über die Alpen zu geleiten. Allatius war ein geschickter Mann, der nichts Gutes in Heidelberg liegen ließ. Die Beute wurde auf 50 Wagen nach München gebracht, wo man wegen der weitern Fortschaffung über die Gebirge eine Umpackung in 196 kleinere Kisten vornahm. Nach vielen Mühen langte Allatius glücklich mit seinem Transport in Rom an und sofort wurden diese Bücher und Manuscripte der vaticanischen Bibliothek einverleibt. Gregor XV. war bereits gestorben; sein Nachfolger, Urban VIII., ließ die Manuscripte mit neuem Einbande schmücken und in schönen Schränken aufstellen. Ein Memoirenschreiber der damaligen Zeit sagt: „Au bout ceste partie de la bibliothèque palatine est aujourd'huy un des plus riches meubles du Vatican, et *porte encore les marques de l'hérésie, estant logée à part et marquée d'un escriteau hérétique de bibliothèque palatine*."

Der katholische Bonaparte trug kein Bedenken, sich im Frieden von Tolentino (1797) 500 durch französische Commissare auszuwählende Handschriften der vaticanischen Bibliothek auszubedingen; auch 38 Manuscripte der alten pfälzischen Bibliothek wurden ungeachtet des écriteau hérétique mit unter die Auswahl genommen. Dieser Umstand gereichte später der Universität Heidelberg zum Vortheil. Der Pariser Frieden, der auch andern Ländern die von den Franzosen weggeschleppten Kunstschätze, Bücher, Handschriften u. dgl. zurückgab, war die Veranlassung, daß ein Theil der alten nach Rom entführten Palatina wieder in ihre ursprüngliche Heimat gelangte. Als päpstlicherseits die 500 durch den Frieden von Tolentino nach Paris gebrachten Handschriften zur Rückgabe reclamirt wurden, unterließ auch die großherzoglich badische Regierung nicht, eine ähnliche Reclamation hinsichtlich der ehedem pfälzischen, Heidelberg zugehörigen Handschriften zu erheben; durch die Bemühungen der östreichischen wie vorzüglich der preußischen Behörden gelang es im November 1815 die 38 Handschriften zurückzuerhalten. Es war natürlich, daß ein solches Ereigniß auch den Wunsch hervorrief, die noch übrigen weit zahlreichern Handschriften der alten heidelberger Bibliothek bei dieser Gelegenheit aus Rom wiederzubekommen, zumal da der Papst durch die großmüthigen Anstrengungen der Verbündeten, namentlich der großen deutschen Mächte, nicht blos in den Besitz seiner Staaten und Rechte wieder eingesetzt war, sondern auch so viele und bedeutende Kunstschätze, welche aus diesen Staaten nach Paris entführt worden waren, von dort wieder zurückerhalten hatte, unter solchen Umständen sich daher auch eher erwarten ließ, daß ein derartiges Gesuch Berücksichtigung finden werde. So ging schon in den ersten Tagen des October 1815 eine hierauf abzielende Vorstellung in das Hauptquartier der Alliirten, wo sie eine günstige Aufnahme fand; insbesondere waren es wieder Preußen und Östreich, welche sich der Sache eifrigst annahmen und durch ihre Legationen in Rom das Gesuch der heidelberger Universität aufs nachdrücklichste unterstützten, jedoch nur mit theilweisem Erfolge, indem man sich in Rom nur zur Zurückgabe von 847 deutschen Handschriften, zu welchen später noch fünf andere hinzukamen (Otfried's „Evangelische Geschichten" und vier die Universität betreffende Handschriften), verstand. Diese Handschriften, in der Gesammtzahl von 852, wurden am 15. Mai 1816 dem zur Übernahme Seitens der Universität nach Rom abgesendeten Oberbibliothekar Wilken feierlichst übergeben und kamen über die Alpen glücklich in Heidelberg an.

Das Factische der Entführung und theilweisen Wiedererlangung der in Rede stehenden Bibliothek ist zwar durch Hrn. Bähr's Schrift zur klaren Anschauung gebracht worden; doch beklagt er selbst, daß es ihm an Mitteln gefehlt habe, manche noch sehr wünschenswerthe Aufklärungen über die Sache zu erhalten, namentlich im Betreff der einleitenden Unterhandlungen zwischen Maximilian und Gregor. In den Acten der Universitätsbibliothek, so vollständig sie auch sonst sind, befindet sich gerade hier eine Lücke; es fehlen die Acten der Jahre 1621—24, was sich leicht aus der damaligen Kriegsnoth erklären läßt. Wenn also aus örtlichen Quellen nichts zu gewinnen ist, so sind nur noch Rom und München als die bei der Angelegenheit zunächst betheiligten Orte übrig, von welchen nähere Aufschlüsse durch archivalische Nachrichten, Urkunden, Berichte u. dgl. zu erwarten wären. München blieb in dieser Beziehung bis jetzt ganz verschlossen; was Theiner aus römischen Quellen mitgetheilt hat, bezieht sich meist nur auf die unwesentlichste Seite des Ganzen; am ausführlichsten verweilt er bei dem Verpacken der Bücher und dem allerdings mühevollen Transportiren derselben nach Italien. Über die Verhandlungen, welche zwischen dem Papste und dem Herzoge vor der Übergabe der Bibliothek stattgefunden haben müssen, liefert Theiner kein einziges Actenstück.

Zum Schlusse unserer Mittheilung sei es uns vergönnt, noch ein Pröbchen von echt jesuitischer Beschönigungskunst beizubringen. August Theiner rechnet die Wegführung der pfälzischen Bibliothek dem Papst Gregor XV. und dem Herzoge Maximilian als ein hohes Verdienst an, indem er Beide als Männer bezeichnet, „deren Namen stets von der spätesten Nachwelt als die Erhalter der Palatina dankbar gepriesen werden müssen". Das hängt so zusammen. Die Fortschleppung fand 1623 statt. Im Jahre 1693 wurde Heidelberg von den Franzosen in Brand gesteckt. Die Bibliothek hätte möglicherweise mit verbrennen können. Aber Gregor und Maximilian haben sie dem unvermeidlichen Untergange entrissen, weil sie dieselbe 70 Jahre früher nach Rom schaffen ließen, folglich gereicht es ihnen zum hohen Verdienste, die Bibliothek gerettet zu haben! 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1846.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Der zweite Band des Barthold'schen Werks beginnt mit der Geschichte des Hauses d'Urfé und gibt mit Hülfe seltener Bücher den Lesern ein durch mannichfache Farbenschattirungen geschmücktes Gemälde der französischen Landschaft Forez, in welcher jenes reichbegabte ritterliche Geschlecht seine Schlösser und Besitzungen hatte. Wir halten dies Stück für eins der gelungensten im ganzen Buche, wenn auch nicht der grämliche augsburger Tadler hierin ein so besonderes Talent des Verf. für die Darstellung erkannt hätte, und bedauern nur, nicht mehr aus demselben über die gefeierten Männer Anne und Honoré d'Urfé, des Verf. des berühmten Schäferromans „Astrée", der das Wunder des 17. Jahrhunderts hieß, sowie über andere jenes Hauses hier mittheilen zu können. Ihm entstammte Joanna d'Urfé, das bedauerungswürdige Opfer der Gaukeleien Casanova's und seiner goldmachenden, lebensverjüngenden Hände, über die zunächst genealogische Nachrichten der Marquise von Créqui, sonst der lebendigen Chronik des französischen Adels, von Hrn. Barthold berichtigt werden mußten. In ihrem Hause begegneten sich Casanova und der Graf von St.-Germain, es begann von jetzt an zwischen dem Kabbalisten und dem Adepten ein Wettstreit in verderblichen Gaunerkünsten, dem wir eine reiche Auswahl anziehender Überlieferungen aus weniger gekannten Büchern, wie aus den Memoiren der Dame de Hausset, aus Graf Lamberg's „Mémorial d'nn mondain" und aus Graf Gleichen's ungedruckten Denkwürdigkeiten im Jahrgange 1813 des „Mercure étranger" verdanken. Hr. Barthold sagt:

> Denn weil St.-Germain mit unserm Abenteurer so merkwürdig das vorige Jahrhundert charakterisirt und des Letztern Geschichte gleichwol noch nicht kritisch beleuchtet ist, glauben wir hier die passende Stelle zur Untersuchung gefunden zu haben.

Und so führt uns derselbe in einer gedrängten und doch mit allerhand Abschweifungen ausgestatteten Erzählung die erstaunenswerthen Dinge vor, die St.-Germain in Wien, London, im Haag, in Paris in den Gemächern der Pompadour und in andern Städten und Schlössern vollführt haben soll, und endigt mit seinem Verschwinden, worüber die Angaben der biographischen Wörterbücher sehr unsicher sind und selbst Hr. Barthold trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nichts Entscheidendes zu ermitteln im Stande gewesen ist. Des Grafen St.-Germain Lebenverjüngungselixir, sein Diamantenschmelzen, seine Wahrsagereien, sein hohes Alter, seine anmuthige und witzige Gabe der Unterhaltung werden so hinlänglich besprochen, daß es für den größten Theil der Leser nicht an unterhaltender Lecture und neuen Aufschlüssen über St.-Germain und die Goldmacherei seiner Zeit fehlen wird. Casanova, dessen Erlebnisse durch diese kritische Biographie unterbrochen sind, schwelgte indeß in Paris in allerhand geistigen Genüssen, trieb sein Wesen mit Tänzerinnen und lebenslustigen Frauen und überließ sich der tollsten Verschwendung, von der er sich dann immer bei den Reichthümern der Marquise d'Urfé erholte, mit der er, fast gezwungen, sechs Jahre hindurch sein Spiel treibt, bis er in Marseille an der kindischen, halb verrückten Alten im Frühlinge 1763 den ruchlosen Proceß der Wiedergeburt und Ausplünderung vollendete. In Paris begegnen wir noch mehren namhaften Personen, besonders Rousseau, am längsten aber verweilt der Verf. bei Casanova's Beschützer, Bernis, über dessen letzte Ereignisse Casanova's Angaben eine Berichtigung nothwendig machen, da er nur Allgemeines, wie es die Welt damals erfuhr, mittheilen konnte.

Mit dem sechsten Theile und dem Jahre 1760 führt uns die wechselnde Scene in das französische Hauptquartier nach Köln, wo die große Zahl neuer und alter Bekannten zu vielen historischen Erörterungen Anlaß gibt. Wir blicken hier in die große Auflösung des französischen Heerwesens im Siebenjährigen Kriege, aber wir gewahren auch unser deutsches Vaterland in seiner tiefen Erniedrigung, namentlich in jenem Drängen deutscher Prinzen und Edelleute in den Dienst Frankreichs, das mit dem äußersten Hohne auf sie herabsah. Wir verweilen an der Hand des in allen Hofgeschichten bewanderten Verf. an den Höfen zu Bonn und Stuttgart, lesen eine etwas lose angeknüpfte Episode über die bekannte Tänzerfamilie Vestris, meistens aus Grimm's „Briefwechsel" und werden dann in die Schweiz geführt, wo uns die solothurner Gesellschaft in des Diplomaten

Chauvelin Schlaraffenleben und die wissenschaftlichen Unterhaltungen im Hause Haller's zu Bern überraschende Gegensätze darbieten. Ein noch anziehenderes Stück ist das Zusammenleben Casanova's mit Voltaire, sodaß sich Hr. Barthold für verpflichtet gehalten hat, alle kritischen Hülfsmittel auszubeuten und zugleich eine anschauliche Schilderung des wirklich fürstlichen Lebens in Ferney zu geben, wo er dann auch jener nicht sonderlich anständigen Geschichte gedenken mußte, die Voltaire ein „philosophisches Vergnügen" zu nennen pflegte und in der wir ein treues Gemälde des entschiedenen Egoismus in jener Geselligkeitsregion vor uns haben.

Der Verlauf der folgenden Lebensjahre Casanova's, die bis zum J. 1770 von Hrn. Barthold beleuchtet worden sind, bietet in den Kreisen, die der Venetianer in Turin, in Mailand, in der Dauphiné, in London, Berlin, Braunschweig, Petersburg, Warschau, Dresden, Aachen, Spaa, Madrid, Neapel, Florenz und Rom besuchte, noch viele anziehende Einzelheiten über die ersten Berühmtheiten jener Jahre dar. Aber wir können sie nicht alle aufzählen. In London z. B. empfangen wir ein unverschleiertes Bild der ärgerlichen Wirthschaft am Hofe Georg's II. und der sittlichen Fäulniß des englischen hohen Adels, wobei nicht verschwiegen wird, daß Casanova's anziehende Novelle mit der Portugiesin Pauline vor der historischen Kritik nicht recht bestehen kann; in Berlin wird die Unterredung mit Friedrich II. (im Juli 1764) als chronologisch richtig erwiesen und in anziehender Weise erläutert; in Madrid fesseln die beiden Staatsmänner Aranda und Olavides unsere Aufmerksamkeit, und aus der Dauphiné wird an dem Beispiele der Mademoiselle Romans, der Schülerin Casanova's, gezeigt, wie das Gift aus dem Privatleben Ludwig's XV. auch den ehrbaren Bürgerstand in den Provinzen durchdrungen hatte. Die Romans ist bekanntlich eine der ausgezeichneten Geliebten Ludwig's XV. gewesen. Casanova's Aufenthalt in Rom erhält für deutsche Leser eine besondere Anziehung durch seinen Verkehr mit Winckelmann, und Hr. Barthold hat daher mit großem Fleiße alle hier einschlägigen Stellen aus den Briefen des Letztern zusammengebracht. Wir ersehen hieraus, daß Beide zusammen ein heiteres Kunstleben geführt haben, daß aber nur dieses Band den ungesättigten Wüstling mit dem platonischen Verehrer des Sinnlichschönen vereinigte, wenn auch eine Stelle bei Casanova eine Verbindung anderer Art zu verrathen scheint. Hr. Barthold sagt:

> Wie sehr sich Winckelmann auch mit Idealen männlicher und weiblicher Schönheit umgeben hatte, so war doch seine Seele, gleich den edelsten Charakteren des Alterthums, eine Sonnenweite von Dem entfernt, was dem Verdacht scheinbar so nahe liegt. Erziehung, Jugendeindrücke und unverdorbenes altmärkisches Plebejerblut bewahrten den täglichen Gesellschafter plastischer Nacktheit vor dem Falle.

Nicht minder ergibt sich dies aus seinem merkwürdigen Verhältnisse zu Margaretha Mengs, wo dieser seltene Mensch zum ersten Male von heißer Liebe zu einem schönen Weibe erfüllt, aufgefodert und fast berechtigt von dem Ehemanne, der Lockung zu folgen, seiner Sittenstrenge treu blieb. Hr. Barthold hat den Verlauf der Begebenheit aus Winckelmann's Briefen erzählt, auch die Zweifel nicht unterdrückt, welche das plötzliche Schweigen Winckelmann's seit dem Nov. 1767, wo die Mengs wieder in Rom war, in ihm erregen konnte. Auffallend ist es allerdings, daß unsern Winckelmann von da ab unerklärliche Unruhe aus Rom nach dem ihm sonst so verhaßten Norden zieht und daß ihn dann wieder eine unerklärbare Sehnsucht oder Schwermuth zwang, an der Schwelle Deutschlands umzukehren, um in Triest die Beute eines elenden Mörders zu werden. „Aber wer vermag die labyrinthischen Entschlüsse eines so bewegten Gemüths zu deuten."

Wir haben absichtlich hierbei etwas länger verweilt, um die Sorgfalt anzudeuten, mit der Hr. Barthold bei seinem Buche zu Werke gegangen ist und wie er so geschickt das Thatsächliche mit psychologischen Wahrnehmungen zu einigen verstanden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Im Gebirg und auf den Gletschern. Von K. Vogt. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1843. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Das vorliegende Werk besitzt in vieler Hinsicht die Eigenschaften eines literarischen Sonderlings, aber eines Sonderlings von höchst interessanter Liebenswürdigkeit. Seinen Hauptinhalt bilden Erinnerungen an kühne Reisen durch einige classische Höhenpunkte der Schweiz, durchwoben und belebt mit heitern Erzählungen, lieblichen Sagen und Märchen, mit wunderlichen Erlebnissen und scharfen Beobachtungen an diesen Orten. Von den gewöhnlichen Schönheiten dieses Zauberlandes, von den Aussichten auf die Alpenketten aus den Thälern und von den Seen, welche, so allgemein mit der erhabensten Poesie besungen, mit dem feurigsten Enthusiasmus besprochen und bewundert worden sind, nimmt es wenig oder keine Notiz. Auf dem Wege nach Thun behält es seinen Leser in dem dunkeln Fonds des Postwagens zurück und gestattet ihm nicht einen einzigen Blick auf die schönen Formen der nahen Schneeberge, ja es steigt mit ihm in die Kajüte des Dampfschiffes und macht ihn bei der Überfahrt nach Unterseen weder aufmerksam auf die reizenden Ufer des Thunersees, noch zeigt es ihm den weltberühmten Blick an dem schön gewölbten, grün bewaldeten und bematteten Riesen vorbei nach Blümelisalp und der erhabenen Jungfrau. Bei diesem Allen bleibt es wortkarg und theilnahmlos, wie die kühlen überseeischen Fremden in dem Postwagen und der Dampfkajüte. Erst im Gebirg und auf den Gletschern athmet es auf; hier fühlt es sich heimisch, es wird wärmer und wärmer bis zur feurigsten Begeisterung; da fließen die Worte im lebendigen erhabenen Schwunge; da sprudelt der Witz in Feinheit und Fülle.

Der Verf. ist der Gelehrtenwelt schon als Naturhistoriker und als Gebirgsnaturforscher der Schweiz rühmlichst bekannt. Hiernach könnte man mit Recht erwarten, daß derselbe sein Wissen auch mit in seine Reiseerinnerungen hineingeflochten habe; aber auch darin täuscht man sich. Er will in diesem Buche durchaus nichts von Gelehrsamkeit durchblicken lassen; er zeigt nur Sinn für das Erklimmen schwindelnder Höhen auf gefahrdrohenden Pfaden, nur Liebe für das Verweilen in unwohnsamen, menschenleeren Einöden, in Höhlen und Klüften der Berge und Gletscher. Doch weiß er diese wunderlichen Lieblingsthemata so überzeugend wahr, in so anziehenden Worten und Farben und mit einer so gemüthvollen Behaglichkeit zu behandeln und zu schmücken, daß der Leser ihm sich stets erneu-

der Spannung und zuthülicher Geneigtheit die ungetheilte Aufmerksamkeit schenkt.

Von Geburt wahrscheinlich ein Deutscher ist er aber durch langjähriges Verweilen in der Schweiz, durch Neigung und Beruf nach und nach selbst zu einem ganzen Schweizer geworden. Aus vielseitiger eigener Anschauung kennt, liebt und bewundert er die Erhabenheit der Natur dieses reich gesegneten Landes; er sieht, er forscht und bespricht Alles mit Unbefangenheit und klarer Geistesfülle; er genießt und preist mit der offenen Herzenstiefe und der biedern Geradheit des alten kernigen Hirtenstammes. Es ist wahr, diese Schweizerliebe ist bei ihm groß, sie ist des Mannes edelster Leitstern durchs Leben, das Höchste auf Erden, aber sie bleibt doch immer auf echt-deutschem Boden. Die deutsche Wahrheit blickt überall mit ihrer schlichten Ehrlichkeit hindurch, ja sie bricht zuweilen sogar mit derben Hieben aus ihrem Hinterhalte hervor, besonders da, wo sie in die Nähe von Leuten und Einrichtungen kommt, welche die einfache Natur der Schweiz zur Unnatur verkehrt und verbildet haben. Aus diesem Grunde sind ihm die Engländer recht von Herzen zuwider. Wo es nur einigermaßen möglich ist, da fährt er über sie her. Es scheint ihm dieser Haß schon zu einer zweiten Natur geworden zu sein. Die Engländer tragen aber sicherlich nicht allein die Schuld an seinem Ärgerniß; die lieben Schweizer, denen für fremdes, besonders englisches Geld Alles feil geworden ist, sind selbst eine Hauptveranlassung dazu.

Aus dem bisher Gesagten ist schon zur Genüge deutlich geworden, wie warm sich Ref. für das in Rede stehende Buch interessirt; daraus folgt aber auch zugleich, daß ein nur allgemein gehaltenes Urtheil darüber nicht gut in seiner Absicht liegen kann. Ist es nun, von dieser Seite betrachtet, dem Ref. schon ganz nach Wunsch, etwas mehr in das Innere des Buches hineinzugehen, so glaubt er dies aber auch noch dem wirklichen Werthe des Gegenstandes sowie der scharfen Bewahrheitung der obigen Aussprüche schuldig zu sein.

Herr Dr. Karl Vogt ist ein Schalk. Sein ganzes Werk wimmelt von Belegen für diese Behauptung, am meisten beweist dies aber die Vorrede. Sie ist in Form eines Briefes an Frau H... B... abgefaßt. Aus diesem offenen Schreiben erfährt man, daß der Herr Doctor nur den dringendsten Bitten dieser gütigen Dame nachgegeben, daß er sich ungern zur Veröffentlichung der nachfolgenden Blätter habe entschließen können. Nun es aber einmal geschehen, so wälzt er auch alle Schuld auf sie. Sie soll es verantworten, wenn seine Reisegefährten ein Ärgerniß an der Preisstellung vor dem Publicum nehmen, ihrem unrichtigen Urtheile über die Schrift solle es allein nur zur Last fallen, wenn seine Bekannten den Kopf schütteln, ein betrübtes Gesicht machen und sagen: „Lieber Gott, Karl, Sie hätten besser gethan hinter Fischen und Kröten sitzen zu bleiben, als sich mit Schöngeistereien die Zeit zu vertreiben, von denen man nicht einmal weiß, ob sie Dichtung oder Wahrheit sein sollen;" — oder: „Dicker, die Mühe hättest du dir sparen können. Meinst du denn, man lerne aus den anatomischen und physiologischen Handbüchern Deutsch reden und schreiben? Glaubst du, mit einem solchen Stile dürfe man sich heutzutage sehen lassen? Warte nur, sie werden dir deinen Pelz rupfen." In dieser Weise macht er sich selbst immer kleiner und unbedeutender und ängstigt seine schöne Gönnerin bis aufs Blut. Wenn er auch zittert vor der scharfen Kritik, welche sein bescheidenes Product zergliedern und in die einzelnen fehlerhaften Theile zerlegen wird, so freut er sich doch auch wieder über den Hauptsatz, daß alle Schuld der Frau H... B... zur Last fallen werde. Er sagt sogar recht schelmisch von sich, indem er sich aus der Affaire zu ziehen wähnt: „Der sitzt jetzt behaglich in seinem Lehnstuhle, lacht ins Fäustchen und freut sich, wie er alle Welt ein wenig hinter das Licht geführt hat. Erst seinen Buchhändler, der Wunder meinte, welche treffliche Speculation er mit dem Maculatur-machen würde; dann Sie, die eine viel zu hochgespannte Meinung von dem Verf. hegten, die nun getäuscht wird, und endlich die wenigen Leser, welche das Buch öffnen werden, um Unterhaltung zu suchen und vielleicht nicht einmal Stoff zum Einschlafen finden. Wenn aber alle die Betrogenen über den Verf. herfallen, und ihm seine Sünden vorhalten werden, so wird er sich fester in den alten Flausrock wickeln, die Beine übereinander schlagen, einen gewaltigen Zug aus der Cigarre thun, einen Schluck aus der stets gefüllten Kaffeetasse nehmen und sagen: «Was geht's mich an? Laßt mich in Ruhe. Es hat mir Mühe genug gekostet, das Ding zu schreiben. Wollt ihr mich noch jetzt mit Sachen ärgern, die schon längst in das Dunkel der Vergessenheit versenkt sind?»" Man sieht, die ganze Sprache dieser Vorrede ist zu launig und trägt zu sehr den Stempel der muthwilligen Ironie, als daß man sie für Wahrheit nehmen und mit Vorurtheil und Geringschätzung auf das nachfolgende Buch blicken könnte. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Verf. mit dem besten Vorbedacht seine von ihm selbst sicherlich geschätzte Arbeit absichtlich tadelt und ins unbedeutendste Licht stellt, damit später bei näherer Prüfung der wahre Werth um so glänzender hervorleuchten oder überhaupt diese Prüfung nicht unterbleiben möge.

Das Buch ist in zehn Abschnitte getheilt, wovon jeder eine besondere Überschrift an der Stirn trägt. Die Reise auf das Faulhorn eröffnet den Reigen. Hier ist der Verf. noch berner Student. Er ist in Gesellschaft von noch drei andern Musensöhnen, welche wie er noch keine Furcht vor dem Examen hatten, denen der einzige Titel zur Reise der achtzehnjährige Geburtstag, der einzige Collegienzwang der freie Wille, und die geringste Aussicht der Staatsdienst war. Ein muthwilliges Völkchen! Bis Isetwald interessiren sie sich für nichts weiter als für ihre burschikosen Späße. Aber in Isetwald erwacht ihr Sinn für die schöne Natur und für das idyllische Schweizerleben so mächtig, daß es ihnen kaum möglich wird, sich zur Weiterreise entschließen zu können. Das Anmuthige dieses weltberühmten Dörfchens am Brienzersee wird meisterhaft geschildert. Hören wir Einiges davon mit den eigenen Worten unsers Verfassers:

„Eine schmale Landzunge verbirgt es dem See, dichte Buchenwaldungen umhüllen es auf der Seite des Gebirgs. Kleine, niedrige Hütten, mit steinbeschwerten Schindeln gedeckt, schauen aus grünen Wiesen oder bunten Gärtchen hervor. Alles scheint uns schon seit alter Zeit bekannt, wenn wir dort eintreten; wir glauben die Hühner auf dem Hofe gesehen zu haben, wo wir als Knaben uns tummelten, und jedes freundliche Gesicht, welches hinter den blinden Fensterscheiben nickt, spiegelt uns geliebte Züge. Ich habe Künstler gekannt, welche ins Oberland zogen mit Schiffsladungen von Zeichenbüchern, die sie mit Skizzen und Studien zu füllen gedachten. Sie kamen nach Isetwald und sahen sich am Ziele ihrer Wünsche. Der Sommer verstrich, und als der Herbst mit rauhen Winden sie von den Ufern des Brienzersee's zurückjagte, da ließen sie das weiße Papier zurück; — zum Andenken...... die Thoren! Warum gingen sie nach Isetwald, dessen Luft wirkt wie Lethe's Gewässer, in denen man Vergessenheit seiner selbst trinkt? Wußten sie nicht, daß dort das Moos weiche Arme hat, womit es den Müden empfängt, daß die Buchen den in ihrem Schatten Ruhenden Schlaflieder lispeln, und daß selbst der Gesang des Kukuks auf der Wanduhr in süßen Taumel lullt?"

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es unsern Musensöhnen ebenso ergangen wie jenen Künstlern. Sie empfanden schon ganz und gar die Wirkungen des Zaubers und waren davon bis auf unsern Herrn Karl so gut wie besiegt. Sein Trachten nach oben, zu der himmelanstrebenden Höhe erwacht plötzlich mit aller seiner Kraft. Aber vergebens warnte er, ein treuer Eckart, vor längerm Verweilen, vergebens zeigte er auf den Stand der Sonne, vergebens rief er den Gefährten den steilen Bergpfad, den sie noch zu erklimmen hatten, ins Gedächtniß! Umsonst durchlief er alle Stufen der Ermahnung und Bitte, von den einfachsten Worten an bis zu

den kraftvollsten Schwüren. Endlich wirkt seine eigene Verzweiflung mehr als alle Ermahnungen und Bitten. Sie ermannen sich, aber erst um 4 Uhr Nachmittags und nachdem des Guten fast schon zu viel genossen war. Daß in einer solchen Zeit und in einem solchen Zustande ein vier Stunden langes mühsames Emporklettern fast eine Unmöglichkeit war, läßt sich leicht denken. Der Weg von Isetwald zum Faulhorn ist allerdings der kürzeste, aber auch der steilste; er übersteigt an Beschwerlichkeiten noch den vom Gießbache aus und steht in gar keinem Vergleiche mit denen von Grindelwald und Rosenlaui. Daher fehlen denn auch die Folgen nicht. Der eine Gefährte fällt nieder, als sie kaum die Hälfte der Höhe erstiegen haben. Er kann und will nicht weiter und ist dem Tode nahe. Der in Äsculap's Sälen gebildete Sinn unsers Herrn Karl will seine Geschicklichkeit im Blutlassen zeigen, und es ist ein Glück, daß Niemand von der Gesellschaft ein Federmesser bei sich hatte, sonst wär's vielleicht um das schöne Leben des Ohnmächtigen geschehen. Die plätschernde Quelle in der Nähe gibt ihnen Rath und schnelle Hülfe. Sie wandern weiter mit frischem Muthe und neu gestärkten Kräften; da überfällt sie ein Gewitter. Es blitzt unter und über ihnen, und in kurzer Zeit sind sie bis auf die Haut durchnäßt. Das Gewitter in den Gebirgen ist furchtbar. Herr Vogt muß es oft erlebt haben, denn er beschreibt es so wahr, so genau und mit so treffenden Wortfarben, daß man unwillkürlich schaudert und sich mitten hinein versetzt sieht. Nach all diesem Ungemach kommen sie endlich zu den Sennhütten der Betenalp. Hier entzweien sich die Reisegefährten. Zwei von ihnen wollen Nachtquartier machen, während die andern Beiden, wozu der Studiosus Vogt als Hauptheld gehörte, noch weiter, noch zur Spitze des Faulhorns hinauf wollen. Es war bereits finstere Nacht geworden, Wind und Wetter furchtbar, sodaß ein solcher Entschluß mehr als tollkühn genannt werden konnte. Dennoch blieben sie bei ihrem Vorsatze. Ohne Führer, ohne sichtbaren Pfad kletterten sie noch einige Zeit weiter fort, doch kamen sie zuletzt noch zur Vernunft. Sie kehrten ebenfalls ein bei den Hirten auf Betenalp, wählten aber eine andere Senne als ihre Gefährten, um sich vor ihrem Hohne zu schützen. Die Beschreibung der Sennhütte mit den darin wohnenden Hirten ist in wenigen aber höchst treffenden Worten gegeben, ebenso auch die Erzählung von ihrer Aufnahme bei diesen unverdorbenen, guten Schweizern. Der nothwendige Kleiderwechsel macht sie äußerlich selbst zu Sennen, und wie treu sie in diesem Scheine der Wahrheit nahegekommen sind, läßt sich daraus abnehmen, daß sie in diesem Costume am andern Morgen ihren Reisegefährten entgegengehen und die Freude haben, von diesen nicht erkannt zu werden.

Doch nun müssen wir die Reisenden allein ziehen lassen, damit wir auch den andern Abschnitten noch einige Aufmerksamkeit widmen können. Wäre den lustigen Reisenden oben auf dem Gipfel des Faulhorns ein mehr heiteres Wetter zu Theil geworden, so hätten wir es uns sicher nicht versagen können, mit ihnen die berühmte Aussicht zu genießen, welche an Schönheit mit der vom Rigi wetteifert und in Hinsicht der Großartigkeit noch beiweitem höher steht durch die nächste Nähe der mächtigen Alpenriesen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Doppelgestirn Michelet und Quinet.

Der Geschichtschreiber Frankreichs, Michelet, läßt sich durch den rauschenden Beifall, welchen seine leidenschaftliche Polemik gegen die ultramontanen Bestrebungen des Tages gefunden hat, von dem stillen Pfade des einsamen Forschers immer mehr in das lärmende Gewühl des Marktes verlocken. Statt unbeirrt durch die Launen des Tages an der Vollendung seiner umfassenden historischen Aufgaben zu arbeiten, läßt er seine ganze Leidenschaftlichkeit in glühenden Flugschriften und aufregenden Declamationen ausströmen. Was er dadurch an ephemerem Beifall von Seiten der Menge gewinnt, geht ihm von seiner eigentlich literarischen Autorität verloren. Immer hohler wird der Pathos, in dem er sich gefällt, und schon steht er zuweilen in seinen Ausbrüchen einer leidenschaftlich aufgeregten Stimmung am Abgrunde der Abgeschmacktheit. Wir wollen dem Historiker nicht zu nahe treten; aber in seiner neuesten Schrift „Le peuple" vermißt man zum Theil wirklich das regelnde Maß des Verstandes. Es ist ein auf den Jubel der Masse berechnetes Manifest der alten französischen Nationaleitelkeit, eine Hymne auf die „große Nation", ein Reizmittel zur Auffrischung glorreicher Erinnerungen. Alles was bis jetzt über Frankreichs Bedeutung mit selbstüberschätzender Überschwänglichkeit gesagt ist, wird hier überboten. Noch nie ist der nationalen Selbstsucht auf eine offenere, unumwundenere Weise gefröhnt worden. Michelet ergeht sich hier im Irrgarten eitler Selbstbespiegelung und einige seiner Behauptungen, z. B. die Stelle, in welcher er die Meinung ausspricht, die Franzosen hätten nur einen Fehler, nämlich den, daß sie ihren eigenen Werth zu niedrig anschlügen, streifen geradezu ans Lächerliche. Solche hohle Declamationen, wie wir sie hier erhalten, sind durchaus nur geeignet, das literarische Ansehen ihres Urhebers wankend zu machen: denn wer sich in der Beurtheilung der Gegenwart in solchem Grade vergreift, wie kann der die historischen Verhältnisse der vergangenen Jahrhunderte rein und ungetrübt darstellen? Quinet, der Phantastisch-Unklare, beeifert sich, mit seinem Freunde und Collegen gleichen Schritt zu halten. Er ist von Haus aus verworrener, undeutlicher als dieser; dabei stützt er sich nicht auf eine so solide wissenschaftliche Grundlage, aber dessenungeachtet wird es ihm in der Folge schwer fallen, den Verfasser des „Le peuple" in Bezug auf Verschrobenheit zu überbieten. Die neueste Gabe Quinet's sind seine „Vacances en Espagne", von denen uns erst der Anfang zu Gesicht gekommen ist. Derselbe ergeht sich hier, mit dem flimmernden Gewande einer pretensiös-philosophischen Darstellung angethan, über alle möglichen Beziehungen der literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände Frankreichs. Dabei schweift der Verf. natürlich nach jetzt beliebter Weise auf jedes Thema ab, das sich nur irgend einer ergiebigen Ausbeute darbietet. Er thut dies mit einem Aufwande schöner, vollklingender Phrasen, welche beim Publicum gewöhnlichen Schlages ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

Über das chinesische Unterrichtswesen.

Was wir vom chinesischen Unterrichtswesen wissen, beschränkt sich im Grunde auf wenige dürftige Notizen. Wir wissen zwar, daß das ganze Leben der Chinesen im viel eigentlichern Sinne als bei uns — die endlosen Examina bürgen dafür — eine Schule ist; aber wie die wirklichen Unterrichtsanstalten beschaffen sind, unter welchem Einfluß die Entwickelung der im Kinde schlummernden Keime vor sich geht — alles Das sind für uns unlösbare Räthsel. Nur Denen, welchen es vergönnt ist, aus den Quellen selbst zu schöpfen, gelingt es, sich wenigstens ein nothdürftiges Bild von allen diesen Verhältnissen zu entwerfen. Wir erhalten jetzt ein Werk, in dem die Nebel, welche in dieser Beziehung unsere Augen befangen haben, zerstreut werden. Es ist dies eine jener Arbeiten, welche auf der sorgfältigsten Quellenforschung beruhen und die innerhalb des Kreises, welchen sie sich selbst ihrer Aufgabe nach vorzeichnen, Epoche machen. Wir verdanken es Edouard Biot, welcher sich auf dem Gebiete der chinesischen Literatur bereits namhafte Verdienste erworben hat. Der Titel dieser in jeder Beziehung beachtenswerthen Erscheinung lautet: „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine et de la corporation des gens de lettres, depuis les anciens temps jusqu'a nos jours: ouvrage entièrement rédigé d'après les documents chinois."

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 124. — 4. Mai 1846.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Nun bleibt noch übrig einen Blick auf Casanova's Aufenthalt in den nordischen Städten Riga, Petersburg und Warschau zu werfen. Am ersten Orte machte er im Winter 1764 die Bekanntschaft des Prinzen Karl Ernst Biron von Kurland, eines für alchymistische und theosophische Gaukler höchst zugänglichen Mannes, eines fürstlichen Glückritters, dessen Lebensumstände Hr. Barthold aus den „Mémoires historiques et anthentiques de la Bastille" mitgetheilt und an die Auszüge aus dem seltenen Buche seine kritischen Bemerkungen geknüpft hat, denen man hier wie fast überall beistimmen muß. In Petersburg belehrt uns der mit russischen Zuständen wohl bekannte Verfasser über die Ungezwungenheit und den natürlichen Egoismus der vornehmen russischen Welt und über die 1765 hervorragenden Personen am Hofe Katharina's II. und weiß aus Stählin's, Masson's, Castera's und andern Schriften die Bildnisse zu vervollständigen, die uns Casanova von den Castraten Putini und Luini, von den Günstlingen Yelegin und Teplow, von dem General Melissino und dem Minister Panin, von den Fräuleins Sievers und Chitrow entworfen hat; Alexis Orlow „schrecklichen Gedächtnisses" erscheint erst später bei der grauenvollen Wegführung der Prinzessin Elisabeth Tarrakanow in die russischen Kerker. Von dem zweiten Gespräche Casanova's mit der Kaiserin urtheilt unser Verf., daß es das geistvollste Seitenstück zu seiner Unterhaltung mit Friedrich II. sei, daß man ihn aber in Rußland verschmähte, wie keck, selbständig und ausstudirt er auftrat, weil man seines Gleichen schon genug hatte und weil er ungerufen kam. In Warschau sind Casanova's Nachrichten überall glaubhaft, seine Erlebnisse, seine Schilderung des Königs und des polnischen Adels, der „in der Wüste des verfeinerten Wohllebens mit theatralischem Heldenmuthe die Lebensfragen des Staats betrieb, und in einem undurchdringlichen Spiele stolzer Freiheitsliebe, kirchlicher und bürgerlicher Unduldsamkeit, schnöden Eigennutzes und gedankenlosen Leichtsinns sich gefiel", bilden ein seltenes Cabinetsstück. Der Zweikampf mit Branicki diente überdies zur Herstellung seines Rufes, der sich in der letzten Zeit allerdings verschlechtert hatte.

Indem wir hier abbrechen, bemerken wir freilich in den Aufzeichnungen, die wir uns für die Abfassung dieses Artikels gemacht hatten, noch gar manche mittheilungswerthe Sittenschilderungen und Lebenszüge von der Derbheit am Hofe Ferdinand's IV. von Neapel, wo der König ohne Scheu alle Sachen beim rechten Namen nannte und zwar Meister in allen Leibesübungen war, aber um so gleichgültiger gegen den ihm von Gott verliehenen Fürstenberuf, oder von den anständigen Verhältnissen am Hofe zu Florenz und von der lächerlichen Eitelkeit des Fürsten von Monaco, Alles im zweiten Bande. Wir finden ferner in der bunten Reihe der entlegensten Endpunkte und größten Gegensätze, wie sie die Folge von Casanova's Streifzügen durch die europäischen Reiche sind, neben Papst Benedict XIV., Gustav III. von Schweden, Karl von Würtemberg, Karl III. von Spanien, der Königin Karoline von Neapel, der Kaiserin Marie Antonie von Sachsen die Minister und Günstlinge Acton, Farinelli und Schuwalow, englische Sonderlinge wie die Lords Baltimore und Talon, Gelehrte, Künstler, Schauspieler und Schauspielerinnen, deren schon mehre genannt sind, aber auch die Standesgenossen des Venetianers, die zahlreichen Abenteurer und Glücksritter des 18. Jahrhunderts, fehlen nicht, ein Baron Tott, ein Ritter d'Eon, ein Lewenhaupt und die dalmatischen Brüder Steffano und Premislaw Zanowitsch — mit Einem Worte die Mannichfaltigkeit dieses Werks ist so groß, daß sie jede Erwartung befriedigen muß.

Hiernach stimmen wir also ganz und gar nicht in den Tadel des augsburger Kritikers ein, daß man bei Hrn. Barthold doch noch die Benutzung mancher Bücher und Memoiren vermisse. Eine kleine Nachlese aus Schriften dieser Art, wie hier etwa aus dem an die Zeiten Casanova's sich mehr anschließenden „Espion anglais", zu halten ist heutzutage gerade kein so schwieriges Unternehmen. Daher fühlen wir an unserm Theile uns auch nur zu folgenden wenigen Bemerkungen veranlaßt. Es ist uns auffallend gewesen, daß Hr. Barthold, der mit Vorliebe des liebenswürdigen Freundes Friedrich's des Großen, des Lords Marishal, an verschiedenen Stel-

len gedacht hat, gänzlich die Erwähnung der Lebensbeschreibung seines Bruders, des Marschalls Keith, von Varnhagen von Ense übergeht. Die Abhandlung desselben Verfassers (im „Berliner Kalender" für 1846) über Voltaire's Verhaftung in Frankfurt a. M. konnte Hrn. Barthold noch nicht bekannt sein, weil sonst wol einzelne Ausdrücke gemildert worden wären. Wenn ferner der Verf. die Auslassung in allen Biographien Friedrich's II. rügt, daß der König 1740 einen Mordversuch des kaiserlichen Hofs gegen sich entdeckt zu haben glaubte, so trifft dieser Vorwurf wenigstens den neuesten verdienstvollen Biographen des Königs mit Unrecht. Geglaubt hat Friedrich II. allerdings an einen beabsichtigten Mordentwurf, wie man aus einem Memorialcircular an die preußischen Gesandten ersieht, das unter dem 11. März 1741 an den Minister v. Danckelmann gerichtet ist und in J. J. Moser's „Europäischem Völkerrecht in Kriegszeiten" (Bd. 2, S. 277) abgedruckt steht. Aber der wiener Hof hat alsbald die ganze Beschuldigung als gänzlich ungegründet erwiesen, und da von der ganzen Sache nie wieder die Rede gewesen ist, selbst nicht bei jener Anzeige des Fürsten Kaunitz, daß zwei Italiener dem Könige nach dem Leben trachteten (wie dieser in der „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" erzählt hat), so sollte auch Preuß nicht wieder an dieselbe unnöthigerweise erinnern. Endlich ist es uns erfreulich, da wir dem Verf. für so manche Belehrung und Aufklärung verpflichtet sind, die in Bd. 2, S. 316, angeführte und ihm entfallene Stelle aus der Lebensgeschichte der Königin Marie Antoinette von Frankreich nachweisen zu können. Sie findet sich nämlich in den „Memoiren des Grafen Alexander von T." (Tilly), Bd. 2, S. 226, der indeß selbst an der Richtigkeit dieser Anekdote zweifelt.

Wir beschließen unsern Artikel mit einer Mittheilung des Fürsten von Ligne über Casanova, die er dem Grafen Lagarde zu Wien 1814 machte und die Hrn. Barthold aus des Letztern „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne" entgangen ist. Es heißt dort:

Casanova est le plus divertissant original que j'aie connu dans ma vie. C'est lui qui disait qu'une femme n'a jamais que l'age que lui donne son amant. Ses souvenirs intarissables, son imagination aussi fraiche qu'à vingt ans, son enthousiasme pour moi m'avaient gagné le coeur. Il m'a lu souvent ses mémoires qui sont ceux à la fois d'un chevalier et d'un juif errant.

Die Ausstattung des vorliegenden Buchs ist ohne Tadel. Wir wünschten nur, daß die Kenntniß seines reichen Inhalts durch ein Register oder wenigstens durch Capitelüberschriften in einem weitern Kreise befördert worden sei. Eines dritten Artikels in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 6. Februar, der uns soeben zu Gesicht kommt, gedenken wir noch um so lieber, weil er das Verdienst des Verf., aus dem Wust der verliebten Irrfahrten eines oft mehr als zweideutigen Charakters den rothen Faden der Historie herauszufinden, so unparteiisch gewürdigt hat. 20.

Im Gebirg und auf den Gletschern. Von K. Vogt.

(Beschluß aus Nr. 12[illegible].)

Die nun folgenden sechs Abschnitte tragen die Überschriften: „Auf der Grimsel", „Eine Nacht auf dem Siedelhorn", „Stillleben auf dem Aargletscher", „Noch ein Tag auf der Grimsel", „Ein Tag auf dem Aargletscher", „Das Haslithal". Sie bilden ziemlich genau ein zusammenhängendes Ganze und sind von dem Erstgenannten wesentlich dadurch unterschieden, daß hier nicht blos ein Ersteigen und Durchwandern der Gebirge und Gletscher, sondern ein wirkliches Wohnen in eigenhändig aufgebauten Berg- und Gletscherhütten den Gegenstand der Besprechung darbietet, daß aus dem ehemaligen Studiosus nun ein wohlbeleibter Doctor geworden, der Antheil hat an einer Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter Reisenden, welche durch Versuche und Ausmessungen die Natur des Gletschereises, das Vorrücken, Aufschwellen und Temperaturverhältniß dieser Eisberge erforschen wollen. Er ist merklich älter geworden, aber in der Laune, in der Art und Weise des Witzes und der Darstellung immer noch derselbe Schalk geblieben.

Auf dem Aargletscher hält sich die eben erwähnte Gesellschaft am längsten auf. Ihre Wohnung war in der That geeignet, ein enges Familienleben zu befördern, und mancher Eskimo mag eine geräumigere besitzen, wenngleich nicht glücklicher sich darin befinden. Architektur und Ameublement von der einfachsten Art. Ein ungeheurer Felsblock, vielleicht der größte auf den Gletschern, diente zugleich als Dach und Seitenmauer. Mit seinem hintern Theile ruhte er auf dem Eise des Gletschers; sein vorderes Ende war schief abgeschnitten und ragte etwa acht Fuß aus dem Eise hervor. So war ein Raum von der Breite von etwa 20 Fuß von diesem Steinblocke schon selbst überwölbt, und das nach hinten abfallende Dach mochte eine Tiefe von 10 Fuß betragen. Breite und Tiefe waren zum Aufnehmen der acht Mitglieder der Gesellschaft so ziemlich ausreichend, allein die schnell abnehmende Höhe machte noch ein Aushöhlen des Gletscherbodens nothwendig. So bildete denn auf der einen Seite eine etwa vier Fuß hohe Eiswand die eine Seitenmauer der Hütte und zugleich eine bequeme Ablage für ihre Geräthschaften. Ein vorgehängtes Tuch vertrat die Stelle der Thür. Auf dem Eise stand ein Zuckerhut und einige Krüge, an der Mauer hingen physikalische Instrumente und Kleidungsstücke über Bohrstangen, in der Ecke neben der Thür waren Reisesäcke und Ranzen aufgethürmt. Die Lagerstätte nahm den ganzen Boden ein. Man hatte das Eis mit breiten Schieferplatten bedeckt und zur Abhaltung von Feuchtigkeit Wachsleinwand darüber gebreitet. Hierüber kam eine Lage Heu und dann wieder ein Wachstuch. Das Lager selbst bestand aus Wollteppichen und Heukissen, auf dem sie ebenso vortrefflich schliefen wie auf elastischen Matratzen.

Wir wollen nun etwas von Dem zur Sprache bringen, was die Bewohner dieser eben beschriebenen Hütte in ihrer erhabenen Einsamkeit erlebten. Doch mag Herr Vogt wieder selbst reden, damit er unser Urtheil über ihn durch sich selbst bestätige:

„Eines Nachmittags war ich bei der Hütte beschäftigt, die andern Freunde entfernt, als einige Fremde meine Aufmerksamkeit erregten. Es waren augenscheinlich zwei Söhne des Nebellandes in feinen weißen Castorhüten, kurzen Sommerröcken, mit gewaltigen Fernröhren bewaffnet. Ihnen nach keuchte ein Führer, bepackt mit einem Ränzchen und zwei ungeheuer langen Entenflinten, welche ich sogleich für ein Eigenthum der Grimsel erkannte. Es ward mir nicht sogleich klar, was die Leute wollten. Die Sonne zeigte wol zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags; sie hatten demnach die Absicht, bei uns zu übernachten, denn auf dem Gletscher zu schlafen wäre bei dem drohenden Regen ein schlechtes Vergnügen gewesen. Allein wir waren vollzählig, unser Raum, das wußte man

nur zu gut, war auf das Nöthigste beschränkt, und dem Grimselwirth war ebenfalls bekannt, daß gerade heute alle Kräfte auf dem Gletscher vereinigt waren. Wie konnte der Mann uns also noch Gäste auf den Hals schicken, denen bei so später Tageszeit die Beherbergung nicht versagt werden durfte. Während ich diese und ähnliche Reflexionen machte, hatten die Castorhüte die Steinhaufen überklettert und standen mir gegenüber. Kein Gruß. Sie nahmen von mir, dem einzigen lebenden Wesen, was vorhanden war, auch nicht die geringste Notiz. Der Führer warf seinen Pack ab, lehnte die Gewehre an und suchte seinen Herren einen Sitz zurecht zu machen. Diese hatten sich unterdessen dem Herde genähert, ihre Cigarren angezündet und überließen sich nun ihrer Neugierde. Sie krochen um die Hütte herum, beschnüffelten die Instrumente und Geräthschaften und schienen nicht übel Lust zu haben, ohne Weiteres ihr Quartier in unserer Behausung aufzuschlagen. Mir lief die Galle über. Ich halte wahrhaftig nicht so sehr viel auf die Formen einer zu weit getriebenen Höflichkeit; ja, ich gehe so weit, zu glauben, daß eine gewisse Portion göttlicher Grobheit dem Manne ebenso gut ansteht als den Frauen ein wenig Zorn; allein dies Betragen ging mir denn doch wie man zu sagen pflegt über das Bohnenlied. Ich stellte mir vor, es müsse einem Jeden von Natur wenigstens so viel Gefühl eingeflößt sein, daß er für anständig finde, Denjenigen zu begrüßen, dessen Gastfreundschaft er anspricht. Einen Menschen, der ohne Weiteres in eines Andern Haus einbricht und nicht einmal den Besitzer um Erlaubniß fragt, würde man zum wenigsten mit einer derben Lection wieder hinauswerfen. Die beiden Castorhüte aber, welche doch wol einsehen konnten, daß sie erfrieren oder den Hals auf dem Rückwege brechen müßten, wenn man sie nicht gastfreundlich aufnähme, fanden es nicht einmal für nöthig, den Einzigen, der das Haus hütete, um gefällige Aufnahme zu bitten! Indeß zwang ich mich ruhig zu scheinen und mich weiter zu beschäftigen, wenngleich ich zuweilen nach der Seite schielte, fest entschlossen, den Ersten, welcher es wagen würde in die Hütte selbst einzutreten, trotz des Castorhutes und des feinen Sommerrockes über die Steine hinabzuschleudern. Endlich brach der Führer das Schweigen. „Wir können doch wol hier übernachten?" — „Auf keinen Fall." — „Herr, Ihr spaßet." — „Mein völliger Ernst." — „Aber man hat uns doch auf dem Spital gesagt, wir könnten hier in der Hütte bleiben und morgen mit Jakob Leuthold auf die Gemsjagd gehen." — „Das kann man Euch nicht gesagt haben." — „Herr, wollt Ihr mich zum Lügner machen?" — „Gott bewahre! allein hier bleiben könnt Ihr nicht. Unsere Hütte ist voll, und die der Führer auch." — „Aber mein Himmel, wo sollen wir hin?" — „Zurück, wo Ihr hergekommen seid." — „Seht doch nur, wie sich das Thal mit Nebel füllt. In einer Stunde ist es stockfinster. Wir können nicht mehr zurück." — „So schlaft auf dem Gletscher." — „Es wäre mir unmöglich, den Weg bei Nacht zu finden." — „Ist nicht meine Sache." — „Wenn nur der Jakob Leuthold da wäre." — „Der wird kommen, wenn er unsere Geschäfte besorgt hat." — „Ist er denn Euer Führer, Herr?" — „Ja." — „Er wird doch wol morgen mit uns auf die Gemsjagd gehen?" — „Wenn wir es ihm erlauben, sonst nicht." — „Mein Gott", rief der Führer mit verzweifelndem Gesichte aus, „ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht." — — Die jungen Lords schienen bis zu diesem Augenblicke nicht den geringsten Zweifel zu hegen, daß ihnen von Rechtswegen ein Platz in der Hütte gebühre. Die Botschaft des Führers, so unerwartet sie kam, schien einigen Eindruck zu machen. Die Sonne begann zu sinken, die Kälte wurde fühlbar, der Führer weigerte sich zurückzukehren; sie mußten sich endlich und höchsteinstimmig bittend an uns wenden. Wir hielten jedoch fest an unserm Beschlusse, deuteten indeß an, daß wir nichts dagegen hätten, wenn die Führer sie gegen Bezahlung in ihrer Hütte aufnehmen würden. — — Wir sahen sie am andern Morgen nicht mehr, allein wir hörten von unsern Leuten, daß die guten Jungen durch die kleine Lection außerordentlich geschmeidig geworden seien."

Durch solche Abenteuer wird das Öde der Gegend und das Einförmige des Lebens auf das angenehmste belebt. Es ist gewiß das Meiste von diesen Erzählungen wahr, und sollte auch das Eine oder das Andere hinzugesetzt sein, so ist wenigstens nicht zu leugnen, daß dies sehr geschickt erfunden und verbraucht worden ist.

Dem achten Abschnitte ist der Name „Interlaken" gegeben. Nach dem Vorhergehenden wird man sich schon denken können, in welcher Richtung dieses Thema benutzt worden ist, da man diesen Punkt der Schweiz schon lange als eine Colonie Englands angesehen hat. Hier tritt der Verf. nun auch in seiner wahren Gestalt auf. Er theilt nicht blos einige satirische Hiebe aus, er ist hier ein Satyr selbst. Hier kann er es auch nicht unterlassen, die starken Blößen der Schweizer mit anzugreifen, aber man merkt doch, wie viel Überwindung es ihm gekostet hat, sich dazu zu verstehen. Nachdem es mit dem Bespötteln zu Ende gekommen, zieht er sich voll Unmuth und mit wehmuthsvollem Ernste von diesem Thema zurück. O der Unnatur! Beklagen wir mit ihm, daß sie sich nicht schämen im Angesichte ihrer heimischen Berge, deren gewaltige Stirnen, trotz der Jahrtausende, welche über sie hinweggegangen sein mögen, noch ebenso frei und unverändert in den blauen Himmel hineinragen als sie aus der Hand der schöpfenden Natur hervorgegangen sind. Im Schatten jener Nußbäume — deren Blätter noch von dem ehernen Tritte der Gepanzerten flüstern könnten, gegenüber jener Jungfrau, deren keuscher Kranz nur dem Kühnsten ward — wandeln jetzt die schnöden Nachkommen eines herrlichen Geschlechts und suchen die schwere Börse des Insulaners durch girrendes Kosen zu erleichtern.

„Die Beatushöhle" heißt die Überschrift vom neunten Abschnitte. Hier wird die Legende vom heiligen Beatus erzählt, die Höhle selbst beschrieben und ganz besonders die majestätische Aussicht von ihr mit zarten und kräftigen Farben ausgemalt. Hin und wieder kommt auch wol ein kleiner Scherz vor, der Verf. redet vom Narren von Merlingen, von den berühmten Streichen zu Griesheim und Schöppenstedt, indeß spaßt er beiweitem nicht so häufig als in allen vorhergehenden Abschnitten.

Der ernste Ton im neunten Abschnitte ist im zehnten gar nicht wieder zu erkennen. In diesem ist das komische Element das allein herrschende. Beide Abschnitte stehen übrigens in dem besten Verhältniß zueinander. Ohne jenes würde dieses den schönsten Theil seiner Wirkung verlieren. Die Überschrift „Reise des kleinen Däumerlings in die Alpen" läßt den Inhalt schon ahnen.

Man wird sich nun überzeugt halten, daß das Buch für deutsche Freunde und Kenner der schweizerischen Alpen von hohem Werthe ist. Die verständigen, schlichten deutschen Wanderer in diesen schönen Landen werden bei dem Lesen des Werkes durch seine Klarheit und Wahrheit, durch seine Feinheit, Schärfe und selbst Derbheit in der Darstellung des Schönen, in der Schilderung des Lebens und Treibens der Fremden auf den Gebirgen und Gletschern so anmuthig unterhalten, so anregend belehrt und so lebendig wieder in die Zeiten des eigenen Reisens versetzt, daß ihnen Erinnerung wie Gegenwart vor die Seele tritt. Es wäre wünschenswerth, daß der Verf. Neigung und Muße hätte, diesen Reiseerinnerungen bald eine zweite, eine dritte und vierte Folge zuzugesellen. An Stoff wird es ihm nicht fehlen können, wenn man bedenkt, daß er Schweizer und Schweizerreisender von Beruf und wahrer Neigung ist, wenn man in Erwägung zieht, wie kurz der Weg von der Beatushöhle bis zur Furka und wie dennoch die Ausbeute so reich an Erfahrungen, Schilderungen und Betrachtungen darüber ausfallen konnte. 52.

Olla Potrida, oder Dies Buch gehört dem Käufer. Eine Sammlung von Aufsätzen heitern Inhalts und Aphorismen. Prag, Ehrlich. 1845. 12. 20 Ngr.

Der Herr Verf. ist, wie er in der Vorrede sagt, sehr bescheiden. Er gesteht selbst, daß es das Loos solcher Blätter sei, eine Zeit lang zu grünen, dann zu welken, dann abzufallen und vom Wirbelwinde der Vergessenheit verweht zu werden. Ref. darf bezeugen, daß viele dieser Aufsätze nicht ohne Witz sind, daß mancher Scherz sich höchst leicht und natürlich darstellt, daß der Verf. die Geißel der Ironie und der Persiflage geschickt zu schwingen versteht. Die Lecture dieser Sachen und Sächelchen ist amusant. Die Mittheilung von Aphorismen ist in solchen der Unterhaltung gewidmeten Büchern nicht erwünscht; das Lesen derselben wirkt Ermüdung. 25.

Bibliographie.

Ettmüller, L., Daz maere von Vroun Helchen Sünen. Aus der Ravennaschlacht ausgehoben. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 27 Ngr.

Frauer, L., Die Walkyrien der skandinavisch-germanischen Götter- und Heldensage. Aus den nordischen Quellen dargestellt. Weimar, Landes-Industriecomptoir. 8. 15 Ngr.

Goethe, Briefe und Aufsätze aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar, Landes-Industriecomptoir. 8. 1 Thlr.

Kraszewski, J. J., Der Dichter und die Welt. Roman aus dem Polnischen, deutsch von W. Constant. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lacordaire, H. D., Kanzelvorträge in der Notre-Dame-Kirche zu Paris, gehalten in dem J. 1835, 1836, 1843 und 1844. Aus dem Französischen übersetzt von J. Lutz. Nebst einer Abhandlung: Lacordaire und seine Stellung zu Staat und Kirche in Frankreich. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Legenden. In Bearbeitungen der namhaftesten Dichter Deutschlands. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Liebhabertheater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke für Privatbühnen und Familienkreise, herausgegeben von T. Hell. 5tes und 6tes Heft: Gold und Ahnen. Lustspiel in drei Aufzügen von F. L. Schröder. Grimma, Verlagscomptoir. 16. 10 Ngr.

Schmid, H., Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten in der Zeit des Georg Calixt. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schröder, T. A., Gedichte. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 25 Ngr.

Schwarz, H., Über die wesentlichsten Forderungen an eine Philosophie der Gegenwart und deren Vollziehung. Zwei Abhandlungen. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 12 Ngr.

Das russische Ständerecht. Eine Übersetzung des 9. Bandes des Codex der Gesetze des russischen Reichs von *H. Faltin*. Mitau, Reyer. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Storch, L., Was euch beliebt. Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Streuber, W. T., Der Sonntag, das Theater und das Sonntagstheater mit besonderer Beziehung auf Basel. Eine historische Darstellung. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 12 Ngr.

Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. Leipzig, Klemm. 16. 15 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus. 1ste Abtheilung. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Velsen, G. v., Die Stadt Cleve, ihre nächste und entferntere Umgegend, vormals und jetzt, mit besonderer Berücksichtigung des Alterthümlichen; nebst der Mineralquelle im Thiergarten. Mit dem Bildnisse des Prinzen Moritz von Nassau-Siegen und der Abbildung des Thiergartens vor 1795. Cleve, Char. 8. 1 Thlr.

Wallenheim, Ludewika, Historische Original-Novellen. Berlin, Reichardt und Comp. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Braun, A., Anrede an meine Schüler über das rechte Streben nach Wahrheit und Freiheit. Gehalten in der polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Karlsruhe, Holtzmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Dulon, R., Luther's Nachlaß. Predigt. Nebst einem Vorworte vom Lehren gemäß den Bekenntnißschriften. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Generalbericht an den Staatsrath von Neuchatel über die geheime deutsche Propaganda, über die Klubbs des jungen Deutschlands und über den Lemanbund. Abdruck der in dem 4. Heft der eidgenössischen Monatsschrift enthaltenen Übersetzung, nebst Einleitung: die Geschichte des deutschen Radicalismus in der Schweiz. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. Gr. 8. 13 Ngr.

Die kirchliche Krisis im Kanton Waadt. Mit den Aktenstücken. Aus dem Französischen. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 9 Ngr.

Lorenz, S. F., Die Herrlichkeit des Auferstehungstages für gläubige und geheiligte Seelen. Aufs neue abgedruckt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Lübker, F., Rede bei der Säcular-Geburtsfeier Pestalozzi's. Schleswig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Oregon-Gebiet. „Der Rechtstitel der Vereinigten Staaten klar und unbestreitbar." Offizielle Correspondenz des brittischen bevollmächtigten Ministers in Washington und des Staatssecretärs der Vereinigten Staaten. Übersetzung. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heinrich Pestalozzi. Sein Leben einfach und getreu erzählt für das Volk. Herausgegeben von der Züricherschen Schulsynode. 2te Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 5 Ngr.

Polen, seine Erniedrigung durch die drei Theilungen zwischen Österreich, Preußen und Rußland in den J. 1772—1793 und 1795 und seine Versuche zur Wiedererlangung der Selbstständigkeit. Wesel, Bagel. 8. 7½ Ngr.

Recknagel, J. G. C., Der Tag des Herrn und seine Feier. Ein Wort zur Beherzigung für Protestanten und Katholiken. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 5 Ngr.

Rohleder, F. T., Vermischte Aufsätze zu Förderung des wahren Protestantismus auf dem nach ihm genannten, kirchlich-religiösen Gebiete; nebst einem ausführlichern Zueignungsvorworte an alle seine protestantisch-deutschen Amtsbrüder, vorzüglich aber in Schlesien. Altona, Hammerich. Gr. 8. 10 Ngr.

Trippenbach, C. C., Die Stimme der Zeit an die Landbewohner und besonders an deren Lehrer. Oder Beantwortung der Frage: „Was muß geschehen zu einer zeitgemäßen Erziehung und Bildung der Jugend auf dem Lande?" Quedlinburg, Basse. 8. 12½ Ngr.

Über Christenthum, Protestantismus und Fortschritt. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. theol. Credner, mit Beziehung auf dessen Schrift: „Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grund der heiligen Schrift rc." (Von G. Reich.) Frankfurt a. M., Brönner. 8. 10 Ngr.

Vogtherr, E., Zeugnisse für christkatholisches Leben. Drei Predigten (der Herr ist nahe! — des Christen Weihnachtsfeier — mache dich auf, werde Licht!). Breslau, Trewendt. 8. 6 Ngr.

Wucherer, J. F., Vom evangelisch-lutherischen Hauptgottesdienste. Eine historisch-liturgische Verständigung mit besonderer Berücksichtigung von Löhe's Agende und Zellfelder's: Gefahr für die evangelische Kirche. Nördlingen, Beck. Kl. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Zweiter Artikel.*)

Der Verf. gelangt nun zu dem eigentlichen Kerne seines Buchs, zu dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer Verfassung für Preußen. Bei dem königlichen Versprechen hat er sich unserer Ansicht nach etwas zu lange aufgehalten. Fast wären wir in Versuchung Dasselbe auch von diesem zweiten Capitel zu behaupten. Wir erkennen es freilich vollkommen an, daß die preußische Verfassungsfrage nur auf diesem Felde, auf dem Felde der Untersuchung über den Nutzen und die Nothwendigkeit einer preußischen Constitution entschieden werden könne. Wir erkennen ferner an, daß diese Untersuchung, wenn sie überhaupt angestellt wird, nicht sorgfältig und gründlich genug geführt werden kann, und gestehen gern, daß dieses vom Verf. ganz vortrefflich geschehen ist. Allein, für wen schreibt der Verf. eigentlich? Wen will er durch seinen beredten Stil, durch seine schlagend entwickelten Gründe noch überzeugen? Bedarf es in der That eines solchen Aufwandes von Zeit zur Auseinandersetzung längst anerkannter, über allen Zweifel erhabener Wahrheiten? Die Zeit selbst hat die preußische Verfassungsfrage bereits mit einem so entschiedenen Ja beantwortet, in jahrelanger Discussion sind von unzähligen Seiten so viel Gründe dafür angeführt worden, die Gegengründe sind durch das allgemeine Bewußtsein so vollständig aus dem Felde geschlagen, daß man die Geduld des Verf. bewundern muß, mit der er seine schönen Kräfte an einen wenigstens literarisch längst abgestandenen und verbrauchten Stoff verschwendet. Ref. wenigstens gesteht aufrichtig, daß er die Geduld nicht besäße, diese Frage noch einmal nach allen Seiten hin zu besprechen und zu erörtern. Der Worte sind in der That genug gewechselt. Worte sind eine schöne Sache, so lange es sich darum handelt, Ideen aufzuklären, entgegenstehende Ueberzeugung zu bekehren, Beweise zu führen u. s. w. Ist das Alles aber geschehen, und bis zum Übermaße geschehen, hat man alle Gründe pro und contra von A bis Z durchgeknetet, und wieder von vorn angefangen und wieder durchgeknetet, dann tritt zuletzt eine gewisse Übersättigung, ein Ekel an den Worten ein, ein moralischer Zustand, wo auch das vortrefflichste Wort zur Sünde an dem guten Geschmacke wird, weil es sich bereits überlebt hat. That und Wort stehen in Wechselwirkung, hat das Wort seine Schuldigkeit gethan, so muß die That erfolgen, auf daß das Wort erfüllt werde. Fast möchten wir behaupten, daß ein solcher übersättigter Zustand rücksichtlich der preußischen Verfassungsfrage bereits vorhanden sei. Denn noch einmal, für wen schreibt der Verf.? Wen will er noch überzeugen? Höchstens einige geistesarme und gesinnungsbankrotte Nachzügler, auf die es überhaupt nicht ankommt. Wer überhaupt literarisch zu überzeugen war, der ist es in dieser Beziehung schon längst, und nicht allein durch die Literatur, sondern auch durch das unmittelbare Bedürfniß, durch das Leben selbst. Oder schmeichelt sich der Verf. vielleicht, durch seine Beredtsamkeit auf gewisse pensées immuables einzuwirken und das Unmögliche möglich zu machen? In der That, „viel Selbstvertrauen und kühner Muth"! Aber unserer innigsten Überzeugung nach ein vergebliches Beginnen. Alle sieben Weisen Griechenlands, wenn sie sich vereinigten, wenn sie die Zunge eines Demosthenes und eines Mirabeau und die Federn aller alten und neuen Autoren zu Hülfe riefen, sie würden unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Auch wir haben gehofft, innig, glühend, mit einer wahren desperaten Angst gehofft; aber wir hoffen nicht mehr.

Es gibt gewisse Vorurtheile, Lieblingsideen, gewisse eingewurzelte Ansichten, entstanden aus einem Gemisch von Wahrem und Falschem, von Gutem und Bösem, von Geistreichem und Absurdem, von Klarem und Unklarem, von Anerzogenem, Angewöhntem und von Ursprünglichem und Eigenthümlichem u. s. w., die so fest mit dem innersten Sein und Leben einer Individualität verwachsen sind, daß sie völlig Lebensbedingung geworden, und nur mit dem Leben selbst aufhören können. Gegen derartige Erscheinungen im menschlichen Charakter gibt es kein Heilmittel. Wenn man mit Waffen des Verstandes dagegen kämpft, so flüchten sie sich auf das Gebiet des Gefühls, und greift man sie mit dem Gefühle an, so suchen sie sich wieder durch den Verstand zu schützen. Sucht man durch nüchterne Logik ihnen beizukommen, so ist ihnen die Phantasie zur Flucht behülflich; und

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 99 — 102 d. Bl. D. Red.

folgt man ihnen auf dieser luftigen Bahn, so verstecken sie sich wieder hinter Autorität; und räumt man auch diese hinweg, so sind sie wieder wo anders. Hat der Verf. vielleicht je mit einem Frauenzimmer disputirt? Und wenn er das gethan, ist es ihm je gelungen, dasselbe von der Irrigkeit einer Ansicht, auf welche es sich einmal gesteift, zu überzeugen? So vergeblich ein solches Beginnen gewesen sein wird, eben weil hier überhaupt keine begründete Überzeugung, sondern ein bloßer Wille zu überwinden war, ebenso vergeblich ist es, gewisse politische Willensmeinungen, die mit einem bestimmten Willen einmal verwachsen sind, zu disputiren. „Nun aber erst recht nicht", wird daher von solchen Seiten her die Antwort sein auf die preußische Verfassungsfrage unsers Östreichers.

Unsere Leser erlassen es uns wol, alle die vielen Gründe, die der Verf. für den Nutzen und die Nothwendigkeit einer preußischen Verfassung anführt, zu berichten, und alle die Gegengründe herzuzählen die er widerlegt. Gebildete Leute darf man nicht mit dem A B C unterhalten, wir wollen daher nur nach Zufall und Laune einige Gedanken herausgreifen, denen sich vielleicht noch eine interessante Seite abgewinnen ließe. „Die Monarchie, sagen die Feinde des Volksrechts, ist göttlicher Einsetzung; der Monarch ist ein Stellvertreter Gottes, ein Gott auf Erden; in dieser Würde kann und darf er keine Beschränkung leiden." Gegen diesen Satz polemisirt der Verf. Es sei zu trivial, meint er, auf diese hochmüthige Gleichstellung eines Menschen mit Gott zu entgegnen, daß selbst der weise und allmächtige Gott den freien Willen der Menschen achte. Vielmehr müsse dieser so traurig in das Leben der Völker eingreifende Irrthum ernster berichtigt werden.

Immerhin möge man die monarchische Staatsverfassung als Einsetzung Gottes preisen; aber dadurch sei weder bewiesen, daß das demokratische Princip vom Teufel gestiftet sei, noch genauer angegeben, welche monarchische Verfassung, und wie weit, wodurch und wozu sie göttlich sei. Der Sinn, in welchem das monarchische Princip göttlich, könnte doch nur immer folgender sein: Gott wolle als Zweck und Ziel des ganzen Erdenlebens die innere vollkommenere Entwickelung der Menschheit, und da die monarchische Staatsverfassung ein vorzügliches Mittel zu dieser Entwickelung sei, so habe Gott allerdings dieses Mittel gewollt. Vernunft und Geschichte bewiesen aber, daß die Monarchie durchaus nur dann ein taugliches Mittel für die göttliche Absicht der Menschenbildung sei, wenn sie mittels einer volksrechtlichen Verfassung mit dem demokratischen Principe in Verbindung gebracht werde. Somit könne also nur die volksrechtliche Monarchie göttlicher Einsetzung sein, und folglich könnten sich auch nur die constitutionnellen Monarchen mit Fug und Recht vor Gott und der Welt Herrscher von Gottes Gnaden nennen. Wäre dagegen die Monarchie in dem Sinne göttlich, wie ihn die Lobredner des Absolutismus beanspruchten, so müsse Gott eigene durchaus göttlich begabte Monarchengeschlechter schaffen, und zugleich der gemeinen Menschheit den freien Willen und die Würde der Selbständigkeit versagt haben.

Es ließe sich gegen diese Auffassung der constitutionnellen Monarchie als ausschließlich unbedingt richtige Staatsform gar Manches einwenden. Wir versparen das aber auf einen spätern Artikel, wo die Ansicht des Verf. über die östreichische Monarchie zur Sprache kommt. Dagegen können wir nicht umhin zu bemerken, wie sehr rationalistisch der Verf. mit dem Glaubenssatze vom göttlichen Rechte und von Gottes Gnaden hier umspringt, und welche nüchterne Verstandesdeutung er diesem Mysterium unterzulegen sucht. Wer bürgt ihm denn überhaupt dafür, daß Gott nicht eigene, durchaus göttlich begabte Monarchengeschlechter geschaffen habe? Und wer bürgt ihm dafür, daß der gemeinen Menschheit der freie Wille und die Würde der Selbständigkeit nicht versagt sei? Fast scheint es, als wenn der Verf. eine solche Behauptung für eine Absurdität hielte, die sich von selbst widerlege. Wenn aber nun Jemand käme und ihm beim Worte nähme, die logische Folgerung als richtig anerkennte, aber auch zugleich den Inhalt derselben als wahr behauptete, wie dann?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich in der Theorie des göttlichen Rechts und der Monarchie von Gottes Gnaden nicht wohl bewandert bin. Hrn. v. Haller habe ich freilich gelesen, aber mich recht hineinzudenken in das System desselben, das vermochte ich nicht. Die andern Schriftsteller, die dieses Dogma vorzüglich angebaut haben, kenne ich entweder gar nicht, oder nur bruchstücksweise. Aufrichtig gesagt vermuthe ich aber, daß jene Theorie vom göttlichen Königthume überhaupt noch nicht so consequent und wissenschaftlich durchgebildet ist wie manche andere staatsrechtliche Ansicht. Sie erscheint mir derzeit mehr noch wie eine mysteriöse Phrase wie als ein rein philosophischer Hauptsatz. Die Monarchie von Gottes Gnaden nähert sich offenbar sehr dem Gebiete der religiösen Mysterien, die man wol glauben aber nicht begreifen kann. Sobald rohe Hände sie in das Gebiet des Verstandes herabziehen, so verschwindet der Nimbus der ihr Haupt umgibt. In diesem richtigen Gefühle haben es daher auch die politischen Gläubigen wol selbst vermieden, dieses Dogma nach allen Seiten hin zu zerlegen und consequent durchzuführen. Die Lehre von der Tradition und Inspiration ist auf kirchlichem Gebiete jedenfalls schon vollständiger durchgebildet als auf weltlichem Gebiete. Es fragt sich aber doch, ob es nicht an der Zeit sein möchte, das System auch hier vollständig auszuführen. Es käme auf einen Versuch an, und wiewol ich selbst weder Lust noch Talent zu einem solchen Versuche besitze, so möchte ich mir doch erlauben, dem künftigen berliner Professor, der dieses Unternehmen ausführen wird, einige andeutende Grundlinien vorzuzeichnen. Hier sind sie:

Die Menschheit an sich oder vielmehr die große Masse der gewöhnlichen Menschen ist absolut unfähig zur Erkenntniß der Wahrheit. Deshalb bedarf es einer un-

mittelbar göttlichen Offenbarung und einzelner, fortwährend inspirirtet Menschen. Diese letztern sind natürlich absolut unfehlbar, was sie sagen muß als unbedingt wahr von der großen Masse der nicht Inspirirten geglaubt und befolgt werden. Bis jetzt nahm man immer an, daß eine solche Inspiration nur auf dem Gebiete des Glaubens stattfände, und daß die römisch-katholische Geistlichkeit allein jene bevorzugte Classe von Menschen sei, welche die Wahrheit erblicke. Das aber war ein Irrthum. So wie die Menschennatur überhaupt in zwei Theile zerfällt, in eine innere und in eine äußere, in eine himmlische und in eine irdische, so ist auch die Offenbarung doppelter Natur. Es gibt irdisch inspirirte und himmlisch inspirirte Menschen. Die Geistlichen sind die himmlischen Inspirirten, die Fürsten die irdischen Inspirirten. Jeder von ihnen hat seine besondere Domaine der Wahrheit, auf der er als bestallter Verwalter von Gott sitzt. Die Geistlichen haben die Kirche, die Könige haben den Staat. Bei der Geistlichkeit theilt sich die Inspiration durch die Weihe mit. Diese ist demnach kein geschlossener Staat, und man brauchte nur alle Menschen zu weihen, so würden sie in Glaubenssachen alle inspirirt sein. In weltlichen Dingen aber und auf weltlichem Gebiete verhält sich die Sache anders. Hier steckt die Inspiration im Blute, und wird durch Zeugungen fortgepflanzt. Nähme man freilich an, daß Adam der erste inspirirte König gewesen sei, der mit dem nöthigen gesunden Menschenverstande, mit den nöthigen fünf gesunden Sinnen ausgerüstet gewesen, so würde freilich die gesammte Menschheit als Nachkommenschaft desselben ebenfalls als inspirirt zu betrachten sein. Aber dem muß doch wol nicht so sein, oder wenigstens muß auch die Inspiration in weltlichen Dingen durch den Sündenfall abhanden gekommen und erst später wieder durch irgend einen weltlichen Erlöser, durch einen ersten König für ein besonderes Monarchengeschlecht ausschließlich wieder gewonnen sein. Wer nun dieser erste König, von dem die erste Inspiration datirt, ob Ninus oder Sardanapal, ob Nebukadnezar oder Tamerlan, das ist noch geschichtlich zu ermitteln, und stellt die interessantesten und scharfsinnigsten Conjecturen in Hoffnung. Will Jemand noch weitere Ideen zum Aufbau eines wissenschaftlichen Systems für das Königthum durch göttliches Recht und von Gottes Gnaden, so wende er sich nur an mich; ich werde sie ihm ablassen, und mich dabei billig finden lassen. Ich kann sie nicht brauchen, und ein Anderer könnte doch viel daraus machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie berühmter Männer des 19. Jahrhunderts von Gustav von Struve. Erstes Heft. Heidelberg, Groos. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Als der Doctor Gall im vorigen Jahrhunderte seine phrenologischen Theorien veröffentlichte, erregten sie wie jedes Neue die allgemeine Aufmerksamkeit, und umsomehr, als sie eine Enthüllung des geheimen Wirkens der Natur zu versprechen schienen. Die physiognomischen Schattenrisse von Lavater, so reichhaltig und so offen ausgestreut, hielten die Spannung in der Schwebe. Seitdem hatte es aber den Anschein, als wenn der Gegenstand ganz und gar unter den Horizont gesunken sei. Selbst die Wissenschaft schien nicht über Zweifeln hinauskommen zu können. Wird nun der vorliegende Versuch eine neue Erhebung zu bewirken im Stande sein? Wir zweifeln, so wie wir nur die ersten Zeilen der Einleitung lesen. Der Verf. sagt: er sei durch den Tod eines Freundes auf das tiefste erschüttert worden, und um sich die so entstandene Lücke auszufüllen, habe er es unternommen, die gegenwärtig veröffentlichten Untersuchungen anzustellen. Es liegt also offenbar nur eine individuelle Laune zum Grunde, die wol vermag Interessantes zu geben, aber nicht der Fortbildung der Wissenschaft nützt. Interessant ist auch nur das vorliegende Heft. Es enthält in den Briefen, namentlich vom Kanzler v. Wächter und Prof. Ewald, manche interessante Notizen zur Charakteristik der Personen, bekundet auch nicht minder das vielseitige Talent des Verf., besonders der anschaulichen Vergegenwärtigung des Erfahrenen; aber wir können nicht glauben, daß die phrenologischen Analysen frei sind weder von einer schon vorhandenen Vorstellung der Person im Bewußtsein des Verf., noch auch von jeder Ausschmückung der Phantasie, und noch weniger von der Hervorhebung des Lobes, welches, da die Untersuchten im Allgemeinen politisch Gleichgesinnte mit dem Verf. sind, in jetziger Zeit von sich fern zu halten eine fast unüberwindliche Aufgabe sein möchte. Wie Phantasie und Neigung zum Lobe eingewirkt haben, wollen wir beispielsweise mit Folgendem belegen. Bei Prof. Welcker sind die Anzeichen des Erwerbtriebs und des Selbstgefühls nicht sehr groß gefunden; daraus entnimmt der Verf. Folgendes: „Bei der Wahl einer Gattin kann nicht das Streben nach äußern Vortheilen den Ausschlag gegeben, sondern die freie Neigung kann hier einzig die Wahl bestimmt haben." Aber wenn nun Herr Welcker nicht verheirathet wäre, oder wenigstens nicht so, wie er es etwa sein mag, müßte und könnte auch nicht ganz gut jener Satz ganz anders lauten als er jetzt willkürlich auf eine Gattin bezogen ist, die doch aus der Structur des Kopfes nicht wird entnommen worden sein? Von dieser Art willkürlicher Verbindung mit nicht nothwendig gegebenen Begriffen, woher also die Verhältnisse der Structuren mit jedem andern Begriffe, der ihrer Vorstellung conform ist, eine Verbindung im Gedanken eingehen können, sind die übrigen phrenologischen Analysen gleichfalls erfüllt. Zahlenverhältnisse erklären die Bildungen der Natur, wie etwa der Krystalle und Pflanzen; aber die Bildungsfolge dieser Verhältnisse ist sichtbar da, ist gegeben, und die Rechnung begleitet nur die Erscheinungen, welche selbst gezwungen sind, sich nach einem bestimmten Grundverhältnisse zu richten. Ob aber das Zeichen des Erwerbtriebes, wenn es überhaupt richtig verstanden ist, auf eine Frau, Geld, Häuser, Seltenheiten u. s. w. gerichtet gewesen ist, läßt sich einmal nicht aus den Merkmalen selbst entnehmen, sondern aus der Kenntniß der Lebensverhältnisse, die man außerdem nöthig hat; dann aber legt der Mensch an sein Leben nicht speciel den Maßstab seines Erwerbtriebes oder irgend eines andern, sondern den seines ganzen Willens, seines Selbst, wofür aber weder eine Erhöhung noch eine Vertiefung am Kopfe, sondern der Mensch selbst sein eigenes Symptom ist. Es möchte auch durchaus ein Fehler sein, hier von Organen zu reden, die niemals äußerlich erscheinen, sondern nur von Anzeichen, Symptomen der Zustände der Gesundheit, der Seele, wie sie der Arzt von der Krankheit kennt. Diese ist nun etwas Einzelnes und kann daher an einzelnen Symptomen erkannt werden; ob aber die Gesundheit auch ein Aggregat einzelner Fähigkeiten und Kräfte ist, wäre noch sehr zu bezweifeln, und daher nicht minder die Richtigkeit des Schlusses aus solchen einzelnen, äußern Zeichen auf den ganzen Begriff einer Seele. Leute mit der schönsten Stirn sind Dummköpfe gewesen, während solche mit der flachsten großen Verstand gehabt haben. Das schönste Bildwerk

ohne Geist ist todt, und an einem Torso kann man wol erkennen, ob er zu einer schönen oder schlechten Statue gehört, aber nie mit Bestimmtheit, zu welcher Gattung davon. Hier muß der Grad des persönlichen Wissens und der Kraft der Phantasie aushelfen; etwas Anderes scheint uns auch nicht bei den phrenologischen Folgerungen einzutreten, denn der Kopf möchte wol nichts weiter als ein Torso des Menschen sein.

F. Marquard.

Literarische Notizen aus England.

Eine Lehre der Geschichte.

Die „Letters of royal and illustrious ladies of Great-Britain, from the commencement of the twelfth century to the close of the reign of Queen Mary. Edited chiefly from originals in the State paper office, the Tower of London etc.", von M. A. E. Word, enthalten für den Geschichtsforscher eine reiche Fundgrube von Urkunden und Aufklärungen über einige der wichtigsten Partien der ältern englischen Geschichte. Unter Anderm ist darin ein Schreiben der Markgräfin von Dorset aus dem Jahre 1526 zu finden, welches in Betracht der Person, an die es gerichtet ist, von höchstem Interesse erscheint. Dasselbe ist nämlich adressirt an „Cromwell, ihres Sohnes, des Marquis, Diener" und lautet wie folgt: „Cromwell, Ich will, daß Ihr mir eiligst das Gebett aus Wollenzeug und das Federbett mit den Barchentüberzügen und einer dazu gehörigen Matratze sammt dem Deckbett zusendet. Auch will ich, daß Ihr alle Zelte, Sommerhäuser und Höfe, so Ihr von mir habt, meinem Sohne Leonard überliefert, so Euch an meiner Gewogenheit gelegen ist. Und dies soll Euch vollkommene Vollmacht und Bescheinigung sein für alle Zeiten. Geschrieben zu Bedwell diesen gegenwärtigen Donnerstag vor dem Himmelfahrtstage unserer lieben Frauen. Cecile. Dorset." Und vor diesem Manne, an welchen obige befehlende Zeilen gerichtet wurden, beugten sich einige Jahrzehnde später auf seinen Augenwink die stolzesten Geschlechter des englischen Hochadels,

— — — — — — — die Edelknaben,
Das Rohr, mit dem man wollt' den Sturm bekriegen;

an diesen Mann richtete die Schwiegertochter derselben Markgräfin von Dorset, die verwitwete Gemahlin ihres Sohnes, später ein Schreiben, das gleichfalls in jener Sammlung enthalten ist und worin sie dem Protector „so viele unterwürfige Danksagungen als ihr Herz denken kann, für die Fortdauer des Wohlwollens, das sie aus Sr. Lordschaft Händen finde", ausdrückt; in Diensten dieses Mannes, des Brauers von Huntington, stand der Sohn der markgräflichen Witwe, der Enkel jener Frau, die wie an einen niedrigen Dienstmann und wie es scheint nichts weniger als gnädig dem spätern Lenker der Geschicke Großbritanniens Befehle ertheilte!

Jean Paul's „Flegeljahre" im Englischen.

Auch Jean Paul's herrliche „Flegeljahre" haben englische Bearbeiter, aber nicht in England selbst, sondern in Amerika gefunden, wo wie es scheint die nahe Berührung des britischen und deutschen Stammes nach und nach den Volksgeist beider in allen seinen Kundgebungen viel näher miteinander befreunden wird als dies diesseit des Weltmeers je stattfinden dürfte. Auch findet die Bearbeitung unsers großen Humoristen in englischer Sprache durchaus nicht den Beifall der Inselbriten. So äußert sich das „Athenaeum" über die unter dem Titel „Walt and Vult or the twins" erschienene Übersetzung des Amerikaners folgendermaßen: „Wir müssen unsern aufrichtigen Zweifel aussprechen, ob an dieser Arbeit die Mühe nicht gewissermaßen weggeworfen ist; ob die Leser irgend eines andern Landes als Deutschlands geneigt sind, ein auf so phantastische Grundlage aufgeführtes Werk zu bewillkommnen. Schöne Gedanken findet man allenthalben, und Diejenigen, welche Bücher lieben, wobei sie träumen können und nicht denken dürfen, werden sich nicht davon wegwenden. Aber liegt darin nicht etwas zu viel von jenem bezaubernden Geschwätz, das den klaren Scharfblick, welchen unsere Zeit mehr als jede frühere erheischt, trübt, und das Unklarheit des Vorsatzes, Mangel an Kraft und Männlichkeit verräth? Wie Dem auch sein mag, wir müssen gestehen, daß «Walt und Vult» viel besser im deutschen Gewande geblieben wären, ohne daß Eingeweihte oder Uneingeweihte etwas Ernstliches dabei verloren hätten."

Ein Charakterzug Cabrera's.

Der englische Capitain Alexander Ball, welcher die Abenteuer und Erfahrungen seines Kriegslebens im Dienste der britischen Legion und im spanischen Heere während der letzten Bürgerkriege auf der Halbinsel in seine „Personal narrative of seven years in Spain" niedergelegt hat, erzählt unter Anderm folgende That des Blutmenschen Cabrera. Ein junger Offizier ward mit 25 Mann von den Karlisten zu Gefangenen gemacht; sie wurden am andern Tage auf den öffentlichen Platz geführt, um erschossen zu werden. Cabrera saß, vor sich den Hinrichtungsplatz, schmauchend auf dem Söller seines Quartiers. Ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, wo Cabrera einquartirt war, welche mit Schrecken die Gefangennahme des Offiziers bemerkt hatte, flehte Cabrera an, ihn nicht erschießen zu lassen. „Gut", sagte endlich der Tiger, „ich werde ihn nicht erschießen lassen." Die 25 Mann fielen hierauf durch die Kugeln, aber den jungen Offizier erwartete ein viel grausameres Schicksal. Am nächsten Morgen ward er auf den Markt geführt und Cabrera ließ das Mädchen rufen, ihren Geliebten zu sehen. Hierauf ließ er einen Zug seiner Leute das Bayonnet aufpflanzen und den Jüngling in die Bayonnete treiben; als er gefallen war, kehrte er sich zu dem entsetzten Mädchen und sagte mit teuflischem Spotte, er habe sein Wort gehalten, denn er habe versprochen, daß Jener nicht erschossen werden solle.

12.

Bibliographie.

Burmann's, Peter, macaronisches Gedicht über das Tabakrauchen, herausgegeben von *F. W. Genthe*. Eisleben, Reichardt. 8. 2 Ngr.

Ellendt, F., Geschichte des königlichen Gymnasiums zu Eisleben. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschalck, F., Deutsche Volksmärchen. Zwei Bände. Leipzig, Baumgärtner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hugo, C., Psalmen eines armen Poeten. Pesth, Heckenast. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schwarz, J. G., Die heilige Mathilde, Gemahlin Heinrich's I., Königs von Deutschland. Eine wahre und lehrreiche Lebensgeschichte. Mit einem Vorworte von C. Höfler. Regensburg, Manz. Kl. 8. 10 Ngr.

Wolf, R., Johannes Geßner, der Freund und Zeitgenosse von Haller und Linné. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Zürich, Meyer und Zeller. 4. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Cunz, F. A., Dr. Luther's Denkmal in seinen Liedern. Ein historisches Denkbüchlein für das deutsche Volk. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Escherich, Ärztliche Vorschläge zur Milderung der gegenwärtigen Noth durch den Mangel und die Theuerung der Nahrungsmittel. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Ngr.

Förstemann, E. G., Vortrag, gehalten im Gymnasium zu Nordhausen am 18. Febr. 1846, mit historischen Anmerkungen. Nordhausen, Förstemann. 4. 4 Ngr.

Weidling, Predigt am Reformationsfeste 1845 über Pred. Sal. 1, v. 9—11. Eisleben, Reichardt. 1845. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Weiter behauptet der Verf., es sei irrig, wenn man meine, der absolute Monarch sei frei, der constitutionnelle dagegen abhängig. Es kommt aber darauf an wie man es nimmt. Wem es mehr Vergnügen macht, mit der Zunge so viel befehlen zu dürfen wie er will, ohne daß Jemand das Recht hat zu widersprechen, der findet als absoluter Monarch jedenfalls besser seine Rechnung wie als constitutionneller. Wem aber das bloße Decretiren seiner Wünsche und Überzeugungen nicht genügt, sondern wem es auch am Herzen liegt, daß diese Befehle wirklich befolgt, daß sie sittliche Wirkungen im Volke äußern, daß sie nicht blos auf dem Papiere, sondern auch im Leben realisirt werden sollen, der wird es mit einer volksrechtlichen Verfassung halten. Es wäre freilich eine angenehme Sache, wenn der bloße Befehl: mein Volk soll reich, glücklich, tugendhaft, mächtig und fromm sein, schon genügte, um diese erfreulichen Wirkungen in Wirklichkeit hervorzubringen. Da das aber nicht der Fall ist, sondern da die freie Überzeugung und die eigene Anstrengung des Volks einmal immer das Beste dabei thun muß, so halten wir diejenigen Fürsten, welche auf dem Wege der freien Verfassung die Überzeugungen und die Capacität des Volks zu ermitteln suchen und nach dem gewonnenen Resultate ihre Befehle einrichten, immer noch für die klügern und auch für die, denen es um eine reelle wirkliche Herrschaft, so weit sie überhaupt möglich, am meisten zu thun ist. Die Herrschaft der absoluten Fürsten beruht allerdings mehr auf dem bloßen Schein. Sie verwechseln die Herrschaft in Worten mit der Herrschaft in der That; aber freilich haben sie sich an diese widerspruchslose Wortherrschaft dergestalt gewöhnt, sie ist ihnen eine so freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens geworden, daß sie derselben oft um keinen Preis, selbst nicht zu Gunsten einer reellern, eindringlichern, wahrhaft historischen Wirksamkeit entsagen mögen. Die äußere Unterwürfigkeit ihrer Mitmenschen ist ihnen zur Hauptsache geworden. Inwieweit die Geister und die Geschichte selbst ihnen dadurch unterthan werde, das kümmert sie nicht. Wenn ihnen nur im ersten Augenblicke nicht widersprochen wird, wenn sie in ihren Salons nur lauter unterwürfige Rücken erblicken, so sind sie zufrieden. Für wen also schreibt der Verf.? Wir fragen abermals. Für das große gebildete Publicum, dem diese Wahrheit schon längst ohnehin bekannt ist, welches ohnehin schon lange weiß wie ein einziges, mit Hülfe der Volkskammern von Fürsten gegebenes Gesetz mehr wirkliche Früchte bringt, und tiefere Wurzeln ins Leben treibt als tausend Befehle eines absoluten Fürsten, die immer nur auf den Fels und in die Dornen fallen, und von denen nach wenigen Jahren keine Spur mehr vorhanden ist, oder für die wenigen an den Schein Gewöhnten und durch den Schein Verzogenen, die sich einmal an der Täuschung und der Illusion ergötzen, und sich darin wohler fühlen als in einer reellen, gesunden Wirklichkeit, für die sie schon verdorben sind? Die erste Classe braucht seine Wahrheiten nicht mehr, und die andere Classe will sie nicht, sondern nimmt sie übel.

Auch darin hat der Verf. recht, wenn er behauptet, wie die Consequenz des erblich monarchischen Princips es nothwendig mache, naturwidrig die Kindheit und Jugend der Thronberechtigten zu kürzen und ihnen das Scepter zu einer Zeit in die Hand zu geben, wo sie lieber nach einem Spielzeug langen möchten, oder wo ihnen die Fähigkeit für den heiligen Ernst des Regentenlebens naturnothwendig noch fehlen müsse. In absoluten Monarchien herrschen in solchen Fällen neben „kindischen Launen und Ungezogenheiten, neben flegeljährigem Uebermuth die Leidenschaften und Begierden Derjenigen, die sich des gekrönten Kindes oder Jünglings zu bemeistern wüßten". Es ließe sich gar leicht nachweisen, wieviel „unaussprechliches Elend dadurch nicht blos über Völker, sondern auch über regierende Familien gekommen sei, mit wie viel Fluch und Schande dadurch die Geschichte des monarchischen Princips bedeckt worden". In einer constitutionnellen Monarchie dagegen ersetze in einem solchen Falle das Volk durch seine Vertreter dem Kinde die Jahre, dem Jünglinge den Mangel des Ernstes und der staatsmännischen Bildung. In der Schule des Volksrathes reife der junge Regent glücklich zu selbständiger Wirksamkeit heran; das Volksleben bleibe ungetrübt, das monarchische Princip fleckenlos.

Aber für wen schreibt er diese, man kann wol sagen, trivialen Wahrheiten? Doch nicht etwa für Die, die blos immer an sich denken, an den nächsten Augenblick, die in ihrer verzogenen Empfindlichkeit das unerträglich finden, wenn sie dann und wann daran erinnert werden könnten, daß es noch selbständige Willen außer dem ihrigen geben könne? Doch nicht für Die, deren ganzes Wesen von dem Satze durchdrungen ist: Zuerst komme ich, und dann komme ich noch einmal, und zuletzt komme ich abermals? Doch nicht für Die, welche es freilich recht gern haben, wenn es ihrer Nachkommenschaft und der übrigen Menschheit recht wohl gehen möge, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie in ihren Gelüsten und Belieben auf keine Weise genirt werden dürfen? Doch nicht für Die, welche mit der Gräfin D.barry ausrufen: Après nous le déluge? oder wenigstens nach diesem Grundsatz instinctartig handeln? Und wenn nicht für Diese, für wen sonst? Wer wäre denn außerdem nicht schon völlig überzeugt?

Dagegen vermissen wir noch eine Andeutung, die sich uns immer bei Betrachtung junger Fürstensöhne in Deutschland aufgedrängt hat. Wie ist es möglich, fürstlichen Kindern in absoluten Staaten eine christliche, wahrhaft menschliche Bildung anzuerziehen? Wie ist es überhaupt nur möglich, ihnen eine fröhliche, frische Jugendzeit zu bewahren? Zu den ersten Grundbedingungen einer gesunden Charakterentwickelung gehört erstlich jene Demuth des Kindes vor dem erwachsenen Alter, welche in der moralischen Natur des Menschen begründet ist; und zweitens jene freie Genossenschaft gleichalteriger Gespielen, mit denen das Kind seine gemeinschaftlichen Freuden, seine gemeinschaftlichen Bestrebungen nach Entwickelung der in ihm ruhenden geistigen und körperlichen Kräfte theilt. Wo diese beiden natürlichen Bedingungen fehlen, da hilft die sorgfältigste Überwachung, da helfen die vortrefflichsten Lehren nichts. Keine künstliche Veranstaltung kann die natürlichen Anfoderungen der Natur ersetzen. Die Verhältnisse in absoluten Monarchien sind aber der Art, daß das fürstliche Kind schon von seinem ersten Athemzuge an in eine exclusive, moralisch-widernatürliche Stellung zu den Mitlebenden versetzt wird. Unter allen erwachsenen Personen, die es von frühester Jugend an umgeben, vom Hofmarschall und Gouverneur herab bis zum Stallknecht erblickt es nichts als Lakaiengesichter und Lakaienmanieren. Ist der regierende Vater ein höheres, inspirirtes Wesen, so ist es auch der Sohn, der einst regieren wird. An einem Hofe und in einem Lande, wo das göttliche Recht noch als Grundsatz gilt, und wo das ganze Ceremoniel, der ganze Verkehr zwischen Fürst und Volk auf diese Fiction gebaut ist, da wird auch das ganze Benehmen der Menschen gegen den fürstlichen Knaben schon eine solche unterwürfige Färbung annehmen; da verwandelt sich das natürliche Uebergewicht des erwachsenen Alters in widerliche Unterwürfigkeit gegen das fürstliche Kind. Der Knabe merkt gar leicht, daß er als ein höheres bevorzugtes Wesen betrachtet und behandelt wird. Und was sind die Folgen davon? Hochmuth, Selbstsucht, Menschenverachtung; das sind die verderblichen Eindrücke, welche die moralische Natur des unglücklichen Kindes schon im ersten Keime vergiften. Die fürstlichen Väter, welche eine solche Unterwürfigkeit als höhere Wesen für ihre Person entschieden beanspruchen und ganz in der Ordnung finden, besitzen freilich in der Regel so viel natürliche Liebe zu ihren Kindern, daß sie das Verderbliche dieser Verhältnisse in Bezug auf diese wenigstens vollkommen fühlen. Denn durch alle Entstellungen und Verbildungen des ursprünglich-menschlichen Wesens bricht an einzelnen Stellen doch immer ein Strahl der menschlichen Natur mit Allgewalt hindurch, und die älterliche Liebe ist eben überall die unüberwindliche, natürliche Empfindung, die gegen alle angeerbten historischen Vorurtheile siegreich ihr Recht behauptet. Bei ihren Kindern möchten die Väter daher so gern eine Ausnahme von ihren eigenen Grundsätzen machen. Hier möchten sie die Verhältnisse, deren Aufrechthaltung ihnen übrigens so sehr am Herzen liegt, mit einem Male umändern. Sie möchten das Kind in seine ursprünglich moralische Stellung zu den Mitlebenden versetzen. Der ganze Hofstaat des jungen Prinzen von Gottes Gnaden empfängt daher in der Regel den strengen Befehl, ihn durchaus nicht merken zu lassen auf irgend eine Weise, daß er ein Prinz von Gottes Gnaden sei. Vergebliches Bemühen. Die Grundsätze, die man selbst gepredigt hat, die Verhältnisse, die man selbst aufrecht erhalten und gestützt, die Sitten und Gesinnungen, die man selbst gepflegt und gefördert hat, sie wenden sich nun mit unglücklicher Consequenz gegen ihren eigenen Urheber. Das ist die waltende Nemesis, die immer an dem wundesten Flecke ihr Racheschwert eintaucht. O wie viel würde mancher fürstliche Vater darum geben, wenn er nur einige freie Männerblicke, nur einige unabhängige Stirnen, auf denen das Bewußtsein gleichberechtigter Menschenwürde geschrieben stände, für sein armes, unglückliches, dem Verderben geweihtes Kind auftreiben könnte. Aber vergebens, vergebens. Er hat diese Schrift selbst aus den Angesichtern der Menschen verwischt, und wo sie sich etwa noch findet, da steht sie ihm nicht mehr zu Gebote. Sein Befehl wird äußerlich befolgt, man zwingt sich dem Kinde gegenüber zu einer gewissen Ostentation von Unabhängigkeit, so lange der Vater selbst zugegen ist. Aber man bringt es zu weiter nichts als zu einer schlechtgespielten Komödie. Mit dem der Kindheit eigenthümlichen Scharfsinne erkennt der Knabe gar bald die einstudirte Rolle, durch welche aller Augenblicke die angewohnte Hundedemuth und die Deferenz vor dem specifisch verschiedenen höhern Wesen hindurchblickt.

Und nun vollends der Umgang mit Altersgenossen. Dieser selige Himmel der Kinderzeit, welch ein bejammernswerthes Zerrbild wird dem Prinzen von Gottes Gnaden dafür gereicht! Da ist kein ernster Wetteifer, kein leidenschaftliches Ringen, kein Anziehen und Abstoßen der Charaktere, kein Siegen und Unterliegen, keine

Kränkung und keine Versöhnung; das Alles, wodurch das Gemüth, der Wille, die Menschenkenntniß schon früh gebildet, wodurch der Charakter gestählt wird, wodurch der Knabe lernt, sich seinen Platz zu erringen der ihm gebührt, der Unbill zu wehren, die Kränkung zu verzeihen, sich selbst zu beherrschen, diese ganze wunderbare jugendliche Schule für das künftige männliche Leben, dieser Mikrokosmus wahrer, unentbehrlicher menschlicher Freiheit, dem armen Kinde von Gottes Gnaden wird daraus blos eine künstliche Veranstaltung, blos ein Schein desselben gegeben. Ein Spielplatz, wo man nicht wirklich spielt, wohin die Genossen zur Frohne gehen und wo sie den armen Unglücklichen nie und nimmer als ihres Gleichen im Herzen anerkennen, ein Kampf, wo der Prinz immer Sieger ist, und wo Jeder sich in Acht nimmt, gegen das kleine Wesen von Gottes Gnaden seine Kraft zu gebrauchen, und wo eine derbe Maulschelle von der herumstehenden Dienerschaft wie ein kleiner Hochverrath und ein Bischen Nasenbluten wie ein versuchter Fürstenmord en miniature betrachtet wird. Was kann daraus anders werden als ein verdrossener, verzogener, hochmüthiger, eigensinniger, gemeiner Despot, der gar nicht weiß was Liebe ist, der überall oben hinaus ist, keinen Widerstand ertragen kann, und doch bei den ersten strengen Schicksalsschlägen im Mannesalter gleich zusammenknickt wie ein Taschenmesser?

Früher war es anders, früher war der Fürst unter seinen Baronen nur Primus inter pares, und wie er selbst an seiner Tafelrunde sich nicht als höheres Wesen erschien, wie ihm überall Blicke entgegenleuchteten, die ihm zu sagen schienen: Wir haben so gut Rechte wie du, wir sind so gut freie Männer wie du, so genossen auch seine Kinder das Glück, mit freien, unbefangenen Kinderseelen sich herumtummeln zu können.

Und auch in constitutionnellen Staaten ist es anders, d. h. in solchen Staaten, wo die Constitution nicht blos auf dem Papiere, sondern auch in den Herzen und in der Gesinnung der Menschen geschrieben steht. Im freien England ist es anders; dort, wo bei allem Respecte gegen die Würde des Königs doch Jedermann sich seiner Rechte bewußt ist und sie sehr wohl gegen die Rechte des Königs abzuwägen und zu vertheidigen weiß, wo selbst der Diener sich noch als freier Engländer fühlt, dort gibt es noch eine angemessene Umgebung für fürstliche Kinder, dort noch Jugendgespielen, die dem Knaben in Freude und Leid jeden Augenblick beweisen, daß er nichts mehr und nichts weniger ist als ein Mensch unter Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingsblumen aus Östreich. Gedichte von Hermann Rollett. Jena, Luden. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es hat lange gedauert, bis sich die östreichische Literatur einige Geltung in Deutschland erstrebte. Seit Nicolai wurde es Mode unter den deutschen Kritikern und Literarhistorikern, die östreichische Literatur entweder ganz zu ignoriren oder sie in flüchtigen Anmerkungen verächtlich und spöttisch abzufertigen. Selbst die östreichische Volksbühne, die doch gewiß bedeutend dastand, wurde von der deutschen Kritik misachtet, obwol sie durch ihre allgemeine Verbreitung bewies, daß sie ein allgemein deutsches Nationalelement enthalte, obwol sie durch Raimund zu wahrhaft poetischer Bedeutung erhoben wurde. Dieses traurige Misverhältniß mußte, wie es die Folge eines politischen Unglücks war, zur Steigerung und Verewigung dieses Unglücks beitragen. Es war und ist schon höchst betrübend, daß man von einer östreichischen Literatur im Neben- und Gegensatz zur deutschen sprach und also hier in Bezug auf einen so großen und wichtigen Theil Deutschlands auch die einzige wirkliche Einheit zerriß, deren sich das viel zerrissene Deutschland zu erfreuen hat. Warum sprach man denn nicht auch von einer bairischen, preußischen, ja nicht einmal von einer schweizerischen Literatur? Selbst was in Rußland Deutsches erschien, rechnete man wohlgefällig zum allgemein deutschen Gute, nur das Östreichische schied man aus!

Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß an diesem traurigen Übelstand die Östreicher ihren Antheil haben. Sie zögerten zu lange, sich durch würdige Offenbarungen als ebenbürtige Geistesgenossen Deutschlands zu beweisen, sie nahmen zu lange blos passiv empfangend am deutschen Geistesleben Antheil. Dennoch ist das größere Unrecht auf Seite der deutschen Kritik und Literaturgeschichte. Dieses Unrecht ging so weit, daß man bei dieser wichtigen geistigen Beurtheilung lediglich den Druckort entscheiden ließ und nur Das als östreichische Literatur erkannte, was in Östreich gedruckt wurde, wo man dann allerdings viel Grund zu verächtlichen Urtheilen finden konnte, aber dennoch aus leicht begreiflichen Gründen ungerecht gegen die Östreicher blieb. Wenn der Druckort entscheiden sollte, wie stände es dann z. B. um denjenigen Theil der französischen Literatur, die eine neue geistige Epoche eröffnete? Sind nicht die meisten jener Schriften französischer Großgeister in Holland und in der Schweiz erschienen? Dennoch fällt es Niemandem ein, sie von der französischen Literatur auszuscheiden; was aber östreichische Vorkämpfer in Leipzig, Hamburg, Stuttgart drucken ließen, das rechnete man beifällig zur deutschen Literatur und fuhr fort, die östreichische in spöttischen Anmerkungen abzuurteln.

In neuester Zeit ist es auch in dieser Beziehung besser geworden. Östreich tritt immer kräftiger und freier als thätiger Mitarbeiter am großen Werk des deutschen Geistes auf, und Deutschland erkennt freundlicher die Geistesbrüderschaft Östreichs an.

Das erste und vorzüglichste Verdienst darum haben die östreichischen Lyriker. Sie haben Östreich wach gesungen und lassen es nicht wieder in dumpfen Schlummer versinken. Östreich war vor Alters das Land des Gesanges, ist es in neuester Zeit zeitwürdig neu geworden. Fast jedes neue Jahr begrüßt einen neuen östreichischen Sänger, und daß es so vielen gelingt, sich freie Bahn zu öffnen, die Höhen des deutschen Geistes zu erschweben und in der Tiefe des deutschen Herzens heimisch zu werden, ist ein freudiger Beweis ihrer naturkräftigen, echt deutschen Dichtersendung. In rascher Folge haben jüngst Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Albert Knoll sich ins Licht und Leben der deutschen Gegenwart und Zukunft gesungen und schon begrüßt Östreich und das freundliche Deutschland einen neuen östreichischen Frühlingsboten, Hermann Rollett.

Es wird Frühling in Östreich! Dies ruft der Sänger mit Lerchenjubel, ohne darum die Winterschauer, die Frostgefahr zu vergessen, die den Frühling bedrohen. Rollett's Gedichte sind im buchstäblichen Sinne eine Frühlingsbotschaft und Frühlingsgabe. Wir begrüßen eine echte lieb- und freudenreiche Dichternatur und zugleich einen Sänger, der das Wort des großen Dichters versteht und erfüllt: „Worte sind des Dichters Waffen!" Rollett bringt politische Gedichte, in denen die poetische Kraft mit dem politischen Muth gleich hoch steht. Das sind keine gereimten Zeitungsartikel! Und Rollett widmet seine kühnen Lieder „seinem schönen Östreich in Lieb' und Treue". Seit Anastasius Grün hat kein östreichischer Dichter solchen

edlen Patriotismus bewiesen. Rollett macht wie Grün nicht gegen Östreich Opposition, sondern aus Liebe zu Östreich gegen östreichische Übel. Hierin und in Folgendem liegt eine besondere politische Bedeutung dieses Buches. Es wurde bisher immer schreiend behauptet, die östreichischen Oppositionsschriftsteller seien entweder unbefriedigte ehrgeizige Aristokraten, oder arme Schlucker, oder ungarische und böhmische Separatisten. Rollett nun ist aus einer echt östreichischen, sehr wohlhabenden, hoch begünstigten Bürgerfamilie. Er liefert den Beweis, daß auch der wohlhabende östreichische Mittelstand, den man gewöhnlich in völlig gedankenloser Zufriedenheit schwelgend wähnt, von allen Bewegungen der Zeit mächtig ergriffen ist.

Ich unterlasse es, dem Leser aus diesen Frühlingsliedern einzelne Proben mitzutheilen. Eine Blume macht keinen Frühling, und hier blüht wirklich ein ganzer Frühling. Auch will ich nicht tadeln, obwol natürlich Manches zu tadeln wäre, denn eben der Frühling hat seine Unvollkommenheiten. Aber ich will den Frühling nicht seciren.

Wer ein Herz für wahre Poesie hat und wer die neue geistige Bewegung Östreichs als höchst wichtig erkennt und anerkennt, der wird bei diesen Gedichten Frühlingsluft empfinden und von Frühlingsahnungen erhoben werden.

Franz Schuselka.

Ursprung des Worts Carmagnole.

Der unter dem Namen Carmagnole bekannte, ursprünglich italienische Tanz ist durch die Schreckensjahre der Einen und untheilbaren Republik Frankreich zu entsetzlicher Berühmtheit gelangt. Über den Ursprung des Namens bringt eine englische Zeitschrift folgende geschichtliche Angaben, von denen wir nicht entscheiden mögen, ob sie mehr dem Roman oder der Geschichte angehören. Im Anfang des 15. Jahrhunderts lebte am rechten Ufer des Po, nicht weit von Turin, ein Hirtenknabe von 15 Jahren, der wegen ungewöhnlicher Kühnheit, die er in seinem Beruf gegen das Raubthier und das räuberische Gesindel des Gebirgs gezeigt hatte, von seinen Genossen den Namen des „kühnen Schafhirten, Francesco Bartolomeo Bussone" erhalten hatte. Zu jener Zeit war der Krieg zwischen den Freistaaten und den Dynastengeschlechtern des obern Italiens heftiger als je ausgebrochen. Unter den Häuptern der Condottieri, welche je nach dem Lohn, den man ihnen bot, gleich bereit waren, einer oder der andern Partei zu dienen, stand ein gewisser Facino Cane in hohem Ruf, und kein Nichtadeliger konnte in jenen blutigen Zwisten in den beiderseitigen Heeren zu einer Befehlshaberstelle aufsteigen, der nicht in den Rotten dieses Häuptlings seine Sporen verdient hatte. Eines Abends, als der Hirtenjüngling schlafend neben seiner Heerde im Grase lag, erweckte ihn der zuherrschende Ruf eines vorüberreitenden Fremden. Aus seinen Träumen emporfahrend starrte der Knabe den Reiter an, der ihn mit forschendem Auge betrachtete und in die Worte ausbrach: „Das ist eine Mannsgestalt", worauf Jener den Arm zum Schlage gegen den Störenfried ausholend erwiderte: „Und eines Mannes Herz!" Als der Fremde ihm jedoch zurief: „Ich bin Facino Cane, welcher von unten auf in den Truppen Visconti's zu den höchsten Ehren emporgestiegen ist und sich selbst zum Fürsten von Tortone und Verceil gemacht hat, weil die Welt den Männern von Muth gehört", ließ der Jüngling den aufgehobenen Arm sinken und verlangte Theil zu nehmen an seinem Ruhm und seiner Macht. „Hier ist der Schlüssel zu deinem Herzogsschloß", erwiderte darauf der kühne Abenteurer, indem er ihm ein glänzendes Schwert umhing. Neun Jahre später, im Jahre 1425 finden wir zum Manne gereift den Hirtenknaben wieder als Graf von Castel nuovo, die Nichte des Herzogs von Mailand Philipp Maria, die schöne Antoinette Visconti, in dem Palaste del Broletto heimführend. Im Verlauf dieser Zeit war er vom einfachen Söldner zum Hauptmann und Feldhauptmann, berühmt geworden unter dem Namen Carmagnola, endlich zur Grafenwürde und zum Eidam des Herzogs von Mailand emporgestiegen.

Aber in seiner Brust schlug nach wie vor ein warmes Herz für das Volk und für Gerechtigkeit und Großmuth. Er war der Abgott der Krieger und die durch das Schwert besiegten Völker fesselte er in der Stunde des Siegs durch weise Mäßigung und Leutseligkeit an sich. Das führte seinen Sturz herbei. Verbannt und aller Güter beraubt mußte er sein Vaterland verlassen, nichts mit sich nehmend als seinen Ruhm, und das beim Beginn seiner Heldenlaufbahn empfangene Schwert, womit er ihn gewonnen. Die Sage geht, daß der verbannte und geächtete Held von Allem entblößt und Nahrung und Obdach suchend eines Abends in die Hütte eines armen Landmanns getreten und seinen Namen genannt. Da sei die ganze Familie vor ihm auf die Knie gesunken und das jüngste Kind habe von den Ältern auf der Stelle den Namen Felix Glorioso erhalten, weil es spielend den Griff des berühmten Schwertes Carmagnola's berührt. Er trat in die Dienste der Republik Venedig; der Herzog von Mailand schickte Meuchelmörder gegen ihn aus, um nach Art der Despoten ihm die großen Dienste zu lohnen, die er seiner Herrschaft geleistet. Carmagnola entging ihren Dolchen und bald darauf empfing er in der St.-Marcuskirche aus den Händen des Dogen den Oberbefehl über alle Truppen des Freistaats. Aber er war kein Mann nach den Herzen jener argwöhnischen Gewalthaber. Nachdem er durch eine Reihe von Siegen die Macht der Republik befestigt und ihr Gebiet vergrößert, warf man ihn in den Kerker, ließ ihn foltern und martern und schleppte ihn endlich am 5. Juni 1432 zum Richtplatz, wo sein Haupt fiel.*) Man hatte es ihm zur Schuld angerechnet, daß er 400 Kriegsgefangene in ihre Heimat entlassen hatte; aber der geheime Grund seines Todesurtheils war die unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit, die er sich durch Milde und Leutseligkeit im Heer und im Volke erworben, während er nie Gelegenheit gegeben hatte seine der Republik geschworene Treue zu verdächtigen. Das Volk aber, dem Carmagnola durch blutiges Urtheil seiner Zwingherren entrissen wurde, feierte ihn, den Mann des Volks, den Hirtenknaben, den Gefährten Facino Cane's, den Retter des Herzogs von Mailand, den Beschirmer Venedigs in Liedern, die zu den Volkstänzen gesungen wurden; und so übertrug sich nach und nach der Namen auf die Tänze selbst, welche sich aus den sardinischen Staaten unter das Landvolk des mittägigen Frankreichs verpflanzten. So geschah es durch eine seltsame Rache des Schicksals, daß der Name, dessen Träger einst wegen der Volksgunst, die er sich erworben, von einer grausamen Aristokratie unter das Messer geliefert wurde, den entsetzlichen Leichensang bildete, mit dem ein durch Verzweiflung zum Wahnsinn getriebenes Volk die Opfer seiner Wuth, die „Aristokraten" zum Fallbeil geleitete!

26.

*) Alessandro Manzoni's Tragödie „Il conte di Carmagnola" behandelt bekanntlich diesen Stoff. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

In den morgenländischen Märchen wird häufig erzählt: wie irgend ein Schah seinen Sohn unerkannt und sich selbst unbewußt von früher Kindheit an bei armen Pflegeältern habe erziehen lassen. Diese morgenländischen Schahs, die bekanntlich auch Könige von Gottes Gnaden waren, zeigten dadurch, daß sie gute Väter und Pädogogen waren. Schade, daß eine solche Erziehung incognito jetzt bei uns nicht mehr möglich und auch von den fürstlichen Vätern nicht beliebt werden möchte. Es wäre jedenfalls ein gutes Mittel, um bei unsern jungen Prinzen jene abnormen Charaktereigenschaften zu verhüten, die mehr oder weniger so häufig zum Vorschein kommen. Ich erinnere nur an den Herzog Karl von Braunschweig als besonders hervorstechendes Beispiel. Man kann nicht sagen, daß derselbe an Verstandesverwirrung leidet, im Gegentheil ist er ein gewandter und klarer Kopf; seine Krankheit liegt in der Gesinnung, in moralischen Gebrechen von solch intensiver Abnormität, daß sie dieselben Wirkungen hervorbringen wie ein gestörter Verstand. Die abnormen Charakterentwickelungen und krankhaften moralischen Zustände in fürstlichen Familien hat man durch die Hypothese einer Ausartung, welche durch fortgesetztes Heirathen in zu naher Verwandtschaft hervorgebracht werde, zu erklären gesucht, eine Hypothese, die allerdings der Theorie von der Reinheit des Blutes schnurstracks entgegensteht. Wir glauben übrigens weder an letztere noch an erstere, und erklären uns jene nicht abzuleugnende Thatsache krankhafter moralischer Erscheinungen ganz einfach durch die widernatürliche moralische Stellung, in welche die Kinder vom ersten Augenblicke ihres Lebens an zu den Mitlebenden gebracht werden. Es gewährt in der That wenn auch einen trüben, doch interessanten Anblick, wenn man sieht, wie der ewige Grundsatz sowol in der physischen als in der moralischen Welt: die Extreme berühren sich, auch hier in Erscheinung tritt. Die moralischen Symptome des Proletariats, gänzlicher Mangel an Respect vor den Rechten Anderer, vor der Heiligkeit des Eigenthums, höchste Sittenlosigkeit u. s. w., wir erblicken sie in demselben Grade bei dem vertriebenen Herzoge Karl von Braunschweig. Die entgegengesetztesten Lebenslagen erzeugen dieselben krankhaften Erscheinungen. So sehen wir denn auch hier die alte geschichtliche Wahrheit, die leider immer von neuem verkannt wird: daß Vorrechte Einzelner, welche mit den Bedürfnissen der Gesammtheit nicht im Einklange stehen, in ihren schlimmsten Folgen sich immer gegen die Bevorrechteten selbst wenden. Es ist irrig und zeigt von der größten Kurzsichtigkeit, wenn man wähnt, die Interessen der verschiedenen Classen der Gesellschaft seien einander entgegengesetzt. Der Staat ist ein enggegliederter Organismus; wenn ein Glied leidet, leiden sie alle. Die nothwendigen Opfer, die eine besondere Classe der andern bringt, sie sind in der That keine Opfer, sondern jene gewinnt eben am meisten dabei. Haben sich bevorrechtete Zustände überlebt, so sind die Inhaber derselben selbst immer die Unglücklichsten, und stehen sich am allerschlechtesten dabei. Nur schade, daß sie selten befähigt sind, dieses selbst einzusehen, und daß sie in krankhafter Verblendung ihr eigenes Elend mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit in der Regel vertheidigen.

Der Verf. äußert weiterhin die Ansicht, wie so mancher absolute Fürst einer volksrechtlichen Verfassung nicht abgeneigt sein würde, wenn nur die Preßfreiheit nicht ebenfalls damit nothwendig ins Leben treten würde. Es ist dieses eine gar richtige und feine psychologische Bemerkung. Den meisten absoluten Fürsten kommt es auf eine wirklich absolute Macht, die ja ohnehin ganz unmöglich ist, weit weniger an als auf den äußern Schein und die conventionnelle Fiction derselben. Wenn die Etiquette ihnen diesen Schein gewährt, an den sie sich von Jugend auf gewöhnt haben, so sind sie befriedigt. Eine solche Etiquette in Beziehung auf den socialen Verkehr der Fürsten mit ihren Unterthanen können nun allerdings auch constitutionnelle Staaten gewähren. Ja, sie scheint fast nothwendig zu dem Wesen derselben zu gehören. Mag der wirkliche Einfluß eines regierenden Ministers in constitutionnellen Staaten auch noch so gewaltig sein, mag der Einfluß des Monarchen dagegen völlig als Null erscheinen, formel wird der Minister immer als unterwürfiger Diener dem Könige gegenüber dastehen, als verpflichtet, alle seine Befehle ehrfurchts-

voll zu empfangen und auszuführen, oder ehrfurchtsvoll um seine Entlassung zu bitten. In Beziehung auf ehrfurchtsvolle Gebräuche und Sitten gegen das Königthum möchte mancher absolute Fürst vielleicht sogar den König von England beneiden, nämlich, was den persönlichen Verkehr in den Salons und bei officiellen Gelegenheiten betrifft. Formel wird die Eigenliebe des Monarchen dort im mündlichen Verkehr ebenso wenig verletzt wie in absoluten Staaten. Die Illusion, die ihm so theuer, wird innerhalb der vier Wände nie aufgehoben. Die Presse dagegen ist zuweilen ein grober, ungeschlachter Gesell, sie hält wenig oder nichts von Convenienz und herkömmlichen Redensarten; sie strebt danach, Alles nüchtern und scharf beim rechten Namen zu nennen, und, wenn ein Theil derselben auch die dem Königthum angestammte Würde immer sorgsam im Auge hält, die Illusion von der Machtvollkommenheit desselben aufs zarteste schont, so gibt es immer genug ungeschlachte Gesellen, welche dieselbe straflos verscheuchen dürfen. Das nun ist es, was mancher absolute Fürst nie und nimmer ertragen und verschmerzen kann. Wenn er auch recht gut fühlt, daß er in der That keine unbedingte Machtvollkommenheit besitzt, daß er auch ohne Verfassung dem Willen des Volks auf die Länge Folge leisten muß, so will er doch den Schein von dieser Machtvollkommenheit, von dieser unbedingt freien Entschließung beibehalten wissen. Es soll wenigstens scheinbar Alles aus Gnade hervorgehen, auch das absolute Muß. Und die freie Presse ist es eben, welche diese gegenseitige Convenienz nicht immer festhält, sondern oft aufs gröblichste verletzt. Das läßt sich nun nicht leugnen, und alle beredten Gründe unsers gutmüthigen Östreichers für die Preßfreiheit, die er aus der menschlichen Würde, aus unveräußerlichen Rechten der Völker u. s. w. hernimmt, sie werden dieser Thatsache gegenüber, daß die freie Presse häufig das persönliche Gefühl des Fürsten verletzen kann, herzlich wenig helfen.

Weit eher möchte noch eine andere Betrachtung einigen Eindruck machen. Man muß nämlich doch allmälig die Erfahrung gemacht haben, daß auch die strengste Censur solche Verletzungen und Kränkungen nicht verhüten kann. Es ist dieses auch schon höchsten Orts öffentlich ausgesprochen. Die Censur ist als eine unzureichende Maßregel erklärt. Der Geist ist bekanntlich etwas Immaterielles, er dringt überall durch und läßt sich nicht einschließen. Ist nun einmal ein malitiöser, boshafter, pietätsloser Geist in dem Volke und seiner Presse vorhanden, will er sich einmal äußern, so erscheint in der That die Censur als eine so unendlich ohnmächtige Maßregel dagegen, daß sie den Einsichtigen fast nur noch ein Lächeln abnöthigen kann. Ein bischen stören, reizen und chicaniren kann sie diesen schlimmen Geist allerdings, aber ihn wirklich nachhaltig hindern und hemmen — wie kann man so etwas nur für möglich halten! Im Gegentheil, sie stachelt ihn nur auf, macht ihn böser und böser und dabei erfinderischer und gewandter. Ich für meine Person z. B. mache mich anheischig, wenn ich es einmal darauf anlege, auch unter der allerstrengsten Censur mit der scheinbar trockensten und unschuldigsten Miene doch so viele zweideutige, verkappte, tief ins Fleisch schneidende Bosheiten zu sagen als ich bei der vollsten Preßfreiheit nur immer könnte. Ist dieser Geist einmal vorhanden, so bleibt weiter nichts übrig, wenn man einmal mit Gewalt dagegen verfahren will, als alle Druckerpressen zerschlagen und alle Papiermühlen verbrennen zu lassen.

Ist diese Betrachtung, daß in jetziger Zeit die Censur die persönlichen Kränkungen ebenfalls nicht verhindern kann, schon von einigem Gewichte, so möchte Dasselbe noch um Vieles durch die Thatsache verstärkt werden, daß sie eben ein viel feindseligeres und respectwidriges Verhältniß der Presse gegen den absoluten Monarchen erzeugt und unterhält, als es nur immer in einem constitutionnellen Staate, wo der Fürst aufrichtig und ehrlich an der Constitution hält, geschehen kann. Von höhern ethischen Gründen verspreche ich mir einmal nicht viel; in dieser Beziehung bin ich wie gesagt jetzt völlig enttäuscht. Aber die Gründe des gewöhnlichen Vortheils und des Eigennutzes, die ja überhaupt in heutiger Zeit in Deutschland so überwiegend sind, die halte ich für außerordentlich wirksam. Sie werden die Entscheidung herbeiführen, sobald sie nur erst eingesehen sind. Das monarchische Ansehen aber muß bei der Censur und in einem absolut-monarchischen Staate unrettbar zu Grunde gehen. Wenigstens in einer Zeit, wo unter 100 gebildeten Menschen 90 Constitution und Preßfreiheit verlangen. Es ist freilich ebenfalls eine triviale, allgemein bekannte Thatsache, daß in einer absoluten Monarchie die ganze moralische Verantwortlichkeit der Regierung von der öffentlichen Meinung einzig und allein in letzter und höchster Instanz auf den Fürsten selbst zurückfällt. Das geht heutzutage aber so weit, daß alles Unglück, was den Einzelnen betrifft, und stände es mit den staatlichen Zuständen in noch so entferntem Zusammenhange, stets dem Fürsten zur Last gelegt wird. Er ist in der That der Sündenbock nicht nur für sämmtliche Beamte, sondern selbst für die selbstverschuldeten Leiden und Thorheiten der Unterthanen. „Alles auf den König!“ ruft Heinrich V. schmerzlich aus. Und in der That, so ist es auch bei uns. Der König soll regnen und Sonne scheinen lassen, wie es der Einzelne wünscht. Für jeden zurückgekommenen Nahrungszustand, für jedes misrathene Kind, für jeden unerfüllten Wunsch, für Alles was den Einzelnen drückt, wird der König verantwortlich gemacht. Auch hier wieder die Nemesis, die einem falschen Grundsatze stets auf dem Fuße nachfolgt. Nicht vergebens proclamirt der Fürst sich als ein höheres Wesen, dem in weltlichen Dingen einzig und allein Macht und Intelligenz beiwohne. Die öffentliche Meinung nimmt ihn beim Worte, sie verlangt, daß die Allmacht und Allweisheit sich praktisch zeige; aber sie thut es im umgekehrten Sinne. Denn während sie alles Gute, was man besitzt, und alles Glück, dessen man genießt, als ihr eigenes Verdienst oder als sich von selbst

verstehend betrachtet, trägt sie die Schuld jeglichen Übelstandes dagegen auf das Haupt Dessen über, der ja nach Gefallen glücklich machen und Segen spenden kann. Anders in constitutionnellen Staaten. Hier weiß das Volk, daß ihm die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen, sondern daß es selbst Hand anlegen muß, wenn es seine Zustände verbessern will. Weder die Erfüllung der möglichen noch der unmöglichen Wünsche erwartet es von einem Könige, der nur Das ausführen kann, was das Volk selbst will und selbst vorbereitet hat. Hier wenden sich die Verstimmungen und Leidenschaften stets nur gegen die am Ruder befindliche Partei und gegen die von ihr getragenen verantwortlichen Minister. Der König wird nicht von ihnen berührt, denn er steht über den Parteien.

(Der Beschluß folgt.)

Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829, dargestellt durch Freiherr von Moltke. Mit Karten und Plänen. Berlin, Reimer. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ref. muß offen gestehen, das vorliegende Werk um so mehr mit einigem Vorurtheil zur Hand genommen zu haben, als die bisher über diese Geschichtsperiode erschienenen Nachrichten, soweit solche zu seiner Kenntniß gelangten, mehr oder weniger eine stark ausgeprägte Parteilichkeit für das russische Interesse beurkundeten, für welches aber Ref. nicht die geringste Sympathie empfindet. Um so angenehmer fand sich derselbe aber auch überrascht, schon auf den ersten Blättern der Einleitung und in der darin enthaltenen Übersicht der politischen Verhältnisse, unter welchen jener Kampf stattfand, nicht blos einer sehr anziehenden Form der Darstellung, sondern auch einer in sehr edler Ausdrucksweise beurkundeten gesinnungsvollen Meinungsunabhängigkeit des Verf. zu begegnen. Freilich ist eine gesinnungsvolle Meinungsunabhängigkeit Grundbedingniß jeder Geschichtschreibung; aber zieht man in Betracht, wie in den bisher von preußischen Militairschriftstellern zu Tage geförderten Beiträgen zur Darstellung jenes russisch-türkischen und des polnischen Krieges, oder überhaupt in jeglicher Mittheilung über russische Militairzustände, fast ohne Ausnahme, ein lautes Hosianna des Russenthums angestimmt ward, so muß es um so mehr dem Verf. zum Verdienste angerechnet werden, eine hiervon gänzlich abweichende Richtung eingeschlagen zu haben, ohne deshalb jedoch etwa in das entgegengesetzte Extrem verfallen zu sein. Es dürfte vielmehr in letzterer Beziehung eben die so parteilose Darstellung des Verf. sehr Vieles dazu beitragen, die in Deutschland vorherrschende, etwas geringschätzige Meinung über das Offensivvermögen Rußlands angemessen zu berichtigen und sehr beherzigungswerthe Fingerzeige zu geben, daß Deutschland alle Ursache haben möchte, den Einbruch eines selbst nur 100,000 Mann starken russischen Invasionsheers als eine sehr große Gefährdung seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu betrachten, und daß es sehr Noth thun würde, hiergegen alle Kraft und allen Muth aufzubieten, weil — in dem russischen Heere Elemente kriegerischer Tugenden zu finden sind, die nur schwer übertroffen werden können. Dagegen belehrt uns der Verf. aber auch wieder, daß schon blos wegen der topographischen und klimatischen Eigenthümlichkeiten der auf einem Zuge gegen Konstantinopel berührt werdenden Landstriche die völlige Zertrümmerung der türkischen Herrschaft in Europa auch jetzt noch für Rußland keineswegs eine sehr leichte oder ganz gefahrlose Unternehmung sein würde. Überhaupt möchte das vorliegende Werk bei den darin enthaltenen, gedrängten, klaren und lebendigen und deshalb mehrfach als musterhaft zu bezeichnenden Darstellungen der Begebenheiten und Zustände *) vielfachen Stoff zu derartigen Reflexionen geben und unter Anderm darauf hinweisen, wie seltsam oft eine gewisse Ironie des Schicksals in dem Leben der Menschen wie in jenem der Völker und in der Gestaltung ihrer socialen und kriegerischen Institutionen sich geltend macht. Als eine solche Ironie des Schicksals ist es z. B. zu bezeichnen, daß, nachdem sich Rußland (der größte Militairstaat der Gegenwart) sieben Jahre lang zu jenem Kampfe vorbereitet hatte, die Eröffnung des Feldzugs doch nur erst zu sehr später Jahreszeit und mit völlig ungenügenden Streitkräften begonnen wurde, und auch das siegreiche Ende des ganzen Krieges sich an den äußersten Culminationspunkt der Invasion und an das Blendwerk eines Heers anknüpfte, was im vollen Wortsinne bis auf den bloßen Namen zusammengeschmolzen war.

Bei der großen Gedrängtheit der Darstellung ist übrigens ein tieferes Eingehen auf das Einzelne der Begebenheiten nicht wol thunlich, dagegen glauben wir einige auf die innern Verhältnisse des russischen Heers Bezug habende Besonderheiten näher ins Auge fassen zu müssen. Wenn es uns nämlich schon ungemein befremdete, daß der Operationsarmee nur 4000 Kosacken beigeordnet waren, weil man wol weit eher hätte erwarten können, daß diese Gattung von Reiterei in Folge ihres in den Feldzügen von 1812 und 1813 (allerdings weit über alles Verdienst) erworbenen Rufes in Überzahl herangezogen worden wäre, so überraschte es Ref. vollends aufs äußerste, daß überhaupt die russische Reiterei, von deren Pracht der Ausrüstung und Vollkommenheit der Ausbildung uns unter Anderm Graf Bismark doch Dinge erzählt, die an das Märchenhafte grenzen und die der Behauptung jenes edlen Grafen zufolge in der Person ihres Kaisers einen veritabeln Seydlitz besitzen soll, durch die auf tatarischen Sätteln in französischen Steigbügeln und türkischen Hosen sitzende, mit englischen Säbeln und belgischen Pistolen nach französischem Reglement fechtende osmanische Reiterei, namentlich bei Basandschick und Kosludscha, völlige Niederlagen erlitt, und überhaupt nirgend ein entschiedenes Übergewicht zu erringen vermochte. Dieses Vorkommniß erschien Ref. aber um so unerklärlicher, als doch die so vielfach und nicht ganz mit Unrecht verhöhnte französische Reiterei in ihren Chasseurs d'Afrique eine Truppe besitzt, welche zur Zeit weder durch Abd-el-Kader's semicivilisirte noch durch die arabische Naturreiterei jemals eine Niederlage erlitten hat, obwol weder der Parademarsch, in Escadrons, Front und im Galop, noch der Springmarsch — Kopf an Stiefel — zu ihren Facultäten gehören möchte. Sollte vielleicht der Schlüssel zu diesem Contraste darin gesucht werden müssen, daß der in allen seinen Reformen so unglückliche Beherrscher der Gläubigen auch bei den auf der Ebene von Daud-Pascha geübten Cavaleriemanoeuvres nicht dazu gelangt war, aus seinen Timarlys und Spahis das natürliche Ungestüm so völlig heraus zu exorcisiren als sein kaiserlicher Bruder aus seinen Kleinrussen auf den Platz Parads zu Petersburg und Moskau? Sollte überhaupt nicht auf jenen Platz Parads das moderne Parade-Unwesen herangereift und von da aus (wie die Cholera aus den indischen Dschungeln) sich über einen großen Theil von Europa verbreitet haben; und sollte namentlich nicht Schamyl in der Parade der russischen Infanterie einen mächtigen Verbündeten verehren dürfen? Wenn dieses der Fall wäre, dann würde Ref. ein begeisterungsvoller Anhänger des russischen Paradewesens werden und es ihm zur großen Befriedigung gereichen, wenn der moskowitische Musketenträger auch ferner noch, unter einer Last von 61 Pfund, im Gleichtritte und in schnurgleicher Richtung (?) tirailliren und

*) Wie z. B. die S. 92—93 enthaltene Darstellung des Sturmes auf Brailow und die S. 162—[illegible] enthaltene Erzählung des Gefechtes bei Kurt-tepe unweit Varna.

die Artillerie statt in Schießübungen, etwa im? — Travestiren sich auszeichnen würde; aber freilich praeterea censeo, passum ceremonialem *in Germania* abolendum esse.

Von ganz besonderm Interesse sind namentlich auch noch die Darstellungen der Belagerungen von Brailow, Varna und Silistria, und es wäre sehr zu wünschen, daß desfalls das vorliegende Werk des Verf. von Bundeswegen für die Bundesfestungs-Bibliotheken angeschafft würde. Freilich würden die Baudirectionen von Ulm und Rastatt sich hieraus eben nicht viel Raths erholen können, wol aber die dereinstigen Commandanten dieser Plätze ein Bild vor Augen gestellt finden, wie nachdrücklich selbst die allerelendesten Befestigungen vertheidigt zu werden vermögen, wenn es den Vertheidigern nur nicht an Muth und an Ausdauer gebricht. Hieran aber- und abermals zu erinnern dürfte um so zeitgemäßer sein, als aus Anlaß der Befestigung von Paris ein übelverstandener Patriotismus hin und wieder höchst wunderliche Ansichten entfaltet hat, deren Consequenzen nur zu einer sehr beklagenswerthen Afterphilanthropie hinführen würden, wie denn z. B. erst ganz kürzlich die berliner „Militair-Literatur-Zeitung" (1845, Nr. 42) der preußischen Festungscommandanten des Jahres 1806 als zum Theil durch ihre Bürger- und Menschenfreundlichkeit irregeführte und deshalb bedauerungswürdige Unglückliche erwähnte. Möchte man da nicht ausrufen: O! ihr guten Menschen aber schlechte Musikanten — ? Solche Menschenfreundlichkeit ist wahrlich eine sehr übelangebrachte, denn im Kriege heißt es:

> Liege, wer will, mitten in der Bahn,
> Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
> Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
> Über seinen Leib muß ich jagen,
> Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen.

Darum bewahre uns auch Gott in Gnaden vor solchen Menschen- und Bürgerfreunden wie Hacke und Consorten, und sende uns lieber ein halbes Tausend jener ruchlosen Arnauten, daß sie uns lehren den Fuß der Breschen unserer Festen zu vertheidigen, wie in Brailow, Varna und Silistria geschehen.

Entsetzensvoll ist, was der Verf. in einem Anhange über die Verheerungen mittheilt, die Krankheiten aller Art und namentlich die Pest unter dem russischen Heere angerichtet hatten, denn dasselbe verlor vom Mai 1828 bis Februar 1829 die Hälfte seines ausrückenden Standes, und am Ende des Jahres 1829 kehrten von 60,000 Streitern, die den Feldzug von 1829 eröffnet hatten, gar nur 10—15,000 Mann über den Pruth zurück; da z. B. allein im großen Hospitale zu Adrianopel von 6000 daselbst zurückgebliebenen Kranken 5200 eine Beute des Todes geworden waren. Wahrlich weniger ob der blutigen Schlachtfelder mit ihren Todten und Verstümmelten, als ob der Gräuel der Hospitäler ist der Krieg als ein Fluch der Menschheit zu bezeichnen, denn

> Glückselig wem der Tod im Siegesglanze
> Den blut'gen Lorber um die Stirne windet.

Was die beigefügten Pläne und Karten betrifft, so erfüllen solche zwar ihren Zweck vollkommen, indessen sind wegen Kleinheit der Schrift viele Orte auf der Übersichtskarte schwer aufzufinden.

Ref. glaubt übrigens sein Schlußurtheil am besten durch die Bemerkung auszudrücken, daß, so viel er sich erinnert, ihm in neuerer Zeit keine kriegsgeschichtliche Arbeit vorgekommen ist, die er mit gesteigertem Interesse durchlesen und mit einer relativ größern Befriedigung aus der Hand gelegt habe als die vorliegende. Um übrigens unsern Lesern wenigstens doch eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. mitzutheilen, wollen wir unsern Bericht mit folgender auf das Gerathewohl der S. 397 entnommenen Stelle schließen, welche sich auf die Annahme der russischen Friedensbedingungen von Seiten des Sultans bezieht:

„Lange widerstand Sultan Mahmud den kleinmüthigen Rathschlägen seiner Minister und dem Drängen der fremden Mächte, von denen keine ihn im Kampfe unterstützt, keine in der Lage war, ihm im Falle gänzlichen Unterliegens beizuspringen. Thränen sollen dem unglücklichen Fürsten über die Wangen gerollt sein, als er am 14. Sept. genöthigt war, seinen eisernen Willen vor der noch härtern Gewalt der Verhältnisse zu beugen und wochenlang verschloß er sich in seinem Palast zu Therapia, wie in seinem Innern vernichtet. Denn mit jenem Vertrage unterzeichnete er zugleich das Geständniß, daß das Streben seines ganzen Lebens ein verfehltes gewesen sei. Ströme von Blut waren vergossen, die alten Einrichtungen und das geheiligte Herkommen seines Landes zerstört, der Glaube und der Stolz seines Volkes untergraben worden für den Zweck der Reform. Und diese Reform? Das Gottesurtheil des Erfolgs hatte sie verdammt."

M. von Ditfurth.

Literarische Notiz aus England.

Indianische Erzählungen.

Dem in Nr. 155 d. Bl. f. 1845 erwähnten ersten Bande der „Indian tales" von Percy B. St. John ist ein zweiter gefolgt: (London 1845), dessen Inhalt: „The enchanted rock, a Comanche legend", weder der „Trapper's bride" noch der „Rose of Ouisconsin" an Interesse nachsteht. Man sieht es auch dieser Erzählung durchweg an, daß der Verf. seine Kenntniß des wilden texanischen Lebens — denn Texas ist wieder der Schauplatz — nicht aus Büchern zusammengelesen, sondern an Ort und Stelle eingesammelt hat, daß er Augenzeuge gewesen ist von den Befehdungen der einzelnen Stämme, von ihren nächtlichen Überfällen, ihrer Flucht und Verfolgung, ihrer sieggekrönten Rückkehr zu ihren Zelten, ihren Tänzen, Gesängen und Festlichkeiten. Die in „The enchanted rock" abgesponnene Intrigue ist zwar ebenfalls sehr einfach, doch hängt ihr ein gewisses geheimnißvolles Wesen an, das allein hinreichen würde, die Aufmerksamkeit vom Anfang bis zu Ende zu fesseln. Umstände, die wahr oder erfunden sein können, haben zwischen einem Engländer Namens Mainwaring und dem jungen Buffalo, Sohn eines Häuptlings der Comanchen, einen innigen Freundschaftsbund gestiftet, in dessen Folge Ersterer die verstohlenen Zusammenkünfte des Letztern mit seiner geliebten Kitsear begünstigt, ohne daß Buffalo ahnt, was der Engländer für die schöne Indianerin empfindet. Plötzlich werden die Comanchen vom Lepau-Stamme zur Nachtzeit überfallen, aber nicht geschlagen, und am folgenden Morgen wird zwischen den feindlichen Stämmen ein Bündniß geschlossen, zu dessen Bekräftigung ein Lepau-Häuptling die schöne Kitsear zur Frau begehrt. Diese weigert sich und willigt endlich nur ein, dafern es sechs Männern vom Lepau-Stamme gelänge, bei einem ihr zu gebenden Vorsprunge sich ihrer zu bemächtigen. „Bringt Kitsear ein flüchtiges Roß", sagt sie; „laßt bis zum Waldesrande mich voraus; dann mögen sechs tapfere Lepau-Männer ihre Rosse besteigen und mir folgen." Ehe der Wettritt beginnt, halten Mainwaring und Buffalo ein langes, ernstes Gespräch. Sie sind zugegen, als Kitsear über die Ebene sprengt und gefolgt von sechs Lepau-Männern unter den Bäumen verschwindet. Dann sind Beide nirgend mehr zu sehen. Grausiges geschieht im Waldesdunkel. Vier der sechs Verfolger wälzen sich in ihrem Blute; die zwei andern entfliehen. Kitsear begegnet dem Engländer. Seine Wangen sind bleich, seine Augen haften am Boden und halb getrocknetes Menschenblut klebt an seinem Jagdmesser. Der junge Buffalo kehrt nie zurück in den Wigwam seiner Väter, Kitsear wird gefangen zu den Zelten des Lepau-Stammes gebracht und der Schluß der Erzählung — bleibe unverrathen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Und diese natürliche in der Zeit und den Verhältnissen begründete Richtung der Gemüther, die mit Bitterkeit dem absoluten Fürsten jegliche Verantwortlichkeit aufladet, sie wird durch eine unter der Censur schmachtende Presse fortwährend genährt und gefördert. So lange Censur besteht, besteht ein leidenschaftlicher, unversöhnlicher Kriegszustand zwischen der gesammten Schriftstellerwelt und der Gewalt, welche sie hemmt, genirt und drückt. Und diese Gewalt wird durch den König wiederum einzig und allein repräsentirt. Es ist der königliche Wille, der für jede Unbill eines Censors verantwortlich gemacht wird. Auf den König schießt die Presse alle ihre vergifteten Pfeile ab, er ist das Ziel, wohin sie ihre Geschosse richtet. So lange die Censur existirt, gleicht die Presse einem tückischen, boshaften Sklaven, der in seine Kette knirrscht und in dessen Herzen kein Raum ist für billige Anerkennung und für Gerechtigkeit. Jemehr man ihn fesselt, desto mehr verstockt er sich in seiner feindseligen Gesinnung, und selbst die gutmüthigsten und wohlwollendsten Charaktere werden zuletzt von dem Fanatismus des Hasses angesteckt. Der heimliche Krieg gegen den Herrn wird zur Ehrensache, zur Lebensaufgabe, zu dem sich die Sklaven wechselseitig immer von neuem anstacheln und wozu die Sklavenaufseher täglich neuen Zunder hinzutragen. Welch arge Verblendung, wenn man selbst eingesteht, daß die Censur nicht im Stande ist, die böswillige Gesinnung der Presse zu unterdrücken, und wenn man dennoch diese demnach ganz nutzlose Gewaltmaßregel, wodurch nur immer mehr Öl ins Feuer gegossen wird, fortbestehen läßt! So lange man noch wähnte, durch policeiliche Gewalt jede misliebige Richtung der Presse abwenden zu können, so lange hatte die Censur wenigstens einen logischen Sinn, wenn sie auch in ethischer Beziehung nicht zu rechtfertigen gewesen wäre. Sie war wenigstens ein Mittel, welches zum Zweck führte. Aber von dem Augenblicke an, wo man sie als zweckloses Mittel erkannt hat, ist sie auch ein logischer Widerspruch. Von dem Augenblicke an, wo man einsah, daß die böse Gesinnung der Presse (die wir selbst theilweise zugestehen wollen, die wir aber zum größten Theile auf Rechnung der Censur setzen), sich nicht mehr mit Gewalt unterdrücken ließe, da blieb nur der andere zweite Ausweg noch übrig, daß man nämlich das Übel auf friedlichem Wege zu heilen suchte, dessen man mit Gewalt nicht mehr Herr werden konnte. Von dem Augenblicke an handelte es sich nur noch um den einzig möglichen Versuch, die gereizte Stimmung zu sänftigen, und den immer erneuten Angriffen ihre Motive zu nehmen. Es handelte sich darum, die Krankheit von innen zu heilen, sobald man sie nicht mehr von außen bezwingen konnte. Und das Recept für diese Krankheit, es besteht in einer vollen, ganzen Dosis von Constitution und Preßfreiheit.

Die Diplomaten in ihren Salons und die ganze Beamtenschar, sie wissen nicht, wie bei den jetzigen Zuständen das Ansehen der Krone schon auf das gefährlichste untergraben ist und täglich mehr untergraben wird. Sie sollten nur einmal unter dem Volke leben, und die gereizte Stimmung, die sich in den letzten Jahren mit riesenhafter Progression entwickelt hat, beobachtet haben. Und wenn sie alsdann aufrichtig monarchisch gesinnt wären, wenn ihre Liebe für die Person des Fürsten keine bloße Phrase, keine Heuchelei ist — was bei gar vielen dieses in conventionneller Abrichtung und reiner Selbstsucht erzogenen Classe leider nur zu häufig der Fall sein möchte —, dann werden sie selbst mit mir ausrufen: Nein, diese Stellung der Krone ist nicht mehr haltbar. Die beiden Säulen, die wir ihr untergeschoben haben, das göttliche Recht und die Censur, sie sind morsch und müssen nächstens zusammenstürzen und in ihrem Sturze Alles zerschmettern, was auf ihnen ruhte! — Dann werden sie mit Schrecken in den Herzen der Menschen erblicken, wie hohe Zeit, auch schon blos vom Standpunkte eines gewöhnlichen Vortheils aus gerechnet es sei, daß diese scheinbaren Freunde der Person des Monarchen, Censur und Absolutismus, aufs schleunigste aus seiner Umgebung entfernt werden müssen, weil sie in der That heimlich seine schlimmsten Todfeinde sind. Wie gesagt, ich enthalte mich weislich aller höhern ethischen, historisch-philosophischen, aller christlichen Gründe für diese Sache. Ich mag unserm gutmüthigen Östreicher nicht auf diesem Gebiete folgen, welches von den Betheiligten doch

nicht anerkannt, sondern mit den beliebten stehenden Ausdrücken: „Hohle Theorien, seichte Declamation" u. s. w. abgefertigt wird. Ich spreche einzig allein nur von dem Vortheile, hört ihr, von dem nächsten, auf der Hand liegenden, nackten, nüchternen Vortheile, von dem persönlichen Interesse, was doch leichter verstanden zu werden pflegt und für welches man leichter offene Ohren hat. Aber freilich, das wahre persönliche Interesse wird in dieser von Leidenschaften, Eitelkeiten und Gelüsten beherrschten Welt fast ebenso schwer verstanden als die moralische Christenpflicht.

Der Artikel ist jetzt ungefähr lang genug; also möge ein folgender die Verfassungsfrage auf speciel preußischem Gebiete weiter verfolgen. *)

F. von Florencourt.

Iridion in Rom. Nach dem Polnischen bearbeitet. Berlin, Hermes. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Es konnte, wie sich nun einmal die Verhältnisse gestaltet haben, auffallend scheinen, daß gerade die Übersetzung eines polnischen Werkes geeignet befunden worden, der deutsch-katholischen Sache gewidmet zu werden. Aber bei Lesung des Buchs erklärt sich dieses leicht und zwar in doppelter Beziehung, in Bezug auf welche das Werk freilich kaum als ein echt polnisches betrachtet werden kann, sodaß es beinahe als ein Euphemismus erscheinen muß, wenn der Übersetzer im Vorworte bemerkt, daß die polnische Kritik in ihrer Auffassung desselben getheilt sei. Der Inhalt ist dieser. Ein Grieche Amphilochos, ein Nachkomme des Philopömen und von glühendem Hasse gegen die Römer erfüllt, lernt an der cimbrischen Chersones, die er als Kaufmann besucht, die Tochter des greisen Herrschers Sigurd, Griemhilde, eine Priesterin des Odin, kennen und führt sie als Gattin in seine Heimat. Hier wird ihnen ein Kinderpaar geboren, Elsinoe und Iridion. Auf den Letztern übertragen sie ihren beiderseitigen Römerhaß. Er setzt sich die entschiedene Aufgabe, die Römermacht zu stürzen und die „ewige Stadt" vom Boden zu vertilgen. Besonders feuert ihn dazu ein alter Sklave seines Vaters, Masinissa, an. Iridion setzt sich zur Ausführung seines Zweckes mit Alexander Severus in Verbindung, welcher auf Aufruhr gegen Heliogabalus sinnt, er sucht die Christen zu gewinnen, er richtet sich an den Kaiser selbst, um ihn zu Tollheiten zu bewegen, wie z. B. nach Nero's Beispiel die Stadt anzuzünden, ja er sucht seine Schwester Elsinoe zu bereden, sich demselben preiszugeben, damit sie ihn als Maitresse beherrschen könne. Aber die Christen wollen nur dulden und lieben, und nicht kämpfen, Elsinoe übt den ihr zugemutheten Einfluß auf den kindischen Herrscher nur insoweit aus, als sie es als spröde Geliebte thun kann, und Iridion unterliegt gegen Alexander Severus, mit dem er sich nicht verbünden kann, weil er in ihm nur einen neuen und dazu mächtigern und kraftvollern Vertreter der römischen Größe sieht.

Dies Alles hätte noch nichts Auffallendes; im Gegentheil muß man insoweit den Inhalt echt national polnisch finden — denn es handelt sich von dem Jahrhunderte lang fortgährenden, immer wieder ausbrechenden und bis zur Selbstvernichtung gegen die stärksten Fesseln anwüthenden Haß einer geknechteten Nationalität gegen ihre Unterdrücker. Es sind in dieser Beziehung wahrhaft classische Stellen in dem Gedicht. Wir führen eine kurze Scene an. Ulpian ist an Iridion abgesendet, Iridion aufzufodern, sich nach mehrtägigem blutigen Kampfe in den Straßen Roms endlich dem Sieger zu ergeben. Ulpian hält ihn für einen Parteigänger Heliogabal's. Iridion widerlegt dies. Ulpian: Für wen kämpfst du denn und gegen wen? Iridion: Greis, das sind lange Geschichten! Ulpian: Alexander Severus war stets gnädig gegen dich. Iridion: Auch ist er nur ein kleines Theilchen meines Hasses. Ulpian: Sprich denn, wer ist dein Feind? Iridion: Saget dem Tauben und Blinden, saget o Brüder, wer vertrieb euch vom betretenen Wege des Menschengeschlechts und zwang euch zu wandeln die Pfade der Finsterniß — wer drückte von der Wiege an euch das Merkmal des Durstes und Hungers auf die Stirn — wer gestattete in spätern Jahren euch nicht Weiber zu lieben und euch zu setzen an die Flamme des häuslichen Herdes? Chor — aus Gladiatoren bestehend, die aber die Sprößlinge der edelsten römischen Familien sind, welche die letzten Kaiser proscribirt oder in die Verbannung gejagt — Roma! Iridion: Wer setzte, selber sterblich, auf die Noth und Schmach der Sterblichen seine süßesten Hoffnungen — wer pries den Sohn Mithridat's, da er die Hand gegen den alten Vater erhob — wer lud die Verräther des Südens und die Verräther des Nordens zu seinen Festgelagen — wer leerte bis auf die Hefen die Schale des Weltelends? Chor: Roma! Iridion: Wer berauschte sich im Nektar von Thränen und im Nektar von Blut? Chor: Roma, Roma! — Allein, und dies ist das Eigenthümliche, bei diesem Hasse soll es nach des Dichters Ansicht nicht bleiben. Jener Masinissa, welcher den Iridion zu demselben unaufhörlich anstachelt, ist Niemand anders als der Teufel selbst. Der Übersetzer erinnert selbst an den Faust; er sagt, es verkörpere sich in Iridion ein Princip, das in der Geschichte immer wieder erscheine; derselbe sei eben Das in der Welt der Erscheinung, was Faust in der des Gedankens. Auch ist der Schluß geradezu dem Goethe'schen „Faust" entlehnt; Iridion wird aus den Händen des Satans errettet, einerseits zwar, weil er nicht sowol Rom gehaßt als Griechenland geliebt habe, sodann aber um eines Christenmädchens willen, das ihm nah verbunden war. So wird hier also jener alte Nationalhaß in seiner eigensinnigen Fixirung als das Böse aufgefaßt. „Der den dramatisirten Inhalt durchziehende Grundgedanke ist das Princip der Rache", sagt der Übersetzer, „das sich in der Weltgeschichte als Weltgericht darstellt und durch verschiedene Stadien der menschlichen Entwickelung sich zur Geltung bringt, doch endlich einer höhern Macht weichen muß, die sich aus den Ideen des Christenthums in die heidnischen Vorstellungen der alten Welt Eingang verschaffte. Dies ist die Eine Beziehung, in welcher das Werk dem obligaten Polenthum fremd ist. Die zweite liegt der Beförderung der deutsch-katholischen Sache noch näher. Iridion sieht allerdings noch im Laufe der Jahrhunderte, die er vermöge der Zauberkunst des Masinissa durchlebt, die tiefste Erniedrigung Roms. Worin besteht sie? „Im Gange der Basilika stehen zwei Greise in Purpurmänteln, Mönche begrüßen sie mit dem Namen Fürsten der Kirche und Väter — ihren Gesichtern ist Gedankenarmuth eingegraben. Sie steigen in einen Wagen — schwarze dürre Pferde ziehen sie und hinten steht ein Diener mit einer Laterne, wie sie der Vater hält über dem Kinde, das vor Hunger stirbt, und an den Rahmen des Fensters und an den Leisten des Baus schimmert ein Rest von Vergoldung! «Es sind die Nachfolger der Cäsaren, es ist der Wagen der capitolinischen Fortuna», sprach der Führer und der Sohn Griechenlands schaute und klatschte in die Hände."

So viel über den Inhalt des merkwürdigen Buches. Was nun die Form betrifft, so ist es freilich schwer, über das Werk einer fremden Literatur zu urtheilen, denn eine jede hat darin ihr eigenes Maß des Erlaubten; auch muß Manches, was so wie es im Original gefaßt ist überall erlaubt wäre, aus seiner heimischen Atmosphäre herausgerissen, auch in der besten Übersetzung fremdartig erscheinen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß hier Manches bis zur Unverständlichkeit schwülstig ist. Auch ist die Composition des Ganzen durchaus formlos. Den Anfang bildet eine Einleitung, in welcher in dithyrambischem Schwunge die Geschichte des Amphilochos und der Griemhilde erzählt wird, dann folgt die Unternehmung Iridion's in

*) Den dritten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

Rom als ein vieractiges Drama, und den Schluß bildet wieder eine Anzahl theils erzählender, theils schwungvoll betrachtender Aphorismen. Noch muß bemerkt werden, daß die griechischen Namen fast ohne Ausnahme falsch geschrieben sind, z. B. Mitra statt Mithras, Thyresias u. dergl. Es mag hierin im Polnischen wie im Französischen eine besondere Observanz bestehen, aber diese hätte nicht ins Deutsche übertragen werden sollen. 42.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Beurtheilungen deutscher Verhältnisse.

Unsere deutschen Zustände finden in der französischen Presse eine immer allgemeiner werdende Berücksichtigung. Es ist nicht zu verkennen, daß in der letzten Zeit nicht nur das Interesse sondern auch die Sachkenntniß sehr gestiegen ist. Dessenungeachtet darf man noch kein allzu großes Gewicht darauf legen, wenn man in den Spalten einer französischen Zeitschrift die Namen unserer hervorragenden Geister in bunter Auswahl angeführt findet. Dies kann höchstens als Beweis dafür gelten, daß ein oberflächliches, jedes tiefern Verständnisses ermangelndes Coquettiren mit deutschen Namen einigermaßen Mode geworden ist. Es gehört nun einmal zum guten Tone, Goethe, Leibnitz oder auch wol Schlegel anzuführen; aber wenn man diese Schriftsteller in den Spalten der Journalistik oder in der feinern Conversation figuriren sieht, so folgt daraus noch keineswegs, daß ihre Werke in Frankreich auch nur einige Verbreitung gefunden haben. Gegenwärtig haben wir ein Werk erhalten, welches aus einer sehr genauen Bekanntschaft mit Deutschland hervorgegangen zu sein scheint. Es führt den Titel: „Des Allemands par un Français." Diese geistreiche Schrift, welche in unsern politischen Blättern bereits mehrfache Besprechungen hervorgerufen hat, darf auch in dieser Zeitschrift nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wir kennen den Verf. nicht; aber so viel geht aus seiner ganzen Darstellung hervor, daß er sich mit den deutschen Verhältnissen vertrauter gemacht hat als mancher Deutsche. Obgleich er sich von aller nationalen Befangenheit ziemlich frei gemacht hat, so verleugnet er doch den Franzosen insofern nicht, als er überall, wo sich die Gelegenheit ungezwungen bietet, auf Frankreich und die französischen Zustände Bezug nimmt. Dies geht aber nie so weit, daß dadurch sein Blick getrübt, seine Auffassung verschoben würde. Besonders zeigt sich dies in der Partie, wo er eine möglichst unparteiische Parallele der Franzosen und der Deutschen in Bezug auf ihre Charaktereigenthümlichkeiten entwirft. Hier tritt uns eine scharfe Beobachtungsgabe und eine seltene Unbefangenheit entgegen, welche eine um so größere Anerkennung verdient, als im Allgemeinen die französischen Schriftsteller bei der Beurtheilung fremder Zustände nur allzu leicht von falschen Voraussetzungen auszugehen pflegen. Ein Punkt möchte in dieser Darstellung vielleicht einigen Widerspruch herausfodern; dies ist die Behauptung, daß wir mehr als andere Völker unter dem Einfluß einer gewissen Nationaleitelkeit ständen, welche durch ein ungünstiges Urtheil nur allzu leicht verletzt und gereizt würde. Bis jetzt haben wir geglaubt, daß das Bewußtsein unserer Nationalwürde zu wenig rege wäre, und diese Meinung wird einigermaßen durch die blinde Vorliebe, welche wir zum Theil selbst jetzt noch für alles Fremde an den Tag legen, bestätigt. Doch wie gesagt, im Ganzen ist die Darstellung im versöhnenden Tone gehalten, und offenbar liegt es dem Verf. am Herzen, Deutschland, dem er ein tiefes und liebevolles Studium gewidmet hat, seinen Landsleuten näher zu bringen. Die literarischen Verhältnisse werden zwar auch im Großen und Allgemeinen berücksichtigt, aber ein Eingehen auf die Einzelheiten liegt nicht in der Aufgabe des Verf., obgleich man wol erkennt, daß derselbe auch hier bewandert ist. In dieser Beziehung kann ein Werk empfohlen werden, welches gleichfalls erst vor kurzem erschienen ist. Wir meinen die „Poëtes modernes de l'Allemagne" von N. Martin. Der Herausgeber hat sich bereits als Übersetzer von Chamisso's „Schlemihl" und durch einige kleinere selbständige Arbeiten bekannt gemacht. Auch als Dichter haben wir ihn besonders in der „Revue de Paris" und durch eine kleine Sammlung, welche, irren wir nicht, der verwitweten Herzogin von Orleans gewidmet war, kennen gelernt. In allen seinen literarischen Leistungen, besonders in seinen Dichtungen verräth er nicht nur eine sorgfältige Kenntniß von Deutschland und besonders von deutscher Literatur, sondern es spricht sich sogar darin eine wahrhafte Sympathie mit dem Wesen der deutschen Nation aus, welche so weit geht, daß man leicht seine Originalgedichte für bloße Übersetzungen aus dem Deutschen nehmen könnte. Sie haben alle eine so eigenthümliche Färbung, es schwebt über ihnen ein so echt deutscher Hauch, daß man sich kaum an den Gedanken gewöhnen kann, man habe es hier mit einem französischen Dichter zu thun. Wenn ihm nun dieses Hinneigen zum germanischen Wesen einerseits insofern hinderlich sein muß, als er nicht so leicht bei seinen Landsleuten die ihm gebührende Anerkennung finden wird, so machen ihn die bezeichneten Eigenschaften andererseits zu einem Dolmetscher deutscher Poeten vorzüglich geeignet. 17.

Bibliographie.

Apel, B., Biblische Geschichte mit Erläuterungen und einzelnen Betrachtungen. 1sten Bandes 1ste Lieferung. Langensalza, Tegner. 8. 5 Ngr.

Des H. Aurelius Augustinus Büchlein an den Marcellinus vom Geist und Buchstaben in wortgetreuer Übersetzung nebst 100 Augustinischen Sentenzen. Eine Ostergabe für die deutsche Christenheit und die Nachdenklichern unter den Israeliten von F. W. Heydler. Berlin, Oehmigke. 8. 15 Ngr.

Bonaparte, Prinz Napoleon Louis, Die Vertilgung des Pauperismus. Nach der 3ten Auflage des französischen Originals übersetzt von P. Str. Nordhausen, Fürst. Kl. 8. 10 Ngr.

Conscience, H., Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus. Historisches Gemälde aus dem 14. Jahrhunderts. Aus dem Vlaemischen von G. Overmann. Köln, Welter. 8. 15 Ngr.

Dehn, C., Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. 2te, durch Zusätze und Berichtigungen bis Ostern 1845 fortgeführte Ausgabe. Schwerin, Kürschner. 8. 22½ Ngr.

Ellissen, A., Nachtrag zum ersten Theil des Versuchs einer Polyglotte der europäischen Poesie. Ὁ Πρέσβυς Ἱππότης. Ein griechisches Gedicht aus dem Sagenkreise der Tafelrunde. In Original und Übersetzung, mit einleitenden und kritischen Bemerkungen; nebst einer Übersicht anderer griechischer Dichtungen des Mittelalters und späterer Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Entwickelung der Staatskräfte Rußlands seit Peter dem Großen. Berlin, Schroeder. 8. 25 Ngr.

Unsere Gegenwart und Zukunft. Herausgegeben von K. Biedermann. 2ter Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Genthe, F. W., Deutsche Dichtungen des Mittelalters in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen. 3ter Band. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Gustav-Adolphs-Lied von 1633. Mit einer literarischen Einleitung und historischen Anmerkungen, zum erstenmal wieder bekannt gemacht und herausgegeben von W. v. Maltzahn. Berlin, W. Adolf. 8. 10 Ngr.

Köhler, L., Johannes Huß und seine Zeit. Historisch-romantisches Zeitgemälde. Drei Bände. Leipzig, Barth. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Leopold, E., Das Predigtamt im Urchristenthume. Die Entwickelung des Predigtamtes zur Zeit der Apostel und apostolischen Schüler, mit Rücksicht auf dessen Veränderungen und

weitere Ausbildung dargestellt. Lüneburg, Herold und Wahlstab. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sprenz, J. A., Predigten über das apostolische Glaubensbekenntniß, gehalten in der französisch-reformirten Kirche zu Potsdam. Potsdam, Janke. 8. 22½ Ngr.

Dr. Martin Luther's äußerst merkwürdige Weissagungen, gesammelt 30 Jahre nach seinem Tode, im J. 1576 von J. Lapäus. Aufs Neue herausgegeben von E. L. Knapp. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 21 Ngr.

Maennel, F. A., Genesis oder Geschichte der innern und äussern Entwickelung der englischen Sprache. Leipzig, Baumgärtner. 8. 22½ Ngr.

Marchal, C., Die Familie Orleans. Von Philipp dem Verrückten bis auf Louis Philipp den Freimaurer. Aus dem Französischen von F. Herrmann. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 2 Thlr.

Nauwerck, K., Der Hausfreund am Feierabend. 1ste Lieferung: Nathusius. 2te Auflage. Leipzig, Vereinsbuchhandlung. 8. 2½ Ngr.

Patiß, G., Beiträge zum Verständnisse der Lyrik, zunächst für die studirende Jugend. Innsbruck. Gr. 8. 2 Thlr.

Allgemeine Real-Encyclopädie oder Conversations-Lexikon für das katholische Deutschland. Bearbeitet von einem Verein katholischer Gelehrten. 1stes Heft. Regensburg, Manz. Lex.-8. 4½ Ngr.

Reinhold, W., Chronik der Stadt Dahme und der Umgegend. 1ster Band in 6 Heften. Dahme. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Ritter, E., Mohnkörner. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Schärer, E., Beiträge zur Erkenntniß des Wesens der Philosophie. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 12 Ngr.

Schaumann, A. F. H., Zur Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Sorgenbrecher oder das Buch zum Schief- und Bucklichlachen. An das Licht gestellt durch Jocosum Hilarium Kurzweil, gen. Lachlieb. 3te sehr vermehrte Auflage. Nordhausen, Fürst. 12. 11 Ngr.

Steinhart, C., Kunst und Leben. Ein Gespräch, vorgetragen im literarischen Verein zu Naumburg. Naumburg, Weber. Gr. 8. 8 Ngr.

Stimmen aus dem Heiligthum. (Gedichte.) Berlin. 8. 7½ Ngr.

Göttinger Studien. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

Thalheim, F., Der Ketzermeister, oder: Heinrich von Reiffenberg und Agnes von Bickenbach. Historisch-romantische Rittergeschichte. Nordhausen, Fürst. 8. 15 Ngr.

Therese, Heinrich Burkart. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Vinet, A., Die drei Erwachen. Zwei Rathschläge der Weisheit. Drei Reden. Aus dem Französischen übersetzt von J. Schmid. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 9 Ngr.

Voigt, J., Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, nach den Quellen dargestellt. 2te vielfach veränderte Auflage. Weimar, Landes-Industriecomptoir. Gr. 8. 3 Thlr.

Volksbücher. No. 36: Der Schwanenritter. Leipzig, O. Wigand. 8. 2⅓ Ngr.

Tagesliteratur.

Die feierliche Begehung des 3. Jahrhunderts der allgemeinen Trienter Kirchenversammlung am 12—14. Dez. 1845 zu Trient. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Ngr.

Beutler, Abschiedspredigt über 2. Timoth. 4, 6. Schwerin, Kürschner. 1845. 8. 2½ Ngr.

Bühl, L., Die Gemeinde-Verfassung der östlichen Provinzen des Preuß. Staats und der Rheinprovinz. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Colonie St. Marien in Pensylvanien. Nebst Reisenotizen und einer Karte. Regensburg, Manz. 8. 1 Ngr.

Diesterweg, A., Heinrich Pestalozzi. Rede bei der Männer-Feier seines 100jährigen Geburtstages am 12. Jan. 1846 in Berlin gehalten. Berlin, Enslin. Gr. 8. 6 Ngr.

Die 300jährige Gedächtnißfeier des Todestages Dr. M. Luther's in Nürnberg am 18. Febr. 1846. Nürnberg, Riegel und Wießner. 8. 9 Ngr.

Glaßbrenner, A., Der Staat des deutschen Theaters. Ein Fastnachtsscherz. Leipzig, Keil. Gr. 8. 2½ Ngr.

Häpe, H., Über den Rechtscharakter und die Competenz der Stadtverordneten im Königreich Sachsen. Ein Beitrag zum öffentlichen Rechte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Hattorf, Ist Verarmung und dauernde Noth für einen Theil unserer Bevölkerung mit Grund zu besorgen, was können wir thun, um einer etwaigen derartigen Befürchtung desto sicherer zu begegnen? Hannover. 1845. 8. 7½ Ngr.

Hermanni, M., Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Polen. Ein Wort zu seiner Zeit. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Holdheim, S., Sie hörten nicht auf Moses vor Kürze des Odems und vor schwerer Arbeit. Predigt. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Der Segen des Gotteshauses und der Gottesdienst in der Wahrheit. Zwei Predigten. Schwerin, Kürschner. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hornung, C. K., Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Predigt über Hebr. 13, 7. 8. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Letzte Lebenstage und Tod des großen Reformators Dr. M. Luther. Eisleben, Reichardt. 8. 1½ Ngr.

Anthropopathische Lichtputzscheere. Liegnitz, Reisner. 8. 6 Ngr.

Keßler, F. W., Erbauliches Andenken an Dr. M. Luther's seliges Lebensende. Predigt. Eisleben, Reichardt. 8. 3 Ngr.

Riedner, Vorlesung zur akademischen Gedächtnißfeier Luther's an seinem 300jährigen Todestage in der Universitäts-Aula zu Leipzig. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 5 Ngr.

Predigten zur 300jährigen Gedächtnißfeier des Todes Dr. M. Luther's, gehalten am 18. Febr. 1846 in Eisleben. Eisleben, Reichardt. 8. 10 Ngr.

Ravenstein, A., Andeutungen über die Begründung von Turnvereinen und Turnanstalten. Frankfurt a. M., Sauerländer. Kl. 8. 9 Ngr.

Reinhard, L., Der Selbstmord. Ein Kanzelvortrag. Schwerin, Kürschner. 1845. 8. 2½ Ngr.

Ruland, A., Der fränkische Clerus und die Redemptoristen. Denkschrift bei der beabsichtigten Einführung dieses Ordens in Franken. Würzburg, Voigt und Mocker. 8. 16 Ngr.

Schwindt, J., Ein Wort an den Hrn. Reichsrath Fürsten v. Wrede als Echo im bayerischen Walde. Augsburg, Schlosser. Gr. 4. 7½ Ngr.

Stimme aus England über den politischen Zustand Preußens. Aus dem Edinburgh Review (Februarheft 1846), deutsch von A. Kretzschmar. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 7½ Ngr.

Stromeyer, F., Die Folgen der Aufhebung der englischen Korngesetze für Deutschland und die deutsche Industrie. Stuttgart, Metzler. 8. 12½ Ngr.

Überblick der Verhältnisse in Gallizien und Polen im J. 1846. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Urtheil des Oberappellations-Gerichtes zu Cassel in der Untersuchungssache gegen den Prof. Dr. Sylv. Jordan wegen versuchten Hochverraths. Nebst den Entscheidungsgründen. 2te Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Wander, K. F. W., Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz den K. Preuß. Minister Dr. Eichhorn. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur neuesten Geschichte Königsbergs. Leipzig. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 129. —— 9. Mai 1846.

Geschichte der pariser Policei.*)

Es ist und bleibt immer eine sehr kitzliche Frage, was Policei sei. Keiner hat noch recht zu sagen gewußt, was sie eigentlich solle, und wie weit ihre Grenzen gehen, und diese schwere und verwickelte Frage bleibt noch dem größten Staatsmanne, der aber auch der größte Mensch sein muß, zu lösen übrig. Unter Ludwig XIV., unter welchem die Kunst ein Volk zu despotisiren auf den höchsten Gipfel gebracht ward, kam auch die Staatspolicei zuerst zu ihrer völligen Ausbildung, ein Zweig der Regierung, der wenn er nicht guten und weisen Händen anvertraut ist zu allen Misbräuchen und Bedrückungen Anlaß gibt und in die scheußlichste und diebischeste Spitzbüberei ausartet, und alle Tage Leben und Ehre der Einzelnen und des Ganzen gefährdet; denn auch der Staat ist als ein einzelnes Leben anzusehen, das nur zu leicht verletzlich und zu tödten ist. Ein Wunder der Schlauheit und des schleichenden Despotismus war es indessen, daß das freimüthigste und liebenswürdigste Volk, daß die offenen Franzosen sich solche Dinge gefallen ließen, die nicht besser waren als die offenen Löwenmäuler in Venedig, und alle Tage neue Einwohner in die erledigten Kerker der Bastille und von Vincennes, oder gar in die weitern Kerker des Tartarus**) schickten. Ludwig XIV. hatte unter den großen Staatsmännern und Feldherren, die vorzüglich die ersten 20 Jahre seiner Regierung auszeichneten, zwar immer despotisch gewaltet und geschaltet, aber doch oft groß und fürstlich gedacht und gehandelt. Als Colbert und Louvois, als Turenne und Condé nicht mehr waren, als der Genuß der Lüste seinen eiteln, feigen und weibischen Charakter noch kleiner und schlaffer gemacht hatte, da ging ein ganz anderes Regiment an. In der intriguanten Maintenon, die immer über Gebühr gelobt und getadelt wird, bestieg ein Weib den Thron von Frankreich, und über 20 Jahre drehen sich die wichtigsten Angelegenheiten Europas um die Spindel dieser Parze, während sie sich immer das Ansehen zu geben wußte, nur mit der bescheidenen Spindel der Frauen zu thun zu haben. Unter ihrer Leitung regierte Ludwig wie ein Weib, und sie wußte ihn mit allen Klätschereien und Trätschereien des Hofes, mit den Geschichten der Lästerchronik vornehmer Häuser und Familien, kurz mit dem erbärmlichen Detail des Privatlebens zu unterhalten, worum selbst ein Privatmann sich wenig, ein König sich nie kümmern soll. Die Familien zitterten, ihre Geheimnisse so aufgedeckt und ihre Penetralia aufgerissen zu sehen, und sahen sich um ein zweideutiges Lächeln, um ein leichtes Wort, um einen arglosen Wink in Ungnade, woraus es bei so einem Herrn schwer war sich zu erheben. Die ehrlichen Leute zogen sich von einem Hofe zurück, wo sie über eine bessere Zeit und über ihre Nation trauerten; und wo die Spitzbüberei und Spionirerei durch alle Classen ging, da nahmen die feilen und feigen Seelen ihre Stellen ein. Während Ludwig so einen Mouchard der Policei machte, widerrief man das Edict von Nantes, das sein braver Großvater seinen treuesten Unterthanen gab, und bekehrte durch die Dragonaden, welche Frankreich beinahe eine Million Menschen und den Verlust seiner besten Fabriken und Manufacturen kosteten; man verfolgte einen Fénélon und die frommen Gelehrten des Port-royal, und überließ den Jesuiten und jesuitischen Frömmlern die Geistlichkeit und die Wissenschaften, welche sie in kurzer Zeit verdarben und Alles, was durch Geistesfreiheit und Genie hervorragte, von den besten Stellen oder über die Grenzen jagten. Ludwig verbetete seine letzten Jahre mit der Maintenon, die Pfaffen versicherten dem alten Sünder den Himmel, und er ließ ihnen die Erde. Von theologischen Factionen zerrissen, von den blutigen Kriegen erschöpft, womit der Haß Europas die Plane seiner Ehrsucht vergalt, verfluchte endlich die Nation einem König, den sie in seinen frühern Jahren angebetet und den Großen genannt hatte. In dieser Periode lebte ein Mann, der die Policei, nach Ludwig's Angabe, zur größten Vollkommenheit brachte, und nach dessen Muster sich alle Die gebildet haben, welche nachher in dieser gefährlichen Kunst berühmt wurden. Es ist der berüchtigte Voyer d'Argenson, welcher von 1697—1718 die Stelle eines Policeiverwesers bekleidete, später unter dem Regenten Finanzminister und Siegelbewahrer ward, und endlich 1721, wegen seines Auflehnens gegen die Law'-

*) Histoire de la police de Paris, par *Horace Raisson*. Paris 1844.

**) Geheime Hinrichtungen waren noch unter Ludwig XV. ein stehender Artikel der Policeiausgaben.

schen Finanzgaunereien, in einer ehrlichern Ungnade starb als sein Leben gewesen war. Von diesem Schöpfer und Ausbilder einer autorisirten Spitzbüberei, wovor freie Völker immer als vor einem gefährlichern Mittel der Sicherheit des Staats gebebt haben als die Unsterblichkeit selbst ist, will ich hier ein kurzes Portrait hersetzen, wie es der Herzog Saint-Simon vielleicht zu nachsichtig in seinen Memoiren gezeichnet hat:

D'Argenson war ein unendlich gescheiter Mann von nachgiebigem Geiste, der, seines Vortheils wegen, sich Allem anschmiegte. Seine Herkunft war besser als es zumeist bei Leuten seines Amtes der Fall ist, und er verwaltete seit langer Zeit die Policei, oder vielmehr die Inquisition auf eine transscendente Weise, da er keine Scheu hatte vor dem Parlamente, welches ihn oft angegriffen hatte. Er hatte sich beständig die ersten Häuser zu Freunden gemacht, da er dem verstorbenen Könige (Ludwig XIV.) und Pontchartrain Abenteuer ihrer Kinder und Verwandten verheimlichte, die bloße Jugendsünden waren, und die auf immer ihre Aussichten zu Grunde gerichtet hätten, wenn er sie nicht mit seinem Amtsmantel bedeckt hätte, indem er schnell den Vorhang darüber fallen ließ. Mit einer scheußlichen Physiognomie, welche die der drei Höllenrichter darstellte, machte sich d'Argenson Alles zur Lust mit Geistesüberlegenheit, und hatte eine solche Ordnung in die ungeheure Volksmenge von Paris gebracht, daß keine bedeutende Person war, wovon er nicht täglich, wenn er es wollte, das Betragen und die Lebensweise wissen konnte. Mit einem ausgesuchten Takt, bei jeder Vorkommenheit seine Hand schwer oder leicht zu machen, immer für die gelindesten Maßregeln gestimmt, mit der Kunst, den Unschuldigsten in seiner Gegenwart Angst einzujagen, muthig, kühn, verwegen bei Meutereien und dadurch Meister des Volks, hatte er in seinen Sitten viel von den Manieren Derer an sich, mit denen er unaufhörlich verkehren mußte, und ich weiß nicht, ob er viele andere Gottheiten als das Glück anbetete. Mitten in diesen peinlichen Verrichtungen seines Amtes und bei einem Anschein von lauter Strenge fand die Menschlichkeit leicht Gnade vor ihm; und wenn er mit Freunden ohne große Herkunft und von niedrigem Geschoß zusammen war, denen er mehr traute als vornehmen, hochgeborenen Leuten, ließ er der Laune den Zügel schießen und war allerliebst in solchen Gesellschaften. Er hatte einige Bildung, aber wenig oder gar keine Fähigkeit sonst in irgend einer Gattung des Wissens, welches sein Mutterwitz ersetzte, und eine große Welt- und Menschenkenntniß, ein seltenes, kostbares Ding in seinem Stande. Unter dem verstorbenen Könige hatte er sich den Jesuiten hingegeben; dabei that er aber so wenig Schlimmes als anging unter einem Schleier der Verfolgungssucht, den er für nothwendig erachtete, um in der That weniger zu verfolgen und die Verfolgten zu schonen. Da das Glück seine Magnetnadel war, so schonte er gleich sehr den König, die Minister, die Jesuiten und das Publicum.

Dieser Policeilieutenant brachte das Ding zuerst in ein System und ward bald das Schrecken aller ehrlichen Leute; aber doch sieht man aus dieser flüchtigen, vielleicht nicht ganz richtigen Zeichnung, daß es in seiner Gewalt stand, viel mehr Böses zu thun als er that, ja daß er selbst viel Schlimmes zum Guten kehrte. Aber Saint-Simon ist parteiisch; er kennt, ungeachtet seiner Ausrufungen und Declamationen des Patriotismus und des Mitleids mit der Nation, nur Einen Theil der Nation, den alten Adel *), und von diesem redet er auch fast allein. Wenn er uns sagt, daß der schlaue d'Argenson keine andere Gottheit kannte als das Glück, und es mit König, Ministern, Jesuiten und Publicum zugleich hielt, so erklärt er uns die Schonungen gegen die Söhne und Vettern großer Häuser; denn er hatte sie nöthig auf einem so schlüpfrigen Pfade, wo Derjenige, der die Hälse und Köpfe anderer Leute in Händen hat, oft sehr leicht und unversehens um seinen eigenen kommen kann. Man weiß, was zu solchen Schonungen und Durchhelfungen gehört. Wer den Lauf der Dinge kennt, weiß, daß dafür viel Kleine und Unbemerkte oft die Lückenbüßer machen müssen. Gern indessen wollen wir zur Ehre der Menschheit glauben, daß d'Argenson die gelindere Partei ergriff, wo er es ohne Gefahr konnte; und auch so konnte er manches Gute stiften, und viele seiner Nachfolger im Spitzbubenregiment der geheimen Policei haben sein Andenken der Nation schätzenswürdig gemacht. Er warb und besoldete zuerst ein ganzes Spionenheer, und hatte in allen Ständen, in der Stadt und bei Hofe seine Auflauerer, die sich das Vertrauen der Leute erschlichen und ihren Chef von Allem unterrichteten. Ludwig XIV. selbst verwunderte sich darüber und fragte eines Tages seinen Policeilieutenant, unter welcher Art von Menschen er seine pfiffigen Kundschafter aushöbe. „Sire", erwiderte d'Argenson, „in allen Ständen, hauptsächlich aber unter den Herzogen und Lakaien."

Es ging unter Ludwig so weit, daß nicht blos in die Häuser und zu den Geheimnissen der Tafeln und Gardinen verkappte und verkleidete Spione geschickt wurden, sondern selbst das heilige und unter öffentlicher Sanction stehende Geheimniß der Briefe verletzt ward. Bei allen Postbureaux in Paris und in den Provinzen, wo ein großer Zusammenfluß von Briefen war, fand eine geheime Bande, die mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Schlauheit die verschiedenen Briefe signalisirte und auswitterte, die verdächtigen erbrach und wieder zusiegelte, und ihre Berichte und Auszüge an die Policei oder an eine besonders dazu bestimmte Person einschickte. Es war eine der liebsten Unterhaltungen des Königs, in diesem Mist der Bosheit zu wühlen. Er wollte nicht blos Geschichten seiner Familie, seines Hauses, nicht blos Urtheile und Äußerungen über sich und die Regierung und Verwaltung wissen; sondern die elenden Kleinigkeiten der Familien, ihre täglichen und nächtlichen Abenteuer, ihre Liebschaften, Hahnreischaften, Verbindungen, Zänkereien und Stänkereien interessirten und ergötzten ihn, und aus dem allerhöchsten Munde kam Manches ins Publicum, was der Diener eines guten Hauses sich gescheut haben würde zu verbreiten. So war nichts so geheim, so versteckt und räthselhaft, daß d'Argenson und seine schlimmern Gehülfen es nicht herausgefunden und gelöst hätten. Nun ging das Reich der Verfinsterung, Anschwärzung und Cabale auf das

*) Saint-Simon ist voll Gift und Galle darüber, daß so viele sehr hohe Staats-, Kirchen- und Kriegsbeamte jener Zeit dem dritten Stande angehören und nennt darum die Regierung Ludwig's XIV. „ce long règne de vile bourgeoisie".

gewöhnlichste an. Von einem Ende des weiten Reiches zum andern verbreitete die Schlange der Hinterlist und Spioniererei ihr Gift; und jeder Bürger, der auf irgend einer bedeutenden Höhe stand, mußte erst seine Gardinen ausklopfen, ob sie auch Ohren hätten, ehe er sich zum Schlafen niederlegte.

So ging es durch die folgenden Regierungen ohne alle Schonung immer schlimmer fort. Die Auflauerei und Angeberei, die bisher so zu sagen auf den beiden äußersten Sprossen der Leiter, bei den Hofleuten und Lakaien, stehen geblieben, an denen weiter nichts zu verderben war, stieg nach und nach alle Stufen von oben bis unten herab. D'Argenson's Nachfolger suchten die Policei allgegenwärtig und allwissend zu machen, und dieser gotteslästerliche Ehrgeiz verleitete sie, alle Art Leute in Dienst zu nehmen und Spione aus allen Classen schaarenweis anzuwerben. Bänkelsänger, Fiacrekutscher, Werber, Buhldirnen, Lastträger, Fechtmeister, Marionettenspieler, Musikanten u. s. w. schworen zu den Fahnen der Policei und erhielten Erlaubniß zu Einrichtung von Bordellen, Spielhäusern, Fechtsälen und einer Menge verdächtiger Wirthschaften, wo alles lose Gesindel von Paris in die Falle gelockt und ausgeholt wurde, während Hausknechte, Dienstmägde, Stubenwichser, Ausläufer, Thürsteher und dergleichen dienstfertige Schutzgeister sich in das Innere der Familien stahlen, um die Geheimnisse der honetten Leute zu erforschen. Dieser Zweig der Policeiverwaltung nahm bald die Häupter derselben ausschließlich in Anspruch, und die Feinheit, Pfiffigkeit und Überlegenheit der pariser Policei hat, wie ihre Despotie, ihren nothwendigen Ursprung daraus gezogen. So ward der Policeilieutenant der Despot von Paris, wie der König der Despot von Frankreich war, und der kleine Despotismus eines Policeiverwesers war schädlicher und schrecklicher als der große Despotismus eines Landesregenten, weil dieser wol mit Kolbenschlägen aber selten traf und nicht anders als mit Geräusch und öffentlich verfahren konnte, wodurch er sich also beobachtet und in Schranken gehalten sah und seine Gewaltstreiche ihrer Natur nach vorübergehend waren, jener aber mittels seiner unzähligen Kanäle zur Kenntniß der Bürger, ihrer Grundsätze, ihres Nahrungserwerbs und ihrer Beschäftigungen täglich fast in allen Verhältnissen des Lebens mit Nadelstichen im Verborgenen quälen, wie ein Vampyr sich an die Einzelnen hängen und ihr Blut unbemerkt im Stillen aussaugen, kurz im Geheimen so ziemlich nach Belieben schalten, drücken, peinigen und tyrannisch mishandeln konnte, und dies um so sicherer und ungestrafter, da seine Operationen nur ihm und seinen Creaturen bekannt waren, und da ihm tausend Vorwände und Mittel übrig blieben, seine launischen, habsüchtigen und niederträchtigen Eingriffe in die Rechte der Menschheit zu bemänteln oder zu entschuldigen, und gar sich obendrein das Ansehen zu geben, als wirke er in seinem Berufe. Ein Policeilieutenant von Paris war, wenn er seine Macht und Hülfsmittel misbrauchen wollte, uneingeschränkter als ein König von Frankreich selbst, und Häscher, Schließer, Richter und Henker zugleich, sobald er das Interesse seiner Person dem Interesse der Stadt, oder das Interesse des Königs, d. h. der Minister, Maitressen und Günstlinge, dem Interesse der Bürger unterschob.

Unter Ludwig XV., wo das Maitressenregiment in Frankreich seinen höchsten Flor und schmählichsten Culminationspunkt erreichte, stellte der Policeilieutenant Berryer, welcher seine Ernennung zu diesem hohen Posten der Marquise von Pompadour verdankte, die hundert geheimen Argusaugen und Bureauxarme der Policei zur unbedingten Verfügung seiner erlauchten Gönnerin, die auf diese Weise zuerst die Hofcabalen und den Stadtklatsch erfuhr, wovon sie sich die einen hinters Ohr schrieb, den andern als Braten für den König aufhob und so aus beiden Vortheil zog. Das ganze Policeipersonal arbeitete einzig und allein für die Ehrsucht, Herrschsucht, Besorgniß, Erbitterung und Rachsucht der Favoritin. Die Diebstähle und nächtlichen Einbrüche nahmen in Paris überhand; freche Mordthaten verbreiteten Schrecken und Bestürzung unter seinen Einwohnern, die ihre Häuser von förmlich organisirten Räuberbanden angefallen und ausgeplündert sahen. Die Policei bekümmerte sich nicht im geringsten um dergleichen Lappalien; alle ihre Spürhunde waren losgelassen um auf Caricaturen, Spottgedichte und Schmähschriften gegen die Pompadour Jagd zu machen und nach Feinden, Tadlern und Neidern der Maitresse des Königs herumzuschnüffeln. Berryer ließ während der sechs Jahre seiner Amtsverwaltung wegen Verbrechen, Injurien und Vergehen gegen die Pompadour über 4000 Personen verhaften, wovon einige nur gelinde gestraft, viele aber des Landes verwiesen und mehr als 800 in die Bastille, nach Vincennes, Ham, Doullens und Lille geschickt und erst nach dem Tode ihrer argwöhnischen und rachsüchtigen Feindin wieder auf freien Fuß gesetzt wurden. Unter den spätern Policeilieutenants bildete sich die geheime Policei immer fürchterlicher und verächtlicher aus. Ruhe, Freiheit und Sicherheit der Bürger standen in den Händen von Menschen, die größtentheils aus der Hefe des Volks, aus Banquerotteurs, vormaligen Schmugglern und Wilddieben, und selbst aus überwiesenen Gaunern und gebrandmarkten Dieben und Betrügern zusammengerafft waren. Sartines, welcher 12 Jahre lang, 1762—74, die Policei von Paris verwaltete, griff zuerst zu diesem verzweifelten Mittel: er hatte beständig drei oder vier solche reuige Gauner und Erzspitzbuben um sich, die er seine Flügeladjutanten nannte, und rühmte sich mit cynischer Offenheit, so viel Spione in seinem Solde zu haben, daß, wenn drei Personen auf der Straße zusammen plauderten, ganz gewiß wenigstens einer darunter sei, der ihm angehöre. Die Mouchards waren in verschiedene Classen getheilt, die alle ihre einzelnen Verrichtungen hatten, und in allen Gestalten, unter allen Charakteren und mit allen Beschäftigungen sich unter das Publicum und in den Schoos der Familien einschlichen. Man hat Beispiele, daß Ludwigsritter

Winseln und Jammern, und lustig tummelt sich der ausgelassenste, tollste Troß, den jemals Leichtsinn, Liederlichkeit und Verderbniß zusammengeführt. Hier war der Bettler gesichert vor jeder Verfolgung, hier befand er sich unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügerische Maske ablegen, welche er während des Tages getragen. Kaum eingetreten, ging der Hinkende gerade, der Gelähmte tanzte, der Blinde ward sehend, der Taube hörend, die Greise selbst wurden jung. Dieses Volk, so elend und so begünstigt, so arm und so reich, so mächtig und so schwach, so furchtsam und so furchtbar, dieses Volk, das man nach Tausenden zählte, hatte einen König, dem es gehorchte, es hatte seine Gesetze, seine Justiz, seine Moral, ja seine blutigen Hinrichtungen. Und nun denke man sich diesen Schwarm, diesen Auskehricht und Abschaum der Menschheit, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und sich bei nächtlicher Weile über das unbewachte Paris ergießt; man denke sich dieses Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Hauptstadt noch unbeleuchtet und alle Anstalten der Policei noch unentwickelt und eine ohnmächtige Waffe gegen diesen gräßlichen Tyrannen und aufgedrungenen Lehnsherrn waren. Mehre Jahrhunderte hatten diese Wunderhöfe in größerer oder geringerer Ausdehnung und Macht in Paris bestanden. Zeit, Gewohnheit, Verjährung und Furcht hatten allmälig ihrem Dasein einen Schein von Recht gegeben; mindestens wagte der pariser Bürger nicht, laut gegen sie zu klagen und die Policei anzurufen, aus Besorgniß, sein Knecht, seine Magd, irgend einer seiner Angehörigen und Hausgenossen könnte zu dem großen und achtungswerthen Bunde gehören. In seinem devoten, spießbürgerlichen Sinne, im angeborenen Respect vor jeder bestehenden Gewalt, achtete er die Constitution der Wunderhöfe, und allerdings konnte nichts geregelter sein als ihre Verwaltung, nichts prompter als ihre Justiz, und so war man gewöhnt, die gezwungenen Anlehen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, so gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen als die königlichen Steuern oder die Zehnten und Gülten des Feudalherrn. Aber nichts wahrhaft Poetisch-Schönes und Großes hat Bestand in dieser prosaischen Welt. Eines Tags, da er müde war seiner Schloßbauten in Versailles, müde seiner gezierten Gartenhäuser und Laubengänge, müde seiner Maitressen und der niederträchtigen Schmeicheleien und der Racine'schen Tiraden; eines Tags, als das flüchtige Kriegsglück sich gewendet hatte und die Langeweile des Alters eingetreten war; eines Tags, da er nichts Kurzweiligeres mehr zu erfinden wußte, fiel es dem „großen Könige" ein, an die Sicherheit und Wohlfahrt seiner guten Stadt Paris zu denken, und eine königliche Ordonnanz, der militairische Gewalt den gehörigen Nachdruck gab, machte dem Reiche des Wunderhofes ein Ende. Ein Theil der Wunderhofbewohner wurde in das Zuchthaus, ein anderer auf deu Rabenstein geschickt, diese ins Hospital, jene ins Irrenhaus geworfen, die einen auf öffentlichem Markte ausgepeitscht, die andern außerhalb des Weichbildes der Stadt gejagt; und zerstoben war fortan alle Pracht und Herrlichkeit der Gaunerei.

Auch um diese edlere bürgerliche Policei und ihre Organisation, die kein Staat entbehren kann, der nicht mehr in seiner Kindheit oder nicht mehr in Barbarei versunken ist, hatte d'Argenson große Verdienste, und wenn er oft als ein niedriges Werkzeug der Cabale und Büberei dienen mußte, so verfolgte er auch die Diebe, die Müßiggänger, die Dirnen, kurz alles schädliche Gesindel mit großem Eifer. Aber seine Nachfolger traten durchgängig in ein zu enges Bündniß mit den hochgestellten Personen und Leuten, die den König belagert hielten, den Despotismus und ihr eigenes Interesse beförderten, und nichts machte Eigenthum und persönliche Freiheit so unsicher als eben die Policei, welche Beides sichern sollte. Einige Policeilieutenants des ancien régime bezeichneten zwar die Zeit ihres Dienstes mit nützlichen Maßregeln für die Versorgung, Sicherheit, Bequemlichkeit und Gesundheit der Bürger von Paris; aber diese Aufmerksamkeit für das gemeine Wohl wurde mehr ruck- und stoßweise als gleich- und planmäßig geübt. Als die Constitution der alten französischen Monarchie in Trümmer ging, verschwand auch die alte Policeiverfassung, ihre wirksamste Stütze. Frankreich fiel mit der ersten Revolution in chaotische Verwirrung, aber nach den tollsten Stürmen und Brandungen, als die wilden Wogen vor dem Bonaparte'schen Dreizack sich senkten, gestaltete sich mit dem neuen Consularstaat ein neues Policeisystem, und nach diesem Muster besteht die ganze Einrichtung, wenngleich bedeutend erweitert, bis auf den heutigen Tag. Diese Policei ist auch jetzt noch vortrefflich. Das Erste, wovon man sich hier im täglichen Leben überzeugt, ist die Vorzüglichkeit der pariser Policei, die weit und breit berühmt ist, und diesen Ruhm vollkommen verdient, wenn man die Policei blos auf Das bezieht, was zur Sicherheit und zum Unterhalt des Gesammt- und Einzellebens gehört. Ich möchte Alles darauf setzen, daß eine kleine Welt, die mit Paris einerlei Umfang und Volksmenge hat, in dieser Rücksicht unmöglich besser daran sein kann. Es kommt mir vor, daß durch die lange Gewöhnung der Pariser ein solches Leben, das man ein policeiliches oder policeirechtes nennen könnte, sich gleichsam zur andern Natur gemacht hat und nicht mehr anders sein kann. Er schickt gleich nach der Policei, sieht gern fliehende Gauner festhalten, improvisirt wol auch einen Policeidiener voller Amtseifer und ohne Scheu vor Lebensgefahr, thut unweigerlich was dem gemeinen Besten frommt und die Policeipräfectur verordnet, und unterläßt, ohne sich ein Verdienst daraus zu machen, was er vom Nachbar nicht leiden würde, äußert sich aber selten günstig über die Policei, welche ihm unentbehrlich, aber nicht sehr reputirlich erscheint. Diese leidet immer noch an den Nachwehen der unangenehmen Erbschaft alter Zeiten, die neuerdings vielfach aufgeräumt, aber noch nicht so durchgreifend ausgemärzt worden, daß das Mistrauen, welches man noch von daher gegen die Policei und ihre Werkzeuge hat, völlig gesunken ist. Allzu große Strenge hört man ihr oft genug vorwerfen; Strenge aber, ernste Vollziehung der Befehle ihrer Beamten, schnelles Gehor-

chen ist die Seele einer guten Policei, und schwer mag im einem Paris und bei der dortigen Menge armer oder wenigstens bei jedem Unfalle mittelloser und vollkommen grundsatzloser Menschen die Mittelstraße zwischen dieser Strenge und dem Despotismus zu treffen sein. Nur gegen Willkür der Behörde und gegen beleidigende Angriffe ihrer Diener sollten feste Schranken den Bürger schützen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte von Goethe's „Wilhelm Meister".

Goethe erzählt im „Wilhelm Meister" Folgendes: „Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor und stellte, indeß die andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor. Es dauerte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge und gab jenem pantomimisch drohend zu verstehen, daß er sich von hier wegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert und erkannte erst den in einen Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat und in einer Art Recitativ den andern schalt, daß er wage auf seinem Acker zu hantieren. Der Bauer, der zuerst mit Schlägen gedroht, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde voneinander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus dem Streite." Wie bei Vielem, was für bloße Dichtung gelten könnte, hat Goethe'n hier ein thüringisches Vorbild gedient — und gewiß lernte der große Dichter folgendes Bergmannslied kennen, welches Einsender vor vielen Jahren in der Gegend von Königsee dramatisch bei einer Dorfkirmeß aufführen sah.

Dr. **Schöler.**

Erster Bergmann.

Glück auf! mein guter Freund,
Was geht Ihr mit der Ruthen,
Ich glaub' Ihr seid vermeint
Ein Bergwerk hier zu muthen;
Wenn ich ankommen kann (d. h. wenn ich zugelassen werde),
So geh' ich selbst mit d'ran;
Denn ich seh' das Gebirge
Für etwas Edles an.

Zweiter Bergmann.

Ja, ja, mein lieber Freund,
Ich habe das Vertrauen,
Mit Euch, wenn gut es scheint,
Ein Bergwerk hier zu bauen,
Das etwas Edles trägt —
Die Muthung ist gelegt;
Ich achte es für nöthig,
Daß man allhier einschlägt.

Bauer.

Was, Teufel! macht Ihr dua
Of minem schiönen Falde,
Es werr mer ahm (eben) a sue — (das wär' mir eben recht, — ironisch)
Daß Ihr mer ene Halde
Of mei Gebiete macht!
So wuoht als hätt ihr's Racht;
Ihr Bergleut' sid dan Bauern
Of Schuaden nuor bedacht.

Bergmann.

Ihr redt's aus Unverstand,
Es ist ja zu beweisen,
Daß durch des Bergmanns Hand
Gibt's Kupfer, Stahl und Eisen,
Gold, Silber, Zinn und Blei,
Metall und mancherlei,
Durch Arbeit seiner Hände
Befördert wird dabei.

Bauer.

Wir aber nech a suo — (nicht also)
Laßt mir mei Fald met Freden;
Wenn ech kä Eisen hua,
Da laf ich hen zum Schmede,
Der macht mer's guar so nett,
Mestgabbel und Hemmkett,
Pflugschuar, Nuathnahl, Hufeisen,
War nuor vierl nöthig hätt.

Bergmann.

Mein lieber Bauersmann,
So viel als wir verspüren,
Ist es nicht wohlgethan,
Mit Euch zu disputiren,
Denn Ihr seid uns nicht hold;
Geht, klaget, wo Ihr wollt,
Wir woll'n Euch schon beweisen,
Was Ihr ausrichten sollt.

Bauer.

Macht Ihr das Loch nuor zu,
Hierher huats kä Gesche*e,
Bahl kömmt a Kalb ane Kuh
A Schuaf in's Ongelecke (Unglück).

Bergmann.

Was kümmert uns dein Vieh?
Die Ochsen, Schaf' und Küh' -
Die mußt du lassen hüten,
Deswegen bist du hie.

Bauer.

Ihr Leut' ech sahs (sag's) Euch nu
Ihr thut mer rachten Schuaden,
Ich schiuah, Parole! zu
Laßt Euch zum Guten ruathen.

Bergmann.

Wir tragen keine Scheu
Schlägst du! wir sind dabei —
Wo Erz ist zu vermuthen
Da steht's zu schürfen frei.

Bauer.

Das woar an anner Wort!
Thutt Ihr de Freiheit huaben,
Meinthalb, da gruabt nor fort.
Ich ga meine Steuern und Guaben
Un mei Hossarengald —
Ihr mußt mer halt fers Fald
Dreihunnert Thualer zuahle,
Sust (sonst) brauch ich noch Gewalt.

Bergmann.

So viel man Euch verwüst,
Muß Euch für die Beschwerden,
Wie es gebräuchlich ist,
Ein Kux zu Theile werden,
Denselben habt Ihr frei,
Die Erzfuhr' auch dabei;
Nun könnt Ihr selber denken
Ob's Euer Schade sei.

Bauer.

Was es denn abber e Kux
Was thut denn äner galten,
I nu, dua gatt (gebt) mer'n flugs,
Dann well ech mei Muul halten.
Nor aber sacht (sagt) me dabei,
Eb (ob) e von Struoh oder eb e von Heu,

Von Leinwand oder Läder,
Ob e von Holze sei.

Bergmann.

Ein Kux ist ein Antheil,
Den Euch von einer Zeche
Zu bauen stehet frei,
Nun merket, was ich spreche:
Thut sich ein Anbruch an,
So habt Ihr Antheil dran
Und könnt in wenig Jahren
Wohl werden ein reicher Mann

Bauer.

J nu, das gäbe Gott!
Ihr lieben, braven Leute,
Ichs brauch's zur höchsten Nuoth;
Ihr macht mer suo vel Freude,
Daß ich mich schon bedenk;
Kommt, gieht met mir in de Schenk,
Eh mich die Zeit thut zwenge,
Daß ich mich von Euch lenk.

Bergmann.

Ei, dafür danken wir,
Es hat ja nichts zu sagen.

Bauer.

J nu, ä Kännchen Bier —
Das könn' wer jua vertragen;
Wir sind ja gute Freund',
Der Henker hol' die Feind' —
Wer wollen einig lebe
A Schelm der's böse meint.

Der Abdruck, welchen Herr Director Abeken von diesem Liede in seinem anmuthigen Büchelchen „Ein Stück aus Goethe's Leben" gegeben hat, weicht in der Lesart hier und da ab, die gegenwärtige Aufzeichnung indeß trägt eine originellere Farbe.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sittengemälde.

Die Zeiten des Friedens wiegen den Menschen nur gar zu leicht in einen gefährlichen Schlummer und verlocken ihn mit gaukelnden Trugbildern zu einer verderblichen Verblendung. Deshalb ist es gut, wenn zuweilen eine eindringliche Stimme ertönt, welche das erschlaffende Selbstbewußtsein der Menge aufrüttelt. Eine solche Stimme eines Predigers in der Wüste erschallt in den „Epreuves sociales de la France depuis Louis XIV jusqu'à nos jours", von A. Dumesnil. Der Verf., der bereits nach vielen Seiten hin literarisch thätig gewesen ist, zeichnet hier ein düsteres Bild der französischen Zustände. Die Gemälde, welche er vor uns aufrollt, sind schrecklich und grauenvoll. Er führt die Erscheinungen der letzten Jahrhunderte an uns vorüber; aber für ihn ist die Geschichte nur die Entwickelung des Bösen in der Welt. Dasselbe breitet sich immer mehr aus, überwuchert Alles und droht die Keime des Guten zu ersticken. Die trübsten Ahnungen steigen beim Anblick dieser unheimlichen Schilderungen in uns auf und es bedarf erst einer Sammlung und Erholung, um diese nächtlichen Gestalten zu verscheuchen, welche sich bei der Lecture dieser schwarzgehaltenen Seiten erheben. Nichts von alle Dem was besteht findet Gnade, Alles ist dem Untergang und dem Verderben geweiht. Dabei ist dieser strenge Sittenrichter nicht etwa ein zerfahrener Schöngeist, der mit dem Weltschmerz und der Blasirtheit coquettirt. Sein Misbehagen an den bestehenden Verhältnissen geht tiefer und steht mit einer aufrichtigen und achtungswerthen Gesinnung im Bunde. Man kann auch nicht gerade sagen, daß er unter dem Einfluß einer Parteileidenschaft schriebe. Zwar bekennt Dumesnil sich offen zum Grundsatz der Legitimität, und er wird auch in der Regel der Partei, welche dieses Princip auf ihre Fahne geschrieben hat, beigezählt; aber nichtsdestoweniger züchtigt er die Ansprüche der Aristokratie und die Thorheit der royalistischen Umtriebe auf das empfindlichste. Ebenso steht es mit seinen religiösen Ansichten. Hier steht er durchaus auf römisch-katholischem Boden, aber dies hält ihn nicht ab, die Priester offen als Theilhaber an der allgemeinen Schuld anzuklagen. Kurz, kein Stand, kein Rang schützt vor seinen vergifteten Angriffen und es ist nur unbegreiflich, wie ein Mann, der Alles so schwarz und verhängnißvoll sieht, die schwere Last des Lebens zu ertragen im Stande ist.

Gautier's neuestes Werk.

Der Feuilletonnist Théophile Gautier sucht seinen Werken immer gern eine absonderliche Färbung zu geben. Er sucht dies dadurch zu erreichen, daß er überall paradoxe Behauptungen in den Vordergrund treten läßt und daß er selbst im Ausdruck vorzugsweise von den gebräuchlichen Formen abweicht. Besonders gefällt er sich in der Anwendung veralteter Redewendungen und in einem Prunk seltener, aber vollklingender Wörter. Man sieht also, daß er im Ganzen mehr ein durchaus äußerlicher Geist ist, der nur da wirklich interessant wird, wo es sich darum handelt, irgend ein alterthümliches Gemäuer, eine alte Ruine, die in einer einsamen Gegend gelegenen Trümmer einer römischen Wasserleitung u. s. w. zu beschreiben. Die Schilderung ist seine eigentliche Stärke. Als Beleg dafür führen wir nur seine Reisebilder aus Spanien an, welche er unter dem Titel „Tra los montes" vor einigen Jahren herausgegeben hat. Wir erhalten jetzt wieder ein ähnliches Werk aus Gautier's Feder, in dem wir freilich keine grandiosen Beschreibungen, aber doch zum Theil ganz gefällige Skizzen aus dem Volksleben erhalten. Dasselbe führt den etwas gesuchten Titel „Zigzags". Der Verf. erzählt hier meistens humoristische Abenteuer, welche er auf seinen Fahrten durch Belgien, England und Italien erlebt hat. Neben vielem haltlosen Geplauder wird uns hier manche gefällige Bemerkung, manche unterhaltende Anekdote und anziehende Ansicht geboten.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 131. — 11. Mai 1846.

Geschichte der pariser Policei.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Die Aufmerksamkeit der pariser Wohlfahrtspolicei erstreckt sich bis ins Kleinliche. Zu Allem gibt sie Erlaubniß, Alles muß gegen schwere Gebühren einregistrirt, controlirt und revidirt werden, und bei dieser Ausdehnung der Policeigewalt auf Ausübung von den unverdächtigsten Gewerben darf man sich nicht verwundern, wenn man hört, daß die hiesige Policei verfügt über ein jährliches Budget von 12 Millionen Francs, über eine eigene Scharwacht von 2596 Mann Fußvolk und 647 Reitern, über ein Pompierscorps von 830 Mann, über 300 Stadtsoldaten, über ein Schreibereiwesen, welches Tag und Nacht an 300 Angestellte beschäftigt, und endlich über ein beinahe 2000 Mann starkes Personal von Policeicommissairen, Friedensoffizieren, Inspectoren und Agenten jeder Art, die in ihren vorgeschriebenen Kreisen und Bezirken für die Ruhe und Ordnung wachen und zu jeder Stunde, in jeder Minute und in jeder Secunde ein scharfes Auge haben auf die Unmasse des brotlosen und faulen und ausgestreiften und ausgekehrten Gesindels, welches in so einen schrecklichen Menschencloak als Paris ist zusammenfließt und den stehenden Abschaum der ungeheuern Volksmenge abgibt, dessen liederliche, räuberische, bestialische und mörderische Gelüste gegen das Eigenthum, die Ruhe und das Leben anderer Leute in beständigem Aufruhr und permanenter Verschwörung sind. Jede große Stadt ist der Lärm- und Tummelplatz losen Gesindels aller Stufen, und Paris steht hierin, nach London, auf der höchsten. Selbst der besten und wachsamsten Policei ist es unmöglich, eine Stadt, wo über eine Million Menschen sich zusammen bewegt in einem Umfange von wenigen Geviertmeilen, von solchem heillosen Gesindel zu reinigen und aus diesem Menschendickicht alle Raubthiere rein auszuklopfen. Alles jenes Raub- und Lumpengesindel geht so frei mit unter dem großen Haufen; es hat keinen Willen zu arbeiten und die größte Lust zu stehlen, und es ist wirklich kaum begreiflich, wie mit solchen Beimischungen und gährenden Elementen die Bevölkerung so ruhig und bequem sich benimmt, und wie wenig man ahnt, wie dünn die Kruste sei, auf welcher man geht und auch wol tanzt, und unter welcher ein Abgrund gähnt, dessen Inhalt nur zuweilen hervorbricht wie an der Seite des Vesuvs. So mächtig ist die Wirkung des täglichen Lebens, der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses der Ruhe und des Verkehrs, so vortrefflich die Wachsamkeit der städtischen Policei, deren weitläufiges Netz alle Quartiere von Paris und alle Ortschaften des Weichbildes der Hauptstadt umspannt. Der Mechanismus dieser ununterbrochenen policeilichen Wachsamkeit ist vielleicht der vollkommenste der Welt und den Hauptzügen nach folgendermaßen eingerichtet:

Jedes Arrondissement von Paris hat seine Policeibrigade von Stadtsergeanten und Inspectoren, die unter einem Friedensoffizier stehen und den Beruf haben, unausgesetzt alle Theile ihres Bezirks auszuspüren, über die Befolgung der Gesetze und Verordnungen zu wachen, die Übertretungen der Policeiverbote zu Protokoll zu nehmen, Zank und Schlägereien vorzukommen, Übelthäter die sie auf der That ertappen festzunehmen, wo es Noth ist zu helfen und die Circulation so viel als möglich ungenirt im Gange zu erhalten (was in einer Stadt, wo jeden Tag von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht über 60,000 Fuhrwerke aller Art auf dem Pflaster herumrollen, keine geringe Mühe verursachen mag). Ihr Dienst fängt Morgens an und hört erst um Mitternacht auf, wo die Sicherheit der Stadt andern Policeidienern und Militairpatrouillen übergeben wird, welche die Wachposten des Bürgermilitairs, der Municipalgarde und Linientruppe stellen.

In jedem Arrondissement ist ein Centralbureau für den Friedensoffizier, welchem die Stadtsergeanten und Inspectoren des Bezirks über alles Vorfallende mündlichen oder schriftlichen Bericht abstatten, woraus dieser wieder einen gedrängten Auszug macht, den er zweimal des Tags, und in kritischen Fällen noch öfter dem Policeipräfecten einschickt, bei welchem die Berichte der sämmtlichen Friedensoffiziere zusammenlaufen, und der auf diese Weise sogleich von Allem unterrichtet wird und nie nach Hause geht, ohne den Zustand der Hauptstadt genau zu kennen.

Eine starke Brigade Stadtsergeanten ist eigens beauftragt, das Gewirr in den Straßen auseinander zu bringen, die Hindernisse des freien Verkehrs aus dem Wege zu räumen, und namentlich um die Hallen und Märkte sowie in den Gegenden, wo das größte Gewimmel ist, Ordnung zu halten.

Vier sogenannte Centralbrigaden ohne feste Bestimmung stehen immer für unvorhergesehene Fälle in Bereitschaft, um auf den Wink des Präfecten hinzueilen, wo Verstärkung nöthig ist.

Die sogenannten „grauen Patrouillen" (eine Art Nachtwächter) sind die ganze Nacht in Bewegung und ziehen rottenweise Straße auf Straße ab; sie nehmen vorgeschriebene Wege, damit alle Stadviertel zugleich ausgestöbert werden, und durchsuchen vorzugsweise die engen und finstern Straßen, die

abgelegenen Quartiere, kurz alle Stellen, wo es für den verspäteten Fußgänger nicht geheuer ist.

Die nächtlichen Beraubungen, Mordthaten, Einbrüche und Diebstähle, welche die pariser Zeitungen nur zu häufig melden, beweisen leider, daß man mit diesem Patrouillensystem noch nicht erreicht hat, was der Policeilieutenant Hérault von Vancressan beabsichtigte, der, wie er sich ausdrückte, das Pflaster von Paris so ehrwürdig machen wollte als eine Sacristei.

Die Aufseher der Hotels garnis müssen täglich die Runde machen in den meublirten Häusern, wo man Zimmer an Reisende vermiethet, und in eigene Listen, die denselben Tag nach der Policeipräfectur abgeliefert werden, die Namen, Vornamen, das Alter, Geschlecht und Gewerbe Derer eintragen, welche in diesen Häusern ein- und ausziehen. Diese Listen werden sogleich alphabetisch geordnet und dienen in sehr vielen Fällen als Leitfaden, um verschollenen oder anrüchig gewordenen Reisenden wieder auf die Spur zu kommen.

Diese Arbeit muß ungeheure Umstände machen, da hier mehr als 4000 solche zum Logiren eingerichtete Häuser vorhanden sind, wo täglich beinahe 2500 Personen ab- und zuziehen und im Durchschnitt 37,000 Menschen, darunter 6000 Fremde hausen.

Außerdem hat die Policei die Sorge für Zufuhr und Verbrauch; die Aufsicht über die Hallen und Märkte, über Flußschifffahrt und Strombenutzung, über die 7000 Gas- und die 12,000 Öllaternen, welche jede Nacht Winter und Sommer unausgesetzt brennen, und die 120,000 Mètres (30 Lieues) Abzugskanäle, in welche alle Unreinigkeiten zusammenfließen. Sie besorgt die Reinigung der Straßen (eine wahre Herculesarbeit; denn den Unrath von einer Million Menschen, von 100,000 Pferden, 200,000 Katzen und Hunden, von ebenso vielen unreinlichen Handtierungen, von Regen und Schnee, aus einem Augiasstalle von dem Umfange wie Paris mit den engen Gassen zum Theil, wo die Sonne nicht hinabbringen kann, wegzuschaffen: dies ist eine Aufgabe, die unbeschreiblich schwer ist); beaufsichtigt die Anstalten zur Aufnahme der Kranken, Ernährung der Nothleidenden, Verminderung der Bettler, Wegschaffung schädlicher Mitglieder der Gesellschaft, die Spitäler, die Gefängnisse, die Zucht- und Unzuchthäuser, unvermeidliche Pestbeulen einer unermeßlichen Hauptstadt, wo alle unbändigen Leidenschaften gähren, kochen und am Ende platzen würden, wenn der Gesetzgeber nicht weise vorbeugend hier und da stehende Lachen gelassen, in deren Jauche sich die verworfensten Lüste abkühlen. Im Interesse der öffentlichen Ehrlichkeit und Gesundheit hat sie ein wachsames Auge auf den betrügerischen Krämergeist, der falsch Maß und Gewicht gibt und verfälschte oder verdorbene Waaren umsetzt. Verkauft ein Bäcker Brot von angegangenem Mehl, ein Weinschenk verfälschten Wein, ein Kaufmann verlegenes Tuch, ein Spezereihändler verdorbenes Gewürz, ein Goldschmied probewidriges Silbergeräth, ein Metzger altes Fleisch u. s. w., so bedarf es nur einer Anzeige bei dem Policeicommissair des Viertels und er trifft die nöthigen Verfügungen dagegen. Unter der Aufsicht der Policei stehen auch die Todtenäcker von Paris, und die andern Grabstätten, Schlachthäuser genannt, wo täglich Hunderte von Opfern den hungerigen Mägen zu Gunst fallen; die an mehren Punkten des Seineufers und des Kanals angebrachten Anstalten, um Ertrunkene oder Selbstmörder wieder ins Leben zurückzurufen, und die mehr als 30,000 Bösewichter, Diebe, Mörder, Saracener, entlassene oder entsprungene Verbrecher, die sie, wie jener Feldherr des Alterthums, alle bei Namen nennen kann und in ihren Antecedentien kennt. Es gibt auf der Policeipräfectur ein Bureau mit einer über 100 Jahre hinaufreichenden Sammlung aller von Gerichtswegen in Frankreich gefällten Urtheilssprüche, welche entehrende Gefängniß-, Zuchthaus- oder Galeerenstrafe verhängt haben und täglich mit besondern Notizen vermehrt werden, die geeignet sind, betreffenden Falls Aufschluß selbst über solche Personen zu geben, welche von der Anklage wegen eines Verbrechens oder Vergehens freigesprochen worden. Diese Sammlung, welche mit den Olims des alten französischen Parlaments eine der umfassendsten Urkundensammlung bildet, führt den Namen: Les sommiers judiciaires, und enthält über eine Million Notizenblätter und Acten.

In das Fach der Policei gehört auch die allgemeine Anständigkeit. Sie hat die Aufsicht über die auf allen Theatern zu gebenden Stücke, über die Kupferstichhandlungen, über die öffentlichen Anschläge und Ankündigungen, über die sittenlosen Bücherverkäufer, über die Uriniranstalten in allen Stadttheilen und über die — Unterhosen der Schauspielerinnen.

Aus diesen angezogenen Stellen erhellt zur Genüge die ausgebreitete Macht und Wirksamkeit der pariser Policei. Wie sie dieselbe in alter und in neuer Zeit angewandt, erfahren wir aus vorliegender Geschichte, die von ihrer ersten Entstehung bis auf unsere Tage reicht (1667—1844). Der Verf. hat mit großem Fleiß und vieler Einsicht gerade Das gesammelt und ausgesucht, bei dem durchaus dem Leser keine Langeweile ausbrechen kann, da er hier von einem Gegenstande zum andern mit Interesse fortgezogen und von dem bald ernsten, bald muntern Vortrage der Erzählung eingenommen wird. Der Gegenstand ist mit genügender Vollständigkeit abgehandelt, reich an Notizen und urkundlichen Aufklärungen. Auch gegen die Anordnung läßt sich nicht viel einwenden. Mancher wird indeß fragen, warum die ausführlichen Lebensnachrichten über sämmtliche Policeilieutenants und Policeipräfecten von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp I., da diese Lebensumstände, insofern sie nicht den historischen Charakter der geschilderten Personen bestimmten, nach dem Herkommen speciellen Biographien angehören? Die Schrift enthält mancherlei Stoff zur Unterhaltung und zum Nachdenken, und verdient viel gelesen und überdacht zu werden. 89.

Romanliteratur.

1. Armin Galoor. Von L. Starklof. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 3 Thlr.
2. Fürst und Proletarier. Ein Roman aus der Gegenwart von Theodor Ölckers. Zwei Theile. Leipzig, Klemm. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Schicksale eines Proletariers. Ein Volksbuch von Ehrenreich Eichholz. Leipzig, Ph. Reclam. 1846. 8. 17½ Ngr.
4. Ludovico oder der Sohn eines Mannes von Genie. Stuttgart, Hallberger. 1846. 8. 1 Thlr.

1. Für Den, der verpflichtet ist, die deutsche Romanliteratur zu lesen und zu verfolgen, um sie zu kritisiren, ist es eine wahre Freude, unter dem vielen Schlechten und Mittelmäßigen was sie bietet einen Roman zu finden wie „Armin Galoor" von Starklof. Der Name des Verf. war uns bisher keineswegs unbekannt, aber, daß wir es offen gestehen, eine solche Production wie seine neueste hätten wir ihm nicht zutrauen mögen. Um so mehr hat er uns überrascht und um so lebhafter ist unsere Anerkennung. Er liefert keinen Tendenzroman, keins jener ästhetisch-politisch-philosophischen Mitteldinge, in denen uns allgemeine Abstractionen mit bunten romantischen Lappen aufgeputzt statt concreter Persönlichkeiten und individueller Züge und frischen Lebenswechsels begegnen und die sich gewöhnlich damit entschuldigen, daß es durchaus nicht möglich sei, un-

seiner Zeit und ihren Conflikten ein anderes poetisches Interesse abzugewinnen. Sein Roman ist kein Tendenzroman, aber er ist dessenungeachtet ein Zeitroman, und obgleich er durch und durch ein Zeitroman ist, entbehrt er dennoch nicht des wahrhaften concreten Lebens, der individuellen Frische, der heitersten Poesie. Starklof scheint auf jener Höhe des Lebens zu stehen und zu jener objectiven Ruhe gekommen zu sein, wo man die Poesie und ihr Wesen wieder von dem Wirrwarr des Tages und den politischen Conflicten der Gegenwart trennt, wo man zu dem Bewußtsein gelangt, daß sie sich nicht im Parteistrudel verlieren dürfe, aber auch in der Überzeugung lebt, daß es eine Aufgabe der Poesie und vorzüglich der Poesie des Romans sei, die Zustände der Gegenwart und die Individualitäten, wie sie sich mannichfach unter denselben entwickeln, abzuspiegeln. Man kann sich bei der Lecture des „Armin Galoor" nicht leicht des Gedankens erwehren, daß der Dichter in diesen scharfen, mit genialen Pinselstrichen hingeworfenen Zeichnungen einen großen Theil eigener Lebenserfahrungen von sich loslöse, daß er sich in der Entwickelung dieses Romans über die elenden Kämpfe der Wirklichkeit poetisch zu erheben suche, daß er darin über den eigenen Lebenskampf voll trüber Erfahrungen und scharfer Beobachtung den Frieden und die Versöhnung, welche die Poesie gewährt, suche und finde. Ja, man merkt es diesem Romane unmittelbar an, daß er nicht blos geschrieben, sondern daß er auch durchgelebt und durchgekämpft worden ist, und darin verhält er sich in einem directen Gegensatze zu unsern meisten neuern deutschen Romanen, in denen entweder eine ungeordnete Phantasie irrlichtert oder eine abstracte Tendenz manoeuvrirt und die sich meistens alle geradezu unfähig zeigen, die nackte Wirklichkeit unsers Lebens mit der Wahrheit der Poesie in großartiger, kühner Auffassung zu verbinden. Starklof will in seinem „Armin Galoor" weder ein socialistisches noch ein communistisches System proclamiren und uns eine Systemweisheit weder in spaßhaften noch in gräßlichen Beispielen veranschaulichen; für ihn ist die Poesie nicht mehr die Dienerin irgend eines außer ihr liegenden Interesses, er erhebt sie wieder zu sich selber, zu ihrem selbsteigenen Wesen. Sie überragt die vereinzelten Bewegungen, Kämpfe und Zuckungen unserer Zeit, aber sie verleugnet diese Zeit und ihren Boden nicht, sondern sucht vielmehr dieselbe in der Fülle ihrer ganzen Kraft und ihrer objectiven Ruhe zu charakterisiren und in einer großartigen Fassung wieder zu gebären. So ist „Armin Galoor" kein Tendenzroman, aber ein Zeitroman, wie wir augenblicklich keinen zweiten besitzen, und der Verf. weiß in demselben ein Bild unsers deutschen Lebens nach allen Seiten hin mit einer solchen Kenntniß und Kühnheit zu entwerfen, daß wir wahrhaft verwundert sind über das Resultat, welches wir durch ihn erhalten.

Denn dieses Resultat, ihr deutschen Romanschreiber, ist kein anderes als folgendes: Ihr belügt euch und das Publicum selbst, wenn ihr behauptet, daß es unmöglich sei, unsere Gegenwart, so unklar und so zerrissen wie sie geworden, zum Gegenstande einer künstlerischen und wahrhaft poetischen Behandlung zu erheben. Starklof liefert uns den Beweis von dieser Möglichkeit. Nicht an unserer Gegenwart liegt es, wenn ihr dieselbe in euern Romanen entweder toll verzerrt und verfratzt, oder dieselbe gänzlich aus dem Spiele lassen zu müssen glaubt. Ihr selbst tragt die Schuld in eurer Lebensunfähigkeit. Ihr lebt nicht, ihr schreibt nur. Ihr wollt die Gegenwart schildern und darstellen ohne daß ihr sie kennt. In euern Universitätscompendien, auf euern Bairischbierbänken, in euern Buchläden und Leseinstituten glaubt ihr Alles erfahren zu können, was ihr zu wissen braucht, und aus der Öde eurer individuellen Existenz heraus glaubt ihr dann die Gegenwart darstellen zu können oder ihr glaubt, daß was ihr nicht könnt überhaupt unmöglich sei. Deshalb sind unsere deutschen Romane so lebensunfähig und so unwahr der englischen und der französischen Romanliteratur gegenüber. Dem deutschen Romanschreiber hat das Leben in der Regel sehr wenig gegeben, er sitzt in engen Pferchen, ihn trägt keine kühne Woge an fremde Gestade, hinein in jenen großartigen Conflict des Lebens und der Individualitäten, er weiß es höchstens zu einer anständigen bürgerlichen Existenz zu bringen und von seinem Kohlgarten aus glaubt er sich dann berufen, einem Volke seine Gegenwart zu schildern. Natürlich kann nichts Rechtes daraus werden und wir erhalten in unsern Romanen entweder phantastische Philistereien, an denen sich nur noch Kammerdiener und Grisetten amusiren mögen, oder abstracte Tendenzen, die hinter dem Ofen von der Lebensunfähigkeit ausgeheckt worden sind. Selbst unsere besten Romane wissen uns nichts Anderes zu geben als einen schwachen Schatten, als einen unsichern Abglanz unsers wirklichen Lebens, untermengt mit unmöglichen Zuständen, launigen Träumereien, grellen und unklaren Phantasien, in denen sich nur die vorgefaßte Ansicht des Lebens, wie sie sich in der Einbildungskraft des vereinsamten Dichters entwickelt, geltend macht und die aller realen Grundlage, aller Wirklichkeit, aller Wahrheit entbehren. Wenn unsere Romanschreiber nicht leben, sondern nur stumpfsinnig hinbrüten oder phantastisch schwärmen oder philosophisch experimentiren wollen, so werden sie auch nicht schreiben können wie geschrieben werden muß, um die Theilnahme, um die Befriedigung eines Volkes zu gewinnen. Je größer die Öde und die Lebensunfähigkeit unserer deutschen Romane im Allgemeinen ist, um so größere Theilnahme und Anerkennung wird aber der Verf des „Armin Galoor" verdienen, da er durch sein neuestes Product den Beweis liefert, daß die richtige Auffassung der Zeit, ihrer Zustände und der sich in ihnen entwickelnden Individualitäten nicht ein ausschließlicher Vorzug der französischen und englischen Romanliteratur ist, sondern daß auch deutsche Schriftsteller mit ihnen darin zu wetteifern und sie wol gar durch die Erhebung der Wirklichkeit in die Fassung voller Poesie zu übertreffen vermögen, wenn sie eben nur leben, wirklich leben und die Zustände erst durchkämpfen wollen und an sich herankommen lassen, bevor sie dieselben darzustellen gedenken.

Die Fabel, welche dem Romane zum Grunde liegt, ist ziemlich einfach gehalten, der Held desselben ist mehr eine passive als eine active Gestalt, er wird erst in das rechte Licht gestellt durch die ihn umgebende Welt, durch die Zustände und Verhältnisse, in denen er sich bewegt, durch die Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kommt. Wir sehen in dem Helden einen jungen Maler vor uns, der unbekannt mit seiner Geburt das Geheimniß derselben zu enträthseln sucht und von Ahnungen und Vermuthungen getrieben in den höchsten Gesellschaftskreisen den Schlüssel zu finden glaubt. Er bewegt sich deshalb in einer deutschen Residenz unter der haute volée, in den Cirkeln des Hofes und wird es endlich, aber zu spät gewahr, daß man nur ein listig berechnetes Spiel mit ihm getrieben. Er ist eitel, abenteuerlustig, leichtsinnig. Durch seinen Beruf als Maler, durch seine frühern Bekanntschaften und seinen Übermuth kommt er mit den verschiedenartigsten Gesellschaftsclassen in Berührung; er ist gern dabei, wo es gilt, einem Freunde beizustehen, einer unverdienten Armuth abzuhelfen oder auch die Anmaßung zu bestrafen und der Bosheit die Larve vom Gesichte zu reißen. Jugend und Schönheit gruppiren sich um ihn und es spinnt sich darin eine Menge von Abenteuern ab, in denen die interessantesten Gestalten hervortauchen, stets fesseln und uns die geistreiche Pinselführung des Dichters, die anmuthige Ausführung der Gemälde bewundern lassen. Der Dichter führt uns nacheinander ein in das hohle, in sich bankrotte und trostlos gelangweilte Leben unserer deutschen Aristokratie wie in die Coulissenwelt des Theaters und seine Intriguen, in die Fuchsschwänzereien, in die Lügenhaftigkeit und Aufgeblasenheit des Hofgesindes wie in die ärmliche Wohnung des bedrängten Mittelstandes. Wir lernen die geheimen Fahrten der Geldwucherer, der vornehmsten und der niedrigsten Wegelagerer kennen und es wird ebenso unerbittlich von den Gedanken der regierenden Personen wie der elendesten, niedrigsten Gauner jener Schleier weggenommen, in dem sie sich im gewöhnlichen Leben verbergen und hinter den unsere

deutschen Romanschriftsteller so äußerst selten zu schauen wissen. Überall ist Wahrheit, überall ist mit den richtigen Farben gemalt, wenn auch häufig nur skizzirt und nicht bis ins Einzelne ausgeführt. Der Horizont unserer politischen und socialen Zustände tritt uns in den Verhältnissen und in den Personen, welche der Dichter herbeiführt, schlagender und treffender entgegen als in den gründlichsten Raisonnements. Er hat den Fluch der uns drückt verkörpert, er zeigt uns unsern Jammer, unsere Noth, wir müssen hassen, wir müssen verachten. Von unserer ganzen deutschen Welt, von oben bis unten, wird der Vorhang weggenommen und der Verf. hat die männliche Bitterkeit, das Gefühl der Verzweiflung, welches ihn zuweilen überkommt, durch die Ruhe seiner poetischen Kraft, seiner Objectivirung zu mildern gewußt. Allerdings liebt er mehr die Skizze als die Ausführung, und das ist zum Theil ein Tadel für den Roman; aber wie werthvoll sind nicht auch geniale Skizzen! Und Starklof's Skizzen erreichen häufig das Gebiet des Genialen. Wenn der Dichter, statt seine Personen redend einzuführen, ihre Worte häufig in seinem eigenen Namen überliefert, dann aber wieder ganz und gar die dramatische Form anzunehmen beliebt, so läßt sich dagegen zwar Mancherlei einwenden, im Ganzen wird aber dadurch dem Werthe des Romans als ein wahrhaft praktisch gedachtes und ausgeführtes Kunstwerk nur sehr wenig Abbruch geschehen. Mit gutem Gewissen dürfen wir allen unsern Lesern die Lecture des „Armin Galoor" empfehlen; Jeder wird darin auf seine Weise Anregung und Befriedigung finden.

2. „Fürst und Proletarier" von Ölckers erreicht allerdings beiweitem nicht die Höhe und den Werth der Starklof'schen Production. Dieser Roman bleibt ganz in dem Gleise unserer gewöhnlichen deutschen Romane. Er ist zu fleißig gearbeitet, zu gut, um schlecht genannt werden zu können, er ist zu gewöhnlich, um sich zu einer besondern Bedeutung erheben zu können. Was wir von der Lebensunfähigkeit und Schreibseligkeit unserer deutschen Romanschriftsteller oben gesagt haben, fände hier wol seine Bestätigung. Ölckers hat jedenfalls die Absicht, uns die socialen Conflicte unserer Gegenwart darzustellen, aber er hat sie zu wenig durchlebt, als daß es ihm gelingen, als daß seine Production unser innerstes Interesse in Anspruch nehmen könnte. Er muß zu allerlei romantischen Situationen seine Zuflucht nehmen, weil ihm die Wirklichkeit des Lebens keinen kühnen Scenerienwechsel, keinen Situationenreichthum geboten hat. Er will leben, indem er schreibt, anstatt zu schreiben, nachdem er gelebt und geprüft hat. Es quillt uns aus seinen Schilderungen keine Wirklichkeit, keine Wahrheit, sondern nur eine abgeblaßte Romantik entgegen, ein rein äußerliches Haschen und Suchen nach Spannung, ein vergebliches Streben nach freier, voller Bewegung. Der Roman ist eben gemacht wie unsere meisten deutschen Romane gemacht werden, fern von geschichtlichen Processen der Zeit, in der Vereinsamung und Lebensisolirung eines im Allgemeinen recht hübschen Talents. Ölckers hat zu wenig die Wirklichkeit unserer socialen Conflicte durchgelebt, um sie widerspiegeln zu können, aber er hat auch zu wenig philosophisch, theoretisch über dieselben nachgedacht, um wenigstens durch einen kühnen Flug der Abstraction ein Interesse zu erzwingen; er ist mitten in der Halbheit und Lebensunfähigkeit der Romantik stehen geblieben. Sein Roman ist nichts weniger als ein socialer Roman, er ist eben gut genug für eine ganz müßige Stunde, für die Leihbibliotheken. Nicht einmal die subjective Weltansicht des Verf. lernen wir aus diesem Romane kennen, wie viel weniger tritt uns eine künstlerische und poetische Objectivirung unserer Lebenszustände daraus entgegen. Wie alle Situationen etwas Geschraubtes, etwas Gemachtes und Zusammengeleimtes haben, ebenso begegnen uns auch keine Individualitäten, keine wirklich vom Leben und von den Zuständen der Zeit getragenen und erfüllten Menschen. Die Personen, welche den Roman zusammenbilden, hat eben der Dichter blos gemacht, sie können nicht auf sich selber pochen; der Roman ist aus und sie sind vergessen, sie hinterlassen auch nicht den geringsten Eindruck. Indeß wenn wir die Schwäche des deutschen Romans einmal als ein ziemlich allgemeines Übel gelten lassen, so ist „Fürst und Proletarier" doch nicht der schlechteste unter diesen romantisirenden deutschen Romanen. Am schwächsten sieht es freilich mit der socialen Seite dieses Romans „aus der Gegenwart" aus. Sie ist vollkommen verfehlt und entweder carikirt oder unbedeutend. Wenn man ein Compendium über Socialismus und Communismus gelesen oder aus Stein ausgezogen, wenn man etwas von einer communistischen Propaganda gehört und von der Vielrednerei über das Elend der untern Volksclassen erschüttert worden ist, so schreibt man darum noch keinen socialen Roman. Die ganze sociale Bewegung oder Nichtbewegung in diesem Romane ist nicht blos verzerrt und unwahr, sondern auch für die Entwickelung desselben nicht wesentlich und nur eine bloße Modebeigabe, um den Roman mit der Etiquette „aus der Gegenwart" entlassen zu können. Er gehe hin zu den übrigen. Er ist gelesen und wird vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Miscellen.

Nach dem Tode des Papstes Julius III. wurde (1555) Marcellus II. zum Papste erwählt, welcher aber nur 21 Tage regierte. Er hatte den Namen Marcellus, den er schon vor der Erwählung geführt, beibehalten, gegen die Gewohnheit, wonach ein neuerwählter Papst auch einen neuen Namen anzunehmen pflegt. Sarpi („Histor. concil. trident.", S. 666) meint nur, daß diese Gewohnheit von den Deutschen und zwar ursprünglich herrühre, weil diese rauhklingende, den Ohren der Italiener misfällige Namen hätten; dann auch, weil die Änderung des Namens habe anzeigen sollen, daß damit alle Neigungen eines Privatmannes abgelegt und dafür das Streben nach öffentlichem Wohl ergriffen, und daß alle Gedanken an das Irdische in solche an das Himmlische seien verwandelt worden. Allein nach Platina's Bericht hat die gedachte Gewohnheit, welche viel älter, einen andern Grund. Der 701 verstorbene Papst Sergius I., aus Palermo gebürtig, führte nämlich vor seiner Erwählung zum Papste den Geschlechtsnamen Bocca di porco (Schweinsrüssel). Dieses Namens schämte er sich, und nahm dafür, nachdem er Papst geworden, den Namen Sergius an, woher zuerst die Gewohnheit entstanden, daß die neuerwählten Päpste in der Regel ihre Namen zu verändern pflegten.

Im J. 1518 beauftragte Papst Leo X. seinen zu Augsburg befindlichen Legaten, den Cardinal Cajetan, mit Luther eine Unterredung zu pflegen und zu versuchen, ihn unter Zusicherung von Ehrenstellen und hoher Belohnung zum Widerrufe zu bewegen. Der Versuch blieb aber fruchtlos, und der Cardinal wurde darüber so entrüstet, daß er harte Worte und Schmähungen gegen Luther ausstieß, auch später eine weitere Unterredung mit Luther ablehnte mit den Worten: „Ego nolo amplius cum hac bestia loqui; habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo." (Opp. Luth. ed. Hal., XV, 714). In der Folgezeit wurde Cajetan's gegen Luther bewiesene Härte von dem Papste Paul III. schwer getadelt und der entgegengesetzte Weg eingeschlagen. Der päpstliche Nuntius Vergerius pflog in Folge erhaltenen Auftrags 1535 zu Wittenberg eine Unterredung mit Luther und begegnete demselben mit der größten Leutseligkeit. Die Vorstellungen und Verheißungen, welche er Luther gemacht, finden sich kurz zusammengestellt bei Sarpi l. c. S. 122—123, und ebenso Luther's heftige Entgegnung, welche mit der Äußerung schloß: er sei seiner Lehre so gewiß, daß, ehe er sie aufgebe, eher noch der Nuntius und der Papst solcher beitreten würden.
2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 132. — 12. Mai 1846.

Über den Begriff der Literatur.

So gäng und gebe auch gegenwärtig unter uns Literatur ist, und ein so wichtiges Moment sie auch im Leben der Menschen und Völker bildet, so hat man dieselbe doch noch immer nicht zum Gegenstande einer allgemeinen Betrachtung, einer philosophischen Untersuchung gemacht. Dieser Mangel an abstracter logischer Erwägung und Bestimmung Dessen was Literatur sei ist bis dahin nicht ohne den größten, mannichfachsten Nachtheil geblieben. Ist doch schon der Begriff bei den meisten Menschen schwankend oder dunkel oder verworren: sie wissen gemeinhin gar nicht sich darüber Rechenschaft zu geben, verwechseln ihn mit andern verwandten oder ähnlichen Begriffen. Ja, wo es besonders darauf ankäme ihn recht scharf zu begrenzen, seine einzelnen Merkmale genau zu kennen und zu bezeichnen, z. B. bei Abfassung von Schriften welche sich auf Literatur beziehen, oder bei Handhabung und Erklärung literarischer Werke, fehlt meistentheils, um nicht zu sagen überall, dieser sichere Leitstern: man tappt im Finstern in der Irre umher und läßt auch die Andern im Irrthum. Manches derartige Werke ist oder wird dadurch ganz unklar: es mangeln ja die sichern Pfade, auf welchen wir gehen möchten; es mangelt das Licht, mittels dessen wir uns nach rechts und links, vorwärts und rückwärts orientiren könnten; es mangeln die bestimmten Ideen, nach denen wir Jegliches zu bemessen oder bemessen wünschten.

Aus demselben Grunde ist denn auch der Werth, die Wichtigkeit, der hohe Nutzen der Literatur noch keineswegs allseitig erkannt und nach Gebühr gewürdigt worden. Man findet hin und wieder nur einzelne An- und Aussichten eröffnet. Einen totalen Überblick, eine vollständige Auseinandersetzung findet man nirgend. Und doch, welches Moment wäre jetzt in der Welt, im Privat- und öffentlichen Leben, in der Erziehung der Jugend wie ganzer Völker bedeutsamer als das der Literatur? Nein! verdient eins gegenwärtig die aufmerksamste Berücksichtigung, die ernsteste Beachtung, so ist es dieses. Und hängt nicht mit der Ansicht hiervon wieder die Einsicht in die Regeln zusammen, einestheils wie man das Feld der Literatur weiter anzubauen, anderntheils wie man die bereits vorhandene zu tractiren habe? Warum schreiben denn heutzutage so viele Schriftsteller so viele schlechte Werke? Weil sie keine Idee haben von ihrem Berufe und von der Sache für welche sie arbeiten. Und kann und wird endlich das gemeine Lesen in unsern Familienkreisen, was sich bei so vielen Männern und Frauen zur Lesesucht und Lesewuth gesteigert hat, die gleich einer Vogelgattung nur immer verschlingen, nie verdauen wollen, anders geheilt werden, als wenn die Welt darüber aufgeklärt ist, wie sie denn eigentlich mit der Literatur verfahren soll und wie nicht? Welches Verhältniß denn eigentlich stattfindet zwischen Schriftsteller und Leser, und der Sache nach stattfinden soll? Auch dürfte das nicht wenigen Philologen und Pädagogen, denen der Beruf obliegt, mit und vor der Jugend Werke der Literatur zu behandeln — ach, wie Viele treiben diese ihre Sache handwerksmäßig und ohne tiefe allgemeine Ansicht! — von Nutz und Frommen sein, wenn sie Veranlassung fänden, über Das sich aufzuklären, was sie betreiben.

Längst schon wäre hier vonnöthen gewesen ein Sokrates, dessen Methode ja bekanntlich darauf ausging, bei allen Gegenständen das wirkliche Sein und Wesen derselben im Denken und mittels des Denkens klar zu erfassen; der danach strebte, die Menschen dialektisch hinsichtlich ihrer Begriffe zu prüfen, und anzuleiten selbige zum klaren Bewußtsein zu bringen, jedes Ding mit dem Verstande zu zerlegen nach allen seinen Theilen und Merkmalen und Eigenschaften, und danach seinen Werth zu bestimmen. Man sehe nur — um unsern Lesern zum Beweise hierfür etwas Specielles der Art vorzuhalten — auf diesen Punkt unsere Literaturgeschichten an! Wie verschiedenartig, aber auch wie mangelhaft, wie schielend sind daselbst gemeinhin die Definitionen von Literatur und Literaturgeschichte! wenn anders ja dergleichen vorhanden sind; denn sehr Vielen mangelt sogar diese Basis; die Werke schweben gleichsam in der Luft, und die Leser derselben sind eben deswegen gleichfalls ein Spiel schwankender Lüfte. Betrachten wir etliche! Wachler sagt: „Die Geschichte der Literatur soll die Thatsachen darstellen, aus welcher Entwickelung und fortschreitende Kräfte des Menschengeschlechts sich erkennen lassen." Wie vage, wie wenig treffend! Wie Unwesentliches gebend statt des Wesentlichen! Pischon hat folgende Erklärung: „Litera-

tur stellt die geistige Ausbildung eines Volks in seinen schriftstellerischen Denkmälern dar.“ Auch diese Definition ist schief und unlogisch. Überdem gibt er als Ergänzung und zur Vervollständigung des „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ „Denkmäler der deutschen Sprache“ heraus. Wie paßt dies Beides zueinander? Steht denn Beides in solchem Verhältnisse, daß Sprache und Literatur zusammenfällt? Und wie verhält es sich mit Gervinus? In dessen „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen“ eine totale Leere philosophisch-logischer Begründung: keine leitenden Ideen, keine Principien, keine Erklärungen. Zum Glück hat derselbe so vielen natürlichen feinen Takt, daß er dennoch ein treffliches Werk geliefert; allein es trägt aus jenem Grunde doch den Fehler der Unklarheit und der Undurchsichtigkeit, wie der Verf. selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage gesteht. Friedrich von Schlegel bietet in seinen „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur“ mehre treffliche Bemerkungen; allein etwas Erschöpfendes und Geordnetes findet sich auch hier nicht. Nur einzelne Lichtblicke, ohne Zusammenhang und ohne tieferes allseitiges Eingehen in die Sache. Am meisten noch dürfte Rinne auf dem rechten Wege sein, hätte er nur im Übrigen sein Werk lichter und durchschaulicher gemacht. Ganz empirisch plump und seicht sind unsere gewöhnlichen griechischen und römischen Literaturgeschichten. Wo ist da etwas zu lesen von philosophischer Begründung? von einem Maßstabe der Literatur? von einer Würdigung der betreffenden römischen oder griechischen? von der Weltstellung der Literatur überhaupt und dieser beiden sogenannten classischen insbesondere? Hieraus geht zur Genüge hervor: der Gegenstand verdient besprochen zu werden, namentlich in dieser Zeitschrift. So sei denn der Versuch gewagt.

Bei den Römern kommt das Wort Literatur bereits zur Zeit der Glanzperiode ihrer Sprache vor, aber in andern Bedeutungen als wir es gebrauchen: es hieß bei ihnen so viel als das Schreiben, das Malen der Buchstaben (bei Cicero), sodann die Kunde des Alphabets (bei Tacitus), endlich die Grammatik, dies Wort im weitern Sinne genommen (bei Quinctilian). Wir verstehen in allgemeinster Bedeutung darunter alle diejenigen geistigen Schöpfungen oder Werke der Menschen, welche durch das doppelte Medium der Sprache und der Schrift oder des Drucks zur sinnlichen Erscheinung gebracht worden sind. In diesem Sinne hat man z. B. von einer allgemeinen Kunde der Literatur oder von einer allgemeinen Literaturgeschichte zu sprechen. Weil indessen gegenwärtig solcher Werke, sie mögen nun geschrieben oder gedruckt sein, bereits eine zu große Anzahl existirt, auch sehr viele derselben, wegen ihrer mangelhaften Beschaffenheit oder wegen ihres speciellen rein wissenschaftlichen Inhalts, keine allgemeine Berücksichtigung finden oder verdienen: so hat man den Begriff der Literatur auf diejenigen menschlichen Werke in Sprache und Schrift oder Druck beschränkt, welche sich durch ihre äußere und innere Form ebenso wol wie durch ihren Gehalt zur Lecture für Jedermann eignen, Jeden interessiren, auf die sogenannten schönwissenschaftlichen oder ästhetischen Werke. In dieser Bedeutung nehmen wir das Wort nun auch hier und lassen es ebenso wol die Werke der Poesie wie der sogenannten schönen Prosa begreifen.

Zur Literatur in dem angegebenen Sinne bedarf es demnach — das stellt sich aus jener Definition heraus — nothwendig folgender vier Stücke: 1) Eines schöpferischen Triebes und einer schöpferischen Kraft des menschlichen Geistes, wodurch derselbe im Stande ist, eigene, seiner Natur angemessene Schöpfungen zu unternehmen und hervorzubringen; 2) der Sprache, d. h. der articulirten Lautsprache, deren sich der Mensch als eines namhaften Mittels bedienen kann, um jene geistigen Productionen zur sinnlichen Erscheinung zu bringen; 3) der Buchstaben oder überhaupt einer Schriftsprache, um jene geistigen, bis daher blos in leicht verhallende Laute und Töne gefaßten Productionen auf die Dauer an feste sichtbare Zeichen zu binden, durch welche es möglich ist, dieselben immer wieder zu reproduciren; 4) einer schönen, gefälligen, dem jedesmaligen Gegenstande angemessenen äußern und innern Form. Das sind die unterscheidenden Merkmale der Literatur in jenem Sinne überhaupt sowie eines jeden einzelnen literarischen Werks der Art.

Hieraus folgt zunächst: Literatur im Allgemeinen konnte nicht eher unter den Menschen ins Leben treten, bevor nicht Buchstaben, nicht schriftliche Zeichen für die sprachlichen Laute vorhanden waren. Seit dieser Erfindung und seitdem man in dem Gebrauche solcher Zeichen eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, datirt sich Literatur in der Geschichte der Menschheit. So auch bei jedem einzelnen Volke: es tritt dann erst in die Reihe literarischer Nationen, wenn es solche sichtbare Zeichen bekommen hat oder besitzt. Das ist demnach ein Punkt, auf den man bei Abfassung jeder Literaturgeschichte nothwendig Rücksicht nehmen, den man jedes Mal einleitend wohl beleuchten muß. Nun sehe man aber einmal zu, wie es in dieser Beziehung mit unsern Literaturgeschichten bestellt ist? Die meisten berühren kaum diesen so wesentlichen Punkt. Zugleich kommt dabei in Betracht — die Literatur hängt ja zum Theil davon ab —, ob diese Zeichen auch und inwiefern und inwieweit ihrem Zwecke entsprochen haben oder entsprechen? Ob sie die Laute gehörig und vollkommen darstellen? Ja! verdient doch selbst das Material, auf welchem die Zeichen geschrieben werden, Beachtung, weil auf demselben die Dauer der literarischen Producte beruht. Daß hierbei die Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst ebenfalls ein höchst wichtiges Moment ist, liegt auf der Hand.

Die Kunst, sprachliche Werke allein oder Werke der schönen Redekünste zu verfassen, ist dagegen älter als die Erfindung der Buchstaben- und Zeichenschrift. Einen Homer, einen Ossian konnte es geben, es konnte Redner geben, auch ohne daß man zu schreiben verstand. Ihre Werke wurden erst dann Theile oder Glieder der Literatur, als sie aufgezeichnet wurden. So hebt die ästhe-

tische Literatur der Deutschen erst mit Karl dem Großen an, obgleich schon früher deutsche Gesänge im Munde von Sängern oder des Volks und von Barden existirten; er war es nämlich, der sie zuerst aufschreiben ließ. Aber geistige Productionen: Gedanken, Gefühle, Phantasiestücke, Bilder der Erinnerung u. s. w. sind so alt als das Menschengeschlecht selbst. Jeder Mensch hat von Natur, der eine mehr, der andere weniger, das Talent geistig sich zu regen, thätig zu sein, aus seiner ursprünglichen Ruhe, aus seinem Nichtsthun herauszutreten, sich zu äußern, selbständig etwas zu schaffen. Es ist das etwas Angeborenes, etwas, was wir mit den Kräften in der Natur und mit der Gottheit selbst gemein haben. Die letztere ist auch nicht durch eine äußere Nothwendigkeit bestimmt worden, die Welt zu schaffen, sondern durch einen innern schöpferischen Trieb, und demgemäß hat sie diesen Trieb auch allen ihren Schöpfungen, die dazu fähig sind, eingehaucht, auch den Menschen, dem menschlichen Geiste. Von Anbeginn ist dieser Trieb ein Eigenthum unsers Geschlechts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 131.)

3. „Ludovico oder der Sohn eines Mannes von Genie" ist, wenn wir nicht sehr irren, englischen Ursprungs, obgleich eine solche Bezeichnung durchaus nicht angegeben wird. Ein junger Maler, Namens Alfred, stürzt sich und seine Familie in das grenzenloseste Elend und zwar dadurch, daß er blindlings auf sein Genie trotzt und alle praktische Lebensumsicht vernachlässigt. Seine Gattin und sein Sohn suchen alles Mögliche hervor, um die Folgen seines leichtsinnigen Verschuldens abzuwenden und wieder gut zu machen, die Frau näht Handschuhe, der Sohn, noch ein zehnjähriges Kind, verkauft seine kleinen Zeichnungen. Darüber stirbt der Vater im Elend und gute Menschen nehmen sich der verlassenen Familie an. Die Mutter wird Gouvernante, der Sohn kommt bei einem Graveur in die Lehre, das ist der glückliche Ausgang. Der Verf. will ungefähr Moral predigen folgendermaßen: Die Genies sind Leute ohne Überlegung, Sparsamkeit; Unbesonnene, Sausewinde, Nachlässige, Widerspenstige, Zerstreute, Liederliche. Etwas Genie ist allerdings nothwendig, um es in den Künsten weit zu bringen, aber Einsicht und Beharrlichkeit sind weit nothwendiger. Der Verf. schreibt für die junge Welt. So sagt er denn:

„Lernt aus der Geschichte Ludovico's, daß man in der Religion und in der Ergebung die Kraft findet, auch die schwersten Proben zu bestehen und Trost im Gebete und im vollkommenen Vertrauen auf die große Güte Gottes. Entnehmt ferner aus ihr, daß Armuth und Unglück durch Geduld, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit gemildert werden können, daß uns mit jedem Tage ein Glück begegnen kann, ohne daß wir die Wege kennen lernen, auf denen es zu uns gelangt, und daß wenigstens eine gute Aufführung, kindliche Liebe, ein fester Glaube und Ausdauer bei der Arbeit früher oder später ihren Lohn und jedenfalls allgemeine Achtung und Wohlwollen finden."

Und:

„Das traurige Schicksal von Ludovico's genievollem Vater mag euch zur Warnung dienen, euch auf eure Talente oder euern Geist etwas einzubilden, denn sie sind nur eine gefährliche Falle für Den, der nicht durch Vernunft und wahre Frömmigkeit geleitet wird."

Haben wir hier schwäbische oder englische Moral? So wie der Verf. den kleinen Ludovico schildert, muß er jedenfalls ein Knabe sein mit großem Genie für die Malerei begabt, der Verf. sitzt aber so tief in dem veraltet-moralisch-egoistischen Weltanschauungsschlendrian befangen, daß er Alles zu einem fröhlichen Ende gebracht zu haben glaubt, wenn er das kleine Malergenie bei einem Graveur als Lehrling unterbringt; kein Seufzer, daß das Genie so häufig unter dem Druck des Lebens verkümmert und daß es immer mehr ein Privilegium des Wohlstandes werden wird. Wenn der Verf. durch seine Schrift die Jugend bilden will, so will er sie doch nur heranbilden zur gedankenlosen Anerkennung der veralteten Lebensformen und nicht entwickeln in Kraft und eigenem Selbstbewußtsein. Die Fabel ist einfach, wie es eine Schrift für die Jugend sein muß, die Pinselführung ist breit und behäbig.

4. „Schicksale eines Proletariers" von Ehrenreich Eichholz. Der Verf. schreibt zwar nicht für Kinder, aber er schreibt für einen Theil des deutschen Volkes, welcher durch den Druck der Umstände noch unter die Kinder gerathen ist, denn es ist ihm die Naivetät der Kinderjahre verloren gegangen, und von dem Mannesalter hat er kaum etwas Anderes als die Noth, als die Schwere des Geistes und des Gemüths. Die Herausgabe dieser Schrift ist dem Verf. in Preußen zum „Verbrechen" gemacht worden und man hat ihretwegen eine Criminaluntersuchung, deren Ausgang noch bevorsteht, über ihn verhängt. Eichholz, ein berliner Literat, war Mitglied des berliner Handwerkervereins und suchte bildend und belehrend auf dieses junge Institut zu wirken, durch Vorträge, durch persönlichen Umgang und endlich auch durch diese Schrift, welche er allerdings als ein „Volksbuch" auch für weitere aber ähnliche Kreise bestimmt. Er ist in Folge dieser Schrift freiwillig aus dem berliner Handwerkervereine ausgetreten, weil man ihn sonst wol policeilich entfernt haben würde.

Eine gesunde, kräftige Volksliteratur will sich in Deutschland erst bilden; was man bisher so häufig dafür ausgegeben hat, sind vielfach elende Wische. Seitdem der Begriff der „Masse" ein theoretisches und praktisches Interesse erregt hat, will man natürlich auch literarisch auf die Masse wirken und sie „zur Selbstbestimmung, zur freien Sittlichkeit" emporbilden. Das bezweckt auch Eichholz mit seiner Schrift, sie ist ein Versuch, die radicalen und socialistischen Principien der Masse an ihren eigenen Zuständen zu veranschaulichen und zu popularisiren. Als solcher Versuch hat die Schrift eine Bedeutung, vom ästhetischen Gesichtspunkte aus ist sie ohne Werth, selbst schlecht zu nennen. Es fehlt dem Verf. die Kraft der Individualisirung, die Kunst der Begrenzung, ihm ist die künstlerische Seite und selbst die poetische durchaus gleichgültig, wenn er nur Gelegenheit findet, seine Tendenzen auszusprechen und seine Abstractionen zu veranschaulichen. Wenn aber Starklof uns in seinem „Armin Galoor" durch seine Individualisirung, durch seine künstlerische Bemeisterung des Stoffes interessirt, wenn Ölckers uns gleichgültig läßt, weil er weder Personen schaffen noch Tendenzen entwickeln kann, sondern in der Romantik stecken bleibt, so gewinnt dagegen Eichholz unser Interesse, weil er, abgesehen von allen künstlerischen und poetischen Schwächen seines Werkes, neue Principien, kühne Tendenzen ins Volk schleudert. Er meint es ehrlich, man sieht wie er die Zähne knirscht und wie er die Hände ballt. Wenn wir den Standpunkt unserer deutschen Regierungen berücksichtigen, so dürfen wir uns durchaus nicht darüber wundern, wenn sie diese Schrift für „gefährlich" und „verbrecherisch" halten. Sie ist nicht blos ein Programm des Radicalismus und Socialismus, sie ist auch geradewegs auf die „Masse" berechnet.

Schicksale eines Proletariers! Aber ist Wilhelm, der Held dieses Romans, ein wirklicher Proletarier, zeigt sich an ihm das Fleisch und Blut unsers Proletariats? Mit nichten. Dieser Mensch ist kein wirklicher Mensch, kein Proletarier wie er leibt und lebt, Eichholz kann nichts weiter als uns in diesem Wilhelm die Kategorie jener „freien Sittlichkeit" hinzustellen, auf die er nun einmal dogmatisch, wir dürfen beinahe sagen schulmeisterisch versessen ist. Eichholz schmeichelt in seinem Volks-

buche der Masse. Indem er uns die höhern Stände und Lebensverhältnisse als durch und durch verfault hinstellt, sucht er in der Masse den Boden für seine „freie Sittlichkeit“, eine althegelsche Kategorie, für die wir bei der Entwickelung des wirklichen Lebens übrigens, beiläufig gesagt, keinen Pfifferling geben. Ist denn nun aber die „Masse“ wirklich besser, sittlicher als die höhern Stände es sind? Ist von ihr wie sie ist, von ihr als einem abgeschlossenen und abgebundenen Stande, irgend eine Bethätigung der „freien Sittlichkeit“ zu erwarten? Wir glauben es nicht, wie Eichholz es predigt. Ist etwas verderbt, so ist Alles verderbt, und nicht die „Masse“, sondern die großartige Umgestaltung unsers ganzen Lebens wird uns von der Verderbniß befreien. Nicht eine schulmeisterliche Kategorie wie die „freie Sittlichkeit“, ein neues Wort für die alte Moral, erlöst uns, sondern nur eine That, nicht die Brutalität der isolirten Masse, sondern eine allgemeine, menschheitliche Bewegung. Wir sind also mit Eichholz im Grundsatze nicht einig und auch nicht in der Ausführung. Wie kommt er dazu, die Schicksale seines Wilhelm die Schicksale eines Proletariers zu nennen? Beneidenswerther Proletarier, den wir als Besitzer einer socialistisch organisirten Fabrik und als Reichsstandsdeputirten verlassen. Hätte Eichholz die Zustände und Seiten des Proletariats an einem wirklichen Menschen darstellen können und wollen, so hätte dieser Proletarier zähneknirschend an den grausamen Institutionen der Gesellschaft untergehen müssen, aber Eichholz muß seiner Sittlichkeitskategorie ja den Sieg verschaffen, sie triumphirt, indem sie einen Orden zurücksenden kann. Sein Wilhelm geht durch die Prüfungen des Proletariats aus der Masse hervor, das Proletariat ist für ihn nur eine Prüfung und nicht ein dauernder Zustand, er löst sich von der Masse ab, sobald er nur irgend kann. Wir haben also keinen wirklichen Proletarier vor uns, der im Proletariat geboren wird, im Proletariat lebt und im Proletariat stirbt. Wir sehen kein Leben, kein Fleisch und Blut, keinen individuellen Zeugungsproceß, sondern nur nackte allgemeine Abstractionen und Tendenzen. Diese aber mit großer Kühnheit und männlichem Muthe. Eichholz ist ein weit besserer Kritiker der Gesellschaft — wenn ihm nur nicht das Dogma der „freien Sittlichkeit“ ein Beinchen schlüge — als ein Dichter derselben, er kritisirt namentlich die preußischen Staats- und Gesellschaftszustände mit einer einschneidenden Schärfe. So heißt es über Militairverhältnisse:

„Spätere Jahrhunderte werden kaum begreifen, wie diese Staaten, welche sich rühmen auf den Höhepunkten der Cultur zu stehen, deren Bewohner alle nichts wünschen als gegenseitig Friede und Freundschaft, wie diese cultivirten Staaten doch gleich Barbaren einander drohen, sich voreinander fürchten und ungeheure Kräfte opfern, nur weil ihnen das gegenseitige Vertrauen auf Rechtlichkeit fehlt. Das sind die Früchte eines ebenso kostspieligen als schlechten Gewerbes, das sie Diplomatie nennen.“

Ferner:

„Das Militairgesetz ahndet den Augenblick, wo der Mensch vergißt, daß er nur Maschine sein soll. Wer wird es leugnen wollen, daß in unsern Heeren der unbedingte Gehorsam walten müsse? Aber wenn dabei immer wiederholt Erscheinungen hervortreten, die mit der ganzen Denk- und Empfindungsweise der Zeit im schroffsten Gegensatze stehen und unser sittliches Gefühl aufs schneidendste verletzen, so muß es eine ernste Aufgabe der Zeit werden, den Heereseinrichtungen eine Gestalt zu geben, die nicht im Widerspruche steht mit unsern Anschauungen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit.“

Über die Stellung des Volks zu den Vornehmen heißt es:

„Das Wohlwollen der Vornehmen müssen wir nur mit Argwohn aufnehmen; selten ist es frei von selbstsüchtigen Zwecken. Und ihre Herablassung muß uns stets als eine Beschimpfung erscheinen; denn der Mensch kann sich nicht herablassen zum Menschen; herablassen kann er sich nur zum Thiere. Erst dann dürfen wir das Wohlwollen und die Herablassung der Vornehmen für echt und menschlich halten, wenn sie ihren schwelgerischen Üppigkeiten entsagt, ihren Hochmuth aufgegeben und sich einer wahrhaft nützlichen Thätigkeit gewidmet haben. Am wenigsten dürfen wir uns täuschen lassen durch den Schein von Frömmigkeit, mit welchem sich die Vornehmen jetzt so gern umgeben. Wären sie wahrhaft fromm, so würden sie alle ihre Kräfte aufbieten, der Noth und dem Elende ihrer Mitmenschen abzuhelfen. Aber sie werfen höchstens einmal bei herkömmlichen Gelegenheiten der Armuth einige elende Bissen mit der einen Hand zu, während sie die andere schon ausgestreckt haben, um von dem Fleiße eben dieser Armuth die Kassen neu zu füllen, welche ihre Verschwendung in Festlichkeiten, Prachtbauten und Reisen leerte. Eine Frömmigkeit, die den Armen mit seinem Hunger auf den Himmel anweist, während sie selbst alle Genüsse der Erde gierig bis zur Hefe schöpft, ist sehr wohlfeil.“

An einer andern Stelle:

„Wehe über euch, Vornehme und Reiche! Wie viele Opfer erliegen euern schändlichen Lüsten! Wie rein, wie edel erscheint ihr äußerlich, und wie schmuzig, wie gemein lebt's in euerm Innern. Ihr seid stolz auf euern Adel, eure Geburt, euern Reichthum und blickt verächtlich auf das niedere Volk, bebt zurück vor seiner Berührung, und ihr habt ein Recht dazu. Denn unsere Söhne machtet ihr zu Knechten, unsere Töchter zu Metzen, unsere Weiber zu Ehebrecherinnen. Der Teufel, welchem ihr opfert das Geld, hat Gewalt über die Gemüther der Menschen. Aber die Zeit kommt, da seine Macht gestürzt wird, und dann wehe euch, wenn ihr nicht geht und thut Buße und betet an vor der Tugend, die ihr jetzt durch eure Thaten schnöde höhnt.“

Schon diese wenigen Stellen können die Art und Weise des Verf. charakterisiren. Er hat sich bemüht, womöglich alle Hauptungleichheiten und Hauptcontraste unserer Gesellschaft in den Bereich seiner Schilderung zu ziehen. Dadurch wird sein „Proletarier“ ein wahrer Tausendsassa. Über die Reichhaltigkeit des äußern Stoffs ist gar kein Raum und gar keine Zeit zur psychologischen innern Entwickelung. Die Stärke des Verf. liegt in den Principien, welche hinter ihm stehen, und in der Überzeugungskräftigkeit seiner Raisonnements, seine Schwäche liegt in der Schilderung, in der Individualisirung, auf der poetischen und künstlerischen Seite, sowie in der Schrulle oder in dem Dogma seiner „freien Sittlichkeit“. 28.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Französische Geistlichkeit.

Vor einigen Jahren erschien in heftweisen Lieferungen eine Galerie der bedeutendsten französischen Geistlichen, welche ihrer äußern Form nach durch den glänzenden Erfolg der „Galerie des hommes illustres par un homme de rien“ angeregt zu sein schien. Diese Sammlung führte den Titel „Biographie du clergé contemporain par un solitaire“. Die Lieferungen, welche uns zu Gesicht gekommen sind, handelten vom Erzbischof von Paris, Affre, von Olivier, Genoude, Lamennais, Frayssinous, Lacordaire, Quélen, Géramb u. s. w. Die Charakterzeichnung war nicht sonderlich treffend und das Ganze mehr auf eine Mittheilung einfacher biographischer Notizen berechnet. Gegenwärtig erhalten wir ein Werk, welches sich eine ähnliche Aufgabe gestellt hat. Es rührt von Guérin her, der sich schon durch eine Arbeit über die Notabilitäten der französischen Marine bekannt gemacht hat, und ist unter dem Titel „Les prêtres illustres de la France“ erschienen. Der französische Klerus ist reich an hervorragenden Männern nach allen Richtungen hin, und jetzt, wo sich in seinem Schoose so nachhaltige, einflußreiche Bewegungen zeigen, bietet ein Werk, welches uns die bedeutendsten Männer dieser Partei vorführt, ein doppeltes Interesse. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1846.

Über den Begriff der Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

Die Sprache, obwol auch sie an sich und von Natur den Menschen eigen ist, hat doch, insofern sie zur Darstellung, zur sinnlichen Erkennung solcher geistiger Productionen dienen soll, nicht sofort die nöthige Vollkommenheit hierzu: den nöthigen Reichthum, die gehörige Gewandtheit, die erfoderliche Schönheit. Das ist erst Sache des Gebrauchs, der Zeit, der fortschreitenden und fortgeschrittenen Bildung. Ist indessen eine solche Umwandlung erfolgt, dann ist auch kein Mittel geeigneter das Innere des Menschen auszudrücken als die Sprache, als der Laut, der Ton, das Wort. Von dem Genius einer Sprache: von dem Klange ihrer Wörter, von ihrem Reichthum, ihrer Biegsamkeit, ihrer Bildsamkeit, ihrer Kraft und Milde, ihrer Lieblichkeit und Zartheit hängt auch zum großen Theil die Beschaffenheit der Literatur ab, und ich muß deshalb, wenn ich die Entstehung und die Beschaffenheit der Literatur eines Volks darstellen will, nothwendig auf die Eigenthümlichkeiten derjenigen Sprache, in welcher diese Literatur verfaßt ist, eingehen und sie durch alle Zeiträume hindurch aufmerksam und sorgfältig verfolgen, etwas, was in unsern Literaturgeschichten noch bedeutend im Hintergrunde steht und, wenn ja, nur seicht und oberflächlich und obenhin behandelt ist. Die Sprache indeß sowie auch die Richtungen und der Reichthum und die ganze Beschaffenheit einer Literatur hängt von der Nation selbst ab, der diese Literatur angehört: von ihren geistigen Anlagen, ihrer Productivität, ihrer Herkunft, ihren Schicksalen, ihren Wohnsitzen, ihren Nachbarschaften, ihren Verbindungen mit andern Völkern, ihrer Verfassung, ihren Einrichtungen und meist von dem jedesmaligen Standpunkte ihrer Cultur; wofern nicht der Schriftsteller ein Mann ist, der seinem Zeitalter vorausgeeilt! In jenem Falle wird demnach die Ethnographie, die Geographie, die politische Geschichte, die Geschichte des Verkehrs, die Culturgeschichte eines Volks der Literaturgeschichte vorarbeiten, ihr zur Basis dienen müssen. Auch in diesem Punkte fehlt es unsern Literaturgeschichten noch ungemein. In jenem zweiten Falle, den wir oben setzten, ist, sowie überhaupt bei jedem einzelnen literarischen Wirken und Schaffen, die Herkunft des Schriftstellers, seine Erziehung, seine Anlagen, seine Schicksale, seine äußern Verhältnisse von großem Belang. Hierfür leisten unsere literargeschichtlichen Werke noch das Meiste, manche sogar zu viel im Verhältniß zum Übrigen. Es gehört freilich hierzu die wenigste Abstraction und das wenigste Nachdenken, meist nur Sammlerfleiß. Und Körner finden sich immer eher und leichter als denkende philosophische Köpfe.

Die Abfassung eines schönen literarischen Werks erfodert zuletzt speciel jedoch eine ästhetische Form. Um diese schaffen zu können, dazu gehört ein natürlicher feiner Sinn für das Schöne, also Anlage und Erfahrung, Kenntnisse, Urtheil, überhaupt eine gewisse Stufe geistiger Cultur, die freilich bis daher mehr empfunden als festgestellt worden, weil noch zu wenig von den Philosophen aufgeklärt ist, worin denn eigentlich das Schöne bestehe. Man hat daher auch noch nirgend einen ganz sichern Maßstab gefunden, wie denn eigentlich ein literarisches Werk oder eine Literatur gestaltet sein müsse, um ästhetisch-schön genannt zu werden. Es kommt hier zumeist und zuvörderst der Gegenstand in Betracht der behandelt wird, und die Anzahl und die Beschaffenheit der Objecte der Literatur ist von so unendlicher Mannichfaltigkeit, daß die Sache kaum in allgemeine abstracte Regeln ganz vollständig gebracht und gefügt werden kann. Der Künstler, sagt man, müsse geboren werden. So ist es auch mit dem Verfasser eines Literaturwerks, was schön genannt werden soll. Das heißt aber nichts Anderes als: die Regeln oder Ideen des Schönen liegen so tief im menschlichen Geiste, daß derselbe sie mit seinem Verstande bis jetzt nur unvollkommen hat erfassen und noch nicht auf allgemeine Gesetze hat bringen können. Der jedesmalige Künstler muß sich daher zumeist bei seinen Werken selbst Regel und Norm sein, sogar bei jedem, auch dem kleinsten Theile. Das ist Sache des Talents, des Genius, und ein literarisches Product, welches wahrhaft schön, oder gar eine ganze Literatur, welche ästhetisch schön ist, zeugt demnach von besonderer Begabtheit des schöpfenden Individuums oder des schöpferischen Volks. Und so wird denn auch hierauf bei Darstellung der Geschichte einer Literatur Rücksicht zu nehmen und das Volk von Seiten seines Geschmacks und seines Kunstsinns und seines Urtheils zu würdigen

sein sowie ein jeder Schriftsteller und ein jedes einzelne literarische Werk.

Damit hätten wir die Bedingnisse entdeckt, unter welchen und durch welche allein nur eine schöne Literatur unter den Menschen möglich ward und unter verschiedenen Völkern. Denn bei allen findet sie sich nicht, bei vielen nicht, weil bei vielen Nationen nicht jene Bedingnisse vorhanden sind. Verschieden aber ist sie bei den verschiedenen Völkern, konnte und mußte es sein und werden, weil jedes Volk seinen eigenen Charakter, seine eigenen Talente, seine eigene Denkweise, seine eigene Sprache, seine eigene Cultur hat. Man wird freilich aus dem Obigen erkennen, wie eng verwandt die Werke der Literatur mit den Werken der eigentlichen schönen Redekünste, der Poesie und der Beredtsamkeit sind: sie fallen, insofern sie alle sprachliche Kunstproducte sind, zusammen. Nur darin gehen sie auseinander: einmal daß die literarischen jene beiden umfassen; zweitens daß manche sprachliche erst später literarische geworden sind; drittens daß die literarischen zur mündlichen Darstellung den sprachlichen wichtigen Vorschub leisten. Durch den ersten Punkt hat man den Vortheil, die Werke der Poesie und Prosa, die sich doch nie so genau scheiden lassen, mit einem gemeinsamen Namen belegen zu können; durch den dritten, daß man im Stande ist, den Werken, die vorgetragen werden sollen (z. B. vom Schauspieler Dramen, vom Redner Reden) vorher die größtmögliche Vollendung zu geben und einzuüben, sich nicht braucht dem gefährlichen Versuche zu überlassen zu extemporisiren. Wiewol auf der andern Seite nicht geleugnet werden kann, daß dadurch bisweilen die Kraft der Erfindung und die Frische der Darstellung oder, mit Einem Worte, die Begeisterung gelähmt und behindert wird. Es wird nämlich zum Vehikel der dem Menschen angeborenen Trägheit, bei dessen Anwendung die Ausbildung und Kräftigung mancher geistigen Anlage leidet. Das extemporisirte Reden und Dichten ist seit dem Emporkommen der Literatur bedeutend in den Hintergrund getreten; das plastische Element hat, so zu sagen, das Übergewicht erhalten über das productive.

Fragen wir nun nach der eigentlichen, höchsten und obersten Quelle, woraus die Literatur entspringt, so ist die Antwort: der menschliche Geist in seiner ganzen Totalität, nach und mit allen seinen Fähigkeiten und Kräften. Es kann bei ihr in Anspruch genommen werden und kommt in Anwendung das intellectuelle Vermögen, der ästhetische Sinn, das moralische Gefühl, die Phantasie, das Erinnerungsvermögen u. s. w.; sie alle haben mehr oder weniger an jeder literarischen Production Antheil; geben entweder selbst den Stoff her, oder, kommt derselbe von außen, so geht er wenigstens durch ein oder mehre dieser geistigen Kräfte oder durch alle hindurch, wird durch dieselbe verarbeitet, gemodelt, gestaltet, zurechtgelegt u. s. w.

Sehen wir auf die Mannichfaltigkeit des Stoffs, so ist dieselbe, wie wir schon oben bemerkten, unendlich, und ebenso die der Form, welche sich nach jener richtet. Alles, die ganze innere und äußere Welt, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Wirkliche und Nichtwirkliches kann der Mensch zum Gegenstande seiner literarischen Thätigkeit machen. Und um so mehr steht es ihm frei, zu wählen und blos gerade Das zu wählen, was sich durch sein Wesen, durch seine Eigenschaften, durch sein Interesse empfiehlt. Und auf gleiche Weise kann man diejenige Art von Form erkiesen und hervorbringen, welche sich nicht blos für den Gegenstand eignet, sondern an sich schon sich auszeichnet durch Schönheit und gefällige Anmuth.

Forschen wir nach den Veranlassungen zur literarischen Production, so ergibt sich zuerst theils eine subjective theils eine Menge äußerer. Der Mensch hat von der Gottheit nebst jenem Talente geistig zu schaffen und aus sich selbst herauszutreten auch einen Trieb, die Lust dazu. Er will thätig sein, will sich äußern, fühlt sich dadurch von innen heraus gedrungen. Und wenn er das thut und vermag, so empfindet er eine besondere Befriedigung, ein besonderes Genüge. Solches Schaffen und Hervorbringen und Wirken macht ihm das reinste, das süßeste, das edelste Vergnügen. Darin aber liegt zugleich die stille unverkennbare göttliche Mahnung, daß er solches auch soll, daß er verpflichtet ist aus sich selbst herauszutreten und geistige Schöpfungen ins Leben zu rufen. Dem eigentlichen, echten, genialen Dichter ist es Bedürfniß zu dichten; dem eigentlichen, echten Historiker Bedürfniß zu erzählen; dem rechten echten Philosophen Bedürfniß zu lehren und aufzuklären; und nicht etwa blos nachahmend oder Andern nachäffend, auf der Schulform Anderer sich erhebend; sondern je selbständiger, je origineller er zu Werke geht. Und wenn er so seine Aufgabe löst, desto rühmlicher für ihn. Denn es wird für keine große Kunst erachtet, die Wege zu wandeln, die schon gebahnt sind. Nachahmung zeugt von Schwäche.

Mit diesem rein subjectiven Triebe und dieser rein subjectiven Lust verschwistert sich auch ein reiner allgemeiner objectiver Zweck. Der Mensch nämlich hegt vermöge seines angeborenen Geselligkeitstriebes Theilnahme zu seines Gleichen; er wünscht darum, daß Dasjenige, was ihm Freude gemacht hat und macht, auch Andern, seinen Mitmenschen, Freude bereite; daß Dasjenige, was seine Brust gehoben, sein Inneres veredelt, seinen Geist verklärt hat, denselben Dienst auch Andern leisten möchte. Und so sehnt und müht er sich — es findet ja vermöge der Gleichheit der menschlichen Natur bei den Menschen der Zauber der Wechselwirkung untereinander statt —, Das den andern Menschen mitzutheilen, was er selbst gedacht, empfunden, erforscht, gestaltet und gebildet hat. Er will sich offenbaren und kann sich offenbaren. Dies geschieht im vorliegenden Falle durch die Sprache und durch die Schrift. Allein er fühlt dabei auch, daß es angemessen der Sache wie seinem Zwecke, angemessen seiner und seiner Mitmenschen Eigenthümlichkeit und folglich nothwendig sei, diesem Mittel bei der Anwendung eine passende, gefällige, die Sache auch schon im Au-

fern empfehlende äußere Form zu geben; er meint mit Rückert:

Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt;

er erkennt, daß seine Kunstschöpfung nur so erst die rechte Weihe erhält, wenn auch der Außenseite ihr Recht geschieht, wenn im gegenwärtigen Falle auf Zweckmäßigkeit bei der Anlage, auf naturgemäße Folge und Verbindung der Gedanken, auf gewählte Diction, auf Rhythmus, auf Wohlklang, Onomatopoesie u. s. w. gesehen wird. Oder mit andern Worten: er sucht ein vollständiges Kunstwerk herzustellen. So treibt ihn selbst hierzu sein Inneres: dies die Quelle, der nöthigende Grund des Schönen an literarischen Werken.

Dieselben Ansprüche aber, die der Literator auf diese Weise an sich selbst macht, macht darum auch das Publicum an ihn und seine Werke. Es findet hier die Wahlverwandtschaft statt darum, daß das Publicum ebenfalls aus Menschen besteht, mit gleichem Denken und gleichem Empfinden. Und so geht hieraus zugleich hervor, was ein literarisches Kunstproduct leisten soll, welchen Maßstab man objectiv an ihn zu legen pflegt und zu legen hat, ferner welchen Maßstab an die Literatur überhaupt und an die Literatur eines jeden Volks.

Ein literarisches Werk soll und muß also ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Worts sein; d. h. im Äußern wie im Innern, in der Form wie in dem Gehalte, im Einzelnen wie im Ganzen muß es vom Geiste durchdrungen und durchwebt sein; in der ganzen Construction desselben muß sich das Walten des höhern Selbst im Menschen kundgeben; überall muß sich ein Denken, Reflection, ein Schaffen und ein Ordnen, eine Zweckmäßigkeit und edle Vernünftigkeit erkennen lassen. Hier soll man durchblicken sehen das Schöpferische der Phantasie, dort das Forschen und Sichten des Verstandes, hier Reichthum an Kenntnissen, dort eine kluge Auswahl und ein geschicktes Gruppiren und Verbinden des Zusammengehörenden; hier soll sich ein warmes Gefühl für Recht, dort für Tugend, hier für das Wesen, dort für das Schöne und Zweckmäßige kund thun. Und zeigt sich gar darin das Höchste und Edelste im Menschen, Sinn für Religion oder Religiosität, desto besser, desto weihevoller, desto empfehlender für das Werk selbst.

Dies Geistige wird nun demselben einen unbedingten Werth geben, weil es ja eben nicht blos das Verlangen des Schriftstellers sondern auch die Anfoderungen des Lesers oder überhaupt den menschlichen Geist befriedigt. Das wird sein geistigster, sein unmittelbarer Zweck sein. Und damit, d. h. mit der Befriedigung jenes Verlangens oder jener Anfoderung, ist zugleich der reinste Genuß, die beglückendste Freude, das seligste Vergnügen verknüpft. Kommt dann noch hinzu — was bei solchen Producten gerade nicht selten der Fall ist —, daß der Verfasser selbige im Momente concipirt und geschaffen hat, wo er sich von einem Anfluge aus der Höhe bewegt oder gekräftigt fühlte, wo er sich, fast unbewußt aller irdischen Verhältnisse, dem Walten seiner geistigen Natur allein überlassen mochte, wo er dem Weltgeiste näher stand als sich selbst, wo das Göttliche in seiner Seele sich klarer als je erschloß und reiner als je sich ergoß, d. h. in der Stunde der Weihe und der heiligsten Begeisterung: so erhält das Werk dadurch einen um so höhern Preis, weil hierzu das höchste Talent, die größte geistige Geschicklichkeit und Virtuosität gehört, und der Stoff, der aus jener edeln Quelle hervorgeströmt, eben ein geistiger, ein tiefstgeistiger ist. Können wir mit alledem endlich noch die Vorstellung verbinden von dem mächtigen Ringen und Kämpfen des Künstlers, wie er gesucht, gestrebt, sich angestrengt hat, daß seine ideelle Schöpfung auf eine schöne gefällige Weise zur sinnlichen Erscheinung kam, und wie es ihm zuletzt so wohl gelungen: so gewinnt ein solches Werk dermaßen in unsern Augen, daß wir es oft ein göttliches Werk nennen, daß wir oft wähnen, nicht dem Menschen, sondern einem höhern Wesen sei dasselbe entsprossen. Darum z. B. im griechischen Alterthum auch der Glaube, ein Gott oder eine Göttin bezaubere oder habe bezaubert und begeistert einen Dichter zur Anfertigung eines schönen Gedichts.

Aber je höher, je edler, je reiner, je klarer sich das subjective Walten des Geistes in seiner Identität an solchen Werken herausstellt, desto wohlthuender ist, nicht nur für den Künstler sowol wie für den Leser, der Genuß davon, sondern desto größer ist auch ihr praktischer Nutzen theils für den Verfasser theils für die Leser, sowie denn gewöhnlich mit dem rein Geistigen auch materielle Vortheile nothwendig verbunden sind. Hat der Künstler edle innige Gefühle in die Sprache einzukleiden verstanden, hat er wahre Gedanken, die er entweder durch fleißige Beobachtung und ernstes Studium der Außenwelt gewonnen oder aus der tiefsten Tiefe seiner Brust gehoben, in die Schrift niedergelegt, hat er dem Ganzen eine anmuthig passende, ästhetisch-schöne Form zu geben gewußt, dann ist Rührung und damit Veredlung des Herzens, Belehrung, Bildung des Geschmacks nicht blos dem Verfasser selbst bei der Arbeit und durch die Arbeit geworden, sondern sie werden auch Jedem zu Theil, der zu dem Werke hinzutritt und es liest und zu verstehen vermag. Und all diese geistigen Vortheile, die wieder nur dazu beitragen, den Genuß der edelsten Art zu erhöhen, können nicht blos den nächsten Umgebungen und der Gegenwart des Autors zu Theil werden, die festen sichtbaren Zeichen bewahren das Werk sicher, und da gegenwärtig jene vermöge der Buchdruckerkunst leicht vervielfacht werden: so kann es sich auch ohne Verzug und mit Leichtigkeit nach allen Seiten hin verbreiten. Es kann dringen in Hütten und Paläste; es kann laben Jung und Alt; es kann beglücken in der Nähe wie in den fernsten Zonen. Ja, es kann noch die späteste Nachwelt erfreuen. Das, was echt schön und wahr und gut ist, bleibt ja ewig und ist unter allen Zonen wahr und gut und schön, ist ewig jung und ewig neu. Es wird immer auf Geister und auf Herzen unter den Menschen treffen, die es verstehen, auf die es wirkt, die es durchdringt, die es elektrisirt. Die rein menschliche Natur

ist unverwüstlich, ist unvergänglich, läßt sich ewig wieder und wieder erwecken und verjüngen dadurch, daß man ihr das rein Menschliche entgegenhält, sich in ihm zu spiegeln, desselben sich im Innern bewußt zu werden.

Das aber ist die höchste Potenzirung des menschlichen Seins und Lebens, wenn der Geist zum Selbstbewußtsein und zum Genusse dieses Selbstbewußtseins gelangt, wenn er sich veredelt, gehoben, gebildet, vervollkommnet fühlt. Vermag nun ein literarisches Product dieses zu bewerkstelligen — und es ist solches vermögend um so mehr, als es zum Mittel die Sprache hat, ein Mittel, das sich durch Weichheit, Schmiegsamkeit, Eindringlichkeit vor den meisten übrigen auszeichnet —, welch hohen Werth hat solches! Es ist werth der höchsten Ehre; es ist werth der Unsterblichkeit! Wie ein unausschöpflicher Born labt es Jeden, der hinzutritt und es kostet, ohne Unterschied der Person und des Geschlechts, des Standes und des Volks, der Zeit und des Orts. Maßlos ist oft der Einfluß eines einzigen Schriftwerks, eines einzigen Schriftstellers auf Verstandesbildung und Aufklärung, auf Moralität, Religiosität, Geschmack, Lebendigkeit und Thätigkeit der Phantasie. Man nehme z. B. die Bibel (die hebräische Literatur) und in ihr die Psalmen, die Gnomenwerke, die Parabeln des Neuen Testaments, oder die Homer'schen Epopöen, die Dramen des Sophokles! Wie sind oft ganze Völker, ganze Zeitalter durch ein einziges literarisches Product aufgeweckt, gekräftigt, veredelt, gebessert worden! Und ein Buch, enthaltend solche literarische Werke, eine Bibliothek, bestehend aus solchen Schöpfungen, ist gleich einem Museum voll Antiken oder voll Gemälden zu achten: sie haben denselben Werth, dieselbe Nutzbarkeit, denselben Adel. So hat denn die Literatur welthistorische Wirksamkeit und Bedeutsamkeit, welthistorischen Werth erhalten. Sie ist eins der besten und geeignetsten Mittel zu erziehen: sie gibt für eine Nation, für eine Zeit den besten Hebel ab zur Förderung und Erhaltung der Cultur. Es wäre wol der Mühe werth, hier ins Einzelne einzugehen und nachzuforschen, welchen Einfluß sie von jeher auf die Menschheit gehabt, auf einzelne Völker, auf einzelne Zeitalter. Die griechische Literatur z. B., welch ein wichtiger Hebel ist sie geworden und ist es noch zur Bildung der Welt! Wir können hier nur nicht auf diesen speciellen Gegenstand eingehen. Aber Das sieht man wol aus dem eben Beigebrachten: es verdient diese menschliche Thätigkeit und die daraus hervorgegangenen und noch hervorgehenden Producte in der Culturgeschichte der Menschen eine ganz besondere Berücksichtigung, einen ganz vornehmlichen Platz. Warum hat sie den nicht schon gefunden? Warum ist sie bis daher noch nicht, weder im Ganzen noch bei einzelnen Völkern, nach Gebühr gewürdigt worden?

Wenn denn die Literatur im Ganzen wie im Einzelnen so Großes, so Herrliches zu leisten vermag — wobei wir den Nutzen, daß sie uns zugleich Denkmäler für die Sprachen und deren Geschichte liefert, nicht einmal in Anschlag bringen wollen —, so ist jeder Schriftsteller, der sie wahrhaft bereichert, der sie verschönt, der sie anbaut, des Preises, der Ehre, der Unsterblichkeit werth. Mit Recht hat man solchen Männern im Alterthum wie in der neuesten Zeit Bildsäulen gewidmet, oder auf andere Weise ihr Andenken verherrlicht. Mit Recht kann ihr Vaterland auf sie stolz sein: sie sind die Bildner, die Wohlthäter ihres Volks, ihrer Zeit, ja oft der Menschheit. Und indem sie das geworden sind, verherrlichen sie zugleich das Land das sie geboren, die Nation welcher sie angehören, das Zeitalter in dem sie gelebt, sodaß ein solches Land, ein solches Volk, ein solches Zeitalter mit ihnen unsterblich fortlebt in der Geschichte der Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Der Chartistendichter Thomas Cooper.

Vor kurzem ist in d. Bl. des Chartisten Thomas Cooper und seiner „Prison rhymes", der Frucht seiner Muse während seiner mehrjährigen politischen Haft, gedacht worden. Es scheint ein sehr fruchtbarer Dichtergeist in dem Mann zu walten, denn er ist bereits mit einem neuen Geisteserzeugnisse in dem „Baron Yule feast, a christmas rhyme" hervorgetreten, welches die günstige Meinung von seiner dichterischen Begabung nur vermehren muß. Obwol nach des Dichters eigener bescheidener Äußerung nur dazu bestimmt, rauhe ungebildete Gemüther zu ergötzen, ist es reich an zarten und erhabenen Schilderungen und verräth überall einen höhern Genius. Merkwürdigerweise hat sich der Mann aus dem Volke, der für dessen Sache schon Verfolgung und Strafe erlitten, den Vorwurf seines Gedichts aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft gewählt. Er vertheidigt sich in der Dichtung selbst gegen die von beiden Seiten erhobene Beschuldigung, hier der „Lords und Herren", daß er, der „rohe Gleichmacher, welcher noch jüngst der Kerkerharfe Töne des Zorns über die bevorrechteten Classen entlockt, jetzt ihnen in der ritterlichen Halle ergötzliche Verse aufspiele". Er antwortet, sie möchten nur den Sinn seiner Verse zu verstehen suchen und sich die Lehre des schlichten Barden zu Herzen nehmen, sie würden finden, daß sie keineswegs schmeichelhaft für ihren Stolz seien. Nicht weniger vorwurfsvoll sind die Anrufe, die er seine Mitbrüder an ihn richten läßt:

Wir schelten dich um deinen Sang!
Höhnst du wie jener Held' den Drang,
Die Noth, die uns verheert,
Mit Festeslust, mit Tanz und Hymn',
Wo Tag für Tag des Hungers Grimm
Im Eingeweid' uns zehrt!

Vergaßest du den heil'gen Schwur
Zu streiten für die Armuth nur
Bis zu dem letzten Hauch,
Der Vorderste gen Zwingherrn Schar,
Standhaft und treu in der Gefahr
Und in der Schlachten Rauch.

Der Dichter antwortet darauf:

Nein, Bruder, nein! noch nimmer kam
Mir aus dem Sinn der tiefe Gram,
Der bitter an euch nagt;
Dies Herz erneut hier seinen Eid
Es führt, so lang es schlägt, den Streit,
Bis euch die Freiheit tagt!

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1846.

Über den Begriff der Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Die Literatur ist eins der edelsten Geschenke an die Menschen. Nehmt der Welt die Literatur, und ihr nehmt ihr ihr halbes Ich. Das Höchste, das Edelste, was die Menschen je gedacht, empfunden, erlitten haben, haben sie dorthin niedergelegt, schon seit Jahrtausenden niedergelegt und legen es noch fort und fort da nieder. Ein Volk das eine Literatur besitzt, hat daran einen großen Schatz, und das um so mehr, wenn dieselbe alle die Eigenschaften hat, welche ihr zur Zierde gereichen. Bemessen aber wird eine Literatur einmal nach ihrem Inhalte und der Form, ob Beides gewählt, edel, hoch, keusch, züchtig, ideel ist; zweitens nach ihrem Reichthum, ob bei trefflichem Inhalte und bei trefflicher Form sich auch eine Menge literarischer Werke vorfinden; drittens nach ihrer Vielseitigkeit, ob sie nicht beschränkt geblieben sei auf wenige Gattungen; viertens nach ihrer Originalität, ob die Verfasser der einzelnen Werke nicht blos nachgeahmt sondern selbständig geschaffen haben.

Hiernach hat man natürlich auch das Volk zu würdigen das eine Literatur besitzt. Von nichts läßt sich besser auf die Productivität, auf Lebendigkeit, auf geistige Thätigkeit, auf Genialität, auf die Talente, auf den Geschmack, auf den ganzen Charakter einer Nation schließen*) als von seiner Literatur. In seiner Literatur kann sich ein Volk besonders groß und hehr und verdient und glänzend zeigen. Das Gemälde einer in der Weltgeschichte oder in der Politik berühmten Nation vollendet sich erst dann, wenn die Literatur nicht fehlt, und selbiges gewinnt nur dann erst seine rechte Schönheit, wenn diese Nation eine tüchtige, eine reiche, vielseitige, originelle Literatur aufzuweisen hat. Und dann bleibt nicht die Achtung der übrigen Welt aus. An der Achtung, welche gegenwärtig jede gebildete Nation Europas der altgriechischen oder der jetzigen deutschen zollt, hat die Literatur dieser beiden einen nicht geringen Antheil. Welch eine Lücke dagegen in der Ethnographie eines Volks, wenn ihm die Literatur fehlt! Und zugleich welch ein trauriges und ödes Leben lebt es, wenn es sich nicht an eigenen Kunstwerken in der ihm eigenen Sprache laben und erbauen kann. Wie geht dann so leicht die echte Nationalität verloren! Wie bald schleicht sich dann so leicht das Fremde ein und untergräbt und zerstört Das, was das Volk eigentlich sein nannte und für das theuerste Gut, für das innerste Mark seines Lebens hielt und halten mußte, weil es das Angeborene, das Angelebte, das eigentliche Selbst desselben war. Solches Volk ist zu vergleichen einem Baume ohne Blüten, einem Tage ohne Sonnenschein, einem Acker ohne Frucht. Was lebte dagegen ein Volk wie das griechische für ein Dasein bei seiner herrlichen Literatur! Was lebt die deutsche Nation gegenwärtig für ein herrliches Leben unter gleichen Verhältnissen! So wie schriftstellerische ästhetische Werke die Blüten des geistigen Lebens einer Nation sind, die von Kraft und Fülle und Frische und Lebendigkeit im Innern zeugen, so sind sie andererseits auch die Früchte, an welchen sich ununterbrochen der Geist labt und stärkt und kräftigt und zum Höhern emporragt und auf der Höhe der Intelligenz, der Gemüthlichkeit und eines guten Geschmacks erhält. Dies muß bei uns, bei der neuen Welt, um so höher in Anschlag gebracht werden, als wir kein solch öffentliches Kunstleben führen wie der Grieche in der alten Welt unter seinen tausend von plastischen Kunstwerken. Aber freilich wird nur dann dieses Ziel erreicht werden, wenn man die Schriftwerke liest, d. h. ihrem Wesen, ihrem Zwecke und ihrem Nutzen und Werthe gemäß zu handhaben oder zu lesen versteht. Über diesen wichtigen Punkt nur noch einige Worte.

Lesen heißt in der ersten niedrigsten Bedeutung die sichtbaren schriftlichen (gedruckten oder geschriebenen) Sprachzeichen in hörbare Laute umwandeln; im höhern Sinne die zusammengehörenden sichtbaren Zeichen in Sylben und Wörtern aussprechen, endlich im höchsten Sinne: in diesen Wörtern und in den Zusammenfügungen den Sinn erkennen, welchen der Verfasser hineingelegt hat, als er sie schrieb oder drucken ließ. Der Leser verfährt hiernach gerade umgekehrt als der Schriftsteller. Dieser arbeitet und schafft erst geistig und gießt

*) Hierher gehört denn also erst — wer sollte es denken? — jene Definition Wachler's von Literatur und Literaturgeschichte. Ein ganz secundaires, gar nicht zum eigentlichen Wesen der Sache gehöriges Merkmal ist mithin zum alleinigen Merkzeichen gemacht worden, wie wir schon oben bemerkten.

dann diese geistigen Producte in die Sprache und in die Schrift, macht die unsichtbaren geistigen Productionen zu sinnlich durch das Gesicht wahrnehmbaren; jener geht vom Sichtbaren aus und sucht in und an dem Sichtbaren das Unsichtbare.

Nach dem Obigen waren die literarisch-ästhetischen Werke Kunstproducte. Als solche müssen sie auch vom Leser aufgefaßt und beurtheilt und genossen werden, d. h. er muß überall, im Ganzen wie in allen ihren Theilen, das Walten des vernünftigen menschlichen Geistes, der sie schuf und herstellte, zu erkennen bemüht sein. Dies wird er nun im Stande sein schon bei und in der Form des Kunstwerks. Hier schon soll er das Schöne in der Wahl, in dem Klange, in der Übereinstimmung der Laute mit der Sache, in der Verbindung der Wörter zu einem wohllautenden Ganzen wahrnehmen und sich daran ergötzen. Sodann soll er erfassen und sich entwickeln und erklären den Gegenstand selbst, die Anlage des Werks, die Eintheilung und die Gruppirung der einzelnen Haupt- und Untertheile, die Ausführung im Speciellen wie im Ganzen, und beurtheilen und würdigen nach dem rechten und sichern allgemeinen Maßstabe des Schönen und des Logischen. Endlich soll er aufsteigen zum Verständniß und zur Beurtheilung der Sachen selbst, die das Sujet der Schriftwerke ausmachen, und darin das Wahrgedachte, das Tiefempfundene, das Wohlgeordnete erkennen, empfinden und herausfühlen und darüber gleichfalls, wo möglich, sein Urtheil fällen, sie prüfen und messen. Denn jeder Schriftsteller echter Art will und beabsichtigt bei Abfassung eines Werks, daß es so ergriffen mit dem Geiste und begriffen werde, wie er es selbst begriffen hat*), daß das Wesen und die Eigenschaften so wie er sie ihm gegeben erkannt und beurtheilt und gewürdigt, daß der hohe Schwung den seine Seele bei der Conception genommen, die Identität mit welcher er geschaffen, die Mühe die er darauf verwendet, die Zwecke die er dabei sich gestellt, gewußt, erkannt und anerkannt werden, daß das Werk denjenigen Eindruck mache, den er ihm glaubt gegeben zu haben, daß es durch und durch verstanden, gefühlt, nach Gebühr geschätzt werde. Der Leser soll sich bewußt werden und einsehen, warum der Künstler jegliches und mit welchem Bedacht gethan, warum derselbe das Ganze gewählt, jedes kleinere oder größere Stück so und so bearbeitet, ihm diese oder jene Form, selbst im Kleinsten und Geringsten, gegeben, damit er sehe, von welchem Gesichtspunkte er ausgegangen, welchen Grundsätzen er gefolgt, welches Talent er dabei gezeigt, welche Feinheit des Gefühls, welche Schärfe des Geistes, welchen Geschmack er dabei angewendet.

(Der Beschluß folgt.)

*) Schindler sagt in seiner Schrift über Beethoven (S. 74): „Nur das sichere Erkennen und Erfassen, nicht die Bewunderung seines Genius war es, was Beethoven an einem Freunde festhielt. Und dies ist wol ein sicheres Kennzeichen des echt künstlerischen Genius, dessen erstes Bedürfniß sich darin ausspricht: daß es erkannt und ganz erkannt sein will."

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen von R. F. Eylert. Zweiten Theils zweite Abtheilung. Magdeburg, Heinrichshofen. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. *)

Allerdings bedarf es des vollen Maßes von Pietät, welche der treffliche Fürst, dem diese Blätter gewidmet sind, anzusprechen hat, und des ganzen Maßes von Sympathie, auf welches der Verf. Anspruch hat, um diese Arbeit fortdauernd genußreich und erfreulich zu finden; denn es nehmen, je weiter wir in derselben vorrücken, die Weitschweifigkeiten, die Ungehörigkeiten und die Widersprüche, welche man diesem Buche von seinem ersten Erscheinen her vorwarf, mehr und mehr überhand und drängen uns oft den Wunsch auf, der ehrwürdige Verf. möchte sein Material lieber einer jüngern und kräftigern Feder überlassen und sich, statt der leiblichen, mit der geistigen Autorschaft dieses Buches begnügt haben. In der vorliegenden vierten Abtheilung desselben geschieht ihm nun freilich viel Menschliches. Er verwechselt, wie ihm nachgewiesen worden ist, nicht nur Personen, Zeiten und Daten mehr als einmal; es begegnet ihm auch mehr als verzeihlich ist, daß er auf einer und derselben Blattseite entweder dieselbe Sache zwei- und dreimal fast mit denselben Worten sagt, oder, was noch schwerer ins Gewicht fällt, daß er auf derselben Seite seines Buches dieselbe zusammenhängende Sache bejaht und verneint, oder in einem unlösbaren Widerspruch Affirmation und Negation miteinander verbindet. Alles Dies zu belegen oder nachzuweisen, wie sehr ihn Präcision und Schärfe des Gedankens bisweilen verlassen, wäre leicht: allein da es weder für uns noch für unsere Leser erfreulich oder lehrreich ist, da es von andern Seiten her bereits genugsam erörtert und mit nicht verdientem Spotte in Verbindung gebracht worden ist, so ziehen wir es vor, die Sache als bekannt vorauszusetzen und, indem wir uns einer natürlichen Pietät überlassen, dem Verf. lieber zu danken für das vielfach anziehende Material, das, gleichviel ob gut oder übel, in diesem Bande verarbeitet ist, und für das er diesen Dank schon deshalb verdient, weil er sein Eigenthum zum Gemeingut Aller hinzugeben nicht anstand. Reich an Einzelheiten psychologischen, historischen und biographischen Interesses ist auch dieser Band wiederum und die zwei oder drei auffallenden und starken Irrthümer, welche er enthält, oder die ungehörigen Abschweifungen, welche allerdings hier und da vorkommen, können unsers Erachtens nicht um Vieles den Werth verringern, den er mit seiner Masse von neuen, bedeutenden und wissenswerthen Zügen aus der Zeitgeschichte überhaupt und aus dem Leben des hochseligen Königs, der ein Hauptträger derselben war, anzusprechen volles Recht hat. Dies, einem leichtfertigen Tadel und einer verwerflichen Spottsucht gegenüber, recht ernst und kräftig auszusprechen, liegt uns besonders am Herzen; ja, wir leugnen nicht, daß wir uns im Geiste des deutschen Volks jener schonungslosen Kritik schämen möchten, welche ohne Rücksicht auf Gegenstand, Verfasser und Zeit, ohne Prüfung, ob einige Irrungen und einige Schwachheiten denn auch wirklich den Werth einer so umfassenden Arbeit auf nichts zurückführen können, in einem einzigen Strom von tadelndem Spott — „Roß und Reiter" dahinschwemmen möchten, das Ehrwürdige lästernd und das Schonungswerthe mit Füßen tretend. Vor so leichtfertiger Kritik bewahren wir uns gern, am besten aber glauben wir ihre Ungerechtigkeit dadurch darzuthun, daß wir einen Theil der neuen und anziehenden Notizen näher bezeichnen, mit welchen der Verf. die Geschichte seines Helden würdig und anerkennenswerth bereichert hat.

Unter diesen Bruchstücken — und solche hat der Verf. uns

*) Vergl. die frühern Mittheilungen in Nr. 127 und 128 d. Bl. f. 1843 und Nr. 42 f. 1845. D. Red.

überall nur verheißen — nimmt der Abschnitt, welcher den Aufenthalt der Königsfamilie in Tilsit, jene Läuterungs- und Reinigungsepoche für Volk und Fürst, enthält, den ersten Platz ein. Hier, besiegt, von der Last des Unglücks fast erdrückt, verlassen, beinahe einsam und von einem übermüthigen Gegner verhöhnt, bis in das innerste Lebensmark hinein verletzt — hier zeigt sich Friedrich Wilhelm und seine Königin fast in der Gestalt eines tragischen Heros, menschlich am größten, moralisch am ehrwürdigsten, historisch am bedeutendsten in seinem ganzen Leben. Es war als wenn er fühlte, daß er dieser büßenden Läuterung in seiner Person bedurfte, zur Wiederbelebung eines neuen Staats- und Volksgeistes; es war, als ob er die hohen Absichten der Weltregierung bei diesem unsaglichen Leide, das über ihn kam, klar durchschaute, dankbar würdigte und mit Reflexion hinnahm. Und in der That, wie viel verdankte der preußische Staat dieser fast beispiellosen Katastrophe seines Königs? Von der hier beginnenden Regeneration des innern Staatsbaus wollen wir gar nicht sprechen, allein dies fassen wir gern auf, daß ohne jene unerhörte und schmachvolle Erniedrigung in der Person seines Königs, das preußische Volk vermuthlich niemals zu diesem höchsten Grade von Sympathie, zu jener aus tiefster Erbitterung hervorgegangenen Kraftäußerung gelangt wäre, welche im Jahr 1813 zur Wiederherstellung des Staats führte; das stellen wir gern ins Licht, daß es ohne das namenlose Elend, ohne die Erniedrigung von 1807 wahrscheinlich auch den Glanz und den fortlebenden Ruhm von 1813 nicht gab und daß, wenn der Gegner in Tilsit mehr Mäßigung beobachtete als er that, wahrscheinlich kein Friede zu Paris geschlossen wurde. Die Frucht von Tilsit reifte in sieben Jahren: in Tilsit klagten wir die Vorsehung an, in Paris erkannten wir die innere Nothwendigkeit ihrer Lenkungen.

Die Schilderung, welche der Verf. von der Zusammenkunft der königlichen Familie mit dem Kaiser Napoleon in Tilsit entwirft, ist zu charaktervoll und anziehend, als daß wir nicht auf die Theilnahme unserer Leser rechnen dürften, indem wir sie im Auszuge wiedergeben. Es haftet ein großes, lebendiges Interesse an diesem lebenvollen Gemälde. Napoleon hatte diese Zusammenkunft gewünscht, theils um der Welt, die auf ihn stolz, ein Schauspiel zu geben wie er es liebte; theils um seinem Ehrgeiz eine volle Befriedigung zu gewähren; theils aber auch aus Neugierde, die berühmte Königin, die der Ruf für die schönste Frau seiner Zeit ausgab, in ihrer gedemüthigten Schönheit von Angesicht zu Angesicht vor sich zu sehen. Seine nächste Umgebung, besonders Talleyrand, der diese Zusammenkunft fürchtete, legte allerhand Schwierigkeiten in den Weg, doch dies gerade reizte den Kaiser und sie kam zu Stande. Die Königin war willig, sich diese Probe demüthigster Selbstverleugnung gefallen zu lassen. „Was mich das kostet", schrieb sie damals, „weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Es wird mir schwer werden — doch das Schwere wird einmal von mir gefodert und Opfer zu bringen bin ich gewohnt." In diesem Sinne, vollkommen einig mit sich, voll ihrer Würde, ging sie nach Tilsit, um den Kaiser Napoleon zu sehen. Um den Zwang, die innere Disharmonie dieser unnatürlichen Zusammenkunft zu verstecken, ließ der Kaiser die Königin in einem prachtvollen, achtspännigen Staatswagen unter glänzendster Begleitung abholen; der König war ernst, gehalten, die Königin anmuthig, anscheinend unbefangen. Befangen und verlegen aber zeigte sich der Kaiser, sowol von der Würde seines Besiegten als von der Schönheit der Königin. Er sagte ihr Verbindliches und Schmeichelhaftes; sie antwortete, indem sie die Unbequemlichkeit der Haustreppe bedauerte und nach seinem Befinden in dem schon unfreundlichen nördlichen Klima fragte. Mit der Gerte in der Hand spielend, antwortete Napoleon hierauf und sagte alsdann zum König gewendet: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und so großem Unglück." Der König antwortete ruhig und fest: „Die Stärke und Ruhe der Seele gibt nur die Kraft eines guten Gewissens." Von dieser Antwort gereizt, rief Napoleon übermüthig: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt hatte, Krieg anzufangen?" Der König, wohl fühlend, wie viel in dieser Frage an Stoff zur Debatte lag, sah ihn fest und scharf an; die Königin aber ergriff gewandt das Wort und antwortete mit Würde: „Sire, dem Ruhme Friedrich's des Großen war es wol erlaubt, über unsere Kräfte uns zu täuschen. Wir haben uns getäuscht: so war es beschlossen." Hierauf brach sie dies dornigte Gespräch ab und gab ihm eine leichtere Wendung. Man ging zu Tische, bei welchem Napoleon den Wirth machte. Die Königin saß zu seiner Rechten, der König zur Linken. Ernst und in sich gekehrt, sprach Letzterer wenig, aber treffend und gut. Es war von jugendlichen Erinnerungen die Rede und der König brauchte das Wort „Wiege". Napoleon lachte auf seine Art und bemerkte: „Wenn der Junge erwachsen ist, vergißt er die Wiege und diese wird bei Seite geschafft." „Ja", antwortete der König, „aber die An- und Abstammung kann man nicht vergessen. Der gute Mensch blickt mit Gefühl und Nachdenken auf die Wiege, in der er gelegen." Diejenigen, welche den König in diesem Augenblick sahen, versichern, es habe in Stimme und Ausdruck bei diesen Worten etwas Bezeichnendes gelegen. Unfähig sich zu verstellen, war ihm in dieser Nähe nicht wohl; er überließ die Unterhaltung der Königin, welche sich selbst und die Sprache mehr in ihrer Gewalt hatte. Diese, alle politischen Seiten geschickt vermeidend, sprach ihrer Überzeugung gemäß mit Achtung und Wohlwollen von der Kaiserin Josephine. Napoleon war von solcher Anmuth und so vieler weiblicher Würde ganz eingenommen und er sagte nachher zu Talleyrand: „Ich wußte, ich würde eine schöne Königin sehen; aber ich habe zugleich die interessanteste Frau gefunden." So versöhnte sie selbst den Feind, der ihrer sonst bei jeder Gelegenheit gespottet hatte.

Nach dem unglücklichen Friedensschluß schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmählichen Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen. Dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eilau hätte er einen vortheilhaftern Frieden schließen können; aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln müssen. . . Preußen wird dieser schmähliche Frieden einst Segen bringen. . . Das ist mein fester Glaube." Und immer sprach sie es aus, daß, obwol sie viel leide, sie doch Tage habe, mit denen sie zufrieden sei, denn der König sei herzlicher als je; sie seien sich nach 14jähriger Ehe treu geblieben und er trage sein Schicksal mit Würde. Ihre natürliche Frömmigkeit ward in dieser Zeit völlig zum Charakter.

Weiterhin schildert der Verf. die Zusammenkunft Napoleon's mit Alexander in so charakteristischen Zügen, daß wir einige derselben wiederzugeben gedrungen sind. Die Zusammenkunft fand in Tilsit statt. Die Stadt ist von Süd nach Nord von einer breiten und langen Straße durchschnitten. Napoleon wohnte am nördlichen, Alexander hatte sein Absteigequartier am südlichen Ende, wo es zum Memelstrom hinabging. Die glänzenden, unbesiegten russischen Garden marschirten am 13. Juli 1807 Morgens, von Konstantin geführt, in diese Straße ein und besetzten in einfachen Reihen die Westseite derselben; ihnen gegenüber stellten die französischen Garden sich an der Ostseite der Straße auf. Die Regimentsmusiker spielten abwechselnd. Sieger und Überwundene standen sich im feierlichen Ernst stumm gegenüber. Plötzlich erschien Kaiser Alexander glanzvoll umgeben zu Pferde und ritt die Straße hinab zum Kaiser Napoleon. Feierlicher wurde wol nie ein Krieg geschlossen. Beide Monarchen kehrten kurz

darauf auf demselben Wege zu Pferde wieder zurück. Napoleon, im einfachen grünen Rock, langsam und gemessen, den Mund von einem eigenen Lächeln umspielt, ritt an den Reihen der feindlichen Garden hin. Am rechten Flügel angelangt schien er sehr verbindliche und angenehme Äußerungen über die Truppen zu machen, welche Alexander und Konstantin mit höflichen Verbeugungen erwiderten. Hierauf zog Napoleon ein Ordenskreuz aus seiner Westentasche, ließ den Flügelmann der Garde, einen Riesen, an sein Pferd treten und überreichte es ihm. Ein donnerndes Hurrah ertönte, die beiden Kaiser reichten sich die Hände und ritten nach dem Quartier des Kaisers Alexander, wo ein Frühstück servirt war. Nach Beendigung desselben ritt man zusammen zum Memelstrom hinab, wo Barken bereit lagen. Die Kaiser umarmten sich mehrmals: Alexander und sein Gefolge bestiegen die prächtigsten Barken und stieß vom Ufer ab. Entblößten Hauptes blieb Napoleon am Ufer stehen, bis die kaiserliche Barke die Mitte des Stroms erreicht hatte; dann schwenkte er zum Abschied den Hut, bestieg seinen arabischen Schimmel und galoppirte nach seiner Wohnung zurück.

Der Schluß des Tages sollte der Tugend des edlen Königs Friedrich Wilhelm eine schöne Huldigung bringen. Nachmittags 3 Uhr war die französische Garde abgezogen und Feldtruppen, die wohlbekannte sogenannte Löffelgarde, hatten ihre Stelle eingenommen. Die ganze Breite der Straße war von pêle-mêle dahinziehenden Truppen erfüllt, die ordnungslos wie die Ameisen durcheinander dahinströmten. In diesem Augenblicke erschien eine edle, hohe Gestalt zu Pferde, in einem einfachen grauen Rock, mit hochaufstehendem rothen Kragen, von einem Reitknecht gefolgt, unter ihnen. Es war der König — mitten unter den französischen Truppen. Ernst, ruhig und wohlwollenden Ausdrucks ritt er langsam dahin; aber seine königliche Gestalt übte ihre stille Gewalt auch über die Gemüther der Fremden. Ein französischer Soldat rief: „C'est le roi de Prusse." „Le roi de Prusse — le roi de Prusse!" ertönte es sofort von Mund zu Mund im Gewühl und die Scene änderte sich wie auf Zauberwort. Sofort ordneten sich die Reihen, die Glieder; die Truppen traten ohne Commando militairisch an, und bildeten ein Spalier, in dem man, wie der König still und seines Triumphes unbewußt dahinritt, nur den Ausruf hörte: „Voyez le brave; voyez le vertueux. le malheureux prince!" Diese schlichte und vom Zufall herbeigeführte Begebenheit bildete das Gegenstück zu den Prachtscenen des Morgens: aber sie war eine ergreifende Episode aus diesem „merkwürdigen, welthistorischen Schauspiel von Tilsit". Das Verhalten Friedrich Wilhelm's in diesen Tagen der Prüfung war solcher Art, daß die Umgebung Napoleon's zu der Äußerung veranlaßt wurde: Er benimmt sich, als wäre er der Sieger und wir die Besiegten, und daß Napoleon ihn „stätisch, wie ein schlecht zugerittenes Pferd" nannte. „Sie wußten nicht", sagt der Verf. „daß es eine stille Größe gibt, die mächtiger ist als das Glück wenn es hebt, und das Unglück wenn es stürzt. Besiegt in Tilsit und siegreich in Paris — der König war und blieb derselbe: seine Grundsätze waren stärker als die Erscheinungen der Zeit."

Diese Gleichstimmung der Seele war eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des edlen Königs und sein Geschick war es, diesen Gleichmuth oft im Leben zu bewähren. Die schwerste Probe bestand diese Beherrschung seiner selbst bei dem frühen Verlust der unvergleichlichen Königin Luise.

Diese reine Seele war, wie uns unbestritten scheint, von dem über das Haupt des Königs eingebrochenen Unglück in ihren innersten Lebenskeimen geknickt. Schwarze Ahnungen ängstigten sie, die sie selbst in ihr Tagebuch schrieb; eine milde Schwermuth, die nur stundenweise wich, hatte sich in ihrer Seele niedergelassen. Sie sah Berlin wieder, sie freute sich an den Liebeszeichen ihrer Getreuen, allein der frühere Frohsinn kehrte nicht mehr bei ihr zurück. Von der politischen Lage des Staats hatte sie eine außerordentlich klare, beinahe prophetische Anschauung. Unter Anderm sagte sie: „Der gegenwärtige Zustand ist ein gewaltsamer, durch das Übergewicht der physischen, wenn ich auch zugeben will der intellectuellen, keineswegs aber der moralischen Kräfte herbeigeführt, und aus dem Willen und den Wünschen der Nationen nicht hervorgegangen. Die Natur aber behauptet ewig ihre Rechte . . . man fühlt es heraus, daß wir noch nicht fertig sind . . . es kommt noch etwas anders . . . aber ach, wir können darüber sterben."

Sind diese Worte wegen ihrer klaren Auffassung der Weltverhältnisse im Munde einer Frau an sich merkwürdig, so werden sie es um so mehr im Munde einer Königin und zu einer Zeit, wo geistreiche Geschichtsforscher, wo Männer wie Johannes Müller, Alles für abgeschlossen, den französischen Gewalthaber für unbesieglich und Europa für lange Zeit hin seiner Zuchtruthe übergeben glaubten und selbst Goethe, der Hellsehende, sein warnendes: Schüttelt nicht an Euern Ketten! ertönen ließ. So sieht ein kindliches Gemüth, was der Verstand der Weisen oft nicht sieht!

Kurze Zeit nach dieser Äußerung reiste die Königin nach Mecklenburg, um von dort nicht mehr zurückzukehren. Ihre Freude bei dem Wiedersehen des Vaters, der Großmutter und der übrigen Ihrigen war unsaglich; allein ein tiefer Zug der Wehmuth ging durch den Ausdruck dieser Freude hin. Als bald darauf auch der König ankam, verlangte ihr Gemüth nach mehr als Worten: sie sprang empor, eilte an ihren Schreibtisch und wie mit der Absicht, diesen Moment der Freude für immer festzuhalten, schrieb sie auf ein Blättchen: „Lieber Vater! Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten Ehemanns. Luise. Neustrelitz d. 28. Juni 1810." Es waren dies ihre letzten geschriebenen Worte. Die Scenen ihrer schnell erfolgenden Auflösung müssen wir in der warmen, tiefempfundenen Darstellung des Verf. nachzulesen dem Leser überlassen.

Der frühe Tod der Königin war ein Abschnitt im Leben Friedrich Wilhelm's. Von nun an wurde er noch stiller und in sich gekehrter, aber auch noch milder und selbstbeherrschender als er zuvor war. Sobald die Apathie, welche diesem Schlage folgte, überwunden war, nahm sein Wesen, seit 1806 der Frömmigkeit zugewendet, den Charakter tiefer Religiosität mehr und mehr an.

Über seinen Verlust sprach er mit Niemandem, aber die Sympathie der ganzen civilisirten Welt that ihm sichtbar wohl in seinem Schmerz. Die Erzählung, wie er bei Anfertigung der Bilder der Königin und ihres Grabmonuments mitwirkte, ist reich an rührenden Zügen seines edlen, sanften und doch starken Geistes. Es ist seine Idee, das Marmorbild der Königin in Charlottenburg als einer Schlafenden ausgeführt zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1846.

Über den Begriff der Literatur.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Nun ist aber ein Schriftsteller sich oft selbst nicht klar bewußt, warum er Dieses oder Jenes thut: er folgt nicht selten einem dem menschlichen Denkvermögen nicht immer zugänglichen und zum Erfassen möglichen Gefühle, einer tiefern Begeisterung, die er selbst oft nicht begreifen und verstehen kann, indem er schafft. Es sind das die Producte jener Weihestunden, von denen wir oben sprachen. Ist es nun da dem Verfasser selbst oft schwer, sich Rechenschaft von dem Walten seines Geistes zu geben, so ist es natürlich noch viel schwerer für den Leser, sich zu solcher hohen Höhe emporzuarbeiten oder so tief in solche Tiefe hinabzusteigen; aber seine Aufgabe ist das und bleibt es. Um vollständig das Kunstwerk zu verstehen — und das soll er eben — muß er jeglichem Walten des künstlerischen Geistes des Verfassers folgen und bis in die feinsten Nuancen nachspüren. Er muß so zu sagen dieselben Pfade aufsuchen und wandeln, die der Schriftsteller gefunden hat und gewandelt ist, nur freilich umgekehrt, rückwärts; er muß gewissermaßen das fremde Werk zum seinigen machen, das Product förmlich reproduciren, wie der echte Naturforscher mit der Natur, der Kunstkritiker und Darsteller mit dem Kunstwerk jeglicher Art verfährt oder verfahren soll. Ja selbst Das genügt oft nicht: es bedarf sogar häufig zum völligen Verständnisse eines literarischen Products einer geistigen Verwandtschaft von Seiten des Lesers mit dem Verfasser: derselben Stimmung, derselben Grundsätze und Ansichten, derselben Elasticität und Tiefe des Geistes und Gemüths. Es paßt hierauf, was Baumstark den verstorbenen Thibaut in Heidelberg über musikalische Aufführungen ebenso wahr als treffend gesagt haben läßt:

> Das Höchste, zur wahren künstlerischen Darstellung Unerlaßliche, was Thibaut von dem Darsteller foderte, war geistige Verwandtschaft mit dem Künstler und eine solche Beweglichkeit und Biegsamkeit des Gemüths, daß er dem Künstler in allen seinen Flügen und Windungen ohne Zwang folgen kann. Blos unter dieser Bedingung und unter beständigem Frischhalten dieser Eigenschaften hielt er es für möglich, daß ein Kunstwerk in der Musik rein so gegeben werde wie es im Sinne des Meisters lag: also ohne daß der Darstellende etwas darin sucht oder hineinlegt, was in dasselbe nicht gehört, und ohne daß er wichtige Momente desselben unberührt läßt, weil sie ihn selbst nicht berührt haben. Der Darsteller muß sich ganz dem Willen des Künstlers oder gleichsam des Kunstwerks fügen; er muß ganz von demselben abhängig sein. Allein diese Abhängigkeit darf der Darstellende nicht drückend empfinden, sondern er muß sich in ihr erhoben fühlen, indem er mit dem Künstler noch einmal reproducirt. Dies ist aber nur möglich, wenn der Darstellende die Einheit des Mannichfaltigen im Kunstwerke mit dem Künstler entweder durch unmittelbare Vernunftanschauung (in welchem Fälle eine echte Seelenverwandtschaft zwischen Beiden existirt) oder durch Nachdenken und Kritik bei wahrer Empfindsamkeit erkannt hat. — — Daher foderte Thibaut vom Darstellenden dieselbe Ruhe und dieselbe Versenkung in seine Ideale und Gegenstände wie der Künstler selbst.

Auch der Schriftsteller ist Componist, und sein Leser ein Dilettant, welcher das literarische Kunstwerk sich selbst oder Andern vorträgt, darstellt. Folglich muß der Letztere auf gleiche Weise verfahren wie Thibaut von Dem fodert, der ein musikalisches Stück zu spielen oder zu singen hat. Die meisten Leser aber sind gleich jenen Klimperern und Stümpern, welche ihrer Aufgabe schon genügt zu haben glauben, wenn sie das musikalische Stück nur fertig zu spielen vermögen. Sie sollen indessen, das ist ihr Ziel, sich mit dem eigentlichen Künstler, mit dem Urheber des Werks in ein gleiches Niveau stellen oder sich gar über ihn zu erheben suchen, damit sie nach einem bestimmten Maße ihn beurtheilen, ihn richtig würdigen.

Nicht immer ist der Schriftsteller im Stande, die ganze Fülle seines Herzens den Worten und Buchstaben anzuvertrauen; die äußern Zeichen reichen oft nicht aus, um das Innengeschaffene völlig darzustellen; das Äußere bleibt dann hinter der Idee des Künstlers zurück: er kann es nur annähernd ausdrücken, nur andeuten. In den Worten liegt in diesem Falle oft ein höherer Sinn als der erste Anschein lehrt und gibt. Dann muß der Leser das äußerlich Fehlende hinzufügen, hinzudenken, ersetzen. Offenbar die höchste Stufe, die er zum Verständniß eines solchen Werks zu erklimmen hat! Aber zugleich eine gefährliche Stufe! Leicht kann man straucheln und den Worten mehr unterlegen als der Schriftsteller gesagt hat. Ein Punkt, der besonders bei der Lecture und Erklärung der Bibel in Betracht kommt, über den schon viel geschrieben, viel gestritten worden.

Zur Beurtheilung, Würdigung hat er es freilich darum noch nicht gebracht. Dazu gehört, daß er sich über

das Werk selbst mit seinen Ideen, mit seinem Geiste stelle, darüber schwebe wie ein Aar und aus der Höhe auf dasselbe herabblicke und es so messe. Dazu gehören natürlich alle die Kategorien, nach welchen irgend ein und jegliches literarisches Werk als ein Werk des Geistes, das von der verschiedensten Art sein kann, zu beurtheilen ist: das historische nach den Grundsätzen der Historiographie, das poetische nach den Grundsätzen der Poetik, das oratorische nach den Grundsätzen der Rhetorik u. s. w. Es darf mithin dem Leser nicht an Theorie, nicht an Philosophie, nicht an kritischem Scharfsinn, nicht an allgemeiner Bildung fehlen.

Man erkennt hieraus, wie viel eigentlich dazu gehöre, einen Schriftsteller recht und ganz zu verstehen, mit welchen Anfodetungen, mit welchen Schwierigkeiten solches verbunden sei. Es ist darum nothwendig, daß dazu eine Anleitung gegeben werde schon in unsern Schulen, selbst in den niedern Volksschulen, damit das rechte Lesen, die rechte Behandlung der Literatur, namentlich der vaterländischen, erlernt und allgemein werde. Niemand war dazu von jeher mehr berufen als die Philologen und die philosophisch gebildeten Lehrer. Aber bis vor kurzem haben sie häufig durch ihr falsches, durch ihr oberflächliches, trockenes und austrocknendes Behandeln der Autoren mehr geschadet als genützt, das Lesen mehr verdorben als veredelt. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen einzusehen, was in dieser Hinsicht frommt, aber nur erst hin und wieder. Allgemein sind die guten Grundsätze noch nicht.

Und was geht durch ein solches schlottriges Lesen der Menschheit für ein herrliches Mittel zur Ausbildung verloren, welcher herrlichen Genüsse bleibt sie bar und beraubt! Wir haben oben gesehen, was Alles in diese Werke gelegt werden kann und auch bereits gelegt worden ist: die herrlichsten Gedanken, die lieblichsten Spiele der Phantasie, die zartesten Empfindungen; wir haben gesehen, daß sie geschminkt sind äußerlich wie innerlich mit einer schönen Form. Was bieten sie also für einen reichen Stoff dar zur Ausbildung des Geschmacks, zu Beobachtungen, zum Denken, Reflectiren, Combiniren, Abstrahiren, Kritisiren, zur Erwerbung von Kenntnissen! Also zu Schärfung und Bereicherung des intellectuellen Vermögens! Aber auch zur Erweckung und Veredelung des Empfindungsvermögens, zur Kräftigung und Begeisterung des Willens ist nichts geeigneter als Lesen guter Bücher, als rechtes Handhaben der Literatur. Denn durch die Intelligenz wird auch das Herz bestimmt und geleitet. Und welchen mannichfaltigen, welchen hohen Genuß haben wir davon. Nicht einen materiellen, nicht einen erschlaffenden, nicht einen vorübergehenden, nicht einen schädlichen, sondern einen Genuß, der da geistig ist, der da nützt, der da aufweckt, der da belebt; einen Genuß, der nie veraltet und nie uns anekelt, sondern der da bleibt und so oft er wiederkehrt immer wieder neu ist und durch seine Neuheit labt, stärker und lieblicher denn zuvor; der uns unter jeden Verhältnissen frommt und willkommen ist, der uns das Unglück vergessen macht und das Glück erhöht, der uns die Einsamkeit versüßt und uns Erholung gewährt von den Lasten der Pflicht und von den Zerstreuungen der Welt. Wenn wir lesen, sind wir nie allein, auch wenn wir allein sind; wenn wir lesen, sind wir nicht ohne Thätigkeit und ohne Genuß, auch wenn wir geschäfts- oder genußlos erscheinen; wenn wir lesen, sind wir nie ohne Freunde und ohne gleichgestimmte Seelen, auch wenn uns Alles verlassen, Alles uns den Rücken gekehrt hat; wenn wir lesen, wie wir sollen, bilden wir uns, auch wenn wir blos genießen; durch das Lesen erhalten wir uns jung, auch wenn wir altern, verjüngen wir uns, auch wenn wir schon gealtert haben.

Und die Jugend? Für sie gibt es keine schönere Palästra des Geistes zur Bildung des Verstandes, des Herzens, des Geschmacks, der Phantasie, des Gedächtnisses als die Literatur eines gebildeten Volks wie z. B. die des deutschen. Überdem lehrt nichts besser diejenige Sprache kennen und gebrauchen, in welcher jene geschrieben ist, nach ihrem Reichthume, ihrer Bildsamkeit, ihrer Ausbildung, ihrer Schönheit, ihrer Fügsamkeit als die Literatur. Darum sei schon früh, sei recht angeleitet zum allseitigen richtigen Lesen.

Hic Rhodus, hic salta, du Erzieher, du Lehrer, und unterlaß nicht, deine dir anvertraute Jugend mit dem Großartigen des ganzen Gebäudes, mit dem Hehren und Erhabenen dieses göttlichen Geschenks bekannt zu machen, sie darauf hinzuweisen, was wir an derselben für einen Schatz haben, sie hoch und erhaben davon denken zu lehren. Und wenn die Schriftsteller merken werden, daß man so von der Literatur denke, daß ihre Werke mit solcher Aufmerksamkeit und Genauigkeit, mit solchem Urtheile und solcher Kunstkritik gelesen werden, dann werden sie schon sich zusammennehmen und nicht so in die Welt hineinschreiben, blos um die Welt zu amusiren oder blos um — Geld zu verdienen. Das Publicum erzieht und verzieht seine Schriftsteller. 94.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Gesammelt von R. F. Eylert. Zweiten Theils zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Der zweite Abschnitt dieses Theils stellt den König in seinem Verhältniß als Bundesgenosse dar. Auch dieser Abschnitt bringt des Bemerkenswerthen und Anziehenden viel, obgleich auch er an ungehörigen Auswüchsen — wohin wir z. B. die officiellen Leichenreden auf Kaiser Alexander und Franz I., die Schilderungen des Badelebens von Karlsbad, eine Ethnographie Westfalens und Anderes mehr rechnen müssen — mehr als zu loben reich ist. Eine Unterredung des Verf. mit dem Kaiser Alexander im J. 1818 zu Potsdam ist ein höchst charakteristisches Bruchstück und gibt über den Ursprung und die Idee des Heiligen Bundes interessante Notizen. Die Unterredung begann, aus Anlaß einer kirchlichen Feier, mit der Religion. „Erst seit der Zeit", sagte der Kaiser, „wo mir das Christenthum über Alles wichtig ist und der Glaube an den Erlöser in seiner Kraft fühlbar geworden, ist — ich danke es Gott — Friede in meine Seele gekommen." Er drückte hierbei

die Hand fest ans Herz und fuhr mit Wärme fort: „O, ich bin auch nicht auf einmal dahin gekommen: der Weg dahin ist durch manche Kämpfe gegangen. Aber der Brand von Moskau hat meine Seele erleuchtet . . . und der Erlösung Europas verdanke ich meine Erlösung und Freimachung." Die Rede kam auf die Heilige Allianz. „Die Meisten haben eine ganz irrige Vorstellung von diesem Bunde", sagte der Kaiser lebhaft. „Es ist damit so zugegangen. In den Tagen von Lützen und Bautzen drängte sich bei allen vergeblichen Anstrengungen, wo wir unerachtet der heldenmüthigen Tapferkeit unserer Truppen retiriren mußten, Ihrem Könige und mir die Überzeugung auf, daß mit menschlicher Macht nichts gethan und Deutschland verloren sei, wenn die göttliche Vorsehung nicht helfend einschritte. Ernst und nachdenkend ritten wir, der König und ich, ohne Begleitung nebeneinander und sprachen nicht. Endlich unterbrach mein bester Freund das Stillschweigen und sagte: «Das muß anders werden: wir gehen nach Osten und wir wollen und müssen nach Westen. Wenn Gott aber unsere Bemühungen segnet, wollen wir zu der Überzeugung, daß ihm allein die Ehre gebührt, uns vor aller Welt bekennen!» Das gelobten wir uns und reichten uns ehrlich die Hände. Es folgten nun die Siege von Kulm, Katzbach, Großbeeren und Leipzig, und als wir in Paris am Ziele waren, brachte der König von Preußen diese heilige Sache wieder zur Sprache und Kaiser Franz vereinigte sich gern mit uns. In einer ernsten Stunde entstand die erste Idee des Heiligen Bundes, in einer schönen und dankbaren ward sie ausgeführt. Er ist gar nicht unser — er ist Gottes Werk; alle Grundsätze, die er ausspricht, hat der Erlöser eingeflößt." Hierauf ging das Gespräch auf die Bibelgesellschaften über, indem der Kaiser bemerkte, man müsse die Bibel, wie sie ist, auf jeden Christen wirken lassen, weckend und wohlthätig, ob auch auf Jeden anders. Als der König von dem Verf. gefragt wurde, ob dies Gespräch bekannt gemacht werden dürfe, sagte er: „Ist allerdings kein Geheimniß und könnte Jeder erfahren. Aber lassen Sie das Gespräch doch nicht drucken, es möchte dem Kaiser nicht recht sein . . . Übrigens haben Sie eine Acquisition gemacht — ist mir lieb. Der Kaiser ist ein vortrefflicher Herr."

Man hat die vielen Anmerkungen, Biographien und Charakteristiken bitter getadelt, mit welchen der Verf. allerdings häufig den Lauf seiner Erzählung unterbricht. Manche dieser Anmerkungen ist jedoch des anziehendsten Stoffes voll und den Excurs über Stein, S. 264 — 281, möchten wir ungern in diesem Buche missen. Ein so reiches und lebenvolles Bild des innern Wesens des großen Mannes, wie der Verf. uns hier entfaltet, ist aller Versuche ungeachtet von ihm noch nicht dargestellt worden. Einen merkwürdigen und so viel wir wissen noch nicht bekannten Zug aus Stein's Leben müssen wir hier mittheilen. Als Stein aus dem preußischen Staatsdienst auf Befehl seines Widersachers entfernt worden, befand er sich gleichsam auf der Flucht in Berlin. Der Verf., von Westfalen her genau mit ihm bekannt, besuchte ihn mit dem Director Snethlage. Der große Mann saß ruhig da und las heiter in Washington's Biographie. Er sagte uns, daß er bald nach Prag gehen würde. Es war von den damaligen Ereignissen die Rede. Rasch sprang er auf und holte ein Papier aus dem Pulte. „Lesen Sie 'mal, rief er und gab uns einen Brief. Er war an ihn von dem Kaiser Napoleon selbst in französischer Sprache geschrieben. Der Inhalt war folgender: «Es kann einem großen Mann nicht zur Unehre gereichen, einem großen Mann zu sagen, daß er sich in ihm geirrt habe. In diesem Fall befinde ich mich gegen Sie. Die Confiscation Ihrer Güter in Nassau will ich aufgeben und solche mit den rückständigen Einkünften an Sie zurückgeben, wenn Sie sich daselbst ruhig verhalten und an politischen Dingen keinen Theil, weder unmittelbaren noch mittelbaren, nehmen wollen.» . . . Stein warf diesen Brief gleichgültig auf den Tisch und hat ihn nie beantwortet." Von Stein's Verhältniß zum Könige heißt es weiter: „Der König erkannte, ehrte und schätzte ihn . . . aber seine Raschheit und Heftigkeit paßte nicht zu der Milde des Herrn. Eine Sache und die gelegene Zeit ruhig abwarten und bis dahin einhalten und zögern, lag nicht in der Denkart Stein's, bei ihm mußte Alles biegen oder brechen. Deshalb sympathisirte er besser mit dem idealischen Sinne Kaiser Alexander's" u. s. w. Andere vielfach anziehende Excurse dieser Art, zum Theil jedoch förmlich in sehr losem Zusammenhange mit seinem Thema, sind das Kaisers Alexander langer Aufenthalt in dem kleinen Taganrog, die Schilderungen Hufeland's, Ribbeck's, die biographischen Skizzen von Heim, Vincke, Rust, Fouqué, Pückler, Kaiser Franz I. u. A., aus welchen mancher neue und interessante Zug zu entlehnen wäre. Vor Allem aber ist das Verhältniß des Königs zu Hardenberg in einem lebendigen und farbenreichen Bilde dargestellt, das wir mit um so größerer Befriedigung betrachten, weil nicht verschwiegen wird, was beide Seelen aneinander band und was sie, jedoch stets nur für Augenblicke, trennte und schied. Die Verehrung Hardenberg's für den erhabenen Fürsten und das Vertrauen des Königs für den eminenten Geist des Ministers erfuhren nie einen Wechsel, wenn auch Beide Manches aneinander anders wünschten. „Arbeit", heißt es von dem Letztern, „war sein Element, Ordnung seine Regel, Thätigkeit seine Lust, Leichtigkeit sein Wesen." Und wie Stein den König für den „Einsichtsvollsten" unter ihnen Allen erklärte, „der dies nur so wenig wisse, wie ein Kind weiß, daß es unschuldig sei", so pries Hardenberg seinen Herrn stets laut als den besten und zuverlässigsten aller Menschen.

Es ist begreiflich, daß während der Verf. den König Friedrich Wilhelm in allen wesentlichen Bezügen, als Fürst und Regent, als Mensch, Vater und Gatte, als Freund und Bundesgenosse schildert, während er uns sein Verhalten in Königsberg und Tilsit, in Frankfurt a. M. und Paris, in Verona und in Teplitz, seine Lebensweise in Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Paretz — die letzte an rührenden Zügen besonders reich — ausmalt, er doch auf ein besonderes Verhältniß immer wieder mit vorzüglicher Vorliebe und Innigkeit zurückkommt, weil er in diesem den seltenen Fürsten am genauesten kennen zu lernen ebenso berufen als befähigt war. Wir meinen das Verhältniß des Königs zur Kirche, zum christlichen Bekenntniß, zu seinem Beichtvater, dem Verfasser. Wie treu, redlich, gerade, mild und offen, wie voll tiefer Einsicht der König in dieser Beziehung war, wie ernst und gedankenvoll Alles, was mit Religion und Kirche zusammenhing, ihn stets beschäftigte, endlich wie praktisch-fromm dieser Fürst war, das zu zeigen ist die Absicht des Verfassers an den bedeutungsvollsten Stellen seines Buchs. In einer Reihe von Gesprächen, welche er mittheilt und deren Wahrheit gewiß nicht zu bezweifeln steht, finden wir die sprechendsten Beweise dafür, wie sehr auch in dieser Beziehung dem Könige Unrecht geschah, wenn man seine religiösen Ansichten beschränkt und befangen, ja wol gar für gefärbt und getrübt durch eine gewisse Hinneigung zum Zelotenthum oder zum Katholicismus zu achten gewohnt war. Seine echte Frömmigkeit nicht blos, nein, auch seine volle und reiche Einsicht in das Wesen des Kirchenthums, ja seine ganze Sympathie mit dem Verlangen nach subjectiver Freiheit und Selbstbestimmung in dieser Beziehung geht aus allen diesen Verhandlungen und Gesprächen deutlich hervor. Nur eins foderte er mit entschiedener Strenge von sich wie von Andern: Treue gegen sich selbst! Das Schwanken, Wechseln und Modeln in seinen Überzeugungen, das unsichere Umhertappen nach den Glaubensobjecten war ihm in der Seele verhaßt, dies verwarf er entschieden; wie wenig aber protestantischer Zelotismus bei ihm wurzelte, erweist das merkwürdige Gespräch, das der Verf. (von S. 383 ab) mittheilt, und in welchem der Fürst gegen den ersten Geistlichen seiner Kirche den katholischen Kirchengeist so schön und sinnig in Schutz nimmt. „Der Ausdruck protestantisch", sagte der König u. A., „ist mir zuwider. Wollen wir denn nie zu protestiren aufhören? Jeder protestirt und will seine ungewaschenen Einfälle geltend machen. Darüber gerathen Tausende in Zweifel und Keiner weiß mehr

woran er ist. Die Kirche aber will uns doch gerade zur Gewißheit, zum Frieden bringen. Der Name Protestant ist bekanntlich blos historisch." Dies schöne Document des durchaus milden und versöhnenden Geistes Friedrich Wilhelm's in allen kirchlichen Dingen ist gerade heute, in einer Zeitwelle, welche offenbar den Unfrieden und den Zelotismus wieder auf die Oberfläche des Lebens geworfen hat und mit diesem Misverständniß noch nicht so bald zu enden den Schein nimmt, von zwiefachem Gewichte, von doppelter Bedeutung. Über diese Einseitigkeit — und aller religiöse Eifer, er nenne sich wie er wolle, ist Einseitigkeit — war König Friedrich Wilhelm erhaben. Union und Agende zeigen, daß er die Kirche innig und warm liebte; allein die Kirche des Friedens, der Versöhnung, der Verschmelzung, die gedankenvolle Kirche, welche die Gegensätze nicht herausstellt, sondern sie vermittelt. In Teplitz besuchte der König mit Vorliebe die Predigt eines katholischen Geistlichen, der ihn stets erbaute und von dem er gegen den Verfasser die Kürze seiner Reden rühmte. „Was die Kürze der Predigten und ihre Gestalt betrifft", entgegnete derselbe, „so hat uns Luther darüber eine naive Vorschrift gegeben. Sie lautete so: Tritt frisch auf — thu's Maul auf — hör' bald auf!" „Charmant", rief der König, „und Der hat es doch gewußt!"

Mit diesen muntern Worten wollen wir unsere Anzeige von diesem Buche schließen, indem wir dem Verf. für seine größtentheils gern empfangenen Mittheilungen danken, den Leser aber darauf hinweisen, wie uns in einem dritten und letzten Bande dieser Fragmente, nach der Vorrede zu dem gegenwärtigen, noch eine reiche Nachlese zu denselben, namentlich aber die Epoche der zweiten Vermählung Friedrich Wilhelm's, die Regeneration des Heers, die kirchliche Union und Anderes von ähnlicher Bedeutung bevorsteht. 19.

Bibliographie.

Militairische Briefe eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Olymp. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunner, S., Der deutsche Hiob. Regensburg, Manz. Kl. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Chlebus, J. W. R., Judenthum und Heidenthum im Verhältnisse zu einander dargestellt. Berlin, Enslin. 8. 24 Ngr.

Deycks, F., Auswahl deutscher Gedichte des 17., 18. u. 19. Jahrhunderts, nach der Zeitfolge geordnet, mit biographischen und erklärenden Anmerkungen, nebst Mustern deutscher Prosa und Sprachproben der frühern Jahrhunderte. 2te verbesserte Ausgabe. Koblenz, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Etlar, C., Der Zigeuner. Ein Bild von Jütlands Westküste. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Mayer. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. 1 Thlr.

Feval, P., Der Sohn des Teufels, deutsch von A. Diezmann. 1ster Band. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 8. 10 Ngr.

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Stuttgart, Becher. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hofmann, v., Die Schlacht von Borodino mit einer Übersicht des Feldzugs von 1812. Koblenz, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr.

Koch, A., Der Kaiser und der Narr, oder das Turnier am Hofe. Großes romantisches Ritterlustspiel in 4 Aufzügen. Mainz, Wirth. 12. 10 Ngr.

Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. Nach amtlichen Quellen und Erfahrungen. In historischer, sittlicher, medizinischer und polizeilicher Beziehung beleuchtet. Berlin, Hofmann und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Reichardt, H., Die Gliederung der Philologie. Tübingen, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.

Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt von F. J. Mone. 1ster Band. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Texas. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer. Mit besonderer Rücksicht auf diejenigen, welche ihre Überfahrt und Ansiedelung durch Hülfe des Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas bewirken wollen. Mit einer Karte von Texas. 2te vermehrte Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bibel. Eine Rede an das deutsche Volk. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 4 Ngr.

Bresler, C. H., Dr. Luther's Tod und Begräbniß, von Augenzeugen geschildert, und die vier Trauerreden, die an Luther's Sarge gehalten sind. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 10 Ngr.

Die gemischten Ehen in der Erzdiözese Freiburg. Nach den Aktenstücken dargestellt. Zugleich ein Beitrag zur Beleuchtung der katholischen Zustände in Baden. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Guttzeit, F. W., Die Verfassung des preußischen Staats in ihren Grundzügen dargestellt. Danzig, Gerhard. 8. 5 Ngr.

Johannsen, J. C. G., Christus ist unser Meister. Neujahrspredigt 1846. Ein evangelisch-rationales Zeugniß in den Wirren der Zeit. Kopenhagen, Reitzel. 8. 4 Ngr.

Joseph, J. C., Wie hat sich der Herr auch am todten Luther als einen Gott der Lebendigen bewährt? Predigt über Matth. 22, 32. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2½ Ngr.

Köhler, L. M. R., Zwölf Predigten, theilweise mit Beziehung auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart, nebst einem Anhange von Gelegenheitsreden. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 15 Ngr.

Lampadius, W. A., Luther's Geist, ein Geist von Gott und Gedanken und Entschließungen evangelischer Christen an Luther's Grabe. Zwei geistliche Reden. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Mayer, J. M., Predigt zum Gedächtniß des Reformators Dr. M. Luther. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rauwerck, K., Hauptergebnisse der Landtagsabschiede in Preußen 1841, 1843, 1845. Berlin, Bethge. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Der Streit zwischen Regierung und Geistlichkeit im Kanton Waadt. Berlin, Bethge. Lex.-8. 3 Ngr.

Olearius, K. J., Was hat das Volk durch Luther gewonnen? Predigt. Stolberg, Schlegel. 8. 2½ Ngr.

Die Revolution im Waadtlande im Conflicte mit der Landeskirche. Halle, Mühlmann. Kl. 8. 7½ Ngr.

Schüler, C. F. C., Warum starb Dr. M. Luther nicht den Märtyrertod? Predigt über Ev. Luc. 18, 31—34. Stolberg, Schlegel. 8. 2½ Ngr.

Eiliges Sendschreiben an die geehrten Mitglieder der neukatholischen Kirche in Deutschland. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Offenes Sendschreiben an Hrn. Fürsten Carl von Wrede in Betreff der fünf Anträge in der hohen Kammer der Reichsräthe am 22. Dez. 1845, von einem katholischen Pfarrer der Diözese Eichstädt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Stockmeyer, J., Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? Zürich, Meyer und Zeller. 8. 9 Ngr.

Herr Prediger Uhlich und sein Amtseid. Eine Erwiderung auf die Abhandlung desselben „Über den Amtseid der Geistlichen". Von einem Mitgliede der evangelischen Kirche. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vogel, C. W., Luther, ein guter Kämpfer. Predigt. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 3 Ngr.

Westmorland, Graf v., Sendschreiben an den hochachtbaren Sprecher des Hauses der Gemeinen über die Anrechte der römischkatholischen Unterthanen Großbrittaniens, nebst einem Briefwechsel des Papstes Pius VII. mit dem verstorbenen König von Neapel und Beilagen. Aus dem Englischen übersetzt von R. Bellson. Berlin, Wolff. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

1. England. Von J. Venedey. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 6 Thlr.

Wenn man sagen darf, daß sich die ganze europäische Welt gegenwärtig in einer Krisis befindet, deren Ende und Resultat noch nirgend abzusehen ist, so treten die Symptome dieser europäischen Krisis doch nirgend so großartig und so unverschleiert auf als eben in England. Deshalb waren von jeher die Blicke aller denkenden Männer auf jenes wunderbare Inselreich gerichtet, deshalb sind sie es um so mehr in diesem Augenblicke, wo dort eine Revolution vor sich geht, wie die Geschichte keine zweite aufzuweisen hat und welche in den beiden Ländern Europas, welche mit England auf derselben Culturstufe stehen, ihrer ungewohnten Formen, ihres ungeheuern Inhalts wegen die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Frankreichs und Deutschlands Blicke sind unausgesetzt auf England gewendet und müssen es sein, denn England arbeitet jetzt praktischer und durchdringender als sie selbst an den Grundfragen der europäischen Civilisation, d. h. der europäischen Zukunft. Demzufolge mehrt sich in Frankreich wie in Deutschland eine Literatur, welche über England zu orientiren sucht und die englischen Zustände als einen Thermometer für ganz Europa betrachtet, demzufolge glauben wir am sichersten und am vortheilhaftesten zu verfahren, wenn wir bei unserer Besprechung der englischen Zustände ganz direct an diejenigen beiden Werke anknüpfen, welche in der neuesten Zeit als die vorzüglichsten sowol in der deutschen als in der französischen Literatur über England erschienen sind, an die Schriften von Venedey und Léon Faucher, und wenn wir hier und da eine Parallele zwischen der deutschen und der französischen Betrachtungsweise der englischen Fragen versuchen.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir das Werk, welches Venedey der deutschen Literatur über England geboten hat, das vortrefflichste und gediegenste nennen, was wir über die Zustände jenes uns verwandten Inselvolks besitzen. Seit Raumer ist viel über England geschrieben worden, aber nichts ist mit dem Werke Venedey's zu vergleichen. Wir finden in Venedey einen deutschen Touristen, der sich ganz und gar von der leichtfüßigen Manier des modernen Schriftstellerthums fern gehalten hat; es ist viel dorischer Charakter in seinem Wesen, viel Gründlichkeit und viel redliche Überzeugung. Sind unsere Ansichten zuweilen ganz andere als die seinigen, so schätzen wir doch immer die Gediegenheit, mit der er seine Überzeugungen vorzubringen weiß, wir bewundern die Fülle des Materials, welches er sowol durch unablässige Studien als durch unmittelbare Anschauung zu bewältigen und geschickt, selbst kunstreich, namentlich in dem historischen Theile seines Werks, zu verarbeiten gewußt hat.

Was wir schon früher in d. Bl., bei Gelegenheit der Besprechung seines Werks über Irland, von Venedey's Charakter und von seiner Persönlichkeit sagten, könnte hier wiederholt werden, wir weisen jedoch dahin zurück.*) Aber wir waren einstweilen der Hoffnung geworden, Venedey stehe am Ende seiner gründlich benutzten Odysseus-Fahrten und es öffne das heimische Thal des Rheines, es öffne die alte Vaterstadt Köln dem Verbannten für immer die Thore. Dessenungeachtet sehen wir Venedey aber wieder, nach einer kurzen Rast an der Brust des gealterten Vaters, nach einer ängstlich und nach Minuten abgewogenen traulichen Besprechung mit alten Freunden, auf die wirren Pfade des Flüchtlingslebens hinausgestoßen. Venedey sagt, er habe auch im fremden Lande Freunde und Freundinnen gefunden. In diesem Bekenntnisse aber liegt zugleich eine Erlösung des Humanismus den Principien des Nationalismus gegenüber, welchem Venedey huldigt und auf deren Prüfung sowol seine täglichen Beobachtungen als auch seine historischen Studien hinauszulaufen pflegen. Ja wohl, das Menschliche erhebt sich immer über das Nationale. Diese Wahrheit hat Venedey an seinem eigenen Leben bewährt gefunden. Der Nationalismus artet allzu oft in eine Beschränkung und Verkümmerung des Menschlichen aus. Dessenungeachtet hat sich in Venedey ein Hauptinteresse für alle nationalen Entwickelungen erhalten und wir erwähnen dieses Punktes von vornherein,

*) Vergl. Nr. 122 — 125 und Nr. 249 — 252 d. Bl. f. 1844. D. Red.

weil er einer der Hauptpunkte ist, in denen wir uns zu Venedey im Gegensatze befinden.

Venedey gehört zu der deutsch-nationalen Partei. Wir betrachten ihn als eine der tüchtigsten Gestalten im Kreise derselben. Wäre er durch seine Entfernung vom Vaterlande nicht wider seinen Willen verhindert worden, die Bewegungen Deutschlands innerlich mit durchzumachen und zu verarbeiten, er würde, wir sind es überzeugt, den Standpunkt, auf welchem er steht, hinter sich gelassen und das Princip des Nationalismus entschieden durchbrochen haben. Wenn er im zweiten Theile des vorliegenden Werks (S. 432—433) sagt: „Mein angeborenes Grausen vor allen Philosophen und aller Philosophie der Schule, meine Gespensterfurcht vor philosophischen Encyklopädien erlaubten mir nicht länger Gnade für Recht ergehen zu lassen und ich hatte den Muth, der Dame zu gestehen, daß ich kein Philosoph sei und gar keine philosophischen Werke lese", und ferner: „Ich ahnte nicht, wie grausam ich war. «So sind Sie also kein Philosoph?», sagte sie. «Bei Leibe nicht.» «Wol ein Politiker?» «So etwas»" u. s. w., so muß dieses Bekenntniß allerdings einen durchaus wunderlichen Eindruck auf uns machen. Wir sehen daraus, wie fremd, obwol wir uns nicht darüber wundern, verschiedene deutsche Richtungen für unsern Flüchtling geblieben sind. Die philosophische Bewegung ist nämlich in Deutschland weit über die „Schule" und die „Encyklopädie" hinausgegangen, sie eben ist es, welche in Deutschland einzig und allein, ohne von beschränkten Voraussetzungen anzufangen, den wahren Grund des Lebens sucht. Die philosophischen Schulmänner sind in Deutschland weit im Rückstande geblieben. Es gibt unter uns Viele, die Philosophen sind, ohne daß sie sich noch um die „Schule" oder um die „philosophische Encyklopädie" bekümmern. Aber Venedey erklärt geradewegs, er sei überhaupt kein Philosoph. In dem Sinne, wie sie jetzt gefaßt wird, ist sie die Wissenschaft aller wahrhaft menschlichen Interessen geworden. Indem Venedey sich als Nichtphilosophen bekennt, würde er also auch das allgemein menschliche Interesse von sich zurückweisen müssen. Das kommt ihm gewiß nicht in den Sinn. Er sei kein Philosoph, aber er sei ein Politiker, sagt er ferner. Die Politik wie sie ist und wie sie betrieben wird mag allerdings Grund haben, sich als den Gegensatz der Philosophie zu betrachten; wie aber Venedey die wahrhaft vernünftige Wissenschaft der Politik als den Gegensatz der Philosophie hinstellen kann, das will sich mit unsern Ansichten und Überzeugungen durchaus nicht vereinbaren lassen. Eine politische Wissenschaft, die nicht auf einem allgemein-vernünftigen, also philosophischem Boden beruht, eine politische Wissenschaft, die nicht die voraussetzungslose Kritik über sich anerkennt, sondern von Voraussetzungen wie z. B. Nationalitätsunterschieden, positiven Geschichtsdogmen u. s. w. ausgeht, wird immer mehr oder minder die Unfreiheit des menschlichen Geschlechts begünstigen und wenn sie hier und da in besondern, selbst in den meisten Fällen, das Wort für die Freiheit, für das „Volk" nimmt, sie kann niemals im Stande sein, das Panier der wahrhaft menschlichen Freiheit zu erheben, sie kann über den Bürger nicht zum Menschen und über die Nation nicht zur Menschheit gelangen.

Noch ein dritter Hauptpunkt ist es, in dem wir ganz anderer Ansicht sind als Venedey, nämlich in der Auffassung der socialen Zustände und der socialistischen Principien, die er natürlich mit seiner bürgerlichen Politik nicht in Einklang zu setzen vermag. Das Nähere sagen wir an der betreffenden Stelle. Wir haben nun, insoweit wir anderer Ansicht sind als Venedey, unsere Ansichten gleich vorangestellt, um den Lesern sowol des Venedey'schen Werks als auch dieses Artikels einen freiern Überblick zu gewähren. Um so unbefangener und ununterbrochener können wir jetzt Venedey in der Entwickelung und in dem Fortgange seines Werks begleiten.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung entwickelt die geschichtlichen Zustände Englands, die zweite beschäftigt sich mit den gegenwärtigen Verhältnissen desselben und bringt die unmittelbaren Anschauungen des Verf., wie er sich bemüht, dieselben mit seinen historischen Resultaten in Einklang zu bringen und auf denselben zu begründen. Beide Abtheilungen bilden also ein organisches Ganzes.

Die erste, nämlich die historische Abtheilung erscheint uns als die Meisterpartie des Venedey'schen Werks. Sie ist gründlich und klar zugleich, es sind langjährige, mühevolle Studien in derselben verarbeitet, ohne daß der Verf. auf deutsche Gelehrtenmanier in ellenlangen Citaten damit prunkte. Es war ihm, wie er selbst sagt, nicht um die Gelehrsamkeit, sondern um die Lehre zu thun und dazu genügten die Thatsachen, wie er sie in den Geschichtschreibern der Ereignisse, Verhältnisse, Zustände und Institutionen Englands fand. Er brüstet sich nicht mit der Mühe und der Arbeit, welche ihm das Aufsuchen der Quellen gemacht hat, es ist vor allen Dingen ein praktischer Zweck, den er bei der Durchforschung der englischen Geschichte im Auge behält: „Die Lehre in mein Volk niederzulegen, die ich selbst bei meiner Wanderfahrt durch Englands Gegenwart und Vergangenheit davongetragen habe." Wie gründlich die Studien Venedey's gewesen sind, das beweist, obgleich die Citate fehlen, die ganze Behandlung des historischen Theils. Venedey ordnet das schwierige und verwickelte Material so lichtvoll und selbst so künstlerisch, er hat einen so bestimmten, sichern Blick über Englands Zustände, wie er eben nur durch das allseitigste Studium zu erwerben ist.

Der erste Theil ist den Zuständen Altenglands gewidmet. Venedey führt uns in die dunkeln Tage der Briten und der Römer. Das Wesen der Briten war im Ganzen das aller keltischen Volksstämme. Lebendig, regsam, tapfer, rasch und unbeständig, dann aber auch gutmüthig, lebensfroh, genußsuchend, offenherzig, ohne Hehl und Arg, — das sind die Grundzüge der keltischen Art und Weise. Die gesellschaftliche Culturstufe, auf der die Briten standen, bevor sie mit der Cultur Eu-

ropas in nähere Berührung kamen, schildert Venedey in folgender Weise:

Es war die Stufe der reinen Familienorganisation. Das Eigenthum war nicht ein persönliches, nicht ein Kasten-, Volksstamm- oder Staatseigenthum, sondern gehörte der Familie; und wer Ansprüche auf dasselbe machen wollte, mußte vorerst bekunden, daß er zu der Familie gehöre, was dann genügte, sein Recht auf seinen Antheil an dem Familieneigenthume zu sichern. Nicht dem Volke, dem Staate, sondern der Familie gehörte der Einzelne an und so zersplitterte sich die ganze Bevölkerung Britanniens in eine Masse kleiner und größerer Familienkreise ohne innern festen Zusammenhang. Was Wunder, daß die Riesenmacht Roms, trotz aller persönlichen Tapferkeit der Briten, auch hier kam, sah und siegte?

Die Herrschaft Roms lag vier Jahrhunderte auf Britannien. Die Geschichte Roms in Britannien ist, mit Ausnahme der Kämpfe, so leer als möglich und läßt ohne alle Nachricht über den Zustand der Bewohner Britanniens, jedenfalls stellt sich aber, nach Venedey, als Hauptergebniß der Schluß heraus, daß die vierhundertjährige Herrschaft Roms den Briten nicht nur in Bezug auf ihre Cultur nichts genutzt, sondern im Gegentheil die guten und rüstigen Eigenschaften des keltischen Stammchararakters mehr oder minder vernichtet hat. Die Culturstufe der Briten war noch so niedrig, daß sie die höhere Civilisation Roms als ein feindliches Element zurückstoßen mußten und dieselbe nicht in sich aufnehmen konnten; sie blieben von dem Wesen derselben unberührt. Das beweisen die nächsten Ereignisse nach dem Rücktritte der Römer aus Britannien. Die Sprache Roms hatte nicht im Volke Fuß gefaßt, die Institutionen Roms gingen unter und an ihre Stelle trat fast unmittelbar das Ansehen der alten Familienhäupter, die die Römer entsetzt hatten. Die vierhundertjährige Gewohnheit an die fremde Herrschaft hatte aber jeden Rest von Selbständigkeit in den Briten besiegt. Die leichte Seite des keltischen Wesens hatte vollkommen das Übergewicht erlangt, sogar die alte Tapferkeit war verschwunden und als die Zeit der Noth kam, mußten die Briten die Beute des ersten Angriffs werden.

Es erscheinen die Sachsen. Die ersten Abenteurer riefen immer stärkere Züge neuer Auswanderer herbei, der Widerstand der Briten kam jetzt zu spät, er dauerte nur lange genug, um zu einem Vernichtungskampfe zwischen den alten Bewohnern Britanniens und den sächsischen Einwanderern zu führen. Venedey schildert vortrefflich, wie dieser Vernichtungskampf in allen Verhältnissen der beiden kämpfenden Parteien lag:

Die Briten auf dem Flachlande Britanniens hatten den Sachsen gegenüber nichts als ihre Hartnäckigkeit, und das genügte nur, um den Kampf zu verewigen. Was dem Einen eine Tugend, war dem Andern eine Schwäche, was dem Einen eine Ehre, war dem Andern eine Schande. Der Ernst des Germanen stieß gegen die frische Lebenslust des Kelten an, die ruhige Überlegung war ein Hohn der raschen Hingebung, die Tiefe des Gemüths ärgerte sich an der frohen Oberflächlichkeit u. s. w.

Das Alles mußte zu einem ewigen Kampfe und dieser Kampf zur Ausrottung der Briten führen, soweit das Schwert der Sachsen zu dringen vermochte. Die Folge dieser Ausrottung der Briten war, daß sich in England das germanische Wesen rein und ohne Beigeschmack verwirklichen konnte. Mit dem Untergange der Briten in ihrem Kampfe gegen die Sachsen erhielten diese vollkommen freies Spiel, und so kam es, daß germanisches Wesen von den Sachsen, so rein es in Deutschland selbst je bestanden hatte, nach England übergepflanzt wurde und, unter bessern Verhältnissen wie in Deutschland selbst, sich reiner in England erhielt als in dem eigenen Mutterlande.

Ebenso gründlich als klar ist nun die Übersicht, welche Venedey von den Gesetzen und Institutionen der Angelsachsen entwirft. In ihnen die Grundzüge aller gesellschaftlichen Verhältnisse darzustellen, darin ist Venedey Meister und es erreicht ihn so leicht Keiner in diesem Punkte. Die volksthümliche und staatliche Organisation der Sachsen beruhte ebenfalls auf der Familie, die Freiheit auf der Unangreifbarkeit des Hauses. Aber die Familie schloß nicht wie bei den Kelten den Kreis der gesellschaftlichen Zustände, sie war nur Grundlage des Staats und nicht der Staat selbst. Zehn Familien bildeten die unterste Stufe der volksthümlichen Organisation, in einer Art Gemeinde unter dem Namen Tithings. Die zweite Stufe bildeten zehn Tithings, die Hundreds, auf diese folgte eine Art Provinzialabtheilung Scyre, Shire; diese zusammen bildeten dann den Staat. Jede dieser verschiedenen Abtheilungen hatte ihr eigenes, selbständiges Leben, die Seele der Verbindung war aber die gemeinschaftliche Pflicht, für Ruhe und Ordnung einzustehen. Die Mitglieder der Zehnt, Hundert bilden unter sich eine Art Gericht, das über die Angelegenheiten der Gemeinde entscheidet. Der Vorsteher der Gemeinde ist der Alderman. Gewählt wurde der Alderman von der Gemeinde. Über dem Alderman gab es noch einen andern Beamten, den Gerefa (Graf), in den Shires den Shiregerefa (Sheriff). Es war wahrscheinlin ein königlicher Beamter. An der Spitze der Staatsverbindung stand der König. Wie der Alderman der erste Bürger der Gemeinde, so war er der erste Bürger des Staats. Der Staat beruhte in einer Reihenfolge von Behörden, in der jede der verschiedenen Stufen ein über dem andern stehendes Gericht bildete. Die staatliche Organisation war eine Art Gerichtsorganisation. Die Gerichte ordneten Alles, sprachen Recht und dieses Recht wurde Gesetz, allgemeiner Gebrauch. Der Gedanke der germanischen Organisation, sagt Venedey, beruhe auf dem thätigen Rechtsbegriffe, auf der Pflicht, auf der allgemeinen Verantwortung für die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens, und so war es ganz natürlich, daß dieser Gedanke in der Verwirklichung der Staatsthätigkeit zu einer Reihenfolge von Gerichten als der organischen Verkörperung des Pflichtgedankens führte.

Der König war der Erste im Staat, aber auch für ihn gab es ein Wehrgeld (Sühne für einen Getödteten), zwar das höchste Wehrgeld, aber doch ein Wehrgeld. Ein deutlicher Beweis, daß sich die Germanen bei ihrem Könige etwas Anderes dachten als die Römer unter ih-

ren Cäsaren und die neuere Zeit unter den absoluten Königen. Dem Könige folgte ein Adel, die Thanes genannt. Es ist schwer zu sagen, wie weit die Vorrechte desselben gingen. Dem Adel folgte ein Mittelstand, die Cearls genannt, sie waren Pächter und Ackerbauer. Zuletzt kamen die Sklaven oder besser Knechte. Diesen drei Volksclassen entsprachen wahrscheinlich drei Classen von Eigenthum: Thainland, Bondland und Folkland. Das erstere war das Eigenthum des Adels, das zweite der Besitz des freien Ackerbauers, der dasselbe von einem Adeligen in Pacht genommen; weniger klar ist es, was unter Folkland verstanden wurde, die Einen schreiben es den Gemeinden, die Andern den Knechten zu. Das sächsische Eigenthum kommt später unter dem Namen Sottage, Eigenthum, vor und unterscheidet sich als solches sehr streng von dem normannischen Eigenthum, war frei und ging auf alle Kinder zu gleichen Theilen, ausnahmsweise, vielleicht nur bei den ärmern Bauern, auf den jüngsten Sohn über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen auf der Reise. Novellen und Bilder von L. Mühlbach. Berlin, Mylius. 1846. 8. 2 Thlr.

Ref. hat keine Sympathie für die Literatur der Blaustrümpfe. Die Fähigkeit für männliches Wirken spreche ich zwar nicht einem einzelnen Weibe, wol aber dem weiblichen Geschlechte ab. Jedes Jahrhundert sieht einige Weiber geboren werden, von denen man sagen kann: ingenio viri, sexu feminae. Ja wir haben es in diesem Decennium erlebt, daß ein Weib wagte zu schreiben was jedem Manne unmöglich war; ich spreche von Bettina und ihrer Schrift: „Dies Buch gehört dem Könige". Mag in Bettina viel excentrisches, phantastisches Element sein, zu den heroischen Weibern gehört sie. Viel ruhiger, kälter scheint mir L. Mühlbach, Madame Theodor Mundt, obwol auch sie wie mit feurigen Zungen reden kann; man lese nur die Stelle, wo sie über Gefängnißwesen spricht.

Das vorgenannte Buch ist ein ganz und gar modernes Product; berlinisch-modern möchte ich es am liebsten nennen. In welche Situation, in welche Umgebung der Autor auch kommt, überall drängt sich das Bewußtsein aus ihm heraus, er gehört jener Stadt an, welche auf ihre Intelligenz so stolz ist. Ref. muß gestehen, daß ihm dies schon oft im höchsten Grade lästig, niemals aber weniger unangenehm geworden ist als in diesem Buche der Madame Theodor Mundt; man liest je weiter man vordringt mit desto größerm Interesse weiter. In ihrem Urtheil scheint L. Mühlbach fast immer scharf und sicher treffend; sie capitulirt nicht mit ihrem Gegner, sie will ihn total besiegen; dem Rauch zum Exempel gibt sie durchaus keinen Pardon, weil keine Poesie in seinen Werken sei: er könne nur Trinkliederstatuen machen und seine Victoriabilder sähen mit ihren zusammengeklemmten Beinen und dem Palmzweig auf der Schulter aus wie Rekruten, die das Exerciren lernen sollen. L. Mühlbach's Naturschilderungen sind klar, niemals verlieren sie sich ins Überschwängliche und Unbestimmte; die Sprache ist überall dem Gegenstande angemessen, ganz einfach, ohne Prätensionen. An charmanten Einfällen ist das Buch reich; z. B. als L. Mühlbach nach Ferney und in Voltaire's Zimmer kommt, trifft sie daselbst eine Katze, welche die Besuchenden durch Haus und Garten geleitet; plötzlich wird es ihr zur Gewißheit, daß das nicht eine gewöhnliche Katze, sondern Voltaire's Geist sei; dieser Scherz ist recht hübsch durchgeführt.

Als ein paar Hauptpunkte des Buchs müssen wir folgende bezeichnen; der erste ist der, wo Madame Theodor Mundt über das Gefängnißwesen, namentlich über das Isolirungssystem spricht; da ist die Verf. so ganz erfüllt von ihrem Gegenstande, daß die Darstellung den höchsten Grad von Anschaulichkeit gewinnt und daß die Sprache mit wahrhaft siegender Gewalt daherströmt.

Ein anderes Hauptmoment des Buchs bildet die Stelle über J. J. Rousseau. L. Mühlbach sagt: „Die neue Zeit ward zuerst geboren in Jean Jaques; er hat sie großgetragen unter seinem Herzen, er hat sie geliebt und verachtet zugleich, wie er auch die Menschheit liebte und verachtete, und weil er aller Zeiten Unglück und Leid empfinden und ermessen konnte in seinem edeln großen Herzen, darum wollte er auch der Menschheit einen Balsam geben für ihre großen klaffenden Wunden, und deshalb gab er ihr den «Contrat social». Aber die Krankheit, die er heilen wollte, sie ergriff ihn selber und so siechte er hin und starb an dieser großen Krankheit der Zeit, so blutete sein Herz aus tausend Wunden, die ihm die undankbare Welt geschlagen, und an diesen Wunden starb er. Er wollte der Zeit Arzt sein und war auch selber krank an der Zeit Irrthum, und ein großer Schmerzesschrei ging kreischend und unheilvoll durch die letzten Jahre seines Lebens. Jean Jaques zog es vor zu arbeiten, statt sich ernähren zu lassen, und unsern reisenden Freiheitssänger Hoffmann von Fallersleben, den würde er nicht begreifen und vielleicht erröthend statt seiner die Augen niedergeschlagen haben. Jean Jaques glich nicht unsern modernen Freiheitshelden, weder Hoffmann noch Herwegh, welcher Letztere einst jenen bekannten Besuch beim König von Preußen machte und sich dort unbeholfen, angstvoll und zaghaft zeigte. Auch Jean Jaques wurde zu einem Könige beschieden, ein König wollte nicht allein ihm danken, der Philosoph sollte aus den Händen Ludwig's auch ein Jahrgeld empfangen. Das wußte Rousseau, er wußte aber auch, daß er nicht gemacht sei mit einem Könige zu verkehren, daß er entweder die Freiheit seiner Rede bezwingen oder durch die Freiheit seiner Rede verletzen würde. Beides wollte er vermeiden, und arm wie er war, entsagte er dem verheißenen Jahrgelde, nahm Postpferde und verließ Paris ohne dem Könige vorgestellt zu werden; er ernährte sich damit, daß er jeden Vormittag die miserable Musik der damaligen Mode copirte."

Zum Schluß fügen wir die nach allem Obigen fast überflüssige Bemerkung bei, daß dies Buch von L. Mühlbach allen Freunden einer geistreichen, zu Controversen und weiterer Mittheilung anregenden Lecture lebhaft empfohlen werden darf.

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

Die sächsischen Institutionen, wie Venedey sie schildert, enthalten den Keim der englischen Constitution in allen ihren Hauptbestandtheilen, die Gemeinde, das Parlament, das Geschworenengericht, die Oberherrschaft des Rechts und Gerichts über Gesetz und Gesetzgebung. Es war aber zu Anfang kein Segen bei dem Werke der Eroberung, die Sachsen krankten an den Folgen der Eroberung. Sie wurden, wie Venedey sagt, ein „Räuber- und Säufervolk", bis zuletzt Ersättigung und Ermattung eintraten. Die Staatsorganisation wurde immer aristokratischer; der Keim des Aristokratismus lag in der Abtheilung des Volks nach Classen. Das Volk wurde immer rechtloser und zurückgedrängt von der Bahn des öffentlichen Lebens. Die Sachsen stifteten eine Menge kleiner Königreiche, die Folge davon war Zersplitterung. Das führte zu endlosen Kriegen und endlich zu einer Art Föderation von sieben Königreichen, die die übrigen besiegt und verschlungen hatten. Während des Kampfs entarteten alle Theile des Volks und alle Institutionen. Selbst das Christenthum konnte diesen Lauf der Dinge nicht ändern, es wurde im Gegentheil ein neues Element der Auflösung.

So waren die Sachsen reif, die Beute eines neuen Eroberers zu werden. Es erschienen die Dänen und ihre Macht wurde bald, gegenüber den sich selbst zersplitternden Sachsen, so groß, daß sie an die Eroberung des ganzen Landes denken konnten. Diese Eroberung wurde zur Zeit Alfred's auf eine Weile durchgeführt, aber Alfred besiegte sie wieder und suchte nun die Institutionen der sächsischen Vorfahren wiederherzustellen. Diese Erneuerung der altsächsischen Institutionen sicherte die Herrschaft der Sachsen abermals für fast anderthalb Jahrhundert. Aber die Wiederbelebung des altsächsischen Wesens konnte den Untergang wol aufschieben, aber nicht verhindern, der Keim der Entartung lag tiefer. Der Geist der einst die Sachsen beherrscht hatte verließ das Volk. Die Sachsen haben nur noch zum Morde, nicht mehr zum Kriege und zum Gemeinsinne Muth. Die höchste moralische Verwilderung herrschte unter den Großen. Die Sachsen unterlagen den Angriffen der unter einem Fürsten vereinigten Dänen und Norweger und bald herrschte Kanut über alle Sachsen in England. Aber die Dänen verstanden es nicht neues Leben in den faulenden Körper zu bringen, sie wurden nur selbst von der Ansteckung ergriffen. Ihre Herrschaft zerfiel wieder.

Die Schlacht bei Hastings brachte der Sachsenherrschaft den Untergang und dem Normannenthume den Sieg. Venedey sagt: „Aber die Zukunft wird uns zeigen, wie der sächsische Kern, durch Unglück und Elend gereinigt, neue Wurzeln faßte und zuletzt abermals die schönsten Früchte trug." Es lag in der That in den untern Classen des sächsischen Volks noch sehr viel gesunde Natur verborgen; ein Beweis davon mag es sein, wie ein Bauer sich bis zum Throne hinaufschwingen und den Normannen den Sieg streitig machen konnte. In den Sachsenbauern war noch ein unangegriffenes Element höherer Kraft und bessern Wesens.

Eine vortreffliche Schilderung finden wir bei Venedey von der Auffassung der öffentlichen Verhältnisse bei den Normannen unterworfen. Aus der richtigen Erkenntniß derselben resultirt die Erkenntniß der ganzen englischen Geschichte, der englischen Institutionen. Für den Frieden hatten sie die altgermanische Gerichtsorganisation, für den Krieg machten sich die Feudaleinrichtung geltend. Das Feudalsystem ist also nichts Anderes als die umgekehrte Anwendung des Grundgedankens der germanischen Volksorganisation auf die Zustände der Eroberer in einem eroberten Lande. Die Eroberung selbst fand im Namen des Herrschers statt. Was erobert wurde, wurde vorerst und vor Allem sein Eigenthum, das er dann wieder unter seine Hauptgenossen vertheilte. Die Normannen, bevor sie in England landeten, waren auf der Stufe des Feudalrechts angelangt, auf der der alte Begriff einer ursprünglichen Gleichheit zwischen Herren und Vasallen noch nachwirkte, aber auch der Übergang in ein Dienstverhältniß sich schon vielfach verwirklicht hatte. Das Nähere muß bei Venedey selbst nachgesehen werden. Die Sachsen wurden in den ersten Jahren die der Eroberung folgten unterjocht, ihre Rechte verkannt, ihre Aristokratie und ihre Geistlichkeit verachtet, das Volk mit dem Schwerte zum Schweigen gebracht. „Aber", sagt Venedey und er hat recht, denn

sonst würden sich die folgenden Ereignisse der englischen Geschichte nicht erklären lassen, „das verhinderte nicht, daß der Baum des sächsischen Volks und der sächsischen Rechte nicht ausgerottet wurde. Der Sturm war groß, die Früchte fielen zu Boden, die Äste brachen; der Baum und die Wurzeln des Volks saßen zu fest, um so leicht ausgerissen zu werden.“

Die nächste Folge der Eroberung war die Einführung des normannischen Feudalsystems in England. Die ganze Feudalorganisation Englands war die eines Kriegsheers. Die Feudalgüter wurden erblich erworben, im Gegensatze zu den sächsischen Gütern auf Lebensdauer. Auch die Stellung der Geistlichkeit wurde in den neuen Zuständen Englands eine ganz andere. Die Sachsen hatten zwar die Oberherrschaft des Papstes zugegeben, aber sie dachten sich dieselbe wie die ihres Fürsten, nicht als einen kirchlichen Absolutismus, sondern als eine durch die über der Macht des Einzelnen stehenden Gesetze geordnete, durch das Ansehen und die Rechte der Gemeinde selbst beschränkte Gemeinschaft der Kirche, ihrer Vorsteher und Anhänger. Die Normannen dagegen hatten sich mit den südlichen Völkern an die Alleinherrschaft des Papstes gewöhnt, die Päpste selbst hatten die Eroberung Englands durch die Normannen eingeleitet, unterstützt und gebilligt. Wilhelm der Eroberer bekämpfte die sächsische Geistlichkeit und ersetzte sie durch Normannen oder sonst römisch gesinnte Prälaten.

Die Geschichte der normännischen Verhältnisse und die Darstellung der Wiedergeburt des sächsischen Volksgeistes unter denselben und selbst durch dieselben wird von Venedey so concis, so klar und vielfach dargestellt wie wir sie nirgend gefunden haben. Venedey ist ein Meister in der Auffassung und Verfolgung aller volksthümlichen Regungen und Bewegungen. Aus dem dürrsten Holze zieht er den lebendigsten und den erquickendsten Saft. Wir citiren hier nur den Schluß jener unvergleichlichen Darstellung:

So sehen wir bald nach der Eroberung die Sachsen ruhig und unbeachtet in jede Lücke einrücken, die die Normannen offen gelassen hatten. Nur der höhere Adel der Normannen hielt sich ganz rein. Die Geistlichkeit sah sich veranlaßt, sich auf das Volk zu stützen, um mit ihm ihre eigenen Absichten durchzusetzen und die Macht der Könige zu bekämpfen. Die Knights, Dienstleute, die sich nach und nach zu einer zweiten Classe der Aristokratie hinaufschwangen, waren zum Theil höchst wahrscheinlich größtentheils Sachsen. Das Volk in Masse rettete, nachdem die ersten Stürme vorüber waren, seine Freiheit, sowol in den Städten als auf dem Lande, in jenen durch die alten Gebräuche und die Privilegien der Könige, in beiden durch das Institut eines freien Eigenthums, das aufrecht stehen blieb. So bereitete sich die Wiedergeburt der sächsischen Freiheit in einer Zeit vor, in der noch alle Welt glauben konnte, der Sieg der Normannen habe die Sachsen für immer vernichtet. Die Normannen selbst wurden zu thätigen Gehülfen an dem Werke. Sie mochten in Mehrzahl denken wie Heinrich I, der da sagte, „daß er die Sachsen zwingen werde, den Pflug zu ziehen wie Lastthiere“, und der dann gezwungen war, so zu handeln, daß der Blick des Forschers ohne Mühe in seinem Thun und Lassen die festen Wurzeln der zukünftigen Freiheit Englands, die erste Bürgschaft der Wiederherstellung sächsischer Gesetze und Rechte sieht.

Die Gestaltungen, welche zur Magna charta führten, entwickelt Venedey im Gegensatze zu fast allen Geschichtsschreibern. Es ist in den englischen Geschichtswerken herkömmlich, z. B. bei Hume, diesen ganzen Kampf und seine Erfolge den Baronen vorzugsweise und der Geistlichkeit im zweiten Range zuzuweisen. Vom Volke ist fast nie die Rede. Es erklärt sich das von selbst durch das äußere Ansehen, das die Barone besaßen und noch mehr durch die aristokratische Auffassungsweise, die in England Mode geworden ist und alle nachfolgenden Geschichtschreiber mehr oder weniger beherrscht. Bei Lichte besehen stellt sich aber, wie Venedey vortrefflich nachweist, heraus, daß die Barone höchstens in zweiter Linie kommen, während das Volk, die Gemeinfreien und besonders die Londoner nicht weniger thätig waren als die Barone und sich jedenfalls bei dem Kampfe weit patriotischer bewiesen.

Was besonders für die Thätigkeit des Volks bei der Erringung der Magna charta spricht, ist die Magna charta selbst. Hören wir Venedey:

Darüber sind alle Geschichtsforscher einverstanden, daß die Magna charta nichts als eine Erneuerung der Gesetze Eduard's des Beichtigers ist, daß sie in den alten Gebräuchen des Landes, in dem Common law fußt. Die Verschworenen verlangten ausdrücklich die Wiederherstellung der Gesetze Edward's. Die Barone, die das Wort führten, und die Geistlichen selbst, die sie lenkten, hatten sich aber so wenig um diese Gesetze bekümmert, daß keine einzige Abschrift derselben aufzufinden war. Die Gesetze aber lebten als Gebräuche im Volke fort und die Stimme des Volks drang durch die Foderungen der Barone durch. Zuletzt fand sich dann eine Abschrift der Charte Heinrich's I., die wiederum eine Zusammenstellung der Gesetze Edward's war und der Magna charta als Grundlage diente. Diese selbst also ist sächsisches Gesetz, Common law, und das allein bekundet, von welcher Bedeutung die Wünsche des Volks in dieser allgemeinen Bewegung zur Sicherheit der Rechte waren.

Wenn aber auch dieser historisch organische Zusammenhang zwischen der Magna charta und den sächsischen Gesetzen die Theilnahme des Volks an ihrer Erlangung noch nicht bewiese, so würde doch der Schutz, den das Volk in ihr findet, dafür sprechen. Es werden immer die Interessen aller übrigen Classen zurückgesetzt werden, wenn nur eine Classe, nur ein Theil der Nation thätig ist. Durch die Magna charta werden aber die Interessen aller Classen des englischen Volks, vom Könige bis zum Villain herab, gesichert, soweit eben die damalige Volks- und Classenstellung Interessen sichern konnte. Venedey sagt:

Wir haben gesehen, wie das sächsische Volk nach und nach wieder zu einer größern thatsächlichen Freiheit, zum Selbstbewußtsein seiner Kraft kam, und so erklärt sich die vorherrschende sächsische Rechtsansicht in der Magna charta von selbst, so erklärt sich vor Allem, was sonst ein unauflösliches Räthsel bleiben würde, der Schutz der Interessen aller Classen des Volks in einem Gesetze, das, wie oft es auch als ein Werk des Adels und der Geistlichkeit allein ausgegeben wurde, unter der thätigsten Mitwirkung des ganzen Volks, nur durch die gemeinsamen Bestrebungen aller Classen der Nation errungen wurde.

Wir theilen die Rechte, welche die Magna charta gewährt, dieser wichtige Posten englischer Volksfreiheit,

hier nach Venedey etwas ausführlicher mit als wir sonst sein können.

Die Magna charta sichert die Rechte des Königs, des Adels, der Geistlichkeit, der gemeinen Freien und selbst der Unfreien. Sie stellt den **König** an die Spitze der gerichtlichen und Feudalorganisation des Landes, sie bestimmt die Feudalabgaben die er erhält, und stellt bereits den Grundsatz auf, daß die Person des Königs, selbst wenn er Unrecht gethan habe, heilig und geschützt sei. Im Interesse der **Barone** begrenzt sie die Feudalrechte und Abgaben, schützt gegen Willkür, sichert gegen billige Abgaben den Erben die Besitzungen ihrer Väter, nimmt das Erbgut gegen die Schuldner und namentlich die Juden in Schutz. Die Hauptrechte aber, welche die Charte den Baronen sichert, bestehen darin, daß in Zukunft keine größern Kriegsabgaben mehr ohne die Zustimmung des „Gemeinraths des Reichs", d. h. die Erzbischöfe, Bischöfe, Earls, Barone und Chieftenants eingefodert und eingetrieben werden sollen und dann, daß sie den Gerichtsstand der Barone von neuem ordnet und ihnen das Urtheil ihrer peers verbürgt. In diesen beiden Rechten wurde die Zukunft des ganzen Adels gesichert. Die **Geistlichkeit** nahm an den Rechten der Barone Theil, als Geistlichkeit erlangte sie die Erklärung, daß die Kirche und die Wahlen zu den Kirchenämtern frei sein sollten, dagegen gestand sie zu, daß die Geistlichen für ihre nicht geistlichen Besitzungen als Laien betrachtet und nur den nicht geistlichen Gerichten zuertheilt werden sollten. Am umfassendsten ist die Charte über die Rechte der **Gemeinfreien**; sie erhielten dadurch persönliche Freiheit, gesichertes Eigenthum, gesicherten Handel und feste gesicherte Rechtspflege. Der einflußreichste Theil der Rechte bezog sich auch hier auf die Rechtspflege. Wie bei der Aristokratie, wurde den Freien das Recht zugesichert, nur auf das Urtheil ihrer peers hin verhaftet zu werden. Dies Urtheil selbst mußte auf das Zeugniß von unbescholtenen Zeugen gegründet sein, das Eingeständniß des Angeklagten genügte nicht. Die Villains selbst wurden in ihrem Eigenthume, in ihren Geräthschaften geschützt. Die Magna charta stellte die allgemeinen Institutionen des Landes, besonders die Gerichtsorganisation, auf einen viel festern Fuß, sie wies die Königsbeamten in ihre Grenze zurück und verbot den Sheriffs, Constables, Coroners oder Bailiffs zu Gerichte zu sitzen. Sie beschränkt die Waldgesetze, verbietet den fremden Söldnerdienst und führt sogar ein gemeinsames Maß und Gewicht ein. Mit Recht sagt Venedey:

> Der Charakter der Magna charta ist ein doppelter: sie erkennt den Baronen ein höheres öffentliches Recht — das sich selbst zu besteuern — zu, während sie den Gemeinfreien nur Privatrechte sichert. Diese Bevorzugung ist ein Nachklang der Eroberung, ist normannisch-aristokratisch. Neben diesem aristokratisch-normannischen Beigeschmacke tritt dann aber das demokratisch-sächsische Gemeinrecht in Bezug auf alle Privatverhältnisse abermals in den Vordergrund. Die Normannen suchten die Vorrechte, die sie in der Eroberung erlangt hatten, zu sichern, die Sachsen, das Volk, legten die feste Grundlage zu weitern Fortschritten, die der Zukunft vorbehalten waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christian Ludwig Liscow's Leben nach den Acten des großherzoglich mecklenburgischen Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. C. F. Lisch. Schwerin, Stiller. 1845. Gr. 8. 14 Ngr.

Es ist dem unterzeichneten Ref. sehr erfreulich gewesen, zu den von ihm gemachten Mittheilungen über Liscow theils in Privatbriefen, theils öffentlich in Recensionen, namentlich vom Dr. Wienbarg in den hamburger „Literarischen Blättern", 1845 Nr. 7 — 13, vom Geheimen Hofrath Hand in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung", 1845, Nr. 100, und von einem Recensenten in diesen Blättern, 1845, Nr. 231 und 232, Berichtigungen und Ergänzungen zu erhalten. Eine sehr dankenswerthe Ergänzung zur Biographie dieses Schriftstellers enthält auch obige Schrift. Herr Archivar Lisch hatte bereits theils aus ältern gedruckten Quellen, unter denen die bereits von Dr. Wienbarg benutzten Nachrichten des Justizraths Dr. G. P. Schmidt von Lübeck in Altona in den „Schleswig-holstein-lauenburgischen Provinzialblättern", 1821 — 23, den meisten Werth haben, theils aus den im schweriner Staatsarchiv aufgefundenen Urkunden eine Biographie Liscow's zum Druck fertig, als er des Ref. zum Theil ebenfalls auf noch unbekannten Papieren beruhende Monographie über Liscow erhielt, was Herrn Lisch veranlaßte, die Resultate der zuletzt genannten Darstellung theils in Anmerkungen zu benutzen, theils in Parenthesen seinen Mittheilungen gehörigen Orts beifügen zu lassen.

Herr Lisch hat nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die literarische Bedeutung Liscow's vorzüglich dahin gestrebt, durch eine sehr sorgfältige Zusammenstellung und Kritik der meisten über Liscow's Leben und Schriften besonders in norddeutschen Blättern zerstreuten Notizen und durch Benutzung der über Liscow im schweriner Archiv aufgefundenen Nachrichten die Lebensschicksale desselben ins Licht zu setzen. Das ist gewiß sehr dankenswerth, zumal da dadurch über einen Theil seiner Wirksamkeit, nämlich in Diensten des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, ein ganz neues Licht verbreitet worden ist. Aber was sonst zu einer Biographie gehört, die Entwickelung des Charakters des zu schildernden Mannes und die Beurtheilung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit im Detail, sodaß uns dadurch die ganze Zeit in der er wirkte anschaulich werde, scheint er ebenso wie die einer solchen Aufgabe entsprechende Darstellung wol absichtlich unberücksichtigt gelassen zu haben: er hat Liscow nicht als Historiker betrachten, sondern als gewissenhafter Archivar Material für den Historiker sammeln wollen und für dieses Material werden ihm alle Literarhistoriker sehr dankbar sein. Demnach will Ref. auch nicht weiter mit ihm rechten, daß er von Liscow sagt: „er sei an Geistesreichthum und Klarheit bis auf die neuern Zeiten von Niemandem übertroffen worden und seine Ausdrucksweise erinnere in ihrer objectiven Vollendung an Goethe." (?) Ref., der Liscow zu schätzen weiß, aber nicht überschätzen will, begnügt sich auf Das hinzuweisen, was er in seiner Biographie in einer auf die vorausgehende Kritik seiner Schriften gestützten bestimmten Charakteristik darüber gesagt hat.

Herr Lisch gibt zunächst auf 13 Seiten sehr ausführliche Nachrichten über Liscow's Verwandtschaft. Bei aller Anerkennung des Fleißes, mit dem er hier viele zeither unbekannte Notizen zusammengestellt, möchte doch Ref. fragen, wem als der Familie mit allen diesen Nachrichten gedient sein kann? Was sollte aus der Literaturgeschichte werden, wenn wir uns in der Weise um die Angehörigen unserer berühmten Männer kümmern wollten? Nur einige Berichtigungen will Ref. hier recht gern annehmen, nämlich 1) daß Liscow's Vater und Liscow's Bruder (Letzteres hat schon Hand berichtigt) nicht Johann, sondern Joachim geheißen, doch ist Ref. zu entschuldigen, da in der Abschrift des Taufzeugnisses, das ihm der wittenberger Pastor Daneel zugeschickt, beide Johann genannt werden, und 2) daß Liscow's Bruder, der durch seinen Verkehr mit Hage-

dom einiges Interesse in Anspruch nimmt, Theologie studirt hat (Lisch S. 18). Liscow's Geburtstag (26. April) ist von mir schon in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" aus einer authentischen Quelle berichtigt worden, die Lisch S. 22 anführt, aber nicht selbst hat benutzen können.*)

Aus den weitern sehr sorgfältigen Untersuchungen über Liscow's Jugendbildung hebt Ref. als ihm zeither unbekannt seine Immatriculation in Rostock 1718 hervor. In Jena ist er (nach Hand) 1721 aufgenommen worden. Für die Zeit von 1734 geben die von Lisch zuerst benutzten Papiere des schweriner Archivs interessante Aufschlüsse. In dem erwähnten und folgenden Jahre war nämlich Liscow als Privatsecretair in Diensten des ehemals holstein-gottorpischen Geheimen Raths von Clausenheim bald in Hamburg, bald auf dessen Gute Körchow in Mecklenburg und trat darauf, was zeither ganz unbekannt gewesen, in die Dienste des durch seinen Streit mit den Ständen und durch seine Vertreibung durch kaiserliche Executionstruppen bekannten Herzogs Karl Leopold von Schwerin, von dem er als außerordentlicher Gesandter von Wismar aus nach Paris gesendet wurde, um die Vermittelung Frankreichs für des Herzogs Wiederherstellung zu bewirken. Hier hatte der Verf. eine schöne Gelegenheit, durch ein lebendiges Zeitbild wenigstens diesem Theile seiner Biographie ein höheres Interesse zu geben. Wir erhalten aber fast nur Das, was unmittelbar Liscow's diplomatische Sendung betrifft, nebst 23 größtentheils interessanten Actenstücken. Allerdings vertrat hier Liscow das Interesse eines Fürsten, der eines ehrlichen Mannes Anhänglichkeit nicht verdiente. Auch mußte er es schwer büßen, denn eben weil er ihm treu diente und nicht zu heucheln verstand, fiel er in Ungnade und konnte von seinem Herrn verlassen nur durch Vorschüsse einiger Bekannten die Rückkehr ins Vaterland ermöglichen. Alle spätern Reclamationen um Wiedererstattung des im Dienste des Herzogs verausgabten Geldes waren vergeblich. Darauf verabschiedete sich Liscow im April 1737 von Hamburg aus durch eine für ihn höchst ehrenvolle briefliche Erklärung vom Herzog und wurde bald darauf, wie bekannt, Privatsecretair des Geheimen Raths von Blome in Preetz. Dies sind die bedeutendsten Ergänzungen zur Biographie Liscow's, welche wir Lisch's Mittheilungen verdanken.

In der weitern Darstellung der Lebensverhältnisse Liscow's in preußischen und sächsischen Diensten hat der Verf. vorzugsweise die vom Ref. aus dem dresdener Archive gegebenen Aufklärungen benutzt und nur zur Erläuterung seiner Wirksamkeit als preußischer Legationssecretair noch einige Brieffragmente aus holsteiner Blättern mitgetheilt, welche dem Ref. unzugänglich geblieben waren.

Mit Recht bemerkt Herr Lisch S. 2, daß auch Liscow's Briefe ganz abgesehen von dem Beitrag, den sie zu seiner Charakteristik liefern, an und für sich sehr beachtenswerth sind und zu seinen Werken gezählt werden müssen. Kurz nach dem vollendeten Druck seiner Biographie Liscow's erhielt Ref. durch die Gefälligkeit eines Freundes sehr interessante Mittheilungen über Liscow vom Kanzleirath Gramberg in der von G. A. von Halem in Oldenburg herausgegebenen Monatschrift „Neue Irene", April- und Juniheft 1806. Diese Zeitschrift muß ganz verschollen sein, da diese Mittheilungen von Niemandem benutzt worden sind, der über Liscow geschrieben hat. Auch Lisch citirt sie blos bei Angabe des Geburtstags unsers Schriftstellers, hat aber weiter keine Notiz davon genommen. Zwar enthalten auch Gramberg's Mittheilungen viele Unrichtigkeiten, aber sie geben interessante Auszüge aus 15 französischen Briefen Liscow's an Hagedorn, die sich durch Entschiedenheit der Gesinnung wie durch Witz und Gewandtheit des Stils auszeichnen und manche Aufschlüsse über Liscow's Leben und Treiben in Dresden aus Briefen des dresdener Hagedorn an seinen Bruder in Hamburg. Gramberg hat diese Briefe aus Hagedorn's Nachlaß erhalten, welcher damals im Besitz des Herausgebens seiner Schriften, Eschenburg's, war. Der Sohn desselben, Herr Pastor Eschenburg zu Lehndorf und Kreuzkloster vor Braunschweig, der seines Vaters Papiere aufbewahrt, hat trotz der sorgfältigsten Nachforschungen diese Briefe nicht mehr auffinden können. Sie sind also wahrscheinlich nicht zurückgesendet worden und vielleicht wie alle spätern Schriften Liscow's verloren gegangen. Demnach muß man sich mit jenen Auszügen begnügen, die ich bei einer etwanigen zweiten Auflage meiner Biographie Liscow's nebst den andern mir währenddeß zugekommenen oder noch zukommenden Ergänzungen gewissenhaft benutzen werde.

K. G. Helbig.

*) Liscow selbst hat einen für den Dichter Hagedorn bestimmten den Briefen des jungen Hagedorn beigelegten Aufsatz mit den Worten unterzeichnet: Moguntiae, ipso natali meo, VI Kal. Maj. A. O. R. 1741.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französisches Lesebuch für Franzosen.

Bei der Beurtheilung einer Blumenlese literarischer Erzeugnisse wird man die Frage, ob eine solche Chrestomathie für Ausländer, welche in das Studium einer fremden Literatur eingeführt werden sollen, oder für Eingeborene bestimmt ist, füglich nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Der Standpunkt bei der Beurtheilung muß durch diese Rücksicht ein wesentlich verschiedener werden. So kann also eine solche Mustersammlung für den Ausländer von bedeutendem Interesse sein, während sie für die Glieder der Nation, unter deren geistiger Production sie eine Auswahl treffen will, ungenügend genannt werden muß. Frankreich hat keine Sammlung dieser Art, welche auch nur im entferntesten mit Wackernagel's Lesebuche zu vergleichen wäre. Es haftet fast allen diesen Chrestomathien ein allzu zähes Festhalten an Dem an, was einmal als classisch eine gewisse Sanction erhalten hat. Derselbe Vorwurf trifft auch die „Chefs d'oeuvre classiques de la littérature française", vom Abbé Marcel. Und doch ist diese Sammlung immer noch eine der vorzüglichsten von denen, welche von Franzosen benutzt werden. Der neueste Band derselben, welcher vor kurzem erschienen ist, beschäftigt sich mit dem epischen und dramatischen Genre. Der Verf. bietet nicht immer ganze Stücke, und wenn dies einerseits ein Nachtheil genannt werden muß, so versteht er es doch, die fehlenden Partien durch ein kurzes Résumé und durch einige Andeutungen zusammenzufassen. Der ästhetische Standpunkt des Verf. ist nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen und besonders kleben ihm manche Vorurtheile der classischen Schule an.

Handbuch der Chronologie.

Es fehlt der französischen Literatur nicht an sehr umfassenden Darstellungen über das Gebiet der Chronologie. Nichtsdestoweniger ist das vor kurzem erschienene „Manuel de chronologie universelle" von Sedillot für Freunde historischer Studien eine ganz beachtenswerthe Gabe, indem seit den „Elements de chronologie" von F. Schöll zwar viele umfassende Werke, aber doch kein recht brauchbares Handbuch herausgekommen ist. Die vorliegende Schrift nun, obgleich sie die Resultate der neuern Forschungen nicht unberücksichtigt läßt, macht doch keine Ansprüche auf eine eigentlich gelehrte Geltung, indem sie mehr auf einen weitern Kreis berechnet ist. Aus dieser Rücksicht hat sich der Verf., dem man für seine fleißige Zusammentragung Dank wissen muß, der ältern Orthographie bedient, welche nun einmal der französischen Sprache eingewachsen ist. Er mag nicht ohne einigen Grund gefürchtet haben, daß er seinen Lesern einen schlechten Dienst leisten würde, wenn er Chlodowig statt Clovis u. s. w. schreiben wollte, obgleich diese Bezeichnungen in streng wissenschaftlichen Werken sich allmälig Geltung verschaffen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 138. — 18. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Der nächste Abschnitt führt zur Entwickelung des Parlaments, der Kampf der königlichen Allmachtsidee gegen die von den Baronen in der Magna charta erworbenen Rechte. In einem „Parlamente", gehalten zu London 1258, suchten die Barone die Macht des Königs (Heinrich III.) für immer zu vernichten. Der König mußte genehmigen, zwölf Barone aus seinem Rathe und zwölf andere, von den Baronen des Parlaments gewählt, zu bestätigen, die in einer Art Parlamentscommission die Klagen des Landes vorlegen und ihre Abhülfe betreiben sollten. Das „Mad parlement" vernichtete die königliche Macht und setzte eine rein aristokratische Oligarchie an ihre Stelle. Die Versammlung der Barone selbst wurde zu einer Art Form, zu einer Wahlversammlung, während die ganze Macht des stellvertretenden Regierungselements in die Hände von zwölf hohen Baronen überging. Die Barone suchten sich zwar auf das Volk zu stützen, aber sie vergaßen für das Volk zu sorgen. Hierin lag die Ursache des Sturzes der neuen oligarchischen Herrschaft. Was die innere und äußere Weiterentwickelung des Parlaments betrifft, so können wir nur auf Venedey verweisen. Hier das Resultat seiner Darstellung:

> Mit dem Eintritte des dritten Standes in das Parlament Englands beginnt eine neue sächsische Epoche, wenn auch die normannische noch lange nicht abgeschlossen war. Das sächsische Element war wie eine unterirdische Strömung unter der Oberfläche des bewegten Meeres der Herrschaft der Normannen in England durchgezogen; dann und wann konnte man das Fortbestehen des ruhigen Flußes beobachten, bis er zuletzt wieder an die Oberfläche trat und die Bewegung und Richtung des ganzen Volkslebens wieder beherrschte.

Unter Edward I. lösten sich die alten Zustände Englands und das Bedürfniß trieb zu neuen. Venedey ist in dem Rechte des unparteiischen Geschichtschreibers, wenn er diesen König, den man so oft als den englischen Justinian preisen hört, nicht als Das anerkennen will, wozu er gemacht ist. Die Gesetze, die Edward erließ, waren die Folge eines durch die vorherrschenden Verhältnisse, durch hervortretende Nothwendigkeit unerlaßlich gewordenen Bedürfnisses und wurden sicher meist erlassen, ohne daß die Gesetzgeber ahnten, welche Folgen sie haben würden. Vortrefflich beurtheilt Venedey das Verhalten Edward's gegen Schottland und ebenso richtig ist die Charakterisirung der ganzen äußern Politik dieses Fürsten:

> Edward war der Erste auf der Bahn der feinen, listigen Politik, die nachher England so oft anzuwenden wußte und aus der es so manchen scheinbaren Nutzen zog, bis zuletzt auch hier die Vergeltung nicht ausblieb.

Der nächste Abschnitt ist dem Unterhause gewidmet. Auch hier entwickelt Venedey als Demokrat. Die Verderbtheit der Aristokratie begründet bei ihm den Sieg des Volks, aus dem Zerfall des Normannenthums geht der Sieg des Sachsenthums hervor. Wenn der Eine die Ursache der englischen Freiheit und der selbständigen Rechtsbegründung des Unterhauses in den Schwächen einzelner Könige, der Andere in der Macht starker Herrscher, der Dritte in äußern Kriegen, der Vierte in andern Verhältnissen und Zuständen sucht, so sucht Venedey dieselbe in dem Wesen des „Volks". Scharf sondert er Normannenthum und sächsisches Element. In schärfern Strichen stellt er den Zufall des Adels und der Geistlichkeit dar, um so heller malt er die Bestrebungen des Volks. Er rühmt an ihm den „Geist der Einfalt" und das „bescheidene, unerschütterliche Wollen". Eine Hauptrolle spielten die Londoner.

Edward III. stützte sich in Allem was er that auf das Parlament. Nach und nach tritt eine gesonderte Thätigkeit der Barone und der Gemeinen hervor. Die Barone beriethen fast ausschließlich die äußern, die Gemeinen dagegen vorherrschend die innern Angelegenheiten des Staats. Bis unter Edward III. waren die Gemeinen in gewisser Beziehung vom Oberhause abhängig gewesen. Beide Häuser stimmten wenigstens zusammen über die Abgaben. Von dem achtzehnten Jahre der Regierung Edward's an stimmen aber beide Häuser, jedes gesondert, über die dem Könige zu genehmigenden Beisteuern. Und erst von da ab erlangen die Gemeinen eine eigene feste Stellung, bilden sie sich zu einem geschlossenen Unterhause heran. Das Petitionsrecht war der Boden, in dem alle andern wuchsen, die sie nach und nach errangen. Die Geldbeisteuern wurden die Gelegenheit, diese Rechte zu fodern, den Samen in jenen

Boden zu legen. Nie gaben sie ihr Geld her, ohne nicht neue Vorstellungen für Verbesserungen, neue Bitten gegen Misbräuche einzubringen und nach und nach diese selbst als eine Art Bedingung ihrer Geldzugeständnisse voranzustellen. Das wurde dann die Quelle aller Reformen, die unter Edward stattfanden.

Hatten unter Edward III. die Gemeinen den Grundstein zu ihrer Macht gelegt, so bildeten sie sich nun unter Richard II. zu einem abgeschlossenen, abgesonderten Staatskörper aus. Schon im ersten Jahre seiner Regierung wählten sie zum ersten Male einen Sprecher, um in ihm ein Organ, dem Könige wie dem Oberhause gegenüber, zu erlangen, wodurch dann, wie Venedey sagt, das Unterhaus als solches hergestellt wurde und von nun an als selbständiger Theil des Parlaments erscheint. Die Gemeinen erlangten das Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung, es kommt sogar vor, daß sich ein Streben nach ausschließlicher Berechtigung in ihnen geltend macht und daß sie den Lords den Rang ablaufen. Sie tragen auf eine jährliche Versammlung an und der schwache König sieht sich gezwungen, ihre Bitten zu genehmigen; ebenso fodern sie Rechenschaft über die zum Kriege bewilligten Gelder. Nach oben demokratisch, erscheinen sie nun nach unten aristokratisch. Sie vernichten die vom Könige den an die Scholle gefesselten Knechten (bond tenants) ausgestellte Charte, welche dieselben zu freien Bürgern machen sollte, und die bond tenants blieben Knechte wie sie es vorher gewesen waren.

Venedey nennt dies Ereigniß einen „blutigen Markstein" in der Geschichte Englands. Aber es hat sich fortgesetzt bis in die Gegenwart, es ist von einer größern socialen Bedeutung als Venedey es darstellt. Zwar galt es nur noch einen Kampf um politische Freiheiten, aber es deutet sich darin schon jene Abschließung der politischen Institutionen des Landes an, welche sich gegenwärtig in England den socialen Bedürfnissen gegenüber so schroff geltend macht. Venedey faßt dies Ereigniß nur demokratisch, indem er sagt:

Das Geschick des Standes, der bis jetzt Mittelstand war, entschied sich in dem Augenblicke, wo er das Volk in Masse von sich abwies. Dieses Volk stieg trotz der Fesseln nach und nach zu einer höhern Stufe hinauf (gegenwärtig: Chartismus, Proletariat), aber es wurde nicht zur Grundlage der Staatsverhältnisse und hierin — in Verbindung mit dem Eigenthumsgesetze Edward's I. — liegt die Ursache, daß die Gestaltungen, die bis jetzt auf die naturgemäße Entwickelung einer demokratischen Organisation hindeuteten, von nun an wieder eine lange Zeit hindurch die entgegengesetzte Richtung annehmen und so der Aristokratie erlauben, in ihrem Wesen fortzuleben und ungestört ihrem Ziele — ihrem Untergange — zuzugehen, während die Gemeinen gezwungen waren, die herbe Schale des Bürgerkriegs bis auf die Neige zu leeren.

Höchst interessant ist das allmälige Aufkeimen des englischen Handels, die Entwickelung der Armenverhältnisse, der Eigenthumszustände, des Heerwesens, der Jagdgesetzgebung, namentlich aber der Gesetzgebung und der Rechtspflege. Wir müssen jedoch auf Venedey verweisen. Die politischen Zustände Englands schienen einer festern Gestaltung entgegenzugehen. Der Staat hatte endlich in dem Doppelparlamente eine neue Grundlage oder besser seine alte wiedergefunden. So wurden die Fundamente der Grundgesetze Englands gelegt, aber ehe der Bau aufgeführt und vollendet werden konnte, mußte erst der Schutt der frühern Werke fortgeräumt werden.

Dies geschah in dem berühmten Kampfe der rothen und der weißen Rose. Die alten Familien gingen in diesem heißen Kampfe zu Grunde. Es standen sich Parteien ohne Grundsatz und Ziel gegenüber. Die Aristokratie selbst als Institution, sagt Venedey, würde die Zeit dieser geistigen Sündflut nicht überlebt haben, wenn an die Stelle der alten Familien normannischer Art und normannischen Bluts nicht neue sächsische getreten wären, die mit dem neuen Blute auch eine neue Auffassung und noch mehr ein neues Wesen, Ruhe und Ernst in die neuen Verhältnisse hinübergetragen hätten. Sollen wir aber den leitenden Grundgedanken dieser Epoche aussprechen, so zeigt sich in ihr überall der Untergang der alten Aristokratie und die Begründung einer ausschließlichen Bürgerberechtigung des höhern Mittelstandes dem gemeinen Volke gegenüber.

Wir treten jetzt in jene Epoche, welche Venedey als die Zeit der Mittelstandsherrschaft und Kirchenreform bezeichnet, von 1485—1547. Allerdings lassen sich die Zustände Englands unter den Tudors durch den Sieg der Mittelstandsclasse erklären. Von dieser Königsfamilie ringt sich das englische Volk zur Selbständigkeit empor, nach ihr zerbricht es die Gewalt seiner Könige, weil diese seine Freiheit nicht anerkennen wollen. Hören wir wie Venedey den herrschenden Mittelstand charakterisirt:

Er war ernst, ausdauernd, willenskräftig; der Macht gegenüber war er meist nichts weniger als ängstlich, aber bescheiden, ja oft demüthig. Er ging langsam vorwärts wie zurück, wo er auf starken Widerstand stieß stand er stille, wartete bessere Zeiten und Verhältnisse ab und arbeitete dann, sobald diese eintraten, wieder rüstig vorwärts; es fehlte ihm der schöne Enthusiasmus, der die Menschen zu Halbgöttern — aber auch oft zu Narren macht; er gab für eine begeisternde Idee wenig, gar nichts und hielt um so fester an jedem thatsächlichen Vortheile. So bildete sich nach und nach der englische Mittelstand, das sächsische Volkselement, zum John Bull der neuern Zeit heran.

Der englische Mittelstand berechnete seine Bedürfnisse und sorgte ruhig für die Befriedigung derselben. Er gab nichts für den Schein der Macht, sondern überließ diesen gern seinen Königen; er hatte nichts gegen den Glanz des Königthums, nur zu theuer durfte er nicht erkauft sein. Eine wohlfeile Regierung war seine erste Bedingung, eine geordnete Verwaltung, strenge und regelmäßige Rechtspflege, Schutz für Handel und Wandel, das waren die ersten Bedingnisse, um seiner Zustimmung sicher zu sein. So trat der Charakter des Mittelstandes in dieser englischen Periode hervor. Heinrich VII. war ein Mittelstandskönig und als solcher weiß Venedey ihn in seinen Gesetzen und Einrichtungen vortrefflich zu charakterisiren. Den Charakter der Willkürherrschaft dagegen tragen das von ihm eingerichtete Sternkammergericht für politische Vergehen und die von ihm

versuchte Entwöhnung des Volks an das Geschworenengericht und Gewöhnung an eine Inquisitionsgerichtspflege. Das Sternkammergericht bedrohte nur den Adel, der Mittelstand hatte wenig dagegen einzuwenden; der Untersuchungsproceß berührte ihn weit näher, und er benutzte die erste Gelegenheit, um Alles wieder in Ordnung zu bringen, während er für das erste den „guten Haushalt" gewähren ließ, der die bisherige natürliche Handelspolitik aufgab und ein den engherzigen Ansichten und Wünschen des Mittelstandes vollkommen entsprechendes Handels- und Industrie-Schutzsystem einführte.

Einem Wachsen des Mittelstandes begegnen wir auch in dem geringern Antheile an den Armen des Landes. Die Armengesetze wurden strenger als je. Die Vagabunden wurden bei Wasser und Brot auf drei Tage und Nächte eingesperrt und Vagabund war Jeder, wenn er, ob fähig oder unfähig zur Arbeit, nur arbeitlos nicht zu Hause blieb. Dennoch nannte man Heinrich VII. den „König der armen Leute". Dieselbe Mittelstandspolitik ist auch der Charakter des ersten Theils der Regierung Heinrich's VIII. Hören wir Venedey's Charakteristik dieser Periode:

Der kleinliche Eigennutz des Mittelstandes wird ganz besonders in dem Gesichtspunkte klar, aus dem er immer mehr das Parlament selbst zu betrachten beginnt. Es erscheint ihm fast nur als ein Mittel, durch das der König im Stande ist, ihm sein Geld abzupressen. Je länger kein Parlament berufen wird, desto besser für den Bürger, und dauert die Sitzung lange, so klagt das Unterhaus sehr, daß die Sache so viel Zeit und Auslagen koste, während zu Hause der Kram und das Geschäft stocke. Nur die Könige und ihre Minister scheinen nicht einen Augenblick vergessen zu haben, daß die Macht, die in ihm ruhte, nur schlummere.

Sämmtliche Maßregeln dieser Zeit huldigen mehr oder minder dem Geiste, welchen Venedey charakterisirt. Die ganze Gesetzsprache Englands, die eben in dieser Zeit eine Form fand, ist dafür Beweis. Das Armengesetz wird billiger und blutig strenge. Es wurden Bettelbriefe für gewisse Städte erlaubt, Armenaufseher zur Sammlung von Almosen ernannt, dann aber auch jeder herumstreifende Bettler mit Geißelhieben bis aufs Blut und beim dritten Rückfalle mit dem Tode bedroht. Man versuchte neue Gesetze gegen den Luxus und andere, durch welche man den Arbeitslohn und endlich gar auf eine Zeit lang die Fleischpreise fixiren wollte. Auch die Handelsgesetze tragen den Charakter mittelbürgerlicher Kleinlichkeit. Zum ersten Male wurde ein Zinsfuß (10 Proc.) erlaubt, bisher war das Zinsennehmen eine Sünde und Sache der Juden und Fremden.

In den zweiten Abschnitt der Regierung Heinrich's VIII. fällt die Kirchenreform. Venedey sagt:

Wer hier nur die äußern Ereignisse sieht, muß freilich zu dem Schlusse kommen, daß eine asiatische Launenherrschaft Altenglands Schicksale leitete. Der Sinnenkitzel des Königs, dem seine ältere Gattin nicht mehr zusagt, gibt den Anstoß zur Reformation. Die Keuschheit oder Unkeuschheit eines Weibes macht die Zunge der Wage, die über Gewissen entscheiden soll, steigen oder sinken, und schickt Minister aufs Richtgerüste oder ruft zum Tode Verurtheilte in den Rath, der über das Heil oder Unheil Englands entscheidet. Ein böser Traum, ein unverdautes Mahl bestimmen das Geschick einer Königin und das Geschick der Königin wieder das des ganzen Volks.

Aber diese äußern Ereignisse sind für Venedey mit Recht nichts Anderes als der Anstoß, der England in Bewegung setzte. „Die englische Kirchenreform, wie sie stattgefunden hat, war in den Wünschen, Ansichten und Bedürfnissen des gegenwärtig vorherrschenden Theils des englischen Volks, des Mittelstandes, begründet." Seit bereits mehr als einem Jahrhundert hatte sich das Unterhaus fortwährend über die steuerfreien Kirchengüter, über das Privilegium der Straffreiheit der Geistlichen, über jede Geldversendung und jede Berufung an Rom beschwert. Der erste Schritt, der durch die Reformation geschah, war, daß der König zum Oberhaupte der Kirche erklärt wurde, der zweite war die Confiscation aller Klostergüter. Die englische Kirchenreform trat somit als ein praktisches Ergebniß gegen die Oberherrschaft Roms und gegen die Kirchengüter auf. Venedey sagt:

Eine Reformation im Geiste Luther's oder Zwingli's beabsichtigte sie keineswegs, denn sie war nicht Folge der Zweifel und der Aufklärung des Volks, sondern Folge von thatsächlichen Misständen, denen sie abhelfen sollte. Daher schob sie sich denn ganz natürlich zwischen die eifrigen Katholiken und die eifrigen Reformatoren hinein. Man hat es für eine Caprice Heinrich's gehalten, daß er sowol die Katholiken als die Protestanten bekämpfte, aber seine Stellung war die einzig mögliche, die einzig natürliche in den Zuständen Englands und auch die einzige, auf der er sich höchstwahrscheinlich in den Zeiten der Aufregung halten konnte. Es war nicht seine freie Wahl, es war ein aufgedrungenes System, dessen Nothwendigkeit für ihn gerade so groß war als für die Mehrzahl des Volks, da Beide, König und Volk, unter dem Einflusse von Verhältnissen lebten, dachten und handelten, die frühere Zeiten geschaffen hatten.

Das Königthum erlangte einen kirchlichen Absolutismus. Als Heinrich sein eigenes Glaubens- und Gesetzbuch gemacht hatte, wurde es ein Verbrechen, anders zu reden und zu denken als der neue Moses dachte und redete. Einem ersten Vergehen folgte eine Mahnung, bei einem zweiten mußte man zur eigenen Warnung einen Holzstoß in der Stadt herumtragen, der bei einem dritten Rückfalle zum Scheiterhaufen des Sünders werden sollte. Mit dem kirchlichen wuchs auch der politische Absolutismus. Die Stellung des Parlaments, dem Könige gegenüber, wurde immer schwächer.

Die Geschichte der englischen Wiedergeburt können wir nicht in ihren einzelnen Elementen und Gestaltungen verfolgen, es sei deshalb auf Venedey's ausführliche Darstellung verwiesen. In diese Periode Englands fällt die Regierung Elisabeth's, und Venedey charakterisirt sie als die „türkische Willkürherrschaft der jungfräulichen Königin", setzt aber hinzu: „Heil dem Volke das nie eine größere Willkürherrschaft sah." Es wuchs der Handel, die Schiffahrt. Unter Elisabeth wurde die Börse der City von London gebaut. Sie war nothwendig geworden.

Unter Elisabeth kam die Mittelstandspolitik halbwegs zum Selbstbewußtsein. Die Monopolisten, die Compag-

nien verlangten Freiheit der Gewerke von allen Staatslasten, Freiheit des Handels nach allen Weltgegenden, aber sie suchten und wußten dann diese Freiheit selbst im Interesse von Bevorzugten auszubeuten. Die alten Reste, die festen Wurzeln der Aristokratie in den Lebensansichten des englischen Volks, in den Eigenthumsgesetzen trieben die Verhältnisse der Aristokratie zu; die neuen Lehren religiöser Gleichheit, die neuen Zustände bürgerlichen Wohlstandes förderten die Demokratie. Der demokratische Charakter, sowol in geistlichen als weltlichen Ansichten, faßte bei den Puritanern immer mehr Wurzel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Quarantaineanstalten.

Eine Angelegenheit von tiefer, weitausgreifender Wichtigkeit ist die Frage, ob die Quarantaineanstalten in ihrer gegenwärtigen Gestalt fortbestehen sollen oder ob sie einer gänzlichen Modification unterworfen werden müssen. Entgegengesetzte Ansichten stehen sich hier mit größter Schroffheit gegenüber, sodaß von Seiten der Regierung eine vermittelnde Ausgleichung wol schwerlich ergriffen werden kann. Wenn man im Allgemeinen die Meinung aller Derer einholen will, welche dem lästigen Zweige dieser Sicherungsmaßregeln unterworfen sind, so herrscht darüber nur Eine Stimme. Von allen Seiten werden diese Anstalten als ungenügend und drückend zugleich geschildert. Die Wissenschaft, von welcher früherhin die Nothwendigkeit des Quarantainezwanges aufrecht gehalten zu werden pflegte, hat neuerdings im Ganzen mehr ihre conservative Stellung aufgegeben. Die Zahl derjenigen Forscher, welche die gegenwärtigen Maßregeln in ihrem ganzen Umfange beibehalten wissen wollen, wird immer geringer und die Gesammtansicht gestaltet sich immer mehr zu Gunsten durchgreifender Reformen. Es fehlt sogar nicht an Stimmen von wirklichem Gewicht, welche eine unbedingte Aufhebung des lästigen Zwanges, unter dessen Druck die aus dem Orient kommenden Reisenden zu leiden haben, immer lauter und nachdrucksvoller fodern. Es muß der französischen Regierung nachgerühmt werden, daß sie schon seit mehren Jahren dieser wichtigen Frage die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat, und daß von ihrer Seite Alles geschehen ist, was eine endliche Entscheidung herbeizuführen im Stande sein dürfte. Es fehlt hier freilich nicht an Widerspruch und Hindernissen mancherlei Art. Besondere Berücksichtigung und selbst eine gewisse Schonung verdient die Stellung von Marseille, von wo aus bekanntlich sehr lebhafte Protestationen gegen jede Änderung im gegenwärtigen System erhoben worden sind. Die gemeinsame Entlassung, welche das gesammte Personal der Quarantaine in Marseille eingereicht hat, ist ein Gegenstand der öffentlichen Besprechung geworden. Offenbar sollte dieser Schritt eine Manifestation gegen die zu mildern Maßregeln neigende Regierung sein. Dabei stützten sich aber diese Sanitätsbehörden, wie durchaus nicht verkannt werden darf, auf den beiweitem größten Theil der Bevölkerung von Marseille. Die fürchterlichen Ereignisse des Jahres 1720, wo mit der Pest das namenloseste Elend über diese Stadt hereinbrach, stehen noch im grausigen Andenken, sodaß man nicht gern irgend eine Maßregel fallen lassen möchte, welche wenn auch nicht Sicherheit, doch wenigstens eine theilweise Beruhigung zu gewähren vermag. Dazu mischen sich Rücksichten des materiellen Interesses. Der Quarantainezwang nöthigt eine Menge von Schiffen, welche sonst in andern Seeplätzen des südlichen Frankreichs anlanden würden, im Hafen von Marseille einzulaufen. Es ist also nicht zu verkennen, daß die Stadt mit der Aufhebung der bestehenden Bestimmungen einen bedeutenden Gewinn fahren lassen müßte. Die Regierung hat nun, um die ganze Angelegenheit mit möglichster Unparteilichkeit zu erörtern, und um jeder Stimme Gehör zu gewähren, den Chef des marseiller Sanitätscollegiums veranlaßt, einen umfassenden Bericht über den Stand der Frage zu erstatten. Zu diesem Zweck hat derselbe — sein Name ist Ségur-Dupeyron — sich nach dem Orient begeben, um an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Obgleich Ségur schon um seiner frühern Verhältnisse willen keineswegs den Gegnern der Quarantaine offen beitreten will, so hat doch, wie man sich überzeugen kann, in Folge seiner sorgfältigen Beobachtungen die Ansicht mehr und mehr Raum gewonnen, daß die Sache so nicht mehr bleiben kann wie sie jetzt steht. Der Zwang ist zu groß, als daß er auf die Länge dauern könnte. Wenn der Berichterstatter nun auch nicht eine gänzliche Abschaffung aller Sicherheitsanstalten in Vorschlag bringen kann, so meint er doch, man könne den Zwang, in Marseille sich förmlich zu desinficiren, nur auf solche Schiffe ausdehnen, welche aus den Häfen des Orients kommen, wo die bestehenden Anstalten keine genügende Garantie gewähren. Seiner Ansicht nach kann man den Reisenden aus Griechenland und der europäischen Türkei ohne Gefahr, Ansteckungsstoff zu verbreiten, den Zugang im südlichen Frankreich gestatten. Die nachhaltigsten Maßregeln müssen in Bezug auf Ägypten ergriffen werden, weil von dort aus die Gefahr am drohendsten ist. In Bezug auf Kleinasien und namentlich Smyrna müssen den Reisenden so lange noch Beschränkungen auferlegt werden, bis die Maßregeln, welche man dort zur Erstickung der Krankheit ergriffen hat, ein einigermaßen befriedigendes Resultat ergeben haben.

Pariser-Bibliotheken.

Schon zu wiederholten Malen ist der Plan, der großen königlichen Bibliothek einen andern geeignetern Platz anzuweisen, in Anregung gebracht. Aber bei einer so wichtigen, so erfolgreichen Maßregel gibt es so viel zu erwägen, daß es in Bezug auf diese Veränderung immer noch nicht zu einer gewissen Entscheidung gekommen ist. Die verschiedenen Pläne, welche in dieser Beziehung vorgelegt sind, weichen zum Theil sehr voneinander ab; indessen scheint es als würde die Ansicht, daß die gegenwärtige Localität beibehalten, aber durch Hinzuziehung und Ausbau der benachbarten Gebäude erweitert werden müsse, den Sieg davontragen. Dieser Vorschlag, welcher von gewichtigen Autoritäten unterstützt wird, hat in der That viel für sich. Ein bedeutender Entscheidungsgrund ist unter andern auch der, daß die Translocation einer so umfangreichen und weitschichtigen Büchermasse, wie in den Räumen der königlichen Bibliothek aufgespeichert liegt, nicht ohne ansehnliche Kosten und selbst nur mit Gefahr empfindlicher Verluste bewerkstelligt werden kann. Unter den verschiedenen Flugschriften, welche bei Erörterung dieser Angelegenheit hervorgerufen sind, zeichnet sich vorzüglich folgende Schrift durch Mannichfaltigkeit des Inhalts sowie durch geistreiche Fassung vortheilhaft aus: „De l'organisation des bibliothèques dans Paris", von Léon de Laborde. Der Verf. hält sich hier nicht streng an die Frage, welche wir soeben berührt haben, sondern spricht, wie schon der Titel andeutet, von der Einrichtung der pariser Bibliotheken überhaupt, indem er nur hier und da und mehr gelegentlich auf die schwebende Angelegenheit Bezug nimmt. Er theilt dabei ein reiches Material interessanter Einzelheiten über das Bibliothekenwesen im Allgemeinen sowie über die Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Institute dieser Art mit, welche Paris aufzuweisen hat. Es ist dies ein Thema, welches in literarhistorischer sowie in culturgeschichtlicher Beziehung ein vielseitiges Interesse bietet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

Wir nahen den Stürmen der ersten englischen Revolution. Jakob's VI. von Schottland Stellung wird von Venedey folgendermaßen vortrefflich charakterisirt:

Auf seiner Reise von Schottland nach London, um dort die Krone anzunehmen, ließ der König einen auf der That ergriffenen Taschendieb hängen. So etwas war in Schottland ganz einfach und verstand sich von selbst, in England war es ein Umsturz aller bestehenden Rechtsansichten. Die vage und unbeschränkte Macht in Schottland, die demüthige Form und Sprache des mächtigen Parlaments den Königen in England gegenüber wurden noch durch die Zustände Europas bestätigt. In Frankreich, in Spanien herrschte die Königsmacht fast ohne Schranken. Die Ansicht der unbeschränkten Gewalt wurde eine Modesache in Europa und bestätigte somit Jakob noch in seinem Wahne, daß die Könige auf Erden wie Gott im Himmel herrschen und die Völker sich in Demuth und stummem Gehorsam vor den Aussprüchen der Könige wie vor denen des Richters im Himmel beugen müssen.

Wie stark das sittliche Gefühl bei Venedey vorherrscht und wie maßgebend es bei seinen Schilderungen und Charakteristiken ist, zeigt uns namentlich die folgende Auffassung Bacon's:

Es ist eine der widerlichsten Erscheinungen der Geschichte. Wie viele große Männer sind nicht gefallen, weil sie kleinere Menschen waren? Aber es gibt vielleicht Keinen, der im Angesicht seines Sturzes den gemeinen Muth gehabt hätte, um die Erhaltung des Lohns seines Betrugs wie um eine Gnade zu betteln und diese Gnade dadurch zu rechtfertigen, daß er von nun an in alle Zukunft als ein schreckendes Beispiel für schlechte Richter dastehen werde.

Die Zwistigkeiten zwischen Jakob und dem Parlamente wachsen. Der König löst das Parlament auf und behilft sich zwei Jahre ohne ein solches. Die Ansichten des Königs waren im Widerspruch mit denen des mächtigen Mittelstandes. Das Unterhaus neigte sich zu den Puritanern und so theilte es den Haß, den der König diesen gewidmet hatte, wodurch denn der König auf die Aristokratie und das Oberhaus hingewiesen wurde. Statt der Bürgermiliz schuf er Söldnerheere. Er störte durch seine Verbote den Handel, ohne der Fabrikation zu nutzen. Der Sohn Jakob's, Karl I., setzte den Kampf gegen das Parlament fort. Er war der Schüler Buckingham's; von seinem Vater erbte er die Ansprüche auf unbeschränkte Gewalt, von seinem Lehrer ritterliche Keckheit und diplomatische Gewissenlosigkeit zur Durchführung jener Auflösungen des Parlaments und Wiedereinberufungen desselben, durch den Drang der Umstände veranlaßt. Es entsteht ein neues Glied in der Kette der englischen Grundgesetze, die Petition of rights. In dieser „Bittschrift“ gehen die Gemeinen die „Rechte“ der englischen Verfassung ausführlich durch. Der König sah sich nach vergeblichem Sträuben genöthigt, die Petition zu bestätigen, aber mit Hülfe eines Betrugs, der entdeckt wurde.

Die Macht des Parlaments wächst unaufhörlich seit der schottischen Niederlage des Königs. Es wird ein Anklageact gegen den König selbst in das Parlament gebracht, Cromwell betritt die Bühne. Das Heer des Königs stand dem Heere des Parlaments entgegen; blutiger Kampf. Das demokratische Element des Volks trat so dem aristokratischen unmittelbar gegenüber. Die Vertheidiger des Königs nannten sich die Cavaliere und machten sich über die Rundköpfe des Parlaments lustig. Jene sangen Trinklieder, diese beteten Psalmen. Der Tag bei Naseby zerstörte die letzte Hoffnung des Königs. Mit der Gefangennehmung desselben glaubten die gemäßigten Presbyterianer am Ziele zu sein, aber der Geist des Independentismus bricht auch im Unterhause durch und so sehen wir die Verdammung und Hinrichtung des Königs beschlossen.

Die Republik und Cromwell. Zwar hat Dahlmann über diese Periode der englischen Geschichte jüngst seine Studien veröffentlicht, wir müssen aber gestehen, daß Venedey's Untersuchungen nichtsdestoweniger sehr willkommen sind. Dahlmann untersucht als Conservativer, Venedey als Demokrat. Dahlmann verfolgt die Gestaltung der Formen, bei Venedey ist vorzüglich der Inhalt, der Strom der neuen Bewegung der Gegenstand seiner Untersuchungen gewesen. Wir müssen die einzelnen Entwickelungen dieser Periode, der Republik, sowie der zweiten Revolution übergehen und mit Venedey sein Gesammtbild über die bisher geschilderten Zustände zu gewinnen suchen.

Es schließt die Geschichte Altenglands. Die Geschichte Englands weist von der Eroberung bis zur ersten Revolution einen rein organischen Charakter auf. Die Aristokratie führt zum Mittelstand und der Mittel-

stand bereitet die Herrschaft der Demokratie vor. Die Geschichte Englands ist ein ewiges Ringen, das in der zweiten Revolution zu einem festen Schlusse gelangt. In der zweiten Revolution erklärte sich die englische Nation selbst für großjährig, für vollmündig und mannbar. Sie überhob den unberufenen Vormund seines Amtes und setzte an seine Stelle freiwillig einen Verwalter, einen durch Gesetz und Institutionen fest begrenzten König. Mit der Flucht Jakob's II. war die Verfassung Englands entschieden. Wilhelm von Oranien berief einen Nationalconvent. Der Sieg der Whigs wurde vollständig durch die Erklärung der Rechte, die das Parlament beschloß und die der neue König, Wilhelm III., in dem Gesetz der Rechte — Bill of rights — bestätigte. Dieses Gesetz hob das beanspruchte Recht des Königs, die Gesetze und deren Vollziehung zu suspendiren, auf, es erklärte das commissarische Gericht in geistlichen Angelegenheiten und alle ähnlichen Commissionen und Gerichte — die Erhebung von Geldern zum Gebrauche der Krone ohne parlamentarische Genehmigung, jede Verfolgung für die Ausübung des Petitionsrechts und die Aushebung und das Halten eines stehenden Heeres im Frieden — für ungesetzlich. Sodann sicherte es den Bürgern (den Protestanten) das Recht der Waffen, das Recht der freien Wahl zum Parlamente, das Recht der Redefreiheit im Parlamente, und beschloß endlich, daß keine außerordentlich großen Geldstrafen und überhaupt keine grausamen und ungebräuchlichen Strafen stattfinden, daß Geschworene gehörig eingeschrieben und daß für Hochverrath nur Freeholder Geschworene sein sollten. Bald wurden auch Gesetze erlassen, welche die Richter für unabsetzbar erklärten und dem Könige das Begnadigungsrecht, wenn diese als Staatsverbrecher verurtheilt waren, nahmen, wodurch die Verantwortlichkeit derselben erst durchgreifend hergestellt wurde. Dies war das Ergebniß der zweiten Revolution. Hören wir nun noch Venedey's Charakteristik:

> Die Gewalt unterbricht in der Revolution die naturgemäße Entwickelung, die organische Weiterbildung, und von da an stockt dann in gewisser Beziehung das Wachsthum der Nation. Das Volk an und für sich, England schreitet in seinem innern Leben nach wie vor auf der Bahn fort die es eingeschlagen. Der Handel wird immer ausgedehnter, die Industrie immer gewaltiger, aber die Nation bleibt stehen, schreitet zurück, schrumpft aus dem Mittelstande, zu dem sie unter den Tudors gelangt war, wieder in eine Aristokratie zusammen. Und Handel und Gewerbe nehmen dann in gewisser Beziehung auch an dieser rückgängigen Bewegung Theil, werden ebenfalls aristokratisch. Die Schiffahrtsacte ist ein erster Versuch der Handelseroberung, dem Auslande gegenüber. Nicht mehr die natürlichen Bedürfnisse der Handelnden, sondern die Bevorzugung des Einen wird zum Princip. So werden denn auch die Compagnien wieder unter den Stuarts der Restauration hergestellt und vor allen die ostindische, die von nun an den ganzen Handel Indiens in die Hand von ein paar Dutzend Begünstigten, mit Ausschluß und Übervortheilung aller Nichtbegünstigten, liefert. Auch die Industrie betritt die Bahn der ausschließlichen Berechtigung der Protection, doch vorerst nur versuchsweise und mit so schlechtem Erfolge, daß sie dieselbe bald wieder verläßt. Am strengsten aber tritt der Charakter der Aristokratie in den politischen Zuständen hervor. Die faulen Flecken, die Wahl in Corporationen, die Hochkirche vor Allem sicherten der Aristokratie und ihren Ansichten die Herrschaft über England und gaben der ganzen englischen Auffassung eine neue, feste, aristokratische Richtung, wodurch die noch im Boden liegenden Reste der altnormannischen, aristokratischen Zustände, Verhältnisse und Gesetze wieder neues Leben erhielten und sich durchgreifend geltend machten. So entstand der Widerspruch: *Eine freie Constitution — in der Hand einer bevorzugten Classe, ein selbstherrschendes Staatsgrundgesetz und eine durch dasselbe getragene Aristokratie; — Freiheit und Selbständigkeit in den Institutionen und Abhängigkeit und Unfreiheit in den Verhältnissen.*

Die Macht der englischen Aristokratie scheiterte aber zum Theil an dem festen Willen Wilhelm's III., besonders aber an dem Berufe, der in der Aristokratie selbst schon früher eingetreten war und der durch die Ereignisse der zweiten Revolution nur noch mehr vergrößert wurde. Die Aristokratie Englands war in zwei Parteien gespalten; die allgemeine Herrschsucht trieb sie beide, sich wechselseitig all und überall entgegenzuarbeiten, um eine der andern die Gewalt zu entwinden. Und diese Eifersucht, dieses Streben nach Alleinherrschaft und Alleinausbeutung war die Ursache, daß die englische Staatsverfassung selbst den Zustand der Aristokratie überlebte und zugleich, daß trotz des eisernen Willens englischer Art diese Aristokratie nicht im Stande war, im Innern das englische Volk selbst und nach außen hin ganz Europa mit ihrem Joche zu erdrücken.

Dieser Kampf der Parteien ist es, der nun in der Geschichte Englands überall eine Hauptbedeutung gewinnt und dem Venedey folgerecht das erste Drittel des zweiten Theils zu seiner Darstellung widmet. Die Darstellung selbst ist ebenso ausführlich als klar und so vortrefflich gehalten, wie wir in unserer deutschen Literatur noch nichts Ähnliches über dieses wunderbare politische Schauspiel besitzen. Tory, Whig, das die Schlagwörter, denen wir seit der Revolution in der Geschichte Englands auf jeder Seite begegnen. Wenn wir auch, was die Bewegungen und Einzelbegebnisse des großen Parteikampfs betrifft, auf das mit ebenso politischer Schärfe als künstlerischer Darstellungskraft entworfene Gemälde Venedey's verweisen müssen, so halten wir es doch für allgemein wichtig, gerade jetzt, da diese Parteien zu zerfallen scheinen, das Wesen derselben nach Venedey zu charakterisiren. Venedey charakterisirt als deutscher Demokrat.

Der gemeinsame Boden, in dem beide Parteien wurzelten, war die Aristokratie. Die alten Familien des Landes bildeten den Kern beider Parteien und keiner stand der andern an aristokratischem Stolze und aristokratischer Herrschsucht nach. Unter dieser alten Aristokratie aber lag die Schichte des frühern Mittelstandes, der während der Herrschaft der Tudors die Verhältnisse Englands lenkte und der jetzt, von den beiden Aristokratenparteien vollkommen ins Schlepptau genommen, moralisch in der Anschauungsweise ihrer Führer und Herrscher aufgelöst, immer mehr zu einem Elemente der Aristokratie wurde. Diese Classe des englischen Volks

bestand aus den Landeigenthümern, wohlhabenden Pächtern und den reichen Bewohnern der Städte. In ihnen lag im Wesentlichen die nährende Kraft, der schaffende Boden beider Parteien und somit waren beide auf sie angewiesen. Dieser Boden aber, diese nährende Kraft verlangte eine andere Behandlung, je nach den Lagen. Die Bedürfnisse der Landbesitzer und Pächter waren andere als die der Stadtbewohner; was den Einen zusagte, war den Andern oft entgegen. Hieran lag die Ursache, daß eine Partei es kaum beiden recht machen konnte, und dies zwang sie dann, sich der einen oder der andern Abtheilung des Volks anzuschließen. Die Stuarts hatten in den Städten den ernstesten Widerstand gefunden. Deswegen hatten sie die Freibriefe der Gemeinden zerstört; die Tories hatten theilweise an diesem Werke mit geholfen, die Whigs ihnen entgegengestrebt. Unter Wilhelm III. betrieben die Whigs die Wiederherstellung der Gemeinderechte. Sie wußten es durchzusetzen, daß Alle, die an der Unterdrückung der Freibriefe Theil genommen hatten, auf sieben Jahre vom Wahlrechte ausgeschlossen wurden und sicherten so auf ebenso lange ihre unbeschränkte Übermacht in den Städten durch die Ausschließung aller Tories. So wurde das Band zwischen den Städten und den Whigs immer fester geknüpft und zuletzt unauflöslich. Die Whigs wurden die Führer der Stadtbewohner, die Tories die der Landeigenthümer. In diesem Verhältniß liegt die Urbedingung aller nachfolgenden Parteien, in die sich die englische Aristokratie spaltete.

Der Landbesitz ist in England aristokratisch geschlossen, daher der conservative Charakter der Tories. In den Städten herrschte der freie Umschwung der Handelsverhältnisse, der immer neue Kräfte schuf. Daher die reformatorische Richtung der Whigs. Der Landadel hielt streng an seiner Religion, hatte nicht Zeit zum Grübeln, nicht Gelegenheit zum Philosophiren und so waren die Tories die festen Stützen der Hochkirche. Die Städte nährten den freien Geist der Kritik, die nahe Berührung rief den Widerspruch hervor und so wurden die Whigs zu den gezwungenen Vertheidigern der Dissenters und der Duldung im Allgemeinen. Der feste, strenge, unbewegliche Charakter des Landeigenthums gab den Tories oft eine Festigkeit der Grundsätze, die die höchste Achtung verdiente, wenn dieselbe nicht eine nothgedrungene Folge ihrer Stellung wäre. Das unbestimmte, schwankende, sich leicht bewegende Wesen der Städter erlaubt den Whigs oft eine Grundsatzlosigkeit, die der Verachtung werth, wenn sie nicht in der Luft in der sie leben bedingt wäre. Geld und Land sind in letzter Entscheidung die Urelemente, in denen sich beide Parteien bewegen und durch die sie getrieben werden.

Mit der Geldherrschaft wuchs die Macht der Whigs. Aber auch die allgemeine Corruption nahm überhand. Walpole sagte von Freund und Feind: „Alle diese Leute haben ihren Preis." Von Walpole und Bolingbroke sagt Venedey, daß sie die Macht der politischen Parteien in England vernichtet und das Geheimniß der Nichtigkeit beider zum Bewußtsein gebracht hätten. Zur Charakteristik Pitt's heißt es:

Im Volke regte sich nachgerade wieder ein Geist, der über den engen Begriffen, den einseitigen Interessen der Partei lag. Dieser Geist erhob William Pitt zum ersten Minister Englands, gab das Geschick seines Vaterlandes in seine Hand und die Nachwelt hat ein Recht zu fragen, was er mit der ihm verliehenen Macht geschaffen, wie er das ihm anvertraute Talent benutzt habe.

Kurz und vortrefflich ist die Darstellung, welche Venedey von der auswärtigen Politik Englands entwirft, um William Pitt's Stellung darauf begründen zu können. Pitt ist einer der talentvollsten und willenkräftigsten Staatsmänner, die England aufzuweisen hat. Der belebende Athem seines Talents war seine Selbständigkeit gegenüber den Parteien. Er gehörte weder der einen noch der andern an und hierin allein lag die Ursache seiner Popularität und seiner Macht in England. Als er erster Minister wurde, sagt Venedey, wählte er seine Gehülfen in beiden Parteien zu gleichen Theilen. Es war keine Coalition mit den Parteigrundsätzen im Hintergrunde, sondern eine Auflösung aller Parteiansichten. Zum Besten des Gemeinwohls, vertreten durch den Mann, der sich über die Parteien erhoben hatte.

Die Geschichte des Pitt'schen Ministeriums und der Pitt'schen Opposition wird von Venedey sehr ausführlich behandelt, und mit Recht; sie umfaßt eine der gehaltreichsten Perioden der englischen Geschichte, es entscheiden sich in ihr die wichtigsten Fragen. Wenn die englischen Geschichtschreiber die Periode Pitt's häufig als diejenige betrachten, in der England seine Handelsgröße begründete, so sagte dagegen Venedey:

Als ob diese noch zu begründen gewesen! Der Friede unter Georg I. und II. hatte den Handel in alle Kanäle des Volkslebens hineingeleitet. Der Krieg trieb dieselben wieder nach Kopf und Herz zurück und gab diesen freilich eine verdoppelte Thätigkeit. Die Staatsschuld stieg von 54 Mill. auf 146 Mill. Pf. St., die reichen Capitalisten wurden unendlich. Der Krieg beförderte große Handelsspeculationen, ja erlaubte nur große, speicherte somit das Geld in den Händen der großen Kaufleute auf. Die Siege in Ostindien waren mit Beraubung der größten Schätze, Aussaugung der reichsten Länder der Welt verbunden. Und das wurde abermals eine Quelle des Reichthums für Die, die als Reiche, als Mitglieder der Aristokratie der Bank und der Börse, zum Raube zugelassen wurden. Die Zeit Pitt's begründete keineswegs die Handelsgröße Englands, die längst begründet war, wol aber die Reichthumsgröße, die Geldmacht der bevorzugten Classen in England, die ohne dies schon viel zu groß war für die Freiheit Englands.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Friedrich's des Großen classische Studien. Akademische Einleitungsrede von August Böckh. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrich's des Großen am 29. Januar 1846. Berlin, Veit und Comp. 1846. Kl. 4. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

So wie der verstorbene Wilken sich vor elf Jahren die schöne Aufgabe gestellt hatte, Friedrich den Großen in einer akademischen Rede als Geschichtschreiber zu betrachten, so ver-

nehmen wir jetzt einen anerkannten Mann vom Fach, einen gründlichen Alterthumskenner, der selbst das Schätzbarste geleistet hat, und lesen, wie er mit freiem unbefangenen Urtheil die innige Liebe hervorhebt, von welcher Friedrich für die classischen Studien erfüllt gewesen ist. Es sind namentlich in unserer Zeit, wo so Viele den Werth der alterthümlichen Studien verkennen, die Worte des Hrn. Böckh besonderer Beachtung werth, und sie werden hoffentlich um so weniger nutzlos verklingen, da man ja jetzt von mehren Seiten bemüht ist, das Andenken Friedrich's des Großen mit erneutem Aufschwunge und im Glanze seiner wahrhaften Gestalt vor unsere Augen emporzurufen. Nachdem nun der Redner zuvörderst an die gründliche Abneigung erinnert hat, welche Friedrich gegen alles Romantische und Alterthümliche hegte, stellt er die drei Gesichtspunkte auf, unter welchen der König die Alten las und benutzte: den rhetorisch-ästhetischen, den philosophisch-sittlichen, den geschichtlich-politischen mit Einschluß des militairischen. Zu allen werden Belege angeführt, wie der König echt alterthümlich ein so großes Gewicht auf die Rhetorik legte, wie er in der praktischen Philosophie der Alten gut bewandert war, sich im Siebenjährigen Kriege an den Sprüchen des Epictetus und Marcus Aurelius erquickte und das dritte Buch des Lucretius so gern las. Cicero war sein großer Freund, die Bücher von den Pflichten und von der Natur heißen ihm unsterbliche Werke; ebenso hielt er auch viel von Lucianus und Julianus; von Plato und Aristoteles hatte er offenbar nur eine oberflächliche Kenntniß. Von den Geschichtschreibern des Alterthums hat der König lesend und schreibend den ausgedehntesten Gebrauch gemacht; Polybius half ihm bekanntlich eine Hauptschlacht gewinnen. Ganz besonders — und hier im merkwürdigen Gegensatz zu Napoleon — war er in Sinn und Darstellung des Tacitus eingedrungen, weit weniger vermochte er aus der französischen Übersetzung den Werth des Thucydides zu erkennen; aber Isokrates, Äschines, Demosthenes waren ihm wohlbekannt und aus den Reden des Letztern hat er verschiedene Kernstellen seinen Schriften eingeflochten, deren eine vortreffliche auf S. 11 ausführlich angegeben ist. „So ziehen sich", sagt der Redner, „durch Friedrich's Schriften Anspielungen und Beziehungen aus der Mythologie, Geschichte und Literatur des Alterthums, schmückende Lesefrüchte, die heutzutage selten in ähnlichen Werken zu finden sind, weil selten solche Studien gemacht werden."

Hierauf wird eine kurze Betrachtung dem Studium der Alten als Mittel des Schulunterrichts gewidmet und über Friedrich's Eifer in dieser Beziehung und die bekannte Cabinetsordre von 1779 gesprochen. „Von diesem Mittel", urtheilt Hr. Böckh, „könnte man sagen, was Plato von der Musik und Gymnastik gesagt hat, es sei schwer eine bessere Erziehung zu finden als die von der langen Vorzeit gefundene; aber Manche von Denen, welche das Bestehende blos deshalb wollen erhalten wissen, weil es eben besteht, fallen gleich zu den Gegnern des Bestehenden ab, wenn dieses ihnen nicht zu ihren übrigen Ansichten und Absichten zu passen scheint, oder wenn sie nicht glauben, ihm eine ihren Planen angemessene Richtung geben zu können."

„Die letzte Betrachtung gilt der gesetzlichen Freiheit, die der König im classischen Alterthume fand und ehrte, so in einem Cato, Brutus, Cremutius Cordus, und der geistigen Freiheit, als deren eigentliches Feld er das classische Alterthum erkannt hatte. In diesem Sinne heißt er der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Freiheit: nicht blos weil er der Stifter oder Wiederhersteller unserer Gesellschaft ist, sondern weil er diesen Urgrund des wissenschaftlichen Lebens, also unsers Lebens, zum Grundsatz und Gesetz des Staats erhob, muß uns sein Gedächtniß heilig sein. Ich meine nicht, in ihm oder in seiner Zeit sei diese Richtung zuerst entsprungen; er hat sie nur mächtiger ergriffen und lebendiger angeregt; übrigens ist sie so alt als die Wissenschaft selbst, und trat sogar in den Zeiten, in welchen sie den heftigsten Gegendruck hatte, nur um so bewundernswürdiger hervor." Daher hat es auch nicht an geschichtlichen Vergleichungen mit dem Könige gefehlt und Herr Böckh versucht mit Glück eine neue, nämlich die mit Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, der in seiner geistigen Bildung und Stimmung, in den Vorzügen seines Geistes und Herzens, in der Masse seiner Kenntnisse, in der Sorge für Erkenntniß und Gelehrsamkeit durch Gründung und Pflege von Unterrichtsanstalten, im Kampfe gegen Barbarei und hartnäckigen Priestergeist, endlich in seinem zu Lust und Scherz aller Art fähigen, überaus geistreichen Gemüthe die hervorstechendsten Ähnlichkeiten mit Friedrich II. darbietet. Diese wenigen Seiten über den großen Kaiser erscheinen um so zeitgemäßer, da neuerdings ein Deutscher, der Akademiker Höfler in München, das Riesenbild Friedrich's II. mit seinem Meisel zu zerschlagen gedroht und ihn als einen von maßloser Herrschsucht getriebenen Tyrannen und als gewaltthätigen, arglistigen Verfolger der Kirche darzustellen gesucht hat.

Passende Bemerkungen über das Verhältniß eines hervorragenden Geistes zu seiner Zeit machen den Schluß der lesenswerthen Rede, die auch in den untergesetzten Nachweisungen wichtiger Stellen aus den Werken des Königs eine reiche Ausstattung empfangen hat. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Weder auf den Volksgeist noch auf die Institutionen, weist Venedey nach, hatte das Pitt'sche Ministerium den geringsten bleibenden Einfluß zum Besten des Landes ausgeübt. Nach außen hin hat Pitt die Eroberung von neuem belebt, nach innen die Eigensucht gestählt. Seine Kriegsanleihen vermehrten die Macht des Geldes und diese die allgemeine Verderbtheit. Während des Kriegs verhinderte England allen auswärtigen Handel Frankreichs, Spaniens und Hollands und riß denselben an sich. Das gab aller Industrie und allen Gewerben eine größere Thätigkeit. Diese selbst führte zu größern Industrie- und Gewerbeeinrichtungen als England in seinem Normalzustande gebrauchen konnte. Als dieser Normalzustand mit dem Frieden wieder eintrat, wurde ein Theil dieser Einrichtungen überflüssig, eine Menge Fabriken und Gewerbe mußten ihre Arbeit einstellen, was dann alle andern drückte und viele erdrückte. Noth und Elend wurden groß in dem ganzen Gewerbe und Industrie treibenden Theile des Volkes.

Die Industrie und Handelsfähigkeit Englands nahm immer mehr den Charakter der Eroberung an. Wir schieben die Schuld aber nicht wie Venedey auf das Pitt'sche Ministerium, sondern auf den Umschwung, der sich in der Fabrikthätigkeit durch die Einführung der Maschinen geltend machte. Während des Kriegs hatte die englische Industrie fast die ganze Welt mit ihren Fabrikaten versorgt, fast den Handel für alle Völker betrieben. Handel und Industrie richteten sich halbwegs nach diesem Maßstabe ein und konnten sich später nicht mehr in die Grenze des Binnenhandels, mit einem auswärtigen Handel als untergeordneter Thätigkeit, hineingewöhnen. Der auswärtige Handel wurde, wenn auch nicht in Masse, doch als Maßstab für das Streben und die Speculation des englischen Handels die Hauptsache. Vortrefflich sagt Venedey:

> Das Geld war aus allen Theilen der Welt in England zusammengeflossen, aber das verhinderte nicht, daß die größte Noth über England kam; im Gegentheil wurden die Ursache all dieser Noth, dieses Elends die übermäßigen Schätze, weil diese selbst in der Art wie sie gewonnen wurden den Geist des Schwindels über ganz England brachten und überdies das Gleichgewicht, das bis jetzt nur theilweise zwischen den Elementen des englischen Volkes bestand, vollkommen zerstörten, die Bande, die die einzelnen Theile des Volkes miteinander vereinigten, immer mehr auflösten.

Wir übergehen die amerikanischen Verwickelungen und die endliche Loslösung Amerikas. Pitt wurde in dieser Epoche, die in einer allgemeinen Unbehaglichkeit, in einer durchgreifenden Entartung, in dem amerikanischen Kampfe und endlich in der Bewegung einer neuen volksthümlichen Partei ihre Grundtöne findet, wieder erster Minister; alle Augen sahen auf ihn, er war so ohnmächtig wie seine Vorgänger. Ohne einen Continentalkrieg, der erlaubte den Handel der Welt auszubeuten, der der Manufactur Englands eine überschwingende Bewegung, der Börse Millionen zu vertheilen gab, war Pitt bald ohne Macht und Ansehen und England mußte seine Schwäche in dem Frieden mit Amerika bekennen.

Die Geldinteressen waren immer mächtiger geworden, sie gingen ihren letzten Siegen entgegen, als Fox sie angriff und Pitt (der Sohn) sie zu seinen Bundesgenossen machte. In diesem Verhältnisse liegt ihre gegenseitige Schwäche und Kraft. Es ist darüber die Geschichte der India bill bei Venedey zu lesen. Fox, eine edle Natur, die in andern Zeiten, unter andern Verhältnissen, seinem Volke nur Ehre und Ruhm gebracht haben würde, war kein Geldmensch, kein Rechner, sondern ein Spieler, ein Verschwender. Das ganze aristokratische England lebte und dachte ungefähr wie er, aber in dem Geldengland war Adam Smith erstanden und hatte seinen Genossen den Staar gestochen. Pitt handelte in seinem Geiste und deswegen konnte ihn, der überdies seine Kunststückchen mit allem Pathos und Knallpulver der Taschenkünstler natürlicher Magie vorbrachte, das aristokratische England nicht begreifen.

Die französische Revolution unterbrach den naturgemäßen Entwickelungsgang der englischen Zustände, wie sie sich seit der letzten englischen Revolution ausgebildet hatten. Der Sieg der demokratischen Grundsätze in Frankreich erschütterte in England die Land- und Geldaristokratie zugleich. Das demokratische Element in England, wie wenig es auch feste Wurzeln in dem Boden der englischen Zustände zu schlagen im Stande war, erhielt durch den Sieg der Grundsätze von 1789 einen

neuen Aufschwung. Der rein aristokratische Theil der Whigs dagegen sah ein oder fühlte heraus, daß mit dem Siege der Revolution die Aristokratie in England die höchste Gefahr laufen müsse und bekämpfte sie deshalb von vornherein als eine Erbfeindin. Burke wurde der geistreiche Vertreter dieser Ansicht. Die Tories waren weniger laut und rasch in ihren Entschließungen und Entscheidungen. Sie waren die Gegner des demokratischen Grundsatzes, der sich in Frankreich durchzukämpfen suchte, aber sie waren fast zwei Jahrhunderte lang die Freunde Frankreichs gewesen und konnten sich nicht gleich in den Gedanken finden, als dessen Feinde aufzutreten. So sahen denn Pitt und die Tories und die Geldinteressen ruhig zu, während Burke und die Aristokraten der Whigs sich offenbar gegen For, die demokratischen Whigs und die englischen Volksfreunde sich für die französische Revolution erklärten.

Die Aristokratie Englands — die sich selbst in eine Geldherrschaft aufzulösen drohte —, die Macht Englands, die mit dem Verluste Amerikas den empfindlichsten Stoß erlitten hatte, die so wenig auf eigenen Füßen stand, daß Pitt sie durch die Befestigung der englischen Seehäfen gegen unmittelbaren Angriff sichern zu müssen glaubte, gingen, wie Venedey schildert, neugestärkt aus dem Kampfe hervor, den Europa gegen die französische Revolution beginnen und bis zur Besiegung Frankreichs fortsetzen konnte.

England gerieth, fast ohne sein Zuthun, jetzt in dieselbe Stellung, in die der ältere Pitt es zu Frankreich und zu dem Continente gebracht hatte. Die Continentalmächte bekämpften Frankreich. Unterdessen vernichtete England den Handel und die Seemacht Frankreichs und beutete die Handelszweige, die dadurch frei wurden, aus. Wer sich an Frankreich anschloß, wurde ein Feind und gab so England Gelegenheit, nach und nach auch die Schiffahrt, die Flotten und den Handel aller Seemächte zweiten Ranges zu vernichten.

Die Continentalsperre war eine Reaction, aber die Sperre war nur theilweise gegen England möglich und, soweit sie unmöglich war, nur ein Mittel die englischen Waaren zu vertheuern, während sie im Gegentheile England erlaubte, Europa, ja fast die ganze Welt von dem Meere und seinem Handel fern zu halten.

Venedey charakterisirt nun die englische Politik nicht als eine Politik des Rechts, sondern als eine Politik des Nutzens:

> Es sei fern von mir, den Ruhm, den England in diesem Kampfe erlangte, zu schmälern. Aber das darf uns nicht verhindern, auf den Boden der Verhältnisse zu sehen. Es handelte sich in England unter Pitt dem Zweiten um dieselben Interessen wie unter Pitt dem Ersten. Während Europa kämpfte, vernichtete England vorerst die Flotten und den Handel Frankreichs, dann den aller See- und Handelsstaaten zweiter Classe und speicherte so den Reichthum der ganzen Welt durch seinen ungestörten Welthandel auf. Das Blut, das auf dem Continente floß, wurde zu Geldströmen für England.

Durch den Frieden sicherte sich England alle Eroberungen des Kriegs, England war die tonangebende Macht auf dem Wiener Congresse.

Die innern Zustände schildert Venedey folgendermaßen:

> Schon bevor der König in Frankreich hingerichtet wurde, regte sich die Landaristokratie Englands und trieb unter dem Rufe „Kirche und König!“ die Demokraten zu paaren. Aber erst die Schreckensherrschaft brach die Kraft der Demokraten vollkommen. Der ganze Mittelstand zog sich von ihnen zurück, nur der Mob blieb übrig; und sobald Pitt es für nothwendig hielt, konnte er die Reste desselben ohne Gefahr durch seine Provocationsagenten zum Mittel machen, die letzten Vertheidiger selbst der gesetzlichen Opposition zum Schweigen zu bringen. Bald wurde die Habeas-Corpusacte suspendirt, es wurde das Briefgeheimniß vernichtet und die Volksversammlungen untersagt.

So England in seinem Verhältnisse zur Revolution. Die demokratische Partei hatte in England kein eigenes Lebenselement in den Verhältnissen Englands, das Volkselement sollte sich auf anderm Wege als durch eine politische Revolution und Parteiung, mit dem Wachsthume der Industrie, des Maschinenwesens und zugleich des Proletariats entwickeln. Das politische England war nach dem großen Continentalkriege immer ausschließlicher, immer aristokratischer geworden. Das Recht der Association, das Recht der öffentlichen Versammlungen wurde durch Gesetze beschränkt, die Überlegenheit der ministeriellen Partei, die Abwesenheit jeglicher Opposition erlaubten der Regierung noch viel weniger zu gehen, als sie für klug fand öffentlich in Gesetzen zu erklären, und mit Recht schließt Venedey:

> Der Sieg Englands auf dem Continente über die französische Revolution war ein noch viel offenbarerer Sieg des Continentalabsolutismus über die englische Constitution.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. Von Emil August von Schaden. Marburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Docenten deutscher Universitäten ist Neuheit zu empfehlen, um zu gelten — da der Ruf des Alten schon von selbst die Jugend abschreckt und Jugend nur Junges will —: sie brauchen dabei nicht zu scheuen ein Unverständliches, denn dieses erweckt Ringen nach Verständniß; nicht ein Seltsames, denn dieses bewirkt Staunen; ja sogar nicht Undenkbares, denn es wird durch Dialektik denkbar, und enthüllt vermöge guter Formeln tiefen Sinn. Besonders in der Philosophie gilt das Neueste stets für das Beste, und mit einer Weisheit der Väter können die Söhne unmöglich auskommen, wegen der Zeitfortschritte, die jetzt auf ein Jahrzehnd mitleidig zurückblicken, wie sonst Jahrhunderte auf Jahrhunderte, nämlich auf die frühere Beschränktheit im Vergleich mit der Gegenwart. Bleiben nur politische Verhältnisse und herkömmliche Kirchenlehren unangefochten, so erbauen sich an dem philosophisch Neuen selbst greise Staatsmänner und Theologen, begünstigen den Eifer, womit man speculative Sätze ausbeutet und verbreitet, bis etwa diese durch Vielgebrauch alt und matt werden, oder gar in ihrer Fortbildung sich anders darstellen als anfangs, was bekanntlich dem System Hegel's begegnete und ihm viele Gönner entzog. Zwar gibt es bei dem ersten Auftreten neuer Philosophie stets eine Anzahl älterer schienengefesteter Denker, die ihr Geleise nicht verlassen wollen, und feindlich verfahren — wie denn z. B. im „Staatslexikon“ von Rotteck und Welcker Hegel'sche Philosophie „der scharfsinnigste Widersinn, die kunstreichste Absurdität, welche je die Philosophie ausgeboren“, ge-

nannt wird —, allein dies schadet der Verbreitung durchaus nicht, es werden vielmehr solche Einzelstimmen von dem Tutti des Freundesorchesters bald übertönt, und was den Feinden unvernünftig däuchte, behauptet sich in der Wirklichkeit und wird dadurch vernünftig. Nur die Zeit baut und untergräbt Vernunft und Unvernunft, die deswegen angenehm miteinander abwechseln und in diesem Wechsel entschiedene Objectivität bewähren.

Nichts ist ewig auf Erden, und ewig bleibt dieser Spruch wahr.
Jährlich wandert die Jugend zu Niederlagen des Wissens,
Höret Philosophie, das heißt, die Liebe zur Weisheit. —
Wie, kann Liebe gehört sein? Ja wohl, der gelehrige Hörer
Dünket in Worten sich klug, und schwört auf die Worte des Meisters.
Leider verhallt und verschallt das Wort. Kant ist schon verschollen,
Fichte und Hegel, und selbst ein doppelschallender Schelling
Finden ihr Schallloos. — Alle verkündeten Weisheit, und haben
Glauben verlangt und gefunden an ewig dauernde Lehren.

Zu solchen Betrachtungen und Verserinnerungen kann die vorliegende Schrift veranlassen, welche in geschicktem Vortrage des Neuen genug enthält, und gerade „das Bewußtsein eines solchen Neuen ist es, was der Verf. in der studirenden Jugend erzeugen möchte, und dies ist die Absicht, mit der er diese Vorlesungen ausarbeitete" (Vorrede, S. IV). Sein System hat er „zu großem Theile schon in seinen frühern Werken entwickelt, niemals indeß noch, wie er glaubt; so einfach und zusammenfassend wie in der vorliegenden Arbeit. Das Centrum aller Existenz ist ihm der Mensch, der innere sowol wie der äußere. Denn beide sind im Grunde nur einer. Ihn, den Menschen, glaubte und glaubt er noch überall zu finden, wohin er nur sein Auge wenden mag. Denn selbst Gott ist nur der ewige Typus (παράδειγμα), nach welchem sein Ebenbild (εἰκών) Existenz gewonnen hat. . . Dies (Princip) ist durch so viele Thatsachen und darunter durch so gewaltige und großartige gestützt, daß eine einzelne Ausstellung oder selbst einzelne Ausstellungen so viel wie nichts besagen würden" (Vorr., S. V, VI). Ref. verbannt daher alle subjectiven Ausstellungen, und will blos von dem Neuen des Inhalts in reiner Objectivität Einiges mittheilen.

„Es muß die Theologie ebenso als die Kunst der Philosophie bezeichnet werden wie die Medicin die Kunst der Naturwissenschaft und die Jurisprudenz die Kunst der Geschichte vorstellt."

„Es gibt nichts, dessen Configuration nicht in irgend einem Verhältniß beschlossen läge, welches an der menschlichen Gestalt sich vorfindet. Himmel und Erde führen das Gepräge dieses Siegels, und tragen daher, wenn auch in noch so rohen und kolossalen Umrissen, an ihrem mächtigen Leib die Physiognomie der menschlichen Gestalt. . . . Sein (des Menschen) Haupt ist ein concentrirter Rumpf, sein Rumpf dagegen ein extendirtes verzerrtes Haupt zu nennen."

„Die Länder um das Mittelländische Meer stellen eine merkwürdige Concentration des ganzen Erdbaus, und umgekehrt der ganze Erdbau stellt eine Expansion der Gegenden um das Mittelländische Meer vor."

„Dem kolossalen Bau der Erde ist das allgemeine Gestaltungsprincip des Menschen in großen Grundzügen aufgeprägt." (Diese Ansicht wurde schon 1828 von den Herren Keiper und Klutz durchgeführt, und sie unterschieden dabei auch männliche und weibliche Erdgestalt; Kleinasien z. B. war die Klitoris, Kaukasien der Mons Veneris u. s. w.)

„Wie der große Fixsternhimmel, so auch das ganze Planetensystem tragen eine tiefe Menschenähnlichkeit an sich, und diese Aehnlichkeit drückt sich hier, weil unter der Herrschaft der Nothwendigkeit stehend, durch Zahlenverhältnisse der Massen aus."

„Mathematische Verhältnisse sind nicht absolute Nothwendigkeit, sie sind keine ewigen Wahrheiten an sich, die durchaus nicht anders gedacht werden dürfen noch können, und daher der Satz z. B., daß die drei Winkel eines Dreiecks immer gleich zwei rechten sind, nur unter der Bedingung unserer so modificirten Materie eine zwingende Nothwendigkeit."

„Man kann unsern Rumpf als den niedrigen Indifferenzpunkt für die polarischen Hauptentwickelungen bezeichnen, welche nach oben und unten in die Peripherie unsers Leibes gestellt sind."

„Zwischen Erdrumpf und Erdhaupt ward jener große verinnerlichende Heros geboren, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben wurde, und dessen Reich nichts weniger als von dieser Welt ist. . . . Eine Weltgeschichte, welche auf solchen natürlichen Basen aufgeführt worden ist, und mit solchen Hinausblicken und Ahnungen endet, kann eine Weltgeschichte genannt werden."

„Das Germanische und insonderheit das Deutsche ist der Gipfel aller freien Sprachen, welche im Gegensatz zu den antikaukasischen Verhältnissen sich mit Indien aus dem Südost nach dem Nordwest erhoben haben."

„Der Deutsche Bund ist vielleicht der noch schwache Keim, aus welchem sich der starke Baum eines europäischen Staatenkosmopolitismus entwickeln und seinen Schatten über die ganze Welt hin verbreiten wird."

„Die Definition der Philosophie als einer unmöglichen Wissenschaft entbehrt alles tiefern Haltes. . . . Bezieht sich aber die Frage nach dem Möglichen oder Unmöglichen auf die Kategorie des Erkennens, so wird damit alsobald das Schwermögliche zu einem Schwerbegreiflichen und somit zu einem fast Unbegreiflichen. Es wird also hierdurch die Philosophie zur Wissenschaft des Schwerbegreiflichen gemacht, und ziehen wir hiervon nun ab, was sich an der Realität als das leicht oder leichter Begreifliche ausweist, so kann uns jetzt nichts mehr unerklärt und unwahrscheinlich bleiben, wenn wir die Philosophie als die Wissenschaft Dessen definiren, was eben an den Dingen das Unbegreifliche ist."

„Wenn wir die Philosophie mit vollkommenem Recht als die Wissenschaft der Substanz definiren, so vermögen wir hierin nichts Anderes als die höchste Erweiterung und Steigerung unsers ersten von Philosophie aufgeworfenen Begriffs zu erkennen. . . . Drei zu behandelnde Punkte werden sich so zueinander verhalten, daß in dem ersten die Frage nach dem Abgrunde der Existenz, in dem zweiten die Culmination derselben zur Höhe Gottes, und im dritten ihre Entfaltung zur Sonderung des vielfältigen Einzelnen, also bis zu einem gewissen Grade die Genesis der Welt Gegenstand der Untersuchung sein muß."

„Allmöglichkeit ist als eine Existenz zu erfassen, welche in jedem Angenblick zur Geburt eines unendlichen Etwas hindrängt, in demselben Augenblick aber, in welchem sie solche Geburt ans Tageslicht fördern will, von ihrer Production und Evolution absteht — aus der eigenthümlichen Furcht, daß hierunter ihr Charakter als Allmöglichkeit leiden möchte. . . . Da die Hemmung, wenn sie zur Vollendung käme, das vollendete Princip der Form wäre, die Form aber aus dem Schatten der Allmöglichkeit Realitäten zu machen hälfe, so muß die von Ewigkeit her sich immer wiederholende Hemmung endlich zum Formprincip werden."

„Gott ist der Raum, denn in ihm leben, weben und sind wir. Gott ist die Zeit, denn er löst an seinem einen Punkte die Ewigkeit in eine unendliche Succession von Thaten auf. Gott ist Alles; denn er ist die sich selbst besitzende Unendlichkeit des Allmöglichen. Gott ist Nichts; denn seine unendliche Scheidung hat von Ewigkeit her alle Möglichkeiten des Allmöglichen in den königlichen Besitz seiner Herrscherkraft hinübergeführt."

„Jede Production Gottes beginnt mit der Herabsetzung der Allmöglichkeit zu einer Einmöglichkeit und ist deshalb auch sogleich von einer Production des Oben und Unten begleitet. Denn da die Entstehung des Raumes überhaupt auf principieller Grundlage erwächst, so wird dies bei der Gliederung des Raumes in noch weit höherm Grade der Fall sein müssen. Wenn nun aber Gott producirt, so ist von solch unendlich rei-

chem Wesen nicht zu erwarten, daß es ein Schlechteres zu zeugen beabsichtige als es selbst ist. Ein Besseres aber ist offenbar unmöglich. Will es daher überhaupt ein Etwas produciren, so kann seine Absicht nur in seinem Ebenbilde ruhen. . . . Ist dem nun aber so, ist das höchste Wesen Gottes und der Ebenbildlichkeit in ihrem genetischen innerlichen Verhalten so geordnet, daß in beiden ein Unten und Oben ist, die sich beide voneinander angezogen fühlen, und daher umgekehrt so ineinander stehen, wie wenn man zwei Becher verkehrt ineinanderstürzte, so hätten wir an keinem glücklichern Orte auf diese interessante Constellation geführt werden können als hier, wo wir am Ende des objectiven Inhalts der Philosophie angekommen sind. . . . Hierin liegt jenes merkwürdige Urphänomen begründet, daß uns in der Wirklichkeit in allen Einheiten Rumpf und Kopf entgegentritt, daß diese beiden ferner umgekehrt ineinander hineinragen, und diese Umkehr an Erde und Mensch durch eine Kreuzung erkennen lassen, welche sich an den einzelnen Knotenpunkten als zwei aufeinander stehende Scheitelwinkel charakterisirt."

„Das vorläufige Aufgebot des in sich selbst wühlenden Geistes: durch den Kampf der in ihm denkbaren Möglichkeiten mit ihren gleichfalls vorhandenen innerlichen Widersprüchen zu irgend einem Resultat über die Begriffe des Seins, des Nichts und ihrer Bewegungen zu gelangen, das ist der eigentliche Inhalt der analytischen Metaphysik. . . . Wenn wir den ersten und geringern Theil der Metaphysik als einen Weg vom Nichts zum Sein charakterisiren, so hindert uns Nichts, als ihren zweiten Theil nun den Weg vom Sein zu Gott zu bezeichnen. Mit ihrer Ankunft bei diesem Ziele endet aber auch ihre Aufgabe."

„Das Sein ist von Ewigkeit her vorhandene Existenz, und seine letzte Wurzel allein als ein ewiges Aufsteigen eines im Nichts verborgenen Willens zu bezeichnen, dessen Kraft aber sich von Ewigkeit her schon erfüllt hat. . . . Je mehr das Sein Sein wird, um so mehr muß es auch die Kraft des Leeren, wie des Nichts, als ihm völlig unterthänigen Selbstbesitz in sich hinein bekommen."

„Sehen wir uns danach um, was den Einen oder den Andern bestimmen mag, so oder so von Gott zu denken, so reducirt sich die Möglichkeit der veranlassenden Gründe zuletzt allein auf jenen einzigen: daß Jeder in dem Maße sich dieses höchste Problem zurecht legt, als er sich die Intensität des Seins zu denken vermag."

„Ich kann mir kein Herz zu einem Gotte fassen, dem gegenüber ich nicht triumphirend ausrufen kann: das ist doch Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein."

„Es erscheint uns das Wesen der Religion wie eine Lust der Seele auszuwandern, um sich aus der Tiefe eines unerschöpflichen Wesens höchste Sättigung und Erfüllung hernieder zu holen: ein Hunger, der von der unerschütterlichen Hoffnung begleitet ist, daß die begehrte Speisung nicht versagt bleibe, sondern der Gott sich vielmehr herablassen werde, wie die Seele ausgegangen sei, ihn zu suchen, so sich finden zu lassen, und mit der rückkehrenden in ihre Wohnung einzuwandern und dort die Wonne eines Abendmahls zu feiern, das den Zustand vollkommener Befriedigung herbeizuführen geeignet ist. Dies Alles nicht blos figürlich und windig spirituel gedacht, sondern sogar mit örtlicher Wahrheit behauptet und angenommen: das ist der einzige Standpunkt, von welchem aus eine Theologie geschaffen werden kann, die ihren Schüler nicht unbefriedigt läßt."

„Eine von Gott geschaffene Welt liegt in der Unendlichkeit Gottes als in ihrem Ort. Aus der unendlichen Steigerungsfähigkeit Gottes geht die Ergänzung für den Gedanken hervor, zufolge dessen die Welt wie in Gott schwimmt. Denn so groß die Existenz des Geschaffenen auch sein mag, für die Übergipfelung des Gottes in sich ist sie Dasselbe was für uns ein Sandkorn. Wollen wir uns daher die Sache sinnlich vorstellen, so können wir sagen, daß Gott die Welt nach Gutdünken in seiner eigenen Tiefe verschieben könne wie er wolle, ja, daß er dies auch mit mehr Welten thun könne, wenn er anders solche geschaffen habe."

„Es ist wie eine physikalische Attractionslust höherer Art zu betrachten, daß die menschliche Seele aus sich auszugehen sucht, um den höhern Inhalt der Gottheit oder ergänzende Gottessubstanz in sich hereinzubekommen. . . . Daß eine ganz ähnliche Attractionslust, welche den Menschen anstachelt, aus sich selbst auszugehen und Gott zuzuwandeln, sich, sobald der Mensch geworden ist, auch Gottes bemächtigt und diesen bestimmt, dem Menschen einwohnen zu wollen und ihn mit der Substanz seines Inhalts zu speisen."

„Die Vereinigung, welche die Religion zwischen Gott und Mensch bewirkt, ist nicht ein blos rationel spiritualistischer Gedanke, welcher einem Nichtsein solcher Vereinigung fast gleichkommt, sondern sie ist in der Weise eine solche, wie sie eintritt, wenn wir Wein dem Wasser mischen, oder wie in der Luft Stickstoff dem Sauerstoff verbunden ist."

„Der ewige Gott muß nothwendig das absolute Oben sein, oder: Wo kein höheres Oben zu finden ist, da ist Gott. . . . Alle religiöse Tendenz geht von unten nach oben, und es ist daher nichts natürlicher als daß die betende Ebenbildlichkeit auf die Knie fällt, ihre Arme nach oben breitet."

„Wie sich die Allmöglichkeit zu der über ihr thronenden Kraft der Scheidung verhält, ebenso verhält sich der Mensch oder das Ebenbild zu Gott. . . . Das tiefe innerliche Wechselverhältniß, welches zwischen Gott und der Essentification seiner Welt, dem Ebenbilde, besteht, liegt schon vorgebildet in dem andern von Ewigkeit her bestehenden Wechselverhältniß zwischen der sondernden Kraft und der Allmöglichkeit."

Diese Art von Theosophie wird schließlich in Verbindung gesetzt mit den Lehren vom Sündenfall, der Incarnation, Erlösung, der Dreieinigkeit, und erinnert an die Theosophen des 15. und 16. Jahrhunderts, an Jakob Böhme, der auch neben Plato „der erwünschteste Vorkämpfer auf dem Eroberungszuge der Substanz" genannt wird. Lessing seiner Zeit nannte diesen görlitzer Philosophen einen Schwärmer, der „ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen bloßen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden das Glück hatte", und noch Schleiermacher meint, „die Überschätzung des Unwissendsten unter den Theosophen des 15. und 16. Jahrhunderts, des Jakob Böhme, sei etwas höchst Unwissenschaftliches" (Nachlaß, Bd. 2, S. 343); aber unsere wissenschaftlichen Zeiten — **sic transit et redit gloria mundi** — erkennen besser seinen Werth; woraus zu lernen: kein Philosoph oder Theosoph solle über Gunst zu sehr sich freuen, und über Ungunst zu sehr sich betrüben. 24.

Literarische Notiz.

Graf Adam von Gurowski.

Die Identität des Verfassers der „Europäischen Pentarchie" mit dem politischen Parteigänger Gurowski scheint gegenwärtig so ziemlich festzustehen. Das Aufsehen, welches jene vielbesprochene Schrift erregt hat, steht mit ihrem eigentlichen Werthe durchaus in keinem Verhältniß. Sie würde schwerlich Gegenstand so vieler Erörterungen geworden sein, wenn ihr Erscheinen nicht in eine Zeit gefallen wäre, welche für derartige Manifestationen eine besondere Empfänglichkeit besaß. Die spätern Erzeugnisse des nämlichen Verfassers haben sich keines so glänzenden Erfolgs zu erfreuen gehabt, ja sie sind sogar zum Theil ganz spurlos vorübergegangen. Am werthlosesten und unbedeutendsten sind die Versuche Gurowski's, sich auf dem Gebiete der Touristen-Literatur einen Namen zu machen. Namentlich gewährt sein Reisewerk über Belgien nach keiner Richtung hin Befriedigung. Ebenso wenig Gutes können wir von einer Schrift über die Schweiz sagen, welche vor kurzem die Presse verlassen hat. Sie führt den Titel: „**Impressions et souvenirs. Promenade en Suisse en 1845.**" 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Einer der interessantesten und lehrreichsten Theile des Venedey'schen Werks ist der jetzt folgende Abschnitt, überschrieben „Commonwealth". Venedey behandelt darin die innere Entwickelung Englands, diese Entwickelung ist aber kaum etwas Anderes als die Entwickelung der Geldinteressen. So stellt er mit Recht die Geschichte und die Operationen der englischen Bank voran, in denen sich nach und nach alle Lebensnerve Englands concentriren. Wenn die Landaristokratie früher ausschließlich ein unangreifbares Eigenthum gehabt hatte, so erlangte die Geldaristokratie jetzt ein solches in der Staatsschuld. Das Grundeigenthum war gesetzlich geschützt gegen Verkauf und Beschlag; die Fonds sind es nicht nur gesetzlich, sondern meist auch thatsächlich, wo der Schutz des Gesetzes nicht ausreichen sollte. Die Geldaristokratie erlangte in der Schuld eine Art geschlossenes, unangreifbares Geldgrundeigenthum, wie Venedey es nennt und wie die Landaristokratie bisher ein solches allein in Grund und Boden besessen hatte. Hören wir:

> Das Geld wurde der einzige Maßstab des Glücks. Die Waare, die Arbeit blieben seine Diener. So oft diese stiegen, glaubte stets ganz England im Verluste zu sein, weil das Geld fiel. Nur dieses hatte ein Vorrecht theuer zu werden. Die Waare, die Arbeit konnte betteln gehen, das Geld aber mußte auf Purpur ruhen. So stürzten die Verhältnisse, die der Krieg schuf, England unabwendbar vorwärts in den Abgrund des Gemeinreichthums, der reinen Geldherrschaft.

Venedey entwickelt nun ausführlich, wie sich die Grund- und Bodenverhältnisse gänzlich umgestalteten. Das Land verlor seinen ursprünglichen Begriff von festem Grund und Boden, es wurde beweglicher Natur durch die Unnatur der eingetretenen Verhältnisse. Das Geld aber wurde zu derselben Zeit fundirt, stockfest. Das Grundeigenthum schwankte überall, das Geldeigenthum nahm eine beständige Natur an. Der Mittelstand verschwand aus dem Ackerbau und wer sich nicht in die Classe der hohen und reichen Pächter großer Güter hinaufzuschwingen vermochte, der sank in die der Tagelöhner herab. Alle Classen in England vermehren sich verhältnißmäßig, nur der Ackerbaustand vermindert sich. Das Verhältniß der Ackerbauer zu den übrigen Ständen sank in 20 Jahren (von 1811—31) von 35,2 auf 28,2 herab. Der Zuwachs aller Familien in derselben Zeit war 34 Procent, der der Handels- und Manufacturstände war 27 Procent, der der Ackerer nur 7 Procent. An die Stelle des Landbauerstandes trat ein Stand, der kein anderes Gewerbe trieb als sein Geld wuchern zu lassen.

Am tiefsten sanken die Arbeiter. Sie wurden Bettler, in Masse nahmen sie den Charakter Derjenigen an, die auf Kosten Anderer leben. Sie wurden geistig entartet, moralisch verwildert. Die Armensteuer hatte früher nur den Arbeitsunfähigen geholfen, sie wurde von neuem die fast unerlaßliche Unterlage des Lebens und der Verhältnisse jedes Ackerbauers.

Das sind die Folgen, sagt Venedey, der durch den Krieg eingetretenen Zustände. Die Kraft der Landaristokratie wurde in ihren Grundlagen angegriffen und zerstört, während die Geldaristokratie neue legte und einen Riesenbau auf ihnen aufführte.

Als die Tories ans Ruder kamen, konnten sie nicht ruhig zusehen, daß ihre Freunde, die Landbauer, den letzten Stoß erhielten. Die Regierung kam zu dem Beschlusse, die Einfuhr des Getreides, so lange das des Inlandes nicht die Summe von 85 Schilling per Quarter erstiegen, vollkommen zu untersagen. Der Krieg hatte England von Europa ausgeschlossen. Es kämpfte auf Leben und Tod, um den Mann zu stürzen, der diese hatte Vergeltung über England zu verhängen suchte. Es kämpfte und siegte, und am Tage nach seinem Siege muß es Europa von England ausschließen, um den Brotpreis hoch genug zu halten, auf daß die Landlords im Stande, die Lasten ihrer Güter zu tragen, die Pächter sie zu zahlen. So bildete sich die neue Richtung der Korngesetze — Verhinderung der Einfuhr fremden Getreides —, die letzte Stütze der Landaristokratie Englands. Die Geldaristokratie zog aber dennoch den besten Theil. Das Volk dagegen schildert Venedey wie folgt:

> Die Ackerbauer waren zu Knechten und Bettlern herabgesunken. Die Fabrikarbeiter sahen ihren Arbeitslohn abnehmen und ihre Arbeit selbst durch Maschinen und, gerade in Folge dessen, wohlfeiler und zugleich abstumpfender werden. Die Mittelstände, an Zahl stets abnehmend, lagen zwischen Noth und Elend auf der einen, übergroßem Reichthum und Luxus auf der andern Seite. Der Schwindel hatte auch sie ergriffen

und die altenglische Ruhe, der einfältige Ernst, das stille Streben und ernste Wollen brachen sich von nun an oft genug an dem Elende oder an der Überfülle.

Wie das Elend des Volkes trat auch die absolutistische Richtung der Regierung zunächst an die Oberfläche der Strömungen des englischen Staatslebens. Hören wir Venedey:

Der Absolutismus, das Regieren von oben herab, anstatt des Ordnens von unten herauf, der gefesselte Policeistaat, anstatt des selbständigen Bürgerstaats, hörte mit dem Sturze des Ministeriums, das den Sieg über die französische Revolution gefeiert hatte, nicht auf. Die Auffassung der englischen Staatsmänner war in dies Regieren hineingerathen und dies Regieren selbst war nothwendig geworden. Ein Bürgerstaat ist nur mit Bürgern möglich, wo diese verschwinden, tritt die Policei nothwendig an ihre Stelle. Der Geist der Selbständigkeit war aber von den Engländern gewichen. Schon die Revolution hatte ihn im Mittelstande erstickt, die Herrschaft des Geldes vernichtete ihn auch in der Aristokratie.

Mit und unter Canning entstand das erste Freihandelsministerium unter der Leitung Huskisson's. Das Geld verlangte den freien Handel und fand, wie Venedey treffend nachweist, noch einen Bundesgenossen am Volke. Die englischen Staatsmänner, die nach und nach das englische Schutzzollsystem schaffen halfen, dachten von ihrer Höhe herab an das Volk nur als an den Mob. Sie schützten den Handel, die Industrie, die Colonien, den Ackerbau, aber sie vergaßen die Arbeit. Die Arbeit, das Volk konnten ungestört und unbeachtet ausgesaugt, abgenutzt werden und wurden es auf eine grausenhafte Weise. Die nächste Folge mußte nothwendig sein, daß die ungeschützte Arbeit den Schutz der Industrie und des Ackerbaus, der sich in erhöhten Preisen kund gab, als eine Verletzung ihrer heiligsten Interessen fühlte. Die Arbeit wurde schlecht bezahlt und zahlte doppelt theuer jeden Bissen Brot, jeden Schnitt Holz, jedes Stück Tuch. Der Ruf nach Handelsfreiheit hieß für sie: Wohlfeiles Brot! und sie stimmte von Herzen in ihn mit ein.

Nach dem Tode Canning's wandte sich Georg IV. an Peel. Peel wurde die Seele der neuen Regierung, der Führer der Alttories. Sir Robert Peel war der Sohn eines Baumwollenspinners, der ihm 1,200,000 Pf. St. hinterlassen hatte. Das war sein Adelsbrief. Er ist so gut wie ein anderer, aber es ist doch ein Zeichen der Zeit, wenn die 1,200,000 Pf. St. den Sohn des Baumwollenspinners an die Spitze der Hochtories bringen. Venedey schildert Peel's Verwaltung folgendermaßen:

Sie konnte zu keiner selbständigen Thätigkeit gelangen. Die Dissenters und Irland im Bunde mit den Whigs stießen sie vorwärts. Bald kam die Noth des Landes, eine neue Hungerkrisis, hinzu und erlaubte keinen Schritt vor- oder rückwärts. Der englische Handel, durch das Elend eines Theils des Volkes gehemmt, durch die Eroberungsrichtung der englischen Volksgeistes neuerer Zeit überhaupt fast unwillkürlich aufs Ausland hingewiesen, erhob sich von Zeit zu Zeit, wenn sich ihm neue Ausflüsse öffneten und sank dann meist wieder ebenso in den alten Nothstand zurück. Neue Eroberungen in Indien, die Eröffnung der emancipirten Colonien Spaniens und Portugals gaben einen vorübergehenden Aufschwung. Die Speculation, die diese neuen Ausflüsse rasch aussaugen wollte, war meist die Ursache, daß sie sich noch schneller als natürlich wieder verstopften. Im J. 1829 war wieder allgemeine Ebbe eingetreten und die Noth im ganzen Lande war sehr groß, um so größer als diesmal kein Mensch wußte, welchen Verhältnissen die Schuld zuzuschieben. Früher wurden der Krieg, die Schwankungen der Geldgeschäfte u. s. w. für den Nothstand des Landes verantwortlich gemacht. Nichts Derartiges hatte stattgefunden und so mußten nothwendig die denkenden Politiker in sich gehen und nach den allgemeinen Ursachen fragen. Die Armensteuer, die Staatsschuld, das Wetter und der Wind wurden angeklagt, aber Niemand wagte an Abhülfe zu denken, auf bleibende Besserung zu rechnen.

Der Sieg der demokatischen Grundsätze in Frankreich, die Julirevolution, mußte denselben auch in England einen neuen Aufschwung geben. Was die englische Demokratie vor allen Dingen verlangte, das war eine Reform des Parlaments und des Wahlsystems. Dies war zu allen Zeiten die Grundlage ihrer Bestrebungen gewesen. Der Sieg der Reform war nichts Anderes als ein Sieg des Geldes über die Landbesitzer. Bisher hatte jeder Freeman, arm oder reich, das Wahlrecht, wer aber jetzt keine 10 Pf. freier Einnahme hatte, mochte er ein Freeman im Geiste Altenglands sein, er war ein Rechtloser im Geiste der Reform. Das Geld siegte auf dem Lande und wurde trotz des Schleiers des größern demokratischen Einflusses auch in den Städten der letzte Grund des Wahlrechts. 36 Boroughs verloren durch die Reform ihr Stimmrecht, 30 verloren ein Mitglied von zweien, 22 Städte sendeten in Zukunft zwei, 20 ein neues Mitglied. Das Ergebniß der Reform war: 86 Stimmen Verlust für die Landbesitzer und 64 Stimmen Gewinn für die Städte. So war die Reform der größte Schlag, den die Landaristokratie bis jetzt erlitten hatte. Als deutscher Demokrat sagt nun aber Venedey von der Reform:

Die Agitatoren hatten das Volk glauben machen wollen, daß mit der Reform ein neues Zeitalter der Freiheit und des Glücks für England erstehen werde. Und Alles blieb beim Alten. Das untere Volk fühlte je länger desto offenbarer, daß die Reform ihm nichts genutzt, weder seine Rechte, noch seine Freiheit, noch sein Wohl gefördert hatte. Und hierin lag der Grund, daß nach und nach die untern Volksclassen ihr Ohr den Whigs schlossen, daß an die Stelle der frühern Einverständniß offener Haß trat, der dann entweder von den Demagogen der Demokratie oder denen der alten Landaristokratie, oft von beiden im Bündnisse ausgebeutet werden konnte.

Als das Reformministerium Grey, unter dem die Aufhebung der Sklaverei und Schutz der Fabrikkinder gegen den Eigennutz ihrer Ausbeuter erwirkt wurde, an der irländischen Frage stürzte, kamen die liberalen Whigs, im Gegensatz zu den aristokratischen Whigs, unter Lord Melbourne zur Regierung. Unter sie fällt eine der durchgreifendsten Reformen der neuern Zeit, das neue Armengesetz. Wir werden später Gelegenheit haben, auf die Geschichte und das Wesen desselben einzugehen, dürfen dasselbe hier also füglich übergehen.

Wir treten jetzt an das Ministerium Peel. Der deutsche Demokrat hat ein strenges Urtheil über diesen englischen Staatsmann. Ob Lord John oder Sir Robert, ob Whig ob Tory regiere, sagt er, der Grund erscheine immer als derselbe: Geldherrschaft und Policei-

staat. Peel habe vor der Julirevolution seinen Namen an zwei große bezeichnende Maßregeln gebunden, an die Peelsacte und an die Peeler Policei. Durch die erstere erhob er die Staatsschuld zu ihrem Nennwerthe, durch die zweite begründete er für alle Zukunft das System des Regierungsschutzes an der Stelle der Gemeindethätigkeit, der Policeiaufsicht anstatt der Selbstregierung. Sir Robert Peel war einer der Ersten der einsah, daß mit der Reform auch der alte Toryismus vollkommen zu Grabe getragen worden; am Tage nachher erklärte er einfach und unumwunden, es gebe von nun an keine Tories mehr, an ihre Stelle seien die Conservativen getreten. Peel hatte erleben müssen, sagt Venedey, daß die Macht der toryistischen Conservativen an der Gunst eines Bettkammerfräuleins scheiterte, und deswegen suchte Sir Robert eine mächtigere Beschützerin als selbst die Königin, den Beifall der öffentlichen Meinung, des Geistes und der Interessen der Zeit. Nach und nach rang er den Whigs ein Stück ihrer Waffen nach dem andern aus den Händen, zuletzt gar ihre Hauptstütze, die einflußreichste Zeitung Englands, die „Times". Endlich fielen die Whigs und die Conservativen mit Peel traten an ihre Stelle. Hören wir Venedey:

Die Land-, die Colonial-, alle durch Abgaben geschützten Interessen konnten glauben, daß der Sieg der Conservativen ihrer Sache von neuem eine feste Zukunft sichern würde. Die Führer der Conservativen thaten das Ihrige, um in halb und ganz klaren Phrasen diese Ansicht zu unterhalten, während sie andere ebenso vage und ebenso klare Redensarten für alle andern mit den Whigs unzufriedenen Parteien und Coterien zu Markte brachten. Die Pächter, die Landbauer, die Colonialbesitzer stimmten wie ein Mann für die Conservativen; die Demokraten, die Radicalen, die Chartisten schlossen sich ihnen fast ebenso einstimmig an. Der Ruf: „Nieder mit dem neuen Armengesetz!" klang im Herzen jedes Armen und jedes Engländers alten Schrot und Korns wider. Der große Theil des Mittelstandes war des Schwankens der Whigs satt, hoffte nichts mehr von ihnen, glaubte nichts mehr von den Conservativen zu fürchten zu haben und hörte diese im Gegentheil ihre heiligsten Wünsche oft genug aussprechen. Das Geld kannte Sir Robert und wußte, was von ihm zu erwarten. So bildete sich „seine" Majorität, „sein" Unterhaus.

Die beiden ersten durchgreifenden Maßregeln des neuen Ministeriums waren ein neues Getreidegesetz und eine Abgabe auf das Einkommen. Venedey charakterisirt nun Robert Peel als den Mann der Geldinteressen durch die einzelnen Maßregeln seines Ministeriums. Als Venedey sein Werk schrieb, hatte Peel sich noch nicht über die Getreidegesetze erklärt, dennoch aber treffen vollkommen folgende Worte:

Der ehemalige Tory, der Conservator wurde zum Wächter, zum Hohenpriester im Tempel der Götzen der neuern Zeit. Die Zukunft nur kann lehren, ob es ihm gelungen ist, die Herrschaft des Geldes für lange zu sichern. Die Gegenwart, aus dem Gesichtspunkte der Vergangenheit aufgefaßt, bekundet aber, daß Sir Robert Peel mit mehr Glück und mehr Bewußtsein als seit lange seine Vorgänger ein berufener Führer des Volks ist, auf dessen Fahne seit zwei Jahrhunderten das brennende Flammenzeichen des goldenen Elends geschrieben steht: Gemeinreichthum.

So haben wir Venedey durch die englische Geschichte bis auf den Punkt der Gegenwart begleitet. Er hat als deutscher Demokrat geschildert und es überall mit Ernst und Gründlichkeit versucht, den Grundton zu finden, der die verschiedenen Epochen des englischen Volkslebens beherrscht. Mehr als auf einzelne Reformen baut er auf den urkräftigen Kern der englischen Volksart, auf den eisernen Willen altsächsischer Ausdauer, daß England noch nicht am Ende seiner Laufbahn angekommen und daß noch ungeahnte Kräfte in ihm liegen. Aber er glaubt auch, daß der Geist des Geldes, des Reichthums die englische Weise so an der Wurzel angegriffen habe, daß es oft sehr zweifelhaft erscheinen kann, ob er wieder auszureißen, ohne das Mark des Lebens zu zerstören. Ist dies der Fall, so, glaubt Venedey, wird dieser Geist England zum Untergange führen müssen, wie tüchtig auch das englische Wesen sein mag. Möge er selbst reden:

Die Stufe, auf der England angekommen — im Reichthum hinschmachtend, in Überfülle hungernd —, ist eine furchtbare Strafe des Geschicks, das in den Ereignissen des Völkerlebens herrscht. England war zu dem Höchsten berufen, zum Verbreiter des Heils und der Civilisation unter die fernsten Völker der Erde. Es sah in seinem Berufe meist nur eine Gelegenheit der Ausbeutung. Es fragt nur nach Geld — und so wurde Alles zu Geld unter seiner Hand. Das ist sein Fluch.

Die Sühne dieses Fluches glaubt Venedey nur in der thatsächlichen Anerkennung derjenigen Grundsätze möglich, die Englands Macht schaffen halfen und die, zur Heuchelei geworden, gegenwärtig an seinem Marke nagen. Vor Venedey steht das Ideal einer Tugendrepublik. Nicht in einer Rückkehr, sondern in einem Vorwärts sehen wir die Zukunft Englands begründet. Wie wollten altsächsische Institutionen für das moderne England genügen! England hat einen höhern Beruf als einen politischen, als einen nationalen, als einen sittlichen, es hat einen socialen. Das übersieht Venedey. Er bleibt tugendhaft demokratisch. Seinem socialen Berufe kommt England immer näher, je weiter es die Consequenzen der Geldherrschaft entwickelt und dadurch selbst hilft, dieses Princip zu stürzen. Wir glauben nicht, daß die Geldherrschaft zum Ruin Englands führt, wie Venedey, es wird auch aus ihr ein neues Element zum Vorschein kommen, wie sich aus dem Feudalengland das Geldengland entwickelt hat, und wenn kein altsächsisches Element, doch ein wahrhaft menschliches. So sehen wir denn nicht hoffend in alte Tage und auf alte Institutionen zurück, sondern bewußtvoll vertrauend auf die Gegenwart, welche überall ein neues Leben gebiert, und auf die Zukunft, welche dasselbe reicher gestalten muß, während der Standpunkt Venedey's ihm nur erlaubt, zweifelnd, wehmüthig, fragend einige Blicke dahin zu werfen und sich mit der zähen Kraft des altsächsischen Wesens zu trösten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Das Grab der englischen Dichterin L. E. L.

Miß Landon's, nachheriger Mistriß M'Lean, kurze und glänzende Laufbahn und trauriges Ende, als sie noch im Höhe-

punkte aller ihrer Kräfte stand, wird so bald nicht vergessen werden und lebt im Andenken Derer fort, die sich an den trefflichen Dichterwerken derselben, die unter den Buchstaben L. E. L. herauskamen, erfreuten. In dem „Tagebuche eines afrikanischen Kreuzers", das vor kurzem in England erschienen ist, finden wir folgende Beschreibung eines Besuchs an ihrem Grabe: „Ich ergriff die erste Gelegenheit, um mich fortzustehlen zu einem Besuche der Begräbnißstelle von L. E. L., die hier nach einem Aufenthalte von nur zwei Monaten und nachdem sie erst ein Jahr die Gattin des Gouverneurs von Cap Coast Castle M'Lean gewesen war, starb. Eine kleine weiße Marmortafel, unter die massiven grauen Steine der Fassungsmauer, nach dem Hofe zu, eingemauert, zeigt folgende Inschrift:

Hic jacet sepultum
Omne quod mortale fuit
Laetitiae Elisabethae McLean,
Quam, egregie ornatam indole,
Musis unice amatam,
Omniumque amores secum trahentem,
In ipsa aetatis flore,
Mors immatura rapuit,
Die Octobris XV. A. D. MDCCCXXXVIII.
Aꝰ . . . .

Quod spectas viator marmor,
Vanum heu doloris monumentum,
Conjux mörens erexit.

Mein erster Gedanke war der, wie ungereimt diese Stelle für ein Grab sei, und besonders für das Grab einer Frau und noch dazu einer Dichterin. Im offenen Hofe der Festung, unweit der Umfassungsmauer, ist die steinerne Täfelung an verschiedenen Stellen weggenommen und durch Ziegelsteine ersetzt worden. Hier liegen mehre britische Offiziere begraben, die als Opfer der tödtlichen Atmosphäre dieser Gegend fielen, und unter diesen schläft L. E. L. Ihr Grab zeichnet sich durch zehn rothe Ziegelsteine aus die es bedecken. Tag vor Tag brennt die tropische Sonne darauf. Tag vor Tag ertönt zur Stunde der Parade das Getöse der Militairmusik über ihrem Haupte; die Garnison marschirt rechts und links durch den Hofraum, schreitet ebenso gefühllos über die zehn rothen Ziegelsteine als über das andere Getäfel. Einem gefallenen Gouverneur der Festung mag es wohlanständig sein, hierher begraben zu werden und den Schlaf des Todes zu schlummern, wo man die Reveille und den Zapfenstreich hört, und die Tritte seiner Mitstreiter über ihm widerhallen. Dies ist mit seinem Berufe im Einklang, Trompete und Trommel sind sein stetes Requiem, des Kriegers tapferer Tritt hinterläßt keine Schmach für des todten Kämpfers Staub. Aber wer hat ein Recht, auf die Brust eines Weibes zu treten? Und was hat L. E. L. mit kriegerischer Parade zu schaffen? Und warum ward sie unter dieses sengende Pflaster begraben und nicht in die abgelegene Schattenkühle eines Gartens, wo sich selten nur ein Fußtritt über das Gras hinwegstiehlt und vor ihrer Denktafel stehen bleibt? Da würde ihr Herz, während es in Einem Sinne zerfiel, aus dem Boden neu belebt in einer Fülle frischer Blumen hervorbrechen, wie ihre lebenvolle Phantasie sie über die Welt verstreute. Doch jetzt, jetzt wird kein Grün, kein Rasen je über ihrem Grabe wachsen. Wenn sich ein Mann je zarterm Gefühle hingeben darf, so wird es über der Asche einer Frau geschehen, deren Dichtungen ihn in seiner Jugend ergriffen und rührten. Was Hrn. M'Lean betrifft, so wurden über die Ursache des plötzlichen Todes seiner Gattin verschiedene Gerüchte verbreitet, von denen einige ihrem eigenen Andenken, andere dem Betragen ihres Gatten nachtheilig lauteten. Es scheint aber, als ob alle diese gleich und durchaus unbegründet gewesen seien. Hier ist man vollkommen überzeugt, daß ihr Tod nur ein zufälliger war."

Gegenüberstellung englischer und französischer Zustände.

England.	Frankreich.
Karl I.	Ludwig XVI.
Unpopularität der Königin.	Unpopularität der Königin.
Das lange Parlament.	Die Nationalversammlung.
Flucht auf die Insel Wight.	Flucht nach Varennes.
Proceß und Hinrichtung.	Proceß und Hinrichtung.
Regierung des Parlaments.	Regierung des Convents.
Cromwell.	Napoleon.
Vertreibung des Parlaments.	Vertreibung des Senats.
Militairischer Despotismus.	Militairischer Despotismus.
Richard Cromwell bei Seite gebracht.	Napoleon bei Seite gebracht.
Wiedereinsetzung Karl's II.	Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII.
Allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Königsmörder.	Allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Königsmörder.
Papistische Verschwörungen.	Verschwörungen.
Unpopularität des Herzogs von York.	Unpopularität des Grafen von Artois.
Furcht vor den Jesuiten.	Furcht vor den Jesuiten.
Jakob II., des letzten Königs Bruder.	Karl X., des letzten Königs Bruder.
Verdacht wegen Geburt des Prätendenten.	Verdacht wegen Geburt des Herzogs von Bordeaux.
Einfluß der Jesuiten.	Einfluß der Jesuiten.
Königliche Indulgenzen.	Königliche Ordonnanzen.
Convents-Parlament.	Zusammentreten der aufgelösten Kammer.
Flucht und Abdankung des Königs.	Flucht und Abdankung des Königs.
Vertreibung für ihn und Familie.	Vertreibung für ihn und Familie.
Zuflucht nach Frankreich.	Zuflucht nach England.
Des Königs Vetter als nächster Verwandter auf den Thron gerufen.	Des Königs Vetter als nächster Verwandter auf den Thron gerufen.

78.

Thomas a Beckett.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des großen Kampfs zwischen der Kirche und der weltlichen Gewalt im Mittelalter — ein Kampf, der unter veränderten Verhältnissen heutigen Tags noch fortdauern wird bis die letztere selbst sich mehr dem Bewußtsein der Gegenwart angepaßt hat — ist vor kurzem in dem „Life and letters of Thomas a Beckett, now first gathered from the contemporary historians", von J. A. Giles (2 Bde.) erschienen. Der Verf. dieses Werks sucht, gestützt auf ein wenn auch nicht gerade dem Umfang nach reichhaltiges, doch rücksichtlich des Inhalts wichtiges und mannichfaltiges Material, seinen Helden, gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte, von den Flecken zu reinigen, welche der größte Theil der englischen Schriftsteller auf sein Leben geworfen. Die Quellen, die benutzt worden sind, bestehen theils in bereits gedruckten Urkunden, theils in Handschriften sowol biographischen als geschichtlichen Inhalts, Quellen, die der Verf. freilich mit einer nur ästhetisch und chronologisch ordnenden und sichtenden Gewandheit benutzt, während der innere sogenannte Causalnexus, die in den Beweggründen der Dinge und Menschen ruhende nothwendige Entwickelung der Begebenheiten und Charaktere ihm entgangen zu sein scheint. So ist es geschehen, daß trotz seines Bemühens, den Gegenstand seiner Darstellung auf das ihm nach seiner Ansicht gebührende Fußgestell in dem Heldensaal der Vorzeit zu stellen, er in dem zusammengetragenen Stoff nur Steine geliefert, mit denen ein Geschichtschreiber mit durchdringenderm und überlegenderm Geist die erhöhte Blende für seinen Helden aufrichten kann. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Nachdem Venedey die Geschichte durchforscht hat, wirft er sich, besser ausgerüstet als mancher Andere, in die unmittelbaren Strömungen des Tages, in die Bewegungen der Gegenwart. Davon handelt die zweite Hauptabtheilung seines Werks. Es ist ihm vergönnt, auch in dem Scheinbar-Unbedeutendsten seine Beziehung zum Größten nachzuweisen: das ist der werthvolle Erfolg seiner Studien und dadurch erhalten seine englischen Skizzen einen ganz andern Werth als andere Touristen-Beobachtungen in ähnlicher Form. Es mag sein, daß dadurch zuweilen die Unbefangenheit verloren geht, namentlich wo die Voraussetzungen in Betracht kommen, auf denen Venedey's ganze Weltanschauung basirt; im Ganzen aber sind Venedey's Skizzen unendlich treffend, unendlich lehr- und genußreich. Es beobachtet kein oberflächlicher, launiger Tourist, es beobachtet ein ernster Mann, ein wissenschaftlich streng durchgebildeter, sittlich gestählter Demokrat, es fühlt ein treues deutsches Herz. Venedey's unmittelbare Anschauungen stehen in einer ganz directen Beziehung zu seinen historischen Studien und Entwickelungen, sie sind zwar auch ohne dieselben zu genießen und zu verstehen, allein sie haben erst dadurch, wie das Gekräusel einer einzelnen Welle durch den großen Ocean dem sie angehört, ihre wahrhafte Bedeutung. Wir können des Raumes wegen aus dieser reichen Bildergalerie, welche schlagend und scharf das englische Wesen zu charakterisiren sucht, keine einzelnen Gruppen und Gemälde mittheilen, sondern müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Nicht das „Alltagsleben", aus dem Venedey so überraschend wie vortrefflich die ganze englische Natur zu entwickeln weiß, soll uns beschäftigen, sondern nur da wollen wir anknüpfen, wo Venedey ein schweres Material in die Wage wirft und wo geschlossene Bewegungen auf dem Strome der englischen Gegenwart erscheinen. Wir schließen aber auch davon noch aus, was in den Kreis der socialen Bewegung oder Kritik gehört, um die betreffenden Zustände im zweiten Artikel, wo Léon Faucher Gelegenheit bietet, auf Venedey zurückzukommen, ausführlicher zu behandeln, und beschränken uns hier auf politische, rechtliche und andere Zustände Englands.

In einem Artikel über Recht und Gericht weist Venedey darauf hin, daß sich im Common law, im Gebrauchs- und Gewohnheitsrechte die Grundlage alles gesetzlichen Rechtes in England befindet. Die Gerichte selbst, durch ihre Urtheile, die als Beispiele, als präcedent für die Zukunft maßgebend werden, sind die ersten und durchgreifendsten Gesetzgeber Englands. In zweiter Linie folgt das geschriebene Recht, die Statuten der Könige, die bald nur in Folge von Parlamentsacten Gesetzeskraft erlangten. Das Statutarrecht ist enge begrenzt auf die Ausnahmeverhältnisse, über die es bestimmt; das Gemeinrecht überall thätig, wo keine Statuten eine Ausnahme geschaffen. Das Parlament und der König haben die Macht, die gemeinrechtlichen Bestimmungen zu ändern, aber diese Macht selbst erkennt die Regel der naturwüchsigen altherkömmlichen Rechtsgebräuche als aller Gesetzgebung vorhergehend an. Es ist oft schwer, das Gemeinrecht herauszufinden, oft sind die Präcedents verwickelt, oft die Masse des Materials fast unbesiegbar. Aber dennoch liegt in diesem Zustande eigentlich der felsenfeste Boden der englischen Rechtsverhältnisse. Der Gedanke der Nothwendigkeit einer neuen Codification für England ist zwar allgemein anerkannt, Venedey meint aber, daß sie nur dann vortheilhaft sein werde, wenn die neuen Gesetzbücher sich vollkommen auf das alte Gemeinrecht gründen. Die Reformen der neuern Zeit aber lassen nach ihm fast das Gegentheil mit Gewißheit voraussagen. Die Gerichtsorganisation ist ebenso naturwüchsig wie das Gericht selbst. Das Parlament ist das höchste Gericht, es steht über dem Könige. Beide haben das Begnadigungsrecht; aber der Gnadenact des Königs muß vor Gericht untersucht und vertheidigt werden, während der Act der Gnade des Parlaments ohne alle Untersuchung der Gerichte rechtskräftig und unaufhaltbar ist. Die Richter Englands selbst stehen neben dem Könige, Hochverrath begeht wer den einen oder die andern verletzt. Die Richter sind durch strenge Formen an ein gerechtes Gericht gebunden, durch weise Gesetze so frei in ihrem Urtheile als das Heil des Landes und das Wohl des Einzelnen es erlauben. Der Charakter des englischen Strafverfahrens beruht vor Allem in dem

Anklageprocesse und in dem Geschworenengerichte. Der Bürger richtet den Bürger, der Mensch den Menschen, und nicht das Gesetz, die Gelehrsamkeit, systematische Schülerweisheit den Verbrecher gegen die Gesellschaft. Die offene Anklage und nicht die geheime Untersuchung tritt ohne Scheu dem Verbrecher gegenüber, zwingt ihn zur Vertheidigung und läßt ihm alle Mittel derselben. Das sind die festen Säulen des englischen Rechts und Gerichts, und Venedey setzt hinzu:

Der Himmel gebe, daß die Reformen der Leute, die dem Götzen des Geldes huldigen, nicht tief genug eingreifen, ihren Boden zu untergraben.

Allerdings tragen die Reformen den Charakter der englischen Geldherrschaft. In früherer Zeit war jeder freie Bürger Geschworener, allmälig ist das Recht und Pflicht Geschworener zu sein an einen Geldcensus gebunden worden. Nur wer 10 Pf. St. reines Einkommen von seinem Lande oder 20 Pf. St. Pacht hat, endlich wer ein Haus bewohnt, das in Middlesex 30, anderswo 20 Pf. St. Abgaben zahlt oder 15 Fenster hat, kann Geschworener werden. Noch bezeichnender ist die hergestellte Institution einer Specialjury. Dasselbe Gesetz Georg's IV. bestimmte, daß, wer es bezahlen, d. h. für jeden Geschworenen 1 Pf. St. geben will, das Recht haben soll, eine Specialjury zu verlangen, die dann nur aus den höhern Ständen gewählt wird. In der Regel müssen sich die armen Leute mit den armen Jurybefugten begnügen, während die Reichen sich reiche Leute ausbitten können. Das Auffallendste aber ist, daß die reichen Leute bezahlt werden, für jeden Proceß einen Souverain bekommen, während die Armen leer ausgehen. Das ist eine Reform der allerneuesten Zeit.

In einem andern Artikel bespricht Venedey das Grundgesetz und die Verwaltung. Er weist nach, wie in England die richterliche Gewalt die erste, der Stamm aller andern ist, und dies in Folge des Umstandes, daß das Gemeinrecht als Urquell aller Gesetzgebung vorhergehend unterstellt wird, daß es der Baum ist, auf der jedes neue Gesetz eingepflanzt wird. Die richterliche Gewalt, im Gemeinrecht und in den gewöhnlichen Gerichten für alle bürgerlichen Zustände, im Parlamente für die höhern Staatsfragen, ist die erste, die durchgreifendste, die unbeschränkteste, Alles beherrschende Staatsthätigkeit Englands. Unter ihr steht dann die gesetzgebende Macht. Und diese hat wieder das Recht, in allen besondern Fällen das Gemeinrecht zu ändern und die gerichtliche Gewalt zu bedingen. Ihre Thätigkeit den Gerichten gegenüber ist nur eine vorübergehende, nur eine engbegrenzte, ausnahmsweise. Mit dem neuen Gesetze selbst geht die neugeschaffene Gewalt wieder in die Hände der Gerichte über. Der vollziehenden Gewalt gegenüber aber ist die gesetzgebende ungefähr in der gleichen Stellung wie die gerichtliche ihr selbst gegenüber. Sie ist die Urquelle der gesetzgebenden. Die gesetzgebende Gewalt, das Parlament, bedingt die Grenzen der Thätigkeit der vollziehenden Gewalt, gibt die Grundsätze an, nach denen sie handeln muß und wird in letzter Instanz zu einem stehenden Gerichte, das stets wacht, ob seine Beschlüsse und Befehle so vollzogen wie es sie erlassen. Gemeinrecht und Gerichte sind also die Wurzeln, Grundgesetz und Parlament der Stamm des englischen Volkslebens, und die vollziehende Gewalt, in ihren tausend Ausflüssen wieder in der selbständigen Volksthätigkeit begründet, die Äste des gewaltigen Baumes. Die Gegenwart beschränkt auch hier, wie Venedey nachweist. Die Einzelreformen deuten alle auf eine größere Macht, auf einen überherrschenden Einfluß der ausübenden Gewalt hin. Eine Regierungscommission tritt überall an die Stelle der Volksthätigkeit. Die alte Gemeindeverfassung hat im Gelde eine neue Grundlage erhalten; die Reformen im Armenwesen, im Gefängnißwesen und insbesondere in der Policei überhoben die verschiedenen Zweige der Verwaltung nach und nach ihrer Hauptthätigkeit und übergaben dieselbe königlichen Commissionen. Die Mehrzahl der frühern Zweige der volksthümlichen Verwaltung sind durch die Reformen der neuern Zeit ihres innern Berufs, ihrer eigenthümlichen Thätigkeit großentheils beraubt worden und bestehen somit nur noch als eine Art Form. Mit den Reformen im innigsten Zusammenhange steht die Vermehrung des Heeres in England.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kaltwassercuren.

Die Anwendung des kalten Wassers gegen Krankheiten ist vielleicht so alt als die Welt. Ein so allgemein verbreitetes Element wie das Wasser, das sich so unentbehrlich für den Menschen gemacht hat, auch zur Heilung krankhafter Zustände anzuwenden, lag den Menschen sehr nahe, und die Geschichte der Medicin lehrt, daß man sich desselben nicht allein schon sehr früh bedient, sondern daß man davon auch in einzelnen Fällen sehr glückliche Anwendung gemacht hat. Die ausschließliche Anwendung des kalten Wassers aber, ohne Beihülfe anderer Heilmittel, und zwar zur Heilung der verschiedenartigsten Krankheiten, ist eine Erfindung der neuern Zeit, und was das Sonderbarste ist, die Erfindung eines schlichten Landmanns, der sie ohne alle weitere medicinische Kenntnisse lediglich aus der Erfahrung schöpfte. Einzelne glückliche Curen, die er mit dem Wasser bei Menschen und Thieren bewirkte, erregten anfangs die Aufmerksamkeit seiner nächsten Umgebung, steigerten seine Thätigkeit und seinen Muth, erweiterten den Kreis seiner Erfahrungen, sodaß endlich sein kleiner Wohnort zu einer bedeutenden Heilanstalt wurde, zu der allmälig aus der Nähe und Ferne Kranke aus allen Ständen und von aller Art herbeiströmten, um bei dem Wunderdoctor Heilung zu suchen.

Es liegt in der menschlichen Natur, sich durch den Ruf des Neuen anziehen und bestechen zu lassen. Gleich wie eine angeschlagene Saite die mitklingenden Töne hervorruft, so pflanzen sich auch Gedanken, Gefühle, Gewohnheiten von einem Menschen auf den andern fort und rufen auch in andern gleichgestimmten Seelen ähnliche Gedanken und Gefühle hervor. Beispiele davon liefern nicht allein die Anhänger der Wasserheilkunde, sondern auch die anderer Ideen und Meinungen, und es scheint die neuere Zeit der Ausbreitung und Fortpflanzung derselben sehr günstig zu sein. Nicht mit Unrecht mag man daher den Ruf, den sich die Wasserheilkunde erworben, zum Theil auf die Liebe zum Neuen und auf Nachahmungssucht schreiben. Aber allein kann er darauf nicht beruhen. Die Menschen würden den höchsten und edelsten Besitz, Leben und Gesundheit, nicht opfern für ein leeres Phantom, die Ent-

täuschten würden die Stimme des Lobes und des falschen Enthusiasmus niederdrücken, wenn nicht an der Sache etwas Wahres wäre. So viel hat sich denn auch bereits durch die Erfahrung herausgestellt, daß Kranke in Kaltwasserheilanstalten wirklich geheilt werden und zwar nicht nur solche, die an leichten vorübergehenden Übeln litten, sondern auch schwer Erkrankte, die durch andere Mittel keine Heilung erlangen konnten, ja es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn gerade die unheilbarsten Kranken, an denen die Kunst der Ärzte gescheitert ist, ihre Zuflucht zu den Wasserheilanstalten nehmen, um hier noch die gewünschte Hülfe zu finden: ein Umstand, der natürlicherweise die Aufgabe der letztern nur noch zu steigern geeignet ist und uns zu billigern Ansprüchen an sie veranlassen muß. Dazu kommt, daß unsere wissenschaftliche Medicin noch weit vom Ziele der Vollkommenheit entfernt ist, daß sich ihre Systeme und Theorien meist schnurstracks entgegenstehen und sich die Meinungen und Ansichten der Ärzte mannichfaltig widersprechen. Schon der alte Hippokrates klagt, die ganze Kunst stehe bei den Laien in einem sehr übeln Rufe und man glaube gar nicht, daß es eine Medicin gebe, indem die ausübenden Ärzte auch in den kürzesten Krankheiten voneinander so verschieden denken, daß Das, was der Eine für das Allerbeste halte und gebe, der Andere schon für sehr schädlich erkläre. Und so steht die Sache noch bis auf den heutigen Tag. Das Vertrauen der Kranken zu den Ärzten ist in der Regel ein sehr beschränktes und erhält sich gewöhnlich nur so lange, als die Besserung oder Linderung dauert, die diese zu gewähren vermögen; säumt die gewünschte Hülfe zu lange, so schwindet allmälig das Vertrauen, und wie der Schiffbrüchige sich an ein schwimmendes Bret anklammert, so sehen wir oft die verständigsten und gebildetsten Menschen sich den erbärmlichsten Quacksalbern in die Arme werfen, ja selbst dem Aberglauben fröhnen, um nur womöglich ihrer Qualen auf dem kürzesten Wege los zu werden. Und wer kann leugnen, daß zuweilen Kranke bei dem Gebrauche der widersinnigsten Mittel dennoch genasen? Wer kann leugnen, daß nicht Einer oder der Andere aus dem Volke, sei es durch Zufall oder Erfahrung, auf Mittel gegen diese oder jene Krankheitsform gekommen ist, die selbst der Arzt vom wissenschaftlichen Standpunkte aus für heilsam erklären muß? Dankt doch die Wissenschaft selbst einen großen Theil ihres Arzneischatzes dem Volke, und selbst einer unserer ausgezeichnetsten praktischen Ärzte, der alte Heim, schämte sich des Geständnisses nicht, Manches von Schäfern und alten Weibern gelernt zu haben. Es ziemt sich daher nicht, vornehm auf eine Heilmethode wie die Wasserheilkunde herabzusehen, weil sie aus dem Kopfe eines Bauern entsprungen ist. Ist nur der Kopf gut, so wird die Sache wol auch gut sein.

Wenn wir nun aber auch die Wirksamkeit des kalten Wassers gegen Krankheiten im Allgemeinen zugeben müssen, so entsteht doch nothwendig die Frage: In welchen Krankheiten ist dieses Mittel anwendbar, unter welchen Umständen, bei welchen Constitutionen u. s. w.? Und hier sind wir an einem Punkte angekommen, wo wir uns unmittelbar an das Forum der Wissenschaft wenden müssen, denn hat auch der Einzelne, z. B. Prießnitz, durch langjährige Beobachtung sich eine gewisse Fertigkeit in der Anwendung dieses Mittels gegen besondere Krankheitsformen erworben, so läßt sich doch unmöglich voraussetzen, daß er ohne wissenschaftliche Bildung alle möglichen Krankheitsformen und ihre verschiedenartigen Complicationen sowie die besondern Individualitäten der sich ihm darbietenden Kranken und die Beziehungen der mannichfaltigen äußern Einflüsse zu ihnen u. s. w. zu kennen und richtig zu würdigen verstände. Alles Das, was der wissenschaftliche Arzt durch Benutzung der Erfahrungen aller Zeiten, durch Autopsie und Experimente u. s. w. in ungleich kürzerer Zeit sich erwirbt und in systematischer Form als ein Ganzes überkommt, mußte er sich erst durch jahrelange Beobachtung erwerben, wenn ja ein solches Erwerben in der kurzen Zeit eines Menschenlebens möglich wäre. Bei aller Schärfe der innern und äußern Sinne muß er daher — das Gelingen einzelner glänzender Curen zugegeben — doch in andern Fällen fehlgreifen. Schon jetzt erheben sich Klagen, daß Prießnitz nicht zwischen den einzelnen Krankheitsfällen gehörig zu unterscheiden wisse, daß er den Einen zu viel, den Andern zu wenig trinken, den Einen zu wenig, den Andern zu viel schwitzen lasse u. s. w., und es kann nicht fehlen, daß solche und ähnliche Klagen nicht ohne Grund erhoben werden.

Prießnitz hat den Ärzten gezeigt, was man mit dem einfachen Element des Wassers, kühn und mit der nöthigen Beharrlichkeit angewendet, zu leisten vermöge. Er hat ihnen das einfache Experiment vor das Auge gestellt und nun mögen sie die Gesetze aufzusuchen sich bestreben, nach welchen es in den einzelnen Krankheitsformen heilsam und unter welchen Bedingungen es anwendbar ist. Es ist Zeit, die ganze Sache den Händen der Laien zu entziehen und sie dahin zu legen, wohin sie gehört, in die der Ärzte, denn es ist durchaus nicht anzunehmen, daß sich in Jedem, der sich unberufen zum Wasserdoctor aufwirft, auch der Verstand, die Einsicht und die Erfahrung vereinigen, die wir, nach Dem was bis jetzt darüber bekannt geworden ist, bei Prießnitz voraussetzen müssen.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch ein Laie ohne medicinische Kenntnisse irgend ein Mittel oder eine Methode erfinden könne, die sich gegen irgend ein Leiden vor vielen andern wirksam erweist, aber es ist rein unmöglich, daß ein solches Mittel oder eine solche Methode gegen alle Krankheiten, ja nur gegen eine derselben bei allen Individuen und unter allen Verhältnissen heilsam sein solle; dies widerspricht allen organischen Gesetzen, und der Glaube mancher Menschen, daß mit kaltem Wasser Alles geheilt werden könne, ist ebenso lächerlich als es in frühern Zeiten das Bemühen mancher Adepten war, eine Universalarznei gegen alle Krankheiten zu finden. Wie die Producte der Natur mannichfaltig sind, sodaß keins dem andern ganz gleich ist, so sind es auch die Krankheiten, und wenn wir auch besondere krankhafte Erscheinungen unter einem Namen zusammenfassen, so darf man doch deshalb nicht glauben, daß eine solche besondere Krankheit bei allen Individuen, die davon befallen werden, eine und dieselbe sei. Wäre dies der Fall, so dürfte man nur in einer und derselben Krankheit das Mittel, bei dessen Gebrauch der Eine gesund geworden, auch bei dem Andern anwenden und er würde gleichfalls gesund werden. Allein dem ist nicht so, und wenn sich auch manche Krankheitsbilder gleichen, so erscheinen sie doch bei näherer Forschung höchst verschieden bei verschiedenen Menschen. Die ganze Constitution des Kranken, seine erbliche Beschaffenheit, seine Erziehung, seine Lebensweise, seine Reizempfänglichkeit, seine Muskelkraft, seine Reproductionskraft, seine frühern Krankheiten, die Beziehungen der äußern Einflüsse zu seinem Organismus überhaupt und zu seinem jetzigen Krankheitszustande insbesondere und noch eine Menge anderer Dinge kommen hier in Betracht und dürfen von dem Arzte bei der Behandlung eines Kranken nicht übersehen werden. Dies aber ist es vorzüglich, was das Heilgeschäft so unendlich schwierig macht und eine Masse von Vorkenntnissen voraussetzt, die dem Laien fremd sind.

Man hat sehr unrecht, wenn man an den Arzt die Foderung stellt, er solle in jedem einzelnen Krankheitsfalle alle diese verschiedenen und verwickelten Verhältnisse klar durchschauen und ihnen immer die geeigneten Mittel entgegensetzen, es solle ihm Nichts entgehen und er solle immer den rechten Punkt treffen. Dies vermag auch der Einsichtsvollste und Erfahrenste nicht. Aber er wird dem Ziele um so näher kommen, je reicher er von der Natur mit Talent und Beobachtungsgeist ausgestattet ist, je umfassender seine Kenntnisse und Erfahrungen sind. Nur selten vereinigen sich in dem Einzelnen alle diese Eigenschaften und nur Wenige erreichen in der Kunst den Höhepunkt, von dem aus sie die Tiefen der menschlichen Natur zu durchschauen und in ihr gestörtes Räderwerk mächtig einzugreifen vermögen. Es sind einzelne Sterne, wie sie sich ja auch in andern Wissenschaften und Künsten finden. Wenn aber auch nicht alle Ärzte diesen Höhepunkt erreichen, so vermögen

sie doch auch auf niedern Stufen der Erkenntniß und Erfahrung der kranken Natur auf mannichfache Weise zu Hülfe zu kommen, und es kann wol nicht bezweifelt werden, daß Derjenige, der die Gesetze der gesunden und kranken Natur wissenschaftlich studirt und der Erforschung derselben sein ganzes Leben gewidmet hat, noch himmelweit über dem Afterarzte steht, dem die ganze medicinische Wissenschaft böhmische Dörfer sind. Es zeigt daher von wenig Überlegung, sein Leben und seine Gesundheit anstatt dem Arzte dem Quacksalber in die Hände zu geben, während man sich im Gegentheil wohl hüten würde, sich in einer Streitsache an einen Hirten oder Schäfer anstatt an einen Juristen zu wenden, denn auch angenommen, daß der Arzt in dem gegebenen Falle die erfoderliche Einsicht nicht hätte, so würde sie doch wol eher bei ihm vorausgesetzt werden können als bei dem Quacksalber.

Man glaube ja nicht, daß sich die Sache mit dem Wasserarzte anders verhalte, daß das Wasser eine so unschuldige Sache sei, mit der man keinen Schaden stiften könne, oder daß man bei der Anwendung desselben alle und jede medicinische Kenntnisse entbehren könne. Überhaupt ist noch gar nicht ermittelt, welchen Antheil bei den Kaltwassercuren das Wasser hat und ob dabei nicht andere Nebeneinflüsse mit in Anschlag gebracht werden müssen.

Schon bei den gewöhnlichen Badecuren hat man die Reise nach dem Badeorte, die Entfernung von den häuslichen Geschäften, die ruhige Gemüthsstimmung, die Bekanntschaft mit befreundeten Menschen, die müßige Lebensweise u. s. w. mit in Rechnung gebracht, wie viel mehr muß dies bei der Kaltwassercur geschehen, bei welcher die Lebensweise mancher Menschen, namentlich aus den höhern Ständen, so ganz verändert und zum Theil in ihr Gegentheil verkehrt wird. Man denke sich z. B. den verwöhnten, täglich an einer reichen Tafel schwelgenden vornehmen Mann an Prießnitz's Tische, auf alle reizende Genüsse, auf Wein und Bier u. s. w. verzichtend, auf schwarzes Brot, Milch, Wasser und gesunde Hausmannskost angewiesen. Man sehe, wie die vornehme Dame, welche täglich bis 10 Uhr im Bette zu liegen gewohnt war, jetzt bei Tagesanbruch sich erheben und ihre Cur beginnen, wie sie, die sonst kaum das weiche Sopha verließ, jetzt Anhöhen besteigen muß und während des ganzen Tages mit ihrer Cur beschäftigt ist. Man rechne dazu den steten Genuß der freien, frischen Bergluft und man wird sich nicht verhehlen können, daß schon diese ganz veränderte Lebensweise geeignet sein muß, manchem verweichlichten und durch Genuß und Wohlleben verkümmerten Kranken wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen.

Aber auch bei der Anwendung des Wassers kommen mehre Momente in Betracht. Zuerst seine Wirkung als Getränk, in welcher Eigenschaft es Magen und Gedärme ausdehnt, auswäscht, den Inhalt derselben verflüssigt, den Stoffwechsel beschleunigt, die Ausscheidung durch Haut und Nieren vermehrt, die Blutgefäße mit wässerigen Theilen überfüllt, die Mischung des Bluts verändert und dadurch wohl Dyscrasien zu beseitigen vermag. Als äußeres Mittel wirkt es zusammenziehend auf die organische Faser und zugleich erregend auf die Haut-, Muskel- und Gefäßnerven.

Es ist aber nicht einerlei, ob die Einwirkung des kalten Wassers allmälig oder plötzlich geschieht. In dem letztern Falle erfolgt die Reaction schnell und kann in manchen Fällen sowol auf das sensible als auf das irritable Leben von heilsamen Folgen sein. Die plötzliche Einwirkung des kalten Wassers kann aber auch bei mangelnder oder zu schwacher Reactionskraft zu heftig sein und durch zu plötzliche Herabstimmung der Nervenkraft, durch gewaltsames Zurückwerfen der Blutmasse von den äußern zu den innern Organen und durch schnelle Unterdrückung der Absonderungen leicht nachtheilige Folgen erzeugen, ja bei hohen Graden dieser plötzlichen Wirkung der Kälte kann der Eingriff in die verschiedenen Sphären und die Erschütterung des organischen Lebens so heftig werden, daß die schwersten Nervenzufälle und selbst der Tod darauf eintreten. Man muß ferner zwischen der primairen und der Nachwirkung des kalten Wassers unterscheiden. Auf die letztere hat besonders die intensive Größe und Dauer der primairen Wirkung sowie die Schnelligkeit des Übergangs von der Kälte zur Wärme und der Unterschied der beiden aufeinanderfolgenden Temperaturgrade großen Einfluß. Je schneller und greller der Wechsel der verschiedenen Temperaturgrade, je weiter der Abstand derselben voneinander, desto stärker ist die Nachwirkung und umgekehrt. So bemerkte Larrey nach der Schlacht bei Eylau, wo die Truppen einige Wochen lang bei starker Kälte im Freien campirten, keine Frostschäden, als aber in einer Nacht das Thermometer von — 18° auf + 10° stieg, erfroren mehre Hunderte die Glieder. Endlich kommt bei den Kaltwassercuren nach Prießnitz's Methode auch noch die Erregung einer excessiven Hautausdünstung durch Einhüllung der Kranken in wollene Decken mit darauf folgender kalter Begießung in Betracht, eine Methode, deren eigenthümliche Wirkung auf die organischen Verrichtungen eine zusammengesetzte, theils die organische Faser erschlaffende, theils zusammenziehende, theils die Hautausdünstung befördernde, theils hemmende ist und deren Einfluß auf die Beseitigung verschiedener Krankheitsformen bis jetzt wol noch gar nicht hinreichend gewürdigt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Hobbes ein gläubiger Christ.

So weit die Briten im erfahrungsmäßigen staatlichen Leben, der sogenannten praktischen Politik, den andern europäischen Völkern, namentlich uns Deutschen voraus sein mögen, so stecken sie in vielen andern Dingen, die bei dem weiten Spielraum, welchen ihre politischen Einrichtungen gewähren, nicht geradezu von dem Fortschritt auf diesem Gebiet berührt werden, tief in dem Wust der Vorurtheile und abgetragenen Anschauungen. Dies macht es auch erklärlich, daß manchmal Dinge dort zum Vorschein kommen, worüber selbst wir gutmüthigen, wohlgeschulten und policeilich abgerichteten Deutschen uns des Lachens nicht enthalten können. So ist es allbekannt, wie dem philosophischen Radicalen Sir William Molesworth bei seiner letzten Wahl in einem der Kirchspiele Londons, von seinem gleichfalls liberalen Mitbewerber auf den Hustings ein schwerer Vorwurf gemacht wurde, daß er eine Sammlung und kritische Ausgabe der Werke des Hobbes veranstaltet habe, und zwar deshalb, weil dieser Philosoph ein Freidenker hinsichtlich der christlichen Religion gewesen ist. Aber das ist nicht Alles. Der arme Hobbes, der sicherlich nicht davon geträumt, hat es sich auch gefallen lassen müssen, daß die Recensenten jener unter dem Titel „The english works of Thomas Hobbes of Malmesbury" (11 Bde.) und „Thomae Hobbes Malmesburiensis opera philosophica quae latine scripsit omnia" (5 Bde.) erschienenen Sammlung, sich Mühe geben, seine christliche Gesinnung und Bibelgläubigkeit daraus zu erweisen. Ein Kritiker des „Athenaeum" läßt sich dies besonders eifrig angelegen sein und weiß eine ganze Menge Stellen aus Hobbes' Schriften dergestalt zusammenzustellen, daß der bigoteste Hochkirchenmann nichts an dessen Rechtgläubigkeit aussetzen könnte. Die theosophischen Träumereien, denen sich der im Übrigen so scharfdenkende Hobbes wie die meisten ältern Philosophen, die ihre Systeme nicht auf ein inniges Durchdringen der Natur und ihrer Gesetze gründen konnten, hingab und zu deren Begründung er nach der Sitte und Nothwendigkeit seiner Zeit die Aussprüche der Bibel nach seinem Sinne deutete, hat wie es scheint ihm zu der Ehre verholfen, auf diese Weise als Bibel- und Christusgläubiger in integrum restituirt zu werden. Sogestalten Dingen nach läßt sich wol kaum mit Gewißheit behaupten, daß die nachweltliche Kritik nicht auch unsern Strauß, Feuerbach und Bauer von der Anrüchigkeit des Atheismus reinigen könnte. Der Mensch ist groß! 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Interesse verdient namentlich auch, was Venedey über die kirchlichen Verhältnisse Englands mittheilt. Vor allen Dingen tritt uns die englische Staatskirche entgegen. Die Stellung der englischen Kirche zur deutschen Reformation ist oben angedeutet worden; von der Reform an sinkt die Staatskirche immer mehr als Kirche und verliert zuletzt allen höhern kirchlichen Einfluß. Die Kirche hörte zwar nicht auf, sagt Venedey, eine bedeutende Rolle im Staate zu spielen, aber diese war im Wesentlichen keine kirchliche mehr, sondern eine staatliche, eine politische, eine policeiliche. Die Kirche wurde vorherrschend ein Mittel in der Hand der Aristokratie, ihre Stellung zum Volke zu sichern. Die kirchliche Seite des Strebens der anglikanischen Geistlichkeit, die Lehre wurde die des demüthigsten Christenthums, des Aufgebens der Selbständigkeit, des Anerkennens des unbedingten Gehorsams gegen den Staat und seine Lenker. Es ist bekannt, wie sehr man jetzt in Preußen die Blicke auf die englische Staatskirche gerichtet hat, um so wichtiger ist die Kenntniß derselben. Äußerst bedeutend wurde der Einfluß der Kirche auf die Verhältnisse Englands durch ihren Reichthum. Sie zog die Zehnten vom ganzen Lande, die höhern Stellen waren reich besoldet, die Capitel noch reicher dotirt. Nach einer Berechnung der Radicalen beläuft sich die Kirchenausgabe noch jetzt auf 9,459,565 Pf. St. jährlich. Dieser Reichthum wurde zu einem Bande, das die Aristokratie und die Kirche aufs innigste umschlang. Die hohe Aristokratie hatte das Recht des Vorschlags zu fast allen größern und kleinern Pfründen. Sie benutzte dies Recht, um ihre jüngern Söhne zu versorgen, und so wurden alle reiche Pfründen an diese vergeben. Die Aristokratie und die Kirche gingen so Hand in Hand und so wurde eine die festeste Stütze der andern. Aber in diesem Reichthume der Kirche lag auch der Stein des Anstoßes für sie. Dieser Reichthum wurde die Hauptsache. Die nachgeborenen Söhne der hohen Familien wurden zu Bischöfen gemacht, oft ohne je vorher irgend ein Priesteramt verwaltet, ja einem Gottesdienste vorgestanden zu haben. Während des Kriegs gegen Frankreich fanden eine Menge der jüngern Söhne im Heere eine Anstellung, nach dem Kriege wurden die Majore, Obersten, Generale — Bischöfe und Decane, wodurch sie dann sowol vom Kriegsminister für ihre Offizierstellen als vom Volke für ihr Bischofsamt bezahlt wurden. Zuletzt legte sich das Parlament ins Mittel und verbot diese scandalöse Doppelthätigkeit, von wo an denn bis auf den heutigen Tag jeder halbsöldige Offizier, bevor er seinen Sold einziehen kann, auf Ehrenwort erklären muß, daß er nicht Priester sei.

Das Einkommen wurde die Hauptsache, die Geistlichkeit vernachlässigte ihre Pflichten, sie dachte nicht an die Erziehung des Volkes, welches entweder ganz verwilderte oder sich den Dissenters zuwandte. Die reiche Kirche wurde die Kirche der Reichen, die Armen mußten sich anderswo hinwenden. Diese Zustände nagen am Marke der englischen Kirche, seit lange fühlen Regierung und Aristokratie, daß dieser feste Felsboden unter ihren Füßen schwindet. Sie fühlten, daß sie ihm neue Kraft geben müßten, aber sie suchten diese Kraft nicht im innern Wesen der Kirche, sondern in ihren äußern Verhältnissen. Anstatt die Kirche zu reformiren, glaubten sie, daß es genüge neue Kirchen zu bauen. Von 1817 — 41 sind nicht weniger als 281 Kirchen gebaut worden, die 2,001,289 Pf. St. gekostet haben. In der neuesten Zeit wurde eine neue große Summe von 1,500,000 Pf. St. in Exchequerbills als Anleihe zu demselben Zwecke vorgeschossen! Venedey setzt hinzu:

> Seit es den Anhängern der englischen Kirche endlich klar geworden ist, wie der Unterricht der Dissenters die Zahl derselben von Jahr zu Jahr vermehrte, seit sie die Augen ob der sie bedrohenden Gefahr geöffnet haben, wurden dann neben den Kirchen auch Schulen angelegt und so eine Bahn betreten, die vielleicht den vollkommenen Untergang der englischen Kirche verhindern kann, doch ist dies eine Frage der Zukunft. Die Gegenwart zeigt nur Rückschritte der Kirche.

Alsdann charakterisirt Venedey den immer mächtiger um sich greifenden Puseyismus. Der Anstoß dazu ging von Irland aus. Man sah dort, welche Gewalt die Geistlichkeit über das Volk ausübte und hoffte Ähnliches mit ähnlichen Mitteln in England zu erreichen. Man kam auf den Gedanken, der Kirche durch größere Feierlichkeit, größern und eingreifendern Ernst und endlich durch größere Gleichheit in der Kirche wieder bedeutendern Einfluß auf das Volk zu verschaffen. Aber in

Irland bekam dann auch diese Bewegung von Anfang an einen römisch-katholischen Beigeschmack. Man fühlte, welche Bedeutung den katholischen Priestern ihre apostolische Nachfolge gebe und so hoben denn die Neuerer ganz besonders hervor, daß auch die englischen Bischöfe unmittelbar und in ununterbrochener Reihenfolge von den Aposteln herstammen. Es trat eine Verwandtschaft zwischen den Puseyisten und Katholiken ein. In einer Menge Tractaten entwickelten die Vorkämpfer des Puseyismus, Pusey, Hugh Mac Neill u. A., ihre Ansichten, bis sie endlich, durch den Widerspruch gezwungen, in ihrem neunzigsten Tractate fast vollkommen in das Gebiet der römischen Kirche hineingerathen. In diesem Tractate erkannten sie halbwegs die Verehrung der Heiligen, die Reliquien, das Fegefeuer, die sieben Sacramente an und protestirten dagegen, daß der Bischof von Rom der Antichrist sein solle. Sie stützen sich namentlich auf das Tridentiner Concilium. Mit dem neunzigsten Tractate mußte nothwendig ein Bruch zwischen den Puseyisten und der Staatskirche eintreten und die Anhänger der alten englischen Denkart fanden bald Gelegenheit, Hrn. Pusey um seiner Lehren willen seines Amtes als Professor in Oxford zu entsetzen. Der Puseyismus bildet keine Sekte, die sich von der Kirche getrennt hat, sondern eine besondere Lehre in der Kirche selbst. Venedey schließt über denselben:

Gelingt es den Puseyisten, am Ende die Oberherrschaft zu erringen, so tritt die englische Staatskirche unmittelbar neben die römische, wenn sie sich nicht mit dieser wieder aussöhnt und in sie übergeht. Ist der Puseyismus nicht im Stande, die Mehrzahl der Vorsteher der Kirche auf seine Seite zu bringen, so wird er noch lange ein Element der Aufregung, der Zersplitterung und der Auflösung bleiben.

Auch in der schottischen Kirche findet ein Bruch statt. Das Nähere darüber ist bei Venedey nachzulesen. Wenn die englische Kirche die Hochkirche heißt, so könnte man im Gegensatze die schottische Kirche die niedere heißen; jene ist eine hoch-aristokratische, diese eine rein-demokratische Institution. In der englischen Episcopalkirche ist der Bischof Alles, in der schottischen Presbyterialkirche kennt man keine Bischöfe, während die Gemeinde selbst die Seele des Ganzen wird. Es gibt Leute, die behaupten, die englische Kirche sehe die kirchlichen Spaltungen gern. Die englische Kirche durch den Puseyismus, die schottische durch die Seceders sind gegenwärtig ohnmächtiger als je, die Regierung ihnen gegenüber um so stärker. Der Baum fault von innen heraus und die Hirten sind damit einverstanden; denn der hohle Baum erlaubt ihnen, wie Venedey sich ausdrückt, sich in ihm gegen Wind und Wetter zu schützen.

Wir vermissen in Venedey einen Artikel über die Preßzustände Englands, durch den er doch, wie es die ausgesprochene Absicht seines ganzen Werks ist, die Gelegenheit erhalten hätte, eine große, wichtige Lehre vor der deutschen Nation auszusprechen. Nur folgende Bemerkung finden wir, die ebenso gut auf die deutschen wie auf die englischen Zustände paßt:

In dem Lande, wo die Presse so bedeutend ist, haben die Preßschriftsteller sehr, sehr wenig Ansehen. Die Hauptführer der Presse sind unbekannt und ungenannt; was man kennt und nennt, was man an öffentlichen Orten sieht, sind meist die untern Lohndiener der Presse und diese sind oft nicht mehr werth als sie gelten.

Im dritten Theile seines Werkes beschäftigt Venedey sich hauptsächlich mit socialen Studien und Anschauungen. Wir werden darüber, in Verbindung mit Léon Faucher, in einem zweiten Artikel berichten und dadurch unsere Rundschau über England und seine Zustände zu vervollständigen suchen.*) 28.

Die Kaltwassercuren.

(Beschluß aus Nr. 142.)

So sehen wir denn, daß diese von Prießnitz zuerst angewendete Curmethode sehr verschiedene Seiten des Organismus in Anspruch nimmt und daher unmöglich bei allen Krankheitsformen und bei allen Kranken ohne Unterschied angewendet werden kann und je nach der Verschiedenheit des Krankheitszustandes und der Individualität dem Einen Leben und Gesundheit, dem Andern Verschlimmerung und Tod bringen muß. Alles hängt hier von strenger Prüfung und Erwägung aller Umstände ab, und obschon auch dem Arzte nicht für alle diese Umstände ein untrüglicher Maßstab in die Hände gegeben ist, so befähigen ihn doch seine wissenschaftlichen Kenntnisse über den Organismus überhaupt sowie über die verschiedenen Systeme und Organe desselben bei verschiedenen Individuen mehr als jeden Andern, in jedem einzelnen Falle das Rechte zu wählen. Er wird nicht ohne hinreichende Prüfung jeden Kranken ohne Unterschied die ganze Schule durchmachen lassen, sondern er wird sich in jedem einzelnen Falle fragen: Ist hier der Genuß des kalten Wassers nöthig und rathsam und in welcher Quantität? muß dieser Kranke schwitzen nnd darauf kalt übergossen werden, oder ist keine Übergießung nothwendig, oder zwar die Übergießung, aber ohne vorhergehendes Schwitzen? ist bei jedem Kranken eine und dieselbe Temperatur des Wassers gleich nothwendig? paßt jede Diät für alle Kranke ohne Unterschied? ist es rathsam, bei allen Kranken das kalte Wasser ohne Unterbrechung fortwirken zu lassen oder nicht? und hundert andere Fragen mehr.

So sehen wir uns denn in dieser Angelegenheit immer auf die Wissenschaft hingewiesen, und wenn auch der Laie sich aus der Menge der Fälle, die seiner Beobachtung unterlagen, gewisse Regeln abstrahirt hat, so ist damit immer noch nichts gewonnen für die Behandlung ähnlicher Fälle, so lange sie die Wissenschaft noch nicht zu Gesetzen erhoben hat. Es verhält sich damit ganz gleich wie mit tausend andern Heilmethoden und Mitteln, wie sie uns die Geschichte der Medicin aufbewahrt hat. Die rohe Anwendung derselben allein würde uns nicht ihre Wirksamkeit verbürgen, wenn ihnen nicht die wissenschaftliche Kritik die geeignete Stelle im Krankheitssysteme angewiesen hätte. Wie schwierig aber die Bestimmung des Werthes einzelner Mittel sei, lehren uns die Hunderte von Mitteln, die Jahrhunderte lang in der Medicin in hohem Werthe standen, jetzt aber bei besserer Einsicht kaum mehr dem Namen nach bekannt sind. Bevor demnach irgend eine Methode oder irgend ein Mittel nicht durch wissenschaftliche Kritik und Erfahrung aufgenommen und ihm seine wahre Stelle unter den übrigen Heilmitteln angewiesen worden ist, so lange bleibt es noch zweifelhaft, ob ihm auch wirklich der Name eines Heilmittels gebühre oder nicht. Die Zeit, wo Einer ein Heilmittel gefunden zu haben glaubte, wenn er auf die Anwendung eines Mittels bei einem oder dem andern Kranken Linderung oder Hei-

*) Den zweiten und letzten Artikel lassen wir im Juli folgen. D. Red.

lung erfolgen sah, ist vorbei und es cursiren noch eine Menge dergleichen Mittel unter dem Volke, die ihren Ruf dem vermeintlichen Erfolg in einzelnen Fällen verdanken, die indessen bei näherer Prüfung als ganz unwirksam erscheinen. Die Beobachtung eines Einzelnen ist noch keine Erfahrung, und nur diejenige Erfahrung, die auf wissenschaftlichem Wege gewonnen wird, ist zu nützen und hat Ansprüche, auf die Nachwelt zu kommen.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß ein und derselbe äußere Einfluß nicht gleiche Wirkung auf alle Menschen äußere und es bedarf keiner medicinischen Kenntnisse, um dazu in der Natur die Belege zu finden. Während der Wasserarbeiter Tage lang bis an den Leib im Wasser steht, ohne zu erkranken, wird ein Anderer schon durch eine bloße Ernässung der Füße von rheumatischen Schmerzen befallen; während der Eine ganze Massen spirituösen Getränks hinabstürzt, ohne davon afficirt zu werden, wird der Andere schon durch den Genuß eines oder einiger Gläser berauscht u. s. w. Die Einwirkung des kalten Wassers macht von diesem Gesetze keine Ausnahme und es ist unmöglich, daß der Magen Desjenigen, der im gewöhnlichen Leben nur wenig Flüssigkeit zu sich zu nehmen gewöhnt war, dieselben Wassermassen, mit denen man eine kleine Mühle speisen könnte, zu ertragen fähig sein sollte als Derjenige, dem vieles Trinken von jeher Bedürfniß war, abgesehen davon, daß die Aufnahme einer solchen Masse von Flüssigkeit nicht durch das ganze Leben fortgesetzt werden und in der Folge durch plötzliches Aufhören wieder nachtheilig werden kann. Ebenso ist nicht jede Haut gleich empfänglich gegen die Einwirkung der Kälte nach vorhergehender Erhitzung. Man wird dagegen einwenden, daß der Organismus sich allmälig an einen solchen plötzlichen Temperaturwechsel gewöhnen und daß er dadurch in der Folge gegen alle äußern Einflüsse von Kälte und Wärme gestählt werde. Allein läßt sich eine solche Abhärtung für das ganze Leben festhalten? Verwischt sich ihr Einfluß nicht wieder, wenn der Mensch in seine gewohnten Lebensverhältnisse zurücktritt und allen mit der Cur in Widerspruch stehenden Einflüssen preisgegeben ist, selbst dann, wenn er jenem Kranken nachahmen wollte, der, wie man erzählt, um sich der Kälte nicht zu entwöhnen, bei der Rückkehr von Gräfenberg sich auf jeder Poststation ein Glas kaltes Wasser oben zwischen Kinn und Cravatte eingoß, sodaß es in den Stiefeln stehen blieb?

Es kann zugegeben werden, daß durch eine so mächtige Anregung aller Absonderungsorgane des Körpers, verbunden mit einer einfachen naturgemäßen Lebensweise, wie sie uns in den Kaltwassercuren geboten ist, verjährte Krankheitsstoffe in dem Körper beweglich gemacht und Reactionen dagegen in Bewegung gesetzt und auf diese Weise Krankheiten beseitigt werden können, die bis jetzt jeder andern ärztlichen Behandlung widerstanden; allein wer sagt dem ungebildeten Wasserarzte, daß solche Krankheitsstoffe vorhanden sind, daß das kalte Wasser das geeignete Mittel ist, sie zu entfernen, daß der kranke Körper Kraft genug habe gegen ein so mächtiges Mittel, wie das kalte Wasser und die mit ihm verbundene Schwitzcur ist, zu reagiren? Man sieht, hier ist Alles dem Zufall preisgegeben.

Bis jetzt haben einzelne auffallende Curen der Prießnitz'schen Methode Farbe und Glanz verliehen, allein es ist noch nicht ausgemacht, wie sich die Zahl der Geheilten zu der der Ungeheilten und Todten überhaupt verhält. Um sich davon zu vergewissern, müßte man seine Beobachtungen auf alle die Kranken ausdehnen, die bereits die Kaltwasseranstalten verlassen haben. Nur auf Grund solcher numerischen Untersuchungen würde sich ein sicheres Resultat erheben lassen und erst daraus würde sich ergeben, inwieweit die Kaltwassercuren chronische Übel gründlich und dauernd zu heilen vermögen. Man müßte ferner die verschiedenen Kranken nach ihren Krankheiten classificiren, um so endlich auf sichere Resultate zu kommen, in welchen Krankheiten sich diese Methode vorzüglich als heilsam bewähre und in welchen nicht. Alles Dies kann aber nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus geschehen und es ist deshalb durchaus erfoderlich, daß die Ärzte sich der Sache bemächtigen.

Was soll man aber dazu sagen, wenn Laien ohne alle wissenschaftliche Bildung durch einen kurzen oder längern Aufenthalt in Gräfenberg und durch bloße Beobachtung der Prießnitz'schen Curmethode sich befähigt glauben, selbst einer Kaltwasserheilanstalt vorstehen und Kranke aller Art behandeln zu können, und wenn selbst Regierungen ihnen die Direction einer solchen Anstalt gestatten? Einem solchen Laien aber begegnen wir in dem Verfasser des folgenden Buches:

Memoiren eines Wasserarztes. Von Karl Munde. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Er, der schon mehre Bücher über die Wasserheilkunde geschrieben und sich selbst wohlgefällig als eine Celebrität in dieser Angelegenheit zu betrachten scheint, spricht mit einer scheinbaren Gelehrsamkeit und einer Salbung von den Wirkungen des kalten Wassers und den damit erzielten glücklichen Curen, daß man meinen sollte, er habe das gesammte Studium der Medicin schon längst hinter sich. So z. B. ist ihm die Wirkung der Arzneien fast immer eine künstliche Krankheit, sie lösen auf, reizen, ja sie zerstören diejenigen Theile, auf welche sie vorzugsweise einwirken, und bleiben, namentlich die Metalle, Jahre lang im Körper verborgen sitzen, um darin eine neue künstliche, schmerzhafte und vernichtende Krankheit zu unterhalten. Bei den meisten acuten Krankheiten reicht es hin, sich ins Bett zu legen und von Zeit zu Zeit einen Schluck Wasser zu trinken und eine strenge Diät zu beobachten, um sie ohne Gefahr vorübergehen zu lassen. Sind einzelne Theile besonders afficirt, so ersetzen Umschläge die bei der Medicin gewöhnlichen Blutegel und Vesicatorien u. s. w. In der That, man staunt, wie der Verf. zu all dieser Weisheit so leichten Kaufs, theils durch seine Beobachtungen in Gräfenberg, theils durch seine eigene Wasserpraxis gekommen ist, denn daß er sich, wie er S. 269 sagt, verschiedene physiologische und pathologische Werke mit erläuternden Kupfern angeschafft, Monographien über die von ihm zu behandelnden Krankheiten gelesen, den Umgang mit mehren Ärzten benutzt, und fleißig das Militairhospital seines Wohnorts besucht habe, ist wol mehr als ein kleiner Spaziergang in das Gebiet der Medicin anzusehen, als daß es von einem wirklichen Eindringen in sie Zeugniß ablegte. Wäre dies nicht so, so würden wir ihn nicht durch das ganze Werk immer nur auf der Oberfläche dieser Wissenschaft finden. Der Standpunkt, den der Verf. als Wasserarzt einnimmt, geht nicht über den des bloßen Laien hinaus und eben deshalb kann uns wenig daran liegen, zu vernehmen, wie er auf diesen Standpunkt gelangt sei, was eigentlich den Stoff dieser Memoiren bildet. Mit großer Redseligkeit schildert er uns seinen Krankheitszustand, seine Lebensschicksale und seine Reisen nach Gräfenberg, seine kleinen Reiseabenteuer mit geizigen Gräfinnen, unhöflichen Postillonen u. s. w., Erzählungen, wie man sich solche wol zur Verscheuchung der Langweile im Postwagen erzählen läßt, aber nicht einem gebildeten literarischen Publicum aufzutischen sich erlauben sollte. Obschon ein enthusiastischer Verehrer der Wasserheilkunde, weiß er doch an Prießnitz und seiner Methode Manches auszusetzen und führt Facta an, die den Charakter desselben eben nicht in das günstigste Licht zu stellen geeignet sind. Es steht aber noch sehr in Frage, wer klüger ist: der schlichte Bauer, der seine Kranken mit lakonischen Antworten abspeist, weil er auf ihre Fragen nicht zu antworten weiß, oder der Dr. phil., der es besser zu wissen meint, obwol er von der Sache ebenso wenig versteht.

K. Hohnbaum.

Bibliographie.

Affre, D. A., Philosophische Einleitung in die Lehre des Christenthums. Deutsch und mit Anmerkungen von W. Smets. Aachen, B. Boisserée. 12. 15 Ngr.

Barth, K., Teutschlands Urgeschichte. 5ter Theil. Neu bearbeitet. Erlangen, Palm und Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Baumer, W. v., Betrachtungen über die Abnahme der Wälder, ihre Ursachen und Folgen und die Mittel, derselben Einhalt zu thun. Nördlingen, Beck. 8. 20 Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 3ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buttler, A., Die Wahrheiten der katholischen Religion, aus der heiligen Schrift allein bewiesen. Aus dem Englischen von C. Willmann. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Christo, deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster und 2ter Theil. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. à 12 Ngr.

Elben, O., Die Entbindung von der Instanz vom dogmengeschichtlichen und allgemeinen rechtlichen Standpunkt aus erörtert. Ein Beitrag zur Geschichte und Gesetzgebung des deutschen Strafverfahrens. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gundinger, A., Das Gebet. 1stes Bändchen: Das Vater-Unser. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

— — desselben 2tes Bändchen: Der englische Gruß. Regensburg, Manz. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, C., Adele. Novelle. Stolberg, Schlegel. Kl. 8. 22½ Ngr.

Krause, Lotte Louise, Dichtungen und dramatische Scenen. Neumarkt. 1845. 8. 20 Ngr.

Luther's, M., Betrachtungen über das Leben der ersten Menschen. 1. Mose 2—10. Zur Belehrung und Erbauung für evangelische Christen herausgegeben von C. G. Hermes. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 18 Ngr.

— — Geistliche Lieder. Vollständig und unverändert herausgegeben von F. Crusius. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 10 Ngr.

— — 33 geistliche Lieder und Glaubensbekenntniß. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 2½ Ngr.

Die Maler-Technik der Meister des 15.—18. Jahrhunderts, wiederentdeckt von Prof. W. Krause in Berlin. Nach dessen Mittheilungen zum ersten Male dargestellt von L. B. Nebst einem Anhange: Ein Gang durch das Berliner Königliche Museum, zur besondern Beachtung für Besitzer alter Gemälde. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 5 Ngr.

Moore, T., Ältere Geschichte Irlands von den frühesten Zeiten bis zur britischen Invasion. Aus dem Englischen frei übertragen von C. Ackens. Zwei Bände. Baden-Baden, Marx. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Noack, L., Mythologie und Offenbarung. Die Religion, in ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrer absoluten Vollendung. 2ter Theil: Die absolute Religion oder die vollendete Offenbarung Gottes in der Religion der Menschheit. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pearson, H., Christian Friedrich Schwartz, der deutsche Missionär in Südindien. Nach dem Englischen von C. G. Blumhardt. Vollendet und herausgegeben von W. Hoffmann. Basel, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Reybaud, L., Der letzte Probenreiter, deutsch von L. Eichler. Zwei Theile. Berlin, Bethge. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rietter, A., Das Leben, das Werk und die Würde Jesu Christi, dargestellt aus den Schriften der apostolischen Väter. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Satori, J., Die Zwillingsschwestern in der Straße Rue St.-Honoré No. 17 in Paris. Ein Roman aus den höhern Kreisen von Paris. Drei Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Shakespeare's Sturm. Historisch beleuchtet von K. J. Clement. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Silvio Pellico von Saluzzo, Meine Gefangenschaft. Memoiren. Aus dem Italienischen von J. W. Christern. Hamburg, Schuberth und Comp. 32. 10 Ngr.

Tschudi, J. J. v., Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. 2ter Band. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bozek, J. R., Das falsche und gefährliche System der gegenwärtigen Eisenbahnwagen und ihre Verbesserung erläutert. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Darteln, v., Calvin und seine Verläumder. Eine Widerlegung der Schrift des Hrn. Dr. Reinerding. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

John, G. A., Getreue und ausführliche Nachricht von D. M. Luther's seligem Abscheiden und christlichem Leichenbegängniß, nebst einem Anhange, enthaltend einige seiner letzten Predigten. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Des D. Justus Jonas und M. Mich. Coelius Bericht von Lutheri Absterben, zum erstenmal erschienen im J. 1546 und jetzt aufs Neue herausgegeben. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jungnickel, G., Siehe dein König kommt zu dir! Predigt über Matth. 21, 1—9. Schweidnitz, Weigmann. 8. 2½ Ngr.

Müller, J. R., La carte blanche oder das aufgeklärte Glaubensbekenntniß der Halleschen drei und dreißiger. Nebst schuldiger Begrüßung des Uhlich'schen Sendschreibens und der Wislicenus'schen Monatsschrift. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Luther, ein Glaubensheld, der Christi großes Verheißungswort erfüllte: Joh. 14, 12. „wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die Ich thue, und wird größere, denn diese, thun." Predigt. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Orthodoxie in ihrer Auflehnung wider die Freiheit des Geistes überhaupt und den religiösen Fortschritt insbesondere. Randglossen eines protestantischen Laien zu Romberg's Schriftchen: 1. die neuesten Bewegungen, 2. die Spaltung des christkatholischen Vereins zu Bromberg. Danzig, Gerhard. Gr. 6. 5 Ngr.

Schaper, G. C., Der Herr weicht und wankt nicht. Zehn Predigten aus dem J. 1845. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmid, U. R., Ein Wort für Ronge gegen die Angriffe des Herrn von Florencourt. Leipzig, O. Klemm. Kl. 8. 6 Ngr.

Treukirch, C., Die badischen Lichtfreunde in ihrer Feindschaft gegen Bibel und Kirche. Zuruf an den „Morgenboten" und seine Genossen, so wie an alle evangelische Kirchenglieder. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlich, Über den Amtseid der Geistlichen. 3te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 8. 3 Ngr.

— — Bericht über die Pfingstversammlung der protestantischen Freunde in Köthen am 15. Mai 1845. Leipzig, O. Klemm. 8. 3 Ngr.

Unger, E. S., Der Mißbrauch der Zahlen, erläutert durch die neuerdings gemachten Versuche, das bei der Feuer-Versicherungsbank für Deutschland eingeführte Rechnungswesen zu verdächtigen. Mit einem Anhange, enthaltend ein Sendschreiben an Hrn. A. W. Wüstenfeldt in Bückeburg. Erfurt, Keyser. 8. 7½ Ngr.

Die preußische Verfassungsfrage. Historisch entwickelt und durch Rückblicke auf den deutschen Bund beleuchtet. Nebst Beurtheilung der neuesten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Wort eines Freundes der Wahrheit über den um „Kirchenverbesserung", eigentlich aber um Befreiung vom Glauben an die christlichen Heilswahrheiten durch Geistliche und Laien petitionirenden Rationalismus. Nebst einem Anhange über Sinn, Wesen und Wirken des heiligen Geistes. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 144. — 24. Mai 1846.

Die dramatische Kunst in Italien.

Die Schauspielkunst hat in Deutschland eine solche Höhe der Vervollkommnung in Vergleich mit den übrigen Nationen Europas erreicht, daß wir, in dieser Schule erzogen, mit Recht als urtheilendes Publicum auf die Ergebnisse der andern Länder herabblicken, und reifer an Erfahrung, geübter im kritischen Blicke, und dem erhabenen Ziele näher, uns erlauben dürfen an den Andern das Mangelhafte zu bemerken und zu rügen, das wir größtentheils wenigstens überwunden und verbessert haben und hoffentlich auch für die Zukunft fern zu halten wissen werden. Wir waren die spätern Lehrlinge in einer Kunst, die, als exotische Pflanze aus den Regionen des Südens zu uns gebracht, durch unsern Fleiß Wurzel faßte und sich allmälig dermaßen akklimatisirte, daß wir berechtigt sind eine Zeit zu erwarten, in der sie als einheimisch und unserm Boden angehörig vielleicht in jene Länder Propfreiser und Ableger liefern könnte, aus deren Mutterlande sie stammte und aus dem sie zu uns herüberkam. Noch ist Deutschland, was seine Cultur betrifft, im Fortschreiten begriffen, noch verspricht die Kunst, die so gastfreundlich bei uns aufgenommen, so tüchtige Mäcenaten fand und in kurzer Zeit in ihrer vollen entzückenden Blüte prangte, noch verspricht sie länger unter uns zu weilen, sich inniger mit uns zu verbinden und zu verbrüdern und uns so immer mehr jener Stufe der Vollendung zu nähern, auf die wir zu gelangen durch unsere beharrliche Pflege auch vollen Anspruch haben.

Wer Deutschlands Bühnensystem und seine dramatische Wirksamkeit allein gesehen hat, wer die verschiedenartigen Kunstleistungen unsers Theaterwesens beobachtet, aber immer nur deutsches Theater mit deutschem Theater verglichen hat, dem fehlt am Ende der richtige Maßstab und sein an Gediegenheit und Kunst gewöhntes Urtheil wird endlich despotisch strenge und fodert, blos um dem menschlichen Drange eines Stufenganges Genüge zu leisten, den Superlativ da, wo es, an mehr als Positiv gewöhnt, schon den Comparativ fand und sich ergötzen möchte an der unmittelbar folgenden Stufe der Vollendung. Daher die wiederholten Klagen über den Mangel an Fortschritten in der dramatischen Kunst Deutschlands, die wiederholten Elegien an den Gräbern der hingegangenen unersetzlichen Matadore der Schauspielkunst, denen dann unmittelbar die Schilderung einer classischen Darstellung lebender Künstler, die Beschreibung des mit Recht verdienten stürmischen Beifalls, den ein Schauspieler oder eine Schauspielerin geerntet haben, vorangeht oder folgt. Wir verlangen mit vollem Rechte nach vorwärts zu dringen, wir fühlen die Kraft dazu in uns, wir ehren das Andenken Jener, die in der Kunst Großes geleistet und die Vorbilder eines kommenden Geschlechts waren, wir brauchen aber darum nicht an unserer Zukunft zu verzweifeln und dürfen ohne eitel zu werden uns dennoch gestehen, daß wir viel geleistet haben und weit vorgedrungen sind, und werden uns diesen Trost, der uns stählen und aneifern soll, dadurch am klarsten verschaffen, daß wir auf Andere blicken und bemerken, wie viel Jenen noch zu thun überbleibt, um unsern gegenwärtigen Standpunkt zu erreichen. Man muß außer Deutschland gewesen sein, und nachdem man eine Fortsetzung des angenehmen Gefühls, das die vortreffliche Darstellung eines deutschen Schauspiels auf uns hervorbrachte, in der ältern französischen Schule empfunden hat, sich allmälig in das Innere Italiens verlieren, und wenn man den ersten widerlichen Eindruck berühmter italischer Helden und Heldinnen glücklich überstanden hat, nach und nach hinabsteigen in die Tiefen der italischen Komödie, eindringen in die lichtlosen Urpflanzungen der wilden Dramas, wo das Unkraut in hohen, mächtigen Halmen über die kaum erspähbaren edlern Pflanzen ungehindert wuchert, wo der fruchtbare Boden, bedeckt von den mannichfaltigen Erzeugnissen einer ergiebigen, schöpferischen Kraft, ohne Pflege sich selbst überlassen Samen treibt und Wurzel in Wurzel verschlungen krüppelhaften Miswachs zu Tage fördert: dort muß man gewesen sein und beobachtet haben, um freudig wieder zurückzukehren auf die heimatlichen Fluren Deutschlands, wo die regelnde Kraft der Kunst ihre Hand freundlich dem schöpferischen Geiste der natürlichen Gabe bietet, wo beide in voller Harmonie einherschreiten, Segen spenden und eine schöne Zukunft prophezeien.

Italien ist in den letzten Zeiten unserm Vaterlande um Vieles näher gekommen, und da wir nie gescheut haben offen und frei zu gestehen, wie viel wir jener

Quelle der Künste und Wissenschaften verdanken, so dürfen wir mit voller Zuversicht erwarten, daß man unser Urtheil in einem Zweige, dem wir mehr Pflege und Cultur geschenkt, gern vernehmen und die Gerechtigkeit des Ausspruchs zu würdigen wissen werde. Unter allen Tempeln, die Italien den Musen erbaute, waren die Hallen Thalia's doch die am wenigst besuchten und das Priesterthum dieser Stätte wurde gleich bei seiner Errichtung unwürdigen Händen anvertraut. In keiner Zeit gelang es der dramatischen Kunst in Italien dem Volke jene Liebe abzugewinnen, mit der ihr die andern Nationen und besonders die Deutschen gleich bei ihrem Entstehen huldigten und so nicht nur ihr Gedeihen erzweckten und sicherten, sondern ihr als anerkanntem Liebling den Weg zur Vervollkommnung eröffneten. Es wäre keine leichte Aufgabe den Grund dieses räthselhaften Ereignisses zu erörtern. Die mannichfaltigen Proben eines ergiebigen, vielseitigen natürlichen Talents der Bewohner jener Regionen, die ausgezeichneten Leistungen in jedem Zweige der Künste und Wissenschaften, die allbekannt und allgemein geschätzt sich von Italien aus in die übrigen Länder verbreiteten, erlauben durchaus nicht die Ursache dieses einen vernachlässigten Theils der Literatur durch Mangel an Fähigkeit zu erklären, und die von Unsterblichkeit umstrahlten Namen eines Alfieri, Metastasio, Monti, Silvio Pellico u. A. wären die treffendsten Beweise gegen eine ähnliche ungegründete Beschuldigung. Aber jene Höhe, welche die dramatische Literatur Italiens durch die Producte jener Großen erreicht hat, an deren Spitze immer der lorberumkrönte Alfieri prangt, war dennoch einseitig und manierirt, und jene Matadore der Wissenschaft stellten ohne es zu wollen ihren Proselyten das hohe Ziel mit allen seinen Gebrechen als unveränderlich fest und wurden eben dadurch die Urheber eines ganz auf ihre Art der bildlichen Darstellung beschränkten Urtheils, das, nachdem es lange irre geführt hatte, endlich doch untergehen mußte. Der Enthusiasmus, den Alfieri durch seine scharf schattirten Charakterbilder erregt hatte, wurde das Ziel des Strebens seiner Nachfolger und Jünger in der Kunst, und diese folgten blind dem Gleise seines Triumphwagens, ohne daß ihrem Eifer die Veränderung der Zeiten und mit ihnen das Bedürfniß einer Veränderung des Künstlerziels klar geworden wäre. Die Epoche war bereits eingetreten, in der man, obgleich noch von Begeisterung für Alfieri's Werke hingerissen, sich dennoch nach mehr Natürlichkeit sehnte, im Theater durch eine einfach wahre Darstellung vergessen wollte im Theater zu sein, und sich die Bemerkung erlaubte, daß jene Gestalten, die Alfieri's poetisches Talent auf die Bühne zauberte, nie in der Wirklichkeit bestanden, nie so gesprochen, so gehandelt haben können, daß sein Meisterpinsel eine Welt bizarrer Ideale und nicht Portraite gemalt habe. Dieses Bedürfniß der Menge, das sich immer deutlicher aussprach, zu befriedigen, schritten Goldoni's Charakterbilder und Scenen aus dem Volksleben über die Breter, und waren, obwol man die alten Helden nicht vergessen hatte, doch gern gesehen und mit lauten Zeichen des Vorzugs und Beifalls anerkannt. Mit Goldoni hatte die dramatische Kunst in Italien ihren entscheidenden Wendepunkt erreicht, und wenn es jenem einflußreichen Geiste gelungen wäre, das Volk, das er zu fesseln wußte, ohne weitere Anfechtung seiner neidischen Nebenbuhler in seiner gediegenen Schule zu erziehen, so hätte Italien gewiß in kurzer Zeit das Verlorene nachgeholt, das Mangelhafte zum Classischen emporgeschwungen und wäre ohne Zweifel allen Jenen Meister geworden und vorangeeilt, in deren Schule es jetzt noch Lehrling ist.

Venedig, die alte selbständige Dogenstadt, wo unter dem Schutze des Flügellöwen so manche Ägide entsproßte, Venedig war auch in dieser Epoche der Sammelplatz der entscheidenden neugeborenen Kräfte, die, obwol sie leider erst in der Abendröthe des ruhmvollen Seins der Republik aufloderten, dennoch ein bleibendes Licht verbreiteten, dessen Glanz, wenngleich getrübt, fortschimmerte durch die kommenden Zeiten und die Morgendämmerung eines jungen Tages wurde, dessen Strahlen sich mild und freundlich über jenes Land ergossen, dessen Horizonte er glorreich entstiegen war. Venedig sah gleichzeitig Goldoni, Chiari und Gozzi, die theils durch ihre gegenseitige Polemik die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zogen, deren mannichfaltigem Einwirken auf den Geschmack des Volks die dramatische Muse ihre Einsetzung und feierliche Weihe verdankte. In Turin wurde um diese Zeit die erste stehende Schauspielertruppe errichtet und besoldet, in Parma schrieb man Prämien für gelungene dramatische Arbeiten aus, und die Albergati in Bologna riefen so manches Würdige ins Leben, das sich noch lange nach jener aurea aetas des Dramas erhalten hat. Aber eben dieses plötzliche Steigen, dieser unerwartete Enthusiasmus, der, durch Goldoni vorzüglich angeregt, sich so schnell entwickelte, konnte von keiner Dauer sein. Die in Fülle abwechselnden Leistungen wirkten durch den Reiz der Neuheit auf das Publicum und die Lust an steter Überraschung hatte bald die Oberhand gewonnen über die Werthschätzung des Gediegenen. Die Autoren, Gozzi und Chiari, verführt von dieser Quelle des Beifalls, verschwendeten ihre productive Kraft auf Bühnenerfindungen und abwechselnde Überraschungen (sorprese teatrali, wie sie passend die Kritiker jener Zeit nennen), suchten ihre gegenseitigen Triumphe in der mehr oder weniger zuströmenden Menge, und die Theaterelenche jener Epoche zeigen nicht selten drei neue Stücke an demselben Abende in den verschiedenen Theatern der Dogenstadt. Diese Kunst, das Publicum durch Abwechselung zu fesseln, verstand Goldoni allein, ohne sich je wie Gozzi und Chiari, die es aus Nebenbuhlerschaft thaten, zum sinnlosen Treiben hinreißen zu lassen. Aber lange konnte sich diese productive Kraft mit ihren Ergebnissen nicht in den ästhetischen Grenzen der rein dramatischen Kunst behaupten. Schon fing man an die Musik und den Tanz in die dramatischen Vorstellungen zu mengen, ersetzte den Mangel an interessanter Handlung durch glän-

[illegible] Decorationen, verschrieb Tänzerinnen und Gaukler aus Frankreich, um so den Händen und Füßen Das zu überlassen, was die Köpfe dem Publicum zu bieten nicht mehr im Stande waren. Da kamen endlich die Parodien und Satiren an die Tagesordnung, die, durch die allerdings geistreiche Akademie der Granelëschi angeregt, anfangs durch ihren beißenden Witz bei dem Volke viel Anklang fanden; Gozzi verwendete seinen natürlichen Sarcasmus auf Zauberpossen und Feenmärchen, in denen er mit Beifall gegen Goldoni auftrat und die in Verfall gerathene Commedia dell' arte zu verfechten suchte. Seine „Tartana", eine Zeitschrift, welche im J. 1757 erschien, schoß giftige Pfeile auf Goldoni, den Stammhalter eines neuen dramatischen Geschlechts, und machte sich nicht selten auf beleidigende Art über die neuen Compositionen lustig. So heißt es an einer Stelle z. B.:

Acht alte Komödien holt er herbei,
Die flickt er zusammen und nennt sie dann neu,

während Chiari's Menelaus in „Trojas Ende" ausruft:

O unvergleichlich Weib, du edle Heldenseele,
Die ich die meine nenn' und mir zur Braut erwähle,
Dich soll wenn Troja stürzt ermordet ich erschau'n?
Dann lass' ich dir zur Ehr' ein neues Troja bau'n.

Und alles Dies fand Beifall und füllte die Kassen der Theaterdirectoren, denen am Ende trotz der traurigen Folgen, die Goldoni vorhersah, damals so wenig daran lag das Volk zu erziehen und zu bilden als ihnen noch heutzutage dieser Gedanke schlaflose Nächte verursacht. Merkwürdig und wahrhaft groß bleibt in jener Epoche Goldoni, der (1761) dem Rufe nach Paris gefolgt und dort mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen worden war. Er schrieb dort unangefochten und ruhiger als in seinem Vaterlande einige Lustspiele in französischer Sprache, die, wie er selbst äußerte, sich einer unverdienten Aufnahme zu erfreuen hatten, während er und seine Werke auch in seiner Abwesenheit die Zielscheibe des Witzes seiner Gegner waren. Aber:

Es ist nun das Geschick der Großen hier auf Erden,
Erst wenn sie nicht mehr sind von uns erkannt zu werden.

und so pflanzte er unverdrossen das Samenkorn in die Muttererde, die es aufnahm und früh oder spät doch die Frucht zu Tage fördern mußte, mit deren erstem Keime zugleich das Lorberreis ihres unsterblichen Pflanzers emporsproßte. Auch jene Welle bewegter Zeit schwand endlich, beinahe gleichzeitig mit der Kraft des alten Dogenlöwen, der diesem unnatürlichen Treiben kurz vor seinem Entschlummern zugesehen hatte; Chiari und Gozzi traten ab von der Bühne des Lebens (1785) und auch Goldini schied (1793), nachdem er als sechsundachtzigjähriger Greis wieder in sein Vaterland zurückgekehrt und bei seinem Abschiede aus dem Leben mit seinen Zeitgenossen gänzlich versöhnt war. Bald und spurlos verschwand im Volke das Andenken Jener, die einst mit so vielem Beifalle gegen ihn aufgetreten waren, und er der Riese unter den Pygmäen stand einzig und allein da wie ein Regenbogen über dem Wolkenhimmel streitender Kräfte, in dem sich die Strahlen seines leuchtenden Genius in tausendfarbigen Perlen spiegelten. Während seine Nebenbuhler und Neider in die Nacht der Vergessenheit gesunken waren, strahlte sein Nimbus als Leuchtthurm für die kühnen Schiffer, die nach ihm es wagen würden, jenes Meer zu durchsegeln, dessen Stürme er siegreich bekämpft und dessen fernes Gestade er glücklich erreicht hatte. Und wirklich zählte er nicht wenig Proselyten; aber, den Mücken ähnlich, die sich im Lichtstrahle baden, schwärmten seine Nachahmer und sonnten sich an den Strahlen des erhabenen Zieles, das sie vor Augen hatten, das sie aber trotz ihrer summenden Flügelschläge zu erreichen nicht im Stande waren. Da gelang es endlich nach zahlreichen misglückten Versuchen Einem unter den Vielen aus den labyrinthischen Gängen, in denen man herumgeirrt war, den Ariadne-Faden der richtigen Tendenz zu erhaschen und von ihm geleitet dem bisher noch fernen Ausgange nahe zu kommen.

Camillo Federici, zu Garessio im Piemontesischen geboren, verließ in seiner Jugend das väterliche Haus und ging auf das Theater, zu dem er sich von einem unwiderstehlichem Drange gezogen fühlte. Schon seine ersten Jugendarbeiten, die er als Schauspieler für die Truppe schrieb, in der er spielte, beurkunden den klaren dramatischen Blick, den scharfen Observationsgeist, die es ihm allein möglich machen konnten, sein hohes Vorbild Goldoni zu erreichen. Sein Familienname Viassolo wurde von ihm selbst in Camillo Federici verändert und zwar auf Veranlassung seines mit vielem Beifalle aufgenommenen Dramas „Camillo e Federico", welches das Publicum bewog, den damals noch unbekannten Autor nach seinem Stücke zu nennen. In der Schule des berühmten Triveri zu Turin bildete er seine natürlichen Anlagen vollends aus und stellte das Ziel seines Lebens unabänderlich auf die Bühne, die seinem Fleiße und seinem Talente so viel des Tüchtigen zu verdanken hat. Ohne seine glühende Phantasie je an politische Unternehmungen zu verschwenden, blieb er auch in den stürmischen Zeiten der französischen Revolution seiner Kunst treu, und mit ihr allein beschäftigt lebte er nach Umständen bald in der einen bald in der andern Schauspielergesellschaft und schenkte seine Geisteskräfte der ihm so werth gewordenen dramatischen Muse, ohne dem Schwindel fanatischer Freiheitsillusion zu unterliegen, der so manchen seiner würdigen Zeitgenossen in den unwiderstehlichen Wirbel fortriß und dem Untergange entgegenkreiselte. In kurzer Zeit wurde er durch seine Leistungen der Liebling des Publicums. Schon hatte damals in Italien der Schwarm französischer Übersetzungen sich allmälig eingeschlichen, und geschwürartig griff diese Seuche immer mehr um sich, wenn Federici durch seine Lebensbilder nicht wieder den Geschmack für Originallustspiele hervorzurufen im Stande gewesen wäre. Die noch lebenden Freunde des großen Goldoni erkannten in ihm den edeln Sprößling jenes Geschlechts und unterstützten ihn in seinem ehrenvollen Unternehmen: den letzten Funken ästhetischen Urtheils aus der Asche des ver-

dorbenen Geschmacks zu retten und anzufachen zu neuer Lebensflamme. Wie Oasen in der Wüste glänzten die Erzeugnisse Federici's auf den italienischen Bühnen und das in der Epoche der Unfruchtbarkeit und Dürre schmachtende Publicum labte sich wieder in langen erquickenden Zügen an dem reichen, klaren, natürlichen Born seiner Kunst. Seine „Falsi galantuomini", „Il capello parlante", „L'avviso ai mariti", „Illusione e verità", „La bugia", „La sposa di provincia", „Il medico", „Il collo torto" weckten durch ihren stürmischen Beifall das schlummernde Talent so mancher andern begabten Bühnenkünstler, seinem Beispiele, das zur faßlichen Schule herangediehen war, zu folgen. Greppi, Villi Avelloni, Albergati und später de Rossi, Giraud und Sograffi bildeten sich alle in seiner Schule und lassen in ihren sämmtlichen Leistungen das Vorbild nicht verkennen, das ihnen vor der Seele schwebte und das sie zu erreichen strebten. Federici schrieb in Allem über 70 Productionen, von denen nur wenige dem tragischen Fache angehören, und sein ergiebiges Talent würde sicher noch mehr geliefert haben, wenn er nicht bereits 1802 einem Brustübel unterlegen wäre, das sich seit mehren Jahren schon auf hindernde Weise fühlbar gemacht hatte. Er starb in Padua, wo er die letzte Zeit seines thatenreichen Lebens zugebracht hatte, beweint von seinen Angehörigen, die in ihm einen gemüthlichen liebevollen Verwandten verloren, betrauert von der Goldoni'schen Muse, die ihm ihre Wiedergeburt verdankt. Seine sterbliche Hülle wurde in der Kathedrale von Padua eingesegnet und daselbst am Friedhofe zur Erde bestattet. Kein Monument, keine Inschrift bezeichnet den Ort, wo der Körper jenes Mannes ruht, dem Italiens dramatische Kunst die neue dauernde Wendung verdankte, der seinem Vaterlande so manche angenehme, lehrreiche Stunde verschafft hatte, der die geistige Brücke war, deren kühner Bogen sich von Goldoni über den Abgrund verdorbenen Geschmacks bis auf die neue Schule wölbt. Den einzigen Beweis von Anerkennung in bleibenden Zeichen erlebte er wenige Jahre vor seinem Ende durch Übersendung einer Denkmünze, die, ihm zu Ehren in Piemont geprägt, auf einer Seite das Brustbild Alfieri's, auf der andern sein eigenes trug, und die den bescheidenen Mann auch herzlich freute, so sonderbar und unpassend er auch die Zusammenstellung der beiden Bildnisse finden mochte.

Durch Federici, als Nachfolger Goldoni's, war der Weg gebahnt, und die edlere dramatische Kunst, die nun kräftigern Fuß gefaßt hatte, schritt bedächtig vorwärts, ohne übrigens wieder das hohe Ziel gänzlich aus dem Auge zu verlieren. Zuweilen noch tauchte aus der Menge ein Proselyt Alfieri's auf und Monti's „Aristodemo" und „Cajo Gracco" *) sammelten noch einmal die alten Parteigänger um sich, aber ihr Applaus verhallte wie das Echo längstverklungener Töne. Die natürliche Darstellung behielt durch ihren gemüthlichen Reiz die Oberhand, und der lange, segensreiche Friede, der nach der blutigen Schlachtepoche seinen Ölzweig über Europas Fluren schwang, begünstigte auch in Italien die Fortschritte in einer bisher nur einseitig gepflegten Kunst.

(Der Beschluß folgt.)

*) In neuerer Zeit „Medea", vom Duca di Bentignano, „La Pia de' Tolomei", vom Duca di Marenco, u. s. w., die noch heute die Glanzrollen der Schauspieler aus der alten Schule sind.

Einige Blätter der Erinnerung. Gesammelt und herausgegeben aus dem Nachlaß des Majors Friedrich von Luck. Berlin, A. Duncker. 1845. 8. 15 Ngr.

Die in diesem kleinen Buche enthaltenen Gedichte sind einer umfangreichen Sammlung entnommen, die der Verf. seinen Erben zur Verfügung hinterlassen hat. Die Herausgeber sagen, daß sie, in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dieser Verse, welche in Form und Stoff großentheils vergangenen Zuständen angehören, nur eine kleine Anzahl herausgehoben haben. Aus der Biographie lernen wir F. v. Luck als eine durchaus achtungswerthe und liebenswürdige Persönlichkeit kennen. Sein Leben war nicht blos von großer Dauer, sondern auch durch Verbindung mit edeln Geistern inhaltsvoll; F. v. Luck war befreundet mit Adam Müller, A. W. Schlegel, Fouqué, Chamisso und oft in Goethe's Gesellschaft. In den unglücklichsten Jahren Preußens sprach sich seine Vaterlandsliebe und Unterthanentreue — so nennt es sein Biograph — am lebhaftesten in Gedichten an die Königin Luise, an die Prinzessin Wilhelm und an die Fürstin Elise v. Radziwill aus. Die Herausgeber wollen, und das ist sehr recht, für ihren Freund nicht den Lorber des Dichters erstreiten; sondern sie beabsichtigen nur den Freunden, in deren Besitz Luck sein bestes Glück fand, ein willkommenes Andenken zu geben. Diese Absicht ist zu ehren und gewiß erreicht; auch die Hoffnung und der Wunsch wird sich erfüllen, welchen die Vorrede ausspricht, nämlich daß durch die Lesung dieser Blätter dem Verf. hier und dort auch eines fremden Lesers Wohlwollen gesichert wird. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 145. —— 25. Mai 1846.

Die dramatische Kunst in Italien.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Betrachten wir also nach diesem flüchtigen Blicke, den wir der Vergangenheit geschenkt haben, Italiens gegenwärtigen Zustand was die dramatische Kunst betrifft, und wir werden deutlich erkennen, daß in Bezug auf theatralische Darstellung täglich langsame aber unverkennbare Fortschritte gethan werden, und daß besonders was Schauspielkunst betrifft Italien in der letzten Zeit Individuen aufzuweisen hat, wie es sie früher nie besaß. Noch gibt es hin und wieder Unkraut auszurotten, das neben den edeln Pflanzungen gleichsam unzerstörbar fortgedeiht und als ein Andenken an die erste Kindheit der Kunst sich erhalten zu wollen scheint; aber der Segen der neuen Frucht, die ihre Wurzeln immer tiefer schlägt und ihre Halme immer mächtiger emporhebt und verbreitet, soll hoffentlich immer siegreicher über den Miswachs werden und, bethaut von der stets zunehmenden Liebe des Volks an ihrem Gedeihen, die letzte Lebenskraft des schädlichen Einflusses zerstören.

Als Bühnendichter der Gegenwart, deren Productivität und Bühnenkenntniß das Publicum anziehen und den guten Geschmack an der Komödie immer mehr ausbilden, sind Nota und Bon die Beiden, denen in der Zahl so mancher Anderer die ersten Plätze eingeräumt werden müssen. Nota's Productivität ist wahrhaft grossartig, und obwol schon vorgerückt in Jahren, erhält sich sein Talent noch kraftvoll und ergiebig. Bon, der in frühern Zeiten als Schauspieler und Bühnendichter zugleich wirkte, hat sich seit einigen Jahren zurückgezogen und die Leitung einer Schauspielerschule in Mailand übernommen, welches Amt er aber aus Mangel an Unterstützung wieder niederlegt, um sein leichteres Fortkommen durch sein eigenes Spiel zu suchen, welchem Wiederauftreten ganz Italien mit Freuden entgegensieht. Unter seinen 52 beliebten und gelungenen Lustspielen und Charaktergemälden, die alle ausgesprochen den Typus Goldoni'scher Schule an sich haben, sind sein „Così faceva mio padre" und „Ludro e Ludretto" die vorzüglichsten Erzeugnisse, die allein hinreichen würden, um ihm einen bleibenden Namen bei der Nachwelt zu verschaffen. Aber eben durch den Umstand, daß er Bühnendichter und Schauspieler zugleich war, fühlte er vorzugsweise vor den Andern das Bedürfniß einer dramatischen Schule, und wenn die Ausführung dieses edeln Planes ihm als Erstem auch nicht gelang, so haben die Jahre seines Versuches doch schon viele taugliche Individuen für das italienische Theater geliefert und somit den Nutzen dieses Unternehmens bewiesen. Minder günstig stellt sich seit dem Verschallen der donnernden Muse Alfieri's die Cultur der Tragödie. Jene unnatürlichen Ausgeburten einer glühenden Phantasie abgerechnet, hat Italien keine Tragödie. Manzoni's „Adelchi" und „Carmagnola", die durch Goethe's Beurtheilung so allbekannt in Deutschland sind und die sprechende Beweise von der Selbständigkeit des großen Hymnendichters liefern, fanden aus Mangel an Schauspielern, die sich der Aufgabe gewachsen gefühlt hätten, nie eine würdige Darstellung und blieben dem Lesepublicum und seinem reifern Urtheile überlassen.

Maffei's Übersetzungen der Schiller'schen Stücke hingegen, obwol auch zuweilen auf die Bühne gezerrt, reizten durch die blühende Sprache und kühnen Bilder, die der vortreffliche Übersetzer in ihrer ganzen Größe meisterhaft glänzen zu lassen wußte, wurden aber immer zu lang gefunden und blieben trotz der classischen Metamorphose Maffei's zu sehr original und deutsch, um jetzt schon ihren verdienten Beifall zu ernten; für sie wird aber auch in Italien gewiß die Epoche der Anerkennung und Würdigung kommen, wie es schon die gegenwärtige Aufnahme unbezweifelt hoffen läßt.

Was nun endlich die Darstellung und die eigentliche Schauspielkunst betrifft, so wird Italiens Fortschritt in derselben immer gefesselt sein, so lange es nicht stehende Theater mit besoldeten Schauspielern hat, die ohne von einer Stadt zur andern zu reisen unveränderlich in einem und demselben Orte bleiben. Auf diese Art allein können sich wahre Künstler bilden und das Publicum wird eben dadurch, daß es des einseitigen Spieles der Individuen allmälig müde wird, der strengere Richter und die Schule des Schauspielers. Wenn, wie es bisher noch in ganz Italien der Gebrauch ist, eine Schauspielertruppe sich nur durch einige Wochen in einer Stadt aufhält, dort eine gewisse Anzahl Stücke gibt und wieder weiter zieht, so ist es eine leichte Aufgabe, das Publicum zu befriedigen und Applaus zu ernten, da die wenige Abwechselung in den Rollen durchaus nicht

gestattet, die vorzüglichste Eigenschaft des Schauspielers, seine Vielseitigkeit zu beurtheilen, während der Mangel dieser Eigenschaft bei einer stehenden Truppe bald an das Licht tritt und den Flitterglanz des eitlen Künstlerruhmes gänzlich zerstört. Andererseits ist durch dieses Nomadensystem den Schauspielern die Gelegenheit genommen, andere größere Männer ihres Faches sehen und von ihnen lernen zu können, da sich nie zwei gute Gesellschaften gleichzeitig in derselben Stadt blicken lassen. Gegenwärtig besteht in ganz Italien nur die Dramatica Compagnia Alberti in Neapel, die keine solchen Wanderungen unternimmt und daher vielleicht auch zu den besten gehört. Karl Albert von Sardinien besoldet die Compagnia Righetti jährlich mit 30,000 Francs, die übrigens die Erlaubniß hat sechs Monate des Jahrs zu reisen. Sie gehört ebenfalls zu den besten und zählt unter ihren Gliedern die berühmte Robotti, Primadonna, und den braven Gattinelli jun. Die übrigen Schauspielertruppen ändern mit ihren Individuen auch ihre Namen, wodurch auch noch der Nachtheil entsteht, daß man nie weiß, was man von ihr zu erwarten habe, da sie von einem Erscheinen zum andern oft alle ihre brauchbaren Individuen verloren und, da der Director sich erhalten, doch ihren Namen nicht verändert hat. Die bessern unter ihnen sorgen mit Eifer ihre Schauspieler in der neuen vom Publicum so beifällig aufgenommenen dramatischen Schule zu bilden und wo möglich ganz die veraltete, höchst drollige Declamation und Schreierei zu vertilgen, die eben in diesen neugeschulten Truppen oft höchst sonderbar zugleich mit der neuen auf die Breter kommt und so als Zusammenstellung der Gegenwart und Vergangenheit häufig nicht ohne Interesse für Jenen ist, der sich zurückzaubern will in die Zeit der milden Jugend der Kunst, um ihre Fortschritte in der Gegenwart deutlicher zu bemessen. Ein Überbleibsel aus jener (der Muse sei es gedankt) allmälig untergehenden Epoche ist noch die Art, mit der die untergeordneten Gesellschaften moderne Stücke in Scene setzen und wie denn eine Kleinigkeit oft charakteristisch werden kann, ihre Schwäche zum Beispiel in den Anschlagzetteln bloßgeben. So wurden im Herbste des vergangenen Jahrs, sage 1845, in Venedig, der von Goldoni und Federici geschulten Stadt, von einer gewissen Gesellschaft Gandini und Prosperi die „Burggrafen" von Victor Hugo, in das Italienische übersetzt, als Sonntagsstück benutzt und ihre Darstellung mit folgenden Worten, die ich treu übersetze, angekündigt:

Sonntag wird die Compagnie ein ganz neues für diese Bühne bearbeitetes Drama von dem berühmten Victor Hugo vorzustellen die Ehre haben, welches Alles darbietet, was nur interessant, mystisch und phantastisch genannt werden kann. Es ruft uns die längst vergangenen Zeiten und die alten Sitten Germaniens wieder ins Gedächtniß und spielt in der Epoche Friedrich's I., genannt Barbarossa. Auch die Personen, die darin vorkommen, sprechen von vergangenen Zeiten, denn wie der Zettel weiter unten zeigt sind sie alle Greise. Dieses Drama in drei Abtheilungen führt den Titel:

Die Burggrafen. Erster Theil: Der Ahn von hundert Jahren. Zweiter Theil: Der Bettler. Dritter Theil: Die unbekannte Höhle und das verschleierte Weib oder: Hiob der alte Titane vom Rhein, oder: Friedrich der Große aus dem Grabe erstanden, oder: Die corsicanische Sklavin, dürstend nach Rache in der schreckenvolle Höhle des Brudermordes.

Ex angue leonem! Kann solch ein Theaterzettel nicht als Barometer betrachtet werden, um die Tiefe zu messen, in die man hinabsteigt, wenn man einer so angekündigten Aufführung beiwohnt? Arme Kunst, die noch mit ähnlichen Überbleibseln zu kämpfen hat und jene Ruinen erst dem Boden gleich machen muß, bevor sie an tüchtige neue Bauten denken darf, und armer Victor Hugo, über den es im „Charivari" hieß:

> Hugo lorgnant les voutes bleues
> Au Seigneur demande tout bas:
> Pourquoi les astres ont des *queues*
> Quand les Burgraves n'en ont pas?

Er hat es sich wol nie träumen lassen, daß ihnen eine solche queue zu Theil werden sollte.

Um so mehr sind aber unter solchen Umständen jene beharrlichen Männer zu bewundern, die Kraft genug besitzen, frei von den Überresten alter Vorurtheile ihren Weg zu verfolgen, denen es gelang, in einem und demselben wahren Geiste der Kunst zu wirken und als Lehrer in derselben Schulen zu errichten, aus denen täglich neue, hoffnungsvolle Schauspieler hervorgehen.

So schied Vestri vor wenigen Jahren, nachdem er sich nicht nur selbst ganz der neuen Schule zugewendet und bei seinem großen, vielseitigen Talente zugleich in ihr geglänzt, sondern auch viele wackere Männer in seiner Schule gebildet hatte; so erfreuen gegenwärtig noch durch ihre ausgezeichneten Leistungen Zenoni und Taddei in Charakterrollen, die noch junge aber in der Kunst schon vorgerückte Ristori für das Hochtragische und ihr würdig zur Seite Signora Robotti; aber an der Spitze des italischen Dramas, durch seine eigenen Leistungen sowol als durch den erfolgreichen Einfluß auf die bildende Schule, steht ohne Zweifel Gustav Modena, der einzige eigentlich dramatisch gebildete Bühnenkünstler Italiens, der durch die trefflichen Individuen, die er herangebildet hat, für die darstellende Kunst Das zu werden verspricht, was Goldoni für die schriftstellerische war, der Wendepunkt, von dem das Licht auf die nachkommende Generation strahlen soll. Sein langer Aufenthalt in Frankreich, England und der Schweiz haben ihm, seine natürlichen Gaben abgerechnet, einen freiern und schärfern Blick zu verschaffen gewußt, um die Fehler und Mängel seiner vaterländischen dramatischen Literatur und Darstellung auf eine Art zu beurtheilen und zu verbessern, wie es vor ihm noch keinem seiner Kunstgenossen gestattet war. Er führte, der Erste, Shakspeare's und Schiller's Werke in gelungenen Productionen dem Publicum seines Vaterlandes vor, und machte es empfänglich für jene ihnen fremdartigen und bisher unbekannten Schönheiten der Dramaturgie. Tüchtig in Anstandsrollen, ausgezeichnet und tief in Darstellung von Charakteren ist er endlich einer der Wenigen, dem es durch sein natürliches Spiel gelingt, den Schauspieler vergessen zu machen. Sein Ziel ist nicht

die augenblickliche Wirkung, sondern eine Darstellung mit kritischem und ästhetischem Sinn und seine für Italien ungewöhnliche Genauigkeit im Costume ist ebenfalls ein Beweis von der so klar ausgesprochenen Tendenz, ein einförmiges, classisches Ganze zu bilden, dort, wo man bisher nur einzelne Bruchstücke zu sehen gewohnt war. Mit ihm schließen die Fortschritte in der dramatischen Kunst Italiens in unserer Zeit, er muß als Grenzstein zwischen der Vergangenheit und Zukunft betrachtet werden, und wenn sein edles, lobenswerthes Streben nicht wieder aus Mangel an Unterstützung unterliegen und die Fackel seines Genius aus Mangel an Nahrung erlöschen sollte, so hat Italien volles Recht, von ihm den entscheidenden Impuls zu erwarten, der es in diesem vernachlässigten Zweige der Kunst heben und den übrigen Nationen gleichstellen kann.

Heinrich von Littrow.

Die Familie Clifford in England.

Die „festen" Lords Clifford, deren bunte Erlebnisse eine hervorragende Stelle in der englischen Geschichte einnehmen, stammten von den Herzogen der Normandie und nannten sich nach ihrer Burg in der Grafschaft Hereford. Ihre früheste romantische Berühmtheit ruht auf der Sage von der schönen Rosamunde, ältester Tochter Roger's von Clifford, des Ersten dieser Familie, der durch Ererbung der Ländereien und des Schlosses Brougham unweit Penrith in Cumberland auch im Norden mächtig wurde. Er vergrößerte das Schloß und ließ über den innern Thorweg die noch heute lesbare doppelsinnige Inschrift setzen: „Dies machte Roger." Er fiel in den Kriegen mit Wales. Sein Sohn und Nachfolger, Robert, heißt wegen seines hohen Wuchses und kriegerischen Heldengeistes der größte Mann der Familie. Er war einer der Vormünder Eduard's III., der ihn zum Großadmiral ernannte. Auch focht er in Eduard's Kämpfen gegen Schottland und wurde dafür mit eingezogenen Gütern der Maxwell und Douglas belohnt. Doch trug ihm das keinen Segen. Er wurde den 24. Juni 1314 in der Schlacht von Bannockburn erschlagen. Man erzählt, daß Eduard Baliol nach seiner Entthronung in Schottland von Robert ehrenvoll aufgenommen und auf dessen Schlössern Brougham, Appleby und Pendagron stattlich bewirthet worden, sowie daß der von der Sage und in Jagdgeschichten gefeierte Hirschgeweih-Baum im Parke zu Whinfelt jenem Besuche seinen Namen verdanke. Die Geweihe des Thiers, welches der königliche Gast unter diesem Baume erlegt, waren an denselben festgenagelt worden, erhielten sich drei Jahrhunderte lang und schienen aus dem Baume hervorgewachsen, bis 1648 das eine und zehn Jahre später das andere muthwillig abgebrochen und entwendet wurde. Roger, der fünfte Lord, „der weiseste und tapferste Clifford", focht ebenfalls in Eduard's Kriegen gegen Frankreich und Schottland und war der Erste seines Stammes, der einen Enkel erlebte. Sein Sohn Thomas gehörte zu Richard's II. lockern Gesellen, wurde durch Parlamentsbeschluß vom Hofe verwiesen, zog mit den Kreuzfahrern und fiel in der Schlacht mit Hinterlassung eines Sohnes, welchen Heinrich V. verdientermaßen zu seinem Günstlinge wählte und der sich mit der einzigen Tochter des berühmten Hotspur vermählte. In der Blüte seines Alters starb er in der Belagerung von Meux in Frankreich und ruht in der Abtei Bolton. Sein Sohn und Erbe, ebenfalls Thomas, that sich in der Schlacht bei Poitiers hervor und eroberte die feste Stadt Pontoise, indem er sich und die Seinigen, weil Alles mit Schnee bedeckt war, weiß kleidete und solchergestalt die Besatzung überrumpelte. Er war ein treuer Anhänger der Lancaster'schen Partei und fiel im Kampfe der Rosen bei St.-Albans am 22. Mai 1455, fechtend für den Fürsten, in dessen Dienst seine Familie Großes geleistet und schmerzlich gelitten. Es ist derselbe Lord Clifford, von welchem Shakspeare im zweiten Theile von „König Heinrich VI." den Sohn ausrufen läßt:

> — — Wast thou ordained, dear father,
> To lose thy youth in peace, and to achieve
> The silver livery of advised age;
> And in thy reverence and thy chair days thus
> To die in ruffian battle?

Nur irrte Shakspeare, daß Clifford „in Frieden seine Jugend verloren". Auch der gräßliche dem Sohne in den Mund gelegte Racheentschluß:

> Henceforth I will not have to do with pity!

bezüchtigt diesen einer Blutgier, von welcher die Geschichte nichts weiß und womit Shakspeare ihn auf Autorität des Chronikenschreibers Leland gebrandmarkt hat, der von ihm sagt, er habe bei Wakefield so Viele erschlagen, daß er deshalb der Fleischer genannt worden. Wahr ist, daß er auf der Verfolgung nach jener Schlacht den jungen Grafen von Ruthland tödtete, Sohn des gleichzeitig gefallenen Herzogs von York. Doch rechtfertigt das Shakspeare nicht. Ruthland war kein Kind mehr, sondern 19 Jahre alt, und als Clifford Tags vor der Schlacht bei Towton im dittingdaler Thale erschlagen wurde, zählte er 26 Jahre. Seine eingezogenen Güter erhielt der buckelige Herzog von Gloucester, später Richard III., und von seinen zwei Söhnen suchte und fand Heinrich, der älteste, ein siebenjähriger Knabe, bei den Thalbewohnern von Cumberland nicht blos eine Zuflucht, sondern lebte auch 24 Jahre unter ihnen als Schafhirt und soll gleich den alten Chaldäern durch das Beobachten der Sterne sich astronomische Kenntnisse erworben haben. Wenigstens sind in den Clifford'schen Archiven Handschriften aus jener Zeit entdeckt worden, die vom „Schäfer-Lord" herrühren sollen und, wenn das gegründet, keinen Zweifel lassen, daß er neben der Sternkunde auch Astrologie und Alchymie getrieben. Nach der Thronbesteigung Heinrich's VII. gelangte er zum Besitz seiner Würden und Güter und heißt in der Geschichte „ein einfacher Mann, der meist auf dem Lande lebte und nur an den Hof oder nach London kam, wenn das Parlament seine Anwesenheit foderte, dann aber wie ein kluger und wackerer englischer Edelmann sprach und handelte". Sein Lieblingsaufenthalt war Barden Tower, sein Lieblingsumgang mit den gelehrten Stiftsherren zu Bolton. In seinem sechzigsten Jahre zog er an der Spitze seiner Mannen zur Schlacht bei Flodden „und bewies dort, daß weder das Alter den kriegerischen Geist seines Hauses in ihm erkältet noch friedliche Beschäftigungen denselben erstickt hatten". Seine vier nächsten Vorfahren hatte der Schlachtentod ereilt; von ihm singt Wordsworth in einem der schönsten lyrischen Gedichte der englischen Sprache: „Song at the feast of Brougham Castle upon the restoration of Lord Clifford the Shepherd to the estates and honours of his ancestors":

> In him the savage virtue of the race,
> Revenge and all ferocious thoughts were dead;
> Nor did he change, but kept in lofty place
> The wisdom which adversity had bred.
>
> Glad were the vales and every cottage hearth,
> The Shepherd Lord was honoured more and more;
> And ages after he was laid in earth,
> „The good Lord Clifford" was the name he bore.

Zehn Jahre nach der Schlacht bei Flodden starb er am 23. April 1523. Seine letzten Jahre wurden durch die Laster und Thorheiten eines ungehorsamen Sohnes getrübt, der sich jedoch nachher besserte und als Günstling Heinrich's VIII. den Titel eines Grafen von Cumberland und von den geplünderten Kirchengütern unter Anderm die Priorei Bolton erhielt. Sein Sohn und Erbe soll viel Gelehrsamkeit und viel Wissen in der

Widmung gehabt haben und vermählte sich mit Lady Eleanor Brandon, Nichte Heinrich's VIII. und Tochter Mariens, Witwe Ludwig's XII. von Frankreich, „eine Dame", wie Hartley Coleridge sagt, „deren Gedächtniß hoch verehrt werden muß, da sie im 16. Jahrhundert es wagte, sich mit dem Manne ihrer Wahl zu verbinden". Die Auszeichnung, königlichem Blute verwandt zu sein, kostete dem Gemahl einen großen Theil seines Vermögens. Er ersetzte das nach Eleanor's Tode durch Beschränkung seiner Ausgaben und durch die Wirthschaftlichkeit seiner zweiten Gemahlin, Tochter des Lords Dacre, die „nie nach oder in die Nähe von London kam". Als Leiche aufgebahrt glaubte einer seiner Diener eine Bewegung seines Mundes zu bemerken. Er wurde ins Bett gebracht, genas zu kräftiger Gesundheit und starb fünf Tage nach der Verlobung seines elfjährigen Sohnes Georg mit der nachherigen jüngern Tochter des zweiten Grafen von Bedford, Francis Russell. Daraus entstand eine unglückliche Ehe. Ein charakteristischer Zug Georg's war seine Leidenschaft für Unternehmungen zur See. Er machte deren elf, nach Westindien, dem spanischen Amerika und Sierra Leone, meist gegen die Spanier und Holländer und fast stets auf eigene Kosten. In dem merkwürdigen Jahre der Armada zeichnete er sich mit seinem Schiffe bei dem Gefechte vor Calais aus und auf seiner dritten Unternehmung, 1589, schleifte er Fayal in den Azoren und eroberte 24 Schiffe im Gesammtwerthe von mehr als 20,000 Pf. St. Doch mußte er dafür schwer leiden — Wunden, Hunger und Durst. Da er zugleich ein Liebling der Königin Elisabeth war, die ihn zum Ritter des Hosenbandordens und bei allen Turnieren zu ihrem Kämpen ernannte, darf es nicht befremden, daß er als der Reichste seiner Vorfahren angefangen und nach 20 Jahren als der Ärmste aufhörte. Er starb in London und ruht in der Gruft des Schlosses Skipton. Mit seiner Tochter, der berühmten Lady Anna Clifford, vielleicht eine der außerordentlichsten Frauen Englands, erlisch das große und edle Geschlecht. Schon Das ist an ihr merkwürdig, daß sie eine Beschreibung ihres Lebens hinterlassen hat, voll interessanter Details in Beziehung auf sie und ihre Familie. Ihr Lehrer war der sprachbewanderte Dichter Daniel, dessen Streben, sie für Dichtkunst und Dichter zu gewinnen, nicht vergebens gewesen sein kann, da sie in der Westminster-Abtei Spenser ein herrliches Denkmal errichten ließ. Noch sehr jung vermählte sie sich mit Richard, drittem Grafen von Dorset, einem witzigen und geistreichen Manne, aber einem liederlichen Verschwender. Sie gab ihm zwei Töchter, von welchen die Erstgeborene sich dem Grafen von Thanet verband, dessen Familie noch gegenwärtig im Besitz der ehemaligen Clifford'schen Güter in Westmoreland und Craven. Er starb 1624, und wie schmerzlich auch Lady Anna von seinen Ausschweifungen berührt worden sein mag, mit leichter Feder streift sie darüber hin. Sechs Jahre später, ihn ihrem einundvierzigsten, vermählte sie sich ein zweites Mal mit Philip Herbert, Grafen von Pembroke und Montgomery. Als Witwe hatte sie den Entschluß gefaßt, dafern Gott ihr einen zweiten Gemahl beschieden, keinen zu nehmen, der Kinder habe, ein Höfling sei und fluche und schwöre. Indeß bezeichnet die Geschichte den Gewählten als einen Undankbaren, einen Dummkopf, einen frechen Schwörer und eine Memme — „ein schlagender Beweis", sagt ihr neuester und vorzüglichster Biograph, Hartley Coleridge, „daß oft die werthlosesten Männer über die besten und klügsten Frauen, namentlich über solche von gewissen Jahren, eine unerklärliche Gewalt haben". Die Verbindung wurde für die Gräfin eine Quelle des bittersten Kummers, bis am 23. Januar 1650 der Tod ihres Gemahls sie erlöste. Dennoch spricht sie von ihm, wie eine gute Frau von ihrem gestorbenen Manne sprechen sollte, wäre es auch blos zu ihrer eigenen Ehre — sie deutet seine Fehler an und verweilt bei seinen Vorzügen. Bereits durch den frühern Hintritt ihres Oheims und dessen Sohnes waren die Besitzungen des Hauses Clifford in ihrer Hand zusammengekommen und der Tod ihres Gemahls machte sie zur unbeschränkten Herrin. Sie lebte von nun an meist auf ihren Schlössern, that Gutes und sorgte dafür, daß Mit- und Nachwelt es erfahren. Sie war eine Frau von hohem Geist und starkem Willen und — wußte es. Als Sir Joseph Williamson, Secretair König Karl's II., ihr das Recht bestritt, ein Parlamentsmitglied für den Flecken Appleby zu ernennen, schrieb sie zurück:

„Ein Usurpator hat mich gedrückt, ein Hof hat mich vernachlässigt, ein Unterthan soll mir nicht befehlen.

Anna Dorset Pembroke und Montgomery."

Sie starb den 22. März 1675 auf dem Schlosse Brougham in dem seltenen Alter von 87 Jahren. 22.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Algier.

Der französische Nationalwohlstand wird durch die Besitzungen in Algerien bekanntlich nicht eben sehr sonderlich gefördert. Eine desto ergiebigere Quelle aber bieten diese Colonien den fingerfertigen Tagesschriftstellern, welche mit dem Umsichgreifen der französischen Eroberungen einen immer mehr sich ausbreitenden Stoff zu Darstellungen aller Art erworben haben. Unter den populairen Werken, welche mehr darauf berechnet sind, eine dem allgemeinen Bedürfniß genügende Kenntniß der von den Franzosen besetzten Gegenden zu verbreiten, verdient eine illustrirte Schrift von Christian, der nach allen Richtungen hin sich als geschickten Faiseur bethätigt hat, vortheilhaft hervorgehoben zu werden. Sie führt den Titel: „L'Afrique française, l'empire de Maroc et les désertes de Sahara." Das Ganze ist auf 50 Lieferungen berechnet und behandelt außer der eigentlich pittoresken Partie natürlich vorzugsweise die Eroberungen und die Großthaten der französischen Truppen. Die Darstellung und Verarbeitung der bekannten Thatsachen ist im Allgemeinen genügend, und wenn man hier und da durch ein gewisses Prunken mit *nationalen* Erinnerungen oder durch einen etwas hohlen Pathos unangenehm berührt wird, so muß man die Absicht und den Zweck, welchen der Verf. bei seiner Arbeit im Auge hatte, mit in Anschlag bringen.

Die Kathedrale von Noyon.

Vitet hat sich durch seine sehr verschiedenartigen literarischen Leistungen als Kenner des Mittelalters, besonders insoweit dasselbe Frankreich betrifft, vortheilhaft bekannt gemacht. Besonders bemerkenswerth sind seine Arbeiten, welche der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale, vorzüglich derer, welche der Baukunst angehören, gewidmet sind. Seine neueste Schrift bezieht sich auf das nämliche Gebiet, welches er schon mehrfach angebaut hat. Dieselbe bietet eine sehr sorgfältige Beschreibung der Kathedrale von Noyon. Sie führt den Titel: „Monographie de l'église Notre-dame de Noyon." Dem eigentlich beschreibenden Theile geht eine historische Nachricht und eine tiefer gehende archäologische Auseinandersetzung voran. Diese Partien haben aber selbst ein allgemeines Interesse, indem in denselben Andeutungen gegeben werden zu einer streng wissenschaftlichen Classification der Bauüberreste des Mittelalters. Das ganze Werk bildet einen wichtigen Beitrag der Übergangsperiode, welcher, der Ansicht Vitet's zufolge, die Kirche zu Noyon angehört. Der aus 23 Tafeln bestehende Atlas, welcher der deutlichern Anschauung wegen dem Werke beigefügt ist, hat den Architekten Daniel Ramée zum Verfasser. Wir wissen nicht, ob dies der nämliche Kunstkenner ist, welcher ein recht brauchbares Handbuch der Archäologie geschrieben hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1846.

Levin Schücking.

1. Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart, Cotta. 1846. 8. 1 Thlr.

2. Die Ritterbürtigen. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wir halten die beiden vorliegenden Werke Schücking's für maßgebend, um aus denselben nicht allein seine Stellung zur Literatur der Gegenwart nachzuweisen, sondern auch die Muse des Dichters in ihrem eigentlichen Wesen zu erfassen und würdigen zu lernen. Schücking ist zwar ein Mann von ganz moderner Bildung, aber die Fragen der Gegenwart, der Kampf und das Ringen der neuern Ideen scheinen erst dann an ihn herangetreten zu sein, in seine Entwickelung eingeschlagen zu haben, als er bereits schon für sich auf dem Wege der eigenen Ausbildung einen begrenzten Standpunkt, eine abgeschlossene Welt errungen zu haben meinte. Sein Wesen hat den Kampf von unten heraus nicht mitschlagen helfen und sich daher zum Theil auch ganz spröde der neuen Entwickelung gegenübergestellt, da es eine bestimmte Richtung, eine charakteristische Individualität schon geworden war; was auf dem Wege einer von Jugend auf durch moderne Ideen geleiteten Ausbildung leichter erzielt wird, lebendiger in das Wesen selbst übergeht, hat Schücking erst auf dem sauern Wege des Gedankens in sich aufgenommen, zum Theil auch mit den Formen, die von früher her bei ihm festgeworden waren, zu verschmelzen gesucht. Es ist klar, daß auf diesem Wege ein gewisser Zwiespalt mitten in die früher harmonische Welt des Poeten gekommen ist: die Anschauungen und Bilder aus der ersten Periode kommen mit ihren jüngern Genossen oftmals in Streit und Hader; bald stecken diese siegreich ihr Banner auf den Trümmern von jenen auf, bald auch und öfters noch ziehen jene mit klingendem Spiele und fliegender Fahne an ihren jüngern Brüdern triumphirend vorüber. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß wir den Poeten persönlich gar nicht kennen und daß wir unser Urtheil blos aus und nach den Erzeugnissen seines Geistes gebildet haben, was um so ungetrübter deshalb dastehen wird, als es nicht den Schein haben kann, daß wir über der äußern Erscheinung der Person das innere Wesen in Schatten gestellt und aus jener uns zu Rückschlüssen auf dieses hätten verleiten lassen.

Schücking's überwiegende, stark hervorspringende Richtung neigt sich der romantischen Poesie zu; in dieser Eigenschaft könnte man ihn den Namen Tieck, Uhland, Arnim, Brentano, Freiligrath u. A. zugesellen; in manchen Punkten geht sie sogar über diese noch hinaus und schlägt ihre Wurzeln in einem Boden, der unserm ganzen Ideenkreise, unserer ganzen modernen Bildung fern und abgelegen oder von derselben bereits längst überwunden ist. Mit dieser angeborenen Hauptrichtung wetteifert und liegt zum Theil im Kampfe die Weltanschauung der Gegenwart; aber lebendig ist sie bei ihm noch nicht geworden, er steht noch in dem ersten Entwickelungsmomente, die Gestalten haben noch kein Fleisch, es sind leichte flüchtige Schemen, die Einem durch die Hände schlüpfen, Abstractionen ohne bestimmten Inhalt, Bilder ohne Farbe. Schücking steht noch auf der Brücke, die aus der Romantik in die freie lebendige Gegenwart führt, er macht Ansätze, thut Anläufe, die Gestalten am jenseitigen Ufer zu erreichen; aber sie huschen noch luftig an ihm vorüber, und er wendet den Blick wieder rückwärts nach dem Strande, von dem er aus gegangen; da ragen die Zinnen einer alten Burg so scharf und keck in die Wolken hinauf, da gießt der Abend ein mildes rosenfarbiges Licht über die Gipfel und Spitzbogen der Dome, die Glocke schickt so weich und wehmüthig ihre Ave Mariatöne zu dem Wanderer hin, der am Gestade eines Sees wandelt und die Nixen tief unten im krystallenen Hause ihre goldenen Haare strählen sieht; da schaut von dem Balcone ein Ritterfräulein in den Burghof hinunter, in welchem die Knappen in blanker Rüstung die von der Jagd ermüdeten Rosse führen, und nebenbei lauscht sie schalkhaft den Tönen eines Minneliedes, das unten aus der Laube ihr Ritter singt. Welche Macht, welche Pracht! wie Das anzieht und lockt! Der Poet lebt so fortwährend in der Schwebe; will er diesen Träumereien drüben lauschen, all die Töne und Bilder mit ihren verführischen Lauten, ihren gleißenden Farben in seine Seele ungestört und ungetrübt aufnehmen, so mahnen jenseit wieder die ernsten, schweren Klänge, die Glocke der Zeit schlägt mit ihrem Riesenhammer die Stunde des Morgens, und ein ganzes

Volk stimmt freie, muthige, nie gehörte, nie geahnte Hymnen an. Erst wenn der Zwiespalt, der bis jetzt noch das Wesen Schücking's theilt, innerlich überwunden, wenn die Einheit eine wirkliche wahrhaftige geworden ist, dann erst werden auch die Erzeugnisse seiner Muse wahrhaft künstlerischen Werth erhalten, und zwar um so größern als er den Gegensatz zwischen alten und neuen Poeten selbst durchgemacht und beide sein Wesen mit ihren Formen und ihrem Inhalte befruchtet haben, während den vorzugsweise sogenannten modernen Poeten diese Doppelseitigkeit zu eigenem Nachtheile abgeht und auch diese wieder zur Einseitigkeit hindrängt. Wo die Ursachen dieses angegebenen Bildungsganges von Schücking liegen, das wollen wir nicht entscheiden, da wir hierzu mit den Ereignissen seines äußern Lebens vertrauter sein müßten als wir es in der That sind; aber jedenfalls können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Erziehung und der Aufenthalt in einem katholischen Lande viel zur Erklärung und Rechtfertigung des poetischen Standpunkts beitragen wird. Wenn wir einmal eine Hypothese wagen dürften, so würden wir annehmen, daß Schücking eine klösterliche Erziehung oder doch wenigstens eine Bildung genossen hat, die von geistlichen Elementen beherrscht wurde; denn nur daraus läßt sich eigentlich seine Verspottung, sein Abscheu gegen die Philosophie erklären, die er in dem Gedichte „Die Philosophen" betitelt zu erkennen gibt: denn dies ist nicht der Ausdruck, wie ein poetisches, gestaltungsreiches Gemüth etwa gegen die Philosophie als eine reine, abstracte Wissenschaft ankämpft, sondern es sind die trivialen, abgenutzten Phrasen, mit denen Finsterlinge diese Blüte des menschlichen Geistes zu verdächtigen suchen.

Sagt mir nur Eins und ich will gläubig sein:
Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
Zeigt mir nur Eins: ein krankes Käferlein
Geheilt von eurer hohen Kunst Scholaren;
Thut mir nur Eins: ein gluckend Küchlein brütet
Aus all den tauben Eiern, die ihr hütet!

Wir glauben im Interesse der Menschheit nicht an die Unsterblichkeit von Hundeseelen, sind auch nicht so sentimental, am Krankenbette eines Käfers zu weinen, und möchten gern für den Poeten der Betrachtung dieses Gedichts, das weniger noch als ein taubes Ei ist, uns überhoben haben, wenn es nicht mitten in der Sammlung guter Gedichte stände und wenn wir es nicht vorher erst beiseite haben wollten, ehe wir auf die Gedichte selbst eingingen, damit es nicht als störender Geist fortwährend auftauchte und uns den Eindruck verkümmerte, den Genuß vergällte.

Die Gedichte zerfallen in vier Hauptabtheilungen, Liebesgedichte, erzählende, vermischte und Sibyllinische Blätter, welche letztere aber blos der Form nach dem Poeten angerechnet werden können, da sie nach S. T. Coleridge bearbeitet sind. Liebesgedichte und vermischte bilden den vorzüglichsten Inhalt des Buchs, da sie die deutlichsten Spuren einer eigenthümlichen, charakteristischen Individualität tragen, während die erzählenden der Form nach in dem Uhland'schen Balladenstile sich fortbewegen, und oft weit hinter dem treuherzigen, kernhaften, volksthümlichen Ausdrucke jenes Sängers zurückbleiben. So sehr wir auch die erzählenden Gedichte den Balladen Uhland's, Schwab's und andern neuern unterordnen, ebenso stellen wir auch die Liebesgedichte und viele davon, welche unter den vermischten stehen, nicht allein den erotischen Liedern der vorhergehenden Dichter gleich, sondern manche noch über dieselben. Jene Gedichte haben außer ihrer ungemein reinen und saubern Form, ihren schönen Bildern und Gleichnissen eine große Tiefe und Fülle der poetischen Anschauung vor jenen voraus, sie halten die schöne Mitte zwischen den üppiglüsternen, oft lasciven Liedern Heine's und den im trockenen Reflexionsstile gehaltenen Gedichten so mancher neuern Poeten wie eines Diefenbach, Hartmann, Haltaus u. A., ebenso wie zwischen den aus tiefer zerrissener Brust hervorgedrungenen Klagelauten Lenau's und den heitern, leichten, durchsichtigen Rhythmen von Uhland. Wenn man gerade einen Vergleich mit einem ältern Poeten zulassen wollte, so würde man hier wol ohne viel fehl zu gehen in die mittelalterliche Poesie zu greifen haben, etwa nach Walter von der Vogelweide, zugleich ließe sich aus einer solchen Parallele auch nachweisen, wie die modernen Dichtungen, so sehr auch die alten wie mittelalterlichen Philologen vornehm sie über die Schultern ansehen, die ältern Poesien an Breite und Tiefe der Empfindung, an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Form, an Geschmeidigkeit und Eleganz der Verse und Rhythmen übertreffen, wenn sie ihnen zum Theil auch an naiver Wahrheit nachstehen sollten. Die Poesie Schücking's ist ein Brunnen in einem grünen Parke: der Strahl fährt melodisch aus der Quelle in die heitere, reine Luft, die Sonnenstrahlen glitzern in seinen Wassern, die flüsternd und schäumend in ein Becken von glattem Marmor wieder zurückfallen, frei und ungehalten, indeß schöne Frauen an das Wasserbecken herantreten und ihre Augen weiden an dem Funkeln des Strahles und ihr Ohr ergötzen an dem melodischen Geplätscher. Schücking's Dichtung trägt fast gar keine oder nur sehr geringe Spuren von der modernen Sentimentalität oder Zerrissenheit, seine Gefühle und Empfindungen gleiten ruhig und heiter über die Wellen des Lebens, und nur hier und da klagt eine Welle von „trüben Tagen und bleichen Wangen". Es ist ein stilles, seliges Befangensein, ein Träumen in Liebe und Natur, das über der Dichtung Schücking's waltet; die Wellen und Strudel, welche das Leben aufwirft, lösen sich auf und an den Klippen der Zeit steuert seine Muse ruhig und fern vorüber. Als charakteristisch für Schücking heben wir noch hervor, was zugleich auch den Vergleich mit Walter von der Vogelweide weiter rechtfertigen mag, daß eine gewisse Frömmigkeit, eine religiöse Stimmung als rother Faden durch die Gedichte sich hinzieht, eine Gottesergebenheit, die aus dem abendlich frommen Glockenläuten Segen ruft auf Thäler und auf Höhen und wie Gebete die Schläfen seiner Geliebten umschwebt. Die Freude an der Geliebten klingt bei Schücking aus in

einem Liede, das den Schöpfer aller dieser Schönheiten verherrlicht: „Gesegnet sei, der dich ins Leben sandte, der dir der Anmuth Schleier und der Hoheit Mantel um die Schultern schlug!“ Die Geliebte ist der Engel, der dem Poeten die Botschaft vom Himmel bringt, ein ewig reiner, ewig frischer Quell, wie es in dem sehr gelungenen poetischen Gedichte „Nachts im Park“ ausgedrückt ist, dem sich das Lied „Zum 19. September“ durch den luftigen Gang seiner Rhythmen, die Schönheit seiner Gedanken würdig anschließt. Es hebt so an:

Mir fehlt's an frischem Laube
Zum Kranze für dein Haar,
Womit ich, meine Taube,
Dir segne dieses Jahr;
Epheu und Blütendolde,
Darauf den duft'gen Thau —
Den wünsch' ich mir, du holde,
Du wundersüße Frau!

Vor den Blicken der Geliebten zerstäuben die Sorgen der Dichterbrust und des Jahrhunderts, die Märchen aus alten Zeiten klingen wider in seiner Brust, geschichtenreich steht er als ein vergessener Träumer in der Einsamkeit und bei seiner Liebe für alle die vergangenen Herrlichkeiten kann er nicht so recht eigentlich auf den Boden des modernen Lebens gerathen: die Wappenscheiben seiner Burgen lassen den hellen Strahl der Gegenwart nicht ohne Brechung hindurch, und auf glattem Parquet hört er nicht den schweren Eisentritt der Zeit; nur aus der Ferne braust es zu ihm heran, und sein Geist ahnet, was das Geräusch bedeutet, er rafft sich auf, aber nur auf halbem Wege bleibt er stehen; die Zweiheit seiner Natur, dieses Getheiltsein mag zuweilen selbst bei ihm zum Bewußtsein kommen, und in einem Liede „An meinen Lothar“ glauben wir die Belege dafür zu finden:

Gebroch'ne Pläne wirst du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die schon im Erblühen sterben,
Und, wenn ich sie erfassen will, entfliehen;
Dir sei ein glücklicheres Loos beschieden:
Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie!
Dein Leben sei ein ganzer Klang voll Frieden,
Ein voller Ton der tiefsten Harmonie.

Zu den gelungensten Gedichten der Sammlung gehören: „Westfalen“, „In der Schweiz“, „Der Rhein“; sie stehen in der Sammlung fast an demselben Punkte, den wir ihnen in der Entwickelung des Dichters anweisen möchten, an der Grenze von jenem Träumerleben zum Erwachen, an der Grenze von der Romantik zur modernen Poesie. In dem Gedichte „Beim Hochamte“ tritt uns dieser Übergang zum ersten Male gestaltenreich entgegen. Die Trompeten schmettern jubelnd und singend durch den Chor wie Tonblitze aus den Weihrauchlüften, des alten Glaubens Majestät redet in Hymnen und Donnerworten die Sprache der Jahrhunderte, aber aus seinem Bau fällt Stein auf Stein und die Töne wecken in der Brust des Dichters ein unendliches Wehe, das sich in den Worten endlich ermuthigend ausströmt:

Wer hemmt den Geist, daß er allmächtig wehe,
Sein Strömen wer, daß es das Starre züchtigt?!

Die Gedanken schart er nun als schlachtenmuthige Truppen um sich her, aber es sind oftmals bloße Abstractionen, und vor Allem nur im Gegensatze mit dem Glauben, den er (historisch unwahr) der Menschheit Zügel und ihren Fluch nennt. Im Gedichte „Fahnenwahl“ reißt er sich nun wirklich von seinen romantischen Stoffen los, er fährt aus seinen Träumereien hervor, das Leben, das in frischen Klängen an die enge Klause klopft,

Hei, wie das dröhnt und wettert,
Hei, wie's zerklingt am Stein!

hat ihn aufgeweckt, er sagt der Klause, dem Thurme, der Waldkapelle Lebewohl, sammt den Wundern und den alten Melodien; das Rolandshorn des Geistes klingt lauter als alle die alten Kirchenlieder und Märchenklänge, der Schild der Freiheit schwebt höher, tönt heller als alle die verrosteten Wappenschilder, und das Bild des deutschen Volks in seinem Streben zur Freiheit glänzt stärker als alle Pracht des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation.

Nun fort mit diesen Träumen,
Ich fühle des Morgens Weh'n,
Der Strom wird stürmen und schäumen
Und siegend niedergeh'n.

Ich stürz' in sein Wogen und Wallen —
Ein neu belebend Bad!
Aus seiner Flut Krystallen
Einen Trunk dann auf den Pfad!

Und hiermit wollen wir von den Gedichten Abschied nehmen, mit dem Wunsche, daß der Poet „den Kritiker nicht als Hochverräther seines Reiches ansehe und ihm nicht ein trockenes Plätzchen wie die andern Landesväter anweise“, es müßte denn eine schöne Villa in Westfalen sein!

(Die Fortsetzung folgt.)

Antipathien zwischen deutschen und slawischen Volksstämmen, mit besonderer Beziehung auf Rußland. Von Fr. Leizmann. Lemgo, Meyer. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Daß Antipathien zwischen deutschen und slawischen Volksstämmen vorhanden seien, und ein Gegensatz zwischen beiden stattfinde, lehrt nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Geschichte und eine nähere Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten beider nach Abstammung, Sprache, Sitte und Religion so wie die Beachtung der durch ihre geographische Stellung zueinander bedingten Art ihrer fortdauernden, gegenseitigen Berührungen, und des fremdartigen, fast außereuropäischen Charakters der Verfassung selbständiger slawischer Staaten und Reiche. Der Verf. der vorliegenden Schrift sucht diese Antipathien, diese Gegensätze nach innern Gründen und nach äußern Thatsachen weiter nachzuweisen und darzulegen; allein er fühlt offenbar eine zu große und zu lebhafte Sympathie für Rußland, indem er den Zweck hat, ein reineres, unbefangenes Urtheil über russische Staats- und Bildungszustände und über den Charakter des Slawenthums zu vermitteln, eine Sympathie, die nach Demjenigen, was er selbst in dem Vorworte über den mit seinem Aufenthalte in Rußland für ihn verbunden gewesenen Reiz bei Betrachtung eines in kräftiger Entwickelung begriffenen Volks sagt, erklärlich genug ist. Dabei ist er mehre Jahre russischer Beamter gewesen, und erklärt geradezu, daß ihn jener Reiz vielleicht für immer an Rußland und an das russische Volk — „das wenigstens in seinem Kerne noch in unverdorbener Jugend steht, das aber schon mit allen Kräf-

ten nach Eroberungen ringt, die innerhalb seiner selbst auf den friedlichen Pfaden der Bildung und Menschlichkeit zu vollbringen sind" — gefesselt hätte, wenn man nur — das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen könnte! Ob unter diesen Umständen der Verf. der gegenwärtigen Betrachtungen für ganz unbefangen und unparteiisch in seinen Ansichten und Urtheilen über Rußland und das russische Volk gelten könne, möchte Ref. bezweifeln. Letzterer verkennt übrigens das Interesse durchaus nicht, welches das Streben Rußlands dem Beobachter gewährt, und ist auch der Meinung, daß die Ausländer nicht immer mit der erfoderlichen Unbefangenheit die Zustände Rußlands betrachten, wenngleich es nicht als ein Vorwurf gelten kann, diese Zustände sowie das ganze politische System Rußlands, namentlich im Verhältnisse zum Auslande, nicht blos zum slawischen Polen, mit mistrauischen Blicken zu betrachten, als Patriot und als Kosmopolit. Ebendarum verkennt Ref. auch nicht, daß die vorliegende Schrift interessante und lehrreiche Aufschlüsse über Rußland sowie überhaupt über die slawischen Volksstämme enthält, die manche Irrthümer über dieselben zu berichtigen wol geeignet sind.

Die in der neuern Zeit stärker erwachten nationalen Antipathien der deutschen Volksstämme gegen die slawischen, die zu sehr in den Verhältnissen der Vergangenheit und in der Verschiedenheit der innern Eigenthümlichkeiten beider ihren Grund haben, werden freilich alle diese Betrachtungen und Mittheilungen des Verf. nicht zu beseitigen vermögen, eben weil sie außer uns, weil sie in der Sache selbst liegen. Vornehmlich macht übrigens Ref. auf alles Das aufmerksam, was in der vorliegenden Schrift über die Sitten und Gebräuche der Slawen, ihren Charakter, ihr gemüthliches und geistiges Leben, dabei über ihre Volkslieder bemerkt wird, sowie was der Verf. weiterhin über die Stellung Rußlands, seine politisch-nationale Entwickelung, seine socialen Zustände, das System seiner Regierung und das Streben der slawischen Völker nach Consolidirung und Erlangung einer gewissen Einheit ausspricht. Dabei verhehlt er die Mängel der russischen Civilisation (Leibeigenschaft, Mangel eines lebenskräftigen dritten Standes) durchaus nicht, beklagt in Betreff der russischen Rechtspflege die große Bestechlichkeit vieler russischen Beamten sowie den großen Mangel an Landschulen. Doch rühmt er den Drang nach Einsicht und Bildung im russischen Volke, und sucht den Vorwurf, den man ihm in geistiger Hinsicht zu machen gewohnt sei, daß es mehr das Talent der glücklichen Nachahmung als eigene, originelle Erfindungsgabe und geniale Geisteskraft besitze, durch eine nähere Betrachtung der russischen Dichter und Prosaisten zu beseitigen. Was die politischen Bestrebungen Rußlands nach außen, namentlich nach Südosten sowie zur Bildung eines auch geistig in sich zusammengeschlossenen, slawischen Universalstaats anlangt, so vertheidigt der Verf. nicht nur diese Idee an sich, sondern er hält auch ihre Verwirklichung nicht für unmöglich, und meint sogar, daß „der Gang der neuern Geschichte ihrer einstmaligen Erscheinung gleichsam vorgearbeitet" habe, und namentlich Rußland „durch seine fortdauernden, consequenten Bestrebungen, seine äußere Staatseinheit auf eine innere, geistige Verschmelzung der durch jene zusammengehaltenen Völkerschaften zu gründen, ihrer concreten Gestaltung um ein gut Theil näher gerückt zu sein scheine. Interessant ist in dieser Hinsicht die fernerweite Mittheilung, daß die Hoffnungen, mehr wol noch die Befürchtungen, die sich an diese Idee knüpfen, schon früher umsichtigen deutschen Staatsmännern nicht fremd gewesen seien. Der Verf. nimmt hierbei auf die Äußerungen des östreichischen Internuntius bei der Pforte an den Fürsten Kaunitz nach dem Abschlusse des Friedens von Kainardsche 1774, durch welchen der kolossale Leib des russischen Reichs abermals an Umfang gewann, Bezug, Äußerungen, von denen sich in unsern Tagen so Manches verwirklicht hat, was damals nur Befürchtung, nur Traum zu sein schien, während es auf der andern Seite scheint, als sähen unsere deutschen Staatsmänner der Gegenwart mit andern Augen — wenn sie nur sehen! — und in unbefangener Ruhe dem Allen zu. Daß auch sonst die fremden Regierungen sowie die Völker in engern und in weitern Kreisen aus der vorliegenden Schrift viel lernen können, dafür wollen wir hier nur die wahrhaft geistvollen Worte des Kaisers Nikolaus, die er nach seiner Thronbesteigung an sein Volk richtete, die aber auch an die Deutschen gerichtet sein könnten, hersetzen: „Möchten doch die Familienväter ihre ganze Aufmerksamkeit auf die sittliche Bildung ihrer Kinder richten. Denn es ist wahrhaftig nicht den Fortschritten der Bildung, sondern der Eitelkeit, die eine Leere des Geistes hervorbringt, und dem Mangel an gründlicher Unterweisung und Zucht zuzuschreiben, daß sich der jugendlichen Gemüther eine solche Frechheit des Denkens, eine solche Überspannung der Leidenschaften und so verworrene und verderbliche Halbkenntnisse bemächtigt haben, die nebst dem Hange zu extremen Theorien mit der Entsittlichung beginnen und mit dem Verderben endigen." Goldene, leider nur gar zu wahre Worte! Oder meint man etwa in Deutschland, weil der Kaiser Nikolaus diese Worte an halbwilde Russen gerichtet hat, dieser Lehren daheim nicht zu bedürfen? 1.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Religionsphilosophie Kant's.

Die religiösen Bewegungen in Deutschland haben auch im Auslande eine gebührende Berücksichtigung gefunden. Natürlich kann es dabei an Misgriffen aller Art nicht fehlen. Indessen wird sich die Sache schon besser gestalten, wenn diejenigen Männer, welche sich für berufen halten, bei der Besprechung dieser Angelegenheiten ein Wort mitzureden, erst die Verpflichtung anerkannt haben, sich mit der wissenschaftlichen Entwickelung der deutschen Theologie näher bekannt zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Beziehung von Seiten französischer Gelehrter ein bedeutender Fortschritt gemacht ist. Die Zahl Derjenigen, welche, wenn auch nicht zu einem tiefern Erfassen, doch wenigstens zu einem annähernden Verständniß der deutschen Wissenschaft gelangen, wird offenbar immer größer, und schon tauchen hier und da Darstellungen auf, welche einzelne Momente aus dem Entwickelungsgange derselben auf eine ziemlich befriedigende Weise behandeln. Eins dieser Werke, welche als die ersten bedeutenden Versuche einer geistigen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Gebiete der philosophischen Theologie bezeichnet werden können, ist folgendes: „Exposé critique de la philosophie de la religion de Kant", von Timothée Colang. Der Verf. hat sich bei seiner Darstellung der Kant'schen Religionsphilosophie nicht darauf beschränkt, dieses System aus seinem Zusammenhange mit der ganzen Entwickelung der deutschen Philosophie herauszureißen. Er gibt vielmehr in einer eigenen philosophischen Einleitung die Anknüpfungspunkte und die Beziehungen auf das Allgemeine. Im Ganzen ist die Darstellung klar und auf die Sache gerichtet. Dies tritt besonders in der Auseinandersetzung des Systems selbst hervor. Dieselbe zerfällt in drei Abtheilungen: 1) „Les idées religieuses de la raison théorique"; 2) „Les postulats religieux de la raison practique"; 3) „Accommodation au christianisme". Diese Anordnung ist im Ganzen befriedigend, sowie auch die Entwickelung selbst im Allgemeinen das Richtige trifft, obgleich freilich hier und da über manchen einzelnen Punkt eine Discussion erhoben werden könnte. Was die philosophische Bildung des Verf. selbst betrifft, so erscheint sie im Allgemeinen zwar genügend, aber doch vermißt man hier und da eine recht geistige Durchdringung und eine vertrautere Bekanntschaft mit den wichtigen Erscheinungen der neuern deutschen Wissenschaft. Doch haben wir, wenn der Verf., dessen Erstlingsarbeit diese Schrift zu sein scheint, bei einem eifrigen Studium mit Ernst ausharrt, von ihm gewiß noch recht viel Gediegenes auf dem Felde der philosophischen Literatur zu erwarten. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1846.

Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Wir wenden uns nun zu dem Romane „Die Ritterbürtigen". Ob es wol Zufall war, daß uns bei der Lecture des vorliegenden Romans fortwährend die schriftstellerische Thätigkeit der Frau v. Paalzow ins Gedächtniß kam und uns bei jedem Schritte, den wir der Entwickelung entgegengingen, begleitete, oder ob ein geheimer unbewußter innerer Zusammenhang zwischen den Werken der Paalzow und den „Ritterbürtigen" Schücking's sich vorfindet, der uns nothwendig auf dieselbe hinleiten mußte? Wir behaupten das Letztere. Frau v. Paalzow hat in ihrem „Godwie Castle", „St.-Roche" und zum Theil auch in „Thomas Thyrnau" die adelige Familie zu ihrem Gegenstande gewählt; sie schildert diese Familie nicht allein nach dem Äußern ihres Erscheinens und Lebens, sondern auch nach ihren innern Beziehungen, ihren Verwickelungen und Schicksalen, die adelige Familie ist der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen vereinen und von dem aus das Licht auf die andern Classen der menschlichen Gesellschaft strömt; jedoch hat sie nicht die Familie in ihrem Gegensatze oder richtiger gesagt in ihrer Unterordnung unter ein allgemeineres Ganze, unter den Coefficienten des Staatslebens gebracht, sie stellt die adelige Familie für sich und durch sich hin, etwa wie Lafontaine und Henriette Hanke die bürgerliche Familie zu ihrem Vorwurfe gewählt haben; bei Schücking dagegen ist das Streben dieser adeligen Familien dem Staate gegenüber und auf dem Boden des Staats selbst dargestellt; daher also jener Zusammenhang, jene Vergleichungspunkte; Beide, Schücking und Frau v. Paalzow, verhalten sich wie zwei Seiten eines und desselben Winkels, jedoch mit dem Unterschiede der verschiedenen Auffassung, die durch die verschiedene Stellung der Schriftsteller in der bürgerlichen Gesellschaft und durch die Sympathien und Antipathien derselben herbeigeführt worden. Die Familie als solche steht bei Schücking im Hintergrunde, sie kommt nur insoweit in Betracht, als sie dem Staatsleben gegenüber sich geltend macht, und dann hinwiederum ist es nicht die Familie, sondern eine Vereinigung der adeligen Familie, der Adelsstand selbst, der mit seinen Ansprüchen und Tendenzen in das Staatsleben eingreift. Wir werden daher nicht fehl gehen, wenn wir „Die Ritterbürtigen" einen Roman nennen, obgleich ihn der Verf. als erstes Glied einer weitern Reihenfolge hinstellt und sie dem allgemeinen Titel „Zeiten und Sitten" unterordnet. Denn um das Streben und die Sitten einer Zeitentwickelung darzustellen, dazu fehlt dem ganzen Romane die Allgemeinheit, indem er nur ganz einseitig die Tendenzen des Adels im modernen Staatsleben hinstellt, und auch dies wiederum nur lückenhaft; das Streben eines Standes erhält nur dadurch erst wahre Bedeutung und wahres Leben, wenn er den andern Ständen gegenübertritt; um künstlerisch nun diesen Gegensatz zu behandeln, muß er nothwendig, wenn er lebendig heraustreten soll, seinen Gegensatz mit sich führen. Der Gegensatz in bestimmten Formen und klaren Umrissen hebt und begrenzt seine andere Seite; die Ritterbürtigen durften daher nicht ohne ihren Gegensatz des freien Bürgerthums, der Bestrebungen der Industrie und der Presse geschildert werden, nur dadurch war es möglich den Roman zu einem Kunstwerke zu machen, die Idee wirklich zu ihrem Siege oder, wenn sie ihrem Gegensatze gegenüber ohnmächtig war, zu ihrer Vernichtung zu führen; Einseitigkeit in socialen Theorien, die sich in die Literatur wirft, kann zwar ein gutes Tendenzwerk zum Vorscheine bringen, aber nun und nimmermehr einen Roman, der Anspruch machen könnte auf den Namen eines Musterwerks. Das Bestreben unserer Ritterbürtigen, wie Schücking es selbst ausdrückt, ginge darauf hinaus, das demokratische Element der Neuheit niederzudrücken und der Volksentwickelung keine Selbständigkeit zu lassen. Dies also wäre zu gleicher Zeit auch die Idee des Romans, die durch denselben sich hin entwickeln, zum Siege oder zur Vernichtung kommen muß; wenn Eins von beiden eintreten soll, so muß nothwendig noch eine andere Idee mit auf den Kampfplatz treten, weil eine für sich keine Entscheidung herbeiführen kann. Sehen wir aber den ganzen Roman durch, so tritt uns nirgend ein Träger des demokratischen Elements der Neuheit oder ein Repräsentant der Volksentwickelung entgegen, denn von dem Gerichtsarzte Pauli, der Bauernfamilie und dem Juden Koppel kann in dieser Beziehung keine Rede sein, da sie in die eigentliche Entwickelung der Handlung nur zufällig, nur als beliebige Personen eingreifen und über-

haupt mehr als Staffage denn als mitwirkende Personen erscheinen. Dadurch kommt es nun auch, daß die Entwickelung des Romans, die Entfaltung der Idee, zu keinem Ende, keinem Resultate gelangt. Ist etwa am Ende des letzten Theils diese Idee der Ritterbürtigen, das demokratische Element der Neuheit niederzudrücken, wirklich geworden oder gescheitert? Keins von Beiden; die Intriguen sind blos gescheitert, die angelegten Fäden haben sich verwirrt und sind zum Theil abgerissen, aber eine eigentlich künstlerische Lösung ist damit nicht herbeigeführt, da die Lösung statt einer innern nothwendig bedingten eine bloße äußere, mechanische, zufällige ist. Ist etwa die Grundidee in seiner Hauptvertreterin der Gräfin von Auracheim zum Falle gekommen oder steht sie als solche berechtigt da? Nichts von Dem; sie muß momentan den äußern Verhältnissen weichen und räumt das Feld ihren persönlichen, nicht principiellen Feinden, deren Bestrebungen, wie die des Grafen von Schlettendorf, zum Theil ganz mit den ihrigen übereinstimmen. Politisch betrachtet mag das Streben und die Gesinnung dieses Grafen wol geistreich, das vernünftigste unter den ganzen Ritterbürtigen sein, aber berechtigt und begründet in der Entwickelung des modernen Staatslebens und für dasselbe ist es nicht, denn es sucht seine Grundlage in dem Vorrechte eines Standes, im Adel immer hin noch, und für einen solchen Stand hat die heutige philosophische Staatstheorie keine Stelle mehr. Die Ansichten, wie sie Schücking seinem Haupthelden dem Grafen von Schlettendorf unterbreitet, stehen mit sich selbst im Widerspruche. Er spricht den Gedanken aus, daß die Bildung der Gegenwart freiestes, constitutionnelles Staatsbürgerleben verlange, welches die Bureaukratie verknöchert in ihren Traditionen von Souverainetät und Allmacht zu gewähren verweigere, daß sie freie Presse, Associationen, Achtung der persönlichen Sicherheit, vollste Glaubensfreiheit verlange, was ebenfalls die nach Willkür strebende Regierung und Bureaukratie verweigere. Der Adel soll sich nun dieser Foderungen bemächtigen und sich an die Spitze dieser Bildung stellen. Damit hängt freilich zusammen, daß der Adel die Idee aufgeben muß, als sei er durch die Geburt besser als andere Leute, und damit ist er aufgelöst und fällt den drei andern Ständen, entweder der intelligenten oder bürgerlichen oder bäuerischen Classe zu. Nun ist es aber ein Widerspruch, wenn er von ihm verlangt, daß er sich „zu einer förmlichen Staatsgewalt, der neutralisirenden, jetzt alleinherrschenden gegenüber, zu einer compacten, gewaltigen Masse berufen ansehe, die neben und mit der Regierung Stützsäule des Staatslebens sei". Der Geburtsadel würde so zum Intelligenzadel werden, aber immer Adel sein und bleiben, ein Stand, der da glaubt Vorrechte vor andern zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Vielschreiberei.

Bald werden wir in Verlegenheit gerathen, welches Epitheton denn eigentlich unserm vielgestaltigen und proteusartigen Zeitalter beizulegen? Nach der Meinung der Einen sollte es von Rechtswegen das eiserne heißen, obgleich dieses Charakteristikon bereits für einen geschichtlich absolvirten Vorläufer in Anspruch genommen, denn auch Zeiten können sich wiederholen und das irrevocabile tempus ist nicht so ganz ausnahmlos als man meinen möchte. Allein holt man das obige Epitheton von der materiellen Außen- und geradezu von der Konsumtionsseite her, dann könnte man ja unser Jahrhundert mit ebenso viel Fug und Recht das baum- oder schafwollene oder das tabackene, wol aber auch das Thee- und Kaffee-, wo nicht gar das zuckersüße Jahrhundert nennen. Gegen letztere Annahme protestiren aber wieder die vielen Säuren, die von Chemiewegen eine so große Rolle heutzutage in der Welt spielen, und in der That scheint der Chemismus des Lebens und der Wissenschaft so gewaltig gesäuert, daß ihn alle Plantagen der Zuckercolonien nicht zu versüßen vermögen. Eine nicht geringe Menge von Stimmfähigen votirt hingegen wieder für das Charakteristikon dampfend, bei welcher Gelegenheit eine andere Ableitung, dämpfig, freilich nicht sehr fernliegt. Fast entschieden scheint sich aber der Sieg auf die Seite jener Majorität zu neigen, die sich für die Bezeichnung papierenes Jahrhundert entschieden, eine Benennung, die, per idearum associationem, und zumal auch: „a priori fit denominatio", als Regel gilt, einen etwas zweideutigen Nebenbegriff, nämlich den des lumpigen, in sich schließt. Allerdings schwindelt Einem der Kopf, wenn man an die ungeheuern Massen von Papier denkt, die jährlich in die Welt geschleudert werden und womit sich vielleicht schon die Abgründe und Tiefen des Oceans ausfüllen ließen; allein dieses „lumpengeborene Weltfüllsel" steht doch nicht allein da; es ist noch ein Accessorium zu berücksichtigen: die Tinte. Wir haben erst neulich die treffende Bemerkung gelesen: daß in allen Kriegen der alten barbarischen Zeit nicht so viel Blut vergossen worden als in unsern Tagen Tinte. In der That, diese Worte sind weniger Hyperbel als es scheint. Allein gegen diese Auszeichnung hören wir die Druckerschwärze protestiren, die sich schwerlich ihre Gleichberechtigung wird streitig machen lassen wollen. So bliebe uns denn also die Wahl nur zwischen zwei Schwärzen übrig; um keiner von beiden Unrecht zu thun, scheint es am gerathensten, unser Jahrhundert geradezu das schwarze zu nennen.

Indessen Scherz oder vielmehr Humor bei Seite und mit trockenem Ernste gesprochen: wir leben in einer vielschreibenden Zeit, jedes federfähige und geübte Individuum scheint ein Hundertarm und Tausendfinger geworden zu sein. Sollte es noch eine Weile so fortgehen, so wird es bald ebenso viele Schreibende als Leser geben und Gott weiß, wie weit es noch kommen wird und zu welchem Facit es kommen kann, wenn unserer Graphomanie nicht ein arcanes Antidot, etwa die berühmte Nieswurz, zu statten kommt. So übel es indessen damit bestellt sein mag und so arg es im Laufe der Zeit noch werden dürfte, an der Natura sanans, die das Heilmittel im eigenen Schooße trägt und im rechten Augenblicke zu reagirender Selbsthülfe greift, dürfen wir denn doch nicht verzweifeln. Übrigens gibt sich auf dem Gebiete des Schreibens und Schriftstellerns gerade dieselbe Concurrenz, dieselbe überhäufte und sich ins Unendliche hineinpotenzirende Production kund, die auf den meisten übrigen Feldern menschlicher Thätigkeiten vorwaltet und die, das eigentliche Bedürfniß beiweitem überragend und sich zu einer künstlichen Höhe hinaufschraubend, um ihrer selbstwillen dazusein und einer gewissen treibenden innern Nothwendigkeit zu folgen scheint. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen stellt sich der Industrialismus unserer Tage, dem wir auch das Schreiben in seiner professionnellen Erscheinung subsumiren, allerdings in einem eigenthümlichen Lichte dar und gewinnt gewissermaßen ein instinctives Ansehen. Fassen wir die immer mächtiger und rapider hervorströmende Schreibseligkeit unserer Zeit in ihrer genetischen Entwickelung von einer andern Seite auf, so gibt sie sich als der lange zurückgedämmte, daher enorm angestaute und nun ungestüm hervorbrechende und Alles über-

flutende Strom kund, der aber seiner Zeit sich in ein bestimmtes Niveau setzen und feste Ufer suchen wird. Maßlosigkeit in Allem ist der Charakter unsers Jahrhunderts und war es am Ende eines jeden andern auch, denn es gibt ja auch eine Maßlosigkeit der Indolenz; dieser haben sich aber jene Zeiten schuldig gemacht, die im Gegensatze zu den unsern sich der Geistesträgheit gefangen gaben. Das aus opiatischem Schlummer erwachte und Licht um Licht aufsteckende Bewußtsein verlangt nach innerer hellerer Klarheit, nach immer deutlicherm Schauen, jeden fliegenden Schatten; jeden noch so dünnen Nebel möchte es verscheuchen, in alle noch so versteckten Winkel leuchtet es mit seiner Fackel hinein, damit ja das Dunkel nirgend mehr einen Versteck oder Halt finde. Da gibt es freilich Arbeit vollauf, und nicht umsonst hat der unsterbliche deutsche Gutenberg den wunderbaren geistigen Telegraphen, diesen blitzschnellen Lichtträger erfunden. Mit andern Worten: welcher gebildete und nach innerer reinerer Humanisirung ringende Mensch möchte nicht gern sich und der Welt klar, der letztern und seiner selbst immer bewußter werden wollen? und kann er dies anders werden als durch schrankenlose Mittheilung und die bescheidene Erwiderung aller Mitlebenden, die antwortende Weltstimme? Was dabei vom eiteln Dilettantismus, barer Speculation und industrieller Buchmacherei mit unterläuft, scheint freilich vom Überflusse und Übel zu sein, ist aber immerhin besser als träges Sichgehenlassen und dumpfe Selbstverleugnung. Übrigens scheinen wol auch nur uns, als mitten im hochgeschwollenen und wogenden Strome Schwimmenden, unsere Zeiten als beispiellos excessiv schreibselig — dem Umfange nach dürften sie allerdings von keiner andern übertroffen worden sein —, allein der That nach haben es andere Zeitperioden auch nicht an Schreibeeifer mangeln lassen. Die auf uns übergekommenen Rudera und Fragmente berechtigen zu einem Schlusse auf das Dagewesene. So viel wir wissen haben die Griechen, unsere Lehrer und Meister, im Schreiben nicht gefeiert, auch die Römer hatten es nicht gespart, besonders in ihren letzten Zeiten. Wieviel mag die Furie des Kriegs und die Barbarei der Eroberer nicht vernichtet haben, was byzantinischer Geist in Schrift und Wort gefaßt! Wie wenig hat sich von arabischer Poesie und Wissenschaft, einst so blühend, zu uns gerettet! Ist es uns endlich unbekannt, wie fruchtbar die Scholastiker gewesen, diese Matadore der Vielschreiberei?

Lassen wir nun zum Schlusse unserer Betrachtung auch eine schriftstellerische Autorität über das Schreiben sprechen. Montaigne in seinem beständig Homogenes combinirenden, sich häufig aber seltsam durchkreuzenden Gedankengange berührt in dem Capitel über „Eitelkeit" auch dieses Thema und spricht zunächst von seiner eigenen Vielschreiberei. Er verweist es sich als die größte Eitelkeit, so eitel über die Eitelkeit zu schreiben, und meint überhaupt einen Weg eingeschlagen zu haben, auf dem er so lange fortwandeln werde, als noch Tinte und Federn in der Welt zu haben seien. Da er kein Register über sein Leben durch seine Handlungen führen könne, so führe er es durch seine Grillen. Es seien die Excremente eines alternden Geistes, und wann werde er damit zu Ende sein, eine unaufhörliche Unruhe und Abwechselung seiner Gedanken, auf welche Materie diese sich auch immer richten mögen, darzustellen, da Diomedes mit dem einzigen Inhalte seiner Grammatik 6000 Bücher anfüllte? (Welch kolossale Vielschreiberei, die trotz unserer enormen Fixfingerigkeit noch nicht ihres Gleichen gefunden!) „Was muß nicht erst die Geschwätzigkeit thun", sagt Montaigne weiter, „wenn schon das Lallen und das Lösen der Zunge die Welt mit einer so entsetzlichen Last von Büchern erstickte! So viel Worte über bloße Worte! O Pythagoras, warum beschworst du nicht diesen Sturm? Man warf in frühern Zeiten dem Galba vor, daß er so ganz im Müssiggange lebe. Er antwortete: «Ein Jeder müsse Rechenschaft geben von seinem Handeln, nicht von seiner Muße.» Er irrte sich; die Obrigkeit beobachtet und bestraft auch den Müßiggänger. Aber es sollte den Gesetzen eine gewisse Zwangskraft gegeben werden gegen schale und unnütze Schriftsteller sowol als gegen Landfahrer und Faullenzer." (Da hätten die Regierungen wahrlich viel zu thun und wäre dies Verfahren die offenbarste Vielregiererei. Übrigens dürften die Regierungen gut thun, mit einer heilsamen Beschränkung des Schreibeüberflusses bei sich selbst anzufangen. Wahrhaftig! wenn der Productivität der Kanzleien nicht bald Grenzen gesetzt werden, so wird man den Registraturen und Archiven Gebäude in Form ägyptischer Nekropolen errichten müssen.) „Dadurch würde man mich und hundert Andere aus den Händen des Volks reißen. Ich scherze wirklich nicht. Das Kritzeln und Schmieren kommt mir als ein Zeichen eines verderbten Jahrhunderts vor. Wann haben wir wol mehr geschrieben als seit es bei uns so unruhig hergeht? Und wann die Römer mehr als da sie am Rande des Untergangs standen? Überdies, da Geistescultur in einem Staate nicht gerade Cultur der Lebensweisheit ist, so entsteht dieser geschäftige Müßiggang daher, weil sich Jeder mit den Pflichten seines Berufs nur nebenher abgibt und solche liederlich treibt. Zur Verderbniß unserer Zeiten trägt ein Jeder von uns das Seinige bei. Einige durch Verrath, Andere durch Ungerechtigkeit, Religionsverachtung, Tyrannei, Geiz, Grausamkeit, je nachdem sie mehr oder minder mächtig sind; die Schwächsten durch Narrendeutungen, Eitelkeit und Müßiggang, zu denen zu gehören ich die Ehre habe" u. s. w. Fast scheint es, als habe Montaigne in diesen Worten die Charakteristik unserer Zeit entworfen, sowie denn überhaupt alle Zeiten etwas Gemeinsames, einen gewissen faulen Fleck haben, der eine gewaltsame Operation nothwendig macht. Um wieder auf Vielschreiberei zurückzukommen, führen wir noch eine andere Stelle an, wo Montaigne sagt: „Ich wollte, ein Jeder schriebe was er wüßte, und zwar nur so viel als er davon wüßte; nicht nur allein in Bezug auf Länderkunde, sondern in Bezug auf Alles überhaupt, denn Dieser oder Jener kann eine besondere Kenntniß oder Erfahrung haben von einem Flusse, oder von einem Brunnen, der übrigens nichts mehr weiß als was Jedermann weiß. Gleichwol wird er, um seinen Brocken an den Mann zu bringen, über die ganze Naturlehre schreiben. Aus diesem Unwesen entspringen manche und große Unbequemlichkeiten." Überdies äußert Montaigne über geistige Production noch Folgendes: „Da nun aber die Geschichte voller Beispiele von dieser allgemeinen Liebe der Väter zu ihren Lieblingskindern ist, so hat mir gedäucht, es sei hier kein unschicklicher Ort, auch einige Züge von der väterlichen Zärtlichkeit gegen Geisteskinder anzubringen. Heliodorus, dieser wackere Bischof zu Tricca, wollte lieber seine Würde, seine Einkünfte, die Erbauung einer so ehrwürdigen Prälatur aufgeben, als seine Tochter („Äthiopia", ein Roman) verlieren; eine Tochter, welche bis zu diesem Tage sehr artig ist, dabei aber vielleicht ein wenig zu sehr geschmückt, geputzt und geziert, auch wol von zu verliebter Natur für die Tochter eines hohen Geistlichen und Priesters." Montaigne führt nun noch das Beispiel des Römers Labienus an, der ein Mann von großem Ansehen und dabei ein vortrefflicher Literator war. Die Widersacher seiner freimüthigen, gegen Tyrannei und Gewaltthat eifernden Bücher wußten es bei der römischen Magistratur dahin zu bringen, daß seine Werke zum Feuer verdammt wurden. Das erste Beispiel dieser Art von Strafe, die später in Rom so gäng und gäbe wurde. Labienus konnte diesen Verlust nicht ertragen, ließ sich nach der Gruft seiner Ahnen bringen und dort lebendig begraben. „Man würde Mühe haben", ruft Montaigne aus, „eine andere heftigere väterliche Neigung als diese aufzuweisen!" Gelegentlich dieses Bücher-Autodafé bemerkte Cassius Severus, ein Mann von großer Beredtsamkeit und vertrauter Freund des Labienus, man hätte zugleich auch ihn zum Feuertode verurtheilen sollen, denn er bewahre den Inhalt jener verbrannten Werke in seinem Gedächtnisse. Montaigne erwähnt nun noch der Verdammung der Schriften des Cremutius Cordus zum Feuertode, weil er darin den Brutus und Cassius gelobt, und führt dann noch als Beispiele zärtlicher

[illegible] gehabt haben und vermählte sich mit Lady Ellinor Brandon, Nichte Heinrich's VIII. und Tochter Mariens, Witwe Ludwig's XII. von Frankreich, „eine Dame", wie Hartley Coleridge sagt, „deren Gedächtniß hoch verehrt werden muß, da sie im 16. Jahrhundert es wagte, sich mit dem Manne ihrer Wahl zu verbinden". Die Auszeichnung, königlichem Blute verwandt zu sein, kostete dem Gemahl einen großen Theil seines Vermögens. Er ersetzte das nach Ellinor's Tode durch Beschränkung seiner Ausgaben und durch die Wirthlichkeit seiner zweiten Gemahlin, Tochter des Lords Dacre, die „nie nach oder in die Nähe von London kam". Als Leiche aufgebahrt glaubte einer seiner Diener eine Bewegung seines Mundes zu bemerken. Er wurde ins Bett gebracht, genas zu kräftiger Gesundheit und starb fünf Tage nach der Verlobung seines elfjährigen Sohnes Georg mit der noch jüngern Tochter des zweiten Grafen von Bedford, Francis Russell. Daraus entstand eine unglückliche Ehe. Ein charakteristischer Zug Georg's war seine Leidenschaft für Unternehmungen zur See. Er machte deren elf, nach Westindien, dem spanischen Amerika und Sierra Leone, meist gegen die Spanier und Holländer und fast stets auf eigene Kosten. In dem merkwürdigen Jahre der Armada zeichnete er sich mit seinem Schiffe bei dem Gefechte vor Calais aus und auf seiner dritten Unternehmung, 1589, schleifte er Fayal in den Azoren und eroberte 28 Schiffe im Gesammtwerthe von mehr als 20,000 Pf. St. Doch mußte er dafür schwer leiden — Wunden, Hunger und Durst. Da er zugleich ein Liebling der Königin Elisabeth war, die ihn zum Ritter des Hosenbandordens und bei allen Turnieren zu ihrem Kämpen ernannte, darf es nicht befremden, daß er als der Reichste seiner Vorfahren angefangen und nach 20 Jahren als der Ärmste aufhörte. Er starb in London und ruht in der Gruft des Schlosses Skipton. Mit seiner Tochter, der berühmten Lady Anna Clifford, vielleicht eine der außerordentlichsten Frauen Englands, erlosch das große und edle Geschlecht. Schon Das ist an ihr merkwürdig, daß sie eine Beschreibung ihres Lebens hinterlassen hat, voll interessanter Details in Beziehung auf sie und ihre Familie. Ihr Lehrer war der sprachbewanderte Dichter Daniel, dessen Streben, sie für Dichtkunst und Dichter zu gewinnen, nicht vergebens gewesen sein kann, da sie in der Westminster-Abtei Spenser ein herrliches Denkmal errichten ließ. Noch sehr jung vermählte sie sich mit Richard, drittem Grafen von Dorset, einem witzigen und geistreichen Manne, aber einem liederlichen Verschwender. Sie gab ihm zwei Töchter, von welchen die Erstgeborene sich dem Grafen von Thanet verband, dessen Familie noch gegenwärtig im Besitz der ehemaligen Clifford'schen Güter in Westmoreland und Craven. Er starb 1624, und wie schmerzlich auch Lady Anna von seinen Ausschweifungen berührt worden sein mag, mit leichter Feder streift sie darüber hin. Sechs Jahre später, ihn ihrem einundvierzigsten, vermählte sie sich ein zweites Mal mit Philip Herbert, Grafen von Pembroke und Montgomery. Als Witwe hatte sie den Entschluß gefaßt, dafern Gott ihr einen zweiten Gemahl beschieden, keinen zu nehmen, der Kinder habe, ein Höfling sei und fluche und schwöre. Indeß bezeichnet die Geschichte den Gewählten als einen Undankbaren, einen Dummkopf, einen frechen Schwörer und eine Memme — „ein schlagender Beweis", sagt ihr neuester und vorzüglichster Biograph, Hartley Coleridge, „daß oft die werthlosesten Männer über die besten und klügsten Frauen, namentlich über solche von gewissen Jahren, eine unerklärliche Gewalt haben". Die Verbindung wurde für die Gräfin eine Quelle des bittersten Kummers, bis am 23. Januar 1650 der Tod ihres Gemahls sie erlöste. Dennoch spricht sie von ihm, wie eine gute Frau von ihrem gestorbenen Manne sprechen sollte, wäre es auch blos zu ihrer eigenen Ehre — sie deutet seine Fehler an und verweilt bei seinen Vorzügen. Bereits durch den frühern Hintritt ihres Oheims und dessen Sohnes waren die Besitzungen des Hauses Clifford in ihrer Hand zusammengekommen und der Tod ihres Gemahls machte sie zur unbeschränkten Herrin. Sie lebte von nun an meist auf ihren Schlössern, that Gutes und sorgte dafür, daß Mit- und Nachwelt es erfuhren. Sie war eine Frau von hohem Geist und starkem Willen und — wußte es. Als Sir Joseph Williamson, Secretair König Karl's II., ihr das Recht bestritt, ein Parlamentsmitglied für den Flecken Appleby zu ernennen, schrieb sie zurück:

> „Ein Usurpator hat mir getrotzt, ein Hof hat mich vernachlässigt, ein Unterthan soll mir nicht befehlen.
>
> Anna Dorset Pembroke und Montgomery."

Sie starb den 22. März 1675 auf dem Schlosse Brougham in dem seltenen Alter von 87 Jahren. 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Algier.

Der französische Nationalwohlstand wird durch die Besitzungen in Algerien bekanntlich nicht eben sehr sonderlich gefördert. Eine desto ergiebigere Quelle aber bieten diese Colonien den fingerfertigen Tagesschriftstellern, welche mit dem Umsichgreifen der französischen Eroberungen einen immer mehr sich ausbreitenden Stoff zu Darstellungen aller Art erworben haben. Unter den populairen Werken, welche mehr darauf berechnet sind, eine dem allgemeinen Bedürfniß genügende Kenntniß der von den Franzosen besetzten Gegenden zu verbreiten, verdient eine illustrirte Schrift von Christian, der nach allen Richtungen hin sich als geschickten Faiseur bethätigt hat, vortheilhaft hervorgehoben zu werden. Sie führt den Titel: „L'Afrique française, l'empire de Maroc et les désertes de Sahara." Das Ganze ist auf 50 Lieferungen berechnet und behandelt außer der eigentlich pittoresken Partie natürlich vorzugsweise die Eroberungen und die Großthaten der französischen Truppen. Die Darstellung und Verarbeitung der bekannten Thatsachen ist im Allgemeinen genügend, und wenn man hier und da durch ein gewisses Prunken *mit nationalen* Erinnerungen oder durch einen etwas hohlen Pathos unangenehm berührt wird, so muß man die Absicht und den Zweck, welchen der Verf. bei seiner Arbeit im Auge hatte, mit in Anschlag bringen.

Die Kathedrale von Noyon.

Vitet hat sich durch seine sehr verschiedenartigen literarischen Leistungen als Kenner des Mittelalters, besonders insoweit dasselbe Frankreich betrifft, vortheilhaft bekannt gemacht. Besonders bemerkenswerth sind seine Arbeiten, welche der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale, vorzüglich derer, welche der Baukunst angehören, gewidmet sind. Seine neueste Schrift bezieht sich auf das nämliche Gebiet, welches er schon mehrfach angebaut hat. Dieselbe bietet eine sehr sorgfältige Beschreibung der Kathedrale von Noyon. Sie führt den Titel: „Monographie de l'église Notre-dame de Noyon." Dem eigentlich beschreibenden Theile geht eine historische Nachricht und eine tiefer gehende archäologische Auseinandersetzung voran. Diese Partien haben aber selbst ein allgemeines Interesse, indem in denselben Andeutungen gegeben werden zu einer streng wissenschaftlichen Classification der Bauüberreste des Mittelalters. Das ganze Werk bildet einen wichtigen Beitrag der Übergangsperiode, welcher, der Ansicht Vitet's zufolge, die Kirche zu Noyon angehört. Der aus 23 Tafeln bestehende Atlas, welcher der deutlichern Anschauung wegen dem Werke beigefügt ist, hat den Architekten Daniel Ramée zum Verfasser. Wir wissen nicht, ob dies der nämliche Kunstkenner ist, welcher ein recht brauchbares Handbuch der Archäologie geschrieben hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1846.

Levin Schücking.

1. Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart, Cotta. 1846. 8. 1 Thlr.
2. Die Ritterbürtigen. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wir halten die beiden vorliegenden Werke Schücking's für maßgebend, um aus denselben nicht allein seine Stellung zur Literatur der Gegenwart nachzuweisen, sondern auch die Muse des Dichters in ihrem eigentlichen Wesen zu erfassen und würdigen zu lernen. Schücking ist zwar ein Mann von ganz moderner Bildung, aber die Fragen der Gegenwart, der Kampf und das Ringen der neuern Ideen scheinen erst dann an ihn herangetreten zu sein, in seine Entwickelung eingeschlagen zu haben, als er bereits schon für sich auf dem Wege der eigenen Ausbildung einen begrenzten Standpunkt, eine abgeschlossene Welt errungen zu haben meinte. Sein Wesen hat den Kampf von unten heraus nicht mitschlagen helfen und sich daher zum Theil auch ganz spröde der neuen Entwickelung gegenübergestellt, da es eine bestimmte Richtung, eine charakteristische Individualität schon geworden war; was auf dem Wege einer von Jugend auf durch moderne Ideen geleiteten Ausbildung leichter erzielt wird, lebendiger in das Wesen selbst übergeht, hat Schücking erst auf dem sauern Wege des Gedankens in sich aufgenommen, zum Theil auch mit den Formen, die von früherher bei ihm festgeworden waren, zu verschmelzen gesucht. Es ist klar, daß auf diesem Wege ein gewisser Zwiespalt mitten in die früher harmonische Welt des Poeten gekommen ist: die Anschauungen und Bilder aus der ersten Periode kommen mit ihren jüngern Genossen oftmals in Streit und Hader; bald stecken diese siegreich ihr Banner auf den Trümmern von jenen auf, bald auch und öfters noch ziehen jene mit klingendem Spiele und fliegender Fahne an ihren jüngern Brüdern triumphirend vorüber. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß wir den Poeten persönlich gar nicht kennen und daß wir unser Urtheil blos aus und nach den Erzeugnissen seines Geistes gebildet haben, was um so ungetrübter deshalb dastehen wird, als es nicht den Schein haben kann, daß wir über der äußern Erscheinung der Person das innere Wesen in Schatten gestellt und aus jener uns zu Rückschlüssen auf dieses hätten verleiten lassen.

Schücking's überwiegende, stark hervorspringende Richtung neigt sich der romantischen Poesie zu; in dieser Eigenschaft könnte man ihn den Namen Tieck, Uhland, Arnim, Brentano, Freiligrath u. A. zugesellen; in manchen Punkten geht sie sogar über diese noch hinaus und schlägt ihre Wurzeln in einem Boden, der unserm ganzen Ideenkreise, unserer ganzen modernen Bildung fern und abgelegen oder von derselben bereits längst überwunden ist. Mit dieser angeborenen Hauptrichtung wetteifert und liegt zum Theil im Kampfe die Weltanschauung der Gegenwart; aber lebendig ist sie bei ihm noch nicht geworden, er steht noch in dem ersten Entwickelungsmomente, die Gestalten haben noch kein Fleisch, es sind leichte flüchtige Schemen, die Einem durch die Hände schlüpfen, Abstractionen ohne bestimmten Inhalt, Bilder ohne Farbe. Schücking steht noch auf der Brücke, die aus der Romantik in die freie lebendige Gegenwart führt, er macht Ansätze, thut Anläufe, die Gestalten am jenseitigen Ufer zu erreichen; aber sie huschen noch luftig an ihm vorüber, und er wendet den Blick wieder rückwärts nach dem Strande, von dem er aus gegangen; da ragen die Zinnen einer alten Burg so scharf und keck in die Wolken hinauf, da gießt der Abend ein mildes rosenfarbiges Licht über die Gipfel und Spitzbogen der Dome, die Glocke schickt so weich und wehmüthig ihre Ave Mariatöne zu dem Wanderer hin, der am Gestade eines Sees wandelt und die Nixen tief unten im krystallenen Hause ihre goldenen Haare strählen sieht; da schaut von dem Balcone ein Ritterfräulein in den Burghof hinunter, in welchem die Knappen in blanker Rüstung die von der Jagd ermüdeten Rosse führen, und nebenbei lauscht sie schalkhaft den Tönen eines Minneliedes, das unten aus der Laube ihr Ritter singt. Welche Macht, welche Pracht! wie Das anzieht und lockt! Der Poet lebt so fortwährend in der Schwebe; will er diesen Träumereien drüben lauschen, all die Töne und Bilder mit ihren verführischen Lauten, ihren gleißenden Farben in seine Seele ungestört und ungetrübt aufnehmen, so mahnen jenseit wieder die ernsten, schweren Klänge, die Glocke der Zeit schlägt mit ihrem Riesenhammer die Stunde des Morgens, und ein ganzes

Volk stimmt freie, muthige, nie gehörte, nie geahnte Hymnen an. Erst wenn der Zwiespalt, der bis jetzt noch das Wesen Schücking's theilt, innerlich überwunden, wenn die Einheit eine wirkliche wahrhaftige geworden ist, dann erst werden auch die Erzeugnisse seiner Muse wahrhaft künstlerischen Werth erhalten, und zwar um so größern als er den Gegensatz zwischen alten und neuen Poeten selbst durchgemacht und beide sein Wesen mit ihren Formen und ihrem Inhalte befruchtet haben, während den vorzugsweise sogenannten modernen Poeten diese Doppelseitigkeit zu eigenem Nachtheile abgeht und auch diese wieder zur Einseitigkeit hindrängt. Wo die Ursachen dieses angegebenen Bildungsganges von Schücking liegen, das wollen wir nicht entscheiden, da wir hierzu mit den Ereignissen seines äußern Lebens vertrauter sein müßten als wir es in der That sind; aber jedenfalls können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Erziehung und der Aufenthalt in einem katholischen Lande viel zur Erklärung und Rechtfertigung des poetischen Standpunkts beitragen wird. Wenn wir einmal eine Hypothese wagen dürften, so würden wir annehmen, daß Schücking eine klösterliche Erziehung oder doch wenigstens eine Bildung genossen hat, die von geistlichen Elementen beherrscht wurde; denn nur daraus läßt sich eigentlich seine Verspottung, sein Abscheu gegen die Philosophie erklären, die er in dem Gedichte „Die Philosophen" betitelt zu erkennen gibt: denn dies ist nicht der Ausdruck, wie ein poetisches, gestaltungsreiches Gemüth etwa gegen die Philosophie als eine reine, abstracte Wissenschaft ankämpft, sondern es sind die trivialen, abgenutzten Phrasen, mit denen Finsterlinge diese Blüte des menschlichen Geistes zu verdächtigen suchen.

> Sagt mir nur Eins und ich will gläubig sein:
> Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
> Zeigt mir nur Eins: ein krankes Käferlein
> Geheilt von eurer hohen Kunst Scholaren;
> Thut mir nur Eins: ein gluckend Küchlein brütet
> Aus all den tauben Eiern, die ihr hütet!

Wir glauben im Interesse der Menschheit nicht an die Unsterblichkeit von Hundeseelen, sind auch nicht so sentimental, am Krankenbette eines Käfers zu weinen, und möchten gern für den Poeten der Betrachtung dieses Gedichts, das weniger noch als ein taubes Ei ist, uns überhoben haben, wenn es nicht mitten in der Sammlung guter Gedichte stände und wenn wir es nicht vorher erst beiseite haben wollten, ehe wir auf die Gedichte selbst eingingen, damit es nicht als störender Geist fortwährend auftauchte und uns den Eindruck verkümmerte, den Genuß vergällte.

Die Gedichte zerfallen in vier Hauptabtheilungen, Liebesgedichte, erzählende, vermischte und Sibyllinische Blätter, welche letztere aber blos der Form nach dem Poeten angerechnet werden können, da sie nach S. T. Coleridge bearbeitet sind. Liebesgedichte und vermischte bilden den vorzüglichsten Inhalt des Buchs, da sie die deutlichsten Spuren einer eigenthümlichen, charakteristischen Individualität tragen, während die erzählenden der Form nach in dem Uhland'schen Balladenstile sich fortbewegen, und oft weit hinter dem treuherzigen, kernhaften, volksthümlichen Ausdrucke jenes Sängers zurückbleiben. So sehr wir auch die erzählenden Gedichte den Balladen Uhland's, Schwab's und andern neuern unterordnen, ebenso stellen wir auch die Liebesgedichte und viele davon, welche unter den vermischten stehen, nicht allein den erotischen Liedern der vorhergehenden Dichter gleich, sondern manche noch über dieselben. Jene Gedichte haben außer ihrer ungemein reinen und saubern Form, ihren schönen Bildern und Gleichnissen eine große Tiefe und Fülle der poetischen Anschauung vor jenen voraus, sie halten die schöne Mitte zwischen den üppiglüsternen, oft lasciven Liedern Heine's und den im trockenen Reflexionsstile gehaltenen Gedichten so mancher neuern Poeten wie eines Diefenbach, Hartmann, Haltaus u. A., ebenso wie zwischen den aus tiefer zerrissener Brust hervorgedrungenen Klagelauten Lenau's und den heitern, leichten, durchsichtigen Rhythmen von Uhland. Wenn man gerade einen Vergleich mit einem ältern Poeten zulassen wollte, so würde man hier wol ohne viel fehl zu gehen in die mittelalterliche Poesie zu greifen haben, etwa nach Walter von der Vogelweide, zugleich ließe sich aus einer solchen Parallele auch nachweisen, wie die modernen Dichtungen, so sehr auch die alten wie mittelalterlichen Philologen vornehm sie über die Schultern ansehen, die ältern Poesien an Breite und Tiefe der Empfindung, an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Form, an Geschmeidigkeit und Eleganz der Verse und Rhythmen übertreffen, wenn sie ihnen zum Theil auch an naiver Wahrheit nachstehen sollten. Die Poesie Schücking's ist ein Brunnen in einem grünen Parke: der Strahl fährt melodisch aus der Quelle in die heitere, reine Luft, die Sonnenstrahlen glitzern in seinen Wassern, die flüsternd und schäumend in ein Becken von glattem Marmor wieder zurückfallen, frei und ungehalten, indeß schöne Frauen an das Wasserbecken herantreten und ihre Augen weiden an dem Funkeln des Strahles und ihr Ohr ergötzen an dem melodischen Geplätscher. Schücking's Dichtung trägt fast gar keine oder nur sehr geringe Spuren von der modernen Sentimentalität oder Zerrissenheit, seine Gefühle und Empfindungen gleiten ruhig und heiter über die Wellen des Lebens, und nur hier und da klagt eine Welle von „trüben Tagen und bleichen Wangen". Es ist ein stilles, seliges Befangensein, ein Träumen in Liebe und Natur, das über der Dichtung Schücking's waltet; die Wellen und Strudel, welche das Leben aufwirft, lösen sich auf und an den Klippen der Zeit steuert seine Muse ruhig und fern vorüber. Als charakteristisch für Schücking heben wir noch hervor, was zugleich auch den Vergleich mit Walter von der Vogelweide weiter rechtfertigen mag, daß eine gewisse Frömmigkeit, eine religiöse Stimmung als rother Faden durch die Gedichte sich hinzieht, eine Gottesergebenheit, die aus dem abendlich frommen Glockenläuten Segen ruft auf Thäler und auf Höhen und wie Gebete die Schläfen seiner Geliebten umschwebt. Die Freude an der Geliebten klingt bei Schücking aus in

einem Liede, das den Schöpfer aller dieser Schönheiten verherrlicht: „Gesegnet sei, der dich ins Leben sandte, der dir der Anmuth Schleier und der Hoheit Mantel um die Schultern schlug!“ Die Geliebte ist der Engel, der dem Poeten die Botschaft vom Himmel bringt, ein ewig reiner, ewig frischer Quell, wie es in dem sehr gelungenen poetischen Gedichte „Nachts im Park“ ausgedrückt ist, dem sich das Lied „Zum 19. September“ durch den lustigen Gang seiner Rhythmen, die Schönheit seiner Gedanken würdig anschließt. Es hebt so an:

> Mir fehlt's an frischem Laube
> Zum Kranze für dein Haar,
> Womit ich, meine Taube,
> Dir segne dieses Jahr;
> Epheu und Blütendolde,
> Darauf den duft'gen Thau —
> Den wünsch' ich mir, du holde,
> Du wundersüße Frau!

Vor den Blicken der Geliebten zerstäuben die Sorgen der Dichterbrust und des Jahrhunderts, die Märchen aus alten Zeiten klingen wider in seiner Brust, geschichtenreich steht er als ein vergessener Träumer in der Einsamkeit und bei seiner Liebe für alle die vergangenen Herrlichkeiten kann er nicht so recht eigentlich auf den Boden des modernen Lebens gerathen: die Wappenscheiben seiner Burgen lassen den hellen Strahl der Gegenwart nicht ohne Brechung hindurch, und auf glattem Parquet hört er nicht den schweren Eisentritt der Zeit; nur aus der Ferne braust es zu ihm heran, und sein Geist ahnet, was das Geräusch bedeutet, er rafft sich auf, aber nur auf halbem Wege bleibt er stehen; die Zweiheit seiner Natur, dieses Getheiltsein mag zuweilen selbst bei ihm zum Bewußtsein kommen, und in einem Liede „An meinen Lothar“ glauben wir die Belege dafür zu finden:

> Gebroch'ne Pläne wirst du von mir erben,
> Verwehte Klänge, halbe Melodien;
> Erfolge, die schon im Erblühen sterben,
> Und, wenn ich sie erfassen will, entfliehen;
> Dir sei ein glücklicheres Loos beschieden:
> Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie!
> Dein Leben sei ein ganzer Klang voll Frieden,
> Ein voller Ton der tiefsten Harmonie.

Zu den gelungensten Gedichten der Sammlung gehören: „Westfalen“, „In der Schweiz“, „Der Rhein“; sie stehen in der Sammlung fast an demselben Punkte, den wir ihnen in der Entwickelung des Dichters anweisen möchten, an der Grenze von jenem Träumerleben zum Erwachen, an der Grenze von der Romantik zur modernen Poesie. In dem Gedichte „Beim Hochamte“ tritt uns dieser Übergang zum ersten Male gestaltenreich entgegen. Die Trompeten schmettern jubelnd und singend durch den Chor wie Tonblitze aus den Weihrauchlüften, des alten Glaubens Majestät redet in Hymnen und Donnerworten die Sprache der Jahrhunderte, aber aus seinem Bau fällt Stein auf Stein und die Töne wecken in der Brust des Dichters ein unendliches Wehe, das sich in den Worten endlich ermuthigend ausströmt:

> Wer hemmt den Geist, daß er allmächtig wehe,
> Sein Strömen wer, daß es das Starre züchtigt?!

Die Gedanken schart er nun als schlachtenmuthige Truppen um sich her, aber es sind oftmals bloße Abstractionen, und vor Allem nur im Gegensatze mit dem Glauben, den er (historisch unwahr) der Menschheit Zügel und ihren Fluch nennt. Im Gedichte „Fahnenwahl“ reißt er sich nun wirklich von seinen romantischen Stoffen los, er fährt aus seinen Träumereien hervor, das Leben, das in frischen Klängen an die enge Klause klopft,

> Hei, wie das dröhnt und wettert,
> Hei, wie's zerklingt am Stein!

hat ihn aufgeweckt, er sagt der Klause, dem Thurme, der Waldkapelle Lebewohl, sammt den Wundern und den alten Melodien; das Rolandshorn des Geistes klingt lauter als alle die alten Kirchenlieder und Märchenklänge, der Schild der Freiheit schwebt höher, tönt heller als alle die verrosteten Wappenschilder, und das Bild des deutschen Volks in seinem Streben zur Freiheit glänzt stärker als alle Pracht des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation.

> Nun fort mit diesen Träumen,
> Ich fühle des Morgens Weh'n,
> Der Strom wird stürmen und schäumen
> Und siegend niedergeh'n.
>
> Ich stürz' in sein Wogen und Wallen —
> Ein neu belebend Bad!
> Aus seiner Flut Krystallen
> Einen Trunk dann auf den Pfad!

Und hiermit wollen wir von den Gedichten Abschied nehmen, mit dem Wunsche, daß der Poet „den Kritiker nicht als Hochverräther seines Reiches ansehe und ihm nicht ein trockenes Plätzchen wie die andern Landesväter anweise“, es müßte denn eine schöne Villa in Westfalen sein!

(Die Fortsetzung folgt.)

Antipathien zwischen deutschen und slawischen Volksstämmen, mit besonderer Beziehung auf Rußland. Von Fr. Leizmann. Lemgo, Meyer. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Daß Antipathien zwischen deutschen und slawischen Volksstämmen vorhanden seien, und ein Gegensatz zwischen beiden stattfinde, lehrt nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Geschichte und eine nähere Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten beider nach Abstammung, Sprache, Sitte und Religion so wie die Beachtung der durch ihre geographische Stellung zueinander bedingten Art ihrer fortdauernden, gegenseitigen Berührungen, und des fremdartigen, fast außereuropäischen Charakters der Verfassung selbständiger slawischer Staaten und Reiche. Der Verf. der vorliegenden Schrift sucht diese Antipathien, diese Gegensätze nach innern Gründen und nach äußern Thatsachen weiter nachzuweisen und darzulegen; allein er fühlt offenbar eine zu große und zu lebhafte Sympathie für Rußland, indem er den Zweck hat, ein reineres, unbefangenes Urtheil über russische Staats- und Bildungszustände und über den Charakter des Slawenthums zu vermitteln, eine Sympathie, die nach Demjenigen, was er selbst in dem Vorworte über den mit seinem Aufenthalte in Rußland für ihn verbunden gewesenen Reiz bei Betrachtung eines in kräftiger Entwickelung begriffenen Volks sagt, erklärlich genug ist. Dabei ist er mehre Jahre russischer Beamter gewesen, und erklärt geradezu, daß ihn jener Reiz vielleicht für immer an Rußland und an das russische Volk — „das wenigstens in seinem Kerne noch in unverdorbener Jugend steht, das aber schon mit allen Kräf-

ten nach Eroberungen ringt, die innerhalb seiner selbst auf den friedlichen Pfaden der Bildung und Menschlichkeit zu vollbringen sind" — gefesselt hätte, wenn man nur — das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen könnte! Ob unter diesen Umständen der Verf. der gegenwärtigen Betrachtungen für ganz unbefangen und unparteiisch in seinen Ansichten und Urtheilen über Rußland und das russische Volk gelten könne, möchte Ref. bezweifeln. Letzterer verkennt übrigens das Interesse durchaus nicht, welches das Streben Rußlands dem Beobachter gewährt, und ist auch der Meinung, daß die Ausländer nicht immer mit der erfoderlichen Unbefangenheit die Zustände Rußlands betrachten, wenngleich es nicht als ein Vorwurf gelten kann, diese Zustände sowie das ganze politische System Rußlands, namentlich im Verhältnisse zum Auslande, nicht blos zum slawischen Polen, mit mistrauischen Blicken zu betrachten, als Patriot und als Kosmopolit. Ebendarum verkennt Ref. auch nicht, daß die vorliegende Schrift interessante und lehrreiche Aufschlüsse über Rußland sowie überhaupt über die slawischen Volksstämme enthält, die manche Irrthümer über dieselben zu berichtigen wol geeignet sind.

Die in der neuern Zeit stärker erwachten nationalen Antipathien der deutschen Volksstämme gegen die slawischen, die zu sehr in den Verhältnissen der Vergangenheit und in der Verschiedenheit der innern Eigenthümlichkeiten beider ihren Grund haben, werden freilich alle diese Betrachtungen und Mittheilungen des Verf. nicht zu beseitigen vermögen, eben weil sie außer uns, weil sie in der Sache selbst liegen. Vornehmlich macht übrigens Ref. auf alles Das aufmerksam, was in der vorliegenden Schrift über die Sitten und Gebräuche der Slawen, ihren Charakter, ihr gemüthliches und geistiges Leben, dabei über ihre Volkslieder bemerkt wird, sowie was der Verf. weiterhin über die Stellung Rußlands, seine politisch-nationale Entwickelung, seine socialen Zustände, das System seiner Regierung und das Streben der slawischen Völker nach Consolidirung und Erlangung einer gewissen Einheit ausspricht. Dabei verhehlt er die Mängel der russischen Civilisation (Leibeigenschaft, Mangel eines lebenskräftigen dritten Standes) durchaus nicht, beklagt in Betreff der russischen Rechtspflege die große Bestechlichkeit vieler russischen Beamten sowie den großen Mangel an Landschulen. Doch rühmt er den Drang nach Einsicht und Bildung im russischen Volke, und sucht den Vorwurf, den man ihm in geistiger Hinsicht zu machen gewohnt sei, daß es mehr das Talent der glücklichen Nachahmung als eigene, originelle Erfindungsgabe und geniale Geisteskraft besitze, durch eine nähere Betrachtung der russischen Dichter und Prosaisten zu beseitigen. Was die politischen Bestrebungen Rußlands nach außen, namentlich nach Südosten sowie zur Bildung eines auch geistig in sich zusammengeschlossenen, slawischen Universalstaats anlangt, so vertheidigt der Verf. nicht nur diese Idee an sich, sondern er hält auch ihre Verwirklichung nicht für unmöglich, und meint sogar, daß „der Gang der neuern Geschichte ihrer einstmaligen Erscheinung gleichsam vorgearbeitet" habe, und namentlich Rußland „durch seine fortdauernden, consequenten Bestrebungen, seine äußere Staatseinheit auf eine innere, geistige Verschmelzung der durch jene zusammengehaltenen Völkerschaften zu gründen, ihrer concreten Gestaltung um ein gut Theil näher gerückt zu sein scheine. Interessant ist in dieser Hinsicht die fernerweite Mittheilung, daß die Hoffnungen, mehr wol noch die Befürchtungen, die sich an diese Idee knüpfen, schon früher umsichtigen deutschen Staatsmännern nicht fremd gewesen seien. Der Verf. nimmt hierbei auf die Äußerungen des östreichischen Internuntius bei der Pforte an den Fürsten Kaunitz nach dem Abschlusse des Friedens von Kainardsche 1774, durch welchen der kolossale Leib des russischen Reichs abermals an Umfang gewann, Bezug, Äußerungen, von denen sich in unsern Tagen so Manches verwirklicht hat, was damals nur Befürchtung, nur Traum zu sein schien, während es auf der andern Seite scheint, als sähen unsere deutschen Staatsmänner der Gegenwart mit andern Augen — wenn sie nur sehen! — und in unbefangener Ruhe dem Allen zu. Daß auch sonst die fremden Regierungen sowie die Völker in engern und in weitern Kreisen aus der vorliegenden Schrift viel lernen können, dafür wollen wir hier nur die wahrhaft geistvollen Worte des Kaisers Nikolaus, die er nach seiner Thronbesteigung an sein Volk richtete, die aber auch an die Deutschen gerichtet sein könnten, hersetzen: „Möchten doch die Familienväter ihre ganze Aufmerksamkeit auf die sittliche Bildung ihrer Kinder richten. Denn es ist wahrhaftig nicht den Fortschritten der Bildung, sondern der Eitelkeit, die eine Leere des Geistes hervorbringt, und dem Mangel an gründlicher Unterweisung und Zucht zuzuschreiben, daß sich der jugendlichen Gemüther eine solche Frechheit des Denkens, eine solche Überspannung der Leidenschaften und so verworrene und verderbliche Halbkenntnisse bemächtigt haben, die nebst dem Hange zu extremen Theorien mit der Entsittlichung beginnen und mit dem Verderben endigen." Goldene, leider nur gar zu wahre Worte! Oder meint man etwa in Deutschland, weil der Kaiser Nikolaus diese Worte an halbwilde Russen gerichtet hat, dieser Lehren daheim nicht zu bedürfen? **1.**

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Religionsphilosophie Kant's.

Die religiösen Bewegungen in Deutschland haben auch im Auslande eine gebührende Berücksichtigung gefunden. Natürlich kann es dabei an Misgriffen aller Art nicht fehlen. Indessen wird sich die Sache schon besser gestalten, wenn diejenigen Männer, welche sich für berufen halten, bei der Besprechung dieser Angelegenheiten ein Wort mitzureden, erst die Verpflichtung anerkannt haben, sich mit der wissenschaftlichen Entwickelung der deutschen Theologie näher bekannt zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Beziehung von Seiten französischer Gelehrter ein bedeutender Fortschritt gemacht ist. Die Zahl Derjenigen, welche, wenn auch nicht zu einem tiefern Erfassen, doch wenigstens zu einem annähernden Verständniß der deutschen Wissenschaft gelangen, wird offenbar immer größer, und schon tauchen hier und da Darstellungen auf, welche einzelne Momente aus dem Entwickelungsgange derselben auf eine ziemlich befriedigende Weise behandeln. Eins dieser Werke, welche als die ersten bedeutenden Versuche einer geistigen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Gebiete der philosophischen Theologie bezeichnet werden können, ist folgendes: „Exposé critique de la philosophie de la religion de Kant", von Timothée Colang. Der Verf. hat sich bei seiner Darstellung der Kant'schen Religionsphilosophie nicht darauf beschränkt, dieses System aus seinem Zusammenhange mit der ganzen Entwickelung der deutschen Philosophie herauszureißen. Er gibt vielmehr in einer eigenen philosophischen Einleitung die Anknüpfungspunkte und die Beziehungen auf das Allgemeine. Im Ganzen ist die Darstellung klar und auf die Sache gerichtet. Dies tritt besonders in der Auseinandersetzung des Systems selbst hervor. Dieselbe zerfällt in drei Abtheilungen: 1) „Les idées religieuses de la raison théorique"; 2) „Les postulats religieux de la raison practique"; 3) „Accommodation au christianisme". Diese Anordnung ist im Ganzen befriedigend, sowie auch die Entwickelung selbst im Allgemeinen das Richtige trifft, obgleich freilich hier und da über manchen einzelnen Punkt eine Discussion erhoben werden könnte. Was die philosophische Bildung des Verf. selbst betrifft, so erscheint sie im Allgemeinen zwar genügend, aber doch vermißt man hier und da eine recht geistige Durchdringung und eine vertrautere Bekanntschaft mit den wichtigen Erscheinungen der neuern deutschen Wissenschaft. Doch haben wir, wenn der Verf., dessen Erstlingsarbeit diese Schrift zu sein scheint, bei einem eifrigen Studium mit Ernst ausharrt, von ihm gewiß noch recht viel Gediegenes auf dem Felde der philosophischen Literatur zu erwarten. **17.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1846.

Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Wir wenden uns nun zu dem Romane „Die Ritterbürtigen". Ob es wol Zufall war, daß uns bei der Lecture des vorliegenden Romans fortwährend die schriftstellerische Thätigkeit der Frau v. Paalzow ins Gedächtniß kam und uns bei jedem Schritte, den wir der Entwickelung entgegengingen, begleitete, oder ob ein geheimer unbewußter innerer Zusammenhang zwischen den Werken der Paalzow und den „Ritterbürtigen" Schücking's sich vorfindet, der uns nothwendig auf dieselbe hinleiten mußte? Wir behaupten das Letztere. Frau v. Paalzow hat in ihrem „Godwie Castle", „St.-Roche" und zum Theil auch in „Thomas Thyrnau" die adelige Familie zu ihrem Gegenstande gewählt; sie schildert diese Familie nicht allein nach dem Äußern ihres Erscheinens und Lebens, sondern auch nach ihren innern Beziehungen, ihren Verwickelungen und Schicksalen, die adelige Familie ist der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen vereinen und von dem aus das Licht auf die andern Classen der menschlichen Gesellschaft strömt; jedoch hat sie nicht die Familie in ihrem Gegensatze oder richtiger gesagt in ihrer Unterordnung unter ein allgemeineres Ganze, unter den Coefficienten des Staatslebens gebracht, sie stellt die adelige Familie für sich und durch sich hin, etwa wie Lafontaine und Henriette Hanke die bürgerliche Familie zu ihrem Vorwurfe gewählt haben; bei Schücking dagegen ist das Streben dieser adeligen Familien dem Staate gegenüber und auf dem Boden des Staats selbst dargestellt; daher also jener Zusammenhang, jene Vergleichungspunkte; Beide, Schücking und Frau v. Paalzow, verhalten sich wie zwei Seiten eines und desselben Winkels, jedoch mit dem Unterschiede der verschiedenen Auffassung, die durch die verschiedene Stellung der Schriftsteller in der bürgerlichen Gesellschaft und durch die Sympathien und Antipathien derselben herbeigeführt worden. Die Familie als solche steht bei Schücking im Hintergrunde, sie kommt nur insoweit in Betracht, als sie dem Staatsleben gegenüber sich geltend macht, und dann hinwiederum ist es nicht die Familie, sondern eine Vereinigung der adeligen Familie, der Adelsstand selbst, der mit seinen Ansprüchen und Tendenzen in das Staatsleben eingreift. Wir werden daher nicht fehl gehen, wenn wir „Die Ritterbürtigen" einen Roman nennen, obgleich ihn der Verf. als erstes Glied einer weitern Reihenfolge hinstellt und sie dem allgemeinen Titel „Zeiten und Sitten" unterordnet. Denn um das Streben und die Sitten einer Zeitentwickelung darzustellen, dazu fehlt dem ganzen Romane die Allgemeinheit, indem er nur ganz einseitig die Tendenzen des Adels im modernen Staatsleben hinstellt, und auch dies wiederum nur lückenhaft; das Streben eines Standes erhält nur dadurch erst wahre Bedeutung und wahres Leben, wenn er den andern Ständen gegenübertritt; um künstlerisch nun diesen Gegensatz zu behandeln, muß er nothwendig, wenn er lebendig heraustreten soll, seinen Gegensatz mit sich führen. Der Gegensatz in bestimmten Formen und klaren Umrissen hebt und begrenzt seine andere Seite; die Ritterbürtigen durften daher nicht ohne ihren Gegensatz des freien Bürgerthums, der Bestrebungen der Industrie und der Presse geschildert werden, nur dadurch war es möglich den Roman zu einem Kunstwerke zu machen, die Idee wirklich zu ihrem Siege oder, wenn sie ihrem Gegensatze gegenüber ohnmächtig war, zu ihrer Vernichtung zu führen; Einseitigkeit in socialen Theorien, die sich in die Literatur wirft, kann zwar ein gutes Tendenzwerk zum Vorscheine bringen, aber nun und nimmermehr einen Roman, der Anspruch machen könnte auf den Namen eines Musterwerks. Das Bestreben unserer Ritterbürtigen, wie Schücking es selbst ausdrückt, ginge darauf hinaus, das demokratische Element der Neuheit niederzudrücken und der Volksentwickelung keine Selbständigkeit zu lassen. Dies also wäre zu gleicher Zeit auch die Idee des Romans, die durch denselben sich hin entwickeln, zum Siege oder zur Vernichtung kommen muß; wenn Eins von beiden eintreten soll, so muß nothwendig noch eine andere Idee mit auf den Kampfplatz treten, weil eine für sich keine Entscheidung herbeiführen kann. Sehen wir aber den ganzen Roman durch, so tritt uns nirgend ein Träger des demokratischen Elements der Neuheit oder ein Repräsentant der Volksentwickelung entgegen, denn von dem Gerichtsarzte Pauli, der Bauernfamilie und dem Juden Koppel kann in dieser Beziehung keine Rede sein, da sie in die eigentliche Entwickelung der Handlung nur zufällig, nur als beliebige Personen eingreifen und über-

haupt mehr als Staffage denn als mitwirkende Personen erscheinen. Dadurch kommt es nun auch, daß die Entwickelung des Romans, die Entfaltung der Idee, zu keinem Ende, keinem Resultate gelangt. Ist etwa am Ende des letzten Theils diese Idee der Ritterbürtigen, das demokratische Element der Neuheit niederzudrücken, wirklich geworden oder gescheitert? Keins von Beidem; die Intriguen sind blos gescheitert, die angelegten Fäden haben sich verwirrt und sind zum Theil abgerissen, aber eine eigentlich künstlerische Lösung ist damit nicht herbeigeführt, da die Lösung statt einer innern nothwendig bedingten eine bloße äußere, mechanische, zufällige ist. Ist etwa die Grundidee in seiner Hauptvertreterin der Gräfin von Auracheim zum Falle gekommen oder steht sie als solche berechtigt da? Nichts von Dem; sie muß momentan den äußern Verhältnissen weichen und räumt das Feld ihren persönlichen, nicht principiellen Feinden, deren Bestrebungen, wie die des Grafen von Schlettendorf, zum Theil ganz mit den ihrigen übereinstimmen. Politisch betrachtet mag das Streben und die Gesinnung dieses Grafen wol geistreich, das vernünftigste unter den ganzen Ritterbürtigen sein, aber berechtigt und begründet in der Entwickelung des modernen Staatslebens und für dasselbe ist es nicht, denn es sucht seine Grundlage in dem Vorrechte eines Standes, im Adel immer hin noch, und für einen solchen Stand hat die heutige philosophische Staatstheorie keine Stelle mehr. Die Ansichten, wie sie Schücking seinem Haupthelden dem Grafen von Schlettendorf unterbreitet, stehen mit sich selbst im Widerspruche. Er spricht den Gedanken aus, daß die Bildung der Gegenwart freiestes, constitutionnelles Staatsbürgerleben verlange, welches die Bureaukratie verknöchert in ihren Traditionen von Souverainetät und Allmacht zu gewähren verweigere, daß sie freie Presse, Associationen, Achtung der persönlichen Sicherheit, vollste Glaubensfreiheit verlange, was ebenfalls die nach Willkür strebende Regierung und Bureaukratie verweigere. Der Adel soll sich nun dieser Foderungen bemächtigen und sich an die Spitze dieser Bildung stellen. Damit hängt freilich zusammen, daß der Adel die Idee aufgeben muß, als sei er durch die Geburt besser als andere Leute, und damit ist er aufgelöst und fällt den drei andern Ständen, entweder der intelligenten oder bürgerlichen oder bäuerischen Classe zu. Nun ist es aber ein Widerspruch, wenn er von ihm verlangt, daß er sich „zu einer förmlichen Staatsgewalt, der neutralisirenden, jetzt alleinherrschenden gegenüber, zu einer compacten, gewaltigen Masse berufen ansehe, die neben und mit der Regierung Stützsäule des Staatslebens sei". Der Geburtsadel würde so zum Intelligenzadel werden, aber immer Adel sein und bleiben, ein Stand, der da glaubt Vorrechte vor andern zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Vielschreiberei.

Bald werden wir in Verlegenheit gerathen, welches Epitheton denn eigentlich unserm vielgestaltigen und proteusartigen Zeitalter beizulegen? Nach der Meinung der Einen sollte es von Rechtswegen das eiserne heißen, obgleich dieses Charakteristikon bereits für einen geschichtlich absolvirten Vorläufer in Anspruch genommen, denn auch Zeiten können sich wiederholen und das irrevocabile tempus ist nicht so ganz ausnahmlos als man meinen möchte. Allein holt man das obige Epitheton von der materiellen Außen- und geradezu von der Konsumtionsseite her, dann könnte man ja unser Jahrhundert mit ebenso viel Fug und Recht das baum- oder schafwollene oder das tabackene, wol aber auch das Thee- und Kaffee-, wo nicht gar das zuckersüße Jahrhundert nennen. Gegen letztere Annahme protestiren aber wieder die vielen Säuren, die von Chemiewegen eine so große Rolle heutzutage in der Welt spielen, und in der That scheint der Chemismus des Lebens und der Wissenschaft so gewaltig gesäuert, daß ihn alle Plantagen der Zuckercolonien nicht zu versüßen vermögen. Eine nicht geringe Menge von Stimmfähigen votirt hingegen wieder für das Charakteristikon dampfend, bei welcher Gelegenheit eine andere Ableitung, dämpfig, freilich nicht sehr fernliegt. Fast entschieden scheint sich aber der Sieg auf die Seite jener Majorität zu neigen, die sich für die Bezeichnung papierenes Jahrhundert entschieden, eine Benennung, die, per idearum associationem, und zumal auch: „a priori fit denominatio", als Regel gilt, einen etwas zweideutigen Nebenbegriff, nämlich den des lumpigen, in sich schließt. Allerdings schwindelt Einem der Kopf, wenn man an die ungeheuern Massen von Papier denkt, die jährlich in die Welt geschleudert werden und womit sich vielleicht schon die Abgründe und Tiefen des Oceans ausfüllen ließen; allein dieses „lumpengeborene Weltfüllsel" steht doch nicht allein da; es ist noch ein Accessorium zu berücksichtigen: die Tinte. Wir haben erst neulich die treffende Bemerkung gelesen: daß in allen Kriegen der alten barbarischen Zeit nicht so viel Blut vergossen worden als in unsern Tagen Tinte. In der That, diese Worte sind weniger Hyperbel als es scheint. Allein gegen diese Auszeichnung hören wir die Druckerschwärze protestiren, die sich schwerlich ihre Gleichberechtigung wird streitig machen lassen wollen. So bliebe uns denn also die Wahl nur zwischen zwei Schwärzen übrig; um keiner von beiden Unrecht zu thun, scheint es am gerathensten, unser Jahrhundert geradezu das schwarze zu nennen.

Indessen Scherz oder vielmehr Humor bei Seite und mit trockenem Ernste gesprochen: wir leben in einer vielschreibenden Zeit, jedes federfähige und geübte Individuum scheint ein Hundertarm und Tausendfinger geworden zu sein. Sollte es noch eine Weile so fortgehen, so wird es bald ebenso viele Schreibende als Leser geben und Gott weiß, wie weit es noch kommen wird und zu welchem Facit es kommen kann, wenn unserer Graphomanie nicht ein arcanes Antidot, etwa die berühmte Nieswurz, zu statten kommt. So übel es indessen damit bestellt sein mag und so arg es im Laufe der Zeit noch werden dürfte, an der Natura sanans, die das Heilmittel im eigenen Schooße trägt und im rechten Augenblicke zu reagirender Selbsthülfe greift, dürfen wir denn doch nicht verzweifeln. Übrigens gibt sich auf dem Gebiete des Schreibens und Schriftstellerns gerade dieselbe Concurrenz, dieselbe überhäufte und sich ins Unendliche hineinpotenzirende Production kund, die auf den meisten übrigen Feldern menschlicher Thätigkeiten vorwaltet und die, das eigentliche Bedürfniß beiweitem überragend und sich zu einer künstlichen Höhe hinaufschraubend, um ihrer selbstwillen dazusein und einer gewissen treibenden innern Nothwendigkeit zu folgen scheint. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen stellt sich der Industrialismus unserer Tage, dem wir auch das Schreiben in seiner professionnellen Erscheinung subsumiren, allerdings in einem eigenthümlichen Lichte dar und gewinnt gewissermaßen ein instinctives Ansehen. Fassen wir die immer mächtiger und rapider hervorströmende Schreibseligkeit unserer Zeit in ihrer genetischen Entwickelung von einer andern Seite auf, so gibt sie sich als der lange zurückgedämmte, daher enorm angestaute und nun ungestüm hervorbrechende und Alles über-

flutende Strom kund, der aber seiner Zeit sich in ein bestimmtes Niveau setzen und feste Ufer suchen wird. Maßlosigkeit in Allem ist der Charakter unsers Jahrhunderts und war es am Ende eines jeden andern auch, denn es gibt ja auch eine Maßlosigkeit der Indolenz; dieser haben sich aber jene Zeiten schuldig gemacht, die im Gegensatze zu den unsern sich der Geistesträgheit gefangen gaben. Das aus opiatischem Schlummer erwachte und Licht um Licht aufsteckende Bewußtsein verlangt nach innerer hellerer Klarheit, nach immer deutlicherm Schauen, jeden fliegenden Schatten; jeden noch so dünnen Nebel möchte es verscheuchen, in alle noch so versteckten Winkel leuchtet es mit seiner Fackel hinein, damit ja das Dunkel nirgend mehr einen Versteck oder Halt finde. Da gibt es freilich Arbeit vollauf, und nicht umsonst hat der unsterbliche deutsche Gutenberg den wunderbaren geistigen Telegraphen, diesen blitzschnellen Lichtträger erfunden. Mit andern Worten: welcher gebildete und nach innerer reinerer Humanisirung ringende Mensch möchte nicht gern sich und der Welt klar, der letztern und seiner selbst immer bewußter werden wollen? und kann er dies anders werden als durch schrankenlose Mittheilung und die bescheidene Erwiderung aller Mitlebenden, die antwortende Weltstimme? Was dabei vom eiteln Dilettantismus, barer Speculation und industrieller Buchmacherei mit unterläuft, scheint freilich vom Überflusse und Übel zu sein, ist aber immerhin besser als träges Sichgehenlassen und dumpfe Selbstverleugnung. Übrigens scheinen wol auch nur uns, als mitten im hochgeschwollenen und wogenden Strome Schwimmenden, unsere Zeiten als beispiellos excessiv schreibselig — dem Umfange nach dürften sie allerdings von keiner andern übertroffen worden sein —, allein der That nach haben es andere Zeitperioden auch nicht an Schreibeeifer mangeln lassen. Die auf uns übergekommenen Rudera und Fragmente berechtigen zu einem Schlusse auf das Dagewesene. So viel wir wissen haben die Griechen, unsere Lehrer und Meister, im Schreiben nicht gefeiert, auch die Römer hatten es nicht gespart, besonders in ihren letzten Zeiten. Wieviel mag die Furie des Kriegs und die Barbarei der Eroberer nicht vernichtet haben, was byzantinischer Geist in Schrift und Wort gefaßt! Wie wenig hat sich von arabischer Poesie und Wissenschaft, einst so blühend, zu uns gerettet! Ist es uns endlich unbekannt, wie fruchtbar die Scholastiker gewesen, diese Matadore der Vielschreiberei?

Lassen wir nun zum Schlusse unserer Betrachtung auch eine schriftstellerische Autorität über das Schreiben sprechen. Montaigne in seinem beständig Homogenes combinirenden, sich häufig aber seltsam durchkreuzenden Gedankengange berührt in dem Capitel über „Eitelkeit" auch dieses Thema und spricht zunächst von seiner eigenen Vielschreiberei. Er verweist es sich als die größte Eitelkeit, so eitel über die Eitelkeit zu schreiben, und meint überhaupt einen Weg eingeschlagen zu haben, auf dem er so lange fortwandeln werde, als noch Tinte und Federn in der Welt zu haben seien. Da er kein Register über sein Leben durch seine Handlungen führen könne, so führe er es durch seine Grillen. Es seien die Excremente eines alternden Geistes, und wann werde er damit zu Ende sein, eine unaufhörliche Unruhe und Abwechselung seiner Gedanken, auf welche Materie diese sich auch immer richten mögen, darzustellen, da Diomedes mit dem einzigen Inhalte seiner Grammatik 6000 Bücher anfüllte? (Welch kolossale Vielschreiberei, die trotz unserer enormen Firfingerigkeit noch nicht ihres Gleichen gefunden!) „Was muß nicht erst die Geschwätzigkeit thun", sagt Montaigne weiter, „wenn schon das Lallen und das Lösen der Zunge die Welt mit einer so entsetzlichen Last von Büchern erstickte! So viel Worte über bloße Worte! O Pythagoras, warum beschworst du nicht diesen Sturm? Man warf in frühern Zeiten dem Galba vor, daß er so ganz im Müssiggange lebe. Er antwortete: «Ein Jeder müsse Rechenschaft geben von seinem Handeln, nicht von seiner Muße.» Er irrte sich; die Obrigkeit beobachtet und bestraft auch den Müßiggänger. Aber es sollte den Gesetzen eine gewisse Zwangskraft gegeben werden gegen schale und unnütze Schriftsteller sowol als gegen Landfahrer und Faullenzer." (Da hätten die Regierungen wahrlich viel zu thun und wäre dies Verfahren die offenbarste Vielregiererei. Übrigens dürften die Regierungen gut thun, mit einer heilsamen Beschränkung des Schreibeüberflusses bei sich selbst anzufangen. Wahrhaftig! wenn der Productivität der Kanzleien nicht bald Grenzen gesetzt werden, so wird man den Registraturen und Archiven Gebäude in Form ägyptischer Nekropolen errichten müssen.) „Dadurch würde man mich und hundert Andere aus den Händen des Volks reißen. Ich scherze wirklich nicht. Das Kritzeln und Schmieren kommt mir als ein Zeichen eines verderbten Jahrhunderts vor. Wann haben wir wol mehr geschrieben als seit es bei uns so unruhig hergeht? Und wann die Römer mehr als da sie am Rande des Untergangs standen? Überdies, da Geistescultur in einem Staate nicht gerade Cultur der Lebensweisheit ist, so entsteht dieser geschäftige Müßiggang daher, weil sich Jeder mit den Pflichten seines Berufs nur nebenher abgibt und solche liederlich treibt. Zur Verderbniß unserer Zeiten trägt ein Jeder von uns das Seinige bei. Einige durch Verrath, Andere durch Ungerechtigkeit, Religionsverachtung, Tyrannei, Geiz, Grausamkeit, je nachdem sie mehr oder minder mächtig sind; die Schwächsten durch Narrendeutungen, Eitelkeit und Müßiggang, zu denen zu gehören ich die Ehre habe" u. s. w. Fast scheint es, als habe Montaigne in diesen Worten die Charakteristik unserer Zeit entworfen, sowie denn überhaupt alle Zeiten etwas Gemeinsames, einen gewissen faulen Fleck haben, der eine gewaltsame Operation nothwendig macht. Um wieder auf Vielschreiberei zurückzukommen, führen wir noch eine andere Stelle an, wo Montaigne sagt: „Ich wollte, ein Jeder schriebe was er wüßte, und zwar nur so viel als er davon wüßte; nicht nur allein in Bezug auf Länderkunde, sondern in Bezug auf Alles überhaupt, denn Dieser oder Jener kann eine besondere Kenntniß oder Erfahrung haben von einem Flusse, oder von einem Brunnen, der übrigens nichts mehr weiß als was Jedermann weiß. Gleichwol wird er, um seinen Brocken an den Mann zu bringen, über die ganze Naturlehre schreiben. Aus diesem Unwesen entspringen manche und große Unbequemlichkeiten." Überdies äußert Montaigne über geistige Production noch Folgendes: „Da nun aber die Geschichte voller Beispiele von dieser allgemeinen Liebe der Väter zu ihren Lieblingskindern ist, so hat mir gedäucht, es sei hier kein unschicklicher Ort, auch einige Züge von der väterlichen Zärtlichkeit gegen Geisteskinder anzubringen. Heliodorus, dieser wackere Bischof zu Tricca, wollte lieber seine Würde, seine Einkünfte, die Erbauung einer so ehrwürdigen Prälatur aufgeben, als seine Tochter („Äthiopia", ein Roman) verlieren; eine Tochter, welche bis zu diesem Tage sehr artig ist, dabei aber vielleicht ein wenig zu sehr geschmückt, geputzt und geziert, auch wol von zu verliebter Natur für die Tochter eines hohen Geistlichen und Priesters." Montaigne führt nun noch das Beispiel des Römers Labienus an, der ein Mann von großem Ansehen und dabei ein vortrefflicher Literator war. Die Widersacher seiner freimüthigen, gegen Tyrannei und Gewaltthat eifernden Bücher wußten es bei der römischen Magistratur dahin zu bringen, daß seine Werke zum Feuer verdammt wurden. Das erste Beispiel dieser Art von Strafe, die später in Rom so gäng und gäbe wurde. Labienus konnte diesen Verlust nicht ertragen, ließ sich nach der Gruft seiner Ahnen bringen und dort lebendig begraben. „Man würde Mühe haben", ruft Montaigne aus, „eine andere heftigere väterliche Neigung als diese aufzuweisen!" Gelegentlich dieses Bücher-Autodafé bemerkte Cassius Severus, ein Mann von großer Beredtsamkeit und vertrauter Freund des Labienus, man hätte zugleich auch ihn zum Feuertode verurtheilen sollen, denn er bewahre den Inhalt jener verbrannten Werke in seinem Gedächtnisse. Montaigne erwähnt nun noch der Verdammung der Schriften des Cremutius Cordus zum Feuertode, weil er darin den Brutus und Cassius gelobt, und führt dann noch als Beispiele zärtlicher

Liebe zu ihren geistigen Kindern den sterbend Verse citirenden Lukanos, den in seinen letzten Augenblicken Trost in seiner Lehre findenden Epikur an, macht hierauf einige Bemerkungen über sich selbst und citirt dann Aristoteles, der da sagt: gerade der Dichter sei der Künstler, der am allerverliebtesten in sein eigenes Werk verliebt sei. Montaigne spricht sich an einem andern Orte auch noch über Commentatoren und Gesetzausleger aus, indessen sparen wir uns diese originelle und wirklich humoristische Stelle für eine andere Gelegenheit auf, um sie dann in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugeben. Zum Schlusse möge hier nur noch eine Äußerung Fr. v. Gentz's Raum finden, die der politischen und publicistischen Vielschreiberei gilt. Er bemerkt nämlich in der Einleitung zu seinen „Betrachtungen über die französische Revolution": „Es war eine Zeit, wo es für einen denkenden Mann kaum einen edlern und süßern Beruf gab als politischer Schriftsteller zu sein. Die Großen wurden durch den Zuwachs an Erkenntniß sanfter und milder, die Geringern selbständiger und lenksamer. Wer die Tyrannen angriff, war ein Wohlthäter der Fürsten. Jetzt hat sich das Verhältniß sonderbar geändert. Unser mit Kenntnissen aller Art gesättigtes Jahrhundert will über das Ziel hinausfliegen und fängt an des Zügels zu bedürfen. Wir schwimmen in einem Ocean von Schriften, dessen Grenzen die Einbildungskraft kaum erreicht. Wäre die Glückseligkeit unsers Geschlechts auf dem Wege des Lesens und Schreibens zu finden, so müßte sie durchaus nicht mehr zu suchen sein. Jetzt ist es offenbar so weit gekommen, daß es für einen Mann, der sich mit allen Fähigkeiten zu einem öffentlichen Wirken ausgerüstet fühlt, ein ernsthaftes Problem wird, ob er seinen Zeitgenossen redlicher dient, wenn er spricht oder wenn er schweigt. Niemand findet sich in diese Skrupel so tief verwickelt als Der, welcher in unsern Tagen über politische Gegenstände sprechen will. Auf keiner Seite — darf ich hinzusetzen: *etwa die theologische ausgenommen?* — ist der Geist der Menschen so *übergebildet und verbildet* wie auf dieser. Wenn Frankreich das Beispiel gibt, wie könnte Europa zurückbleiben! Wer sich mit einer Handvoll von Kunstwörtern vertraut gemacht hat, schreitet muthig und unverzagt zu Entwürfen neuer Regierungsformen. Natürlich kann es zu einer Zeit, wo fast Jedermann Lehrer sein will, nur gar wenig Lernende geben. Censur ist der Zweck alles Lesens und ein flüchtiges Lob der höchste Lohn, den sich das reichhaltigste Werk zu versprechen hat. Wenn Vergänglichkeit das große Losungswort ist, wenn Völker ihre Staatsverfassungen einführen und abschaffen wie man ein Gewand anzieht und ablegt, wenn ein ewiger Kampf zwischen Werden und Vergehen der allgemeine Charakter der gesellschaftlichen Verhältnisse werden soll, wie kann Das, was ein Individuum hervorbringt, auf Dauer Rechnung machen? Wie ließe es sich begreifen, daß selbst mit dem Bewußtsein ausgezeichneter Talente einem Sterblichen noch Muth genug bliebe, um durch Gedanken und Worte den Beifall einer Nation zu suchen, bei der selbst Thaten keine dauernden Monumente sind? einer Nation, die nichts mehr rührt als was im gegenwärtigen Momente die Sinne ergreift oder den ermüdeten Geist aus dem Schlummer rüttelt? die ihre Lehrer wie ihre Wohlthäter vergißt, die ihre eigenen Götzenbilder nicht achtet und ihre Lieblinge mit Füßen tritt? Die, welche die Augen auf das große Drama richten, nehmen nach und nach nur Gefühle und Manieren der Helden an. In dem unermeßlichen Schwall fruchtlos verschriebener Papiere verlieren sich die weisesten Plane und die genievollsten Ideen wie die Mordanschläge wüthender Demagogen und die Fieberrasereien des Jakobinerclubs. Dies ist das gemeinschaftliche Schicksal der Schriftsteller aller Parteien. Der, welcher den Lieblingsweg mitwandelt, dem Lieblingstraume schmeichelt und den Rausch des Augenblicks theilt, wird beklatscht. Der, welcher die Räder des geflügelten Wagens hemmen will, wird verhöhnt und beide werden vergessen" u. s. w. Hr. v. Gentz wirft sodann einen besondern Blick auf Frankreich und die Revolution und wendet das Obengesagte auf beide an; allein welche gewichtigen Wahrheiten enthalten nicht jene Worte, Wahrheiten, die es im *Allgemeinen* sind und daher heute noch ebenso gut als 1793 gelten, als sie der Feder des berühmten Publicisten entflossen. Indessen ist auch nicht zu leugnen, daß sich so Manches wieder in einem andern auch den Hintergrund der Dinge zeigenden Lichte darstellt, wenn man es mit philosophischem Auge ansieht. 49.

Literarische Notizen aus England.

Der fromme Astronom.

Die Religion hat bekanntlich sehr oft in die Naturwissenschaften gepfuscht. Was sie darin geleistet ist männiglich bekannt. Wo nur der forschende Blick, das mit aller Errungenschaft des Menschengeistes bewaffnete Auge und der auf das Einmaleins basirte Calcul ermitteln und entscheiden kann, hat sie den Glauben, die Einbildung, das Wunder setzen wollen. Sie hat Galilei in den Kerker geworfen und durch Folter zum heuchlerischen Widerruf gezwungen, weil er seiner Wissenschaft und ihren untrüglichen Gesetzen mehr Glauben schenkte als einem jüdischen Märchen. Und doch ist heute, nach schier 300 Jahren, nachdem Laplace, dieser Ungläubige aller Ungläubigen, den alten Märchenhimmel in Stücke zerschlagen und die Mechanik des Himmels aufgestellt, nachdem die neueste Zeit die dynamischen Gesetze dieses Mechanismus zu erforschen und zu ergründen begonnen — und doch ist heute das Geschlecht jener frommen Sternkundigen nicht ausgestorben, die wie der Vater des Faust „das Widrige zusammengießen". Ein Beispiel von diesen Pseudowissenschaftern, von den deutschen Landsleuten zu geschweigen, bietet der Engländer Thomas Dick dar, der in seinem jüngst erschienen „Practical astronomer" beinahe mehr von Vorsehung, Religion und Kirche docirt als von Sonne, Licht und Sternen. Die Frömmigkeit spielt darin eine ebenso mächtige Rolle als die achromatischen Fernröhre und das Roß'sche Teleskop, und er weiß seinem astronomischen Freund, der ein solches Fernrohr mit einem sehr starken *Objectivglas* für 450 Guineen hergestellt, nichts Rühmlicheres nachzusagen als daß er auch ein sehr guter Christ ist. Nun Diejenigen, welche den Galilei in den Kerker steckten, thaten sich auch auf ihr Christenthum viel zu Gute!

Die Heimat der Robinsone.

Der Wundarzt eines englischen Walfischfängers, John Coulter, welcher in den Jahren von 1832—36 in diesem Beruf die südlichen Meere befahren, hat jetzt die Erfahrungen, welche er auf diesen Fahrten gesammelt, in einem Werke unter dem Titel „Adventures in the Pacific" veröffentlicht. Er bemerkt darin, daß in den Annalen des Stillen Oceans das Schicksal des unter dem Namen Robinson Crusoe berühmt gewordenen Alexander Selkirk keineswegs ohne Gleichen dastehe; vielmehr gebe es wol keins der unzähligen kleinern Eilande, von denen die Südsee wimmelt, das nicht seinen Robinson zähle. Diese unbewohnten, mit frischem Wasser und fruchtbarem Boden versehenen Inseln besitzen zu viel Anziehungskraft für wagnißkühne Gemüther, als daß von solchen, wenn Schiffe dort anlegen, die Gelegenheit nicht benutzt werden sollte, um sich darauf eine einsame Herrschaft zu gründen. So erzählt Coulter von einem Irländer, der auf der Karlsinsel, auf die er wegen schlechter Aufführung ausgesetzt wurde, ein unabhängiges Leben führte und Raubzüge nach den benachbarten Eilanden unternahm, auf deren einem er bei dem Versuch, sich eine Königin für sein Königreich zu erbeuten, erschlagen wurde. Ein anderer Abenteurer dieser Art, Johann Johannson, ein Schwede, war friedlicherer Natur, machte sein Besitzthum urbar, indem er Ackerbau und Viehzucht trieb, ward aber zuletzt von einer Bande Seeräuber, die er gastlich bei sich aufgenommen, all seiner erwirthschafteten Habe beraubt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1846.

Levin Schücking.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Da wir uns nun zu andern Betrachtungen wenden, so wollen wir gleich von vornherein bemerken, daß mit diesem Romane die Entwickelung Schücking's selbst weiter geschritten ist. Vergleichen wir die „Ritterbürtigen" mit seinem „Schloß am Meere", so finden wir hier in der Anlage einen bestimmten Mittelpunkt, um den sich Alles dreht, nach dem hin sich Alles bewegt; die „Ritterbürtigen" haben künstlerische Einheit, die Theile stehen im wesentlichen Zusammenhange mit dem Ganzen, fügen sich demselben als untergeordnete Glieder ein, während gerade diese Einheit am „Schloß am Meere" vermißt ist. Es sind dies mehr vereinzelte, zum Theil sehr gelungene Skizzen, rhapsodische Ausführungen, die äußerlich in Beziehung zueinander gebracht, aber keineswegs innerlich, organisch verbunden sind; bei den „Ritterbürtigen" dagegen entfaltet sich die Handlung ruhig und gemessen, schreitet nach dem einen Ziele unablässig hin und umschließt und schließt die einzelnen Theile zu einem wahrhaften Ganzen ohne Lücken, ohne Voraussetzungen, ohne Sprünge. Daher kommt es auch, daß der Eindruck, den das Ganze macht, ein größerer ist als dort, und daß der Leser in steter Spannung, ohne Ermüdung, bis zu dem Ende hinschreitet. Wir wollen hier, um diese unsere Behauptungen zu begründen, den Inhalt selbst reden lassen.

Die Gräfin Allgunde von Quernheim, eine stolze, leidenschaftliche Frau, voll von Unabhängigkeitsbestrebungen, hat in ihrem Kopfe, der ein wahres Brutnest von Intriguen ist, die Idee lebendig erfaßt und zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, den Adel in die ersten Reihen des Staatslebens wieder einzuschieben, seinen Einfluß herzustellen und eine geschlossene starke Macht in ihm sowol der Regierung als dem Volke gegenüber zu schaffen. Diese Gräfin hatte sich mit einem Manne, dem Sohne eines geadelten Beamten, von Finkenberg, vermählt, weil sie an ihm einen Gatten gefunden zu haben glaubte, der „muthig in der Gefahr, mit großartigem Überblicke die Verhältnisse der Welt überschauend, mit all den Kenntnissen und der Bildung, welche nur der Geist des Mannes umfassen kann, ausgerüstet, einer glühenden Leidenschaft fähig, und für sie unter den Füßen, ein gebrochener Sklave, ein Nichts!" Die Vermählung sollte heimlich gehalten werden, selbst ihr Vater erfuhr davon nichts, weil sie als Stiftsdame ihre Präbende nicht einbüßen, nicht öffentlich an einen Mann verheirathet sein wollte, der keine Ahnen und keinen stiftsfähigen Namen habe. Die Trauung wurde deshalb in einer Dorfkirche von einem jungen Geistlichen, dem Allgunde die Pfarrstelle durch ihren Vater als Patronatsherrn hatte übertragen lassen, in Gegenwart des Barons Tondern und seines Jägers, der bald nachher starb, vollzogen. Nach zwei Jahren erfuhr die Gräfin, daß ihr Gemahl früher Staatsspion gewesen war und verstieß ihn. Diese Heirath war von nun an der wunde Fleck der sie schmerzte und den sie um Alles in der Welt der Vergessenheit anheim zu geben suchte. Dem Baron Tondern versprach sie als Lohn seiner Verschwiegenheit die Hand und Güter ihrer Nichte Theophanie von Blankenaar. Intriguen und Gewaltstreiche wurden versucht, um dieses Versprechen zu halten, allein vergebens. Theophanie erfuhr durch einen Zufall den Plan, flüchtete sich zu einer entfernten Bauernfamilie; allein auch hier ward ihr Aufenthalt entdeckt und sie gerieth aufs neue in die Hände ihrer Verfolgerin, die sie endlich zwang, trotzdem daß sie bereits einem andern Manne, Valerian von Schlettendorf, ihr Leben und ihre Liebe geweiht hatte, dem Baron Tondern zum Altare zu folgen; allein dort zerschnitt ein kräftig ausgesprochenes Nein! Theophaniens plötzlich alle Hoffnungen, Allgundens Heirath mit Finkenberg wurde bekannt, Valerian erhielt seine Theophanie und Tondern und die Gräfin reisten nach Italien. Neben diesem Hauptfaden unserer Geschichte laufen unzählige Intriguen und seltsame Abenteuer hin und her und umschlingen das Ganze so innig wie grüner Epheu den einfachen Stamm einer Eiche, beleben und spannen die Entwickelung aufs mannichfachste, und über dem Ganzen schwebt der Geist Allgundens und ihrer Partei, der Ritterbürtigen.

Wir wollen hier uns jedoch nicht verhehlen, daß dem Roman, so sehr er auch interessant, wie man das gewöhnlich zu nennen pflegt, durch die vielen Intriguen geworden ist, doch auch ebenso sehr von einem höhern Standpunkte aus als von dem Bedürfnisse eines gewöhnlichen Leserkreises betrachtet, dieselben zum Vorwurfe gemacht werden können, und namentlich diejeni-

gen, welche nicht aus dem Charakter der handelnden Personen, sondern durch einen unvorhergesehenen Zufall, durch die spielende willkürliche Phantasie des Dichters hervorgegangen sind; denn im freien Gebiete der Kunst hat der Zufall kein Recht, ebenso wenig als im Reiche der Natur und des menschlichen Geistes. Nehmen wir zur Probe den Anfang des Romans.

Ein alter Jude sitzt am Wege und stößt mit seinem Stocke die herbstlichen Blätter an, während oben am Saume des Waldes eine Dame auf stolzem Pferde dahinreitet. Diese gewahrt, daß aus dem Dorfe im Thal ein Reiter sprengt, verfolgt — soweit ist Alles noch ganz romantisch, nun kommt aber ein anderes Element — von Gensdarmen; sie bietet dem verfolgten Manne, den sie nicht kennt, für den sich aber ihr Mitleid regt, ihr Pferd an, da das seinige ermüdet ist, der Fremde besteigt dasselbe und kommt auf das Schloß Blankenaar, das ihm die Dame als ihren Wohnsitz bezeichnet hat. Der Fremde geht, da es bereits Abend ist, in das Schloß, kommt auf einen Balcon, dort reicht ihm eine Zofe einen Brief, der aber nicht für ihn ist wie er glaubt. Um denselben lesen zu können, begibt er sich in den Hof, ein Diener hat eine Doppelleiter auf den Boden gestellt, um die Laterne an der Eingangsthüre anzuzünden, der Fremde besteigt die andere Seite und liest den Brief, der die Intriguen der Gräfin von Quernheim mit Theophanie enthält; unterdessen kommt ein Diener, dieser glaubt, der Fremde habe das Pferd seiner Herrin geraubt, stößt wider die Leiter, sie fällt und der Fremde schlägt mit dem Kopfe auf die Stufen, verwundet sich und wird ohnmächtig ins Schloß gebracht. Der Fremde ist Valerian von Schlettendorf, das Schloß gehört Theophanien von Blankenaar.

Die Charakterzeichnung der handelnden Personen ist gelungen und gleichzeitig durchgeführt. Der Eindruck wird noch bedeutender werden, wenn Schücking für die Folge einiges Augenmerk auf die Einzelheiten richtet, wodurch die Gestalten in um so größerer Wahrheit heraustreten werden. Sehr bezeichnend und charakteristisch erscheint die Stufenleiter, in denen Schücking seine Ritterbürtigen darstellt, von dem geadelten Beamtensohne Finkenberg über den verwöhnten, hochmüthigen Bischoving, den rohen abenteuerlichen Sassenegk, den glatten egoistischen Londern; den eingerosteten leidenschaftlichen Mainhövel bis hinauf zu dem gebildeten, aufgeklärten Schlettendorf. Eins fiel uns aber bei der Charakterzeichnung Theophaniens auf, dem edeln, stolzen Mädchen, das in dem Geliebten nicht den Menschen suchte, wie er seinen Verhältnissen angehörte und wie die Gesellschaft ihn geformt hatte, sondern nur die Seele mit allem tiefen Glühen einer leidenschaftlichen Innerlichkeit, die Seele, wonach die vereinsamte, unter ewig fremdbleibenden Menschen erwachsene Theophanie unablässig strebte, daß diese Theophanie erst dann ebenso freundlich und liebenswürdig lebhaft wird als sie früher kalt und abgemessen gewesen war, „nachdem der Fremde (Valerian von Schlettendorf) durch Nennung seines Namens eine Art Gewährschaft für sich hatte aufführen können [illegible] diese Theophanie auf einmal so ceremoniel geworden [illegible] lag es in ihrem Wesen, warum hat denn [illegible] die Katastrophe ihrer Liebesentwickelung hinter[illegible] versetzt, da sicherlich erst noch manche Aufklärun[illegible] gehen mußte, [illegible] den Leser auf den Punkt [illegible] wo er diese Entwickelung für poetisch wahr halte[illegible]

Das Stillleben, die ländlichen einfachen Verhä[illegible] dem westfälischen Bauernhofe bieten sehr gelunge[illegible] derungen dar. Es ist ein klarer und heißer [illegible] des beginnenden Herbstes, die Erdgrillen [illegible] ihren Löchern, die Hühner kratzen sich den [illegible] Bade und einer in der Sonne sich logernden [illegible] die Augen, das Fenster des Bauernhauses [illegible] die Uhr schlägt zehn, der Kuhhirt holt sein [illegible] Gänse schnattern, die Schafe blöcken und die[illegible] wilde Troß von plebejischem Vieh hält den [illegible] gen des vornehmen Herrn von Bischoving [illegible] gepuderten Perücke und seinen magern Gänse[illegible] götzliche Bilder! Gern geben wir für mehr [illegible] abenteuerliche Belagerung der alten Burg [illegible] ganzen Unwahrscheinlichkeit und seltsamen [illegible] fügung hin. Die Sprache und der Stil des [illegible] sind edel, rund und glatt, nur fielen uns mehr [illegible] wörter, wie agaciren, peroriren, compa[illegible] ron als störend auf, die wir dem Poeten [illegible] zu schenken gesonnen sind.

[illegible]. Gegen[illegible]

Reformationsgeschichte von Pol[illegible]

Dzieje Kosciolow wyznania helweckiego w Litw[illegible] der helvetischen Confession in Lithauen.) Von [illegible] kaszewicz. Zwei Theile. Posen. Gr. 8. [illegible]

Bei dem allgemeinen Interesse, das die [illegible] hältnisse in dem russischen und preußischen Polen [illegible] erregen, werden es sich, wie Ref. hofft, nicht wenig [illegible] ser Blätter gern gefallen lassen, wenn ihr Blick [illegible] den Auszug aus einem gewiß den allerwenigsten [illegible] gänglichen neuen polnischen Werke auf die Vorzeit [illegible] schen Kirche geleitet wird. Ref. theilt den Auszug [illegible] ber mit als das Werk, aus dem er entnommen ist, [illegible] tei dient, sondern mit dem offenbaren Verlangen, der [illegible] Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, abgefaßt [illegible] als von dem mit sehr gründlichen Kenntnissen der [illegible] Geschichte ausgerüsteten Verf. hier viele Data zur [illegible] tionsgeschichte Polens nach handschriftlichen Quellen [illegible] Male veröffentlicht worden sind.

Viele Umstände erleichterten der Reformation den [illegible] in das Herzogthum Lithauen. Der Hussitismus hatte [illegible] den Zeiten Jagello's heimlich hier erhalten, die Streitig[illegible] der römischen und morgenländischen Kirche hatten die [illegible] aufgeregt, die bedeutendern Städte waren von zahlreichen [illegible] schen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt. Daher [illegible] daß, als das benachbarte Preußen mit dem Herzoge [illegible] und darauf Liefland sich öffentlich zur Reformation [illegible] dieselbe auch in Lithauen rasche Fortschritte machte, [illegible] dadurch begünstigt wurden, daß 1544 der polnische [illegible] Sigismund August als Großherzog von Lithauen nach [illegible] kam. Wie dieser einerseits gegen die Lehren und [illegible] der katholischen Kirche gleichgültig sich erwies, so [illegible] andererseits den Neuerungen in der Religion sich zuzuneigen, und in seinem Gefolge waren nicht wenige offene [illegible]

[illegible] Kirchenglaubens, was in Lithauen Vielen mit bisher geheimgehaltenen Bekenntnisse gleichfalls hervor[illegible] den Muth gab.

Vergeblich bemühte sich die Geistlichkeit den Aufschwung [illegible]men. Zwar erlangte der Bischof von Wilna von neuem Könige Sigismund I. das Recht, die Ketzer zu strafen, wirkte ein königliches Edict aus, das unter Anderm einen [illegible], der von dem Katholicismus abfallen würde, mit dem [illegible]ste des Adels bedrohte. Die Verbote hatten aber um so ge[illegible]n Erfolg, als die Hofprediger des Thronerben, Jan Kos[illegible]k und Wawrzyniec Dyskordya, selbst die evangelische dem Volke öffentlich predigten. Ihnen war bereits als Apostel des Lutherthums der Doctor der Theologie Abra[illegible] Culvensis vorangegangen, ein Lithauer von Geburt, wel[illegible] in Deutschland studirt hatte und um 1539 in Wilna eine [illegible]le gründete, doch später nach Preußen flüchten mußte.

Mit der Thronbesteigung Sigismund August's 1548 fielen Schranken, die bis dahin die Reformation wie in Polen so [illegible]thauen aufgehalten hatten. Zwar trat derselbe auch als [illegible]ig mit seinen religiösen Gesinnungen nicht bestimmter her[illegible] weil religiöse Bestimmtheit ihm, in frühern Jahren we[illegible]tens, überhaupt fehlte; Sigismund August gewährte der [illegible]rmation dennoch einen mächtigen Anhalt durch die eng ihm verschwägerte Radziwill'sche Familie.

Nikolaus Radziwill, der Schwarze benannt, von Sigis[illegible] August zum Wojewoden von Wilna und zum Kanzler von [illegible]auen erhoben, Vetter der Gemahlin Sigismund August's, [illegible]bara Radziwill, war damals das Haupt der ganzen Ra[illegible]will'schen Familie. Früher ein Bekenner der griechischen [illegible]che, war er auf seinen Reisen für Calvin's Lehre gewonnen [illegible]den und bemühte sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland, [illegible] helvetische Bekenntniß, das er 1553 öffentlich annahm, [illegible] alle Weise zu verbreiten. Seine Würden, seine Reich[illegible]mer, seine ausgezeichneten Geistesgaben erhoben ihn alsbald [illegible]n Mittelpunkte der Reformation in Lithauen. An ihn schlos[illegible] sich alle evangelischen Glaubenslehrer an, bei ihm fanden Schutz und Obdach, viele Reformatoren zog er aus Polen [illegible] andern Ländern nach Lithauen, andere sandte er in die [illegible]hweiz, um sie, nachdem sie dort ihre theologische Ausbildung [illegible]alten hatten, in Lithauen als Prediger anzustellen. Im J. [illegible]63 ließ er in Brzesc die berühmte, auf seine Veranlassung [illegible]n Simon Sacius, Peter Statorius und andern gelehrten Theo[illegible]gen unternommene Bibelübersetzung abdrucken und schenkte, [illegible]chdem schon eine Zeit lang auf seinem Schlosse zu Wilna re[illegible]rmirter Gottesdienst stattgefunden hatte, eine ebendaselbst [illegible]erbaute Kirche der reformirten Gemeinde.

Durch persönliche Anhänglichkeit an Radziwill und durch [illegible]amilienbande wurden viele Adelige zur helvetischen Confession [illegible]erübergezogen, die angesehensten Familien, die Chodkiewicz, [illegible]apieha, Zawisza, Wisniowiecki, Pac gehörten ihr an. Auch [illegible]riechische und katholische Geistliche fielen in nicht geringer An[illegible]ahl von ihrem Glauben ab, und eine Zeit lang waren kaum [illegible]echs bis sieben katholische Geistliche in ganz Lithauen übrig. Nur das Landvolk blieb seinem alten Glauben getreu, beson[illegible]ders dasjenige, welches dem griechischen Bekenntnisse angehörte, es wurde aber häufig von den Herren zur Annahme eines neuen Bekenntnisses gezwungen. Die ersten helvetischen Gemeinden entstanden in Brzesc, Wilna, Kleck, Nieswierz; in diesen Orten wurden auch die ersten calvinischen Kirchen erbaut.

Das Lutherthum fand in Lithauen nur in den Städten unter den Deutschen Eingang. Der Adel verrieth wenig Sympathien für dasselbe, weil es ihm noch zu viel von dem Katholicismus an sich zu haben schien, und deshalb hielt er sich lieber an den Calvinismus und Socinianismus.

Die katholische Geistlichkeit ließ nicht nach, gegen den neuen geistigen Umschwung zu eifern; doch derselbe zog immer weitere Kreise, so laut und kräftig jene auch auftrat. Der Bischof Cyprian zu Wilna wagte es sogar, als einst der König Sigismund August vom Fürsten Radziwill beredet worden war, dem calvinischen Gottesdienst in Wilna beizuwohnen und schon auf dem Wege nach der calvinischen Kirche sich befand, dem Könige auf der Straße entgegenzutreten und dem Pferde desselben mit den Worten in die Zügel zu fallen: „Nicht auf diesem Wege wandelten die Vorfahren Ew. Majestät zur Kirche, sondern auf jenem!" Er deutete dabei auf eine nahe katholische Kirche hin, und der schwankende Monarch ließ sich zum Eintritt in die katholische Kirche bewegen.

Da erlitt der Calvinismus in Lithauen schon 1565 den ersten großen Verlust, Fürst Nikolaus Radziwill starb, nachdem er noch auf dem Sterbebette seinen ältesten Sohn dem geläuterten Glauben treu zu bleiben ermahnt hatte. Nach ihm wurde Nikolaus Radziwill, mit dem Beinamen Rufus, der Bruder der Königin Barbara und Großhetman von Lithauen, das Haupt der Bekenner des Calvinismus. Dieser Fürst war durch einen Betrug, den die Mönche in Czenstochau vor seinem Augen an einem für besessen ausgegebenen Landmanne verübt hatten, zum Abfall vom Katholicismus bewogen worden. Auch er nahm sich seiner Glaubensgenossen mit Rath und That an, und trug nicht wenig zur Ausbreitung des Calvinischen Bekenntnisses bei, was ihm als Wojewoden von Wilna leicht ausführbar war. Viele calvinische Kirchen verdankten ihm ihre Entstehung.

Einen großen Nachtheil brachten wie der Reformation in Polen überhaupt so insbesondere dem Calvinismus in Lithauen die rasche Ausbreitung des Socinianismus und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten unter den Nichtkatholiken selbst. Peter von Goniondz, Blandrat, Lizmanin waren es vornehmlich, die in Lithauen Socinus' Lehre predigten, sie fanden auch unter den Calvinisten viele Anhänger, welche 1564 in Brzezin und 1565 in Wengrow besondere Synoden hielten.

Die unter den Evangelischen Lithauens damals ausgebrochenen Parteiungen waren von um so traurigern Folgen, als die heftigsten Feinde des evangelischen Bekenntnisses, die Jesuiten, der Reformation in Lithauen fast auf dem Fuße folgten und damals gerade Eingang im Lande fanden. Auf den Rath des Bischofs von Ermeland und Cardinals Hosius, der in jener Zeit in ganz Europa für eine der Hauptstützen des Katholicismus angesehen wurde, zog der Bischof von Wilna, Valerian Protaszewicz, 1569 die ersten Väter der Gesellschaft Jesu aus Olmütz nach Wilna herüber. Diese gründeten, doch nicht ohne viele Schwierigkeiten, die ihnen selbst von Seiten der katholischen Geistlichkeit gemacht wurden, überwinden zu müssen, alsbald ein Collegium in Wilna, an welchem der berühmte Stanislaw Warszewicki der erste Rector war, der durch seine Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und sein einschmeichelndes Wesen bald allgemeine Zuneigung gewann und die Schwächen der Menge klug zu benutzen verstand. Durch öffentliche Disputationen über Glaubenssachen, bei welchen Jesuiten statt der vorgeblich zum Disputiren aufgefoderten evangelischen Gelehrten opponirten, bemühten sie sich zuvörderst, bei der Menge eine günstige Meinung für sich zu erwecken, dann suchten sie Eingang in die adeligen Familien zu erlangen, donnerten auf den Kanzeln gegen die Reformatoren, redeten auf den Märkten und an andern öffentlichen Orten zu dem Volke, stellten alle recht in die Augen fallende und auf die Sinne wirkende Gebräuche beim Gottesdienste und den öffentlichen Aufzügen wieder her, und traten überall unverhohlen als Bekehrer zum Katholicismus auf.

Einem so rüstigen, schlauen, kein Mittel scheuenden Feinde vermochte die Sandomirer Vereinigung der polnischen Lutheraner und Calvinisten, an welcher jedoch die Lithauer nur geringen Antheil nahmen, nicht die Wage zu halten, noch wahrte gegen ihn der in der Warschauer Conföderation von 1572 enthaltene und zuerst vom Könige Heinrich von Valois beschworene Paragraph über den Frieden der in Rücksicht auf Religion dissentirenden Parteien. Nicht nur häufige Abfälle von der evangelischen Lehre bewirkt, sondern auch allgemeinen Widerwillen, ja Haß gegen dieselbe besonders unter dem niedern Volke er-

gen, welche nicht aus dem Charakter der handelnden Personen, sondern durch einen unvorhergesehenen Zufall, durch die spielende willkürliche Phantasie des Dichters hervorgegangen sind; denn im freien Gebiete der Kunst hat der Zufall kein Recht, ebenso wenig als in der Reihe der Natur und des menschlichen Geistes. Nehmen wir zur Probe den Anfang des Romans.

Ein alter Jude sitzt am Wege und stößt mit seinem Stocke die herbstlichen Blätter an, während oben am Saume des Waldes eine Dame auf stolzem Pferde dahinreitet. Diese gewahrt, daß aus dem Dorfe im Thal ein Reiter sprengt, verfolgt — soweit ist Alles noch ganz romantisch, nun kommt aber ein anderes Element — von Gensdarmen; sie bietet dem verfolgten Manne, den sie nicht kennt, für den sich aber ihr Mitleid regt, ihr Pferd an, da das seinige ermüdet ist, der Fremde besteigt dasselbe und kommt auf das Schloß Blankenaar, das ihm die Dame als ihren Wohnsitz bezeichnet hat. Der Fremde geht, da es bereits Abend ist, in das Schloß, kommt auf einen Balcon, dort reicht ihm eine Zofe einen Brief, der aber nicht für ihn ist wie er glaubt. Um denselben lesen zu können, begibt er sich in den Hof, ein Diener hat eine Doppelleiter auf den Boden gestellt, um die Laterne an der Eingangsthüre anzuzünden, der Fremde besteigt die andere Seite und liest den Brief, der die Intriguen der Gräfin von Quernheim mit Theophanie enthält; unterdessen kommt ein Diener, dieser glaubt, der Fremde habe das Pferd seiner Herrin geraubt, stößt wider die Leiter, sie fällt und der Fremde schlägt mit dem Kopfe auf die Stufen, verwundet sich und wird ohnmächtig ins Schloß gebracht. Der Fremde ist Valerian von Schlettendorf, das Schloß gehört Theophanien von Blankenaar.

Die Charakterzeichnung der handelnden Personen ist gelungen und gleichzeitig durchgeführt. Der Eindruck wird noch bedeutender werden, wenn Schücking für die Folge einiges Augenmerk auf die Einzelheiten richtet, wodurch die Gestalten in um so größerer Wahrheit heraustreten werden. Sehr bezeichnend und charakteristisch erscheint die Stufenleiter, in denen Schücking seine Ritterbürtigen darstellt, von dem geadelten Beamtensohne Finkenberg über den verwöhnten, hochmüthigen Bischoving, den rohen abenteuerlichen Sasseneck, den glatten egoistischen Tondern, den eingerosteten leidenschaftlichen Mainhövel bis hinauf zu dem gebildeten, aufgeklärten Schlettendorf. Eins fiel uns aber bei der Charakterzeichnung Theophaniens auf, dem edeln, stolzen Mädchen, das in dem Geliebten nicht den Menschen suchte, wie er seinen Verhältnissen angehörte und wie die Gesellschaft ihn geformt hatte, sondern nur die Seele mit allem tiefen Glühen einer leidenschaftlichen Innerlichkeit, die Seele, wonach die vereinsamte, unter ewig fremdbleibenden Menschen erwachsene Theophanie unablässig strebte, daß diese Theophanie erst dann ebenso freundlich und liebenswürdig lebhaft wird als sie früher kalt und abgemessen gewesen war, „nachdem der Fremde (Valerian von Schlettendorf) durch Nennung seines Namens eine Art Gewährschaft für sich hatte aufführen können". Sollte diese Theophanie auf einmal so ceremoniel geworden sein oder lag es in ihrem Wesen, warum hat denn der Dichter die Katastrophe ihrer Liebesentwickelung hinter die Scene versetzt, da sicherlich erst noch manche Aufklärung vorhergehen mußte, um den Leser auf den Punkt zu stellen, wo er diese Entwickelung für poetisch wahr halten mußte? Das Stillleben, die ländlichen einfachen Verhältnisse auf dem westfälischen Bauernhofe bieten sehr gelungene Schilderungen dar. Es ist ein klarer und heißer Morgen des beginnenden Herbstes, die Erdgrillen musiciren in ihren Löchern, die Hühner kratzen sich den Sand zum Bade und einer in der Sonne sich logernden Dogge in die Augen, das Fenster des Bauernhauses steht offen, die Uhr schlägt zehn, der Kuhhirt holt sein Horn, die Gänse schnattern, die Schafe blöcken und dieser ganze wilde Troß von plebejischem Vieh hält den alten Wagen des vornehmen Herrn von Bischoving mit seiner gepuderten Perücke und seinen magern Gäulen auf. Ergötzliche Bilder! Gern geben wir für mehre solche die abenteuerliche Belagerung der alten Burg mit ihrer ganzen Unwahrscheinlichkeit und seltsamen Zusammenfügung hin. Die Sprache und der Stil des Romans sind edel, rund und glatt, nur fielen uns mehre Fremdwörter, wie agaciren, peroriren, compact, Perron als störend auf, die wir dem Poeten keineswegs zu schenken gesonnen sind.

L. Gegenbaur.

Reformationsgeschichte von Polen.

Dzieje Kosciołow wyznania helweckiego w Litwie. (Geschichte der helvetischen Confession in Lithauen.) Von Joseph Lukaszewicz. Zwei Theile. Posen. Gr. 8. 4 Thlr.

Bei dem allgemeinen Interesse, das die kirchlichen Verhältnisse in dem russischen und preußischen Polen gegenwärtig erregen, werden es sich, wie Ref. hofft, nicht wenige Leser dieser Blätter gern gefallen lassen, wenn ihr Blick durch folgenden Auszug aus einem gewiß den allerwenigsten Lesern zugänglichen neuen polnischen Werke auf die Vorzeit der polnischen Kirche geleitet wird. Ref. theilt den Auszug um so lieber mit als das Werk, aus dem er entnommen ist, keiner Partei dient, sondern mit dem offenbaren Verlangen, der historischen Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, abgefaßt ist, und als von dem mit sehr gründlichen Kenntnissen der polnischen Geschichte ausgerüsteten Verf. hier viele Data zur Reformationsgeschichte Polens nach handschriftlichen Quellen zum ersten Male veröffentlicht worden sind.

Viele Umstände erleichterten der Reformation den Eingang in das Herzogthum Lithauen. Der Hussitismus hatte sich aus den Zeiten Jagiello's heimlich hier erhalten, die Streitigkeiten der römischen und morgenländischen Kirche hatten die Gemüther aufgeregt, die bedeutendern Städte waren von zahlreichen deutschen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt. Daher kam es, daß, als das benachbarte Preußen mit dem Herzoge Albrecht, und darauf Liefland sich öffentlich zur Reformation bekannte, dieselbe auch in Lithauen rasche Fortschritte machte, die noch dadurch begünstigt wurden, daß 1544 der polnische Kronprinz Sigismund August als Großherzog von Lithauen nach Wilna kam. Wie dieser einerseits gegen die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche gleichgültig sich erwies, so schien er andererseits den Neuerungen in der Religion sich zuzuwenden, und in seinem Gefolge waren nicht wenige offene Bekenner

des reformirten Kirchenglaubens, was in Lithauen Vielen mit ihrem bisher geheimgehaltenen Bekenntnisse gleichfalls hervorzutreten den Muth gab.

Vergeblich bemühte sich die Geistlichkeit den Aufschwung zu hemmen. Zwar erlangte der Bischof von Wilna von neuem vom Könige Sigismund I. das Recht, die Ketzer zu strafen, und wirkte ein königliches Edict aus, das unter Anderm einen Jeden, der von dem Katholicismus abfallen würde, mit dem Verluste des Adels bedrohte. Die Verbote hatten aber um so geringern Erfolg, als die Hofprediger des Thronerben, Jan Kosminczyk und Wawrzyniec Dyskordya, selbst die evangelische Lehre dem Volke öffentlich predigten. Ihnen war bereits als erster Apostel des Lutherthums der Doctor der Theologie Abraham Culvensis vorangegangen, ein Lithauer von Geburt, welcher in Deutschland studirt hatte und um 1539 in Wilna eine Schule gründete, doch später nach Preußen flüchten mußte.

Mit der Thronbesteigung Sigismund August's 1548 fielen die Schranken, die bis dahin die Reformation wie in Polen so in Lithauen aufgehalten hatten. Zwar trat derselbe auch als König mit seinen religiösen Gesinnungen nicht bestimmter hervor, weil religiöse Bestimmtheit ihm, in frühern Jahren wenigstens, überhaupt fehlte; Sigismund August gewährte der Reformation dennoch einen mächtigen Anhalt durch die eng mit ihm verschwägerte Radziwill'sche Familie.

Nikolaus Radziwill, der Schwarze benannt, von Sigismund August zum Wojewoden von Wilna und zum Kanzler von Lithauen erhoben, Vetter der Gemahlin Sigismund August's, Barbara Radziwill, war damals das Haupt der ganzen Radziwill'schen Familie. Früher ein Bekenner der griechischen Kirche, war er auf seinen Reisen für Calvin's Lehre gewonnen worden und bemühte sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland, das helvetische Bekenntniß, das er 1553 öffentlich annahm, auf alle Weise zu verbreiten. Seine Würden, seine Reichthümer, seine ausgezeichneten Geistesgaben erhoben ihn alsbald zum Mittelpunkte der Reformation in Lithauen. An ihn schlossen sich alle evangelischen Glaubenslehrer an, bei ihm fanden sie Schutz und Obdach, viele Reformatoren zog er aus Polen und andern Ländern nach Lithauen, andere sandte er in die Schweiz, um sie, nachdem sie dort ihre theologische Ausbildung erhalten hatten, in Lithauen als Prediger anzustellen. Im J. 1563 ließ er in Brzesc die berühmte, auf seine Veranlassung von Simon Sacius, Peter Statorius und andern gelehrten Theologen unternommene Bibelübersetzung abdrucken und schenkte, nachdem schon eine Zeit lang auf seinem Schlosse zu Wilna reformirter Gottesdienst stattgefunden hatte, eine ebendaselbst neuerbaute Kirche der reformirten Gemeinde.

Durch persönliche Anhänglichkeit an Radziwill und durch Familienbande wurden viele Adelige zur helvetischen Confession herübergezogen, die angesehensten Familien, die Chodkiewicz, Sapieha, Zawisza, Wisniowiecki, Pac gehörten ihr an. Auch griechische und katholische Geistliche fielen in nicht geringer Anzahl von ihrem Glauben ab, und eine Zeit lang waren kaum sechs bis sieben katholische Geistliche in ganz Lithauen übrig. Nur das Landvolk blieb seinem alten Glauben getreu, besonders dasjenige, welches dem griechischen Bekenntnisse angehörte, es wurde aber häufig von den Herren zur Annahme eines neuen Bekenntnisses gezwungen. Die ersten helvetischen Gemeinden entstanden in Brzesc, Wilna, Kleck, Nieswierz; in diesen Orten wurden auch die ersten calvinischen Kirchen erbaut.

Das Lutherthum fand in Lithauen nur in den Städten unter den Deutschen Eingang. Der Adel verrieth wenig Sympathien für dasselbe, weil es ihm noch zu viel von dem Katholicismus an sich zu haben schien, und deshalb hielt er sich lieber an den Calvinismus und Socinianismus.

Die katholische Geistlichkeit ließ nicht nach, gegen den neuen geistigen Umschwung zu eifern; doch derselbe zog immer weitere Kreise, so laut und kräftig jene auch auftrat. Der Bischof Cyprian zu Wilna wagte es sogar, als einst der König Sigismund August vom Fürsten Radziwill beredet worden war, dem calvinischen Gottesdienst in Wilna beizuwohnen und schon auf dem Wege nach der calvinischen Kirche sich befand, dem Könige auf der Straße entgegenzutreten und dem Pferde desselben mit den Worten in die Zügel zu fallen: „Nicht auf diesem Wege wandelten die Vorfahren Ew. Majestät zur Kirche, sondern auf jenem!" Er deutete dabei auf eine nahe katholische Kirche hin, und der schwankende Monarch ließ sich zum Eintritt in die katholische Kirche bewegen.

Da erlitt der Calvinismus in Lithauen schon 1565 den ersten großen Verlust, Fürst Nikolaus Radziwill starb, nachdem er noch auf dem Sterbebette seinen ältesten Sohn dem geläuterten Glauben treu zu bleiben ermahnt hatte. Nach ihm wurde Nikolaus Radziwill, mit dem Beinamen Rufus, der Bruder der Königin Barbara und Großhetman von Lithauen, das Haupt der Bekenner des Calvinismus. Dieser Fürst war durch einen Betrug, den die Mönche in Czenstochau vor seinem Augen an einem für besessen ausgegebenen Landmanne verübt hatten, zum Abfall vom Katholicismus bewogen worden. Auch er nahm sich seiner Glaubensgenossen mit Rath und That an, und trug nicht wenig zur Ausbreitung des Calvinischen Bekenntnisses bei, was ihm als Wojewoden von Wilna leicht ausführbar war. Viele calvinische Kirchen verdankten ihm ihre Entstehung.

Einen großen Nachtheil brachten wie der Reformation in Polen überhaupt so insbesondere dem Calvinismus in Lithauen die rasche Ausbreitung des Socinianismus und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten unter den Nichtkatholiken selbst. Peter von Goniondz, Blandrat, Lizmanin waren es vornehmlich, die in Lithauen Socinus' Lehre predigten, sie fanden auch unter den Calvinisten viele Anhänger, welche 1564 in Brzezin und 1565 in Wengrow besondere Synoden hielten.

Die unter den Evangelischen Lithauens damals ausgebrochenen Parteiungen waren von um so traurigern Folgen, als die heftigsten Feinde des evangelischen Bekenntnisses, die Jesuiten, der Reformation in Lithauen fast auf dem Fuße folgten und damals gerade Eingang im Lande fanden. Auf den Rath des Bischofs von Ermeland und Cardinals Hosius, der in jener Zeit in ganz Europa für eine der Hauptstützen des Katholicismus angesehen wurde, zog der Bischof von Wilna, Valerian Protaszewicz, 1569 die ersten Väter der Gesellschaft Jesu aus Olmütz nach Wilna herüber. Diese gründeten, doch nicht ohne viele Schwierigkeiten, die ihnen selbst von Seiten der katholischen Geistlichkeit gemacht wurden, überwinden zu müssen, alsbald ein Collegium in Wilna, an welchem der berühmte Stanislaw Warszewicki der erste Rector war, der durch seine Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und sein einschmeichelndes Wesen bald allgemeine Zuneigung gewann und die Schwächen der Menge klug zu benutzen verstand. Durch öffentliche Disputationen über Glaubenssachen, bei welchen Jesuiten statt der vorgeblich zum Disputiren aufgefoderten evangelischen Gelehrten opponirten, bemühten sie sich zuvörderst, bei der Menge eine günstige Meinung für sich zu erwecken, dann suchten sie Eingang in die adeligen Familien zu erlangen, donnerten auf den Kanzeln gegen die Reformatoren, redeten auf den Märkten und an andern öffentlichen Orten zu dem Volke, stellten alle recht in die Augen fallende und auf die Sinne wirkende Gebräuche beim Gottesdienste und den öffentlichen Aufzügen wieder her, und traten überall unverhohlen als Bekehrer zum Katholicismus auf.

Einem so rüstigen, schlauen, kein Mittel scheuenden Feinde vermochte die Sandomirer Vereinigung der polnischen Lutheraner und Calvinisten, an welcher jedoch die Lithauer nur geringen Antheil nahmen, nicht die Wage zu halten, noch wahrte gegen ihn der in der Warschauer Conföderation von 1572 enthaltene und zuerst vom Könige Heinrich von Valois beschworene Paragraph über den Frieden der in Rücksicht auf Religion dissentirenden Parteien. Nicht nur häufige Abfälle von der evangelischen Lehre bewirkt, sondern auch allgemeinen Widerwillen, ja Haß gegen dieselbe besonders unter dem niedern Volke er-

regt zu haben, konnten die Jesuiten mit Recht als ihr Werk rühmen.

Die Folgen des jesuitischen Einflusses zeigten sich schon unter der Regierung des Königs Stephan Bathori. Obgleich derselbe allen Unordnungen kräftig zu steuern suchte, so überfielen doch in dem bis dahin so toleranten Polen die durch Lithauen gegen Moskau ins Feld ziehenden polnischen Heerhaufen die Kirchen der alsbald ausschließlich „Dissidenten" genannten Evangelischen, steckten sie in Brand und verübten viele andere Unbill.

Die folgereichsten Siege der Jesuiten waren, daß Stephan Bathori die wilnaer Jesuitenschule zu einer Akademie erhob, und die Jesuitencollegien zu Polock, Riga, Dorpat, Grodno gründete, welchem Beispiele viele Magnaten folgten; ferner, daß es den Jesuiten gelang, die Söhne des Fürsten Nikolaus Radziwill des Schwarzen, die Fürsten Christoph, Jerzy (Georg), Albert und Stanislaw Radziwill zum Katholicismus zu bekehren. Sofort vertrieben nun dieselben aus ihren großen Besitzungen Nieswierz, Olyka, Kleck die calvinischen Geistlichen und führten an allen diesen Orten katholischen Gottesdienst ein. Fürst Jerzy Radziwill trat in den geistlichen Stand und warf sich, zum Cardinal und Bischof von Wilna erhoben, zum Haupte der Verfolger der Dissidenten auf. Gleich nach seiner Rückkehr aus Rom, wo er die erste Messe gelesen hatte, ließ er mit Gewalt alle als häretisch bezeichneten Bücher aus den wilnaer Buchhandlungen wegnehmen und vor der Johanniskirche verbrennen. Fürst Christoph Radziwill, der eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm, setzte, um die von seinem Vater veranstaltete Bibelübersetzung aufkaufen und dann verbrennen zu lassen, die Summe von 5000 Dukaten aus, ebenso viel, als sein Vater auf die Herausgabe verwendet hatte. Nur hin und wieder gelang es dem erwähnten, dem reformirten Glauben treu ergebenen Fürsten Nikolaus Radziwill, Rufus, seinen den Jesuiten ganz und gar ergebenen Neffen entgegenzutreten, ihre Absichten zu durchkreuzen und seinen Glaubensgenossen Schutz zu gewähren.

Nicht blos aber durch das von da an häufige Verbrennen häretischer Bücher übten die Jesuiten die Censur aus. Obgleich aus ihren Druckereien täglich die unwürdigsten und lügenhaftesten Schmähschriften gegen die dissidentischen Gemeinden und deren Prediger erschienen, so wollten sie doch den Gegnern Vertheidigung nicht gestatten, und als der Buchdrucker Lencicius in Wilna trotz des Verbots des Bischofs akatholische Bücher zu drucken fortfuhr, ließen ihm die Jesuiten durch seinen Diener die Lettern stehlen, und beschützten den Dieb in ihrem Collegium.

Als nun Sigismund III. aus dem Hause Wasa, ein Zögling der Jesuiten, auf den polnischen Thron kam, da durchdrang diese das Gefühl, daß die Zeit des vollkommenen Sieges für sie gekommen wäre, und es täuschte sie nicht; denn das einzige Ziel der vierzigjährigen Regierung Sigismund's war, die Reformation zu unterdrücken, Hof, Senat, ja das ganze Land von den Dissidenten zu reinigen, und nicht an dem Könige und seinen Rathgebern lag es, daß Polen kein Spanien wurde. Dem Scheine nach brachte Sigismund durch die Ausbreitung des Katholicismus eine größere Einheit in den polnischen Staatskörper, in der That aber schwächte er denselben, indem er den Samen des Hasses in die Gemüther warf, noch mehr, indem er alle moralischen und materiellen Kräfte der Nation auf die Einrichtung einer Hierarchie mit Tausenden von Klöstern und Tausenden der schlechtesten Schulen hinwandte, indem er die Frechheit, den Muthwillen, wenn er nur unter dem Scheine des Eifers um die katholische Religion auftrat, frei walten ließ, und so die unterdrückten Dissidenten zwang, sich nach fremder Hülfe umzusehen.

Tüchtige, dem Vaterlande nützliche, kenntnißreiche Bürger zu erziehen, hatten die Jesuiten ganz und gar nicht die Absicht, ihre ganze Erziehungsweise war nur dahin gerichtet, in ihren Zöglingen ein fremum haereticorum zu erlangen. In welchem Grade die Jesuitenzöglinge ein solches wurden, zeigen die vielen Gewaltthätigkeiten und Frevel, welche jene das ganze 17. Jahrhundert hindurch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein an den dissidentischen Geistlichen, Gemeinden und deren Gotteshäusern verübten.

In einen langwierigen Proceß wurde die helvetische Gemeinde in Wilna 1639 verwickelt, als einige Glieder beschuldigt wurden, nach dem Bilde des Erzengels Michael auf der Franziskanerkirche zu Wilna mit Pfeilen geschossen zu haben. Viele ganz unbegründete Beschuldigungen kamen hinzu, und der Proceß hatte einen so übeln Ausgang, daß die Gemeinde durch ein nach den noch vorhandenen Acten offenbar ungerechtes königliches Decret das Recht verlor, ihren Gottesdienst innerhalb der Mauern von Wilna abzuhalten, daß sie statt des Gotteshauses in der Stadt sich ein Gebäude außerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe erbauen mußte, daß alle helvetischen Schulen und Hospitäler in Wilna aufgehoben wurden und die Prediger der Gemeinde, Labecki, Jurski und Hartlieb der über sie verhängten Todesstrafe nur durch ihre schleunige Flucht zum Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg entgehen konnten.

Wenn man aus der Folgezeit die genaue Schilderung der immer sich wieder erneuernden und immer heftiger werdenden Verfolgungen der Dissidenten liest, wie diese unter August II. das allertraurigste Loos zu ertragen haben, wie ihre Kirchen zerstört, ihre Geistlichen häufig auf das grausamste selbst zum Tode gemartert werden, wie den Dissidenten am Ende alle Rechte genommen, und sie aus allen öffentlichen Ämtern entfernt werden, wie alle ihre Klagen sowol vor den Königen wie vor den Landtagen und den Gerichten keinen Erfolg haben, wie sie nirgend Gerechtigkeit, ja nicht einmal Erbarmen finden, so bewundert man auf der einen Seite ihren Glaubensmuth, wie man sie auf der andern Seite entschuldigt, daß sie uneingedenk Dessen daß sie Polen seien sich den eindringenden Feinden, wie den Schweden, in die Arme werfen und endlich fremde Hülfe zur Wahrung ihrer Gerechtsame aufrufen. Die Anzahl der Gotteshäuser der Calvinisten, deren es während der Blütezeit der polnischen Reformation 163 gab, verminderte sich dermaßen, daß sich unter August III. nur noch 28 calvinische Gemeinden in Lithauen vorfanden.

Mit dem traurigen Zustande, in dem sich die lithauischen Calvinisten bei der Thronbesteigung des letzten polnischen Königs befanden, bricht das Werk ab. Im zweiten Theile desselben findet man die Specialgeschichte der Gemeinden und dankenswerthe Mittheilungen zur polnischen Literaturgeschichte über die Druckereien der Calvinisten in Lithauen, ihre liturgischen Bücher, Bibelübersetzungen u. s. w., auch ausführliche Biographien ihrer Gelehrten, unter denen Andreas Wolan, der 1610 als Prediger zu Wilna starb, und Johann Lasicius die berühmtesten waren. 9.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Völkerrecht.

Einen wichtigen Beitrag zur Literatur der Diplomatie erhalten wir in einer vor kurzem erschienenen Schrift, welche dem Völkerrechte, insoweit sich dasselbe auf die internationalen Beziehungen zur See bezieht, gewidmet ist. Sie führt den Titel: „Règles internationales et diplomatie de la mer", von Ortolan (2 Bde.). Der Verf. hat sich der juristischen Welt besonders durch seine gediegenen Arbeiten über die Geschichte des französischen Rechts auf das vortheilhafteste bekannt gemacht, und auch sein neuestes Werk wird seinem gelehrten Rufe keinen Abbruch thun. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1846.

Hänschen von Saintré (Le petit Jehan de Saintré). Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert von Antoine de la Sale.*)

Der Verfasser des „Le petit Jean de Saintré" verband die Eigenschaften eines Pädagogen mit denen eines Novellisten. Er war zugleich eins der tonangebenden Mitglieder jener kleinen Akademie von lustigen Erzählern, die auf dem Schlosse von Genappe unter Vorsitz Ludwig's XI., damals noch Dauphin, die bekannten „Cent nouvelles nouvelles" herausgab, und nacheinander Erzieher Johannes v. Anjou, Herzog von Calabrien und Lothringen, und der drei Söhne des unglücklichen Grafen von St.-Pol, der auf Befehl Ludwig's XI. hingerichtet wurde. „Le petit Jean" bildet gewissermaßen den Schlußstein seiner literarischen Thätigkeit. Nachdem er nämlich auf der einen Seite Novellen und auf der andern für seine Schüler belehrende Bücher geschrieben, worunter dasjenige, welches er „La salade" betitelt (aus dem Grunde, sagt er, weil in den Salat viele nützliche und angenehme Kräuter gethan werden) das bemerkenswertheste ist, schrieb er gegen das Ende seines Lebens um 1459 den „Petit Jean", welchen man als den „Télémaque" des 15. Jahrhunderts ansehen kann, indem Geschichte und Dichtung fast gleichen Theil an demselben haben. Wie Fénélon's Held ist Saintré ein Muster von Tugend und Verständigkeit, aber sein Mentor ist keine Minerva, noch überhaupt eine Göttin oder Fee, es ist ganz einfach eine schöne Dame des Hofs, die der Dichter la dame des belles cousines nennt. Über den wahren Namen dieser Dame hat man seit Brantôme viele Vermuthungen aufgestellt, ohne zu einem genügenden Resultate zu kommen. Wahrscheinlich ist, daß es eine junge Witwe von Stande, aus königlichem Geblüte war. Saintré selbst ist eine historische Person; Froissart erwähnt seiner als des besten und tapfersten Ritters von Frankreich. Er war Seneschal von Anjou und Maine und kämpfte mit Auszeichnung in den Kriegen in der Saintonge, ebenso bei Poitiers, wo er von den Engländern gefangen wurde. Nach Frankreich zurückgekehrt, bekam er von dem Regenten des Königreichs, dem Herzoge von der Normandie, den Auftrag, die Gesandten Eduard's III. zu begleiten, und später war er einer der vier Commissarien, welche die Provinzen Poitou, Saintonge und Angoumois den Engländern übergaben.

Obgleich nun Saintré keineswegs ein erdachter Romanheld ist, so ist doch Sale's Roman weit entfernt davon eine Biographie oder eine Chronik zu sein. Der Verf. verläßt in sehr wesentlichen Punkten ganz und gar den geschichtlichen Boden, indem er seinen Helden Abenteuer bestehen läßt, von denen die Geschichte nicht nur nichts erwähnt, sondern die auch der Zeit und dem Orte nach als erwiesen fingirt erscheinen, oder aber ihm Thaten beilegt, die Andern zukommen, wie z. B. Saintré's Kampf mit den englischen Rittern bei Boulogne, was lebhaft an die Memoiren des Marschalls Boncicant erinnert. Nirgend aber verläßt der Verf. das Gebiet der Wahrscheinlichkeit, und darin unterscheidet er sich wesentlich von allen gleichzeitigen Romanciers. Die Thaten seines Helden, so außerordentlich sie sind, bleiben immer streng in den Grenzen der Möglichkeit und überall blickt die unterrichtende Tendenz des Buchs deutlich hindurch, die nämlich, das Bild eines vollkommenen Ritters und Edelmanns zur Nachahmung aufzustellen. Man kann nicht besser und eindringlicher allen ritterlichen Tugenden und allen edeln Gefühlen überhaupt das Wort reden als Saintré's Dame es thut. Sie citirt die Bibel und die Kirchenväter, selbst die Philosophen in ihren einsamen Unterhaltungen mit dem sechszehnjährigen Saintré, der ihr mit der schüchternen, mädchenhaften Bescheidenheit eines ergebenen Schülers zuhört. Um so überraschender ist es dann, wenn diese nämliche Dame, nachdem alle ihre Lehren bei Saintré die befriedigendsten Früchte getragen haben und dieser als ein Muster der Ritterlichkeit mit Ruhm und Ehre bedeckt, zu ihr eilt, um den Lohn aller seiner Kämpfe und Gefahren aus ihren Händen zu empfangen, plötzlich in eine ganz gemeine weibliche Schwachheit verfällt und der Geschichte ein mehr als unerwartetes Ende gibt. Man bleibt bei dieser ungeahnten Entwickelung des Romans ungewiß, ob der

*) Die folgende gedrängte Darstellung der Geschichte Saintré's ist aus der neuen, sehr sorgfältigen, von Marie Guichard besorgten Ausgabe dieses Romans entnommen. Der Roman bildet eine Epoche in der französischen Literatur und ist eins von den wenigen Erzeugnissen jener Zeit, die noch heute in größern Leserkreisen in Frankreich gekannt sind.

Verf. den jungen Leuten seiner Zeit dadurch wirklich habe die Lehre geben wollen, den Weibern gar nicht zu trauen, oder ob unwillkürlich der kaustische Erzähler der „Cent nouvelles nouvelles" über den Moralisten den Sieg davongetragen habe. Jedenfalls ist es kunstreich und geschickt, daß der Autor die Jugend seines Helden in dem Traume einer reinen, idealen Liebe vorübergehen und die Enttäuschung erst dann eintreten läßt, als Saintré durch mancherlei Erfahrungen des Lebens gestählt und geistig und körperlich im Stande ist sie mit männlicher Entschlossenheit zu ertragen. Außer seinem poetischen Werth als anmuthige Erzählung ist das Buch übrigens eine wahre Fundgrube für den Forscher mittelalterlicher Zustände. Die Gebräuche des Ritterthums und das Hofleben sind vielleicht nirgend mit solcher Klarheit, Einfachheit und tiefer Überzeugung bis in das geringfügigste Detail dargestellt als in diesem Buche; und dabei in jener anmuthigen, naiven Sprache, wie sie Despériers und Montaigne vorfanden, naturkräftig und überströmend, ungeziert und frei von akademischem Kappzaum und schwülstiger Überladenheit. Diese mannichfaltigen Vorzüge machen es erklärlich, wie dieser Roman, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von Tressan in modernes Französisch übersetzt, freilich unbarmherzig abgekürzt und zugeschnitten, mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Vor 20 Jahren etwa wurde „Saintré" auf zwei pariser Theatern als Vaudeville gegeben, nachdem Ménard de St.-Just das Sujet durch eine Parodie ins Volk gebracht hatte. Sonach fehlt unserm Roman nichts, was gewöhnlich den Meisterwerken des Geistes begegnete, er erfuhr eine kalte Nachahmung und eine burleske Parodie.

Der Roman beginnt damit, uns an den Hof Johann's II. (1350—64) zu führen, wo wir Saintré als Pagen im Dienste des Hrn. v. Ponilly finden. Le petit Jean de Saintré ist der gewandteste und schönste Page, behend im Dienste, gefällig gegen Damen, zierlicher und kühner Reiter, fertiger Sänger, in allen ritterlichen und geselligen Spielen geübt, aber unbegreiflicherweise, bei allen diesen schönen Eigenschaften, unempfindlich gegen die Reize des schönen Geschlechts. Unter den vielen schönen Damen des Hofes, deren Blicke der junge Saintré auf sich gezogen, war besonders eine junge Witwe, reich und angesehen, die, obgleich von zahlreichen Freiern umschwärmt und selbst von ihren Verwandten ermahnt, beharrlich verweigerte ein neues Ehebündniß zu knüpfen. Diese beschloß nun sich des jungen Saintré anzunehmen. Nachdem sie mehrfach vergeblich durch freundliche Anrede seine Schüchternheit zu besiegen gesucht hatte, sah sie ein, daß sie directer zu Werke gehen müsse. Die Gelegenheit fand sich bald. Als sie eines Tages die Königin zu ihrem Mittagsschlaf gebettet hatte und in Begleitung ihrer Damen, Knappen und Pagen eine Galerie durchschritt, um sich nach ihren Zimmern zu verfügen, bemerkte sie Saintré, der über das Geländer gelehnt dem Ballspiele im Hofe zusah. Dieser, als er die hohe Frau daher kommen sah, warf sich auf die Knie, um ihr die gebräuchliche Ehrenbezeigung in strengster Form zu bezeigen. Sie aber sprach: Saintré, Ihr solltet Euern Dienst besser verstehen und einer Dame das schuldige Geleit geben. Schreitet mir voran. Saintré gehorcht, bis an die Ohrläppchen erröthend. In ihrem Gemache angelangt, entläßt die Dame ihre männlichen Begleiter. Saintré will sich auch entfernen, wird aber von der Dame zurückgehalten mit der Bemerkung, daß er nicht zu den Männern gehöre und sie mit ihm sprechen wolle. Nachdem sie sich auf das Fußende ihres Bettes gesetzt und ihre Damen auf Truhen Platz genommen, verlangt sie von Saintré das Ehrenwort, daß er auf ihre Fragen mit Aufrichtigkeit antworten wolle. Höchlich erschreckt über diese Einleitung verspricht er Alles. Darauf hebt sie an: Wie lange ist es her, Saintré, daß Ihr die Dame Eures Herzens nicht sahet? Als Saintré von einer Dame seines Herzens reden hörte, erblaßte er, fing an zu zittern, seine Augen füllten sich mit Thränen und er war unfähig ein Wort hervorzubringen. Als ihn nun die andern Damen mit freundlichen Worten ermunterten, sprach er endlich: Ich habe keine. Daß Ihr sie noch nicht habt, glaube ich wohl, erwiderte die Dame, wer würde sich denn auch solchem schüchternen Knaben gleich ergeben; ich meine diejenige, die Ihr wünschtet daß sie die Eurige würde. Saintré wickelte krampfhaft die Schnüre seines Gürtels um seine Finger, wie ein Mädchen das Schürzenband wenn sie einen Verweis bekommt, und schwieg. Ihr kommt nicht aus diesem Zimmer heraus, Saintré, sprach die Dame, bevor Ihr mir nicht genügende Antwort gegeben auf meine Frage. Sprecht, welche Dame liebt Ihr am meisten? Da antwortete Saintré: Die Dame, welche ich am meisten liebe, ist meine Mutter und nach dieser meine Schwester Jacqueline. Außer diesen beiden liebe ich keine Frau auf der Welt. O du ehrvergessener Edelmann, sprach die Dame mit scheinbarem Zorne, da du gegen alle Regel der Ritterlichkeit keine Dame deines Herzens hast, so gehe mir aus den Augen. Die Gesellschafterinnen, welche wohl merkten, daß es ihrer Gebieterin mit diesem Befehle nicht Ernst war, erbaten für Saintré eine Frist von zwei Tagen, binnen welcher dieser in der Angst seines Herzens auch versprach eine Wahl zu treffen und diese seiner Gebieterin mitzutheilen. Nach Ablauf dieser Zeit wußte er sich aber den Augen der Dame zu entziehen und erst am vierten Tage konnte sie seiner wieder habhaft werden. Hier nun, von neuem ins Verhör genommen, spricht er endlich den Namen der Madeline de Coursy aus, die aber erst ein zehnjähriges Mädchen war. Saintré wird ausgelacht, und die Dame muß sich endlich entschließen, ihm mit aller möglichen Deutlichkeit zu sagen, welche Art von Dame er zu wählen habe: Eine Frau von hoher Geburt und Ansehen, reich und im Stande ihm auch in der Welt von Nutzen zu sein. Sie bescheidet ihn nun öfter zu sich und beginnt ihr Erziehungswerk mit einer Anleitung, wie man die sieben Todsünden zu fliehen habe, eine Ermahnung, die bei einem so schuldlosen Gemüthe

wie dem Saintré's fast überflüssig und mehr geeignet scheint ihn mit diesen Sünden bekannt zu machen als ihn davon fern zu halten. Darauf geht sie mit ihm die Pflichten des Ritters und Edelmanns durch und kommt so ganz unmerklich wieder auf das Capitel der Liebe. Saintré will aber keine ihrer Anspielungen verstehen, und so sieht sie sich denn genöthigt, aus ihrer Lehrerrolle herauszutreten und ihm ihr Herz zu eröffnen. Saintré weiß ihr nichts zu erwidern als daß er schwört ihr treu zu dienen und ihr in Allem gehorsam zu sein. Die Erkenntlichkeit der Dame war nicht geringer als ihre Liebe. Sie versieht nun den eben nicht reichen Saintré mit Geld, um sich neu zu kleiden, und schreibt ihm zugleich sein Costume vor. Ein Wams von carmoisinrothem Damast, ein paar Scharlachbeinkleider und ein paar braune mit einer darauf gestickten Devise u. s. w. War Saintré bisher der anmuthigste Page gewesen, wegen seiner körperlichen Vorzüge, so wurde er nun auch der eleganteste in seinem Anzuge. Auch Ämter und Ehren blieben nicht aus. Durch Vermittelung seiner Dame wurde er zum écuyer tranchant des Königs ernannt und erhielt durch ihre Freigebigkeit die Mittel zum Ankauf von Pferden und Waffen, da er nunmehr genöthigt ist, seinerseits Diener und einen Hausstand zu halten.

Charakteristisch ist hier die Unterredung, die er behufs seiner Ankäufe und Einrichtungen mit einer alten Schneiderin pflegt, die wie eine Mutter zu ihm spricht und deren wohlgemeinten, verständigen Rath er auch befolgt. Einmal auf der ersten Stufe der Gunst angelangt, wird nun Saintré von seiner Dame instruirt, wie er sich in derselben zu befestigen habe, was, meint sie, bei Hofe seine eigenen Schwierigkeiten habe. Als vornehmstes Mittel dazu empfiehlt sie ihm Jedermann Geschenke zu machen; selbst der Königin möge er hin und wieder einen Zelter oder ein Pferd für die Sänfte schenken, weil dies das beste Mittel gegen den Einfluß neidischer Zungen sei. Es wird unserm Saintré nicht schwer diesen kostbaren Rath zu befolgen, da er von der wohlwollenden Gebieterin seines Herzens immer zugleich mit dem Rathe auch die Mittel zur Ausführung desselben bekommt. Jedoch warnt sie ihn zugleich sehr verständig vor übermäßiger und unbedachter, zweckloser Verschwendung. Diese, sagt sie, bringt uns Schaden und Unehre, eine weise Freigebigkeit aber gewinnt die Herzen; sie erhält die alten Freunde und erwirbt neue, bewahrt den guten Ruf und wendet den Haß in den Herzen zur Liebe. Saintré soll aber auch seinen Geist bilden, seine Dame empfiehlt ihm die geeignete Lecture. Neben verschiedenen römischen Historikern wird hier auch Dares Phrygius genannt, was beweist, daß man im 15. Jahrhundert die im barbarischen Latein verfaßte angebliche Übersetzung der verlorenen „Ilias phrygia" für echt hielt. Die Nützlichkeit des Studiums legt der weibliche Mentor seinem Schüler folgendermaßen an Herz: Wie der Frühling die Blüte hervortreibt, die Blüte aber die Frucht erzeugt und die Frucht den Nutzen, so gibt das Studium die Sitten, die Sitten den Verstand und der Verstand bringt zu Ehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kloster, weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten-, und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Cultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild. Von J. Scheible. Erster Band: Erste bis vierte Zelle. — Auch u. d. T.: Volksprediger, Moralisten und frommer Unsinn. Sebastian Brandt's Narrenschiff mit Geiler's von Kaisersberg Predigten darüber und Thomas Murner's Schelmenzunft, vollständig nach den alten Drucken und ihren bildlichen Darstellungen. Mit vielen Abbildungen auf 72 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 1845. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Während die ältere deutsche Literatur sich seit vielen Jahren einer besondern Pflege erfreute, deren glückliche Ergebnisse nicht genug gepriesen und bewundert werden können, war die Zeit von dem Absterben des Minnegesangs bis auf das neueste Wiederaufblühen der Literatur im Ganzen nur wenig beachtet, und wenn man einige wenige Namen abrechnet, die freilich meistens aus andern als literarhistorischen Gründen erwähnt wurden, war die Geschichte der Literatur jener Zeit beinahe in tiefes Dunkel gehüllt. Denn wenn auch die Compendien und Lehrbücher sich bald mehr bald weniger ausführlich darüber verbreiteten, so waren ihre Mittheilungen durchgehends dürftig und unerquicklich, weil sie selten an den Quellen geschöpft, ihre Nachrichten und Urtheile meistens aus solchen Werken gezogen hatten, die ganz andere als literargeschichtliche Zwecke hatten. So ließe sich mit leichter Mühe nachweisen, daß ein großer Theil von Dem, was über jene Zeit in den Compendien der deutschen Literargeschichte zu finden ist, aus Panzer's „Annalen" gezogen wurde, einem allerdings vortrefflichen Werke, das aber rein bibliographische Zwecke hatte und daher für die eigentliche Literaturgeschichte nur als sehr untergeordnetes, wenn auch sehr brauchbares und unentbehrliches Hülfsmittel zu betrachten ist. Es ist nicht zu leugnen, daß die Literarhistoriker gerade in Bezug auf jene Zeit mit oft wahrhaft unbesiegbaren Hindernissen zu kämpfen hatten; denn wenn auch die meisten Schriften der Classiker der genannten Epoche gedruckt sind, so waren sie zum größten Theil doch nur in wenigen Exemplaren vorhanden und so sehr über das ganze deutsche Land verstreut, daß gewiß nicht eine einzige, selbst nicht die reichste Bibliothek eine vollständige Sammlung dieser Schriften besitzt, am wenigsten aber eine vollständige Sammlung aller Ausgaben derselben. So lange aber der Geschichtschreiber nicht auf die Quellen zurückgehen konn, so lange werden auch seine redlichsten Bemühungen unfruchtbar sein. Es ist daher ein erfreuliches Zeichen, daß man jetzt anfängt, auch diesem Mangel durch neue Ausgaben abzuhelfen; und von diesem Gesichtspunkte aus verdient das vorliegende Werk allerdings Anerkennung. Aber auch nur von diesem Gesichtspunkte, und zwar noch dazu nur in sehr beschränktem Maße. Es ist freilich eine leichte Sache, diesen oder jenen Schriftsteller wörtlich abdrucken zu lassen; aber damit ist noch lange nicht Alles gethan. Es ist nicht gleichgültig, welche Ausgabe dabei zu Grunde gelegt wird, am wenigsten bei Büchern jener Zeit, da gerade die guten vielfältig nachgedruckt, verändert, ja ganz umgestaltet wurden. Bevor sich die neuhochdeutsche Sprache allgemein festgesetzt hatte, schrieb ein Jeder in dem Dialekte seiner Heimat, oder es klang derselbe wenigstens bedeutend durch. Wurde nun ein in einem besondern Dialekte geschriebenes Buch in andern Provinzen Deutschlands nachgedruckt, so sorgte der Herausgeber, gewöhnlich der Drucker selbst, zunächst dafür, daß die Sprache dem

ihm zunächst liegenden Publicum verständlicher wurde, d. h. das Buch wurde aus einem Dialekte in den andern übersetzt. Öfters begnügte man sich mit dieser Veränderung nicht; der Herausgeber erlaubte sich auch Zusätze, Auslassungen, überhaupt Veränderungen jeder Art, sodaß die Schrift eine ganz andere wurde. So wurde z. B. „Das Narrenschiff" von Sebastian Brant noch in demselben Jahre, da es in Basel erschienen war (1494), in Strasburg nachgedruckt; es ist dieser Druck aber von der Originalausgabe so sehr verschieden, „daß man es beinahe eine Überarbeitung derselben heißen könnte; so groß ist die Anzahl der Zusätze, so mannichfaltig sind die Veränderungen sowol in einzelnen Worten als in Sätzen" (Strobel, Ausgabe des „Narrenschiff", S. 39, wo man über diese Abweichungen das Nähere lesen kann). Wir würden es kaum für nöthig halten auch zu erwähnen, daß es nicht einmal hinlänglich sei, bei einer neuen Ausgabe den besten Text zu Grunde zu legen, sondern daß eine solche unbedingt nothwendig auf der Vergleichung aller guten echten Ausgaben beruhen müsse, wenn nicht selbst namhafte Editoren diese unerlaßliche Grundlage übersehen hätten. So hat z. B. Strobel's Ausgabe des „Narrenschiff" nicht geringe Fehler, die allein daraus zu erklären sind, daß er den ersten Text nicht mit den spätern Editionen verglichen hat. Ohne solche Vergleichung kann der Herausgeber schon durch Druckfehler irre geführt werden; es ist aber selbst bei dem größten Scharfblicke und dem sichersten kritischen Takt nicht möglich, ohne Vergleichung zur Sicherheit zu gelangen, wenn ganze Wörter oder gar ganze Sätze ausgelassen oder versetzt sind, was sich in Büchern jener Zeit sehr häufig findet. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. In Sebastian Brant's „Narrenschiff" heißt es am Anfange des Capitels „Verachtung der gschrifft" (Strobel S. 105) also:

Der ist ain narr, der nit der gschrifft
Will glouben, die das heil antrifft,
Vnd meynet, das er leben söll,
Als ob kein gott wer noch kein hell,
Verachtend alle predig vnd ler,
Als ob er nit süh noch hör.
Kem einer von den dotten har,
So lieff man hundert mylen dar,
Vnd ob viel lut fuorend dar in,
Ob man ouch schanckt do nuwen win,
Vnd des glich ander affen spil.

Die drei letzten Zeilen stehen offenbar in keinem Zusammenhang mit dem vorhergehenden, es sind dieselben vollkommen unverständlich, und man muß sich billig wundern, daß Strobel nicht selbst in den Anmerkungen darauf aufmerksam gemacht hat. Wir haben zwar leider die basler Originalausgabe von 1494 nicht selbst in Händen, wir vermuthen aber, weil Strobel's Abdruck sonst richtig und genau ist, daß er auch in dieser Stelle sein Original vollkommen genau wiedergegeben hat, und daß die Verderbniß des Textes nicht ihm vorzuwerfen ist. Hätte er jede andere Ausgabe verglichen, so hätte er sogleich sehen müssen, woran der Fehler liege, daß nämlich in der basler Edition, die er mit Recht zu Grund gelegt hat, zwei Zeilen ausgelassen sind. Die basler Ausgabe von 1495 (und mit ihr die Ausgabe von 1553) hat nämlich also:

Kem einer von den dotten har,
So lieff man hundert mylen dar,
Das man von jm hört nuwe mer,
Was wesens in der hellen wer,
Vnd ob vil lut fuorend dar in.

Jetzt hat die Stelle Sinn und Bedeutung, und es bleibt kein Zweifel übrig, daß diese zwei Zeilen durch ein Versehen des Druckers ausgelassen sind.

Der Herausgeber des vorliegenden Buchs hat aber nicht nur die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben unterlassen, und hat auch sogar eine unechte Edition abdrucken lassen, sodaß seine Arbeit in keiner Weise auf wissenschaftliche Anerkennung Anspruch machen kann. Er hat nämlich die Ausgabe von Basel 1574 bei Sebastian Henricpetri wiedergegeben, deren Text zwar der der echten und bessern Ausgaben, aber modernisirt und nicht selten auch verdorben ist (vergl. Strobel a. a. O. S. 44).

Auch die „Schelmenzunfft" von Thomas Murner ist nach einer spätern, modernisirten Ausgabe (Frankfurt 1567) abgedruckt, der selbst nicht die ursprüngliche Edition, sondern die augsburger von 1513 zu Grunde lag, dieselbe welche Waldau (Halle 1788) herausgegeben hat. Es ist dieselbe aber unecht, da in ihr die elsässische Mundart Murner's in die breite augsburger umgewandelt ist, sodaß sie wol als ein ohne Theilnahme des Verfassers veranstalteter Nachdruck angesehen werden muß. Zwar weicht dieser augsburger Abdruck nicht wesentlich von dem Originaltexte ab, allein es hat sich der Herausgeber im Einzelnen doch manche Abweichungen erlaubt, die keineswegs als Verbesserungen erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Bromm, K., Gedichte. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 12. 1 Thlr.

Bruderschaftslieder eines rheinischen Poeten. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Conscience, H., Graf Hugo von Craenhove und sein Freund Abulfaragus. Erzählung. Nach dem Flämischen von G. Wagner. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 8. 18 Ngr.

Creuzer's, F., Deutsche Schriften, neue und verbesserte. Zweite Abtheilung. Zur Archäologie oder zur Geschichte und Erklärung der alten Kunst. Besorgt von *J. Kayser*. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ellendorf, J., Der Primat der römischen Päpste. Aus den Quellen dargestellt. 2ter Band: Fünftes Jahrhundert. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Geschichte der Stadt Wimpfen. Heilbronn, Landherr. 8. 20 Ngr.

Aus Goethe's Knabenzeit 1757—1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von H. Weismann. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 16 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Vergleichende Kultur-Statistik der Grossmächte Europas. 1sten Bandes 1ste Lieferung. Berlin, Duncker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke, betreffend den Dienst-Austritt des Prof. R. v. Mohl in Tübingen. Freiburg, Herder. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bachmann, J. F., Gedächtnißfeier des Todes Dr. Mart. Luther's. Liturgie und Predigt. Berlin, Moeser und Kühn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die kirchlichen Bewegungen in Deutschland und die protestantische Conferenz in Berlin. Eine Stimme aus Schleswig-Holstein. Schleswig. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Gegensätze zwischen Recht und Leben. Eine juristische Betrachtung, dem Hrn. Geh. Justizrath Dr. Chr. Martin bei seiner 50jährigen Doctorjubelfeier gewidmet von einem seiner Schüler. Leipzig, Teubner. 8. 4 Ngr.

Jacobi, J., Vertheidigung meiner Schrift: Das Königl. Wort Friedrich Wilhelm's III. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Maurette, J. J., Der Papst und das Evangelium, oder noch ein Lebewohl an Rom. 3te wohlfeile Auflage. Heilbronn. Drechsler. 8. 6 Ngr.

Die Resultate der Berliner Conferenz. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Simon, H., Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste. Leipzig, Mittler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1846.

Hänschen von Saintré. Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert von Antoine de la Sale.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Sieben Jahre hatte Saintré nunmehr seiner Dame in Zucht und Ehrbarkeit gedient und diese ihn mit Beweisen ihrer Huld überhäuft. Jetzt schien es ihr an der Zeit, daß Saintré, der stark und kräftig geworden war, sich durch eine Waffenthat auszeichne. Sie ließ ihn daher eines Abends zu sich kommen und sprach zu ihm, indem sie ihm ein kostbares Armband übergab, an welchem sechs Diamanten, sechs Rubinen und sechs Perlen waren: Mein Freund, ich stecke dieses Armband auf Euern Arm und befehle Euch es von morgen ab ein ganzes Jahr zu tragen, wenn sich in dieser Zeit nicht ein unbescholtener Ritter findet, der es Euch zu Roß oder zu Fuß abnehme. Und ich will, daß der Kampf bestehe, erstens aus einem Rennen zu Roß gegeneinander im Harnisch und Kriegssattel, bis der Eine gehörigermaßen seine Lanze gebrochen, d. h. einen Fuß vor dem Stichblatt der Lanze. Und dem, der zuerst seine Lanze gebrochen, soll sein Gegner in Gegenwart der Richter einen Diamant geben, zum Werthe von 300 Thalern und darüber, um ihn seiner Dame zu verehren. Und am folgenden Tage, oder so es nicht anders geht am achten Tage, werdet Ihr zu Fuß kämpfen mit zwei Streitärten, bis einer von euch niedergeworfen worden oder er seine Streitart hat fallen lassen. Und so Euer Gegner Euch besiegt, sollt Ihr ihm das Armband geben, besiegt Ihr ihn aber, so soll er Euch seine Streitart überlassen und Euch seinen Harnisch zu tragen geben für den ganzen Tag. Bevor Ihr aber von dannen ziehet, sendet einen Waffenherold an den Hof des Königs von Aragonien, dann einen an den des Königs von Navarra und ebenso an die von Castilien und Portugal, wenn sich an den ersten Höfen Niemand findet, der Euch zur Lösung Eures Gelübdes helfen möge. Und nun seid getrost und muthig, ich hoffe, daß die Ehre Euer sein wird. Nach diesen Worten trennten sie sich nicht ohne viele Thränen und zärtliche Küsse.

Saintré sucht nun beim Könige die Erlaubniß nach auf ritterliche Thaten ausziehen zu dürfen. Er erhält sie nicht ohne Mühe. Die Damen sind trostlos über seine Abreise. Er macht allen noch Geschenke, wobei auch künstliche Blumen vorkommen, welche souviegne vous de moi genannt werden, also ganz unser Vergißmeinnicht, nur daß der deutsche Name noch um einen Grad bescheidener klingt als der französische, bewirthet die sämmtlichen Ritter des Hofs, nimmt zärtlichen Abschied von seiner Dame und zieht von dannen. Der Auszug aus der Stadt ist mit Lebendigkeit geschildert. Nach dem Mittagsmahl stieg man zu Pferd. Vorauf schickte Saintré zwei Fouriere, seine Köche und seinen Kaplan, vier Trompeter mit den Bannern, dann drei Herolde; drei Ritter, die ihm als Begleiter folgten mit neun Edelknappen und ihren Leuten in Saintré's Livrée gekleidet; dann kamen seine fünf Packrosse, behangen mit Teppichen, auf welchen man sein Wappen erblickte, und von zwei Fußknechten geführt; dann seine Paukenschläger, auf welche seine vier Streitrosse folgten, mit Decken von feinem florentinischen Taffet, grau, grün und violet, mit großen silbernen Buchstaben und auf den Köpfen stählerne Aufsätze mit schönen Straußfedern u. s. w. Auf diesen Rossen saßen vier zierliche Pagen mit Federbaretts. Dann kamen zwei Stallbediente und der Marschall. Auf diese folgten wiederum Paukenschläger, begleitet von sämmtlichen ihm das Geleit gebenden Spielleuten (menestriers). Hinter diesen kamen die poursuivants und nach ihnen zunächst die Herolde der begleitenden Ritter, dann die des Königs mit dessen Wappenkönigen. Abhängig von den Herolden und ihrem Capitel assistirend. Ein Bannerherr konnte dergleichen nur mit Genehmigung eines Herolds in seinem Dienste haben. Sie trugen Stäbe ohne Schmuck. Dann kam ein Trompeterchor gebildet aus sämmtlichen Trompetern des Königs und der Ritter des Hofs, worauf Saintré selbst erschien in der Mitte von vier Rittern, von denen zwei vor und zwei hinter ihm ritten, und schließlich alle begleitenden Herren, Ritter und Knappen wie sie konnten. Nachdem dies Gefolge ihn wol eine Meile weit begleitet hatte, kehrte es um; Saintré aber bewirthete noch die sämmtlichen Spielleute und gab ihnen 50 Thaler.

In Avignon angelangt empfängt er von seinem Herolde Lesignen die Nachricht, daß seine Herausfoderung an dem Hofe von Barcelona von einem stattlichen Ritter Namens Enguerrant de Servillon angenommen wor-

den und die Genehmigung des Königs erhalten habe. Saintré hält nun seinen Einzug in Barcelona in derselben Weise wie bei seinem Auszuge aus Paris, nachdem er von Enguerrant mit ansehnlichem Gefolge eine Meile vor der Stadt empfangen worden ist. Dieser wie er Saintré's außerordentliche Jugend sieht, schämt sich fast gegen ihn zu kämpfen; er nimmt ihn in seiner Wohnung angekommen beiseite und spricht: Saintré, mein lieber Waffenbruder, ihr seid ein gar junger Mann und ich ein alter Ritter, wollt ihr mich meines Versprechens entbinden, so will ich Euch meinen Neffen, der Euers Alters ist, stellen, um mit ihm, Euerm Gelübde gemäß, eine Lanze zu brechen. Saintré lehnt bescheiden das Anerbieten ab, sagend, daß, da es Gott gefallen habe ihm einen solchen Gegner zu geben, er auch den Kampf mit demselben zu bestehen gedenke, so schwer er sei und wie er auch für ihn ausfallen möge. Am folgenden Tage übergab Saintré in Gegenwart des Königs und der Königin dem Herrn Enguerrant das Armband, welches dieser zum Zeichen, daß er den Kampf angenommen, einen ganzen Tag an einem seidenen und goldenen Bande am Halse trug. Zwei volle Wochen wurden nun den Vergnügungen gewidmet, nach welchen das Turnier stattfand.

Der Raum gestattet nicht, hier in die sehr interessanten Einzelheiten der Vorbereitung und Abhaltung desselben einzugehen, obgleich diese Einzelheiten das Interesse oft lebhafter in Anspruch nehmen als die Haupthandlung. Nur so viel darüber: Die Lanzen mußten 13 Fuß lang sein und beim Rennen einen Fuß etwa über der Anschäftung gebrochen werden. Es war eine gewisse Anzahl Lanzen, die gebrochen werden mußten, vorgeschrieben, hier fünf, welche in elf Rennen von Saintré gebrochen wurden, während Enguerrant nur vier zählte. Dieser verlangte nun, nach der dem Besiegten zustehenden Freiheit, noch eine sogenannte Damen-Lanze, der König verbot aber die Fortsetzung des Turniers und Saintré wurde zum Sieger ausgerufen. Ebenso siegte er in dem Fußkampfe mit der Streitart. Sein Gelübde war gelöst und er konnte, nachdem er von allen Herren des Hofs reiche Geschenke bekommen und diese erwidert hatte, nach Frankreich zurückkehren. Wir müssen nun mit raschen Schritten über einen großen Theil der Geschichte unsers Helden hinweggehen, um zu dem sehr eigenthümlichen Schluß des Romans zu kommen. Obgleich von seiner Dame mit offenen Armen empfangen und mit Gunstbezeigungen überhäuft, läßt sie ihm doch nicht sonderlich viel Ruhe, sondern veranlaßt ihn zu einer Menge von Kämpfen mit fremden Rittern, die den Hof des Königs besuchen. Endlich fodert sie ihn auf, nach Preußen zu ziehen und gegen die Ungläubigen (der Roman nennt sie Saracenen) zu kämpfen. Saintré folgt auch diesem Befehl und kommt nach mehren Jahren siegreich und mit Ruhm bedeckt zurück und findet seine Dame in unveränderter Liebe für ihn glühen. Da fällt es ihm ein, daß er eigentlich bis jetzt noch durchaus nicht aus sich selbst gehandelt hat, sondern nur den Eingebungen jener Frau gefolgt sei. Er kommt auf den abenteuerlichen Gedanken, drei Jahre lang ein leichtes Goldvisir mit einem Edelstein in einem der Augenlöcher zu tragen und damit an den Hof des Kaisers ziehen. Nur zögernd erhält er die Erlaubniß dazu von seiner Dame und vom Könige und zieht von dannen. Seine Dame, die ihn bisher mit so vieler Sorgfalt zu vollkommener Ritterlichkeit erzogen hatte, mußte durch diesen Act des eigenen Willens wol zu der Überzeugung gekommen sein, daß seine Erziehung vollendet sei. Sie erkrankt scheinbar gleich nach seiner Abreise und erhält von der Königin die Erlaubniß, sich auf ihre Güter zu begeben. Dort angekommen, fühlt sie sich durch den festlichen Empfang, den ihre Vasallen ihr bereiten, sehr bald genesen und getröstet.

Wir werden nun von dem Roman in das geistliche Leben der damaligen Zeit eingeführt, freilich nicht zu besonderer Erbauung. A. de la Sale erzählt hier mit der größten Naivetät und ohne alle satirische Prätension Dinge, die nahe an die ironischen Hyperbeln Rabelais' streifen, wenn er die von Gargantua gegründete Abtei Thélème beschreibt. Nicht weit von dem Schlosse befand sich eine Abtei, die von den Vorfahren der Dame gegründet worden war. Der dermalige Abt war ein junger Mann von 25 Jahren, Sohn eines reichen Bürgers und durch beträchtliche Geschenke seines Vaters an einflußreiche Personen des römischen Hofs zu dieser Würde ernannt. Er war schön, groß und von athletischem Körper, gewandt im Ringen, Springen, Werfen und Ballspiel, sodaß Niemand, weder Ritter noch Bürger, ihn in diesen Künsten übertroffen hätte; dabei freigebig und fröhlichen Gemüths, sodaß er aller Welt Freund war. Der Verf. bemerkt dabei, daß diese Fertigkeiten die gewöhnlichen Übungen der geistlichen Herren gewesen wären, um ihren Körper in Gesundheit zu erhalten. Wie der die Nachricht von der Ankunft der Dame erhält, läßt er sogleich einen Wagen mit Hirschziemern, Wildschweinsköpfen, Rippespeer von Frischlingen, Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rephühnern, Hühnern, Tauben und einem Faß braunen Wein beladen und alles Das der Dame als Geschenk anbieten. Diese Aufmerksamkeit verbunden mit dem Umstande, daß es gerade Fastenzeit war und der Abt auf Montag, Mittwoch und Freitag eine große Sündenvergebung ausgeschrieben hatte, veranlaßten die Dame dem Abte melden zu lassen, daß sie am andern Tage die Messe in der Abtei hören werde. Dieser traf sogleich ausgedehnte Vorkehrungen, um seine Lehnsherrin würdig zu empfangen. Auf der einen Seite holte er alle Reliquien hervor, die das Kloster in großer Anzahl besaß und schmückte den Altar mit den schönsten Decken und Gefäßen; auf der andern befahl er aus der nahen Stadt Lachse, Forellen, Lampreten und andere der vortrefflichsten Fische herbeizuschaffen, die köstlichsten Speisen zu bereiten und in allen Zimmern behagliche Feuer anzuzünden. Und als die Dame kam, empfing er sie mit seiner ganzen untergebenen Geistlichkeit an der Thür der Kirche, mit ritterlicher Galanterie ein Knie vor ihr beu-

gend. Nachdem sie die Messe gehört und den Altar mit einer reichen Decke von carmoisinrothem Sammet geschmückt hatte, wollte sie sich entfernen; der Abt aber bat sie, sich einen Augenblick zu erholen und in den Saal einzutreten. Hier waren die Tische schon gedeckt und da der Abt die Vorsicht gebraucht hatte, die Thurmuhr um anderthalb Stunden vorzustellen, sodaß sie gerade 12 schlug, so fand seine mit der größten Devotion der Gebieterin vorgetragene Bitte, ein bescheidenes Fastenmittagsmahl bei ihm anzunehmen, um so eher Gehör, als die die Herrin begleitenden Damen, vermuthlich nicht unbekannt mit der Art, wie man in der Abtei zu fasten pflegte, die eine durch Winken mit den Augen, die andere durch einige leichte Stöße mit dem Ellenbogen, dieses Gesuch nach Kräften unterstützten. Nun wurde zuerst lauwarmes Rosenwasser zum Waschen der Hände herumgereicht, dann setzte man sich zu Tisch, sodaß der Abt der Dame gegenüber saß. Es wurden zuerst geröstete in Wein getauchte Brotschnitte mit weißem Hypocras (Wasser und Honig) servirt, dann in Zucker gebackene Fastenfeigen, worauf die verschiedenen Gänge von Gebackenem und Fischen u. s. w. mit verschiedenen Weinsorten folgten. Die lebhafte Unterhaltung des Abtes und der Genuß des vortrefflichen Weines begannen auf die Dame einen starken Eindruck zu machen, sodaß, während der Abt ihr fleißig zutrank und sie ihm Bescheid that, die Augen (welche die Bogenschützen des Herzens sind, sagt der Verf.) ein sehr bedeutungsvolles Spiel trieben. Als die Tafel aufgehoben war, zog sich die Dame mit ihren Begleiterinnen in andere köstlich geschmückte Gemächer zurück, um die Mittagsruhe zu halten. Mit dem Schlage der Vesperglocke erschien der Abt wieder, um sie zum Imbiß zu führen. Hier zeigt sich eine neue Profusion von Speisen und Getränken: Salate oben an, Schüsseln mit Kresse, Gefäße mit Weinessig, gebratene und in Teig geschlagene Lampreten, große Solen oder Seezungen mit Traubenessig und rothen Orangen gekocht, Karpfen, Schüsseln mit Krebsen, Aale in Gallerte, Schüsseln mit allerlei eßbaren Körnern mit weißem, rothem und goldfarbigem Gelee bedeckt, Torten, Talmousen (aus Käse, Eier und Butter gebacken, dreieckig), Mandelcrème reichlich mit Zucker bestreut, gekochte und rohe Äpfel und Birnen, geschälte und mit Zucker überzogene Mandeln, abgezogene Nußkerne in Rosenwasser, Feigen aus Algarvien und Marseille, Rosinen aus Korinth und viele andere Dinge. Nach diesem reichlichen Male mußte nun doch endlich Abschied genommen werden, was nicht ohne das Versprechen der Dame geschah, bald und oft wiederzukehren, da sie der angekündigten Sündenvergebung im vollsten Maße theilhaftig zu werden gedenke, nur möge der Abt die Tafelfreuden mäßigen, da sie ernstlich zu fasten gedenke. Darüber könne sie unbesorgt sein, erwiderte jener, er werde für jede Schüssel, die sie bei ihm zu berühren geruhen möchte, eine Absolution bereit halten.

(Der Beschluß folgt.)

Das Kloster, weltlich und geistlich rc. Von J. Scheible. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 149.)

So hat denn das Buch des Hrn. Scheible durchaus keinen wissenschaftlichen Werth. Er hat zwar dasselbe für das größere Publicum bestimmt, dem es am Ende nicht darauf ankommt, ob die ihm vorgelegte Ausgabe nach kritischen Grundsätzen bearbeitet ist oder nicht; allein wir halten dafür, daß der Herausgeber dadurch keineswegs ein Recht erhalten hat, die wissenschaftlichen Anfoderungen gänzlich bei Seite zu setzen, und daß es Pflicht der Kritik ist, ihm deshalb die wohlverdienten Vorwürfe zu machen, denn es ist kein Zweifel, daß durch das Buch des Hrn. Scheible eine bessere, kritisch behandelte Ausgabe der beiden von ihm mitgetheilten Schriften beinahe zur Unmöglichkeit geworden ist, das Publicum für solche Sachen ist zu beschränkt, als daß ein Verleger es wagen könnte, so bald eine neue Ausgabe ans Licht treten zu lassen.

Auch hat der Herausgeber nicht das Mindeste zur Erklärung der zwei Dichter beigetragen, sowie die von ihm gegebenen Lebensnachrichten äußerst mager und dürftig ausgefallen sind. In eigene Urtheile läßt er sich gar nicht ein, sondern begnügt sich damit, die betreffenden Stellen aus Gervinus abdrucken zu lassen. So große Hochachtung wir auch vor Gervinus haben, da ihm das große Verdienst gebührt, die Geschichte der deutschen Literatur zuerst auf eine lebensvolle Weise und vom historischen Standpunkte dargestellt zu haben; so ist es uns doch unmöglich, ihm in allen Einzelheiten beizupflichten. Am allerwenigsten aber kann uns sein Urtheil über Thomas Murner als gerechtfertigt erscheinen. Schon Vilmar hat in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Marburg 1845) Gervinus' Ausspruch bestritten, und ganz insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß dieser das Gedicht „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat" ganz falsch beurtheilt und den Werth desselben durchaus verkannt habe. Aber selbst wenn man nur seine bekanntesten Gedichte mit Aufmerksamkeit und ohne vorgefaßte Meinung liest, muß man die absprechenden Urtheile beinahe aller Literatoren für unbegründet halten. Diese laufen ziemlich übereinstimmend dahinaus, daß Murner ein charakterloser Mensch gewesen, weil er Luther später mit blinder Wuth bekämpft habe, was von ihm selbst in frühern Zeiten noch härter ausgesprochen worden sei, und zweitens, daß er in seinen Werken unfläthig, ja unzüchtig sei und ihm überhaupt alles edlere Gefühl abgehe. Der erste von diesen Vorwürfen hat sich seit den Tagen Murner's bis auf unsere Zeit fortgeerbt, ohne deshalb begründet zu sein. Daß ihm derselbe von den Reformatoren und ihren Freunden gemacht wurde, ist leicht begreiflich, denn Murner war jedenfalls ein gefährlicher Feind, der die Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpfte. Auch kann von ihrem Standpunkte aus dieser Vorwurf wohl begründet gewesen sein, ohne daß er auch für uns in seiner Gesammtheit auf unbedingte Geltung Anspruch machen könne. Murner hatte nämlich in seinen frühern Werken die Laster der Geistlichen, der hohen wie der niedern, der öffentlichen Verachtung preisgegeben und wiederholt darauf gedrungen, daß diesem verderblichen Zustande ein Ende gemacht würde; er hatte dabei den Papst und die höchsten Würdenträger ebenso wenig geschont als die Mönche und den untergeordneten Klerus. Allein die Kirche als solche war von ihm niemals angegriffen worden, niemals hatte er ihre Lehren auch nur in Zweifel gezogen, noch viel weniger sie bekämpft; er hatte daher durch seine Vorgänge keineswegs das Recht verloren, diese in Schutz zu nehmen, als man sie von Seiten der Reformatoren bestritt, ja sie zum Theil ganz umstürzen wollte. Es war ganz natürlich, daß die Reformatoren den Grund der Verdorbenheit der Geistlichen in der Kirche und ihren Dogmen selbst suchten und fanden, und daß sie daher alle Diejenigen, welche den einen Punkt zugaben, für verpflichtet hielten, auch in den übrigen

mit ihnen übereinzustimmen, daß sie daher auch Solche, die darin von ihnen abwichen, für charakterlose, abtrünnige Menschen hielten, ja halten mußten. Aber wenn ihnen ein solches Urtheil durch die Zeit und ihre Bestrebungen auch aufgedrungen war, so können und müssen wir dagegen einen andern, freiern Standpunkt einnehmen und uns dahin aussprechen, daß sich Murner keineswegs als von seinen frühern Meinungen abtrünnig gezeigt hat.

Was den zweiten Vorwurf betrifft, daß Murner in seinen Schriften unfläthig sei, ja daß er sogar in den greulichsten Unzüchtigkeiten sich gefalle, so ist dieser ebenfalls sehr zu beschränken. Zuvörderst dürfen wir nicht vergessen, in welcher Zeit Murner gelebt hat, nicht vergessen, daß uns Das schon als unfläthig und roh erscheint, was damals höchstens derb und kernhaft war. In allen Werken der damaligen Zeit, sowol der Reformatoren als ihrer Gegner begegnen wir häufig genug Ausdrücken, die sich jetzt kaum der Ungebildetste erlauben würde, ohne daß es uns im mindesten einfällt, hierin innere Roheit zu erblicken. Und warum sollte Murner allein dieser Tadel treffen, der seine Zeitgenossen darin keineswegs überbietet? So müssen wir auch die Zoten beurtheilen, die in Murner's Gedichten angetroffen werden; sagte ja selbst Luther, daß er zu Zeiten gern ein Zötchen reiße. Aber zum großen Theil sind es nicht einmal Zoten die Murner sagt. Er bekämpft die Ausschweifungen aller Art, die damals leider in den meisten Ständen gefunden wurden; wollte er sie aber bekämpfen, so mußte er sie natürlich nennen, und dies thut er denn, zwar in den derbsten und kräftigsten Ausdrücken, aber im Ganzen genommen doch nicht mit jenem behaglichen Wohlgefallen, das allein die Zoten charakterisirt.

Man hat ferner dem Thomas Murner alles Talent absprechen wollen, und ihn höchstens als einen bloßen Nachahmer von Sebastian Brant wollen gelten lassen, den er jedoch in keiner Beziehung erreiche. Wir theilen zwar nicht ganz die Ansicht Vilmar's, der da behauptet, Murner sei seinem Vorgänger an poetischer Lebendigkeit, und zum Theil sogar an Umfang des Gesichtskreises überlegen; aber noch viel weniger stimmen wir mit Denen überein, welche in ihm nur einen gewöhnlichen Reimer erblicken. Man kann ihm vorwerfen, daß er in seinen Dichtungen oft über alles Maß weitschweifig sei, daß er sich nicht selten wiederhole und es eben dadurch oft den Anschein habe, als sei er arm an Gedanken und Erfindungen. Man kann ihn tadeln (wir sprechen hier nur mit Rücksicht auf die „Schelmenzunfft", die „Narrenbeschwerung" und die „Geuchmat", denn die „Badefahrt" und das Gedicht gegen Luther haben wir uns trotz aller Bemühungen bis jetzt nicht verschaffen können), daß die einzelnen Theile seiner Dichtungen ohne festen Plan durcheinander geworfen seien und miteinander in keinem Zusammenhange ständen, endlich sogar, daß er selbst in den einzelnen Abschnitten willkürlich von einem Gedanken auf den andern überspringe und oft gerade Das ausführe, was man am wenigsten erwarte. Ganz besonders treffen diese Vorwürfe sein Gedicht die „Geuchmat", das ohne Zweifel das schwächste von allen seinen Productionen ist, obgleich es vielleicht anfangs am meisten verspricht. So wahr und begründet aber diese Aussetzungen auch sind, so bietet Murner hingegen doch auch manche Seite, die uns Anerkennung, ja Achtung abzwingt.

Er besitzt eine seltene Beobachtungsgabe, er kennt die Menschen und die verschiedenen Stände der Menschen ohne Zweifel besser als Brant, daher seine Darstellungen auch eindringlicher und lebendiger sind. Freilich mag sein unstetes Leben sowie sein Beruf als Franziskanermönch zur Erwerbung seiner Menschenkenntniß viel beigetragen haben, allein das Talent, seine Beobachtungen witzig und lebendig zu schildern, hat er sich nicht auch dadurch erwerben können, es ist ein angeborenes und seltenes. Seine Schilderungen sind besonders dann vortrefflich, wenn er uns die gewöhnlichen Lebensverhältnisse vor die Augen führt, oder dessen Fehler, Gebrechen und Laster tadelt. Freilich stellt er sich dabei nicht auf einen höhern Standpunkt, auch knüpft er seine Bemerkungen nicht oder nur höchst selten an allgemeine, großartige Ideen, und ebenso wenig weiß er seinen Gedanken einen erhabenen Ausdruck zu verleihen; aber nichtsdestoweniger sind Gedanken und Ausdruck richtig, wahr, interessant, oft kernhaft und tüchtig, und er kann mit ebenso viel Recht auf den Namen eines Dichters Anspruch machen als die niederländischen Künstler auf den von Malern. Auch ist die Vorstellung oft von großer dramatischer Lebendigkeit, zu der sich Sebastian Brant nicht erhebt, wie man denn im ganzen „Narrenschiff" keinen einzigen Abschnitt finden wird, der z. B. dem 92. oder 94. der „Narrenbeschwerung" (der narren harn besehen; der narren bycht) an die Seite gesetzt werden könnte. Noch eine Seite, die immer übersehen wurde, ist von Murner zu rühmen. Er ist nicht blos witzig, er ist auch Humorist, nicht zwar nach dem Schnitte der Engländer oder Jean Paul's, aber doch in dem Sinne und Geiste des Abraham a Santa Clara. Seinen Humor entwickelt er vorzugsweise an den Stellen, in denen er von sich selbst spricht, doch auch manche andere zeugt von humoristischer Auffassung.

Endlich müssen wir, um die Charakteristik Murner's zu vollenden, noch an ihm lobend hervorheben, daß sein Tadel nicht blos allgemeine Fehler trifft, oder nur die untergeordneten Stände der Gesellschaft berührt, er hat auch den damals gewiß nicht unbedeutenden Muth, selbst die gewaltigsten Persönlichkeiten anzugreifen, die höchsten Stände hart zu tadeln. Papst und Kaiser, Bischöf und Fürsten werden von ihm nicht selten derb zurechtgewiesen; er hat die Kühnheit, in ihrer Selbstsucht und Ausgelassenheit den Urgrund alles Verderbens zu finden, und sie in den beißendsten Ausdrücken zu besserm Leben zu ermahnen. So viel hat sich Brant nie erlaubt; wenn er auch auf diese höhern Stände zu sprechen kommt, was nicht oft der Fall ist, so läßt er es doch nur bei leichten Anspielungen bewenden.

Über die weitern von Hrn. Scheible gegebenen Stücke wollen wir uns ganz kurz fassen. Sie bestehen in zwei Abschnitten aus Abraham a Santa Clara, denen ein Stück aus dessen Nachahmers Conlin's „Christlichem Weltweisen" folgt, hierauf kommt ein Stück aus Andreas Musculus' „Spielteufel", sodann Auszüge aus Sebastian Franck's Schrift „Von dem Laster der Trunkenheit", die sich gewiß der seltsamen Gesellschaft schämen, ein Abschnitt aus Matthäus Friederich's Buch „Wider den Saufteuffel", zwei (ekelhafte) Predigten von Spörer, eine Fastnachtspredigt des (pseudonymen) Doctor Schwarm, Mittheilungen aus der Predigt eines bamberger Weihbischofs, denen sich Curiositäten aus Predigten anschließen, sodann eine gereimte Fastnachtspredigt aus dem 15. Jahrhundert, das Paternoster des Wucherers aus Robert von Corson's Kreuzzugpredigt u. s. w. Es ist gewiß dem Herausgeber zu glauben, wenn er sagt, daß alle diese Dinge sehr selten seien, allein sie hätten zum allergrößten Theil auch ganz unbekannt bleiben können, ohne daß man viel dabei verloren hätte, und dadurch, daß sie Hr. Scheible bekannt gemacht hat, haben sie ihren einzigen Werth, den der Seltenheit, verloren. 65.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1846.

Hänschen von Saintré. Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert von Antoine de la Sale.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Des Abts gastfreie Bewirthung und Liebenswürdigkeit hatte auf alle Damen den vortheilhaftesten Eindruck gemacht und man wußte seines Lobes keine Ende. Bei einem Besuche des Abts auf dem Schlosse wurde das angeknüpfte Verhältniß zwischen ihm und der Dame dadurch besiegelt, daß sie ihm einen kostbaren Ring auf den Finger steckte und ihn zu dem Auserwählten ihres Herzens ernannte. Von nun an sahen sich Beide alle Tage, es wurden Jagdpartien und Festlichkeiten aller Art angestellt, die vortreffliche Küche des Abts nicht wenig in Bewegung gesetzt und dabei der Liebe nicht vergessen. So poetisch und unschuldig das Verhältniß der Dame zu Saintré gewesen war, so materiel war ihre Beziehung zu dem Abt. Es dürfte wol nur der reizend naiven Sprache jener Zeit vorbehalten sein, die Details ihrer derartigen Vergnügungen mit Unbefangenheit zu erzählen. Wir beschränken uns also darauf nur anzudeuten, daß jedes Mal nach dem Mittagsessen der Abt die Dame in den weiten Räumen der Abtei herumführte, während einige andere Mönche die Begleiterinnen unterhielten, wobei es sich dann wol traf, daß die Gesellschaft auf einige Zeit getrennt wurde und sich erst später wieder zusammenfand. Da bringt ein Bote einen Brief der Königin, welche die Dame an den Hof zurückruft. Diese antwortet ausweichend und schickt den Boten sogleich zurück. Jedoch hat dieser an dem einen Tage genug gesehen, um Verdacht zu schöpfen, worin ihn besonders der Ring am Finger des Abts bestätigt. Er verhehlt bei seiner Rückkehr der Königin seine Vermuthungen nicht, doch diese gebietet ihm darüber zu schweigen. Ein zweiter Bote bringt dieselbe Nachricht und nun scheint der Königin die Sache außer Zweifel. Unterdeß kommt Saintré von seinen Zügen siegreich zurück, wird mit großen Ehren empfangen, erfährt aber zu seinem Schmerze, daß die Dame seines Herzens den Hof verlassen habe. Er bittet sogleich um Urlaub, angeblich, um seine Mutter zu besuchen, rüstet sein Gefolge auf das eleganteste aus und macht sich auf den Weg. In der Nähe des Schlosses angekommen, bemerkt er in der Ferne mehre Damen zu Pferd mit der Falkenjagd beschäftigt. Er sprengt dorthin, erkennt seine Geliebte, springt vom Pferde und will sie eben begrüßen, als sie ihn mit harten Worten fortweist und sich entfernt. Saintré ist wie versteinert. Der Abt, welcher ihn mit seinen Begleitern hatte kommen sehen und befürchtete, es möchten Verwandte der Dame sein, die wegen des Scandals Rache an ihm nehmen wollten, hatte sich mit seinen Mönchen eiligst entfernt. Wie er aber bemerkt, daß die Dame dem Ritter den Rücken kehrt, nähert er sich wieder, begrüßt Saintré und läßt die Dame leise fragen, ob sie Saintré zu Tisch zu laden gedenke; worauf diese so laut antwortet, daß Saintré es hören kann: Laßt ihn bleiben, wenn er will, doch zerreißt ihm nicht das Kleid, um ihn festzuhalten, so es ihm beliebt fortzugehen. Saintré hält dies Alles für einen bösen Traum. Er folgt schweigend der Dame in das Schloß. Bei Tische läßt der Abt seiner fröhlichen Laune auf Kosten des unglücklichen Nebenbuhlers die Zügel schießen. Er spottet der Ritter und ihrer angeblichen Siege in fremden Ländern zu Ehren ihrer daheim gebliebenen Damen und erklärt Alles für Aufschneiderei, mit deutlicher Anspielung auf Saintré. Die Dame stimmt ihm in Allem bei und muntert ihn durch die freundlichsten Blicke und Worte, ja selbst durch deutliche Zeichen auf fortzufahren. Saintré erkennt nun wol sein Unglück, antwortet aber nur dem Abte auf seine Beleidigung der ganzen Ritterschaft: Mein Herr Abt, auf die Worte unserer gnädigen Herrin habe ich nichts zu erwidern, sie kann sagen was ihr beliebt; was euch aber betrifft, so würde ich euch, wenn ihr ein Mann wäret, den ich zur Rechenschaft ziehen könnte, den Beweis geben, daß man einen Ritter nicht ungestraft beleidigt wie ihr es gethan. Der Abt, von Wein und Liebe erhitzt und seiner Körperkraft gewiß, erwidert: Wol bin ich kein Kriegsmann, sondern ein armer Mönch, der von Dem lebt, was er durch Gottes Gnade besitzt, allein so Jemand mir in Dem, was ich eben gesagt, widersprechen sollte, so bin ich bereit, ihm im Ringkampfe Rede zu stehen und hoffe, obgleich ich schwach bin, im Vertrauen auf meine gute Sache obzusiegen. Ihr hört es, Saintré, sprach nun die Dame, und ich erkläre euch für den feigsten aller Ritter, wenn ihr die Herausfoderung nicht annehmet.

Meine Gebieterin, erwiderte Saintré, ihr wißt wol, daß ich mich nie im Ringen geübt und daß die Herren Geistlichen Meister darin sind; allein euch zu Liebe will ich auf den Kampf annehmen, wie ich so viele um euertwillen bestanden. Man begibt sich nun auf einen Wiesenplan, und hier, sagt die Geschichte, that der Abt, was vor ihm weder St.-Benedict, noch St.-Robert, noch St.-Augustin oder St.-Bernhard gethan hatten, obgleich es große Prälaten der Kirche gewesen, nämlich er entkleidete sich so weit, daß er nur eine Jacke ohne Ärmel und ein kurzes Beinkleid, das nur einen Theil seiner Schenkel bedeckte, anbehielt. Dann äffte er spottweise die bei Ritterspielen gewohnten Gebräuche und Reden nach, indem er unter Anderm vor der Dame niederkniete und sie bat, ihn der Gnade seines Gegners zu empfehlen, worauf er diesem wohlgefällig, durch einige gewandte athletische Bewegungen, seinen riesigen Körper zeigte. Der Kampf blieb nicht einen Augenblick zweifelhaft: der Abt warf den Ritter wiederholt zu Boden und zwar so vollständig, daß die Beine jedesmal vor dem Falle höher als sein Kopf waren, und dies Alles zum großen Gelächter der Dame und ihrer Begleiterin. Saintré's Begleiter schäumten vor Wuth, ihren Genossen so verhöhnt zu sehen und foderten ihn auf, sich auf der Stelle zu rächen; dieser aber verbarg seinen Schmerz, machte dem Abte ein Compliment über seine außerordentliche Stärke und nahm Erfrischungen an als ob nichts geschehen wäre. Unterdeß aber nahmen der Prior und einige andere ältere Geistliche den Abt beiseite und machten ihm Vorstellungen über sein unziemliches Benehmen gegen einen Ritter, der so gut bei Hofe angeschrieben wäre. Der Abt beruhigt sie, indem er sagt, er werde Alles wieder ins Geleise bringen. Er nähert sich darauf Saintré mit freundlichen Worten, bittet ihn um Verzeihung und ersucht ihn ein Geschenk von 3000 Thalern, einen trefflich geschmückten Maulesel und einen Falken anzunehmen. Saintré lehnt diese Geschenke mit Freundlichkeit ab, bittet ihn aber, um ihn zu überzeugen, daß er keinen Groll gegen ihn habe, mit der Dame am folgenden Tage ein Mittagsmahl in der benachbarten Stadt, wo Saintré's Begleiter seine Wohnung besorgt hatten, anzunehmen. Der Abt verspricht es feierlichst für sich und die Dame, die sich zwar erst weigert, endlich aber den Bitten des Abtes nachgibt. Darauf hatte Saintré seinen Racheplan gebaut. Er begibt sich nun eiligst nach der Stadt, befiehlt seinem Haushofmeister ein glänzendes Mahl für den folgenden Tag einzurichten, und erkundigt sich bei dem Wirthe, ob es wol in der Stadt einen Bürger oder in der Nähe einen Edelmann gäbe, der von der Größe und Stärke eines gewissen Knappen wäre, den er ihm bezeichnet, und dabei eine vollkommen gute Rüstung besäße, die er wol verkaufen wollte. Der Wirth holt einen Bürger der Stadt, der fünf vollständige Rüstungen besitzt, und zwar so schöne wie sie irgend ein Edelmann des Landes nur aufweisen kann. Saintré ersteht eine derselben mit zwei ganz gleichen Streitäxten. Alles Dies wird in der Stille in Saintré's Wohnung gebracht. Am andern Tage reitet er zur bestimmten Stunde seinen Gästen entgegen, die ein Frühstück in der Abtei wieder etwas zum Spotte gestimmt hatte. Da die Dame auf seine Anrede gar nichts erwidert, will er sich zu ihren Begleiterinnen wenden, aber auch diese sagen, mit Hintansetzung aller Höflichkeit auf Befehl ihrer Gebieterin, er möge nur hinter ihnen herreiten. So kam man in der Stadt an. Das Mittagsmahl wurde eingenommen und der Wein nicht geschont. Saintré half selbst bei der Bedienung, die Serviette auf der Schulter. Und als nun die Fröhlichkeit vollends allen Argwohn verscheucht hatte, sprach Saintré, als wieder die Rede auf den Ringkampf kam: Herr Abt, habt ihr jemals eine Rüstung getragen? Und auf die Verneinung desselben fuhr er fort: Es müßte sich herrlich ausnehmen, einen so stattlichen Mann gewappnet zu sehen. Wahrlich, sprach die Dame, ich glaube, daß mancher Ritter sich dann vor ihm verstecken müßte. Gewiß, sprach Saintré, könnte man nicht leicht etwas Schöneres sehen. Und auf ein Zeichen von ihm bringen Diener einen Tisch herein auf welchem die bewußte Rüstung in aller Pracht aufgestellt ist, aber ohne Schwert noch Streitaxt. Saintré bittet den Abt sie zum Andenken als ein Geschenk von ihm anzunehmen, und dieser, vom Wein und den ermunternden Worten der Dame in seine kriegerische Laune versetzt, läßt sich leicht bewegen dieselbe anzulegen. Saintré läßt die Tische wegräumen und schnallt ihm selbst Alles auf das festeste an. Der Abt wird in dem Maße übermüthiger als er seine schon hervorragende Gestalt noch durch die stattliche Rüstung erhöht sieht, und ergießt sich in geringschätzenden Reden gegen die Ritter, welche die Dame fleißig unterstützt. Ihr seht winzig dagegen aus, Saintré, sprach die Dame, so ein tapferer Ritter ihr auch zu sein vermeint. Das macht wol auch, erwidert dieser, weil ich nicht bewaffnet bin. Und sogleich befiehlt er, daß man seine Rüstung bringe, welche ihm die Diener in einem Nu anlegen. Wie die Dame diese Eile sieht und bemerkt, daß sich draußen der Flur mit Bewaffneten füllt, welche die Thür besetzen, merkt sie, was geschehen soll und sagt: Saintré, ich hoffe ihr werdet nicht so feig sein und euch mit einem Abte schlagen wollen. Saintré aber sprach mit donnernder Stimme: Ich befehle, daß sich Niemand von seinem Platze rühre, und wer es thut, Mann oder Frau, dem spalte ich den Kopf bis an die Zähne, so wahr ich ein Ritter bin. Da fingen die Frauen und Mönche an zu weinen und zu heulen und verwünschten die Stunde wo sie dahin gekommen. Saintré aber sprach zu der Dame: Möge es euch belieben, nun auch Zeuge dieses Kampfes zu sein, den ich verstehe, wie ihr es gestern waret bei dem Ringkampfe. Ungeachtet aller Bitten und selbst Drohungen der Dame und des Abts beginnt der Kampf, der nun, da Saintré in demselben wohl erfahren ist, mit der Niederlage des Abts endigt, der über eine Bank neben der Dame hinstürzt und um Gnade schreit. Saintré ist auf dem Punkt ihm den Todesstoß zu geben, er besiegt sich aber

und spricht, indem er seine Axt wegwirft, seinen Dolch zieht und jenem das Visir öffnet: Erkenne nun Abt, daß Gott der wahre Richter in allen Dingen ist und daß deine Kraft allein nicht im Stande ist, dich vor Strafe zu schützen. Gedenke der beleidigenden und lügenhaften Reden, die du gegen die Ritter geführt und empfange deine Züchtigung dafür in Gegenwart Derjenigen, um deren schamloser Liebe willen du die göttlichen und menschlichen Gesetze verletzt hast. Und wie er dies gesagt, durchstach er ihm mit seinem Dolche die Zunge und beide Backen. Dann wandte er sich zu der Dame und sagte: Ihr habt um eines sittenlosen Mönchs willen einen Ritter, der euch in Treue und Ergebenheit gedient, verlassen und verhöhnt; wol hättet ihr eine, ja die ärgste Strafe verdient, aber ich gedenke eurer frühern Wohlthaten und überlasse euch eurer eigenen Reue. Diese blaue Schärpe aber verdient ihr nicht länger zu tragen, da blau das Zeichen der Treue ist, und indem er dies sagte, riß er ihr die Schärpe ab und steckte sie zu sich. Dann verließ er das Haus und die Stadt. Unterdeß war aber auch dem Könige die lange Abwesenheit der Dame von seinem Hofe aufgefallen, und als die Königin ihm gestand, daß sie mehre vergebene Versuche gemacht sie zurückzurufen, schickte er ihr einen gemessenen Befehl, sogleich wieder ihre Pflichten bei der Königin zu übernehmen. Sie mußte nun gehorchen und ihren Abt der Pflege der Ärzte überlassen. So traf es sich denn, daß eines Tages die Königin, wie sie im Kreise ihrer Damen, unter welchen auch die Treulose auf einer Wiese saß, Saintré auffodert, von seinen Abenteuern in Deutschland zu erzählen. Dieser ergreift die Gelegenheit, um seine eigene Geschichte mit der Dame und dem Abt zu erzählen, ohne die Namen zu nennen, und fragt ob die Dame recht gehandelt. Alles ist empört über das Betragen der treulosen Frau und des pflichtvergessenen Abts. Frau von Vendôme meint, man müsse sie auf einen Esel gebunden mit dem Gesichte nach hinten gekehrt durch die Stadt führen. Eine andere Dame meint sogar, man müsse ihr das Haupthaar scheren, sie vom Gürtel aufwärts entkleidet und mit Honig beschmiert der öffentlichen Beschimpfung und dem Stiche der Insekten preisgeben u. s. w. Als aber die Königin die Dame selbst fragt, was sie dazu meine, antwortet sie trocken, es sei sehr unritterlich, einer Dame auf brutale Weise eine Schärpe abzureißen. Da näherte sich Saintré und sprach mit lauter Stimme: Gewiß, meine hohe Frau, und der Ritter ist bereit dieses Unrecht wieder gut zu machen, indem er der Dame diese Schärpe wieder zustellt. Dies sagend beugte er ein Knie vor ihr und legte ihr die Schärpe in den Schoos. Die Überraschung aller Anwesenden war natürlich groß und die Beschämung der Dame, welche sehen mußte, wie ihr Alle den Rücken kehrten und sich von ihr entfernten, nicht zu beschreiben. Hier schließt der Roman, und der Autor fügt nur noch hinzu, daß Saintré sich noch in nützlichen und ehrenvollen Kämpfen für sein Land und den Glauben vielfach ausgezeichnet und endlich im J. 1368 in der Stadt Saint-Esprit am Rheinfluß starb und in der Kirche daselbst feierlichst beigesetzt wurde. 61.

Die frommen Sklavenhalter in den Vereinigten Staaten.

Ein vor kurzem unter dem Titel „Narrative of the life of Frederick Douglas, an American slave, written by himself" erschienenes, für die Kunde des Sklavenwesens in den amerikanischen Staaten wichtiges Werk, macht mit Recht in England großes Aufsehen. Der Verf., der Sohn einer Negersklavin von einem weißen Vater im Staate Maryland, wuchs als Sklave auf, wußte sich aber, von unwiderstehlichem Drange nach Wissen getrieben, größtentheils im Geheimen Kenntniß des Lesens und Schreibens zu verschaffen, lernte unter verschiedenen Herren an sich selbst alle die furchtbaren Bedrückungen und Mishandlungen kennen, welche die Sklavenzüchter des Südens an ihren unglücklichen farbigen Brüdern ausüben, und entfloh, nachdem früher eine misglückte Flucht ihm die grausamste Ahndung zugezogen, endlich in die nördlichen Staaten, wo er bald durch kräftige Vertheidigung der Sache seiner geknechteten Brüder als öffentlicher Redner in den Versammlungen der Abolitionisten sich auszeichnete. In diesem Augenblick befindet er sich in Großbritannien, wo er Vorlesungen über dieselbe Angelegenheit hält. Seine Erzählung entwirft ein abschreckendes Bild der Pestbeule des Südens der Vereinigten Staaten und liefert ziemlich schlagende Widerlegungen der Behauptungen v. Raumer's in seinem bekannten Buche über Amerika. In mehr als einer Hinsicht aber bezeichnend und als warnender Fingerzeig lehrreich ist, was Douglas über diejenigen Sklavenzüchter sagt, die sich durch religiöse Frömmigkeit auszeichnen. So ward er im J. 1832 Eigenthum eines gewissen Thomas Auld, der den Frommen spielt und für seine Grausamkeit gegen seine Sklaven Rechtfertigung und Unterstützungsgründe in der Religion fand.

„Er machte", erzählt Douglas, „die größten Ansprüche auf Frömmigkeit; sein Haus war ein wahres Bethaus; er betete des Morgens, des Mittags, des Nachts; er zeichnete sich darin bald unter seinen Glaubensgenossen aus und wurde zu ihrem Kirchenvorsteher und Prediger ernannt. Seine Thätigkeit bei religiösen Wiedergeburten war groß, und er erprobte sich als Werkzeug in der Hand der Kirche durch die Bekehrung einer Menge Seelen. Sein Haus war die Herberge aller herumziehenden Prediger. Sie fanden viel Vergnügen daran, dort einzukehren, denn während der Herr die Sklaven verhungern ließ, mästete er die geistlichen Herren."

Weder religiöse noch Verstandesbildung der Sklaven jener Besitzung kam dieser frommen Sippschaft in den Sinn; vielmehr widersetzten sie sich aus allen Kräften jeder Verbesserung des Zustandes der unglücklichen Wesen. Als ein junger Mann die Neger Sonntag Abends versammelte, um ihnen aus dem Neuen Testamente vorzulesen, stürmten die gottesfürchtigen weißen Herren mit Knitteln und andern Waffen dazwischen und trieben die Versammlung auseinander.

„Ich habe gesagt", fährt Douglas in dieser Beziehung fort, „daß mein Herr für seine Grausamkeit in der Religion Rechtfertigung fand. Als Beispiel will ich einen von den vielen Fällen, die dies zu erweisen dienen, anführen. Ich habe gesehen, wie er ein junges lahmes Weib binden ließ und sie mit einem schweren Ochsenziemer über den nackten Rücken peitschte, bis das Blut herunterfloß. Und um diese blutige Handlung zu rechtfertigen, führte er die Schriftstelle an: «Wer seines Herren Willen weiß und thut ihn nicht, soll doppelte Streiche leiden!» Nach dieser blutigen Züchtigung ließ der Unmensch das arme Weib in solchem schrecklichen Zustande vier bis fünf Stunden gebunden liegen."

Noch viel scheußlichere Dinge werden in dem Buche von diesem bibelfesten Tiger erzählt. Erst als Douglas in den

Dienst eines gewissen Freeland kam, der auf Religiosität keinen Anspruch machte, erfuhr er menschlichere Behandlung.

„Ohne anzustehen", bemerkt Douglas, „wage ich zu behaupten, daß die Religiosität im Süden nur den Deckmantel für die scheußlichsten Verbrechen, eine Rechtfertigung für die entsetzlichsten Barbareien, eine Weihe für den verhaßtesten Trug und einen dunkeln Schirm, worunter die finstersten greulichsten, abscheulichsten und teuflischsten Missethaten der Sklavenhalter den stärksten Schutz genießen, abgeben muß. Sollte ich jemals wieder den Ketten der Sklaverei verfallen, so würde ich es für das größte Verderben halten, wenn ich als Eigenthum einem «frommen Herrn» anheimfiele. Denn von allen den vielen Sklavenzüchtern, mit denen ich in Berührung gekommen, waren die frommen stets die schlimmsten; in ihnen habe ich stets die niedrigsten und nichtswürdigsten, die grausamsten und schurkischsten Aller gefunden." 26.

Bibliographie.

Arndt, F., Die Gleichniß-Reden Jesu Christi. 1ster Theil: Sechszehn Betrachtungen in der Trinitatiszeit 1841. 2te Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, F. A., Der Patriotismus der Stadt Kronach im 30jährigen Kriege, dargestellt in Druck- und Ehrenreden, nebst der Original-Chronik, einigen Gedichten und 4 Stahlstichen. Bamberg, Züberlein. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Busche, H. v., Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter. Für denkende Gebildete aller Stände. Eingeführt durch eine irenische Abhandlung über die nur durch historisch und philosophisch gründliche Aufklärung mögliche Vereinigung zwischen Wissen und Glauben, von H. E. G. Paulus. In zwei Abtheilungen. Darmstadt, Leske. 8. 2 Thlr.

Credner, C. F. H., Über den Bau der Erde. Eine Vorlesung. Gotha, Müller. 8. 7½ Ngr.

Elvert, C. d', Die Schweden vor Brünn. Ein Abschnitt des 30jährigen Krieges. Brünn. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.

Geschichtliche Fragmente und das ungarische Staatsleben neuerer Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der wahre Gegenstand der christlichen Gottesverehrung und die Dreieinigkeitslehre, befreit von den Schwierigkeiten, von welchen sie bisher umgeben war. Aus dem Englischen. Herausgegeben von L. Müllensiefen. Elberfeld, Bädeker. 8. 6 Ngr.

Grün, K., Über Goethe vom menschlichen Standpunkte. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hauff's, W., Sämmtliche Werke. Mit des Dichters Leben von G. Schwab. Neu durchgesehen und ergänzt. 4te Gesammtausgabe. 1stes—4tes Bändchen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. à 4 Ngr.

Irving, W., Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2te sorgfältig verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 27 Ngr.

Kahlert, A., System der Ästhetik. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

Käpplinger, C., Beschreibungen über das Wesen der Gottheit, der menschlichen Natur und der christlichen Religion. Zwei Theile. 2te Auflage. Heilbronn, Landherr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kirsten, A., Abhandlungen aus dem Gebiete des Strafrechts. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Koller, P., Die Belagerung von Brünn durch die Schweden im J. 1645. Ein historischer Versuch. Brünn. 1845. 8. 21 Ngr.

Lisco, F. G., Das wohlthätige Berlin. Geschichtlich-statistische Nachrichten über die Wohlthätigkeitsübung Berlins. Berlin, Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reinwald v. B., J. G., Über populäre Gesetzkunde. Wenige Memorabilien für deutsche Staatsleute und Juristen. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 8. 12½ Ngr.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 1ster Theil: Ägypten. Berlin, A. Duncker. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Stade, G., Predigt zur Gedächtnißfeier des 300jährigen Todestages Dr. M. Luthers. Nordhausen, Köhne. 8. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Ammann, W., Die Kriminal-Prozedur gegen Jakob Müller von Stechenrain, im Kanton Luzern, Mörder des Großrathes Leu von Ebersol, in populärer Darstellung bearbeitet. Zürich, Schultheß. 8. 14 Ngr.

Briefwechsel zwischen zwei Protestanten verschiedener Religions-Ansichten nebst einigen Zeitgemäßen Bemerkungen dazu. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Actenmäßige Darstellung und Ausgang des auf Anklage des Probstes zu St. Hedwig in Berlin, Herrn Brinkmann, wegen demselben öffentlich zur Last gelegten Intoleranzfälle, wider den Geh. Kriegsrath a. D. Heinr. Wilh. Loeft, vor dem Königl. Kammergericht verhängt gewesenen fiscalischen Prozesses. Nebst einer durch Publicität beglaubigten Mittheilung des Wesentlichsten, was dem gerichtlichen Verfahren vorangegangen ist. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 15 Ngr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 4. Über Bürgerversammlungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Kämmel, H. J., Die Unduldsamkeit und das Christenthum. Eine Mahnung zum Frieden. Bautzen, Schlüssel. Gr. 8. 15 Ngr.

Keßler, J. G. F., Zum christlichen Ehrengedächtniß Dr. Mart. Luther's, des deutschen Evangelisten. Predigt. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Kracht, W., Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. (Hebr. 13, 7.) Predigt zum Gedächtniß Luther's. Neubrandenburg, Brünslow. 8. 4 Ngr.

Melchert, J., Die Reise in Baiern im Jahre 1845. Ein Tagebuch von sechs Wochen. Altona. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, C. O., Über die Verbrechen gegen die materielle Integrität der Eisenbahnen. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Nauwerck, K., Der Hausfreund am Feierabend. 1ste Lieferung: Nathusius. 3te Auflage. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oelckers, T., Populäre Geschichte der christlichen Religions-Kriege. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 27 Ngr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 8te vermehrte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Stahl, F. J., Rechtsgutachten über die Beschwerden wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte der Protestanten im Königreiche Bayern, insbesondere Beleuchtung des Verhältnisses zwischen dem Staatsgrundgesetz und dem Konkordat. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 15 Ngr.

Thudichum, G., Über die kirchlichen Bewegungen unserer Zeit. Eine Rede. Büdingen. 1845. 8. 5 Ngr.

Trefurt, C., Gedanken über den Neu-Katholizismus, dessen Werth und dessen Berechtigung. Karlsruhe, Braun. 8. 5 Ngr.

Über die eidliche Verpflichtung der protestantischen Geistlichen in Sachsen auf die kirchlichen Symbole. Replik auf das Votum des Hrn. Prof. Dr. Harleß. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Zimmermann, K., Warum halten wir fest an unserer evangelischen Kirche? und Was ist die Bibel? Drei Predigten am Reformationsfeste 1845. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 152. — 1. Juni 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Krause'sche Philosophie.

Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion; développement du mémoire couronné par le jury universitaire insitué par le gouvernement; par *Guillaume Tiberghien.* Zwei Bände. Brüssel 1844.

Die vorliegende Schrift ist die weitere Ausführung einer Preisschrift. Die zu lösende Aufgabe bestand in einer Darstellung der vorzüglichsten philosophischen Systeme über den Ursprung der Ideen und Erkenntnisse und in der Nachweisung, wie sich an jedes dieser Systeme ein vollständiges Ganzes moralischer, politischer und religiöser Lehren anknüpft. Da sich hierbei zunächst die Frage von dem Einflusse der Philosophie auf Moral, Religion und Politik überhaupt aufwirft, da ferner die Beurtheilung der Systeme doch wieder nur vom Standpunkte eines Systems aus geschehen kann, so hat der Verf. in einer Einleitung jenen praktischen Einfluß der Philosophie bewiesen, und dann das Werk selbst in einen theoretischen und einen historischen Abschnitt getheilt, von welchen der erstere die von dem Verf. als ausgemacht angenommenen Wahrheiten über den Ursprung unserer Erkenntnisse, und der zweite eine Darstellung der wichtigern Systeme, von der orientalischen Philosophie bis auf Krause, mit der Nachweisung ihres Einflusses auf Moral, Politik und Religion enthält. Der Verf. gibt sich dabei als ein Anhänger der von Ahrens in Brüssel gegründeten Krause'schen Schule kund, und so gewährt uns sein Buch eine recht erwünschte Gelegenheit, die lange noch nicht genug anerkannte Bedeutsamkeit der Krause'schen Philosophie hier zur Sprache zu bringen.

Daß die Krause'sche Lehre nie zu einem so entscheidenden Einflusse und zu so allgemeiner Anerkennung gelangen wird als die Kant'sche oder Hegel'sche Philophie, scheint freilich außer Zweifel zu sein. Die deutschen Philosophen haben Krause viel zu lange übersehen und seiner Lehre durch eine Nichtbeachtung — über welche es der Mühe werth ist Leonhardi's Vorrede zur Krause'schen „Philosophie der Geschichte" zu vergleichen — wie sie gerade in Deutschland kaum erklärlich ist, ein Unrecht gethan, das sie Krause nicht leicht verzeihen, sondern zunächst damit zu rechtfertigen geneigt sein werden, daß sie etwas Unbedeutendes übersehen hätten. Und wenn nun auch in den seltenen Fällen, wo von Krause die Rede gewesen ist, seine Philosophie uns überaus reich und fruchtbar bezeichnet werden mußte, so ist doch gerade jetzt die Zeit der Herrschaft der Systeme vorbei, als herrschende geistige Mächte und Leitsterne treten jetzt in Kunst und Wissenschaft keine Individuen mehr auf und das Treiben in diesen Sphären ist republikanisch geworden. Wir sind in der That zu einem Abschnitte gelangt, wo wir weniger uns einem Systeme der Gegenwart anschließen als vielmehr die ganze Errungenschaft der Vergangenheit zu überschauen und aus diesem Ganzen Resultate zu ziehen geneigt sind. In Wissenschaft und Leben sind sich Systeme und Institutionen, von welchen ein einzelnes der Vorwelt auf ein Jahrhundert ausgereicht hätte, im Laufe von Jahrzehnden so rasch gefolgt, daß uns für alles Dieses die Zeit zu fehlen anfängt. Ein neues System, eine neue Institution würde nur den Stoff vermehren und nicht als Abschluß, als Anknüpfungspunkt für die Entwickelung der Zukunft, sondern nur als eine Zuthat zu dem Material betrachtet werden, aus welchem das Resultat erst zu ziehen ist.

Aus diesem Zustande erklärt sich zunächst der Eklekticismus und seine praktische Seite, das système conservateur. Cousin sah in der Geschichte der Wissenschaft verschiedene Grundrichtungen, Spiritualismus, Materialismus, Skepticismus und Mysticismus, und kam so zu einer combinatorischen Philosophie. Diese bringt es

indeß nur zu äußerlichen Zusammenstellungen: jene vier Grundrichtungen sind nicht scharf und erschöpfend bezeichnet, und der Schluß, sie müßten wol mehr und in der Natur des Geistes begründet sein, weil sie wären, aber jede von ihnen einzeln müsse falsch sein, weil ihrer vier seien, ist kein an diesem Orte gültiger, sondern nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß aus dem gemeinen Leben. So ist der Eklekticismus steril geblieben und entbehrt des Abschlusses. Die historischen Studien liefern nur Material, also nur einen hier als empirische Unterlage zu betrachtenden Stoff, und an die Stelle der Philosophie, des in die Überzeugung eindringenden Systems, tritt die Kenntniß der Systeme, die Gelehrsamkeit. Diese beschäftigt nur den Verstand und ergreift nicht zugleich, wie jede zeit- und zukunftbildende Lehre muß, die Empfindung; sie bleibt todt und klanglos und hat keine praktische Consequenz. Das sich an den Eklekticismus schließende système conservateur, in welchem sich seine praktische Seite offenbart, wird nur abusiv ein System genannt, da ihm kein Princip, sondern Neigung und Interesse zum Grunde liegt und es jede sich nicht von selbst machende Entwickelung in dem bloßen Conserviren des Gegebenen ausschließt. In Deutschland hat man allerdings die Nothwendigkeit einer Universalität der Wissenschaft in einem höhern Sinne aufgefaßt: Hegel erklärt alle Systeme für relativ wahr und nur das Hegel'sche soll das absolut wahre sein. Wie weit diese Aufgabe der Absolutheit und Alles in sich schließenden Universalität erreicht sei, können wir nicht näher prüfen; gewiß ist aber, daß in seinen praktischen Consequenzen für Geschichte, Recht und Staat das Hegel'sche System eben mit der Gegenwart abbricht und über die fernere Entwickelung, über die Resultate aus der Vergangenheit für die Zukunft schweigt. Reichere und inhaltvollere Lehren liegen hier in der Krause'schen Philosophie, und wenngleich wir nicht behaupten mögen, daß dieselbe als einzelnes System zur Herrschaft gelangen werde, so ist es doch unverkennbar, daß sie für die Lösung der jetzt vorliegenden Aufgaben einer Organisation der zerstreuten Einzelheiten die wichtigsten und von Niemandem, der sich mit dieser Aufgabe beschäftigt, ungestraft zu übersehenden Vorarbeiten enthält.

Krause's Philosophie zerfällt in einen analytischen und einen synthetischen Theil. Der erste geht von Dem aus, was einem Jeden unmittelbar gewiß ist, von der Idee des eigenen Ich. Der einzelne endliche Geist hat zunächst sich selbst zu erkennen, alsdann zu erfassen, wie er von den Dingen außer ihm Erkenntniß empfängt, und sich endlich bis zu der Idee der Natur, des Geistes und Gottes als Urwesens zu erheben. Ist so endlich Gott als Urwesen, als Princip alles Seins erkannt, so erscheint nun das All als ein großer gottbelebter Organismus und alle Wissenschaften fügen sich in die Gotteserkenntniß als Theil ein. Dieses bildet den synthetischen Theil. Dabei müssen wir gleich von vornherein darauf aufmerksam machen, daß Krause, gleich Hegel und Schelling, über die Kant'sche Lehre hinaus zur Erkenntniß des Absoluten, der Einheit des Denkens und Seins fortgeschritten ist, daß sein System an Tiefe und Erhabenheit der Resultate dem Hegel'schen völlig gleich steht, dabei aber hinsichtlich derjenigen Fragen, welche bei Hegel dunkel bleiben und Hegel's System den Vorwürfen des Pantheismus und des Leugnens der Unsterblichkeit ausgesetzt haben, ganz entschiedene, mit der Lehre des Christenthums in Einklang stehende Resultate gibt. Was man dabei von den Wunderlichkeiten der Krause'schen Terminologie gesagt hat, widerlegt sich am einfachsten durch das Studium der Schriften Krause's. Jede Wissenschaft bedarf einer besondern Terminologie und die von Krause neu gebildeten Ausdrücke sind meistentheils, wie es nach den Verdiensten Krause's um die Sprachwissenschaft zu erwarten ist, sehr glücklich gebildet. Von dem gesammten Inhalte seines Systems aber ist es nicht möglich, in der Kürze eine Übersicht zu geben; es wird daher nur unsere Aufgabe sein können, besonders aus dem sogenannten praktischen Theile desselben einzelne Andeutungen zu liefern.

In dem analytischen Theile finden wir die tiefsten und scharfsinnigsten Untersuchungen über das Wesen des Ich. Von der Idee des Ich gelangen wir durch die Idee des Grundes zu der Erkenntniß Gottes. Die Idee des Grundes setzt voraus, daß Dasjenige, bei welchem wir nach einem Grunde fragen, sich als untergeordneten Theil zu einem höhern Ganzen verhalte, und wenn wir so bei allen Existenzen nach einem Grunde fragen, so gelangen wir zuletzt zu der Idee Gottes. Dieses Verfahren liefert aber noch nicht den Beweis des Daseins Gottes, es ist blos ein Anlaß, der uns auf den Gedanken an Gott führt. Wol aber setzt die Idee des Grundes selbst einen Grund voraus, und dieser letzte Grund kann nur in einem unendlichen und absoluten Wesen, in Gott liegen. So ist denn Gott als Grund alles Dessen was ist auch der Grund der Kenntniß, die wir von ihm haben, wir kommen durch Gott selbst zu Gott und erfassen ihn, wenn wir uns dieses Verhältniß klar machen, durch eine unmittelbare Anschauung, während Gottes Existenz durch Gründe allerdings insofern unbeweisbar ist, als es über Gott nicht noch ein Höheres, was als Grund seiner Existenz angeführt werden könnte, gibt. Fragen wir daher nach Gründen für das Dasein Gottes, so geschieht dieses nur, sofern wir Gott als unendliches und als absolutes Wesen noch nicht erkannt und selbst auch die Idee des Grundes noch nicht erfaßt haben. Gott steht so als Urwesen über Natur und Vernunft und dem Vereinwesen beider, der Menschheit, und in dieser Auffassung bleiben pantheistische oder dualistische Anschauungsweisen ausgeschlossen. Namentlich ist der Vorwurf des Pantheismus nicht gegründet, den Reiff (in den „Jahrbüchern der Gegenwart") der Krause'schen Philosophie gemacht hat. Die Welt kann nach Krause nicht außer Gott gedacht werden, weil nichts als außer Gott gedacht werden kann. Die Welt ist in Gott, nicht dem Raume nach, sondern wenn Gott die Welt in sich enthält, so wird die Wesenheit der Welt, als

nicht die ganze Wesenheit, von der Wesenheit Gottes als der ganzen Wesenheit unterschieden.

Der synthetische Theil des Krause'schen Systems zerfällt in vier Untertheile. Der erste erörtert, was Gott an sich ist, was seine Natur ist, was seine Attribute sind. Der zweite zeigt, was Gott in sich ist; er enthält die Lehre von der Welt, die aus Geist und Natur besteht, als deren Verein die Menschheit erscheint. Der dritte Theil erörtert die Verbindung der beiden ersten und zeigt also die Beziehungen, die zwischen Gott und Welt stattfinden. Der vierte zeigt endlich den göttlichen Organismus in allen menschlichen Wissenschaften und liefert zu diesen die eigentlichen Grundlagen. Ein Theil ergänzt und erläutert hier den andern, indem das Ganze ein großer Organismus ist, in welchem sich jeder Theil auf alle übrigen Theile sowie auf das Ganze bezieht. In diesem Reichthume beruht eben die Absolutheit der Krause'schen Philosophie, die der geistigen Thätigkeit noch immer ein unendlich weites Feld läßt und die eine und absolute Wahrheit als einen unendlichen Organismus von Wahrheiten auffaßt, dessen Reichthum keine menschliche Einsicht erschöpfen kann. In dem vierten Untertheile finden sich dann die Consequenzen für Religion, Moral und Recht. Die Religion gewinnt hier die wahrhaft universelle Bedeutung, die ihr zukommt, ohne daß es je zu Pietisterei oder den Wunderlichkeiten eines sogenannten christlichen Staatsprincips käme. Ihr Wesen liegt in der persönlichen Einigung der Menschen mit Gott, welche nach dem Verhältnisse Gottes als Urwesens zur Menschheit kein leeres Wort, keine Einbildung heilsbedürftiger Seelen, sondern eine einfache Wahrheit ist. Diese Gottinnigkeit umfaßt denn die drei Grundfähigkeiten des Menschen, Schauen oder Erkennen, Empfinden und Wollen, welche ohne diese Beziehung auf Gott in allen ihren übrigen Richtungen unvollständig und verwahrlost bleiben. Außer dem einzelnen Menschen hat aber auch jeder Verein in der Menschheit, der Ehebund, die Familie, die Gemeinde, das Volk und endlich die ganze Menschheit den Beruf, diese Einheit mit Gott wirksam zu machen. Die religiöse Pflicht des Menschen wird so zu einer socialen Pflicht für alle Vereine, welche Wissenschaft, Kunst, Recht und überhaupt die Theile der Bestimmung des Menschen zu pflegen und zu fördern haben. Die Sittenlehre stützt sich hiernach auf ein absolutes Princip. Das Gute ist Dasjenige, was ein Wesen nach seiner Eigenwesenheit darstellen soll. Da Gott das höchste, Alles umfassende Wesen ist, so ist die Wesenheit Gottes das höchste, eine Gute. Da das menschliche Leben nur ein Theil des einen göttlichen Lebens ist, so hat der Mensch auf endliche Weise darzustellen, was in Gott unendlich ist, und es entsteht die Anfoderung: Thue das Gute schlechthin als das Gute.

Besonders bemerkenswerth ist aber die Krause'sche Rechtslehre. Das Recht ist — wie Krause consequent aus dem bezeichneten Verhältnisse Gottes zur Welt folgert — das Ganze der innern und äußern von der Freiheit abhängigen Bedingungen, welche zur Erreichung der Vernunftbestimmung des Menschen nothwendig sind. Da jedes lebende Wesen, folgert Krause, ein eigenwesentlicher Organismus ist, so ist jedes Wesen in seinem Innern nach der Grundidee des Rechts so bestimmt, daß seine Theile sich wechselseitig alle Bedingnisse erfüllen, welche zur Erreichung seiner Bestimmung nöthig sind. Das Ganze dieser Bedingnisse macht das innere Recht aus. So hat der Einzelmensch, jede höhere Gesellschaft und endlich die Menschheit ein inneres und ein äußeres Recht. Das innere Recht der Menschheit z. B. fodert, daß alle Gesellschaften und alle Einzelmenschen in der Menschheit also füreinander selbstbestimmt seien, daß jedes Glied der Menschheit seine Bestimmung erreiche. Das äußere Recht der Menschheit aber ist das Ganze der zeitlichen von der Freiheit abhängigen Bedingungen, welche Natur, Vernunft und zuhöchst Gott in sich wirklich machen, damit die Menschheit im Wechselleben mit ihnen ihre Bestimmung erreiche. Das Recht ist so auch die Pflicht des Menschen und der Menschheit, denn das Sittengesetz fodert, alles für das Leben Wesentliche, das Gute, zu thun, und ein solches Wesentliches, ein solches Gut ist das Recht. So beruht auch die Bestrebung, das Recht als bleibenden Zustand, als Staat, hinzustellen, auf der Wesenheit der Menschheit und nicht auf Zweckmäßigkeitsgründen. Der Staat ist nicht die Anstalt, um das Unrecht zu verhüten, sondern um das Recht herzustellen. Die Idee des Rechts ist eine durchaus positive. Hieran schließt sich die tiefe Wahrheit, daß mit dem bloßen Gehenlassen und Verhüten nichts geholfen sei, daß vielmehr ein positives Thun für die Leitung im Staat erfodert werde. Der Staat ist also bleibend, er beruht nicht auf zufälligem Vertrag und ebenso wenig beruht das Recht auf Wechselseitigkeit, denn der Rechtsgrund besteht an sich und ewig und hängt nicht davon ab, ob ihn Andere anerkennen. Zugleich ist das Recht allgemein: es bezieht sich auf alle physischen und geistigen Güter, welche dem Menschen zur Erreichung seiner Bestimmung nöthig sind. Es bezieht sich also auf Religion, Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, Industrie, Handel und Production, berührt aber alle diese Sphären nur von einer Seite, sofern es auf Herstellung der für ihr Gedeihen nöthigen Bedingungen ankommt. Dieser Satz bestimmt dann das Verhältniß des Staats als der für das Recht vorhandenen Sphäre zu den übrigen für die Erreichung der übrigen Theile der Vernunftbestimmung des Menschen gebildeten Vereinen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Laternenmännchen. Aphorismen über Leben, Kunst und Natur, von Georg Beckmann. Berlin, Dehmigke. 1845. 8. 17½ Ngr.

Bücher die Aphorismen enthalten entstehen auf sehr verschiedene Art. Hintereinander aufgeschrieben werden die kürzern oder längern Sätze gewiß nicht; dieses Springemachen würde den Geist bald ermüden und schnell zerstören. Oftmals sind solche Aphorismen Extracte aus nicht zu Stande gekommenen Büchern; oft sind sie mit Splittern zu vergleichen, die beim Überarbeiten eines großen Werkes sich ablösen; manchmal sind

solche dicta wahre Kometenkerne: sie bilden ein solides Element, woran vieles Homogene sich leicht schließt; manchmal freilich findet der reflectirende Leser statt eines Kometenkerns eine taube Nuß. Es gibt manche Autoren, deren Werke sich vorzugsweise dazu eignen, daß man Aphorismen aus ihnen sammelt; zum Exempel die Schriften Hamann's, Hippel's und Jean Paul's. In jener Periode, wo es in Deutschland Mode war, geistreich zu sein, verlangte alle Welt nach solchen abgerissenen Sätzen; man konnte nur so leicht durch eine Redensart, die man fallen ließ, ahnen lassen, was für ein Geist man sei. Wie häufig haben wir Deutsche, die wir doch von der Natur für einen gesunden Realismus bestimmt sind, uns durch den Schein irreführen lassen, und alle Tage geschieht das noch. Auch Goethe huldigte dem Geschmack jener Tage durch Mittheilung von Tagebuchblättchen in seinen Romanen. Jean Paul, wahrscheinlich weil er fühlte, daß seine Werke zu merkbar aus einzelnen Stücken zusammengesetzt seien, wurde sehr heftig als er erfuhr, daß Jemand aus seinen Schriften eine Sammlung von Aphorismen gezogen habe; der Mensch, der das gethan habe, sagte er, verfahre wie ein Schaf auf der Wiese, welches alle Blumenköpfe abfrißt und das Gras stehen läßt. Die Lecture von Aphorismen kann eine sehr anregende und den Geist fördernde sein; für einen noch zu weckenden Geist sind sie gewiß oftmals ein gutes Bildungsmittel; selbst der gebildete Geist, wenn ihm Gelegenheit zu persönlicher Mittheilung mangelt, findet darin einigen Ersatz für Anregung durch Gespräch.

Ref. hat die Bemerkung gemacht, daß seit einiger Zeit wieder häufiger solche Werkchen wie das vorliegende erscheinen. Das dürfte vielleicht als ein heilsames Gegengewicht gegen die gräßlich grassirende oberflächliche Unterhaltungsschriftstellerei und Unterhaltungslecture angesehen werden. Es ist gar nicht zu berechnen, welch eine ungeheure Zahl von Menschen in den ordinairsten Kreis der Lebensanschauung gebannt bleibt durch die miserable Lecture, woraus sie täglich Geist und Herz — so viel sie davon haben — ernährt, gar nicht zu erwähnen, daß durch die französischen Schauer- und Schauderromane der Blick mancher Menschen auf Partien des Lebens gelenkt wird, auf die er selbst wol nie gefallen wäre; ja, daß selbst durch die Lecture dieser modernen französischen Romane der Wahrheitssinn sehr oft in Conflicte geführt wird, aus denen derselbe gewöhnlich sehr wankend und schwankend hervorgeht. In einer vergangenen Epoche fahndete man überall auf Werke, die Atheismus lehrten; gegen den religiösen Atheismus kämpft jetzt Niemand mehr, aber man sollte dem Atheismus in der Moral, in der Politik, im bürgerlichen Leben nicht Thor und Thür öffnen. Jedoch dieser Gegenstand würde uns an dieser Stelle zu weit von unserm Hauptzweck abführen.

Der Verf. des vorbenannten kleinen Buches gibt auf der ersten Seite das hübsche Bild eines Mannes, der eine Laterne trägt, und darunter steht folgender Vers, der über die Tendenz des Büchelchens Aufklärung gibt:

> Ich bin zwar nur ein kleiner Geist,
> Doch trag' ich mein Laternchen dreist
> Und lausch' in manches Eckchen hin
> Und sage was ich fand darin.
> Wie wunderlich die Menschen sind,
> Wie wirr sie tappen, dumm und blind!
> Sie spielen all' mit bunten Scheinen,
> Es zum Lachen und zum Weinen.
> Das Büchlein bringt euch gute Lehr',
> Doch allzu lang' behagt nicht mehr;
> D'rum wird sie hier mit Vorbedacht
> Nur tropfenweise beigebracht.
> Schlag auf das Buch und lies in Ruh',
> Hast du genug, mach's wieder zu!

Das Ganze zerfällt in folgende Partien: 1) Die Innenwelt; 2) Die Gesellschaft; 3) Liebe und Ehe; 4) Kunst; 5) Natur; 6) Scherze und Schwänke.

Wenn nun die Eigenthümlichkeit dieser Aphorismen genauer charakterisirt werden soll, so thun wir es in Folgendem. Die Aussprüche des Verf. haben ihren Ursprung in einem gesunden Geiste; was er denkt, spricht er mit Entschiedenheit aus; er stellt nichts in das Flimmerlicht der Unentschiedenheit; er gehört nicht zu den in unserer Tagesliteratur so häufigen Phrasenmachern, denen eine gedrechselte Redensart mehr gilt als ein gesunder Gedanke. Die Form, in welcher die Gedanken ausgesprochen sind, ist regelrecht; sie gestaltet sich bisweilen zu einer vollen Symmetrie, doch ohne steif zu werden. Hin und wieder wird man einmal durch die Ausdrucksweise an Jean Paul erinnert; das scheint aber dem Verf. selbst ganz unbewußt zu sein, ein Nachahmer Jean Paul'scher Manier ist er nicht. Nur selten faßt Hr. Beckmann seine Aphorismen in sententiöse Form, meistens werden sie als Reflexionen mitgetheilt. Auch hat das kleine Buch den Vorzug, daß der Verf. nicht von einem Schulsystem der Moral, der Politik und der Religion ausgeht und aus diesem heraus — was häufig geschieht — Orakelweisheit spricht; weil in diesem Buche nur die Philosophie des gesunden Menschenverstandes herrscht, so ist dasselbe auch für einen größern Kreis brauchbar. Dazu kommt noch etwas höchst Lobenswerthes; nämlich der Verf. geht durchaus nicht darauf aus, weder durch Einmischen einer wohlfeilen und beliebten Sorte Politik noch durch Zusetzen von pfefferner Frivolität sich Publicum zu gewinnen. Er ist durchweg Vertheidiger einer höhern Lebensansicht gegen die niedere und philisterhafte; niemals macht er einer ordinairen Gesinnung oder der Gesinnungslosigkeit Zugeständnisse; sein Urtheil ist stets gerecht und streng gerecht; manchmal, wenn ihm das Abweichen der Menschen vom Ideal besonders frappant erscheint, schreibt er satirisch, und das steht ihm gut an.

Übrigens sind nicht alle Partien des Büchelchens von gleichem Werth; z. B. der Abschnitt, welcher „Natur" überschrieben ist, scheint uns an Künstlichkeit zu leiden; nichtsdestoweniger findet man auch in diesem wie in allen übrigen Abtheilungen scharf treffende Aussprüche, in passender Form vorgetragen. 25.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 153. — 2. Juni 1846.

Die Krause'sche Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Das Recht ist seinem Begriffe nach für Alle gleich, diese Gleichheit besteht aber doch nur darin, das Ungleiche ungleich zu behandeln. Die Individualität hat also auch ihr Recht, und es besteht die Rechtsfoderung, daß innerhalb der Gleichheit der allgemeinen Menschenrechte auch einem Jeden die besondern und eigenthümlichen Bedingnisse geleistet werden, nach den grundwesentlichen Verschiedenheiten in Eigenthümlichkeit zu vollenden. Es ist daher falsch, daß alle Menschen schlechthin identische Rechte haben, aber ebenso falsch ist die Behauptung, daß jeder Mensch nur sein eigenthümliches Recht habe und ein allgemein menschliches Recht nicht zu denken sei. Ebenso ist die Freiheit eine Folgerung aus dem Rechte; sie ist aber nicht Grundlage und Zweck des Rechts, sondern nur ein Mittel zu seiner Verwirklichung, indem jedem Einzelnen eine Sphäre offen sein muß, in welcher er seine Kräfte gebraucht. Auf diese Weise sind Freiheit und Gleichheit zwei unveräußerliche Urrechte, jene entspricht der Spontaneität der Vereinzelung, diese der Ganzheit, Assimilation und Concentration. Beide einigen sich in der Association zu einem höhern Ganzen. Es gibt zwei Reihen von Associationen. Die eine umfaßt das ganze Leben und die ganze Persönlichkeit, Ehe, Familie, Gemeinde, Volk, Menschheit. Die andere bezieht sich auf bestimmte Zwecke, der Religionsverein, Kunstverein, die Sphäre für materielle Production, Handel und Industrie, der Verein für Wissenschaft und der Verein für Recht oder der Staat. Alsdann bestimmt sich im Einzelnen, inwieweit die nach dem Bilde des Gemeinwesens einzurichtende Organisation dieser einzelnen Vereine und Kreise noch unvollkommen ist und auf welche Weise der Staat oder Rechtsverein darauf einzuwirken hat. Die Sphären der zweiten Reihe sind diejenigen, in welchen der Mensch hier auf der Erde seine Fähigkeiten zu entwickeln hat. Sie sind der eigentliche Gegenstand des ganzen socialen Organismus und in ihnen muß nach dem Obigen gerade durch Association als das Höhere von Freiheit und Gleichheit — welchen man bis jetzt auf einseitige Weise nachgerungen oder sie auf ebenso einseitige Weise bekämpft hat — eine Organisation erreicht werden. So werden die einzelnen Vereine Organe des ganzen socialen Körpers werden und die Gesellschaft wird, wie Plato es foderte, das Urbild des ganzen und vollkommenen Menschen darstellen. In diesem Organismus ist der Staat oder die Rechtssphäre den übrigen Sphären coordinirt, und da jede Sphäre wol auf die andere einwirkt, sie aber nicht absolut beherrscht, so ist der Staat auch nicht mit der Gesellschaft identisch, und seine Tendenz, die übrigen Sphären zu Mitteln für seine exclusiven Zwecke zu machen — die alsdann im Grunde doch nur particulaire Interessen betreffen würden — ist ebenso falsch als eine gleiche Tendenz der Kirche oder der Industrie sein würde. Es leuchtet also ein, daß der Staat keine exclusiv-religiöse oder wissenschaftliche Richtung haben, sondern allen Richtungen dieser Art den Rechtsschutz gewähren muß; ein Eingreifen in ihre innere und eigene Entwickelung führt immer zu Rückschritten und Verkümmerungen. Für die Verfassung des Staats gibt Krause sehr beachtenswerthe Andeutungen. Wir müssen uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß er weit entfernt ist, wie unsere meisten Politiker und Rechtsphilosophen, eine einzelne Form als die absolut richtige und alle übrigen als Misbildungen anzusehen. Die Frage von politischen Formen ist bei Krause überhaupt untergeordnet, die Hauptsache ist die Organisation der Gesellschaft, in welcher die staatliche oder politische Sphäre nur ein — bis jetzt noch schwerlich auf sein richtiges Verhältniß gebrachter — Theil ist.

Bei Krause finden wir in der That die Anfoderung Hegel's, daß die Kategorien des Denkens auch die des Seins sein müßten, und daß die Logik im Grunde mit der Metaphysik zusammenstimmen solle, erfüllt. Das Studium der Krause'schen Philosophie zeigt, daß gerade die Begründung der Kategorien eins ihrer Hauptverdienste ist, ein Verdienst, aus welchem sich ganz einfach erklärt, wie die Krause'sche Philosophie in den einzelnen Theilwissenschaften, Sprachwissenschaft, Sittenlehre u. s. w., auf jeden Unbefangenen einen so unwiderstehlichen Eindruck von schlagender Wahrheit macht. Man wundert sich bei Hegel, der mit so strenger logischer Consequenz verfährt, daß in der Rechtslehre durch den Mechanismus seiner Dialektik Majorate und constitutionnelle Monarchie als absolut wahre Resultate herauskommen, wäh-

rend der gesunde Sinn dergleichen Dinge für nichts absolut im Wesen der Gesellschaft Begründetes, sondern für Zufälliges, eben Zweckmäßiges und Änderliches halten muß. Bei Krause findet sich eine solche Anwendung der Logik, welche am Ende alles nur Mögliche herausbrächte, nicht; vielmehr erscheint das Urbild der Menschheit, das Ziel der Geschichte, von allen Zufälligkeiten und nur eben jetzt bestehenden Eigenthümlichkeiten rein. Damit tritt dann gegen die jetzt vorhandene Wirklichkeit auch das Postulat des Sollens, welches bei Hegel oft so bitter verspottet wird, hervor, und die Krause'sche Rechtslehre ist nichts weniger als apologetisch. In diesem Verhältnisse Dessen was ist zu Dem was werden soll offenbart sich aber eben ihr vorzüglichster Werth. Sie hält der jetzigen Gesellschaft gleichsam einen Spiegel vor, um ihr zu zeigen wie sie ist und wie sie sein soll; sie wird also Jedem willkommen sein, der nicht absichtlich sich täuschen will und Herz genug besitzt, eine blos apologetische, nach Wünschen und Interessen eingerichtete Staatslehre zu verschmähen.

Ein unbefangener Blick auf die modernen Staaten zeigt uns als ihren unterscheidenden Charakter eine unendliche Zerrissenheit und Zerfahrenheit als Folge des herrschenden Individualismus. Man hat nur Rechte der Einzelnen die von der Gesammtheit anerkannt werden, allein für die Gesammtheit fehlen Rechte und organische Anordnungen, sodaß Niemand zum positiven Handeln für Gemeinzwecke verbunden ist, und der äußerlich Begünstigte mit dem Nichtsthun, dem einfachen Zurückziehen in die Isolirung am bequemsten auskommt. Die Leitung der Gesellschaft hat einen dauernden Charakter der Ängstlichkeit und der Abwehr von Zerrüttungen angenommen, den sie in einem normalen Zustande, dem solche Zerrüttungen nicht wirklich drohen, gar nicht haben könnte. An der Stelle gemeinsamer in sich berechtigter Zwecke herrschen particulaire Zwecke, und so wie in dem modernen Völkerverkehre die Diplomatie nach solchen particulairen Zwecken und Interessen die Länder zertheilt und ohne Rücksicht auf Nationalität und Volksinteressen Staatsverbände ohne Halt und voll von Quellen dauernder Zerrüttungen geschaffen hat, so herrschen auch im innern Leben der Staaten doch nur particulaire Interessen statt der allgemeinen und finden ihren Schutz theils im Bündnisse mit andern ebenso particulairen Interessen, theils in dem Zustande von Verdunkelung, in den die modernen Staatslehren durch Vermengung von Principien und Interessen gerathen sind.

Man sehnt sich in diesem Zustande der Zersplitterung nach einem wahrhaft organisirenden Principe, nach einem Haltpunkte für den Blick in die Zukunft. Zu einem solchen Haltpunkte konnten die bisherigen Staatslehren nicht führen. Die reactionnairen, blos historischen Doctrinen, welche sich in Hrn. v. Haller resumiren, sind alles vernünftigen Moments zu ledig, um Andern als deren Interessen sie schmeicheln zuzusagen. Die rationalistischen Staatslehren bauen aber blos Mechanismen auf, die alles Lebens, aller Zukunft entbehren. So ist auch die Hegel'sche Staatslehre nur eine neue Zusammenstellung des alten Stoffs nach neuem logischen Fachwerke, aber nichts wahrhaft und der Sache nach Neues. Man schreitet daher wie von einem dunkeln Gefühl geleitet aus dieser Beengung der Ansicht heraus; man sieht, daß es einestheils nicht sowol auf den Staat, der doch nur eine einzelne Sphäre der Gesellschaft ist, als auf die Gesellschaft und deren Organisation ankommt, anderntheils aber, daß der Staat nichts Erfundenes, nichts durch menschliche Vernunft Eingerichtetes, sondern ein lebendiger Organismus ist, dessen Wesen nur aus der Persönlichkeit Gottes zu erklären steht, sodaß alles Staatsrecht zuletzt in Gott seine Basis hat. In beiden Richtungen liegen bereits Fortschritte vor. Der Socialismus macht gegen das blos Politische, gegen den Staat, die Gesellschaft geltend, bleibt aber mit derselben Einseitigkeit, die er vermeiden will, an einer andern einzelnen Sphäre hängen und meint, daß mit der Organisation der Arbeit und der Industrie das Ziel erreicht sei. In der zweiten Richtung, wie sie Stahl und Leo verfolgen, liegt eine tiefe Wahrheit, aber sie ist eben nur angedeutet und ungeachtet der Wahrheit des Princips werden die Folgerungen einseitig und falsch. Ist Gottes Wille und Wesen Basis alles Staats- *oder* vielmehr Gesellschaftsrechts, so bleibt die bisherige Ansicht, als greife hier menschliche Einsicht und Willkür Platz, freilich ausgeschlossen, und deshalb steht von diesem Standpunkte aus die rationalistische Staatslehre, die liberale Theorie, die nach menschlichem Besserwissen ändern und schaffen will, mit Erfolg zu bekämpfen. Zunächst hat man indeß dabei den Standpunkt des Glaubens und Empfindens gegen den des *Denkens* eingenommen und geht nun dazu fort, diesem *letztern alles* Recht abzustreiten. Die negative und kritische Seite, die Bekämpfung der rationalistischen Doctrinen ließ sich damit auch durchführen, nicht aber die positive Seite, wo nun die wahre und dem Wesen Gottes gemäße Organisation der Gesellschaft angegeben werden sollte. Deshalb geräth man hier auf Abwege, man mischt das Denken doch wieder ein, aber auf so versteckte Weise und nur in solchen Nebenpunkten, daß der Vorwurf der Inconsequenz beseitigt wird, oder findet vom Standpunkte des Glaubens aus nun den Satz, daß der Staat selbst in seiner schlechtesten empirischen Form göttliche Organisation sei und Alles als Frevel angesehen werden müsse, was die organische Continuität in dem Nebeneinander und Nacheinander seines Lebens stört. Hierbei fehlt denn das vernünftige Moment, wodurch erst ausgemacht werden müßte, was in dem empirisch vorhandenen Staate wirklich ein Theil dieses göttlichen Organismus, dieser organischen Continuität, und was Erzeugniß menschlicher Willkür, Misbrauch und Böses sei, indem sich unmöglich leugnen läßt, daß nach der Endlichkeit und Weltbeschränktheit der Dinge auch das Wesenwidrige und Böse hienieden seinen Platz finde. Es ist daher einleuchtend, daß diese Staatstheorien als Organisation für die Zukunft eben nichts angeben, und daß sie sogar für

reactionnair gelten, weil scheinbar die Organisation für die Zukunft nach ihnen darin besteht, daß Alles beim Alten bleibt und sogar die alten Misbräuche mit großer Pietät aufrecht erhalten werden. Wirklich reactionnair sind sie indeß nach unserer Ansicht nicht, indem sie die menschliche Willkür und die Einsicht der Einzelnen den Gesetzen des göttlichen Organismus unterordnen, und dieses nicht blos alsdann, wenn sich solche Willkür und Einsicht bei Unterthanen, sondern auch wenn sie sich bei den Regierenden über jene Gesetze erheben wollen. Es ist nicht undenkbar, daß Der, welcher als Bekämpfer des rationalistischen Liberalismus auf der Rechten stand, am Ende wenigstens in das linke Centrum gerathen könne.

Bei diesem Stande der Krisis in den Ansichten über Staat und Gesellschaft wäre es einer der schwersten Verluste für die deutsche Wissenschaft und folgeweise auch für die Entwickelung der Zukunft, wenn die Krause'schen Lehren unbeachtet blieben. Die Aufgaben, an denen man jetzt arbeitet, die Erringung einer wirklich organischen Lehre von der Gesellschaft, die Beseitigung der einseitigen Vorherrschaft des politischen Elements und insonderheit die Begründung des Staats als eines göttlichen Organismus, des Menschheitslebens als Theil des göttlichen Lebens, sind in der Krause'schen Philosophie gelöst. Streitet man in der Gegenwart in durchaus zersplitterter Weise bald für Conservation alles Historischen, erwartet man bald alles Heil von politischen Reformen, liberalen Institutionen, von Modificirung des Eigenthums und Erbrechts, von Organisation der Arbeit, von der Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und Belebung der religiösen Interessen oder von Steigerung der Blüte der Industrie und materiellen Interessen, so sieht man von Krause's Standpunkte dagegen mit völliger Klarheit, wie alle diese Richtungen in ihrer Ausschließlichkeit falsch, übertrieben und zum Theil verderblich sind. Nur durch das Erfassen des Organismus des gesammten Menschheitslebens, nur durch die stetig festgehaltene Verbindung dieses Organismus mit Gott, wonach das Einzelne sein Maß und bestimmtes Gesetz erlangt ist, ist hier Klarheit zu schaffen. Diese Klarheit findet sich in der Krause'schen Lehre, welche auf einer Höhe steht, wo die völlige Aussöhnung zwischen Glauben und Empfindung und Denken und Wissen kein leeres Vorgeben mehr ist, sondern die Vernunft wirklich vom tiefsten Gottesgefühl durchdrungen und der Glaube wahrhaft vernünftig ist.

Über das Werk Tiberghien's sind uns nur noch wenige Worte vergönnt. Die Auszeichnung, daß es auf Regierungskosten gedruckt ist, hat es verdient, und wir können es Jedem, dem es um die Wissenschaft zu thun ist, sowol in Ansehung des sorgfältig gearbeiteten historischen Theils als besonders hinsichtlich der einfachen und klaren Darstellung der Krause'schen Lehren empfehlen. Daß man es in Rom auf den Index gesetzt hat, ist ein Zeichen, wie man sich in Rom zu den wissenschaftlichen Fortschritten, welche von katholischen Regierungen befördert werden, zu stellen gemeint ist. Uns bleibt nur noch zu wünschen übrig, daß es ein Anlaß werde, in Deutschland der Krause'schen Philosopie eine Theilnahme zuzuwenden, wie sie durch die der höchsten Anerkennung werthen Bestrebungen von Ahrens in Brüssel derselben im Auslande geworden ist, und in Deutschland, wo man etwas wirklich Bedeutungsvolles am wenigsten zu übersehen pflegt, längst hätte werden sollen. 35.

Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tirol, Östreich, Steiermark, Illyrien, Oberbaiern und den anstoßenden Gebiete. Von Adolf Schaubach. Drei Theile. Jena, Frommann. 1845—46. Gr. 8. 4 Thlr.

Nord- und Süddeutschland sind wahrlich weit weniger durch die Natur als durch das Vorurtheil voneinander geschieden. Die Literatur aber hatte bis in die neueste Zeit dieses Vorurtheil genährt und zu misgünstigen Zwecken ausgebeutet. Man hob immer nur Das hervor, worin sich Nord- und Süddeutsche auffallend und sonderlich voneinander trennen, und ignorirte absichtlich Alles, worin sie deutsch-wesentlich übereinstimmen. Die beiderseitigen Eigenthümlichkeiten übertrieb man bis ins schroffste Extrem und gefiel sich dann in der kläglichen Einbildung, Nord- und Süddeutschland seien unvereinbare Gegensätze. So war es zuletzt dahin gekommen, daß man gegenseitig nur spöttisch oder gar furchtsam nach Süden und Norden blickte. Wie nachtheilig dies auch in politischer Hinsicht wirkte, ist bekannt. Schon wollte der Wahn sich geltend machen, Nord- und Süddeutschland müßten sich selbständig abgesondert entwickeln.

Dieser verderbliche Wahn ist, Gott sei Dank, in Dampf aufgegangen, Nord- und Süddeutschland eilen sich mit stürmischer Sehnsucht in die Arme und halten sich, wie mit eisernen Banden, fest umschlungen. In dieser Umarmung lernen sie immer mehr einsehen, daß sie eigentlich gar nicht getrennt waren, und wenden fromm-gläubig auf sich den Spruch an: „Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen." Den Nordländer zieht mehr und mehr die uralte Völkersehnsucht nach Süden, und er erkennt freudig, daß ihm dieser deutsche Süden nicht fremd ist, daß es heimatliche Berge sind, die ihn in ihren Wunderkreis ziehen. In der poetischen Welt dieses Alpenparadieses wird er sich erst völlig seines deutschen Gemüths bewußt und lernt nebstbei auch anerkennen, daß im Süden doch auch noch andere Genüsse sind als Bier, und daß die Sonne da nicht völlig durch Jesuitenhüte verfinstert ist. Der Südländer empfindet immer mehr Lust, aus seinem Naturtempel heraus in Gegenden zu wandern, wo die Menschenkraft um so reicher erscheinen muß, je ärmer die Natur ist. Er lernt den Werth Dessen anerkennen, was sich die deutschen Brüder der Ebene Festes und Hohes in ihren Sand gebaut. Er bemerkt mit Freuden, daß der süddeutsche Mutterwitz neben dem norddeutschen Sarkasmus doch Stand zu halten vermag, daß in diesem Sarkasmus keineswegs das deutsche Herz zersetzt worden ist, und daß die norddeutsche Grübelei auch Manches ausgegrübelt hat, was das Leben gar sehr zu versüßen im Stand ist. Kurz wer deutschen Sinnes und Herzens ist, lernt einsehen, daß er „soweit die deutsche Zunge klingt" überall zu Haus und bei den Seinen ist, und je weiter er in dem großen Deutschland herumkommt, desto freudiger und stolzer erhebt ihn das Bewußtsein, ein so großes und reiches Vaterland zu haben.

In diesem Gefühle begrüßen wir das vorliegende Werk als ein in wissenschaftlicher und politischer Hinsicht bedeutsames Erzeugniß deutscher Vaterlandsliebe. Ein Sohn des schönen Thüringens, wo sich süd- und norddeutsches Wesen so wohl-

thuend berühren und einigen, ist in den deutschen Alpen so heimisch wie in der engern Heimat und schildert das herrliche Hochland mit deutscher Sinnigkeit und Liebe als den wundervollen Gottesgarten der großen deutschen Heimat. Gewiß ist in diesem Fache in neuer Zeit kein Werk erschienen, welches in so hohem Grade und im schönsten Sinne des Worts ein deutsches Nationalwerk ist und durch allgemeine Verbreitung zu werden verdient. Der Lustreisende, der Geognost, der Botaniker, der Archäolog, der Historiker, der Etnograph, der Maler, der Dichter, jeder wird in diesem Werke reichen Genuß und reiche Belehrung, alle werden Begeisterung der deutschen Vaterlandsliebe finden.

Der Älpler wie der Marschländer müssen dem wackern Thüringer für dieses Geschenk dankbar die Hand drücken. Ein Süddeutscher, aus der geliebten Alpenheimat verbannt, hat es im hohen deutschen Norden gelesen, und dabei in süßem Heimweh geschwelgt. **Franz Schuselka.**

Notizen.

Englische Zustände im 18. Jahrhundert.

Als Beitrag zur Kenntniß englischer Zustände und Sitten im 18. Jahrhundert, besonders in der vornehmen Welt, kann folgendes Buch: „George Selwyn and his contemporaries; with memoirs and notes", von John Heneage Jesse (4 Bde., London 1843—44), betrachtet werden. Man lernt die Geistreichen und Witzigen, die Schönen und die Staatsmänner jener Zeit und so manches Andere darin kennen. Wahrhaft komische Gemälde werden uns hier in Menge ausgestellt. „Eine von Selwyn's Eigenheiten", sagt Jesse, „war die, nicht allein jeden an ihn während seines langen Lebens gerichteten Brief, sondern auch die unbedeutendsten Zettelchen und unwichtigsten Memoranda aufzubewahren." Dieser Eigenheit hat der Leser das Vergnügen zu verdanken, welches er aus der Lecture dieser Bände schöpft. Der größte Theil ihres Inhalts besteht aus Briefen, welche von Personen, die zu jener Zeit durch Rang, Witz, Genie und feine Lebensart sich auszeichneten, an Selwyn gerichtet wurden. Unabhängig von ihrem allgemeinen Verdienst als briefliche Compositionen glaubt der Herausgeber, dieselben werden im hohen Grade schätzbar und unterhaltend befunden werden wegen des Lichts, welches sie auf die Sitten und Gebräuche der schönen Gesellschaft im letztvergangenen Jahrhundert werfen und weil sie sowol eine treue Chronik der vorübergehenden Begebenheiten des Tags darbieten als eine Menge amusanten Geschwätzes und munterer Anekdoten enthalten. Es ist ein Buch für die elegante Welt, für die Salons geschrieben, wie die „Briefe eines Verstorbenen", die zu unserer Zeit bei einer gewissen Classe von Lesern in Deutschland so vielen Beifall gefunden haben. George Augustus Selwyn trat in die Welt mit jedem Vortheil der Geburt und vortheilhafter Connexionen; dazu kam zu rechter Zeit ein gehöriges Vermögen. Sein Vater, Oberst John Selwyn, von Matson in Gloucestershire, wo die Familie zu den angesehensten in der Gegend gehörte, war Adjutant des Herzogs von Marlborough gewesen, commandirte ein Regiment, saß viele Jahre im Parlament und bekleidete mehre Hofchargen. Seine Mutter, Tochter des Generals Farrington, war Kammerfrau bei der Königin Karoline, und genoß vieles Ansehen wegen ihrer witzigen und humoristischen Laune. Da sein Vater ein schlichter gewöhnlicher Mann war, so muß man annehmen, der Sohn habe seinen witzigen Geist von seiner Mutter geerbt. Selwyn wurde am 11. August 1719 geboren und erhielt seine erste gelehrte Bildung zu Eton und studirte nachher zu Oxford. Nachdem er kurze Zeit auf der letztgenannten Universität zugebracht, ging er auf Reisen und machte nach seiner Rückkehr London und Paris zu seinem Lieblingsaufenthalt, wurde Mitglied des Clubs und kam in Verbindung mit Männern von Geist, Witz und feiner Welt. Bald bekam er auch eine Sinecure, wobei er nichts weiter zu thun hatte als großen Diners beizuwohnen, wobei er Gelegenheit fand, mit seinem Witz zu glänzen. In seinem 25. Jahre und nachdem er sich schon zu einem vollendeten Weltmann gebildet, fiel es ihm wieder ein, noch einmal nach Oxford zu gehen, angeblich um seine Studien fortzusetzen, woraus jedoch nichts geworden zu sein scheint. Der Vater von George Selwyn starb 1751 und so kam Letzterer in seinem 32. Jahre zur Erbschaft und konnte dadurch von der Zeit an noch comfortabler und comme il faut leben. Seinen Umgang wählte er in der feinsten und vornehmsten Gesellschaft, in der er wegen seines Witzes und seines Humors sehr willkommen war. Er war überhaupt weder unmäßig noch ausschweifend, aber genoß das Leben als ein Alles klug berechnender Epikuräer. Mit den geistreichsten, angesehensten und hochstehendsten Personen seiner Zeit stand er in steter Berührung. Was dem hier erwähnten etwas zu corpulenten Buch das meiste Interesse gibt, ist daß wir aus demselben auch seine bedeutendsten Zeitgenossen und ihr Leben und Treiben kennen lernen. 31.

Ein Brief Luther's.

Das Weihnachtsprogramm der Albertus-Universität zu Königsberg theilt unter andern auf Luther's Tod bezüglichen Actenstücken das Facsimile eines Briefs mit, welchen derselbe wenige Tage vor seinem Verscheiden an seine Gattin schrieb. Das Original befindet sich in der Wallenrodt'schen Bibliothek und der Brief lautet:

„Der Tiefgeleretenn Frawen Katherin Lutherin meiner gnedigen Hausfrawen zu Wittenberg.

Gnad vnd fried, Liebe Kethe. Wir sitzen hier vnd lassen vns martern. Und weren wol gern dauon. Aber es kan noch nicht sein (als mich dünkt) ynn acht tagen. M. philippo magstu sagen, das er seine postill corrigire, denn er hat nicht verstanden warumb der Herr ym Euangelio, den reichthumb dornen nennet. Hie ist die schule da man solchs verstehen lernt." (Luther war bekanntlich nach Eisleben berufen, um die zwischen den Grafen von Mansfeld entstandenen Händel zu schlichten.) „Aber mir grawet das allewege, ynn der schrift, den dornen das feuer gedrawet wird, darumb ich desto groser gedult habe, ob ich mit Gottes hulffe mochte etwas guts ausrichten. Deine Söhnchen sind noch zu Mansfelt. Sonst haben zu fressen vnd sauffen gnug, vnd hätten gute tage, wenn der verdrießliche handel thet. Mich dunkt der Teuffel spotte vnser, Gott wolt yhn wider spotten. Bittet fur vns. Der Bote eilete seer. Am S. Dorothen tag (6. Febr.) 1546.

Martinus Luther, D."

Die beiden andern, in derselben Universitätsschrift enthaltenen Actenstücke sind „D. Justus Jonas Schreiben an Churf. Johann Friedrichen, dat. zu Eisleben, Donnerstags nach Valentini den 18. Februari 1546" und „Vom Christlichen abschied aus diesem tödtlichen Leben des Ehrwirdigen Herrn D. Martini Lutheri, bericht durch D. Justum Jonam, M. Michaelem Celium, vnd ander die dabei gewesen, kurz zusammen gezogen".

Genügsamkeit.

Friedrich II. kam als Kronprinz im J. 1735 nach Königsberg, „da denn die Zünfte derer Kaufleute schlüssig wurden, an Ihro Hoheit ein Memorial zu übergeben, darin selbige ihre Beschwerden vorstelleten". Unter den Familienpapieren des Kauf- und Handelsmannes und Wettassessors Polikein, welcher das Memorial verfaßte, hat sich auch die von dem Kronprinzen ertheilte Antwort vorgefunden. Sie lautet: „Ich danke für die mir abgestattete Gratulation, was aber Euer den Handel betreffendes Suchen anlanget, so sehe ich vor der Hand kein Mittel, Euch zu helfen. Ich bin Euer affectionirter Friedrich." Man sollte glauben, eine solche Antwort müßte keine große Freude bei den Bittstellern erregt haben; daß aber loyale Genügsamkeit damals noch eine Tugend der Königsberger gewesen, ersehen wir aus folgender handschriftlichen Bemerkung des Polikein: „Mit dieser erhaltenen Antwort waren die Zünfte höchst vergnügt, mir aber vor die Verfertigung und Übergabe dieses Memorials sehr obligirt." 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 154. —— 3. Juni 1846.

Englisches Schriftenthum.

1. Sketches of the history of literature and learning in England from the Norman conquest to the accession of Elisabeth, with specimens of the principal writers. By *Geo. C. Craik*. Zwei Bände. London 1844.
2. Cyclopaedia of English literature, a history, critical and biographical of British authors from the earliest to the present times. Edited by *Rob. Chambers*. Zwei Bände. Edinburg 1844.

Es sind jetzt 70 Jahre verflossen, seit Warton mit seiner „Geschichte der englischen Dichtung" hervortrat, und noch immer ist dieselbe das einzige umfassende und größere Werk, in welchem man sich über das altenglische Schriftenthum Raths erholen kann. Nicht als wäre Warton's Werk von so hoher Vortrefflichkeit, daß es eine so gar schwere Aufgabe sein würde, es zu übertreffen; Warton fehlte es weder an Gelehrsamkeit noch an Geschmack, aber desto mehr an Gründlichkeit, obwol er in allen seinen Untersuchungen stets den Schein derselben anzunehmen trachtete. Sein Urtheil ist oft flach und unbegründet, seine Sprachkenntniß zu gering. Nicht als wenn seit Warton nicht neue Entdeckungen gemacht worden wären; da ist fast kein noch so bedeutender Theil des altenglischen Schriftenthums, der seitdem nicht bearbeitet und über den dadurch nicht ein neues Licht verbreitet worden wäre; viele zu Warton's Zeit noch unbekannte, in Büchersammlungen vergrabene Werke sind seitdem erst bekannt und alles früher Bekannte ist einer schärfern Kritik unterworfen worden. So ist denn jetzt Warton's „Geschichte der englischen Dichtung" ein Werk, das man nur mit der äußersten Vorsicht gebrauchen darf; am nützlichsten ist gegenwärtig noch die neue Auflage von Dr. Price (1824), in der wenigstens ein Theil der neuern Forschungen nachgetragen ist. Die Zahl derjenigen Werke aber, in denen sich einzelne Fragen aus der Geschichte der englischen Dichtung behandelt finden, ist so überaus groß geworden, daß schon ein bloßer Leitfaden durch dieselben eine dankenswerthe Arbeit zu nennen wäre.

In dem zuerst genannten Buche wird uns etwas Derartiges geboten; es will eine kurze Ansicht alles Dessen liefern, was die neuern Forschungen in Bezug auf das altenglische Schriftenthum Neues und Wichtiges zu Tage gefördert haben; es will dem Gebildeten wie dem Gelehrten dienen, indem es Ersterm die wichtigsten Ergebnisse der Forschungen in kurzem Abrisse bietet und Letzterm die Quellen nachweist, aus denen weitere Belehrung zu schöpfen ist; kurz, es will den Engländern ein Koberstein werden. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen ist das Buch vortrefflich und ein ebenso unentbehrlicher als wohlfeiler Leitfaden für Jeden, der eine genauere Kenntniß des alten Englands rücksichtlich seiner wissenschaftlichen und dichterischen Bestrebungen zu erlangen wünscht.

Sehen wir uns etwas näher nach dem Inhalte des vorliegenden Buchs um. In der Einleitung (S. 9—41) behandelt der Verf. die Zeit vor der Eroberung durch Normannen. Die angelsächsischen Schriftwerke werden hier ebenso kurz abgethan als die gleichzeitigen ältern Werke in irischer, welscher und lateinischer Sprache; und dies mit vollem Rechte, denn das angelsächsische Schriftenthum ist, wie der Verf. sagt, nur eine unter der Erde verborgene Wurzel, die mit dem Englischen in keiner sichtbaren Verbindung steht. Ein fühlbarer Zusammenhang findet statt zwischen der französischen und der altenglischen Dichtung; denn die älteste Dichtung der Engländer nach der Eroberung ist mehre Jahrhunderte hindurch nur Französisch, und die neuern Untersuchungen namentlich der Franzosen haben bewiesen, daß ein großer Theil der nordfranzösischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts wirklich Engländer waren und für englische Leser schrieben. Nicht ganz beistimmen können wir dem Verf. in Dem, was er (S. 32) über die angelsächsische Sprache sagt:

> Was wir das Angelsächsische nennen, scheint gewöhnlich von dem Volke, das es sprach, die englische Sprache (lingua Anglica) genannt worden zu sein, schon von Beda an, vor dessen Zeit bereits die verschiedenen Mundarten, welche die Angeln, Sachsen und Jüten sprachen, als sie zuerst herüberkamen, vollständig in wesentlich eine Sprache zusammengeschmolzen waren, obwol sie sicher in den verschiedenen Theilen des Landes mit mundartlicher Verschiedenheit nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben wurde.

Der Verf. hätte besser sagen sollen, daß die verschiedenen Mundarten der Angeln, Sachsen und Jüten schon wesentlich eine Sprache waren als diese Stämme herüberkamen; wären sie dies nicht gewesen, so würden wir wol noch jetzt in den englischen Mundarten Beweise da-

von haben; aber von einer Lautverschiebung, wie sie z. B. zwischen dem Oberdeutschen und dem Niederdeutschen stattfindet, gibt es nirgend eine sichere Spur. Der Verf. scheint ferner sagen zu wollen, daß diese Stämme schon in so früher Zeit eine Gesammtsprache angenommen und die Mundart der Angeln dazu auserſehen hätten. Schwerlich dachten die einzelnen Stämme, so lange sie sich noch als besondere Stämme fühlten und nicht zu einem Reiche vereinigt waren, daran, eine Gesammtsprache anzunehmen; wenn zu Beda's Zeit von der lingua Anglica die Rede ist, so bedeutet dies sicher nur die Mundart der Angeln; Beda selbst war ein Northumbrier und die Northumbrier sind nach der „Sächsischen Chronik" ein Theil der Angeln. Durch das Übergewicht, was die Angeln in staatlicher Beziehung erlangten, vermochten sie endlich auch, dem Lande und der Landessprache ihren Namen zu geben, den aber die Hochländer in Schottland und die Bewohner von Wales bis auf den heutigen Tag noch nicht durchgängig anerkannt haben, die immer noch den Namen Sachsen für die Engländer gebrauchen.

Das Werk selbst theilt der Verf. in vier Bücher. Das erste umfaßt die Zeit von der Eroberung bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts, dem Zeitpunkte, wo das Englische zu entstehen anfing; das zweite führt uns bis zu Chaucer; das dritte behandelt die großen Dichter des 14. Jahrhunderts und die ersten Anfänge der Prosa, und das vierte schließt mit der Mitte des 16. Jahrhunderts ab.

Das erste Buch hat es ausschließlich mit lateinischen und französischen Schriftwerken und mit dem Bildungsstande der Normannen und der Angelsachsen im 11. und 12. Jahrhundert zu thun. Namentlich in letzterer Hinsicht ist viel Wichtiges mitgetheilt über den Einfluß der arabischen Gelehrsamkeit, über scholastische Philosophie, über Schulen und Universitäten, den Stand der Wissenschaften und über das Verhältniß der lateinischen, französischen und angelsächsischen Sprachen zueinander. Das Lateinische ist während des größern Theils dieses Zeitraums die Schriftsprache, das Französische die Sprache des Hofes und der Vornehmen, das Angelsächsische beschränkt sich allmälig auf die niedern Stände des sächsischen Volks: es hörte auf Schriftsprache zu sein und lebte nur in den Volksmundarten fort. Das Altenglische steht daher zur angelsächsischen Schriftsprache kaum in einem nähern Verhältnisse als die romanischen Sprachen zum Lateinischen; das Mittelglied bildet hier wie dort die Volkssprache, die lingua rustica.

Die schriftstellerische Thätigkeit in England während des 11. und 12. Jahrhunderts war durchaus nicht unbedeutend. Es fallen in diese Zeit die Philosophen John of Salisbury und Peter von Blois (Petrus Blessencis), die Geschichts- oder Zeitbücherschreiber William of Malmesbury und Geoffrey of Monmouth, die französischen Zeitbücher von Gaimar, Wace und Benoit und viele andere Werke ähnlicher Art. Auch die ersten Anfänge französischer Romane finden sich bereits vor. Die Erzeugnisse dieser Zeit, die lateinischen wie die französischen, haben auf die spätere altenglische Dichtung bedeutend eingewirkt und verdienen daher eine sorgfältige Beachtung von Jedem, der tiefer in die altenglische Dichtung einzudringen wünscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte. Von Emil Anhalt. Jena, Mauke. 1845. Gr. 8. 17½ Ngr.

Daß die allgemeine Aufmerksamkeit gegenwärtig in hohem Grade auf das Erziehungswesen gerichtet ist, dürfte weniger aus einer besondern Vorliebe der Zeitgenossen für die pädagogische Wissenschaft als aus andern Ursachen zu erklären sein. Wenn man einstmals von Rousseau begeistert war, eine Weile mit Basedow schwärmte, sich weiterhin einer innigen Bewunderung Pestalozzi's hingab und noch vor zehn Jahren pro und contra Lorinser papierene Schlachten lieferte, so war es ein unmittelbares pädagogisches Interesse, welches sich für diese Erscheinungen kund gab und sie in allen ihren Einzelheiten ergriff; jetzt aber hat das größere Publicum keinen Sinn mehr für solche specielle Dinge, und selbst wenn irgend ein speculativer Kopf die absonderlichsten pädagogischen Erfindungen machte, etwa einen mechanischen Apparat zur Verbreitung moralischer und religiöser Empfindungen ankündigte oder ein Patent darauf nähme, Schelling's Offenbarungsphilosophie dem gesunden Verstande zugänglich zu machen, so würde sich das Tagesgespräch doch nur vorübergehend damit beschäftigen; dergleichen Sachen haben ihre Anziehungskraft verloren, denn es handelt sich jetzt weit weniger um diese oder jene technische Vervollkommnung der Bildungsmittel als um die Gesinnung, welche man der heranwachsenden Generation einpflanzen möchte; nicht mehr um die Art, wie die jugendlichen Köpfe mit allerlei Kenntnissen zu füllen sind, sondern um die Einhegung oder Befreiung des Geistes, um die Concentration und Richtung des Gefühls auf Das, was den Erziehern, freilich in sehr verschiedenem Sinne, als die Aufgabe der Zeit vorschwebt. So sehen wir die entgegengesetzten Parteien, Liberale und Servile, eifrig um diesen Gegenstand kämpfen; statt sich jedoch über Humanismus, Realismus u. s. w. herumzuzanken, sind sie vielmehr bestrebt, sich der ganzen Jugendbildung zu bemächtigen, dieselbe ihren Zwecken dienstbar zu machen, d. h. aus den Knaben solche Männer zu erziehen, die dereinst für die Freiheit wirken oder sich der Knechtschaft willig fügen werden.

Nur wegen des genauen Zusammenhangs, in welchen die vorherrschenden politischen Interessen mit dem Erziehungswesen getreten sind, werden die neuen Einrichtungen in letzterm mit so großer Theilnahme beachtet; kaum ergeht daher eine neue Verordnung über Lehranstalten, so wird sie im Publicum einer lebhaften Discussion unterworfen, auf das schärfste zergliedert, vornehmlich aber ihre politische Tendenz bloßgelegt. Beispiele werden sich hierfür in Menge darbieten; wir erinnern nur an die vom Minister Salvandy (als Zugeständniß an den römischen Stuhl) betriebene Umgestaltung des Universitätsrechts, die in Östreich geschehene Übertragung des Unterrichts an die Jesuiten, die in Preußen verordnete (nur wenig zur Ausführung gekommene) Einführung der conversatorischen Methode auf den Universitäten, die ebendaselbst den Corporalen eröffnete Aussicht auf Schulstellen und die erfolgte Verkürzung des Cursus der Schullehrerseminarien. Schnell erhoben sich die stärksten Angriffe gegen diese Anordnungen, nicht etwa wegen ihres pädagogischen Werths oder Unwerths, sondern wegen des Einflusses, den man ihnen auf die Entwickelung oder Hemmung des Volksbewußtseins zuschrieb. Wir fühlen uns nicht veranlaßt, die bei jenen Gelegenheiten ausgesprochenen Urtheile zu reproduciren und haben überhaupt die genannten Beispiele nur angeführt, um unsere Ansicht zu unterstützen, daß das Unterrichts- und Erziehungswesen nicht mehr an sich die Theil-

nahme der weitern Kreise findet, sondern nur insofern als die auf dasselbe unternommenen Einwirkungen eine politische Wichtigkeit haben. Wenn sich nun das öffentliche Urtheil über alle solche Neuerungen an die Frage hält, ob dieselben dem Fortschritte günstig sind oder als Mittel für die Zwecke der Reaction dienen, so darf man dem gesunden Sinne des Volks vertrauen, daß diese Frage größtentheils richtig von ihm beantwortet wird. Will man aber den schlichten Menschenverstand allein nicht für befähigt erachten, hier zu richten, verlangt man wissenschaftliche Begründungen, so kann die Kritik des Bestehenden und Werdenden entweder mit dem sogenannten modernen unmittelbaren Bewußtsein vollbracht werden oder, sich auf geschichtliche Forschung stützend, dahin trachten, die Vergangenheit klar anzuschauen, ihre Entwickelung zur Gegenwart zu verfolgen und hieraus das Wesen und die Foderungen des letztern zu erfassen. Diese historische Behandlung hat freilich mehr Unbequemlichkeit als die Operation des unmittelbaren Bewußtseins; dafür hat sie aber auch einen festern Boden und es läßt sich schon eher ein brauchbares Gebäude darauf errichten.

Von dieser Ansicht ausgehend, erscheint uns die vorliegende, mit gediegener Geschichtskenntniß und philosophischem Geiste verfaßte „Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte" einer vorzüglichen Beachtung werth. Klare und ruhige Anschauung der Verhältnisse führt hier zu einem sichern Urtheile über die historischen Gestaltungen, und indem der Verf. den pädagogischen Geist der verschiedenen Völker und Zeitalter vorführt, macht er es der Gegenwart leicht, zu ermitteln, inwieweit ihre Erziehungstendenzen mit dem orientalischen, griechischen, römischen oder mittelalterlichen Wesen verwandt sind. Der Nutzen solcher Erkenntniß liegt zu sehr auf der Hand, als daß wir erst nöthig hätten, ihn nachzuweisen, und schon um dieses Nutzens willen verdient die Schrift des Hrn. Dr. Anhalt von recht Vielen gelesen zu werden.

Der Verf. beginnt mit der Wiege der Menschheit, dem Orient. Hier ist die menschliche Entwickelung über eine gewisse, schon vor vielen Jahrhunderten erreichte Stufe nicht hinausgekommen; die orientalische Cultur ist trotz ihrer Pracht und ihres Reichthums eine wenn nicht geistlose, doch geistig unfreie, und ihr Charakter besteht mehr oder minder darin, daß das Individuum als solches nicht berechtigt ist, sich nicht selbst bestimmen, nicht frei handeln kann. Am stärksten tritt dieser Charakter im Brahmaismus hervor, unter welchem das Individuum seinen Stand und seine Beschäftigung nicht selbst wählt, sondern zu Diesem oder Jenem naturbestimmt ist und durch seine Geburt einer Kaste angehört. Wenden wir uns von da zu den Chinesen, so finden wir als Gegenstand ihrer Verehrung die Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit in der Natureinrichtung, den Verstand der Natur. Aber der Himmel ist blos die Gesetzmäßigkeit der Natur im Allgemeinen; diese muß auch im Einzelnen gehandhabt werden, es muß Alles bis ins Kleinste bestimmt und nichts dem Zufalle überlassen werden; deshalb hat der Himmel einen irdischen Statthalter und Verwalter, den Sohn des Himmels, den Kaiser. Der Kaiser ist der eigentliche Gott auf Erden, er ordnet die menschlichen Einrichtungen und gibt vortreffliche, Alles berücksichtigende Gesetze, die durch eine Stufenfolge von unzähligen Beamten gehandhabt werden, sodaß nichts geschehen kann, was nicht vorhergesehen und bestimmt wäre. Der Kaiser ist die Vorsehung selbst und deshalb ist auch das Vertrauen auf ihn grenzenlos. In der That kann es nirgend eine geordnetere Verwaltung, eine bessere Policei geben als in China. Das Eigenthümliche des chinesischen Bewußtseins ist, daß es sich nur frei fühlt, wo es sich innerhalb genau bestimmter Vorschriften und Regeln bewegt. Die Individuen sind nicht bestimmt in sich, sie lassen sich daher zu Allem bestimmen. Der Chinese ist am glücklichsten in einer Beschäftigung, welche die genaueste, kleinlichste Aufmerksamkeit verlangt, worin er sich selbst am meisten äußerlich und in seiner Thätigkeit am pünktlichsten bestimmt weiß. Darum sind die Chinesen so groß im Kleinen und übertreffen die Europäer in mechanischer Geschicklichkeit und feiner Arbeit.

Während die indische Anschauung im Buddhaismus und im Chinesenthume zu größerer Abstraction fortgeführt ist, so erscheint in der Zoroaster'schen Lehre die Einheit und Unendlichkeit der Natursubstanz aufgehoben und ihre Macht über das Individuum in etwas gebrochen. Hier stehen sich das gute und das böse Princip gegenüber; ihr Kampf bewegt die Welt, aber Ormuzd wird zuletzt siegen. Der Mensch ist in diesen Kampf hineingestellt, um das Princip des Lichts, des Reinen und Guten zu fördern, dem Bösen und Schädlichen Abbruch zu thun. Das Individuum gewinnt also hier einen objectiven Zweck und einen formel freien Willen: es soll sich selbst zum Guten bestimmen. Ägypten ist durch seine natürliche Beschaffenheit, als ein enges, schlammiges, regelmäßigen Überschwemmungen ausgesetztes, von öden Gebirgen und brennenden Wüsten begrenztes Flußthal, geeignet, die Naturanschauung zu concentriren. Die Götter werden menschlicher und persönlicher gefaßt; der Mensch weiß sich in und über der Natur, aber nicht ihr gegenüber. Der Geist hat noch nicht die Macht sich durch sich selbst darzustellen, weil er zwar aus der Natur entwickelt, aber nicht von ihr erlöst ist. Im Judenthum erscheint die Gottheit als das Jenseit der Natur. Die Natur ist für Jehovah nur Schmuck, der Himmel sein Thron, die Erde seiner Füße Schemel, oder sie ist Mittel für seine Zwecke. Der Zweck Jehovah's aber ist das jüdische Volk; er ist der Gott Israels und leitet und regiert sein Volk, um es einst zu großer Herrlichkeit und zur Herrschaft über die Völker der Erde zu führen. Das jüdische Volk ist demnach das Volk der Hoffnung. Es ist an sich das Volk, das einzige Volk, weil es allein sein Volksthum als das Absolute faßt, es hat folglich die Tendenz, alle andern Volksthümlichkeiten zu negiren. Die Entwickelung des Volks erscheint als Wille und Leitung Jehovah's; aber so sehr das jüdische Volk sein Lieblingsvolk ist, so steht es doch zu ihm in keinem freien Verhältnisse, sondern im strengen Knechtsdienst.

Alles Dies zusammengefaßt liegt es im Charakter der orientalischen Erziehung, daß von einer Ausbildung der Individuen als solcher zu geistigen Bestimmtheiten wenig oder gar nicht die Rede sein kann. Die Individualität ist überhaupt noch nicht zur Berechtigung und Anerkennung gekommen. Die Bestimmung des Individuums ist eine äußerliche, die ihm einestheils durch den Zufall der Geburt, anderntheils durch Abrichtung gegeben wird. Die Stabilität der orientalischen Cultur hat darin ihren Grund, daß das orientalische Bewußtsein sich selbst an die Natur veräußert hat; und aus sich selbst ist es keiner freien Entwickelung fähig, so lange diese Veräußerung fortdauert.

Während im Orient der Geist in die Natursubstanz versenkt bleibt, oder sich höchstens als das abstracte Jenseit der Natur erfaßt, erscheint er im Griechenthum von der Natur erlöst und frei, aber so, daß er die lebendige Beziehung auf die Natur ist. Dem Orientalen geht jede individuelle Bestimmtheit, jede Besonderheit in der Einheit der Substanz unter; der Grieche dagegen erfaßt scharf und feinsinnig die Naturunterschiede, und erst die Bestimmtheit, die abgeschlossene und ausgeprägte Existenz ist ihm die Wirklichkeit des Geistes. Bei dem Griechen, der sich zu Dem macht was er ist, war die Erziehung ein wichtiger Theil des öffentlichen Lebens, und wol ist sie bei keinem andern Volke in gleicher Weise Gegenstand des allgemeinen Interesse, so wahrhafte Volkssache gewesen. In dem Staate, der die eine Seite des griechischen Lebens, die streng-sittliche Geschlossenheit und das Aufgehen der Einzelnen im Staatszwecke vorzüglich vertritt, in Sparta, war die Erziehung geradezu und allein Sache des Staats. Die griechische Erziehung, insofern sie die Heranbildung der Individualität zum Zwecke hat, zerfällt bekanntlich in die musische und gymnastische. Die Bestimmung und Bedeutung des

griechischen Volksgeistes bestand darin, die Natürlichkeit zu gestalten und zu vergeistigen; aber diese Vergeistigung des Natürlichen ist keine abstracte Negation, keine Vernichtung desselben, sie ist vielmehr zunächst ein liebendes und sinniges Eingehen auf dasselbe, die Freude an der Natur. Die naturfreudige, lebendige Sinnlichkeit ist es, welche die Anfänge des griechischen Lebens wie ein erfrischender Hauch des anbrechenden Morgens umweht. Auf Ausbildung eines kräftig-schönen Körpers durch die Gymnastik wurde ein absoluter Werth gelegt. Die Kräftigung, die der Körper durch Arbeit und Kampf erhält, ist eine zufällige und, weil nicht berechnete und beabsichtigte, auch meistens eine einseitige. Diese Einseitigkeit ist auch darin gegeben, daß die arbeitende Thätigkeit auf einen bestimmten äußerlichen Zweck gerichtet ist. Indem hingegen die Gymnastik die Kräftigung des Leibes als eines Ganzen anstrebt, wird zugleich die Form desselben allseitig herausgebildet. Hierin liegt zugleich der Übergang zu dem zweiten Momente des gymnastischen Unterrichts. Der Körper soll, sowie seine Kraft und Formen entfaltet werden, in dieser Entfaltung doch als ein Ganzes und in harmonischer Einheit erscheinen, die entwickelte Fülle der Natürlichkeit soll durch anmuthige Haltung gemäßigt und beherrscht werden. Ging nun aber die Gymnastik davon aus, im Gegensatze zur Arbeit, die Bewegung um ihrer selbst willen zu üben, Spiel zu sein, so liegt darin, daß sie zur Selbstbeherrschung oder dahin führt, daß man den Körper in seiner Gewalt hat, die Hindeutung auf die Zwecke, die außerhalb der Sphäre des Unterrichts liegen. Denn ferner war die Gymnastik vorbereitend für das Leben: Der Körper soll nicht nur deshalb gekräftigt und zur Anmuth und Würde der Haltung gebildet werden, um eine schöne und befriedigende Erscheinung darzubieten, er soll auch dadurch für die Foderungen des Lebens, d. h. hier der öffentlichen Thätigkeit, tüchtig gemacht werden. Den musischen Unterricht kann man zwar im Allgemeinen als den bezeichnen, welcher sich auf die Seele bezieht, während sich die Gymnastik mit dem Körper beschäftigt. Daß aber der Gegensatz zwischen Leib und Seele kein abstracter und starrer ist, liegt durchaus im Wesen des griechischen Geistes, und so wird man auch in Bezug auf die Erziehung an keine gleichgültig nebeneinander laufende abgesonderte Ausbildung der Seele einer- und des Leibes andererseits zu denken haben. Nach Plato soll die Gymnastik die Seele ermuthigen und kräftigen, der musische Unterricht sie dagegen mildern und sänftigen. Ohne die Gymnastik, meint er, würde die Seele in Weichlichkeit versinken, ohne den musischen Unterricht verrohen. Der erste Zweck der griechischen Erziehung ist, daß der Mensch, dem gemeinen Bedürfniß, der gemeinen Lust enthoben, zu einem edeln Selbstbewußtsein, einem schönen Stolze gelangt; der zweite, daß er, der vollendete Mensch, seine höchste Aufgabe darin sieht, Bürger zu sein, daß er an der Verwirklichung und Gestaltung der Idee seines Staats selbstthätig und aufopfernd Theil nimmt.

Im Gegensatz des Griechischen ist der römische Geist zunächst praktisch, d. h. nicht auf seine eigene Anschauung in Gestaltung, seine ideelle Erfassung und Darstellung, sondern auf seine kräftige und wirksame Bethätigung nach außen gerichtet. Während den Griechen die Schönheit das Höchste und nicht nur die Aufgabe ihrer Kunst, sondern auch ihrer Erziehung und ihres Staatslebens ist, insofern das letztere die schöne Gestaltung der Volksthümlichkeiten bezweckt, ist das römische Princip der Nutzen. Dem griechischen Wesen ist bei aller Lebendigkeit eine ruhige Klarheit, dem römischen ein rastloses unermüdliches Streben eigen. Charakteristisch für Rom ist sein Eroberungsgeist, sein scharfer praktischer Verstand und seine unermüdliche Willensenergie. Gegenstand der höhern Erziehung ist die rednerische und kriegerische Ausbildung; dabei bemächtigt sich der Römer der griechischen Bildung dadurch, daß er ihr die ihm allgemein verständliche und verständige Form gibt; ein Product hiervon ist die eigenthümliche römische Eleganz und als wichtigster Vertreter des auf Verarbeitung des Helenenthums gerichteten römischen Geistes erscheint Cicero. Späterhin tritt der gelehrte Charakter der römischen Bildung immer mehr hervor und je weiter die Auflösung der römischen Bildung als volksthümlich bestimmter vorschreitet, um so mehr entwickelt sich ihr innerstes Wesen: Humanität, die nach Seite des Wissens Vielseitigkeit, nach Seite der Form Eleganz und nach Seite der Gesinnung Anerkennung des Menschlichen als solchen ist.

An die Stelle des sich auflösenden und in sich zerfallenden Römerthums treten das Christenthum und das Germanenthum als die beiden Hauptfactoren des Mittelalters. Das germanische Leben beginnt damit, womit das römische aufhört, mit der absoluten Berechtigung der Persönlichkeit.

In keiner Zeit hat man so viel vom christlich-germanischen Staate gesprochen und doch dürfte eine klare Vorstellung von demselben nicht hinreichend verbreitet sein. Die beiden Seiten des germanischen Lebens sind das Gemeinde- und Geleitewesen. Ob das Gemeindewesen in seiner Selbständigkeit und mit seinen Garantien für die Unabhängigkeit der Einzelnen das Ideal ist, welches die heutigen Lobredner des christlich-germanischen Staats im Auge haben, lassen wir unerörtert; sicherlich hat für Viele derselben das Geleitewesen einen höhern Werth; in ihm ist eine ausgezeichnete Persönlichkeit der Mittelpunkt des „Gesindes", und die Dienstmannen haben ihre Freiheit und ihre Ehre in der freien Hingabe an ihren Führer zu suchen. Während sich also im Gemeindewesen der Trotz und die Unabhängigkeit, spricht sich im Geleitethum die Treue und Innigkeit des deutschen Gemüths aus. Dort macht sich die Persönlichkeit in dem Stolze der Selbständigkeit geltend, hier ist die unbedingte Anerkennung des Andern die eigene Befriedigung. Wenn sonach die Hauptelemente des germanischen Lebens miteinander in Widerspruch stehen, so kommt noch ein Drittes hinzu, das diesen Widerspruch je nach den Umständen bald hebt, bald verschärft: die Kirche, deren Haupt und Diener die wichtigsten Träger der mittelalterlichen Bildung sind. Die Macht der Kirche im weltlichen oder vielmehr über dem weltlichen Staate, ein Minimum von Gemeindewesen, ein Maximum von Geleitethum, das ist eine Art von christlich-germanischem Staat, wie er in neuester Zeit von Manchem wieder erneuert und, mit einer ausreichenden Dosis Chinesenthum versetzt, der Welt zum Geschenk gegeben werden möchte. Wer aber den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; daher sieht man auch hin und wieder im Erziehungswesen die entsprechenden Muster aus dem Mittelalter für die Jetztzeit hervorsuchen, äußerlich zwar etwas modernisirt, innerlich aber für die Zurückführung des Geleitewesens und der Kirchenherrschaft vollkommen geeignet.

Wir bedauern bei der zweiten Hälfte des Buchs, die neuere Zeit betreffend, abbrechen zu müssen; namentlich hätten wir gern noch des Verf. treffende Bemerkungen über die philosophischen und pädagogischen Hauptpersonen des 18. Jahrhunderts besprochen. Doch glauben wir in dem Vorstehenden genügend angedeutet zu haben, wie sehr diese an Belehrung und Anregung reiche Schrift die Aufmerksamkeit aller Derer verdient, welche sich für Culturgeschichte und Erziehungswesen interessiren. 13.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Reisewerke.

Die auf das glänzendste ausgestattete Reisebeschreibung von Boissier („Voyage botanique dans le midi de l'Espagne") ist vor kurzem mit der 22. Lieferung zum Abschluß gediehen. Wenngleich die rein wissenschaftliche Haltung eine eigentliche Besprechung dieser Erscheinung in d. Bl. unstatthaft macht, so wollen wir doch dieses ebenso umfassende als werthvolle Werk wenigstens im Vorübergehen erwähnen. Von allgemeinerm Interesse ist die „Voyage dans l'Inde et dans le golfe persique par l'Egypte et la mer Rouge", von Fontanier. Vom ersten Bande haben deutsche Blätter bereits Auszüge gegeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1846.

Englisches Schriftenthum.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Das zweite Buch bringt die französische oder vielmehr englisch-französische (anglo-norman) Dichtung des 13. und 14. Jahrhunderts und die Anfänge englischer Dichtung. Der Verf. zeigt sehr richtig das große Übergewicht, das das Französische in England gewonnen hatte, und wie es namentlich staatliche Verhältnisse waren, die die Abschaffung des Französischen und die Einführung des Englischen in Parlament und Gericht, in Schule und Kirche zu Folge hatten. Doch geht er jedenfalls zu weit, wenn er (S. 184) sagt:

> Das Französische war in Higden's Zeit noch die Sprache, welche die Kinder der Vornehmen von der Wiege an lernten und die einzige, welche Knaben in der Schule sprechen durften; die Folge davon war, daß sogar das Landvolk sie allgemein verstand und zu gebrauchen strebte.

Das Landvolk hat sicher nie mehr als einzelne französische Wörter verstanden, wie der Verf. schon aus dem Gesetze über die Einführung der englischen Sprache, das er (S. 185) mittheilt, hätte ersehen können. In diesem ist deutlich gesagt, daß dies Gesetz gegeben wurde,

> weil es dem Könige oft von den Geistlichen, Herzögen, Grafen, Baronen und von den Gemeinen gezeigt wird, was für großes Unglück Manchem in diesem Reiche zustößt, weil die Gesetze, Gewohnheiten nnd Befehle dieses Reichs nicht allgemein gehalten werden, darum daß sie in der französischen Sprache geführt, gezeigt und gerichtet werden, welche im genannten Reiche sehr unbekannt ist, sodaß das Volk, das Klage führt oder beklagt wird, in des Königs Gerichtshof keine Kenntniß oder Verständniß von Dem hat, was ihre Advocaten für oder gegen sie sprechen.

Wird so auf einer Seite der Einfluß des Französischen übertrieben, so leugnet der Verf. dagegen auf S. 200 die Einwirkung des Französischen auf die Gestaltung der englischen Sprache in Rücksicht auf Form und Verbindung. Daß diese Einwirkung nicht eben bedeutend war, ist wol entschieden; aber abgesehen von der Einwirkung des Französischen auf die Aussprache (namentlich hinsichtlich der Verwandlung der Kehllaute in Zischlaute), die gar nicht wegzuleugnen ist, braucht man nur auf die Stellung des englischen Zeitworts in Vergleich mit der Stellung der angelsächsischen und deutschen Zeitwörter hinzudeuten, um zu beweisen, daß das Französische allerdings sowol auf die Form der einzelnen Wörter als auf die Satzverbindung einwirkte.

Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an erhalten wir bereits einige ziemlich bedeutende Werke in englischer Sprache, namentlich Romane, sämmtlich nach dem Französischen bearbeitet, und Zeitbücher. Von da an mehrt sich die Zahl der englischen Schriftsteller wie die der französischen sich vermindert. Dichterischen Werth darf man in den Erstlingserzeugnissen des englischen Schriftenthums nicht suchen, selbst ihr Stil ist sehr roh und sich in allen diesen Romanen so ähnlich, daß man, wenn die Sprachformen nicht verschieden wären, man sie alle für das Werk eines Verfassers halten könnte. Das erste bedeutendere Werk ist die sogenannte „Vision of Pierce Ploughman" oder wie es wol heißen sollte, „The vision of William", dessen Verfasser wahrscheinlich ein Mönch William Langland um 1370 war; also etwa in derselben Zeit, in der Chaucer und Gower zu dichten begannen. Es besteht aus 14,696 Halbversen ohne Reim, aber mit Anklängen, deren auf eine Langzeile von 3—6 kommen, also ohne Befolgung des alten Gesetzes rücksichtlich des Anklangs. Das Versmaß kennt gleich dem ältern deutschen nur Hebungen und Senkungen, ohne die Sylben zu zählen. Indessen findet hinsichtlich der Zahl der Senkungen und des Vorschlages kein bestimmtes Gesetz statt; der Dichter nimmt sich beiweitem größere Freiheiten als in unserer mittelhochdeutschen Dichtung gestattet sind.

Langland's Gedicht ist von hohem Werthe nach Inhalt und Sprache; doch kann es als Dichtwerk in keiner Hinsicht einen Vergleich mit Chaucer aushalten, dessen Anspruch, der erste große englische Dichter und der Vater der englischen Dichtung zu sein, so ziemlich unbestritten ist. Ihm ist ein ziemlich langer Abschnitt des dritten Buchs (II, 9—90) gewidmet, den wir hier etwas ausführlicher besprechen wollen.

Herr Craik ist ein eifernder Verehrer Chaucer's und spricht sich über seine Dichtergröße in so bewundernder und entschiedener Weise aus, daß wol selbst Diejenigen, welche sehr günstige Meinung von diesem Dichter haben — und zu diesen wünscht der Beurtheiler gerechnet zu werden —, ihm nicht ganz beistimmen werden.

Die Dichtung Chaucer's ist in allen wesentlichsten Beziehungen so grün und frisch als irgend eine andere in unserer Sprache. Wir haben einige erhabenere Dichtungen, die mehr das Wesen einer Offenbarung oder einer Stimme aus einer andern Welt haben: wir haben keine, in welcher ein üppigerer und kräftigerer Lebensgeist, ein wahrerer und vollerer Dichtersinn herrschen. Er mag, in anderm Sinne, Bacon's Bemerkung bestätigen, daß, was wir gewöhnlich Alterthum nennen, in der That die Jugend der Welt war; seine Dichtung scheint einer Zeit anzugehören, wo das Menschengeschlecht jünger und freudiger war als jetzt. Ohne Zweifel hatte er darin Vortheil, daß er der erste große Dichter seines Landes war. In dieser Stellung steht er gewissermaßen zwischen jedem seiner Nachfolger und der Natur. Der Vater des Sängerthums eines Volks wird nothwendiger-, wenn auch unbewußterweise von Allen, die nach ihm kommen, gleichsam als ein Theil der Natur betrachtet, als Einer, dessen Dichtungen nicht sowol der Widerhall der Natur als ihre eigene lebendige Stimme sind und einen ebenso ursprünglichen und göttlichen Geist als die Musik ihrer fließenden Bäche und der in Blättern rauschenden Winde in sich tragen. Auch fehlt es nicht an Gründen für solche Abgötterei. Er allein hat frischweg mit der Natur verkehrt und ohne Dolmetscher, er allein hat den Glanz ihres Antlitzes unverschleiert gesehen und ihr vollkommenes Bild in seinem Herzen aufgefangen, — Chaucer ist der Homer dieses Landes, nicht nur, weil er der früheste seiner Dichter war, sondern auch, weil er noch einer seiner größten ist. Die Namen Spencer, Shakspeare und Milton sind die einzigen in der englischen Dichtung, die auf dieselbe Stufe mit ihm gestellt werden können.

Über Chaucer's Leben sind nur wenige Worte gesagt; desto ausführlicher behandelt der Verf. den Versbau bei Chaucer, der Veranlassung zu langem, leider unnützem Streite gegeben hat; denn die schärfste Untersuchung, wenn sie sonst unbefangen ist, kann hier nichts Neues entdecken, und die Meinung, welche Tyrrwhitt vor 70 Jahren darüber aufstellte, muß alles Widerspruchs ungeachtet noch immer gelten.

Der Unterzeichnete muß gestehen, daß er von einem so entschiedenen Bewunderer Chaucer's die Behauptung nicht erwartet hätte, die Herr Craik (S. 47 fg.) aufstellt, daß Chaucer nicht nach der gewöhnlichen Annahme unmittelbar aus italienischen Quellen schöpfte, sondern nicht einmal Italienisch verstand. Hören wir zuerst, aus welchen Gründen Chaucer's Kenntniß des Italienischen geleugnet wird. Chaucer spreche in der Erzählung des Ritters und in „Troilus and Cressida", die sich am nächsten an Boccaccio's „Teseide" und „Filostrato" anschlössen, nie von Boccaccio (beiläufig gesagt, hat er Boccaccio's Namen nie in seinen Schriften genannt), sondern bekenne, die erstere Erzählung nach „alten Büchern", die zweite nach einem lateinischen Schriftsteller, den er Lollius nennt, gearbeitet zu haben. Wir wissen nicht, wer dieser Lollius war und was er schrieb; aber darum dürften wir nicht annehmen, daß unter Lollius Boccaccio und unter Lateinisch Italienisch zu verstehen sei. Tyrrwhitt behaupte, daß eine Anzahl Stellen in Chaucer's „Troilus and Cressida" fast wörtlich übertragen seien, aber er müsse zugestehen, daß darin auch Stellen sind, welche sich in Boccaccio's „Filostrato" nicht finden. (Folglich, meint wol der Verfasser, hebt sich das.) Die bekannte Stelle in der Einleitung zu des Gelehrten Erzählung, wo Chaucer angibt, daß er die Erzählung von Griselda von Petrarca zu Padua gelernt habe, wird so erläutert, daß ihm Petrarca dieselbe mündlich in lateinischer Sprache mitgetheilt habe. Den vierten Grund nimmt er von Sir Harris Nicolas, dem neuesten Lebensbeschreiber Chaucer's, her: Chaucer habe in seinen Werken oft lateinische und französische Wörter, aber nie italienische. Dies sind die Gründe für Chaucer's Nichtkenntniß des Italienischen. Der Leser wird mir hoffentlich die Widerlegung dieser schwachen Gründe erlassen, wenn ich ihm Beweise für Chaucer's Kenntniß des Italienischen vorbringe. Sir Harris Nicolas und Herr Craik haben eine gute Anzahl Stellen gar nicht gekannt, welche theils schon von Tyrrwhitt, theils von Hippislay u. A. als dem Italienischen entlehnt angesehen wurden. Da durch diese dem Streit für immer ein Ende gemacht werden kann, so wird man hier wol eine größere Ausführlichkeit entschuldigen.

(Der Beschluß folgt.)

Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Nebst einem Anhange verschiedener, in den Jahren 1807—9 verfaßter politischer Denkschriften. Mainz, v. Zabern. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein neues Buch über preußische Zustände während der Jahre 1806 und 1807 erscheint leicht als eine Parteischrift im Geiste der weiland berüchtigten „Feuerbrände" und „Löscheimer" und wird besonders derjenigen Classe von Literaten willkommen sein, die gern auf Preußen Schimpf- und Schmähreden häufen, ohne sich weiter um den eigentlichen Zusammenhang der Ereignisse zu kümmern. Wir wollen durchaus nicht das politische Verfahren in jener Unglückszeit entschuldigen, noch da den Lobredner machen, wo die Thatsachen so laut sprechen, aber Unparteilichkeit ist gerade dann nothwendig, wenn die Verklagten ihre Sache nicht mehr selbst führen können. Ein solches Beispiel zum Vortheil der so hart getadelten Preußen sind die neuern Beschreibungen der Schlacht bei Jena in der zu Berlin 1835 gedruckten Geschichte der Kriege zwischen Frankreich und Preußen und — wenn man dem preußischen Offizier vielleicht weniger trauen sollte — die Schilderung in des würtembergischen Hauptmanns v. Rath „Geschichte Napoleon's" (I, 247—252), oder in des braunschweigischen Generals v. Wachholz Tagebuche (S. 142), der als theilnehmender Augenzeuge besondere Beachtung verdient. Die vorliegende Schrift nun, die überdies anonym erschienen ist, konnten wir aus den obigen Gründen nicht ohne eine solche Befürchtung zur Hand nehmen, fanden uns aber bald zu unserer Freude eines Bessern belehrt.

Wir sagen unsern Lesern zuerst, daß der Verf. dieses Tagebuchs der Graf von Schladen ist, der im August des Jahres 1845 in Schlesien verstarb, nachdem er bis 1806 preußischer Gesandter in München gewesen war und später dieselben diplomatischen Anstellungen in Konstantinopel und im Haag bekleidet hat. Ein solcher Mann konnte allerdings Vieles aus der geheimen Geschichte seines Staats wissen und frei beurtheilen, da er in den Jahren 1806 und 1807 ohne eigentliche Beschäftigung ganz in der Nähe des Königs und des Hofes lebte; aber er war doch zu ängstlich, um Alles dem verrätherischen Papiere anvertrauen zu wollen, obschon sein Tagebuch ursprünglich gewiß nicht für den Druck bestimmt gewesen ist. Den größten Reiz verleiht demselben die Unmittelbarkeit des Niederschreibens, da er Tag für Tag im Gefühle des Augen-

blicks und (wie er sagt) ohne Haß und Leidenschaft berichtet hat was er sah und hörte. Übrigens gehörte Graf Schladen zu jenem ausgebreiteten Mittelschlage deutscher Diplomaten, von denen Varnhagen von Ense einmal gesagt hat, daß sie mehr dem Fache untergeordnet wären als das Fach ihnen und daß sie die auszeichnenden Eigenschaften ihres Standes etwas pedantisch ausübten und besäßen. So werden selbst auf der Fluchtreise in Preußen die Mahlzeiten und andere leibliche Bedürfnisse nicht vergessen, reichliche Mahlzeiten werden aus den gräflich Haugwitz'schen Küchenwagen eingenommen, ein gutes Quartier nach der im bequemen Wagen gemachten Reise erscheint als höchst nöthig, sich in einem von Tabacksrauch erfüllten Zimmer zu befinden oder in Osterode auf einer Streu die Nacht zubringen und sich nur mit einigen Federbetten behelfen zu müssen, fiel dem diplomatischen Herrn besonders schwer, wie sich denn unser Verf., als er mit der Königin Luise von Preußen nach Tilsit gehen soll, mit dem Mangel eines anständigen Hofcostume zu entschuldigen nicht Anstand nimmt. Sonst aber lernen wir den Diplomaten als einen rechtlichen, ehrenwerthen Mann von Klugheit und Bildung kennen, als einen Mann von echter Vaterlandsliebe und treuer Ergebenheit gegen den König und das königliche Haus; aber die Kraft und den ernsten Willen, die von ihm vortrefflich erkannten Fehler in der Verwaltung und Politik abzustellen, besitzt er nicht und ist auch bescheiden genug, nicht in der ersten Stelle des damaligen preußischen Cabinets glänzen zu wollen.

Sehen wir auf den Inhalt des Tagebuches, so finden wir in demselben vorzugsweise folgende Zustände berücksichtigt: die Tage vor und nach der Schlacht bei Jena, die Reise des Hofes nach Preußen und die Flucht bis nach Königsberg und Memel, die Unterhandlungen mit Napoleon über den Waffenstillstand und die Streitigkeiten im preußischen Cabinet zwischen der Kriegs- und Friedenspartei bis zum Abschlusse des Friedens von Tilsit. Die letztern Stücke sind die wichtigsten; sie enthalten Nachrichten und Aufschlüsse, die man in andern preußischen Geschichtsbüchern vergeblich sucht und sind durch die Persönlichkeit des Grafen Schladen hinlänglich beglaubigt. Dieser innere Werth hält uns denn auch für die mitunter langweilige Darstellungsart schadlos, denn die Gabe, das Erlebte frisch und kräftig mitzutheilen, hat der Verf. gerade nicht besessen.

Die Nachrichten über die Schlacht bei Jena, in deren Nähe sich der am 8. Oct. im Hauptquartier eingetroffene Graf Schladen befand, sind zwar nur abgerissen, auch wol nicht überall ganz genau, aber sie geben doch ein trauriges Bild der Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Anführer, welche nach des Verfassers Urtheile den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Seine Fluchtreise ging von Weimar über Eisleben, Halle, Halberstadt, Tangermünde nach Küstrin. „Mit den Gefühlen des höchsten Erstaunens", schreibt er am 21. Oct. in sein Tagebuch, „erfuhr ich die seltsame Nachricht, daß unser Staatsminister und Generallieutenant v. d. Schulenburg, von Sr. Maj. dem Könige zum Gouverneur von Berlin ernannt, diesen Posten ohne Befehl verlassen und seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hatzfeldt, als Stellvertreter eingesetzt habe, daß er folglich anstatt selbst Ordnung bis zum letzten Augenblicke durch seine Gegenwart zu erhalten, es vorgezogen habe, die Stadt gerade dann zu verlassen, wo er dort am meisten nützen konnte, ja was noch mehr ist und dieser Handlung die Krone aufsetzt, daß er in der Übereilung, nur mit dem Gedanken, die Truppen zu retten, beschäftigt, vergessen habe, das Zeughaus auszuleeren, welches vollständig in Berlin zurückgeblieben sein soll. Allmächtiger Gott! was kann man von solchen Menschen bei den gegenwärtigen höchst kritischen Umständen erwarten!" Auf der weitern Reise erfährt der Verf. die von dem Minister Haugwitz und dem General Zastrow eingeleiteten Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes. Er ist empört über den hochstehenden Sinn Napoleon's, aber ebenso sehr beklagt er die Feigheit der preußischen Unterhändler, insonderheit des Generals Zastrow, und die Verzweiflung Alles aufgeben zu wollen, da doch die russischen Hülfstruppen heranziehen. „Es ist wahr", schreibt er am 21. Nov. in sein Tagebuch, „Preußens gegenwärtige Stellung ist höchst unglücklich, aber wenn das Schicksal unsern Fall beschlossen hat, so meine ich, sollten wir wenigstens mit Würde fallen, und uns nicht noch mit der Schmach einer freiwilligen knechtischen Unterwürfigkeit bedecken, die doch unsern Sturz nur verzögern, niemals aber verhindern kann. Was haben wir übrigens noch zu verlieren? Dagegen bleiben uns noch viele Hülfsmittel, wenn wir es nur verstehen, sie mit Ernst und Ausdauer zu benutzen. Jetzt fehlt uns leider nur ein kräftiger, mit großen Ansichten begabter Mann, der im Drange der Umstände sich des Staatsruders bemächtige und die Kleinmüthigen zwinge wieder Muth zu fassen. Aber wo sollen wir diesen Retter finden?" Haugwitz konnte, wie man aus allen Urtheilen des Verf. sattsam ersieht, dies nicht sein, ebenso wenig der alte, „sehr redliche, aber nicht sehr scharfsinnige" General Köckeritz, der bis dahin des Königs besonderes Vertrauen besessen hatte. General Zastrow sei für eine solche Stelle durchaus nicht geeignet, er würde in allen Stücken der Nachbeter Lucchesini's sein, der Cabinetsrath Beyme würde nach des Verf. Äußerungen sehr gern der einzige von Niemand controlirte Minister sein. Aber diesem Staatsmanne will er durchaus nicht wohl und fragt mit wahrer Bestürzung, mit wem denn die fremden Minister am preußischen Hofe unterhandeln sollten und was überhaupt die fremden Mächte zu dieser Einrichtung sagen würden (29. Nov. 1806). Von Rüchel's „Kraft und Seelenstärke" erwartet der Verf. gute Einwirkung auf den König und beklagt nur, daß er in dienstlichen Verhältnissen zu heftig sei. Blücher dagegen erhält überall Lob und Anerkennung.

Unter solchen Umständen ist der Freiherr von Schladen hoch erfreut, daß Hardenberg's Hinzuziehung zu den ministeriellen Berathungen den Entschluß des Königs bestärkt hat, keinen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen, daß der Einfluß des Generals Zastrow bedeutend sinkt (20. Febr. und 6. März) und daß selbst der Cabinetsrath Beyme den Minister Hardenberg ersucht habe, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Er selbst, unser Verf., genoß das besondere Vertrauen des Ministers und hatte in einer politischen Abhandlung dem Könige die Nachtheile eines Friedens mit Frankreich auseinandergesetzt und dringend gerathen, der Verbindung mit Rußland treu zu bleiben. Mit Recht tadelt er daher die unwürdige Erklärung des Ministers von Schrötter, daß alle Kornvorräthe Preußens erschöpft wären und daß es nicht möglich sei, die russischen Truppen im Lande zu ernähren — ein Benehmen, das zu Schrötter's Nachtheil an die hochherzige Sprache des Oberpräsidenten v. Merckel erinnert, der im Frühjahre 1813 hinlängliche Vorräthe in Schlesien zu haben versicherte, um die russischen Heere zu unterhalten, und dadurch einen so bedeutenden Einfluß auf die Fortführung des Krieges übte, wie wir aus Steffens' „Denkwürdigkeiten" (VIII, 290 fg.) erfahren haben.

Bis in den April des Jahres 1807 hin dauerten diese Cabinetsstreitigkeiten, die selbst die Ankunft des Kaisers Alexander und die von ihm dem Freiherrn von Hardenberg bewiesene Auszeichnung nicht zu beseitigen vermochte; es ist fast ekelhaft zu lesen, wie sich Zastrow, Schrötter und Voß in kleinen Intriguen und Hemmnissen abmühen. Endlich meldet das Tagebuch unter dem 2. Mai 1807, daß die treue Ausdauer den Sieg erkämpft habe, daß der Freiherr v. Hardenberg als Cabinetsminister die Führung des auswärtigen Departements übernommen und alles Dessen, was sich auf die Oberleitung der Kriegsführung bezieht. Beyme habe sich über diese Ernennung mit großer Mäßigung geäußert, aber Zastrow, Schrötter, Voß und der alte Köckeritz seien sehr ungehalten. Hardenberg umgab sich hierauf mit Altenstein, Niebuhr, Schön,

Kenfner und Roux, die Geschäfte begannen mit Einheit und Kraft behandelt zu werden, die Patrioten hegten bessere Hoffnungen auf englische Hülfe und östreichische Diversionen, bis der Sieg Napoleon's bei Friedland am 14. Jun. 1807 die Einstellung der Feindseligkeiten durch einen Waffenstillstand herbeiführte, dem in noch nicht vier Wochen der unglückliche Friede zu Tilsit folgte. Wir erfahren nun auch hier (25. Juni 1807), daß Napoleon sich weigerte, Hardenberg als bevollmächtigten Minister bei den Friedensunterhandlungen neben dem General Kalckreuth, der sich gegen Frankreich sehr geschmeidig zeigte, zuzulassen, daß der Freiherr von Schladen ein königliches Schreiben habe an Napoleon bringen sollen, um seine Gesinnung zu ändern, daß aber Kaiser Alexander diesen Schritt misbilligte. Es sei jetzt die Hauptsache, wichtigere Gewährungen zu erhalten, er wolle Alles aufbieten, um den König wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen und ihn wieder stark zu machen, man dürfe daher Napoleon nicht erbittern. Über solche ähnliche Äußerungen und über des Kaisers Benehmen während der tilsiter Verhandlungen vertraut der wackere Patriot seinen edeln Schmerz dem Tagebuche unter andern in folgenden Worten an: „Der mächtige Autokrat Rußlands spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht: er scheint nur mit dem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen, nimmt seine Gastmahle an, ohne solche wieder zurückzugeben, und durch die hinterlistigen Täuschungen dieses außerordentlichen Mannes gefesselt, wird er ein stummes Werkzeug seiner Riesenplane und Preußens König ein Opfer dieser Stellung und seiner eigenen Treue" (30. Juni 1807). Die Unterhandlungen führte Kalckreuth, dieser „alte Schwätzer", dessen Betragen ebenso zweideutig als albern und abgeschmackt ist, der seinen Instructionen und ausdrücklichen Befehlen des Königs zuwider handelte und statt sich mit den wichtigen, ihm anvertrauten Angelegenheiten zu beschäftigen, sich mit Berichterstattungen über Lächerlichkeiten belustigt (25.—28. Juni). Seiner Abneigung gegen Hardenberg, dessen Stelle er zu erhalten gedachte, schreibt der Verf. auch den endlichen Sturz dieses vortrefflichen Mannes zu (4. Juli), den er aber mit bewunderungswürdiger Heiterkeit und Ruhe ertrug. „Was soll man aber von der Charakterschwäche des Kaisers Alexander sagen."

Der Abschluß des Friedens zu Tilsit, dieses Werkes der Übermacht und Willkür, den der König Friedrich Wilhelm III., „von Jedermann verlassen" unterzeichnen mußte, macht den Schluß des Tagebuches, dessen Verf. am Ende des Juli zu einer andern Bestimmung (als Gesandter am russischen Hofe) abgerufen worden war. Die Demüthigungen, welche die schöne und tugendhafte Königin Luise während der tilsiter Unterhandlungen zu ertragen hatte, regen das sittliche Gefühl in demselben Grade auf, wie er schon früher der schmählichen Verleumdungen gedacht hatte, mit welchen die Königin in den Napoleon'schen Bulletins überhäuft worden war. Mit strömenden Augen, schreibt er am 15. Nov. 1806, wiederholte die erhabene Frau jene Ausdrücke der auf Napoleon's Befehl in Berlin gedruckten Schmähschriften, welche sie einer Leidenschaft für den Kaiser Alexander beschuldigten. „Nein", ruft sie häufig aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten!"

Von den militairischen Ereignissen des Feldzugs in Preußen ist zwar öfters die Rede, aber ohne besondere Anschaulichkeit, da der Verf. im Kriegswesen keine Erfahrung hatte. So sind auch die Nachrichten über die Schlacht bei Eylau und über die Belagerung von Danzig nur unvollkommen. Hofgeschichten oder was etwa Verletzung und Ärgerniß durch dreiste Urtheile und unbestimmte Gerüchte verursachen könnte wird der Leser hier vergeblich suchen: dazu war allerdings die Zeit zu ernst und der Verf. ein zu gesetzter Mann.

Die im Anhange befindlichen Denkschriften sind mit Ausnahme der unter Nr. IV von Hr. von Schladen in Petersburg im J. 1809 verfaßt und zeigen die dringende Nothwendigkeit einer engen Verbindung zwischen Rußland, Östreich und Preußen, um die Unabhängigkeit Europas gegen Napoleon zu berechnen. Man findet in ihnen zwar nicht die feurige Lebendigkeit eines Stein oder die glänzende Beredtsamkeit eines Gentz, aber man wird dem Verf. das Zeugniß nicht vorenthalten können, daß er mit unermüdetem Eifer der guten Sache Europas und der Ehre seines preußischen Vaterlandes gedient habe.

20.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Emancipation der Negersklaven.

Obgleich schon durch einen Beschluß vom 16. Pluviose des Jahres II der Sklavenstand in allen französischen Colonien für aufgehoben erklärt wurde, so führten doch nationalökonomische und politische Rücksichten, welche die Stimme des rein menschlichen Gefühls erstickten, bald die frühern Verhältnisse wieder zurück. Schon am 20. Mai 1802 erklärte der erste Consul, daß der frühere Zustand der Sklaverei wiederhergestellt sein solle. Man kennt die Beschlußnahmen des Wiener Congresses in Betreff des Negerhandels. Durch ein Gesetz vom 29. März 1815 wurde auch von Napoleon die Abschaffung des für die Menschheit so schmählichen Handels decretirt. Die Restauration bestätigte diese Bestimmung durch eine Ordonnanz vom 8. Jan. 1817 und durch ein förmliches Gesetz vom 15. April 1818. Ungeachtet dieser Maßregeln wurde doch die Sklaverei immer noch nicht aufgehoben. Man duldete sie, weil man durch eine plötzliche Unterdrückung und Abschaffung den Untergang und den Verfall der Colonien herbeizuführen glaubte. Alles was nach der Julirevolution in dieser Beziehung geschah, hatte höchstens die Bedeutung, daß man dadurch die allmälige Aufhebung anbahnen wollte. Ein einflußreicher Moment in dieser wichtigen Frage war die Einsetzung einer Specialcommission, welche von Seiten der französischen Regierung den Auftrag erhielt, die bei Emancipation der Sklaven obwaltenden Rücksichten einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Der Herzog von Broglie, welcher zum Präsidenten dieser Commission ernannt wurde, hat sich bei ihren Arbeiten durch seine rastlose, umsichtige Thätigkeit besonders ausgezeichnet. Der Bericht, welchen er im Namen der Commission über den Stand der Frage abgefaßt hat, kann eine durchaus musterhafte und erschöpfende Arbeit genannt werden. Das Gesetz vom 18. Juli 1845, durch welches eine allmälige Emancipation bestimmt und festgesetzt wird, beruht größtentheils auf den Vorschlägen und Resultaten dieses Berichts. Denjenigen, welche diese wichtige Angelegenheit genauer kennen zu lernen wünschen, ist außer dem erwähnten Berichte vorzüglich die Lecture folgender beiden Schriften zu empfehlen: „Esclavage et traite", von dem vielfach thätigen Staatsmanne Agénor de Gasparin, und die „Considérations sur le système colonial", von Sully-Brunet. An diese Werke, welche sich beide für die Aufhebung der Sklaverei entscheiden, reiht sich eine vor kurzem erschienene Flugschrift an, welche den Titel führt: „De l'esclavage en général et de l'emancipation des noirs." Dieselbe hat einen verdienten Priester, Namens Castelli zum Verfasser, welcher in seinen frühern Verhältnissen an Eifer für die leibliche und geistige Rettung der unglücklichen Sklaven sich einen Las Casas zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Da er durch seine amtliche Stellung zu einem langjährigen Aufenthalte auf den Colonien veranlaßt wurde, so hat er Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle sich von der Dringlichkeit einer durchgreifenden Reform zu überzeugen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 156. — 5. Juni 1846.

Englisches Schriftenthum.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Über das Verhältniß Chaucer's zu Boccaccio habe ich auch theilweise schon in der Einleitung und den Vorberichten zu verschiedenen Erzählungen in dem ersten Bande meiner Übersetzung von Chaucer's „Canterbury-tales" ausgesprochen. Wer Boccaccio's und Chaucer's Werke etwas genauer vergleicht, wird nicht leugnen können, daß Chaucer aus Boccaccio schöpfte; dennoch will ich hier noch eine Stelle aus Chaucer's „Versammlung der Vögel" mittheilen, zugleich mit einer Stelle aus dem siebenten Buche von Boccaccio's „Teseide" und zwar beide in deutscher Übersetzung, damit auch Der, welcher entweder das Italienische oder das Altenglische nicht verstehen sollte, eine Vergleichung anstellen könne. Bei Boccaccio heißt die Stelle so:

Die Schönheit sah er dann vorübergehen.
Ganz dicht bei sich, die frei von Schmuck sich wies;
Die Freundlichkeit war neben ihr zu sehen
Und Jede sich und auch die andere pries.
Auch sah die Jugend er dicht bei ihr stehen,
Die munter sich der Freude überließ;
Und auf der andern Seite tolle Flammen
Und Schmeichelei und Hinterlist beisammen.

Und in der Mitt' auf hohen Säulen stand
Ein Tempel, ganz von Kupfer, und darin
Er jugendliche Mädchen tanzend fand;
Theils schön an sich, theils auch gekleidet in
Ein leichtes gürtelloses Nachtgewand.
Damit allein den Tag sie bringen hin,
Und um des Tempels Zinnen sah er schwirren
Sperlinge viel und Tauben hört' er girren.

Und nahe bei des Tempels Eingang sieht
Mit sanftem ruh'gen Sinn die Einigkeit
Er sitzen dort und einen Vorhang zieht
Sie vor des Tempels Thür mit Leichtigkeit.
Bei ihr saß die Geduld, ihr Blick verrieth
Demuth; bescheiden war sie jederzeit
Und blaß von Angesicht; und ringsum da
Versprechen man und Liebeskünste sah.

Und in dem Tempel stets die Luft durchdrangen
Mit starkem Tosen Seufzer, ganz entflammt.
Von heißem und sehnsüchtigem Verlangen.
Und dies Getös' entzündet allesammt
Mit neuen Flammen, die aus Qual entsprangen.
Und jeglicher zu Thränen war verdammt,
Die eine rauhe, harte Dam' erregt;
Die Eifersucht der Nam' ist, den sie trägt.

Chaucer hat diese Beschreibung in den vier folgenden Stanzen nachgeahmt:

Dann sah die Schönheit wohlgeschmückt ich prangen
Und Jugend voller Scherz und Neckerei;
Dummdreistigkeit und Schmeichelei, Verlangen
Und Liebesbotschaft, Lohn und and're drei:
Ihr Name nicht von mir genennet sei.
Auf mächtig großen Jaspissäulen ruht
Ein Tempel ganz aus Kupfer, fest und gut.

Und um den Tempel sah man dann beständig
Im Tanz begriffen eine Weiberschar:
Die schön an sich, die glühend und lebendig
Und all im Unterrock mit losem Haar.
Das war ihr Dienst daselbst von Jahr zu Jahr.
Und auf dem Tempel saßen weiß und zart
Die Tauben, wol zehntausendfach gepaart.

Und vor dem Tempel saß gar ehrbarlich
Der Frieden, einen Vorhang in der Hand.
Daneben wunderbar bescheidentlich
Ich die Geduld auch daselbst sitzen fand,
Mit blassem Antlitz auf 'nem Berg von Sand.
Und neben ihr, aus- und inwendig, waren
Kunst und Versprechen da mit ihren Scharen.

Und Seufzer heiß wie Feuer dort erklangen,
Daß vom Getös' der Tempel widerhallt.
Geschwängert waren sie durch das Verlangen,
Das neue Flamm' erwecket mit Gewalt
In jedem Herzen; da erkannt' ich bald:
Der Kummer, der sie drücket allesammt,
Der Eifersucht, der Göttin, war entstammt.

Ist dies schon deutlich genug, so haben wir doch noch andere Stellen, aus denen Chaucer's Bekanntschaft mit den italienischen Dichtern noch viel unverkennbarer hervorgeht. Chaucer erwähnt Dante und Petrarca mehre Male, und nennt den Ersten stets „den großen Dichter Italiens", während er den Letztern als „den Lorberdichter, dessen süße Redekunst ganz Italien mit Poesie verschönte" bezeichnet, welche Bezeichnungen für Beide ganz richtig sind. Chaucer hat mehre Stellen aus Dante's Werken nachgeahmt; die bedeutendste ist die „Geschichte Ugolino's", nach Dante's „Inferno", 33, V. 13—75, in des Mönches Erzählung, V. 14717—72. Ich theile hier wieder beide Stellen mit, die erste in Streckfuß' Übersetzung.

13. Du höre jetzt, ich war Graf Ugolin,
Erzbischof Roger er, den ich zerbissen.
Nun horch, warum ich solch ein Nachbar bin.

16. Daß er die Freiheit tückisch mir entrissen
 Als er durch Arglist mein Vertrau'n bethört
 Und mich getödtet hat, das wirst du wissen.
19. Vernimm darum, was du noch nicht gehört,
 Noch haben kannst, den Tod voll Graus und Schauer,
 Und faß' es, wie sich noch mein Herz empört.
22. Ein enges Loch in des Verließes Mauer,
 Durch mich benannt vom Hunger, wo gewiß
 Man Manchen noch verschließt zu bitt'rer Trauer —
43. Schon wachten wir, die Stunde naht heran,
 Wo man uns Speise bracht' und Jeden
 Weht ob des Traumes Unglücksahnung an.
46. Verriegeln hört' ich unter mir den öden
 Graunvollen Thurm — und ins Gesicht sah ich
 Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
49. Ich weinte nicht, so starrt' ich innerlich.
 Sie weinten und mein Anselmuccio fragte:
 Du blickst so, Vater! ach, was hast du? sprich!
52. Doch weint' ich nicht und diesen Tag lang sagte
 Ich nichts und nichts die Nacht, bis abermal
 Des Morgens Licht der Welt im Osten tagte.
55. Als in mein jammervoll Verließ sein Strahl
 Ein wenig fiel, da schien es mir, ich fände
 Auf vier Gesichtern mein's und meine Qual.
58. Ich biß vor Jammer mich in beide Hände
 Und Jene, wähnend, daß ich es aus Gier
 Nach Speise thät, erhuben sich behende,
61. Und schrien: Iß uns und minder leiden wir!
 Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
 O so entkleid' uns Vater auch von ihr.
64. Da sucht' ich ihrethab mich still zu halten.
 Stumm blieben wir den Tag, den andern noch,
 Und du, o Erde, konntest dich nicht spalten?
67. Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
 Mein Gaddo zu mir hin mit leisem Flehen:
 Was hilfst du nicht? mein Vater hilf mir doch!
70. Dort starb er und so hab' ich sie geseh'n
 Wie du mich siehst, am fünften, sechsten Tag,
 Jetzt den, jetzt den hinsinken und vergeh'n.
73. Schon blind tappt' ich dahin, wo jedes lag,
 Rief sie drei Tage seit ihr Blick gebrochen,
 Bis Hunger that, was Kummer nicht vermag.

Hören wir nun dieselbe Geschichte von Chaucer erzählen:

Die Schmerzen, die Graf Ugolin empfand,
Die mag vor Jammer keine Zunge sagen.
Ein Thurm ganz in der Näh' bei Pisa stand,
Dort war im Thurm in Fesseln er geschlagen,
Und seine Kinder mit im Thurme lagen,
Das älteste war kaum fünf Jahre alt.
O Schicksal! grausam traun sind deine Plagen!
Solch Käfig solcher Vögel Aufenthalt.

Verdammt war im Gefängniß er zu sterben,
Denn Roger, Pisas Bischof, sich verschwört,
Um durch Verleumdung Jenen zu verderben,
Wodurch das Volk sich gegen ihn empört,
Und in dem Thurm, von welchem ihr gehört
Ihn warf; und Speis' und Trank ward ihm gegeben
So wenig, als zum Leben nur gehört,
Und auch dies Wenige war schlecht noch eben.

Und eines Tags hat er, als schon gekommen
Die Zeit, wo man das Mahl zu bringen pflegt,
Daß man des Thurmes Thüren schließt, vernommen.
Doch ob er's hört, kein Wort darob er sprach,
Doch schwer im Herzen der Gedank' ihm lag
Daß ihn der Hunger sollte hier verzehren.
O weh! sprach er, warum sah ich den Tag?
Und Thränen seine Augen nun beschweren.

Sein jüngster Sohn, der kaum drei Jahre alt,
Der sprach zu ihm: Was weinst du, Vater? sprich!
Bringt nicht der Wärter uns das Essen bald?
Und hast kein Stückchen Brot du mehr für mich?
Ich kann nicht schlafen, weil ich hungerig.
Ach wollte Gott nur, daß ich wäre todt,
Daß Hunger nicht mehr meinen Leib beschlich!
Mir wäre kein Ding lieber jetzt als Brot.

So schreit das Kind aufs neue jeden Tag
Bis kraftlos in des Vaters Schoos es liegt,
Ich sterbe, Vater, lebewohl! es sprach,
Und küsset ihn, und seine Seel' entfliegt.
Der Vater sieht es und vom Schmerz besiegt
Beißt er die Zähn' ein in die Arme beide.
O traurig Glücke! weh, ach weh! er spricht,
Dein falsches Rad ist Schuld an meinem Leide.

Die Kinder wähnten, daß aus Hunger er
An seinen Armen nagt' und nicht aus Leiden,
Und sprachen: Vater, thue dies nicht mehr!
O iß das Fleisch doch lieber von uns Beiden!
Du gabst es uns, woll' uns davon entkleiden.
O iß dich satt; also sie zu ihm sagen:
D'rauf einen Tag und zweie noch sie leiden,
Und dann sie todt in seinem Schooße lagen.

Zuletzt auch ihn das Leben noch verließ.
So kam der mächt'ge Graf von Pis' ums Leben
Von großer Höh' das Glück ihn niederstieß.
Mich däucht genug, was ich davon gegeben.
Sollt' Jemand näher es zu wissen streben,
Der mag Italiens großen Dichter lesen,
Der Dante hieß; er kann es wiedergeben
Von Wort zu Wort so wie es ist gewesen.

Eine andere aus dem 33. Gesange des „Paradiso" fast wörtlich übersetzte Stelle findet sich in der zweiten Erzählung der Nonne, V. 15,504 fg. der „Canterbury-tales". Daß aber Chaucer auch Petrarca gekannt hat, erhellt hinlänglich aus der Vergleichung des 102. Sonetts mit „Troilus and Cressida" V. 400 fg. Um dem Streit für immer ein Ende zu machen, wollen wir auch diese Stellen vollständig mittheilen. Das Sonett Petrarca's heißt nach meiner eigenen Übersetzung:

Ist Amor nicht, was ist's, das ich ertrage?
 Doch ist Amor, wie wird er dann erfunden?
 Ist gut er? Woher dann die Todeswunden?
Und böse? Wie so süß ist jede Plage?
Brenn' ich freiwillig? Woher Thrän' und Klage?
 Gezwungen? Kann durch Klag' ich dann gesunden?
 Lebend'ger Tod, o Tod mit Lust verbunden,
Wie siegst du über mich, wenn ich's versage?
Versag' ich's nicht, hab' ich zur Trau'r kein Recht.
 Bei ungestümem Wind auf off'nem Meer
Find' ich im schwachen Kahn mich ohne Steuer;
So leicht zu wissen, doch so irrthumsschwer.
 Das was ich will, weiß selber ich nicht recht,
Im Sommer kalt, im Winter heiß wie Feuer.

Chaucer hat drei siebenzeilige Stanzen daraus gemacht:

Ist Amor nicht, was fühl' ich solchen Drang?
Und ist Amor, was ist er dann und wer?
Ist gut er, woher bin ich dann so krank?
Und ist er böse? Wunderbar es wär',
Daß jede Qual und jegliche Beschwer
Die von ihm kommt mir dennoch Freuden bringt,
Daß größer wird der Durst, je mehr man trinkt.

Und wenn ich brenn' aus eig'ner Lust und Macht,
Woher entspringt mein Jammern und mein Klagen?
Was klag' ich, wenn das Leid mir Freude macht?
Was geb' ich vor denn ohne Noth die Plagen?
Lebend'ger Tod, o Harm so süß zu tragen,
Wie läßt in mir so große Kraft sich sehen,
Ist es mit meinem Willen nicht geschehen?

Und geb' ich's zu, so klag' ich sicherlich
Mit Unrecht, so geschleudert hin und her,
Wie ein Kahn ohne Steuer find' ich mich
Inmitten zweier Wind' auf off'nem Meer,
Die sich verein'gen wollen nimmermehr.
Was hat die Wunderkrankheit für Gewalt?
Ist's heiß, sterb' ich vor Kält', vor Hitz' ist's kalt.

Die gegebenen Stellen werden wol hinlänglich beweisen, daß Chaucer nicht blos Italienisch verstand, sondern daß er auch die Werke von Boccaccio, Dante und Petrarca kannte und benutzte. Auch gibt es noch eine gute Anzahl anderer Stellen, aus denen Dasselbe bewiesen werden kann.

Wir haben uns hier etwas zu lange verweilt, um auch andere Punkte in Craik's Buche besprechen zu können. Wir erhalten im vierten Buch sehr reichhaltige Angaben über die Gründung und Vergrößerung von Universitäten und Schulen, über die Einführung der Buchdruckerkunst und über den Stand der Wissenschaften im 15. Jahrhundert. Es fehlt nicht an einzelnen unrichtigen Angaben, nicht an Nachlässigkeitsfehlern (so lesen wir II, 191, daß James V., der 1513 bei Flodden fiel, der Verf. von „Peebles to the Play" und „Christs Kick on the Green" sei; James V. ist allerdings der wahrscheinliche Verf., aber es war sein Vater James IV., der bei Flodden fiel; James V. ward 1512 geboren und starb 1542); aber im Ganzen genommen wird es immer ein gutes Buch zu nennen sein und allen Freunden des altenglischen Schriftenthums aufs beste empfohlen werden können.

Die unter 2 aufgeführte „Cyclopaedia of English literature" von Robert Chambers hat einen andern Zweck; sie soll ein Buch sein für Jedermann und ist daher nicht nur in einem ansprechenden und allgemein verständlichen Stile geschrieben, sondern empfiehlt sich auch durch höchst anständige Ausstattung und sehr wohlfeilen Preis. Dieses Werk ist am meisten noch der „Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur" von O. L. B. Wolff ähnlich, nur daß die Schriftsteller nach der Zeit und nicht nach der Buchstabenfolge geordnet sind und daß das englische Werk nur selten Spuren so großer Nachlässigkeit trägt als man sie bei Wolff fast auf jeder Seite findet. Chambers' Buch ist mit Holzschnitten (Bildnisse der Dichter und andere auf dieselben bezügliche Gegenstände darstellend) recht hübsch verziert, ohne übermäßig damit angefüllt zu sein. Wissenschaftliche Ansprüche darf man an das Werk nicht machen; in allen übrigen Erwartungen, die man von demselben hegen kann, wird man sich nicht getäuscht finden.

Eduard Fiedler.

Zur polnischen Literatur.

1. O Magistratach miast polskich. (Über die Magistrate in den polnischen Städten, insbesondere in der Stadt Krakau.) Von Karl Mecherzynski. Krakau 1845.

Es ist dies die erste Polnisch geschriebene Geschichte des magdeburgischen Rechts in Polen, treu nach handschriftlichen Quellen bearbeitet, die dem Verf. in reichlichem Maße offen standen. Da das Werk selbst wenigen Lesern dieser Blätter zugänglich sein dürfte, so wollen wir das allgemein Interessirende daraus hier zusammenstellen. Schon im 12. Jahrhundert begannen, wie der Verf. nachweist, die Einwanderungen der Fremden in Polen. Die Kriege in Deutschland, die Streitigkeiten zwischen den deutschen Fürsten, dann die Überschwemmungen in Flandern zwischen 1129 und 1135 führten Deutsche und Holländer nach Polen. Daher in Polen von altersher die Holländereien (agri hollandenses). Zuerst werden 1178 in Schlesien theutonici et gallici homines erwähnt, es waren Eingewanderte aus Franken und Flandern. Vom 13. Jahrhundert an begannen darauf häufigere Einwanderungen in die von den Mongolen verwüsteten Ländereien Polens und Schlesiens, wo die Eingewanderten nicht nur ein weites Eigenthum, sondern auch zugleich Befreiung von den in Polen gewöhnlichen Abgaben und Lasten gewannen. Diese Vorrechte und Ausnahmen von der Jurisdiction der Wojewoden und Castellane faßte man unter dem Namen des teutonischen Rechts zusammen. Einen reellen Unterschied zwischen den deutschen und den Landesgesetzen kannte man damals nicht, im Allgemeinen stand unter dem jus polonicum wer den Landesobrigkeiten und Gerichten unterworfen war und an den allgemeinen Lasten und Abgaben theilnehmen mußte. Wer gänzlich oder theilweise von demselben befreit war und unter der eigenen städtischen Jurisdiction stand, ward nach dem jus teutonicum gerichtet. Das polnische Recht selbst war ebenso wenig geschrieben wie das deutsche, es waren die consuetudines, die mores majorum, nach denen Recht gesprochen wurde, in zweifelhaften Fällen nahm man zu den Gottesurtheilen seine Zuflucht. Nachdem sich in Deutschland das magdeburger, hallesche und lübecker Recht herausgebildet hatte, erlangte das deutsche Recht in Folge der beständigen Verbindungen der nach Polen eingewanderten Deutschen mit ihrem Vaterlande und des gänzlichen Mangels an polnischen Gesetzen und festen städtischen Ordnungen Bürgerrecht in Polen. Es hieß anfangs jus novi fori, später das Recht von Schroda, dann magdeburgisches und endlich als jus terrestre — zum Unterschiede von dem blos in den Städten geltenden magdeburgischen — kulmisches Recht. Vom 13. Jahrhundert an kommen Ertheilungen des magdeburgischen Rechts, durch welche die Ansiedler von der Landesjurisdiction ausgenommen wurden und das Recht, ein besonderes Gericht aus sich selbst zu bilden, erhielten, häufig vor. Von diesem Gerichte ging die Appellation an die Herren der Ansiedelungen und bei schwierigen und zweifelhaften Fällen nach Halle und Magdeburg. Man findet nicht, daß polnische Fürsten diese Berufung ausdrücklich in den Privilegien verboten hätten. Die Ansiedler suchten nachher mehr aus Gewohnheit als aus Noth die Urtheile der ausländischen Gerichte nach, was sogar dann stattfand, als im Lande ein deutsches Obergericht eingesetzt und die Appellation nach Halle und Magdeburg verboten war. Nach dem Muster des magdeburger Gerichts bildeten also die Städte, denen das magdeburgische Recht ertheilt war, unter sich ein judicium bannitum, das ebenfalls aus dem Vogte (im Polnischen woyt) und den Schöppen bestand, oder sie hatten eigene Magistrate. Ausdrücklich wird ihnen dieses Recht in den Locationsprivilegien ertheilt. So heißt es in dem 1257 vom Könige Boleslaw der Stadt Krakau ertheilten Locationsprivilegium: „ut quod ad magdeburgensis civitatis jus et formam fieri solet, advertatur." Es bildeten sonach die polnischen Städte, denen das magdeburgische Recht zuertheilt war, kleine mitten in Polen befindliche Republiken, in welchen unter der

Obhut der Regierung der Handel und die Industrie blühten. Der Verf. stellt im Verfolge seines Werks die Zusammensetzungen der Magistrate aus dem Vogt, den Räthen, den Schöppen, dem städtischen Senate, dar und führt deren Gerechtsame, Pflichten u. s. w. mit Genauigkeit auf.

2. Dwa Swiaty. Posen 1845.

Eine Novelle, die in scharfen Zügen „zwei Welten", zwei Seiten des polnischen Nationallebens in ihren Gegensätzen darstellt. Sie schildert auf der einen Seite den Hochmuth, die sittliche Verdorbenheit der polnischen Aristokraten, die Härte und Grausamkeit derselben gegen das Landvolk, auf der andern die Geradheit, den demüthigen Sinn des Landvolks. Ihre Tendenz ist zu zeigen, wie wenig die brüderlichen Gesinnungen, die der polnische Adel dem Landvolke in neuester Zeit äußerlich entgegentrug, in der Wirklichkeit sich bewähren. Die Novelle hat zum Motto die Worte von Mickiewicz: „Scharf ist meine Rede, aber das Blut und die Thränen des Vaterlandes sind es die mich rühren." 9.

Bibliographie.

Andreae, J. V., Die Kämpfe des christlichen Herkules. Ein altes Buch für die neue Zeit, aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von einem seiner Nachkommen. Frankfurt a. M., Zimmer. 1845. 12. 8¾ Ngr.

Barnstedt, A. C. J., Geographisch-historisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Oldenburg, Fürstenthums Birkenfeld, mit Topographie und Karte. Birkenfeld. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauernschmitt, J. C. F. L., Die Pflanzenwelt ein Spiegelbild des Göttlichen und Heiligen. Poetische Versuche. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 12. 15 Ngr.

Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. v. Geismar. I. Carl Friedr. Bahrdt. II. Joh. Aug. Eberhard's neue Apologie des Sokrates. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. Gr. 8. 25 Ngr.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen. Deutsch von K. Binder. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Dickens, C., Das Heimchen auf dem Heerde. Feenmärchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 12 Ngr.

Ende, A. E., Gaben der kindlichen Liebe. Eine Sammlung von Predigten und Reden. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 20 Ngr.

Feuerbach's, L., Sämmtliche Werke. 1ster Band: Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gedichte aus dem Berliner Handwerker-Verein. Berlin, Krause. 32. 3 Ngr.

Geheimnisse von Rom im 19. Jahrhundert. Schattenseiten aus dem Volks-, Hof- und Kirchenleben, nach Briffault bearbeitet vom Verfasser der Schrift: „Das Innere der Gesellschaft Jesu." 1stes bis 3tes Heft. Leipzig, O. Klemm. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Hartwig, E. v., Briefe aus und über Tirol, geschrieben in den Jahren 1843 bis 1845. Ein Beitrag zur nähern Charakteristik dieses Alpenlandes im Allgemeinen und der Meeraner Gegend insbesondere. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Hausbuch, herausgegeben von G. Görres. 1stes Heft. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 4. 8 Ngr.

Hecker, J. F. C., Über Sympathie. Eine Vorlesung, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 21. März 1846. Berlin, Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

Irmler, J. G. F., Die Tafel-Eiche im Oderwalde und die Dragonaden in Schlesien. Eine Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. Zwei Bände. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Köberle, J. G., Rom unter den letzten drei Päpsten und die zweite Reformation in Deutschland. 1ster Band: Leo XII. und der Geist der römischen Hierarchie. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Venezianische Nächte. Zwei Bände. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 8. 2 Thlr.

Peter und Martha. Aus dem Französischen. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1845. 12. 5 Ngr.

Revisions-Duplik für den Hrn. Reichsgrafen Gustav Adolph Bentinck rc. zu Varel, gegen den Hrn. Reichsgrafen Wilh. Friedrich Christian Bentinck rc. im Haag, betreffend die Successionsrechte in den Reichsgräflich Bentinck'schen Herrschaften und Gütern u. s. w. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8.

Schubert, G. H. v., Die Zwillinge. Eine Erzählung. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3¾ Ngr.

Trendelenburg, A., Niobe. Einige Betrachtungen über das Schöne und Erhabene, vorgetragen im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Berlin, Bethge. 8. 10 Ngr.

Das Verstandesthum und das Individuum. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, J., Der Herzog von Richelieu. Ein militairischer Roman. Belle-Vue, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1845. 8. 18¾ Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Jahre 1530. Zu Luther's und seiner Zeit Gedächtniß. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 5 Ngr.

Bendixen, Rede zu Mart. Luther's Gedächtnißfeier, gehalten am 18. Febr. 1846 im Altonaer Bürgerverein. Altona. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Einweihung des neuen Seminargebäudes in Oldenburg am 26. Febr. 1846. Mit einigen historischen Notizen und einer lithographirten Ansicht des Gebäudes. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Gentzel, G., Zwei Predigten vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Stettin. I. Warum soll das Evangelium gepredigt werden? Predigt über Kol. 1, 28. — II. Das Menschliche in der göttlichen Offenbarung. Predigt über 5. Mos. 30, 11—14. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jahresfeier der Wiedschen Bibel-Gesellschaft nebst Säculargedächtniß des Todestages Luther's. Neuwied, Lichtfers. Gr. 8. 2½ Ngr.

Liebe, F., Blätter der Erinnerung an die Hauptconvente der Geistlichen der Ephorie Oschatz in den J. 1844 und 1845. Oschatz, Oldecop's Erben. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Maschinenwesen und die darüber verbreiteten Vorurtheile. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Pestalozzi (H.). Vorträge und Reden, zur Frauen-Feier seines 100jährigen Geburtstages am 25. Jan. 1846 in Berlin, von Josephine Stadlin in Zürich, Rosette Niederer in Genf, Tinette Homburg in Emmerich, Gertrud Flender, Ida Klug, Auguste Schmidt und A. Diesterweg in Berlin. Berlin, Enslin. Gr. 8. 12 Ngr.

Stählin, H. A., Abschiedspredigt, gehalten am 25. Jan. 1846 im Brünner evangelischen Bethhause A. C. Wien, Wimmer, Schmidt und Leo. Gr. 8. 8 Ngr.

Treiße, F. L. E., Todtenfeier des erschlagenen Mahlmüllers Georg Christian Kreutzburg zu Schwarzhausen. Gotha, Müller. 8. 2 Ngr.

Die Verpflichtung der Lippeschen Prediger auf die im Heidelberger Katechismus enthaltene Lehre der nach Gottes Wort reformirten Kirche bei ihrer Aufnahme unter die Landescandidaten. Behauptet und bezeugt von fünf Predigern. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1846.

Das europäische Rußland.

Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841 von J. H. Blasius. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1844. Gr. 8. 5 Thlr.

Reiseberichte über das europäische Rußland sind keineswegs zahlreich vorhanden, denn weder Land noch Menschen sind von der Art, um westeuropäische Wanderlustige anziehen zu können. Sind diese, weil es eben so Mode ist, abgeneigt nach Art unserer Väter nach dem vieldurchforschten Süden und Westen unsers Welttheils sich zu wenden und eilen sie nach dem Norden, um für italienische Preise und zum Lohne ungewöhnlicher Beschwerden ziemlich zweifelhafte Genüsse einzutauschen, so bleibt Skandinavien ihr Ziel. Von Rußland wendet die Classe gewöhnlicher Touristen mit Scheu sich ab, und fast scheint es, als hätten sie aus der ominösen Physiognomie des grenzbewachenden Doppeladlers abgenommen, daß man jenseits über ihre Besuche nicht besonders erfreut sein werde. Sie begnügen sich daher in der Regel mit Petersburg, sehen höchstens noch Moskau, ohne jedoch von der geraden Straße abzuweichen, und meinen dann über das ganze Reich ihr Urtheil abgeben zu können. In das Innere von Rußland kann den freien Fremden nur wissenschaftlicher Beruf oder Geschäftszweck führen. Wer eigentliches Reisevergnügen sucht, muß nicht nach Gegenden sich begeben, die ohne Reize der Landschaft und des Klimas in Entfernung von manchem Hundert von Meilen keinen Wechsel darbieten, wo man den Fremden nicht gern sieht, dieser aber auf freie Übung seines Willens verzichten und an eine Ertragung sich gewöhnen muß, die mit den Genüssen, den Kosten und den Resultaten der langen Reise in keinem irgend erträglichen Verhältnisse steht. Kaufleute und Geschäftsmänner schreiben keine Reisen. Gewöhnliche Touristen aber, zu welchen man ohne Ungerechtigkeit zu begehen den Marquis Custine ganz ruhig zählen darf, handeln meist sehr Bekanntes ab, versuchen über die zwei Hauptstädte etwas Piquantes zu sagen und verbreiten sich dann über die äußerlich wahrnehmbare Thätigkeit der heimlichsten und verschwiegensten aller Regierungen, über oberflächliche Erscheinungen des bürgerlichen Lebens, über die Art des Reisens und sein Ungemach und die Leiden des Fremden unter einer schmuzigen Bevölkerung oder gegenüber der Willkür zahlloser und sehr demoralisirter Beamten. Lobredner über Rußland und seine Bewohner gibt es unter diesen Schriftstellern nur sehr wenige, und sie genießen, wie die Sachen nun einmal stehen, sehr geringes Vertrauen. Um so unverkennbarer spricht aus der Mehrzahl eine sehr große, theilweise sehr erklärliche Bitterkeit, die den besonnenen Leser endlich auch mistrauisch macht, wol gar anzuwidern beginnt, da es auf die Länge einem solchen nicht zusagen kann, sich Geschichten vortragen zu lassen, durch welche das dunkle oft grausenhafte Bild gewisser Zustände, an dessen allgemeiner Wahrheit Niemand zweifelt, einige Züge mehr empfängt. Man muß unter solchen Umständen es für einen wirklichen Gewinn achten, daß endlich einmal ein Deutscher und zwar ein Naturforscher — und dieser war der sonst sehr gründliche, gemäßigte und weitgereiste Kohl nicht — in die Provinzen Rußlands eingedrungen ist, und da seine Forschungen angestellt, wo gewöhnlich Reisende nicht hinkommen oder eigentlich auch nichts zu suchen haben. Wir wollen nicht erörtern, inwieweit die alte Überlieferung in der Wahrheit begründet sei, welche den Franzosen die Fähigkeit zuschreibt, die Erscheinungen des geselligen Lebens und der äußern Civilisation besonders gut aufzufassen, und von den Engländern behauptet, daß sie besonders geeignet sind, über politische Entwickelung und Staatseinrichtung anderer Völker ein Urtheil abzugeben, sind aber der Meinung, daß beide hinter dem Deutschen zurückbleiben, wo es darauf ankommt eine Menge gewissenhafter Beobachtungen zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten und im logischen Fortschreiten den Zusammenhang zwischen der Natur und den Menschen eines Landes nachzuweisen. Die auf philosophischer Naturforschung begründete Länder- und Völkerkunde ist eine auf deutschem Boden entstandene Wissenschaft und wird wol noch lange unser ausschließliches Eigenthum bleiben, eben weil sie der Ausdruck unserer ganz eigenthümlichen Geistesrichtung ist. Wer sich versucht fühlt, in diesem Ausspruche ein Zeichen einseitiger Selbstüberschätzung zu erkennen, mag die für ausgezeich-

net erklärten Reisebeschreibungen der Franzosen und Engländer durchlaufen und zusehen, wie wenige derselben wissenschaftlichen Werth, gründliche Verarbeitung und Schöne der Form miteinander verbinden. Die überwiegende Mehrzahl gehört in diejenige Classe, für welche wenn wir nicht ganz irren die Engländer selbst den Namen erfunden, in die Classe der Touristen-Literatur. Die gediegenern sind meist mit so viel vornehmer Bequemlichkeit abgefaßt, daß es dem an Besseres gewöhnten deutschen Leser schwer genug wird, die verstreuten Beobachtungen auszuziehen und zusammenzustellen. Zumal bei englischen Reisewerken weiß man oft nicht, ob man verdrießlicher gemacht wird durch die liederliche, die Verarbeitung aufhebende Tagebuchform, durch die breiten Wiederholungen oder die subjective Art der Betrachtung, welche es gestattet fremde Leistungen mit Geringschätzung zu ignoriren. Wir freuen uns, Blasius' Werk über das europäische Rußland den Lesern d. Bl. als den geradesten Beweis von der Tüchtigkeit der deutschen wissenschaftlichen Reisebeschreibung empfehlen zu können.

Der Finanzminister Cancrin hielt es für angemessen, eine wissenschaftliche Untersuchung des nördlichen und mittlern Theiles des europäischen Rußlands zu veranlassen, um Einsicht in die Hülfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dem Gewerbfleiße dauernd darbieten möchte. Baron A. v. Meyendorff, ein paar wenig gekannte Russen, Blasius und Graf Keyserling, welcher den Zoologen durch frühere mit Blasius gemeinsam ausgeführte Arbeiten wohl bekannt ist, bildeten die Reisegesellschaft, der eine Zeit lang der englische Geognost Murchison sich anschloß. Über Lübeck gelangte Blasius im Juni 1840 nach Petersburg, eilte aber nach wenigen Tagen dem Innern zu, um der unheimlichen Eindrücke ledig zu werden, welche die auf Sümpfen erbauete Granit- und Marmorstadt mit ihren Widersprüchen und ihrer Beamtenwelt auf ihn hervorgebracht hatte. Das Ziel des ersten Theils der Reise war Moskau, welches jedoch nicht auf der bekannten geraden Straße, sondern auf weiten Umwegen erreicht wurde. So groß nun auch die durchmessene Entfernung war, so bot sie im Verhältnisse doch nur geringe Wechsel, und selbst diese waren von der Art, daß nur das geübte Auge des Naturforschers sie erfassen konnte. Der Laie reist aus der Mark bis an die siberische Grenze, ohne irgend eine erhebliche Veränderung zu gewahren und findet daher das innere Rußland unendlich langweilig. Selbst der Naturforscher mag stellenweise 100 — 200 Meilen in gerader Richtung zurücklegen, ohne eine Verschiedenheit in der Bodenbildung, der Pflanzen- und Thierwelt zu entdecken. Am Nordrande des Harzgebirgs finden sich auf einer Meile Entfernung mehr geographische Wechsel zusammengedrängt als auf dem langen Wege von Odessa bis Archangel, und vom Fuße des Harzes bis auf die Spitze des Brockens zeigt die Vegetation größere Gegensätze als zwischen der Grenze der Steppen und der Eismeerküste. Nirgend in Europa bietet die Natur eine Gleichförmigkeit und Übereinstimmung in ihren Gestalten in so riesenhaftem Maßstabe dar als in Rußland. Es ist nämlich für den Norden charakteristisch, daß Alles, was die Natur darbietet, in unübersehbarer Ausdehnung auftritt, während der Süden reicher an Formen und ungleich ärmer an Individuen, dafür aber um so mannichfaltiger erscheint. Ein einzelnes Factum mag als Beweis dienen. Das Gouvernement Wologda von 8160 Quadratmeilen enthält gegen 30 Millionen Hektaren an Kronwaldungen, also an funfzigmal mehr Waldung als das ganze Königreich Frankreich, dennoch bestehen diese Forste in der Hauptsache nur aus zwei Bäumen, der Tanne und der Kiefer. Gleich arm an Arten ist das übrige Pflanzen- und Thierreich, wenn auch erdrückend durch seine Massen. Den kurzen Sommer um den Ladogasee beleben wenige Arten von Insekten, aber die wirklich einheimischen erscheinen dafür in solchen Scharen, daß sie im eigentlichen Sinne die Luft verfinstern und dem Reisenden zur äußersten Plage gereichen. Es ist als ob die Natur im Norden durch Armuth an Ideen zu ewigen Wiederholungen gezwungen werde. Der Naturforscher findet sich durch diesen Mangel an Formen unbefriedigt, während ihre massenhaften Wiederholungen auf jeden andern Beobachter einen tiefen jedoch nichts weniger als erheiternden Eindruck machen. Überhaupt gebricht es dem europäischen Rußland an landschaftlichen Reizen. Zwar besteht das Land aus verschiedenen stufengleichen Erhebungen und aus Hochebenen, die bis 800 Fuß ansteigen, allein die Ansteigung geschieht langsam, und die geognostische Bodenbildung läßt tief eingeschnittene, durch schroffe Wände geschlossene Thäler ebenso wenig vorkommen als kühn hervorragende Felsen; natürlich erscheint daher das Land entweder als endlose Ebene oder mit wellenförmiger Oberfläche, immer aber ohne malerischen Charakter. Die Wasserspiegel der großen Seen, des Ladoga und Onega, und die breiten Flüsse bringen allein einigen Wechsel in das einförmige Bild, doch sind sie selbst nicht schön, da ihre Ufer entweder ganz flach sich ausbreiten und als Sumpfstreifen in das ähnlich gebildete von Urwäldern bedeckte Festland verlaufen oder wie Sandwälle emporragen. Sind die Gestade hin und wieder höher und schroffer, so bestehen sie dafür aus Schichten des alten rothen Sandsteins, der unter allen Gebirgsarten da wo er vorherrscht die wenigsten malerischen Umrisse darbietet. Die Steinkohlenformation, die weiter nach Süden den Sandstein ablöst, ist für die allgemeine Ansicht des Landes von keiner Wirksamkeit, indessen steht sie mindestens in Verbindung mit einem fruchtbarern Boden und einer gesunden und mehr kräftigen Vegetation. Von einem der höhern Hügel gesehen erscheinen die großen nach Norden abhängigen Flächen der nördlichen Provinzen in abstoßender Gestalt. Ein unabsehbarer Wald von düstern Nadelbäumen bedeckt sie und schneidet endlich am Horizont ab, nur da unterbrochen, wo Seen hell hervortreten oder die Sümpfe sich ausbreiten, die zwar auch in hochstämmigen

Waldungen den größten Theil des Bodens ausmachen, jedoch stellenweise so sehr zu eigentlichen Mooren werden, daß nur niederes Gesträuch auf ihnen sich erhalten kann. Von Menschen und ihrer Thätigkeit sind von oben her selten die Spuren zu entdecken, denn ihre Niederlassungen beschränkt die Armuth des Bodens; sie sind zu gering und zu weit verstreut und zu veränderlich, um in diesem unfreundlichen Tannenwald schon aus der Ferne bemerkbare Unterbrechungen hervorbringen zu können. Nur die wenigen Städte und diejenigen Dörfer stehen fest, welche entlang der Landstraßen auf Befehl begründet worden sind. Die seitwärts abliegenden Niederlassungen werden nicht selten nach andern Orten verlegt. Im Norden des europäischen Rußlands hat sich der Mensch mit der Natur keineswegs auf völlig festen Fuß gesetzt, vielmehr erscheint er häufig als ein halber Nomade, der mit ihr einen ungleichen Kampf und meist mit geringem Erfolge führt. Sieht man, wie Armuth des Bodens und Härte des Klimas sich vereinigen, um diese weiten Flächen unbewohnbar zu machen, und wie die gesammte Thierwelt hier vom periodischen Wandertriebe ergriffen nach Ablauf des kurzen Sommers entflieht und im Süden Schutz sucht, so mag man wol den Menschen bedauern, der den Ziehenden nicht folgen darf und da aushalten muß, wo wenigstens seine natürliche Stätte nicht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schopenhauer in seiner Wahrheit. Mit einem Anhange über das abstracte Recht und die Dialektik des ethischen und des Rechtsbegriffs von F. Dorguth. Magdeburg, Heinrichshofen. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zu den erfreulichen Erscheinungen der Zeit muß die gerechnet werden, daß mehr als ein praktischer Geschäftsmann und zum Theil hochgestellter Staatsbeamter neben seinen Amtsgeschäften ein ernstliches Studium anderer Wissenschaften, zumal der Philosophie und der Theologie, betreibt und darin etwas leistet. Auch von Hrn. Dorguth gilt dies und er freut sich ungemein darüber, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege von einem andern Denker eingeholt zu werden, welcher seine ganze Zeit und Kraft auf den Gegenstand verwendend noch mehr Betrachtungen anstellen und darauf noch tiefer eingehen kann als der Dilettant. Hr. Dorguth ist entzückt über den Inhalt der Schopenhauer'schen Schriften; er meint, daß durch sie endlich das Licht der reinen Wahrheit aufgegangen sei bis auf einige kleinere Sonnenflecken, die er gewahr worden ist und die er auch noch auszutilgen sich berufen findet, weil sie nicht im Sonnenkörper, sondern nur in dessen Atmosphäre ihren Sitz haben.

Da es hier nicht um die Schopenhauer'sche Philosophie zu thun ist*), sondern nur um die Bemerkungen, Erläuterungen und Berichtigungen in dem vorliegenden Schriftchen, und diese aus dem ganzen zusammenhängenden Systeme hervorgetrieben sind und darin wurzeln, kann hier nicht auf eine allseitige Erwägung derselben eingegangen werden, ohne eine tiefsinnige philosophische Abhandlung zu liefern, die für eine literarische Unterhaltung zu schwerfällig werden würde. Allein einige Betrachtungen, zu denen die Veranlassung dargeboten wird, werden schon hinreichen, die Leser mit dem Büchlein bekannt zu machen, was ja der Zweck unserer Unterhaltungen ist.

„Dem absolut freien Willen soll sich nicht gebieten lassen, zu wollen, mithin auch nicht dem menschlichen Willen, sondern nur thun oder unterlassen zu sollen. Da es nun aber abstract auch kein Sollen, am wenigsten ein Wollensollen gebe, so dürfe sich die Philosophie mit der Religion gar nicht kritisch befassen. Daher sei der religiöse Glaube absolut." Wenn wir aber nur Begriffe haben können nach des Verf. Ansicht von Dem, was wir durch die Erfahrung haben kennen lernen, so ist ein absolut freier Wille, überhaupt alles Absolute, für uns ein Ding, wovon wir gar keine Vorstellung haben und wovon wir nur schwatzen wie der Blindgeborene von der Farbe. Wir kennen allein den Willen im Menschen als einen daseienden, und wenn wir andern Dingen, z. B. Gott, der Natur, den Wesen, einen Willen zuschreiben, so übertragen wir nur die an uns abgenommene Erkenntniß von diesem auf jene und vermenschlichen sie eben dadurch. Ferner ist eine Freiheit ohne Gesetz ein Unding, vielmehr besteht alle Freiheit in dem Zustande des Kraftbesitzes, dem eigenen Gesetze gemäß thätig zu sein, darin nicht behindert werden zu können. Selbstbestimmung des Willens nach dem in dem eigenen Wesen liegenden Gesetze ist der Freiheit Natur und eben diese Nothwendigkeit heißt Sollen. Das Wollensollen genau zu erkennen ist sonach die Aufgabe der Ethik wie der Religion, nur aus verschiedenen Bestimmungsgründen, dort als das Gesetz des menschlichen Denkvermögens, hier als das Gesetz Gottes. Das Gesetz Gottes aber würde unsere Freiheit aufheben, wenn es mit dem ethischen Gesetze in Widerspruch träte. Überdies kann das Gesetz Gottes uns nur verbinden, wie jedes äußere Gesetz, durch seine Bekanntmachung, und von dieser letztern können wir wieder nur Kunde haben entweder dadurch, daß wir es in uns finden, als unserer Denkkraft einwohnend, ihr von Gott anerschaffen ausfindig machen, oder daß es uns offenbart, durch eine Handlung außer uns uns offengelegt wird. Ob nun in dem erstern Falle unsere Erforschung richtig und ob im letztern Falle die Handlung der Offenbarung an sich wahr, ob der Zweck einer Offenbarung unzweifelhaft, und ob der Inhalt getreu, vollständig und bestimmt zu unserer Wissenschaft durch die äußere Mittheilung gebracht worden sei, dies Alles bedarf der sorgfältigsten Untersuchung, Forschung und Prüfung, damit nicht Aber- und Afterglaube an die Stelle des Glaubens trete und das Farbenspiel des Irrthums und Wahns für das reine Licht der Religion angenommen werde. Jede positive Religion bedarf deshalb der historischen, grammatischen und philosophischen Kritik, der letztern darum, weil jede Religion, welche irgend etwas Unmoralisches vorschreibt, schon darum wenigstens eine unlautere und unwahre sein muß und wir Menschen ihre innere Wahrheit nur an ihrer Übereinstimmung mit dem Pflichtgebote in uns abnehmen können. Kein Glaube kann und darf für denkende Wesen ein absoluter sein; nur der gedankenlose oder einfältige Mensch vermag zu glauben ohne zu denken; für denkunfähige oder des Nachdenkens beraubte Wesen existirt keine Religion, weder für die Thiere noch für Wahnsinnige. Was wäre denn das: ungedachte religiöse Vorstellungen? Alles Religiöse muß wesentlich ein Gedachtes und als ein solches dem Gefühle Überwiesenes sein; der umgekehrte Weg verträgt sich nicht mit der Vernunft im Menschen; es heißt geradezu den Menschen ihre Vernunft, ihre ganze Würde absprechen, wenn ihnen auf irgend eine Weise die Kritik ihrer Religion verkümmert wird.

„Der Zweckbegriff ist ein rein menschlicher" soll doch nicht heißen: er ist eine Erfindung des menschlichen Denkens und hat deshalb nur Gültigkeit in diesem und für dieses? Damit würde der Verf. ein garstiges Loch in seine Kategorientafel machen, da der Begriff des Zwecks einer der unentbehrlichsten in derselben ist. Eben das ist das Unterscheidungsmerkmal des richtigen und unrichtigen Denkens, daß jenes ausfindet, dieses erfindet, indem jenes nur die Vorstellungen ausfindig macht,

*) Vergl. hierüber einen ausführlichen Aufsatz in Nr. 278—281 d. Bl. f. 1845. D. Red.

die in der Denkkraft schon liegen und ihr von Natur einwohnen oder welche aus diesen durch weitere Folgerungen zu erspähen sind, während dieses auf Vorstellungen gebracht wird, wozu die Denkkraft den Anlaß außer sich findet und sich selbst über diesen Fund keine ihr genügende Rechenschaft geben kann. So wahr ist das aus Victor Hugo gewählte Wort: Rêver, c'est le bonheur; attendre, c'est la vie. In Vorstellungen, die von der Einbildungskraft dem Seelenspiegel vorgehalten werden, mühlos zu schwelgen, ist ein Genuß, aber ein sinnlicher, veränderlicher, ein Traum; das geistige Leben ergeht sich nur im Erkennen, Urtheilen und Schließen, mit einem Worte im Denken, weshalb auch Spinoza mit vollem Rechte sagte: Cogitare est summa virtus, was aber sehr schlecht übersetzt sein würde mit: Das Denken ist der Tugenden größte, sondern: Das Denken ist die höchste Fähigkeit oder die größte Kraftentwickelung der Seele oder des Menschen. Wir wissen aber auch nur von einem Denken, wie es die menschliche Seele treibt, und haben gar keine Vorstellung von einer andern Art zu denken, noch weniger von einem absoluten Denken, das wir nur ahnen können. Dahingegen versichert uns unsere Vernunft, daß Alles, was sie mit Gewißheit erkannt und dessen Richtigkeit sie sich streng erwiesen hat, durchaus wahr und allgemein von jeder Denkkraft dafür anerkannt werden müsse, darum, weil ihre Thätigkeit eine rein formelle ist und diese Denkformen in der Wesenheit ihres Seins begründet sind, welches sie sich nicht selbst in Abrede stellen kann.

Die Bibel warnt nirgend vor der Philosophie, noch verbietet sie deren Beleuchtung der Religionslehren, oder gibt eine Scheu oder Furcht davor zu erkennen, sondern sie untersagt nur die Einmischung der Philosophen und ihrer Grübeleien in die einfach erhabene Lehre Jesu. Da Niemand von etwas sprechen kann was er nicht kennt, so versteht sich ganz von selbst, daß hier nicht von allen Philosophen die Rede sein kann, sondern nur von denen wie sie damals und besonders in Judäa bekannt waren. Wahrlich, wenn diese das Reich Gottes auf die Erde hätten bringen können, hätte es der Sendung des Heilandes nicht bedurft! So weit dessen Lehre von ihrer Schulweisheit abstand, so wenig waren sie geeignet, jene zu predigen und innerlich oder äußerlich auszubreiten. Im Gegentheil war es sehr einleuchtend, welche Wirren in die Religion Jesu gebracht werden müßten, wenn sie von den Philosophen jener Zeit nach ihrer üblichen Weise behandelt würde. Oder sind es nicht die Spitzfindigkeiten gewesen, womit die Kirchenväter und die Ketzer unfruchtbare Kämpfe unternommen haben, wodurch der Hauptgrund ihres Verderbens gelegt, wodurch sie dem kindlich schlichten Menschenverstande entrückt und zu einem Zankapfel disputirsüchtigen Aberwitzes gemacht worden ist? Nachdem aber dieses Gift so hineingedrungen ist, daß es die ganze Substanz durchdrungen und zu einem bedeutenden Theile verändert hat, wie ist ihm jetzt anders abzuhelfen als entweder durch ein stärkeres Gegengift oder durch Anregung der eigenen organischen Thätigkeit bis zu dem Grade, daß sie selbst alles ihr Fremde oder Entfremdete abstößt und ausscheidet? Darum sind die Philosophen in ihrem Rechte, wenn sie die eingeschwärzten falschen Philosopheme zu überwinden unternehmen. Mit mehr Erfolg und gerader zum Ziele aber gehen die Theologen, welche mit Beiseitesetzung aller Menschensatzungen und formulirten Glaubensartikel unter gründlicher Kritik auszumitteln trachten, was die echte Lehre Jesu und wie sie in ihrer ganzen Verbindung folgerecht zu verstehen ist. Dies ist der Beruf und die Obliegenheit der echten Theologen; doch haben sie kein Privilegium darauf, dürfen also auch Niemandem wehren, der selbst die Bibel lesen und verstehen und Das beurtheilen kann, was sie als darin enthalten predigen.

Der Wille ist der menschliche Instinct? Mit nichten! Der Instinct, wie schon das Wort bezeugt, ist der Antrieb der Thätigkeit eines lebenden Wesens, welcher aus seiner gesammten Organisation hervorgeht, sich deshalb ohne alles Bewußtsein geltend macht und nicht loskommen kann von Dem, was das Bedürfniß dieser Organisation mit sich bringt, mithin selbst ein ungetheiltes und untheilbares Ganze, das sich immer selbst gleichbleiben muß und wesentlich unveränderlich ist. Einen solchen Instinct haben die Menschen als Thiere ebenfalls, aber er ist bei ihnen nur sehr schwach und untergeordnet, weil sie außer dem Leibe auch eine denkende Seele besitzen und diese, was sie wol inne werden müssen, die eigentliche Frucht ist, der Leib nur deren Schale, welche berstet wenn jene reif ist. Dieser Seele nun wohnt das Vermögen der Selbstbestimmung oder der Wahl unter den Antrieben die auf sie wirken ein, also ein Vermögen, das von dem Instincte durchaus verschieden ist und in jeder einzelnen Willensthätigkeit seine eigenthümliche Kraft auf verschiedene Weise beurkundet, sodaß der Mensch sogar die Fertigkeit gewinnen kann, das Gegentheil von Dem zu wollen, was er instinctmäßig thun würde und was er sonst wol gewollt hat. Im weitern Sinne verstehen wir unter dem Willen also das Vermögen der Selbstbestimmung aus und bei Antrieben. Diese letztern nun können entweder durch die Sinnlichkeit oder durch die Vernunft der Seele dargeboten werden; im erstern Falle heißen sie Begierden, und die Fähigkeit des Willens, sich dadurch bestimmen zu lassen, das Begehrungsvermögen, wogegen der Wille im letztern Falle seinen Namen behält, nur in einer engern Bedeutung, zu deren Bezeichnung er auch der freie Wille genannt wird. Denn frei ist er nicht nur, indem die vernünftige Seele dabei ihre Vernunftgesetze befolgt, sondern auch deshalb, weil er es in seiner Gewalt hat, die Bewegungsgründe aus seiner eigenen Erkenntniß hervorzurufen, und unabhängig davon ist, daß sie ihm von außen geboten werden. Der freie Wille ist also die Vernunft selbst in ihrer Selbstbestimmung zur Bethätigung ihrer Vorschriften. Jeder Wille als solcher muß nothwendigerweise ein motivirter sein, woraus jedoch nicht folgt, daß der Bestimmungsgrund zum Bewußtsein komme; er kann sich auch unbewußt, nach dunkeln oder finstern Vorstellungen bestimmen, die nicht zu Bewußtsein gelangen; aber damit ist nicht die Fähigkeit abgesprochen, sich darüber ins Klare zu setzen und sie dadurch zum Bewußtsein zu bringen; noch viel weniger könnte eine Willensbestimmung ohne ein Bestimmendes, ohne ein Bewegungsgrund vor sich gehen. Keine Wirkung ohne Ursache, keine Geistesthätigkeit ohne Überwindung der Herrschaft der Trägheit! Deshalb ist es wol wahr, daß nichts schwerer ist als die Menschen nur erst zum Denken zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 158. — 7. Juni 1846.

Das europäische Rußland.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Weiter nach Süden gewinnt das Land an Wohnlichkeit, denn obgleich noch Übelstände genug vorhanden sind, die eben nur der Russe erträglich findet, so ist doch Ackerbau mit Aussicht auf Erfolg möglich. Die beengenden Tannenwälder verschwinden, welche bis an den Finnischen Meerbusen reichend viele Tagereisen hindurch die einzige Umgebung des Reisenden sind und in ihm fast das Gefühl einer Einkerkerung hervorbringen, der zu entrinnen nicht möglich ist. Die freundliche und heitere Kiefer tritt an die Stelle der finstern Tanne und durch Beimengung von einzelnen Laubholzbäumen gewinnen die Waldungen entlang der Flüsse ein parkähnliches Ansehen. Zumal tritt aber nun der geschlossene Birkenurwald auf als eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des Nordens. Die schlanken, blendend weißen Stämme stehen so dicht gedrängt, daß sie in Entfernung von 50 Schritten den Gesichtskreis abschließen. Der 60 Fuß hohe und astlose Stamm trägt ganz oben die luftige, aus lang herabhängenden Ästen gebildete Krone. Die ununterbrochen rauschenden Espen geben dem Birkenwalde, dem sie an vielen Orten beigemengt sind, Beweglichkeit und Leben, und man begreift wol die Vorliebe des Russen für die Birke, die er um so mehr als einen nationalen Baum betrachten darf, da sie einen wahrhaft ungeheuern Verbreitungsbezirk hat und im mittlern Rußland bis hinaus in das östliche Sibirien unübersehliche Waldungen bildet. Ungeachtet dieses Reichthums an Waldbäumen fängt man dennoch an in der Nähe größerer Städte Holzmangel zu fühlen. Nirgend im Norden wird die Zerstörung der Forste so rücksichtslos getrieben als in Rußland, wo der Ackerbau auf dieselbe begründet ist. Man macht sich die Sache leicht, zündet eine beliebige Waldstrecke an, besäet sie im nächsten Jahre mit Roggen, fährt in der Benutzung drei Jahre fort und verläßt dann das aus Mangel an Düngung ganz erschöpfte Land, ohne für neue Baumpflanzungen zu sorgen. Dieser wandernde und verwüstende Ackerbau ist zwar seit einigen Jahren untersagt und durch einen Federzug ein 25,000 Köpfe starkes Forstdepartement in der Staatsverwaltung erschaffen worden, allein beide Maßregeln können nicht von großer Wirksamkeit sein. Höchstens wird durch sie so viel erlangt werden, daß die Bewohner der nördlichen Provinzen dauernde Wohnsitze einnehmen und mehr Ordnung in ihre Landwirthschaft bringen. Der Ackerbau scheint nur in der Nähe der ältern Städte beträchtlichere Ausdehnung erlangen zu können. In größern Fernen nimmt er in demselben Verhältnisse ab als die Möglichkeit der Verwerthung der Bodenerzeugnisse durch Mangel an Consumenten und Verbindungsstraßen beschränkt wird. Die Ackerfelder sind überall mit Zäunen aus frisch gefällten Baumstämmen umgeben, um das Vieh abzuhalten, welches im Walde sich seine Nahrung zu suchen gezwungen ist. In geringer Entfernung von diesen Niederlassungen ist Alles wüst und wild, meistens sogar mit Wald bedeckt, der theils uralt und hochstämmig ist, theils als nachgewachsener oder auf moorigem Boden stehender ein krüppelhaftes Ansehen hat und an ein vorzeitig eingetretenes Greisenthum mahnt. Offene bewohnte Stellen kommen gewöhnlich nur in der Nähe der Flüsse und entlang der auf Befehl angelegten Landstraßen vor, die zu beiden Seiten mit einem breiten gelichteten Streifen eingefaßt sein müssen. Was dieser Theil Rußlands an staudenartigen Pflanzen und an wilden Blumen besitzt, kommt allein an solchen Orten vor und auf den Wiesen, welche die Nähe des Menschen bezeichnen. Die Blumen sind Kinder der freien Natur und vertragen auch in Rußland die feuchte Kerkerluft der dunkeln Urwälder nicht; sie fehlen wo sie ihr Recht an Luft, Licht und klaren Himmel nicht geltend machen können. Ebenso beschränkt als der Raum ebenso kurz ist auch die Zeit, in welcher ein fröhliches Pflanzenleben sich dort zeigen kann. Jedermann kennt die Dauer des russischen Winters. Er liegt so lange und so schwer auf der geduldigen Erde, daß im Sommer die Natur und der Mensch eilen müssen, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen. Daher die ungemein schnelle Entwickelung im spät eintretenden Frühjahre, daher aber auch das rasche Durchlaufen der verschiedenen Perioden, die erst bei Reife der Frucht abschließend, schon unter dem deutschen Himmel fünf bis sechs Monate, in Rußland aber oft kaum ebenso viele Wochen erfodern. Die verschiedenen Generationen folgen sich auf Wiesen und offenen Orten mit solcher Schnelle, daß zwischen den aufbrechenden Sommerblumen sich schon die Herbstblu-

men emporbrängen. Die abgemessene Summe der Lebenskräfte ist in wenigen Tagen erschöpft und die Kräfte vereinigen sich zur Fruchtbildung, ehe der kurze und frostige Herbst die frische Thätigkeit erstickt. Schon um die Mitte des August ist das einzige Obst reif, die Traubenkirsche und die Vogelbeere und gleichzeitig verliert die Birke theilweise ihre Blätter, denn ihre Krone erhält sich länger grün als ihre untern Äste. Höchstens drei Monate tragen die Laubholzwälder ihr freundliches Sommerkleid. Es scheint als ob die Natur beabsichtigt habe durch ihre immergrünen Nadelhölzer dem Bewohner jener Gegenden einen Ersatz für die Vergänglichkeit der übrigen Vegetation zu geben, die mindestens auf Denjenigen verstimmend einwirkt, der unter milderm Himmel geboren ist. Ungern scheidet die Pflanzen- und Thierwelt von dem kurz zugemessenen Leben. Der Naturforscher vermag dort nicht ohne Wehmuth zu beobachten, wie die Thiere, sobald nur ein sonniger Morgen zwischen die grauen das Ende verkündenden Tage des August fällt, ihre Vorbereitungen auf den langen Winterschlaf oder zur Flucht unterbrechen und wie die wilde Rose, die schon mit geröthetem Laube und reifen Früchten dasteht, eilig ihre verspäteten Knospen öffnet und zum zweiten Male mit zahlreichen Blüten sich bedeckt als wolle sie ihre Lebenskraft bis auf den Rest ausnutzen. Allein alle Anstrengungen zur Fristung des Lebens sind vergeblich, denn mit raschem aber stätem Schritte naht der Winter und schlägt das weite Land in unzerreißliche Fesseln zu einer Zeit, die man in Norddeutschland als die freundlichste und mildeste des ganzen Jahres kennt und genießt.

Der Sommer solcher Länder hat für den Fremden wenige Reize, obgleich er allein vergelten und ersetzen soll, was der an den Umgang mit der Natur Gewöhnte während eines achtmonatlichen Winters litt und verlor. Die Einsamkeit und Gleichförmigkeit des Landes ist zu groß um befriedigend und erheiternd wirken zu können, vielmehr entsteht leicht das Gefühl der Verlassenheit und der Bedeutungslosigkeit in der Mitte einer Natur, die sich vom Menschen nicht beherrschen läßt und ihm nirgend freundlich und helfend entgegentritt. Ganz besonders abspannend wirkt aber die fast ununterbrochene Tageshelligkeit des hochnordischen Sommers. Auf den langen meist drückend warmen Tag folgt eine schwüle Nacht, aber ein eigentliches Dunkel tritt nicht ein, sondern nur eine kurzdauernde Dämmerung. Nahe und ferne Gegenstände sind gleich deutlich sichtbar, nur erscheinen sie wie durch einen leichten Flor. Der Himmel steht im Nordwesten und Norden in der blendenden Glut der untergehenden Sonne, bis diese im Osten von neuem heraufsteigt. Einen eigenthümlichen Eindruck bringt die Schattenlosigkeit aller Gegenstände unter dieser Beleuchtung hervor. Der ungewohnte Fremde wird von einer quälenden Unruhe ergriffen, vermag trotz großer Ermüdung nicht zum Schlafen zu gelangen und geräth aus der Überreizung endlich in eine Apathie, in welcher er nur zuweilen durch eine unbestimmte Sehnsucht nach Dunkelheit gestört wird. Die ersten nordischen Sommernächte ziehen an durch die Neuheit des großartigen Eindrucks, allein sie ermüden, während das Uebermaß des Lichts und der Mangel jener Periodicität, welche mit der Steigerung und Verminderung organischer Thätigkeiten eng zusammenhängt, störend auf den Körper wirkt.

(Der Beschluß folgt.)

Schopenhauer in seiner Wahrheit 2c. Von F. Dorguth.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Weil denn die Selbstbestimmung ein Geistesvermögen und, soweit es sich zu bethätigen aus sich vermag, eine Kraft ist, jedes Vermögen und jede Kraft aber durch den Gebrauch geübt, gestärkt oder geschwächt und vermindert werden kann, und weil der Mensch mehre Vermögen und Kräfte besitzt, aus deren verschiedenem Verhältnisse ein sehr veränderter Zustand seiner Seele und Beschaffenheit seines Gemüths hervorgehen muß, namentlich aus dem Verhältnisse der Vernunft und des Willens zur Einbildungskraft, Sinnlichkeit und Begehrungsvermögen, so ist es auch durchaus falsch, zu behaupten, „daß der Mensch, wie einmal geboren, nicht umgeschaffen werden könne". Seiner physischen Natur nach allein würde er es nicht können, aber sein geistiges Wesen verschafft ihm auch diese Freiheit. Dies ja ist das unerschöpfliche Thema des Zurufes Jesu: Bekehret euch oder kehret um, was Luther unrichtig übersetzt hat: Thut Buße! Ziehet den neuen Menschen an! Werdet wieder zu frommen Kindern des himmlischen Vaters! Wahrlich, so ihr nicht wiedergeboren werdet, könnt ihr nicht ins Reich Gottes kommen!

„Ich weiß daß ich weiß" ist ein ganz richtiger Satz, welcher aussagt: ich wisse, daß ich des Gegenstandes meines Wissens gewiß bin, daß ich den zureichenden Grund wisse, worauf diese Gewißheit beruht, entweder weil dieser selbst *eine Kategorie meines Denkens* ist, oder weil ich die *Folgerichtigkeit des* darauf gegründeten Beweises übersehe. Eben deswegen kann der Mensch auch nur solcher Dinge gewiß werden oder geworden sein, welche von der Beschaffenheit sind, daß er ihren zureichenden Grund in ihnen oder in sich selbst ausfindig machen kann. Wenn im gewöhnlichen Leben auch von Erfahrungsgegenständen behauptet wird, daß darüber Gewißheit bestehe, ist dies nur ein uneigentlicher Ausdruck, indem keine Sinneswahrnehmung und keine Mittheilung vollständige Gewißheit geben kann, sondern immer nur einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß im praktischen Verkehre sie für Gewißheit gelten kann. Es verhält sich hiermit wie mit dem Gebrauche der Logarithmen in allen Theilen der mathematischen Wissenschaft, wobei das Dasein einer Abweichung von der Wahrheit gewiß, aber dabei so unbedeutend ist, daß sie keine Aufmerksamkeit weiter verdient. Ich weiß, daß ich weiß, besagt aber keineswegs, daß ich mir klar oder deutlich bewußt bin, wie ich zu meiner Wissenschaft gekommen. Denn der Grund meines Wissens kann ja unmittelbar ein Urbegriff (Kategorie) sein, und das begründende Urtheil ebenfalls ein sogenanntes unmittelbares, und es ist keineswegs nothwendig, daß diese Seelenthätigkeit, deren Ergebniß das gewisse Wissen ist, von dem Bewußtsein beobachtet werde, sondern sie kann auch demselben verdunkelt bleiben und nur der Erfolg vor den innern Seelenspiegel treten. Denn so verhält sich das Bewußtsein der Seele zu ihrer Thätigkeit wie ein Spiegel, vor welchem Alles vorgeht, was in der Seele vor sich geht. Um es aber im Spiegel zu erkennen, dazu ist außer seinem Zurückwerfungsvermögen noch der Einfall des Lichts erfoderlich, welches die Seele durch ihre eigene Aufklärung und Erfassung Dessen, was sie beschäftigt, gleichsam wie durch Reibung, erzeugt und sich selbst dadurch erleuchtet und ihren innern Spiegel damit beleuchtet. So verhält es sich nun mit dem Selbst-

bewußtsein, mit dem Bewußtsein zu sein, oder eigentlicher noch mit dem Urtheile, daß das Ich ein seiendes ist. Darum gerade, weil solches ein Urtheil ist, ist es ein Gedanke und keine Erfahrung. Das Bewußtsein fliest unmittelbar aus der Vorstellung der Seele von sich selbst; es wird zwar entwickelt durch die Beobachtung des identischen Ich in allen mit und in demselben vorgehenden Veränderungen, aber es wird dadurch nicht erzeugt. Beides darf nicht verwechselt werden. Denn der Entstehung geht nichts vorher, das mit dem Entstandenen durch das Merkmal der Identität verbunden wäre; umgekehrt setzt jede Entwickelung schon ein Vorhandenes voraus, das sich nach einem in ihm selbst liegenden Schema ausdehnt. Kein Stein und kein Erdball kann sich bilden ohne einen Kern oder ohne Anziehungskraft seiner Atome, kein Grashalm und kein Thier kann des Keims ermangeln, aus dem es sich nach dem in ihm selbst schon enthaltenen Typus herausbildet. Auch das Bewußtsein ist nur der Inbegriff des Stätigen in dem fortwährenden Bewußtwerden; wäre aber dies Seiende in jenem nicht wirklich, könnte es sich ja gar nicht bewußt werden, sich nicht entwickeln. Sich bewußt sein heißt also: die Seele hat durch ihre eigene Thätigkeit und die auf dieselbe gewendete Aufmerksamkeit so viel Licht in sich erweckt, daß sie in ihrem Spiegel sich selbst zunächst in ihrem unveränderlichen Sein, und hiernächst in ihren Verrichtungen und aufgenommenen Eindrücken hat wahrnehmen können. Die Wahrnehmung unterstellt schon das Wahrzunehmende oder Wahrgenommene. Die Thätigkeit der Gehirnmasse (denn sie ist im denkenden Menschen mitnichten ein Brei, sondern ein organisches Gebilde) ist nicht die das Bewußtsein hervorbringende Ursache oder Kraft, sondern selbst ein Erzeugniß der Seelenthätigkeit bei dem Hervorbringen der Bewußtwerdung, wie fast alle Geistesthätigkeiten auf den Körper einwirken und in ihm gewisse Erscheinungen hervorbringen. Inwieweit die letztern zugleich jenen als Hülfsmittel dienen, wissen wir noch nicht.

Eine ebenso große Verschiedenheit, die zu oft ganz übersehen wird, waltet zwischen einem abstracten und einem abstrahirten Begriffe. Jener ist ein solcher, der gar nicht durch die Abstraction der gleichen Merkmale in dem Concreten gebildet werden kann, sondern den die Seele nur schaffen kann aus sich selbst, indem sie von allem Andern außer ihr abstrahirt und nur auf ihre eigenen Urbegriffe (Kategorien) zurückgeht; dieser hingegen entsteht aus der Aussonderung der gleichen Merkmale in den Vorstellungen des Besondern. Ohne Abstraction und ohne Verbindung des Mannichfaltigen zu einer Gesammtheit läßt sich überall kein neuer Begriff bilden; aber im erstern Falle ist die Eigenschaft der Abstraction bei der Begriffsbildung eine materielle Eigenschaft der Geistesthätigkeit dabei, im letztern Falle blos eine formelle. Die abstracten Begriffe finden hiernach blos im Gebiete des Übersinnlichen statt, wogegen abstrahirte Begriffe sowol sinnliche als übersinnliche Gegenstände in sich begreifen, aus der Erfahrung oder Speculation abgezogen werden können. Je nachdem nun der Rechtsbegriff auf diesem oder jenem Wege gefunden wird, kann er ein abstracter oder abstrahirter sein. In beiden Fällen enthält er in seiner Natur durchaus nichts, was im Wege stehen könnte, abgesehen von allen positiven Bestimmungen, lediglich durch Entwickelung, Spaltung oder Anwendung ihn auf alle denkbaren Verhältnisse und Einrichtungen unter Menschen zu beziehen und ihm solche unterzuordnen, selbst sogar die rechtswidrigen zu dem Zwecke, um das natürliche Unrecht darin bloßzulegen.

Weil das Vorgestellte immer den Inhalt der Vorstellung abgeben muß, in dieser nur wie eine Abbildung davon abgefaßt werden kann (also prius), können hiervon auch alle Vorstellungen vom Übersinnlichen nicht ausgenommen sein und die Benennung und Eintheilung der Begriffe a priori und a posteriori nicht darin ihren Entstehungsgrund haben, sondern gerade darin, daß bei den erstern die Objecte, die sie in sich begreifen, bereits vor ihrer Zustandebringung in den Erkenntnissen der Seele vorhanden sein müssen, wogegen das Object der Erfahrungsbegriffe nur erst vermittels der Begriffsbildung davon zu einer neuen Vorstellung für die Denkkraft geschaffen wird. Denn da die Erfahrung zu jenen keine Gegenstände darbietet, würde der Verstand gar keinen Begriff zu Stande bringen können, wenn er nicht schon in sich Vorstellungen hätte, von denen er vermöge Abstraction den neuen Begriff erlangte. Das nun eben ist der Grundfehler des unsterblichen Kant und die Hauptursache gewesen, warum seine Philosophie nie hat festen Boden gewinnen können und daß alle seine Nachfolger im Gefühle ihres Grundmangels sich gedrungen gefunden haben, nach andern Grundprincipien sich umzusehen, daß er die Zuverlässigkeit der Erkenntnisse durch reine Geistesthätigkeit in Abrede stellte und dieselbe der sinnlichen Erkenntniß zuschrieb, da es sich doch gerade umgekehrt verhält. Daß kein zusammensetzendes Urtheil über jene möglich sei, ist ebenso unerfindlich und schon deshalb nicht andem, weil jedes auflösende Urtheil nur umgekehrt und zunächst disjunctiv gefaßt werden darf, um es in ein zusammensetzendes kategorisches umzubilden. Der Hauptgrund des ganzen großen Irrthums aber liegt in der falschen Vorstellung von der Anschauung beim Denken, welche weder im Wesen desselben einbegriffen noch ihm unentbehrlich ist, noch ihm Zuverlässigkeit verschafft. Dennoch ist, weil es ein großer Mann behauptet hat, diese Lehre so vielfach nachgesprochen worden, daß es keine kleine Aufgabe ist, sich davon nicht hinreißen zu lassen, sondern ihr alles Ernstes entgegenzutreten. Die Anschauung kann schon darum für die Wahrheit der Erfahrungskenntnisse keinen Halt geben, weil in Allem, was die Erfahrung vorführt, nicht das Seiende und Wirkende selbst in seiner wesentlichen Beschaffenheit wahrgenommen wird, sondern alle Vorstellungen davon nur aus den Eindrücken zusammengefaßt werden, die sie auf uns gemacht haben, also aus einem ganz individuellen Verhältnisse hervorgehen, neben welchem gar keine Nothwendigkeit vorhanden ist, daß dieselben Wahrnehmungen unter andern Umständen und mit andern Sinnesorganen sich unabänderlich wiederholen müssen, sodann aber auch und hauptsächlich darum, weil in allen Erscheinungen der Erfahrungswelt überhaupt gar kein Sein besteht. Denn in der Wirklichkeit waltet nicht die allergeringste Dauer irgend eines Zustandes, des Bestandes irgend einer Beschaffenheit, sondern ein unablässiges Werden, ein unaufhörlicher Wechsel von Entstehen und Vergehen, eine unendliche Mauserung, die jedoch für unsere Sinneswerkzeuge so unmerklich von statten geht, daß wir dadurch verleitet werden, dieses stets bewegte Werden für ein beharrliches Sein zu nehmen und den beobachteten Dingen die Beschaffenheit beizumessen, die wir an ihnen wahrgenommen haben und die schon nicht mehr dieselbe ist, wenn aus der Wahrnehmung eine Vorstellung geworden ist. Für die Praktik des Lebens verschlägt auch dies nichts, weil unwahrnehmbare Zustände in ihr nicht beachtet zu werden brauchen. Für die Erkenntniß der wahren Natur der Dinge aber ist es von entscheidender Wichtigkeit. Das Einzige, was der Mensch aus der Welt mit Gewißheit weiß, ist, daß in ihm inmitten aller wechselnden Veränderungen in seinen geistigen und leiblichen Zuständen und aller Dinge um ihn herum ein Wesen lebe, welches sich immer als ein und dasselbe Ich begrüßt, sodaß sogar jede Vorstellung einer Veränderung dieser Persönlichkeit ihn anekelt.

Was die Römer das Recht der Natur nannten, nämlich das jedem lebenden Wesen um seines individuellen Lebens willen nicht zu versagende Recht, ist ein ganz anderes Ding als das Natur- oder Vernunftrecht, von welchem als einer für sich bestehenden Wissenschaft jene stolzen Republikaner und knechtischen Unterthanen ihrer Kaiser noch wenig wußten. Daß zufolge des reinen natürlichen Rechts unmittelbar unter gleichberechtigten Vernunftwesen nur negative Rechte bestehen können, ist eine bekannte Sache; aber es folgt daraus nicht, daß nicht die weitere Verfolgung der natürlichen Rechtsvorschriften mittelbar auch auf positive Rechte zukommen könne. Denn wie die Moral und das Recht aus einer Wurzel hervorgehen und sich nur dadurch trennen, daß gewisse Pflichten als allgemein verbindlich, andere nur als bedingungsweise verbindlich aner-

kannt werden, so kann auch das Rechtssubject activ und passiv niemals aus seiner moralischen Natur ausscheiden und dieselbe verleugnen. Sobald also erkennbar ist, daß der Mensch vermöge seiner Natur nothwendig in Verhältnissen leben muß oder doch sollte, ohne welche er seinen Beruf als Glied der Menschheit nicht erfüllen würde, so sind eben diese Verhältnisse und die daraus für alle Glieder erwachsenden Obliegenheiten und Gerechtsame allgemein erkennbar und treten der Sphäre der Rechtswissenschaft hinzu. Dahin gehören nun 1) diejenigen Zustände, wo durch eigenes Verschulden oder durch verbindliches Versprechen der Zustand der natürlichen Gleichheit aufgehoben ist, also die ganze Lehre vom Schadenersatze und den Verträgen; sodann aber 2) das Familien- und das ganze Staatsrecht, indem die Menschheit ohne Familie und Staat nicht bestehen könnte. Man gelangt eben dahin noch auf einem andern Weg. Wie es nicht blos kategorische, sondern auch hypothetische und disjunctive Schlüsse gibt, so darf auch eine aus der Vernunft abgeleitete Wissenschaft nicht blos kategorische Sätze aufstellen, sondern es gehört zu ihrer Vollständigkeit, daß sie auch lehre, was bedingungsweise oder alsdann zu behaupten ist, wenn von mehren zulässigen Fällen nur einer eintritt. Belehrt sie hierüber nicht, läßt sie den lernbegierigen Schüler unbefriedigt.

Das lateinische velle non discitur, das Wollen kann nicht gelernt werden, ist eine ausgemachte Sache, weil eben der Wille in der Fähigkeit der Denkkraft zur Selbstbestimmung beruht, welche ihr nicht angelernt werden kann, sondern wesentlich zu ihrem Selbst gehört, eine Eigenschaft ihrer Natur ausmacht. Aber unrichtig übersetzt würde es sein, wenn man damit behaupten wollte, auch das Was und Wie des Wollens sei gar kein Gegenstand der Unterweisung und Gelehrigkeit, sondern könne ebenfalls nur angeboren sein. Denn zuvörderst ist keine Kraft ihrem Maße nach eine in sich bestimmte und beständige, sondern jede kann durch Übung oder Nichtübung und durch die Art ihres Gebrauchs oder Misbrauchs erhöht oder vermindert, zur Geschicklichkeit und Fertigkeit gebracht oder zum Ungeschicke und zur Untauglichkeit herabgebracht werden. Es gibt sonach auch für den Willen eine Schule, ein Gymnasium zu seiner Ausbildung. Hiernächst ist der Wille seinem Wesen nach nichts Anderes als eine Anwendung der Vernunft selbst. Alles was die Vollkommenheit dieser im Erkennen mehrt, sowol in Betreff der Richtigkeit und Menge des Durchdachten als der Geläufigkeit und Deutlichkeit des Denkens selbst, das steigert auch die Vorzüglichkeit des Willens. Da es nun eben die Aufgabe der Wissenschaft ist, durch die systematische Ordnung des zu Erkennenden sein Erkennen zu regeln und zu erleichtern, so kann man auch nicht ableugnen, daß die wissenschaftliche Bildung, die Aufklärung und Bereicherung der Erkenntniß eine Vorschule des Willens und dessen Vervollkommnung von deren Benutzung abhängig ist. Es kann und soll deshalb gelernt werden, wie der Wille sich erweisen und worauf er gerichtet werden muß, um ein menschenwürdiger, freier, vollkommener Wille zu sein oder vielmehr immer mehr zu werden. Für die Sphäre des Rechts hat solches allerdings nur den negativen Nutzen, daß der freie Mensch dadurch sich dem Zwange weniger aussetzt, daß er durch die moralische Nothwendigkeit des Sollens nicht sich in die physische Nothwendigkeit des Müssens selbst versetzt. Denn das Recht fragt eben darum, weil es auf seine äußerliche Gewährung ausgeht, nicht nach dem guten Willen dazu, sondern erzwingt dieselbe auch wider Willen. Für die Sphäre der Moral oder Tugendübung aber, wo es kein Müssen gibt, ist die Erkenntniß und Treuhaltung des Sollens als Desjenigen, was eben den Willen aus innerer Nothwendigkeit der Einsicht also bestimmt, daß er nicht umhin kann es zu wollen, um nicht die Vernunft, das heißt sich selbst zu verleugnen, das Bestimmende und das Leben Regierende. Und weil die Moralität des Menschen nur dadurch unversehrt erhalten wird, daß er überall will was er soll, so ist es für sie, zugleich aber auch für die Unverletzlichkeit des Rechts, von der höchsten Wichtigkeit, daß die Menschen einsehen lernen und deutlich und vollständig wissen, was in den Vorkommenheiten des Lebens Rechtens ist, damit sie als Freie solches Wesen erfüllen, nicht als gezwungene Sklaven. Wehe also der Wissenschaft, welche uns das Sollen und das Kennenlernen desselben als ein Hirngespinnst, als etwas Sinnloses darzustellen sich abquälen möchte! Denn gelingen kann es ihr nimmermehr, mit welcher dialektischen Kunst sie es auch anstellen möchte, weil diese Gewebe immer wieder von dem gesunden Menschenverstande zerrissen werden.

Es verhält sich mit der Wissenschaft und insonderheit mit der Philosophie wie mit allen Dingen in der Welt; ihr richtiger Gebrauch fördert, ihr Misbrauch schadet, und je segensreicher jener ist, desto verderblicher dieser. Nichts hat der Philosophie, dem Streben nach Wahrheit und Weisheit, so viel Eintrag gethan als eben die Philosophen mit ihren kunstvollen Systemen und beliebig angenommenen Grundsätzen. Denn anstatt den regierenden und beherrschenden Grundsatz alles Wissens in diesem selbst aufzusuchen und sich desselben also analytisch zu versichern, ist irgend ein Satz, der eben dem Schöpfer eines neuen Systems dazu tauglich erschien, zum Principe desselben aufgestellt worden, wozu er jedoch nicht taugte, weil er selbst noch auf keiner festen Unterlage lag und welcher deshalb bald wieder verworfen worden ist, sobald dies entdeckt wurde. Um nun diesen Untergang der neuen Schöpfungen möglichst zu hindern, ist mit großer Emsigkeit danach gestrebt worden, das Verstehen und somit das Beurtheilen und Durchschauen durch eine künstliche Sprache und schwerfällige Zusammenstellungen in der Ausführung, durch kecke Behauptungen und stolze Abfertigung der sich aufdrängenden Einreden zu erschweren und sich dadurch ein Ansehen zu verschaffen, das die Blindgläubigen mit Ehrfurcht und Enthusiasmus erfüllt, wie solches der Blindgläubigkeit eigenthümlich ist. Wenn diese Art, die Wissenschaft zu betreiben, ein Verdienst erwirbt, so muß eingestanden werden, daß die beiden jüngsten Philosophenschulen überaus darin vorgeschritten sind, wenn man auch füglich den Streit über den Vorrang, wie er geführt wird, ihnen lediglich überlassen kann. Niemand kann insonderheit die Genialität Hegel's verkennen. Sein größtes Verdienst ist, daß er die Ehre der Logik zu retten die Nothwendigkeit eingesehen hat. Aber leider hat er selbst aus der Logik eine ganz andere Wissenschaft gemacht als die, deren Kenntniß so sehr noththut, die reine Kenntniß der Formen des richtigen Denkens. Ist die Dialektik wieder nicht die Anleitung zum Gebrauche eben dieser Kenntniß, so muß sie sich zum geschicktesten Werkzeuge der Sophistik herabwürdigen und ist dazu um so geschickter, je unfaßlicher und willkürlicher ihre Formeln sind. So ist es von jeher gewesen und schon Sokrates wußte dies. Je freier sich ein Denker von Dem erhält, was dermalen für Dialektik gilt, desto leichter wird es ihm sein, logisch richtig zu denken und dadurch die Wahrheit zu finden.

43.

Miscellen.

Sebastian Wirdig, Doctor und Professor der Medicin zu Rostock (gest. 1687), hatte ganz besondere Meinungen; denn außerdem, daß er überall Geister in der Natur anzutreffen wähnte, glaubte er: daß die Luft im Winter an einer febre algida, im Frühling an einer febre intermittente und im Sommer an einer febre calida continua laborire, wobei ihm nichts seltsamer vorkam als daß der Patient nach einer so vielfältigen und langwierigen Krankheit dennoch nicht stürbe.

Franz Sylvius, Lehrer der Beredtsamkeit im Collége de Tournay zu Paris in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, gilt für den Erfinder des Castrirens der alten obscönen Schriftsteller. Er gab zuerst den Martial „expurgirt" heraus, welchem Beispiele hernach die Jesuiten bei ihren Ausgaben von Classikern folgten.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1846.

Das europäische Rußland.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Auf der Breite von Moskau ändert sich der Naturcharakter des Landes, mindestens treten die Zeichen des Übergangs deutlich hervor. Die Tannenwälder verschwinden und Laubbäume werden immer häufiger; sie bilden eine natürliche Region, die aber auch als Region der Waldvernichtung gelten kann, indem gerade hier mit den Forsten von jeher so schonungslos umgegangen worden ist, daß von Moskau nach Süden hin geschlossene Wälder immer seltener vorkommen, aber an ihrer Stelle offene baumlose Flächen schon lange vor Erreichung des eigentlichen Steppenlandes um so häufiger sind. Die Eiche und mancher in Deutschland gewöhnliche Strauch deutet auf milderes Klima, und mit dieser Naturgrenze ist auch die Völkergrenze gegeben und deutlich wird die verschiedene Art des Ackerbaus und die sorgfältigere Benutzung des Bodens. In den nördlichern Gouvernements wohnen die Finnen oder mindestens besteht ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung aus Menschen, die, sichtbar vom finnischen Stamme entsprungen, russische Sprache und Sitten angenommen haben. Die Großrussen oder Moskowiter sind in jenen Gegenden nur Colonisten, die sich freilich nach und nach der Herrschaft bemächtigt haben. Jagd und Fischfang sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner jener an Flüssen, Seen und Wäldern reichen Gegenden, wo Obstbäume nicht gedeihen, der wenig einträgliche Ackerbau sich auf die gelichteten Strecken in der Nähe der Flußthäler beschränkt, der größte Theil des Landes aber unbewohnt ist. Im mittlern Rußland oder von Moskau an ist urbares Land mit Wald gemischt, Äpfel und Birnbäume kommen da nur cultivirt fort, liefern aber sehr unvollkommene Früchte. Der Ackerbau ist hier die Hauptbeschäftigung der Bewohner des flachen Landes und in den größern Städten hat sich mannichfaltiger Gewerbfleiß entwickelt. Die dichtere Bevölkerung und die offenere Beschaffenheit des Landes haben hier auf das Thierreich, welchem weiter nördlich die Erde überlassen ist, so eingewirkt, daß die Jagd als Erwerb jede Bedeutung verloren hat; nur die großen Flüsse sind fischreich und den Anwohnern nützlich. Die dritte und südlichste Region grenzt unmittelbar an das Steppenland. Sie wird bezeichnet durch wilde Birn- und Äpfelbäume, ist ohne eigentliche Waldungen, denn Baumvegetation gedeiht da nur noch in den Sumpfniederungen und in den Tiefen der Flußthäler; ihr Klima ist so mild, daß Melonen und Wassermelonen im Freien gedeihen und der Weinstock angepflanzt werden kann. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist theilweise sehr groß, aber ganz abhängig von der Humusdecke, die bald in schmalen Streifen verläuft, bald weite Flächen bedeckt, und unter dem Namen der „schwarzen Erde" nicht allein in Rußland berühmt ist, sondern auch wissenschaftliches Interesse erregt, indem ihre Erscheinung manches Räthselhafte hat und die Aufmerksamkeit der Geognosten verdient. Wo sie fehlt tritt der weiße und im Winde sich fortbewegende Flugsand hervor, wo sie aber die kahle Ebene gleichmäßig bedeckt, da bildet sie den äußersten Gürtel der Steppen und hierdurch das fruchtbarste Ackerland Europas. Ackerbau und Viehzucht sind die wesentlichen Beschäftigungen der Einwohner, die meist dem Stamme der Kleinrussen entsprossen sind, denn alle andern Erwerbsquellen fallen weg als unbedeutend im Verhältnisse zu den erstgenannten. Früher allein von Nomaden durchstreift, hat dieser Theil des europäischen Rußlands nur durch die Strenge der Regierung eine fest angesiedelte Bevölkerung erlangt, die ungern und nach langem Widerstreben ihre unstäten Gewohnheiten aufgab. Am äußersten Südende dehnt sich das Steppenland aus, welches unter uns weit besser gekannt ist als das düstere Waldland im Norden von Moskau und von unserm Reisenden nur an seiner Grenze berührt wurde. Wirklich mag auch nur der Nomade oder der Naturforscher sich auf diesen kahlen Ebenen wohlfühlen, die jedoch für den Letztern wegen der unglaublichen Gleichförmigkeit der Bodenbildung und der Thier- und Pflanzenwelt bald alles Interesse verlieren müssen. Das Innere des Steppengebiets ist stellenweise sehr unfruchtbar und so wasserlos, daß nur solche Gewächse auf ihm gedeihen können, welche ihre Wurzeln tiefer in den Boden einsenken. Auf der weiten, einförmigen und kahlen Fläche liegt die Einsamkeit der Wüste, die auf den Ungewohnten anfangs erhebend einwirkt, bald aber beängstigt. Man legt manche Meile zurück ohne irgend etwas zu

gewahren, was zur Betrachtung auffoderte oder der Phantasie einen Anhalt geben könnte. In dieser leeren Abgeschiedenheit bieten die verloren dastehenden und stundenweit erkennbaren Heerden die einzige Abwechselung. Sie deuten aber nicht auf die ersehnte Nähe des Menschen, denn allen Unbilden des Wetters ausgesetzt irren sie unter der Obhut einiger Hirten herum und nähern sich erst im Winter den weit verstreuten Dörfern. Der Reisende fliegt von raschen und fast unermüdlichen Pferden gezogen viele Meilen fort, ohne am geradlinigen Horizonte einen Wechsel zu gewahren, und gewöhnt sich mit Freuden jede armselige Hütte und jedes mit Kreuzen bepflanzte Hünengrab zu begrüßen, an welchen die Steppenbewohner Gräber auf uralten Grabstätten errichtet haben, denn sie verrathen die Nähe der Dörfer, die, unreinlich und unwohnlich genug, unter solchen Umständen willkommene Rastplätze sind. Das Loos der Steppenbewohner ist nicht beneidenswerth, es wäre wol sogar wenig besser als dasjenige der Bevölkerung der mittlern und nördlichen Provinzen, lastete nicht auf diesen der harte Druck der Regierung und der Grundherren, von welchen die kosackischen Stämme des Südens wenig empfinden. Das Klima des Landes ist nicht schön. Im kurzdauernden Frühling bekleidet sich zwar die Steppe mit lebhaftem Grün, allein bald verdorrt dieses unter dem brennenden Sonnenstrahle des wolken- und regenlosen Sommers. Der Herbst bringt undurchdringliche Nebel, der Winter aber große Kälte und Schneestürme und die Öde nimmt zu, wenn die Schneedecke sich festgelagert hat. Die Natur und die Beschäftigungsweise der Bewohner sind hier so einfach, daß außer der physischen jede menschliche Entwickelung gehindert sein muß und der gebildete Fremde sich unter solchen Umgebungen in kurzer Zeit nur unglücklich fühlen kann. Der Eingeborene freilich ist zufrieden, denn er trägt bewußtlos die Fesseln, welche die Natur hier für ihn bereitet hat. Er liebt das Land, obwol es ihm wenig bietet und in ihm das Leben farblos verstreicht, ohne Wechsel von Hoffnung und Furcht, von Freude und Leid und ohne Verschiedenheit zwischen Vergangenem und Zukünftigem.

Über Rußland unter andern Gesichtspunkten als dem naturhistorischen zu berichten ist heutzutage ein Wagniß, dem sich der Friedliche nicht gern aussetzen wird. Wie vorsichtig der Berichterstatter auch zu Werke gehe, so wird er doch kaum vermeiden können, mit einer oder der andern Partei in Mishelligkeiten zu gerathen, besonders in Deutschland, wo eine neu entstandene, umfängliche und begierig aufgesuchte Literatur dafür sorgt, den allerdings erklärlichen volksthümlichen Widerwillen gegen die Russen und ihre Regierung bis zu dem Grade der Leidenschaftlichkeit zu steigern, unter welchem jedes ruhige Urtheil aufhört. Auf der andern Seite stehen die Russen selbst, die keineswegs jene Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil besitzen, welche, als Folge eines wohlbegründeten Selbstgefühls, in Europa nur dem schroffen Briten wirklich beiwohnt. Vielmehr lassen die Russen sich gern rühmen; ihre Regierung sorgt dafür, daß dieses im Auslande geschehe, sie bemüht sich sogar, so weit als möglich, den Tadel zu hindern. Zu welchen Folgen diese ganz entgegengesetzten Bestrebungen geführt haben und wie von beiden Seiten die Wahrheit auf das rücksichtsloseste verletzt worden, wie man in den gewechselten Schriften sogar die Urtheilskraft der Lesewelt, die man zu bearbeiten gedachte, verhöhnt hat, ist schwerlich irgend einem ruhigen Beobachter entgangen. Ist man aber des Eindrucks solcher unlautern Parteischriftstellerei ungeachtet der Zuthat piquanter Anekdoten müde, so begrüßt man mit wahrer Freude ein Buch, welches die großen Fragen nach Charakter und Zustand des Volks unter einem andern Gesichtspunkte und zwar dem naturhistorischen auffaßt. Zur richtigen Beurtheilung halbroher Völker ist Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit ihrer Länder unentbehrlich, denn jene stehen mit der Natur noch in geradem Verkehre, sind von ihr abhängig und enthalten daher durch sie ihre Richtung. Zu solchen Anschauungen, die einst Herodot leiteten, die freilich aber einem Custine fremd sind, muß sich Kenntniß der historischen Entwickelung und ihrer Störungen gesellen. Im Staats- und Volksleben Rußlands stehen widerstreitende Elemente miteinander im Kampfe, die nur Dem verständlich und in ihrer ganzen Wichtigkeit abschätzbar sind, der den ursprünglichen in Naturverhältnissen begründeten Volkscharakter und seine Umgestaltungen durch fremdartige Einwirkungen der letzten zwei Jahrhunderte getrennt zu betrachten weiß. Der deutsche Reisende hat sich auf diesen hohen Standpunkt gestellt und, wo es die Umstände erheischten, mit ruhigem Ernst und sichtbarer Billigkeit sein Urtheil über das russische Volk gefällt. Wir vermögen hier nicht seine Ansichten mitzutheilen, indem sie durch auszugsweise Behandlung verlieren müßten, können aber als allgemeines Resultat anführen, daß die Masse des Volks ihm keineswegs so positiv demoralisirt erschienen ist wie sie von Andern oft genug beschrieben wurde. Nur wo der dreihundertjährige Druck besonders stark gelastet hat wie im mittlern Rußland, da wird auch ein moralisch verwerflicher Zustand des Volks bemerklicher. Ungeachtet der langen Knechtschaft hat die Bevölkerung sich gewisse Eigenschaften erhalten, die man vielleicht manchem der westeuropäischen Völker wünschen möchte. Es liegt eine Biegsamkeit im russischen Charakter, die als Ursache mancher Tugengenden aber auch mancher Fehler angesehen werden muß, hier es möglich macht heitern Sinnes die Unbilden eines überaus rauhen Klimas zu ertragen und mit unerschöpfter Geduld gegen die feindliche Natur anzukämpfen, dort aber auch Mangel an freiem Selbstgefühl hervorbringt. Wenige Nationen Europas würden seit 300 Jahren das Joch der Leibeigenschaft so ohne Charakteränderung getragen haben wie die russische. Nachahmungstalent ist eine gefährliche Seite ihrer Natur und bringt sie am ersten noch in Gefahr schnell vorschreitender Verschlechterung. Für die große Zahl der ländlichen Bevölkerung Rußlands gibt es eine Klippe, welche ihr Gelangen zum

Selbstgefühl und somit zur Erhebung auf den Standpunkt der geachtetsten Nationen Europas bedroht. Es ist die Hierarchie der niedern Beamten, welche seit Peter sich über das Land ergossen hat, immer mehr an Zahl, Einfluß und Verdorbenheit zunimmt, schwerer als die Leibeigenschaft selbst auf Rußland lastet und die Aussicht in die Zukunft verdüstert. Sie ist so verwachsen mit der Staatseinrichtung, daß ihre Beseitigung an Unmöglichkeit zu grenzen scheint und nur in Folge der durchgreifendsten Umgestaltung des Ganzen eintreten könnte. Gehaßt vom Volke, verachtet und vermieden von den Unabhängigen unter den höhern Classen, gilt sie dennoch der obersten Gewalt für eine zwar unbequeme aber doch unentbehrliche Stütze. Ihr ist — und nicht zu Ehre der obersten Leiter — die Überwachung, die Beherrschung und die Erziehung des Volks überwiesen, und sie verhindert die Ausbildung eines Verhältnisses von gegenseitigem Zutrauen zwischen dem russischen Volke und dem übrigen Europa. Der bittere Haß und Ingrimm, die aus einem großen Theile der neuern Schriften über Rußland hervorleuchten, sind meistens nur Folgen der Berührungen mit den herrschenden Gewalten, nicht aber herleitbar aus dem Umgange mit den gehorchenden Classen. Auch über diese Erscheinungen, die sich freilich nicht allein von der naturhistorischen Seite auffassen lassen, hat sich Blasius verbreitet mit ruhiger Mäßigung zwar, aber auch mit der Offenheit eines Mannes, der sich durch einen vorübergehenden Auftrag nicht gebunden halten konnte, die eigene Gesinnung zu verleugnen und beizutragen zur Verhüllung der Wahrheit. 95.

Aus dem Nachlasse von Georg Heinrich von Berenhorst, Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst". Herausgegeben von E. von Bülow. Erste Abtheilung. Dessau, Aue. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Da eigentlich nur drei Aufsätze*) in vorliegendem Werkchen als wirkliche Nachlaßedition erscheinen, alle übrigen aber schon bei Lebzeiten ihres geistreichen Verf. in verschiedenen Zeitschriften (namentlich in v. Archenholz' „Minerva") zur Veröffentlichung gekommen sind, so würde auch der Titel einer Sammlung zerstreuter und nachgelassener Schriften des Verf. der „Betrachtungen über die Kriegskunst" sich für den Inhalt bezeichnender erwiesen haben. Eine solche Ausstellung ist jedoch allzu splitterrichtend als daß sie das Verdienst des Herausgebers zu schmälern vermöchte. Ungleich erheblicher erscheint dagegen die Frage, ob nicht eine kritische und glossarische Wiederausgabe der gesammelten vorzüglichsten Berenhorst'schen Schriften einer blos supplementarischen Nachlaßedition vorzuziehen gewesen wäre.

Es hat der Herausgeber (S. VI) seines sehr gut geschriebenen Vorworts sogar selbst hierauf hingewiesen, indem er uns folgenden Ausspruch einer militairischen Notabilität der Gegenwart mittheilt: „Berenhorst ist der classischste Schriftsteller über den Krieg, den wir Deutschen haben. Ich nenne ihn so, weil er nie veralten kann, wie es allen Übrigen nicht allein ergehen kann, sondern auch ergehen muß, die ein System, welches mehr in die Einzelheiten eingeht, aufstellen. Berenhorst dagegen zeigt in Allem, was er über den Krieg und das Soldatenwesen im Frieden in Bezug auf den Krieg sagt, immer nur auf den wahren, ewigen, unwandelbaren Mittelpunkt hin, den Geist, die geistige Kraft und Regsamkeit, welche die Krieger beleben muß, wenn Erfolg ihre Anstrengungen krönen soll, und warnt immer vor den Abwegen, welche zu allen Zeiten die wahre Kraft eines Kriegsheeres gebrochen haben. Es gibt daher kein Buch, welches für den jungen Offizier belehrender, stärkender, geistig so aufrichtend wäre als Berenhorst. Ich würde es für einen wahren Gewinn achten, wenn zu Dem, was bis jetzt bekannt ist, noch Das hinzugefügt würde, was Ihnen aufzufinden gelungen ist; ja vorzugsweise dann, wenn es bei dieser Gelegenheit möglich wäre, eine Gesammtausgabe zu veranstalten, welche, ohne im Äußern vernachlässigt zu sein, sehr wohlfeil zu stehen käme, damit diese Schätze möglichst weite Verbreitung fänden."

Wie wahr und treffend dieses Urtheil ist, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man z. B. Berenhorst's „Betrachtungen über die Kriegskunst" zur Hand nimmt und es versucht, selbst einige auf die militairischen Zustände der Gegenwart Bezug nehmende Marginalien hinzuzufügen. Freilich noch ungleich ersprießlicher würden die hieraus abzuleitenden Lehren und Warnungen sich erweitern, wenn Berenhorst jene 1796 angestellten Betrachtungen 1846 selbst zur erneuten Auflage zu bringen im Stande sein würde. Aber wenn er noch unter den Lebenden weilte, in der ganzen Frische seines starken Geistes, würde er wol wieder solche Betrachtungen oder nicht vielmehr bloße Verwunderungen über die Ausartung der Kriegerbildung und des kriegerischen Geistes in der Mitte des 19. Jahrhunderts veröffentlichen?

Wenn es nämlich einen Kenner menschlicher Vorurtheile nicht befremden mag, daß Vorfälle wie z. B. bei Mollwitz wesentlich dazu beigetragen haben, zu einer irrigen Auffassung der Feuertaktik zu verleiten und es veranlaßten, im Minutismus d. h. in der Fähigkeit 5—6½mal in der Minute zu feuern und zu laden, den Gipfel der Vollkommenheit zu erblicken, so wird es ihm auch bald klar werden, daß eine solche Fertigkeit nur bei automatenhafter Dressur des einzelnen Mannes zu erzielen stand, und diese wieder nur bei äußerster Härte und Dienstsklaverei herbeizuführen war, und er wird daher auch allmälig ein richtiges Verständniß gewinnen, wie ein an sich keineswegs unvernünftiges Princip durch eine Kettenreihe einzelner Übertreibungen auf eine völlig sinnlose Weise auszuarten vermochte. Dagegen versuche man aber einmal über den heutzutage als Gradmesser aller militairischen Ausbildung geltenden, zu jener Zeit aber völlig ungeübten und unbekannten Parademarsch ähnliche Untersuchungen anzustellen. Welches Princip liegt diesem zu Grunde? Doch wol kein anderes als daß eine vollendet und von innen heraus ausgebildete Truppe in allen ihren Handlungen, also auch im Vorbeimarsch in größern oder kleinern Abtheilungen, die ihr inne wohnende kriegerische Haltung zeigen werde. Zieht man aber in Betracht, wie ein solcher schnurgleicher Vorbeimarsch sehr leicht, ja ungleich sicherer durch eine Abrichtung herbeizuführen ist, die jede Ausbildung von innen heraus, ja jede sonstige Manoeuvrirfähigkeit gänzlich bei Seite stellt, und es mithin gestattet, diese Probe der kriegerischen Tüchtigkeit, auch bei gänzlicher Unkenntniß jeder andern Evolution, mit zugelötheten Zündlöchern und festgenieteten Ladestöcken abzuleisten, so hört jede weitere Betrachtung um so mehr auf, weil man sich vergebens abmüht zu erforschen, wo dieses Gebahren auch nur die kleinste Wurzelfaser haben möchte, die es als Ausartung irgend eines verblendenden Vorkommnisses auf irgend einem Kriegsschauplatze darstellen könnte.

Freilich, hätte Bonaparte statt mit seinen Grenadieren auf die Brücke von Lodi loszustürmen, solche vor Debottendorf im Parademarsch in Regimentscolonnen vorbeigeführt und dieser in der Überzeugung, Truppen von solcher Haltung unmög-

---

*) 1. „Zur Geschichte der Betrachtungen über die Kriegskunst"; 2. „Relation de la bataille de Torgau" und 3. „Militairisch-politische Fragmente."

sich widerstehen zu können, Hals über Kopf den Rückzug angetreten, hätte Diezzar-Pascha in St.-Jean d'Acre voll Hochmuth behauptet, daß seine Arnauten, wenn sie nur wollten, einen ebenso guten Parademarsch als die Franzosen machen könnten, und in der Begeisterung dieses Glaubens so hartnäckig widerstanden, wären vor Allem die Fahnen Friedrich's in einem olympischen Preisringen um den besten Parademarsch auf den Feldern von Jena und Auerstädt in den Staub gesunken, auf jenen von Wahlstatt, Leipzig, Ligny und Bellealliance aber wieder erhoben worden, dann, ja dann allerdings wäre die Sache eine ganz andere und dann ganz begreiflich, warum auch solche Regiments- und Bataillonscommandeure, welche nur das Wort Praxis im Munde führen, doch nichts Anderes treiben als? Theorie und??? — Parademarsch!

Denn kein Ausrücken ohne ihn. Die zu Felddienstübungen entsendeten Hauptleute, was treiben sie? in irgend einer Terrain-Falte — Parademarsch, die Unteroffiziere in allen Gängen und Winkeln der Casernenhöfe — Parademarsch. Und all Dieses? weil trotz allen Geschreis dagegen fast sämmtliche Vorgesetzte vom General bis zum Corporal die Leistungen ihrer Untergebenen nur nach dem Parademarsch zu beurtheilen gelernt haben und nur nach diesem Maßstabe selbst beurtheilt werden. Doch ist nicht unser Zeitalter ein solches der Lüge und Täuschung par excellence? und muß daher nicht eben deshalb auch der Parademarsch — weil er äußerlich eine Haltung vorspiegelt die innerlich fehlt — ganz nothwendig eine große Geltung finden? Doch genug für diesmal über die Ausartung unserer heutigen Kriegerbildung.

Die hoffentlich bald erscheinende zweite Abtheilung des vorliegenden Werkchens und die darin verheißenen Selbstbekenntnisse Berenhorst's werden Ref. vielleicht Gelegenheit geben, einige ähnliche Betrachtungen über den kriegerischen Geist und über das Kriegerleben in unsern Tagen zu äußern, und die (hin und wieder durch policeiliche Obhut gegen Ausartung und Fehltritte geschirmte) edelkühne Ritterlichkeit des letzten mit der von Berenhorst so sehr beklagten vor hundert Jahren vorherrschenden heillosen Roheit desselben in Parallele zu stellen. Freilich ist Berenhorst, um Berlinisch zu sprechen, vorzugsweise eine negirende Subjectivität, und es wird daher das Anpreisen seiner Betrachtungsweise nicht allenthalben wohlgefällig ins Ohr fallen. Aber Berenhorst's Negiren erheischt bei Lichte besehen doch eigentlich nichts Anderes als den kranken Unsinn todtzuschlagen, damit er den gesunden Sinn nicht auffresse, und das sollte wol am Ende in einem Zeitalter nicht gar zu schwierig fallen, wo selbst der Ritterhelm und der Schnappsack zur Verständigung über ihre Vorzüge zu gelangen vermochten, und im trautesten Bruderbunde, vereint, den steilen Pfad der Ehre und Tugend wandeln. 10.

Bibliographie.

Birch, C., Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. 2te vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 12 Ngr.

Denkwürdigkeiten der Lady Esther Stanhope. Erzählt von ihr selbst in Unterredungen mit ihrem Arzte; Anecdoten und Meinungen über die bemerkenswerthesten Personen ihrer Zeit. Nach der 2ten Ausgabe für deutsche Leser bearbeitet und übersetzt von Birch. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas. Drei Bände. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 8. 5 Thlr.

Hackländer, F. W., Reise in den Orient. 2te verbesserte Auflage der Daguerrotypen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 27 Ngr.

Pinner, Prospectus der, der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer gehörenden ältesten hebräischen und rabbinischen Manuscripte. Ein Beitrag zur biblischen Exegese. Odessa. 1845. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pohlmann, A. W., Historische Wanderungen durch Tangermünde. Ein Beitrag zur Kunde der altmärkischen Vorzeit. Aus archivalischen Nachrichten und Urkunden bearbeitet. Tangermünde, Doeger. 8. 1 Thlr.

Prechtler, O., König Heinrich von Deutschland. Historisches Drama in fünf Acten. Wien, Klang. 8. 20 Ngr.

Preusker, K., Über Nacherziehung und Nachschulen, in Bezug auf die bereits aus der Schule entlassene gereiftere Jugend. 2te Ausgabe. (Mit einem Nachtrage versehen und zugleich als 5tes Heft der Schrift: „Über Jugendbildung" geltend.) Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 12½ Ngr.

Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geschichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im Königreiche Würtemberg. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. 6te Auflage. Heilbronn, Landherr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Silfverskjöld, T. v., Krönung und Huldigung Oscar I., Königs von Schweden und Norwegen, und der Königin Josephine M. M. in Stockholm am 28. Sept. 1844. Nach amtlichen Nachrichten und eigener Anschauung. Nebst einem Anhange: Ursprung, Geschichte und Beschreibung der schwedischen Ritterorden. Mit 15 colorirten Abbildungen. Berlin, Morin. 1845. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Simon, C., Allgemeine Aesthetik. Ein wissenschaftlicher Ueberblick des Schönen überhaupt, und aller bauenden Künste insbesondere, worin zugleich der schöne Geräthschaftsbau und die Ausschmückungskunst zum ästhetischen Aufschwunge der Industrie als besondere Künste in das Gebiet der Aesthetik eingeführt, und in theoretisch-praktische Untersuchungen gehoben werden. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Simrock, K., Doctor Johannes Faust. Puppenspiel in vier Aufzügen. Hergestellt von ꝛc. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Der alte Soldat. Lieder und Gedichte für die Landwehr- und Linien-Truppen zu Krieges- und Friedenszeit. Neuwied, Lichtfers. 16. 2 Ngr.

Tegner, E., Axel. Romanze. Nach dem schwedischen Original und in dessen Versmaaße übersetzt von G. Schilling. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 21 Ngr.

Das Urevangelium oder das Leben Jesu Christi nach der Uebereinstimmung der vier Evangelien. Barmen, Falkenberg. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Böckel, E. G. A., Predigt zur dritten Säcularfeier des Todes Luther's. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Brennglas, A., 1845 im Berliner Guckkasten. Hamburg. 8. 7½ Ngr.

Burger, Abschiedspredigt. 2te Auflage. Fürth, Schmid. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845. Aus der „Allgemeinen Hallischen Literaturzeitung" besonders abgedruckt und herausgegeben mit einem Vorworte von J. Sihr. Liestal, Honegger. Gr. 8. 5½ Ngr.

Kraußold, Gedächtnißpredigt zur 300jährigen Feier des Todes Dr. M. Luther's. Fürth, Schmid. 12. 2 Ngr.

Magerstedt, A., Die zween Jünger Jesu auf ihrem Wege am Auferstehungstage. Predigt. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2 Ngr.

Morning, R., Die pantheistische Tendenz des Christenthums. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Beurtheilung der neuesten kirchlichen Bewegungen. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 14 Ngr.

Thilo, W., Reden und Gesänge bei Pestalozzi's Säcular-Geburtsfeier im Königlichen Seminar zu Erfurt. Berlin, Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 160. — 9. Juni 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Dritter Artikel.*)

Unser Verf. stellt sich nun die Aufgabe, zu beweisen, daß für Preußen eine Constitution nicht nur unschädlich, sondern daß dasselbe ohne Constitution eben all den Übeln und Gefahren ausgesetzt sei, die man von einer Constitution befürchten zu müssen glaube. Gehen wir etwas näher auf sein Raisonnement ein.

Zuerst mag hier eine allgemeine Bemerkung über die Art und Weise am Platze sein, wie der Verf. operirt. Die Gründe, welche der Ertheilung einer Constitution entgegen stehen, sind nämlich doppelter Art. Sie zerfallen in solche, zu denen man sich offen bekennt, mit denen man öffentlich streitet, und auf der andern Seite in solche, die man sich laut auszusprechen scheut. Auf diese letztern nun nimmt der Verf. gar keine Rücksicht. Er berührt sie nicht einmal, geschweige daß er den Versuch machte sie zu widerlegen. Und doch sind es eben diese geheimen, im innersten Herzen gehegten Motive, welche ein weit größeres Gegengewicht in die Wagschale legen als alle jene ostensibeln Gründe, die man wissenschaftlich aufputzt und meist nur zum Scheine ins Feld führt, während man im Grunde des Herzens selbst herzlich wenig an sie glaubt. Mag es sein, daß der Verf. zu gutmüthig arglos ist, um diese Scheingefechte für Das zu erkennen was sie wirklich sind, oder mag er aus guter Absicht die geheimen Triebfedern ignoriren, welche der Einführung einer Verfassung in Preußen mit consequenter Starrheit entgegenarbeiten, so ist doch so viel gewiß, daß seine gründlichen und beredten Deductionen durch dieses Sachverhältniß häufig etwas von der Natur eines Kampfes mit Windmühlen annehmen. Er sucht den Feind nicht da auf, wo er mit seiner eigentlichen Heeresmacht wirklich steht, sondern in einzelnen vorgeschobenen Stellungen, auf deren Behauptung es jenem zuletzt selbst wenig ankommt. Es ist schade um den Aufwand so vieler schönen Mittel, wodurch selbst im Falle des Gelingens doch nur herzlich wenig erreicht wird. Der Streit verliert offenbar an Interesse und an dem rechten Ernste; es ist kein Kampf auf Leben und Tod, wie er es doch eigentlich sein sollte. Der Verf. zielt nicht nach der Ferse des Achilles; er weiß den Gegnern keine tödtliche, nie verharschende Wunde im innersten Sitze des Lebens beizubringen. In den Augen des großen Publicums, welches dergleichen gutmüthige Scheingefechte liebt, welches aber in seiner feigen Unwahrheit jedes Mal zusammenschaudert, sobald man mit harter, rücksichtsloser Hand die volle Blöße aufdeckt, mag das zu seinen Gunsten sprechen. Uns wäre es lieber gewesen und wir halten es auch für förderlicher, wenn er dem Feinde ohne weiteres das Messer an die Kehle gesetzt hätte, unbekümmert um das böse Blut was dadurch aufgeregt wäre.

Nach dieser allgemeinen charakterisirenden Bemerkung wollen wir die Streitfragen, die der Verf. aufwirft, etwas näher ins Auge fassen.

Die Feinde des Volksrechts behaupten bekanntlich immer mit Gentz:

> Repräsentative Verfassungen haben die beständige Tendenz, das Phantom der sogenannten Volkssouverainetät, d. h. der allgemeinen Willkür an die Stelle der bürgerlichen Ordnung und Subordination und den Wahn allgemeiner Gleichheit der Rechte, oder — was um nichts besser ist — allgemeiner Gleichheit vor dem Rechte an die Stelle der unvertilgbaren, von Gott selbst gestifteten Standes- und Rechtsunterschiede zu setzen.

Gegen diese Behauptung wendet der Verf. die ganze Kraft seiner Dialektik. Er sucht nachzuweisen, wie die Würde und das Ansehen des monarchischen Princips, wie Ordnung und Subordination unter das Gesetz, wie verschiedene Gliederung der Stände gar wohl mit einer Verfassung vereinbar seien. Als schlagendes Beispiel für diese Behauptung führt er England an, wo neben oder eigentlich über der lebendigsten Berechtigung des demokratischen Elements die Monarchie in einer Festigkeit, Würde und Erhabenheit stehe wie in keinem einzigen der absoluten Staaten. Und diese herrliche Stellung der britischen Monarchie stütze sich nicht auf geheime Policei und geheime Justiz, nicht auf stehende Heere und auf Censur, sondern auf die freiwillige Ergebenheit und Ehrfurcht des Volkes. An dem Beispiele Englands, meint er, könnten sich unsere Regierungen eine schöne und heilsame Lehre nehmen. Das ist nun Alles recht schön und wahr, aber im Grunde ficht

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 99 — 103 und Nr. 125 — 128 d. Bl. D. Red.

der Verf. doch ziemlich ins Blaue hinein. Denn daß alle diese guten Dinge möglicherweise mit einer freisinnigen Verfassung gar wohl bestehen können, das möchte so leicht Niemand bezweifeln. Es handelt sich um etwas ganz Anderes. Es fragt sich, ob die *absolute Fürstenmacht* mit ihrem Car tel est notre plaisir, ob eine allmächtige bureaukratische Beamtenhierarchie, die nach oben hin unterwürfig, nach unten hin despotisch, mit Repräsentativverfassung sich vereinigen läßt. Und diese Frage wird unser Östreicher selbst schwerlich mit Ja beantworten können. Oder glaubt er in seiner Unschuld, daß es sich blos um die gesetzliche Ordnung bei dieser Streitfrage handle? Wenn heute die Weltregierung selbst sich herbeiließe, den jetzigen preußischen Machthabern eine zehnfach größere Sicherheit der bürgerlichen Ordnung im preußischen Staate für alle Ewigkeit zu garantiren, unter der Bedingung, daß Fürst und Beamtenwelt sich denjenigen Beschränkungen unterwürfen, wie sie in England bestehen, glaubt er, daß diese dadurch auch nur im mindesten für die Ertheilung einer Verfassung geneigter gestimmt werden würden? Wir wenigstens sind vom Gegentheile fest überzeugt. So schön und erhaben die Stellung der jetzigen Königin von England in unsern Augen auch ist, so sind wir doch versichert, daß der preußische Monarch sie nicht mit seiner eigenen vertauschen möchte, daß er einen solchen Antrag vielmehr mit mitleidigem Lächeln zurückweisen würde. Der Verf. scheint sich in die Gefühlsweise absoluter Fürsten nicht versetzen zu können. Ihm erscheint die Stellung des Königs von England schön und erhaben; es gibt andere Leute, denen sie dagegen niedrig und verächtlich vorkommt. Auch Karl I. von England hielt es bekanntlich mit seiner Ehre nicht verträglich, ein bloßer „Schattenkönig" zu sein. Und was anders als ein Schattenkönig ist der Souverain von England in den Augen unserer Absolutisten? Der Verf. geht von ganz andern Prämissen aus als die absolutistische Gefühlsweise es thut. Jener baut sein Raisonnement auf das Staatswohl, diese auf die königliche Machtvollkommenheit. Bei so verschiedenen Standpunkten ist aber an keine Verständigung zu denken. Der Verf. hätte beweisen müssen, daß die unumschränkte Fürstengewalt durch eine Repräsentativverfassung nicht im mindesten laidirt werde, wenn er die Gegner hätte bekehren wollen. So lange ihm dieser Beweis nicht gelingt, wird ihm alles Andere wenig helfen.

Und was die preußische Beamtenhierarchie betrifft, vom Minister bis zum Gendarm, glaubt er diese Herren dadurch für eine Repräsentativverfassung zu gewinnen, wenn er ihnen nachweist, wie in England die Ehrfurcht vor dem Gesetze zum allerwenigsten ebenso groß sei wie in Preußen? Auf die Ehrfurcht vor dem Gesetze kommt es diesen Herren zum großen Theil wol weniger an als auf die Devotion vor der Person. Ein preußischer Minister wird mit Robert Peel ebenso wenig zu tauschen Lust haben wie ein preußischer Gendarm mit einem englischen Constable. Wenn Robert Peel eines schönen Morgens eine Stimme zur Majorität im Parlamente fehlt, so ist er am andern Tage nichts als ein einfacher Privatmann, ohne Pension und ohne Titel. Er hat aufgehört Excellenz zu sein, sowie der Constable aufhört Constable zu sein, nachdem er entlassen worden. Auch ist die Amtsführung in England mit Unannehmlichkeiten verbunden, die weder ein preußischer Minister noch ein preußischer Gendarm zu ertragen vermöchten. Welcher preußische Minister wäre nicht längst am Gallenfieber gestorben, wenn er nur den zehnten Theil der öffentlichen Angriffe über sich hätte ergehen lassen müssen, die Robert Peel bereits ausgehalten? Und welcher preußische Gendarm möchte noch länger Gendarm sein, wenn jeder Bürger sich ihm widersetzen dürfte, sobald er zufällig einmal die engen Grenzen seiner gesetzlichen Befugnisse überschritte? Was sollte überhaupt aus der ganzen Staatscarrière in Preußen werden, wenn wir eine englische Verfassung bekämen? Wie wollten die Beamten ihre Söhne noch mit Sicherheit versorgen, wenn vielleicht die Hälfte der Stellen einginge? wenn das bequeme Anciennetätsprincip aufhörte? wenn die bei Examina nicht mehr genügten? u. s. w. Diese Bedenklichkeiten hätte der Verf. aus dem Wege räumen sollen, wenn er den unüberwindlichen Widerwillen der Gegner einer Repräsentativverfassung hätte besiegen wollen.

Der Verf. beklagt sich darüber, daß man hier nie gewöhnlich das Beispiel Britanniens überginge und allerdings auf die nicht sehr einladenden Verhältnisse Frankreichs hinwiese. Abgesehen nun von der böswilligen Übertreibung, mit der man die dortigen Zustände so schildere, als ob sich gar Niemand mehr mit *Sicherheit* schlafen legen könnte, so müsse man die *in Frankreich* vorhandene Gährung als Das betrachten, was sie sei, nämlich als traurige aber natürlich nothwendige Nachwirkung des fürchterlichen Wuthkampfs gegen den Despotismus, zu welchem das in Frankreich Jahrhunderte lang so arg mishandelte demokratische Princip gezwungen worden wäre. Frankreich habe die Aufregung dieses Kampfs noch nicht überwunden, ja der Kampf selbst sei noch nicht beendigt, das demokratische Element sei in Frankreich noch nicht zur natürlichen Ruhe, noch nicht zum Vertrauen gekommen. Deshalb sei Frankreich noch immer keine echt constitutionnelle Monarchie. Wenn also andere, namentlich deutsche Regierungen den französischen gleiche oder auch nur ähnliche Gefahren fürchteten, so hätten sie eben nichts Wichtigeres und Angelegentlicheres zu thun als dem demokratischen Element die freie, naturgemäße Thätigkeit zu gestatten. Nur wenn dieses nicht geschehe, sei Gefahr vorhanden, daß auch in Deutschland die Volkskraft krankhaft ausarte; und diese Krankheit könne allerdings so schlimm werden, daß die Zerstörung des ganzen Organismus erfolge. Aber dem Ausbruche der Krankheit vorbeugen, sei auch in politischer Hinsicht die beste Heilart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang. Hanover, Kius. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Was man schon öfter über die poetischen Erzeugnisse von Prutz ausgesprochen hat, daß sie nämlich sämmtlich, welchen mehr oder weniger der Vergangenheit angehörigen Stoff sie auch ergriffen haben mögen, von den Tendenzen und dem Geiste der Gegenwart beseelt werden, das läßt sich mit demselben Rechte auch über seine literarhistorische Thätigkeit sagen, und zwar leidet es bei ihr nicht allein da seine Anwendung, wo sie selbst schafft und eigene Producte liefert, sondern auch wo sie nur sammelt und zusammenstellt. Wie schon die beiden ersten Jahrgänge seines „Literarhistorischen Taschenbuch" diese unmittelbare Beziehung zu den Bestrebungen und Bewegungen der Zeit auf das entschiedenste ausdrücken und fast keinen Aufsatz bieten, der nicht wenigstens mit mannichfachen Hinblicken auf gegenwärtige Zustände abgefaßt wäre, so huldigen auch die uns hier vorliegenden beiden Jahrgänge durchaus derselben Richtung, und obwol die in denselben behandelten Themata fast sämmtlich der Vergangenheit entlehnt sind, so stehen sie doch zu den herrschenden Tagesfragen in der innigsten und nächsten Beziehung und legen unverkennbar an den Tag, daß es den Verfassern bei Wahl und Ausführung derselben keineswegs blos darauf ankam, über irgend eine Persönlichkeit oder Epoche der Literaturgeschichte als solche nähern Aufschluß zu geben, sondern daß es ihm vielmehr darum zu thun war, gewisse verdächtige Zeitideen mit dem Passe und Legitimationsschein einer unverdächtigen Vergangenheit in die Welt zu schicken. Sogleich der erste Aufsatz des dritten Jahrgangs: „Theodor von Hippel und seine Lehre vom christlichen Staat", von J. Rupp, ursprünglich eine in der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene Rede, rechtfertigt diese unsere Behauptung schon in seinem Titel; denn unwillkürlich werden wir durch denselben an den von oben herab beliebten und geltend gemachten „christlich-germanischen" Staat erinnert, und wenn wir um deswillen von vornherein die Vermuthung hegen, daß der Aufsatz nicht ohne Seitenblick auf diese neueste Selbsttaufe geschrieben sei, werden wir uns bei näherer Kenntnißnahme desselben durchaus nicht getäuscht finden. Zwar drückt der Verf. desselben dies nirgend mit Worten aus, vielmehr hält er sich in seiner ganzen Darstellung streng an das Object und weiß jede parabasenartige Nutzanwendung zu vermeiden; aber trotzdem drängt sich uns, indem wir die Entwickelung der Hippel'schen Ansicht lesen, unabweisbar eine Reihe von unausgesprochenen, nur zwischen den Zeilen zu lesenden Gedanken auf, deren summarischer Inhalt etwa so lautet: „Seht, das ist ein christlicher Staat, und wenn ihr einmal auf diesen Namen für euern Staat Anspruch machen wollt, so habt ihr auch diese von einem an Geist und Erfahrung reichen Manne vorgezeichneten Bedingungen zu erfüllen!" Die Aufzählung dieser Bedingungen bildet den eigentlichen Kern der Rede und sind ihnen nur eine kurze Biographie und Charakteristik Hippel's voraus-, sowie Andeutungen über die socialen Principien desselben nachgeschickt. Die Grundlinien der Hippel'schen Ansicht sind nach Rupp's geist- und lichtvoller Mittheilung im Auszuge folgende:

Das Christenthum ist über die Erkenntniß der alten Weisen hinausgegangen, indem es Gott als Vater darstellt, der alle Geschöpfe und Menschen liebt, und indem es eine allgemeine Bruderliebe unter den Menschen zu bewirken sucht. Die beiden Haupt- und Grundbedingungen des christlichen Staats sind also die: 1) Seine Gesetzgebung muß wie die göttliche eine väterliche sein, und 2) es muß ihr eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen. Die erste dieser Bedingungen zerfällt wiederum in fünf Sätze, von denen jeder weiter erläutert wird. Der erste derselben lautet: „Der Vater, dem die Pflicht der Erziehung ein Recht gibt, die freien Handlungen der Kinder zu bestimmen, befiehlt nicht, damit gehorcht werde, sondern weil es das Beste seiner Familie so fodert." Hierzu wird unter Anderm angeführt: „Die Ältern geben während der ersten Jahre den Kindern Vorschriften, ohne den Grund derselben anzuführen; aber sie wenden Alles an, diese Zeit so viel als möglich abzukürzen, weil sie wissen, daß ihre Mühe erst dann von dem rechten Erfolg gekrönt sein wird, wenn die Kinder Grund und Zusammenhang der Vorschriften erkennen. Darum darf in einer väterlichen Regierung bei den Gesetzen nie der eigentliche Grund derselben weggelassen, am wenigsten aber durch hohe Titel und Gewaltsandeutung ersetzt werden." Der zweite Satz verlangt: „Die Strafe des Vaters darf nichts Anderes als die Besserung der Kinder bezwecken"; und es wird unter Anderm daraus gefolgert, daß alle diejenigen Strafen auszuschließen seien, welche beweisen, daß der Staat die Erziehung der Bürger aufgebe, z. B. die Landesverweisung und die Todesstrafe. Auch das Abkaufen der Strafen durch Geld, körperliche Züchtigung und die Begnadigung werden demgemäß verworfen. Der dritte Satz: „Ältern suchen ihre Kinder mehr durch Vorbild und Beispiel als durch Anordnungen zur Erfüllung des Gesetzes zu leiten, und darum gründet sich die Beobachtung des Gesetzes bei den Kindern nicht auf Furcht oder Gewalt, sondern auf Liebe und Achtung", wird unter Anderm durch folgende Stelle erläutert: „Friedrich's des Großen Muth und Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Pflichttreue haben mehr gewirkt als seine Gesetzbücher. Fleiß und Mäßigkeit, sagt er, dies Paar Staatscardinaltugenden, können durchaus nicht durch Gesetze, sondern müssen durch Beispiel des Regenten in Umlauf gebracht werden. Denn etwas dem gemeinen Mann verbieten, wodurch sich der Regent und seine Gesellschaft, es sei nun in Purpur und köstlicher Leinwand oder im alltäglichen herrlich und in Freuden Leben, auszeichnet, heiße geflissentlich die Begierden reizen." Zum vierten Satze, der sich über den Ton der Gesetze ausspricht, wird hinzugefügt: „Nach der Lehre des Stifters der christlichen Religion waren die Gebote Gottes Rathschläge, seine Verbote väterliche Warnungen und die Pflichten kindliche Liebe. So darf der Ton der Gesetze in den väterlichen Regierungsformen nicht einen bloßen Gebieter verrathen. Wenn Gesetze unter Donnern und Blitzen, wenn sie im Imperativ gegeben werden, so müßten sie, auch wenn sie von den Weisesten kämen und von den Gerechtesten im Volke ausgeübt würden, schon wegen dieses Tons anstößig werden. Ein Rath mit Hinweisung auf eine in der Natur der Sache liegende Strafe für den Übertretungsfall ist die schicklichste Art, Menschen, die frei geboren sind, Gesetze zu geben. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nicht befehlen, sondern nur rathen lassen will, und die väterliche Regierung spricht ihm diesen Adel, zu dem ihn Gott erhob, nicht ab." Der fünfte Satz endlich lautet: „Der Vater überträgt seinen ältern, erfahrenern Kindern das Amt, auf seine Anordnungen zu halten, die Übertretung zu ahnden, Streitigkeiten beizulegen. Dies Geschäft wird aber nicht ihm zu Gefallen, noch weniger wegen Ehre und Gewinn, sondern aus Achtung vor dem Gesetz übernommen"; und wird von folgenden Erläuterungssätzen begleitet: „Von den Beamten würde eine väterliche Regierungsform verlangen, daß sie aufhören, Maschinen und Lohndiener zu sein. Wenn der Vater den ältern und erfahrenern Mitgliedern seiner Familie den Auftrag gibt, ihn in der Regierung des Hauses zu unterstützen, so thut er es, weil er weiß, daß sie den Zweck der Regierung kennen und in ihrem Kreise der Absicht des Ganzen oft besser entsprechen werden als er selbst es könnte. Wenn dem Beamten selbst jeder Schritt, den er thun soll, vorgezeichnet werden muß, so erschwert er Dem, der das Ganze leitet, die Arbeit, statt sie ihm zu erleichtern; und doch sucht der Vater Erleichterung, weil er auch den Kindern gegenüber nie vergißt, wie beschränkt seine eigene Kraft ist." „Endlich ahmt die väterliche Regierung auch darin dem Verfahren des Vaters nach, daß sie es wie dieser gern sieht, wenn das jüngere Kind sich nach eigener Wahl zu dem unter den ältern Geschwistern hält, zu welchem es das meiste Zutrauen hat, mit andern Worten:

das Volk [illegible] sich bei den Wahlen der Staatsbeamten [illegible] als der Fürst, dem die Werke des Lebens, denen jene Beamte dienen sollen, zu fern liegen." „Als ein Einzelner ist der Mensch ohnmächtig, kleinlich, der Mensch vermag wenig und oft gar nichts, ist hinfällig und sterblich im einzelnen; im ganzen dagegen wird er zur Majestät und ein Gott auf Erden, trägt er mehr als einer [illegible] Gottes Bild an sich, ist unsterblich, ewig dauernd. Man begeht einen großen Fehler, wenn man den Landesherrn «großmächtig» nennt. Das Volk allein verdient diesen Namen. Bevollmächtigt sollten regierende Herren heißen, dieser Vorzug würde sie außerordentlich heben und zugleich erinnern, daß sie Alles vom Volke haben, was sie haben, daß sie eigentlich das Ebenbild des Volks tragen und dies das Ebenbild Gottes." „Sobald die regierenden Herren ihre Staatskinder so an Alter und Weisheit herangewachsen finden, daß sie die Kinderschuhe ausgezogen haben, so ist es Zeit, sie auf einen andern Fuß zu nehmen und dergleichen positive Einrichtungen, welche sich nach der Veredelung der Sitten und der Vernunft richten, oder Staatsorganisationen zu treffen. Weder physische noch moralische Uebermacht, weder Stärke noch Weisheit kann das Recht ertheilen; jeder Mächtige und Weise kann sehr bald einen Mächtigern und Weisern finden, und endlich kann Macht und Weisheit nie in Einem so groß gedacht werden, daß sie von verbundener Macht und zusammengesetzter Weisheit Vieler nicht übertroffen werden sollte."

Wer fühlt aus diesen Stellen nicht heraus, daß mit den Saiten, die darin angeschlagen werden, noch ganz andere mitklingen? Und an ähnlichen bezeichnenden Aussprüchen läßt es der Verf. auch in der zweiten Abhandlung, wo er sich über die weltbürgerlichen Zwecke der christlichen Staatsgesetzgebung verbreitet, nicht fehlen.

Wir müssen abbrechen und die nähere Kenntnißnahme des sehr interessanten Aufsatzes den Lesern selbst überlassen, um zu einem andern überzugehen, der ganz mit derselben Tendenz geschrieben ist. Dieser führt den Titel: „Melanchthon als Politiker", und der Verf. desselben, Karl Hagen, hat es sich zur Aufgabe gestellt, nachzuweisen, wie sehr Melanchthon seine bei Gelegenheit des Bauernkriegs zu Gunsten der absoluten Fürstengewalt aufgestellte politische Theorie späterhin bereut und im Unwillen über die Anmaßungen und unlautern Absichten der deutschen Fürsten sich zur entgegengesetzten Ansicht bekehrt habe. Er stützt diese Behauptung durchweg auf Äußerungen des Reformators selbst, die er größtentheils den vertrauten Briefen desselben entnommen hat. Mehr und bitterer gehaltene Klagen über die Fürsten und über die Art und Weise, wie sie ihre Stellung verkennen und misbrauchen, finden sich nicht leicht irgendwo beisammen. Von den verschiedensten Seiten her werden sie angegriffen, einmal von Seiten ihres Verhältnisses gegen den Kaiser und das gemeinsame deutsche Vaterland, ein andermal von Seiten ihres Verfahrens in religiösen und kirchlichen Dingen; hier von Seiten ihrer Roheit, dort von Seiten ihrer moralischen Verderbtheit; jetzt als Tyrannen und Despoten gegen das Volk und dann wieder als zänkisch, mistrauisch und unredlich unter sich selbst. Einige der kürzern solcher Stellen sind S. 170: „Wie viel Aufrichtigkeit, Wahrheit, Frömmigkeit in solchen Geschäften herrscht, welche nach dem Gutachten der Fürsten geleitet werden, habe ich nur zu oft erfahren. Scham und Gerechtigkeit sind weit weg von den Zusammenkünften der Tyrannen, dafür bringen sie Pleonexie, Schamlosigkeit und Sophistik mit." S. 173: „Jetzt wächst die Tyrannei an den Höfen und diese ist, wie Aristoteles sagt, am feindseligsten der Wahrheit. Du weißt, wie Pindar gestraft wurde, weil er Athen mehr gelobt als sein Vaterland; wie werden erst die Tyrannen den Tadel des Staats aufnehmen, wo du wohnst?" S. 175: „Die Feigheit, Zwietracht, Treulosigkeit, Pleonexie unserer Fürsten ist so arg, daß man an eine gemeinsame Vertheidigung des Vaterlandes (gegen die Türken) gar nicht denken kann. Wie Thyestes in der Tragödie seinen eigenen Untergang verschwört, wenn nur der Bruder untergeht, so sehe ich auch unsere [illegible] zur [illegible] Leidenschaft [illegible]." S. 174: „Es wirkt ein Dunkel, daß Athen durch die Schlechtigkeit der [illegible] untergegangen sei. An demselben Orte ist eine andere Stelle, wo es heißt: Athen ist untergegangen durch heilsame Gesetze und durch die Schlechtigkeit der Obrigkeiten. Das ist ein vollkommenes Bild unserer Zeiten. Die Sophistik und die Frechheit der Fürsten richtet unser Reich zu Grunde." S. 179: „O ihr Glücklichen, die ihr in Republiken lebt. Wenn auch die Menschen [illegible], was [illegible], so ist das allgemein und ihr habt keine Schuld daran. Aber an den Höfen ist es ganz anders." S. 17[illegible]: „Obgleich das Evangelium überall zu kämpfen hat, so ist doch mehr Ruhe in den Republiken. Unsere Höfe sind Cloaken." Und ebendaselbst: „Wie auch immer der Zustand der Städte sein mag, so sind doch daselbst bessere Regierungen und eine sicherere Ruhe als bei der Herrschaft der Fürsten, die gerade jetzt am ungerechtesten ist und nicht ohne Grausamkeit. Ich wenigstens gebe immer den Rath, sich in ehrenwerthe Städte zu begeben, wo mehr Gerechtigkeitsliebe herrscht als an den Orten, die nach dem Gutachten der Höfe regiert werden. Oft denke ich, daß Gott seine Kirchen in den deutschen Städten errichtet habe; hier sollen die Reste der Wissenschaft und der Religion bewahrt werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Affre, v., Das Christenthum und die Wissenschaft oder philosophische Einleitung in das Studium des Christenthums. Bonn, Habicht. Gr. 12. 15 Ngr.

Gaillard, C., Cola Rienzi. Tragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, [illegible]. 8. 22½ Ngr.

Altdeutsche Gedichte. Herausgegeben von *A. Keller*. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Linck, J. F., Monographie der von dem vormals königl. poln. und churfürstl. sächs. Hofmaler und Professor C. W. E. Dietrich radirten, geschabten und *in Holz* geschnittenen malerischen Vorstellungen. Nebst einem Abrisse der Lebensgeschichte des Künstlers. Berlin. 8. 2 Thlr.

Müglich, K. G., Blick auf die Heiligen unserer katholischen Kirche. In acht Predigten. Augsburg, Kollmann. 8. 12½ Ngr.

Romancero castellano, ó coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicion, con las notas de Don *Antonio Alcalá Galiano*. Tomo III: Rosa de romances, ó romances sacados de las „Rosas" de Juan Timoneda. Escogidos, ordenados, y anotados por Don *Fernando José Wolf*. Leipsique, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Schmidt, Wilhelmine, Gedichte. Düsseldorf, Buddeus. 8. 25 Ngr.

Tesche, W., Bilder aus Schlesien. In Novellen gefaßt. 1ster Theil: Die Rose von der Pzerwa. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Uhlich's Predigten, gehalten in der St. Catharinen-Kirche zu Magdeburg im J. 1846. 1stes Heft, vom 1. Adventsonntage bis Estomihi. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. Der vollständige Jahrgang 2 Thlr.

Vogel, C., Naturbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wirth's, J. G. A., Deutsche Geschichte. 2te durchaus verbesserte Auflage in vier Bänden. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Ngr.

Zitz, Kathinka, Herbstrosen in Poesie und Prosa. Mainz, Faber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Dritter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Wenn nun dies Alles, wie unwiderlegbar geschichtliche Thatsachen bewiesen, im Allgemeinen für alle Welt gelte, warum solle es blos auf Preußen, auf Deutschland überhaupt keine Anwendung finden dürfen? Warum solle gerade in Preußen die Verbindung des monarchischen und demokratischen Princips zur freithätigen Wechselwirkung staatsgefährlich und unmöglich sein?

Eine tausendjährige Geschichte vielmehr bewiese, daß die deutschen Völker mit Herz und Verstand dem monarchischen Principe ergeben seien. Dieses wurzle so fest in der Überzeugung und im Gemüthe des deutschen Volks, daß selbst durch arge despotische Ausartungen keine dauernde und folgenreiche Auflehnung des demokratischen Elements hätte bewirkt werden können. Hierdurch sei klar bewiesen, daß von dem Augenblicke an, wo in ganz Deutschland die Monarchie durch volkthümliche Verfassung vor despotischer Ausartung gesichert werde, auch in ganz Deutschland jede Spur von demagogischen Umtrieben verschwinden würde; nur durch hartnäckige Misachtung und fortdauernde Knechtung könne das demokratische Element in Deutschland überhaupt gegen die Monarchie gefährlich erbittert werden, gegenwärtig aber, wo doch das Volkselement mehr oder weniger überall in Deutschland noch Fesseln trüge, stehe dennoch das monarchische Princip in seinem Wesen fest und unangefochten da; aber es sei gegenwärtig nun die dringende Aufgabe, diese feste Stellung für alle Zukunft zu sichern. Dies könne man aber durch Entfesselung des demokratischen Elements, denn freigegeben werde es sich freiwillig der nothwendigen und gesetzlichen Beschränkung unterwerfen. Und wenn selbst in Preußen namentlich in der That eine so gefährliche Aufregung des demokratischen Elements vorhanden sei, wie die Feinde des Volksrechts behaupten, so läge eben das einzige unfehlbare Mittel, diese Gefahr zu beschwören, in der unverzüglichen Verleihung einer Constitution. Denn nicht die constitutionnelle, sondern die absolute Monarchie habe vor feindseliger Auflehnung des demokratischen Elements zu zittern.

Dies ist ungefähr das Raisonnement des Verf. Wir müssen gestehen, daß wir doch nur sehr bedingungsweise mit demselben übereinstimmen können. Die Verleihung einer volksrechtlichen Verfassung für Preußen halten wir freilich auch für dringendes, unabweisliches Bedürfniß, aber so weit geht denn doch unsere Vorliebe für Repräsentativverfassung nicht, daß wir dieselbe für ein Universalmittel gegen jede bürgerliche Unordnung und Auflehnung unter allen Bedingungen hielten. So wie man in der Medicin über solche Universalmittel, durch welche jeder Krankheitszustand ohne alle Individualisirung geheilt werden soll, allmälig weg ist, so sollte auch in der Politik nicht mehr die Rede davon sein. Besonders sollte man nicht vergessen, daß ein Mittel, zur rechten Zeit angewendet, recht gut den Ausbruch einer Krankheit hindern kann, während ein verspäteter Gebrauch desselben, nachdem die Krankheit bereits in ein vorgeschrittenes Stadium getreten ist, völlig nutzlos sein und sogar schädlich wirken könne. Sind vollends die Lebenskräfte erst einmal aufgezehrt, so hilft überhaupt keine Medicin mehr. Es ist ein großer Irrthum unserer meisten Liberalen, den auch unser Verf. zu theilen scheint, wenn sie alles Ernstes meinen, daß die Ertheilung einer Verfassung in Preußen hinreiche, um den äußerst precairen Zustand daselbst mit einem Male auf das vortrefflichste zu ordnen und alle Besorgnisse zu heben. In dieser Beziehung paßt das Beispiel von England nicht. Das Volk hat dort ausgedehnte Rechte, aber es hat auch Jahrhunderte hindurch gelernt die Pflichten, welche diese Rechte voraussetzen, auszuüben und zu bethätigen. Es genügt nicht, einem Volke Rechte verleihen, sondern das Volk muß auch die moralische Befähigung haben, diese Rechte vernünftig ausüben zu können. Ist Letzteres nicht der Fall, so artet auch jede Berechtigung auf der Stelle aus und zwar in um so größerm Maße als sie ausgedehnter ist. Der Engländer besitzt historisch angeerbte Charaktereigenschaften, die dem Deutschen überhaupt und dem Preußen insbesondere größtentheils mangeln, ohne welche aber ein edles, geregeltes Verfassungsleben kaum denkbar ist. Neben einem sehr entschiedenen Egoismus hat sich im englischen Charakter zu gleicher Zeit der Gegenpol kräftig ausgebildet, nämlich ein besonderer, aufrichtiger Gemein-

sinn, die lebendige Überzeugung, daß ohne das Gedeihen des Ganzen auch das Gedeihen des Einzelnen unmöglich ist. Und zwar ist dieser Gemeinsinn nicht eine bloße Theorie, wie sie auch alle Tage in Deutschland vorgetragen wird, sondern er ist eine praktische Wahrheit, von der die tägliche Handlungsweise des Engländers völlig durchdrungen ist. Bei uns steht es anders. Eine unglückselige Geschichte hat den Deutschen allmälig fast gezwungen, nur einzig und allein seinen augenblicklichen Sondervortheil im Auge zu haben und das Beste des Gemeinwesens, das er weder zu übersehen noch zu fördern vermochte, gänzlich außer Augen zu lassen. Und wehe dem Volke, welches die Befugniß hat, aus seiner eigenen Mitte heraus das Gemeinwesen zu ordnen und zu regieren, in welchem aber jeder Einzelne nur an sein besonderes Wohl denkt.

Der Engländer besitzt ferner die Eigenschaft einer entschiedenen, reellen Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit. Er haßt jede unwahre Declamation, jede lügnerische Phrase, sie beruhe nun auf absichtlicher Unwahrheit oder auf unbewußter Selbsttäuschung. Dadurch kommt eine Klarheit, eine moralische Sicherheit, ein Streben nach festen Zielen in das Verfassungsleben, was ohne diese erste aller Eigenschaften völlig unmöglich ist. Selbst der Eigennutz tritt dort unversteckt und ohne Maske hervor; selbst er ist „zu stolz zur Lüge". Man weiß daher, wie man mit ihm daran ist, man kann ihm entgegenwirken und sich zuletzt mit ihm verständigen. Ein Volk aber, was mehr oder weniger aus lauter Phrasenmenschen besteht, die ihre eigentlichen Tendenzen sich kaum selbst einzugestehen wagen, ist wenig befähigt zur angemessenen öffentlichen Discussion und zur Fassung reifer, aus der Lage der Dinge mit Nothwendigkeit hervorgehender Beschlüsse. Das ganze elende, auf phantastischer Eitelkeit und Selbstsucht beruhende Intriguenspiel sowol von Seiten der Regierungspartei als der Volkspartei, das Bestechungssystem, die Ausbeutung der öffentlichen Mittel für Privatzwecke, die Stellenjägerei u. s. w., wie wir das Alles zu unserm Ekel in Frankreich erblicken, es könnte sich gar leicht auch in Preußen wiederholen. Es fehlt uns an öffentlicher Moral, und wo diese fehlt, da kann Niemand vorhersehen, zu welchen schlimmen Dingen ein Volk allmälig verleitet wird, was mittels einer freien Verfassung die Befugniß hat, jede mögliche Thorheit und Sünde zu begehen.

Der Engländer besitzt ferner Muth, Charakter und die Fähigkeit, für seine Überzeugung die nöthigen Opfer zu bringen. Auch Das ist eine moralische Basis, ohne die kein wahrhaftes Verfassungsleben gedacht werden kann. Wo wie bei uns politische Feigheit und Charakterlosigkeit bis zum äußersten Grade der Verächtlichkeit eingerissen ist, wo man einen wirklichen politischen Charakter bei Tage mit der Laterne suchen kann, da lassen sich die traurigsten moralischen Verwirrungen mit ziemlicher Gewißheit vorhersehen. Es läßt sich gar nicht berechnen, bis zu welchen Extravaganzen ein überzeugungsloses Volk, mit welchem jeder redegewandte Demagoge fangballspielen kann, sich hinreißen läßt. Der Staat ist den äußersten Schwankungen von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, ist allen möglichen Inconsequenzen von der leidenschaftlichsten Aufregung in diesem Augenblicke bis zur leblosen Apathie im nächsten Augenblicke ausgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible])

Nicht eigentlich auf Verbreitung von Zeitideen berechnet, aber doch auch an eine der [illegible] Tagesfragen angeknüpft ist der umfangreichste und gelehrteste Aufsatz des dritten Jahrgangs: „Der Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwickelung", von W. Hertzberg. Um nämlich zur Begriffsbestimmung der Elegie zu gelangen, geht der Verf. derselben von der Charakteristik der Lyrik überhaupt aus und zu dieser bahnt er sich den Weg durch die Bekämpfung jener im letzten Jahrgange dieses Taschenbuchs enthaltenen und schon mehrfach angegriffenen Äußerung Vischer's über die politische Poesie. Wie nämlich unsere Leser sich erinnern werden, hatte dieser, namentlich mit Bezug auf Herwegh, gesagt, der Künstler müsse seinen Stoff so aus sich herausarbeiten, daß er getrennt von seinem Subject als ein selbständiges Kunstwerk dastehe, und wenn dies möglich sein solle, müsse der Proceß der Ablösung des Gegenstandes von seinem Ich schon im voraus, wenn nicht ganz, doch zum größern Theil vollzogen sein; so müsse auch die politische Poesie, wenn sie eine echte und wahre sein solle, durchaus eine große Vergangenheit zum Stoffe haben; diejenige aber, welche die Gegenwart beklage und die Sehnsucht nach einer bessern Zukunft an diese Klage knüpfe, dürfe nicht als „reine Poesie" sondern nur als Rhetorik betrachtet werden. Gegen diese Behauptung richtet unser Verf. seine Polemik, indem er dagegen einwendet, daß mit Annahme derselben zugleich das Verdammungsurtheil über ein ganzes Drittheil der Poesie, nämlich der ganzen Lyrik, ausgesprochen sein würde. Denn die Lyrik habe das dichtende Subject zum Object, der Dichter gehöre aber nicht minder indem er dichte als indem er lebe der Gegenwart an, die Gegenwart aber sei nicht nur eine sterbende Vergangenheit, sondern zugleich die werdende Zukunft, und es gebe daher kein lyrisches Gedicht, welches nicht mehr oder minder mit den der Zukunft angehörigen Empfindungen geschwängert wäre. Dadurch unterscheide sich gerade der lyrische Dichter vom epischen, daß er nicht ein Äußeres, sondern sein eigenes Innere zur Anschauung bringe, freilich nicht als rein innerlich verbleibend, sondern insofern es durch Berührung mit den äußern Dingen und Verhältnissen auch selbst zur äußerlich-sinnlichen Erscheinung, zur That gelange, aber doch auch nicht als völlig entäußert, nicht als bereits abgethan und vom Innern ausgeschlossen, sondern als einen frischen und regen Act seines Lebens. Denn wer sein Leben hinter sich habe, schreibe keine Gedichte mehr, am wenigsten lyrische; vielmehr, wer Schlachtgesänge anstimme, der müsse selbst noch Speere zu werfen und Schwerter zu schleifen Lust wie Kraft haben. Mithin sei das Leben des Dichters, insofern es Object sei, Lyrik sei, kein abgeschlossenes, kein fait accompli, im Gegentheil trete gerade die höchste Energie des Dichterlebens im Augenblicke des Schaffens hervor. Wer hiergegen einwenden wolle, der Darstellung eines unvollendeten Lebens müsse ja nothwendig die vollendete Harmonie, der innere Abschluß fehlen, der möge bedenken, daß ja auch der Epiker und Dramatiker immer nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Ganzen der auch noch unvollendeten Weltgeschichte darzustellen, aber dennoch ihm den Stempel der Abgeschlossen-

heit aufzudrücken vermöge. So sei auch der Lyriker im Stande, jede Welle seines flutenden Lebens im Gedichte als eine Welt für sich aufzufassen, in welcher sich das Ufer mit seinen wechselnden Gestalten, der Himmel mit seinem Gewölk und seinen Sternen als sauberer Mikrokosmus abspiegle.

Dies etwa ist der erste Theil der Einwürfe, welche der Verf. gegen Vischer geltend macht. Wir können der Entwickelung als solcher sowol von Seiten ihrer Form als von Seiten ihres Inhalts unsere Anerkennung nicht versagen; aber das Resultat derselben, spricht es denn wirklich gegen die Vischer'sche Behauptung? Verlangt denn etwa Vischer eine totale Ablösung des Objects vom Subject? Er bedient sich ausdrücklich der Limitation „zum größern Theil", und eine Ablösung zum größern Theil muß doch ohne Frage stattfinden, sofern überhaupt ein Lebensmoment des dichtenden Subjects ihm zum Object werden und die wenn auch nur illusorische Abrundung und Abgeschlossenheit eines Mikrokosmus erhalten soll. Eine rein subjective Expectoration, wenn auch noch so viel poetische Elemente enthaltend, ist noch kein Gedicht, sondern eine bloße Lebensäußerung, kein Kunstwerk, sondern ein Naturproduct, und Vischer hat also ganz recht, wenn er dergleichen versificirte Herzensergießungen zwar als solche um der darin ausgedrückten Gesinnung und Begeisterung willen hochschätzt, aber dennoch nicht als wirkliche Gedichte anerkennen will. Eine andere Frage ist freilich die, ob denn ein politisches Gedicht, welches seinen Stoff aus der Gegenwart entlehnt, nothwendig eine blos subjective Expectoration sein müsse. In der Beantwortung dieser Frage müssen wir uns durchaus auf die Seite des Verf. stellen, denn wir sehen nicht ein, warum nicht ein Moment unserer dem Staate und dem Vaterlande gewidmeten Empfindungen ebenso gut solle objectivirt und der subjectiven Unruhe entrissen werden können als ein Act unserer anderweitigen Gefühle. Zum Abschluß eines Gefühls ist ja nicht nöthig, daß auch das Object des Gefühls in sich zum Abschluß gelangt sei. Auch wenn die Freiheit außer uns und um uns noch nicht errungen ist, kann doch das Freiheitsgefühl, zwar nicht in seiner Allgemeinheit — aber als solches ist es überhaupt noch nicht poetisch —, aber doch in einer ganz besondern specifischen Gestaltung zum Abschluß gelangen und alsdann auch Object eines lyrischen Gedichts werden. Von dieser Seite also steht dem politischen Dichter gar nichts entgegen, nur hat er leider mit einer andern Schwierigkeit zu kämpfen, mit dem prosaischen Charakter des Stoffs. Zwar ist kein Stoff der Poesie ganz unzugänglich, aber der eine liegt ihr näher, der andere ferner, und der politische Stoff, den der Lyriker aus der Gegenwart schöpfen kann, hat nun einmal die böse Eigenschaft, daß er in seiner Allgemeinheit zu abstract, in seiner Besonderheit aber zu realistisch ist. Es gehört daher auch ein höchst glücklicher Genius dazu, zwischen dieser Scylla und Charybdis glücklich hindurchzusegeln, was denn auch unser Verf. selbst zugibt, indem er sagt, es sei augenscheinlich, daß diejenige Lyrik, welche die Postulate in der Zukunft eines Volks in ihren Inhalt aufnehme, einer Standrede äußerlich ähnlicher werde als die, welche es nur mit dem Verhältniß zu Einzelnen zu thun habe, z. B. die Serenade eines verschmähten, aber noch hoffenden Liebhabers. Um dieses Zugeständnisses willen läßt er jedoch seine Polemik gegen Vischer noch nicht fallen, sondern fährt fort die einzelnen Argumente desselben zu widerlegen oder zu entkräften. Ist er auch hierbei nicht immer gleich glücklich und thut namentlich seinem Gegner insofern einiges Unrecht, als er die ihm anstößig erscheinenden Aussprüche desselben zu isolirt betrachtet und andern Äußerungen desselben, welche selbst auf die zwischen der subjectiven Begeisterung und objectiven Besonnenheit des Dichters nothwendig herrschende, aber ebenso nothwendig zu überwindende Antinomie hindeuten, gänzlich unberücksichtigt läßt, so dürfte doch dieser ganze polemische, zur Einleitung dienende Theil der Abhandlung, besonders insofern darin eine ebenso klar als anziehend geschriebene Charakteristik der gesammten Lyrik und der ihr zu Gebote stehenden Mittel enthalten ist, für den größern Theil des Publicums leicht von größerm Interesse sein als die nachfolgende, ins philologische Detail eingehende Untersuchung. Zwar ist auch diese im Ganzen nicht nur mit gründlicher Sachkenntniß und vollkommener Beherrschung des Materials, sondern auch in gewandter, feiner und an passenden Stellen selbst eine rhetorisch-poetische Diction nicht verschmähender Form geschrieben und gewährt sowol über den Begriff der griechischen Elegie als auch über die historische Entwickelung derselben durch Kallinos, Archilochos, Tyrtäos, Mimnermos, Solon, Xenophanes, Theognis, Phokylides, Euenos, Simonides, Ion, Dionysius, Philiskus, Aristoteles und Krates bis zu ihrer Umgestaltung im alexandrinischen Zeitalter eine höchst dankenswerthe Übersicht, welche namentlich an der Einlage der werthvollsten und berühmtesten Elegien oder elegischen Fragmente in wohlgelungener Übersetzung eine für jeden Gebildeten interessante Zugabe erhalten hat; indeß finden sich doch auch einzelne ziemlich lange Partien in ihr, z. B. die historisch-kritische Untersuchung über die Chronologie des Kallinos, welche wenigstens in solcher Ausdehnung und mit Anziehung und Verarbeitung an sich so minutiöser und dem allgemeinen Bewußtsein durchaus fernliegender Notizen und Thatsachen nur dem Philologen von Interesse sein können und welche daher im vorliegenden Taschenbuche, das in seiner ganzen bisherigen Ausstattung stets nur das allgemein-gebildete Publicum vor Augen gehabt hat, besser unterdrückt worden wären. Im Übrigen gibt uns der Verf. wie in der Einleitung so auch in der eigentlichen Abhandlung mehrmals Veranlassung, unsern Blick von dem alten Hellas weg auf unser neuestes Deutschland zu wenden und selbst durchaus objectiv gehaltene Schilderungen antiker Staatsverhältnisse oder einzelne Stellen aus den mitgetheilten Gedichten versetzen uns plötzlich wie mit einem Zauberschlage, ohne daß es der Verf. gewollt haben mag, aus dem Gebiete der Vergangenheit in das der Gegenwart.

Am freisten von derartigen Nebeneffecten, obwol auch nicht ganz frei, halten sich jedenfalls die beiden Mittheilungen von A. Wellmann und, was den Leser besonders wundern wird, von Hoffmann von Fallersleben. Der Erstere bietet uns einen Aufsatz „Über einige englische Trauerspieldichter nach Shakspeare", der ganz in ähnlicher Weise abgefaßt ist wie der im ersten Jahrgange dieses Taschenbuchs enthaltene „Über die vier ältesten spanischen Dramatiker". Wir erhalten darin einen zwar nicht sehr ausführlichen, aber für das Interesse des Stoffs vollkommen ausreichenden Bericht über den Gang der tragisch-dramatischen Literatur in England von Shakspeare bis in die neuere Zeit und eine kurze Charakteristik der nennenswerthesten Dichter, ja selbst eine Inhaltserzählung mehrer der berühmtesten Stücke. Die Wanderung, die wir mit dem Verf. machen müssen, hat gerade nichts Tröstliches. Denn wir gelangen mit jedem Schritte von den romantischen Gebirgshöhen der Poesie immer tiefer und tiefer hinab in das tiefste prosaische Flachland. Während Dichter wie Philipp Massinger, Thomas Otway, Nathanael Lee und John Banks, ja auch noch Thomas Southern, Nicholas Rowe und William Congreve, wenn auch sämmtlich manierirt und nach der einen oder andern Seite hin ins Excentrische ausartend, doch immer noch mehr oder weniger Nachklänge der Shakspeare'schen Tragik enthalten, so versinken dagegen zufolge der durch die Locke'sche Philosophie und einen abstracten Deismus herbeigeführten Verständigkeit, zufolge der überhand nehmenden, den Kunstsinn verdrängenden praktischen Richtung, zufolge des durch Steele, Shaftesbury, Johnson, Addison verbreiteten Modalismus und zufolge des Einflusses der französischen Hofpoesie die folgenden Dichter: Ambrose Philipps, Aaron Hill, Hughes, Addison, George Lillo und Edward Moore immer mehr in die niedere und kleinliche Sphäre der Familiendramen und Rührstücke, oder spreizen sich auf den flachen Parquets steifleinener Classicität oder waschlederner Tugendhaftigkeit. Nur ein Schotte, John Home, wagte daneben wieder einen Sprung in die Romantik und machte damit einen solchen Effect, daß während der Aufführung seines

Stücks ein Landsmann von ihm ausrief: „He, Jungen, wo bleibt euer William Shakspeare nun?“ Und doch bestand auch seine Romantik nur in der bei den Engländern so beliebten Familienromantik der verlorenen Söhne und Findelkinder. Wie dieser traurige Zustand der englischen Bühne selbst neben den großartigsten Weltereignissen und bei dem immerwährenden Wachsthum des englischen Nationalbewußtseins habe fortbestehen können, darüber gibt uns der Verf. keinen Aufschluß. Uns scheint der einfache Grund der zu sein: eine poetische Größe wie Shakspeare kann ein Volk auf einem Gebiete der Poesie nicht zweimal hervorbringen, schon darum nicht, weil alle folgenden Dichter, wenn sie sich nicht ganz und gar von der Sphäre seiner Poesie zurückschrecken lassen, entweder durch die Bewunderung seines sonnenartigen Glanzes in den Planetenkreis der Nachahmung gebannt oder durch Selbstverblendung gegen denselben in die Kometenbahnen der Willkür und Excentricität geschleudert werden. Auch hat bis jetzt die Geschichte der Poesie noch nirgend einen Homer nach Homer geliefert.

Hoffmann von Fallersleben bietet uns einen Aufsatz: „Theobald Höck. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur“, worin uns über diesen bisher fast gänzlich unbekannt gebliebenen Dichter aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts die nothdürftigen biographischen Notizen, eine kurze Charakteristik seiner Poesie und mehre Proben derselben mitgetheilt werden. Die Form seiner Poesie ist roh und namentlich die Sprache und der Versbau mit Härten überladen, dagegen der Inhalt oft sinnig und zart, frisch und von Wahrheit und Wärme der Empfindung durchdrungen. Seine Gedichte sind theils Liebeslieder, theils Hof- und Staatspoesien. Nur bei Mittheilung der letztern fällt unser „unpolitischer Dichter“ einmal aus seiner sonst beziehungslosen Darstellung heraus, indem er sagt: der Dichter scheine im Hof- und Staatsleben anfangs manche Täuschungen und manches Ungemach erlebt zu haben, weil sich seine edle Natur nicht zu allen jenen Dingen habe bequemen können, deren es zur Erreichung persönlicher Zwecke bei allen Höfen, damals wie jetzt, bedürfe; er habe um kein Amt gebettelt, denn:

> Das thut kein edles Herze,
> Sondern veracht solch Scherze.

Vielleicht ist auch nicht ganz ohne Nebenabsicht gerade das Lied „Vom Herrn Vettern“ mitgetheilt, in welchem es unter Anderm heißt:

> Will du zu Hof befürdert wern,
> Schau, daß hast ein Herrn Vetter!
> Du wirst gelehrt, edl, voller Ehrn,
> Ein Kriegsmann frei, noch mehr darbei —
> Doch kehrn Rock nach dem Wetter!

Zugeständlicher drückt seinen Standpunkt innerhalb der Gegenwart Adolf Bock aus, der uns in einem Brief an den Herausgeber sein Urtheil über Knigge liefert. „Der Schriftsteller“, sagt er unter Anderm im Eingange seines Briefes, „bewährt sich noch als sehr unnütz für die Sache des Volks, der weiter nichts vermag als die sittlichen Gebrechen der höhern Stände mit gelinden Mitteln anzugreifen. Die Nichtswürdigkeit der Menschen ist überall, wo sie sich findet, mit sittlichem Zorn zu vernichten. Die höhern Stände würden aber nicht schlecht sein können, wenn es die untergeordneten nicht auch wären, um jene zu unterstützen. Und der wirkliche Volksfreund hat deshalb gerade das Volk auf die eigenen Schwächen aufmerksam zu machen, hat ihm zu zeigen, wie es annäherungsweise und allmälig wenigstens zu geistiger, sittlicher und somit auch äußerlicher Selbständigkeit gelangt. Unzufriedenheit, ein sehr verrufenes Wort! Und dennoch verdanken wir ihr — versteht sich, nächst dem Hunger und der Liebe — alles Große und Menschenwürdige. Geht sie freilich über das Maß der Kräfte, so wird sie eine Thorheit; weckt sie dagegen das Bewußtsein der Kraft, so führt die Unzufriedenheit mit dem Alten zur Entdeckung und Begründung des Neuen, so führt die Unzufriedenheit mit den Übelständen zur Verbesserung im Großen wie im Kleinen.“ Bei solchen Grundsätzen muß natürlich Knigge, der echte Sohn seines Jahrhunderts, sehr schlecht wegkommen und es darf uns daher nicht wundern, wenn das Resultat des Aufsatzes kein anderes als die gänzliche Beseitigung und Abfertigung des freiherrlichen Schriftstellers ist. Mit welcher Schlagfertigkeit, aber auch mit welchen schlagenden Gründen dieses literarische Todesurtheil gefällt, wie kurzer Proceß mit dem „Cavalier von Kopf und Herz“ gemacht wird, ist um so ergötzlicher und kurzweiliger mit anzusehen, als sich zu gleicher Zeit Gödeke so lang und breit in umgekehrter Absicht mit ihm zu schaffen gemacht hat. Wir hoffen, das Publicum ist so gescheit und hält sich an Bock, der von vornherein gesteht, die auf die Durchsicht der Knigge'schen Schriften verwandte Zeit erscheine ihm nur deshalb nicht verloren, weil er sie Andern zu ersparen gedenke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Gesammelte Werke von Vignan.

Hier und da ragen noch aus der wilden Flut des Tags einige bemooste und verwitterte Trümmer der echten classischen Schule hervor. Freilich werden sie täglich mehr und mehr weggespült von den mächtigen Wellen, und der Abgrund der Vergessenheit wird sie bald alle verschlungen haben; aber doch verdienen sie als Vertreter einer hingesunkenen Zeit unsern Blick wenigstens auf einen Augenblick zu fesseln. Wäre die Académie française im Stande gewesen, sich frei zu erhalten vor dem Eindringen moderner Elemente, so würden wir unbedingt und ohne irgend Anstand zu nehmen für Aufnahme A. Vignan's votiren. Es ist dies ein pflichtergebener und äußerst gewissenhafter Repräsentant des wohlgeschulten, säuberlichen Classicismus, und es ist ihm auch bereits bei öffentlichen Preisertheilungen zur Belohnung für seine gequälten Chrien und Paradedichtungen mehr als ein Mal der akademische Kranz auf das Haupt gedrückt. Was uns den Namen dieses ehrlichen Mannes in die Feder führt, der sicherlich viel eher Anspruch auf den Monthyon-Tugendpreis als auf literarische Anerkennung zu erheben hat, ist das Erscheinen seiner gesammten poetischen Werke. Der erste Band hat bereits die Presse verlassen und wahrscheinlich werden die einmal geöffneten Schleusen sich sobald nicht schließen. Wahrlich, wenn jetzt noch ein Boileau zu Gericht säße, so würde er sicher das Lob des belorberten Dichters mit vollem Munde posaunen. Alles ist so correct und so sauber, nirgend wuchern die Gedanken allzu üppig! Ob aber Vignan mit seinen „Oeuvres poétiques“ den Ruhm des Tags einernten oder sich eine dauernde Stelle im Tempel wahrer Dichtergröße erwerben wird, ist eine Frage, deren Bejahung etwas gewagt sein dürfte.

Katholische Journalistik.

Der Katholicismus ist in der französischen Journalistik nach allen Richtungen hin vertreten. Dessenungeachtet ruft das neuerwachte religiöse Bewußtsein immer neue Zeitschriften ins Leben, die bald mit aufflammendem zelotischen Eifer, bald im ruhigen doctrinairen Tone die katholische Lehre predigen. Unter den neuen Erscheinungen dieser Art, welche in der letzten Zeit aufgetaucht sind, bemerken wir folgendes Blatt: „Journal des écrivains catholiques, écho politique, philosophique, artistique et littéraire du monde religieux.“ Als Herausgeber nennt sich Boiste de Richemont. Dieses neue Organ des Katholicismus stellt sich die Aufgabe, die hervorragenden Schriften auf dem Gebiete der Ascetik in weitern Kreisen zu verbreiten und einem größern Publicum zugänglich zu machen. In dem Plan und der Anlage erinnert es an das „Journal des prédicateurs“, welches von derselben Verlagshandlung herausgegeben wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Dritter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Ich weiß sehr wohl, was man gegen diese trübe Ansicht einwenden wird. Man wird den gesunkenen politischen Charakter der Preußen nicht ableugnen, aber man wird einwenden, daß die Schuld davon eben in dem Mangel an politischer Freiheit liege, an der politischen Sklaverei, die Jahrhunderte lang auf uns gelastet und auf das Verderbniß unserer öffentlichen Moralität hingewirkt habe. Man wird ferner gleich unserm Verf. behaupten, daß mit der Ursache auch die Wirkungen aufhören würden und daß die edeln Eigenschaften eines freien Volks sich von selbst einstellen würden, sobald nur erst die freie Verfassung da sei. Was das Erstere betrifft, so bin ich damit einverstanden, der Grund unserer politischen Verderbniß liegt in unserer Geschichte. Wir leiden an den Sünden unserer Vorfahren. Alles in der Welt hat seinen natürlichen Grund, Alles ist Folge jenes ewigen Processes von Ursache und Wirkung. So auch unser jetziger Volkscharakter, und so gering ich ihn in mancher Beziehung anschlage, so tief ich ihn auch stelle, so fällt es mir wahrlich nicht ein, alle Schuld den Mitlebenden und der Gegenwart aufzubürden. Aber was den zweiten Satz betrifft, daß die moralische Freiheit sich von selbst einstellen werde, sobald nur erst die gesetzliche vorhanden sei, so kann ich ihn doch nur mit sehr großen Beschränkungen zugeben. Moralische Gebrechen, die chronisch geworden sind, hören nicht plötzlich auf. Sie bedurften Jahrhunderte zu ihrer allmäligen Entstehung und Entwickelung, sie sind organisch, constitutionnel geworden und sie können also auch nicht mit einem Zauberschlage plötzlich aufhören. Es wäre eine leichte Sache um die Erziehung des Menschengeschlechts, wenn sich durch ein paar papierene Gesetze die moralische Gesundheit auf der Stelle wiederherstellte, wenn es nur eines Moments bedürfte zur völligen Wiedergeburt eines Volkes. Ich will zugeben, daß wir Deutschen noch nicht moralisch verloren sind, daß die Urkeime eines großartigen Charakters noch nicht gänzlich abgetödtet, daß sie noch Herr werden können über das wuchernde Unkraut, das vorläufig sie verdumpft hat. Aber Das kann ich mir nicht verhehlen, daß lange Kämpfe, eine lange schwere Leidensschule, daß zahllose Abirrungen und vergebliche Versuche dazu gehören werden, um die germanische Freiheit endlich wiederherzustellen. In dieser Beziehung theile ich ganz die Bedenken der Absolutisten. Einen verständigen Gebrauch der politischen Freiheit kann Niemand garantiren. Es ist leicht möglich, daß wir Experimente durchmachen werden ähnlich den französischen am Ende des vorigen Jahrhunderts, leicht möglich, daß eine noch größere chaotische Auflösung auf Jahre und Jahrzehnde bei uns eintritt als bei dem Nachbarvolke. Der Verf. selbst gibt zu, daß ein solcher Umsturz aller bürgerlichen Ordnung alsdann möglich sei, wenn die Concessionen zu spät eingeräumt würden. Nun denn, wer bürgt ihm dafür, daß es nicht schon zu spät bei uns ist? Was mich betrifft, so fürchte ich es nicht nur, sondern ich bin fest davon überzeugt. Es gab eine Zeit, wo eine friedlichere Wiedergeburt zur politischen Freiheit des deutschen Volkes und namentlich Preußens vielleicht möglich gewesen. Es war dieses die Zeit, wo das Volk durch Unglück geläutert zu einem hohen moralischen Aufschwunge angeregt worden war, wo wahrhaft große Charaktere an der Spitze standen, denen es vielleicht gelungen wäre, den Stempel ihrer eigenen hohen sittlichen Reinheit der ganzen politischen Umgestaltung aufzudrücken; die alle im Aufkeimen begriffenen bessern moralischen Elemente mit den Sonnenstrahlen ihres Genius zum Aufblühen gebracht und um sich versammelt haben, die alles Unwahre, Verworrene und Selbstische durch ihr moralisches Ansehen in gehörigen Schranken gehalten haben würden. Das war die Zeit während der Freiheitskriege und unmittelbar nach denselben; damals war eine gute Stimmung für gewissenhafte Staatsarbeit, und damals lebte einer von jenen seltenen Menschen, den die Vorsehung in schwierigen Zeiten mit jener moralischen Sicherheit und Klarheit ausrüstet, um seinen Mitbrüdern als Führer und Leiter zu dienen, das war der Freiherr von Stein. Aber dieser Augenblick ist vorbei. Seit jenen dreißig Jahren ist unglaublich viel an moralisch-politischem Gehalte verloren gegangen und verdorben worden. Ein Geschlecht ist emporgewachsen, welches mit materieller Selbstsucht, mit cynischer Genußsucht, mit doctrinairer Phrasenmacherei und sittlicher Un-

klarheit recht eigentlich vollgestopft und übersättigt ist. Jede eigene moralische Überzeugung, jedes Streben nach höhern sittlichen Lebensaufgaben, ja jede aufrichtige Selbstachtung ist im Verlaufe dieser unglückseligen Zeit gebrochen und zerstört worden. „Du hast's erreicht, Octavio!" kann man der Reaction mit Wahrheit zurufen. Man wollte die selbständigen Charaktere und Überzeugungen brechen, um Ruhe vor ihnen zu haben, und es ist in vollem, vollem Maße gelungen. Aber Vortheil hat man nicht davon gehabt. Trotz aller dieser gelungenen Bestrebungen steht man jetzt wieder auf dem Punkte, wo man sich genöthigt sieht, die Anker zu kappen und das Schiff den Stürmen preiszugeben, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt älter und lecker geworden ist, daß die erfahrenen Steuerleute gestorben sind und daß eine schwächliche, ungeübte Bemannung an die Stelle der rüstigen Matrosen getreten ist. Die Aufgabe ist schwerer geworden, denn sie hat sich aufgesummt an unbewältigtem Stoffe von Jahr zu Jahr und die Mittel sind unzureichender.

Man verstehe mich recht. Ich weiß sehr wohl, daß es so wie jetzt nicht bleiben kann. Ein wirklicher Staat, der auf gemeinsamer Gesinnung und auf organischer Durchwachsung der einzelnen Glieder beruht, existirt in Preußen eigentlich gar nicht mehr. Es ist nur noch ein Haufe von Individuen vorhanden, wo Jeder für sich fühlt, denkt und handelt. Diese anorganische Anhäufung wird blos noch äußerlich zusammengehalten und rein mechanisch regiert. Ein Jeder sucht sich den allgemeinen Leistungen zu entziehen und sieht in den Behörden nur einen Feind, gegen den er die Faust in der Tasche macht und über deren steigende Verlegenheit er sich freut. Aller Rechts- und Gemeinsinn, alles staatliche Bewußtsein hat aufgehört. Dieses unglückselige Verhältniß, welches mit reißender Progression sich ausgebildet hat, kann nicht lange mehr bestehen. Man muß daran denken, wieder wirkliche Staatsbürger zu bilden und zu erwerben, wenn nicht eine totale Auflösung erfolgen soll. Daß jenes System der absoluten Fürstengewalt und der zwangsweisen Bevormundung des Volkes durch eine bureaukratische Beamtenhierarchie zur Wiedererzeugung eines lebendigen Staatsorganismus absolut unfähig ist — diese Überzeugung wird man mir wol zutrauen. Es gibt gewiß keinen entschiedenern Gegner der gegenwärtigen Regierungszustände als mich, ich wäre wahnsinnig, wenn ich das mindeste Heil von einem Systeme erwarten sollte, welche meiner Ansicht nach den Staat moralisch aufgelöst hat. Jede Minute, die man länger darin beharrt, vergrößert die Gefahr und das Verderben. Auch ich kenne nur ein Mittel, um aus Preußen wieder einen wirklichen organischen Staat zu machen: *die freie Verfassung und die Mündigsprechung des Volkes.* Es bleibt in diese Beziehung gar keine Wahl übrig. Wo nur ein einziges, letztes Rettungsmittel noch gegeben ist, da muß man dazu greifen, es entstehe daraus was wolle. Beim Beharren auf dem jetzigen Systeme ist sicherer Untergang; bei Ergreifung einer volksrechtlichen Verfassung, mögliche, ja wahrscheinliche Rettung. Aber darin kann ich so vielen unserer liberalen Schriftsteller nicht beistimmen, wenn sie dieses einzige Rettungsmittel als ein bequemes und schmerzloses darstellen, welches ohne alle schweren Krisen die volle Gesundheit sogleich wiederherstellen werde. Nein, wir können uns auf ernste, schwere Kämpfe und auf die heftigsten Erschütterungen gefaßt machen, wenn wir eine freie Verfassung erhalten. Der Mangel an Gemeinsinn und an organischem Staatsbewußtsein wird öffentlich hervortreten, sobald ihm die Freiheit dazu gegeben ist. Das ist eine Naturnothwendigkeit. Ich sehe nicht ein, warum man den Stand der Dinge, wie er wirklich ist, nicht offen aussprechen soll. Ich liebe diese lästigen Verschweigungen nicht, durch die man ohnehin die Gegner nicht täuscht. Ihre Befürchtungen werden dadurch nicht beschwichtigt, denn ihr innerstes Gewissen sagt ihnen, daß sie nur zu begründet sind. Nein, man gebe ihnen Alles zu, was sie von einer freien Verfassung fürchten; man gebe ihnen zu, daß das Volk sich zu den äußersten Extremen bei dem ungewohnten Gebrauche der Freiheit verirren könne; man gebe ihnen zu, daß so viel aufgehäufter Stoff von Bedürfnissen, die unter der jetzigen Regierung nicht erledigt und befriedigt sind, gar leicht eine Explosion erzeugen könne, sobald die frische Luft der Freiheit mit ihm in Berührung tritt. Das schadet Alles nicht zur Erreichung unsers Zwecks; *denn es bleibt ihnen einmal keine andere Wahl.* Wo auf der einen Seite sicherer Untergang ist, da muß man sich schon zu dem letzten Rettungswege entschließen und wenn noch so viel Schmerzen und Opfer sich dabei vorhersehen ließen. Im Gegentheil, es macht mir Vergnügen, alle diese Ängste zu bestätigen. Es ist mir eine kleine Genugthuung, die Nemesis jetzt auf vielen Gesichtern zu lesen. Ich weiß, daß sie *müssen.* Warum haben sie nicht früher eingelenkt als es noch Zeit war. Ich bin auf Alles gefaßt und sehe mit Ruhe den Stürmen entgegen, die da kommen werden; mögen *sie* sich eine gleiche Fassung zu erwerben suchen. Das ist ihre Sache.

Wenn ich übrigens von Verfassung spreche als von dem einzigen Rettungsmittel Preußens, so meine ich damit eine wirkliche Verfassung, die den Ansprüchen der neuern Zeit völlig genügt, eine klare unverclausulirte Verfassung mit unbedingtem Steuerbewilligungs- und *Steuerverweigerungsrechte,* mit einem freisinnigen Wahlsysteme, mit vollständiger Öffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens, mit entschiedener Preßfreiheit. Nichts Verderblicheres könnte uns die nächste Zukunft bringen als halbe Zugeständnisse, durch welche die Volksmacht einerseits angeregt und halb und halb berechtigt würde und doch auf der andern Seite wieder keine genügende Befriedigung ihrer politischen Wünsche fände. Das hieße die Leidenschaften absichtlich erregen und den Kampf muthwillig provociren, den man zu vermeiden sucht; das hieße die Revolution mit Nothwendigkeit hervorrufen. Man gewänne nicht einen einzigen

Freund und verstärkte doch die Feinde. Wenn heute eine solche halbe Verfassung gegeben würde, so wäre auch morgen der Kampf gegen die Staatsgewalt schon im vollen Gange. Diese halben Zugeständnisse die man macht, ohne Vertrauen, umgeben von einer Menge hinterhältiger Gedanken und Verclausulirungen, sie sind das Product der Schwäche und werden als solche vom Volke aufgefaßt. Sie gießen nur Öl ins Feuer; denn mit dem kleinen Finger begnügt sich das Volk nie, es verlangt stets die ganze Hand. Man betrachte alle Revolutionen, die zu leidenschaftlichen Extremen geführt haben, immer wird man finden, daß diese halben Maßregeln und Zugeständnisse das schlimmste Incitament dabei gewesen sind.

Die Quadratur des Cirkels ist noch nicht erfunden und wird auch nicht erfunden werden. Ebenso wenig wird man eine Verfassung erfinden können, welche die absolute Fürstenmacht einerseits vollständig conservirt und andererseits dem Volke auch freie Selbstbestimmung zugesteht. Daß ein solcher unvereinbarer Widerspruch unlösbar ist, das lehrt die einfache Logik. Man zerbreche sich daher auch nicht den Kopf daran. Was von vornherein unmöglich ist, das wird durch alle Berathungen nicht möglich, selbst wenn die sieben Weisen Griechenlands daran Antheil nähmen. Entweder — Oder. Entweder dem gebildeten Theile des Volkes sich auf Discretion in die Arme geworfen, oder ruhig in dem alten Systeme beharrt und abgewartet, bis die Wogen der Zeit die letzten Stützen des morschen Gebäudes zertrümmern. Entweder eine richtige Thätigkeit oder gar keine. Eine falsche Thätigkeit ist unter allen Umständen das Schlimmste.

(Der Beschluß folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Wenn die bisher besprochenen Aufsätze des dritten Jahrgangs zwar alle in näherer oder entfernterer Beziehung zu Fragen der Zeit stehen, aber doch ihr Thema eigentlich der Vergangenheit entnommen haben, so wurzeln jedoch die beiden Gaben von J. P. Jordan und dem Herausgeber durchaus in der Gegenwart selbst. Der Erste gibt eine höchst klare und übersichtliche Darstellung von „Ungarns literarischen und nationalen Bestrebungen", welche wir Jedem, der etwa über die historische Entwickelung und den neuesten Standpunkt der nationalen Kämpfe, namentlich des Sprachenstreits in Ungarn noch im Dunkeln sein sollte, angelegentlichst zur Lecture empfehlen. Welche politische Stellung der Verf. darin einnimmt, erhellt sogleich aus dem Anfange welcher lautet: „Zwei Hauptbestrebungen sind es, welche gegenwärtig Europa von einem Ende zum andern bewegen und deren Erreichung der Geist unserer Zeit als das einzige unumgänglich nothwendige Mittel zur Realisirung der großen Zwecke der Gesellschaft, des Staats, der Menschheit überhaupt ansieht: das Streben nach nationaler Entwickelung und nach staatsbürgerlicher, constitutionneller Freiheit. Nicht die französische Revolution und deren Resultate, nicht die revolutionnairen Propaganden und ihre angebliche Wirksamkeit haben diese Bedürfnisse wach gerufen, nein, die Stufe der geistigen Cultur, zu der wir uns erhoben, die Höhe der praktischen Kraftentfaltung, die wir erstiegen, haben jene Bestrebungen geweckt, sie haben die begreifliche Wahrheit, die dingliche Nothwendigkeit derselben zur unmittelbarsten Kenntniß unsers Geistes, zur innersten Anschauung unserer Seele erhoben und dadurch über unsern gesammten Erdtheil einen warmen, einen befruchtenden Äther ausgegossen, den wir in vollen Zügen einsaugen: die constitutionnellen und nationalen Bestrebungen sind ein Gemeingut der europäischen Welt geworden."

Im Übrigen glauben wir nichts weiter über diesen Aufsatz hinzufügen zu dürfen, denn der Verf. hat sich bereits in Nr. 253—257 und Nr. 344—348 d. Bl. f. 1844, sowie in Nr. 146 und 147 f. 1845 über die ungarischen Zustände und die darüber erschienene Literatur selbst so gründlich und umfassend ausgesprochen, daß Alles, was wir hier mittheilen könnten, doch nur dürftig dagegen ausfallen würde. Wir gehen daher unmittelbar zur letzten Gabe des dritten Jahrgangs zum Beitrage des Herausgebers selbst über, welcher sich „über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen" ausspricht. Wie wir es von den Arbeiten des Verf. nicht anders gewohnt sind, so ist auch dieser Aufsatz in einem so frischen, eleganten und schöngegliederten Stile geschrieben, daß es für das Organ eine ordentliche Wohlthat ist, wenn ihm die Gelegenheit gegeben wird, ihn vorzulesen. Auch der Fortschritt der Gedanken, die Anordnung und Gruppirung des Inhalts macht sich darin so leicht und natürlich, daß das Ganze einen fast künstlerischen Eindruck macht. Nicht so hoch können wir den Werth des Inhalts anschlagen. Zwar theilen wir im Allgemeinen des Verf. Ansicht über die Unterhaltungsliteratur, auch wir halten sie für einen höchst wichtigen, der sorgfältigsten Beachtung werthen Gegenstand, und beklagen es mit ihm, daß die deutschen Dichter ihren Anbau bisher allzu sehr vernachlässigt haben; aber darum fühlen wir uns doch nicht geneigt, mit ihm diejenigen ihrer Leistungen, die für den eigentlichen Kunstgeschmack berechnet sind, geringzuschätzen, ja der Unterhaltungsliteratur der Engländer und Franzosen gegenüber fast für nichts anzuschlagen. Denn es wäre doch wahrhaftig traurig um unsere Literatur bestellt, wenn der Verf. wirklich recht hätte zu sagen, was gut sei in der deutschen Literatur, das sei langweilig, und das Kurzweilige sei schlecht; was die Ästhetik billige, das degoutire das Publicum, und umgekehrt, was dem Publicum behage, davor bekreuze sich die Ästhetik. Angenommen, es wäre so und unsere „guten" Bücher wären wirklich langweilig, hätten wir dann noch ein Recht, sie „gut" zu nennen? Die poetischen Productionen haben ja gar keinen andern Zweck als uns den Genuß des Schönen zu bereiten und der Genuß des Schönen verträgt sich nie und nirgend mit der Langweiligkeit. Eine Dichtung die uns langweilt hat daher ihren Zweck verfehlt, und was seinen Zweck verfehlt hat, kann unter keiner Bedingung „gut" genannt werden. Eins muß der Verf. daher nothwendig fallen lassen, entweder, daß die Bücher, welche er unter den guten verstanden wissen will, gut, oder daß sie langweilig sind. Wir unsererseits müssen ihre Langweiligkeit in Abrede stellen. Denn wie in aller Welt hätten die Werke unserer Dichter, wenn sie schlechthin langweilig wären, nicht blos in Deutschland, sondern auch bei fremden Nationen solchen Effect machen können, wie sie denn doch unleugbar gemacht haben? Ist es nur denkbar, daß sich die absolute Langweiligkeit solchen Sieg erringen kann? Der Verf. wird also seinen Satz wenigstens insoweit abändern müssen, daß er nur sagt, was gut sei in der deutschen Literatur, das sei langweilig für das Volk; und wahrscheinlich hat er dieses auch nur sagen wollen, da sein folgender Satz etwa Dasselbe ausspricht. Doch können wir seiner Behauptung auch in dieser Beschränkung noch nicht absolut Recht geben, und zwar aus verschiedenen Gründen nicht. Allerdings ist es wahr, daß die Werke unserer Dichter noch nicht das ganze deutsche Volk durchdrungen haben und daß sie vorzugsweise nur der Masse der Gebildeten bekannt sind; aber diese Masse ist in Deutschland eben nicht ganz so gering als der Verf. es darstellt, und am wenigsten ist es richtig, daß sie eben nur aus den Literaten be-

steht. Auch gehört sie keineswegs nur den höhern Ständen an, sondern sie verzweigt sich, hier mehr, dort weniger sichtbar, durch alle Classen und wir finden Spuren derselben oft da, wo wir sie am wenigsten vermuthet hätten. Und wie sie auch der Zahl nach sich zum Ganzen verhalten möge, so muß sie doch jedenfalls schon als ein wesentlicher und gewiß nicht als der unwichtigste Theil des deutschen Volkes betrachtet werden. Ferner geben wir zwar zu, daß unsere größern Dichter verhältnißmäßig nur wenig Werke geliefert haben, welche auch dem Bedürfniß und dem Geschmack der großen Masse Genüge geleistet hätten; aber daß sie geradezu gar nicht zur Unterhaltungsliteratur beigesteuert haben sollen, müssen wir für eine Uebertreibung erklären. Der Verf. beruft sich vorzugsweise auf Goethe. Aber haben denn nicht gerade dessen „Werther" und „Götz" das ganze deutsche Volk elektrisirt und dermaßen auch bei der großen Masse und in den untersten Classen — so weit man sich überhaupt noch mit Lesen beschäftigt — Anklang gefunden, daß sie eben dadurch eine Flut von Nachahmungen nach sich gezogen haben, welche ganz ausdrücklich für das große Publicum berechnet waren? Seine spätern Werke freilich haben mehr oder weniger nur in den esoterischen Kreisen effectirt, aber doch sind auch in ihnen so viel volksthümliche, Jedermann zugängliche Elemente, daß sich mit Leichtigkeit gerade aus Goethe's Schriften ein classisches Volksbuch zusammenstellen ließe. Würde nicht z. B. der ganze Theil des „Faust", welcher das Verhältniß Faust's zu Gretchen behandelt, abgelöst von den schwerer zu fassenden Partien, eine dem Volke ebenso sehr durch Einfachheit und Faßlichkeit als durch Innigkeit, Wärme und Wirksamkeit zusagende Lecture abgeben? Wie viel wäre aus „Egmont" wegzuschneiden, um ihn dem Volke mundgerecht zu machen? Und was ist an „Hermann und Dorothea" Unpopulaires als der Hexameter, dessen Verständniß aber dem Volke am Ende gar nicht schwer beizubringen wäre? Umgekehrt deutet der Verf. auf Schiller hin als auf denjenigen deutschen Dichter, der noch am meisten das Volk im Auge gehabt und daher auch die größte Verbreitung unter demselben gefunden habe. Aber wo ist er denn verbreitet? Eben auch nur in denjenigen Classen, die sich zu den gebildeten rechnen. Nur seine „Räuber" und „Cabale und Liebe" sind in die tiefern Regionen gedrungen, dergestalt, daß sie dort wirklich zu Lecturbüchern geworden sind. Seine übrigen Werke hat man wol auf den Repositorien, aber man liest sie nicht. Selbst „Tell" ist dem Volke nur von der Bühne aus genießbar. Daß sich aber Schiller innerhalb der bezeichneten Systeme ein so großes Publicum gewonnen hat, das für ihn schwärmt, das verdankt er ganz gewiß nicht denjenigen Eigenschaften, welche der Verf. selbst als die wesentlichen des Volksschriftstellers bezeichnet hat, sondern vorzugsweise dem Umstande, daß er der idealistischen Richtung Derer, welche sich über die große Masse zum Standpunkt der Exclusivgebildeten zu erheben wünschen, am meisten Vorschub leistet. Oder schwärmt man vielleicht für Schiller aus demselben Grunde, aus dem man die Romane von Cooper, Marryat, Boz, Sue u. s. w. eifriger liest als die der deutschen Schriftsteller? Etwa, weil er voller ins Leben greift? Weil er mehr Unterhaltungsstoff liefert? Weil er besser spannt und weniger reflectirt? Gewiß nicht, und es steht daher wol fest, daß Schiller von einem Volksschriftsteller eben nicht mehr und nicht weniger besitzt als die andern deutschen Schriftsteller auch. Manche, z. B. Lessing, sind ihm darin offenbar überlegen, und selbst Tieck entfaltet in „Däumchen", „Fortunat" und vielen seiner Novellen ein Talent dafür, wie es bei Schiller nicht im entferntesten zu entdecken ist. Auch sonst sind wir nicht ganz so verwaist an Unterhaltungsschriften von namhaften Dichtern, wie es der Verf. darstellt. „Peter Schlemihl" von Chamisso, „Aus dem Leben eines Taugenichts" von Eichendorff, mehre Romane und Novellen von W. Alexis, Koenig, Mügge, Spindler und Andern können mit den englischen und französischen Romanen, sowol was ihre Qualification zur Unterhaltungslecture als was ihren Kunstwerth betrifft, ohne sonderliche Scheu in die Schranken treten, und daß sie trotzdem nicht so allgemein gelesen werden, scheint uns nicht sowol in innern Ursachen begründet zu sein als vielmehr einerseits in der unseligen Neigung der Deutschen, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, welche sich ja auch auf ganz andern Gebieten zu erkennen gibt, andererseits aber auch in dem einfachen Umstande, daß Übersetzungen um ein Bedeutendes billiger herzustellen sind als Originalromane und daß es daher die Leihbibliotheken vorziehen, so weit als möglich das Bedürfniß des Publicums mit diesen zu befriedigen.

Auch was der Verf. über die deutsche Kritik und Ästhetik sagt, ist nicht ganz richtig. Diese hat die Unterhaltungsliteratur keineswegs so unbeachtet gelassen als der Verf. glauben machen will. Er ist nicht der Erste, der auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam macht. Ein Blick in unsere kritischen und belletristischen Zeitschriften lehrt dies; ja auch die gelehrten und politischen Zeitungen haben sich neuerdings mit diesen früher verachteten Literaturzweige befaßt, und selbst die literarhistorischen Werke haben sie bereits gebührendermaßen berücksichtigt. Die Ästhetik muß zwar ihren Standpunkt, der eben nur auf das Schöne und die Kunst gerichtet ist, festhalten, aber auch sie hat in neuester Zeit ihre Foderung ausdrücklich dahin gestellt, daß die Kunst alle Kreise des Lebens zu durchdringen habe. Die Kluft zwischen der Literatur par excellence und der Unterhaltungsliteratur ist also thatsächlich nicht mehr so groß als in diesem Aufsatze des Verf., und der Verf. hat also wol zum Theil, wie es in unsern Tagen häufig geschieht, gegen einen imaginairen Feind manoeuvrirt. Trotzdem haben wir seinen Aufsatz mit Vergnügen gelesen, weil er gut geschrieben ist und neben Dem, was uns als irrthümlich erscheint, auch sehr viel wahre und treffende Bemerkungen enthält. Am beherzigungswerthesten ist wol Das, was er über unsern Mangel an einem öffentlichen, großartigen Leben sagt, in welchem sich Schriftsteller und Volk begegnen und sich für ein gemeinsames Interesse erwärmen könnten. Das ist der *faule Fleck*, an dem Alles bei uns krankt und so auch die *Literatur*. Wann wird es anders werden? Es scheint, als würden *jetzt die Anfänge* dazu gemacht. Gebe Gott, daß wir *nicht ewig* Anfänger darin bleiben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte der Provinz Languedoc.

Die umfangsreiche, massenhafte Geschichte von Languedoc, welche von den Benedictinern Dom Claude de Vic und Dom Vaissette angefangen ist, und deren Vollendung und Überarbeitung der verdiente Al. du Mège übernommen hat, ist von uns in d. Bl. bereits verschiedene Male erwähnt. Die vor kurzem erschienene 36. Lieferung hat den Schluß des neunten Bandes gebracht. Sie enthält des Neuen und Brauchbaren viel, wie auch die vorhergehenden Theile ein reiches Material interessanter Einzelheiten bieten. Wir erhalten jetzt eine neue Behandlung der interessanten Geschichte jener Provinz, welche von der Ansiedelung griechischer Colonisten im südlichen Frankreich an bis auf die blutigen Religionskämpfe, in die sich ein treues, ergebenes Volk verwickelt sah, stets der Schauplatz wichtiger Ereignisse gewesen ist. Dieses neue Werk führt den Titel: „Histoire du Languedoc depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours", und hat Dominique Magalon zum Verf. Während jene größere Geschichte nur für den gelehrten Forscher Werth und Interesse hat, ist die gegenwärtige Schrift auf einen weitern Kreis berechnet, dem es weniger auf den Reichthum historischer Documente oder die Aufspeicherung einzelner Notizen als auf eine gefällige Verarbeitung des gesammten Materials ankommt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Wir kommen nun auf einen andern Einwand, welchen die Gegner einer preußischen Verfassung sehr häufig machen. Es ist die Besorgniß für die Staatseinheit; und zwar nicht die Gegner des Volksrechts, sondern selbst ehrenhafte freisinnige Männer behaupten, Preußen könne seiner eigenthümlichen Zusammensetzung und Entstehungsgeschichte wegen entweder überhaupt nie oder doch jetzt noch nicht constitutionnel werden. Noch sind in Preußen, sagt man, zu viele Sonderinteressen lebendig und vielfach im Widerstreit. Die politische Freiheit würde also nur dem provinziellen Eigensinn und Eigennutz dienen, um sich recht schroff geltend zu machen. Statt des so dringend nothwendigen allgemein preußischen Staatsbewußtseins würden alte feindselige Erinnerungen erweckt und genährt werden. Endlose Verwirrung aller Verhältnisse, Zersplitterung der Staatskräfte, Lähmung der obersten Gewalt würde die nothwendige Folge sein. In einem solchen unsichern Zustande aber wäre Preußen nicht im Stande, seine schwierige politische Stellung zu behaupten und im Namen Deutschlands seine europäische Aufgabe zu erfüllen. Es sei daher unerlaßlich nothwendig, daß sich, bevor an eine preußische Constitution gedacht werden könnte, erst die einzelnen Theile der Monarchie allmälig und so viel als möglich unvermerkt zusammenleben. Die feindseligen Erinnerungen der Vergangenheit müßten nach und nach verlöschen und verlöscht werden, die noch immer auf ihre Selbständigkeit und separirte Nationalität pochenden Provinzen müßten allmälig daran gewöhnt werden, eben nichts als Glieder eines großen Reichsorganismus zu sein, jede Generation müßte mehr und mehr dahin gebracht werden, sich durchaus nur preußisch zu denken und zu empfinden. Dies Alles aber, behauptet man, könne durchaus nur durch die absolute Monarchie bewirkt werden; wer also vor dem Eintritt dieser nothwendigen Lebensbedingungen eine preußische Constitution verlange, der verlange etwas Verderbliches, Unmögliches.

Diese Einwürfe, die von der Staatseinheit Preußens entnommen sind, widerlegt der Verf. auf eine wahrhaft glänzende und evidente Weise. Wir halten diesen Abschnitt seines Werks für den gelungensten von allen, und doch fragt es sich, ob er die eigentlichen, starren Bureaukraten überzeugen wird. Es kommt nämlich darauf an, was man unter Einheit versteht, ob eine mechanische oder organische. Die Einheit, welche unsere Bureaukraten erzielen wollen, setzt eine vollständige Charakterlosigkeit nicht nur der einzelnen Provinzen, sondern auch jeder einzelnen Gemeinde und jedes Individuums voraus. Organische Einheit des Staatslebens ist ihnen etwas völlig Unbegreifliches. Wenn sie von Einheit sprechen, so denken sie nur immer an den Mechanismus der Verwaltungsmaschine. Gleichmäßige Bestimmungen für die hierarchisch-gegliederten Behörden, sodaß Alles genau ausgeführt und controlirt wird, was man in dem Centralpunkte Berlin beliebt und anordnet, das ist ihre Staatseinheit, eine andere können sie sich nicht denken. Jedes selbständige eigenthümliche Leben der Gemeinden und Provinzen muß vernichtet, jede Verschiedenheit nivellirt, jeder innere und äußere Charakterunterschied abgetödtet werden, wenn die Einheit der Maschinerie, welche sie Staatseinheit nennen, vollständig durchgeführt werden soll. Mir fällt dabei immer ein kleines mechanisches Bergwerk ein, womit ein alter Bergmann auf den Messen und Märkten herumzog und welches er uns Kindern zeigte. Sobald er anfing zu drehen, ging Alles wie am Schnürchen. Einige Bergleute fingen an zu klopfen, andere fuhren mit Karren hin und her, der Hund stieg auf und ab, Alles ging nach dem Takte. Nur schade, daß es ein todter Mechanismus war und daß das Ganze in einem Kasten herumgetragen wurde. Wirkliches Erz wurde dadurch nicht hervorgebracht. So viel ist aber gewiß, daß diese mechanische Einheit nimmermehr bei einer wirklichen Verfassung bestehen kann. Darin haben unsere Bureaukraten völlig recht. Daß aber bei solcher mechanischen Einheit jede wirkliche lebendige Staatseinheit zuletzt völlig abstirbt, wie sie denn auch schon fast völlig abgestorben ist, das bedarf weiter keines Beweises. Menschen sind einmal keine Maschinen. Auch ihr Zusammenleben läßt sich nicht mechanisiren. Es muß auf die

ewig wechselnde freie Thätigkeit freier Individuen, die verschiedene Wünsche und verschiedenen Willen haben, verschiedene Bedürfnisse und verschiedene Charaktere, basirt werden. Allerdings wird es auch hier vermöge der Übereinstimmung der menschlichen Natur überhaupt sowie der besondern Nationalität und historischen Zeitbildung allgemeine Gesetze und Regeln geben, ohne welche kein Staat denkbar wäre; aber diese sind wieder so unendlich nuancirt und modificirt eben wegen der individuellen Mannichfaltigkeit. So wie zwei Blätter an einer Buche sich nie ganz gleich sind, so werden auch die verschiedenen provinziellen Vereinigungen in einem Staate sich nie völlig gleichen und doch bilden die verschiedenen Buchenblätter mit dem gemeinschaftlichen Stamme einen einigen gemeinschaftlichen Organismus, ja durch die individuelle Verschiedenheit der Theile wird dieser Organismus allein erst möglich gemacht. Man kann mit Entschiedenheit die Behauptung aufstellen, daß die einzelnen Provinzen Preußens mit Naturgewalt zu einer organischen Einheit hinstreben, daß eine freie, gemeinsame Volksverfassung die erste dringendste Grundbedingung zu dieser Einheit ist, und daß eben dieses Hinstreben nach Einheit nur durch das jetzige Regierungssystem künstlich und gewaltsam auseinander gehalten wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß in frühern Zeiten, wo die Menschen wenig miteinander in Verkehr lebten, wo auf jeder besondern Zelle eine besondere Sitte herrschte, wo der Austausch der Ideen unter den verschiedenen Volksstämmen wenig oder gar nicht stattfand, wo allgemeine Wissenschaft und allgemeine Intelligenz noch keine Verbindungsbrücken zwischen den verschiedenen Individualitäten geschlagen hatten, daß damals eine auf Überzeugung und Intelligenz gegründete Vereinigung verschiedener Stämme eines Volkes unter einem Staatsgesetze mit großen Schwierigkeiten verbunden war, sodaß in der Regel nur eine äußere mechanische Gewalt sie zusammenzwingen konnte. Dieses Verhältniß hat sich aber jetzt völlig umgewandelt. Die unbewußte, naturwüchsige Sitten- und Gefühlsverschiedenheit hat in demselben Grade ihre Macht verloren als die allgemeine Übereinstimmung der Ideen, der Bedürfnisse und der Sehnsucht nach Gliederung zu einem einigen großen Staatsorganismus gewachsen ist. Das Bedürfniß der Einheit mit einem großen Staatsorganismus, der unter einem freien Gesetze steht, ist vielmehr so groß und unabweislich geworden, daß selbst eine völlig verschiedene Nationalität mit allen ihren Antipathien dadurch überwunden wird in der Einheit, daß jeder todte Mechanismus entweder im Lebendigen scheitern oder seinerseits den lebendigen Organismus zerstören muß; nach welchem Resultat er freilich dann auch selbst zu Grunde geht.

Sehen wir aber von dieser mechanischen Einheit, wie sie die Bureaukraten instinctmäßig zu erreichen suchen, als von einer geistlosen Widersinnigkeit völlig ab, und betrachten wir die Frage, ob der preußische Staat in seiner jetzigen Zusammensetzung aus so homogenen Gliedern bestehe, daß eine volksrechtliche Verfassung durchgreifend auf ihn angewandt werden könne, ohne daß ein Auseinanderfallen der einzelnen Glieder zu befürchten sei, so müssen wir sie im Einverständniß mit unserm Verf. mit einem unbedingten Ja beantworten. Der Einwand von dem zu verschiedenen Charakter der Provinzen ist uns immer als ein lächerlicher erschienen. Wenn gemeinschaftliche Sprache und gemeinschaftliche Bildung, wie sie in Preußen in einem solchen Grade bestehen als kein anderer constitutioneller größerer Staat sie aufzuweisen hat, eine gemeinschaftliche Verfassung nicht erlauben, so sehen wir in der That nicht ein, unter welchen Bedingungen auf irgend einem Theile der Erde je eine Verfassung zu Stande kommen könne. Eine gleichmäßigere Einheit der Sprache, der Sitten, der Cultur und der Rechtsbedürfnisse hat es noch nie in einem größern Staate gegeben als eben jetzt in Preußen. Alle constitutionellen Verfassungen von England, von Frankreich, von Belgien u. s. w. haben mit weit disparatern Elementen zu kämpfen gehabt und haben sie doch glücklich überwunden. Daß ein gewisser Charakterunterschied zwischen Rheinländern, Sachsen und Ostpreußen besteht, das soll nicht geleugnet werden; aber dieser Unterschied ist so unbedeutend, daß er in Beziehung auf die Verfassungsfrage gar nicht der Rede werth ist. Von einem entgegengesetzten Volkscharakter kann bei diesen deutsch-preußischen Provinzen gar nicht die Rede sein. Zuletzt unterscheidet sich auch jedes Dorf von dem andern sowie jeder einzelne Mensch von dem andern. Als ein schlagendes Beispiel weist der Verf. mit Recht auf das Elsaß hin, das seine deutsche Nationalität mit Freuden aufopfert, um nur *Theil zu haben* an einem einigen, großen freien Rechtsstaate. Es ist unbegreiflich, wie man in Berlin dies verkennen kann, wie man die Wunderwirkungen, die eine freie Verfassung auf Preußen schon in wenigen Jahren äußern wird, nur im mindesten bezweifeln kann. Ja, wir sagen es dreist heraus, die bloße Hoffnung auf diese Verfassung ist das einzige Band, was Preußen noch geistig zusammenhält, was die Bewohner der einzelnen Provinzen noch an den Begriff „Preußen“ fesselt. Man nehme uns diese Hoffnung entschieden und definitiv — wie man das glücklicherweise auch beim besten Willen nicht kann — und wir hören auf im Herzen Preußen zu sein. Das Bedürfniß nach einem großen, einigen Staate, einig in einer freien Verfassung, ist so groß, daß wir den Namen Preußen, so theuer er uns auch mit allen seinen historischen Erinnerungen ist, der Befriedigung desselben unbedingt zum Opfer bringen würden. Ich glaube, daß dieses die Herzensmeinung der großen Mehrzahl meiner preußischen Mitbürger ist. Was uns vor Allem zu Preußen hinzieht, die neuen Provinzen sowol wie die alten, das ist kein dunkles Gefühl für den Namen Preußen, es ist eben die Überzeugung, daß wir durch Preußen noch am ersten die Mitglieder eines großen unabhängigen Staats mit freier Verfassung werden können. Man hat sich freilich viel Mühe gegeben, uns diese Hoffnung, diese Überzeugung, zu neh-

men, und bei Vielen ist es auch gelungen. Viele sind in politische Verbitterung, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung in Beziehung auf Preußen gestürzt. Aber der Einsichtigere hält noch an Preußen fest, denn er weiß, daß die Gewalt der Umstände, daß die geschichtliche Nothwendigkeit stärker ist und allmächtiger als der schwache Wille einzelner Menschen. Die Hoffnung auf ein dereinstiges constitutionnelles, einiges und starkes Preußen läßt uns das gegenwärtige bureaukratisch-absolutistische, zerrissene, ohnmächtige Preußen übersehen.

Nur ungern enthalten wir uns, des Verf. eigene Worte den Lesern hier mitzutheilen, womit er auf die überzeugendste Weise nachweist, wie eben ein feindseliger Provinzialismus durch das jetzige absolutistisch-bureaukratische Regierungssystem auf alle mögliche Weise genährt und gefördert, wie es diesem nie gelingen werde, eigennützige, separatistische Tendenzen zum Schweigen zu bringen, sondern wie es diese, die gar nicht in den Bedürfnissen und Neigungen begründet sind, erst recht eigentlich erzeuge. Leider muß man dabei an das Divide et impera denken. Leider muß man annehmen, wie man in Berlin keineswegs die getheilten, nach verschiedenen Seiten hin zerrenden Wünsche, sondern vielmehr die sich geeinigten und mit Macht aussprechenden Verlangen der durch eine constitutionnelle Verfassung zur Einheit verschmolzenen preußischen Provinzen fürchtet. Zuletzt handelt es sich bei allen verschiedenen Scheinvorwänden doch nur immer um den einzigen wahren Herzensgrund: die Aufrechthaltung der absoluten Fürstenmacht und der bureaukratischen Beamtenhierarchie.

Wenn ich jedoch von der bereits vorhandenen Einheit der preußischen Provinzen in Cultur und Rechtsbedürfnissen, in Sprache und Sitten, in Nationalität und Patriotismus gesprochen habe, so versteht es sich wol von selbst, daß ich eine Provinz stillschweigend als Ausnahme dabei voraussetze. Diese Provinz heißt — Polen. Nur mit gepreßtem Herzen schreibe ich dieses bedeutungsschwere Wort nieder. Es ist bedenklich sich darüber zu äußern und dennoch muß es geschehen, wenn unsere Besprechung nicht an einer wesentlichen Lücke leiden soll. Aber es läßt sich nicht mit wenigen Worten abmachen und wir müssen diesen unglückseligen Verhältnissen daher einen besondern Artikel widmen.*)

F. von Florencourt.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

Im vierten Jahrgange, der den dritten an Mannichfaltigkeit des Inhalts noch übertrifft, seinem allgemeinen Charakter nach aber ihm gleich ist, werden uns folgende Aufsätze geboten:

1) „Beaumarchais", von K. A. Mayer. Dieser Aufsatz bildet insofern ein willkommenes Gegenstück zu der im zweiten Jahrgange befindlichen Abhandlung desselben Verf. über das französische Siebengestirn, als darin ebenso auf einen der Anfänge des Romanticismus hingewiesen wird wie in jener die Entstehung des Classicismus entwickelt wurde. Der Verf. deutet diesen Gegensatz zwischen seinen beiden Arbeiten selbst an und gibt dadurch von vorn herein zu verstehen, von welcher Seite er Beaumarchais vorzugsweise betrachtet wissen will. Nachdem er im Classicismus selbst drei Perioden unterschieden, die der Gräkomanie, von Ronsard bis Malherbe, die höfisch-akademische Periode unter Ludwig XIV., und endlich die philosophische, vorzugsweise durch Voltaire vertreten, bezeichnet er den Romanticismus als die Emancipation der Poesie, als die literarische Revolution; zu Anstiftern und Vorkämpfern derselben erhebt er Rousseau, Diderot und Beaumarchais. „Wie in jenen Zeiten seines Beginnens im Leben Alles nach Befreiung von den Fesseln des religiösen und politischen Dogmas strebte, so begann auch die Poesie an ihren wunderlichen Schranken zu rütteln und schrie nach Luft und Freiheit. Da kam der Bürger von Genf und rief die Menschen aus der Unnatur in die Natur zurück mit allem Zauber der Sprache, wie sie nur ein Mensch besitzt, der selbst an den Brüsten der alma mater gelegen. Da kam Diderot, der Sohn der Champagne, heiß und sprudelnd wie der Wein seiner Heimat, und warf die Fackel in die erstarrte Wissenschaft und ließ Rousseau's Ruf nach der Natur laut über die Bühne schallen, sodaß die goldpapierenen Kronen der classischen Könige zu fallen drohten. Da kam Beaumarchais, der kluge, rastlose, tapfer ausdauernde, lustige, witzsprühende Beaumarchais, der Mann des dritten Standes, der im Leben und auf der Bühne (und Beides war für ihn nur Eins) den Bevorrechteten die Stirn bot; der Figaro, der den Almavivas die Braut entreißt; der Held, der, heute niedergeworfen, morgen wieder in Waffen steht und auf seinem Schild den Voltaire'schen Spruch trägt: „Ma vie est un combat!"" Nach dieser allgemeinen Charakteristik geht der Verf. zu Mittheilung seiner Lebensverhältnisse über. Hierbei hält er sich fast zu lange bei jenem Abenteuer in Madrid auf, welches den Stoff zu Goethe's „Clavigo" hergegeben hat und als solches schon öfter Gegenstand der Besprechung geworden ist. Dankbarer sind wir für die specielle Erzählung des berühmten und interessanten Processes gegen de la Blache und Goezmann, der nicht minder wie sein Verfahren gegen den Beleidiger seiner Schwester die bürgerliche Energie und Consequenz seines Willens an den Tag legt. Dieselbe Gesinnung wird alsdann auch als der wesentliche Inhalt seiner Dichtungen nachgewiesen, verwässert und abgebleicht in seinen Rühr- und Familiendramen, desto körniger und frischer dagegen in seinen Figarostücken. Aus diesen gibt der Verf. mehre auch für die Gegenwart recht interessante Proben, z. B. folgende Satire auf die Censur: „Il s'est établi dans Madrid un système de liberté sur la vente des productions, qui s'étend même à celle de la presse; et, pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni des corps en credit, ni de l'opéra, ni des autres spectacles, ni de personne, qui tienne à quelque chose, je puis tant imprimer librement, sans l'inspection de deux ou trois censeurs", und die prächtige Definition, die er von einem Adeligen gibt, wenn er sagt, es sei ein Mensch, qui s'est donné la peine de naître. Der Verf. fügt hinzu: „Solche Stellen haben in Frankreich ihre Wirkung gehabt: wann und woher wird dieselbe Wirkung in Deutschland kommen?"

2) „Die letzte Revolution Polens und die ihr vorangehende politisch-literarische Bewegung", von Cybulski. Der Titel dieser Schrift ist nur richtig, wenn er als Hendiadyoin gefaßt wird. Von der Revolution ist wenigstens nur insofern darin die Rede, als die Schilderung irgend einer literarischen Entwickelung stets auch eine Erörterung der politischen und socialen Zustände voraussetzt. Der Aufsatz entspricht daher durchaus der Tendenz des Taschenbuchs und gewährt uns darum neben dem literarhistorischen ein nicht minder starkes politisches Interesse, weil in der neuen Geschichte Polens mehr als

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im Juli. D. Red.

irgendwo jedes Moment des Lebens auf das innigste mit den politischen Regungen verwachsen, ja man kann sagen völlig mit ihnen Eins geworden ist. Der Gang, den der Verf. nimmt, ist kurz folgender. Nach einem kurzen Rückblick auf frühere Zustände schildert er zunächst den Einfluß Adam Czartoryiski's, sein freundschaftliches Verhältniß zu Alexander, sein Verhalten in der Napoleonischen Zeit, seine Wirksamkeit auf dem Wiener Congresse und die Vereitelung seiner patriotischen Plane durch Konstantin. Hierauf charakterisirt er kurz dessen Regierung, erwähnt mehre dagegen sich bildende politische und literarische Vereine und Bewegungen, und bleibt speciel bei den letztern stehen. Ehe er diese jedoch näher erörtert, wirft er wieder einen Rückblick auf die literarischen Zustände Polens überhaupt, besonders seit der ersten Theilung, und deutet hierbei namentlich auf die Vortheile hin, welche die preußischen und russischen Provinzen gegenüber dem selbständig gebliebenen Polen und dem östreichischen Theile zu genießen hatten. Am ausführlichsten verbreitet er sich hierbei über das Schicksal der Universität Wilna, über die Erhebung derselben zur obersten Aufklärungsbehörde unter dem Einfluß von Czartoryiski, Kollontay und Czacki, über die realistisch-praktische Richtung, welche dieselben unter dem Rectorat Sujadecki's nahmen, und endlich über den Umschwung, der in dieser Hinsicht zu Gunsten der moralischen und speculativen Wissenschaften besonders durch Lelewel herbeigeführt wurde. Hierauf geht er zur Betrachtung der Poesie über, zeigt, wie die sogenannten classischen Dichter aus dem Stanislaus'schen Zeitalter durchaus des nationalen Elements entbehren, wie darauf Niemcewicz, Woronicz und Brodzinski eine Umgestaltung vorbereiten und wie endlich Mickiewicz dieselbe vollendet und an die Stelle des todten, fremden Classicismus die lebendige und volksthümliche Romantik einführte. Von Wilna wendet sich der Verf. nach Warschau, weist hier den hemmenden und despotisch niederdrückenden Einfluß Schomjawski's, Grabowski's und Nowosilzow's nach und schließt endlich mit der Mittheilung derjenigen gegen die freie und nationale Geistesbewegung gerichteten Maßregeln, welche zuletzt die Revolution vom 29. Nov. 1830 zur Folge hatten.

3) „Der Begriff der antiken Elegie in freier historischer Entwickelung. Von W. Hertzberg. Zweiter Aufsatz: Die Elegie der Alexandriner." Dieser zweite Theil ist bedeutend kürzer gefaßt als der erste im dritten Jahrgang enthaltene, und zwar einerseits durch Auslassung der Probestellen, andererseits durch Unterdrückung des rein philologischen Details, oder wie der Verf. sich selbst ausdrückt, der „philologischen Rechenschaftslegung". Die Anwendung dieses letztern Kürzungsmittels entspricht jedenfalls dem Zweck des „Literarhistorischen Taschenbuch" und ist bei Besprechung des ersten Aufsatzes von uns selbst gewünscht worden, dagegen dürfte die Entfernung der Probestellen minder gern gesehen werden, besonders von der großen Zahl derjenigen Leser, welchen der besprochene Stoff nicht auf der Stelle gegenwärtig ist und vielleicht Zeit, Fähigkeit oder Gelegenheit mangelt, sich auf eigene Hand mit demselben bekannt zu machen. Dem Gelehrten ist leicht predigen, mit dem Blinden aber schwer über Farben zu sprechen. Im Übrigen zeugt die Verarbeitung des Stoffs wieder von gründlichen Studien, richtigem und selbständigem Urtheil und geschmackvoller Darstellung. Nur die historische Einleitung schmeckt ein wenig nach dem Schwulst und der Geschraubtheit Bernhardy'scher Diction und erweckt somit in uns den Verdacht, daß sich der Verf. von dem in diesem Betracht wenigstens nicht gerade vortheilhaften Einfluß seines Lehrers noch nicht ganz frei gemacht habe. In der Folge kehrt er jedoch zu seiner ihm eigenen, weit einfachern und natürlichern Ausdrucksweise zurück und zeigt dadurch, daß gerade er eines solchen wissenschaftlich sein sollenden Bettlermantels gar nicht bedarf. Die Elegiker, welche der Reihe nach besprochen werden, sind Antimachus, Philetas, Hermesianax, Hedyle, Alex. Ätolus, Phanokles, Kallimachus, Eratosthenes und einige minder wichtige, welche den Übergang zur römischen Elegie bilden. Seine Ansichten weichen nicht selten von den vulgairen ab. Daher nimmt er zu einigen Dichtern, z. B. zu Philetas und Hermesianax, eine mehr oder minder apologetische, zu andern dagegen, z. B. zu Antimachus und Kallimachus, eine fast durch und durch polemische Stellung ein. Das eigenthümlichste Verdienst des Verf. besteht jedenfalls in dem Nachweis der historischen Entwickelungsmomente, zu welchen sich der Begriff der Elegie nothwendig im Laufe der Zeiten auseinanderlegen mußte. Er unterscheidet demgemäß eine gelehrte, eine mystische und eine historische Elegie, und bringt hierbei namentlich über die Annäherung der Elegie an das Epos oder vielmehr über die Hereinziehung des epischen Objects in das lyrische Subject ebenso neue als überzeugende Gedanken bei. Nur die Vergleichung des subjectiven Epos mit den Balladen und Romanzen scheint mir nicht ganz zu passen, wenigstens dürfte man hierbei nur die rein künstlerisch erzeugten, wie die von Schiller, und ähnliche mit rhetorischem Schmuck ausgestattete Dichtungen dieser Art vor Augen haben. Die eigentlichen und ursprünglichen Balladen und Romanzen dagegen als unmittelbare Ausflüsse der Ur- und Volkspoesie haben mit der gemachten Sentimentalität der alexandrinischen Sagenpoesie gar nichts gemein, vielmehr tragen sie einen durchaus naiven Charakter und lassen sich in jeder Beziehung weit treffender mit den einzelnen, noch nicht von künstlerischer Hand zusammengeschweißten Partien der Homerischen Gesänge vergleichen.

4) „Johannes von Soest, der Sängermeister", von Hoffmann von Fallersleben. Eine sehr kurze und nur für die Literarhistoriker interessante Mittheilung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kunstgeschichte.

Unter den verschiedenen geistreichen Skizzen und Charakterzeichnungen, welche Arsène Houssaye in der „Revue de Paris" gegeben hat, haben wir die biographischen Portraits der Maler wie Watteau, Vanloo u. A. immer vorzugsweise ansprechend gefunden. Es zeigte sich hier außer der Fülle kunstgeschichtlicher Notizen, welche dem Verf. offenbar zugänglich sind, eine besondere Geschicklichkeit in der Charakteristik der künstlerischen Individualität und Manier jedes einzelnen Malers. Diese kleinen, anmuthig geschriebenen Aufsätze verriethen, daß ihr Verf. einen ganz hervorstechenden Beruf zur Pflege der Kunstgeschichte habe. In der That hat Houssaye jetzt eine Arbeit begonnen, welche sich auf ein Gebiet dieser Wissenschaft bezieht, auf das ihn sein Talent sowie sein Studium vorzugsweise angewiesen hat. Wir meinen die Geschichte der flamländischen und holländischen Malerei. Der erste Theil der „Histoire de la peinture flamande et hollandaise", welcher vor kurzem von Houssaye dem Publicum übergeben ist, kann als Bürgschaft dafür dienen, daß der Verf. nicht hinter seiner Aufgabe zurückbleiben wird.

Das französische Staatswesen.

Ungeachtet der Centralisation aller Administrationen in Frankreich oder vielleicht gerade wegen der in derselben begründeten vielfachen Verzweigung ist es sehr schwer, sich ein klares Bild von der Zusammensetzung und dem Ineinandergreifen der ganzen französischen Staatsmaschine zu machen. Ein vor kurzem erschienenes Werk bietet für Jeden, der die Organisation der verschiedenen Administrationszweige kennen lernen will, ein reiches, übersichtlich zusammengestelltes Material. Der Titel dieser empfehlenswerthen Schrift lautet: „Traité de la hiérarchie administrative ou de l'organisation et de la compétance des diverses autorités administratives", von M. A. Trolley. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 164. — 13. Juni 1846.

Dichterstimmen.

Ein Dichterparlament von zehn Votirenden hat sich wieder auf meinem Tische gesammelt. Sie stimmen alle dahin, daß sie unzufrieden sind; aber eine Stimmeneinheit ist darum doch nicht zu erreichen, kaum eine Majorität; denn wenn zwei den dritten abvotiren, der etwa für bairisch Bier stimmt, wo von den beiden andern der eine für Champagner, der andere für Ungarwein stimmt, so ist das eine Majorität ohne Resultat. Unzufrieden sind Alle mit Dem was sie finden, die Einen aber mit Dem was da gewesen ist, die Andern mit Dem was wird. Sie unter einen, auch nur ästhetischen, Hut zu bringen ist schwer, ich muß sie daher in Parteien sortiren, und finde auf den ersten Griff heraus 1) nationale Unzufriedene, 2) locale und liberale Unzufriedene, 3) sociale Unzufriedene, 4) confessionnelle und endlich 5) hoffende Unzufriedene. Wenn die Eintheilung nicht Stich hält, so bedenke man, daß es nur eine allgemeine, vorläufige ist. Bei eigener Betrachtung der einzelnen Stimmen mag sich immerhin Manches ändern und manche Nuance hervortreten.

Zuerst also die nationalen Unzufriedenen, d. h. solche, die über eine schwere Kränkung ihres Volksgefühls und Volksrechts zu klagen haben. Darunter würden sich, wenn man es streng nähme, auch die Dichter der zweiten und dritten Partei classificiren lassen, denn ihr allgemeiner Unmuth hat zugleich einen volksthümlichen Grund und Boden, wie sich das bei einem Deutschen von selbst versteht. Die beiden Sänger, die uns zuerst begegnen, sind aber speciel von dem Unrecht ergriffen, was ihrem Volk begegnet ist, und im Unmuth darüber haben sie noch keinen Athem gewonnen, ihre Unzufriedenheit zu verallgemeinern; es ist nämlich Geibel, der um Lübeck, und ein ungenannter Dichter, der um Irland klagt.

1. Ein Ruf von der Trave. Gedicht von Emanuel Geibel. Zweite Auflage. Lübeck, Aschenfeldt. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Sache ist nur zu bekannt, die Klage klingt noch heute wider und dürfte noch eine ganze Zeit nachtönen. Daß die Eisenbahnen in der Welt einen Umschwung hervorbringen würden, hat Niemand bezweifelt, einen Umschwung, der allen Verhältnissen und Kreisen bis in die entferntesten Winkel sich mittheilen werde. Also auch auf die Poesie mußten sie einwirken. Karl Beck hat in seinem ersten Sturm- und Drangfieber ihnen einige Rhapsodien entgegengesungen. Daß auf den andern Seiten auch Elegien kommen würden, ließ sich erwarten; von den Freunden des guten Alten, was durch den Sturm und Drang nothwendigerweise erschüttert werden mußte. Das hat merkwürdigerweise sich aber bald anders gemacht; die Bewegung ward so mächtig, daß sie ihre entschiedensten Gegner mit sich fortriß und Die, welche anfangs Alles gethan sie zu hemmen, seitdem ihre ganze Kraft anwenden sie noch weiter zu fördern. Wir könnten nur Elegien von den Wirthen hören, deren Gasthöfe nun leer stehen; aber die sind keine Dichter. Doch die kleinen Städte, an denen der Verkehr nun vorüberrauscht? Auch daher keine Dichterstimmen; selbst durch Schriftstellerstimmen sind sie selten oder gar nicht in dem großen Parlamente der öffentlichen Meinung vertreten. Stumm gehen sie ihrem Schicksal, zu verkümmern, entgegen! Es ist ein hartes Loos, das soll man sich nicht ableugnen. Es gibt da viele wenn nicht gebrochene Herzen, doch gebrochene Glücksumstände, und stolze Erinnerungen werden untergehen, nicht einmal durch das Lied besungen. Aber es ist der Fluch der Nothwendigkeit. Dieses Verdammungsurtheil ist einmal in der Weltgeschichte geschrieben, es konnte nur verzögert werden, der Tod konnte langsamer herankommen, die Eisenbahnen verschulden ihn nicht, sie beschleunigen nur die Krisis, die unabwendbar ist.

Die alte Stadt Lübeck, welche die Meere beherrschte und Könige einsetzte und absetzte, daß auch diese jenem Schicksal erliegen solle, ist allerdings schmerzlich, ein Schmerz, der Dichterlaute hervorrufen durfte.

> Du zahlst es spät uns heim fürwahr,
> O Dänemark, mit bitterm Leide,
> Daß einst vor uns dein Waldemar
> Erzittert auf Bornhövedś Haide;
> Daß er, der kaum noch trunk'nen Muths
> Geprunkt im Schwarm der Bogenspanner,
> Auf flücht'gem Renner, wund, voll Bluts
> Heimsprengte mit verlor'nem Banner!

klagt Lübecks Sohn, der Dichter Geibel, und wirft dem Dänen vor, daß er es mit dem Deutschen nie gut gemeint:

Wir sah'n uns bei der Dörfer Brand
Zu oft ins Aug' auf blut'gem Pfade,
Da uns'rer Bürger Schar noch stand,
Des Reiches Wall, am Nordgestade;

daß er mit dem Franken sich später verbündet, wodurch des alten Haders Glut neu angefacht worden, während die Lübecker zornentbrannt beim Dröhnen der Trommel zur deutschen Fahne gestürzt seien. Um dieser deutschen Weihe willen, beim deutschen Geiste, der die alte Hansestadt noch wie in der Väter Tagen durchglühe, ruft er das deutsche Reich an, dem Trutzen des Feindes zu dämmen:

O wär' ein Hauch Bertrand's de Born,
Des Troubadours, in meinen Zeilen,
Daß grellend eines Königs Zorn
Sie waffneten mit Donnerkeilen!

Aber wo ist das deutsche Reich? Wo sind seine Ohren, seine Augen, seine Nase? Diese drei Sinne sind freilich in Frankfurt; aber sie hören, sie sehen, sie riechen nach andern Dingen als die der wackere Troubadour heraufbeschwört. Anderwärts haben die Klagen, denen er den Hauch seiner Stimme leiht, widergeklungen — wir wollen hoffen nicht umsonst. Er ruft:

Doch ist's umsonst, verweht ein Blatt
Im Wind den Ruf, den wir entsenden:
Dann naht dein Letztes, alte Stadt,
Dann weiß in Schweigen groß zu enden.
Geharnischt, stehend wie der Cid,
Zusammen brich mit deinem Ruhme,
Und deines letzten Dichters Lied
Nimm mit hinab als letzte Blume.

Wie verlautet, hat aber gerade diese poetische Zumuthung in Lübeck selbst den wenigsten Anklang gefunden. Die gegenwärtigen Lübecker wollen nicht enden, sie wollen nicht wie der Cid mit ihrem Ruhme zusammenbrechen, sie wollen durchaus nicht die letzten Lübecker, und demnach soll auch Geibel nicht ihr letzter Dichter sein. Sie wollen weiter leben, sie wollen mit oder ohne Ruhm aufrechtstehen, kurz sie wollen Handel treiben so gut es geht und — auf alle Fälle doch eine Eisenbahn. Sie wird ihnen werden, dessen sind wir gewiß, auch ohne daß man in Frankfurt auf ihre Nöthe achtete. Was könnte man ihnen dort geben als ein Privilegium wie Goethe auf seine Werke! Der Geist der Gerechtigkeit wird stark in Deutschland auch ohne Frankfurt und trotz Frankfurt, und er wird der isolirten durch gewaltsame Combination vom Gesammtvaterlande abgerissenen Stadt zu rechter Zeit beispringen, und hoffentlich auch in einer Zeit, wo es keines Dichters einer nächsten Generation bedarf, sondern Geibel selbst wird noch den Freudenruf nach dem Weheruf anstimmen können.

Aber anders sieht es aus, wenn wir:

2. Irische Melodien der Gegenwart. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 1845. 8. 10 Ngr.

von einem ungenannten Dichter durchlesen. Ist's ein Ire, ist's ein Deutscher? Natürlich ist's ein Deutscher, nur ein Deutscher kann sich so für ein fremdes Nationalleiden begeistern, aber es möchten doch Grundtöne aus der grünen Insel den Anklang gegeben haben:

Könnt' ich aus Irlands Wappenschild
Die alte Harfe reißen
Und auf ihr spielen, zornigwild,
Viel wundersame Weisen —
Weisen, wie sie der Ströme Mann,
Im alten Irland spielen kann,
Daß bei der Töne Glut
Kein Fuß mehr ruht.

Dann würde der Dichter einen Klaggesang singen, daß alle Herzen bluten sollten:

Dann sollte Niemand ruhen mehr,
Kein Rasten kennt mein Reigen,
Es tanzt sich frisch mit Schild und Speer,
Und Müde sind nur Leichen.
Ich spiel' die Zaubermelodie,
Die ruhet nicht und rastet nie,
Fort geht der Tanz bis frei
Altirland sei!

Das grüne Erin, welches die Hand des Ewigen in das Meer gelegt als das Bild der ewigen Hoffnung, hat die Schmach, daß der Traum seiner Hoffnung in einem Kerker glüht; Dan sitzt gefangen. Aber wo an dem Tage Meeting war, tritt Nachts die Schar der Kelten-Geister zusammen, welche die Knechtung ihres alten Stammes betrauern, und — O'Connell sprang auf. Doch die Frage bleibt:

Wann fällt die Kette von dem Land?

und der Dichter sagt uns, daß nur das eine, ewige Recht in dem Einzelnen gesiegt habe. Ein Hymnus O'Connell's für die Repeal, ein süßer Seufzer, einer schönen Irin in der Fremde dargebracht, ein Seufzer dem Native land, das der Dichter vor 20 Jahren verlassen haben will, und dem er ein Empor, empor! aus der Ferne zuruft, und eine poetische Schilderung Altirlands, wo:

Noch rauschen auf einsamer Höh' die Eichen
Und weben Schatten um das Runenmal,
Noch tanzen hier die Elfen ihren Reigen —
So süß wie hier gibt's keinen Mondesstrahl.
Der Strommann spielet seine Zauberweise,
Der Glühwurm zündet seine Fackel an;
Und Morgens reden dann die falben Kreise
Vom Tanz der Elfen auf dem Plan,

sind poetische Perlen aus dem Meere gefischt, die aber den versunkenen Schatz nicht heben. Wo aber ein Volk seinen Ruhm, seine Eigenthümlichkeit noch singen kann, wo seine Geister noch von der Erinnerung der Vorzeit erweckt werden, ist seine Nationalität noch nicht untergegangen. Die Irländer singen noch Lieder (gleichviel, ob diese Melodien von einem Iren oder Deutschen ihr Gepräge erhielten), die Polen auch, sie haben eigentlich erst nach ihrem politischen Untergange angefangen ihr Vaterland durch die Poesie zu verewigen. Dieser lyrischen Ader, auch wo sie Flammen des Zornes schäumt, kann man nicht den Vorwurf machen, daß sie destructiv sei. Sie schafft Leben.

Wann fällt die Kette von dem Land? Diese Frage, der Refrain eines der Lieder, wird freilich kein Kritiker beantworten. Kein Dichter, wenn auch seine Lieder einen Schall hätten wie die Trompeten von Jericho, die

Alexander-Schwert, das den gordischen Knoten löste, wird sie zerreißen. Auch das Recht, das Alle anrufen, kann hier nicht lösen und heilen. Uns kommt in den Sinn, was Friedrich v. Raumer einst in seinem Werke über England von den irländischen Verhältnissen sagte. Alle Engländer, auch die ihn sonst belobten und seinen Ansichten im Übrigen beistimmten, blickten ihn mit Entsetzen wie einen Irrsinnigen an, als er für Irland eine preußische Agrargesetzgebung, bäuerliche Eigenthümer statt der Vertreibung ausgesetzter Pächter als das einzige Lösungsmittel der Wirren, als die einzige Heilung so tiefer Wunden foderte. Die Liberalsten sagten: das geht niemals, es greift das Eigenthumsrecht an. Nur wenige Jahre sind seitdem vergangen, und heute ruft die „Times" die Vertreterin der Vermögenspartei in England: Nur ein neuer Cromwell kann Irland helfen! Bis zu Cromwell gingen Raumer's Gedanken nicht hinaus. Was König Dan nicht vollbracht, vielleicht setzen es die galizischen Schrecken ins Werk. Es geschieht nichts umsonst in der Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 163.)

5) „Die spanischen Romanzen", von Karl Stahr. Der erste Theil des Aufsatzes verbreitet sich vorzugsweise über das historische Verhältniß der Romanzen zu den zusammenhängenden Epen. Diese scheinen der sprachlichen Form, jene dem innern Gehalt und der poetischen Fassung nach älter zu sein. Der Verf. erklärt sich entschieden für das höhere Alter der Romanzen. „Die Romanzen", sagt er und bestätigt damit Das, was wir soeben gegen Hertzberg erinnert haben, „sind die ältesten Geschichten und Zustände des Volkes in der ältesten Liederform. Kein poetisches Erzeugniß schlechthin kann sich Dem entziehen, sie zu seinen Vorgängern zu haben. Und wenn sie nicht die ersten waren, welches dichterische Product sollte dann wol darauf Anspruch machen? Erwägt man ihren epischen Inhalt und den aus der eigenthümlichen Geschichte hervorgegangenen Zustand des Volkes, so muß der Volksgesang der ersten volksthümlichen Bewegungen und Entwickelungen ohne Frage das Erste sein und alle einzelnen Beweise für ihr Alter wären eigentlich unnütz." Dennoch unterwirft er wegen des oben angedeuteten scheinbaren Widerspruchs die Sache nochmals einer Untersuchung und faßt deren Resultat in folgende Sätze zusammen: „Die Romanzen als der älteste Gesang wurden, da sie Volksgesang waren, von der jedesmaligen Sprachentwickelung berührt. Diese wirkte umbildend und umformend auf sie ein, weil die später Lebenden ebenso wenig die alten Weisen verlassen konnten als sie natürlich von der andern Seite auch wieder versuchten, sie sich gemäß zu machen. So haben, um einen chemischen Ausdruck zu gebrauchen, die Romanzen alle Sprachniederschläge mit durchgemacht, bis sie in der Form, in der sie aufgezeichnet und somit der rhapsodischen Überlieferung von Mund zu Mund entzogen wurden, stillstanden. Diese Aufzeichnung fand statt in dem «Romancero cancionero general»." Demgemäß betrachtet er die Romanzen als die Grundlage aller spanischen Poesie, unterscheidet aber in ihrer Entwickelung drei Stufen: 1) die Umwandlung der Romanzen zum Epos (Poema del Cid); 2) die Verarbeitung der Romanzen zum Ritterroman (Amadis de Gaula); und endlich 3) die naturgemäße Zusammenfassung zusammengehöriger Romanzen zum Romanzencyklus. Unter den Cyklen wird natürlich der des Cid am ausführlichsten besprochen und namentlich auf eine vollständige Mittheilung aller Romanzen desselben, auch der analogen, gedrungen, da diese als interessante Variationen eines und desselben Themas zu betrachten seien. Im zweiten Theile behandelt der Verf. die Form und den Inhalt der Romanzen. Die rhythmische Form derselben leitet er überzeugend von der Form römischer Soldatenlieder ab, die harmonische Form (die Reime und Assonanzen) zum Theil ebendaher, zum Theil von den Mauren. Rücksichtlich des Inhalts theilt er sie, wie die spanischen Literatoren selbst, in vier Classen: Ritterromanzen (romances caballerescos), historische Romanzen (romances historicos), maurische Romanzen (romances moriscos), und Romanzen verschiedenen Inhalts (romances de varios asuntos). Ausführlicher erörtert er die Form des Inhalts, die eigentliche innere Structur der Romanzen. Jede Dichtung zerfällt demnach in zwei Theile, einen erzählenden und einen dialogisirenden, zuweilen wird noch ein dritter hinzugefügt, der wieder erzählend ist. Der erste Theil enthält stets irgend eine interessante, fesselnde Situation, auf deren Ausmalung große Sorgfalt verwendet wird. Der zweite erscheint dagegen oft flach und leer, nicht selten aber auch von großer dramatischer Lebendigkeit. Der Verf. verfehlt nicht, diesen allgemeinen Inhalt an vielen Beispielen nachzuweisen und legt dabei einen großen Reichthum des Romanzenstoffs zur Schau. Jedoch nur in erzählender Form, wirklicher Proben gibt er nur eine.

6) „Friedrich Karl von Moser, der Herr und Diener. 1759", von Adolf Bock. Dieser Aufsatz ist für den Geschmack unserer Zeit unstreitig der ergötzlichste des ganzen Jahrgangs. Denn bei dem jetzt erwachenden Selbstbewußtsein des Volkes und bei dem in Folge desselben immer mehr um sich greifenden Bedürfniß, die Maßregeln der Fürsten und Regierungen einer öffentlichen Besprechung und Kritik zu unterwerfen, muß es nothwendig das größte Interesse gewähren, auch einmal einen urtheilsfähigen Mann des vorigen Jahrhunderts über die Fürsten und Regierungen seiner Zeit sich aussprechen zu hören, zumal wenn dieses zwar nicht vom Standpunkte eines freien gereiften Staatsbewußtseins aus, aber doch mit so penetrantem Scharfblick für die Misère im Einzelnen und in so derber, ungeschminkter Weise wie von Moser in seinem „Herr und Diener" geschieht. Der Verf. des vorliegenden Aufsatzes wird sich daher jedenfalls bei Vielen großen Dank erwerben, daß er jene Schrift Moser's wieder ans Licht gezogen, die wesentlichsten und interessantesten Ideen daraus mitgetheilt und eine kurze Charakteristik des Autors hinzugefügt hat. Zum Beleg einige Stellen, z. B. die Mittheilung von Moser's Urtheil über das Soldatenspiel einiger deutschen Staaten, das sich auf sie von Preußen, auf Preußen von Frankreich vererbt haben soll. „Bei diesem Soldatenspiel", meint Moser, „wird die Erlernung aller andern Regentenobliegenheiten außer Acht gelassen und die Art des militairischen Befehls geht in das civile Leben über, die nur beim Soldaten am rechten Platze ist. Jetzt sollen auch Minister, Räthe und Unterthanen den blinden, unbedingten Gehorsam beweisen, der allen vernünftigen Widerspruch ausschließt, wie er aber dem Offizier und Soldaten zugemuthet werden darf, wenn Sturm zu laufen ist. Alles soll jetzt geschwind abgemacht werden. Die Arbeit mit dem Geiste im Ministerium wird nicht unterschieden von den eingeübten Bewegungen auf der Parade. Alle, mit denen der Regent zu thun hat, betrachtet er gewissermaßen wie Feinde, denen gegenüber er in keinem Punkte nachgibt, gegen die er keinen Befehl zurücknimmt. Das Schlimmste ist aber, fährt Moser fort, daß der Militairetat übertrieben wird: die kleinen Fürsten haben für den Schimpf zu viel und für den Ernst zu wenig Soldaten. Das Raisonnement der Herren lautet: ohne Truppen spielt man keine große Rolle in der Welt; man kann an keine Verbindung mit auswärtigen Mächten, an keine Vergrößerung denken; ein deutscher Fürst hat sich bei Subsidientractaten noch allemal gutgestanden, und manche Länder, setzt Moser hinzu, könnten gar an keinen Handel denken, wenn sie

nicht die Menschenausfuhr hätten." Noch piquanter ist folgende Stelle: „Der Hergang auf den Landtagen, diesen bloßen Creditinstituten der Landesfürsten, wie sie der Ritter Lang bezeichnet, wird geschildert ohne Ahnung, daß die Verfassung dieser Landtage eine andere werden müßte. Die Darstellung ist aber hell genug. Das landesväterliche Herz, heißt es, wird hier förmlich herumgeschleppt. Nach der Proposition der landesherrlichen Commissarien brach dem theuern Landesvater das Herz, daß er mit neuen Anfoderungen beschwerlich fallen müsse, er, der dann erst froh sein würde, wenn er alle seine Unterthanen reich und glücklich machen könnte. Das Eine tröstet ihn, daß es ganz unvermeidliche und unter der Leitung der Vorsehung stehende Lebensbedürfnisse sind, welche ihn nöthigen, dem Lande mit neuen Anfoderungen beschwerlich zu fallen. Nach dieser Charlatanspredigt, sagt Moser, geht dann das Unterhandeln an. Die Landhauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft und Städten werden Einer nach dem Andern besprochen, gastirt, angefeuert, bedroht, gewonnen, die Majorität macht endlich den Schluß und es wird abermals ein Aderlaß durch das ganze Land vorgenommen. Der Landtagsabschied ist so gelehrt wie eine Leichenpredigt; der Minister mit seinen Mäklern, Küch- und Kellerbedienten kommt im Triumph nach Hofe zurück; Leben und Wonne breitet sich wieder über Favoritinnen und Favoriten aus; der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so muthig ins Horn; die Sängerin, die seit dreizehn Monaten nicht bezahlte Sängerin, steigt so hoch wie eine Lerche; der Parforcehundestall, dem Rentkammern und Creditoren schon den Untergang decretirt hatten, ertönt vom frohen Geheul, und alle adelige und nichtadelige Müßiggänger rechnen auf die neu eröffnete Goldgrube. Von den gethanen Bewilligungen sollte den Truppen der rückständige Sold entrichtet, gewisse auf der Execution stehende Landesschulden sollten davon abgetragen und einige mit großem Vortheil feilgemachte, dem Lande incorporirte Rittergüter bezahlt werden. Alles Dies ist im Angesichte des Landes mit Hand und Siegel, auf Wort und Treue vollzogen worden. Allein daß Gott erbarm! wie wird der theuersten Zusage gespottet! Die wichtigen Männer, die sich zu Werkzeugen einer heillosen Beredtsamkeit von beiden Seiten gebrauchen lassen, heischen und erhalten zuerst den Lohn der Ungerechtigkeit. Die Termine kann man nicht erwarten; also werden die Gelder auf den Credit des Landes im voraus anderswo gesucht und erhoben. Anstatt die Miliz zu zahlen und den Truppenetat zu erhalten, wird dieser reducirt. Die Creditoren werden treuherzig gemacht, ihre vom Lande nun anerkannten Capitale zu verlängern, und den Junkern, denen die Güter feilgemacht worden, gibt man etwas auf Abschlag, einen Dienst bei Hofe, ihren Kindern eine Fahne; sie mögen sehen, wenn sie einst das Übrige bekommen. Das aus dem Leben des Staats abgezogene Geld erhebt der Landesherr aber durch seine Leute selbst, ihm das zu versagen, hieße ihm nicht trauen, sich dem Herrn als Vormünder aufwerfen, und das wäre ein crimen laesae majestatis. Wo wäre der ehrliche Minister, dem Herrn das vorzustellen? Ja, diese sind oftmals die Ersten, welche den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen und als einfältige Schlafmützen ein Elend zu Haus beseufzen, welchem zu steuern sie nach Pflicht und Gewissen vor Herrn und Land verbunden waren." Und folgende: „Klein anfangen und groß aufhören, wäre auch Fürsten nicht schimpflich. Allein ein junger, eitler, unverständiger Regent will Alles kostbarer, prächtiger, glänzender haben als seine Vorfahren; die alten Tapeten, Spiegel, Silbergeräthe, Kutschen, ja Häuser und Gärten sind nicht mehr gut genug. Der neue Regent bringt zu den alten Schulden einen neuen Geschmack. Anfangs lauter goldene Zeiten, Niemand denkt der alten Noth; Alles ist voll guter Hoffnung; man hält die ersten Spieltage zu Gute und tröstet sich mit der Zukunft: allein der Herr gewöhnt sich an die erborgte Pracht und es soll so fortgehen, es mag kommen wie es wolle. Oder der Regent gelangt erst in reifern Jahren zur Regierung; er denkt aber wie ein gemeiner Mann. Die Kammern klagen immer, es möchte wol Vieles anders und besser sein können; allein die Antwort ist: Es hat schon bei meinem Großvater, Onkel und Vater so geheißen und hat doch gutgethan, ich werde es auch noch aushalten. Ich habe die alten Schulden nicht gemacht, genug daß ich keine neuen hinzufüge, den alten Wust habe ich aber nicht Lust aufzukehren. So bewohnt der Herr das alte Schloß, er lebt nach seinen alten Neigungen, es bleiben die alten Maximen, die alten Betrüger und die alten Schulden. Oder der Herr tritt seine Regierung an, ohne daß man sagen könnte, daß er übel hause; gut ist es aber auch nicht zu nennen. Er will ganz gewiß eine neue Epoche beginnen, wenn er mit einem männlichen Erben erfreut wird. Dieser bleibt aus. Ein Teufel von Liebling bläst deshalb ein: Für wen sparen Ew. Durchlaucht! Ew. Durchlaucht könnten viel besser leben. Das Wort zündet in einem Gemüthe, das noch unklar darüber ist, ob es recht gut oder recht schlimm gehen soll. Jetzt aber ist die Sache entschieden. Die heimlichen Maitressen treten nun offen auf. Die Pracht wächst, die Junker, die Diener werden verdoppelt. Die Tafel wird leckerhafter, die Livréen reicher, die Kassen leerer, das Land ärmer, die Schulden größer."

Loyale Leser, welche den Herrn von Moser nicht näher kennen, werden geneigt sein, ihn nach solchen Proben für einen recht gottlosen Menschen zu halten. Aber er ist gerade höchst fromm, so fromm, daß er sogar die Frömmigkeit und Christlichkeit zur ersten Bedingung eines Ministers macht, wodurch er sich, wie wir bei einem spätern Aufsatze sehen werden, die größten Vorwürfe von Seiten eines nach unsern Begriffen auch noch sehr moderirten Zeitgenossen zugezogen hat. Am Schlusse des Aufsatzes meint der Verf., wir müßten beim Lesen solcher Schilderungen doch im Ganzen froh sein, Vieles, was zu jener Zeit ganz natürlich gefunden wurde, doch schon als Misbrauch erkannt zu sehen, und wo die Zustände ähnlich geblieben sein, dieselben mit ganz andern Waffen bekämpfen zu können. In der That müssen wir anerkennen, daß Vieles seitdem anders und besser geworden ist. Traurig ist es jedoch, daß überhaupt ähnliche Zustände noch vorkommen können, und noch trauriger, daß sie wirklich noch vorkommen. Denn wer, wenn er obige Schilderung gelesen, muß nicht an einen kleinen, aber souverainen deutschen Staat denken, der einem Moser des 19. Jahrhunderts zu einem neuen „Herr und Diener" von allen Seiten das reichhaltigste Material liefern würde? Und welche Mittel hat unser Jahrhundert bis jetzt dargeboten, jene zerrütteten Zustände nur mit einigem Erfolg zu bekämpfen?

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1846.

Dichterstimmen.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Wir gehen zu den deutschen Malcontenten über.

3. Guerrillaskrieg. Versprengte Lieder. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 16. 10 Ngr.

Die Frühlingslüfte, welche in den ersten Liedern der neuen Periode hauchten, sind verweht. Das Blei der Zeit hat seinen Druck geübt, nicht auf den Muth, aber auf die Phantasie, der Muth ist nur noch kecker, trotziger geworden. Wir finden in diesen versprengten Liedern, gewidmet Anastasius Grün, Georg Herwegh und Robert Prutz, keine Töne und Gedanken, die uns nicht schon in andern Dichtern begegnet wären; aber der Dichter gibt uns auf die Frage Rechenschaft, was noch immer

Worte sollen
Wo man nur Thaten braucht?
— — — — —
Wozu die tausend Hände
Mit Geist und Federkiel,
Ihr fragt, was dann das Ende
Von unserm Singespiel?

Man habe gewarnt:

Der Hirt mit seinem Stabe
Klopft die Lawine wach,
Sie stürzt, mit ihr der Knabe
Zum Abgrund mit Gekrach.

Eher als die Gewalthaber seien Steine im Meer zu rühren; sie erweiche kein Sang. Mit nacktem Wort zersplittere man nicht, was Gold und Erz erbaut und mit Versen und Berechnung nicht das Werk von tausend Jahren. Die Antwort des Dichters lautet darauf:

Es wird mit einem Schlage
Die Eiche nicht gefällt,
Man kauft in einem Tage
Die Freiheit nicht der Welt,
Es trifft meist das Verkehrte
Auch ohne uns der Tod,
D'rum mögen wir zum Schwerte
Nicht greifen ohne Noth.

Doch daß die träge Ruhe
Uns nicht in Schlummer lullt,
Daß nicht zur Todtenruhe
Die Wiege der Geduld,
Daß nicht den Geist uns tödtet
Der schlaffe Grabesduft,
D'rum rufen: Wacht und betet!
Wir laut in alle Luft.

Angesungen werden Jordan, Dr. Nauwerck, Weitling, und in bekannter Weise die sogenannten Renegaten A. Grün und F. Dingelstedt, doch mit milderer Einlenkung. Der Dichter gibt die Hoffnung nicht auf. Unerwarteter noch kommt die gutmüthige Erinnerung an den guten alten Jahn, der sich dieser freundlichen Behandlung im jungen Parlamente sonst nicht zu erfreuen hat. Eins der besten und klarsten Lieder ist das vom freien Geist:

Was helfen bunte Schranken,
Zu trennen Land von Land,
Ihr könnt doch die Gedanken
Nicht fangen mit der Hand;
Sie springen ohne Säumen
Von Volk zu Volke dreist,
Und wecken aus den Träumen
Den alten, freien Geist.

Was helfen euch Gendarmen,
Was Sperre und Censur,
Ihr greift mit langen Armen
Doch stets ins Blaue nur,
Ihr greift mit groben Sinnen,
Was rauscht und glänzt und gleißt,
Das Rechte steckt tief innen,
Das ist der freie Geist.

Es ist ein bedeutender Schritt weiter von diesen Guerrillasliedern zu dem:

4. Vom grausen Burgermeister. Eine Volkspredigt. In Reimen gehalten von Fürchtegott Leberecht Tugendreich, verordnetem Erbauungsstundenhalter. Bern, Jenni Sohn. 1846. 8. 3¾ Ngr.

Eine bitterböse gallichte Ballade mit epigrammatischen Nadeln, die überall hin stechen, auf ein bekanntes, trauriges Ereigniß der jüngsten Geschichte. Eine Opposition, welche den ideellen Boden, die allgemeinere Tendenz verlassend, sich mit Ingrimm auf die Persönlichkeit wirft. Sie verfehlt ihr Ziel nicht, aber aus ist es mit der Poesie und aus mit dem Humor, wo die Absicht, ein bestimmtes Individuum und mit ihm ein ganzes Volk zu verletzen über alle andern Gefühle die Oberhand behält. Wenn die politische Poesie auch eine Berechtigung in sich hat, über den Dingen, die da sind wie der Raubvogel über seiner Beute, unablässig zu schweben, so muß sie doch auch ihre Befähigung zeigen, wie die Lerche auf Augenblicke wenigstens in die Lüfte zu steigen und wieder zu spielen mit Äther und Son-

nenschein; sonst ist sie nicht mehr Poesie. Dieser Dichter ist ein Geier, der seinen Hirsch sich ausgesucht hat, auf ihn niedergestürzt ist und sich so in ihn verbissen hat, daß er nicht mehr von ihm los, nicht mehr die Lüfte gewinnen kann. Mit Krallen und Schnabel in seiner Beute wühlend treibt er mit ihr fort ohne Rast und Zeit.

Das Gedicht ist in der Schweiz gedruckt und hoffentlich auch geschrieben; von Deutschem ist wenigstens nichts mehr darin als die Sprache. Das Gemüth, unsere Haupteigenschaft, die man überall in der modernen liberalen Poesie vermissen will, verbirgt sich bei den meisten Dichtern doch oft nur in anderer Gestalt, gleichwie der echte Humor die Thränen verbirgt; in diesem Gedichte ist es aber dem nackten Hohn und Ingrimm völlig gewichen. Solche Ausgeburten des destructiven Hasses, des zersetzenden Spottes und Hohnes ohne einen Anspruch von Pietät, Liebe, Achtung, Ahnung davon, daß in dem Verworfensten doch noch ein Funke des Göttlichen liegen, sind nicht die Producte des deutschen Geistes, sondern die mit Gewalt hervorgerufenen Gegenpole seines innersten Wesens. Nur wo das Mistrauen so regiert, so gewaltet und gewüthet hat gegen alle freien Regungen wie es in Deutschland der Fall ist, können so durch und durch vergiftete Pfeile geschleudert werden. Wir wagen zu behaupten, daß, wenn Deutschland eine freie Presse je gehabt hätte, Dichter wie dieser niemals hätten auftreten können.

Übrigens sei damit nicht gesagt, daß der destructive Spott nicht fast überall wunde Stellen treffe; aber das Ganze bleibt Caricatur, weil dem Bilde alle Lichtseiten fehlen. Seinen Gegenstand hat der Bänkelsänger besser studirt und weiß tiefer die Schäden und Maale im Fleische aufzuwühlen als andere Dichter, welche darüber wegfliegend noch schwärzere Schatten auf das Gemälde ihres Zorns werfen. Auch fehlt es nicht an schlagenden und beißenden Epigrammen, welche eine große Vertrautheit mit solchen Coteriewitzen verrathen, die an Ort und Stelle sehr bekannt, doch selten bis zum Druck sich verirrten. So liest man:

> Allein des Königs Majestät
> Begibt sofort sich ins Gebet,
> Der Allerhöchste in Person
> Verfügt sich vor des Höchsten Thron.

oder:

> Daß Furcht des Herrn jetzt von der Spree
> Wie einst von Rom aus neu ersteh'.

Der Inhalt ist übrigens so angethan, daß er auch nur Auszüge zu geben verbietet. Man findet in den Versen auch Reminiscenzen aus einem bekannten burlesken Liede, welches seiner Zeit in Berlins Straßen von den Leierkastenmännern gesungen ward. Eine Variation darauf sind die beiden Zeilen:

> Noch nimmer war ein Preuße frech,
> Der Erste ist erst dieser Tschech.

Ein einziges Mal erhebt sich das Gedicht zu einer weitern Anschauung:

> Hätt' Einen wirklich Gott bestellt,
> Daß er ein Volk, wol gar die Welt
> Von aller Menschenschinderei
> Vererbter Zwingherrschaft befrei',
>
> So bräch' er nicht mit Faustschreich los,
> Der tölpelhaft durch einen Stoß
> Das zur Balance nöth'ge Haupt
> Dem plumpen Knechtskolosse raubt.
>
> Er schaffte erst den Knechtssinn weg
> Aus Herz und Gliedern, der für Dreck
> Recht, Ehr und Freiheit fahren läßt,
> Der's werth ist, wie das Joch ihn preßt.

Die Anweisung zum Schlusse dieser Moral lautet:

> Ein Jeder sei zum Knecht zu gut,
> Ein Jeder zeige Kraft und Muth,
> Sich selber zu beherrschen: so
> Ist's gleich vorbei mit Pharao.

Nur schade, daß die Geschichte Dem widerspricht. Sie war überall nicht sehr wählig in ihren Werkzeugen, wo es die Freimachung einer Nation galt. Es waren selten oder nie die weisen Charaktere, welche voraufgingen. Erst wenn es geschehen ist, ruft man sie, um dem Werke das Siegel aufzudrücken; gewöhnlich dann, wenn man die schmuzigen Werkzeuge beiseite wirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 164.)

7) „Über Goldoni", von E. Ruth. Längere Beschäftigung mit einem Gegenstande erweckt leicht eine Vorliebe für denselben. Bei dem Verf. dieses Aufsatzes scheint dies nicht der Fall zu sein. So lange er nun auch schon der italienischen Poesie seine Zeit gewidmet hat, man merkt nicht, daß er zu einem minder unbefangenen, von einer rücksichtlosen Kritik abgehenden Urtheil bestochen oder überhaupt zu einer günstigern Beurtheilung der italienischen Zustände verführt wäre. Dies bewährt sich auch am vorliegenden Aufsatze. Goldoni wird darin der strengsten Kritik unterworfen und das Resultat derselben ist für ihn sehr ungünstig. Der Verf. gibt zwar zu, daß er sich im Verhältniß zu dem traurigen Zustande, in welchem das italienische Lustspiel sich befand, und namentlich im Gegensatz zu seinem erbärmlichen Vorgänger Chiari, allerdings um die Hebung und Belebung desselben verdient gemacht habe und manche anerkennungswerthe Eigenschaft: genaue und vielseitige Kenntniß der italienischen Lebensverhältnisse, rasche Production, gewandte Zurechtrückung des Stoffs, glückliche Auffindung und Anwendung einzelner komischen Züge und lächerlichen Situationen, und eine leichte Handhabung des Dialogs besitze; eine absolute und allseitige Befähigung für das Lustspiel vermag er ihm jedoch nicht einzuräumen, zumal da sich neben jenen Tugenden auch eine Reihe ganz unleidlicher Fehler und Auswüchse finde, namentlich eine höchst nüchterne und prosaische Anschauung des Lebens, die sich nirgend über das ganz Gemeine erhebe, nirgend die Spur von einer höhern Auffassung, von einer Vertiefung in das Ideale blicken lasse, ferner eine höchst seichte, in sich selbst zerfallende und verderbliche Moral, die um so widriger wirke, als sie sich überall mit hohlen, moralisch sein sollenden Phrasen breit mache, und endlich eine höchst willkürliche Zusammenwürfelung der Charaktere und Situationen und des ganzen von da und dort herbeigezogenen Stoffs, durch welche jede Möglichkeit einer wirklich künstlerischen Wirkung aufgehoben werde. Daher weist er die Zusammenstellung Goldoni's mit Molière auf das entschiedenste zurück, obschon er auch über diesen nicht eben mild

mittheilt: „Man kann", so lauten seine eigenen Worte, „nicht ärger fehlen als es die Italiener gethan haben, indem sie ihren fingerfertigen Goldoni einen italienischen Molière nannten. Beide kommen allerdings darin überein, daß sie nicht die höhere Dichterweihe besaßen, die sich an dem Ideal über die gemeine Wirklichkeit erhebt und niedere Stoffe adelt. Sie fielen Beide in das alltägliche Leben, das erbärmliche Treiben der Convenienz herab und ließen die Stoffe, die sie da fanden, in ihrer empirischen leeren Oberflächlichkeit, ohne ihnen einen höhern Bezug zu der idealen unendlichen Menschennatur im Großen und Ganzen zu geben, zu der sie den Canon eben nicht in sich trugen. Aber dennoch welch ungeheurer Abstand zwischen Beiden!" Wie er diesen Abstand im Einzelnen nachweist und vorzugsweise aus dem örtlichen und zeitlichen Verhältniß beider Dichter erklärt, ist schlagend und überzeugend, doch müssen wir es unsern Lesern zu eigener Lecture überlassen.

8) „Die Farças des Gil Vicente. Zur Geschichte der ältern spanischen Bühne." Von M. Rapp. Dieser Aufsatz bildet eine Art von Ergänzung zu dem von A. Wellmann über die vier ältesten spanischen Dramatiker, welchen der dritte Jahrgang dieses Taschenbuchs liefert. Was dort über Gil Vicente im Allgemeinen gesagt ist, wird hier specieller ausgeführt und namentlich der Inhalt der verschiedenen Farças im Auszuge mitgetheilt. Diese Auszüge sind frisch und lebendig, lassen jedoch die Compositionen des Dichters noch ziemlich roh und täppisch erscheinen, weil natürlich dabei, wie der Verf. selbst einräumt, von dem eigenthümlichsten Reize der Stücke, der Kraft der Situationen, der Schärfe der Charakteristik, der Energie der Handlung, dem Witz der Rede, dem flüchtigen Salz der Späße und namentlich der Grazie der Versification außerordentlich viel verloren gehen mußte. Der Verf. dürfte daher nicht übelgethan haben, wenn er wenigstens eine Scene den Lesern vollständig mitgetheilt hätte. Wahrscheinlich hat er sich jedoch dies für ein ausführlicheres Werk, das er über Gil Vicente zu liefern verspricht, vorbehalten und wir müssen uns bis dahin gedulden.

9) „Thomas Abbt", vom Herausgeber. Wenn der Verf. dieses Aufsatzes mit der Bemerkung anhebt, die Geschichte deutscher Literatur sei reich an Beispielen solcher Talente, welche nach einem raschen und glücklichen Anfang durch einen allzu frühen Tod an ihrer völligen Entwickelung gehindert worden seien, besonders zeige sich dies überall da, wo ein neues geistiges Princip, eine neue Phase der Entwickelung sich zu verwirklichen beginne, und wenn er darauf, nachdem er beispielsweise auf Flemming, Günther, Lenz, Bürger, Hölty, Novalis und Schiller hingedeutet hat, auch Thomas Abbt als einen jener „früh Verstorbenen" und „Vorläufer einer neuen und wichtigen Epoche" bezeichnet, so hat er damit sogleich sein Gesammturtheil über ihn ausgesprochen, nämlich, daß er ihn nicht sowol seiner wirklichen Leistungen halber, als vielmehr um seiner dem Fortschritt und der Weiterentwickelung zugethanen Bestrebungen und Anläufe willen einer Wiedererweckung für die Gegenwart und besondern Monographie für würdig gehalten hat. Er schreibt daher auch keineswegs dem Hauptwerke Abbt's, seiner bekannten Schrift „Vom Verdienst", das größte Verdienst zu, sondern vielmehr seinen kleinern Arbeiten, und zwar zunächst seinem Werkchen „Vom Tode fürs Vaterland", insofern er damit „einen tapfern Schritt aus der dumpfen Abgeschlossenheit der Gelehrtenstube in die freie, frische Luft der unmittelbaren Gegenwart" thue, sodann aber ganz besonders seinen Abhandlungen, die er für die „Literaturbriefe" und für die „Allgemeine deutsche Bibliothek" geliefert, insofern er sich durch dieselben nächst Lessing als einen der rüstigsten Kämpfer innerhalb der von Berlin ausgehenden großen Bewegung zu Gunsten des gesunden Menschenverstandes gegen die unersprießlichen Schulstreitigkeiten Gottsched's und Bodmer's bethätigt habe. Der Verf. gibt über diese Abhandlungen eine vollständige Übersicht, sondert dieselben in historisch-politische, ästhetische und eigentlich philosophische, und gibt aus den wichtigern derselben interessante Auszüge. So z. B. theilt er aus einem Briefe an Nicolai folgende Stelle mit: „Sie können nicht glauben, wie mir der Herr von Moser verächtlich vorkommt, seitdem ich seinen zweiten Theil vermischter Schriften gelesen. Wissen Sie wol, daß er behauptet, man dürfe nur recht fromm sein, so bekomme man auch zu weltlichen Geschäften Verstand, wenn man schon vorher dumm gewesen ... Und am Ende meint er, sei es besser, daß ein Land mit einem frommen Minister zu Grunde gehe, als wenn es mit einem irreligiösen blühend wäre. Wo will dies hinaus? Wissen Sie, warum der Mann so gegen seine gesunde Vernunft sündigt? Es scheint, seine Mitbrüder und Mitschwestern haben ihm vorgeworfen, daß er sich mit weltlichen Sachen zerstreue. Nun will er es wieder auf Kosten des Menschenverstandes gutmachen." Und aus einer Kritik der Moser'schen Schrift „Über die Religiosität der Fürsten und was von einer specifischen Christlichkeit derselben zu halten sei": „Ich wünschte wol, daß sich diese Herren, die immer Religion und Tugend unter sich und Irreligion gegen ihre Tadler im Munde führen, erklärten, ob die Antonine und Trajane ihre Völker glücklich oder unglücklich gemacht haben? Oder soll der Satz, der so fruchtbar an Verfolgungen unter einem schwachen Prinzen werden könnte, «daß ohne christliche Religion und, sobald es die Gelegenheit erlauben wird, ohne die Orthodoxie in dieser oder jener Kirche, Niemand ein ehrlicher Mann sein könne», auch dahin gelten, daß ohne christliche Religion kein guter Regent sein könne? Schade, daß die Geschichte das Gegentheil beweist! Noch mehr, diese Herren werden bald daraus folgern, daß, wer Tugend und Religion immer im Munde führt, ein ehrlicher Mann sein müsse. Man wird dem Verf. niemals leugnen, daß ein Prinz, der nach dem Geiste des Christenthums denkt und handelt, eine Wohlthat für seine Unterthanen sei; daß gewisse Grundsätze des Herrn sehr leicht und auch sehr stark ihren Einfluß auf die Diener äußern; aber es ist falsch, daß ein Prinz, der z. B. auf ein anderes Leben sich keine Hoffnung macht, dagegen alle Lasterthaten für erlaubt halte; kurz, es ist falsch, daß Der, dessen Herz durch eine göttliche Gnade in der Tugend nicht gestärkt ist, deswegen seinen Nächsten, so oft er nur kann, übervortheilen werde. Es kann geschehen, und es kann leicht geschehen, daß er von einer Leidenschaft zu einem Unrecht hingerissen oder durch die Unwissenheit zu einer Beleidigung seines Nebenmenschen verführt wird. Aber ist denn vom Christen alle Unwissenheit entfernt und alle Schwachheit verbannt? Wenn aber der Staatsmann zwischen zweien Prinzen wählen sollte, unter denen der eine andächtig und schwach, der Geistlichkeit seines Landes einen großen Theil an der Regierung vergönnte; der andere ein Feind aller geoffenbarten Religion, mit Enthaltsamkeit, Einsicht und Eifer für das gemeine Beste selbst regierte, ist es wol schwer zu rathen, welchen er wählen würde; ich sage der Staatsmann, welcher blos auf das gegenwärtige Wohl der Gesellschaft sieht?" Und an einem andern Orte über die Frommen: „Der anmaßliche Fromme hat noch weniger Anspruch auf Verstand blos seiner Frömmigkeit wegen. Er beschäftigt sich, wie er sagt, einzig und allein mit dem Gedanken an seinen Heiland, ihm betet, ihm singt er, von ihm spricht er mit andern auserwählten Seelen, seine Liebe für diesen Heiland prüft er an sich und Andern, und jede Kenntniß, jede Unterredung, die nicht unmittelbar auf diesen Heiland führt, hält er für sündlich oder doch für höchst unnütz. Ich sage nichts vom Handeln, weil dies sehr oft bei Singen, Beten, Seufzen und Reden wegzufallen pflegt, und höchstens in Enthaltungen, selten in wahren Ausübungen zum Besten des Nächsten besteht. Dies ist eine wahre Beschreibung von Leuten, die boshaft genug sind, um gesunde Vernunft für eine Feindschaft gegen das Christenthum auszugeben und einfältig genug, um sich nicht anders belehren zu lassen. Es mag einem veralteten gnädigen Fräulein leicht fallen, ihren Müßiggang auf eine solche Art zu verandächteln, aber wer in den verschiedenen Ständen des Lebens der göttli-

chen Bestimmung noch dienen muß; kann unmöglich Jesum zunächst ohne Aufhören im Gedanken haben. Armenrechnungen durchsehen und sie beschleunigen ist besser als auf die Blähungen des Magens und Veränderlichkeit der Laune Acht zu geben, und eine Anstalt für Nothleidende treffen ist Gott angenehmer als einem Freunde oder einer Freundin die noch zuweilen wiederkommenden Versuchungen des Fleisches mit frommer Beklemmung offenbaren." Die Mittheilung gerade solcher Stellen bewährt, was wir oben über Prutz und den Charakter seines Taschenbuchs im Allgemeinen gesagt haben. Was in eigener Person nicht mehr gesagt werden darf, läßt man Andere sagen. Aber wie niederschlagend, daß vor einem Jahrhundert mehr gesagt werden durfte als jetzt! Prutz läßt sich, indem er von einem bald wieder zurückgenommenen Verbot der „Literaturbriefe" redet, über diesen Krebsschritt der Freiheit selbst also aus: „Dergleichen würde nun heutzutage vollkommen in der Ordnung sein; damals aber und wiewol die Maßregel bereits nach fünf Tagen vom Staatsrath selbst wieder zurückgenommen ward, machte sie das ungeheuerste Aufsehen." Selbst Sulzer, dessen schweizerische Freimüthigkeit in Berlin ziemlich zahm geworden war, schrieb an Gleim ganz entsetzt („Briefe aus Gleim's Nachlaß", S. 354): „Aber wo sind wir, wenn ein solcher Mensch die Kritik hemmen kann?!" Ja wol guter Sulzer, wo sind wir?! Und doch muß jener Krebsschritt als ein Fortschritt betrachtet werden. So lange man die Kette am schwachen Arm stark wußte, ließ man sie lang und schlaff sein, jetzt wo man sie am starken Arm schwach weiß, hält man sie kurz und straff. Ob das politisch? Das muß die Zeit lehren!

10) Miscellen und Notizen. 1) „Zur Kritik der Goethe-Schiller'schen Epigramme von 1796", von J. W. Schäfer; 2) „Über einige hochdeutsche Übersetzungen und Bearbeitungen des Reineke de Vos", von Julius Tittmann. Im ersten Aufsatz wird der Versuch gemacht, jene von Goethe und Schiller gemeinschaftlich publicirten Epigramme bestimmt dem Einen oder dem Andern zuzuweisen; im zweiten die Ansicht aufgestellt, daß eine hochdeutsche Bearbeitung des „Reineke Fuchs" nothwendig verunglücken müsse und dem entgegen auf die Zweckmäßigkeit einer im niederdeutschen Dialekt hingedeutet. 48.

Bibliographie.

Allen, C. F., Geschichte des Königreiches Dänemark. Mit steter Rücksicht auf die innere Entwickelung in Staat und Volk. Aus dem Dänischen übersetzt. Mit genealogischen Tabellen und einem Sach- und Namenregister vermehrt und mit einem Vorwort begleitet von N. Falck. 2te, nach der 3ten Ausgabe des Originals durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für das Jahr 1846. 23ster oder der neuen Folge 1ster Jahrgang. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 2 Thlr.

Binder, Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde. Ergänzt und herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Danz, J. T. L., Geschichte des Tridentinischen Concils. Nach der Darstellung eines katholischen Schriftstellers. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 12ten Theils 1ster Band. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gladisch, A., Das Mysterium der aegyptischen Pyramiden und Obelisken. Halle, Lippert u. Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Hirtz, D., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Straßburg, Treuttel und Würtz. 8. 24 Ngr.

Lüdemann, C., Über das Wesen des protestantischen Cultus. Eine theologische Untersuchung. Kiel. 4. 15 Ngr.

Morlecker, K. F., Kilo. Historisch-comparative Darstellung der allgemeinen Verhältnisse des Erdkörpers und der Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in tabellarischer Uebersicht. Darmstadt, Leske. Gr. Imp. 4. 2 Thlr.

Mettlercamp, A., Liederschwalben. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr.

Michelet, J., Das Volk. Deutsch von P. Str. Nordhausen, Fürst. Gr. 8. 25 Ngr.

Penseroso, Die Engländer auf dem Rhein. Novelle. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rotteck, H. v., Das Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staates vom vernunftrechtlichen, historischen und politischen Standpunkte erörtert. Freiburg im Br., Emmerling. Gr. 8. 15 Ngr.

Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit. 1stes Bändchen. Oldenburg, Stalling. 1845. 12. 5 Ngr.

Straube's, E., Schriften. 6ter und 7ter Band: Kleeblätter. Novellen und Erzählungen. 1ster und 2ter Theil. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1845, 46. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von H. Schreiber. 5ter Jahrgang. Freiburg, Emmerling. 12. 1 Thlr.

Taufkirchen-Englburg, Gräfin, Die Schwärmerin. Erzählung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Völker, K., Winkelried. Ein Trauerspiel in fünf Akten. St.-Gallen, Huber und Comp. Gr. 16. 11¼ Ngr.

Ungarische Volkslieder. Übersetzt und eingeleitet von M. A. Greguß. Leipzig, G. Wigand. 12. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Arenz, K., Rodensteins Erwachen. Zeitgedicht. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Beleuchtung der Zittel'schen Motion über Religionsfreiheit. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. Bonn, Wittmann. 8. 1 Ngr.

Dulon, Herr Prediger Palmié, die reformirte Kirche hat keine Symbole! Ein Wort der Zurechtweisung. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 2 Ngr.

Hopf, A., Die deutschen Auswanderer auf der Mosquito-Küste. Charlottenburg, Bauer. 12. 2½ Ngr.

Januarius, Feuer! Feuer! Warnung an Hypothek-Gläubiger, sowie an alle bei Privat-Feuer-Versicherungs-Anstalten Versicherten. Potsdam, Horvath. 8. 7½ Ngr.

Kirchner, K. M., Das Walten Gottes auch in dieser Zeit. Jahresschlußbetrachtung. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Könige der Gegenwart. Biographien der im Jahre 1845 regierenden Souveraine. Von den vorzüglichsten Schriftstellern Frankreichs und Belgiens. Übersetzt von P. Str. Nordhausen, Fürst. Kl. 8. 10 Ngr.

Der Lichtprotestantismus in seiner Parallele mit der Hierarchie. Nachtrag zu drei Reden über den Querzug der Lichtritter in seiner religiösen und historischen Bedeutung. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Markscheffel, J. A. K., Kritik zur richtigen Würdigung der neu-protestantischen und neu-katholischen Reaktion. Zugleich eine Kritik der Schrift: „Uhlich und Ronge. Oder die Union der protestantischen Lichtfreunde." Leipzig, Beyer. Gr. 8. 25 Ngr.

Die jüdische Reform. Eine Beleuchtung. Allen freisinnigen deutschen Zeitungen gewidmet. Berlin, Reichardt u. Comp. 8. 5 Ngr.

Schrader, C., Der freie Protestantismus und die evangelisch-protestantische Kirche. Auch ein freies protestantisches Wort, allen Freunden Christi ans Herz gelegt. Apenrade. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1846.

Dichterstimmen.
(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Von den Malcontenten und Radicalen gehen wir zu den Communisten über. Schon der Guerrillakrieger spielt in dies Gebiet auf einem Streifzuge über. Im Gedicht an Weitling versichert er uns, daß der rohe Schleedornknittel das Rappier zertrümmern werde:

> Wir sind's, wir Communisten,
> Verbündet und vereint,
> Von Hohen und von Niedern
> Ein einig Volk von Brüdern,
> Und euch, ihr Heidenchristen,
> Der neue, böse Feind!

Als Hauptsänger (einige Gedichte von Weitling selbst sind charakteristisch genug) erscheint hier H. Püttmann:

5. Sociale Gedichte von H. Püttmann. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 16. 15 Ngr.

Trotz der Verfemung haben sich diese Gedichte schon weit verbreitet, und die Kritik, die sie empfehlen oder verdammen wollte, kommt zu spät. Wir haben es hier nicht mit der politischen Seite des Communismus zu thun, nur mit der ästhetischen, und man muß ihm zugestehen, daß er sich vor der Gesellschaft zu präsentiren weiß, in weit anständigerm Kleide als die Gesellschaft ihm entgegentritt:

> Nicht mehr von Rosendüften laßt uns singen,
> Noch wie die Vöglein auf den Zweigen springen —
> Das Menschenherz allein sei uns're Liebe,
> Der Anfang und das Ende aller Triebe.
> — — — — — —
> Was Rosenduft! Saht ihr im Blütengarten
> Den bleichen Bettler auf Erlösung warten?
> Wie mag euch denn die Rosenglut entzücken,
> Müßt ihr den Menschen also welk erblicken?

Man kann Püttmann's Poesie auch nicht den Vorwurf machen, daß sie mit Phrasen und Tiraden ins Blaue streife; er nimmt die Dinge aufs Korn und trifft, wo er den Pfeil abschießt, ins Herz hinein. So der Anruf an die Soldaten, so die schauerliche Ballade „Victoria"!

> O Wunder, wie seltsam sind getheilt
> Unter den Menschen die Loose:
> Wenn der Eine sich blutig an Dornen reißt,
> Dem Andern duftet die Rose.

„Das Weberlied", „Die Fabrikkinder". Ein unerschöpfliches Thema bietet leider den Communistendichtern Schlesien und seine Weber. Es ist eine grauenvolle Wahrheit in diesen Balladen:

> Im Zuchthaus lebt sich's besser
> Als im Gebirge dort,
> Die hung'rigen Gesellen
> Sehnen sich nimmer fort.
> Viel milder sind die Büttel
> Als ihre frühern hier.
> Und da sie's Salz verdienen,
> Arbeiten sie auch gern.
>
> D'rum singen sie im Chorus:
> Heil unserm König Heil!
> Er läßt uns hier nicht darben,
> Gibt Jeglichem sein Theil —
> Wir wollen ihn beloben
> Und flehen immerfort:
> Daß alle uns're Brüder
> Einzieh'n an diesen Ort.

Es ist eine reiche Auswahl reicher Lieder, aber ihr Inhalt von der Art, daß wir keine Auszüge geben können. Wenn ein mit Vernunft begabtes Wesen überhaupt Verbote vertheidigen könnte, als ihrem Zweck entsprechend, so dürften gerade diese Gedichte als gefährlich bezeichnet werden. Aber ihr Sinn, auch ihre Töne dringen doch hindurch, und ist keine andere positive, vom Geist getragene Kraft da, sie zu bekämpfen, dann brächten sie erst recht Gefahr. Doch meinen wir, das sei nicht eben zu fürchten. In dem schönen Gedichte „Rübezahl" hat der Berggeist einem reichen Fabrikanten, der beim Champagnerglase eingeschlafen ist, im Traume den Aufstand der verhungernden Weber gezeigt, eine Scene voll drastischer Kraft. Aber es gefällt seiner Laune, auch das Gegenstück zu zeigen. Einer armen Weberfrau, deren Gatten der Tod von allem Übel erlöst, zeigt er die Zukunft: ihr Knabe ist Mann geworden, nicht verhungert und verkümmert, sondern in stolzer Kraft, die Zeiten sind besser geworden, die Menschen auch, die Liebe hat Alle verbunden, Alle sind reich, denn Alle sind gleich, der Sohn „des reichen Schinders", der ihren Mann verschmachten ließ, geht Hand in Hand mit ihrem eigenen Sohne und das Kleid des Einen ist nicht schlechter als das des Andern:

> Verschwunden war die Sorge,
> Des Tages Plack und Qual.

Zugegeben dies Alles, daß die Menschen gleich sind,

daß sie Alle Röcke vom selben Tuche tragen, ja sogar, daß sie Alle besser geworden: aber wie auch das möglich geworden ist:

> In allen Scheunen glänzte
> Des Sommers reiche Frucht,
> Es bogen sich die Bäume
> Unter des Obstes Wucht,
> Frohlocken und Entzücken
> Die ganze Welt umschloß,
> Aus keinem Menschenauge
> Des Schmerzes Zähre floß —

darüber möchten wir von einem Communisten, der nicht Dichter ist, Rede und Antwort hören.

Ja sei auch Das zugegeben, daß es der kommenden, vervollkommneten Zeit, die nicht mehr Soldaten zu bezahlen, keine Zollgrenzen zu bewachen, keine Throne, keine Dome, keine Kerker mehr zu bauen und zu erhalten hätte, auch möglich werde, die Schrecken der Natur durch Menschenlist und Kraft zu bewältigen, daß sie durch natürliche Magie das Wetter reguliren und den Sandboden im magdeburger Land umschaffen können, welche Heilkraft, welchen Trost hat denn das Utopien des Communismus für die andern Leiden der Seele und des Körpers, die im denkbar glückseligsten Zustande des Erdenlebens immer wieder auftauchen! Das klingt wunderschön:

> Die Erde ist der Himmel,
> Wenn Gott auf Erden weilt.
> Und Gott ist nur die Liebe
> Die alles Glück ertheilt;

aber diese Liebe tröstet nicht einmal für die Schmerzen, welche die Liebe im speciellen Sinne in alter und neuer Zeit hervorgebracht hat und hervorbringen wird, was man auch mit aller Vernunft gegen die Werther-Thorheit geltend mache. So viel Illusionen wir zerstören, so wachsen doch immer neue auf, so lange Gemüth, so lange Phantasie, so lange Poesie in den Menschen ist. Und daß die Poesie eine Macht ist, die man gelten lassen und ehren müsse, erkennen die Communisten selbst an, indem sie Lieder singen um zu singen. Wie tröstet aber diese Liebe, die alles Glück ertheilt, Die, welche an unheilbaren, furchtbaren Leiden langsam dem Grabe entgegensiechen? Alle Poesie der Welt hat noch kein so trostreiches Wort zu ihnen gesprochen als das: „Kommt her zu mir, die ihr trübselig seid und beladen." Und wäre auch das nur eine Illusion, warum mit Gewalt sie zerstören, ausrotten wollen, wo man keine neue Illusion diesen Leidenden bieten kann! Wenn die Priester des Glaubens sich vergingen, wenn sie den Gott der Liebe zu einem Gott des Zornes in ihrem Egoismus und Fanatismus umwandelten, wenn sie die ewigen Dogmen des Christenthums vergaßen, die da gebieten: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! und: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem! wenn sie vergaßen über andere Menschensatzung das Wort: daß der Wege zum Himmelreich viele sind —, warum ihre Sünde denn Die entgelten lassen, welche in der alten Illusion nach Trost suchen und ihn finden? Ist es nicht schon ein Zeichen des Mistrauens in die eigene Kraft, daß er zerstören muß um zu bauen:

> Nicht mehr von Gottes Zorne laßt uns singen,
> Von uns'rer Demuth nicht, noch andern Dingen!
> Den Menschen nur laßt heilig uns erheben,
> Nichts außer ihm — kein and'res schön'res Leben.

Welche Armuth bei solchem Reichthum von Vorstellung, daß die Idee keinen Platz auf Erden findet, wenn sie nicht andere Ideen vorher vernichtet!

> Beugt eure Knie nicht länger vor Phantomen,
> Schleicht ferner nicht umher in finstern Domen
> Mit euern hellen Stirnen, zarten Seelen!
> Wozu sich selber nur so grausam quälen?
> Ja es ist Qual, dies Zittern und dies Beben
> Vor einem Jenseits, das wir nie erleben.
> Ja es ist Qual, dies athemlose Keuchen
> Nach einem Wüstenbild, nicht zu erreichen.

Wer nun aber die finstern Dome liebt, wer die Qual will, wer eine Wollust empfindet in diesem Zittern, hat der keinen Platz in euerm neuen Reiche? Ihr kämpft gegen die Intoleranten mit Intoleranz! Ihr kämpft gegen Gespenster, indem ihr ein neues Gespenst aufpflanzt. Daß in dem Communismus ein Keim der Zukunft liegt, der Wurzeln schlagen und Äste und Zweige treiben wird, wer möchte das bestreiten; nur anders wird Wuchs, Gestalt, Farbe, Blüte, Frucht sein als seine Anhänger wähnen. Es ist ein mächtiger Seufzer der Natur, die sich mit christlichem Almosenspenden und städtischen und staatlichen Armensteuern nicht mehr befriedigen läßt, es ist ein Ringen nach Erlösung, die erfolgen wird, aber anders als wir ahnen und glauben, eine Erlösung, die darin allen andern Erlösungen gleichen wird, daß sie in ihrer Erfüllung die Hoffnung ihrer Jünger täuscht, die eine Vollendung, ein das All umfassendes Werk erwarten, und sie wird wieder nur ein größeres Stückwerk werden gleichwie alle Religionen, die in der alten Erde aufwuchsen, oder zu ihr vom Himmel herniederstiegen, ein schöner Teppich, groß und reich genug, so scheint es, für das ganze Weltall, mit seinen Sonnen, Sternen und seiner Ewigkeit, aber wenn die tausend Arme daran zerren und ziehen, reicht er nicht einmal aus, um die kleine Erde damit zu bedecken.

6. Armensünder-Stimmen. Zwölf Lieder von E. Dronke. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 12 Ngr.

Schon die Titel dieser zwölf Lieder geben ihren Inhalt an: „Das Glück der armen Leute", „Die neuen Verdammten", „Das Weib des Webers", „Die junge Mutter", „Fabrikantentraum", „Die Gefangenen", „Maria Magdalene":

> Sie geben uns des Himmels Trost,
> Sie speisen uns mit Gottesbrocken,
> Derweil wir hungernd ohne Kost,
> Derweil wir nackt bei Sturm und Frost
> Im Koth des Erdenelends hocken.
> Sie sitzen warm, sie sitzen weich
> In ihres Glückes Himmelreich,
> Und pred'gen sie die Armuth gleich,
> Sie wird das Jenseits niemals locken.

Also ein Nachfolger des Vorigen. Nicht so keck, naiv, herausfodernd, nicht so spielend, epigrammatisch; aber,

er ist ein jüngerer Dichter, aus wahrer Empfindung geboren, elegisch, beinahe ins Tragische übergehend seine Klage, und in der Ausführung zur höchsten Anschaulichkeit gesteigert. Was Alles in die Poesie muß, und es findet Bilder, Worte:

Horch, wie schwer im Takt die Räder stampfen,
Wie es rasselt, prasselt, brandend braust,
Lohe die Feuer und die Essen dampfen,
D'rin verflucht der Zeiten Dämon haust.
Und ein Kind steht in des Grausens Stätte
Noch unschuldig, in der Jugend Strahl,
Von der Armuth und des Elends Kette
Festgeschmiedet an des Jammers Qual.

Hingewelkt ist seiner Wangen Röthe
Und es siecht der schlanke Leib gebückt,
Seine Augen stumm und kalt und blöde,
Seines Herzens junge Lust erstickt.
Einsam steht es in dem Graus und schweigend,
Nur die todte Kindesseele schreit,
Eine gräßlich stumme Klage, zeugend
Wider der Gesellschaft Herrlichkeit!

Da haben wir eine neue Aristokratie, gegen welche der communistische Dichter mit tiefer Wehmuth zu Felde zieht, statt gegen die Junker von Taubenheim gegen die Fabrikjunkherren, welche die armen Fabrikarbeiterinnen verführen. Es ist eine ganz bewußte Opposition, eine bewußte Umkehr der Angriffswaffen; die geschlagenen, alten Feudalseigneurs gehen ihn nichts mehr an, er läßt sie ruhen, er wendet sich gegen Die, welche sich Liberale nennen, gegen die in Reichthum prunkende Bourgeoisie:

Sie wollen mit der Freiheit Licht
Die öden Herzen uns entzücken,
Sie mahnen gar der Nacht Gezücht
Und wider ihrer Zwingherr'n Pflicht
Für ihre Freiheit auszurücken.
Doch was uns drückt und an uns nagt,
Und was uns bannt in Sündennacht,
Die Tyrannei der Geldesmacht,
Die will die Freiheit nicht erdrücken.

Welche ägyptische Finsterniß muß doch um die Throne der Gewaltigen lagern, daß sie so wenig ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden wissen! Was nicht in ihren Kram, in das enge Gewebe ihrer altersmorschen Ideen taugt, werfen sie zusammen, und schleudern ihre Bannstrahlen gegen Die, von denen sie vor den nächsten Feinden Schutz erwarten dürften, wenn sie es verständen, durch etwas Gelenksamkeit sie für sich zu gewinnen. Quos deus perdere vult —!

Der noch sehr junge Verfasser dieser communistischen Lieder ist selbst schon eine historische Person geworden. Man weiß eigentlich kaum, um was die Blitze der Macht ihn getroffen haben, die ihn von einem Ort zum andern schleuderten. Was man angab war so unbedeutend, daß man wirklich nur glauben kann, daß irgend ein Misverständniß, ein Misgriff die Sache veranlaßte, und man nachher, um sich nicht bloßzustellen, nach dem ersten besten Gegenstande griff, der einen scheinbaren Anlaß bot. Auch hat die Vermuthung viel für sich, daß er nur der Sündenbock war, den eine Eruption in die Luft schnellte, um doch etwas zu bewegen, nachdem sie so große Anstrengungen gemacht, die aber an einem noch größern Widerstande scheiterten. Wer diese Gedichte liest, die freilich Vielen nicht gefallen werden, begreift nicht, was gerade diesen jungen Dichter mit einem so tiefen elegischen Ernst, den man sonst doch achtet, so besonders fürchten und hassen ließ. Wir wollen ihm wünschen, daß er Trost für ein Misgeschick, welches er nicht herausgefodert hat, in sich selbst finde und eine befriedigende Antwort auf die Stimme der Wüste, die ihm zuruft:

Weltgeist, Geist der Natur,
Geist des Lebens!
Mein Herz will springen
Und meine Seele verblutet
Ob dem Grauen und dem Fluch der Erde.
Rede du, sprich
Daß du nicht verurtheilt hast
Die wimmelnden Millionen zu Noth und Knechtschaft,
Daß du nicht geschaffen hast
Das Leben für den Tod,
Noch die Schönheit zum Elend,
Noch die Unschuld zur Verderbniß;
Daß Erlösung kommen kann,
Kommen wird
Für die wimmelnden Millionen,
Die von Menschenbrüdern Gemordeten,
Schuldlos Verdammten!
Rede du, sprich
— — —
Gib Trost,
Wider das gellende Hohnlachen des Zweifels
Gib mir Trost, gib mir Trost,
Daß mein zitterndes Herz nicht ende
Fluchend
In Wahnsinn und Verzweiflung!

Und daß es nicht sei wie es zum Schluß heißt:

Still war der Abend,
Die Stimme des Jünglings verklang
Wie ein Seufzer,
Ein Seufzer des Armen,
Einsam,
Ungehört.

In allen diesen Gedichten keine Vision von dem Reiche der Armen, das da kommen wird, wie es der Vorgänger schaute; dieser Dichter sieht nur das Elend wie es ist, hier und da möglicherweise größer, greller, schärfer, da und dort im poetischen Schleier der Wehmuth gedämpft. Ein wirklicher Trost leuchtet nirgend hinein.

(Der Beschluß folgt.)

Englischer socialer Tendenzroman.

Wenn der Verf. des Aufsatzes „Religiöse Tendenzromane" in Nr. 103—109 die Bemerkung macht: „Die praktische Natur der Engländer hält diese Nation größtentheils von der Entwickelung der socialen Interessen in der Form des Romans ab", so widerspricht Dem einigermaßen die Thatsache, daß in der jüngsten Zeit auch in England der Geschmack des Romanpublicums sich der Tagesgeschichte und ganz besonders den socialen Interessen zugewendet hat. Seine beliebtesten Novellisten folgen dieser Richtung — die Blessington, die Strickland, die Gore, die Thomson, die Martineau, die Trollope, Horace Smith und

Charles Dickens nicht zu vergessen. Einen weitern Beweis dafür gibt die vierte Auflage von

Sir Cosmo Digby; a tale of the Monmouthshire riots. By *James Augustus St.-John.* Drei Bände. London 1846.

St.-John ist ein geachteter Name und seine frühere „Geschichte der Sitten und Gebräuche des alten Griechenland" diesseit des Kanals nicht ungekannt geblieben. In „Sir Cosmo Digby" behandelt er die Zusammenrottungen in Monmouthshire, den Aufstand in Wales unter Frost, Williams und Jones, und Zeitungsleser wissen, daß für diese zum Tode verurtheilten, dann unter königlichem Gnadenspruch auf Lebenszeit deportirten drei Männer vor kurzem von Tausenden unterzeichnete Petitionen um gänzliche Freilassung gebeten haben: ein Beleg, wie lebhaft die Theilnahme für sie und die Geschichte jener Ereignisse sich erhalten hat. Dabei gebührt dem Verf. die Anerkennung, daß er nicht wie z. B. die Trollope in ihrem verwandten „Jessie Phillips, a tale of the present day" (3 Bde., London 1843) die neue Romantheorie auf die Spitze gestellt, sondern die Hauptincidenzpunkte des walliser Pronunciamiento gegen Schlagbäume und andere Lästigkeiten zu Trägern einer Familiengeschichte gemacht hat. Zu zeigen, wie geschickt, das Auge fest auf die beabsichtigte Entwickelung der socialen Interessen gerichtet, er Beides miteinander verknüpft, würde eine zu lange Erzählung fodern. Eine Andeutung muß und kann genügen. Aus jener Reihe von Begebenheiten, welche unter den Namen Chartismus und Rebekkaismus mit dem Sturme auf Newport ihre Höhe und ihr Ende erreichten, hat der Verf. die bedeutsamsten und seinem Zwecke angemessensten ausgehoben, führt in die Versammlung der Chartisten bei deren Verbrüderung in Bolton-Court, zu ihrer Zwangswerbung, in ihr verschanztes Lager inmitten der Ruinen einer Kirche auf dem Gipfel des schwarzen Berges, in ihre Feldwacht auf der Heide, in ihre Zusammenkünfte bei Fackelschein, zu dem Späher, der sie belauscht, zu ihren Berathungen, zu ihren Kreuz- und Quermärschen, in ihre Kämpfe, zu ihrer Niederlage, weist genau nach — auf Grund der gerichtlichen Verhöre — aus welchen Motiven die Beschlüsse gefaßt und wie sie ausgeführt, von wem und durch welche Mittel die Bewegungen geleitet und ermöglicht worden sind, und hat zu der Rolle des Hauptrebellen Ap Hoel actenkundige Lebensmomente benutzt. Eine kurze Scene mag zugleich als Probe dienen.

Der Schauplatz ist Pencarn-Abbey, ein Schloß in der Nähe von Newport. Eine Gesellschaft Damen und Herren ist versammelt, als unter Lärm und Geschrei ein Haufe heranzieht. Lord Carteon, der Schloßherr, und seine männlichen Gäste eilen in den Hof den Andrängenden entgegen, und Ersterer fragt nach ihrem Begehren. Ein Mann von riesigem Bau und in einen Mantel gewickelt trat nahe an das Eisengitter und sagte: „Mein Lord, wir bedürfen Gastfreundschaft, und weil der Ruf Sie einen freigebigen und großmüthigen Wirth nennt, haben wir vor allen Herren der Umgegend Ihnen den Vorzug gegeben. Wir begehren indessen nur kurze Rast und wenige Erfrischungen, und Männern in unserer Lage werden Sie Beides schwerlich verweigern." Während er Das sprach, drängte eine Zahl wilder, schwarzbrauner Gesichter gegen die Eisenstäbe des Thors, und die leuchtenden Augen, die gefletschten Zähne und das grimme Lachen zeigten ebenso viele Kannibalen. Der große Haufe rückte nach, pressend und stoßend. Jeder wollte die Herren im Hofe sehen. Alle fluchten, wetterten und schwenkten die Waffen, muthmaßlich um den Lord zu schneller Einwilligung zu bringen. Das gelang ihnen jedoch weniger als sie erwarten mochten. Vertrauend auf seine Vertheidigungsmittel wie aus persönlichem Muthe erwiderte Lord Carteon: „Wenn Ihr Speise bedürft, so bleibt wo Ihr seid und Ihr sollt zur Genüge erhalten, obschon ich eines Mangels an Gastfreundschaft nicht beschuldigt werden könnte, gäbe ich solchergestalt ausgedrückten Wünschen kein Gehör." — „Aber, mein Lord", entgegnete der Mann im Mantel, „ich habe Ihnen gesagt, daß wir nicht blos hungerig, sondern auch müde sind und Ihr Haus hat Raum für uns Alle. Lassen Sie uns also ein. Noch erbitten wir von Ihrer Güte, was wir im Stande sind zu nehmen." — „Mein guter Freund", bemerkte der Lord, „es wäre möglich, Ihr verrechnetet Euch. Wir sind bewaffnet und haben uns vorgesehen. Ich mag aber mit Euch nicht um die Wette drohen. Was ich wiederhole ist: Erfrischungen sollt Ihr haben. Was Euern Einlaß betrifft, so würde ich den, von anderm Grunde abgesehen, schon deshalb nicht erlauben, weil Damen im Hause sind." — „Damen?" rief der Mann. „Nun, was sind die, daß die Nähe ihrer Mitmenschen sie erschrecken könnte? Ich bezweifle Ihre Logik nicht, mein Lord. Betrachten Sie diese Männer. Sind sie nicht genau von demselben Thon wie jene Damen? Und sobald die Maschine stillsteht, werden sie Staub wie jene. Ich kann zwischen diesen verschiedenen Theilen des Menschengeschlechts keinen Unterschied erkennen. Sei es aber, wie Eure Gnaden sagen. Ich sage blos, wir kommen hinein, mit Ihrer Genehmigung, wenn Sie solche ertheilen; wenn nicht, ohne solche."

Unter den auftretenden Personen nimmt Sir Cosmo die oberste Stelle ein. Er ist ein Mann, bei welchem „das Gold der Tugend durch den dicken Rost weltlicher Gesinnung schimmert", und der mittels seines Verstandes seine Umgebung beherrscht. Vom ersten Augenblicke seines Erscheinens an fesselt er das Interesse und fesselt es bis zum Schlusse, wo der Leser freilich ungewiß wird, ob er ihn mehr bewundern oder mehr verabscheuen soll. Er verdient Beides. Ihm zunächst steht seine Tochter Isabella, die Heldin des Romans, erst eine schwache Ranke, die den starken Geist des Vaters zur Stütze braucht, dann in selbständiger Kraft sein Schirm und Schutz. Auch alle übrigen Personen sind im Allgemeinen gut gezeichnet. Die englische Kritik hat wiederholt durch ihre glaubwürdigsten Organe das Urtheil abgegeben, daß der Roman einer der originelsten und anziehendsten Tendenzromane ist. 23.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Algerien.

Unter den verschiedenen, zahllosen Vorschlägen, welche in Bezug auf die Colonisirung der afrikanischen Besitzungen von hüben und drüben gemacht sind, ist viel hohles, phantastisches Zeug. Es ist dies um so erklärlicher, als von Seiten der Regierung selbst in den Maßregeln, welche seit einigen Jahren ergriffen sind, ein fortwährendes Schwanken und der fühlbare Mangel eines leitenden Grundgedankens an den Tag gelegt ist. Zu den wenigen Schriften dieser Art, denen eine wahre Bedeutung nicht abzusprechen ist, gehört das vor kurzem erschienene „Mémoire au roi sur la colonisation de l'Algérie" von Abbé Landmann. Wir können hier auf die eigentlichen Entwürfe, welche dem Könige darin vorgelegt werden, nicht näher eingehen und begnügen uns deshalb zu bemerken, daß der Verf., der sich durch einen langen Aufenthalt mit der Örtlichkeit sehr bekannt gemacht hat, von dem Grundsatze ausgeht, die Colonien müßten möglicherweise sich durchaus aus eigenen Hülfsquellen erhalten. Ob nun aber seine Vorschläge den Zeitpunkt, wo dies wirklich geschehen kann, herbeizuführen im Stande sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Nur so viel steht fest, daß, wie die Dinge sich bis jetzt anlassen, Algerien für lange Zeit noch nicht blos ungeheure Summen, sondern auch maßlose Opfer an Menschenleben kosten werde. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 167. — 16. Juni 1846.

Dichterstimmen.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Wir gehen zu den confessionnellen Zeitstimmen über. Da begegnet uns zuerst:

7. Neujahr. Ein Drama oder ein Gedicht, wie man es will, von Karl Schäffer. Darmstadt, Ottweiler. 1846. 8. 8 Ngr.

Wenn man zuerst, bei der objectiv gehaltenen Darstellung dieses Fastnachtsspiels, nicht weiß, wo es hinaus will, so findet sich das doch bald. Ein reflectirender Dichter ohne Parteifanatismus, aber seine Reflection hat ein angenehmes, dichterisches Gewand gefunden. Man liest das Scherzspiel mit Vergnügen fort, bis man auf den Ernst stößt, der dem Dichter sehr ernst ist. Es ist der alte Faust, den der alte Mephistopheles im Puppenspiel der Zeit auf die Marktschau umher führt. Im anmuthig gemüthlichen Versbau hat der Verf. sich so in den Goethe hineinstudirt, daß wir auf Augenblicke uns in ihm wieder zu finden glauben. Zu Anfang eine recht lustige Schaustellung von Verkäufern:

Der Hegelianer.

Ich bin doch ich. In meiner Majestät,
Bin ich derselbe noch ganz offenbar!
Doch scheint's, als ob die arme Welt
Sei wieder älter um ein Jahr.

Rationalist.

Welch eine große Menge Licht
Hat wieder sich in diesem Jahr verbreitet!
Man sieht es doch ganz offenbar,
Wie viel die Welt stets vorwärtsschreitet.

Dr. Strauß.

Fürwahr! Die Schrift hat noch ein Jahr gehalten!
Ich muß es mit Verwund'rung seh'n!
Doch mehr noch als ein Neues zu dem Alten
Kann ich unmöglich zugesteh'n.

Orthodox.

O trag nur Herr! mit Langmuth und Geduld,
Die uns're Schwachheit nicht zerstöret.
Wie hat die Sündenschuld der Welt
Sich wieder um ein Jahr vermehret!

Im Traume der Sylvesternacht erscheinen aber dann die bedeutendern Gestalten: der heilige Rock, die zwanzig heiligen Röcke. Der Chor ruft:

O heil'ger Rock, bitt' du für uns!

Der heilige Rock ruft:

Und plagen euch Qualen
Der Thorheit und Sünde,
So dürft ihr nur zahlen,
Ich heil' sie geschwinde.

Gildemeister und v. Sybel aber rufen zum heiligen Rock:

Als du lebtest, da waren wir todt! Nun wollen wir leben;
Und so schneid' ich darum ruhig die Kehle dir ab.

Worauf der heilige Rock:

Es sind die Gedanken!
Es ist nicht geglückt!
Die Welt ist verdorben!
Nun bin ich gestorben!

Einer kommt mit Schellenklang:

Was gestern ist gewesen wahr,
Heut' ist's auf einmal anders klar.
Die Sonne steht, der Wind der weht.
Die Ansicht über Nacht sich dreht.
Die Wetterfahn' girrt auf dem Dach,
Wohin der Wind fährt, fährt sie nach.

Ein Alter und sein Junger möchten auch zum Rock, aber singen:

Holde Isar, deine Wellen
Rauschen durch ein schönes Land,
Und das Land, durch das sie rauschen,
Ist das schöne Baierland,

und Mephistopheles versichert, es wären ihm

zwei gar liebe Jungen
(Es ist ein Vater und ein Sohn).
Ich habe manche Lection
Wol mit dem Alten durchgesungen,
Der Junge lernt es nun vom Alten,
So wird die schöne Kunst stets neu erhalten.

Aber Faust hört auf andere Töne. Ihm ist's als hörte er einen Klang aus schönen Kindertagen, einen Donnerton, der sein Herz im Innersten erzittern mache, ein Geräusch in den tiefen Bergesklüften:

Wohin niemals der Strahl der Sonne dringt,
(Und wo) geheimnißvoll der Geist des Lebens
Mit jenen finstern Höllenmächten
In angstvoll angestrengtem Kampfe ringt.

Die Schilderung, die er von den aufschlagenden Flammen, den erbebenden Bergen, den zitternden Eichen, den zersplitternden Felsen und dem Engelsgesang dazwischen entwirft, ist so poetisch, daß Mephistopheles ihn daran

Charles Dickens nicht zu vergessen. Einen weitern Beweis dafür gibt die vierte Auflage von

Sir Cosmo Digby; a tale of the Monmouthshire riots. By *James Augustus St.-John.* Drei Bände. London 1846.

St.-John ist ein geachteter Name und seine frühere „Geschichte der Sitten und Gebräuche des alten Griechenland" diesseit des Kanals nicht ungekannt geblieben. In „Sir Cosmo Digby" behandelt er die Zusammenrottungen in Monmouthshire, den Aufstand in Wales unter Frost, Williams und Jones, und Zeitungsleser wissen, daß für diese zum Tode verurtheilten, dann unter königlichem Gnadenspruch auf Lebenszeit deportirten drei Männer vor kurzem von Tausenden unterzeichnete Petitionen um gänzliche Freilassung gebeten haben: ein Beleg, wie lebhaft die Theilnahme für sie und die Geschichte jener Ereignisse sich erhalten hat. Dabei gebührt dem Verf. die Anerkennung, daß er nicht wie z. B. die Trollope in ihrem verwandten „Jessie Phillips, a tale of the present day" (3 Bde., London 1843) die neue Romantheorie auf die Spitze gestellt, sondern die Hauptincidenzpunkte des waliser Pronunciamiento gegen Schlagbäume und andere Lästigkeiten zu Trägern einer Familiengeschichte gemacht hat. Zu zeigen, wie geschickt, das Auge fest auf die beabsichtigte Entwickelung der socialen Interessen gerichtet, er Beides miteinander verknüpft, würde eine zu lange Erzählung fodern. Eine Andeutung muß und kann genügen. Aus jener Reihe von Begebenheiten, welche unter den Namen Chartismus und Rebekkaismus mit dem Sturme auf Newport ihre Höhe und ihr Ende erreichten, hat der Verf. die bedeutsamsten und seinem Zwecke angemessensten ausgehoben, führt in die Versammlung der Chartisten bei deren Verbrüderung in Bolton-Court, zu ihrer Zwangswerbung, in ihr verschanztes Lager inmitten der Ruinen einer Kirche auf dem Gipfel des schwarzen Berges, in ihre Feldwacht auf der Heide, in ihre Zusammenkünfte bei Fackelschein, zu dem Späher, der sie belauscht, zu ihren Berathungen, zu ihren Kreuz- und Quermärschen, in ihre Kämpfe, zu ihrer Niederlage, weist genau nach — auf Grund der gerichtlichen Verhöre — aus welchen Motiven die Beschlüsse gefaßt und wie sie ausgeführt, von wem und durch welche Mittel die Bewegungen geleitet und ermöglicht worden sind, und hat zu der Rolle des Hauptrebellen Ap Hoel actenkundige Lebensmomente benutzt. Eine kurze Scene mag zugleich als Probe dienen.

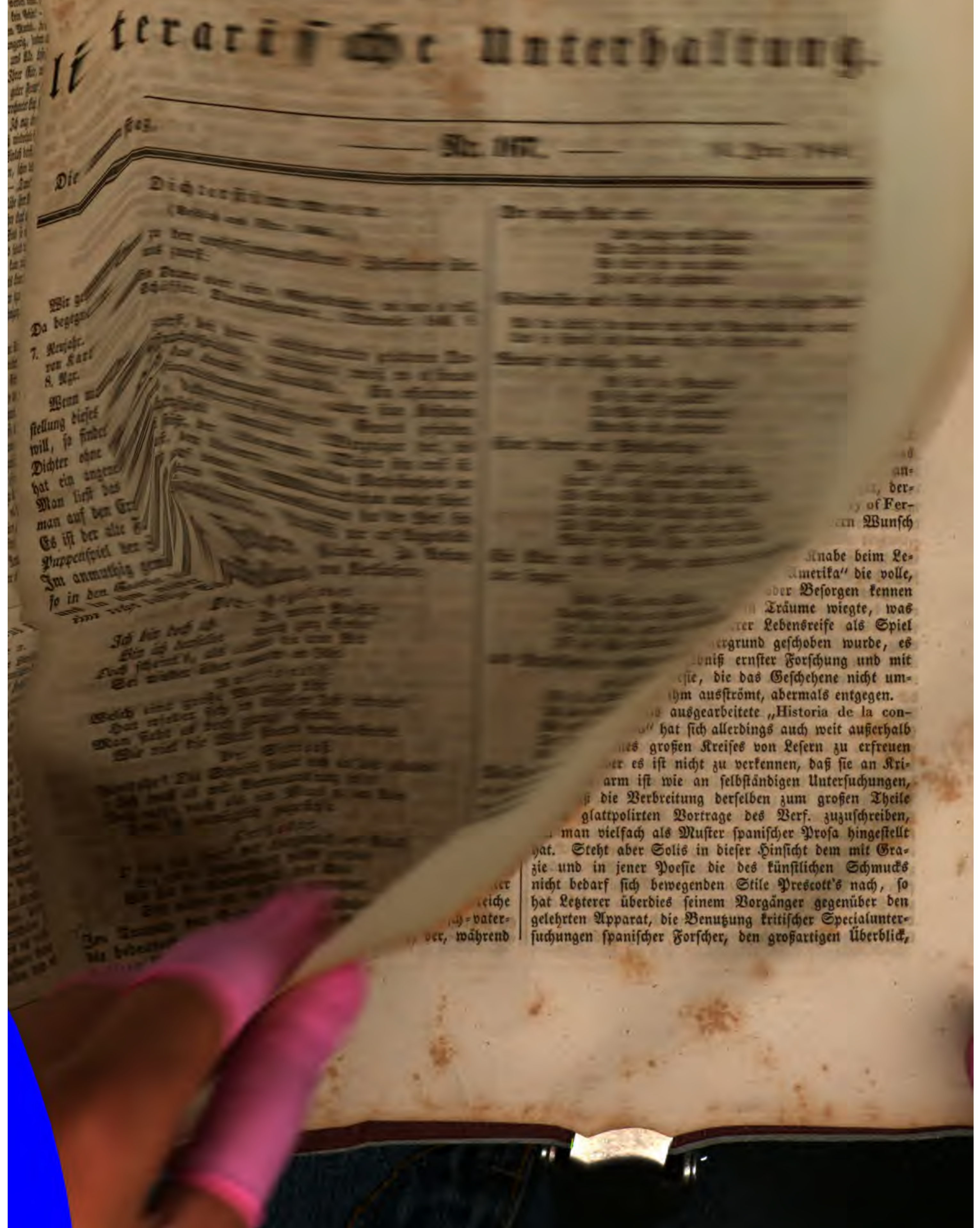
Der Schauplatz ist Pencarn-Abbey, ein Schloß in der Nähe von Newport. Eine Gesellschaft Damen und Herren ist versammelt, als unter Lärm und Geschrei ein Haufe heranzieht. Lord Carteon, der Schloßherr, und seine männlichen Gäste eilen in den Hof den Andrängenden entgegen, und Ersterer fragt nach ihrem Begehren. Ein Mann von riesigem Bau und in einen Mantel gewickelt trat nahe an das Eisengitter und sagte: „Mein Lord, wir bedürfen Gastfreundschaft, und weil der Ruf Sie einen freigebigen und großmüthigen Wirth nennt, haben wir vor allen Herren der Umgegend Ihnen den Vorzug gegeben. Wir begehren indessen nur kurze Rast und wenige Erfrischungen, und Männern in unserer Lage werden Sie Beides schwerlich verweigern." Während er Das sprach, drängte eine Zahl wilder, schwarzbrauner Gesichter gegen die Eisenstäbe des Thors, und die leuchtenden Augen, die gefletschten Zähne und das grimme Lachen zeigten ebenso viele Kannibalen. Der große Haufe rückte nach, pressend und stoßend. Jeder wollte die Herren im Hofe sehen. Alle fluchten, wetterten und schwenkten die Waffen, muthmaßlich um den Lord zu schneller Einwilligung zu bringen. Das gelang ihnen jedoch weniger als sie erwarten mochten. Vertrauend auf seine Vertheidigungsmittel wie aus persönlichem Muthe erwiderte Lord Carteon: „Wenn Ihr Speise bedürft, so bleibt wo Ihr seid und Ihr sollt zur Genüge erhalten, obschon ich eines Mangels an Gastfreundschaft nicht beschuldigt werden könnte, gäbe solchergestalt ausgedrückten Wünschen kein Gehör." — „Ab[illegible] mein Lord", entgegnete der Mann im Mantel, „ich habe I[illegible]nen gesagt, daß wir nicht blos hungerig, sondern auch mü[illegible] sind und Ihr Haus hat Raum für uns Alle. Lassen Sie u[illegible] also ein. Noch erbitten wir von Ihrer Güte, was wir [illegible] Stande sind zu nehmen." — „Mein guter Freund", bemerk[illegible] der Lord, „es wäre möglich, Ihr verrechnetet Euch. Wir si[illegible] bewaffnet und haben uns vorgesehen. Ich mag aber mit Eu[illegible] nicht um die Wette drohen. Was ich wiederhole ist: Erfr[illegible]schungen sollt Ihr haben. Was Euern Einlaß betrifft, so würd[illegible] ich den, von anderm Grunde abgesehen, schon deshalb nic[illegible] erlauben, weil Damen im Hause sind." — „Damen?" rief de[illegible] Mann. „Nun, was sind die, daß die Nähe ihrer Mitmensch[illegible] sie erschrecken könnte? Ich bezweifle Ihre Logik nicht, mei[illegible] Lord. Betrachten Sie diese Männer. Sind sie nicht genau von demselben Thon wie jene Damen? Und sobald die Maschine stillsteht, werden sie Staub wie jene. Ich kann zwischen diesen verschiedenen Theilen des Menschengeschlechts keinen Unterschied erkennen. Sei es aber, wie Eure Gnaden sagen. Ich sage blos, wir kommen hinein, mit Ihrer Genehmigung, wenn Sie solche ertheilen; wenn nicht, ohne solche."

Unter den auftretenden Personen nimmt Sir Cosmo die oberste Stelle ein. Er ist ein Mann, bei welchem „das Gold der Tugend durch den dicken Rost weltlicher Gesinnung schimmert", und der mittels seines Verstandes seine Umgebung beherrscht. Vom ersten Augenblicke seines Erscheinens an fesselt er das Interesse und fesselt es bis zum Schlusse, wo der Leser freilich ungewiß wird, ob er ihn mehr bewundern oder mehr verabscheuen soll. Er verdient Beides. Ihm zunächst steht seine Tochter Isabella, die Heldin des Romans, erst eine schwache Ranke, die den starken Geist des Vaters zur Stütze braucht, dann in selbständiger Kraft sein Schirm und Schutz. [illegible] alle übrigen Personen sind im Allgemeinen gut gezeichnet. Die englische Kritik hat wiederholt durch ihre glaubwürdigsten Organe das Urtheil abgegeben, daß der Roman einer der originelsten und anziehendsten Tendenzromane ist. 23.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Algerien.

Unter den verschiedenen, zahllosen Vorschlägen, welche in Bezug auf die Colonisirung der afrikanischen Besitzungen von hüben und drüben gemacht sind, ist viel hohles, phantastisches Zeug. Es ist dies um so erklärlicher, als von Seiten der Regierung selbst in den Maßregeln, welche seit einigen Jahren ergriffen sind, ein fortwährendes Schwanken und der fühlbare Mangel eines leitenden Grundgedankens an den Tag gelegt ist. Zu den wenigen Schriften dieser Art, denen eine [illegible] Bedeutung nicht abzusprechen ist, gehört das vor kurzem erschienene „Mémoire au roi sur la colonisation de l'Algérie" von Abbé Landmann. Wir können hier auf die [illegible] Entwürfe, welche dem Könige darin vorgelegt wer[illegible] näher eingehen und begnügen uns deshalb zu [illegible] der Verf., der sich durch einen langen Aufent[illegible] lichkeit sehr bekannt gemacht hat, von dem [illegible] die Colonien müßten möglicherweise sich [illegible] Hülfsquellen erhalten. Ob nun aber [illegible] punkt, wo dies wirklich geschehe[illegible] Stande sind, wagen wir ni[illegible] steht fest, daß, wie die D[illegible] für lange Zeit noch [illegible] auch maßlose D[illegible]



lterarische Unterhaltung.

Die

Wir ge…
Da begegn…

7. Neujahr…
von Karl…
8. Ngr.

Wenn m…
stellung dieses
will, so finde…
Dichter ohne
hat ein angene…
Man liest das
man auf den Er…
Es ist der alte F…
Puppenspiel der…
Im anmuthig gem…
so in dem Ge…

…reiche
…-vater-
…der, während

…an-
…, der-
…y of Fer-
…rn Wunsch

…Knabe beim Le-
…Amerika" die volle,
…der Besorgen kennen
…Träume wiegte, was
…rer Lebensreife als Spiel
…ergrund geschoben wurde, es
…bniß ernster Forschung und mit
…sie, die das Geschehene nicht um-
…hm ausströmt, abermals entgegen.
… ausgearbeitete „Historia de la con-
…" hat sich allerdings auch weit außerhalb
…nes großen Kreises von Lesern zu erfreuen
…er es ist nicht zu verkennen, daß sie an Kri-
… arm ist wie an selbständigen Untersuchungen,
…ß die Verbreitung derselben zum großen Theile
… glattpolirten Vortrage des Verf. zuzuschreiben,
… man vielfach als Muster spanischer Prosa hingestellt
hat. Steht aber Solis in dieser Hinsicht dem mit Gra-
zie und in jener Poesie die des künstlichen Schmucks
nicht bedarf sich bewegenden Stile Prescott's nach, so
hat Letzterer überdies seinem Vorgänger gegenüber den
gelehrten Apparat, die Benutzung kritischer Specialunter-
suchungen spanischer Forscher, den großartigen Überblick,

hudeleien gehalten. Der Verf. zeigt ein aufrichtiges Streben, die Erscheinung Gregor's zu verstehen und zu begreifen; aber er zeigt auch aufrichtigen protestantischen Eifer in Bekämpfung Dessen, was in Gregor's Erscheinung ultramontan, unchristlich, unprotestantisch ist.

Der Verf. stellt dar, wie der erste öffentliche Schritt des Mönchs Hildebrand — daß er nämlich den vom Kaiser Heinrich zum Papst ernannten Leo bewog, sich nicht eher als Papst zu betrachten, bis er zu Rom selbst nach den herkömmlichen Formen in geistlicher Weise erwählt worden sei — schon das Streben nach Lostrennung der Hierarchie vom Staate, nach Unabhängigkeit vom Staate beweise: „Das ganze später mit solcher Consequenz entwickelte System der Hildebrand'schen Theokratie ist hier schon im Keime enthalten" (S. 182). Später kommt der Verf. darauf zurück und sucht in psychologischer Weise darzuthun, daß wie im Mönch Augustinus der Reformator Luther, wie im General Bonaparte der Kaiser Napoleon, so auch im Mönch Hildebrand der Papst Gregor geschlummert. Gregor's Plan in seiner Vollendung wird (S. 191) angegeben in folgender Weise: „Unbedingteste und vollständigste Selbständigkeit der Kirche, d. h. gänzliche Unabhängigkeit von jeder weltlichen Macht, vollständigste Herrschaft der Kirche über den Staat, absolute Monarchie innerhalb der ganzen über die Erde ausgebreiteten Kirche, d. h. mit andern Worten «hierarchische Universalmonarchie»". Um diesen Plan durchzuführen, habe Gregor nach drei Seiten hin operiren müssen. „Zuerst galt es, innerhalb der Kirche die gesammte Priesterschaft zu einer in sich geschlossenen, sich als Eine Körperschaft fühlenden Masse umzugestalten, in ihr alle weltlichen Interessen zu ertödten und nur das Interesse der gegliederten Hierarchie zu belassen und zu steigern, zugleich das Bewußtsein der Nothwendigkeit einer monarchischen Form dieser Hierarchie zu erzeugen." Als zweite Aufgabe wird aufgestellt, die Hierarchie politisch frei zu machen. Diese beiden Aufgaben seien aber nur die Vorstufen zur dritten: „das frühere Abhängigkeitsverhältniß, in welchem die Kirche zum Staat stand, in das entgegengesetzte umzuwandeln, den Staat nur als Ausfluß der Kirche hinzustellen, die weltlichen Herrscher als nur vom Papste mit ihrer Macht begnadigt, so jedoch, daß dieser Papst über Absetzung von Kaisern und Königen gerade so verfügen könne wie über Absetzung von Bischöfen oder ganz untergeordneten Geistlichen." „Die Bestrebungen zur Erreichung der ersten Aufgabe concentriren sich in dem Kampfe um das Cölibat; die der zweiten in dem Kampfe um die Investitur; die der dritten in dem Kampfe mit Heinrich IV." Mit besonderm Interesse bespricht der Verf. die einzelnen Schritte, die Gregor that zur Demüthigung aller weltlichen Macht, wie Gregor z. B. dem Könige Philipp I. von Frankreich erklärte, er werde ihm auf jede Weise das französische Reich entreißen, wenn er ihm keine Reue zeige. Gregor's eigene Worte lauten (S. 203): „Die von Gottlosen erfundene geistliche Würde müsse der geistlichen untergeordnet sein, welche Gottes Allmacht und Vorsehung zu seinem eigenen Ruhme gegründet. Wer sollte nicht wissen, daß die Könige und Fürsten von solchen ihren Ursprung haben, welche in ihrer Gottlosigkeit durch Anmaßung, Raub, Treulosigkeit, Mord, genug durch alle möglichen Verbrechen, während der Teufel die Welt regiert, über ihres Gleichen die Herrschaft errungen?" So spricht der heilige Vater zu Rom. Es ist sehr zu bezweifeln, ob die wüthendsten Jakobiner während der französischen Revolution sich stärker geäußert.

Das Resultat der Erscheinung Gregor's gibt der Verf. in folgenden Worten an:

„Hildebrand-Gregor hatte das Papstthum zu seiner Höhe erhoben. Er hatte Könige und Kaiser in den Staub getreten, Fürsten und Völker der Kirche unterthan gemacht, die Kirche selbst aber, sie, die ihrer Idee nach die absoluteste Republik ist, zur absolutesten Monarchie umgewandelt!" 96.

Bibliographie.

Dronke, E., Aus dem Volk. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Droysen, J. G., Vorlesungen über die Freiheitskriege. 1ster Theil. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ehrenkreutz, B. v., Handbuch für Auswanderer nach Texas. Herausgegeben nach Privatmittheilungen der Hrn. R. Schmiß und G. Adward. Coblenz, Reiff. 16. 15 Ngr.

Hoertel, H., Thomas von Aquino und seine Zeit, nach Touron, Delecluze und den Quellen. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 20 Ngr.

Linde, J. T. B. v., Berichtigung confessioneller Mißverständnisse. 1stes Heft: Auffassung des christlichen Seligkeitsdogma's nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse. Ein Beitrag zur Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 17 Ngr.

— — derselben. 2tes Heft: Die Berechtigung der christlichen Kirche zum Fortschritte. Betrachtung der Schrift des Hrn. Dr. K. A. Credner „Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift". Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Norden, M., Ilmhorst. Eine Skizze aus der Vorzeit Hamburgs. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr.

Oettinger, E. M., Buch der Liebe. 3te stark vermehrte Auflage. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Posern-Klett, C. F. v., Sachsens Münzen im Mittelalter. 1ster Theil: Münzstätten und Münzen der Städte und geistlichen Sifter. Leipzig, Vogel. 4. 10 Thlr. 20 Ngr.

Smelzkop, E., Immen. (Plattdeutsche Gedichte.) Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Scheppenstiddesche streiche in C-dur mit Fis-mol for hoch- und delpnäsige lüe. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Thurnberg, Marie v., Die graue Schwester. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 2 Thlr.

Deutsche Volksbücher, nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. No. 14: Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein. Frankfurt a. M., Brönner. 8. $5\frac{1}{2}$ Ngr.

— — derselben No. 15: Eine schöne Historie von König Apollonius. Frankfurt a. M., Brönner. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

— — derselben No. 16: Eine lesenswürdige Historie von Herzog Ernst in Baiern und Oesterreich. Frankfurt a. M., Brönner. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Tagesliteratur.

Die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte der protestantischen Bewegung unserer Tage. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Bruno Theobald. Leipzig, Mayer. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Aufenthalt in Lithauen im Jahre 1836 und die letzten Tage des Szymon Konarski. Eine historisch begründete Erzählung. Belle-Vue, Verlags- u. Sortimentsbuchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Harms, Vom Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, nach Joh. 9, 24—38. Eine polemische Predigt. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1845. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Oster, P. J., Deutschlands Zion und die Halb-Lutheraner. Oder: die gute Sache der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen, vertheidigt gegen ihre allerneuesten Widersacher, die Vertreter des sogenannten „Lutherthums" innerhalb der Union. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Schnee zu Ostern! (im Jahre 1845). Eine Stimme Gottes an unsere Zeit. Von einem Mitgliede des lebendigen Gebetskranzes der ganzen Christenheit. München, Franz. 12. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1846.

W. Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico.

History of the conquest of Mexico, with a preliminary view of the ancient Mexican civilisation, and the life of the conquestor Hernando Cortés. By *William Prescott*. Drei Bände. London 1843.

Geschichte der Eroberung von Mexico, mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 6 Thlr.

Es ist dieses Werk die zweite Frucht der während eines langjährigen Aufenthalts in Spanien begonnenen Studien Prescott's in dortigen Archiven und Bibliotheken. Bekennen wir immerhin, daß der Gegenstand dieses Werks wol nicht in dem Grade wie die „History of Ferdinand and Isabella" der Individualität des Verf. entsprechend gewählt ist. Ihm stehen mehr glückliche Anschauungen der Gestaltungen der Politik, Auffassung der Poesie des Lebens, Charakteristik von eigenthümlichen Persönlichkeiten als strenge, schrittweise sich bewegende Forschungen zu Gebote, wie sie den Anfang dieser Erzählungen eröffnen. Wir begegnen in letztern allerdings derselben Eleganz wie in den Schilderungen des obengenannten Werks, aber nicht derselben allen Gegenständen sich anbequemenden Gewandtheit der Darstellung, nicht der Fülle von Lebensbildern, die dort den Leser unwillkürlich umstrickt. Mit dem historischen Hintergrunde fehlen der kolossalen Scenerie der neuen Welt Erinnerungen und verwandte Eindrücke, an welche der Zuschauer die ihm vorübergeführten Bilder anreihen könnte. Der Mangel eines harmonisch durchgebildeten Volks- und Staatslebens in dem transatlantischen Reiche kann nicht durch die Anden und den Zauber der Tropenwelt ersetzt werden. Dort eine bleibende Conformität, nicht dieser Wechsel, die scharf ausgeprägte Individualität, der aus dem Verkehre mit gleichgebildeten und im gleichen Ringen begriffenen Völkern erwachsende Schwung. Jene Erscheinungen liegen unserer Anschauung ferner, und ob sie uns auch ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Interesse entlocken, heimisch können wir uns nie unter ihnen fühlen. Andererseits bricht auch hier die reiche Romantik, der jugendliche Ungestüm, die katholisch-vaterländische Begeisterung des Spaniers durch, der, während in der Heimat die Hand eines strengen Herrn Gesetze niederschrieb, die Übertreter derselben unerbittlich züchtigte und die nach allen Richtungen sich kundgebende Freiheitsliebe des Volks zähmte und beschnitt, im Lande jenseit des Oceans ein freies Feld für übersprudelnden Thatendrang suchte und fand.

In diesen Elementen bewegt sich der Verf. mit unnachahmlicher Leichtigkeit und die eben gemachten Bemerkungen konnten nur durch den Vergleich mit einer Arbeit hervorgerufen werden, die von derselben Hand ausging. Daß beide Werke so rasch nach ihrem Erscheinen in Deutschland eingebürgert sind, beweist von neuem, daß man kein Recht hat, von der Übersetzung unzähliger seichter Eintagsschriften Frankreichs auf den Geschmack und das Bedürfniß Deutschlands zu schließen. Was aber die obengenannte Übertragung ins Deutsche anlangt, so genüge die Bemerkung, daß der Übersetzer, derselbe, welchem wir die Verdeutschung der „History of Ferdinand and Isabella" verdanken, auf besondern Wunsch des Verf. seine Arbeit anfertigte.

Welcher unserer Leser hat nicht als Knabe beim Lesen der Campe'schen „Entdeckung von Amerika" die volle, gesteigerte Spannung im Hoffen oder Besorgen kennen gelernt? Was ihn als Kind in Träume wiegte, was dann bei dem Eintritt größerer Lebensreife als Spiel der Phantasie in den Hintergrund geschoben wurde, es tritt uns hier als Ergebniß ernster Forschung und mit dem Schmelz der Poesie, die das Geschehene nicht umkleidet, sondern aus ihm ausströmt, abermals entgegen.

Die von Solis ausgearbeitete „Historia de la conquista de Mejico" hat sich allerdings auch weit außerhalb Spaniens eines großen Kreises von Lesern zu erfreuen gehabt. Aber es ist nicht zu verkennen, daß sie an Kritik ebenso arm ist wie an selbständigen Untersuchungen, und daß die Verbreitung derselben zum großen Theile jenem glattpolirten Vortrage des Verf. zuzuschreiben, den man vielfach als Muster spanischer Prosa hingestellt hat. Steht aber Solis in dieser Hinsicht dem mit Grazie und in jener Poesie die des künstlichen Schmucks nicht bedarf sich bewegenden Stile Prescott's nach, so hat Letzterer überdies seinem Vorgänger gegenüber den gelehrten Apparat, die Benutzung kritischer Specialuntersuchungen spanischer Forscher, den großartigen Überblick,

die echt künstlerische Vertheilung und Gruppirung des Stoffs voraus. Ihm war es vorbehalten, sich auf den reichen handschriftlichen Nachlaß zu stützen, den Juan Muñoz und Vargas Ponce aus Urkunden und Quellenschriften jeder Art zusammengetragen und bei der Real academia de la historia in Madrid niedergelegt hatten; er erfreute sich bei seiner Arbeit der Mittheilungen des um die historische Literatur seines Vaterlandes so hoch verdienten Navarrete; in der neuen und alten Welt wurden ihm die Archive erschlossen.

Der Leser wird den Worten des Verf. unbedingten Glauben schenken, daß die einen großen Theil des ersten Bandes einnehmende Einleitung, welche sich über ältere Geschichte der Mexicaner und die sittliche Bildung, welche sie zur Zeit des Zusammentreffens mit kriegslustigen Spaniern einnahmen, verbreitet, ihm kaum ein geringeres Studium gekostet habe als die nachfolgende größere Erzählung. Er ergeht sich hier auf einem, besonders seit der Veröffentlichung der Forschungen Humboldt's reich bebauten, aber wenig ergiebigen Gebiete, das nicht sowol sichere Resultate als Stoff zu scharfsinnigen Combinationen verheißt. Die meisten und wichtigsten jener Monumente, welche die Mittel zur Einsicht in die ältere mexicanische Geschichte gewährten, wurden während oder kurz nach der Eroberung vernichtet, und wenn es der neuesten Zeit vorbehalten ist, Tempel und Paläste, Städte und Grabstätten, deren Construction von einem durchgebildeten Sinne für Kunst und Wissenschaft zur Zeit des Kaiserthums Zeugniß ablegt, im Dickicht mächtiger Waldungen zu entdecken, oder aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorzugraben, so gewinnen wir in ihnen doch immer nur einzelne Stationen für die Forschung, ohne daß der ihnen vorangegangene Zeitraum dadurch geschichtlich erleuchtet würde. Aber übergehen durfte der Verf. diese Erörterungen nicht; zum richtigen Verständnisse der nachfolgenden Erzählungen waren sie unumgänglich erfoderlich.

Prescott beginnt das erste Buch mit einer Schilderung der geographischen Verhältnisse des mittlern Amerika, die in ihrer Gedrängtheit und malerischen Skizzirung unwillkürlich an Malte-Brun erinnert und, wie es nicht anders sein konnte, zum größern Theile auf dem unvergänglichen Werke Humboldt's beruht. Dann wendet er sich zu der Bevölkerung, schildert das aztekische Reich nach seinen Ständen, Gesetzen und Finanzen, bespricht den dortigen Cultus und die Tempel, den Standpunkt der Wissenschaften und Künste, Landbau, Handel und häusliche Gebräuche, und schließt mit einer Übersicht des Blütelebens und des allmäligen Sinkens des Staats. Abgesehen von den zahlreichen dem Texte beigegebenen Noten ist jedem der Abschnitte eine Digression hinzugefügt, in welcher die Quellen erläutert, verglichen, nach ihrem Werthe gegeneinander abgewogen werden. Das zweite Buch umfaßt die Entdeckung von Mexico und führt im Anfange den Leser auf den Boden Spaniens zur Zeit des Regierungsantritts von Karl I. zurück, als das Volk, im Vollgefühl seiner Jugend und vom ritterlichen Unternehmungsgeiste getrieben, nach Stätten außerhalb des Vaterlandes spähte, um die überfließende Kraft austoben zu lassen. Diese verhieß die neuentdeckte Welt. Dahin trieb wen Drang nach Thaten oder Habsucht die Heimat zu eng finden ließ. So erfolgte die Eroberung von Cuba, von wo aus hintereinander die Züge nach Yucatan sich erstreckten.

Hiermit treten wir in den Bereich der eigentlichen Aufgabe dieses Werks. Über die Jugendzeit von Hernando Cortez, seine Fahrt nach Hispañola und Cuba, sein schwankendes Verhältniß zu Velasquez und seine erste selbständige Unternehmung zur See theilt der Verf., welcher bei diesem Gegenstande nicht ohne Vorliebe verweilt, manche bisher nicht bekannte Züge mit. Daß die interessanten Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz de Castillo, deren Übersetzung ins Deutsche wir Rehfues verdanken (2 Bde., Bonn 1838), hier wie bei den spätern Mittheilungen hauptsächlich zum Grunde gelegt sind, wird der besondern Bemerkung kaum bedürfen. Solche Berichte von Augenzeugen, welche jeden Eindruck frisch und ungetrübt wiedergeben und jede fremdartige Erscheinung mexicanischen Lebens im Spiegel europäischer Gesittigung abstrahlen lassen, haben einen nie hoch genug zu veranschlagenden Werth. Nur durch sie ist die Zusammensetzung jener Mosaikbilder möglich, die der Verf. so sinnig seinen Lesern entgegenhält.

Bei Gelegenheit der am 19. April 1519 bei Veracruz erfolgten Landung von Cortez gibt der Verf. noch ein Mal eine Übersicht des damaligen Zustandes des aztekischen Reichs. Kein Band der Liebe knüpfte das Volk an die Regierung; Willkür, die immer dem nahen Verderben als Bote voranschreitet, vertrat das Recht; Montezuma fühlte sich größer und stärker als Priester denn als Feldherr und Richter; die Natur sprach in Wundern und der Mensch deutete diese auf den bevorstehenden Untergang des Reichs. Bei dieser Gelegenheit heißt es ebenso wahr als schön:

> Thus it happens in those great political convulsions which shake the foundations of society, the mighty events that cast their shadows before them in their coming. Then it is that the atmosphere is agitated with the low, prophetic murmurs, with which nature, in the moral as in the physical world, announces the march of the hurricane:
>
> When from the shores
> And forest-rustling mountains comes a voice,
> That, solemn sounding, bids the world prepare!

Und eben jetzt erfolgte die Landung der unheimlichen Abenteurer aus dem unbekannten Westen, die Grundlegung für die erste christliche Stadt, der Abschluß eines Bündnisses zwischen den Fremden und mächtigen, dem mexicanischen Reiche feindseligen Stämmen, dann der Marsch der Erstern gerade auf die Residenz Montezuma's.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe's Werke. Erklärungen von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 22½ Ngr.

Es thut wohl, inmitten des wüsten Parteigeschreis, das sich je länger je mehr um Goethe's Grab erhebt, einmal auf eine Äußerung unbefangener und unverkünstelter Pietät zu

treffen. Der Verf. des vorliegenden Buchs erklärt Goethe nicht nur für den beiweitem größten Dichter der letztern Zeit und überhaupt der Deutschen, sondern auch für den deutschesten der deutschen Dichter. „Als dieses deutsche Wesen", fährt er fort (S. VI), „erscheint bei Goethe die Einfachheit und der schlichte Ausdruck, der prunkenden Phrasen fern bleibt, das Gemüth, welches immer warm, selbst sentimental, doch nie der weinerlichen Schwäche verfällt, sondern Heiterkeit liebt, ein gewisser Grad von Derbheit ohne alle Bosheit und allen Neid, ein treffender, behaglicher Witz, der nicht eitel spielt und nach Flittern hascht, ein klarer gesunder Verstand, der sich durch nichts beirren läßt, und eine Phantasie, welche kraftvoll und sicher wirkt und nie in das Maßlose, Nebelige, Zerflossene hinausschweift in kranker Ausartung." Und weiterhin heißt es: „Die Erweckung alles Volksthümlichen in Poesie und Kunst verdankt Deutschland Keinem in gleichem Grade wie Goethe, der stets der Natur getreu in das deutsche Lied die einfache Sprache des Gefühls statt der breiten Rhetorik des Gedankens einführte, der zuerst wieder Freude an gothischer Baukunst hervorrief und dadurch, daß er wirkliches deutsches Wesen darstellte, es wieder zu besserm Bewußtsein brachte." Um nun die Hindernisse, welche der allgemeinen Ausbreitung dieser Wirkungen zum Theil noch immer im Wege stehen, auch seinerseits wegräumen zu helfen, veröffentlicht der Verf. diese „Erklärungen". Denn freilich will es einem großen Theile des Publicums noch immer nicht gelingen, in Goethe auf dieselbe Weise heimisch zu werden wie man es seit langer Zeit in Schiller ist. Und zwar entspringt dies nicht daraus, daß sein Inhalt uns zu fern stände, sondern es hat seinen Grund im Gegentheil darin, daß er uns zu nahe liegt. Goethe führt uns fast nur innere Schicksale vor, dergleichen in sich selbst zu erfahren die Wenigsten Zeit haben oder auf die sie wenigstens vom brausenden Strome des Lebens betäubt nicht hinhorchen können. Hieraus ergibt sich sogleich die Aufgabe Dessen, der ihn uns näher zu rücken wünscht. Er muß ihm dadurch, daß er uns zu einer gewissen stillen Einkehr in uns selbst veranlaßt, überhaupt erst eine Stätte zu bereiten und alsdann das Einzelne in ihm, was wir uns nicht sogleich aneignen können, auf geschickte Weise an die allgemeinsten Menschenschicksale anzuknüpfen und als ihre wahrste und tiefste Darstellung zu entwickeln wissen. Hierin aber versehen es die meisten Erklärer Goethe's gar sehr. Es ist Mode geworden, bei der Besprechung Goethe's immer gleich das Wesen des dichterischen Genius überhaupt zu erörtern und solchergestalt Alles in ihm auf die letzten Principien der Kunstphilosophie oder was man dafür hält zurückzuführen. Freilich ist dies Verfahren durch ihn selbst veranlaßt; er läßt uns einen Blick in die Ökonomie seines Geistes thun, wie er uns bei keinem andern Dichter möglich ist; auch sind seine Gedichte Momente seines innern Lebens in einem Sinne, der sonst nicht leicht vorkommt. Aber mit solchen Betrachtungen ist Dem, welcher nur vorerst in Goethe's Werke eingeführt werden soll, nicht geholfen; sie wollen ihn, um einen oft gebrauchten Gegensatz zu wiederholen, in die tiefere Erkenntniß einer Sache einführen, die ihm noch nicht einmal im wahren Sinne bekannt ist. Statt ihn dazu anzuleiten, die einfache Unmittelbarkeit der Werke als solcher in sich zu realisiren, wird ihm eine Doctrin über die angeblichen Grundelemente derselben aufgedrungen, welche ihm die Werke selbst um so mehr zuwider machen muß, je mehr er mit gesundem und frischem Sinne für Poesie begabt ist. Wir sind auf dem besten Wege, aus der redlichsten Absicht von der Welt Goethe's Werke auf eine ganz ähnliche Weise zu mishandeln, wie von einer gewissen philosophischen Schule, die aber nur zum bestimmten Ausdrucke gebracht hat, was bereits in vielen Köpfen spukte, die antike Tragödie mishandelt worden ist. Man denke an die „Antigone", die wenigstens für Ref. durch endlose Erörterungen über den Gegensatz von Staat und Familie, der in ihr behandelt sein sollte, auf längere Zeit zu einer gespenstigen Abstraction abgetödtet war und erst durch die scenische Darstellung, mit der die übertriebene Wichtigthuerei mit dem Stücke ihre Widerlegung aus sich selbst erzeugt hatte, zu vollem Leben wiedererweckt ist.

Die Betrachtungsweise, welcher Hr. Schwenck Goethe's Werke unterwirft, ist eine unbefangene. Nicht als ob er sich nicht an jenen Versuchen einer tiefern Auffassung geschult und was sie Brauchbares enthalten sich angeeignet hätte. Die Unmittelbarkeit seines Standpunktes beruht nicht auf einem Mangel an Sinn für die mannichfaltigen Vermittelungen, die hier versucht worden sind, sondern sie hat diese durchgemacht und sich aus ihnen wiederhergestellt. Aber er begnügt sich damit, den einfachen Inhalt, den er in den einzelnen Werken erblickt, ohne polemische Seitenblicke oder philosophische Construction irgend einer Art in sinniger Reproduction darzustellen. So heißt es z. B. über „Werther", S. 20: „«Werther's Leiden» sind als der Vorläufer zu «Faust» zu betrachten, denn sie schildern den Zustand der Seele, wann sie ohne einen genügenden Zweck ihrer Thätigkeit zu finden in sich erkrankt und dadurch in träumerische Grübeleien über sich und das Leben verfällt, von Durst erfüllt nach einem Etwas, welches ihr schmerzliches Heimweh stille und mit bestimmter Gestalt und frischem Odem die nebelhaft verschwimmenden und immer wiederkehrenden Schemen der Träume verscheuche. Zeiten, wo das kirchliche Leben nebst dem politischen und bürgerlichen ungenügend geworden ist, sodaß die Seele vereinsamt, ohne sich in genügender und erfreulicher Thätigkeit nach außen wenden zu können, sind, wenn nicht die Gestaltung eines neuen Lebens die Geister mächtig aufrüttelt, solcher trüben sentimentalen Stimmung günstig. Gerade ein solcher Zustand gibt der Leidenschaft der Liebe, als dem Einzigen, was unmittelbar mit gewaltiger Kraft das Herz ergreift, ohne irgendwie von Verhältnissen abzuhängen, einen um so bedeutendern Spielraum, als diese Leidenschaft voll Begeisterung ist oder vielmehr dieser angehört und einen idealen Inhalt darbietet, welcher sonst überall mangelt." Freilich können wir dem Verf. nicht in allen Punkten Recht geben. Vom „Egmont" behauptet er, die Idee und der innerste Gehalt dieses Trauerspiels sei das Märtyrerthum für die Freiheit. Damit möchte es aber doch eine gar zweideutige Bewandtniß haben. Wir dürfen hier wenigstens nicht ohne weiteres an die politische (republikanische) Freiheit denken, zu deren Erkämpfung die Niederlande allerdings zum Theil durch Egmont's Hinrichtung veranlaßt worden sind. Die Verfechter einer solchen haben sich wegen dieses Stückes bei Goethe ganz und gar nicht zu bedanken; er macht in demselben so wenig eine Ausnahme von dem Verhalten, das er gegen das Streben nach derselben zu beobachten pflegt, daß man es vielmehr als das allerdeutlichste Document desselben betrachten kann. Das politische Freiheitsstreben der Niederländer und seine Äußerungen sind bei Goethe einerseits nur die Veranlassung zu dem Schicksale Egmont's, andererseits eine blos zufällige Folge desselben; Egmont's eigenes Interesse oder die leitende Idee seines Handelns ist es auf keine Weise. Der Inhalt des Stücks ist nichts Anderes als der Zusammenstoß einer höchst glücklichen Persönlichkeit, die gewohnt ist, daß sich überall Götter und Menschen vereinigen, um ihren Lebenspfad mit Blumen zu bestreuen, mit einer kalten und ihrem magischen Einflusse unzugänglichen Realität. Es ist unrichtig, den Herzog Alba, wie der Verf. thut, als einen boshaften Schergen der Tyrannei zu betrachten; er ist nichts als einer jener unerbittlich durchgreifenden Männer der Praxis, dergleichen Goethe in fast allen seinen Werken den idealer gestimmten Gemüthern zur Seite gestellt hat. Die Freiheit, die Egmont selbst hochhält, ist keine andere, als daß es ihm als geistreichem, hochgestelltem, begütertem Manne vergönnt sein möge, sich ungehindert auszuleben — die Freiheit der schönen Individualität, die man häufig als Goethe's Pathos bezeichnet und als Äußerung eines feinen Aristokratismus hart getadelt hat. Der Traum Egmont's und die Worte, mit welchen er dem Tode entgegengeht, sind keine Widerlegung dieser Auffassung des Stücks. Es gehört eben nur zu Egmont's glücklichem Temperament, daß ihn nicht der Gedanke, durch behagliche Sorg-

losigkeit selbst ins Netz gegangen zu sein, moralisch niederschlägt, sondern daß ihm sogleich die guten Folgen einfallen, die sein Untergang haben kann, daß nämlich das Volk dadurch aus seiner Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit aufgerüttelt werden wird. Und daß er dem Gange des Stücks nach Ursache hat, so zu denken, damit ist doch auch dem Volke ganz und gar kein Compliment gemacht. Wie kann man heutigen Tages mit einer Bevölkerung sympathisiren, die sich von den Bedrückern aus „Haus und Bett" vertreiben läßt und nur erst zu den Waffen greift, da der Angriff „einen solchen Mann", einen hohen Adeligen, einen Ritter des goldenen Bließes trifft? Die Zeit, in welcher das Stück entstanden ist, verbietet uns, eine eigentlich politische Tendenz in demselben zu suchen, aber welche passendere Wendung hätte Goethe wählen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, uns das fabula docet aufzudrängen, daß hinter dem Freiheitsstreben des Volkes im Grunde wenig sei? Können wir also der Ansicht des Verf. über „Egmont" nicht beistimmen, so sind uns dagegen die Betrachtungen, welche er an die „Iphigenia" knüpft, desto willkommener gewesen. Sie zeichnen sich besonders durch die Umständlichkeit aus, mit der sie auf das zarte Verhältniß eingehen, in welchem der König zu der Priesterin steht. „Es liegt", sagt der Verf. S. 75, „etwas wahrhaft Rührendes darin, einen so vorzüglichen Mann, dem als Barbaren im Barbarenlande, nach unserm eigenen Gefühle, Iphigenia nicht angehören kann, weil sie der edlern Menschheit angehört, eine so edle Leidenschaft vergeblich nähren zu sehen, zu sehen, wie er, da seine Söhne erster Ehe im Kampfe gefallen waren, dem Alter verlassen und einsam entgegengeht und seinen Thron verwaisen sieht. So wie die Herrlichkeit Iphigenia's durch ihre Wirkung auf einen solchen Mann größer erscheint, als würde ein Jüngling davon ergriffen, so ist auch das Loos des Thoas rührender als es das eines Jünglings sein würde, da die Leiden der Jugend durch die Zeit und Fülle des Lebens vernarben." Auch die moralische und ästhetische Rechtfertigung der Lüge des Pylades (S. 78) ist sehr glücklich zu nennen. Am wenigsten ist der Verf. mit der „natürlichen Tochter" zufrieden. Wir rathen Jedem, der ein ernstes Interesse an Goethe nimmt, den Tadel, den Hr. Schwenck gegen dieses Stück ausspricht, im Einzelnen zu verfolgen; sollte derselbe auch nicht überall unwiderleglich sein, ja vielleicht selbst an den allgemeinsten Gesichtspunkt, von welchem aus der fremdartige Charakter des Stücks erklärt werden muß, vorbeigehen, so fixirt er doch die Frage nach dem Werthe desselben auf viel bestimmtere Weise als andere Besprechungen desselben. 42.

Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens

ist der Name einer Operette, welche im Mai 1705 von den Schülern der Landesschule zu Arnstadt aufgeführt und in dem diesjährigen Osterprogramm des dortigen Gymnasiums von dem Director Pabst theils im Auszuge, theils wörtlich abgedruckt und mit einigen Erläuterungen versehen worden ist. Verfasser des seltsamen Werkleins ist wahrscheinlich der damalige Rector Johann Friedrich Treiber; die dazu gehörige Musik ist nicht mit erhalten, was als ein wirklicher Verlust zu betrachten ist, da sie höchst wahrscheinlich von dem großen Johann Sebastian Bach herrührte, welcher von 1704—7 Organist in Arnstadt war. Es verdient aber die Veröffentlichung dieser auch von Hoffmann von Fallersleben schon gelegentlich erwähnten Operette um so mehr Dank, als sie in mehr als einer Beziehung von nicht unerheblichem Interesse ist. Zuerst in sprachlicher Beziehung: es bedienen sich nämlich alle Personen niedern Standes der provinziellen Mundart, und so haben wir hier eins der wenigen Beispiele, wo uns die Literatur jener Zeit mit der lebendigen Volksmundart bekannt macht; der Herausgeber hat deshalb sehr wohl daran gethan, gerade diese Auftritte vollständig abdrucken zu lassen, welche eine sehr scharf ausgeprägte Probe der thüringischen Mundart nicht ohne einige örtliche Besonderheiten geben.

Ein anderes Interesse ist das dramatisch-ästhetische, und hier macht es einen eigenthümlich komischen Eindruck, den fast niedrigen Gegenstand ganz und gar in der steifen Form der italienischen Oper, wie sie damals an den deutschen Höfen herrschte, behandelt zu sehen; zugleich zeigt sich die gelehrt-pedantische Manier des alten Schulrectors in den kunstvollen lateinischen Namen, die er für seine verschiedenen Personen geschöpft hat, als: Saporius ein Bierschätzer, Hausticanus ein Bierschröter, Mendaculus ein Bierrüfer, Bibisempria eine Bierzäpffrin, Mixtonius ein Braumeister. Von einer eigentlichen geschlossenen Handlung des Stücks ist nicht die Rede, sondern es besteht nur aus mannichfaltigen Zwiegesprächen derjenigen Personen, welche bei dem städtischen Brauwesen irgendwie betheiligt sind, dessen Trefflichkeit durch das schließliche Auftreten eines betrunkenen Bauern praktisch erläutert wird; das Ganze endigt mit einer Arie zu Arnstadts und seines Bieres Lobe.

Endlich ist an dieser Bierpoesie die sittengeschichtliche Seite nicht zu übersehen: schon die Wahl des Stoffs, wenn auch vielleicht eine leise Ironie bei derselben obgewaltet haben dürfte, legt demselben eine Wichtigkeit bei, welche der bairischen Hauptstadt nicht unwürdig wäre; wer in die Einzelheiten des Stoffs eindringen wollte, würde demselben noch manche genaue Nachricht über die damalige Einrichtung der Brauereien und über die besondern Verhältnisse Arnstadts entnehmen können. Hier endlich noch einige Proben. Der Stadtvogt singt folgendes Recitativ:

> Gesetzt, wir liessen hier gantz leichte Biere brauen,
> So würde mann jedoch viel volle Zapfen schauen.
> Drümb, wenn durch Völlerei ein böser Fall geschieht,
> So ist es gar nicht starcken Bieren,
> Noch auch der Obrigkeit, zu imputiren,
> Denn diese billigt ja kein truncken trincken nicht.
> Vielmehr bestraffet sie den Mißbrauch starcker Tränke,
> Und das daher entstand'ne Mordgezänke.
> Ich sage gar, daß mann in einer Stadt
> Das starcke Bier sehr hoch vonnöthen hat.

Arie der Bierschröter:

> Mi sin zway Schröter ohne Härner.
> On sin of å genanntes Geld
> Zum Saffte der gebrouten Kärner
> Von huher Obrigkeit bestellt.
>
> Mi moßen broyerlay verröchte:
> Mi schäpfen Bier, mi schrutens fort;
> Zum Ohmen lößt me ons verpflöchte.
> Me dienen troilich da on dort.
>
> Domäts nöch fall an Lotten fähle,
> Wenn fäßig Bier zu schäpfen ös,
> Su moßen mi ons fertig hähle.
> Su sin die Schäpfer städs gewöß.

Aus der Schlußarie:

> Werthes Arnstadt! deine Felder
> Krönet Gott mit Fruchtbarkeit,
> Welche dir viel Gut und Gelder
> Bei der schönsten Nahrung beut.
> Deine fetten Biere prangen,
> So, daß sie in weiter Welt
> Den verdienten Ruhm erlangen,
> Der zugleich auf dich mit fällt.
>
> Drümb laß viele Lobgesänge
> Deines Danckes Zeugen sein.
> Denn Barmhertzigkeit die Mänge
> Schenckt dir der Höchste ein.
> Der vermehre deinen Segen,
> So kannst du in stiller Ruh
> Dich mit fetten Träncken pflegen,
> Und lobsingest Gott dazu.

47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1846.

W. Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Auch wer den Erzählungen eines Humboldt gefolgt ist, fühlt sich durch die malerischen Schilderungen hingerissen, welche der Verf. von der tierra caliente und der tierra templada entwirft, wenn er die Spanier, welche auf Höhen und in Tiefthälern, die sie durchwanderten, das Zeichen des Kreuzes zurückließen, das Tafelland hinaufgeleitet. Gestärkt durch die Einigung mit der Republik Tlascala, deren politisches Leben und frühere Geschichte hier einer besondern Erörterung unterzogen wird, scheute Cortez den Kampf mit der Riesenmacht der Gegner nicht und erstritt den Sieg. Da öffnete sich ihm das Thal von Tenochtitlan, die Blicke ruhten auf Waldungen, Saatfeldern und Blumengärten, und aus der Mitte des wogenden Sees erhob sich, von dunkeln Porphyrgürteln des Gebirgs überragt, die funkelnde Kaiserstadt.

In the centre of the great basin were beheld the lakes, occupying then a much larger portion of its surface than at present; their borders thickly studded with towns and hamlets, and, in the midst-like some Indian empress with her coronal of pearls, the fair city of Mexico, with her white towers and pyramidal temples, reposing, as it were, on the bosom of the waters; the far-famed „Venice of the Aztecs".

Es bedurfte der ganzen Persönlichkeit des kühnen Führers, seiner Bitten und Drohungen, um den Muth der kleinen Schar für das bevorstehende Wagen aufrecht zu erhalten. In des Kaisers Burgpalast aber walteten Zwietracht und vage Unschlüssigkeit, die Orakel verstummten, und an der Hülfe von Menschen und Göttern verzweifelnd erniedrigte sich der Stolze, die Eindringlinge persönlich in seine Residenz einzuladen.

Wenn die Spanier jener Zeit schon Tlascala mit dem prächtigen Granada vergleichen, so hält es ihnen schwer, einen Maßstab für die Schilderung Mexicos zu gewinnen. Breite, gepflasterte Straßen in endloser Länge mit festgemauerten, zum Theil mit Marmor bekleideten Häusern, deren flache Dächer den Anblick von sauber gezierten Blumenbeeten boten; Marktplätze, dreifach so groß wie der zu Salamanca, mit Säulenhallen umgeben, mächtige Tempel, auf deren Kuppe das heilige Feuer loderte; Bazare, in denen, wie in der Levante, Waaren jeder Art, jedoch nie in bunter Mischung, aufgeschichtet lagen; zahlreiche, die Straßen durchschneidende Kanäle, welche mit Barken bedeckt waren; überall in diesem Venedig der neuen Welt Wohlstand, Reinlichkeit und eine dichtgedrängte Bevölkerung.

Und in dieser Fülle seiner Macht, in einer Stadt, die über 60,000 Wohnungen zählte, sah sich Montezuma von dem verwegenen Fremden ergriffen, seiner Freunde und Schätze beraubt, einem schweren Gefangenen gleich behandelt, endlich gezwungen, der Krone Spanien den Lehnseid zu leisten und die Abhaltung des christlichen Gottesdienstes in den Trocallis zuzugeben.

Unter diesen Umständen konnte eine allgemeine Schilderhebung der aztekischen Bevölkerung, in Folge welcher die Hauptstadt von den Spaniern geräumt werden mußte, nicht unerwartet kommen. Die Erzählung von den hieraus sich ergebenden Kämpfen des kleinen christlichen Heeres mit den Städtern und umwohnenden Stämmen, der dreimonatlichen Belagerung und endlichen Unterwerfung Mexicos nimmt das sechste Buch ausschließlich ein. Der Verf. beklagt den Sturz eines Reichs nicht, das so wenig für das Glück seiner Unterthanen gethan hatte; er ist der Ansicht, daß die bei den Azteken vorgefundene Bildung nicht in ihnen selbst sich entwickelt habe, sondern der kümmerliche Abglanz eines untergegangenen Stammes sei, über welchen sich die Azteken ausbreiteten; aber er ist weit davon entfernt, die Kampfführung der Spanier und die Mittel, deren sie sich zur Erlangung des Siegs bedienten, rechtfertigen zu wollen. Ein großer Theil der prächtigen Hauptstadt war während der Belagerung in Trümmer gelegt; jetzt sah man Indianer mit dem Wiederaufbau von Gassen und Märkten beschäftigt. Es war das Machtgebot des, trotz der Intriguen seiner Widersacher, von König Karl I. zum Statthalter über Neuspanien ernannten Cortez, welches sie dazu trieb. An die Stelle des Haupttempels des aztekischen Kriegsgottes trat die dem heiligen Franciscus geweihte Kathedrale, der die zertrümmerten Götzenbilder als Grundlage dienen mußten; auf dem Hauptmarkte ließ Cortez seinen Palast, das nachmalige Schloß der Vicekönige, aufführ-

losigkeit selbst ins Netz gegangen zu sein, moralisch niederschlägt, sondern daß ihm sogleich die guten Folgen einfallen, die sein Untergang haben kann, daß nämlich das Volk dadurch aus seiner Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit aufgerüttelt werden wird. Und daß er dem Gange des Stücks nach Ursache hat, so zu denken, damit ist doch auch dem Volke ganz und gar kein Compliment gemacht. Wie kann man heutigen Tages mit einer Bevölkerung sympathisiren, die sich von den Bedrückern aus „Haus und Bett" vertreiben läßt und nur erst zu den Waffen greift, da der Angriff „einen solchen Mann", einen hohen Adeligen, einen Ritter des goldenen Vließes trifft? Die Zeit, in welcher das Stück entstanden ist, verbietet uns, eine eigentlich politische Tendenz in demselben zu suchen, aber welche passendere Wendung hätte Goethe wählen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, uns das fabula docet aufzudrängen, daß hinter dem Freiheitsstreben des Volkes im Grunde wenig sei? Können wir also der Ansicht des Verf. über „Egmont" nicht beistimmen, so sind uns dagegen die Betrachtungen, welche er an die „Iphigenia" knüpft, desto willkommener gewesen. Sie zeichnen sich besonders durch die Umständlichkeit aus, mit der sie auf das zarte Verhältniß eingehen, in welchem der König zu der Priesterin steht. „Es liegt", sagt der Verf. S. 75, „etwas wahrhaft Rührendes darin, einen so vorzüglichen Mann, dem als Barbaren im Barbarenlande, nach unserm eigenen Gefühle, Iphigenia nicht angehören kann, weil sie der edlern Menschheit angehört, eine so edle Leidenschaft vergeblich nähren zu sehen, zu sehen, wie er, da seine Söhne erster Ehe im Kampfe gefallen waren, dem Alter verlassen und einsam entgegengeht und seinen Thron verwaisen sieht. So wie die Herrlichkeit Iphigenia's durch ihre Wirkung auf einen solchen Mann größer erscheint, als würde ein Jüngling davon ergriffen, so ist auch das Loos des Thoas rührender als es das eines Jünglings sein würde, da die Leiden der Jugend durch die Zeit und Fülle des Lebens vernarben." Auch die moralische und ästhetische Rechtfertigung der Lüge des Pylades (S. 78) ist sehr glücklich zu nennen. Am wenigsten ist der Verf. mit der „natürlichen Tochter" zufrieden. Wir rathen Jedem, der ein ernstes Interesse an Goethe nimmt, den Tadel, den Hr. Schwenck gegen dieses Stück ausspricht, im Einzelnen zu verfolgen; sollte derselbe auch nicht überall unwiderleglich sein, ja vielleicht selbst an den allgemeinsten Gesichtspunkt, von welchem aus der fremdartige Charakter des Stücks erklärt werden muß, vorbeigehen, so fixirt er doch die Frage nach dem Werthe desselben auf viel bestimmtere Weise als andere Besprechungen desselben. 42.

Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens

ist der Name einer Operette, welche im Mai 1705 von den Schülern der Landesschule zu Arnstadt aufgeführt und in dem diesjährigen Osterprogramm des dortigen Gymnasiums von dem Director Pabst theils im Auszuge, theils wörtlich abgedruckt und mit einigen Erläuterungen versehen worden ist. Verfasser des seltsamen Werkleins ist wahrscheinlich der damalige Rector Johann Friedrich Treiber; die dazu gehörige Musik ist nicht mit erhalten, was als ein wirklicher Verlust zu betrachten ist, da sie höchst wahrscheinlich von dem großen Johann Sebastian Bach herrührte, welcher von 1704—7 Organist in Arnstadt war. Es verdient aber die Veröffentlichung dieser auch von Hoffmann von Fallersleben schon gelegentlich erwähnten Operette um so mehr Dank, als sie in mehr als einer Beziehung von nicht unerheblichem Interesse ist. Zuerst in sprachlicher Beziehung: es bedienen sich nämlich alle Personen niedern Standes der provinziellen Mundart, und so haben wir hier eins der wenigen Beispiele, wo uns die Literatur jener Zeit mit der lebendigen Volksmundart bekannt macht; der Herausgeber hat deshalb sehr wohl daran gethan, gerade diese Auftritte vollständig abdrucken zu lassen, welche eine sehr scharf ausgeprägte Probe der thüringischen Mundart nicht ohne einige örtliche Besonderheiten geben.

Ein anderes Interesse ist das dramatisch-ästhetische, und hier macht es einen eigenthümlich komischen Eindruck, den fast niedrigen Gegenstand ganz und gar in der steifen Form der italienischen Oper, wie sie damals an den deutschen Höfen herrschte, behandelt zu sehen; zugleich zeigt sich die gelehrt-pedantische Manier des alten Schulrectors in den kunstvollen lateinischen Namen, die er für seine verschiedenen Personen geschöpft hat, als: Saporius ein Bierschätzer, Hausticanus ein Bierschröter, Mendaculus ein Bierrüfer, Bibisempria eine Bierzäpffrin, Mixtonius ein Braumeister. Von einer eigentlichen geschlossenen Handlung des Stücks ist nicht die Rede, sondern es besteht nur aus mannichfaltigen Zwiegesprächen derjenigen Personen, welche bei dem städtischen Brauwesen irgendwie betheiligt sind, dessen Trefflichkeit durch das schließliche Auftreten eines betrunkenen Bauern praktisch erläutert wird; das Ganze endigt mit einer Arie zu Arnstadts und seines Bieres Lobe.

Endlich ist an dieser Bierpoesie die sittengeschichtliche Seite nicht zu übersehen: schon die Wahl des Stoffs, wenn auch vielleicht eine leise Ironie bei derselben obgewaltet haben dürfte, legt demselben eine Wichtigkeit bei, welche der bairischen Hauptstadt nicht unwürdig wäre; wer in die Einzelheiten des Stoffs eindringen wollte, würde demselben noch manche genaue Nachricht über die damalige Einrichtung der Brauereien und über die besondern Verhältnisse Arnstadts entnehmen können. Hier endlich noch einige Proben. Der Stadtvogt singt folgendes Recitativ:

Gesetzt, wir liessen hier gantz leichte Biere brauen,
So würde mann jedoch viel volle Zapfen schauen.
Drümb, wenn durch Völlerei ein böser Fall geschieht,
So ist es gar nicht starcken Bieren,
Noch auch der Obrigkeit, zu imputiren,
Denn diese billigt ja kein truncken trincken nicht.
Vielmehr bestraffet sie den Mißbrauch starcker Tränke,
Und das daher entstand'ne Mordgezänke.
Ich sage gar, daß mann in einer Stadt
Das starcke Bier sehr hoch vonnöthen hat.

Arie der Bierschröter:

Mi sin zway Schröter ohne Härner.
On sin of å genanntes Geld
Zum Saffle der gebrouten Kärner
Von huher Obrigkeit bestellt.

Mi moßen broyerlay verröchte:
Mi schäpfen Bier, mi schrutens fort;
Zum Ohmen lößt me ons verpflöchte.
Me bienen troilich da on dort.

Domåts nöch fall an Sotten fähle,
Wenn fäßig Bier zu schäpfen ös,
Su moßen mi ons fertig hähle,
Su sin die Schäpfer stäts gewöß.

Aus der Schlußarie:

Werthes Arnstadt! deine Felder
Krönet Gott mit Fruchtbarkeit,
Welche dir viel Gut und Gelder
Bei der schönsten Nahrung beut.
Deine fetten Biere prangen,
So, daß sie in weiter Welt
Den verdienten Ruhm erlangen,
Der zugleich auf dich mit fällt..

Drümb laß viele Lobgesänge
Deines Danckes Zeugen sein.
Denn Barmhertzigkeit die Mänge
Schencket dir der Höchste ein.
Der vermehre deinen Segen,
So kannst du in stiller Ruh
Dich mit fetten Träncken pflegen,
Und lobsingest Gott dazu. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1846.

W. Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Auch wer den Erzählungen eines Humboldt gefolgt ist, fühlt sich durch die malerischen Schilderungen hingerissen, welche der Verf. von der tierra caliente und der tierra templada entwirft, wenn er die Spanier, welche auf Höhen und in Tiefthälern, die sie durchwanderten, das Zeichen des Kreuzes zurückließen, das Tafelland hinaufgeleitet. Gestärkt durch die Einigung mit der Republik Tlascala, deren politisches Leben und frühere Geschichte hier einer besondern Erörterung unterzogen wird, scheute Cortez den Kampf mit der Riesenmacht der Gegner nicht und erstritt den Sieg. Da öffnete sich ihm das Thal von Tenochtitlan, die Blicke ruhten auf Waldungen, Saatfeldern und Blumengärten, und aus der Mitte des wogenden Sees erhob sich, von dunkeln Porphyrgürteln des Gebirgs überragt, die funkelnde Kaiserstadt.

> In the centre of the great basin were beheld the lakes, occupying then a much larger portion of its surface than at present; their borders thickly studded with towns and hamlets, and, in the midst-like some Indian empress with her coronal of pearls, the fair city of Mexico, with her white towers and pyramidal temples, reposing, as it were, on the bosom of the waters; the far-famed „Venice of the Aztecs“.

Es bedurfte der ganzen Persönlichkeit des kühnen Führers, seiner Bitten und Drohungen, um den Muth der kleinen Schar für das bevorstehende Wagen aufrecht zu erhalten. In des Kaisers Burgpalast aber walteten Zwietracht und vage Unschlüssigkeit, die Orakel verstummten, und an der Hülfe von Menschen und Göttern verzweifelnd erniedrigte sich der Stolze, die Eindringlinge persönlich in seine Residenz einzuladen.

Wenn die Spanier jener Zeit schon Tlascala mit dem prächtigen Granada verglichen, so hält es ihnen schwer, einen Maßstab für die Schilderung Mexicos zu gewinnen. Breite, gepflasterte Straßen in endloser Länge mit festgemauerten, zum Theil mit Marmor bekleideten Häusern, deren flache Dächer den Anblick von sauber gezierten Blumenbeeten boten; Marktplätze, dreifach so groß wie der zu Salamanca, mit Säulenhallen umgeben, mächtige Tempel, auf deren Kuppe das heilige Feuer loderte; Bazare, in denen, wie in der Levante, Waaren jeder Art, jedoch nie in bunter Mischung, aufgeschichtet lagen; zahlreiche, die Straßen durchschneidende Kanäle, welche mit Barken bedeckt waren; überall in diesem Venedig der neuen Welt Wohlstand, Reinlichkeit und eine dichtgedrängte Bevölkerung.

Und in dieser Fülle seiner Macht, in einer Stadt, die über 60,000 Wohnungen zählte, sah sich Montezuma von dem verwegenen Fremden ergriffen, seiner Freunde und Schätze beraubt, einem schweren Gefangenen gleich behandelt, endlich gezwungen, der Krone Spanien den Lehnseid zu leisten und die Abhaltung des christlichen Gottesdienstes in den Trocallis zuzugeben.

Unter diesen Umständen konnte eine allgemeine Schilderhebung der aztekischen Bevölkerung, in Folge welcher die Hauptstadt von den Spaniern geräumt werden mußte, nicht unerwartet kommen. Die Erzählung von den hieraus sich ergebenden Kämpfen des kleinen christlichen Heeres mit den Städtern und umwohnenden Stämmen, der dreimonatlichen Belagerung und endlichen Unterwerfung Mexicos nimmt das sechste Buch ausschließlich ein. Der Verf. beklagt den Sturz eines Reichs nicht, das so wenig für das Glück seiner Unterthanen gethan hatte; er ist der Ansicht, daß die bei den Azteken vorgefundene Bildung nicht in ihnen selbst sich entwickelt habe, sondern der kümmerliche Abglanz eines untergegangenen Stammes sei, über welchen sich die Azteken ausbreiteten; aber er ist weit davon entfernt, die Kampfführung der Spanier und die Mittel, deren sie sich zur Erlangung des Siegs bedienten, rechtfertigen zu wollen. Ein großer Theil der prächtigen Hauptstadt war während der Belagerung in Trümmer gelegt; jetzt sah man Indianer mit dem Wiederaufbau von Gassen und Märkten beschäftigt. Es war das Machtgebot des, trotz der Intriguen seiner Widersacher, von König Karl I. zum Statthalter über Neuspanien ernannten Cortez, welches sie dazu trieb. An die Stelle des Haupttempels des aztekischen Kriegsgottes trat die dem heiligen Franciscus geweihte Kathedrale, der die zertrümmerten Götzenbilder als Grundlage dienen mußten; auf dem Hauptmarkte ließ Cortez seinen Palast, das nachmalige Schloß der Vicekönige, auffüh-

ren; eine Citadelle verlieh der christlichen Stadt den erforderlichen Schutz. Aber bleibender als durch diese Schöpfungen sollte das Andenken von Cortez durch die Sorgfalt erhalten werden, die er auf Ansiedelung des Landes verwandt, durch die Unverdrossenheit, mit welcher er sich für die Bekehrung der Indianer durch wahrhaft fromme Priester bemühte. Er verstand nicht blos zu schlagen, er war der größern Kunst mächtig, die Wunden des Kriegs zu heilen und die bis dahin einander feindlichen Stämme unter Einer Regierung zu einen. Dennoch entging er dem Mistrauen des spanischen Hofs nicht, der einen Juez de residencia mit unbedingter Vollmacht zur Untersuchung aller gegen den Sieger vorgebrachten Anschuldigungen absandte.

Bei dieser Lage der Dinge beschloß Cortez, sich selbst vor seinem Könige zu rechtfertigen. Knieend legte er (1529) zu Toledo vor Karl I. von seinem Verfahren Rechenschaft ab und wurde von diesem zum Marques del valle de Oaxaca erhoben. Aber die Wiedereinsetzung in die Regierung von Mexico konnte er nicht erlangen. Weil er als Lehnsträger von Neuspanien dem Hofe allzu mächtig schien, mußte er sich mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber an der Küste der Südsee begnügen. Im folgenden Jahre erfolgte seine Rückkehr nach Mexico, das er 1540 abermals und für immer mit dem Mutterlande vertauschte. Man weiß, daß er im Jahre darauf dem unseligen Feldzuge seines Herrn gegen Algier beiwohnte. Dreiundsechzig Jahre alt, endete er am 2. Dec. 1547 zu Sevilla, mit Hinterlassung dreier Töchter und Eines Sohnes, dessen männliche Linie in der dritten Geschlechtsreihe erlosch. Durch die weibliche Linie aber gelangten die Güter des Conquistador in den Besitz der Familie des Herzogs von Monteleone, die sich derselben noch jetzt erfreut. Die Grundzüge der geistigen Richtung von Cortez faßt Prescott (Bd. 3, S. 312) also zusammen:

He was a knight-errant in the literal sense of the word. Of all the band of adventurous cavaliers, whom Spain, in the sixteenth century, sent forth on the career of discovery and conquest, there was none more deeply filled with the spirit of romantic enterprise than Hernando Cortés. Dangers and difficulties, instead of deterring, seemed to have a charm in his eyes. They were necessary to rouse him to a full consciousness of his powers. He grappled with them at the outset, and, if I may so express myself, seemed to prefer to take his enterprises by the most difficult side. He conceived, of the first moment of his landing in Mexico, the design of its conquest.

Ohne auf den Anhang über den Ursprung der mexicanischen Sittigung und deren Ähnlichkeit mit der der alten Welt weiter einzugehen, schließen wir hiermit den Bericht über ein Werk, welches bei dem Reichthume seines Gegenstandes, der anmuthigen Darstellung und der Gründlichkeit mancher einzelnen Forschung schwerlich einer seiner Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird.

14.

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Joseph Hillebrand. Erster und zweiter Band. Gotha, F. und A. Perthes. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Je lebendiger gegenwärtig das Interesse ist, das sich in einem immer größern Kreise der Gebildeten für die Geschichte unserer Nationalliteratur kundgibt, desto erfreulicher muß jeder Versuch erscheinen, dieses Interesse durch eine gehaltvolle und ansprechende Darstellung der wichtigsten Erscheinungen dieser Entwickelung zu befriedigen. Daher erklärt sich der Beifall, mit welchem Vilmar's „Vorlesungen über die Geschichte unserer Literatur" aufgenommen worden sind, die trotz des einseitigen Standpunktes ihres Verfassers in Gründlichkeit der Erkenntniß des Stoffes und in lebensvoller Prägnanz der Darstellung schwerlich übertroffen werden können. Da aber die neuere Literaturgeschichte in diesem trefflichen Buche verhältnißmäßig kürzer behandelt worden ist, so nahm Ref. das obenerwähnte Buch freudig und in der Hoffnung zur Hand, daß es ihn in der speciellen Darstellung des interessantesten Theils der deutschen Literaturgeschichte ebenso befriedigen werde wie ihn die erwähnten Vorlesungen in der allgemeiner gehaltenen Darstellung der gesammten Literatur befriedigt hatten. Doch leider ist diese Hoffnung nicht erfüllt worden. Wir haben es hier natürlich nicht mit einem unwissenden und anmaßenden Dilettanten zu thun, wie sich dergleichen neuerdings mehre, und leider nicht ohne einigen vorübergehenden Erfolg, an dieses Gebiet gewagt haben. Nein dafür bürgt schon der Name des in der Literatur nicht unbekannten Verf. und das Buch selbst gibt überall Zeugniß davon, daß er sich auf diesem Gebiete überall aufmerksam umgesehen hat. Aber er hat des auf diese Weise mit Fleiß gesammelten Stoffs nicht mächtig werden können, er hat ihn nicht gehörig zu durchdringen, nicht zur entsprechenden Darstellung zu reproduciren vermocht und sich demnach, wahrscheinlich durch Vorträge verwöhnt, sehr häufig zu einer breiten Schönrednerei, zu einer verkehrten Bilderjagd und Wortbildungsziererei verleiten lassen, die dem Leser von gesundem Sinne im günstigsten Falle langweilig, oft aber auch widerwärtig erscheinen muß. Bei solchen Mängeln können sich natürlich viele gute und treffende Bemerkungen nicht gehörig geltend machen und der eigentliche Zweck des Verf., das größere Publicum über die wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur aufzuklären, ist verfehlt worden, was der unterzeichnete Ref. im Interesse der Wahrheit um so entschiedener auszusprechen sich gedrungen fühlt, je mehr dieses Buch von einigen Referenten, die wahrscheinlich nur darin geblättert haben, hier und da gepriesen worden ist.

Suchen wir nun dieses Urtheil zunächst an dem ersten Bande des Buchs zu begründen, so finden wir schon in der Anordnung des Stoffs den gerügten Mangel der gehörigen Beherrschung und lichtvollen Gruppirung des gesammelten Materials. Denn während man zeither die Bestrebungen eines Wernike, Günther, Brockes als Übergänge aus der conventionellen Poesie der Schlesier in eine neue Epoche betrachtete, welche nach der Kritik der Schweizer gegen Gottsched und seiner Schule in den Productionen der leipziger und hallischen Dichter die ersten frischen Keime entwickelte und zuerst in Klopstock zu einer eigenthümlichen Gestaltung reifte, wird von unserm Verf. zunächst in zwei Büchern zwischen einer (vorbereitenden) regenerativen Periode von Wernike bis Klopstock und Wieland und einer eigentlich reformatorischen Epoche von Lessing bis zur Zeit vor dem Auftreten Goethe's geschieden, mit welchem sodann das dritte und letzte Buch des ersten Bandes beginnt, das mit dem Namen „der nationalliterarischen Kraftthätigkeit" bezeichnet wird. Jedoch ganz abgesehen von der Willkür, mit welcher der Verf. die obenerwähnten Beiwör-

ter braucht, da das Wort „regenerativ", wenn es gegen den Sprachgebrauch von „reformatorisch" geschieden werden soll, jedenfalls eine wesentlichere Veränderung bezeichnen muß, so sieht man nicht ein, wie Klopstock mit seinem vielseitigen und großartigen Wirken gewissermaßen in die Vorhallen des Tempels unserer neuen Poesie hat verwiesen werden können. Denn ist auch Klopstock der Gegenwart ziemlich fremd geworden, während Lessing's Genius noch vielfach auf uns wirkt, so hat doch Klopstock auf einige Jahrzehnde lang so umgestaltend und neubefruchtend gewirkt, daß wir ihn so gut wie Lessing in die Reformationsepoche unserer Literatur stellen und die nachhaltigere Wirksamkeit Lessing's seinen kritischen Bestrebungen und seiner spätern dadurch gereiften Production zuschreiben müssen. Man lese nur was der Verf. S. 209 von Lessing sagt, um die ihm angewiesene Stellung im Vergleich zu Klopstock zu rechtfertigen. „Er soll die Zeit verstanden und ihr genügt, er soll die nationale Substanz unsers Volks für die Literatur erobert haben." Dies gibt Ref. gern zu, aber wer wollte leugnen, daß auch Klopstock seiner Zeit genügt und mit seinem christlichen Epos und seinen vaterländischen Oden eigenthümliche Elemente der Entwickelung unsers Nationalgeistes zur Gestaltung gebracht habe? Ja der Verf. widerspricht sich selbst, indem er S. 106 Klopstock's „Widerspruch gegen die Herrschaft der französischen Literaturorthodorie und ihren hohlen conventionnellen Formalismus" heraushebt und ihn dennoch den eigentlichen Reformatoren der deutschen Poesie beizuzählen Anstand nimmt. Wie treffend urtheilt hierüber Gervinus, wenn er in der „Neuern Literaturgeschichte", Bd. 1, S. 115 u. 116 sagt: „Klopstock faßte alle Richtungen und Bestrebungen der Zeit in sich zusammen, er vereinte in sich die Strahlen der damaligen Bildung wie in einem Brennpunkte, schloß die vergangene Zeit völlig ab und warf ebenso viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit wieder aus, die die allerverschiedensten Früchte reiften. Mit ihm beginnt daher erst die neue Zeit und die Wiedergeburt unserer Literatur, und nur ein so energischer und so beglückter Geist konnte diesen Wendepunkt herbeiführen."

Wie nun in der Eintheilung des Ganzen die Feststellung willkürlicher Kategorien zu Unsicherheit und Unklarheit der Darstellung führt, so kann dies auch im Einzelnen vielfach nachgewiesen werden. So sollen z. B. die Dichter der von ihm sogenannten regenerativen Periode nach zwei Richtungen, einer formel-conventionnellen und malerisch-didaktischen, charakterisirt werden, wobei der Schlesier Günther, dessen entschieden hervortretende, freilich nicht immer liebenswürdige Subjectivität die Schranken der damaligen Conventionspoesie völlig durchbrochen hatte, sich auch den „conventionnellen Formalisten", wie er sie nennt, zugesellen lassen muß.

Gehen wir nun auf die Charakteristik der einzelnen Dichter und ihrer Werke über, so vermissen wir trotz vieler guten Bemerkungen fast überall eine solche Reproduction des gesammten Materials, welche allein ein scharf gezeichnetes und wohlgetroffenes Bild des Dichters möglich macht. Da wird erst in den einleitenden Abschnitten in behaglicher Breite über die Eigenthümlichkeit und Bestrebungen eines Dichters gesprochen, sodann wiederholt sich Dasselbe in noch breiterer Entwickelung bei der speciellen Charakteristik des Dichters und wird wieder mit vielen Wiederholungen an den einzelnen Werken desselben nachgewiesen und zum Schluß endlich im Wesentlichen noch einmal recapitulirt. Daß man daher überall auf Phrasen wie: „Es ist schon oben bemerkt worden" und „mehrerwähnt" und „mehrberührt" stößt, daß der Verf. etwas nicht berühren will und doch sehr ausführlich auseinandersetzt (vergl. S. 279, 283), daß er über etwas schweigen zu wollen vorgibt was er dennoch erwähnt (S. 375), ist bei einem solchen Verfahren wohl begreiflich.

Ein anderer Übelstand, der in dem schon gerügten Mangel an Durchdringung des Stoffs seinen Grund hat, ist, daß Ansichten und Urtheile berühmter und unberühmter Kunstrichter überall mit ihren Worten in die Darstellung eingeschoben werden, woraus oft eine mosaikartige Schilderung entsteht, die wenigstens dem Ref. nicht behagen kann.

Ferner finden sich nicht selten und zwar manchmal auf dicht hintereinander folgenden Seiten breit entwickelte Ansichten und Urtheile, die einander geradezu widersprechen. Man lese nur z. B. was S. 169 fg. über Geßner gesagt ist. Statt einer scharfen Analyse seiner Eigenthümlichkeit lesen wir Vieles, was fast wie Lob klingt und bald darauf den entschiedensten Tadel, der alles jene Lob vernichtet, und dann noch einmal, jedoch wieder gehörig beschränktes Lob, sodaß man nicht recht weiß wie man daran ist. Ja noch auffälliger tritt das eigenthümliche Talent des Verf., in seinen Charakteristiken Lob zu geben und zu nehmen, sodaß jeder Unentschiedene etwas für sich darin finden kann, S. 388 fg. in der Darstellung der Bestrebungen Voß' für deutsche Sprache und Rhythmik hervor. Ein ganzer Satz und zwar der, welcher S. 383 zum Schlusse der fünf Seiten lang ausgedehnten Charakteristik des Dichters Claudius zu lesen ist, wird diese eigenthümliche Manier am besten anschaulich machen. „Wenn wir nun", heißt es da, „unserm Wandsbecker Boten die Hand reichen, für die vielen freundlichen Worte, mit denen er uns erquickt und womit er, wie Herder von ihm sagt, die Silbersaiten des Herzens rührt, wenn wir ihm trotz mancher Mängel den Apollinischen Lorber nicht abstreiten dürfen, so können wir doch ebenso wenig die Meinung Derer theilen, die ihn aus einseitiger Wahl des Standpunkts den Ersten unserer Literatur beizugesellen Lust haben, obwol wir nichts einzuwenden finden, wenn man ihn wie Gelzer jüngst mit einem Christbaume vergleichen will, dessen tausend Lichter überall hinscheinen, wo für kindliche Freude und herzliche Erinnerung noch eine Stätte ist."*) Ist in solchen Stellen der Widerspruch vielleicht nur scheinbar, nur eine Folge der mangelnden Fähigkeit, die einzelnen Merkmale der Eigenthümlichkeit eines Dichters in der Darstellung zu einem deutlich erkennbaren Gesammtbilde zu vereinigen, so tritt doch dieser Widerspruch an andern Stellen viel schroffer hervor, sodaß der Verf. geradezu vergessen haben muß, was er kurz vorher gesagt hat. So läßt er S. 286 Note nach Goethe's Wort die aufstrebende Jugend von Hamann angezogen werden und schreibt ihm S. 287 einen Ton zu, der „Keinem recht vernehmlich entgegenklang und weder die Einen zu beruhigen noch die Andern anzuziehen vermochte". Wenn er S. 291 Herder mit seinen theologischen Bestrebungen als Gegner der berliner Philosophie ebenso wie der schuldogmatischen Orthodoxie hinstellt, so weiß man was er will. Was soll man aber dazu sagen, wenn er auf derselben Seite in breiter Entwickelung dieses Satzes Herder den ersten Verkündiger des literarischen Genialitätsevangeliums wie der biblisch-prophetischen Orthodoxie der kirchlichen Schuldogmatik gegenüber nennt und gleich darauf, ohne etwa von einer Umgestaltung seiner Ansichten in der Zeit zu reden, erwähnt, daß er in altlutherischer Ereiferung von Vernunft und freiem Denken nichts habe hören wollen? Oder wie reimt es sich, wenn S. 352 gesagt wird: „daß die enthusiastische Verstiegenheit des Göttinger Bundes sich bei Voß in superlativer Steigerung geäußert habe, daß sein Enthusiasmus selbsttäuschende Affection und Zelotismus gewesen sei", und einige Zeilen weiter: „daß er wie Lessing stets gewußt was er that und dem Verstande den Vorsitz in seinen Werken und Wirken gegeben habe." Doch Ref. bricht hier ab, um endlich noch zu erwähnen, wie trotz der ausgedehnten Breite der Darstellung oder vielleicht gerade wegen derselben häufig das Wesentlichste in der Charakteristik der besprochenen Dichter vermißt wird. So viel z. B. über Lessing's Stellung zur Theologie gesprochen wird, so bekommt man doch von Dem was Lessing eigentlich wollte keinen deutlichen Begriff. Es mußte herausgehoben werden, daß Lessing selbst für seine Person kein Bedürfniß einer positiven Religion

*) Vergl. ähnliche unbestimmte Urtheile mit doch und obwol S. 405 über den Maler Müller und S. 422 über Heinse.

fühlte, wie er in Bezug auf „Nathan" ausgesprochen hat, der sein Glaubensbekenntniß enthält, wie es immer gewesen ist. Wenn er sich nun gegen die mit ihrer Freisinnigkeit prahlende Modetheologie seiner Zeit zuweilen gewissermaßen für die alte Orthodoxie erklärte, so geschah dies theils mit demselben Gelüste seiner kritischen Natur, mit welchem er sich zu einer andern Zeit gegen die Orthodoxie wendete, da sein Wahrheitsstreben ihm jede mit der Prätension der Ausschließlichkeit hervortretende Richtung bedenklich erscheinen ließ, theils erschien ihm die Vermischung von Theologie und Philosophie in der neuen Dogmatik relativ viel weniger werth als die alte rein theologische Dogmatik. Sagt er doch selbst in dieser Beziehung ganz bestimmt: „Nicht das unreine Wasser, was längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen. Ich will es aber nicht eher weggegossen wissen als bis man weiß, woher reines zu nehmen; ich will nur nicht, «daß man es ohne Bedenken weggieße und sollte man auch das Kind in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man Gott sei Dank ziemlich zu Stande, man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen." Vergl. Lessing's Biographie von K. G. Lessing, Bd. 1, S. 350 fg., 392. Interessant ist es, hierbei zu bemerken, daß Liscow schon im J. 1739 auf einem ähnlichen Standpunkte sich bewegte. Vergl. Liscow's Vorrede zur Streitschrift gegen Mantzel gegen den berliner Propst Reinbeck in der „Sammlung satirischer Schriften", 1739.

Und solchen Mangel sehr wesentlicher Erörterungen findet der kundige Leser überall. Cronegk und Brawe, von denen Letzterer 1755 20 Jahre alt den „Brutus", ein beachtenswerthes Trauerspiel in fünffüßigen Jamben schrieb — das erste vollendete Originalstück in dieser Form, denn von Elias Schlegel besitzen wir blos ein Fragment in diesem Metrum — fehlen ganz; das größte Verdienst Bürger's, die dem Volksbewußtsein abhanden gekommene Ballade wieder eingeführt zu haben, wird nicht gehörig herausgehoben; im Maler Müller, der mit seinem „Faust" allerdings der Sturm- und Drangperiode angehört, durften die Vorklänge der spätern Romantik („Genoveva") nicht verkannt werden.

Was Ref. bis hierher angeführt hat, bezog sich auf den Stoff und die Anordnung desselben und ließ erkennen, daß eine genügende Einsicht in den Entwickelungsgang unserer Literatur aus diesem Buche nicht gewonnen werden kann. Aber auch in der Darstellung muß neben der schon gerügten höchst unerquicklichen Breite die Metaphernjagd und die Wortbildungsziererei durch Beispiele belegt werden. Dies darf durchaus nicht als etwas Unwesentliches betrachtet werden, denn ein verkehrtes Bild, eine gezierte nichtssagende Phrase in der Charakteristik macht den noch unkundigen Leser oft ganz confus und die Erkenntniß der Eigenthümlichkeit des besprochenen Dichters oder seines Werks unmöglich. Ref. erwähnt Einiges, wie es ihm ohne langes Suchen in die Feder kommt. S. 21: „die regeneratorischen Urstrebungen des 18. Jahrhunderts"; S. 178: „Friedrich II. brachte den Urriß in den Cabinetsabsolutismus"; S. 271: „Joseph stellte sich mit seiner reformirenden Kraftgenialität als ein ermunterndes Beispiel des subjectiv-individuellen Titanismus hin" (dieser Passus erscheint um so verkehrter, da S. 178 Joseph mit Klopstock parallelisirt und im Gegensatz zu dem wirklich reformatorischen Friedrich nur regenerirend genannt wird); S. 282: „der sinnlich-ideale Dithyrambenübersturz der Frühlyrik Schiller's" und Schubart „eine der auffallendsten Figuren in der Gattung der absonderlichen Individualitätsoriginalitäten" (man denkt unwillkürlich an Aristophanes' σφραγιδονυχαργοκομῆται). S. 325 wird Herder in einer nichtssagenden Phrase mit dem von ihm gefeierten Cid verglichen. S. 329: „Kästner's Epigramme streifen an das Gebiet der Waschweiberei" (!) S. 344: „Bürger, Günther's Doppelgänger". S. 345: „die Schimmerseite" der Bürger'schen Poesie. S. 352 heißt Voß „ein zweiter Prometheus" und auf der folgenden Seite wird er getadelt, „daß er über die Pallisaden seiner Privatwelt nicht hinausgekommen" und S. 355, daß er ohne Genialität „dichtähnliche" Werke geschaffen habe. S. 366: „Schiller verließ trotz aller Wehen, womit diese größte Geburt der neuen Geschichte (die Revolution) sich hervorwand, das Kind selbst nicht, das an der Methode seiner Geburt unschuldig war" (NB. es gibt Entbindungs-, aber keine Geburtsmethoden). S. 387 heißt Stolberg's „Geschichte der christlichen Religion" „ein dem Kirchenthum gedichtetes Epos". S. 388: „Goethe konnte sich bei seiner echten Genialität nicht in die Abgründe unbegrenzter Triebkräftigkeit stürzen" und „Schiller's Dranggeburten sind mit dem Siegel der Vergänglichkeit gezeichnet". S. 401: „Klinger's Faust eine Granitstatue"; S. 406: „das Faustische Löwenthum"; S. 420: „Heinse erinnert an die Freisittlichkeit (sic) des Bordells u. s. w."

Doch genug der Beispiele. Solche geistreich scheinende Phrasen mögen sich wol unreife Jünger der Philosophie auf der Hochschule gefallen lassen; aber dem gebildeten Publicum hätte Herr Hillebrand dergleichen nicht zumuthen sollen. Das ist der „geschmacklosen metaphorischen Prunkhaftigkeit" ähnlich, die er im Eingange des Werkes S. 20 in unserer damaligen Sprachbildung rügt, und vor einem Rückfalle in dieselbe möge ein gesunder Geschmack unsere Sprache bewahren.

Ref. glaubt die Charakteristik des vorliegenden Buchs mit der gegebenen Analyse des ersten Bandes abschließen und den Lesern ein näheres Eingehen auf den zweiten Band ersparen zu können, worin der Verf. Goethe und Schiller besprochen und S. 278 in der Analyse des zweiten Theils des „Faust" einmal sogar eine „alberne" Weise des Goethe'schen Ausdrucks gerügt hat. In seiner endlosen Geschwätzigkeit hat er seine Aufgabe nicht, wie er früher gewollt, in zwei Bänden vollenden können und stellt noch einen dritten Band in Aussicht, in dem die Geschichte unserer Literatur bis auf *die neueste Zeit* verfolgt werden soll.

K. G. Helbig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 170. —— 19. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

1.

Berlin, 16. Sept. 1[illegible].

Hochverehrter Freund!

Schon längst hätte ich gern von Ihrer freundschaftlichen Erlaubniß, Ihnen dann und wann schreiben zu dürfen und eine wohlwollende Erinnerung meiner in Ihnen zurückzurufen, Gebrauch gemacht, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen zugleich Resultate meiner veränderten Existenz mitzutheilen. Die Begebenheiten der Zeit scheinen mich jedoch eher davon zu entfernen als näher zu führen, und ich will schon lieber ins Blaue hinein schreiben.

Mit meiner Dienstlage hoffe ich mehr und mehr zufrieden zu werden; für den Anfang beschäftigt sie mich natürlich über und über, da ich Alles von Grund aus kennen lernen muß, um Remedur, die so nöthig ist, angeben zu können. Die Revision vieler verworrener Geschäfte hat mich indeß mehr als ich besorgte und länger von der Hauptsache abgezogen. In wenigen Wochen bin ich durch, und denke dann die gesammelten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen. Es ist aber nöthig, das Oberste zu unterst zu nehmen und dabei wird es dann wol heißen müssen: Nachbar, mit Rath.

Meinen Herrn Departementschef habe ich erst seit seiner Zurückkunft von einer Reise nach Schlesien, also seit etwa 14 Tagen, näher kennen gelernt, zu meiner völligen Genugthuung. Er hat gewiß einen hellen Blick, ein gerades Urtheil, viel Fleiß; vielleicht ist er zu lebhaft auf Kosten der praktischen Besonnenheit. Von seinen Umgebungen muß ich vorzüglich den Geheimen Finanzrath Back, einen meiner akademischen Freunde, schätzen. An meinem Freund Uhden ist sehr viel verloren gegangen. Es war soeben im Werk, daß er als Justitiarius im Generaldirectorio angestellt werden sollte. Hr. v. Stein schätzte ihn mit Recht, und da er Hrn. v. Beyme's unbedingtes Vertrauen besaß, so würde er in dieser Zeit der Gefahr so Manches ausgeglichen haben.

Wir gehen wahrscheinlich vielen Trübsalen entgegen. Der Krieg ist unvermeidlich; führen wir ihn jetzt nicht, so haben wir ihn, unter viel trostlosern Aussichten, in Jahr und Tag, vielleicht früher zu besorgen. Zögern wir jetzt nicht, so läßt sich ein ehrenvoller Ausgang erwarten; späterhin wird der Staat auf die Degenspitze gesetzt. Es läßt sich vielleicht berechnen, daß der Angriff von unserer Seite dem Kaiser von Frankreich in diesem Augenblick nicht gelegen kommt. Er muß bedeutende Armeen in Italien, Holland und Dalmatien unterhalten; auf Süddeutschland kann er sich nicht verlassen. Den Truppen, die er in Deutschland noch zahlreich genug (doch vielleicht weniger als wir glauben) haben mag, fehlt es an Ammunition. England schließt, wenn es des Angriffs von Preußen versichert ist, schwerlich einen Frieden ab, und der Kaiser von Rußland läßt seine Truppen, nach aller Vermuthung, mit den unserigen agiren. Östreich, dem die Rachsucht des Kaisers von Frankreich (wie man sagt wegen einer Einwirkung auf Spanien, wodurch die Abtretung der spanischen Provinzen bis an den Ebro an Frankreich oder an den Friedensfürsten — einerlei — verhindert worden) wol zunächst den Garaus machen wollte, wie der berüchtigte Artikel im „Publicist" und die Besetzung des Friauls schließen läßt, ist unter solchen Umständen schwerlich zur Neutralität zu vermögen, obwol die jetzt unerwartete Zurückgabe der Gefangenen, die Erklärung wegen des Friauls und andere Dinge darauf berechnet sind.

Bis auf diesen Augenblick ist unser Cabinet noch unentschlossen. Höchst verderblich ist die itio in partes von Seiten der Umgebungen des Königs. Die Partei, die den Krieg unter allen Umständen und von Unterhandlungen mit Bonaparte nichts wissen will, geht davon aus, den Gegnern (Haugwitz, Beyme und Lombard) alles Schlimme anzudichten. In einer Bittschrift, die von den Prinzen des Hauses, einigen Generalen und Ministern unterschrieben war, hatten sie auf die Entfernung dieser Gegner von der Person des Königs angetragen. Der König sprach von Meuterei und jagte seine Brüder sofort zur Armee. Was kann daraus Gutes entstehen? Ich bin völlig überzeugt, daß die friedlicher gestimmte Partei (zu der ich gar nicht gehöre, da ich den Krieg eher in diesem Augenblick als morgen wünsche) zum Theil aus einer Anwandlung von Furcht, zum Theil weil sie dem Kaiser von Frankreich die (freilich klar daliegende) Bestialität nicht zutraut, den Weg der Unterhandlungen vorziehen will. Eine Frage ist es aber, ob sie nicht verpflichtet wäre, unter den vorliegenden Umständen dem laut erklärten Willen der Nation und der Armee nachzugeben, auch wenn sie sich von der Nothwendigkeit des Kriegs nicht überzeugen könnte. Ich sollte meinen, es wäre die Antwort darauf sehr leicht. Man sollte überdies das Gemüth des Kaisers von Frankreich doch wol einmal begriffen haben. Wer gegen ihn zu hannibalisiren gewagt hat (wie wir im vorigen Jahre), kann nur zu seinem Untergange kallisthenisiren.

Die Königin ist zwar eine erklärte Freundin der kriegerischen Partei, gibt aber doch den von Hrn. Grafen Haugwitz ihr vorgetragenen Gründen Gehör. Der Krieg ist jedoch wahrscheinlich. Von Knobelsdorf's Sendung ist noch nichts bekannt, da er noch keinen Kurier geschickt hat. Auf dem ordinairen Postwagen soll gestern eine Nachricht von ihm eingetroffen sein, die eine Conferenz in Charlottenburg veranlaßt hat. Bonaparte hat ihm noch keine Audienz verstattet.

Von den hiesigen Gelehrten habe ich, da ich sehr einsam lebe, bis jetzt wenige gesehen. Hrn. v. Humboldt's Bekanntschaft werde ich morgen bei der Frau v. Berg machen. Einer Sitzung der Philomathischen Gesellschaft habe ich ohne die mindeste Ergötzlichkeit oder Erbauung beigewohnt und werde mich künftig davor so sehr hüten wir vor dem „Doctor Luther" im Schauspielhause. Unser Werner hat ein trauriges Product zu Tage gefördert; ich habe nie so viele Langweile im Schauspiel gehabt und Doctor Luther als Iffland ist höchst abgeschmackt.

Doch sollen bei der Darstellung 863 Verse wegbleiben, vielleicht die bessern auf dem Papier.

Ich empfehle mich in Ihr wohlwollendes Andenken. Erfreuen Sie bald durch ein freundschaftliches Schreiben Ihren ganz gehorsamsten, treuesten Diener und Freund Stägemann.

2.

Berlin, [illegible] Sept. [illegible]

— — Wir warten jetzt mit Sehnsucht der Dinge, die da aus dem Hauptquartier kommen sollen. Krieg wird es, wie wir Alle hoffen, sein; aber ein sauerer Krieg, sauer von allen Seiten. Indeß unsere Älter-Väter haben in Stürmen des Kriegs gelebt und unsere Väter. Warum sollen wir etwas vor ihnen voraus haben? Wenn wir auch nicht wie Horaz meint schlimmer sind, so sind wir wenigstens auch nichts Besseres.

Wie hat Ihnen das Urtheil über die deutschen Buchhändler gefallen? Wider die Baiern, deren Oberherr der Kaiser von Frankreich als Protector der Rheinconföderation dermalen ist, läßt sich die Form allenfalls hören; lustig ist die Sache (wenn man von dem Höchsttragischen dieser saubern Erscheinung an sich abstrahirt) in Rücksicht auf die beiden östreichischen Buchhändler. Wenn ich jetzt der Kaiser Franz wäre, so würde ich den Verfasser und Verleger des „Publicist" vor ein östreichisches Kriegsgericht stellen und ihn in contumaciam zum Tode verdammen.

Indeß hat er seinen Zweck erreicht, die Buchhändler furchtsam zu machen. Mit Mühe nur habe ich eins der wenigen hierher gekommenen Exemplare von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" erhalten können. Napoleon, der weit vom Schuß ist, wird es wol haben und ohne Furcht vor den französischen Ordalien debitiren.

Ich habe heute mit Hrn. Minister v. Stein über eine einzuführende Vermögenssteuer deliberirt. Ihr treugehorsamster Freund Stägemann.

3.

Memel, [illegible] Oct. 1807.

Hochverehrter Freund!

Daß ich mir mit einem Briefe von Ihnen habe zuvorkommen lassen, mag ich nicht leugnen; mit einem Gedicht jedoch nicht. Bei Gelegenheit Ihrer Epistel an E. N. N. im dritten Heft der „Vesta" entwarf ich für Sie eine Ode, die zwar fertig, aber nicht vollendet ist, wozu mir zu sehr die Muße und Freiheit des Gemüths fehlt, doch hoffe ich sie Ihnen (freilich mit Vorbehalt der Feile) in kurzem zu überschicken. Für die Mittheilung des Ihrigen empfangen Sie meinen herzlichsten Dank.

Wir haben freilich wunderliche Dinge erlebt. Es ist viel Lehre darin, vielleicht auch Trost. Doch muß man schon etwas danach suchen. Verzagen muß man allerdings nicht. Das Verzagen richtet die Reiche zu Grunde; an den Regierungen ist oft nichts gelegen.

Von dem Einwirken des Hrn. Ministers v. Stein in unserer Staatsmaschine ist augenblicklich noch nicht viel zu erwarten. Er selbst hat auch noch nicht Muth genug, in der jetzigen trostlosen Lage kräftig einzugreifen. Wir beschäftigen uns jetzt mit Ordnung unserer Ideen über die bevorstehende Reorganisation; es war die Rede davon, schon hier einen Plan zur Ausführung zu bringen; indeß dünkt mich, daß unser hiesiges Verhältniß dazu nicht geeignet ist.

Von unserer Reise nach Königsberg ist beim Könige die Rede noch nicht; wol bei der Königin, die für ihre Niederkunft kein anständiges Local hier zu haben meint. Indeß wird, wie Hr. Minister v. Stein mich versichert, das Krüger'sche Haus die Ehre nicht haben, sondern das Schlieben'sche. Gegen das Schloß ist die Königin, nicht wegen Napoleon's (denn in Berlin könnte sie den Bitterkeiten der französischen Verlassenschaft doch nicht entgehen), sondern weil sie bei ihrem diesjährigen Winteraufhalt so viel Unangenehmes dort empfunden hat.

Der König hegt wahrscheinlich noch die unwahrscheinliche Hoffnung, bald nach Berlin abgehen zu können, und will in diesem Fall das ihm nicht angenehme Königsberg nur im Fluge berühren.

Johannes Müller ist vom Könige wegen Non loyauté verabschiedet und darüber sehr ungehalten. Obschon ein schmählicher charakterloser Kerl, hätte man ihn doch conserviren müssen. Kiesewetter hatte ihm zuerst bei Hofe etwas eingebrockt höchstungebührlich, denn die angeklagte Rede, die er zu Ehren Friedrich's II. gehalten, ist nach meinem Gefühl durchaus unanstößig. Den Geheimenrath Wolf will man auch nicht bei der neuen Akademie in Berlin anstellen, weil er beschuldigt wird, dem Prinzen von Pontecorvo seinen Homer (ni fallor) in einer Prachtausgabe zugestellt zu haben, nachdem er die Dedication an den König herausgeschnitten. Ich glaube, es schwebt darüber ein Injurienproceß zwischen ihm und einem andern namenlosen Professor.

Mich quält vor allen Dingen der ehrliche Daru, mit dessen Contributions- und andern Rechnungen ich nutzlos beschäftigt bin. Er erklärt ehrlich, wenn man ihm errores calami, calculi und dupli und tripli nachweist, daß es darauf nicht ankäme; seine Rechnung wäre nicht eine Affaire des Calculs, sondern der Politik.

Zu meinem hiesigen Umgang gehört vorzüglich Hr. v. Brinkmann, der schwedische Gesandte, ein sehr guter und feiner Kopf. Mit Niebuhr ist wegen seiner öftern Krankheiten und da ihn das Schicksal Dänemarks ganz verstimmt hat, wenig anzufangen. Der Minister will ihn, wegen der Geldanleihen, nach Berlin zunächst und dann nach Holland schicken.

Bewahren Sie ein wohlwollendes Andenken Ihrem treugehorsamsten Freund und Diener Stägemann.

4.

Memel, [illegible] Dec. [illegible]

Hochverehrter Freund!

Wir vegetiren hier noch fort. Die Unterhandlungen mit dem Hrn Daru in Berlin stocken bis zur Zurückkunft des Kaisers Napoleon in Paris, die vielleicht so bald nicht *erfolgt*, da sie höchst wahrscheinlich mit der Besetzung der *europäischen* Türkei zusammenhängt. Ich glaube, er ist blos deshalb nach Italien gegangen, um die Nachrichten seines Sebastiani (der eine Volksbewegung gegen sich selbst, wahrscheinlich mit der nöthigen Vergitterung seiner werthen Person, in Konstantinopel veranlaßt hat) desto schneller zu erhalten.

An dem schwedischen Gesandten Hrn. v. Brinkmann, den ich Ihnen im voraus zu wohlwollender Aufnahme empfehle, da er vor uns und bald nach Neujahr abreisen will, werden Sie eine interessante Bekanntschaft machen. Er spricht viel, aber gut.

Das Zeug von Broschüren über die politischen Angelegenheiten, den Krieg, den Adel u. s. w. ist unter aller Kritik schlecht, so weit es hierher kommt.

Unsern neuen Organisationsplan, wie Hr. Minister v. Stein ihn entworfen, habe ich zwar noch nicht gelesen, doch Manches mit ihm darüber gesprochen. Ich fürchte, er werde wol in Memel, aber schwerer in Königsberg, gar nicht in Berlin durchzuführen sein.

Auf den Militairorganisationsplan gebe ich nicht viel. Es müßte kein Stein auf dem andern bleiben; aber jetzt werden die Menschen vor wie nach wie die Pappeln vornehm und unnütz daher ziehen, so Gott will (wenigstens ist es ihr Wille) noch vornehmer und nutzloser. Unser Militair allein, sein erbärmlicher Geist, sein status in statu, sein Eingreifen in jeden Zweig der Civilverwaltung, selbst in die Politik, haben allein den Staat gestürzt. An der Civileinrichtung, so Manches daran fehlerhaft war, hat es doch nicht gelegen. Ich hoffe Ihnen bald die mündliche Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit sagen zu können. Stägemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanlitteratur.

1. Lebensbilder aus unserer Zeit von H. Blaha. Augsburg, Schmid. 1845. 8. 22½ Ngr.

„Edlen zartfühlenden Damen sind diese Blätter gewidmet, weil jeder höhere Gedanke, sei es der der Religion, der Tugend, der Liebe oder der wahrhaften Größe, nur in ihren Herzen Anregung und Widerhall findet.“ So sagt die Vorrede. „Nur großartige Leidenschaften, außerordentliche Charaktere hat der Verf. aneinanderreihen wollen, nur merkwürdige Begebenheiten, nicht gewöhnliche Thaten, wollte er miteinander verbinden, um das gewöhnliche Thun der Alltagswelt in den Hintergrund zu stellen.“

Das vorliegende Bändchen enthält eine Novelle in verschiedenen Abtheilungen. Skizzenartig sind Ereignisse und Charaktere entwickelt, nur einzelne Beschreibungen sind mit Sorgfalt und Kunst ausgeführt. Unter andern die von Père Lachaise, Crockford-Club in London, Florenz u. s. w.

2. Mein Gedankenbuch von Franz Stelzhammer. Regensburg, Manz. 1845. 8. 27½ Ngr.

„Jeder strebt in seiner Weise nach demselben allbegehrten höchsten Gute, nach Ruhe des Herzens, die uns mit dem Paradiese zugleich verloren gegangen; Jeden befällt es ein Mal, wo er wie im Wahnsinn darüber an den ewigen Besten des Himmels rütteln muß — die Besten rüttelt er wol immer, aber sein kleines morsches Ahnenhäuschen fällt leicht dabei in Schutt und Trümmer; da steht er dann im Gräuel der Verwüstung, ein großunglücklicher Held des Jammers! Nicht Jedem gelingt es und nicht Jeder hat den Muth, die Beharrlichkeit und das Geschick, später die Friedenshütte zu erbauen, und muß irren arm und heimatlos sein Lebelang.“ Im Ringen nach dieser innern Zufriedenheit scheinen die hier gebotenen Gedanken entstanden und aufgehäuft zu sein und der Verf. legt sie seinen Freunden vor mit der Frage: „Ob einer dem unausbleiblichen Sylvesterabend der Lebensjahre ohne große Furcht entgegensehen könne?“ Ein Hauch der Genialität durchweht dieses Büchlein, wenngleich das Genie sich zuweilen etwas barock nach Originalität haschend äußert. Wir können nicht umhin, einige der zerstreuten Gedanken für sich selbst sprechen zu lassen, da nur so der Leser einen Begriff vom Ganzen erhalten kann.

„Wir guten frommen Menschen machen Alles unsern Geistesantipoden, den Thieren, wenn auch nicht gerade nach, doch völlig gleich, und ich muß mich oft recht wundern, wie wir durch das Bischen Vernunft und Klümpchen Herz so viel Erhabenes zu schaffen, so viel Rührendes hervorzubringen im Stande sind. Aber wären nur die Thiere auch so eitel wie wir, und schrieben einmal die Heuschrecken, Tersiten, Raben und Compagnie, Hering und Compagnie, Bären und Compagnie u. s. w. ihre Luft-, Land- und Seereisen auf; legten die Ameisen, Bienen, Maulwürfe und Biber ihre Bauwissenschaft in Druck; sammelten die Elefanten ihren Witz; arrangirten die Affen ein Werk zum Todtlachen (einen wiener Spaßmacher, berliner Vademecum), verfaßten eine Mimik für dramatische Dilettanten; gäbe Meister Petz eine neue Tanzschule heraus, componirten die Frösche eine Oper für sich und die Gänse; ließe der Spatz seine Althings-Geschichten, der Tauber und Kater ihre Elegien, der Zeisig seine Burschenlieder, die Nachtigall ihre Dithyramben, der Gimpel seine Lehrgedichte, der Kukuk seine lyrischen, die Grille ihre Oden erscheinen; mäckerte der Bock seine Grécourt-Lieder; krähte der Hahn seine Politica; machten Drossel und Staarmatz eine gedruckte Collecte ihrer Rhapsodien und Aphorismen; und erfreute uns das Spottvögelchen mit seinen Recensionen, der wachhabende Storch mit seinen Nachtgedanken; mit seinen Einsamkeiten der Steinröthel; träten Fuchs, Elster, Meise und Maus freundschaftlich zusammen zur Abfassung von Räubergeschichten und Schmuggleranekdoten; erzählte der Esel humoristisch seine Tücken und Bosheiten; verfaßte ein rother Hund den Roman, wie er, der verkappte Held der Geschichte, vor Liebe — Dienst, Schlaf, ja Essen und Trinken vergessen, und endlich nach wochenlangem Hinschmachten, Bellen und Heulen an seiner Huldin Hinterpförtlein, doch erhört, und — zwar am ganzen Leibe hohl und zerbissen, dann glückselig in sein Hundeloch zurückgekehrt; oder überraschte uns der Stockfisch — doch ich muß aufhören, meine frommen guten Menschenbrüder könnten sonst böse werden.“

„Überaus sinnreich ist die römische Kreuzziffer X, wenn man damit die Altersstufen des Menschen bezeichnet. Bis ins fünfte Jahr ist von Kreuz und Leid keine Spur. Kaum aber ist dieses erreicht, und wird dem Kinde das A B C-Täfelchen in die Hand gespielt, zeigen sich auch schon die Oberschenkel des Kreuzes in dem Zahlbuchstaben V. Im neunten Jahre, wo über des Knaben Zukunft die ersten Debatten verfallen, tritt es schon unabweisbar auf, doch steht noch das Milderungs- und Schutzzeichen I (IX) davor, was vielleicht die zärtlich besorgte Mutter bedeutet! Allein das Alles ist spurlos verschwunden, wenn der Knabe im zehnten Jahre ins Gymnasium abreist — das Kreuz X ist fertig! Im zwanzigsten Jahre gesellt sich ausgebildet das zweite Kreuz (XX) dazu — die Liebe; im dreißigsten das dritte (XXX) — das liebe Hauskreuz! im vierzigsten das vierte (XXXX) — das Kinder- und Amtskreuz. Im funfzigsten Jahre endlich ist alle Spur davon verschwunden — die Leidenschaften schweigen — der Mann resignirt und meint, wie er im Zahlbuchstaben L so dasteht, kräftig und aufrecht auf breiter Basis, nun sei's gewonnen; aber sieh da! im sechzigsten ist wieder das Kreuz erschienen (LX), etwa eines geliebten Angehörigen Unfall oder Tod — Beginn eigener Hinfälligkeit — Amtsundank u. dgl.; und so geht es sich mehrend und steigernd fort durch das siebzigste, achtzigste (LXX, LXXX), bis im neunzigsten dem gebeugten Greise plötzlich wie durch ein Wunder die wahre Bedeutung des Kreuzes klar wird und er sich gläubig und hoffend an dasselbe anlehnt (XC) und zuletzt im hundertsten gänzlich vereinsamt (C) in sich zusammenbricht und einsinkt.“

„Feinere Thiere, zartere Pflanzen und empfindsame Menschen gedeihen nur im Geburtslande, anderswo reibt sie das Klima und die Sehnsucht auf; Unkraut und Ungeziefer aber und unumgänglich nothwendige Gewächse und Thiere, so auch Schufte und große Menschen kommen überall fort.“

„Was doch die Gewohnheit thut! Einige Vögel, sonst die Repräsentanten der Freiheit, kommen jetzt nur mehr in Käfigen fort.“

„Wer einen fremden Himmel zerstört, baut sich selbst eine Hölle. Das ist die unsichtbare Gerechtigkeit auf Erden.“

„Hypothesen sind Abenteurer, die ohne Paß auf gut Glück in die Welt auslaufen.“

„Lord Byron hinkte und Napoleon war von kleiner Statur; was sich darauf manch hinkender Reimschmied und kleines Junkerchen zu gute thut.“

„Wenn dem Kinde die Düte genommen wird, steckt es gern den eigenen Finger ins Mäulchen. Wir lächeln über das einfältige Kind und vergessen, daß wir Großen es häufig nicht klüger machen.“

„Unser ganzes Leben ist ein kindisches Klettern und Schaukeln auf dem Hoffnungsbaum; und der Baum ist wol nur darum gar so außerordentlich hoch und dünn, damit wir länger klettern und uns wonniger schaukeln können.“

Viel Goldkörner enthalten die vorliegenden Blätter; originelle Beleuchtungen, kühne Gleichnisse, poetische Anschauungen, erfrischende Auffassungen. Es wird manchen Leser erfreuen, besonders wenn er es nicht hintereinander liest, sondern nur von Zeit zu Zeit einige Seiten, indem er den Inhalt prüft und durchdenkt.

3. Sebastian der Spaziergänger. Novellen-Cyklus von Franz Stelzhammer. Erster Theil. Regensburg, Manz. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weniger Befriedigung fand Ref. bei Lesung dieses zweiten Werks des Verf. Der Ton des Erzählers ist geschraubt, die Erzählung überladen. Es wird darin nach Witz gehascht, die

Genialität mit Absicht geübt. Daß der Autor Genie und Talent hat, geht auch aus diesem Werke hervor, doch dünkt es uns, als habe er die Form nicht gefunden, um solches dem Leser zugänglich zu machen. Schon die Widmung des Buchs deutet auf den oft ins Barocke ausartenden Inhalt. „Dieses Buch widme ich meinem ältesten und treuesten Freunde Niemand, Ritter keines Ordens, Mitglied keiner gelehrten noch sonstigen Gesellschaft u. s. w." Der tolle Wust in der biographisch-genealogischen Skizze zu „Sebastian" ist ganz der Dedication würdig. Humor und Genialität begegnen sich oft mit Unsinn. Zu rühmen schien uns die kurze Erzählung „Vom wunderbaren Blick"; sie ist zwar auch grotesk ausgestattet, doch ergreifend im höchsten Grade. Auch „Der Mechaniker" hat poetischen Werth, obgleich ebenfalls bei dieser Novelle die Sebastians-Abschweifungen oft äußerst lästig werden. 46.

Bibliographie.

L'ami du peuple. Skizzen aus Marat's journalistischem Leben. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 10 Ngr.

Bauer, B., Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 2te Auflage. 1ster und 2ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Böttiger, A., Über Kammergüter und Domainen in den sächsischen Landen mit besonderer Beziehung auf das herzogliche Haus Sachsen-Meiningen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

De tribus impostoribus. Anno MDIIC. Mit einem bibliographischen Vorwort von *E. Weller*. Nebst Übersetzung: Die drei Betrüger. Von H. R. Aster. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 15 Ngr.

Dezamy, T., Der Sieg des Sozialismus über den Jesuitismus, oder die Constitutionen der Jesuiten und ihre geheimen Verhaltungsbefehle verglichen mit einem Entwurf über die Organisation der Arbeit. Aus dem Französischen mit einem Nachwort von E. Weller. Leipzig, Jurany. 8. 1 Thlr.

Emiliane, G. d', List und Trug der Priester und Mönche. Nach der 5. Originalausgabe von Neuem herausgegeben, verbessert und mit einer historischen Einleitung und Anmerkungen versehen pon einem Katholiken des 19. Jahrhunderts. Aus dem Französischen von L. Hain. Leipzig, Jurany. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Gefängnißprediger. Ein schwarzes Blatt aus dem Buche des Lebens. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

George, L., Die fünf Sinne. Nach den neuesten Forschungen der Physik und der Physiologie dargestellt als Grundlage der Psychologie. Berlin, Reimer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Holman's, James, des Blinden, Reise um die Welt. Im Auszuge aus dem Englischen von G. N. Bärmann. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Keferstein, F., Philo's Lehre von den göttlichen Mittelwesen. Zugleich eine kurze Darstellung der Grundzüge des philonischen Systems. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klenert, Gedichte. Karlsruhe, Groos. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Krummacher, F. A., Das Christfest. Eine Schrift für das Volk. 4te Auflage. Essen, Bädeker. Gr. 12. 22½ Ngr.

Litiz, F., Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Brüder-Kirche, ihre Verfassung und Geschichte, nebst einigen biographischen Notizen. Leipzig, Kummer. 8. 15 Ngr.

Meier, E., Die Bildung und Bedeutung des Plural in den semitischen und indogermanischen Sprachen, nebst einer Einleitung über den Bau der semitischen Verbalstämme. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Nibelunge Nôt. Das Nibelungen-Lied. Urtext mit gegenüber stehender Übersetzung, nebst Einleitung und Wörterbuch, herausgegeben von Dr. Ludwig Braunfels. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ossian's Gedichte. Aus dem Gälischen von C. W. Ahlwardt. Leipzig, Goeschen. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reinhold, E., Das Wesen der Religion, und sein Ausdruck in dem evangelischen Christenthum. Eine religionsphilosophische Abhandlung. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Schuselka, F., Deutschland, Polen und Rußland. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tucht, J., Erstlinge. Lennep, Mittelstenscheid. 12. 1 Thlr.

Urkunden über Ulrich Zwingli's öffentliches und häusliches Leben. Schwyz. 1845. 8. 5 Ngr.

Volkhardt, C. H., Flagelliformis. Scherz und Ernst in Xenien, Epigrammen und ähnlichen kleinen Gedichten. 1stes Bändchen. Bamberg, Schmidt. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Volksbuch für das Jahr 1846, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von rc. Herausgegeben von K. L. Biernatzki. 3ter Jahrgang. Altona. 8. 15 Ngr.

Willkomm, E., Blitze. Novellen, Schilderungen und Skizzen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten, in Gesängen. 2te verb. und verm. Auflage. Essen, Bädeker. Gr. 12. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Bellermann, F., Schlichte Betrachtungen über das Christenthum und die jetzigen Glaubensstreitigkeiten. Berlin, Förstner. Gr. 8. 3 Ngr.

Gersdorff, C. v., Über den Begriff und das Wesen der öffentlichen Meinung. Ein Versuch. Jena. Gr. 8. 10 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Liebe, das Kennzeichen des wahren Lehrers. Predigt. 2te Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Krummacher, F. W., Zeit-Predigten. IV. Wir liegen darnieder. Elberfeld, Hassel. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — ders. V. Wir kommen wieder auf. *Elberfeld, Hassel.* 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lübecks Eisenbahnen. Lübeck, v. Rohden. 8. 3¾ Ngr.

Reineck, K. E., Das athanasische Glaubensbekenntniß, der Pastor Rupp und das Consistorium zu Königsberg. Eine Stimme aus der evangelischen Kirche. Berlin, Bethge. Gr. 8. 3 Ngr.

Schell, F. J., Mein Austritt aus der römischen Kirche. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schröder, A., Die evangelische Reformation und die deutsch-katholische Reform. Eine historisch-theologische Parallele aus nationalem Gesichtspunkte. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 1 Thlr.

Sendschreiben an Herrn de Castellane, Mitglied der französischen Deputirtenkammer, im Betreff der galizischen Revolution. Französisch und deutsch. Jena, Luden. Gr. 8. 2 Ngr.

Stützle, J. N., Geistlicher Feldzug gegen das Laster der Trunkenheit, in neun Betrachtungen. Augsburg, Kollmann. 12. 3¾ Ngr.

Suckow, O. E., Offenes Sendschreiben an Hrn. C. W. A. Krause auf Veranlassung seiner Predigt: „Der Meinungsstreit über die Person Jesu." Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Szeliga, Die Organisation der Arbeit der Menschheit und die Kunst der Geschichtschreibung Schlosser's, Gervinus', Dahlmann's. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Thieß, W., Dr. Mart. Luther's Todtenfeier. Predigt über Hebr. 13, 7 und 8. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Von evangelischer Heiligung und evangelischer Liebe. Eine Stimme aus der Gemeine. Oldenburg, Schulze. 8. 10 Ngr.

Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834—1845. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

5.

Berlin, 2. Oct. 1810.

So viele Vorwürfe, verehrungswürdigster Freund, ich mir auch schon gemacht habe, daß ich Ihnen seit meiner Abreise von Königsberg gar nicht geschrieben, so wenig habe ich doch bei dem vollständigsten Bankrott mit der Zeit es über sie gewinnen können. Ihr freundschaftlicher Brief vom 1. d. M. läßt mich indeß einen herzhaften Entschluß fassen, über alle citissime auf meinem Tisch hinwegzusehen.

Alle Welt erwartet zunächst die Bekanntmachung eines Finanzsystems. Es ist leicht, sich daran zu versuchen; aber etwas Gescheites zu Stande zu bringen, wird man billig von Niemand erwarten. So lange wir die Kriegscontribution, die noch 18 Millionen Thaler beträgt, nicht bezahlt haben, ist an ein vernünftiges Finanzsystem gar nicht zu denken, es sei denn, daß Napoleon uns angemessene Fristen bewilligt, und nicht monatlich eine Million Thaler verlangt.

Hr. v. Schön ist, wider mein Erwarten, von hier wieder weggegangen. Ich hatte geglaubt, er würde sich dem Hrn. Staatskanzler mehr nähern als wol der Fall gewesen sein muß. Von dem Detail dieser Sache bin ich gänzlich ununterrichtet, wie ich denn, vielleicht weil ich in den currenten Tagesgeschäften unterliege, an dem Treiben und Toben der Parteien, die uns zerreißen und vernichten, nicht den entferntesten Antheil nehme; daher stand ich bei der Verabschiedung des Hrn. v. Altenstein ganz verwundert, obgleich meine Freunde mir versicherten, sie hätten befürchtet, daß ich in der Proscription begriffen sein werde, wozu ich freilich gar keinen Grund sah.

Unsere Universität fängt ja an zu blühen. Sie scheinen ihr keine Früchte zuzutrauen. Es wird Alles von dem politischen Gang der Begebenheiten abhängen. Vielleicht kann sie doch viel für Deutschland werden, obschon meine Hoffnungen nicht groß sind. Kleinliche, ängstliche Ansichten u. s. w. werden mehr wirken als Napoleon. Daß Adam Müller nicht angestellt worden ist, mag zum Theil an ihm selbst liegen. Er hat vor der Hand ein Gehalt von 1200 Thalern beim Finanzministerio, wofür er noch zur Zeit nichts thut; aber es hält ihn doch bei uns zurück. Er ist ein ganz vorzüglicher Kopf, aber er muß noch lernen und gründlicher werden. Ich sehe ihn sehr oft. Sein Freund Heinrich v. Kleist redigirt jetzt ein Abendblättchen, welches so gelesen wird, daß vor einigen Tagen Wache nöthig war, um das andringende Publicum vom Stürmen des Hauses des Verlegers abzuhalten. Diesen Reiz gibt ihm die Aufnahme der Policeinachrichten, die der Policeipräsident aus Freundschaft suppeditirt.

Unter den hierher gerufenen Gelehrten gefällt mir Hr. v. Savigny am besten. Er ist ein Schwager Brentano's, des Freundes von Arnim, der sich mit seinem Freunde die Wunderhörner noch nicht abgestoßen hat, sonst brave Kerle.

Ob und was ich bei unsern Docenten, z. B. Niebuhr, Reil, Fichte, Hagen, Wolf, hören werde, weiß ich noch nicht. Schwerlich sehr viel. Niebuhr ist ganz aus dem praktischen Leben ausgeschieden. Seine Störrigkeit oder was es sonst sein mag hat ihn vom Staatskanzler leider! ganz entfernt und ich zweifle, daß wir ihn lange behalten. Unser Geheimrath Delbrück geht in diesen Tagen zu Pestalozzi ab.

Die diesjährige Kunstausstellung hat einige gute Sachen, mehr schlechte. Sie werden in unserm Kleist'schen Abendblatt eine Kritik darüber finden, die gewiß gelesen zu werden verdient. Sie ist von einem meiner hiesigen Freunde, Hrn. Beckendorf, Erzieher des Prinzen von Hessen. Auch Müller und mein Hauspoet werden an dem Blatt Antheil nehmen. Der König scheint es protegiren zu wollen. Aber gegen Iffland müßten sie nicht zu Felde ziehen, wie sie es beabsichtigten. So strich ihnen die Censur schon einen Brief aus Leipzig, worin geschrieben wurde, daß Iffland nach Berlin gereist sei, um daselbst einige Gastrollen zu spielen.

Ich empfehle mich aufs freundschaftlichste in Ihr wohlwollendes Andenken und versichere Ihnen meine Hochachtung und treueste Ergebenheit. Stägemann.

6.

Berlin, 19. März 1811.

Schon längst, hochverehrtester Freund und Gönner, hätte ich Ihren mir richtig zugestellten Brief beantwortet, wenn ich nicht gerade jetzt in einem Meere von Acten begraben wäre, aus dem ich mich kaum mehr herauszuwinden weiß. Es geht mir also, obwol ich leidlich gesund bin, schlecht genug. Indeß will ich Ihnen doch gern erzählen, was ist weiß.

Die Kassensachen sind mir verhaßt und ich bekümmere mich darum so wenig als möglich, da ich kaum erleben werde, daß man die so simple Klarheit darin erlangen wird. Es scheint, als wenn Jeder seine Freude daran hat, sie so viel als nur möglich zu obscuriren. Jetzt bietet mir das Compensationswesen wieder ein geräumiges Feld dar. Die Vergütigung der russischen Foderungen habe ich nicht anders einleiten können als geschehen ist und Gott gedankt, daß ich nur so weit gekommen bin. Das Compensationsedict habe ich auch durchgekämpft, obgleich die Einmischung der ständischen Geschichten nicht nach meinem Geschmack ist und uns hier einen gewaltigen Verdruß mit den Ständen (sogenannten) macht, die doch schlechterdings nicht schlechter sein können als hier.

Was sehr zu bedauern und ganz vom vorigen Ministerio des Innern verschuldet ist, ist, daß die Reform des Repräsentationswesens nicht früher geschehen. Der alte Sauerteig gibt überall Anstoß und ist ganz allein Schuld, daß so Manches verzögert wird und daß der gute Wille des Hrn. Staatskanzlers nicht überall hinreicht.

Sie fragen nach Adam Müller. Ich bin nicht besonders

mit ihm zufrieden. Er sucht jetzt eine Anstellung, ist aber schwer zu befriedigen. Schade ist es um sein glänzendes Talent, das er denn doch misbraucht, obwol ich mich sehr dafür erkläre, daß wir ihn behalten. Genz verdirbt ihn durch übertriebene Lobpreisungen.

Wolf, Reil und v. Savigny sind unstreitig die Zierden der hiesigen Universität, die aber noch sonst wackere Männer hat. Es herrscht leider eine große Spannung zwischen der Universität und der Section des Cultus, die zu nichts Gutem ausschlagen wird. Die Universität hat, wie recht ist, einen Rector; aber die Section müßte auch, wie Recht wäre, einen Spiritus Rector haben. Die Universität Frankfurt wird nach Breslau verlegt. Bredow hat deshalb einen neuern Ruf nach Leipzig abgelehnt.

Schleiermacher, der sich durch einen zu entschuldigenden Ehrgeiz hat verleiten lassen, der Ansicht des Hrn. Grafen v. D. nachzugeben und an den praktischen Geschäften der Section Antheil zu nehmen, geht unter in der Section. Wolf übersetzt den Aristophanes; vielleicht erscheinen auch einige Gesänge der „Ilias". Er studirt die deutsche Sprache jetzt con amore, wie Sie aus seiner Abhandlung werden gesehen haben. Daß ich den Catull übersetze, ist nur eine Plaisanterie, Gott weiß wessen? Ich habe nie einen Gedanken daran gehabt, und wie würde ich in meiner jetzigen Lage an Übersetzungen denken können? Einige Gelegenheitsverse abgerechnet habe ich die Leier an die babylonischen Weiden gehängt.

Mit der nächsten Gelegenheit werde ich Ihnen einige Arbeiten unserer deutschen christlichen Tischgesellschaft zusenden, namentlich eine Abhandlung Brentano's über die Philister. Diese Gesellschaft ist vor einigen Monaten von Arnim gestiftet und schließt alle Juden (selbst die getauften) und Philister aus, ist aber von den Letztern doch nicht ganz rein. Arnim hat sich mit Brentano's Schwester Bettina (einer Enkelin von Sophie la Roche) kürzlich verheirathet. Sie ist ein verständiges Wesen, ein wenig seltsam.

Unsere politische Lage hätte durch einen Krieg zwischen Rußland und Frankreich sehr ungünstig verändert werden können. Alexander hat wirklich einmal einen herzhaften Entschluß gefaßt; es ist bei ihm aber nur ein Rausch der bald verfliegt und seit der vorgestern Abend erfolgten Rückkunft eines russischen Kuriers aus Paris scheint Alles für beseitigt angenommen werden zu können. Ich für meine Person habe in diesem Augenblick an keinen Krieg geglaubt. Der König Bernadotte hat dem ehrlichen Alexander wol zunächst einen Schrecken eingejagt. Es hilft aber doch nichts. Schweden wird in drei bis vier Jahren Finnland, Livland, Esthland, Ingermannland u. s. w. wol in Besitz nehmen und das Haus Holstein schwerlich auch in Moskau residiren.

Ich wünsche herzlich, daß es Ihnen noch lange wohl gehen möge und empfehle mich in Ihr wohlwollendes und freundschaftliches Andenken. Stägemann.

7.

Berlin, 16. Mai 1812.

Das Ungemach, das mich auf meiner ganzen Lebensbahn mit Actenstößen und andern Stößen verfolgt hat, ist in diesen Tagen allgemeiner Trübsal auch wider mich ganz besonders losgelassen. Davon zu schreiben ist nicht viel, denn es läßt sich nicht beschreiben. Kurz, es ist ganz toll, Geld zu ganzen Scheffeln ausstreuen zu sollen und nicht eines Pfennigs Herr zu sein. Entschuldigen Sie mich daher, mein hochverehrtester und unvergeßlicher Freund, daß ich mich schriftlich erst jetzt Ihrer erinnere.

Daß ich bei unserer babylonischen Verwirrung keinen Muth besitze, mit der Leier zu spielen, die seit geraumer Zeit ein Waffenspiel für mich geworden ist, und keine Neigung aus dem kastalischen Quell zu schöpfen, können Sie wol glauben; indeß strebt der Geist immer der frühern schönen Gewohnheit entgegen, und die Hoffnung, mich vielleicht bald einer höchst lästigen, geisttödtenden Lage zu entziehen, ist die einzige Begleiterin, die ich auf einem sehr dornen- und distelvollen Pfade habe.

Vielleicht begleite ich den Kaiser Napoleon an den Borysthenes, wenn er selbst Lust haben sollte, sich ihm zu nähern, wie es noch zur Zeit nicht scheint. Seit Xerxes' griechischem Feldzug ist in der Geschichte von einer solchen Heeresmacht nichts gehört worden, als Napoleon jetzt wider Rußland zusammengebracht hat. Unsere Politiker sehen den Umsturz des russischen Reichs als unzweifelhaft an. Napoleon selbst scheint noch bedenklich. Wir werden jedoch in diesem Jahre merkwürdige Ereignisse erleben, mögen die Götter Diesen begünstigen oder Jenen.

Inzwischen ist der Frühling sehr angenehm vom Himmel gesunken, und man kann nichts Vernünftigeres thun, als, des erbärmlichen Haders der großen und kleinen Menschen müde und seiner vergessend, unter einem blühenden Kastanienbaum sich den Empfindungen hinzugeben, die ein Welteroberer zwar verbittern, aber doch nicht vertilgen kann, zumal wenn man sich vor der Hand von ihm noch nicht auf Rumford'sche Suppen darf assigniren lassen.

Ich wünsche Ihnen herzlich noch lange, heitere und gesunde Tage und werde mich sehr freuen, wenn Sie mir zuweilen oder recht oft, wenn es Ihnen noch gemüthlich ist, Briefe schreiben. Stägemann.

8.

Berlin, [illegible]. Aug. [illegible]

Hochverehrter Herr und Freund!

Daß Sie nach dem schmerzlichen Verlust, den Sie mit meiner großen und aufrichtigen Theilnahme erlitten, dem Leben nicht entsagt, habe ich aus Ihrem Antheil an der deutschen Gesellschaft mit vieler Freude gesehen. Jetzt, da für die Welt ein neues Leben beginnt, ist es auch in Ihrem Alter recht, zu einem neuen Leben zu erwachen; der Geist wird ja nicht alt.

Von der neuen Gestaltung der Dinge nach überwältigtem Napoleon (wie Hr. v. Woltmann es gibt) ist freilich für jetzt noch nicht viel zu erwarten, obwol durch die Einmischung Moreau's und Bernadotte's der Krieg einen andern Charakter angenommen hat, so auch der künftige Friede ihn annehmen wird. Die am Ruder sitzen, sind gar zu flach und ihre Palinurus-Substituten haben auch in dem Bessern nicht viel gethan. Hätten wir sonst so fruchtlose Tage von Görschen und Bautzen erleben können? Indeß wird das Erwachen der Völker nicht ohne Erfolg bleiben, und das muß uns trösten über so viel unnütz vergossenes Blut. Man erzählt hier, in Paris sei eine Caricatur erschienen, unsere Armee vorstellend; die Soldaten mit Löwenköpfen, die Generale mit Schafsköpfen und Andere ohne Köpfe.

Die Tage von Görschen und Bautzen habe ich leider! geweissagt, ohne besondere Prophetengabe. Unsere diplomatischen Schritte und die Trostlosigkeit des Kaisers Alexander waren hinreichend, die Eingeweide augurirend zu prüfen und daraus zu urtheilen. Noch im Februar sahen wir selbst nicht, daß wir vom französischen System abgefallen waren. Seit dem halben Schritte York's waren wir abgefallen. Wir wollten nur paciciren, und sahen nicht, daß nur Ein Paciscent da war, nämlich wir selbst. Jetzt wird die Sache freilich anders gehen; Dank sei es vor der Hand Wellington und fernerhin Moreau und Bernadotte.

Napoleon hat unstreitig seinem Schwiegervater die Entschlossenheit nicht zugetraut, ihm so rasch den Krieg zu machen; er hat, wie es scheint, den Einmarsch der combinirten Armee in Sachsen und ihm im Rücken nicht erwartet, da er seine halbe Macht auf Berlin und die andere Hälfte auf Schlesien wandte. Der Angriff auf uns ist ganz misglückt, wie Sie aus den Zeitungen sehen. Daß der General Girard, der mit der magdeburger Garnison den Angriff auf Berlin unterstützen sollte, nicht ganz abgeschnitten worden ist, hat er nur seinem

Glück zu danken; doch hat er ein Drittel seines Corps verloren. Wir hoffen, daß Davoust, der im Mecklenburgischen vorgerückt ist, den Unsern in die Hände fallen werde.

Der schlesische Angriff ist dem Kaiser zwar geglückt, aber ohne weitern Nutzen; er hat nach Dresden umkehren müssen und wird jetzt vielleicht in der Gegend von Freiberg eine Riesenschlacht wenigstens über den Kriegsschauplatz des künftigen Monats entscheiden. Sehr wichtig sind die Unterhandlungen mit Baiern.

Die schwedische Armee ist sehr schön; sie begeht aber mit den Russen gemeinschaftlich viel Excesse, woran die unendlich schlechte Vorsorge für die Verpflegung Schuld ist. Die Sehnsucht, die man hier nach den Russen hatte, gleicht nur der Sehnsucht sie wieder loszuwerden. Einige Wochen nach ihrer Ankunft nannte man sie schon Rettungsbiester; jetzt heißen sie Biester schlechtweg. Noch wird der unselige Benningsen, wahrscheinlich von seinem Meierowiz begleitet, erwartet.

Die ostpreußischen Offiziere haben hier, da sie noch ganz Bonapartetrunken sind, kein günstiges Vorurtheil für Ostpreußen erweckt. Namentlich hat ein ... erklärt, er würde sich erst dann glücklich schätzen, wenn er unter Napoleon's Befehlen kämpfen könnte; alle unsere Anstrengungen gegen ihn wären eine vergebliche Thorheit. Man sollte doch meinen, daß Spanien diese Meinung schon gewürdigt habe. Daß es brave Generale unter uns gibt, denen nur die nöthige Einsicht fehlt, hat das westpreußische Dragonerregiment am 22. dieses Monats mit großem Verlust erfahren.

Ivernois, dessen persönliche Bekanntschaft ich in Dresden gemacht habe, schreibt sich den Athem aus, um zu beweisen, daß Napoleon an seinen Finanzen zu Grunde gehe. Daran ist schwer zu glauben, so lange er Herr von Deutschland bleibt.

Eben geht der junge Scharnhorst als Kurier aus Schlesien zum Kronprinzen von Schweden mit der Nachricht hier durch, daß Blücher am 26. d. M. die unter Macdonald, Ney und Lauriston vereinigte französische Armee bei Goldberg geschlagen habe. Funfzig Kanonen waren schon erobert, als Hr. v. Scharnhorst das Schlachtfeld verließ. Der vortrefflichen Disposition Gneisenau's soll dieser Sieg zu danken sein; und bald werden wir noch mehr erleben. Ich habe noch nie an Napoleon's Vertilgung gezweifelt, sowie die Nothwendigkeit, daß er zum Heil der Welt vertilgt werden muß, nicht erst zu discutiren ist.

Den Hrn. v. Stein habe ich nicht, wie man ihn mir schilderte, enragirt und exaltirt, vielmehr sehr ruhig und besonnen gefunden. Wollte Gott, daß andere Leute sich auf den poetischen Standpunkt stellen könnten und früher gestellt hätten, ohne den jetzt nichts gelingen kann. Durch seinen Mangel an Menschenkenntniß ward Hr. v. Stein zu oft getäuscht. Von Schön habe ich lange keinen Brief. Man sagt, er wolle nach Gumbinnen zurück, doch halte ich dies unter den jetzigen Umständen abgeändert. Schediger hat den Fuß gebrochen und ist in irgend einem Badeort.

Niebuhr hält sich in Schlesien, jetzt wahrscheinlich in Prag auf. Wie hat seine „Römische Geschichte“ Sie erbaut? Sie hieße wol besser: Kritische Untersuchungen über die römische Geschichte.

Ich muß heute enden und kann nur hinzufügen, daß ich Sie unter Versicherung der treuesten Ergebenheit und der alten Hochachtung um Ihr freundschaftliches Wohlwollen bitte.

Stägemann.

9.

Berlin, 13. Oct. 1813.

Ihr freundschaftliches und gütiges Schreiben vom 5. vorigen Monats, verehrungswürdiger Freund, hat mir die Freude verschafft, mein Andenken bei Ihnen nicht erloschen zu wissen. Eine sechswöchentliche Krankheit, von der ich jetzt größtentheils genesen bin, hat meine Antwort verspätet, welches Sie gewiß gütigst entschuldigen.

Unser Aller Augen sind jetzt auf den kleinen Fleck in Sachsen gerichtet, woselbst, wie wir hoffen, in wenigen Tagen Europas Schicksal auf einige Zeit entschieden werden soll. Seltsam genug ist es, daß wir hier nicht mit Zuverlässigkeit wissen, wo sich der Kaiser Napoleon und die Stärke seines Heeres in diesem Augenblick befindet. Ist er wirklich, wie es heißt, in Belgern (auf dem linken Elbufer, eine Meile südlich von Torgau), so möchte ich beinahe vermuthen, daß er sich, während man ihn von allen Seiten auf dem linken Elbufer umstellt, auf das rechte Elbufer werfen und, indem er zugleich Berlin bedroht, über Magdeburg sich einen sichern Weg nach Wesel bahnen werde. Allerdings ist er schlecht zu Pferde, aber er ist immer ein großer Feldherr, der auch zu Fuß fechten kann.

Die Äußerung des jungen Hrn. v. ... habe ich aus dem Munde eines sehr ernst- und wahrhaften Mannes. Sie ist auch in dem Geist, der nach der unglücklichen Schlacht bei Görschen und Bautzen unter unsern Offizieren als Regel herrschte. Daß übrigens Hr. v. ... sich den Kaiser Napoleon lieber zum Feldherrn wünscht als den General v. B..., ist ihm nicht zu verübeln. Das Sprüchwort übrigens: Viele Hunde sind des Hasen Tod, wird doch wol bei dem Welteroberer keine Ausnahme machen. Man spricht überall nur mit Bewunderung von unsern Truppen. Die Tapferkeit wird fortan in der Geschichte das Epitheton preußisch mit steigenden Lettern erhalten.

Berlin, 26. Oct. 1813.

Indem ich das vorige Blatt beschrieben hatte, wurden wir hier unerwartet alarmirt. Unser Gouvernement erhielt Nachrichten, daß der Kaiser Napoleon mit seiner Hauptmacht, 170,000 Mann stark, den russischen General Sacken, der bei Düben stand, verdrängt habe und bei Wittenberg und Torgau über die Elbe gehe. Gewiß war es, daß der vor Wittenberg commandirende General Thümen auf Koswig geworfen und Tauenzien mit seinen und dem Thümen'schen Corps in Eilmärschen auf Berlin gehe. Wiewol ich selbst die Meinung hatte, daß Napoleon wol auf Magdeburg zu gehen versuchen könne, waren mir doch die angegebenen Umstände sehr verdächtig, und es zeigte sich bald, daß Tauenzien, verleitet durch eilfertige und irrige Berichte Thümen's, sich sehr übereilt habe. Man konnte keinen Augenblick zweifeln, daß der Angriff auf Sacken und Tauenzien und der Übergang eines kleinen Corps über die Elbe nur eine Demonstration sei, die einen Plan auf dem linken Elbufer verdecken solle. Der Kronprinz von Schweden und Blücher ließen sich auch nicht irre machen, ihren Marsch auf Leipzig fortzusetzen, und der Schlag ist, wie Sie jetzt wissen, zum Verderben Napoleon's geschehen.

Die große böhmische Armee scheint wiederum mehr im Verlust gewesen zu sein. Unbegreiflich ist es, daß sie die Vereinigung Augerau's mit dem Kaiser nicht verhindert und daß sie am 18., wo der Kaiser Napoleon schon Vormittags die Retirade auf Naumburg anfing, diese Straße so schwach besetzt hielt. Wahrscheinlich ward Napoleon am 17. schon die dringende Gefahr inne und suchte ihr durch diesen Marsch zuvorzukommen.

Jetzt fragt sich: was er nach Frankreich zurückbringen werde? Ich hoffe, unsere Truppen werden auf dem Rückzuge ihn ganz aufreiben. Am 23. stand Blücher in Sömerda, Schwarzenberg in Jena. Die Equipage des Königs von Neapel war erbeutet und ein Theil des kaiserlichen Tresors. Wenn doch mit ihm mein Freund der Graf Daru! 500 Kanonen waren in unsere Gewalt gekommen und über 50,000 Gefangene.

Der König ist, wie Sie denken können, im höchsten Jubel empfangen worden, obwol sich Einige fragten: was er hier wolle. Heute Morgen traf der gefangene König von Sachsen mit seiner Familie hier ein. Schwedt ist ihm zum Aufenthalt angewiesen. Der König von Würtemberg hing bis zur Schlacht von Leipzig noch an Napoleon. Dagegen ist der Vicekönig von Italien in dem Abfall Baierns begriffen. Man sagt, er erhalte die Souverainetät Parmas.

Sie sehen, die Politik beschäftigt hier fast ausschließlich. Es hat auch lange genug auf die Nägel gebrannt. Zum Lesen komme ich fast gar nicht. Daß meine Gedichte Ihnen einiges Vergnügen gemacht haben, gereicht mir zu großem Trost. Ich würde vielleicht einen größern Werth darauf legen dürfen,

wenn es mir vergönnt wäre, mich mit den Musen inniger vertraut zu machen. Sie sehen an der unbeträchtlichen Anzahl der abgedruckten Gedichte, wie selten es mir gelingt, mich mit der Poesie zu beschäftigen; auch werden Sie sehr die Feile vermissen. Was ich in den letzten sieben Jahren gedichtet, hatte einzig auf die Begebenheiten des Tages und auf die Sache des Vaterlandes Bezug.

Unter Fouqué's Poesien gebe ich der „Undine" den Vorzug. Der „Zauberring" hat mich durch seine Dicke noch zur Zeit vom Lesen abgeschreckt, ist aber die Lieblingslecture meines sich auch schon zum Jäger rüstenden Sohns. Den „Xantippus" habe ich so wenig wie die Recension gelesen, gebe aber unbesehens der letztern recht.

Arndt's Bekanntschaft habe ich in Dresden vor einigen Monaten schon gemacht. Es ist ein wackerer Kerl, doch schüttet er seine Gedichte aus dem Ärmel. Daß Arnim sich noch nicht anders stimme, werden Sie in einigen seiner jetzt gedruckten Schauspiele lesen. Es wundert mich sehr, daß dieser sonst so ritterliche Mensch nicht mit in den Krieg gezogen.

Dem alten Friedrich sowol als der Maria Theresia wird es doch ein Lächeln abgewinnen, daß ein König von Preußen sich das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, der zum Andenken des ersten östreichischen Sieges über Preußen gestiftet wurde, nicht gar weit von Kollin erworben.

In unserer Voß'schen Zeitung stehen interessante politische Aufsätze von F. Buchholz, der ebenso gewandt im Schreiben als im Wechseln der Systeme ist. Die noch immer nicht gescheit werdende Censur, die hier besonders in ungeschickten Händen ist, streicht nur oft das Bessere. Die Gestaltung Deutschlands, die das Thema Buchholz' ist, muß uns Alle beschäftigen. Ich kann nicht leugnen, daß ich mit Schmerz und Zittern daran denke, wenn ich die diplomatischen Heroen erwäge. Gentz influirt Metternich ganz und nach der Analogie des Namens und weil er vor jeder Theilnahme des Volks zittert hat man ihn Zitternich genannt. Stein gewinnt zum Glück an Ansehen, und da er den Andern ebenso sehr an Kenntnissen wie an deutschem Sinn überlegen ist, so läßt sich noch einiges Vertrauen fassen.

Meine Familie ist wohl; aber das Versemachen gewöhnt meine Tochter sich ab, als eine weibliche Unart. Mögen Sie noch lange eines recht heitern Alters sich erfreuen und Ihr freundschaftliches Andenken mir nicht entziehen! Stägemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Provence. Reisebriefe von Friedrich Ludwig. Frankfurt a. M., Brönner. 1845. 12. 1 Thlr.

Der Verf. dieses Buchs gibt durchweg eine ehrenhafte Gesinnung kund; seine Zuversicht zu der Wirkung von Predigten, seine Hoffnung auf den Gustav-Adolf-Verein läßt einem jungen Theologen ganz gut; es ist angenehm, daß der Verf. durch Aufdrängen dieser Ansichten niemals lästig fällt. In diesen „Reisebriefen" wird manches Wissenswürdige aus der Geschichte der Verbreitung des Christenthums und aus der römisch-heidnischen Zeit mitgetheilt; auch allerlei Notizen über provenzalische Städte und Kunstdenkmale findet der Leser. Wenn der Verf. über Kunst redet, streift er gern in das Gebiet des Phantastischen; z. B. sagt er vom Ursusmünster in Solothurn: „Zwölf korinthische Säulen tragen in rhythmischer Macht den Gedanken des Meisters und erschließen symbolisch den Gedanken des Baus." Was den Stil betrifft, so warnen wir Hrn. Ludwig, daß er nicht ins Überschwängliche sich verirre; Überschwänglichkeit führt zur Unnatur, also zum Falschen; die Richtigkeit des Ausdrucks ist das Grunderfoderniß zum guten Stil. Der Verf. hat gewiß Selbstkenntniß genug, daß er sich, nach Herausgabe dieser Briefe, noch nicht für einen großen Autor hält. Für die Literatur ist sein Buch keine Bereicherung, und das ist jedes Buch wenn es Werth hat. Aber was in der Vorrede als Wunsch ausgesprochen wird, daß nämlich diese Blätter eine Sehnsucht nach dem südlichen Himmel wecken mögen, das wird gewiß bei manchem Leser sich erfüllen. 25.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Cousin.

Wenn Cousin auch auf den Namen eines wahrhaft speculativen Denkers keinen Anspruch machen kann, so verdienen seine literarischen Leistungen doch schon deshalb, weil von ihm in Frankreich zuerst die Anregung zu philosophischen Studien ausgegangen ist, alle Beachtung. Besonders fördernd waren seine öffentlichen Vorträge, bei denen die Macht seines Wortes und seine ganze gediegene, kernhafte Persönlichkeit mitwirkte. Die Räume reichten nicht aus, um alle Diejenigen aufzunehmen, welche sich herzudrängten zu den lebhaften, einschneidenden Entwickelungen dieses Mannes, der mit seiner steigenden Popularität der Regierung immer anstößiger wurde. Auch gedruckt noch machten seine Auseinandersetzungen einen tiefen Eindruck. Sie erschienen erst in einzelnen Heften, die man — sie gingen von Hand zu Hand und wurden unmittelbar nach den beendigten Vorlesungen ausgegeben — als fliegende Blätter bezeichnen könnte. Später wurden sie gesammelt und überarbeitet und in dieser Form haben sie viele Auflagen erlebt. Indessen hatte sich Cousin anfangs nur zur Herausgabe eines Theils seiner Vorträge entschlossen. Besonders fehlten noch diejenigen Partien, in denen er sich mit der neuern Philosophie beschäftigte. Wir kennen die Gründe nicht, welche ihn abgehalten haben mögen, dieselben dem bereits früher Erschienenen unmittelbar nachfolgen zu lassen. Wenn er nun endlich mit dem Reste seines Cours ans Licht tritt, so dürfen wir uns zwar einerseits dazu Glück wünschen, andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß die Erscheinung dieses „Cours de philosophie moderne" — so lautet der Titel dieser neuen Publication, welche auf fünf Bände berechnet ist — einen viel größern Eindruck gemacht haben würde, wenn sie um einige Jahrzehnde früher gefallen wäre. Wir wollen nicht behaupten, als enthielte diese neue Sammlung nicht manches Samenkorn, dem auch jetzt noch eine fröhliche Entfaltung vorbehalten ist, und als könnten durstige Jünger nicht aus diesem Quell, der ihnen erst spät eröffnet wird, noch jetzt Labung und Anregung schöpfen; aber so viel dürfte denn doch wol feststehen, daß im Allgemeinen die jüngere philosophische Schule sich mehr und mehr an eine strengere Methodik und an ein wissenschaftlicheres Erfassen der Philosopheme gewöhnt hat als es von Cousin beobachtet wird. Während man sich früherhin mit einem annähernden Verständniß der philosophischen Systeme begnügte, will man sie jetzt in ihrer ungetrübten Reinheit und ohne fremde Beisätze, sodaß man ohne Cousin zu nahe zu treten wol behaupten darf, sein Eklekticismus — wie er sich auch in dem vorliegenden Werke abspiegelt — sei nicht ganz mehr auf der Höhe der Zeit. Damit wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß dieser „Cours de la philosophie moderne" ohne Zweifel mit Beifall und Anerkennung entgegengenommen werden wird; nur dürfen wir wol diesen Erfolg mehr als einen succès d'estime bezeichnen.

Die Reisen des Herzogs von Bordeaux.

Wir haben neulich in d. Bl. bereits auf einige Erzeugnisse der legitimistischen Hofhistoriographie aufmerksam gemacht, die in ihrer hohlen Breite an den Stil der alten ungenießbaren Panegyriker erinnert. Wir können zu jenen Angaben noch ein Werk nachtragen, welches sich dieser Weihrauchsliteratur anschließt. Es sind dies die „Souvenirs des voyages de Mgr. le duc de Bordeaux en Italie, en Allemagne et des états de l'Autriche", welche vor kurzem vom Grafen Lomaria in zwei Bänden herausgegeben sind. In denselben wird uns nichts Neues, wenig Genießbares, aber desto mehr leere Lobhudelei in behaglicher Breite aufgetischt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

10.

Berlin, 24. April 1814.

Die Unruhe, in der ich mich bisher befunden habe, um mich in der möglich kürzesten Zeit von meinen bisherigen Arbeiten zu befreien, hochzuverehrender Freund, hat mich bisher mir selbst entzogen, und ich bin mit großer Anstrengung nur jetzt erst fertig geworden, um in den nächsten Tagen meine Reise nach Paris antreten zu können, wohin ich nun post festum komme. Indeß muß ich bekennen, daß ich es nicht gehofft habe, dem Einzuge unserer Armee in Paris beizuwohnen, weil ich, statt Andere von diesem Ereigniß überrascht worden sind, schon im Monat März, also Einen Monat früher, Dasjenige erwartet habe, was erst im April eingetreten ist. Nur das Ende der Napoleon'schen Weltherrschaft hat mich betrogen; ich dachte doch den letzten Act eines Shakspeare'schen Trauerspiels zu erleben, und es wird der Schluß eines Iffland'schen Familienstücks.

Die Hauptsache jedoch ist geschehen. Die Zerrüttungen der Welt haben auf lange Zeit ihr Ende erreicht, und die Segnungen des Friedens werden das tausendfache Elend vergüten, das unter uns verbreitet worden ist. Nur einen Frieden mit Napoleon habe ich gefürchtet, und man war nahe daran, ihn abzuschließen, wenn nicht die Wolkenhand, die diese Angelegenheit sichtbar geleitet hat, sich darein gemischt hätte. Wie überzeugt die Verbündeten waren, daß Napoleon von ihnen nicht überwältigt, und daß man mit ihm einen Frieden zu schließen gezwungen sein würde, beweisen die auf 20 Jahre geschlossenen Allianztractate.

Was weiter aus uns und insbesondere aus Deutschland werden wird, werden wir nun bald erfahren. Vielleicht nehme ich noch, wenn ich zum Hrn. Staatskanzler komme, einigen Theil daran. Noch weiß ich nichts; man ist auch, trunken von dem selbst nicht erwarteten Glück, schwerlich schon weit darin gekommen. Ich fürchte Manches von der russischen Anmaßung. Haben wir doch nicht einmal es dahin bringen können, daß wir in den Besitz unsers ehemaligen Westpreußens gesetzt worden sind, ja nicht einmal dahin, daß man uns die im Herzogthum Warschau confiscirten Capitalien zur Disposition freigegeben hat, und während unsere Soldaten doch hauptsächlich mit für das Interesse des russischen Reichs sich die Hälse brechen, zieht die russische Administratur im Herzogthum Warschau die Zinsen von den Capitalien unserer Offizierwitwenkasse ein und die Witwen unserer Helden müssen darben. Hr. v. Kotzebue wird schwerlich Lust haben, diese Freundschaft des Kaisers Alexander zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, so sehr ihm der alte König Tabor gefallen hat. Gerade den Act der höchsten Ungerechtigkeit des Napoleon alias Nikolaus, dieser Diebstahl unsers Privateigenthums, setzt der gepriesene Alexander fort. Ich habe alle Ursache zu fürchten, daß er große Lust habe, das ganze Herzogthum Warschau zu schmausen, wiewol er es schwerlich verdauen wird. Sollten wir nicht Herren der Mittelweichsel werden, die Russen sich vielmehr daran festsetzen, so müssen Preußen und Russen, trotz des zwanzigjährigen Bündnisses, zuerst und je früher je besser das Schwert gegeneinander ziehen. Man scheint es nicht glauben zu wollen, aber es wird sich zeigen.

Für uns ist jetzt das Interessantere die innere Administration. Es läßt sich aber leider schwerlich viel davon erwarten. An organische Gesetze, an eine Constitution dürfen wir nicht denken. Der König ist gewiß ganz dagegen. Ebenso wird er einer wohlthätigen Finanzadministration durch die kostbarsten Militaireinrichtungen entgegentreten, und doch würde es, ohne diese, keine großen Schwierigkeiten finden, das Staatsschuldenwesen zu ordnen. Kann für dieses nicht angemessen gewirkt werden, so läßt sich gar nicht einsehen, wie dem so sehr zerrütteten Zustande der Provinzen und Communen in Ansehung ihres Schuldenwesens und der ungeheuern Verwirrung des Eigenthums abgeholfen werden soll. Man wird durch fortgehende Einquartierungen und Lieferungen, durch Acte der Willkür in der Administration, durch Unregelmäßigkeit in der Gesetzgebung und durch die andern Übel einer schwachen Regierung den Geist der Unterthanen verderben und unsern Nachkommen eine blutigere Zukunft bereiten. Der neue Finanzminister hat gewiß sehr guten Willen, der aber beschränkt wird durch seine persönliche Eitelkeit, die ihm seine Individualität an die Stelle des Öffentlichen unterschiebt. Ich habe Grund zu glauben, daß er die Ernennung eines Ministers des Innern blos deshalb verhindert, um allein zu stehen und von diesem Ministerium Manches an sich zu reißen.

Für die Literatur bin ich jetzt so gut als todt; doch arbeite ich daran, dieses für mein Selbst ganz verderbliche Verhältniß aufzulösen, und ich hoffe, daß es mir gelingen werde. Von der diesmaligen leipziger Büchermesse ist wol noch nicht viel zu erwarten. Die Lobredner Napoleon's werden sich beeifern, durch Napoleonicken die Scharte auszuwetzen, wie z. B. der Schmierer Venturini. Goethe wird sich über den Fall seines Helden, der ganz wie ein Kotzebue'scher endet, gewiß schwer ärgern, und seine Verse hoffentlich den Flammen übergeben.

Fichte's früher Tod hat mich sehr erschreckt. Er hat seine Familie in einer höchst bedrängten Lage hinterlassen. An Reil hat die Welt noch mehr verloren. Den Einen hat der Eifer seiner Frau, den Andern zugleich mit seiner Frau (die wenige Tage nach ihm starb) sein eigener getödtet. Unser Sack hat sich bei seinem Abschied von hier der Gelehrten treu angenommen. Dem traurigen Mühler hat er den Posten eines Directors der höhern Policei in Dresden verschafft, und den noch traurigern Scribenten Karl Stein hat er mit sich nach Aachen genommen, wo er ihm schlechte Proclamationen macht.

Fouqué ist jetzt in Berlin. Ich habe auch seiner interessanten Frau Bekanntschaft gemacht. Sie hat Manches geschrieben. Er selbst scheint von den Strapatzen des Feldzugs ganz

hergestellt zu sein, hatte aber sehr gelitten und sich schon nach der Schlacht von Leipzig zurückgezogen. Der Mann seiner Freundin, der geborenen v. Imhoff, der schwedische Feldzeugmeister v. Helvig, hält sich schon seit dem vorigen Sommer hier auf. Er ist, weil er sich gegen die Wahl des Kronprinzen erklärt hat, außer Activität, welches die schwedischen Offiziere sehr bedauern, indem sie versichern, daß er die schwedische Artillerie neu geschaffen habe. Er ist ein Stralsunder, der gegen drei Thaler Handgeld, als Zimmergesell, in schwedische Dienste als Artillerist trat und war schon in seinem 43. Jahre Feldzeugmeister.

Unser Schenkendorf hat während des Kriegs Einiges sehr vortrefflich gedichtet, namentlich hat mir sein Lied von den drei Grafen gefallen, wiewol es hier für sogenannte schöne Geister ein großes Scandal gegeben hat. Ich habe auch noch einige „Kriegsgesänge" drucken lassen, die Sie nächstens erhalten werden. Sie sind größtentheils auf meinen Reisen gemacht, die mir noch Muße für die Musen lassen. Jetzt habe ich nun die Kriegstrompete an den Nagel gehangen und werde mir für die Zukunft wieder die Flöte wählen. Über und gegen Napoleon werde ich schwerlich mehr ein Wort vertieren.

Meine erste Arbeit bei dem Hrn. Staatskanzler soll sein, den nichtswürdigen Kotzebue aus Königsberg fortzuschaffen, falls es bis zu meiner Ankunft noch nicht geschehen sein sollte. Wenn er fort ist, muß man auch dafür sorgen, daß er aus der Akademie der Wissenschaften vertilgt wird, der es doch die höchste Schande macht, daß der Verf. des „Hahnenkamm" und des „Rehbock" zu ihren Mitgliedern gehört. Ich hoffe, Arndt wird nicht unterlassen, ihm gehörig zu dienen.

Nachdem ich Ihr letztes freundschaftliches Schreiben vor dem Schluß dieses Briefs noch durchlese, freue ich mich unserer Übereinstimmung wegen der drei Grafen. Ihr Urtheil war mir vor einigen Tagen nicht gegenwärtig, als ich dieses und zum ersten Mal in unserm „Correspondenten" las, den Professor Rühs jetzt schreibt. Schenkendorf ist, wie Fouqué mir sagt, in Karlsruhe. Er hat nicht als Soldat angestellt werden können, wie er gewünscht. Der Geheimrath Delbrück predigt öfter, ob mit Beifall wage ich nicht zu urtheilen. Es scheint fast nicht. Ich höre ihn nur zuweilen bei Frau v. Knobloch vorlesen, und das ist nicht besonders zu rühmen. Niebuhr sitzt in Amsterdam wegen unserer englischen Subsidien. Die Recension der Heeren'schen Schrift ist gewiß sehr gründlich; mir selbst sind viele Lücken in der Schrift aufgestoßen; aber ich finde sie doch etwas sehr animos. Sie hat Niebuhr viele Freunde entzogen, da Heeren, den ich übrigens gar nicht kenne, von seinen Freunden sehr geliebt wird.

Werner habe ich viel in Frankfurt gesehen, mit gestickten Hosen. Ich habe vielleicht etwas beigetragen, ihm seine Pension von 1000 Gulden zu sichern. Zufällig wohnte ich mit dem Fürsten Metternich in Einem Hause und sah ihn daher öfter. Er hatte Werner mündlich die Fortdauer seiner Pension zugesagt und äußerte gegen mich, daß ich des Hrn. Staatskanzlers Consens auswirken möchte. Ich übernahm es auf die Bedingung, daß der Fürst dagegen auch Jean Paul's Pension von 1000 Gulden genehmige. Er versprach es und ich stimmte den Hrn. Staatskanzler für Beide. Als ich aber dem Hrn. v. Stein, der das Großherzogthum Frankfurt administrirt, wegen der Ausführung des gefaßten Beschlusses anging, ließ er mich mit den Worten an: Was interessiren Sie sich doch für ein paar Narren? Unsere Discussion endigte mit einer Vertagung der Sache, und ich reiste darüber fort, höre aber hier, daß Jean Paul seine Pension fortbezieht, ohne sich selbst weiter an Jemand gewendet zu haben. Werner wollte sich zum Priester weihen lassen; dazu wird er wol den Taufschein gebraucht haben. Seine „Weihe der Unkraft" ist tolles Zeug, und in kleinern Gedichten, die ich von ihm gelesen, scheint aller Geist von ihm gewichen. Dagegen soll er ein Trauerspiel: „Die heilige Kunigunde", geschrieben haben, das einige Kenner rühmten. Ich habe nichts davon gelesen.

Die russische Kaiserin hat hier auch sehr gefallen und hier viele Geschenke ausgetheilt. Sie mag wol geistreicher sein als unsere Königin, reizender ist sie gewiß nicht. Der König ist fest entschlossen, nicht wieder zu heirathen. Man sprach aber von einer Vermählung unsers Kronprinzen mit der Großfürstin Anna. Hier wünscht man mehr eine Verbindung mit dem östreichischen Hause, da man die Russen wenig liebt und ihre Anmaßungen gern züchtigen möchte. Man ist offenbar ungerecht, denn obschon das Meiste ohne ihr Zuthun geschehen ist, so haben sie doch überall wacker geschlagen.

Daß Napoleon Nikolaus heiße, ist wahrscheinlich ein Irrthum. Die französischen Zeitungen nehmen ihm auch seinen Geburtstag, verwechseln ihn aber mit seinem Bruder Joseph, der am 5. Febr. 1768 geboren ist und vielleicht Joseph Nikolaus heißt.

Ich empfehle mich herzlichst Ihrem fortdauernden freundschaftlichen Wohlwollen und wünsche Ihnen mit inniger Verehrung noch ein langes und gesundes Alter, wenn Sie gleich nicht, wie der Feldmarschall Möllendorf, den Landsturm exerciren werden.

Stägemann.

11.

Berlin, 18. April [illegible]

Nach langer Schuld, die ich Ihnen abzutragen habe, verehrungswürdiger Freund, mahnt mich endlich Ihr gütiges Schreiben mit der Einlage an den König, die ich sofort befördern werde. Ich hoffe, der König wird Ihren Wünschen nicht entgegen sein. Aber er hat für die Poesie überhaupt keinen Sinn und hält die Poeten für Phantasten; die deutsche verwechselt er auch wol mit der deutschen Tracht, die er nicht leiden mag. Jean Paul hat die Fürsten zum Anerkennen bringen wollen, daß ihr Heil aus Wissen und Dichten hervorgegangen sei. Ach, du grundgütiger Gott! Der König sicherte in den Jahren 1804 oder 1805 demselben Jean Paul eine Präbende zu; Beyme hat mir mehrmals versichert, daß darüber gar kein Bedenken sei, und jetzt sucht Jean Paul die Erfüllung dieses königlichen Wortes nach, wird *aber ohne weiteres* abgewiesen, und hat mit Schiller's *Erben und Zacharias* Werner noch Gott danken müssen, daß *man ihm die Pension* von 1000 Gulden Rheinisch wiederhergestellt, die er und diese vom vormaligen Großherzog von Frankfurt zugesichert erhalten hatten.

Man muß aber den Muth nicht sinken lassen und wie der selige Scharnhorst auf sein Thema zurückkommen: Gutta cavat lapidem.

An der Giustiniani'schen Sammlung haben wir immer etwas gewonnen. Die Sammlung der Gemälde aus der alten deutschen Schule, die sich im Besitz der Gebrüder Boisserée in Heidelberg befindet, werden wir nicht erhalten. Die Boisserée wollen nicht nach Berlin, sondern in Köln sein. Man übertreibt jetzt die Sehnsucht nach Köln. Es ist ein Obscurantennest und ich bin ganz und gar dagegen, die Universität des Großherzogthums Niederrhein in Köln zu gründen, statt in dem weit zweckmäßigern Bonn. Das Misverstehen der Kunst und die Meinung, daß Köln diese Amme der Kunst sei, werden wir theuer bezahlen müssen. Schenkendorf hat in einem diesjährigen Almanach, dessen Name mir entfallen, ein paar sehr schöne Gedichte, auch in Bezug auf Köln und den Ausbau des Doms (da der König bei seiner Durchreise durch Köln sich sehr dagegen ausgesprochen) geliefert. Dafür hat ihm auch das Ministerium des Innern ihm keine Anstellung in Köln, sondern in Magdeburg gegeben, es heißt, weil er zu sehr zum Katholischen neige, und ein Dom ist in Magdeburg ja auch, und noch dazu ein protestantischer. Neben Schenkendorf zeichnen sich unter unsern jungen Dichtern Uhland und Rückert (der Verf. der „Geharnischten Sonette") aus. Fouqué schreibt zu viel und sein Freund Franz Horn verdirbt ihn vollends.

Ich habe mich sehr überwinden müssen, die letzte Lieferung meiner „Kriegsgesänge" drucken zu lassen. Auch hat es mir ganz an Zeit und Lust gefehlt, die Feile, besonders in Rücksicht

auf die Metrik, daran zu legen. Eine gute Anzahl, die Congreß-Krieglieder, habe ich auch unterdrücken müssen, da sie hors de saison sind. Daß ich, wie Sie finden werden, zuweilen das s des Genitivs weggeworfen, ist keine Nachahmung Jean Paul's in seinem sonst so vortrefflichen „Museum", das sich aber wegen dieser harten Neuerung schlecht lesen läßt. Ich habe geglaubt, man müsse den Genitiv von Friede, Glaube, Name, Gedanke u. s. w. des Frieden, Glauben u. s. w. decliniren, könne aber auch des Friedens, Glaubens u. s. w. sagen, wenn man den Nominativ Frieden, Glauben u. s. w. gebraucht. Der Wohlklang muß hier leiten. Mit der hiesigen sprachforschenden Gesellschaft werde ich in Händel gerathen.

In Wien während der neunmonatlichen Schwangerschaft der Diplomatik habe ich ziemlich viel gedichtet, mehrentheils erotische Sachen. Wenn Sie das „Morgenblatt" lesen, werden Sie ein kleines Gedicht: „Das Lied von den blauen Augen" (ich glaube in diesem Jahrgang), vielleicht gefunden haben.

Daß mir Wien vorzüglich gefallen hat, kann ich nicht leugnen. Man gewöhnte sich indeß nur nach und nach an uns, da man sich vor den preußischen Pfiffen fürchtete. Die Congreßacte hat aber doch wol gewiesen, daß wir nichts weniger als pfiffig gewesen sind. London hat mich am meisten überrascht und einen tiefen Eindruck zurückgelassen, obwol ich die Engländer auch in London nicht lieben gelernt habe. Die Kürze der Zeit mag es wol entschuldigen. In Paris waren sie nicht verhaßt, aber verachtet wegen ihres wirklich unanständigen, sordiden Geizes und wegen der unmenschlichen Prügel in der Armee, wozu auch unsere Landwehrmänner die Köpfe gewaltig schüttelten. Mit den Franzosen söhnt man sich bei ihnen zu Hause bald aus, aber doch lernt man an ihnen, was ein Volk nicht sein soll. Es ist kaum zu zweifeln, daß der Stillstand, den die Sprache gemacht hat, die ohne eine Spur von Poesie sich nur in der Rhetorik bewegt, die Nation ausgehörrt hat, sodaß sie als Nation nur ein caput mortuum ist.

Wir wollen uns aber vor allen Dingen nur um uns selbst bekümmern, damit es uns nicht auch so gehe. Es stehen uns noch große Stürme bevor. Zunächst kann uns Preußen ein weiser Staatsrath und eine verständige Constitution retten. Ich weiß nicht, ob wir nicht noch entfernt sind von beiden. Der Großherzog von Weimar geht mit der Constitution voran. Es werden Repräsentanten aus freier Wahl des Volks in Eine Kammer zusammentreten; ein Drittel der Ritterschaft, zwei Drittel vom Lande und den Städten. Die Rechte der Stände als eines corpus sollen sein: a) Freie Prüfung der Staatsbedürfnisse und der Etatsbewilligung der Steuern und aller Finanzmaßregeln in Bezug auf das Vermögen der Staatsbürger oder des Landes. b) Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Ohne der Stände Einwilligung kann kein allgemeines Landesgesetz erlassen werden, welches die Freiheit und das Eigenthum der Staatsbürger oder die Landesverfassung betrifft. c) Verantwortlichkeit der Staatsdiener vor dem Fürsten und den Ständen.

Adam Müller der Erste (denn jetzt gibt es noch einen) ist jetzt östreichischer Generalconsul in Leipzig. Er wird eine historisch-politische Zeitschrift redigiren, in deren Vorwort er Niebuhr, Ancillon und Görres sehr lobt. Er arbeitet auch an einer Biographie unsers Staatskanzlers. Gentz habe ich zwar in Paris und Wien gesehen, aber selten. Er ist ein in jeder Hinsicht verderbter Mensch. Friedrich Schlegel ist vermöncht, August Wilhelm vereitelt.

Indeß habe ich schon zu lange Ihre Geduld ermüdet und will mich daher nur noch Ihrem wohlwollenden Andenken und Ihrer Freundschaft angelegentlich empfehlen, mit dem Versprechen, von dem Erfolg des Schreibens an den König Ihnen baldigst Nachricht zu geben. Stägemann.

12.

Berlin, 14. Dec. 1816.

Mit ungemeiner Freude habe ich zwar Ihr freundschaftliches Schreiben erhalten und mit dringender Ansherzlegung Ihren Brief an den Fürsten abgegeben, aber ich habe sehr wenig Hoffnung eines Erfolgs. Der Fürst selbst wird gern die Sache beim Könige vertreten, aber schwerlich mit durchgreifendem Ernst, und der König hat dafür durchaus keinen Sinn. Die deutsche Sprache und Dichtkunst sind ihm fremde Götter, wie die katholischen Heiligen. Das Nichtverkennen ist an sich schon verfänglich. Indeß wird es der Sprache nie fehlen, wenn noch Herzen wie das Ihre dafür schlagen und das, hoffe ich doch wol, wird nicht untergehen. Preußens Ehre kommt übrigens nicht in Anschlag. Wien, Paris, Warschau, Frankfurt mögen einmal zeugen!!

Wilken wird in einigen Monaten wieder hier sein und mit diesem werde ich über die Bearbeitung der Handschriften sprechen. Görres hat sich, heißt es in den Zeitungen, in Heidelberg niedergelassen. Man hat ihm nicht blos seinen Gewinn vom „Rheinischen Mercur", sondern auch 8000 Franken entzogen, die er als Studiendirector in Koblenz hatte. Der Jurist Eichhorn hat, nachdem er sich im Kriege das eiserne Kreuz erworben, wegen schlechter Bezahlung einen Ruf nach Göttingen angenommen und verläßt die hiesige Universität.

Meine Muse, nach der Sie freundschaftlich fragen, ist heimgegangen. Ich werde von Arbeiten erdrückt, die man Strohdreschen nennt. Daß Fouqué so viel schreibt, ist zum Theil nicht gegründet, denn Vieles, so jetzt erscheint, ist alt und hat früherhin, ehe er einen Ruf hatte, keinen Verleger gefunden. Mir schreibt er aber bei alledem zu viel. Die „Sängerliebe" finde ich höchst langweilig. Hedwig hat ihr Saitenspiel schlummern gelegt, seitdem sie zu den Ballprinzessinnen gehört, was man doch nicht ändern kann.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir in Ihr fortdauerndes wohlwollendes und freundschaftliches Andenken und ich bitte Sie angelegentlichst, die Versicherung meiner alten treuen Verehrung und Anhänglichkeit gütig anzunehmen. Stägemann.

13.

Berlin, 14. April 1818.

Da ich mir schmeichle, nicht ganz von Ihnen vergessen zu sein, hochverehrtester Freund, so erlauben Sie es mir, daß ich einmal wieder einige Zeilen an Sie richte. Daß Sie noch Theil nehmen an der Welt und Dem, was darin vorgeht, weiß ich, da ich weiß, daß Sie noch leben. Mir wird diese Theilnahme schwerer als Ihnen, obwol, wie ich gestehen muß, aus eigener Schuld. Indeß ist es freilich auch eine bedenkliche Aufgabe, die ich mitunter zu lösen habe. Der Verf. des berüchtigten Buchs „Welt und Zeit" (weit weniger fragmentarisch als sein Buch) schrieb mir unlängst: er sei auf Alles gefaßt, nur nicht auf eine vernünftige Behandlung der Sachen. Und so scheint es wirklich. Die großen Begebenheiten unserer Tage sind da am spurlosesten vorübergegangen, wo sie unvergänglich hätten einschneiden sollen. Über den erbärmlichen Hader der Schriftgenossen kann man sich leicht zufrieden geben; die Koryphäen der einen Partei sind nicht viel besser als die der andern. Aber daß da, wo die Gesinnungen sein sollten, keine sind, erfüllt mit schlimmen Ahnungen für die Zukunft. Es steht uns Manches bevor, was wir noch in Zeiten klug abwenden könnten, aber die dunkeln Mächte lassen sich ihre Herrschaft über die Welt nicht nehmen.

Sie werden diesen Sommer noch den König und den Kronprinzen sehen. Der Letzte geht zwar sehr gern auch nach Rußland mit, zumal um die geliebte Schwester zu sehen, doch scheint seine ganze Seele von Italien erfüllt, wo er den Himmel der Kunst offen glaubt. Von manchen Patrioten wird besorgt, daß ihm der Umgang Ancillon's nicht wohlthätig gewesen sei. Ich stehe zu entfernt, um darüber ein Urtheil zu haben, obwol es nicht zu leugnen, daß Ancillon bei vielen guten Eigenschaften doch ein französisches Gemüth hat. Man erzählt, er habe dem Prinzen eine Verehrung für Ludwig XIV. beigebracht, sei auch schuld, daß er die Werke Friedrich's des Großen nicht lese. Doch will ich Dergleichen nicht glauben.

Unsere jungen Männer fahren thätig fort für die Sprache der Germanen zu wirken. Der alte Wolke selbst ist noch ein rüstiges Mitglied der hiesigen deutschen Sprachgesellschaft, in der Jahn besonders thätig ist. Wolke hat mir einen ganzen Bogen geschrieben, was ich in meinen Gedichten nach seinem „Anleit" ändern möge. Ich werde es freilich bleiben lassen, zumal da ich andere Sachen daran zu ändern hätte, wozu mir nur Alles, nämlich Lust und Zeit fehlt. In den nächsten drei Wochen will ich noch den Schluß meiner „Kriegsgesänge" drucken lassen und dann aufhören.

Frau v. Krüdener hat ja aus Königsberg wenig von sich hören lassen. Hätte sie dort gar keinen Stoff gefunden? Die eitle Frau hat ihrer mittelmäßigen Geistesgaben nicht Herr werden können und erliegt nun, wie sonst den leiblichen Ausschweifungen, den Zerrüttungen ihrer Phantasie. Da sie mit aller Gewalt nach Berlin hat kommen wollen, dem frühern Schauplatz ihrer Liederlichkeiten, wo doch manche Zeugen, besonders Ärzte, ihr entgegengetreten sein würden, so scheint es mit ihrer Bekehrung doch wol Ernst zu sein, woran man allenfalls zweifeln möchte. In Rußland wird sie noch manches tolle Zeug beginnen, da der Kaiser sie sehr begünstigt, der, aus Furcht vor seinen Unterthanen und besonders vor den deutschen Jakobinern, ein Beschützer des Glaubens und ein Frömmling ist.

Unsern ästhetischen Katholiken wird bei dem allgemeinen Frohlocken am 31. Oct. v. J. wol aller Muth vergangen sein, das protestantische Volk zur Fahne des Vaticans zurückzuführen. Ein paar gelehrte magere Krammetsvögel, wie Adam Müller, Schlegel, Schlosser, Werner, sind keine besondern Bissen. Unsere deutschen Episkopalisten würden uns vielleicht ganz von dem Papst befreien, wenn nur in Frankfurt recht tüchtige Männer wären, woran ich jedoch zweifle. Wessenberg allein ist zu schwach, und wir Preußen lieben den Papst noch, obschon ich hoffe, daß ein Concordat nicht zu Stande kommen werde.

Was haben Sie denn zu Haller's „Restauration" gesagt? Er hat im zweiten Theil sein verrücktes System consequent genug durchgeführt und findet hier vornehmen Anhang, besonders unter den jungen mystischen Aristokraten. Er weiß Vielerlei, soll auch an sich nicht böse sein, aber in allen seinen Handlungen verkehrt. Seine Professur hat er niedergelegt, und so wie er sonst als Professor es nicht über fünf Auditoren brachte, so will auch Niemand von dem Mitgliede des Geheimraths einen Rath hören.

Schenkendorf's Tod hat mich ganz besonders betrübt. Fouqué ist auch sehr hinfällig. Seine letzten Producte sind nur matt, und vielleicht das nicht einmal. Man gibt ihm Schuld, daß er sich zu tief mit einer Familie Geist, genannt Schnapps, einlasse. Tieck ist dagegen wieder rüstig und will uns mit seinem Werk über Shakspeare erfreuen, nachdem er im Herbst aus London zurückgekommen. Niebuhr gefällt sich in Rom gar nicht und kränkelt immer. Es ist nicht zu hoffen, daß sein Aufenthalt die „Römische Geschichte" fördern werde. Raumer und Hagen, die im vorigen Jahr in Rom waren, Ersterer um Materialien für die „Geschichte der Hohenstaufen", der andere um altdeutsche Gedichte zu sammeln, haben durch ihn den Gebrauch der vaticanischen Bibliothek nicht erlangen können, wol aber durch unsern Consul Bartholdy, ci-devant Israelite, der ihnen durch den Cardinal Gonsalvi die Erlaubniß sogleich verschafft hat.

Empfangen Sie mein herzlichstes Lebewohl und die Versicherung der treuesten Verehrung, mit der ich mich Ihrem wohlwollenden und freundschaftlichen Andenken angelegentlichst empfehle. Stägemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

1. Krzyzacy i Polska. Posen 1845.

Eine historische Skizze, welche die Verhältnisse der preußischen Kreuzritter zu Polen darstellt und als ein Commentar zu der Foderung des letzten posener Landtags, daß die Polen von Preußen gegenwärtig so möchten behandelt werden wie einst die Preußen von den Polen behandelt worden sind, angesehen werden kann. Der Verf. sagt: „Es war ein politischer Fehler Kasimir's, daß er im Thorner Frieden nicht auf ganz Preußen bestand und sich mit dem nachherigen polnischen Preußen abfinden ließ, es wäre ihm bei dem damaligen Zustande von Deutschland ein Leichtes gewesen, mit dieser Foderung durchzudringen, aber sein unseliger Hang nach absoluter Regierung in Lithauen machte ihn gegen das allgemeine Wohl gleichgültig." Darauf heißt es S. 76.: „Die Preußen haben sich bis zur Theilung Polens nie über ihr politisches Loos beklagt (auch nach den thorner Gräuelscenen nicht?), noch hat die Republik Polen in Betreff ihrer sich etwas vorzuwerfen. Die Geistlichkeit wurde zwar Veranlassung zu einer gewissen Strenge (!), doch gab es in Polen keinen Bauernkrieg, keinen Dreißigjährigen Krieg, keine Bartholomäusnacht, die polnischen Dissidenten wanderten aus Polen nicht aus, bevölkerten keine fremden Länder, vielmehr wurden die Privilegien und Rechte, die bei der Einverleibung von Preußen von Seiten Polens garantirt waren, in ihrer Totalität aufrecht erhalten, das Land mit neuen Auflagen nicht gedrückt, die deutsche Sprache, wo sie allgemein verbreitet war, nicht verboten, sondern Jedem der freie Gebrauch derselben gestattet." Die Schrift schließt mit den Worten: „Der Orden betrog Rom, denn Katholiken hat er in Lutheraner umgewandelt, er betrog den Kaiser, denn er hat diesem nicht Erweiterung, sondern Beschränkung seiner Herschaft gebracht, er betrog den König Sigismund, denn er hat ihn in ein trauriges Lehnsverhältniß gebracht, er betrog sich selbst, denn er hat die Frucht seiner Arbeiten in die *Hand gelegt, die* ihn unterjochte."

2. Do uprzedzonych względem konstytucyi *dnia* 3. Maja 1791. Vom Castellan Cajetan Sierakowski. Strasburg in Westpreußen 1845.

Eine Vertheidigung der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791, die besonders scharf gegen das Liberum veto der polnischen Landboten polemisirt. Die Regierung des oft geschmähten letzten polnischen Königs Stanislaw August unterdrückte die eingewurzelte Anarchie, welche den Polen den alten Ruhm geraubt und sie in den Augen von Europa und in ihren eigenen verächtlich gemacht hatte. Jene Macht inter majestatem et libertatem, die den Königen schrecklich, den Bürgern drohend, den Städten und Dörfern beschwerlich war und Niemandem einen Vortheil brachte, beschränkte er, dann hob er sie ganz auf. Er sammelte einen Staatsschatz und überlieferte ihn in die Hände der Nation. Das Liberum veto, den Inbegriff des Unverstandes, hob er auf und heilte das Geschwür, das den ganzen Körper lähmte. Er ordnete eine öffentliche Erziehung an und stellte sie unter eine besondere Aufsichtsbehörde. Durch Anregung, durch Beförderung der Künste und Wissenschaften vertrieb er aus Polen die Finsterniß der Vorurtheile und des Aberglaubens und führte ebenso wie einst ein Augustus bei den Römern ein Augusteisches Zeitalter herbei. Inmitten der größten Schwierigkeiten, inmitten des äußern und innern Verfalls, führte er mit Klugheit, Besonnenheit und Geduld am 3. Mai 1791 eine Staatsverfassung ein, durch die, zu seinem und der Nation Ruhme und zur Bewunderung von ganz Europa — wenn nur die Polen selbst gewollt hätten! — das Unglück Polens ein Ende nahm. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

14.

Berlin, 8. Mai 1819.

Schon geraume Zeit, verehrungswürdiger Herr und Freund, mache ich mir selbst heftige Vorwürfe, daß ich mein Andenken bei Ihnen nicht längst wieder erneuert habe. Ihr freundschaftliches Schreiben vom 29. v. M. legt mir die Pflicht auf, Ihnen ohne Aufschub zu antworten.

So ein geschworener Widersacher auch ich diesem verderblichen frömmelnden hypokritischen Wesen bin und so sehr ich mich bereit erkläre, Ihren Plan zu befördern, so halte ich doch nicht dafür, daß wir den Zweck erreichen, nicht wegen der 40 Actionaire, diese finden sich wol, aber wegen der Leser. Die Leute lesen den Montaigne so wenig als die Bibel. Hier hat sich schon seit einigen Jahren, ad instar der londonschen, eine Tractatengesellschaft gebildet, die sich damit abgibt, kleine gottesfürchtige, pietistische, erbärmliche Tractätchen drucken zu lassen und überall, wo sie nur kann, zu vertheilen, z. B. an die Soldaten, denen sie heimlich in die Patrontasche gesteckt werden. Nun bilden sich die Thoren ein, daß die Soldaten den Quark auf der Hauptwache lesen werden! Man glaubt den Unsinn nicht. Mitglieder sind unsere Pröpste und andere gute Leute, größtentheils redlich, aber schwach. Diese Partei, die nicht ohne Einfluß ist und selbst beim Könige angeschrieben steht, wird sich mit dem Montaigne nicht befreunden. Eine andere viel zahlreichere besteht auch aus Hypokriten, nur von feinerer Gattung. Das sind die Politisch-Religiösen, die unsere ganze Jugend um sich versammeln, Schleiermacher, Arndt, der größte Theil der Turner. Auch sie werden hochmüthig auf den armen Montaigne hinabsehen. Dann kommen die Mystiker, die Naturphilosophen, die Magnetisirer, die schlechten Poeten u. s. w., die sich in verschiedene Secten theilen, größtentheils verbrannte oder schwache Köpfe, vielleicht die wenigsten Heuchler (Adam Müller ausgenommen), wie werden uns diese Kerle mit dem Montaigne fegen! Außer diesen Hauptparteien gibt es verschiedene andere, die ebenso wenig zu gewinnen sind. Die Bessern, die unsichtbare Kirche, wie wenig sind deren! Ich werde den Plan mit einigen andern Freunden noch in Überlegung ziehen. Sodann schreibe ich Ihnen weiter; wenn ich nicht wieder drei Tage das Bette hätte hüten müssen, was mir alle Frühjahr begegnet, so würde ich einige schon aufgesucht haben.

Aufrichtig gesagt fühle ich mich zu solchem Unternehmen in unserer Zeit ganz beengt. Es ergibt sich mehr und mehr, daß unsere Regierung mit dem Zeitalter in Widerspruch geräth. Friedrich der Große war ein König, jeder Zoll ein König (sagt Shakspeare), weil er einen Kopf größer war als seine Zeit, einen Schritt voraus hatte. Das ist die rechte Weise; zu viel voraus kommt eine Regierung nicht leicht; das Zeitalter holt sie bald ein. Aber ist die Regierung nur Einen Zoll hinter dem Zeitalter zurück, so holt sie es nicht wieder ein und kommt von wegen der vis inertiae alle Tage mehr zurück. Das kann keine guten Früchte bringen. Und das ist unsere Lage. Das Hofwesen (wobei man sich gar keinen Prunk denken darf), die Diplomaten und deren Angehörige können sich in die Zeit nicht finden und diese nicht in sie. Sie influiren aber wegen ihrer täglichen Nähe die Regierung am meisten. Das ist unsere Lage im Innern. Die äußere ist ebenso ungünstig. Überall entweder angefeindet oder hintergangen, uns schwächend, weil wir uns im Innern nicht stärken, während unsere Hauptgegner — sich stärken, will ich nicht sagen (denn in Rußland ist es auch nur Schaum und Tünche), aber doch manchen Vorsprung gewinnen. Frankreich stärkt sich zusehends und wird, wenn der König dem jetzigen System treu bleibt, in einigen Jahren furchtbarer dastehen als unter Napoleon.

Ich muß aber abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden und werde nächstens in der Hauptsache weiter schreiben, bis wohin ich mich Ihrem wohlwollenden Andenken aufs angelegentlichste empfehle.

Stägemann.

Schreiben des Kriegsraths Scheffner an den Großkanzler Beyme.

So sehr man sich im 73. Jahre freuen kann, so sehr habe ich mich darüber gefreut, daß Ew. Excellenz Großkanzler geworden sind, und da ein Zeugniß in eigener Sache nicht juristisch gültig zu sein pflegt, so berufe ich mich deshalb auf den Kanzler von S., der nicht ungern auf seine alte Stelle zurücktritt. Das Bedürfniß eines starken Mannes bei unserm Hofe schuf dieser Ernennung den Beifall aller Unbefangenen, die Ihnen eine ununterbrochene Dauer Ihrer Leibes- und Geisteskräfte wünschen. — Erlauben Sie aber wohl meiner Offenheit noch einen Wunsch beizufügen, auf den mich die Misbilligung bringt, mit der man die Nobilitirung des C. Pr. Broscovius aufgenommen und die ich einen Schneller gegen das Edict vom 9. October nennen gehört habe. Lassen Ew. Excellenz daher auch nicht Ihrem Namen ein „von“ vorsetzen. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den Adelsstürmern; da aber das suum cuique zu den preußischen Symbolis gehört, so wäre es doch trefflich, wenn man dem Bürgerstande kein Mitglied entzöge, das der unparteiischen Hochachtung so würdig geworden, mit der auch ich bin Ew. Excellenz gehorsamster Diener Scheffner.

Antwort des Großkanzlers Beyme an den Kriegsrath Scheffner.

Berlin, [illegible] Dec. 1808.

Die herzliche Theilnahme eines Mannes von Ew. Wohlgeboren Charakter an meiner Berufung in das Ministerium kann mir nicht anders als sehr erfreulich sein. Dagegen thut es mir wehe, daß selbst der Mann, der über den Dienst so kraftvoll geschrieben, von mir mehr zu erwarten scheint, als,

wenn der Dienst des Königs und Vaterlands gut bestellt sein soll, von mir erwartet werden kann und darf. Jeder bleibe innerhalb seiner Schranken, diese aber suche er ganz auszufüllen; das ist die Maxime, die ich befolgen werde. In dieser Hinsicht wurde ich am meisten verkannt, weil mein früherer Wirkungskreis keine andern Schranken als den allgemeinen und besondern Willen des Königs kannte. Jetzt werde ich beweisen, daß man mir unrecht that. Möchte mein Beispiel auch auf Andere wirken, dann würden wir bald das Vertrauen allein auf den König wiederhergestellt sehen, ohne welches für uns keine Rettung ist. Übrigens seien Ew. Wohlgeboren unbesorgt, daß ich den Stand, worin ich geboren, verlassen würde. Ich liebe diesen Stand ebenso sehr als ich meinen Geburtsadel, wenn ich von Familie wäre, schätzen würde. Eben darum aber beobachte ich das suum cuique gegen den Geschlechtsadel strenger als viele Mitglieder dieses Standes. Auch gehöre ich zu Denen, die die Überzeugung haben, daß ohne Geschlechtsadel es keine wohlgeordnete Monarchie geben, ohne angemessene Prärogative der Adel nicht bestehen könne. In mir finden also sowol der Adel als der Bürgerstand ihren Freund. Wenn ich den letztern verließe, so würde ich die Nichtachtung beider verdienen. Möchten Sie so, wie ich mich hier geschildert habe, mit mir zufrieden sein Dafür daß ich so bin, kann ich mich auf das Zeugniß des Monarchen selbst berufen. Erhalten Sie ferner Ihr freundschaftliches Wohlwollen Dem, der Ihnen seine ganze Hochachtung schon längst gewidmet hat. Beyme.

Briefe von Graf F. L. von Stolberg an Scheffner.

Scheffner sagt in seiner Selbstbiographie: „Beim genialischen Kapellmeister Reichardt, der das Roß der Freimüthigkeit oft ohne Zaum und Sporen zu reiten pflegte, in seinen letzten Briefen über Wien es aber mit vielen buntgestickten Decken behangen hat, traf ich zum ersten Male den Grafen Friedrich von Stolberg, der damals dänischer Gesandter in Berlin, ein hochgebildeter aber nicht minder hochherziger und gemüthlicher Mann war, und dem ich gar keine Neigung zur päpstlichen Religion überzutreten ansah. Wir wohnten einander gegenüber, sahen uns in der Folge täglich und auch er schien an mir Geschmack zu finden, wie es mir wenigstens seine Briefe aus Italien u. s. w. zeigen.“

Nachfolgende interessante Briefe Stolberg's geben Beweis, wie freundlich und liebevoll dieser Scheffner zugethan war.

Berlin, 5. und 8. Dec. 17[illegible].

Wie ist es möglich, daß ich Ihren so sehr lieben, herzlichen Brief so spät erst beantworte! Ich fand ihn als ich gegen das Ende des Octobers von einer Reise nach Holstein zurückkam. Er empfing mich freundlich, er war mir von Herzen lieb und doch konnte ich ihn so lange unbeantwortet liegen lassen! Lieber, theurer Mann, dessen Erscheinung hier mich so erquickte und stärkte, dessen Andenken mir so lebendig und theuer ist, verzeihen Sie mir, daß ich der Freude, mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, so lange entbehrte. Das Herz ist mir voll und da ich nun mit der Feder den Damm durchstochen habe, so überschwemme ich vielleicht einige Bogen mit meinem schriftlichen Geschwätz. Ich könnte sagen, daß ich Sie auf diese Art für mein langes Stillschweigen grausam büßen lasse, aber das will ich nicht sagen. Die Art, wie Sie meine Empfindungen theilten, bürgt mir dafür, daß Sie auch einen Brief des entfernten Freundes gern lesen.

Glücklicher Mann, der in einem Waldwinkel wohnt! Mich ergreift und schleudert der tourbillon einer Sphäre, welche nicht die meinige ist. Und wenn ich auch ermattet hinsänke, das Mühlrad der geräuschvollen großen Welt ginge doch mit mir herum, Hören und Sehen vergeht Einem dabei! Ich habe indessen doch nun im herumgehenden Mühlenrad mich etablirt. Eine herzlich geliebte Schwester, meine vier Kinder, welche mir ihrer verklärten Mutter wegen noch lieber sind als durch den Gedanken, daß ich ihr Vater bin, und ein zwanzigjähriger Schwestersohn, den ich von Kindheit an wie einen Sohn liebte, versüßen mir mein verödetes Leben.

Lieber Freund, welch ein sonderbares Wesen ist der Mensch! Als ich in den Armen des besten und geliebtesten Weibes glücklicher war als ich je einen Menschen gesehen habe, da dachte ich mir, da spann ich am Rocken der Phantasie goldene Träume idealischer Glückseligkeit und fand im weiten Meere der poetischen Kalmeuserei mein Inselchen, auf welchem mir so wohl ward. Jetzt würden Sie, lieber Optimist, wenigstens in meiner Seele an Ihrem System einige Augenblicke irre werden, wenn Sie sähen, wie Ihr armer Freund im Wirbel einer sinnlosen Existenz umhergestrudelt wird! Sie würden, wo nicht seine ehemalige Sehnsucht nach träumerischen Inselfreuden, aber doch seine Sehnsucht nach genossener großer Glückseligkeit mehr als verzeihen, billigen.

Und doch mitten in diesem seelenzerrüttenden Taumel habe ich Muth gefaßt, wie ein Schiffbrüchiger, der, nachdem er zur Besinnung kommt, waghalsig genug ist, aus den Trümmern seines Schiffs, welches weit von der Küste herumgetrieben wird, Das was noch nicht versank herbeizuholen. Und damit nicht zufrieden baut er aus den Planken sich ein neues Floß, wagt eine neue Fahrt. Ja, liebster Scheffner, theurer herzlicher Mann, dem ich in der großen, empfindungslosen Stadt zuerst und fast allein meinen Jammer zeigen konnte, Ihr armer Stolberg heirathet wieder. Eine Agnes ist für mich auf Erden nicht mehr; Die, welche ich verlor, harret mein in den himmlischen Hütten; aber hier, stellen Sie sich vor, hier! fand ich ein geist- und herzvolles Mädchen, welches im vollen Vertrauen auf mich die Pilgerschaft des Lebens mit mir neununddreißigjährigem Mann, Vater von vier Kindern, anzutreten entschlossen ist. Sie war vorigen Herbst im Begriff, mit ihrer Schwester, der Gräfin Fortona, nach Spanien zu gehen, als ich ihr meine Hand und alle Empfindungen, deren ich noch fähig sein kann, anbot.

Ohne sich irgend Jemand als mir zu entdecken, nahm sie mit schönen Thränen, zitternd, erröthend und erblassend meinen Antrag an, begleitete ihre Schwester und Schwager nach Sachsen, blieb mit ihnen vier Wochen dort auf einem Gute, ist allein dort zurückgeblieben und im Frühling hole ich sie heim. Vielleicht haben Sie die Comtesse Sophie Redern nennen gehört, vermuthlich nicht.

Einige Tage vor ihrer Abreise ging ich in eine große Gesellschaft, wo auch sie war. Ich ging ohne Absicht hin. Wie getrieben von einer höhern Macht oder vielmehr getrieben von einer höhern Macht ging ich absichtslos auf sie zu, bot ihr plötzlich meine Hand an und nun ist sie meine Braut. Ein Mädchen von seltenem Herzen und von vielem Verstande, voller sanfter Weiblichkeit. Ihre Briefe haben mich Seiten an ihr kennen gelehrt, welche ich im Umgange in der großen Welt spät, vielleicht nie bemerkt hätte. Ich konnte nicht Witwer bleiben. Ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich in der Idee einer lebenswierigen, meine ewig über Alles geliebte Agnes ehrenden Witwerschaft meinen größten irdischen Trost zu finden hoffte; aber Ihr Freund ist ein schwacher Mensch und Enthaltsamkeit ist ihm nicht verliehen.

Ich muß Ihnen doch etwas von meiner Sophie erzählen. Sie ward, wiewol sie täglich in einer großen Welt, die ihr lästig war, leben mußte, nicht sehr bemerkt. Lagrange, der große Mathematiker, dem jede Anwendung seiner erhabenen Wissenschaft auf körperliche Gegenstände, selbst auf Astronomie, pueril scheint, Lagrange, welcher dabei so viel Herz hat, daß er einem meiner Freunde, den auch er liebt, gesagt hat: Je n'ai jamais connu d'autres jouissances que celle du cœur, dieser gewann das unbemerkte Mädchen so väterlich lieb, daß er ihrer Ausbildung seine Muße und ihrem Andenken seine ganze Zärtlichkeit gewidmet hat.

Ich freue mich herzlich, daß der edle Hippel sich meiner erinnert. Die halbe Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, ist

mir unvergeßlich. Grüßen Sie ihn von mir, erhalten Sie mir sein sehr schätzbares Andenken.

Liebster Scheffner, kann nichts Sie bewegen, Ihren Waldwinkel einmal wieder zu verlassen? Ich weiß nicht, welche Ursachen Sie herziehen oder dort festhalten können; aber das weiß ich, daß ich Sie mit treuer Zärtlichkeit und großer Freude an mein Herz drücken würde!

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir bald wieder. Sie thäten es gewiß, wenn Sie es ganz wüßten, welchen Werth Ihre Briefe für mich haben. F. L. Stolberg.

(Der Beschluß folgt.)

Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen. Von Katharina Diez. Essen, Bädeker. 1845. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.*)

Nicht nur stolze Eichen, Palmen und Cedern trägt der Garten deutscher Dichtung. Wie vieles Gestrüpp umwuchert jene edeln Gewächse, wie verschlingen Disteln und Dornen sich oft auf deinem Pfade, daß du unwillig dich abwendest oder doch blutig geritzt weiter ziehst! Klagen wir deshalb die Zeit, die uns trägt, den Wind, der da weht, die Wolke, welche vor der Sonne steht, die uns sonst erwärmte, an, aber zweifeln wir nicht, das Gute, das Schöne, der reine Klang des deutschen Gemüths, sie sind noch vorhanden, und wer weiß, ob nicht der Baum bereits grünt, aus dem die Wiege des neuen Dichterkönigs (seit der Altmeister zu Grabe gegangen, ist das Wunderland ohne Herrn!) einst erbaut wird. Kommt er aber, dann finde er sein Volk wach und bereit, ihn nach Gebühr zu empfangen. Nicht überall sollen die Thüren ihm sich verschließen, wenn es auch nicht zu hoffen steht, daß sogleich alle Herzen ihm den Zoll der Verehrung bringen.

Darum Ehre den reinen Gemüthern, die dem Bessern schon jetzt sich zuwenden! Sie sind wie die Rose, die dem Morgenstrahl den keuschen Busen öffnet und ihre Nähe ist so lieblich als wohlthuend. Sie wirken echt weiblich Wunder der Liebe schon durch ihre Gegenwart.

Zu diesen wohlthätigen Erscheinungen gehört das Gedicht über die heilige Elisabeth, dessen wir zu gedenken haben. An die alte Legende treu sich anlehnend singt die Verfasserin in 29 Gesängen die Kindheit, Verlobung, Frauen- und Witwenzeit, Verbannung, Büßung, Tod und Heiligsprechung (1235) jener edlen Frau, die als eine der anziehendsten Erscheinungen des deutschen Mittelalters dasteht, sowie die ihr zu Ehren errichtete Kirche in Marburg an der Lahn das reinste Muster des echt deutschen Baustils jener hohen Zeit darstellt. Justi (1797) und Graf Montalembert (1835) haben die Geschichte der Heiligen erzählt. Daran konnte und wollte die Verf. nichts ändern. Was sie von dem Ihrigen dazu gethan, das ist ihre Auffassung der Zeiten und Charaktere und besonders der dichterische Rahmen, in welchem sie das edle Bild uns vor Augen stellt, — Gedanke, Empfindung, Vers. Mit Vorliebe schildert Fräulein Diez das Dichterleben am thüringischen Hofe. Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach stehen im Vorgrunde, der alte Klingsor weissagt aus den Sternen von dem dereinstigen Ruhm der jungen Elisabeth, die noch im fernen Ungarn weilt.

> Der Meister schwieg. — Im Kreise
> Lauscht Jeder, süß beklommen;
> Doch stiller Frieden leise
> War über alle Herzen bald gekommen;
> Des Lebens Streit, der Erde Noth und Wehe
> Schien sanft hinweg genommen
> Als wie von eines Engels sel'ger Nähe.
> Es schimmerten die Bäume
> In wunderbarem Lichte,
> Es säuselt durch die Räume,
> Als Klänge, sprächen heilige Gedichte,
> Herab aus einem bessern, höhern Leben,
> Und himmlische Gesichte
> Sah man im Mondenglanz vorüberschweben.

Die feine anmuthige Hand der Seelenmalerin ist schon aus diesen Versen zu erkennen. Im Verlaufe der Erzählung wechseln Ton und Vers, so oft ein neuer Gegenstand und besonders so oft eine neue Empfindung eintritt. Nicht unglücklich in Schilderungen der äußern Natur ist Fräulein Diez doch offenbar in dem Ausdruck einfacher, tiefer Empfindung, also dem echt Lyrischen, am glücklichsten. Es würde nöthig sein, einen großen Theil des Gedichts hier abzuschreiben, wenn wir alle zarten, innigen, rein empfundenen Gemälde besonders weiblicher Zustände mittheilen wollten, die es enthält. Auf den Namen eines Epos macht es keinen Anspruch. Gern überheben wir uns der Mühe, an Beispielen darzuthun, daß es wirklich auf den Ruhm guter Erzählung keinen Anspruch machen könne. Wie viel mehr wird man uns Dank wissen, wenn wir auf den Wohlklang dieser Verse, den leichtgefundenen Reim, der hier nie als eine Fessel drückt, die schwungvolle Abrundung des dichterischen Ausdrucks noch durch einige Beispiele hindeuten. So beginnt der siebente Gesang: „Elisabeth's Hochzeittag" (S. 39):

> Wie möcht' ich, daß mein schwaches Lied
> Jetzt hell erklang' wie Lerchenweisen,
> Die durch die blauen Lüfte reisen,
> Ein Klang, der durch die Seele zieht;
> So warm und innig, gleich dem Strahle
> Der Morgensonne durch die Thale; —
> Des ganzen Frühlings Zauberlicht
> Möcht' strömen ich in mein Gedicht,
> So himmlisch, wie's mein schmerzlich Sehnen
> Heut löset auf in süße Thränen,
> Und mir das Bild vergang'ner Zeit
> Hinmalt in stiller Herrlichkeit.

Beim Hochzeitmahle singen die ersten Minnesänger (S. 50):

> Sie pochen laut an jedes Herz,
> Sie locken sanft der Freude Thränen,
> Sie wecken leis der Liebe Sehnen,
> Sie rühren still an jeden Schmerz.
> Wolfram von Eschenbach, der Meister,
> Der von dem Helden Parcival
> Das Lied uns sang, deß Feuerschall
> Noch jetzt erhebet alle Geister;
> Er singt der hohen Liebe Preis;
> Der Mädchen zarte Wangen blühen,
> Der Ritter Heldenherzen glühen,
> Berührt vom mächt'gen Klange, heiß.
> Und d'rauf der stolze Ofterdingen
> Beginnt sein Lied, so wild, so mild,
> Vom starken Siegfried, von Chriemhild;
> Ein Sturm, ein Säuseln hört man's klingen,
> Das Lied vom Nibelungen-Hort;
> Das wie des Rheines frische Wogen
> Durchs schöne deutsche Land gezogen,
> Durch alle Zeiten tönet fort.

Gern unterdrückte hier die Kritik ihre weisen Zweifel, daß ja anerkanntermaßen Ofterdingen nicht die Nibelungen gesungen und lauscht dem schönen Fluß der Verse. Denn die Dichterin glüht vor Bewunderung für die Blüte des deutschen Volksgesanges, die Helden- und Minnelieder, wie sie es (S. 53) schön ausspricht, und sagt dann weiter:

> Die Thrän' fühl' ich dem Aug' entgleiten,
> Da ich in jene alten Zeiten
> Mit stillem Blick zurücke sah,
> In ihre sinnig-ernsten Spiele,
> In ihre Herzen, fromm und groß,
> Die stark und rein und fessellos
> Hinstrebten nach dem einen Ziele,

---

*) Vergl. eine kurze Mittheilung hierüber in Nr. 298 d. Bl. f. 1845. D. Red.

Die für des Glaubens Himmelsgut
In hellen lichten Flammen standen,
Für Schönheit und für Liebe brannten,
Und strömten hin das warme Blut.
Gleich dem verlor'nen Paradiese
Liegt hinter mir die alte Zeit
In blauer Ferne, weit, ach weit!
Gleich jener heitern Frühlingswiese,
Wo ich als Kind gespielt, geträumt,
Daß sich die Engel niederneigten,
Mir bunte Wunderblumen reichten,
Von lichtem Himmelsthau umsäumt.

Wahrlich, wenn man den falschen Reim in standen und brannten (dergleichen begegnet der Verf. nur selten) ausnimmt, eine nach Inhalt und Form vortreffliche Schilderung. Und daß es eben die deutsche Sage ist, deren völliges Absterben von so manchem Unberufenen jetzt in die Welt hinausposaunt wird, für welche unsere Sängerin glüht, ist der beste Beweis für die Echtheit, das Naturwüchsige ihrer Empfindung. Denn stelle man sich wie man wolle, dem Deutschen lag und liegt von alter Zeit das Deutsche am nächsten. Soll es einst zu der Weltliteratur kommen, die Goethe vorhergesagt, so kann es nur so geschehen wie bei einer großen musikalischen Aufführung jedes Instrument seinen Ton und Charakter darstellt, wenn jedes Volk sein wahres Eigenthum aufs höchste ausbildet und zu dem echt Menschlichen und Künstlerischen erhebt, nicht aber durch flache Gleichmacherei. So ist Homer der nationalste und zugleich der allgemein-menschlichste der Dichter.

Der achte Gesang: „Elisabeth als Weib", beginnt mit einem vortrefflichen Bilde:

Sahst du der Rosenknospe Pracht
Erschließen sich nach stiller Nacht?
Sie lag so lieblich eingehüllet,
Mit reichem Duft den Kelch gefüllet,
Und jedes Auge, das sie sah,
Wünscht' leise: wär' die Blume da!
Da kömmt der helle Sonnenschein,
Und schaut ihr tief ins Herz hinein,
Und beut ihr liebend Gruß und Kuß,
Daß sie die Blätter öffnen muß;
Nun steht sie da in Herrlichkeit,
Und leuchtet, duftet nah' und weit;
Nun sieht man sie die Krone heben,
Erschlossen ist ihr reiches Leben:
So hat der Liebe fromme Lust
Erschlossen auch der Fürstin Brust.

Landgraf Ludwig, Elisabeth's Gemahl, zieht mit Kaiser Friedrich II. zum heiligen Lande. Da kommt der „Abschied":

O dunkle Blum' im Lebenskranz,
Nur schimmernd in der Thräne Glanz!
O langes, banges Klagelied,
Das ewig durch die Herzen zieht:
O Scheiden, Scheiden, bitt'res Scheiden!
Wer hat es doch erdacht, das Meiden?
Getrübet ist der helle Tag,
Der noch so freundlich vor mir lag.

Mit diesen Tagen beginnt das Leiden, die Geduld, Entsagung Elisabeth's. Ludwig stirbt in Apulien, Elisabeth wird von dem selbstsüchtigen Heinrich Raspe mit den Kindern verstoßen. Rudolf Vargula, des Landgrafen Freund, ein edler Jüngling, kehrt mit der Leiche nach Thüringen heim und hilft der Landgräfin zu ihrem Rechte. Sie kehrt zurück zur Wartburg, aber gleich darauf entsagt sie der Welt, zieht in eine kleine Hütte und lebt in Armuth und Gehorsam wie eine Büßerin, dem Gebot des rauhen Konrad von Marburg folgend. Hier tritt uns ein Element entgegen, das freilich unserer Zeit fast unbegreiflich scheint. Die Verf. hat dies empfunden und sagt es uns schüchtern:

Mir ist es fast als wäre solch ein Leben
Von einem Geist im Himmelreich erdichtet,
Ein Klang davon wär' in die Welt gedrungen,
Und leise hätte man ihn nachgesungen.
Mir ist es fast als werde er verklingen
In dieser Zeit mit ihren lauten Tönen;
Am Grab der Mutter möcht' ich nur ihn singen,
Und meinen Schmerz durch dieses Lied versöhnen.
— — — — — — — — —
Seitdem die Demuth aus der Welt verschwunden,
Sind auch die alten Wunder heimgekehret;
Seitdem nur noch in frommen Liederkunden
Ihr sanfter Engelsname wird gehöret,
Hat eitler Sinnenrausch die Welt umwunden,
Und nur durch Demuth wird sie neu verkläret;
O betet all', ihr Gläubigen und Frommen,
Sie möge wieder zu der Erde kommen!

Damit ist zugleich der geistige Kern dieser schönen Legende angegeben, dem jedes bessere Gefühl, dessen diese große, laute Welt doch noch mehr im stillen Busen trägt, als es da draußen oft scheinen will, mit Freuden entgegentritt. Es ist die Verklärung der reinsten Liebe und Geduld oder durch Geduld, der herrlichste Beleg zu jenem erhabenen Wort des Christenthums: „Wer ausharrt bis ans Ende wird selig werden." Damit hat die Verf. einen Ton angeschlagen, der — zur Ehre unserer Zeit — nicht ungehört verklingen darf. Wir haben den Weltschmerz, die süßsaure Politik, den Proletarianismus in der Poesie sich nacheinander verdrängen sehen: dieser ebenso menschliche als göttliche Schmerz, der von Dante bis auf Goethe und Novalis die edelsten Dichterseelen durchbebt, wird nicht verklingen, so lange die Menschheit im Tiefsten ihrer Würde und zeitlichen Erniedrigung, des Widerstreites im eigenen Wesen, sich bewußt bleibt, für den es nur eine Lösung gibt, das Wort des Christenthums: „Freiheit in der Wahrheit und Liebe."

Das Gedicht ist mit einigen schönen Strophen der Königin Elisabeth von Preußen gewidmet.

Dir weih' ich dankend mein Gedicht;
Es ist das Liebste was ich habe!

Ich schrieb's mit meines Herzens Blut,
Ich haucht' hinein mein tiefstes Sehnen,
Ich taucht' es in des Glaubens Glut,
Und netzt' es mit der Liebe Thränen.

Diese Versicherung bestätigt das Ganze. Bedarf es noch weiterer Empfehlung? Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß auch der Verleger durch gutes Papier und durch schönen, scharfen, geschmackvollen Druck und Einband dieses kleine Buch so recht zu Gabe und Geschenk an fromme, zarte Gemüther bei passender Gelegenheit eingerichtet hat, und dieses wollen wir demselben, obgleich es für ihn eigentlich blos Pflicht war, weil es leider so oft in Deutschland nicht geschieht, hiermit bestens nachgerühmt haben.

F. Deycks.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Beendigung von Bignon's Kaisergeschichte.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der an einem bunten Wechsel der Ereignisse so reichen Kaiserzeit steht in der Veröffentlichung des Schlusses von Bignon's „Histoire de France sous Napoléon", dessen Erscheinen als bevorstehend angekündigt wird, zu erwarten. Wie es heißt würden der elfte und zwölfte Band, welche sich über die Zeit vom russischen Feldzuge bis zum November 1813 erstrecken, binnen kurzem die Presse verlassen. Die Herausgabe der im literarischen Nachlasse Bignon's befindlichen Papiere hat Ernouf, der Schwiegersohn des Verstorbenen, übernommen. Jedenfalls wird sich aus den Mittheilungen, welche uns geboten werden, wenn schon keine neue allgemeine Auffassung, doch eine Berichtigung und Beleuchtung vieler Einzelheiten ergeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Berlin, 27. Febr. 1790.

— — Ich habe meine Reise nach Sachsen beschleunigt und bin seit fünf Tagen mit meiner heimgeholten Sophie wieder hier. Jeder Tag, jede Stunde segne ich diejenige, in welcher mir Gott ins Herz gab, um das ihre zu werben. Sagen Sie nicht, liebster Scheffner: sua cuique Deus sit diva cupido. Dieses liebe Weib ward mir an sichtbarer Gotteshand zugeführt, als ich ohne sie auf meinem verödeten Pfade hätte verschmachten müssen. Ich lebe wieder auf, wiewol ich den Nachsommer vom Lenz zu unterscheiden weiß. Die Kinder meiner holdseligen Agnes gedeihen daß es eine Freude ist und meine Sophie liebt sie herzlich und wird von ihnen geliebt. Meine geliebte Schwester und mein Neffe, ein geliebter, feuriger und guter Jüngling von 20 Jahren, winden auch Blumen um meine Existenz und machen mir den Übergang zum Nachsommer so angenehm als er für einen Mann sein kann, welcher sein besseres Selbst, die Wonne seines Lebens, das Leben seiner Wonne begrub. Sanfte Ruhe umschattet mich wieder und macht mich stillempfänglich für ununterbrochene, zuversichtliche Hoffnung des Wiedersehens meiner Ewiggeliebtesten. Diese Ruhe stimmt mich zum Liederton des Lebens. Für diesen hatte mich der hinschmetternde Gram verstimmt, wiewol ich in kurzen Momenten der Flut nach langen Ebben dithyrambischer Wonne fähig war.

Ich will lieber diesen halbvollendeten Brief auf die Post senden als liegen lassen. Schreiben Sie mir, Herzensfreund! Ich umarme Sie mit treuer Liebe. F. L. Stolberg.

Berlin, 27. April 1790.

— — Ist denn gar keine Hoffnung, daß Sie diesen Sommer nach Berlin kommen werden? Oder künftigen Winter? Später würden Sie mich schwerlich hier finden. Daß ich vorigen Sommer nicht verdorrte, ist vielleicht Ihr Werk. Man sieht gern den Baum an, welchen man, nachdem der dörrende Ostwind ihn gestürzt hatte, noch zu rechter Zeit wieder aufrichtete und anband. Einem solchen gleiche ich nun, angebunden, nicht mehr mit starker Wurzelkraft freudig aufstrebend.

In acht Tagen werde ich mit den Meinigen ein Landhäuschen an der Spree, dem Thiergarten gegenüber, hinter dem Moabiterlande, beziehen. Da würde sich am schönen Strom und im Schatten gut schwatzen lassen, nicht vom Kriege, welcher gewiß Sie wie mich betrübt (wiewol meine Friedenshoffnungen noch nicht ganz den Flügel senken), sondern von so manchem

quod magis ad nos
Attinet, et nescire malum est.

Meine Sophia, meine Schwester und mein Neffe würden oft lebendigen Antheil an unsern Gesprächen nehmen, oft uns wandern lassen hinein in die Tiefe des Gesprächs. In der schnellgeflügelten Wechselrede würden wir uns vielleicht manchen ernsten Gegenstand leicht wie Federbälle zuwerfen, manchmal das Webschiffchen der Ideen uns zuschleudern und lächelnd ernste Gewebe weben. In der Welt um uns her sehen wir so oft das Gegentheil, sehen wir so oft den ernsten Wechselhandel alltäglicher Gedanken und gepriesener Weltweisen Rechenpfennige mit höchsteigenem Bild und Überschrift, doch verborgenem Midasohr von gespaltener Klaue in gespaltene Klaue gereicht, vom Wiederkäuer dem Afterwiederkäuer vorgekaut werden.

Haben Sie Wizeman's „Matthäus" gelesen? Ich bitte Sie, lesen Sie es! Mir zu Liebe! Und mir zu Liebe lassen Sie sich einige mir schwach scheinende Argumente nicht abschrecken. Ein schwaches Argument ist, deucht mich, gar keins und muß weder ins credit noch ins debet eingerechnet werden; aber starke, mir unumstößliche Argumente werden Sie finden. Mir hat das Büchlein große Freude gemacht. In Lavater's Monatsschrift werden Sie auch einige treffliche Sachen finden. Gehaben Sie sich wohl und o! schreiben Sie mir! Ich umarme Sie von Herzen. F. L. Stolberg.

Emkendorf in Holstein, 6. April 1791.

Nach langem Stillschweigen greife ich wieder zur Feder, theuerster Freund, und besuche Sie im Geiste. Das Herz sagt mir, daß Ihnen mein Besuch angenehm sein werde und mir ist er sehr angenehm, nur nicht so als Ihre wirklichen Besuche mir waren, wenn Sie dem in der großen Stadt Verödeten eine Stunde Ihres Umgangs schenkten, ihn aufheiterten, stärkten. Guter Scheffner!

Vorigen Sommer reiste ich auf Urlaub aus Berlin mit Weib und Kind und so mit Sack und Pack, wie Einer der nicht Lust zur Rückkehr hat. Ich hoffte den Gesandtschaftsposten an der Spree gegen den am Mittelländischen Meere zu vertauschen und nun ist meine Hoffnung so eingetroffen, daß ich schon an den Vesuv und an den Ätna unter der mystischen Formel eines Gesandten an den König beider Sicilien beglaubigt bin. Anfang Augusts denke ich mit meiner Frau, meinen fünf Kindern und meiner Schwester diese Reise anzutreten. In der Schweiz und in Italien werde ich, wie Sie denken können, mit Weile eilen und wol beinahe 40 — Wochen auf dieser Reise ins gelobte Land, aber nicht durch Wüsten ziehend, zubringen. Ich habe mich von meiner Jugend an in Träumen einer solchen Reise gewiegt. Ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesen Paradiesen wird mir noch viel mehr gewähren als eine flüchtige Reise thun könnte, nur wünschte ich unmittelbar an die vulkanischen Majestäten, nicht durch das flitternde Medium eines königlichen Hofes accreditirt zu sein. Vielleicht gelingt es mir an den Wasserfällen von Tivoli oder am Wogengeräusch des Ionischen Meeres, von griechischen Lüften angeweht oder in ad otia nata Parthenope meine Harfe wieder zu stimmen und an Flammen des Ätna den glimmenden Docht meiner Fackel wieder anzuzünden!

Diesen Winter habe ich mit den Meinigen hier bei Her-

zensfreunden zugebracht und meine Sophia hat die kleine Agnesheerde mit einem Mädchen vermehrt. Für meine Knaben habe ich einen trefflichen jungen Preußen, welcher Sie manchesmal in Königsberg gesehen hat, zum Führer und zum Freunde der ganzen Familie bekommen. Er heißt Nicolovius.

God tempers the wind to the shorn lamb, sagt Sterne, und Sie sahen mich shorn to the quick. Und darum führt er mich auf eine liebliche Aue. Er erheitert den trüben Abend meines Lebens, damit ich mit sanfterer Sehnsucht den großen allwiederbringenden Morgen erwarten könne!

Schreiben Sie mir bald wieder, lieber Scheffner. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. F. L. Stolberg.

Tremsbüttel, 27. Juni 1791.
(in Holstein, dem Wohnsitz meines Bruders).

Von Woche zu Woche habe ich die Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 29. April aufgeschoben, aber nicht aus Trägheit, noch weniger aus Vergessenheit (deren doch Sie erwähnen, wähnend daß Nicolovius mich an Sie erinnert habe), sondern blos um desto mehr con amore in einer recht guten Stunde an Sie zu schreiben. Nun ist's mir ergangen wie Denen, welche durch die Todeskrankheit an die verzögerte Buße erinnert werden. Der letzte Posttag vor meiner Abreise drängt und ängstet mich. So mancher nothwendige Brief, den ich durchaus schreiben muß, macht es mir unmöglich, mit Ihnen so zu schwatzen wie ich wollte. Ach ich wollte so gerne! Wenn der leichtsinnige Bußaufschieber mit dem Herzen aufschöbe, mit welchem ich diesen Brief verzögert habe, mit dem Herzen späte Buße thäte, mit welchem ich heute an Sie schreibe, o liebster Scheffner, so bedürfte er der Buße kaum.

Übermorgen gehe ich von hier. In Hamburg werde ich bis zum 3. Juli bleiben und von dort mit meiner Frau, meinem ältesten Sohne und Nicolovius die Reise antreten. Bei Jacobi in Pempelfort (nahe bei Düsseldorf) werden wir etwas verweilen, dann längs der Rheinufer hinauf nach der Schweiz reisen, wo ich noch die Traubencur brauchen werde, ehe ich Hannibal's Fußtapfen betreten werde.

Nicht als dänischer Gesandter, sondern als freier Reisender werde ich die Schweiz, Italien, Sicilien besuchen. In anderthalb Jahren komme ich wieder und trete die Präsidentenstelle in Eutin an, welche ich eben erhalten habe. Insanientis dum sapientiae consultus errat ist Ihr Freund bestimmt Präsident und Domherr zu sein! Ich werde in Eutin, einem paradiesischen Orte, leben. Vorläufig aber, da ich zwar vom Könige von Dänemark meinen Abschied erbeten habe, aber nicht von Mutter Natur, bin ich willens, ihr Creditiv den Alpen, dem Vesuv und dem Ätna zu überreichen. Sua cuique Deus sit diva cupido, könnten Sie lächelnd sagen und mich für einen envoyé extraordinaire der eitlen Neugierde halten, aber so strenge beurtheilen Sie Ihren Freund gewiß nicht.

Sie wollen, daß ich eine Reisebeschreibung machen soll. Die Vorstellung der schönen und großen Gegenstände, welche ich aufmerksamer vielleicht, gewiß mit mehr Interesse als manche Reisende, aber doch immer sehr flüchtig sehen werde, und die Schwierigkeit, Naturschönheiten dem Leser anschaubar zu machen, sollten mich abhalten. Das Glück aber, welches der trockene Riedesel und die von den Musen verwahrlosten Nachfolger dieses Reisenden gemacht haben, gibt mir Muth. Man sieht es selbst ihren Natursilhouetten an, daß die Gegenstände, deren kalten Umriß sie geben, wenigstens ausgezeichnet werden könnten, wenn auch gleich kein Pinsel sie darzustellen vermag im Leben der Natur. Ihr Freund wird also, ich sehe es voraus, sein Täflein und seinen Griffel bei sich führen, ein Geräth, welches ihm desto nöthiger wird, da die Farben auf seiner Palette einzutrocknen und seine Pinsel hart zu werden drohen.

Werther als mancher schöne Pinsel in Meisters Hand ist mir der Bleistift, mit welchem ein edler Ungenannter die „Handzeichnungen nach der Natur" flüchtig, aber werth der Unsterblichkeit, hingeworfen hat. Wofern Sie ihn kennen, so sagen Sie ihm, wie sehr er mein Herz erfreut und gerührt hat.

Schreiben Sie mir dann und wann, liebster Scheffner. Jeder ans dänische Postamt in Hamburg adressirte Brief wird mich auf meinen Irren finden. Jeder von Ihnen wird mir eine freundliche Erscheinung sein! O wenn ich Sie selbst an den Ufern des Mittelländischen Meeres oder bei den Wasserfällen von Tirol erscheinen sähe. Wie würde Ihnen in die Arme stürzen Ihr F. L. Stolberg.

Aus einem Thal bei Sorento, 21. Sept. 1792.

Im alten Tarent erhielt ich Ihren lieben Brief aus Eberswalde vom 2. März. Ich sollte mich zwar billig vom Datum Ihres Briefes nichts verlauten lassen, liebster Scheffner, aber man findet ja im Bekenntniß des Fehlers Beruhigung und so will ich denn auch diese nicht durch Beschönigung verderben, sondern Alles von Ihrer Verzeihung erwarten und von der Gewißheit, daß Sie meinem Herzen dieses Stillschweigen nicht anrechnen werden. Ich habe manchen meiner Freunde darum nicht oder spät geschrieben, weil ich nicht wußte wie ich's anfangen sollte, um der Fülle des Inhalts etwas abzuschöpfen. Wenn man eine volle Flasche vor sich hat, so freut man sich, sie mit einem Freunde leeren zu können, und mit einem Fasse gewöhnlicher Größe nimmt ein ehrlicher Deutscher, mit Weile eilend und mit Freunden theilend, es auch wol auf; aber das heidelberger Faß gafft man an und wagt sich nicht an seine altväterische Majestät und Fülle. Darum wird es auch schwerer, in einem Briefe von Italien und Sicilien zu erzählen. Beide Länder, von denen ich sehr viel erwartete, haben meine Erwartung noch sehr übertroffen. Ehe ich Italien ganz verlasse, werde ich ein rundes Jahr darin zugebracht haben. Ich habe also alle Jahreszeiten in diesem Lande des ewigen Frühlings und der schönsten Natur zugebracht. Alle Provinzen des südlichen Italiens habe ich besucht und bin zu Pferde um ganz Sicilien gereist. Ich war auf dem Vesuv im Augenblick eines Ergusses. Ich vergaß seinen Feuerbach, als ich in der Nacht beim Feuerstrom des Ätna stand, welcher sich *aus einem seiner* Vulkane wie ein Wasserfall ergießt, dann sich *in Arme theilt*, Inseln bildet und dritthalb deutsche Meilen *weit fortströmte*.

Von Otrantos Küste sah ich Griechenlands akroceraunische Gebirge. Die griechischen Alterthümer in beiden Königreichen machten mich fast kalt für das alte Nest der Wölfin, und umfangen von den ewigjungen Reizen der tarentinischen, der ätnaischen (denn neben seiner Hölle oder vielmehr unter ihr blüht mehr als ein Elysium), den Reizen des nördlichen Gestades von Sicilien, der sorentinischen und ischiasischen Paradiese vergaß ich gern jede Erinnerung des Alterthums, wiewol ich auch diesen minder heilige Stunden widmete.

Über den Charakter der Italiener und Sicilier hört man bei uns in Deutschland manches Wahre, welches durch Verschweigung manches Andern, das auch gesagt werden sollte, verleumdende Unwahrheit wird. Ich habe in allen Ständen einige edle und liebenswürdige Männer kennen gelernt, und mehr als einige solche wird schwerlich in irgend einem Lande ein wildfremder Reisender antreffen. In Puglien, Calabrien und Sicilien wird jene herzliche Gastfreundschaft geübt, welche nicht allein der hergebrachten Sitte, sondern den Empfindungen der Bewohner dieser Länder Ehre macht. Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den üppigwachsenden Disteln edle Früchte jeder Art, und wer nur die Beschwerde des heißen Sonnenstrahls, sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Freud, nicht auch hohen Geistesschwung und liebenswürdige Freudenfülle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten und nicht den Leib, geschweige daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte.

Seit acht Wochen haben wir theils in diesem Felsenthale am Meere, theils in der Insel Ischia zugebracht. In Ischia lebten wir mit Familien froher, freundlicher Winzer. Sie wi-

sen besser als ich Ihnen sagen kann, liebster Scheffner, daß man den Menschen im Volke suchen muß und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Gassen Athens damit hineingetappet wäre.

In Ländern, wo der Mensch nicht in ungleichem Kriege mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern gedeiht der Landmann gewiß besser als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Muße von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter von Bonhommie, zartgebildete, schöne, so sittsame als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und theilgebende Freude zeigten als ein verschüchtertes Bauernkind in andern Ländern Fremdlingen zeigen wird.

Daß die vornehmen Stände (wiewol nicht ohne Ausnahme) hier weniger taugen mögen als bei uns, das glaube ich gern. Die Entfernung von einer solchen Natur mußte sich selbst desto härter strafen, je mehr sie muthwillig dem Modeton opferte.

In Ischia hatten wir den Schmerz, ein Mädchen von fünf Monaten, welches meine Sophia in Neapel geboren hatte und selbst säugte, zu verlieren.

Dem Manne, welcher mit der lebendigsten Darstellungskraft und der tiefsten Seelenkunde jenen Grafen schilderte, der Sterbende und Todte beobachtete und malen ließ, entging, wofern mein Gedächtniß mich nicht trügt, eine Bemerkung. Sahen Sie nie todte Kinder? Woher, wenn auch Leiden und Zuckungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrütteten, woher in der Todesmine dieses holdselige Lächeln? Dieser mit dem Lächeln verbundene, überkindliche, feierliche Ernst?

Es erschallt dem Ohre des Unmündigen, es erscheint dem Blicke des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Ohr und Auge sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten Desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O lieber Scheffner, unsere Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling und mit todten Lippen vorlegt!

Jetzt verreisen wir von hier, dann über Rom, Ancona, Venedig, Wien, Dresden. Schreiben Sie mir bald, adressiren Sie den Brief an das dänische Postamt in Hamburg. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. F. L. Stolberg.

Gneisenau an Scheffner.

Sehr dankbar bin ich Ihnen, mein verehrter Freund, für die freundlichen Worte, die Sie mir unterm 19. September geschrieben haben. Die Unstetigkeit meines zeitherigen Aufenthalts hat meinen Privatbriefwechsel etwas in Unordnung gebracht; daher wollen Sie diese verspätete Antwort entschuldigen.

Ihnen, mein verehrter Freund, der Sie Nestor's Erfahrungen und Weisheit vereinigen, wird es nicht auffallen, daß die Arbeiten des Wiener Congresses so sehr in die Länge sich ziehen. Sowie man nicht den guten Willen hatte, in Paris sogleich die wechselseitigen Ansprüche auszugleichen, so mußte man erwarten, daß die Ränkesucht Zeit und Gelegenheit finden würde, sich zu entwickeln. So aber eilte nur Jeder, seine Truppen aus Frankreich zu ziehen, um in Besitz Dessen sich zu setzen, was er als seine Beute ansah, die Russen Polen, die Östreicher Italien, die Engländer Belgien. Alles Übrige überließ man der Zukunft und Jeder nahm sich vor, dem Andern so viel abzuhandeln als angehen möchte. Uns am gehässigsten zeigt sich M. und von ihm geht der böse Geist aus, der hier und da gegen uns spukt. Ein Hauptfehler den man beging war, daß man zuließ, daß Frankreich in die deutschen Angelegenheiten sich mische. Unser Staatskanzler widersprach diesem bereits in Paris als Talleyrand äußerte: Frankreich würde einen Gesandten zu diesem Ende schicken, und sagte ihm, daß die verbündeten Mächte nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs sich gemischt hätten, folglich dieses kein Recht habe, in den deutschen Angelegenheiten mitsprechen zu wollen. Damals fielen die Gesandten der übrigen Mächte dieser verständigen Hardenberg'schen Meinung bei; seitdem ist man wieder, vermuthlich durch M. (Talleyrand's Geistesverwandten) Ränke davon abgewichen und möge man es nur nicht dereinst bereuen. Die neue französische Regierung hat nun etwas ihren Haushalt kennen gelernt und gefunden, daß Kriegsstoff die Fülle vorhanden ist, ausgenommen Geschütz für einen langen Krieg, während welches indessen man aus dem Festungsgeschütz Feldgeschütz gießen kann. Ihre Armee mögen sie leicht auf 6—700,000 alte Soldaten bringen können. Nehme man hinzu die beleidigte Eitelkeit der eitelsten Nation der Welt, die verlornen Besitzthümer oder Aussichten ihrer Generale, die Dunkelheit und Beschränkung, worin ihre Offiziere leben müssen, die Entwöhnung von Arbeit bei den alten Soldaten, die Anhänglichkeit eines großen überwiegenden Theiles der Nation an Napoleon, so wird man es begreiflich finden, wenn ein neuer Krieg sehr im Sinne der Mehrheit des französischen Volks ist. Zu einer solchen neuen Krise mag leicht unsere überschwängliche unpolitische Großmuth uns führen, wenn nicht der Himmel dem Congreß ebenso viel Weisheit als den Armeen im letzten Kriege Glück schenkt.

Ich höre über den Zustand Ihrer Provinz sehr viel Beunruhigendes. Der Wohlstand des güterbesitzenden Adels sei gelähmt und schwer ihm aufzuhelfen. Dies sollte mir sehr leid thun. Die Provinz hat sich so patriotisch und kräftig genommen, daß man wünschen muß, daß der entfesselte Handel den ehemaligen Wohlstand der Provinz wieder aufblühen mache, um sie für so große Anstrengungen zu belohnen. Die preußischen Regimenter, die mit uns waren, haben vortrefflich gefochten.

Nun, mein verehrungswürdiger Freund, leben Sie wohl und möge es Ihnen gefallen, mir manchmal ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Unsern Freund Madeweis und dessen Haus wollen Sie herzlich von mir grüßen, Sie aber meiner mit Wohlwollen gedenken als Ihres Freundes, der Ihnen mit wohl und tief gegründeter Hochachtung ergeben ist. Gott schütze und erhalte Sie und gebe Ihnen Zufriedenheit und Glück zum neuen Jahr.

Berlin, 30. Dec. 1814.

Der Generallieutenant Gr. v. Gneisenau.

Neugriechische Literatur.

Zum Besten der Universitätsbibliothek in Athen ist im J. 1845 der erste Band eines interessanten, auf mehre Bände berechneten literarischen Unternehmens erschienen. Es hatte nämlich ein im J. 1833 in Indien verstorbener Grieche aus Athen, Dimitrios Galanos, der sich eine lange Reihe von Jahren mit der Sprache des Sanskrit und mit der indischen Philologie beschäftigt hatte, in seinem Testamente die von ihm handschriftlich hinterlassenen griechischen Übersetzungen aus dem Sanskrit der Akademie in Athen vermacht; und von diesen Übersetzungen ist nun der erste Band, der fünf einzelne Schriften indischer Weisheit enthält, als Vorläufer unter dem Titel: „Δημητρίου Γαλανοῦ, Ἀθηναίου, Ἐνδικῶν μεταφράσεων Πρόδρομος", veröffentlicht worden. Es ist dies auf Kosten des patriotischen Griechen in Odessa, Joannis Dumas aus Epirus, der auch die von dem gelehrten Griechen Bardalachos hinterlassene Übersetzung der „Anabasis" und „Kyropädie" von Xenophon herausgibt, von dem Vorsteher der Universitätsbibliothek in Athen, Georg Typaldos, geschehen, der sich in einem Vorworte namentlich auch über Nützlichkeit der sanskritischen Studien für die Griechen ausspricht. Wenn der Verkauf dieses ersten Bandes die erfoderlichen Mittel an die Hand gibt, sollen auch die übrigen, ziemlich zahlreichen Handschriften jener indischen Übersetzungen nach und nach veröffentlicht werden. Des bereits früher kurz erwähnten archäologischen Werks: „Antiquités helléniques ou reper-

toire d'inscriptions et d'autres antiquités decouvertes depuis l'affranchissement de la Grèce", von A. R. Rangabé (erster Band; Athen 1842), gedenken wir hier nachträglich nochmals, weil nunmehr der erste Band vollständig vorliegt. Das ganze Werk soll eine Übersicht der seit der Befreiung Griechenlands entdeckten Alterthümer in Griechenland — das Wort Alterthümer im weitern Sinne des Worts — enthalten, zugleich mit kritischen Anmerkungen des Herausgebers, der seit vielen Jahren Secretair der archäologischen Gesellschaft in Athen, auch seit einiger Zeit Professor der Archäologie an der Universität in Athen ist und durch seine Stellung dem Werke eine Art von officiellem Charakter gibt. Jedenfalls gewährt dasselbe einen genügenden Maßstab zur Beurtheilung der antiquarischen Schätze, die bereits aus Griechenlands befreitem Boden zu Tage gefördert worden sind und die noch darin verborgen liegen mögen. 5.

Bibliographie.

Bornhauser, T., Ida von Tockenburg, oder die schrecklichen Folgen der Eifersucht. Historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Schwäb. Hall, Haspel. 8. 1 Thlr.

Briefe eines Affen an seine Brüder. Zum Druck befördert von **** Hanau, Edler. 8. 1 Thlr.

Chrzanowski, Über den Parteigänger-Krieg. Eine Skizze. Aus dem Polnischen. Berlin, Stuhr. 12. 7½ Ngr.

Dael, Die Baumwolle und deren Verarbeitung in naturhistorischer, geschichtlicher, technischer und staatswissenschaftlicher Beziehung. Mainz, Edler. 8. 15 Ngr.

Ennemoser, F. J., Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal, oder Andeutungen, durch welche Mittel Friedensthal es dahin brachte, daß daselbst Wohlstand und Zufriedenheit herrschte. Mannheim. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Zur Literatur Johann Fischarts. Reveille matin oder Wachtfrüauf. Anmanung zu christlicher Kinderzucht. Ermanung an die Bundbaepstler. Zuerst wieder veröffentlicht durch *A. F. C. Vilmar.* Marburg, Elwert. 4. 10 Ngr.

Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit. Ein Lebensgemälde aus dem 17. Jahrhundert. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Höfling, J. W. F., Das Sakrament der Taufe nebst den andern damit zusammenhängenden Akten der Initiation. Dogmatisch, historisch, liturgisch dargestellt. Erlangen, Palm. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kuntz, C., Die Bergwunder, Reise-Erinnerungen zur Unterhaltung für Jung und Alt. Straßburg, Witwe Levrault. 12. 8¾ Ngr.

Lebensbeschreibungen und Kriminalprozesse berüchtigter Räuber und großer Verbrecher älterer Zeit. Nach Acten und Archiven. Nebst Bemerkungen über das Diebsgesindel im Mittelalter. Aus dem Französischen von L. Hain. 1stes Bändchen. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Friedrich's II. einzige Liebe. Roman. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr.

Marx, J., Caspar Olevian oder der Calvinismus in Trier im J. 1559. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Deutschland. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Gr. 8. 26 Ngr.

Nicolovius, A., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Main, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Riegler, G., Christkatholische Dogmatik, historisch, biblisch, patristisch, symbolisch, polemisch-apologetisch, praktisch dargestellt. 1ster Theil. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwab, G., Gedichte. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Thiersch, F., Allgemeine Ästhetik in akademischen Lehrvorträgen. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Tschabuschnigg, A. v., Der moderne Eulenspiegel. Roman. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 8. 3 Thlr.

Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. 1ste Abtheilung: Die Creationstheorie. 2te vermehrte Auflage. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Weber, B., Spartakus. Tragödie. Wien, Mörschner's Witwe und Bianchi. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wislicenus, E., Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen und wie sie geworden. 1stes Bändchen: Der Deutschen älteste Geschichte und Volkszustände. Leipzig, O. Wigand. 8. 16 Ngr.

Zschokke, H., Gesammelte Volksschriften. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 14 Ngr.

Tagesliteratur.

Binder, G. P., Zwei Reden, gehalten in der Kronstädter evangelischen Cathedralkirche im Jahre 1845. Kronstadt. 1845. 8. 5 Ngr.

Couard, C. L., Sie sahen Niemand, denn Jesum allein. Predigt über Matth. 17, 8. Berlin, Enslin. 8. 2½ Ngr.

Das preußische Eisenbahnnetz mit besonderer Beziehung auf die östlichen Provinzen. Vom Amtsrath Livonius und Oeconomiecommissarius Mertens. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Henß, A., Sendschreiben an den Hochwürdigsten Herrn Bischof zu Fulda, bezüglich dessen zur Fastenzeit 1846 erlassenen Hirtenbriefs gegen die Kirche der Deutsch-Katholiken. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 5 Ngr.

Holdheim, S., Predigt bei der am 2. April stattgefundenen Einweihung des Gotteshauses der Genossenschaft für Reform im Judenthum. Berlin, Behr. Gr. 8. 5 Ngr.

Lucius, Vortrag über öffentliches und mündliches Verfahren in Criminalsachen, gehalten im Bürgerverein. Braunschweig, Rademacher. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Müller, M., Christliche Gebete und Betrachtungen zunächst für die Deutsch-Katholiken. Berlin, Hold. 8. 15 Ngr.

Neander, A., Rede bei der akademischen Feier des 300jährigen Todestages Luther's am 18. Febr. 1846. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Riegler, G., Jesus der Messias und der Judaismus. Eine historisch-exegetisch-dogmatische Abhandlung. Hervorgerufen durch ein Beschwerde-Schriftlein des Rabbiners Rosenfeld zu Bamberg an die Ständeversammlung in München. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schrader, K., Der Antipietist, oder Vertheidigung des vernunftgemäßen Christenthums wider die pietistischen Angriffe. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Stosch, J. F. W., Lebensbilder, oder: Wohin führt die Anwendung der religiösen Grundsätze der sogenannten protestantischen Freunde? Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 8. 15 Ngr.

Strauß, V., Über die Gesangbuchssache in preußischen Landen. Eine Denkschrift. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 8. 6 Ngr.

Urtheil des kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg in der Untersuchungssache gegen den Prof. Dr. Sylv. Jordan wegen versuchten Hochverraths. Nebst den Entscheidungsgründen. Neueste Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Schulreden über die Fragen der Zeit. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Weiß, C., Betrachtungen über Rationalismus und Offenbarung. Ein Versuch zur Verständigung. Eisleben, Reichardt. 8. 15 Ngr.

Zittel, Begründung der Motion auf Religionsfreiheit in der badischen II. Kammer am 9. Dez. 1845. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 175. —— 24 Juni 1846.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sechs Bände. Berlin, Voß. 1843—44. 16. 4 Thlr.

Es begreift sich leicht, daß bei der Anzeige und Beurtheilung dieses Werkes nicht sowol der eigentliche Inhalt, das heißt die darin mitgetheilten 111 Reden, als vielmehr nur der Plan desselben und die Art der Ausführung von Seiten der Redaction geprüft werden kann. Um die hier vorgeführten Redner alle zu besprechen, um die Eigenthümlichkeit ihres Talents zu würdigen, sie untereinander zu vergleichen und gar um auf die von ihnen erörterten Gegenstände einzugehen, dazu wäre ein ganzes Buch zu schreiben nöthig oder auch wieder eine ganze Bibliothek. Daher soll hier nur von dem Plane der Redaction vorzugsweise die Rede sein.

Die politische Beredtsamkeit oder wenn man lieber will Sprechfertigkeit hat in Deutschland seit den letzten 15 Jahren unverkennbar einen bedeutenden Aufschwung genommen, und es ist mit Grund zu erwarten, daß sie sich, bei vervielfältigter Gelegenheit, noch höher und reifer entwickeln werde. Theils sind neue Verfassungen eingeführt worden, theils ist in den Ländern, welche schon Verfassungen besaßen, ein lebendigerer politischer Geist erwacht; die Provinziallandtage Preußens haben sich zu größerer Bedeutung erhoben, und auch außerhalb der Sphäre der politischen Institutionen, so eng gezogen in Deutschland der Kreis für die freie politische Bewegung des Volkes, so ängstlich überwacht das Wort ist, bei Festen, Versammlungen, Essen, hat sich das Rednertalent geübt und ausgebildet. Auch für die mit der politischen nahe verwandte gerichtliche Beredtsamkeit hat sich da und dort ein etwas erweitertes Feld aufgethan, und gar manche nicht politische Vereine sowie die Verhandlungen von Municipalitäten dürfen als Vorschulen für die politische Beredtsamkeit betrachtet werden. Wenn somit das Leben selbst die politische Beredtsamkeit begünstigt, übt und fodert, so scheint es zeitgemäß, daß auch die Mittel zur Bildung der Beredtsamkeit vervielfältigt werden, daß die Schule sich deren Pflege angelegen sein lasse und die Literatur ihr Nahrung zuführe. In diesem Sinne ist nun wol auch theilweise der Plan zu dem vorliegenden Werke gefaßt worden, obwol in dem Prospectus weniger dieser praktische Zweck als vielmehr der der Belehrung hervorgehoben ist, wenn gesagt wird: „Die «Bibliothek» dient zur Belehrung über die Tagesinteressen, indem sie uns zu den Quellen praktisch politischer Weisheit hinführt; sie gewährt würdige und ernste Unterhaltung, indem sie uns die vollendetsten Geistesproducte der für Vaterland und Freiheit, für Recht und Volksglück glühenden Männer zur Anschauung bringt; sie bildet endlich auch einen unentbehrlichen Commentar zu jeder Darstellung der Zeitgeschichte"; dagegen ist im Vorwort zum ersten Bande auch der genannte praktische Zweck angedeutet, welcher sich ohnehin von dem didaktischen nicht leicht trennen läßt.

Die nicht genannte Redaction zählt die vorliegende „Bibliothek" zu den historischen Werken und hat die Auswahl der mitgetheilten Reden „nach ihrem innern Werth und ihrer Bedeutung für die Interessen unserer Gegenwart" getroffen, hat jedoch „die Folge der Reden weder von der Zeit, in welcher sie gehalten wurden, noch von dem Stoffe, den sie behandelten, streng abhängig gemacht". Bei dem unermeßlichen zur Benutzung und Auswahl vorliegenden Material hatte die Redaction eine große, aber auch die Wahl und Anordnung erschwerende Freiheit; sie mußte ihre Grundsätze mit einer gewissen, wenn auch keineswegs unmotivirten Willkür feststellen; und so leicht es auch sein mag, den von ihr befolgten Grundsätzen andere entgegenzusetzen, so erscheint doch eine solche Kritik leicht als müßig und unfruchtbar, wenn sie nicht durch eine positive Leistung, durch die Durchführung eines andern Plans in einem selbständigen Werke unterstützt wird. Die Redaction kann mit Recht verlangen, zunächst nach dem von ihr selbst aufgestellten Kanon der Auswahl der Reden „nach ihrem innern Werth und ihrer Bedeutung für die Interessen unserer Gegenwart" die „Bibliothek" beurtheilt zu sehen.

Demnach ist die Aufgabe der „Bibliothek", durch die hier zusammengestellten Reden geschichtlich und politisch zu belehren und aufzuklären. Diese beiden Zwecke widersprechen sich zwar keineswegs, aber sie fallen auch nicht zusammen. Ein Hauptmoment der Geschichte bleibt immer das politische Leben und Interesse und die politische Wahrheit kann nie von dem Boden der geschichtlichen Wirklichkeit ganz abgelöst werden.

Nur die allgemeinsten Sätze des Rechts und der Politik lassen sich außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs erörtern; alles Concretere gewinnt nur auf historischem Boden seine wahre Bedeutung, sein rechtes Licht. Gründliche politische Einsicht und Belehrung wird daher gewiß nicht durch bloße philosophische Deduction und Demonstration erzeugt und mitgetheilt, sondern sie muß durch lebendige Anschauung der Geschichte vermittelt und bewährt werden; und Mancher, der eine Abhandlung über eine politische Frage gar nicht oder ohne Nutzen und rechtes Verständniß läse, hört oder liest mit Begierde und Interesse eine Rede darüber, die durch einen concreten Fall, durch einen in das Leben eines Volkes, in die Zeitgeschichte eingreifenden Streit hervorgerufen, mit der Wärme des Lebens, mit der gesteigerten Energie des Kampfes, vielleicht mit tief erregtem Gefühl oder mit feuriger Leidenschaft das Problem behandelt. Insofern ist es ein glücklicher Gedanke, die politische Theorie durch den geschichtlichen, praktischen Commentar wirklich gehaltener Reden, die grossentheils eine Wirkung hervorgebracht, mehr oder minder bedeutende Folgen gehabt haben, zu veranschaulichen und zu beleben. Viele der wichtigsten Probleme der Politik im weitesten Sinne sind durch die Reden der „Bibliothek“ beleuchtet; wir führen beispielsweise folgende an: Über Preßfreiheit (mehre, von Liebenstein, Sander, Royer-Collard u. A.), über die Grundsätze des constitutionellen Staatsprincips, Verantwortlichkeit der Minister, den Adel, über Wahlfreiheit und Wahlgesetze, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Criminaljustiz, Religionsfreiheit, Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, über Volkserziehung, Volksschulwesen, Universitäten, Volksbewaffnung, Handelsfreiheit, Zollgesetzgebung. Neben diesen Gegenständen von allgemeinem Interesse, die jedoch alle unter bestimmten gegebenen Verhältnissen an verschiedenen Orten zur Sprache kamen, behandeln viele Reden besondere Anliegen, Wünsche, Beschwerden, Einrichtungen einzelner deutscher Länder, theils sprechen sich französische und englische und andere Redner und Staatsmänner über politische Angelegenheiten ihrer Länder aus; auch sind einige Anklage- und Vertheidigungsreden mitgetheilt. Die Sammlung ist, wie man aus dieser lückenhaften Inhaltsangabe schon sieht, reichhaltig genug; jedoch vermißt man darin Reden über manche der wichtigsten deutschen Interessen, namentlich über das Verhältniß des Deutschen Bundes zu den deutschen Verfassungen. Die Redaction deutet an, daß sie auf mancherlei Hindernisse gestoßen sei, welche zu überwinden nicht in ihrer Macht gestanden; wir glauben das gern, aber dann ist sehr zu beklagen, daß nicht ein für die unverkümmerte Durchführung des Planes günstiger Ort oder eine größere Freiheit gewährende Form der Herausgabe gewählt wurde. Sogar in den mitgetheilten Reden selbst mußte, wie es scheint, hin und wieder etwas ausgelassen werden, eine Verstümmelung, welche den fatalsten Eindruck macht, indem sie das Gefühl des störendsten Mistrauens erzeugt. Ein solches Unternehmen hätte vor Allem sich von der Bevormundung der Censur zu befreien suchen sollen.

Vermißt man in dieser „Bibliothek“ Reden über manche wichtige Punkte der deutschen Politik, so wird diese Lücke nicht ersetzt durch die Reden fremder Redner und Staatsmänner. Einige zwar von diesen behandeln oder berühren allgemeine politische Grundsätze, z. B. die von Robespierre über die Abmessung bürgerlicher Rechte nach einem Census, von Barnave über das Recht des Kriegs und Friedens; aber sehr viele beziehen sich auf ganz individuelle historische Verhältnisse, wie z. B. auf das Verhältniß Irlands zu England oder auf den Durchsuchungsvertrag: Gegenstände, die allerdings ein großes Interesse für die Gegenwart haben, aber weniger sofern es sich um bestimmte Grundsätze als um den Kampf von Parteien und um die Rivalität der Nationen handelt. Ganz am Platze dagegen ist eine Rede des ältern Pitt über die Angelegenheiten der amerikanischen Colonien, sofern darin das allgemeine Thema des Rechts der Besteuerung erörtert wird, worüber sich keine deutsche Rede in der Sammlung findet. Die „Bibliothek“ bekommt durch die Aufnahme so verschiedenartiger Reden zwar ein weniger ausschließlich politisches, ein mehr historisches Gepräge; aber es will uns bedünken, daß sie dadurch den Charakter der innern Einheit verliere. Die dankenswerthen biographischen Notizen orientiren zwar einigermaßen den Leser, aber doch nicht hinreichend, wenn er nicht zuvor schon mit den geschichtlichen Verhältnissen, unter welchen die Reden entstanden sind, genauer bekannt ist, und Walpole's Rede zur Vertheidigung seiner ministeriellen Wirksamkeit wird heutzutage Wenige interessiren. Von Fox würde sich gewiß *eine bedeutendere* Rede als die über Verschwendung *in der Staats*verwaltung leicht haben finden lassen; vom Grafen Grey oder Lord John Russell, den Vorkämpfern der Reform, wäre wol auch eine Rede zu erwarten gewesen; und der Proceß der französischen Minister oder die Berathung des Gesetzes über die Pairie hätte unsers Erachtens nicht ganz sollen übergangen werden, hauptsächlich darum nicht, weil dabei allgemeine politische Grundsätze zur Erörterung kamen. Auch die Mittheilung von Reden über die Lehr- und Unterrichtsfreiheit, etwa einer von dem geistvollen und hitzigen Grafen Montalembert und einer Erwiderung Guizot's, wäre gewiß passend gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.*)

11. Christoterpe.

Ref. hat sich im vorigen Jahre die Mühe gegeben, die pietistische, Vernunft und Wissenschaft verketzernde Tendenz dieses Almanachs zu bekämpfen. Dieses Jahr wird er das bleiben lassen, einmal weil man sich mit Verächtern des Verstandes doch niemals verständigen kann, noch mehr aber, weil

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 312 — [illegible] und Nr. 342 — [illegible] d. Bl. f. 1845. D. Red.

er zu der Einsicht gelangt ist, daß solche Schriften der Sache der Vernunft nicht etwa schaden, sondern im Gegentheil mehr als alle Demonstrationen dagegen ihr nützen, insofern nämlich alle Diejenigen, welche zwischen Pietismus und Rationalismus in der Mitte stehen, dergleichen Verhöhnungen des denkenden Geistes nicht lesen können, ohne sich immer weiter von der exclusiven Frömmigkeit weg und der unbefangenen Vernünftigkeit zuzuwenden. Jedenfalls wird daher der Sache der freien Geistesentwickelung am besten gedient sein, wenn wir hier statt aller kritischen und polemischen Bemerkungen einige Stellen charakterisiren oder wörtlich mittheilen, in welchen der Pietismus am kräftigsten und wirksamsten pro ara et foco zu kämpfen meint. Zu diesen gehört vor allen die durch und durch geharnischte Vorrede des Herausgebers A. Knapp. In einem mit den gewöhnlichen Redensarten verbrämten Glaubensbekenntniß heißt es unter Anderm: „Wir glauben, daß Diejenigen, welche den Glauben an Jesum, den Sohn des lebendigen Gottes, im Sinne der Schrift verachten oder gar befehden, nicht mit Recht noch mit gutem Gewissen ein Lehr- oder unmittelbares Verwaltungsamt in der evangelischen Kirche bekleiden können, sondern, so lange sie jenen Sinn behalten, theils durch Unterlassungs- theils durch Begehungssünden zu Denjenigen gehören, welche die Schrift Erdenverderber nennt und welche von Gott gerichtet werden. (!) Wir glauben, daß der Sinn und Wille Christi sehr gut aus dem geschriebenen Worte des Neuen Testament zu erkennen sei und daß die Mitglieder der evangelischen wie der katholischen Kirche kein elenderes Mittel zur Kirchenverbesserung erwählen können, als wenn sie den dermaligen Zeitgeist der Politik und Wechselphilosophie, worin auf der einen Seite der Demokratentrotz (Recht so! wenn sonst nichts, schlägt doch wol die Verdächtigung und Denuncirung bei den Machthabern an!), auf der andern der Panatheismus (Auf wen paßt dieser Name besser als auf alle Die, welche den Pantheismus verwerfen?) sein Haupt erhebt, mit dem Worte Gottes wie Stroh mit Gold vermengen und durch solcherlei tödtende Zusätze dem Leben unsers ebenso hochmüthigen als entnervten (?) Geschlechts aufzuhelfen suchen. Wir glauben, daß es der Kirche wie dem Staat allein wohlgehen könne, wenn sie sich, wie gleich der erste Paragraph in der Urkunde des «heiligen Bundes» selbst, gewiß aus namhaften und triftigen Gründen, bekennt, dem königlichen Lebenswort Jesu Christi kindlich und unbedingt unterwerfen und als christliche Institute sich an das Wort Desjenigen halten, der bezeugt hat: Ohne mich könnt ihr nichts thun; an das Wort Dessen, der uns von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist. Wir glauben im Hinblick auf das mannichfaltige Elend der Völker an den bewährten Spruch: «Hier hilft weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, das Alles heilt.» Wir huldigen ihm, der gesagt hat: «Wahrlich, wahrlich, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. So euch nun der Sohn frei machet, so seid ihr recht frei. So ihr an meiner Rede bleibet, so werdet ihr meine rechten Jünger sein und die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Denn ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme» (Ganz recht, auch Gallet in seinem „Laienevangelium" hat diese Stimme gehört!). Wir leben jedoch in einer Zeit, worin man nachgerade Religionen und Kirchen wie Casinos oder dgl. etwas zu arrangiren beginnt und wo das Königswort Jesu Christi von Blinden in Abstreich gegeben wird, sodaß diejenige Partei, die am wenigsten davon behält und es am wohlfeilsten nimmt, sich als die jeweilige Löwin des Tages gebehrdet. So kann's am Ende in Religionssachen noch eine Art von haitischer Negerrepublik geben, wiewol mit dem Unterschied, daß uns das göttliche Wort nie zur Sklaverei des Geistes beruft, sondern blos von gesetzlosen Geistern als eine Fessel betrachtet, und daß in diesem Betracht auch die evangelische Kirche eine Tyrannin genannt wird, was sie ihrem innersten Princip nach gewiß nicht ist noch sein kann, so viel auch im Einzelnen schon von Menschen dagegen verstoßen wurde (Von den Verächtern und Criminalrichtern der Vernunft nicht auch?). Da gilt es nachbessern, helfen, auf das Princip zurückgehen; ein anderer Grund kann jedoch nimmermehr gelegt werden als der schon gelegt ist, welcher ist Christus und sein unvergängliches Wort. Es ist aber weit heruntergekommen mit einem satten, blasirten Geschlecht, bei welchem dasjenige Element, welches Apostel und Propheten, Heilige und Märtyrer, Kirchenväter und Reformatoren gezeugt hat, von allerlei modisch aufgeputzten Renegaten als mythischer Wahn verlästert werden darf, ohne daß die übrige Christenheit ein freies, ritterliches Gesammtzeugniß dagegen zu erheben wagte, ein gerechtes, dem Herrn zur Ehre dienendes Zeugniß gegen freche Atheisten, welche den Christen ihren heiligen Glauben als Koth an den Kopf werfen und sich dadurch mit den edelsten Geistern wie mit den heiligsten Früchten und Vermächtnissen aller Jahrtausende in den gemeinsten, schnödesten Widerspruch setzen, den persönlichen Scandal als Hauptwaffe gegen die Anhänger des Evangeliums gebrauchen, und, während sie für die von ihnen geschmähten Kleinodien der Schrift und die Leugnung eines persönlichen Gottes (?) und Vernichtung des menschlichen Ich nach dem Tode (?) zu bieten wissen, ihren nihilistischen Wust überall als unabweislichen Fortschritt ausposaunen."

Friedsamer ist die Biographie Benjamin Gottlieb Kohlmeister's (eines Missionars), von G. H. v. Schubert, und dabei so weise und gottvertraut, daß darin dem lieben Gott die Plane seiner Vorsehung bis ins kleinste Detail nachgerechnet werden. Wenn der kleine Kohlmeister ins Wasser fällt und doch nicht ertrinkt, so weiß der Verf. aufs Haar, daß die Sache blos darum so gut abgelaufen ist, damit so und so viel Eskimos von ihm bekehrt werden sollten. Warum er aber dazu überhaupt ins Wasser fallen mußte, darüber erhalten wir keine Aufklärung. Zum Dank will ich dem Verf. mittheilen, wie sich eine alte Judenfrau dergleichen Fälle zu erklären pflegte. Wenn der liebe Gott, sagte sie, einem armen Schlucker eine Freude machen will, ohne daß es ihm was kostet, dann läßt er ihn was verlieren und nach einigem vergeblichen Suchen wider Erwarten wiederfinden.

In der Lebensbeschreibung des seligen Ludwig Hofacker von A. Knapp wird unter Anderm folgende Stelle aus einer Predigt des Verewigten mitgetheilt: „Von Natur sind wir nicht mehr Kinder Gottes, sondern Kinder des Zorns, von der Sünde, vom satanischen Element durchzogen. Wenn ein Mensch bleibt wie er ist, wenn in ihm nicht Dasjenige vorgeht, was man Wiedergeburt heißt, so ist und bleibt er ein Kind des Zorns und hat keinen Antheil an der Seligkeit noch am Reiche Gottes, sondern er ist ein finsterer Geist und muß einst dahinfahren mit der Finsterniß seines Herzens in die ewige, undurchdringliche Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen ist. Ich weiß wohl, daß dieses nicht die Lehre der Neuerer und falschen Propheten ist, denn diese sucht die hochmüthigen, leichtsinnigen Menschen nur einzuzwängen in falsche Sicherheit und fleischliche Ruhe, damit sie doch ja nicht zu sich selbst kommen, noch bedenken, was zu ihrem Frieden dient. Man hat deswegen in neuerer Zeit die unerhörte Lehre aufgebracht, daß alle Menschen von selbst Kinder Gottes seien und von Natur Ansprüche haben an das Reich Gottes, ja sogar, daß gerade dieses der Hauptvorzug der Lehre Christi sei, daß er alle Menschen ohne Unterschied lehre, Gott sei ihr Vater und sie sammt und sonders seine Kinder. Nein, nein! so wird vom Heilande das Reich Gottes und das Reich des Teufels nicht miteinander vermengt! Ich fühle mich zu der Erklärung gedrungen, daß dieses lauter antichristliche, verfluchte Lügen sind und bezeuge vielmehr vor dem Herrn Jesu das gerade Gegentheil."

Aus den Briefen Hofacker's erfahren wir unter Anderm seine Ansichten über das Böse in der Welt: „Weiß ich nicht, was für eine neue Theologie in *** aufkommt. Da behauptet man z. B. in allem Ernste, der Herr habe den Napoleon

zum Kaiser der Franzosen gemacht, dies als abgeleitete Folgerung aus dem Satze: daß nichts in der Welt ohne den heiligen Willen Gottes geschehe, während doch aus der Geschichte offenbar ist, daß er durch wüthendes Blutvergießen (als General), durch die Festigkeit seines Eigenwillens, durch Klugheit auf seine Faust hin, ohne den mindesten eigentlichen Beruf sich zum Kaiser gemacht hat. Ihr sprecht: Der Herr thut Alles, es geschieht nichts ohne seinen Willen. O wie gut weiß man das! Aber ebenso will ich euch beweisen, daß der Herr den Tezel zum Tezel, den Teufel zum Teufel gemacht habe, was doch Gotteslästerung ist (vgl. Offenb. 13, 2. 4). Das ist ja eben die alte crux philosophorum et theologorum, wie man das Böse mit der Weltregierung Gottes und mit seinem Willen vereinigen könne, und zu diesem Zweck hat man unterschieden zwischen wirkendem und zulassendem Willen Gottes, zwischen seinen eigenen Rathschlüssen und zwischen seiner langmüthigen Geduld, wiewol damit auch nicht Alles erklärt wird. Aber, geliebte Brüder, wenn hier ein Geheimniß ist, wie dieses bisher alle menschlichen Geister, die darüber nachdachten, erklärt und bekannt haben: so sollen wir nicht so plump mit unserer Vernunft dareinfahren, sondern uns beugen und demüthigen, und erkennen, daß wir es nicht wissen. Denn Das müsset ihr doch zugeben, es ist ein großer Unterschied zwischen den Dingen, die unterm Monde geschehen. Es gibt Dinge, die geschehen so, daß man gewiß weiß, Gott will sie haben. Es gibt aber auch Dinge, die geschehen so, daß man gewiß weiß, der Teufel will sie. Stellet einmal die Berufung des Apostels Paulus mit der Berufung Napoleon's zusammen, oder das Missionswerk mit einem Eroberungskrieg. Es waltet darin doch ein himmelweiter Unterschied und es kann sicherlich nicht wohlgethan sein, Alles sofort nach einem philosophischen Princip in Einen Kessel zu werfen, und wenn man die Mengerei mit noch so schönen Raisonnements ausschmückte. Ich halte das für einen groben Irrthum."

Über die Rechtfertigungslehre spricht sich Hofacker dergestalt aus: „Seitdem die Menschheit eine Sünderin, d. h. ein dem Fluche verfallenes Geschöpf in den Augen Gottes geworden ist, hat sie nach dem Rathschlusse Gottes einen ganz andern Weg zur Herrlichkeit als die ungefallenen Geister. Durch die Geister letzter Classe soll Gott verherrlicht werden. Sie sind in einem beständigen Wachsthum ihrer heiligen Natur und haben keinen Fall zu beweinen. Die gefallene Menschheit aber muß, seitdem sie mit dem Opfer des Sohnes Gottes erkauft ist, gleichsam unter sich wachsen, wenn sie wieder etwas werden soll zum Lobe der göttlichen Herrlichkeit; ihre Übung besteht vornehmlich in fortwährender Erkenntniß ihres Falles, und dieses dient zur Verherrlichung Christi. Wir können jetzt nicht mehr in anerschaffener Naturkraft von einer Stufe zur andern steigen wie die Ungefallenen, dieses ist uns nicht unmittelbar mehr möglich, sondern wir müssen durch das Armensündergefühl, und darin Christum finden, und aus diesem Gefühl darf die erlöste Seele nicht mehr heraus, weder in Zeit noch in Ewigkeit." Dieser Ansicht gemäß erklärt er weiterhin diejenige Auffassung der Rechtfertigungslehre, welche meint, daß der Tod Christi uns nur insofern rechtfertige, als wir selbst dadurch in Sinn und Wandel geheiligt werden, für eine einseitige und niedrige, und schreibt unter Anderm einem Freunde, der diese Ansicht theilt: „Es kann dir nicht geholfen werden, außer wenn du deinen dicken, störrigen Vernunftskopf etwas beugst und den Jesus annimmst, der die Gottlosen gerecht macht. Und wahrlich, so mußt du lieber Gottloser auch gerecht werden, deine größte Gottlosigkeit aber ist dein Stolz, daß du eigentlich von Gott Recht verlangst und keine völlige Gnade in Christo Jesu." Doch genug!

Genießbarer sind folgende Gaben: „Das Ende einiger evangelischen Märtyrer unter Maria der Katholischen", von **Karl Becker**, und: „Rettung aus Pest und Brand. Zwei Episoden aus der Selbstbiographie des Karl Dominik v. Gasser, Barons von Thurn. Mitgetheilt von **Chr. G. Barth**." Sie haben eine polemische Richtung gegen das Papstthum und huldigen insofern wenigstens der Freiheit. Es muß in der That einige Naivetät dazu gehört haben, diese Aufsätze, namentlich den ersten, in diesem Taschenbuche mitzutheilen, denn unwillkürlich drängt sich die Idee auf, daß doch die hier gebrandmarkten römisch-katholischen Ketzergerichte und die Verdammungsurtheile, welche die Frommen über die Vernunftgläubigen aussprechen, wenn nicht in der Wirkung, so doch im letzten Grunde ziemlich Ein und Dasselbe sind, insofern sie beide auf der anmaßlichen Voraussetzung beruhen, im Besitze des alleinseligmachenden Glaubens zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Missionnaire.

Die Geschichte der geistlichen Missionen, welche von Frankreich aus nach den uncivilisirten Gegenden Asiens, Afrikas und Amerikas unternommen sind, bietet einige herrliche Blätter, auf denen Thaten der Begeisterung und Aufopferung verzeichnet sind. Auch die Wissenschaft verdankt jenen muthvollen Männern viel, welche in siegesfroher Zuversicht die Anmuth des europäischen Lebens mit den Leiden, Mühseligkeiten und Fahrnissen des Wanderlebens vertauschten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an Das, was von Seiten der französischen Jesuiten zur Erweiterung unserer Kenntniß Chinas geschehen ist. Eine Zusammenstellung aller einzelnen hierauf bezüglichen Notizen, aus der sich eine einigermaßen vollständige Geschichte des Missionswesens ergeben würde, müßte eine verdienstvolle Arbeit genannt werden. Henrion's Werk, welches sich bereits einer deutschen Übertragung zu erfreuen gehabt hat, genügt strengern Anfoderungen durchaus nicht. Es ist weniger aus wissenschaftlichem Interesse als aus einer Speculation auf die Moderichtung, welche sich jetzt etwas mehr als früher auf religiöse Dinge geworfen hat, hervorgegangen. Es kommt uns gegenwärtig die Ankündigung von einer neuen Publication dieser Art zu, welche auf einer breitern Grundlage angelegt ist. Der Titel dieser neuen Erscheinung lautet: „Histoire de l'apostolat. Voyages des missionnaires catholiques dans toutes les contrées de monde", von Dally. Dieses Werk ist auf zwölf Bände berechnet, von denen der erste binnen kurzem die Presse verlassen wird. Der ziemlich bedeutende Umfang des ganzen Unternehmens läßt schon eine größere Vollständigkeit zu als jene obenerwähnte Schrift von Henrion erzielen konnte. Es steht nun nur zu hoffen, daß der Verf., statt sich in dem breiten, weichlichen Tone zu ergehen, in dem solche Darstellungen abgefaßt zu werden pflegen, mehr auf eine gedrängte, inhaltreiche Zusammenfassung wirklicher Resultate sehen möge. Nur in diesem Falle kann sein Werk wahrhaft wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen.

Geschichte eines politischen Spions.

Die schöne Literatur verirrt sich immer mehr und mehr in das Gebiet der Criminaljustiz und der geheimnißvollen Umtriebe. Das einzige Gute was dabei zuletzt herausspringen wird ist, daß die Schriftsteller, welche dieser Tendenz huldigen, sich in Folge ihres gründlichen Studiums des Verbrechens künftig ganz trefflich zu Policeispionen qualificiren werden. Diese für literarische Interessen nicht sehr erbauliche Betrachtung drängt sich uns bei Gelegenheit eines vor kurzem erschienenen Werks auf, welches — wie schon der Titel verheißt — die Geschichte eines politischen Spions bietet („Histoire d'un espion politique sous la restauration, le consulat et l'empire"). Es ist unbegreiflich, wie ein so befähigter Schriftsteller wie R. Fournier, dessen Namen wir in verschiedenen Feuilletons mit Vergnügen begegnet sind, sich zu solcher Buchmacherei, die offenbar nur aus einer Geldspeculation hervorgegangen ist, hergeben kann. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 176. —— 25. Juni 1846.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Man kann in dieser „Bibliothek politischer Reden" eine Art von zwanglosem Cursus über Politik erblicken, und wenn man nach einer gewissen Einheit und Vollständigkeit sucht, so findet man darin noch eher die Hauptsätze einer politischen Theorie ausgeführt als daß die geschichtlichen Ereignisse und Entwickelungen sich mit einer auch nur annähernden Vollständigkeit darin spiegelten. Fragt man nach der politischen Farbe der „Bibliothek", so darf man ohne Bedenken antworten, daß die Auswahl der Reden im Ganzen im Sinne des entschiedenen Liberalismus getroffen sei, und man kann hinzusetzen, im Sinne von Rotteck und Welcker, auf deren Äußerung, daß eine solche Sammlung von Reden ein Bedürfniß der Zeit sei, die Redaction sich ausdrücklich beruft. Wol ein Viertheil der gesammten Reden gehört deutschen Liberalen an; die französischen sind meist ebenfalls als liberal zu bezeichnen — mehre rühren aus den Perioden der ersten Revolution her —; gegen das liberale Princip ist eigentlich nur die einzige Rede Pitt's gerichtet, welche auf Fortsetzung des Kriegs gegen das republikanische Frankreich dringt. Schwerlich wird geleugnet werden können, daß das liberale Princip in Deutschland, zumal im constitutionnellen Deutschland, die Mehrzahl der Talente, der Redner in den Ständeversammlungen, für sich habe, und daß diese ihre Sache mit weit mehr Zuversicht und Wärme vertheidigen als die Anhänger des entgegengesetzten Systems; aber es wäre doch vielleicht angemessen gewesen, wenn die Redaction, um allen Schein zu vermeiden, als wolle sie durch die „Bibliothek" nur überreden, die Gegenpartei, welcher es doch nicht an talentvollen Rednern fehlt, auch hätte zum Wort kommen lassen. Statt der drei oder vier Reden für die Preßfreiheit hätte wol auch eine dagegen gegeben werden können, um Gelegenheit zu bieten, das Gewicht der Gründe für und wider gegeneinander abzuwägen. Von der das liberale Princip bekämpfenden Partei in Deutschland ist nur eine Rede in die Sammlung aufgenommen, die des Fürsten von Öttingen-Wallerstein über geheime Policei in Baiern, worin jedoch nicht etwa dies Institut vertheidigt, sondern dessen Bestehen aufs entschiedenste widersprochen, jeder Gedanke daran mit Entrüstung zurückgewiesen wird. Je weniger vom Redner, vom politischen Redner, welcher nothwendig Partei nehmen muß, verlangt werden kann, daß er mit derselben Umsicht und Unparteilichkeit wie etwa der philosophische Schriftsteller einen Gegenstand behandle, welcher sein tiefstes Interesse in Anspruch nimmt, daß er alle gegen seine Ansicht aufzufindenden Gründe selbst aufsuche, da er weiß, daß kampflustige Gegner genug da sind, um sie geltend zu machen, um so mehr ist es nothwendig, zum Behuf der politischen Belehrung beide Parteien gegeneinander sich aussprechen zu lassen; bei den Einsichtsvollen und Urtheilsfähigen wird dann doch die Wahrheit den Sieg behaupten, einen rühmlichern Sieg, weil er die Frucht der Prüfung und nicht die Folge der Überredung und Überraschung ist. Der Prospect selbst sagt: „In den politischen Reden entwickeln sich die historischen Gegensätze in dramatischer Haltung"; aber wo bleibt das Dramatische, wenn nicht die Gegensätze aufeinander treffen? Es ist wahr, das antiliberale Princip hat über manche Punkte der Discussion entsagt und stützt sich, statt auf Gründe, Beredtsamkeit und Recht, auf die Macht, auf die angebliche Nothwendigkeit, auf den factischen Bestand; aber es gibt auch Positionen, welche zwar häufig im Namen des Liberalismus in Anspruch genommen und angegriffen werden, die jedoch ein im guten Sinne conservativer Staatsmann behaupten dürfte, ohne deshalb illiberal zu sein. Das Princip des Liberalismus, welches möglichste Freiheit für das Individuum fodert, begünstigt die bürgerliche Niederlassung, die Heirathen, die Gewerbefreiheit, die Güterzerstückelung durch Erbtheilung und Freiheit der Veräußerung; aber kein Denkender verbirgt sich die Misstände, zu welchen diese Freiheit führt, und man wird sich besinnen, Denjenigen illiberal zu nennen, der lieber etwas von dieser an sich so wünschenswerthen Freiheit aufopfern als jene Übelstände und Gefahren zu einer drohenden Höhe anwachsen lassen will. Übrigens vermissen wir in der „Bibliothek" Reden über die meisten der eben genannten wichtigen Gegenstände in der einen oder andern Richtung, mit Ausnahme von Winter's Rede über die Gewerbeordnung und Gemeindebürgerrechte.

Im Ganzen muß lobend anerkannt werden, daß die „Bibliothek" eine große Mannichfaltigkeit von Rednern und von Gegenständen bringt, und daß sie einen reichen

Schatz von Kenntnissen, Ansichten und Wahrheiten enthält; daß namentlich die meisten politischen Ideen, welche die Neuzeit bewegen, welche den politischen Fortschritt bedingen, darin ausdrücklich oder gelegentlich erörtert und beleuchtet werden. Wir glauben gern, daß das Werk ein Bedürfniß befriedigt, wenngleich es als ein erster Versuch, nach dem eigenen Geständniß der Redaction, noch der nachsichtigen Beurtheilung bedürfen mag. Wenn spätere Unternehmungen — und an solchen wird es gewiß nicht fehlen, falls die „Bibliothek" sich einen ausgebreiteten Beifall erringt — sie an Reichhaltigkeit und vielleicht auch in strengerer Festhaltung eines bestimmten Gesichtspunkts übertreffen, so gebührt ihr doch das Lob, Bahn gebrochen zu haben.

Es sei uns gestattet im Interesse der Sache noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche nicht als Tadel gemeint sind, sondern nur von Denjenigen erwogen werden möchten, welche später ein ähnliches Werk unternehmen. Die Idee, die vortrefflichsten politischen, insbesondere die parlamentarischen Redner der Neuzeit in einem Sprechsaal, in einem Werke zu versammeln, und so gleichsam nicht nur Individuen mit Individuen, sondern Nation mit Nation mit den Waffen des Geistes und Wortes kämpfen und wetteifern zu sehen — ein Kampf, aus welchem am Ende nothwendig die Wahrheit und das Recht als Sieger hervorgehen werden —, diese Idee hat gewiß etwas sehr Großartiges. Das Mens agitat molem! könnte vielleicht auf keine schlagendere Weise veranschaulicht werden als durch die Aneinanderreihung von Staaten und Völker bestimmenden Reden, welche, aus dem Geiste geboren und seiner ewigen Natur theilhaft, noch leben, wenn von den Schlachten der Eroberer jede Spur verschwunden ist. Aber bald zeigt sich, daß die Ausführung weit, unendlich weit hinter der Idee zurückbleiben muß. Ist auch die Zahl der in jeder Beziehung großen, der vollendeten Redner der Neuzeit nicht groß, so dürften in einem solchen rednerischen Pantheon doch auch diejenigen Redner und Staatsmänner nicht fehlen, welche durch ihre Stellung, ihren Geist und Charakter überhaupt wichtig und bedeutend geworden sind, und so würde schon die erste französische Revolution allein eine nicht zu bewältigende Menge von Rednern und Reden liefern. Jedenfalls müßte man sich daher zu einer Auswahl entschließen. Aber wie schwierig ist diese! Eine einzelne Probe, aus den Werken eines Schriftstellers oder Redners herausgegriffen, erinnert manchmal beinahe an jenen Mann, der einen Stein als Muster seines Hauses, das er verkaufen wollte, vorzeigte. Denn wie verschieden ist der Geschmack und das Urtheil! und wählt man auch eine besonders berühmt gewordene Rede, so ist noch sehr die Frage, ob diese gerade den Redner am richtigsten charakterisirt, ob sie, aus dem historischen Zusammenhang herausgerissen, auf den Leser einen so gewaltigen Eindruck zu machen geeignet ist wie auf die Hörer, ob nicht die augenblickliche durch die Verhältnisse bedingte Stimmung des Redners, sein im Ton und in Geberden sich verrathendes Gefühl das Meiste that? Jeder Redner, von dem sich eine richtige Anschauung bilden soll, muß durch eine größere Anzahl von Reden charakterisirt sein; dann erst ist ein Urtheil möglich über das Wesen, den Stil seiner Beredtsamkeit, über die Consequenz seiner Ansichten, über den Charakter seiner Argumentation, über die Einseitigkeit oder Vielseitigkeit seines Geistes, über das Maß seines Ideenreichthums und seine größere oder geringere Meisterschaft in der Form. Wir verlangen, einen bedeutenden politischen Redner in mehr als einer Art der Rede uns vorgeführt zu sehen, wie er mit staatsmännischem, philosophischem Geiste wichtige politische Maßregeln beantragt und begründet, wie er das System, die Ansichten der Gegner bekämpft und widerlegt, wie er die gegen ihn gerichteten Angriffe zurückweist. Dieser Anfoderung wird nur durch mehre Reden genügt; und dazu kommt noch, daß die Trefflichkeit der Form und die Gediegenheit des Inhalts einer Rede nicht immer zusammentreffen. Welche Ausdehnung demnach eine solche Sammlung bekommen würde, sieht man aus neuern französischen Geschichtswerken, die viele Reden aufnehmen, ohne doch entfernt auf Vollständigkeit Anspruch zu machen; denn dann müßten sie die zahlreichen gewaltigen Bände des „Moniteur" großentheils abdrucken. Ungefähr ebenso verhält es sich mit den englischen Rednern; und müßten in eine Sammlung der bezeichneten Art nicht auch manche beredte Spanier, wie der „göttliche" Arguelles, aufgenommen werden? Abgesehen jedoch von der Unmöglichkeit wegen der zu großen Mühe erhebt sich gegen jene Idee noch ein anderes wichtiges Bedenken. Beim Redner ist die Sprache, in welcher er sich ausspricht, etwas sehr Wesentliches; der ganze Charakter der Beredtsamkeit, wie auch der Poesie und selbst der Philosophie eines Volkes wird bis auf einen gewissen Grad von dem Genius seiner Sprache influirt, und daher tritt uns der Redner nur in seiner Nationalsprache in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Für die fremder Sprachen Unkundigen sind Übersetzungen immerhin ein dankenswerther Ersatz; aber in der Beredtsamkeit so wenig als in der Poesie gibt die Übertragung ganz, in allen feinern, aber oft so bedeutsamen und wirkungsvollen Zügen und Nuancen, in allen charakteristischen Wendungen des Stils, das Original wieder. Natürlich kann dies kein Abhaltungsgrund sein, die Reden von Engländern und Franzosen ins Deutsche zu übersetzen, denn vom wesentlichen Sinne geht bei einer sorgfältigen Übertragung nichts verloren; aber bedenklich scheint es, solche übersetzte Reden mit deutschen Originalreden in einer Sammlung zusammenzustellen; denn während die letztern in der ganzen Schärfe ihres ursprünglichen Gepräges gegeben werden können, ist bei jenen mindestens der Duft der Sprache und des Ausdrucks weggewischt, und dadurch kommen sie bei der Vergleichung in Nachtheil, was auch sonst ihre Vorzüge sein mögen. Streng genommen scheint mithin nur eine Sammlung von Reden verschiedener Nationen in den Originalsprachen zulässig, — ein solches Unternehmen

aber würde freilich wenig Gunst finden. Auf dies nun gründen wir unsere Ansicht, daß es gerathener wäre, sich bei einer Sammlung von Reden auf die Redner eines einzigen, des eigenen Volkes, zu beschränken; und es spricht dafür noch ein weiterer, gewichtigerer Grund. Während die fremden Redner dadurch gegen die deutschen in Nachtheil kommen, daß sie in einer andern als ihrer eigenen Sprache neben jenen auftreten, ist in anderer Beziehung diese Zusammenstellung für die deutschen Redner ungünstig, sofern sie Vergleichungen hervorruft, welche der Natur der Sache nach nicht zum Vortheil der Letztern ausfallen können. Handelte es sich nur um die Vorzüge der Form, die von der sorgfältigern Übung des Talents abhängen, so könnte man sagen, die englischen und französischen Muster mögen den Deutschen als zur Nacheiferung spornende Vorbilder dienen; aber nicht hierin besteht der wichtigste Unterschied. Die englischen und französischen Redner erfüllt und hebt das Bewußtsein, im Interesse und als Vertreter großer Nationen oder doch großer, einflußreicher Parteien dieser Nationen zu sprechen; sie wissen oder sie hoffen, daß ihre Reden bedeutende Folgen haben werden, daß wichtige Veränderungen im System oder im Personal der Verwaltung, große Maßregeln der Gesetzgebung, Entscheidungen über Krieg und Frieden sich daran knüpfen, oder wenn auch nicht gerade die Beredtsamkeit solche Wirkungen hervorbringt, wenn auch der Wille und die Stimmen der Parteien sich von den glänzendsten Fulgurationen des rhetorischen Genies und Talents selten bestimmen lassen, so wirkt doch immer der Redner auf die öffentliche Meinung, er verherrlicht den Sieg oder verbreitet selbst auf die Niederlage einen tröstenden Glanz; bei jenen Völkern sind die ausgezeichnetsten Redner meist auch praktische Staatsmänner, Minister oder Candidaten für Ministerien. In Deutschland ist dies ganz anders. In den kleinen constitutionellen Staaten steht hinter den politischen Rednern der Ständeversammlungen nicht eine Nation, sondern nur das Volk des einzelnen Landes, und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der gesammten deutschen Nation begleitet in einzelnen Fällen die Verhandlungen der Ständeversammlungen mit regerm Interesse. Wol kommen in diesen hochwichtige, die ganze Nation betreffende Angelegenheiten hin und wieder zur Sprache, aber ohne alle Aussicht auf einen wirklichen Erfolg; einzelne Männer, um ihrem politischen Gewissen, ihrer nationalen Pflicht Genüge zu thun, wagen es, die Sache der deutschen Nation zu führen; aber wie groß auch ihr Talent, wie tief ihr Gefühl und ihre Vaterlandsliebe, wie unwidersprechlich ihre Argumentationen seien: — es fehlt der Glaube an die Möglichkeit eines Sieges, welcher in England und Frankreich eine an Zahl noch so schwache Opposition nie ganz verläßt. Eine Sprache, wie sie sich im englischen oder französischen Parlament wol darf hören lassen, würde sich in einer kleinen deutschen Ständeversammlung, im Munde eines Ministers wie eines Oppositionsmannes, oft wahrhaft lächerlich ausnehmen. Ernst, Gründlichkeit, tiefes Interesse an der Sache, Nachdruck und Gediegenheit der Sprache sind natürlich immer und überall am Platz, mag es sich um die Angelegenheiten einer mächtigen Nation oder eines kleinen Ländchens handeln, die Grundsätze des Rechts und der politischen Wahrheit sind dieselben für die kleinsten wie für die größten Staaten, und ihre Verletzung mag in jenen denselben Eifer des Widerstandes hervorrufen wie in diesen; aber es gibt einen gewissen Stil und Formen der großen, der prächtigen Beredtsamkeit, wenn wir so sagen dürfen, welche in der Regel nur den Verhandlungen der wichtigsten, umfassendsten Fragen vorbehalten bleiben sollte, wie sie der Natur der Sache nach bei kleinen Staaten seltener vorkommen, während in den Parlamenten großer Völker auch den an sich geringfügigern Gegenständen leicht eine Beziehung zu den höchsten Fragen und Interessen gegeben werden kann. Das System der Zölle oder der Handelsfreiheit ist allerdings auch für Deutschland, nicht blos für England von vitaler Wichtigkeit; aber natürlich wird der Redner über diese Themata im englischen Parlament ganz anders von der Bedeutung seiner Aufgabe durchdrungen, wenn von einer Abstimmung Wohl oder Wehe, Größe oder Sinken seiner Nation, nach seiner Überzeugung, abhängt, als in einer deutschen Kammer, deren Beschluß oft gar keine, oft nur die Bedeutung eines Rathes hat und in welcher die Nation, deren Gesammtinteresse allerdings die Verhandlung betreffen mag, nur zum zwanzigsten oder dreißigsten Theile vertreten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Unter den Gedichten ist manches gute, das vernünftigste von allen ist jedenfalls „Der Kampf der Gegenwart", von Ullmann. Darin heißt es unter Anderm:

Wer löst den Kampf? Sind wir nicht Alle Streiter
Und Keiner Richter in dem harten Strauß;
Der Weltgang nur lenkt die Entwick'lung weiter
Und führt sie endlich zur Entscheidung aus.
Doch laßt mich jetzt schon mein prophetisch Schauen
Geneigtem Sinn in schlichtem Wort vertrauen!

Sie werden nicht, ob sie auch rasend toben,
Den ew'gen Geist entsetzen seines Throns;
Er schaut, ein Herrscher, ruhig groß, von oben,
Und lächelt ihres Wahnsinns, ihres Hohns;
Und wie er herrscht, so werden sich erhalten
Des Glaubens und der Ordnung Hochgewalten.

Doch auch nach Freiheit ist nicht auszurotten
Der tiefe Trieb in reiner Menschenbrust;
Ihr mögt sie schmähen, mögt der Armen spotten;
Sie bleibt ein Gut, sie bleibt der Edlen Lust;
Es kann nicht fehlen, sie durchbricht die Banden,
Die dunkle Mächte um die Erde wanden.

Ein freier Glaube und ein gläubig Streben
Nach Freiheit, die, von höh'rem Geist entfacht,
Zuerst im Innersten befreit das Leben,
Und dann auch frei von äußern Fesseln macht:
Das wollte Luther seinen Deutschen bringen,
Dem wird der deutsche Geist entgegentragen.

Und zum Schluß:

> Ja, Glaube, Freiheit werden einst sich finden,
> Sind sie im Wesen einig doch von je!
> Und wenn sie sich durchdringen und verbinden,
> Dann weicht der Menschheit letztes tiefstes Weh;
> Nicht frei von Gott kann sie das Heil erwerben,
> Nur frei in Gott kann leben sie und sterben.

Wie aber hat sich der Herausgeber entschließen können, dieser vermittelnden Ansicht sein Taschenbuch zu öffnen, da er doch in der Vorrede sagt, er glaube, daß jedes Schaukelsystem in dieser Beziehung ein laodicäisches, rhachitisches Übel sei, und daß besonders Diejenigen, die alle Partien so sänftiglich zu nivelliren suchten, zu den flachsten Schlimmbesserern der Kirche gehörten?

Desto entschiedener hat sich der Philosophen- und Judenvertilger Wolfgang Menzel ausgedrückt in einer Epistel, worin die Kinder der Zeit um kein Haarbreit besser wegkommen als die Korinther in den Episteln Pauli. Als Probe nur einige Verse:

> ... Schlaue Speculanten setzen wieder der
> Discreditirten Firma Gottes eine andere
> Entgegen, eine neue Concurrenz eröffnend mit
> Fabrikaten der Hölle. Eine unermüdliche
> Und reiche Industrie der Unterwelt vermißt sich schon
> Den Himmel zu verdrängen von dem bunten Markt der Welt.
> Dort predigt man den Heiden noch das Evangelium,
> Doch nur, um Opium abzusetzen und für schweres Geld
> Die Leiber zu vergiften, deren Seelen man erlöst.
> Hier in dem alten Land der Christen wird im Gegentheil
> Des Evangeliums Verhöhnung Betriebscapital,
> Das reiche Zinsen dem beschnitt'nen und unbeschnitt'nen
> Judenthum einträgt. Jede rechte Neigung wird erspäht u. s. w.

Durch diese Epistel hat sich, wie der Leser bemerkt haben wird, Hr. Menzel noch von einer andern Seite verewigt, nämlich als Erfinder eines neuen Versmaßes. Da ihm dasselbe so leicht Keiner nachmachen möchte, weil das rhythmische und harmonische Gesetz, das ihm zum Grunde liegt, fürs erste noch ein Geheimniß ist, so schlagen wir vor, es in der Metrik ausdrücklich als „Menzelsstrophe" aufzuführen.

12. Christbaum.

Durchaus auf frommem Grund und Boden steht auch der „Christbaum", doch trägt er einen minder fanatischen und hierarchischen Charakter und erweckt daher auch bei den Weltkindern eher eine freundliche Stimmung für sich. Nur die erste Erzählung: „Wilhelm Kind", von Wildenhahn, dürfte in ihnen große Besorgnisse rege machen. Wenn nämlich diese Geschichte den Barbieren in die Hände fallen sollte und es ist denselben nur einigermaßen daran gelegen selig zu werden, oder, was noch mehr sagen will, einen reichen Vetter aus Indien zu beerben, so laufen Alle, die bisher am Sonntag Morgen von diesen Sabbathsentheiligern bedient sind, Gefahr, künftighin am Tage des Herrn ungeschorenen Angesichts zu bleiben und so selbst zu Sabbathsentheiligern zu werden. Von ästhetischer Seite betrachtet verdient nur eine Gabe genannt zu werden „Das hölzerne Haus in Genua", von K. Stöber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Alberts, Deutsche Volkssagen und Märchen der Vorzeit. Aus alten Urkunden. 1ster Band. 23ste Auflage. Berlin, Sacco. 1845. 8. 1 Thlr.

— — ders. 2ter Band. 12te Auflage. Berlin, Sacco. 1845. 8. 1 Thlr.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Ulrich Zwingli's Tod. Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Schwäb. Hall, Haspel. 8. 20 Ngr.

Blessington, Gräfin, Die Freunde. Roman. Aus dem Englischen von H. Franz. Zwei Bände. Leipzig, Berger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chalybäus, H. M., Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre. Kiel, Schwers. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dück, J., Geschichte des Kronstädter Gymnasiums. Nebst dem Honterusschen Reformationsbüchlein und einigen Briefen aus der Reformations-Zeit, als Zugabe. Kronstadt, Nemeth. 1845. Gr. 8. 28 Ngr.

Ernst, E., Der Patriot. Eine schweizerische Erzählung aus dem Jahre 1830. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 2 Thlr.

Felsthal, E., Des deutschen Volkes Sagenschatz. Schw. Hall, Haspel. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Féval, P., Der Sohn des Teufels. Deutsch von G. Fink. 1stes und 2tes Bändchen. Baden, Zehnder. Gr. 16. à 4 Ngr.

Griepenkerl, W. R., Der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts, in seiner geschichtlich organischen Entwickelung. Vorlesungen. 1ster Theil. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heeringen, G., Des Amtmanns Pflegling. Historische Novelle aus den Zeiten des ersten schlesischen Krieges. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Keller, G. J., Dichtungen. 1ster u. 2ter Band. Würzburg. 1845. 8. à 24 Ngr.

Koester, H., Ulrich von Hutten. Ein historisches Trauerspiel. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 12. 22½ Ngr.

Rotteck's, K. v., Allgemeine Geschichte, im Auszuge für das deutsche Volk, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und der Kulturgeschichte. Nach der Originalausgabe in 9 Bänden herausgegeben. 1ste—6te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schmidt, K. C. G., Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen merkwürdiger evangelischer Missionare. Nebst einer tabellarischen Übersicht des gegenwärtigen Bestandes der evangelischen Missionsgesellschaften und des gesammten evangelischen Missionswesens. Neue Folge. 1stes Bändchen. Leipzig, Hinrichs. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Bericht über den zu Oldenburg errichteten Verein zur Beförderung der Volksbildung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Choke, J., Liebet euch! Laienepistel an die confessionellen Parteien und deren Führer in Deutschland. 1stes Heft. Sudenburg-Magdeburg, Paetz und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Hagen, A. H. v., Die Reform der Advokatur in Deutschland und insbesondere in den altpreußischen Provinzen. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Christian Holtzwart der Mörder seiner Gattin und seiner fünf Kinder, als Mensch, Denker und Dichter. Bruchstücke aus seinem Tagebuche und vollständiger Bericht der zu Sudenburg-Magdeburg in der Nacht vom 28—29. Decbr. 1845 verübten sechsfachen Mordthat und Mordbrennerei. Braunschweig, Rademacher. 8. 7½ Ngr.

Hübner, F. O., Die Banken. Nach den neuesten statistischen Notizen und Berichten bearbeitet. Leipzig, Schäfer. Lex.-8. 22½ Ngr.

Sell, F. C. W. K., Zwei Festreden, mit Rücksicht auf dringende Zeitforderungen an die Diener der Kirche über Eph. 4, 1—7 und Marc. 2, 22. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 4 Ngr.

Vorträge, gehalten bei der Pestalozzi-Feier am 12. Januar 1846 in Basel. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 11 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1846.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sechs Bände.

(Beschluß aus Nr. 176.)

Diese Verschiedenheit der politischen Verhältnisse scheint uns, unter den jetzigen Verhältnissen wenigstens, nothwendig einen großen Unterschied im Charakter der politischen Beredtsamkeit der Deutschen und der Franzosen und Engländer zu bedingen, und während wir wol zugeben mögen, daß diese beiden Nationen es darin um ein Bedeutendes weiter gebracht haben als wir, glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß ein noch so glückliches Wetteifern deutscher Redner mit denen des Auslands im hohen, großen, pompösen Stil der Beredtsamkeit unter den jetzigen Verhältnissen kaum als wünschenswerth, vielmehr als ein Abweg zu betrachten wäre. Die Beredtsamkeit, deren Früchte rhetorische Kunstwerke oder Kunststücke sind, gehört, möchten wir sagen, zum Luxus der politischen Bildung. Wie jeder andere so hat auch dieser Luxus, der unter gewissen Umständen mit Nothwendigkeit eintritt, seine Berechtigung, seinen Nutzen, sein Schönes und Edles, sofern er der reinen, erhebenden, veredelnden, idealen Kunst mehr oder weniger sich nähert; er hat aber auch sein Schädliches und Verderbliches, sofern er vom Nothwendigen, Nützlichen und Wohlthätigen leicht den Blick ablenkt und an die Stelle der Gediegenheit und Wahrheit den reizenden und blendenden Schein setzt. Wo die Entwickelung der politischen Bildung diesen Luxus herbeigeführt und zu einer gewissen Nothwendigkeit gemacht hat, mag man sich der rednerischen Talente und Genies freuen und ihnen die verdiente Bewunderung zollen; man mag die Schönheit und Kraft der Form ehren, auch wo man vom Inhalt nicht überzeugt wird; aber man sollte sich hüten, der rednerischen Form und Schönheit einen zu hohen Werth beizulegen, und noch mehr, den Luxus der politischen Bildung da einzuführen und mit ihm anzufangen, wo er noch nicht durch den natürlichen Gang der Dinge zur Nothwendigkeit geworden ist. Kant sagt in der „Kritik der Urtheilskraft" ein beherzigenswerthes Wort:

Wer bei klarer Einsicht in die Sachen die Sprache nach ihrem Reichthum und Reinigkeit in seiner Gewalt hat, und bei einer fruchtbaren, zur Darstellung seiner Ideen tüchtigen Einbildungskraft lebhaften Herzensantheil am wahren Guten nimmt, ist der vir bonus dicendi peritus, der Redner ohne Kunst aber voll Nachdruck, wie ihn Cicero haben will.

Derselbe unterscheidet die Beredtheit oder Wohlredenheit als die Fähigkeit, sich richtig geordnet und gut auszudrücken, von der Rednerkunst, die er als „eine Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen, gar keiner Achtung würdig" erklärt und von ihr sagt: „sie erhob sich nur, sowol in Athen als in Rom, zur höchsten Stufe zu einer Zeit, da der Staat seinem Verderben zueilte und wahre patriotische Denkungsart erloschen war." Die Grenze zwischen beiden ist freilich schwer zu ziehen, aber daß ein Unterschied besteht, erkennt oder fühlt Jeder. Für uns Deutsche nun ist es gewiß die nächste und wichtigste Aufgabe, nicht sowol uns zu politischen Rednern im Sinne von gewaltigen Redekünstlern zu steigern, welche den Gipfel der politischen Entwickelung eines Volkes bilden, als vielmehr um die Grundlagen des politischen Willens und Charakters uns zu bemühen, und in der Beredtsamkeit nur nach der Fertigkeit des fließenden, sachgemäßen, bündigen Ausdrucks unserer Gedanken und Ansichten zu streben. „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selbst vor", sagt Goethe, und gewiß mit Recht; nur muß man anerkennen, daß der einfache, richtige, klare und bündige Vortrag unserer Gedanken, der uns Deutschen oft schwer wird, nicht auch schon zum Luxus und Überfluß gehört, sondern eine unerlaßliche Pflicht und Nothwendigkeit ist. Gute Sprecher thun Deutschland mehr noth als glänzende Redner; und wenn wir nicht irren, fängt man auch in England an, den Glanz und die Kunst der Redner geringer zu schätzen als früher. England hat nach ziemlich allgemeiner Ansicht zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts seine größten politischen Redner gehabt, und zur Zeit der Kämpfe zwischen einem Pitt und Fox und Burke drängte man sich ins Parlament wie ins Theater mit ebenso viel ästhetischem als politischem Interesse; in neuern Zeiten haben Ministerien ohne Redner ersten Ranges, aber aus einsichtsvollen, wohlmeinenden Männern und guten Sprechern bestehend, sich zu behaupten vermocht und die Nation hat sich wohl dabei befunden. Abgesehen davon, daß die großen Reden doch in den seltensten Fällen auf die Entscheidung einer Versammlung Einfluß

üben und mehr für das große Publicum berechnet sind, in welcher Beziehung ihnen oft eine bedeutende und heilsame Wirksamkeit zukommen mag, haben sie auch den Nachtheil, daß verhältnißmäßig nur Wenige zum Worte kommen, während bei der in kurzen Vorträgen und Äußerungen geführten Debatte Mancher seine Meinung aussprechen kann, der zu einer Rede nicht das Talent und den Muth hätte.

Wer dies zugibt, wird sich darüber nicht grämen, daß die deutschen politischen Redner, welche in der vorliegenden „Bibliothek" auftreten, hinter den englischen und französischen im Ganzen wol zurückstehen, während sie doch theilweise in den wesentlichsten Vorzügen mit ihnen die Vergleichung aushalten können. Die „Bibliothek" bringt zwei Reden aus Würtemberg, vor der Zeit der Verfassung vom Grafen von Waldeck und vom Freiherrn von Cotta gehalten, und keine aus den letzten 30 Jahren. Dies hat ohne Zweifel seinen Grund darin, daß in der Ständeversammlung dieses Landes weniger förmliche Reden gehalten werden als anderswo, und die eigentliche Debatte überwiegt, wobei die politische Intelligenz und Energie der von andern wol gleich steht, und ebenso das Resultat — oder die Erfolglosigkeit, wie man will. In der badischen Ständeversammlung herrscht die Gewohnheit der größern Reden, was zum Theil erklärt, daß ihren Mitgliedern beinahe der vierte Theil der hier gesammelten Reden angehört. Es ist jedoch zu bemerken, daß mehre der bedeutendsten und umfangreichsten dieser Reden den Charakter von Commissionsberichten tragen, wie z. B. Mittermaier's Vortrag über Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, Rotteck's über Handelsfreiheit, Winter's über das badische Adelsedict, mithin streng genommen mehr unter die Classe der politischen Abhandlung als der eigentlichen Rede fallen. Dem Zwecke der politischen Belehrung und Aufklärung entsprechen diese gehaltvollen Vorträge vortrefflich, während sie nicht ebenso geeignet sind, eine genaue Vorstellung von dem Stande der politischen Beredtsamkeit in Deutschland zu geben. Indessen, wie schon gesagt, die Förderung einer gründlichen politischen Bildung und Einsicht ist für uns Deutsche ein wesentlicheres Bedürfniß als die Steigerung der Beredtsamkeit — diese erwächst, so weit es nöthig ist, aus jener von selbst — und in diesem Sinne hauptsächlich wünschen wir, daß die „Bibliothek" recht gute Früchte trage, daß sie den Sinn für gediegene, sachgemäße Beredtsamkeit im Gegensatz zur politischen Declamation läutere und kräftige.

33.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

13. Iris.

Die werthvollste Gabe der „Iris" ist diesmal wie im vorigen Jahrgange eine Dichtung von Adalbert Stifter „Die Schwestern". Von eigentlicher Geschichte ist wieder sehr wenig darin zu finden. Fast Alles Schilderung, Alles Detailmalerei, wiewol mehr als sonst in erzählender Form. Aber auch hier wieder derselbe eigenthümliche Reiz, der uns wie mit einer Zauberformel so lange in des Verf. magische Kreise bannt, bis er uns selbst mit dem letzten Punktum wieder freigibt. Was uns eigentlich dabei fesselt, ist schwer zu sagen. Nur so viel ist ausgemacht, daß jene noch im Zustande der Naivetät befindliche Künstlerironie, welche ihre Schöpfung selbst, obwol ganz in ihr aufgehend, für nichts achtet, welche die feinsten Bemerkungen und tiefsten Beobachtungen nur so gelegentlich aus dem Ärmel schüttelt, welche sich auch um den Leser nicht sonderlich kümmert, sondern nach eigener Laune und eigenem Belieben ihren Weg weitergeht, ein Hauptagens dabei abgibt. Man lese z. B. folgende Schilderung von der Nachwirkung des Violinspiels der Schwestern Milanollo. „An die Schwestern Milanollo", berichtet der Erzähler, „habe ich noch oft gedacht, aber da in meine Abgeschiedenheit keine andern Zeitungen kamen als die zwei politischen Blätter, die ich mit dem Förster, dem Dechanten und dem Schulmeister hielt, so erfuhr ich nicht mehr, wo sie hingekommen waren und welche Triumphe sie inzwischen eingeerntet haben konnten. So kam es auch, daß ihr Bild nach und nach immer mehr bei mir erbleichte und ich oft wochenlang an die zwei Mädchen nicht dachte, mit denen ich einmal gereist bin und die mir mit ihrem Spiele so viel Freude gemacht haben, außer wenn ich selbst etwa meine Geige zur Hand nahm und in meiner grünen Stube, wo ich allein war und nur die Kupferstiche die ich geerbt hatte um mich herumhingen, an einsamen Abenden und bis tief in die Nacht hinein, wenn alle meine Knechte und Mägde schon schliefen, mir etwas vorgeigte, da dachte ich an sie und dachte mit Schmerzen an sie, wo sie denn die unbegreiflichen Töne hernehmen, die unbeschreiblichen, die sie den Menschen vorspielen und die in meinen Saiten gar nicht vorhanden sind, ich mochte mit ihnen thun was ich wollte, und ich ließ mir doch die allerbesten kommen welche in Europa zu haben sind, und meine Geige gehörte unter die welche wenige haben die ihres Gleichen sind. Wenn dann das monatliche Quartett zu Stande kam, zu welchem wir vier *Zeitungshalter* zusammenreisten, der Herr Dechant zu Blumenau, der Herr Forstmeister zu Alshag, der Schulmeister in meinem Dorfe und ich, und wenn wir zuerst eins von Haydn ausführten, dann auf Mozart übergingen und mit Beethoven den Schluß machten, den wir uns manchmal auch wiederholen mußten, und wenn sie dann zufrieden waren und sagten, daß die Kirchenmusik in Blumenau und in Stromberg lange nicht so präcis sei und daß es überhaupt nicht gar viele Quartette im Lande geben dürfte, die sich mit uns messen könnten, wo man nämlich so gewissenhaft umginge, so viele Proben machte, sich keine Zehntelnote schenkte, jede Kleinigkeit rügte, immer wieder vom Anfang anfinge und nicht rastete, bis man Alles ohne Fehler herspielen könnte, darum es aber dann auch eine Freude sei, so etwas zu hören und die Meister im Grabe zufrieden sein könnten, daß ihre Sachen nicht geschändet würden; wenn sie dies sagten, dann dachte ich erst recht an die Milanollo, war froh, daß sie bei unserer Musik nicht zugegen waren und ließ meine Kunstfreunde sagen was sie wollten. Nach solchen Abenden brachte ich sie dann eine ganze Woche nicht aus dem Sinne und es war ein Glück, daß unsere monatlichen Quartette endlich zu halbjährigen zusammenschrumpften und auch da nicht immer abgehalten wurden, außer wir schrieben uns Einladungsbriefe und bestimmten uns ausdrücklich endlich doch wieder einen Tag, an dem wir wieder einmal musiciren wollten. So war es mit mir und so lebte ich die Zeit dahin." Mit welcher Nachlässigkeit, mit welchem behäbigen Phlegma, mit welcher scheinbaren Nichtachtung des Objects und Verzichtleistung auf Effect ist dies Alles mitgetheilt; und dennoch einen um wie viel tiefern und lebendigern Eindruck macht es als alle im glühendsten Enthusiasmus abgefaßten Psalmodien, die wir allwöchentlich über diesen und jenen Virtuosen in den Zeitun-

gen lesen? Und wie jene Schilderung ist eigentlich Alles bei Stifter, wenigstens alles Das, was ein eigenthümliches, ihm besonders angehöriges Gepräge trägt. Hinter dem Scheine geringer Mittel bedeutende Wirkungen, in einigen wie beiläufig hingeworfenen Zügen ein reicher und tiefer Sinn und in scheinbar breiten, minutiösen Beschreibungen ein reges Leben und großartige Charaktere. Aber so sehr wir geneigt sind, dies anzuerkennen und so oft wir uns schon über sein Talent lobend ausgesprochen haben, können wir uns doch nicht verhehlen, daß die Art und Weise seiner Production auch ihre bedenklichen Seiten hat, besonders wenn der Beifall, den er schon im reichen Maße zu ernten beginnt, minder Befähigte zur Nachahmung reizen sollte. Fast alle seine Producte sind nämlich, wie er sie richtig selbst bezeichnet hat, noch keine eigentlichen Kunstwerke, sondern nur Übungen und Studien dazu. Aber Studien, die mit so feiner Beobachtungsgabe der Natur abgelauscht, mit so viel Genialität im Geiste umgebildet und mit so viel Geschick und Talent ausgeführt sind, daß sie in einzelnen Partien bedeutendere Kunstwerke übertreffen. Darin liegt etwas sehr Verführisches. Es kann leicht den Sinn ganz und gar vom Ganzen ablenken und den also schaffenden Geist leicht in die irrthümliche Meinung hineinreden, als habe er eben mit dem Einzelnen schon genug gethan, als bedürfe es höchstens einiger kühnen Züge und einer genialen Schlußwendung, um dem Einzelnen wenigstens einen Schein von Totalität aufzudrücken. In der Musik haben wir bereits etwas Ähnliches erlebt. Indem die jungen Componisten vorzugsweise darauf ausgingen, ihre Virtuosität im Einzelnen zu zeigen, zersplitterten sie ihre Kräfte an glänzenden Exercices und brillanten Etuden, versäumten darüber, größere Werke und proportional gegliederte Tondichtungen schaffen zu lernen, und die Kunst ging mittlerweile ziemlich leer aus. Wie leicht kann sich nun in der Poesie Dasselbe ereignen, zumal da bereits die Stifter'schen Arbeiten mit jenen Etuden und Exercices nicht blos den Namen, sondern auch den leichten, nachlässigen Wurf im Ganzen, die Virtuosität in der Ausführung des Einzelnen und noch manches Andere gemein haben. Daher können wir dem talentvollen Dichter nur rathen, so bald als möglich zur eigentlichen Kunstschöpfung überzulenken, zu welcher er, wie sich aus einzelnen Dichtungen, z. B. aus „Brigitta", schließen läßt, unverkennbar berufen ist.

Unter den übrigen Erzählungen der „Iris" ist die bedeutendste und unterhaltendste „Prinz Conti" von Walter Tesche, eine historische Novelle, die zwar wie Alles, was wir noch von Tesche gelesen haben, ein wenig langsam fortschreitet, dafür aber durch lebendige Schilderungen interessanter Persönlichkeiten vom Hofe Ludwig's XIV. und ihre durchaus noble Haltung entschädigt. Dagegen ist „Die Coquette oder das fürstliche Todtengewölbe zu W—st", von Wilh. Meinhold, eine ziemlich gewöhnliche Schaudergeschichte, in der die Beraubung einer Todtengruft und die Bestrafung dafür durch eine gemeine Coquette den Hauptinhalt bildet. Ludwig Rein hat denselben Stoff, so viel ich mich erinnere, viel glücklicher behandelt. Auch eine Novelle von Theodor Stamm und ein Märchen vom Herausgeber Johann Grafen Mailáth sind von untergeordnetem Werthe; empfehlenswerther die „Fahrt nach Edinburg" aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzenknechts und „Das Mädchen von Sanct-Giorgio", von Betty Paoly, worin erzählt wird, wie die Dogen von Venedig zu der Sitte gelangt sind, sich mit dem Meere zu vermählen. Unter den Gedichten verdient „Die Haremsrose", von J. G. Seidl, hervorgehoben zu werden. Es hat wenigstens den Vorzug, daß es nicht nach dem gewöhnlichen Balladenschnitt zugeschnitten ist.

14. Narrenalmanach.

Kein Schriftsteller tritt vielleicht in seinen Productionen die Gesetze der Kunst so frivol mit Füßen und schlägt den ästhetischen Regeln so höhnisch ein Schnippchen als Öttinger, und dennoch ist sein Almanach immer als eine ergötzliche und willkommene Lecture begrüßt und selbst von Denen günstig aufgenommen, welche sonst die Verachtung der Kunstgesetze nicht so gutwillig hinzunehmen pflegen. Der Grund hiervon ist leicht zu ermessen. Öttinger nimmt im Bereiche der Kunst etwa dieselbe Stellung ein wie ein Aventurier in der Gesellschaft. Auch dieser erlaubt sich alles Mögliche, was gegen Sitte, Anstand und hergebrachte Ordnung ist und worüber man bei jedem Andern die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde; aber bei ihm achtet man es nicht, weil er doch bei alledem eine interessante Erscheinung ist und Vieles zu erzählen weiß was man sonst nicht alle Tage zu hören bekommt, ja man findet seine Verstöße sogar genial und liebenswürdig, weil sie mit solcher Keckheit und Sicherheit gemacht werden, daß Jeder meint, er verlasse den gewohnten Weg nicht aus Unkenntniß und Unvermögen, sondern vielmehr aus höherer Einsicht und im Besitz einer mächtiger wirkenden Kraft. Auch in den beiden Erzählungen des vorliegenden Jahrganges des „Narrenalmanach" entfaltet der Verf. wieder so viel Reichthum interessanten Stoffs und bestechende Nonchalance in Handhabung der Form, daß man ihm von Seite zu Seite willig folgt und ohne Scrupel ein buntgewürfeltes Amusement als Surrogat für einen wirklichen Kunstgenuß hinnimmt. Die erste der beiden Erzählungen portraitirt uns diesmal einen Narren von Profession, nämlich den Hofnarren Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Jakob Paul von Grundling, das Stichblatt des Witzes und den Spielball der rohesten Späße und empörendsten Mishandlungen nicht nur für den König, sondern für alle intriganten ihm feindseligen Hofschranzen. So sehen wir unter Anderm diesen armen Grundling, der trotz seiner Gelehrsamkeit freilich ein höchst ungebildeter, feiger, dem Trunk ergebener und sich selbst wegwerfender Narr, aber doch von Herzen nicht bösartig und in manchem Betracht ehrenwerther als seine Peiniger war, wie man ihn im Tabackscollegium geflissentlich betrunken macht, wie man ihn in diesem Zustande verführt, in ein mit Kienruß gefülltes Horn zu blasen und sich dadurch zum leibhaftigen Mohren zu machen, ihn dann zur Thür hinauswirft und der Gefahr der Gossen und dem Spott der Nachtwächter preisgibt; ferner wie man ihn, der gar nicht tanzen konnte, zwingt, vor einer großen Gesellschaft ein Menuet mit einem Bären zu tanzen; ferner wie man ihn, ebenfalls im trunkenen Zustande, in eine Sänfte packt, in welcher ihm mitten auf dem Wege der Boden unter den Füßen zusammenbricht, sodaß er, da die Träger auf sein Rufen nicht hören dürfen, im raschesten Trabe durch Dünn und Dick mitlaufen muß, bis man endlich die Sänfte in einer Pfütze stehen und ihn so lange in derselben campiren läßt, bis er von der Patrouille als ein Betrunkener in die Wache transportirt wird; ferner wie man ihn, als er in Folge hiervon in Schweiß und schwerem Fieber liegt, durch einen vermeintlichen Fackelzug aus dem Bette auf die Straße lockt, blos um ihm in einem geheimnißvollen Briefe eine auf ihn gemachte Grabschrift zukommen zu lassen, des Inhalts:

Bewund're Leser nicht, was uns die Fabel sagt,
Daß dort beim Lucian ein Mensch zum Esel worden,
Daß sich ein Jupiter zum Stier und Ochsen macht,
Und daß Ulysses Koch tritt in der Schweine Orden:
Hier muß ein großer Mann in dieser Gruft verwesen,
Der Esel, Ochs und Schwein zu gleicher Zeit gewesen.

Ferner, wie man ihn kurz nach seiner Genesung zwingt, wie Karl V. bei Lebzeiten sich in einen Sarg zu legen und dadurch Gelegenheit zu einem mit allerhand rohen Späßen ausgestatteten Leichenbegängniß seiner eigenen Person zu geben; ferner wie man ihn in ein Zimmer sperrt und durch zwei Löcher Schwärmer und Frösche auf ihn abschießt, dadurch seine Perrücke in Brand setzt und hierauf ihn wieder durch dicke Wasserstrahlen aus einer Feuerspritze bis aufs Hemde durchnäßt; ferner wie man ihm durch falsche Briefe einredet, daß die Kö-

nigin Sophia Dorothea in ihn verliebt sei und ihn dadurch zur Anfertigung folgenden Gedichts begeistert:

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Panacea,
End' und Anfang aller Wonne,
Keuscher Mond und holde Sonne,
O Sophia Dorothea
Meine Rahel, meine Lea,
Sieben volle Jahr' schon werbe,
Sieben volle Jahr' schon sterbe
Ich für dich, o Königin!

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Epopöa,
Traute Wurzel meiner Freuden,
Fundamentum meiner Leiden,
O Sophia Dorothea
Meiner Schmerzen Panacea,
Tod und Leben will ich wagen,
Um, o Kön'gin, dir zu sagen,
Daß du, ach, mein Alles bist!

O Sophia Dorothea,
Juno, Venus und Asträa,
Höre meiner Liebe Flehen,
Laß mich so nicht von dir gehen,
O Sophia Dorothea,
Holde Nymphe Amalthea
Stille meiner Lieb' Gelüste,
Reich' den Nektar deiner Brüste
Deinem Säugling Jupiter!

Ferner wie man ihn veranlaßt, dieses Gedicht einer in die Königin verkleideten Dame zu überreichen und darauf dasselbe dem König hinterbringt, der demzufolge Grundling drei Wochen auf der Hausvogtei sitzen läßt, ihn hierauf zum Tode verurtheilt, mit verbundenen Augen vermeintlich nach Spandau zur Hinrichtung transportiren und so lange die ganze Todesangst ausstehen läßt, bis ihm endlich im Tabackscollegium die Binde von den Augen genommen und ihm das Ganze als ein bloßer Scherz erklärt wird; und endlich wie man ihn von sechs Grenadieren an Stricken befestigen, von der Brücke in den Schloßgraben werfen und ihn mit halbem Leibe eine lange Weile unter dem Eise im Wasser zappeln läßt. Wenn wir dies Alles lesen und nehmen es als bloße Dichtung hin, so verfehlt zwar die Ergötzlichkeit und Komik, die einmal in der Erscheinung des Unsinns und des Widersinns liegt, auch hier ihre Wirkung nicht und wir müssen über die eine oder die andere Situation herzlich lachen; denken wir aber daran, daß dieser Dichtung eine Wahrheit zum Grunde liegt, daß es wirklich einst in den höchsten Sphären der Gesellschaft so hat hergehen können, dann schlägt unsere komische Lust in ein sehr ernstes Gefühl um und wir müssen es der Entwickelung des Volksbewußtseins Dank wissen, daß wenigstens so etwas in unserer Zeit nicht mehr möglich ist.

Die zweite Gabe: „Sophie Arnould", das Sittengemälde einer pariser Sängerin und ihrer sieben Liebhaber, kann sich mit vorstehendem weder an stofflichem noch an formellem Interesse messen. Dennoch bietet auch sie der piquanten Scenen und Charakterzüge genug und ist namentlich wieder reich an solchen Stellen, worin der Verf. das Curiositätencabinet seines Gedächtnisses auskramt.

Zu diesen beiden Hauptgaben fügt der Verf. noch eine kurze dritte: „Pa—tschou—ly", eine handgreifliche Satire auf den Heine'schen „Kaiser von China" hinzu, die wir als ein ziemlich wohlfeiles und im Ganzen verunglücktes Product bezeichnen müssen.

15. Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde.

Da sich der vorliegende Jahrgang dieses weiland „Sporting-Almanach" fast nur mit der außereuropäischen Jagd beschäftigt und namentlich von Gerstäcker und Seyffarth über die amerikanischen und indischen Jagden sehr ausführliche und zum Theil auf Erfahrung gegründete Berichte liefert, so dürfte er leicht auch in andern Kreisen als für die er zunächst bestimmt ist Interesse finden. Was er sonst noch liefert, ist im Vergleich hierzu unbedeutend. Nur einer humoristischen Gabe: „Wurstscheiben oder Bekenntnisse einer schönen Hundeseele von Nestor Esq., Freiherrlich Corvin'schem Hühnerhund und Hofrath", muß noch gedacht werden, da sie in der That nicht ohne Witz, der freilich seinen cynischen Charakter nicht verleugnen kann, geschrieben ist. Vorzugsweise verbreitet sich darin Nestor Esq. über Begrüßungsceremonie und andere hundliche Gebräuche, und gibt namentlich über die Sitte der Hunde, Mauern, Pfähle und vorzüglich Ecksteine mit der höchsten Sorgfalt zu beriechen und anzufeuchten, sehr überraschende Aufschlüsse. Da nämlich das Laut- und Gehörorgan bei den Hunden nur mangelhaft ausgebildet sei, so habe die Natur auf andere Weise dafür gesorgt, daß sie ihre Gedanken und Gefühle einander mittheilen könnten. Jeder Gedanke und Gemüthszustand nämlich, den sie hätten, verändere augenblicklich die Beschaffenheit der in der Blase befindlichen Flüssigkeit und theile ihr einen specifischen Geruch mit, welcher den Gedanken für eine Hundenase vollständig verständlich ausdrücke. Nun seien alle Hunde große Freunde der Öffentlichkeit, und wie die Menschen durch Affichen und Placate, so suchten auch sie durch schriftliche Darstellung ihre Ansichten ins Publicum zu bringen, indem Jeder, der seinen Mitbürgern etwas zu sagen habe, dieses gegen eine Mauer oder einen Eckstein spritze und dadurch die andern Hunde veranlasse, es zu lesen und seine Meinung dazuzusetzen. So verträten die Ecksteine, indem sie Gelegenheit zu einem öffentlichen Austausche der Ideen gäben, unter den Hunden ganz die Stelle der Journale und sie hätten insofern vor diesen sogar den Vorzug, daß sie als einzigen Censor nur den Regen zu fürchten hätten, weshalb denn auch dieser auf die Hunde einen so höchst deprimirenden Eindruck mache. Auch über die unmittelbare oder mündliche Unterhaltung macht Nestor Mittheilungen. So schildert er z. B. sein Benehmen bei der Begegnung eines fremden Hundes ebenso originel als naturgetreu. Doch können wir hier der cynischen Literatur unmöglich einen noch weitern Raum gönnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1846.

Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. R. Hasse. Erster Theil: Das Leben Anselm's. Leipzig, Engelmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Leben ausgezeichneter Männer gibt stets ein Bild ihrer Zeit, in welcher sie geglänzt oder gelitten, beliebt oder verhaßt gewesen, und indem man von ihnen erfährt, erfährt man zugleich von ihren Umgebungen, auf welche sie bedeutsam einwirkten. Nur ein zurückgezogenes Dasein menschlicher Gewöhnlichkeit, vielleicht das glücklichste für sie selbst, entzieht sich den Berührungen öffentlicher Verhältnisse im Kreise der Familie, einer ruhmlosen Beschäftigung, und ist in seiner durch geringen Wechsel unterbrochenen Stille ungefähr zu allen Zeiten ähnlich.

Anselm nun ist keiner der Geringsten in seinem Jahrhundert für Kirchenhistorie, er ist in Beziehung auf Frömmigkeit ein Heiliger, in Beziehung auf die Kirche ein tapferer Vertheidiger ihrer Ansprüche, und für die dogmatische Theologie ein zweiter Augustinus, wie man ihn genannt; ja sein ontologischer Beweis für das Dasein Gottes steht noch jetzt seit Cartesius mit der neuesten Philosophie in Verbindung. Nach diesen drei Seiten, der religiösen, kirchlich-politischen und der wissenschaftlichen, schildert ihn der Verf., und vorliegender Theil enthält die beiden ersten, mit größerer Vollständigkeit als einige Vorgänger (Franck und Möhler) den Gegenstand behandelt, und zugleich nicht kritisch raisonnirend, sondern objectiv, wie man sich auszudrücken pflegt, d. h. selbstgenügsam nach eigenthümlicher Erscheinung, durch welche gewiß zu lobende Weise das Mittelalter neuerdings in einem günstigern Lichte sich darstellt als früher, und warme Freunde unter den Historikern gefunden hat.

Kein geringes unter den Jahrhunderten ist dasjenige Anselm's (geb. 1033, gest. 1109). Es sah den normännischen Eroberer Wilhelm, Papst Gregor VII. und an seinem Rande den ersten Kreuzzug. Weltliche Gewalt und geistliche Macht zeigen ihr angeborenes Wesen, und beide stürzen auf den ungläubigen Orient für abendländische Herrschaft und abendländische Gottesverehrung. Anselm war Mönch, war Erzbischof, in beiderlei Charakter mit dem Geiste des Jahrhunderts einstimmig, und nach diesem Doppelbilde entfaltet sich seine Lebensgeschichte.

Das Mönchthum ist allerdings aus dem Bestreben zur Darstellung einer Gemeinschaft der Heiligen hervorgegangen, was die Kirche sein sollte, aber durch Verfall der Kirchenzucht nicht blieb; der Verf. nennt daher die Klöster die „wahren Gemeinen, die Kirche in der Kirche", wir möchten sie lieber nennen: „Seminarien der Heiligkeit." Denn mit der gewöhnlichen christlichen Gesinnung war ein lebhafter Eifer nicht mehr befriedigt, der reine Himmel des Frommen konnte nur gewonnen werden durch Entsagung der Welt, und was Einzelne als Einsiedler durch Flucht aus der menschlichen Gesellschaft erreichten, konnte auch in gemeinsamer Abgeschiedenheit Mehren zu Theil werden, wofür eine Ordensregel und strenger Gehorsam sich eigneten. Irdischem Genuß und den Freuden des Lebens zu entsagen ist nicht leicht, sich in dieser Gesinnung zu erhalten ebenfalls schwer, eine fortwährende Mortification des weltlichen Hanges daher empfehlungswerth, und wie weit es darin mit gesteigerter Selbstpeinigung Manche brachten, ist aus Klostergeschichten bekannt; auf jeden Fall wird Jemand, der sich dazu entschließt, andern Menschen überlegen, und wenn diese ein Verdienst in solcher Stärke erblicken, verehren sie den Starken, über das Irdische Siegenden. Ist diese Stärke begleitet von irgend einer geistigen Bildung, von Meditation und theologischer Speculation, äußert sie sich in kräftiger Ermahnung zu gottgefälligem Leben, in Strafpredigten gegen weltliche Sünden, in Verheißungen der göttlichen Gnade durch Fürbitten und kirchliche Gebräuche, so wird das große Gewicht des Klosterlebens auf ein demselben zugewandtes christliches Zeitalter sehr erklärbar. Nichts wirkt gewaltiger auf den Menschen als ein Nichtmenschliches; als fremd, als außerordentlich, liegt es entfernt vom menschlichen Gesichtskreise, ist wunderbar, übermenschlich, heilig.

Nur strenge Klöster, wie das zu Clugny, konnten sich entschiedenen Einflusses erfreuen, Bischöfe, Kaiser und Könige, selbst Päpste bedienten sich des Rathes der Äbte. Ein solches war Bec in der Normandie; sein Stifter Herluin entsagte dem Ritterthum und Glanze des Hofes, verwandte seine Güter auf den Bau desselben. Lanfranc lehrte dort unter Zulauf von Schülern und Anselm ward sein Nachfolger. Diesen hatte eigene schon früh gefühlte und später wiedererweckte Neigung sammt einem Ausspruche des Erzbischofs von Rouen für das Klosterleben entschieden. Er übte bald als Prior die

Aufsicht, Leitung der Studien, disciplinische Inspection und eigentliche Seelsorge, mit besonderer Aufmerksamkeit auf die jüngern bildsamen Bewohner des Klosters. Weniger strafend, als liebevoll ermahnend, gewann er sich die Gemüther. Die Heilige Schrift und die Kirchenväter wurden gelesen, Anselm erklärte und vertiefte sich zugleich in Speculationen. Zum Abte emporgestiegen erhielt er die äußere Verwaltung des Klosters, mußte oft nach England, wo Besitzungen lagen, hinüberschiffen, wo selbst der König Wilhelm, „sonst ein furchtbarer Herr", leutselig gegen ihn war, und Verbindung mit den höchsten kirchlichen Gewalten sich anknüpfte. Es wird von ihm gerühmt, er sei „reich an gutem Rath" gewesen, daher er dann eine Menge von Briefen zu schreiben hatte. Am häufigsten wird geistlicher Rath begehrt. Eine vornehme Dame wollte ihrem Manne nicht gestatten, sich wegen eines Gelübdes ins Kloster zu begeben. Anselm führt ihr zu Gemüthe, daß sie seine Seele lieben müsse, und nur dann ihn in Wahrheit liebe, daß keine zeitlichen Vortheile dabei in Betracht kämen u. s. w. Er stellt bei jeder Gelegenheit das Mönchthum hoch; „sei Eins mit Gott und den Menschen, sofern sie von Gott nicht abweichen, und du fängst schon an, mit Gott und allheilig zu regieren", ruft er einem Klausner zu, der ihn um Belehrung gebeten. Die Sammlung der Briefe ist groß, und begreiflich kommen darin die mannichfachsten Gegenstände zur Sprache.

In seiner Pastoralthätigkeit liebte Anselm Gleichnißreden; die meisten sind ethischen Inhalts im Zusammenhange mit dem religiösen. Das menschliche Herz z. B. wird mit einer Mühle verglichen, die immerfort umläuft, und welche ihr Herr einem Knechte übergab, darauf sein Getreide zu mahlen, der Knecht selbst aber soll seinen Unterhalt davon gewinnen. Diesem Knechte nun stellt ein Feind nach, der, so oft er den Mühlstein leer findet, Sand darauf streut oder ihn mit Pech besudelt. Wacht also der Knecht nicht, so läuft er Gefahr zu verhungern und von dem Herrn der Mühle bestraft zu werden. Dieser Mühle gleicht das menschliche Herz, denn auch dieses läuft beständig um, weil es immerfort denkt. Gottes Wille ist, daß es solche Gedanken nur denkt, die er selbst ihm eingibt. Der Weizen sind die tiefen und reinen Gedanken, in denen es sich mit Gott selbst beschäftigt; die Gerste die kräftigen Entschlüsse, wodurch es sich Tugend aneignet; der Hafer die Kämpfe, wodurch es Fehler auf Fehler ablegt. Solches Alles soll der Mensch denken, um Speise für das ewige Leben zu erwerben. Der Teufel aber stellt ihm immerdar nach, und findet er das Herz leer von guten Gedanken, so erfüllt er es sogleich mit bösen. In einem andern Gleichniß wird das Reich Gottes mit einer Burg verglichen, die mitten in einer weiten Ebene von einem Dorfe umgeben wird, dessen Bewohner sich im Nothfall in die Burg flüchten können; die Burg selbst hat in sich einen uneinnehmbaren Thurm. Dieser Thurm ist das Himmelreich selbst, die Ebene die Welt, die Burg das Mönchthum, das sie umgebende Dorf die gemeine Christenheit. Durchs Kloster also zum Himmel, lautet der Sinn des Gleichnisses. In seinen Meditationen (Andachten) oder Betrachtungen finden die verschiedensten religiösen Zustände ihren Ausdruck und sie sind nicht blos in der katholischen Kirche erbaulich gebraucht worden, sondern haben auch der protestantischen Frömmigkeit Nahrungsstoff geliefert. Die Meditationen Johann Gerhard's (gest. 1637) sind oft aus den Anselmischen geschöpft, und neuerdings hat Galle sie (in seinen „Geistlichen Stimmen aus dem Mittelalter") für ascetische Zwecke benutzt. Christliche Erbauung, wenn sie keine Polemik einmischt, bleibt sich wol in den Jahrhunderten gleich.

Seit Anselm zum Erzbischof von Canterbury ernannt wurde (1093), geräth er in die politischen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, welche einen Hauptinhalt der Geschichte des Mittelalters bilden, und von ihm aus in unsere Zeiten hineinreichen. Je nachdem man Partei nimmt, pflegt über Recht und Unrecht in dem Streite beider Gewalten entschieden zu werden. Im vorigen Jahrhundert fielen die meisten Stimmen zu Gunsten des Staats, besonders nach protestantischer Ansicht; in unserm gegenwärtigen findet die Kirche mehr Liebe, selbst bei Denen, welche den Papst nicht anerkennen, weil ein gewisses Kirchengefühl — wie bei dem Verf. der Biographie Anselm's — die Abneigung gegen römische Hierarchie mäßigt. Was die Menschen drückt, suchen sie durch dessen Gegentheil zu entfernen, Frost durch Hitze, Dürre durch Platzregen, und Napoleon hat in Deutschland dem Papst mehr Freunde gewonnen als sich selbst. Die christliche Kirche ist ihrem Ursprunge nach *nicht* — wie in Judäa und Arabien — mit dem *Staate* verwachsen, sondern bildete sich im Römerreich aus einzelnen Gemeinden und deren Glaubenszusammenhange — einem geistigen, unsinnlichen; Christi Reich war nicht von dieser Welt, es war ein ewiges, kein zeitliches. Der Staat, welcher Sinnliches und Sichtbares ordnet, brauchte deshalb vom Christenthum keine Beeinträchtigung zu fürchten — es gab dem Kaiser was des Kaisers ist —, allein das mit dem Staate verwachsene Heidenthum litt Gefahr, Tempel und Opferaltäre wurden vernachlässigt, daher Verfolgungen, und unter dem nicht grausamen Trajan zwang Plinius die Christen, dem Bildniß des Kaisers mit Weihrauch und Wein göttliche Ehre zu erweisen. Außerdem hatte die Gemeinschaft der Christen sich „ihre eigene Verfassung gegeben, und verbreitete sich als ein wohlgegliedertes Gemeindesystem durch den ganzen römischen Staat", sodaß dieser, der anfangs die jüdische Sekte verachtete, auf die neue „Hetärie" aufmerksam werden mußte. Zu Konstantin's Zeiten war das Heidenthum nicht mehr zu retten, und es war vielleicht ebenso viel Politik als Frömmigkeit des Kaisers, wenn er die christliche Kirche aus einer gedrückten zur herrschenden erhob.

Nicht undenkbar wäre bei dieser Veränderung, daß fortan jede der beiden Gemeinschaften das Ihrige besorgte, der Staat das zeitliche und irdische Wohl, die Kirche das ewige himmlische; allein Konstantin selbst ward durch

die Taufe Christ, sonach der Kirche angehörig, wie diese seiner Regierung, und sowol den christlichen Kaisern als allen Beamten und Verwaltungszweigen des Reichs galt als Gewissenssache, die Einrichtung der Kirche nicht zu stören und ihre Maßregeln für gute Sitte und Zucht zu unterstützen. Das führte zu der vom Verf. angedeuteten Einheit von Kirche und Staat im Orient, in welcher „die Kirche sich an den Staat verlor und der Staat an die Kirche". Im Abendlande bildeten sich mit der Völkerwanderung und den einzelnen Reichen zunächst Landeskirchen, die in dem Bischof von Rom gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Verwaltung fanden. Durch den Reichthum des Grundbesitzes, welchen die Kirche hauptsächlich den Königen verdankte, trat sie in ein ähnliches Verhältniß wie Vasallen und Ministerialen; die Geistlichen erlangten mit der Zeit Reichsstandschaft, erwarben sogar Landeshoheit. Da die Ernennung der Bischöfe zugleich Einsetzung in die Güter und Rechte des bischöflichen Amtes war, so erhielt sie den Charakter einer Belehnung (Investitur), und man unterschied wenig zwischen den Gütern und dem Amte, der Bischof mußte den Lehnseid schwören und den König ausdrücklich als seinen Herrn anerkennen. Solche Abhängigkeit im Weltlichen konnte sich aber nicht auf das Geistliche der Kirche erstrecken, vielmehr blieb diese in Absicht des ewigen Heils der Gläubigen für Könige wie für Knechte die entscheidende Autorität, und das christliche Gewissen durfte sich von derselben nicht lossagen. Geistliches Bewußtsein dieses Rechtes suchte dasselbe auch in weltliche Verhältnisse zu übertragen; weltliche Begehrniß wollte mit Unabhängigkeit schalten und walten, ohne von geistlicher Einmischung gehindert zu sein. Daher die fortdauernden Kämpfe des Geistlichen und Weltlichen, der Streit über Investitur, das Trachten nach Freiheit der Kirche als eines Staats im Staate, das Behaupten der Unabhängigkeit des Regenten als Selbstherrscher über alle Stände des Reichs ohne Ausnahme.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

16. Vielliebchen.
17. Des Bettlers Gabe.
18. Sonnenblumen.

Diese drei Taschenbücher haben Das miteinander gemein, daß sie nur Producte von ihren Herausgebern enthalten, daß sie sich durchaus auf Novellen und Erzählungen beschränken und daß sie daher sich schon eine Reihe von Jahren hindurch in ihrem Werth und Charakter ziemlich gleichgeblieben sind. Die Novellen Bernd von Guseck's im „Vielliebchen" sind immer wieder die leicht entworfenen, gewandt geschriebenen und vorzugsweise für die Unterhaltung nobler Damen berechneten Bearbeitungen irgend einer interessanten, mehr oder minder mit Romantik versetzten geschichtlichen Episode; die Erzählungen Wilhelm Müller's in „Des Bettlers Gabe" immer wieder die düstern, fatalistischen, selbst im Humor mehr weh- als wohlthuenden Nachtstücke, hervorgeholt aus irgend einem dunkeln, vergessenen oder entlegenen Winkel der Sorgenwelt oder des Gemüthslebens; und endlich die Geschichten Adami's in den „Sonnenblumen" stets wieder die auf Effect ausgehenden, mit geschäftlicher Routine rasch hingearbeiteten Nachbildungen französischer Erzählungen, in der Regel dem socialen Leben der Gegenwart entlehnt oder hervorgesucht aus den Archiven der Criminaljustiz. So haben wir auch über die Jahrgänge von 1846 nichts Neues zu sagen. Wer an ihren Vorgängern Geschmack gefunden, wird auch diese nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Höhern Anfoderungen freilich als denen, wie man sie an die Unterhaltungsliteratur zu machen pflegt, genügen sie alle drei nicht, doch haben die Verf. der beiden ersten unverkennbar das Bestreben, sich zu einer künstlerischen Auffassung und Darstellung der Objecte zu heben, und erwecken schon dadurch Achtung und Anerkennung für sich.

19. Thalia.
20. Das Veilchen.
21. Der Freund des schönen Geschlechts.

Wenn ein Almanach ein Buch ist, dessen Leistungen so beschaffen sind, daß überall man Ach! zu schreien hat, dann dürfte nicht leicht Jemand den obengenannten drei wiener Taschenbüchern das Recht auf diesen Namen streitig machen. Denn unter den mindestens sechs bis sieben Dutzend Novellen, Erzählungen, Märchen, Sagen, Legenden, Gedichten u. s. w. haben wir auch nicht eine Pièce gefunden, deren man sich wirklich erfreuen könnte, vielmehr haben uns die meisten sogleich von vornherein so angelangweilt und angeekelt, daß wir nicht im Stande gewesen sind, mehr als einige Seite davon zu genießen und uns schon mit dieser den Appetit für ähnliche Kost auf lange Zeit verdorben haben. Möglich ist, daß sich unter den Schüsseln, die wir im letzten Stadium gekostet haben, eine oder die andere befindet, die ein hungeriger Magen besser gewürdigt haben würde als ein überfüllter; an einem Märchen von Karl Spindler „Der Nix in der Fremde" in der „Thalia" haben wir sogar selbst die bessere Kochkunst herausgeschmeckt, unsere Schuld ist es aber nicht, wenn wir kein Organ mehr dafür gehabt haben, sondern einzig die des redigirenden Haushofmeisters, dem jeder Koch und Keller gut genug gedünkt hat. Nun mögen sich die bessern unter den schlechtern mit dem Sprüchwort trösten: Mitgegangen, mitgehangen!

Nachdem wir diesen Artikel der diesjährigen Taschenbücherschau bereits beschlossen, sind uns noch drei Spätlinge zugekommen, nämlich:

22. Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.
23. Charitas.
24. Berliner Taschenbuch.

denen wir hier noch einige Zeilen schenken müssen.

Das erste derselben, von Johann Gottfried Sommer herausgegeben, von dem uns bereits der 24. Jahrgang vorliegt, ist den Freunden der Länder- und Völkerkunde schon seit lange eine willkommene Gabe, indem es ihnen alljährlich eine gedrängte Übersicht der neuesten Reisen und Entdeckungen und außerdem stets noch einige speciellere Auszüge aus interessanten Reisebeschreibungen und sonstigen geographischen Werken bietet. Die allgemeine Übersicht erstreckt sich diesmal in Betreff Afrikas zunächst über die beiden durch Mehemed Ali veranlaßten Nilexpeditionen in den Jahren 1840 und 1841, an denen sich unter Andern namentlich der preußische Reisende Dr. Werne betheiligte, und über die Reisen Arcangelo's, Krapf's, Jehenne's, Arnaud Abbadie's, Galinier's, Lepsius' und Ampère's, sämmtlich im östlichen Afrika, namentlich in Ägypten, Nubien, Abyssinien, im Lande der Gallas und Narea; ferner über die durch Eroberung Algeriens herbeigeführten Entdeckungen in den Saharagegenden durch Marey, Coretta und Renou, Fournel und Subtil; über die englischen Nigerexpeditionen unter Becroft, über Duncan's Versuch, die Konggebirge zu

bereisen und endlich über den Besuch des großen Sees Marawi in Südafrika von einem Eingeborenen Zanzibar. Rücksichtlich Asiens erhalten wir Auszüge aus dem Bericht des englischen Reisenden Malcolmson über Aden an der Südküste Arabiens; aus den Mittheilungen Campbell's über Medina, aus verschiedenen Nachrichten über die Ausgrabungen in der Gegend des alten Ninive durch den französischen Consul Botta und über die Durchforschungen persischer Alterthümer durch Rawlinson; ferner über die Expedition des Engländers Selby auf dem Flusse Karun aufwärts bis Schuster, über die Turkmenenstämme Jahmed und Goklan von Dr. Bode; über die Reisen des Russen Chanikow nach Bokhara, der Ungarn Zerney und Regaly nach dem europäischen und asiatischen Rußland, von Middendorf's nach Sibirien und der Engländer Youngs und Christopher nach den Malediveninseln. Nicht minder reichhaltig sind die Excerpte über Amerika und Australien und beziehen sich vorzugsweise auf die neuesten englischen Nordpolexpeditionen, auf den intellectuellen Charakter des Eskimos, auf die Gegenden des Mississippi und das Oregongebiet, auf die Befahrung des südamerikanischen Flusses Araguay durch Castelnau und auf die Reise Schomburgk's nach dem britischen Guyana. Specielle Mittheilungen sind im vorliegenden Jahrgange fünf enthalten: 1) Erinnerungen an Rußland, nach Blasius; 2) Featherstonhaugh's Reise durch die Sklavenstaaten der angloamerikanischen Union; 3) Die Missionen in Obercalifornien, nach Duflot de Mofras; 4) Das Gebiet Oregon, nach Demselben; 5) Der Tahiti-Archipel, nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz, von welchem die erste beiweitem die umfangreichste und unterhaltendste ist.

Das zweite der obengenannten Taschenbücher ist auch dieses Jahr seinem bairischen Charakter treu geblieben. Unter den vaterländischen Gaben desselben sind vor allen drei Gedichte des Königs Ludwig zu nennen, z. B. „Meer und Himmel":

Ewig groß,
Endelos
Ist das Meer,
Nahen seine Wellen,
Sinken hin und schwellen;
Es ist leer.

Sehnend schweift,
Forschend greift
Unser Blick
In die Himmelsgründen,
Wird darin nichts finden,
Sinkt zurück.

Es ist leer,
Wie umher
Mögen späh'n
In die Wogen tauchen
Strahlen uns'rer Augen,
Doch nichts seh'n.

Kehrt zurück.
Himmel, Meer,
Beide leer;
Doch des Lebens Fülle
Birgt, die öde Hülle,
Seelenglück.

Außerdem liefert es noch Gedichte von Seuffert, Franz von Kobell, Badhauser, Fernau und Goßmann, unter denen das von Franz von Kobell ketzerisch genug ist, nach der Schilderung einer Andacht in Sanct-Peter und im Hause zu Loretto folgendermaßen zu schließen:

Ich fand bei dämmernder Nacht im Wald,
D'rin hat keine Glocke, kein Chor gehallt,
Ein Vogel nur sang sein einfach Lied,
Als das Abendroth vom Himmel schied.
Es war eine stille, warme Nacht,
Da kam der Mond, sieh'! welche Pracht!
Und wie das zitternde Silberlicht
Durch das dunkle Laub der Bäume bricht,
Und gleich, als hätte es sich bewegt,
Hat sich's in den leichten Blättern geregt,
Und manches, gewendet vom leisen Weh'n,
Ließ fern die schimmernden Sterne seh'n,
Die freundlichen Sterne! o weite Welt,
Wie weit von ihrem Glanz erhellt,
Wie weit um die kleinen Menschen gebaut,
Wie wenig in ihrer Größe geschaut!
Wol hab' ich des Doms in Rom gedacht,
Doch festlicher war die nächtliche Pracht,
Und ihre Wunder zum Herzen mein
Wie heilige Lieder zogen sie ein,
Und tiefer bewegt war mein Gemüth,
Als da ich im Haus von Loretto kniet.

An Erzählungen erhalten wir drei: „Der Präsident von Portugal" (1840), von Karl Weichselbaumer; „Der Scharfrichter und sein Sohn oder Tilly in Rothenburg", von Georg Scheurlin, und „Veilchen", von Amalie Krafft. Die erste derselben ist jedenfalls die bedeutendste und zeichnet sich namentlich durch einen geistreichen, piquanten, hier und da jedoch fast allzu fein zugespitzten und auf Schrauben gestellten Dialog aus.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Historischer Atlas von Frankreich.

Die allmälige Gestaltung der Territorialverhältnisse Frankreichs tritt gewöhnlich in den allgemeinen Geschichtsdarstellungen bei der Masse des Materials in dem Maße zurück, daß es schwer fällt, eine klare Anschauung, ein deutliches Bild von der Art und Weise, wie das gegenwärtige Frankreich sich *gestaltet* hat, zu gewinnen. Nur dann wird man erst *im Stande sein*, sich eine genügende Vorstellung von diesen *Verhältnissen zu machen*, wenn man erst im Besitz befriedigender historisch-geographischer Karten ist, welche denselben eine specielle Berücksichtigung widmen. Die bisherigen Arbeiten dieser Art entsprechen strengern kritischen Anfoderungen im Allgemeinen nur wenig. Gegenwärtig erhalten wir einen Atlas, in welchem die angedeuteten Verhältnisse auf eine klare, anschauliche Weise dargelegt werden. Der Titel desselben lautet: „**Atlas historique et géographique de la France, présentant dans une série de quatorze cartes les changements successifs de la monarchie aux principales époques. Gravé sur acier sous la direction de MM. Clausolles et Abadie.**"

Geschichte der provençalischen Literatur.

Als der gelehrte Fauriel vor mehren Jahren durch seine Kränklichkeit genöthigt wurde, seine geistreichen Vorlesungen zu unterbrechen und endlich ganz aufhören zu lassen, erwarteten seine zahlreichen Verehrer, er werde nun wenigstens einen Theil derselben im Druck erscheinen lassen. Diese Voraussetzung schien um so gegründeter als früherhin bereits einige Bruchstücke daraus von der „Revue de Paris" mitgetheilt waren und man daher vermuthen konnte, daß wol das Ganze in ziemlich abgerundeter Ausführung bereits vorläge. Erst kürzlich sind wir, nachdem der tüchtige Forscher selbst bereits seit einiger Zeit der gelehrten Welt durch den Tod entzogen ist, mit demjenigen Theile dieser Vorlesungen beschenkt, welcher sich auf die Geschichte der provençalischen Literatur bezieht („Histoire de la poésie provençale"). Dieses Werk umfaßt drei Bände und kann der Beachtung aller Derer, welche sich mit dem Studium der romanischen Literaturen befassen, nicht dringend genug empfohlen werden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 179. — 28. Juni 1846.

Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. A. Hasse. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Die Waffen in diesem Kampfe sind ungleich. Der Kirche fehlt weltliche Gewalt, und sobald das Schwert gezogen wird, muß sie unterliegen. Allein ihr Dasein und Regiment ist eine göttliche Einsetzung, jede Beleidigung ihres Ansehens eine Beleidigung Gottes. Was Gott beleidige, muß sie am besten wissen, sie ist daher ihr eigener Richter. Ist sie auch abhängig von dem Staat durch weltliche Besitzungen, so ist doch ihr Besitz gesetzlich wie jeder andere, und ungerechter Raub desselben muß der ewigen Seligkeit verlustig machen, was sie erklären und den Thäter von ihrer Gemeinschaft ausschließen darf. Gleichwie das geistige ewige Reich höher ist als das leibliche zeitliche, so überragt auch die Hoheit der Kirche diejenige des Staats, und eine Beeinträchtigung derselben ist Auflehnung gegen die höchste Majestät der Erde. Obgleich sie die Wahrheit ihrer Glaubenssätze nicht dem Gewissen der Einzelnen überläßt, sondern dieselben mit Anspruch auf Ergebung feststellt, so fodert sie doch gegen Einwirkung einer fremden nicht aus ihr selbst hervorgegangen Überzeugung Gewissensfreiheit, und läßt sich nichts Unangemessenes aufdrängen. Gegen diese eroberte Herrschaft des geistigen Gebiets der Menschheit ist eine Staatsgewalt bei entstehendem Streite stets im Nachtheil, zumal wenn das Haupt der Kirche wie der Papst außer Landes, und ein Sieg läßt sich nur gewinnen durch offenbare Gewaltthätigkeit, durch gänzliche Lossagung von der Kirchengemeinschaft, nicht nach dem Recht innerhalb derselben. Ruchlosigkeit also der weltlichen Macht feiert Siege über die geistliche, denn eine Lossagung von der letztern ist entschiedenste Ruchlosigkeit, und nur aus Furcht vor größerm Schaden ist manchmal den Ruchlosen Nachgiebigkeit und scheinbarer Vortheil vom Kirchenregiment zu Theil worden, gemäß dem heidnischen Spruch: „Dat veniam corvis, vexat censura columbas"; der in angewendeter Übersetzung lautet:

> Die Raben läßt man frei, die Täubchen fängt man ein;
> Dann hat das Kirchenreich ein weltliches Gedeih'n.

Geschichtlicher Verlauf ist nun folgender. Selten entschließen sich die Parteien zum schärfsten Gegensatz und zum härtesten Gebrauch ihrer Waffen, außer wenn die Umstände es ausnehmend begünstigen oder ein stolzer Muth wie Gregor's VII. alle Folgen gering achtet; vor dem 16. Jahrhundert wagt keine weltliche Macht ernstliche Lossagung von der Kirchengemeinschaft; gewöhnlich suchen beide Theile sich Vortheil abzugewinnen, was manchmal gelingt und zu neuen Bestrebungen auffodert. Geldbedürfnisse sind meistens Ursache von Nachgiebigkeit wie von Härte der Regenten, jener um Beisteuern zu erhalten, dieser wenn freundliche Ansuchen abgelehnt werden. Materielle Interessen sind Ursache der Widersetzlichkeit und des Gehorsams der Geistlichkeit, jener wenn Güter gefodert, dieser wenn Vermehrung derselben in Aussicht gestellt wird. Erkrankten die Könige, so stieg das Ansehen der Kirche, wurden sie gesund, so sank es in sein früheres Maß. König Wilhelm II. wollte ungern das erledigte Erzbisthum Canterbury schnell wieder besetzen, sondern lieber selbst vor der Hand Erzbischof sein, am wenigsten aber Anselm wählen. Er wird krank, beichtet diesem in der Nähe sich befindenden Mann, und ernennt ihn zum Erzbischof. Sobald der König genesen, kehrt seine frühere Sinnesart zurück, und es folgen arge Händel. Der Biograph erzählt dieselben nach einem kirchlichen Bewußtsein — es gibt bekanntlich der Bewußtsein viele — etwas kirchenseitig, indem der Erzbischof als Kämpfer für die gerechte Sache der Kirchenfreiheit dargestellt wird, ohne die Ansprüche des Weltlichen auf Weltliches ganz zu würdigen, wiewol Simonie und anderweitige Willkür nicht in Schutz genommen werden können.

Der König nämlich widerrief ein in der Krankheit erlassenes Gnadenedict, ließ erlassene Schulden mit Grausamkeit eintreiben, und niedergeschlagene Processe wiederaufnehmen. Unter seinem Vorfahren, dem Eroberer, standen die Bischöfe, als geistliche Lehnsträger, unter der weltlichen Macht, eine Verbindung mit Rom ward nur mit Bewilligung des Königs gestattet, was um so leichter gelang, da Papst und Gegenpapst miteinander stritten, ja Wilhelm II. erklärte es für ein Vorrecht der Könige von England, einen Papst anzuerkennen oder nicht. Anselm wollte nur unter drei Bedingungen das Erzbisthum übernehmen, daß der Kirche von Canterbury alle Ländereien wiedergegeben würden, welche sie früher be-

fessen, daß der König in Allem, was Religion betrifft, seinem Rath als Seelsorger vertraue, und daß Anselm dem Papste Urban II. Gehorsam leisten dürfe. Wilhelm gab gute Versprechungen und Anselm übernahm das Amt. Bald entstand Zerwürfniß über ein bei neuer Belehnung gebräuchliches Geschenk. Anselm verstand sich zu 500 Pf. St., dem geldverlegenen Könige schien dies zu wenig, er wies die Summe zurück und Anselm schenkte sie den Armen, ohne auf Andringen eine größere Gabe zu gewähren. Wilhelm unternahm nun einen Kriegszug ohne den Segen des Erzbischofs und hatte Unglück. Anselm suchte Anhalt in Rom, wollte dahin reisen, um die Bestätigung seiner Würde, das Pallium, zu empfangen. Der König untersagt es ihm und erklärt es für Bruch der Lehnstreue. Hierüber fodert Jener einen Reichstag. Dieser wird versammelt, die Bischöfe wollen nicht entscheiden, rathen zur Unterwürfigkeit. Anselm beruft sich auf den Apostel Petrus und die Würde seines Nachfolgers, die Bischöfe verlassen ihn, er bleibt allein in der Kirche. Der König läßt ihm erklären, er werde ihm als Hochverräther den Proceß machen, wenn er nicht dem Papst entsage. Anselm beharrt und die Bischöfe wissen sich nicht zu rathen. Der König will ihm Ring und Stab nehmen, und ihn aus dem Lande jagen. Damit waren die weltlichen Großen unzufrieden. Sie wollen nicht ihrem Primas die Kirchengemeinschaft auffagen, wozu die Bischöfe sich verstanden. Anselm ersucht um einen Geleitsbrief nach dem nächsten Hafen, um das Reich zu verlassen. Dies will wieder der König nicht, aus Scheu vor dem Ärgerniß. Also wird ein Waffenstillstand geschlossen und ferner unterhandelt. Vor Ablauf desselben anerkennt der König Papst Urban II. Anselm will dennoch den Papst persönlich sprechen, und ertrotzt die Reise, sein Erzbisthum wird mit Beschlag belegt.

Auf der Reise findet er Freunde, in Rom empfängt ihn der Papst mit großer Gunst und hält ein Concil wider den König, befiehlt diesem in einem Schreiben, den Erzbischof binnen eines Termins wieder einzusetzen, das Concil verbietet überhaupt, daß Geistliche Lehnsleute von Laien werden. Vor Ablauf des Termins starben Papst und König. Heinrich I., des Letztern Nachfolger, läßt sich schnell vom Bischofe Moritz krönen, und gelobt Abstellung der Misbräuche, Anselm kommt auf seine Einladung nach England zurück, vermählt ihn und tritt im Streit mit weltlichen Großen auf seine Seite. In Verhandlung über die Investitur ist er für den Papst. Dadurch wird ein zweites Exil herbeigeführt, und die fromme Königin, welche Anselm liebte, und mit ihm Briefe wechselte, sucht ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Vergebens, der Papst excommunicirt die Rathgeber des Königs. Dies war Anselm zu wenig, und er beschließt den König selbst zu excommuniciren, dieser erfährt es, fürchtet für seine Herrschaft, und hat mit Anselm in der Normandie eine Zusammenkunft. Sie werden nicht einig und wollen den Papst entscheiden lassen. Dieser bewilligt dem Könige nicht die Investitur, aber doch einen Lehnseid, und Anselm gehorsamt, kommt unter großem Jubel wieder nach England, die Königin bereitet ihm allenthalben Quartier, und begrüßt ihn aller Orten zuerst. So kann man sagen, schreibt der Biograph, Anselm habe die Freiheit der Kirche erstritten. Inzwischen wird auch bemerkt, er habe gegen den Papst die Selbständigkeit der Landeskirche und seine Primatialgewalt aufrecht erhalten.

Ref. suchte seinen Lesern in gedrängter Übersicht die Bedeutung des Mönchthums und der Verhältnisse von geistlicher und weltlicher Macht im Jahrhundert Anselm's nebst dessen eigenem Charakter vorzuführen, zumal in unsern Zeiten Ähnlichkeiten sich finden. Nach der Ruchlosigkeit französischer Revolution gewährt fromme Gesinnung den Klöstern einigen Beifall; das alte Schweben und Schwanken zwischen Kirche und Staat kommt wieder, und die zu Boden gedrückte unterworfene erficht Siege. Unser Biograph, der zu Bonn lebt, hat unstreitig Gelegenheit, die Beschaffenheit und Wirkungen einer Anselmischen Freiheit der Kirche ganz in der Nähe wahrzunehmen.

24.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Weit bedeutender und überhaupt zu den werthvollsten Gaben der Almanachsliteratur gehörig ist der Inhalt des „Berliner Taschenbuch". Wir begegnen hier zuerst einem Beitrage von Varnhagen von Ense: „Voltaire in Frankfurt am Main 1753", worin die Verhaftung des genannten Dichters in der besagten Reichsstadt durch den preußischen Residenten von Freitag auf Befehl Friedrich's des Großen gemäß den im königlichen Geheimen Archiv über jenen Vorgang aufbewahrten Acten ihrem ganzen Verlaufe nach ausführlich erzählt und mit den theils von Voltaire selbst theils von seinem Secretair hierüber veröffentlichten Mittheilungen zu unbefangener Vergleichung zusammengestellt wird. Diese Zusammenstellung ist um so dankenswerther, als dieses zu seiner Zeit so viel Eclat machende und noch jetzt interessante Ereigniß dem Publicum bisher nur von einer Seite bekannt geworden ist, indem Friedrich der Große es verschmäht hat, den entstellenden und übertreibenden Berichten von Seiten Voltaire's durch irgend eine öffentliche Erklärung zu begegnen. Wenn daher alles bis jetzt darüber Veröffentlichte nur zu Gunsten Voltaire's sprach und des Königs Verfahren als hart und willkürlich, das seiner Bevollmächtigten aber als niedrig und lächerlich erscheinen ließ, so empfangen wir hier zum ersten Mal eine actenmäßige Darstellung im umgekehrten Sinne und gewinnen daraus die Überzeugung, daß das gegen Voltaire beobachtete Verfahren zwar nicht ohne Misgriffe geblieben, aber keineswegs zu jener Ungerechtigkeit und Grausamkeit ausgeartet ist, welche Voltaire und seine Freunde darin haben finden wollen, ja daß der Dichter das Meiste von Dem, was wirklich geschehen, durch sein undankbares und rücksichtsloses Betragen gegen seinen eifrigsten Freund und Gönner, sowie durch sein arglistiges und schalkisches Benehmen gegen die Executoren des königlichen Willens selbst verschuldet und fast geflissentlich herbeigeführt hat. Von allen den Intriguen und losen Streichen, durch die er den Residenten Freitag und dessen Beistand, den Hofrath Schmid, in Verlegenheit zu setzen und zu härtern Maßregeln zu reizen suchte, wollen wir hier nur des einen gedenken, den er in Schmid's Comptoir, wohin man ihn nach seinem Fluchtversuch als Gefangenen zurückgeführt hat, zur Ausführung bringt und den sein Secretair Collini selbst folgendermaßen er-

zählt: „Ses yeux étincelaient de fureur et se levaient de temps en temps vers les miens, comme pour les interroger. Tout à coup, appercevant une porte entr'ouverte, il s'y précipite et sort. Madame Schmid compose une escouade de courtauds de boutique et de trois servantes, se met à leur tête et court après le fugitif. «Ne puis-je donc, s'écria-t-il, pourvoir aux besoins de la nature?» On le lui permet; on se range en cercle autour de lui, on le ramène après cette opération." Weiterhin bringt Collini noch folgenden Umstand nach: „Tandis qu'il était dans la cour de Schmid, occupé à satisfaire aux besoins de la nature, on vint m'appeller et me dire d'aller le secourir. Je sors, je le trouve dans un coin de la cour, entouré de personnes qui l'observaient de crainte qu'il ne prît la fuite, et je le vois courbé, se mettant les doigts dans la bouche et faisant des efforts pour vomir. Je m'écrie, effrayé: Vous trouvez-vous donc mal? Il me regarde, des larmes sortaient de ses yeux; il me dit à voix basse: *fingo*.. *fingo*.. (je fais semblant). Ces mots me rassurèrent; je fis semblant de croire qu'il n'était pas bien, et je lui donnai le bras pour rentrer dans le comptoir." Dann heißt es weiter: „En rentrant dans le comptoir, Schmid, qui se croit offensé personnellement, lui crie: «Malheureux! vous serez traité sans pitié et sans ménagement,» et la valetaille recommence ses criailleries. Voltaire, hors de lui, s'élance une seconde fois dans la cour; on le ramène une seconde fois." Da sich nun zu derartigen Neckereien auch wirklich böswillige Anfeindungen und Verdächtigung gesellten, so war es natürlich, daß seine Gegner auch ihrerseits alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu ihrer Sicherstellung aufbieten mußten und sich genöthigt sahen, Wege einzuschlagen, an die sie sonst nicht gedacht haben würden. Freilich trägt auch deren Persönlichkeit wieder einen großen Theil der Schuld: denn offenbar dürfte es einem Geiste von der Voltaire'schen Beweglichkeit ganz unmöglich gewesen sein, den steifen preußischen Zöpfen gegenüber den französischen Schalk gänzlich zu verleugnen. Dieser Contrast stellt sich während des ganzen Conflicts sehr ergötzlich heraus und gibt der actenmäßigen Darstellung dieser Angelegenheit ein fast dramatisches Gepräge, sodaß wir den Aufsatz auch als Unterhaltungsmittel empfehlen können.

Der zweite Aufsatz: „Die Zukunft der deutschen Bühne", von Melchior Meyr, greift die vor einiger Zeit sehr lebhaft erörterte Streitfrage wieder auf, ob von der Wiederbelebung und Aufführung classischer Stücke des Alterthums und fremder Nationen für die deutsche Bühne Heil und Segen zu erwarten sei oder nicht, und schließt sich entschieden derjenigen Fraction an, welche diese Frage bejaht hat. Die Gründe, welche er für diese Ansicht beibringt, sind wenn nicht neu doch wohl entwickelt und laufen im Allgemeinen auf den zuerst von Goethe ausgesprochenen Gedanken hinaus, daß Deutschland berufen zu sein scheine, eine Weltliteratur zu begründen. Auch wir sind im Ganzen nicht gegen die Darstellung antiker und fremder Meisterwerke und hegen überhaupt die Überzeugung, daß jede Zeit erst dadurch zum Fortschritte reif wird, wenn sie die Errungenschaft früherer Zeiten in sich zum lebendigen Bewußtsein und zur ungeschmälerten Anerkennung bringt. Nur darf, was die Vergangenheit producirt hat, nicht als ein ewig unantastbares und normgebendes Ideal für alle kommende Zeiten gelten sollen; vielmehr muß der Gegenwart das Recht eingeräumt werden, über die Leistungen der Vorzeit hinauszugehen und sich frei ihrem eigenen Triebe gemäß zu entwickeln, selbst wenn die anfänglichen Resultate dieser Entwickelung noch nicht den Stempel einer gleichen Vollendung an sich tragen sollten. In dieser Hinsicht ist von Jenen, welche die altclassischen Dramen zur Aufführung gebracht haben, mehrfach gefehlt worden. Sie drückten mit der Hervorziehung des Alten zugleich eine Geringschätzung des Neuen aus, die Kräfte, welche den Todten gewidmet wurden, wurden den Lebendigen entzogen, und so konnte es nicht fehlen, daß sich die jungen, strebenden Talente dadurch verkürzt fühlten und gereizt wurden, mit gleicher Einseitigkeit Opposition dagegen zu machen. Nach unserer Ansicht müssen aber gerade die Productionen der Gegenwart den eigentlichen Kern und Hauptbestandtheil der Repertoires bilden und die Darstellung antiker und fremder Stücke muß nur auf Kosten derjenigen Stücke geschehen, welche, wie der Verf. dieses Aufsatzes selbst zugesteht, der zweideutigen Neigung und dem ungebildeten Geschmack des gewöhnlichen Theaterpublicums zu Liebe immer wieder und wieder gegeben werden, trotzdem daß sie sich weder vor dem Forum der Kunst noch der Sittlichkeit rechtfertigen lassen. Auch die Einrichtung von Theaterschulen, welche der Verf. weiterhin empfiehlt, dürfte nicht so sicher als er glaubt zum erwünschten Ziele führen, so lange man nicht die dramatische Poesie der lebenden Dichter selbst, welche doch jedenfalls als die eigentliche Seele des Theaterwesens betrachtet werden muß, in ein günstigeres Verhältniß zum Theater stellt. Denn mit welchen in den meisten Fällen unüberwindlichen Schwierigkeiten hat bis jetzt noch immer der dramatische Dichter zu kämpfen, wenn er ein Werk von sich auf die Bühne zu bringen wünscht, wobei es namentlich völlig gleichgültig ist, ob das Stück poetischen Werth hat oder nicht. Zwar pflegt man einzuwenden, die meisten Stücke der jungen Dichter seien nicht bühnengerecht, sie effectuirten nicht, ihre Verfasser müßten erst die theatralischen Verhältnisse näher studiren. Das ist zum großen Theil wahr; aber ist denn der Bühneneffect das Einzige, was zu berücksichtigen ist? Sind nicht zunächst die reinpoetischen Elemente darin in Betracht zu ziehen? Und wenn diese Hoffnungen erwecken oder gar schon etwas Anerkennungswerthes leisten, ist es dann billig, den jungen Dichter ohne weiteres zurückzuweisen? Wo und wie soll derselbe überhaupt die theatralischen Verhältnisse kennen gelernt haben? Und wo und wie soll er Gelegenheit finden, die Lücken, um derenwillen man ihn zurückweist, auszufüllen, wenn ihm gerade von den Bühnendirectionen jede Gelegenheit abgeschnitten wird? Kann man auf dem Trocknen schwimmen lernen? Vielleicht aber meint man, es genüge für diesen Zweck, das Theater fleißig zu besuchen und diejenigen Stücke zu studiren, die sich von dieser Seite besonders auszeichnen. Aber da ist man in großem Irrthum. Der Dichter muß die Erfahrung an sich selbst, an seinem eigenen Stücke machen. Man weise daher seine erste Arbeit, selbst wenn sie in theatralischer Beziehung Manches zu wünschen übrig läßt, nicht von vornherein so schnöde zurück; man bringe sie vielmehr, vorausgesetzt daß sie nur sonst dessen würdig ist, vielleicht mit Tilgung der offensten Verstöße auf die Bühne, man lasse ihn selbst einstudiren und stehe ihm dabei nur leitend zur Seite: da wird er lernen, da wird er einsehen wo es fehlt, wo es zu viel ist, was wirkt, was ergreift, was belustigt, was darstellbar, was echt dramatisch ist. Und was noch mehr ist: er wird dadurch in seinem Innersten gehoben werden, es wird Elasticität und drastisches Leben in ihn kommen, die Welt und die Weltgeschichte wird ihm in anderm Lichte erscheinen, sie wird zur großen Bühne für ihn werden, voll von Charakteren, Handlungen und Scenen für die kleine Bühne, die jetzt seine Welt geworden ist. Ganz von selbst, ohne klares Bewußtsein, ohne bestimmten Willen wird er schon bei seiner zweiten Schöpfung eine Masse von Fehlern vermeiden, die nur die nothwendigen Folgen seiner ungünstigen Stellung zum Theater waren, die er aber nicht ablegen kann, so lange die Verhältnisse dieselben bleiben. Vielleicht wirft man hier die Frage ein: was denn zu derartigen Stücken das Publicum sagen werde und wie die Theaterkasse dabei zurechtkommen könne? Dagegen erheben wir die andere Frage, ob man denn diese Rücksicht bei der kostspieligen und dem großen Publicum ziemlich gleichgültigen Inscenesetzung der „classischen" Stücke genommen habe und ob man nicht der Förderung der lebenden und sterbenden Poesie mindestens dieselben Opfer schuldig sei, die man sich nicht scheue für die Wiederbelebung der todten und begrabenen zu bringen, zumal da die Opfer, welche

man den lebenden Dichtern bringt, Kräfte zur Ausbildung bringen werden, die jene Opfer selbst wieder decken und vielleicht reiche Zinsen tragen lassen. Überdies wäre ja erst abzuwarten, ob nicht das Publicum an Stücken junger Dichter, selbst wenn sie minder bühnengerecht und effectvoll sind, lebhaftern Antheil nehmen würde als an so manchen alten Scharteken, die ihm aus purer Bequemlichkeit immer wieder und wieder aufgetischt werden. Und so viel ist schon jetzt nicht in Abrede zu stellen, daß sich unter den im Druck erschienenen Dramen gar nicht wenige finden, welche auch von der Bühne herab ihre Wirkung gemacht haben würden und welche trotzdem von den Theaterdirectionen zurückgewiesen oder mindestens unberücksichtigt geblieben sind. So lange aber das nicht anders wird, so lange die Theaterdirectionen meinen, den lebenden dramatischen Dichter als eine unbedeutende Nebenperson betrachten zu dürfen und sich nicht verpflichtet fühlen, die dramatische Poesie der Gegenwart selbst zu fördern und zu heben: so lange ist auch an eine totale Genesung unserer krankhaften Bühnenzustände nicht zu denken und alle Darstellungen classischer Musterstücke, und alle Theaterschulen werden nicht im Stande sein, dem siechen Körper wieder einen frischen Geist und lebendigen Odem einzuhauchen.

Die dritte Gabe des Taschenbuchs ist eine Novelle von Th. Mügge „Zwei Ehen". Sie bewegt sich auf dem socialen Gebiete und behandelt die Conflicte des Herzens mit den Interessen der Welt und ist insofern ein passendes Seitenstück zu einer ältern Novelle Mügge's, die er geradezu „Herz und Welt" betitelt hat. Die vorliegende Arbeit ist nicht ohne Längen und verliert sich hier und da in Partien und Scenerien, wie sie schon oft geschildert sind; auch die Charaktere sind nicht gerade neu und entfalten sich nicht reich und lebendig genug. Dennoch macht sie wie alle Mügge'schen Productionen, die wir noch gelesen haben, im Ganzen einen wohlthuenden, in einzelnen Stellen selbst tiefen und ergreifenden Eindruck, besonders da, wo es der Verf. mit Darstellung der innern Kämpfe und psychischen Gegensätze zu thun hat. Unter den Persönlichkeiten ist jedenfalls die des Prof. Sydow die originellste, besonders in der Scene, in welcher er dem Freiherrn von Polenz auf die trockenste Weise von der Welt zu verstehen gibt, daß er ein Schwachkopf sei und daß er sich den Appetit nach der reichen Aurelie müsse vergehen lassen. „Es ist ein Gericht", sagt er ihm, „das König Midas nicht vertragen konnte; ein Schaugericht, Gold, doch ein gewöhnlicher Magen geht daran zu Grunde. Überhaupt aber, fuhr er lächelnd fort, lassen Sie es sich gesagt sein, König Midas' Geschichte hat viel Warnendes für Sie. Flehen Sie zum Bacchus, daß er Sie vom ungenießbaren Golde rette und nehmen Sie lieber an, was er Ihnen sonst bieten mag. Herr Professor, sagte Polenz mit höflichem Spott, nehmen Sie meine ewige Dankbarkeit für Ihren guten Rath; ich bedaure nur, daß meine Zeit mir nicht erlaubt, mehr davon hören zu können. Das paßt sich vortrefflich, erwiederte der alte Herr mit der größten Gleichgültigkeit, ich wüßte auch nicht, was ich Ihnen sonst noch rathen sollte. Er nahm Hut und Stock und hielt dem Freiherrn seine Dose hin. Nehmen Sie eine Priese, sagte er, das kühlt das Blut und schärft das Nachdenken. Nun weiß ich doch, erwiederte dieser das Zumuthen ablehnend und rachsüchtig gestimmt, woher alle Ihre tiefen Gedanken stammen. Der alte Herr grinzte ihn an. Und Sie, sagte er, Sie schnupfen nie, das sieht man; es ist Jammer und Schade."

48.

Bibliographie.

Bolzano, B., Dr. Vinc. Julius Edler v. Krombholz nach seinem Leben und Wirken. Prag, Haase Söhne. Gr. 4. 15 Ngr.

Hauke, Henriette, Elfriede. Roman. Zwei Bände. Hannover, Hahn. Gr. 12. 3 Thlr. 25 Ngr.

Perlen christlicher Weisheit. Aus Fénélon's religiösen Schriften, gesammelt von A. Gebauer. Stuttgart, Cast. Gr. 16. 12 Ngr.

Phillips, G., Ueber das Studium der Geschichte, insbesondere in ihrem Verhältnisse zu der Rechtswissenschaft. München. 4. 7 Ngr.

Realis, Ränke und Schwänke der heimatlichen Vorzeit. Historische Novellen, Chronikblätter, Orts- und Familiensagen, Abenteuer in Ernst und Scherz. Wien, Pfautsch und Comp. 8. 1 Thlr.

Schlegel's, A. W. v., sämmtliche Werke, herausgegeben von E. Böcking. 3ter Band. — A. u. d. T.: Poetische Übersetzungen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Abhandlungen. 1ster Theil. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

— — Ders. 5ter Band. — A. u. d. T.: Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 3te Ausgabe. 1ster Theil. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Schödler, F., Die Chemie als geistig bildendes Moment für den Unterricht in Gymnasien. Eine Rede. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Siedenburg, C. D., Dr. Martin Luther's Leben und Wirken. Abendunterhaltungen einer Familie. Ein Buch für die Jugend und das Volk. Oldenburg, Schulze. 12. 10 Ngr.

Stimmen evangelischer Wahrheit aus der Brüdergemeinde. Auswahl aus Zinzendorf's und Albertini's Schriften von A. Gebauer. Stuttgart, Cast. Gr. 16. 14 Ngr.

Wolff, O. L. B., Hausschatz englischer Poesie. Auswahl aus den Werken der bedeutendsten englischen Dichter seit Chaucer bis zur Gegenwart, in chronologischer Ordnung, begleitet von biographischen und literarischen Einleitungen. Zugleich Handbuch der englischen Poesie und ihrer Geschichte. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. Lex.-8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bretschneider, K. G., Über die jetzigen Bewegungen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Votum zur Förderung des Friedens. Leipzig, Ph. Reclam. Gr. 8. 10 Ngr.

Eichler, J. G., Die Pflichten gegen König und Vaterland, die Unterscheidungslehren der evangelischen Kirche und eine kurze übersicht der christlichen Kirchengeschichte, für den Schul- und Confirmationsunterricht zusammengestellt. 2te Auflage. Glogau, Günther. 1845. 8. 2½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Die wahre Freiheit. Predigt am Sonntage Jubilate den 3. Mai 1846 in der Universitätskirche zu Leipzig über 1. Petri 2, 11—17. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Das 1100jährige Jubiläum der Begründung des Bisthums Eichstädt, gefeiert im September 1845, nebst den während desselben in der Kathedrale gehaltenen Predigten. Neuburg a. D., Prechter. Gr. 8. 20 Ngr.

Ritschke, A. E., Was ist von den Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde zu halten? Ein Wort an das protestantische Volk. Bunzlau, Appun. 8. 3 Ngr.

Die Öffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen vor dem 9. Provinzial-Landtage der Mark Brandenburg. Berlin, Krause. 8. 5 Ngr.

Oettingen-Wallerstein, Fürst L. v., Rede gelegentlich der Berathungen über die Anträge des Herrn Fürsten von Wrede in Betreff der Quarten und Klöster. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Poland, F., Die Hindernisse einer wirksamen Strafrechtspflege, besonders im Königreiche Sachsen. Ein wissenschaftlicher Versuch. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1846.

Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 — 1800, die Epoche des Morgenroths der deutschen schönen Literatur. Zum hundertjährigen Stiftungsfeste des Collegii Carolini, von Karl G. W. Schiller. Wolfenbüttel, Holle. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Geschichte des 18. Jahrhunderts in Deutschland ist von vorzüglicher Wichtigkeit, um die des 19. zu verstehen. So groß die Zahl der Werke ist, welche die Darstellung des 18. Jahrhunderts zum Gegenstande haben, so fehlt doch noch immer vielen und großen Partien das rechte Licht. Nehmen wir nur die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts: welch wichtige Fragen wurden damals nicht blos in Schriften und Gegenschriften, sondern gleich im Leben selbst, in der Praxis, durchgefochten. Auf dem Gebiete der Religion, der Kirche, der Philosophie, der Politik, der Pädagogik, der schönen Literatur, überall erschienen die kräftigsten Gegensätze, überall Anfänge zu neuen Resultaten und neuen Zuständen. Diese neuen Zustände begannen sich zu gestalten nicht blos in dem Bürgerstande, sondern auch in der Republik der Gelehrten, nicht blos im Volk, sondern auch auf Thronen — man denke nur an Friedrich den Großen und an Joseph II., die Beide ein großes Heer von Nachtretern unter den kleinen Fürsten hatten —, nicht blos in öffentlichem Kampf, sondern auch in heimlicher Rüstung, namentlich der Jesuiten, der Illuminaten und selbst der Freimaurer. Ein organischer Zusammenhang aller dieser einzelnen Momente oder Partien ist noch in keinem historischen Werke pragmatisch dargestellt; man findet hier und dort höchstens Lineamente davon oder Vorarbeiten dazu. Sofern solche Vorarbeiten eine nothwendige Grundlegung sind, verdienen dieselben, sobald sie sorgfältig und mit Einsicht ausgeführt sind, Anerkennung. Das vorliegende Buch ist mehr als bloße Vorarbeit. Der Verf. führt einen Theil der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts mit Genauigkeit und Geschick aus. Er hat ein tüchtiges Talent für solche Darstellung in seinem Buche manifestirt. Es ist ihm Ernst mit seinem Gegenstande; er hat Studien gemacht; seine Angaben sind durchweg wohl begründet; der Gegenstand gilt ihm mehr als eine zierliche Form, welche von vielen derzeitigen Schriftstellern für Wesen ausgegeben wird. Unser Verf. verschmäht es, durch einen sogenannten interessanten Vortrag Unkundige oder Zerstreuungsbedürftige zu unterhalten; unterhalten will er überall gar nicht; aber von gelehrtem Wust ist in seinem Werk ebenso wenig zu finden wie von blendendem Raisonnement und Hypothesenmacherei — ein Geschäft, wodurch in den letzten Jahren nicht Wenige sich einen Namen zu machen versucht haben. Wie gesagt, unser Verf. wollte nicht zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib schreiben; sein Gegenstand ist dazu viel zu wichtig; aber er schrieb so, daß nicht blos die Literatur- und Geschichtskundigen, sondern daß jeder gebildete Deutsche es wagen darf, dies Buch in die Hand zu nehmen, und es wird ihm einen Zuwachs an Bildung gewähren.

Der Verf. hat nun sein Werk in folgender Weise angelegt. Der erste Abschnitt führt in einer Einleitung, deren Material ganz geschickt zusammengedrängt ist, den Leser durch die deutsche Literatur von Luther's Zeit bis auf die Gründung der sogenannten „Bremer Beiträge", also bis auf den Zeitpunkt, wo die in Braunschweig lebenden Literaten theils kritisirend, theils producirend, theils anregend, theils verbreitend, theils erfindend, theils reproducirend und übersetzend auftreten. Im zweiten Abschnitt werden dann Braunschweigs literarische Notabilitäten aus dem Zeitraum von 1745 — 1800 vorgeführt. Dieser Theil ist der umfangreichste des ganzen Buchs, er beginnt Seite 25 und endet Seite 195. Hier führt der Verf. alle die deutschen Autoren, Dichter, Pädagogen, Philosophen, Theologen vor, die von Braunschweig aus sich ein Verdienst um deutsche Literatur erworben haben; nämlich Jerusalem, Gärtner, Zachariä, Ebert, Konrad Arnold Schmid, Eschenburg, Lessing, Leisewitz, Mauvillon, Stüve, Campe. Von jedem der Genannten gibt der Verf. nicht etwa zufällige, sondern allemal charakteristische Lebensnachrichten und weist einem Jeden seine Stellung zur Literatur, Wissenschaft, Kunst und Leben nach. In diesen Ausführungen lernen wir den Verf. überall als einen Mann kennen, der nicht in einem philosophischen System gefangen sitzt, sondern der selbst sieht und selbständig urtheilt; er hat einen gesunden Takt für das Richtige; das Absprechen, das Hin- und Her- und Her- und Hinraisonniren mancher

Literaten, dieses jämmerliche Dreschen leeren Strohs, scheint dem Verf. verabscheuungswürdig zu sein. Selbst wer mit der Literaturgeschichte näher vertraut ist, wird ohne Zweifel mit diesem Abschnitt manche Lücke seiner Kenntnisse ausfüllen können; Manches, was als Notiz aus einem Handbuche sich ins andere hinüberschlich, erscheint hier in seinem reellen Zusammenhange. Selbst Bouterwek und Gervinus haben in ihren umfangreichen Werken den Theil der deutschen Literaturgeschichte, den der Verf. bearbeitet hat, kaum angedeutet, geschweige denn die Lineamente zu der von ihm gegebenen Ausführung mitgetheilt. In dieser Rücksicht schon steht sein Buch weit über dem Prutz'schen vom Hainbunde, weil dies letztere nichts als eine Ausführung zu Gervinus' Andeutungen ist; unser Verf. hat also auch noch den Vorzug, daß er etwas Neues thut und gibt.

Mit Recht eröffnet der Verf. die Reihefolge braunschweigischer Notabilitäten mit Jerusalem, dem Vater des jungen Jerusalem, der sich in Wetzlar erschoß, ein Ereigniß, von welchem Goethe den Stoff zu „Werther's Leiden" nahm. In Deutschland wird Jerusalem's Verdienst gewöhnlich nur auf das eines guten Kanzelredners beschränkt; seine bekannteste Schrift heißt: „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion." Allein Jerusalem war nicht nur ein guter, er war ein großer Kanzelredner, und wenn auch Mosheim mehr Schwung hatte, so übertrifft ihn Jerusalem durch Reichthum der Gedanken und Tiefe der Philosophie. Jerusalem war für die Literatur Deutschlands von wesentlicher Bedeutung; obwol nicht ohne Sympathien für holländische und englische Gelehrsamkeit, war er doch durch und durch deutsch. In einer Schrift „Über deutsche Sprache und Literatur" (Berlin 1781) versuchte er es, das Buch Friedrich's des Großen „Sur la littérature allemande 1780" zu widerlegen; Gervinus hat den Werth dieser Defension viel zu gering angeschlagen. Noch mehr, Jerusalem drang überall darauf, daß die Muttersprache der wichtigste Gegenstand des Unterrichts werde; er behauptete, nicht das materielle Wissen, sondern der Geist sei es der lebendig mache, und daß, weil die Schönheit die Krone der ganzen materiellen Welt und das Endziel der Wahrheit und Sittlichkeit sei, vorzugsweise durch Belebung des Schönheitssinnes auf die wahrhaft harmonische Ausbildung zu wirken sei. Hier beginnt der Zusammenhang Jerusalem's mit der von Gottsched's Schule sich absondernden und freier werdenden deutschen Literatur oder vielmehr mit dem Geiste derselben, den Gärtner und die Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen" zu wecken und zu verbreiten suchten. Jerusalem hat einen ganz unglaublichen Einfluß auf Deutschlands Bildung dadurch ausgeübt, daß er den Herzog Karl von Braunschweig bewog, das Collegium Carolinum zu stiften, eine Schule, worin die Grundsätze der neuen Bildung unter die Classe der Gesellschaft verbreitet wurden, welchen Intelligenz zu aller Zeit ein Bedürfniß war.

Zu den durch Jerusalem nach Braunschweig berufenen und um die Literatur verdienten Männern gehört zunächst Gärtner, der Freund von Gellert, Rabener und J. A. Cramer. Diese Alle rissen sich von Gottsched los und bildeten in Leipzig einen Verein, durch den eine bessere Schule in der Literatur begründet wurde. Dieser Verein regte zu Productionen an; sogar Klopstock publicirte die ersten Theile des „Messias" in den von ihnen herausgegebenen „Bremer Beiträgen". Gärtner machte sich in seinen Poesien schon frei von der alterthümlich steifen Manier seiner Vorgänger (namentlich seine dramatischen Versuche verdienen dies Lob); aber er hatte doch nicht geistige Energie genug, um sich so frei zu bewegen wie bald nach ihm Lessing wagte. Übrigens wurde Gärtner, wie auch der Verf. anmerkt, durch seine geistreiche Kritik für die sich entwickelnde Periode ein kräftiger Hebel.

Auch Zachariä, der bekannte Verf. des „Renommisten", des „Schnupftuch" und ähnlicher Sachen, war Lehrer am Carolinum. Als Poet kam er nicht weit über Boileau und Pope, seine Vorbilder, hinaus; aber seine Schilderungen haben doch den Vorzug großer Naturtreue. Kleine dramatische Sachen Zachariä's wurden von der Ackermann'schen Gesellschaft dargestellt; wichtiger war es, daß Zachariä Linguet's „Spanisches Theater" und Milton's „Verlorenes Paradies" übersetzte.

Ein noch größeres Verdienst erwarb sich um die Verbreitung englischer Poesie in Deutschland Ebert, gleichfalls Professor am Carolinum; er übersetzte den Young, und welchen Einfluß dieser Dichter namentlich auf Klopstock ausübte ist bekannt. In ähnlicher Weise wie Ebert, aber in größerer Ausdehnung wirkte Eschenburg. Vor dieser Zeit war Shakspeare nur höchst unvollkommen ins Deutsche übersetzt; Eschenburg lieferte die erste bessere Übersetzung, ein Verdienst, was Schlegel, der doch auf seinen Schultern steht, durchaus nicht hinlänglich anerkannt hat. Auch für das Studium der alten Poesie war Eschenburg thätig; seine Lehrbücher der alten Literatur sind selbst jetzt noch hier und dort in Gebrauch.

Auch Lessing widmet unser Verf. einen Abschnitt, eine höchst geistreiche Partie des Buchs, worin nachgewiesen wird, daß der Culminationspunkt von Lessing's Thätigkeit in die Zeit des braunschweiger Aufenthalts fällt; in höchst interessanten Ausführungen wird mitgetheilt, in welcher Weise Lessing's damaliges Verhältniß, seine Freunde, die Bibliothek, die Einsamkeit, Einfluß auf seine Werke gewann. Übrigens ist der Verf. Weltbürger genug, um Lessing ganz in seiner welthistorischen Bedeutung zu fassen.

Nicht am Collegium Carolinum angestellt war der in Braunschweig lebende Johann Anton Leisewitz, über dessen Persönlichkeit und Wirksamkeit Manches mitgetheilt wird, was bisher nicht allgemein bekannt war. Leisewitz war persönlich befreundet mit Wieland, Goethe, Herder, Gotter, Lessing und Lichtenberg; Lessing schrieb die Autorschaft des „Julius von Tarent" anfangs Goe-

the zu und freute sich nach entdecktem Irrthume, daß in Deutschland nur zwei ganz ausgezeichnete Köpfe wären, nämlich Goethe und Leisewitz. Schiller wußte in seiner Jugend den „Julius von Tarent" auswendig.

(Der Beschluß folgt.)

Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Praktische Erläuterungen zu dem Briefwechsel über die deutsche Kirche, das Episkopat und Jerusalem. Mit Vorwort und vollständigem Briefwechsel herausgegeben von Christian Karl Josias Bunsen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1845. 8. 2 Thlr.

In Veranlassung der von Abeken herausgegebenen Schrift: „Das evangelische Bisthum in Jerusalem", hatte der Verf. im J. 1843 einen Briefwechsel mit dem britischen Minister Gladstone geführt, in welchem er seine Ansichten über das Episcopat skizzirte. Diesen Briefwechsel hatte der Verf. bei seiner Anwesenheit in Deutschland im vorigen Jahre Freunden mitgetheilt und auf deren Auffodern sodann als Handschrift für Freunde drucken lassen. Dadurch wurden einzelne Sätze in Zeitschriften verbreitet, aber nach des Verf. Meinung in unrichtigem Verständnisse. So sah er sich veranlaßt, seine Gedanken in dem vorliegenden Buche auszubauen. Dasselbe soll die „praktische Kirchenverbesserung" umfassen und „alle Gelehrsamkeit bei Seite gelegt, einfach, aus wesentlich zugestandenen Grundsätzen und aus den Bedürfnissen der Gegenwart heraus die verständige und praktische Grundlage darlegen, die der Verf. für sein Bekenntniß in sich vorgefunden".

Das Werk beginnt mit einer Einleitung: „Das christliche Priesterthum, der Staat und der kirchliche Beruf der Gegenwart."

„Alle vorchristlichen Religionen hatten ein Priesterthum, weil Priester und priesterliche Opfer. Diese waren entweder Sinnbilder der selig gefühlten Verbindung mit dem Göttlichen (Dankopfer) oder Anerbietungen für die wegen der Sünden erzürnte Gottheit (Sühnopfer). Das wahre Opfer wurde aber nie vollbracht; die Lücke zwischen der Gottheit und dem Menschen nie gefüllt. Der Streit zwischen dem unbeugsamen Sittengesetze, welches vollkommene Heiligkeit fodert, und dem wirklichen Thun und Leben, welches dem Gewissen Unvollkommenheit und Abfall zeigt, blieb ungeschlichtet, unversöhnt. Christus löste diesen unseligen Streit. Er vollbrachte das große Versöhnopfer der M e n s c h h e i t vermittels seiner persönlichen Hingabe. Diese ist das wahre Opfer und wird als von der Vernunft gefoderte ewige That und Selbstentäußerung Gottes durch das Gefühl der persönlich-sittlichen Verantwortlichkeit im Glauben ununterbrochen zum Reiche Gottes hin fortgesetzt. Daraus entspringt das allgemeine Priesterthum, weil ein Jeder sich selbst seine Person, sein Inneres oder sein ganzes Leben, wie Christus selbst, zum Opfer bringt, hingibt. Das wahre Dankopfer wurde der durch Gottesdienst und Leben, im Geiste und in der Wahrheit dargestellte unmittelbare Verkehr des Menschen mit Gott, die Bethätigung des allgemeinen Priesterthums. E s i s t k l a r, d a ß j e n e g r o ß e s i t t l i c h e I d e e z u i h r e r v o l l e n, n a t u r g e m ä ß e n u n d g e s u n d e n E n t w i c k e l u n g e i n c h r i s t l i c h e s V o l k u n d e i n e n c h r i s t l i c h e n S t a a t f o d e r t, o b w o l s i e i n i h r e m K e i m e n u r d e r c h r i s t l i c h e n F a m i l i e b e d a r f u n d u n t e r N e r o n e n e r s t a r k e n k a n n. Die Reformation machte solche Herausstellung des allgemeinen Priesterthums in einem weltgeschichtlich gebildeten Volke und Staate m ö g l i c h, aber damit nicht w i r k l i c h. Die folgenden Jahrhunderte erzeugten die bürgerliche Freiheit; diese ist aber nicht gesichert und kann nicht wohlthätig wirken ohne daß das freie Volk ein lebendig christliches ist. Daher ist eine freie Kirchenverfassung ein kritisches Moment der Gegenwart. Jetzt oder nie ist die Zeit, daß die Regierungen und Völker sich aufklären über das Christenthum, über die Bedeutung der Kirche und ihrer Verfassung. Namentlich ist für die evangelische Landeskirche Preußens der weltgeschichtliche Zeitpunkt gekommen, welchen das Christenthum im Allgemeinen, die Reformation insbesondere möglich macht: die Darstellung einer freien, nationalen, durch und durch volksthümlichen Gemeinde, welche sich als Theil der allgemeinen Kirche Christi erkennt, darstellt, fortpflanzt, erhält und regiert."

Dieses sind die Ideen des Verf. Zu der christlichen haben wir nichts hinzuzusetzen. Nur die Vorstellungen von Menschheit, Familie, Volk und Staat und bürgerlicher Freiheit, deren Inhalt überall das Christenthum sein soll, werden, wie sie der Verf. gegeben, einer nähern Beleuchtung bedürfen. Wenn der Verf. sagt, durch das Christenthum sei die Herstellung der Menschheit möglich gemacht, und zwar einer solchen; die über dem Nationalen stände, so wollen wir diesen Ausspruch vorläufig nur wegen seines Zusammenhangs mit den übrigen Behauptungen des Verf. prüfen. Er hängt aber mit der ganzen Folge nicht zusammen, denn derselbe sagt weiter: es sei klar, daß die christliche Idee eines Volkes zu ihrer Entwickelung bedürfe, wenn sie gleich in ihrem K e i m e nur der F a m i l i e bedürfe. Nun aber ist eben die Familie das Einfache der Vorstellung einer allgemeinen Menschheit; beide Begriffe sind abstracte, während Volk und Staat das Besondere, Concrete sind. Wenn also der K e i m der christlichen Idee in der Familie wurzeln und in die Menschheit hineinwachsen soll, so ist damit zugleich die Aufhebung des tiefer liegenden Begriffs des Volkes und Staats gegeben und der Verf. kann so nicht sagen: es sei k l a r, daß ein Volk nöthig sei. Diese Klarheit ergibt sich aber, wenn man die Menschheit richtig als ein gegenwärtiges Volk anschaut. Die Welt ist die Anhäufung des Vielen, des Raums; die Menschheit die Potenzirung des Einen, der Zeit, und dieses Eine ist das Volk, d. h. aber das gegenwärtige Volk der Geschichte. Das war einst zu einer gewissen Zeit das griechische, welches daher ein Recht hatte, Alles außer sich für Barbaren anzusehen, das ist jetzt das germanische; jenes das heidnische, dieses das christliche; daher ist die gegenwärtige Familie die christliche und insofern kann auch der christliche Keim in der Familie wurzeln, aber eben nur in der germanischen. Alles außerhalb des Germanischen wird nun und nimmermehr zum Christlichen werden, und wenn Missionen und Bisthümer an allen Enden der Erde errichtet werden; denn germanisch und christlich sind Eins. Von dieser Einheit hätte der Verf. ein Recht, zu Deutschland und zu Preußen zu kommen als Unterabtheilungen des Einen; sonst begreift man in der That nicht, wie der Ausbau der evangelischen Landeskirche den Chinesen oder Türken zugute kommen soll, die von solcher besondern Wirklichkeit nicht einmal den Namen kennen. Wenn nun aber endlich der Verf. sagt: die bürgerliche Freiheit sei das Äußere der kirchlichen, und diese bürgerliche Freiheit sei überhaupt vorhanden, also auch in Preußen vorhanden, dessen Volk ja eben auch innerlich frei, lebendig christlich verfaßt werden soll, so erregt das sofort schon den Verdacht, daß die vorliegende Kirchenverfassung die Ergänzung der a r i s t o k r a t i s c h e n Staatsverfassung des Hrn. von Bülow-Cummerow ist. Beide Schriftsteller übrigens fallen schon, was gelegentlich bemerkt werden mag, in der Schluß-Pointe zusammen, alles Heil in Staat und Kirche vom gegenwärtigen Könige von Preußen zu erwarten.

Wir wollen sehen, ob der Verlauf des Werkes diesen Verdacht benehmen oder seinen Sinn als Inhalt des Buchs bethätigen wird.

Übergehen wir im Folgenden alle die Ausführungen des Verf., daß kein Volk die Menschheit sei, indem wir eben der Meinung sind, daß gerade E i n Volk die Menschheit ist; man kann wol sagen: kein Sinnensystem ist die Welt; aber das gehört Alles nicht wesentlich zum Buche; lassen wir uns vielmehr durch solche Fernsichten von dem besondern Wege zur Verfassung nicht ablenken, so finden wir alsbald folgenden Satz, der

uns den Sinn derselben wie mit einem streifenden Blitze der vorangedeuteten Ahnung zu erhellen scheint. Es heißt: „Es ist hiernach auch klar, daß uns die bürgerliche und kirchliche Verfassung des Staats, also Stände und Synoden, zwei verschiedene Ströme des Einen nationalen Lebens sein müssen, deren Einigkeit am besten gesichert wird durch ihre vollständige Getrenntheit. Eine evangelische Kirchenverfassung ist uns hiernach nichts als die andere Seite der Verfassung für die evangelischen Christen. Kein Volk ist politisch frei ohne eine nationale Kirchenverfassung für die Bekenner des Evangeliums." Es könnte den Anschein haben, als wenn der Verf. unter denjenigen Ständen, welche er den Synoden parallelisirt, repräsentative oder constitutive verstanden hätte, wie sie das germanische Volk anstrebt. Indessen an andern Stellen wird die Form der Verfassung des Staats der Kirche gegenüber ausdrücklich für gleichgültig erklärt, und der Verf. schreibt vorzugsweise für Preußen und gebraucht bei dem Capitel des Verhältnisses der von ihm constituirten preußischen Nationalkirche gegen den Staat ebenfalls die Ausdrücke: Stände und Synoden. Es wird also nicht weit von der Wahrheit sein, zu vermuthen, bei diesem allgemeinen Ausdrucke „Stände" habe der Verf. die von Hrn. von Bülow-Cummerow richtig interpretirte Repräsentation der aristokratischen Elemente des Staats verstanden. Diese Vermuthung wird fast zur Evidenz erhoben, wenn wir sehen, wie der Verf. die Ehe das Vorbild des Staats nennt und in diesem theils die Darstellung des sittlichen Lebens der Menschheit verwirklicht werden, theils derselbe im Verein mit der Kirche ein Keimblatt des wahren christlichen Staats oder des Reiches Gottes sein soll; sittliches aber und aristokratisches Princip sind Eins. Wir übergehen hier wiederum den Streit über die policeiliche Anmaßung der deutschen Staaten, über die Sittlichkeit des Volkes zu wachen, und über die Zwecke des Staats überhaupt; der Verf. selbst sagt: er wolle in keine literarische Klopffechterei verwickelt werden; wir gehen lediglich den Weg zur Verfassung der Kirche geradeaus fort, vergessen aber das Resultat dieser Station nicht: die Synoden der Kirche werden aristokratischen Ständen eines die Sittlichkeit producirenden Staats parallelisirt.

Nachdem der Verf. in Zügen, die tieffstes Eindringen in das Wesen der Formen zeigen, die bestehenden der Kirche, die Consistorialverfassung, den anglicanischen Episkopalismus, den genfer, holländisch-schottischen Presbyterianismus, den Independentismus, die amerikanische Verfassung beurtheilt und deren Schiefheiten, Überfülle oder Trockenheiten nachgewiesen hat, kommt er zu den „Grundsätzen der Herstellung einer vollständigen evangelischen Kirchenverfassung". Hier ist nun zuvor folgender Gedanke hervorzuheben, der so zu sagen die Seele des ganzen Buchs ist: „Die Gemeinde entsteht durch das Amt des Worts; das Amt bedingt das Dasein der Gemeinde und dieses Dasein bedingt die Entwickelung des Reiches Gottes." Wo der Verf. dieses hinstellt, sagt er unmittelbar daneben: „Ähnlich verhält es sich im Gebiete des Staats hinsichtlich des Gegensatzes von Volk und Regierung." Das heißt also die Regierung ist die Seele des Volkes, und wenn auch kirchliches und weltliches Amt an und in dem Volke sein sollen, wie der Verf. sagt, so kann doch dieses nichts Anderes heißen nach dem ausgesagten Verhältnisse, als wenn der Künstler an und in seinem Werke ist, er bedingt das Dasein desselben und dieses Dasein wieder die Erscheinung des Reiches der Schönheit. Das Reich Gottes ist das dritte und zwar das sittliche Reich, und wenn der Staat dieses auch sein soll, worin unterscheidet sich bürgerliches und kirchliches Volk? Ist die bürgerliche Freiheit, die man die politische nennt, nicht blos ein Schein? Der Verf. sagt es selbst. Wohl, und wenn dann die Regierung das Volk zu demselben Ende zu leiten hat wie das kirchliche Amt, wenn durch die Regierung das Volk entsteht, wo bleibt dann die ganze Vergangenheit, wo bleiben die gegenwärtigen Resultate der Geschichte? Alles verschwindet vor der Zukunft, die die beste Leitung der preußischen Regierung anbahnen wird. Das ist die unvermeidliche Consequenz. Man lasse sich durch den Pomp der Worte nicht blenden. Das allgemeine Priesterthum ist das goldene Schaubild und die Lehnsinsignie, welche das Amt der Gemeinde für festliche Tage umhängt; für den Werktag ist sein Schmetterlingsglanz zu zart; will die Gemeinde davon Gebrauch machen und selbst gehen, so zerbricht es unter solchen rauhen Plebejerhänden. Das aristokratische Element der Gemeinde ist es, der kirchliche Adel, welcher dem gläubigen Volke das Heil verkündet, es regiert und hilft; auch der weltliche Adel ist an und in dem Volke; mit solchem „An" und „Im" ist nichts gesagt. So wie im Staate dem regierten Volke das Bewußtsein seiner leeren persönlichen Existenz übrig bleibt, das, so lange Jemand eben lebt, demselben wol nicht wird genommen werden können, so in der Kirche das der persönlichen Verantwortlichkeit, der leeren schematischen Gewissensfreiheit, welche unter solchen Umständen eher eine schreckliche Last als eine Ehre ist. In sehr idealen, sehr zarten und sehr exclusiven Zuständen sind solche Bedingungen und Voraussetzungen eine Wahrheit; die gemeine Wirklichkeit aber verlangt Genügung ihres derben, nach Freiheit und Selbständigkeit strebenden Willens. Das Volk sagt: Ich bin da, und weil ich bin, so will ich auch Das was ich sein will. Das Volk ist die Zeit und das Amt ist ein Individuum; wer ist nun der Erzeuger? oder wer soll nun regieren? Wir können dabei nicht unerwähnt lassen, daß der abgegangene Minister von Arnim bekanntlich anstatt das Volk und dessen Organe zu hören, von seinen Präsidenten den Volksgeist wie einen Schaum von der Oberfläche wollte abschöpfen und sich überreichen lassen; das ist eine Weise, wie das Volk durch die Regierung entstehen kann; das Alles sind Zeichen eines gewissen Systems.

Aber die von dem Verf. aufgestellten Ämter in der Gemeinde sind dreifach: das Hirtenamt oder das Amt der Seelsorger, das Amt der Regierer und das beiden zur Seite stehende Amt der Helfer. Der Verf. kommt noch einmal zurück auf die geistliche Oberherrlichkeit der Gemeinde. Wir wollen nur kurz an die Oberherrlichkeit des französischen Volkes zu gewissen Zeiten erinnern; dem Namen nach ist Alles *möglich und* klingt Alles auch sehr schön. Es ist auch *ein bloßer Name*; denn der Verf. vertheidigt sich vor dem Vorwurfe des Predigens der Volkssouverainetät und reducirt endlich die Oberherrlichkeit auf die ausströmende Gewissensfreiheit der Einzelnen, d. h. auf das logische Schema A ist gleich A oder wie die Arithmetiker sich ausdrücken: $0 = 0$, womit man eben Nichts bezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Revolutionsgeschichte.

So groß auch die Zahl der auf die französische Revolution bezüglichen Geschichtswerke scheint, so ist doch an solchen Darstellungen, welche die vorhandene Literatur mit einiger Vollständigkeit und mit kritischer Sichtung verarbeiten, in Frankreich durchaus noch kein Überfluß. Was man aber hier vor Allem vermißt, ist Mäßigung und Parteilosigkeit, Eigenschaften, welche den französischen Historikern nur selten beigelegt werden können. Einigermaßen hervorgehoben zu werden verdient die Revolutionsgeschichte, welche von Th. Burette und Ulysse Ladet gemeinschaftlich herausgegeben wird. Freilich fehlt diesem Werke, das auf acht Bände berechnet ist, die Farbenpracht und der einschmeichelnde Stil der Thiers'schen Darstellung oder die pointenreiche, schlagende Fassung Mignet's, aber dafür beweist es auf jedem Blatte, daß es aus einem sorgfältigen und umfassenden Quellenstudium hervorgegangen ist, und die Verarbeitung der gesammelten Materialien ist anständig und gemessen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1846.

Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 —1800. Von Karl G. W. Schiller.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Höchst interessant ist die Partie des Buchs, in welcher unser Verf. über Mauvillon spricht, diesen Freund des freigeistigen Unzer und des gewaltigen Mirabeau. Der Leser findet in diesem Abschnitt eine gründliche Beurtheilung Mauvillon's, seiner philosophischen, religiösen und historischen Schriften. Auf die schöne Literatur Deutschlands wirkte Mauvillon dadurch, daß er die erste Übersetzung des „Rasenden Roland" von Ariosto (Lemgo 1777—78) lieferte. Die Musik der Sprache, die Glätte des Versbaus wirkte auf die poetischen Productionen der damaligen Dichter; durch Mauvillon wurde Heinse zur Übersetzung des Tasso und des Ariosto angeregt, Arbeiten, die auf die eigenen Dichtungen Heinse's von großem Einfluß waren.

Ref. fügt hier noch die Bemerkung an, daß die Nachrichten über Mauvillon's Leben und Wirksamkeit sich noch bedeutend vervollständigen ließen, wenn dessen freimaurerische Thätigkeit näher erörtert würde; namentlich in sein Verhältniß zu Mirabeau und zum Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig müßte dadurch mehr Licht zu bringen sein. Referent ist überall der Ansicht, daß eine Geschichte der Freimaurerei über die Zustände und das Leben des 18. Jahrhunderts Vieles aufhellen würde; selbst wenn Jemand den Beweis führte, daß die Freimaurerei der Gegenwart mancher Orten in Deutschland jetzt ganz inhaltlos ist, so wäre damit keineswegs die Behauptung gerechtfertigt, daß sie es auch damals gewesen sei.

Über Joachim Heinrich Campe urtheilt der Verf. mit Umsicht und ohne Parteilichkeit; er lobt das Gute, aber verschweigt auch die zweideutigen Thatsachen aus Campe's Leben nicht. Ein politischer Charakter war Campe durchaus nicht; er pries die Freiheitstendenzen von 1789 und doch stand er mit dem Herzoge von Braunschweig auf dem freundschaftlichsten Fuße; ja, als Jerôme König von Westfalen und also auch Fürst von Braunschweig wurde, begrüßte er auch den mit Begeisterung in einem Gedichte. Ein Dichter war Campe übrigens durchaus nicht; seine ganze realistische Richtung widerstrebte der Poesie. Auch in Religionsangelegenheiten kam er über das Begriffsmäßige nicht hinaus; wie er in allen Gebieten des Lebens das philisterhafte Nützlichkeitsprincip vorwalten ließ, so verlangte er auch von den Predigern vor Allem, daß sie halb Landwirthe und halb Ärzte sein sollten. Was seine Pädagogik betrifft, so war er darin keineswegs originel; er folgte immer nur Vorgängern. Selbst in seiner Jugendschriftstellerei ist er häufig matt; Pestalozzi hatte weit mehr Talent dazu; Campe wird gar zu leicht kindisch, wenn er einfach, natürlich und kindlich sein will, und es war ein Grundirrthum, daß er so Vieles für Kinder zurichten wollte, was entweder gar nicht für Kinder gehört oder doch nicht in dem Umfange wie er es nahm; schrieb er doch sogar eine „Moral für Kinder", aber auch wieder nach einem fremden und zwar französischen Muster. Lichtenberg hatte ganz recht, wenn er damals auffoderte, man solle doch nun auch endlich einmal eine Hebammenkunst für Kinder schreiben. Allein ungeachtet aller dieser Vorwürfe, die wir Campe mit Recht gemacht haben, ja noch mehr, ungeachtet aus seiner Schule alle jene Leute, die nur nach Nutzen und Nutzbarkeit fragen, hervorgegangen sind, so hat er doch auch im Einzelnen manches Gute gewirkt; er hatte recht, wenn er behauptete, daß ein Quentchen gesunden Menschenverstandes mehr werth sei als ein Pfund Gelehrsamkeit; er hatte recht, wenn er verlangte, daß die deutsche Sprache so viel wie möglich zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgeführt werde, eine Ansicht, deren forcirte Consequenzen ihn freilich oftmals lächerlich werden ließen; übrigens haben seine persönlichen Bemühungen und seine vielen pädagogischen Schriften für die Herausbildung des eigentlich deutschen Elements in Deutschland viel gewirkt, und damit möchte die Verbindungslinie angedeutet sein, die von Campe auf die schöne Literatur in Deutschland hinleitet. Wenn Ref. im Obigen auch etwas schärfer über Campe geurtheilt hat als der Verf., so stimmt er dennoch im Wesentlichen mit ihm überein.

Nun folgt der dritte Abschnitt, worin bewiesen wird, daß die Literaturepoche Braunschweigs von 1745 an die Morgenröthe der schönen Literatur in Deutschland sei. Natürlich kann dies nur behauptet werden von den nächsten 30 Jahren nach 1745, also von 1745—75;

denn von dem letztgenannten Zeitpunkte an schließen sich alle literarischen Bewegungen Deutschlands, der Schweiz und Dänemarks aufs engste an den weimarischen Kreis. Unser Verf. hat in diesem Abschnitt eine schwere Aufgabe zu lösen; gar viele Städte zeichneten sich damals durch Theilnahme an der Literatur aus: Hamburg mit seinem Brockes, Hagedorn, Liscow, Leipzig mit seiner Gottsched'schen Schule, Halberstadt mit Gleim und dessen Kreise, Münster mit der Fürstin Gallitzin, Darmstadt, wo die Landgräfin Karoline für deutsche Literatur so Vieles that — alle diese Namen sind doch von Bedeutung und nehmen Theil an dem Ruhme, den auch Braunschweig beansprucht; ja, noch mehr, wer könnte vergessen haben, was im letzten Theil jener bezeichneten Epoche von Berlin und Königsberg aus durch Nicolai, Mendelssohn, Lessing, Hamann geschehen ist? Unser Verf. entledigt sich seiner Aufgabe mit Umsicht und Geschick; er will den Einfluß der Braunschweiger nicht überschätzen; aber so viel ist gewiß, die in Braunschweig lebenden Literaten waren Vorgänger der großen deutschen Genies, die nach ihnen sich voller entfalten; es ist ein bedeutendes Verdienst, daß Gärtner, Zachariä, Ebert, Mauvillon, Eschenburg u. A. auf die spanische, italienische, vorzüglich aber, daß sie auf die englische Literatur hingewiesen haben. Mit der Einführung des Shakspeare wurde die ganze Despotie des französischen Ungeschmacks vernichtet; auch der Formalismus Gottsched's wurde dadurch zerstört. Endlich ist noch in Obacht zu nehmen, daß die weimarische Literaturepoche ganz nahe mit der braunschweigischen zusammenhängt. Nämlich die Herzogin Amalie von Weimar, die Freundin Wieland's, die Schützerin Goethe's, war die Tochter des braunschweiger Herzogs Karl und die Schülerin Jerusalem's; sie nahm von Braunschweig die Liebe zur Literatur mit nach Weimar und errichtete daselbst einen Musentempel in höherm Stil als der in ihrer Vaterstadt war.

Hierauf gibt der Verf. in einem Anhange noch eine Übersicht des Regentenhauses Braunschweig-Wolfenbüttel in Beziehung seiner Verdienste um Kunst und Wissenschaft. Dieser Abschnitt ist eine höchst werthvolle Zugabe. Schon vor Heinrich's des Löwen Zeit beginnt der Verf.; er erzählt die Verdienste dieses Fürsten um Baukunst, Frescomalerei, Glasmalerei, Holzschnitzkunst und Metallarbeiten auf. Der Herzog Julius von Braunschweig, welcher 1528 geboren und 1589 gestorben ist, errichtete die Universität Helmstädt und begünstigte die in der Geschichte der protestantischen Dogmatik vorkommenden Professoren Heßhuß, Jakob Andreä, Chyträus und Martin Chemnitz; er stiftete und erweiterte auch die wolfenbüttler Bibliothek und kaufte eine große Zahl werthvoller Manuscripte. Der Sohn dieses Herzogs ist der in der allgemeinen Literaturgeschichte vorkommende Heinrich Julius. Mehre seiner Schriften sind auf der wolfenbüttler Bibliothek zu finden; nicht ohne Werth sind seine Reden. Im J. 1605 gründete er in Braunschweig ein Hoftheater, das erste in Deutschland, und dichtete zwei Dramen; das erste ist eine „Comoedia" von Clementio Kadislav, Satrapen von Mantua; das andere ist eine „Tragica comoedia", welcher die Geschichte von der Susanna zu Grunde liegt; beide Werke publicirte er unter dem Namen Hilbaldeha, das soll bedeuten Henricus Julius Brunsvigae ac Luneburgae dux edidit hunc actum (1593—94). Ebenso bekannt aus der allgemeinen Literaturgeschichte ist Herzog Anton Ulrich, geboren 1633, gestorben 1714. Er war als Kirchenliederdichter und Romanschriftsteller fruchtbar. Er ist Verfasser der römischen „Octavia", jenes weitläufigen Romans, worin er die ganze römische Geschichte vom Kaiser Claudius bis zum Kaiser Vespasianus, also vom J. 41 bis zum J. 79 nach Chr. Geb., erzählt; außerdem kommt in dem Buche mancherlei Modernes vor, z. B. die Geschichte der Prinzessin von Ahlden, der Gemahlin Georg's I., Königs von England. Herzog Anton Ulrich richtete in Braunschweig auch eine italienische Oper ein und erweiterte die Kunstsammlungen in Salzdahlum. Vom Herzoge Karl, dem Stifter des Carolinums, dem Beschützer von Jerusalem, ist schon oben gesprochen. Sein Sohn, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, war nicht nur mit den braunschweiger Literaten befreundet, sondern er stand auch theils in persönlicher, theils in brieflicher Verbindung mit Winckelmann, Hamilton, Lessing, mit Mirabeau, Helvetius, d'Alembert und Voltaire, mit Mendelssohn, Garve und Pütter. Weiter als bis auf den letztgenannten Herzog führt unser Verf. diese Darstellung nicht herunter; auch Bonaparte empfahl dem Historiker d'éviter la proximité du temps.

Nach Allem, was Ref. über dies Buch *mitgetheilt* hat, ist er überzeugt, daß die Leser *dieser Relation* angereizt sein werden, das Werk *selbst zur Hand* zu nehmen. Jedem gebildeten Deutschen, dem Literaturkundigen sogar, wird die Lecture dieses Buchs ersprießlich sein.

25.

Die Verfassung der Kirche der Zukunft u. Von Christian Karl Josias Bunsen.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Der Verf. beginnt nun speciel preußische Zustände zu beschreiben. Insofern das germanische Volk das christliche ist, wird die Volksschule eine Stütze der Kirche sein. Aber hier zeigt sich gerade die Falschheit des Satzes: die Gemeinde entsteht durch das Wort des Amts. Das Christenthum ist ein Leben, sagt der Verf. mehrfach selbst, und ist das ein christliches Leben der Schule, wenn die Jugend biblische Historie und biblische Sprüche auswendig lernt? Der Verf. muß dieses für richtig halten, denn so wird thatsächlich in der preußischen Volksschule im Christenthume unterrichtet und der Verf. erwähnt nicht mit einem Worte der Untauglichkeit solcher Methode. Dieses Lernen und Wissen ist aber das Resultat des Amtes des Schulworts; und was ist das Resultat des Kanzelworts? Das Gefühl des Empfänglichen, welches von dem Sturme der gemeinen Wirklichkeit verweht wird und nur Dem ein persönliches Gut bleibt, der äußerlich glücklich genug ist, das Glück seiner Gefühle sich innerlich bewahren zu können. Der Wille, der das gemeine Volk nach vorwärts treibt, entsteht nur aus der Gewohnheit an Thaten. Also im christlichen

Thun ist schon die Jugend des christlichen Volkes zu unterrichten; dieses Thun ist aber für die Jugend die Arbeit, diese Bedingung des christlichen Lebens, welche von dem Socialismus in bekannter Weise verzerrt wird; darauf folgt die Übung in Werken der christlichen Liebe für das Weib, in Werken der christlichen Freiheit für den Mann, welche Übung die Grundlage der Confirmation für das Christenthum ist. Wir haben hier Dieses nicht weiter auszuführen, glauben aber darauf hingewiesen zu haben, wie das eigene äußerliche Thun das Volk zum innern Willen führen werde und daß das Amt des Wortes nur das sei, in der äußerlichen Thatübung die Jugend zu unterrichten, in der Predigt den selbstgebildeten Willen in der Schwebe des göttlichen Bewußtseins zu erhalten, d. h. daß der Einzelne wisse, er wirke selbständig mit an dem heiligen, unzertrennlichen, irdischen Gewande unsers Herrn und Heilandes, an der Kirche Christi, die vom lauten Klange des Willens erfüllt wird. Das kirchliche Amt ist ebenso gut der Diener des Volkes und nicht der Regent, wie allbekannt Friedrich der Große die Fürsten die ersten Diener des Volkes genannt hat. Der göttliche Wille des Volkes, der eigene, frei angebildete ist das geschichtlich legitimirte Souveraine.

Der Bischof aber und der Episkopalismus des Verf., wie er selbst näher auseinandersetzt, ist folgender. „Der Bischof soll recht aus dem Herzen der Gemeinde hervorgehen. Fürst und Gemeinde müssen aber naturgemäß zur Wahl und Ernennung des Bischofs mitwirken, sodaß der Fürst entweder die kirchliche Ernennung aus vorgeschlagenen Candidaten oder die unbedingte Bestätigung und Verwerfung habe." Sollen wir hier nochmals an die Oberherrlichkeit der Gemeinde erinnern, jene glänzend ausgeschmückte Wand, vor welcher die handelnden Personen ihre Rollen spielen? Die Verfassung der „selbständigen, sich selbst verwaltenden (d. h. getrennt von der unmittelbaren Einmischung des weltlichen Regiments) Kirche der Zukunft" beruht aber wesentlich auf dem bischöflichen Sprengel, der „Mittelsphäre", also dem strahlenden Centrum der Orts- und Landgemeinde. Die Hauptpunkte der Verfassung sind vom Verf. selbst in Folgendem zusammengestellt:

1) Die kirchliche Oberherrlichkeit ist bei der vollen Kirchengemeinde in Gesetzgebung und Regierung. 2) Die volle Kirchengemeinde stellt sich nach unten als Ortsgemeinde dar, nach oben als Landesgemeinde. Zwischen beiden Sphären liegt die der unabhängigen Kirche des kirchlichen Kreises oder Sprengels, mit dem Bischofe und Kirchenrathe in der Mitte. 3) Die Verwaltung ist allenthalben in den Händen von Vorständen, an deren Spitze immer ein Geistlicher steht. So hat der Gemeindevorstand den Pfarrer, der Kirchenrath den Bischof, der Landeskirchenrath den Metropolitan-Bischof an der Spitze. Sowol das Amt des Wortes als das Amt der Verwaltung hat neben sich das Amt der Helfer oder Diakonen, nie als Titel, immer für eine organische Thätigkeit an und in der Gemeinde. 4) Jeder Vorstand hat einen Kreis von persönlichen und körperschaftlichen Pflichten, für welche er allein verantwortlich ist. So die Ortsgemeinden für die Wahl der Geistlichen oder der Ortspfarrer für die Einsegnung; so der Bischof für die Einsetzung eines Predigers in das Amt; so die Landesgemeinde für ihre Beschlüsse. Diesen Gewissenspflichten entsprechen Gewissensrechte: Alles nach dem obersten Grundsatze aller evangelischen Verfassung, dem allgemeinen Priesterthum, d. h. der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit des Einzelnen. 5) Das persönliche Gewissensrecht darf ebenso wenig unterdrückt werden als das körperschaftliche. 6) Die kirchliche Verwaltung ist ganz in kirchlichen Händen. 7) Die Patronatsrechte des Staats sind gleich den Patronatsrechten der Privatpersonen zu betrachten. Sie dürfen nie das Berufungsrecht der Gemeinde ganz vernichten. 8) Bei den Schullehrern wirken Staat und Kirche zusammen. 9) Die Regierung hat als solche das Recht der allgemeinen policeilichen Beaufsichtigung und die Ernennung der höhern Verwaltungsbeamten, d. h. des Bischofs und seiner weltlichen Räthe; jedoch muß sie dieselben aus Männern der Gemeinden nehmen, Ältesten und Abgeordneten. Den Metropolitan-Bischof wählt der König aus den Bischöfen des Reichs, den Landeskirchenrath aus den Kirchenräthen. 10) Weder die Regierung kann der Kirche noch eine geistliche Kirchenversammlung dem Volke und dem Fürsten kirchliche Satzungen auflegen oder das Bestehende jenseit der Befugnisse der Landesgemeinde ändern. Wie alle Beschlüsse der Landesgemeinde, so bedürfen auch die der Reichsgemeinde der königlichen Bestätigung: außerdem aber kann eine Reichsgemeinde sich nicht ohne königliche Berufung versammeln und die Laien haben in ihr ein unbedingtes Veto.

Wo bleibt nun die Repräsentation, die Mitregierung der Oberherrlichkeit? Eichhorn sagt in den „Grundsätzen des Kirchenrechts", Bd. 2, S. 61: „Ein System der Zusammensetzung, nach welchem die höhern geistlichen Ämter zur Mitwirkung berufen, hat einen hierarchischen Charakter, welcher dem Wesen der evangelischen Kirche entgegen ist, und macht überdies eine solche Versammlung zahlreicher als für ihre Geschäfte nützlich sein kann, ohne daß dies durch die Grundlage eines Repräsentativsystems geboten wäre." Des Verf. Kirche beruht aber nicht blos auf der Mitwirkung, sondern auf der Alleinwirkung der höhern geistlichen Ämter; wir wollen ja nicht vergessen: die Gemeinde entsteht erst durch das Amt; und was ist hierarchisch in der Kirche? gewiß doch aristokratisch im Staate. Das Aristokratische aber widerspricht der Zeit, ja sagen wir geradezu dem Christlichen. Es wird also die Verfassung der Kirche des Verf. nie das Leben haben. Einzelnes ist höchst treffend und sehr schön gesagt; das Ganze schwebt aber erhaben über dem Volke, in einer Sphäre, wohin dieses nicht will. Die Selbstthätigkeit und Selbstregierung des Volkes tritt nach dem Verf. in den Fällen ein, die das gemeine Recht erlaubte Selbsthülfe nennt, wenn die Geistlichkeit abfällt, wie der Verf. sagt. Die Freiheit der Kirche der Zukunft ist demnach nicht die des Inhalts, sondern der Form, von zufälligen, todten und äußern Banden, nicht von der innern Regierung. Die Gemeinde ist frei nicht in sich, nicht in ihrem Willen, sondern als eine äußerlich frei regierende, nach kirchlichen, nicht nach weltlichen Formen.

Sehr schön ist, was der Verf. von dem Amte der Diakonie, von „dem Amte der Liebe, vorzugsweise dem Amte der Kirche der Zukunft" sagt, und hat dieses vorzüglich vieles Lob erfahren. Aber, erlaube man uns zu sagen, die christliche Kirche, d. h. eben das christliche Leben, ist nicht blos das der weiblichen Liebe, sondern auch der männlichen Freiheit. Es wird also auch eine Diakonie dieser geben müssen, wenn überhaupt. Wir tragen ein anderes Bild eines kräftig daherschreitenden christlichen Lebens, welches die christliche Kirche ist, im Herzen, ein Bild, dessen freies Wehen und dessen Geburtswehen wir Alle ebenso empfinden als das „Seufzen der Creatur und den immer entsetzlicher sich enthüllenden Jammer der Menschheit". Es ist nicht allein der Gott der Liebe, den das nach Freiheit strebende Volk im Staate anbeten will; die Wahrheit für das Volk, d. h. eben die Fülle der Zeit ist die Freiheit. Den Worten nach sagt es der Verf. auch: „Das Höchste aber ist der Geist, der in Liebe und Freiheit handelt." Aber leider es ist die Freiheit des regierenden Amts, die der Verf. will; wir wollen die Freiheit des regierenden Volkes auch in der Kirche. Auch wir verkennen nicht die große geschichtliche Bedeutung eines gemeindlichen Episkopats, aber nur eben als Diener des Inhalts der Kirche, und dieser Inhalt ist das Volk, die bestimmte Fülle einer bestimmten Zeit, das Herz, in welchem Christus der bewegende Schlag ist, mag auch der oder jener einzelne Tropfen krank sein.

Von dem Einzelnen heben wir besonders hervor die Ansicht von der Ehe und der Confirmation. Daß ein Zwang zu Beidem nicht stattfinden müßte, hat der Verf. richtig bemerkt. Von der Ehe ist dies ein längstgefühltes Bedürfniß gewesen. Gewisse neuere Vorfälle haben es nur um so dringender gemacht. Inwiefern aber auch die Confirmation in der That

nur zu sehr bereits eine bürgerliche Form geworden ist, ist hier nicht der Ort weitläufiger auszuführen.

Zum Schlusse macht der Verf. auf die Zeichen des neuen Lebens in der Kirche aufmerksam, die Vereine der Liebe hervorhebend. Nun aber die Vereine der Freiheit? In dem Ergebnisse der Untersuchung sagt der Verf.: „Es ist damit auch bewiesen, daß die von einem jeden vereinten Volke anzustrebende Kirchengemeinschaft alle in der politischen Natur des Menschen und in der Idee der Kirche begründeten Elemente des kirchlichen Lebens in sich zu vereinigen suchen sollte, damit sie ein möglichst wenig unvollkommenes Bild der göttlich befreiten Menschheit darstelle und ein lebendiges sichtbares Glied am unsichtbaren Leibe ihres Herrn werde." Ja, in der That, die christliche Kirche ist eine politische; die constitutionnelle Thätigkeit ist eine kirchliche. Die germanische Zeit ist die christlich-constitutionnelle; und das ist die sichtbare, beschränkt freie Form des unsichtbaren unendlich freien Gottes.

Dem Werke angehängt sind: das Original des Briefwechsels; Auszüge aus den Verhandlungen der rheinischen Provinzialsynode von 1844, und Notizen über die in Deutschland vorhandenen Anstalten der Liebesdiakonie.

F. Marquard.

Bibliographie.

Altaroche, M., Reformation und Revolution. Eine historische Parabel. Aus dem Französischen von E. Weller. Breslau, Schulz. Kl. 8. 10 Ngr.

Bajazzo und seine Juxe. Anekdoten zum Lachen. 2te Auflage. Wien, Sammer. 16. 9 Ngr.

Bechstein, L., Deutsches Märchenbuch. Mit 10 Stahlstichen. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Lex.-8. 5 Ngr.

Brüncker, A., Gedichte. Köln, Renard. 12. 15 Ngr.

Conscience, H., Das Wunderjahr (1566). Historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 15 Ngr.

Diderot, Grundgesetz der Natur. Nebst einer Zugabe von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 4te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 12. 20 Ngr.

Féval, P., Die Liebe in Paris. Nach dem französischen Original. Drei Bändchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 3 Thlr.

Goldschmidt, Über das Plattdeutsche, als ein großes Hemmniß jeder Bildung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3 3/4 Ngr.

Hoffmeister, K., Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser. Ergänzt und herausgegeben von H. Viehoff. 1ster Theil. Stuttgart, Becher. Gr. 16. 15 Ngr.

Janßen, A., Judenlieder. Oldenburg, Schulze. 8. 20 Ngr.

Kastner, A., Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens, und insbesondere des Fürstenthums Neisse und des Gesenkes. Neisse. 1845. 4. 5 Ngr.

Kehrein, Scenen aus dem Nibelungenlied zum gebrauch bei dem unterricht in der mittelhochdeutschen sprache mit anmerkungen und wörterbuch versehen. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 20 Ngr.

Lasaulx, E. v., Ueber das Studium der griechischen und römischen Alterthümer. München. 4. 5 Ngr.

Lebensschicksale des ehemaligen Hannoverschen Husaren C. D....... Von ihm selbst in der Strafanstalt zu Vechta niedergeschrieben. Ein Buch für das Volk. Herausgegeben von R. Hoyer. Oldenburg, Schulze. 12. 7 1/2 Ngr.

Linderer, R., Humoresken. Berlin, Sittenfeld. Kl. 8. 6 Ngr.

Minutoli, C. v., Notiz über einige in dem Roseneggerschen Garten zu Birgelstein, in der Vorstadt Stein von Salzburg, ausgegrabene römische Alterthümer. Berlin, Asher und Comp. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Porchat, J. J., Winkelried, Drama in 5 Akten, metrisch ins Deutsche übertragen von F. Keßler, nebst Halbsuters Lied von dem Streit zu Sempach. Genf, Kessmann. 12. 15 Ngr.

Schernbeck, T., d. Jüng., Krebse und derartiges Ungeziefer. Ein Fastnachtsspiel. Sudenburg-Magdeburg, Paez und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Texas, der Freistaat. Geographisch-statistisch-naturhistorisch und mit Rücksicht auf Auswanderer beschrieben von einem transatlantischen Reisenden. Mit einer Karte von Texas. 1ste Lieferung. Clausthal, Schweiger. 12. 11 1/4 Ngr.

Vischer, F. T., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. 1ster Theil: Die Metaphysik des Schönen. Reutlingen, Mäcken. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufgaben der Zeit, besprochen von F. P. 1tes Heft. Breslau, Schulz. Kl. 8. 6 Ngr.

Bangold, J. K. v., Die evident und nothwendig wahre Religion, nämlich die Religion der Gotteinigkeit des Menschen, oder die Übereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen. Ein freisinniges offenes Glaubensbekenntniß, zugleich ein Versuch, den verschiedenen religiösen Reformbestrebungen der Gegenwart eine gemeinsame Richtung anzubahnen. Winterthur, Literarisches Comptoir. 8. 12 Ngr.

Greith, C., Der heilige Gallus, der Apostel Alemanniens und seine Glaubenslehre gegenüber den Deutschkirchlern und ihren Irrthümern. Predigt. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Kirst, J. C. W., Worte der Erinnerung zur 300jährigen Feier des Todestages Dr. M. Luther's. Eisenberg, Schöne. 8. 2 1/2 Ngr.

Lindner, J. G., Das Verfahren der Stadtverordneten zu Halle. Leipzig, Friese. Gr. 8. 4 Ngr.

Maßl, X., Die Aufgabe des Pfarrers in unseren Tagen. Antrittspredigt. Passau, Ambrosi. 8. 2 Ngr.

Post, A., Ronge, Theiner, Czerski in Rawicz. Posen, Scherk. 8. 2 1/2 Ngr.

Predigt auf dem Grunde der Schriftstellen Ev. Joh. 4, 14. gehalten im Badeort Zaizon am 27. Juli 1845. Kronstadt, 1845. 8. 4 Ngr.

Rückblick auf die religiösen und kirchlichen Ereignisse des Jahres 1845. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 6 Ngr.

Ruperti, Die religiösen Bewegungen der Gegenwart. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Schreiber, H., Deutsch-Katholisches. Die Dr. Hirscher'sche Beleuchtung der Motion des Abgeordneten Zittel in der 2. Kammer der badischen Landstände, bürgerliche Gleichstellung der Deutsch-Katholiken betreffend, gegenseitig beleuchtet. Freiburg im Br., Emmerling. 12. 1 Ngr.

Schroeter, E., Drei Vorträge, gehalten vor der Versammlung der Deutsch-Katholiken in Worms. Worms, Rahke. Gr. 8. 3 3/4 Ngr.

Schüler, C. F., Das Bild des wahren Christen in religiösen Streitigkeiten. Predigt über Joh. 8, 46—59. Stolberg a. H., Schlegel. 8. 2 1/2 Ngr.

Thiel, H., Der Inhalt des Deutsch-Katholizismus. Den denkenden Deutsch-Katholiken gewidmet. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 15 Ngr.

Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer am 2. und 3. Mai 1845, die Jesuiten betreffend. Rede von Thiers. Nach dem Französischen. St.-Gallen, Huber und Comp. 1845. 8. 6 1/4 Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., Die Reformation der evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts vom Standpunkte des Christenthums, der Geschichte, des Rechts, der Moral und Politik rc. nebst Vorschlägen zu einer auf der Basis der Wahrheit und des Rechts zu erzielenden Vermittelung dessen, was das Heil der Kirche fordert. Rudolstadt, Renovanz. 12. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1845.

№ IV. October, November, December.

(Nr. I, die Versendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers vom J. 1845; Nr. II, die Versendungen von April, Mai und Juni, in Nr. XVI; Nr. III, die Versendungen von Juli, August und September, in Nr. XXII.)

75. **Bericht vom Jahre 1845 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. 12 Ngr.

Die Berichte für die Jahre 1835—44 haben denselben Preis.

76. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Fünfundsechzigstes bis siebzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

77. ——————— Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung $2^1/_2$ Ngr.

78. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Dreiunddreißigste bis vierzigste Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

79. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 42ster Theil. (Fas—Ferchard.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 29ster Theil. (Irland—Ismuc.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

80. **Jörg (J. Ch. G.), Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft?** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

81. **Die katholisch-theologische Facultät an der Universität Breslau.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

82. **Koethe (F. A.), Die Psalmen in Kirchenmelodien übergetragen.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

83. ——————— **, Zur Todtenfeier Dr. M. Luther's am 18. Februar 1846.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

84. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Drittes Heft (Schluß des ersten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Der zweite Band, ebenfalls aus drei Heften bestehend, ist unter der Presse.

85. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Achter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis siebente Theil jeder 2 Thlr.

86. ***Stickel (J. G.)*, Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Erstes Heft. — A. u. d. T.: Das Grossherzoglich Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 2 Thlr.

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, **werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.**

☞ Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinerm Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10 % bewilligt. ☜

Für Lesecirkel und Privatgesellschaften.

Auch im Jahre 1846 erscheinen in unserm Verlage:

1) **Minerva.** Ein Journal historischen und politischen Inhalts. Von Dr. Fr. Bran.

2) **Miscellen** aus der neuesten ausländischen Literatur. Von Demselben.

Jena, im December 1845.

Bran'sche Buchhandlung.

Schönwissenschaftliche Werke.

Billigste Ausgaben.

E. L. Bulwer's sämmtliche Romane, übersetzt von **Fr. Notter** und **G. Pfizer.** Neue Cabinetsausgabe mit 15 vorzüglichen Titelbildern in Stahlstich. 1.—69. Bändchen. 16. Geh. 2 Sgr., oder 6 Kr. das Bändchen.

Alle 2—3 Wochen folgen 3—4 Bändchen, sodaß im Januar 1846 diese Ausgabe vollständig geliefert sein wird.

G. P. R. James' Romane, in deutschen Übertragungen. Herausgegeben von **Fr. Notter** und **G. Pfizer.** 1.—142. Bändchen. 16. Geh. 3¾ Sgr., oder 12 Kr. das Bändchen.

Monatlich erscheinen etwa 3 Bändchen. Bis künftigen Sommer werden die noch übrigen vorhandenen Romane ausgegeben sein, sodaß dann diese Ausgabe die einzige vollständige und die billigste Sammlung der James'schen Romane bilden wird.

Shakspeare's Schauspiele. Neu übersetzt, mit Einleitungen und Erläuterungen von **Adelb. Keller** und **Mor. Rapp.** 1.—30. Bändchen. 16. Geh. 3¾ Sgr., oder 12 Kr. das Bändchen.

In dieser neuen Übertragung, über welche die geachtetsten Zeitschriften übereinstimmend höchst günstig sich ausgesprochen, werden die 37 anerkannten Schauspiele in 37 Bändchen in Schillertaschenformat gegeben. Bis künftige Ostern wird dieselbe vollständig vorliegen.

Walter Scott's sämmtliche Romane. Aus dem Englischen. Neue Cabinetsausgabe. 1.—59. Bändchen. 16. Geh. 2 Sgr., oder 6 Kr. das Bändchen.

Monatlich folgen 4—6 Bändchen, sodaß im Jahre 1846 die Scott'schen Romane vollständig ausgegeben sein werden.

☞ **Jeder Roman und jedes Schauspiel aus vorstehenden Sammlungen wird zum gleichen Preise auch einzeln abgegeben.**

Zu erhalten in allen Buchhandlungen Deutschlands, der östreichischen Monarchie und des Auslands.

In allen guten Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die vollständigste Naturgeschichte von Hofr. **Reichenbach,** Director des königl. Naturaliencabinets in Dresden, jetzt 1105 Abbildungen auf 150 Kupfertafeln und 62 Bogen Text in 15 Monatslieferungen à 25 Ngr., illuminirte Schulausgabe 1 Thlr. 10 Ngr., Velin-Groß-Quart 1 Thlr. 20 Ngr. Ladenpreis.

Wird wie bisher im neuen Jahre **pünktlich monatlich** fortgesetzt und in rascher Folge vollendet. Als das **einzige vollständige** Werk der Art hat es sich Kennern durch sich selbst empfohlen. **Anatomie** und **Text** auch apart.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Eden, A. O., Neues englisches Lesebuch, welchem die Grundsätze der Aussprache nach Smart's Walker Remodelled u. s. w. vorangehen. Mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache und einem vollständigen Wörterbuche. Für Schulen und zum Privatgebrauche. Bevorwortet von Dr. *J. G. Flügel,* Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Leipzig. 8. 1 Thlr.

Schon aus diesem ist zu ersehen, dass der Verfasser seinen eigenen Weg verfolgt und ausser dem Walker'schen System auch die feinere Smart'sche Ausbildung der Walker'schen Aussprache angewendet hat. Dass dies nicht ohne Erfolg geschehen sein muss, ergibt sich wol am besten dadurch, dass Herr Consul Dr. *Flügel* in Leipzig sich bewogen gefunden hat, es einzuführen.

Im Übrigen verweise ich auf das Buch selbst und auf des Verfassers Vorrede, da dasselbe in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorliegt, und erlaube mir nur noch die Bemerkung, wie alle Buchhandlungen im Stande sind, an Schulanstalten bei Abnahme von Partien erhöhten Rabatt zu gewähren.

Hamburg, im December 1845.

Johann August Meissner.

Heufler, Ludwig** Ritter **von, **Die Golazberge in der Tschitscherei.** Ein Beitrag zur botanischen Erdkunde. Mit einer Karte. 4. Geh. 20 Ngr.

Die gemüthliche Art der Abfassung in dem beschreibenden Theil und das originelle System, welches der Herr Verfasser in der Pflanzenterminologie durchzuführen gesucht, geben dieser kleinen Schrift ein eigenthümliches Interesse und dürfte sie einem jeden Freunde der Botanik, insbesondere aber den gelehrten Forschern willkommen sein, zumal das östreichisch-illyrische Küstenland bei der so sehr erleichterten Communication mehr und mehr in den Bereich der botanischen Excursionen hineingezogen wird.

Triest, im December 1845.

H. F. Favarger.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. W. von Schlegel's sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Erster Band, enthaltend

den ersten Theil der Poetischen Werke.

Das Ganze wird in 11—12 Bänden erscheinen, von denen jeder geheftet 1 Thlr. kostet.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

JAKOB GRIMM.

Gestochen von **M. Voigt.**

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend **gute Abdrücke für 10 Ngr.** zu erhalten: **Auber. Baggesen. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Dannecker.** Karl **Förster.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. L. Schwanthaler. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im Januar 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Erklärung.

Erst kürzlich bin ich aufmerksam gemacht worden auf den Bericht über die von mir herausgegebene „Lebensbeschreibung August Matthiä's", der sich in Nr. 323 der Blätter für literarische Unterhaltung für 1845 befindet. Derselbe ist im Allgemeinen sehr wohlmeinend und anerkennend, enthält aber gegen das Ende ein paar Bemerkungen, die eine Erläuterung schon deshalb nöthig machen, weil es nicht anders kommen kann, als daß sie in dem Leser eine unrichtige Ansicht über das genannte Buch erzeugen. Der Verf. bedauert die polemische Färbung, die den Leser in mehren Theilen der Schrift nicht angenehm berühre, und führt als Beispiel dieser Färbung die Rügen an, die dem Verf. einer früher erschienenen biographischen Skizze wegen einiger unwahren Äußerungen über meinen verstorbenen Vater zu Theil geworden sind; auch sei von mir die Unwahrheit jener Äußerungen nicht bewiesen, sondern nur eine gegentheilige Ansicht aufgestellt. Ich muß hierzu bemerken, daß jene Rügen sich auf drei kurze Anmerkungen (S. 170, 172, 178) beschränken, die Darstellung selbst aber nichts von Dem, was man unter Polemik versteht, enthält — höchstens habe ich in dem Abschnitt über Matthiä's Gelehrtenthätigkeit hier und da einen übermüthigen Kritiker bekämpft —; daß ich ferner den sonstigen Werth der besagten Skizze vollkommen anerkannt und dies theils durch vielfache Benutzung derselben, theils selbst durch wörtliche Wiederholung ganzer Stellen bewiesen habe; daß aber jene Äußerungen — es sind eben drei — nicht nur in Widerspruch stehen mit der Erfahrung, d. h. mit Matthiä's amtlicher und pädagogischer Thätigkeit, sondern auch theils aus dessen eigenen Worten, theils aus seinem in der Biographie geschilderten Grundcharakter als unwahr sich ergeben; denn

„hat man des Menschen Kern erst untersucht,
so weiß man auch sein Wollen und sein Handeln.“

Ferner läßt es der Verf. dahin gestellt sein, ob ich in den Mittheilungen über Matthiä's letzte Lebensjahre das Richtige getroffen, und ob die Art, wie Matthiä selbst jene Lebensperiode aufgefaßt, der Wahrheit durchaus entspreche. Es war aber in jenen Mittheilungen ein Verfehlen des Richtigen und eine falsche, überhaupt verschiedene Auffassung der damaligen Verhältnisse geradezu unmöglich; denn in dem ganzen Abschnitt, der Matthiä's letzte Jahre schildert, habe ich nur unwiderlegliche und großentheils sogar offenkundige Thatsachen angeführt, auch meinen Vater fast nur Thatsächliches berichten, nur hier und da seine gemüthlichen Zustände beschreiben lassen; die Darstellung ist rein objectiv; ein subjectives Urtheil ist gar nicht abgegeben; höchstens kann man als Beispiele der letztern Art die Stellen betrachten, wo die auch in der Vorrede gegebene Andeutung wiederholt ist, daß es bei manchem, was meinen Vater damals schmerzlich berührte, auf Kränkung gewiß nicht abgesehen gewesen sei. Wegen der Kürze, die in jenem Abschnitte herrscht, verweise ich auf die Vorrede, S. VII.

Sehr wünschte ich, der Verf. des hier besprochenen Aufsatzes hätte sich genannt. Dann wäre man auch nicht im ersten Augenblicke auf die gewiß ungegründete Vermuthung gekommen, daß derselbe identisch sei mit dem Verf. der erwähnten biographischen Skizze. Nichts führt mehr zu Weitläufigkeiten, Verwickelungen und Misverständnissen als diese leidige Heimlichkeit. Inzwischen soll uns die Anonymität des Verf. nicht hindern, demselben hiemit zu danken, daß er unser Buch durch seinen im Ganzen so günstigen Bericht empfohlen und dadurch mittelbar den Zweck desselben, die Gründung einer für das altenburger Gymnasium bestimmten Matthiä'schen Stiftung, befördert hat.

Quedlinburg. Konstantin Matthiä.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen für 1846 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortliche Redaction: Professor F. Bülau.

Täglich eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben und liefert in den Beilagen ausführlich die wichtigsten Verhandlungen des gegenwärtigen sächsischen Landtags.

Anzeigen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr.

2) Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. **J. K. E. Schwarz,** Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. J. Michelsen,** Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser,** Prof. Dr. **K. Snell,** als Specialredactoren.

Fünfter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

3) Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.**

52 Nummern. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Dem Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. dergl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

4) Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.**

Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitschrift wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

5) Isis.

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.**

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dergl. den **Blättern für literarische Unterhaltung** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

---

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von 1/3 Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

7) Deutsches Volksblatt.

Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde.

Herausgegeben vom Pfarrer Dr. **Rob. Haas.**

Gr. 8. Preis des Jahrgangs 24 Ngr.

Das **Deutsche Volksblatt** erscheint monatlich, in Heften zu 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1/3 Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

8) Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1/3 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheint:

L'Echo. Journal des gens du monde.

Nouvelle Série. Deuxième Année. Hoch-4. 104 Nummern. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Das **Echo** erscheint vom Jahre 1845 an in erweitertem Umfange wöchentlich in zwei Nummern und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller
von
Robert Heller.

Erster Jahrgang. 52 Nummern. **Mit vielen Abbildungen.** Schmal gr. 4.
Preis des Jahrgangs 2 Thlr., ein Quartal 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden für das Tausend mit 1 Thlr. berechnet.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Von

Gailhabaud's, Jules, Denkmäler der Baukunst aller Zeiten und Länder. Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaître*, *Bury*, *Olivier* und Andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont*, *Champollion-Figeac*, *L. Dubeux*, *Jomard*, *Kugler*, *Langlois*, *A. Lenoir*, *L. Lohde*, *Girault de Prangey*, *Raoul-Rochette*, *L. Vaudoyer* etc. Für Deutschland herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. **Franz Kugler** (Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin), herausgegeben von **Ludwig Lohde** (Architekt und Lehrer am königl. Gewerbeinstitut in Berlin). 200 Lieferungen in Grossquart. 400 Stahlstiche und mindestens 100 Bogen Text. Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werks, 15 Ngr. (12 gGr.)

sind jetzt **74 Lieferungen** in den Händen der verehrlichen Subscribenten, und schreitet dieses umfassende, für die Culturgeschichte der Völker wie für die Geschichte der Kunst gleich wichtige Werk in regelmäßiger Folge seiner Vollendung entgegen.

Probelieferungen sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

Hamburg, im December 1845.

Joh. Aug. Meißner.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeichnungen

von
ausgeführten in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten

Maschinen, Werkzeugen und Apparaten neuerer Construction.

Gesammelt und mit erklärendem Texte bearbeitet
von
***J. H. Kronauer*,**
Lehrer an der Gewerbschule in Winterthur.

Fünfte bis zehnte Lieferung.

Obiges in einer der besten lithographischen Anstalten ausgeführte Werk eines mit ausgezeichneten technischen Kenntnissen, mit mehren mechanischen Werkstätten in Verbindung stehenden Mannes unterscheidet sich von der französischen und deutschen Ausgabe von Armengaud's industrieller Zeitschrift in folgenden Punkten: 1) Es enthält nur die besten und neuesten Maschinen und Werkzeuge, lässt das Mittelmässige weg und verbessert die in Armengaud's Werk vorkommenden Fehler; 2) die entlehnten Zeichnungen sind durchaus umgearbeitet, und — was von wesentlichem Vortheil ist — in grösserm Masstabe ausgeführt; 3) es enthält eine Menge in dem andern Werke nicht mitgetheilter neuer Maschinen; 4) der erste Band enthält 50 Tafeln, jenes nur 40; 5) dennoch ist der Preis um 4 Thlr. billiger, es kostet nämlich bloss 8 Thlr. 8 Ngr., oder 15 Fl.

Meyer & Zeller in **Zürich.**

☞ Zum Besten
der
Pestalozzi-Stiftung!

Pestalozzi's Portrait,

gemalt von **Schöner**, lithographirt von **C. Koch.**
Ladenpreis 1 Thlr.
(Kassel, bei Theodor Fischer.)

ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Das Bild ist nach dem besten Original mit einem Facsimile versehen und vortrefflich in Zeichnung und Ausstattung ausgeführt.

Soeben ist vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Vorlesungen

über

slawische Literatur und Zustände.

Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—44
von
Adam Mickiewicz.

Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

Vierter Theil. (Schluss.)

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Bande ist die deutsche Ausgabe der Vorlesungen vollständig und geschlossen; sie werden Allen von hohem Interesse sein, die den slawischen Zuständen im Allgemeinen und insbesondere der in neuester Zeit verfolgten Richtung des berühmten Dichters einige Theilnahme schenken.

Leipzig, im Januar 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.
Mit biographisch-literarischen Einleitungen.
Gr. 12. Geh.

Hiervon sind im Jahre 1845 neu erschienen:

XXXIX. XL. **Dante Alighieri, Prosaische Schriften.** Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von **K. L. Kannegießer.** 2 Thlr.

XLI. XLII. **Bremer (Frederike), In Dalekarlien.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. 20 Ngr.

XLIII—LIII. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen. Elf Theile. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die früher erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca,** übersetzt von Martin. 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1846.

F. A. Brockhaus.

Für **Braumüller & Seidel,** Buchhändler in **Wien,** wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration auf den Jahrgang 1846 der Österreichischen militairischen Zeitschrift mit 12 Fl. C.-M. angenommen.**

Soeben ist erschienen:

Das **10te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Gefechte um Troyes vom 19.—25. Februar 1814. (Schluß.) — II. Über Truppenübungen im Frieden zur einstigen Kriegführung. — III. Über Schonung der Streitkraft. — IV. Der Zug ins Küstenland und nach Istrien im Sommer 1813. (Schluß.) — V. Versuch über die Ausdauer der k. k. Kammerbüchsen. — VI. Kriegsscenen. 1) Gefecht bei Limonest am 20. März 1814. 2) Einschließung von Strasburg am 5. Juli 1815. 3) Gefecht mit der ausgefallenen Besatzung Strasburgs am 9. Juli 1815. 4) Verlust des Regiments Blankenstein-Husaren in den Feldzügen 1792—97. 5) Gefecht bei Nieder-Achern und Oberkirch am 19. April 1799. 6) Angriff auf Oberkirch am 26. Juni 1799. 7) Gefecht bei Appenweyer und Renchen am 4. Juli 1799. 8) Gefecht bei Auenheim am 2. November 1799. — VII. Literatur. — VIII. Neueste Militairveränderungen. — IX. Der Feldzug des Königs Ferdinand III. von Ungarn und Böhmen 1634 in Deutschland, in einer Reihe gleichzeitiger Schreiben; Nr. 25—27.

Preisherabsetzung.

Sell, Dr. Wilh., Über bedingte Traditionen. Zugleich als Revision der Lehre von den Wirkungen der Bedingungen im Allgemeinen. Eine civilistische Erörterung. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr. Herabgesetzter Preis 24 Ngr., oder 1 Fl. 27 Kr.

— **Über die römisch-rechtliche Aufhebungsart der Obligationen durch Concursus duarum causarum lucrativum.** Eine civilistische Erörterung. Nach den Quellen bearbeitet. 8. 26 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr. Herabgesetzter Preis $12\frac{1}{2}$ Ngr., oder 45 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rettberg, F. W., Kirchengeschichte Deutschlands. Ersten Bandes dritte Lieferung. Gr. 8. 1 Thlr.
Mit dieser Lieferung ist der erste Band geschlossen; der zweite Band erscheint in nächster Zeit.

Stephan, W., Über das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Recht. Gr. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr. (14 gGr.)

Wolff, C. W., Rechtsfälle zum Gebrauch bei praktischen Vorlesungen und zum Privatstudium. Gr. 8. 1 Thlr.

Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Heinsius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis **siebente Lieferung,** Bogen 1—70.
(A—Leuchs.)

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Ngr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von Heinsius (1812—29) sind jetzt zusammengenommen **im herabgesetzten Preise** für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig erniedrigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckp. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Januar 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1845 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Erster bis fünfter Band und sechsten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 1837—45. Jedes Heft 20 Ngr.

   Der erste bis fünfte Band, jeder in 4 Heften (1837—45), kosten 13 Thlr. 10 Ngr.

2. **Arnd (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes,** oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1844—45. Jeder Band 3 Thlr. 15 Ngr.

   Der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

3. **Beidtel (K.), Balladen.** 8. Geh. 1 Thlr.

4. ——————, **Der Kauf der Ehre.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

5. **Bericht vom Jahre 1845 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

   Die Berichte von 1835—44 haben denselben Preis.

6. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis dreiundfunfzigster Band. Gr. 12. 1841—45. Geh. 32 Thlr. 16 Ngr.

   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante,** Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII.—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr.

7. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1845. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Zu den Blättern für literarische Unterhaltung und der Isis (vergl. Nr. 33) erscheint ein

   Literarischer Anzeiger,

   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

8. **Brandt (A. G. F. von), Die Offenbarung Johannis des Sehers.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

9. **Bremer (Frederike), Streit und Friede.** Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

10. ——————— **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

11. ——————— **In Dalekarlien.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

    Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

    Einzeln sind zu erhalten:

    I. II. **Die Nachbarn.** III. **Die Töchter des Präsidenten.** IV. V. **Nina.** VI. VII. **Das Haus.** VIII. **Die Familie H.** IX. **Kleinere Erzählungen.** X. **Streit und Friede.** XI. XII. **Ein Tagebuch.** XIII. XIV. **In Dalekarlien.**

12. **Cancan eines deutschen Edelmanns.** Erster bis dritter Theil. Gr. 12. 1841—45. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

13. **Centralblatt.** Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **K. Haas.** Erster Jahrgang. Gr. 8. Jährlich vier Hefte. 1 Thlr. 15 Ngr.

    Diese Zeitschrift bildet ein Beiblatt des **Deutschen Volksblatt** (vgl. Nr. 72), das von dem Herausgeber in demselben Verlage in jährlich zwölf Heften, zu dem Preise von 24 Ngr., erscheint.

14. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis Siebzigstes Heft. (A — Milchzucker.) Gr. 8. 1843—45. Jedes Heft 5 Ngr.

    Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier;

der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

15. ——————— Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

16. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie &c. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Erste bis vierzigste Lieferung. Gr. 4. 1844—45. Jede Lieferung 6 Ngr.

17. **Dante Alighieri's prosaische Schriften** mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von K. L. Kannegießer. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Mit diesen zwei Theilen sind Dante's Schriften in einer vollständigen Ausgabe in demselben Verlage erschienen und die übrigen Theile einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Die göttliche Komödie. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Planen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Übersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

18. **Deinhardstein (J. L.), Künstler-Dramen.** Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

19. ——————— **Pigault Lebrun.** Lustspiel in fünf Acten. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

20. ***Dieffenbach (J. F.),* Die operative Chirurgie.** Erster Band (6 Hefte). Gr. 8. 1844—45. Jedes Heft 1 Thlr.

Der zweite Band ist unter der Presse und wird in keinem Falle den Preis des ersten überschreiten.

21. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1845. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

22. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 41ster und 42ster Theil. (Fabrik — Ferchard.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 24ster Theil. (Irland — Ismuc.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meyer. 22ster Theil. (Peutinger — Pfützer.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

23. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten, redigirt von Dr. ***A. Moser.*** Erste bis dritte Abtheilung. Gr. 12. 1844—45. Geh. 7 Thlr.

I. **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von ***L. Bochmann.*** 1844. 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von ***L. Posner.*** Erster Band: Acute Krankheiten. 1845. 2 Thlr.

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

Das ganze Werk wird aus folgenden Abtheilungen bestehen, deren jede ein vollständiges Lehrbuch bilden wird: Anatomie; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynäkologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.

24. **Ikonographische Encyklopädie,** oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. ***v. Ammon*** in Dresden; Prof. Dr. ***Dieffenbach*** in Berlin; Leibarzt Dr. ***Grossheim*** in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. ***Jüngken*** in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. ***Kluge*** in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. ***Trüstedt*** in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen.** Unter Mitwirkung des Hrn. Geh.-Medicinalraths Prof. Dr. *Kluge* besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Enthaltend 40 Tafeln ausser dem Texte. Grossfolio. 1845. In Carton. 8 Thlr.

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geh.-Rath Prof. Dr. ***Trüstedt*** besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Enthaltend 30 colorirte Tafeln und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr.

Beide Abtheilungen zusammengenommen werden für 16 Thlr. erlassen.

25. **Gedichte eines Österreichers.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

26. **Genealogische Tafeln zur *Staatengeschichte* der germanischen *und slawischen* Völker im 19. Jahrhundert.** Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Von ***Fr. Max. Oertel.*** Quer 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

27. **Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik.** In drei Büchern. Zwei Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

28. ***Günsburg (F.),* Studien zur speciellen Pathologie.** Erster Band. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

29. **Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Jenseits der Berge.** Zweite vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin ist in demselben Verlage erschienen:

Gedichte. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 5 Ngr.
Venezianische Nächte. 8. 1836. 1 Thlr.

30. **Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Nach ***J. S. Ersch*** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von ***Ch. Ant. Geissler.*** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise wie die Literatur der Philologie werden auch die andern Zweige der Literatur nach Ersch's Plane neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen. 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 4 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 8 Thlr. Die einzelnen

Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen.

Theologie. 1822. 16 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 16 Ngr. — Medicin. 1823. 16 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. — Vermischte Schriften. 1837. 8 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr.

31. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon**, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. **Neunter Band**, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz**. Erste bis siebente Lieferung. (A—Lysias.) Gr. 4. 1843—45. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

32. **Jörg (J. Ch. G.), Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fordern die Humanität und der jetzige Stand der Arzneiwissenschaft?** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

33. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken**. Jahrgang 1845. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

34. **Die katholisch-theologische Facultät an der Universität Breslau.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

35. **Kersten (C. M.), Der Kreuz- und Ferdinandsbrunnen in Marienbad.** Von neuem chemisch untersucht. Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

36. **Kirner (Rdf.), Cola di Rienzi.** Trauerspiel. Gr. 12. Geh. 21 Ngr.

37. **Koethe (F. A.), Die Psalmen in Kirchenmelodien übergetragen.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

38. ——————— **Zur Todtenfeier Dr. M. Luther's am 18. Februar 1846.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

39. **Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V.** Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel herausgegeben. Erster und zweiter Band. Mit 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1844—45. Jeder Band 4 Thlr.

Der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint für 1846:

Illustrirte
Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller
von
Robert Heller.

Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4.

Mit vielen Abbildungen.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Heft 6 Ngr.

☞ Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Wenige Worte genügen, den Plan der „Illustrirten Zeitung für die Jugend“ bei ihrem ersten Auftreten vollständig zu bezeichnen. Auf das geistige Bedürfniß und die Auffassungsfähigkeit der reifern Jugend sei sie berechnet; gleichmäßig berücksichtige ihr Text- und Bilderinhalt Belehrung wie Unterhaltung. Unsere nächste Aufgabe ist, damit eine wirkliche **Zeitung** zu geben, also unsern Lesern alle wichtigern Interessen der Tagesgeschichte rasch und fortlaufend vorüberzuführen. Jewöchentliche Aufsätze sollen darum aus den **Ereignissen** und **Persönlichkeiten** unserer Gegenwart auswählen und in geeigneter Form zur Anschauung bringen, was davon dem jugendlichen Wissen nothwendig und ersprießlich erscheint. Vorzüglich aber werden unsere Darstellungen Deutschlands öffentlichem Leben gelten; denn mit der Kenntniß des Vaterlandes wird die Liebe zu ihm gefördert. Allein nicht einzig die Schilderung folgenreicher Thatsachen, beachtenswerther Einrichtungen und hervorragender Anstalten wird uns beschäftigen, auch kurze Nachrichten aus den Kreisen des Kunstlebens und der Gesellschaft sollen suchen das Bild der Gegenwart zu vervollständigen. Somit werden also jene Neuigkeiten ebenfalls berührt werden, welche den reichsten Stoff der Unterhaltung und Besprechung im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unsers Blattes ist mit den genannten Mittheilungen noch keineswegs erschöpft. Auch ausführlichere oder andeutende **Aufsätze über Charaktere und Epochen der Geschichte**, besonders des Vaterlandes, abwechselnd mit **Natur-, Völker- und Länderschilderungen**, in einzelne Abschnitte vertheilt oder zu Reisebeschreibungen vereint, werden die Kenntnißkreise unserer jugendlichen Leser zu erweitern suchen. **Kleinere Erzählungen moralischen Inhalts**, zu lebendiger Anschauung an die Beispiele und Vorgänge unserer Gegenwart verknüpft, streben außerdem dem Ziele der Charakterentwickelung und Veredelung des jugendlichen Gemüthes entgegen; **Gedichte**, **Märchen** und **Sagen** werden daneben poetisch anregend einwirken, Aufgaben im leichten Schach- und Bretspiel, das Räthsel und die Charade, mit ihrem modischen Bruder, dem Rebus, Vorschläge zu neuen Jugendspielen u. s. w., sollen der fröhlichen Unterhaltung des erblühenden Geistes dienen. Endlich werden noch von Zeit zu Zeit Auszüge und Mittheilungen von empfehlungswerthen Jugendschriften unsere Leser auf das Neue und Beste in diesem Literaturfache hinweisen.

Für Verfolgung dieser mannichfachen Ziele haben uns die beliebtesten Jugendschriftsteller ihre unterstützende Mitwirkung zugesagt. So dürfen wir denn bei der großen Sorgfalt, mit welcher die Redaction des Blattes nach dem angedeuteten Plane verfahren, bei den reichen Mitteln und der vollen Aufmerksamkeit, welche der bildlichen Ausstattung gewidmet wird, die „Illustrirte Zeitung für die Jugend“ der Berücksichtigung und Theilnahme aller Ältern, Erzieher und Jugendfreunde angelegentlich empfohlen glauben.

Leipzig, im Februar 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre vom Menschen
oder
die Anthropologie.

Ein
Handbuch für Gebildete aller Stände
von
Dr. H. S. Lindemann,
Professor der Philosophie und Culturgeschichte an der höhern Lehranstalt in Solothurn.

8. 34 Bogen. Brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.), oder 4 Fl. 48 Kr.

Wir glauben dieses Werk nicht besser empfehlen zu können als mit den Worten Oken's (in der Isis, Heft VII, S. 559): „Der Verfasser greift die Sache offenbar von einer neuen Seite an, und ist ausgerüstet mit einer großen Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, welche zu einer so umfassenden und wichtigen Wissenschaft nöthig sind. Überdies hat der Verfasser diese Lehren so gewandt und scharfsinnig zusammengestellt, daß sie wol im Stande sind, die von ihm aufgestellte Wissenschaft zu begründen.“ Nach Anführung des wichtigern Inhalts sagt endlich Oken: „Man sieht hieraus, wie ungemein vollständig dieses Werk und wie wohl es geordnet ist. Sicherlich wird es die Aufmerksamkeit eines jeden denkenden Menschen auf sich ziehen, besonders der Philosophen und Pädagogen. Es berührt alle Gegenstände, welche die Psychologie betreffen, gibt neue Ansichten und neue Verfahrungsarten bei der Behandlung der geistigen Anlagen und Gemüthszustände.

Meyer & Zeller in Zürich.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Uranus, oder tägliche, für Jedermann faßliche Übersicht aller Himmelserscheinungen im Jahre 1846, für die Zwecke der beobachtenden Astronomen, besonders aber auch für die Bedürfnisse aller Freunde des gestirnten Himmels, bearbeitet von **E. Schubert** und **H. v. Rothkirch** und herausgegeben von Dr. **P. H. L. v. Boguslawski.** Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Génévion von Toulouse.

Historische Novelle
von
Leopold Schefer.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prospectus.

In unterzeichnetem Verlag erscheint für 1846

Pädagogische Revue.

Centralorgan

für philosophische, historische und praktische Haus-, Schul- und Socialpädagogik überhaupt und für das öffentliche Unterrichtswesen in Deutschland (gelehrte und Bürger-Gymnasien, Elementar- und Volksschulen, Hoch- und Fachschulen) insbesondere.

Herausgegeben

von

Educationsrath Dr. **Mager.**

Siebenter Jahrgang. Band XII, XIII, XIV.

Der Jahrgang von 80 Bogen gr. 8. erscheint in 10 Heften, wovon : Doppelhefte. Preis 7 Thlr. oder 12 fl.

Das Januarheft wird am 27. December versandt.

Inserate für das jedem Hefte beigegebene Intelligenzblatt berechnen ›ir pr. Zeile mit 1 gGr. oder 4 kr. Beilagen mit Thlr. 1. 15 Ngr. ›der fl. 2. 24 kr.

Wir fügen diesem Prospectus Zweierlei hinzu: 1) einen Auszug aus ›em zwischen dem Herrn Herausgeber und dem Verleger abgeschlossenen ›ertrage; 2) das Vorwort zum neuen Jahrgange.

Zürich, im December 1845.

Fr. Schulthess.

---

ger.

n „Blätter für literarische
ile oder deren Raum 2½ Ngr.

845

Leipzig

ungen.

em Gebiete der Heil-
mehren praktischen Ärzten
M. Blumenthal, N.
um. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
n für Belehrung und Unter-
Jahrgang. 1845. 52 Num-
vielen Abbildungen. Schmal

sgegeben.
Pfennig-Magazins kosten zusammen
herabgesetzten Preise nur
Thlr., der sechste bis zehnte Jahr-
Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge

jetzt sind folgende Schriften mit

nder. Fünf Bände. Früher
Einzelne Jahrgänge

Bände. Früher 6 Thlr.

Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

n nur 2 Thlr.
rden Ankündigungen aller Art
oder deren Raum werden 2 Ngr.
gegen Vergütung von ¾ Thlr.

e Sammlung der interessan-
änder aus älterer und neue-
Jul. Ed. Hitzig und
ris). Erster bis achter
Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.
der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
laya Krishna Misri
ae instruxit *Hm. Brock-*
r. 15 Ngr.
nskrittext enthaltend, erschien 1835
hält die Scholien und wird zu dem
ausgegeben.
e in demselben Verlage:
lipatra und Geschichte
der Kathâ Sarit Sâgara des
eh. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
ärchensammlung des Soma-
rstes bis fünftes Buch. Sans-
r. 8. 1839. 8 Thlr.
her Werke mit lateini-
chlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.
Somadeva Bhatta aus
ersetzt. Zwei Theile. Gr. 12.

A.

Auszug aus dem Verlagscontract.

§. 2. Herr Schultheß versendet die Revue nicht in alte, sondern in neue Rechnung.

§. 3. Herr Schultheß versendet gratis an die Mitarbeiter einen Abdruck ihrer Artikel, an die Verleger angezeigter Schriften einen Abdruck der Recension.

§. 4, c. Nach dem Druck des Decemberhefts, nachdem Herr Mager die Honorarberechnung für die Herren Mitarbeiter gemacht hat, stellt Herr Schultheß über den Betrag der jedem Mitarbeiter des Jahres zukommenden Summe Promessen oder Anweisungen auf seine Commissäre zu Leipzig, Frankfurt am Main und Stuttgart aus, die zur Ostermesse des nächsten Jahres zahlbar sind. *

---

* Mitarbeitern, die im Laufe des Jahres das Honorar für ihre Beiträge zu empfangen wünschen, wird es der Herr Herausgeber zumitteln und sich den Betrag vom Verleger erstatten lassen.

B.

Vorwort zum Januarhefte 1846.

Die Pädagogische Revue, die mit diesem Heft ihren siebenten Jahrgang eröffnet, ist in den Stand gesetzt, statt der bisherigen 72—75 Bogen nunmehr 80 Bogen zu liefern, was dem Herausgeber gestattet, den ursprünglichen Plan etwas weniger lückenhaft auszuführen, als es bisher, weil der gegebene Raum nie ausreichen wollte, hat geschehen müssen. Der Herausgeber glaubte im Interesse der Zeitschrift und im Sinne der Leser zu handeln, wenn er, bei der gegebenen Möglichkeit, entweder die Bogenzahl zu vermehren und den bisherigen Preis bestehen zu lassen, oder den Preis des neuen Jahrgangs um etwa 1 fl. zu vermindern und die bisherige Bogenzahl beizubehalten, sich für das Erste entschied. Es wird von der Theilnahme des Publicums abhangen, ob nach einem Jahre oder zweien die Bogenzahl weiter vermehrt werden kann; vorläufig hat der Herausgeber nicht weiter gehen zu dürfen geglaubt, da er die Maxime hat, seinen Verlegern auch nicht einmal das Risico eines Opfers zuzumuthen.

Wie den bisherigen Lesern bekannt, haben wir mit dem vorigen Jahrgang angefangen, anstatt wie in den frühern Jahren Abhandlungen und Kritiken über Gegenstände des höhern und des niedern Unterrichtes pêle-mêle zu bringen, für das, was über das Elementar- und Volksschulwesen und was daran hängt, zu sagen war, eine eigene Abtheilung — die zweite — zu machen und für diese 12 Bogen zu verwenden. Die Vermehrung der Bogenzahl des neuen Jahrganges gestattet uns, für die pädagogischen Mittheilungen über die Hoch- und Fachschulen jetzt das Gleiche zu thun und dieser — dritten — Abtheilung jährlich 8—10 Bogen zu reserviren. Man darf nur den dem ersten Bande (1840) als Vorrede dienenden Prospectus und den Inhalt der früheren Bände ansehen, um sich zu überzeugen, daß diese äußere Veränderung keine innere ist. In jedem der bisherigen Bände ist neben dem Gymnasial- und Realschulwesen auch das Elementar- und Volksschulwesen, so wie das Universitäts- und Fachschulwesen berücksichtigt worden; indem von nun

an drei Abtheilungen bestehen (deren erste, weil sie nicht nur das Gymnasial- und Realschulwesen, sondern zugleich die Pädagogik als Wissenschaft und Kunst überhaupt behandelt, den größten Umfang, nämlich: 58—60 Bogen hat), wird für den Leser die Uebersicht erleichtert, während freilich der Herausgeber sich sein Redactionsgeschäft erschwert hat. Denn es ist natürlich leichter, eine gewisse Bogenzahl mit einem lesenswerthen pädagogischen Inhalte zu füllen, wenn es genügt, daß dieser Inhalt überhaupt pädagogischer Natur sei, als wenn zugleich bestimmt ist, wie viele Bogen diesem, wie viele einem zweiten, wie viele einem dritten Gegenstande gewidmet sein sollen. Daß für die Stärke der drei Abtheilungen das angenommene Verhältniß im Allgemeinen das richtige sein wird, hoffen wir.

Hier hätte nun ein in dem Prospectus der Reutlinger „Mittelschule“ über die Pädagogische Revue geäußertes Bedenken den Herausgeber vielleicht bedenklich machen sollen. „Wir brauchen nicht erst darauf aufmerksam zu machen“ — hieß es in jenem Prospectus —, „daß die Ausdehnung einer Schulzeitung über das ganze Unterrichtsgebiet von der Volksschule bis zur Hochschule ihr Bestehen von vornherein unsicher machen muß, weil sie einestheils auf ein zu ungleichartiges Publicum berechnet ist, anderntheils von der Redaction eine Umsicht fordert, die bei den wenigsten zu finden sein möchte.“

Auf das Bedenken in Betreff des Bestehens und der Umsicht habe ich schon (Bd. X, S. 336) ein Wörtchen erwiedert, sehen wir, wie es sich mit dem Bedenken in Betreff des zu „ungleichartigen Publicums“ verhält.

Welchem Publicum nun die Pädagogische Revue zu dienen bestimmt ist, wurde im Prospectus S. III — V gesagt. Es hieß dort:

„Im Allgemeinen wird sie ihre Leser unter den Lehrern und Directoren der Gymnasien, höhern Bürger- (Real-) schulen und Seminarien, Schulräthen, solchen Theologen, die Schulen inspiciren müssen, endlich unter Historikern, Philosophen und Staatsmännern zu suchen haben, wobei es sich von selbst versteht, daß sie vor Allem das Bedürfniß derjenigen ihrer Leser, welche praktische Schulmänner sind, zu berücksichtigen und zu befriedigen hat.

„Nun lassen sich aber unter den Lehrern und Directoren der Gelehrten- und Realschulen so wie der Seminare deutlich drei Species unterscheiden.

„Einige wenige sind Pädagogen im großen Styl, Männer, die das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen aller Zeiten und aller Länder in möglichster Ausdehnung und Vollständigkeit kennen zu lernen trachten.

„Andere sind entweder nicht fähig oder doch nicht geneigt, über den Kreis ihrer persönlichen Thätigkeit hinauszublicken: der sogenannte Humanist kümmert sich nicht um den sogenannten Realisten und vice versa; was der Elementarpädagog treibt, begehren beide nicht zu erfahren. Die Ultras dieser Species bemühen sich nicht einmal, die Schule, der sie angehören (Gelehrten- oder Realschule oder Seminar), als ein Ganzes von Bildungsanstalt aufzufassen, sie haben nur ihr Lehrfach im Auge: was geht den Lehrer des Griechischen auch der mathematische Unterricht seiner Schüler an?

„Es liegt in der Natur der Sache, daß es unmöglich ist, für die pädagogischen Universalisten ein Journal zu gründen. Die Pädagogische Revue wünscht sich die Männer dieser wenig zahlreichen Kategorie zwar zu Lesern, kann aber ihre Bedürfnisse nur unvollkommen befriedigen.*

„Wollen es die pädagogischen Particularisten einmal mit uns versuchen, so wird es uns eine Ehre sein.

„Gewidmet ist näher die Pädagogische Revue einer dritten Species von Pädagogen, solchen Gymnasial-, Realschul- und Seminarlehrern und Directoren (daneben Schulräthen, Inspectoren u. s. w.), welche zwar, wie billig, zuvorderst ihre eigene Lection zu bedenken bemüht sind, damit es wohl in ihrer Schule oder Classe stehe, die aber zugleich insoweit historisch, philosophisch und pädagogisch gebildet sind, um ihr besonderes Thun als Moment im großen Ganzen des Unterrichtswesens zu wissen, und somit wünschen, sowohl über dieses Ganze selbst, als über ihr eigenes Wirken als Theil des Ganzen stets unterrichtet zu

* Ein wirklich universales Journal der Pädagogik müßte jährlich 300 — 350 Bogen liefern können, und dann würde es noch immer die pädagogischen Special-Journale und die Provinzial- und Localblätter nicht überflüssig machen. Daß eine solche Zeitschrift in Deutschland unmöglich ist, beruht auf einem der vielen vitiösen Cirkel, in denen wir uns drehen. Weil nämlich die meisten Lehrer zu arm sind, können sie kein Journal halten, wozu kommt, daß das Bedürfniß eines allgemeinen Journals vorläufig kein allgemeines ist. Und weil Journale, um wohlfeil sein zu können, mehrere tausend Abonnenten haben müssen, so sind pädagogische Journale in Deutschland gezwungen, theuer zu sein.

sein. Diese Männer sind zwar Philologen, Historiker, Mathematiker, Naturforscher u. s. w. und Lehrer einer dieser Wissenschaften; indem sie aber an Schulen, nicht auf Akademien, lehren, sind sie vor Allem Schulmänner und haben als solche pädagogische Bedürfnisse. Diese pädagogischen Bedürfnisse dieser Männer sämmtlich und in einer geeigneteren Weise zu befriedigen, als es bisher geschehen, dieß ist die Bestimmung der Pädagogischen Revue. Zugleich stellt sie sich die Aufgabe, die zu Aller Schaden seit Jahren unterbrochene Verbindung zwischen Norddeutschland, Süddeutschland und der Schweiz wieder herstellen zu helfen, wie sie denn auch den Bestrebungen, Arbeiten und Mittheilungen der verschiedenen Vereine von Schulmännern ein bereitwilliges Organ sein will."

Man sieht, die Leser, auf welche die Revue von Anfang an gerechnet hat, sind in so weit gleichartig, daß sie (mit wenigen Ausnahmen) Pädagogen von Beruf sind. Die Gleichartigkeit geht aber noch weiter, denn die Majorität dieser Leser übt ihren Beruf an gelehrten und Bürger-Gymnasien und an Schullehrerseminaren, und wenn es der Revue gelungen ist, auch bei einer Elite von Elementar- und Volksschullehrern und einer Anzahl von akademischen Lehrern Eingang zu finden, so hat das die ursprünglichen Redactionsmaximen im Wesentlichen so wenig verändern können als der Umstand, daß sie in mehreren nichtdeutschen Ländern ebenfalls eine Anzahl von Lesern gefunden hat: wenn auch kein einziger Elementar- oder Volksschullehrer, kein einziger Universitätsprofessor unsre Zeitschrift läse, so würden wir dennoch sowohl das Volks- als das Hochschulwesen in den Kreis unsrer Besprechung zu ziehen uns für verpflichtet halten.

Wir muthen natürlich nicht jedem Lehrer an höhern Lehranstalten zu, daß er die Pädagogik (über deren Inhalt und Umfang der erste Artikel dieses Heftes ein Wort sagt) zu seiner Wissenschaft mache; wenn er sie so weit kennt, als es sein Beruf fordert, so thut er das Seine und kein Billiger wird ihn tadeln, falls er seine freie Zeit lieber der Wissenschaft widmet, die er zu lehren hat, als der Wissenschaft, welche unter Anderem auch das Lehren lehrt. Es ist gar nicht nöthig, daß jeder Pädagog zugleich Pädagogiker sei. Nun gibt es bekanntlich Journale für Philologie und Pädagogik, andre für Mathematik und Pädagogik, andre für Theologie und Pädagogik, und welcher Lehrer a

lesen findet, was er als Schulmann braucht, für den wäre es offenbarer Luxus, noch ein Journal zu lesen, das ausschließlich der Pädagogik gewidmet ist. Eben so würde derjenige Gymnasial-, Real- oder Volksschullehrer, der zwar ein lediglich pädagogisches Journal, aber ein solches lesen wollte, das nur Eine Gattung von Schulen im Auge hat, bei der Revue nicht seine Rechnung finden. Es denken aber bekanntlich nicht Alle gleich, und die Pädagogische Revue setzt bei ihren an gelehrten und Bürger-Gymnasien wirkenden Lesern voraus, daß sie nicht nur über den Ort, woher ihnen ihre Schüler kommen, sondern auch über den Ort, wohin dieselben gehen, fortwährend in Kenntniß bleiben wollen.

Es dauert vielleicht noch eine Weile, bis die Masse der an gelehrten und Bürger-Gymnasien wirkenden Lehrer einsehen wird, daß es nicht nur von ihrer Pflicht, sondern von der allerordinärsten Klugheit geboten ist, sich um die Elementarschulen und die Technik der bessern Elementarlehrer ein wenig zu bekümmern. Daß die Lehrer solcher Gymnasien und Realschulen, deren untere Classen viele Schüler haben, die eigentlich in die Volksschule gehören, nicht weniger die Lehrer solcher Gymnasien und Realschulen, die ihre Schüler schon mit acht Jahren aufnehmen, dazu eine directe Aufforderung haben, liegt auf offener Hand; aber auch die Lehrer unterer und mittlerer Classen derjenigen gelehrten und Bürger-Gymnasien, welche ihre Schüler erst mit zehn Jahren, nach absolvirter Elementarschule, aufnehmen, müssen die zwei ersten Jahre hindurch ganz elementarisch unterrichten und in den nächsten zwei Jahren die Künste der Elementardidaktik noch oft zu Hülfe nehmen, wenn sie sich, ihre Schüler und das Publicum befriedigen wollen.* Ein sechs-

* Im §. 8 des Erlasses des k. pr. Unterrichtsministeriums vom 24. October 1837 hieß es also:

„Mehrere sachverständige Stimmen äußern, daß die verkehrte Methode, in welcher die Lehrgegenstände nicht selten noch behandelt werden, die wunde Stelle der Gymnasien sei ..... Aber zugleich erhebt sich gegen einen Theil dieser Männer die Anklage, daß, während das Elementarschulwesen in den letzten Jahrzehnden in Hinsicht auf Didaktik und Methodik ungemein verbessert und ein Stand von Lehrern gebildet worden, die wegen ihrer pädagogischen Gewandtheit und wegen ihres Geschicks, große Massen zu beleben, in ihrem Kreise sich als Meister zeigen, sehr viele und besonders die jüngeren Gymnasiallehrer das Studium der Pädagogik nicht gehörig beachten, die schwere Kunst des Unterrichtens vernachlässigen, die erfreulichen Fortschritte, welche die Elementarschule in dieser Beziehung gemacht hat, entweder gar nicht kennen oder doch nicht benutzen,

jähriger Erfolg hat gezeigt, daß der Herausgeber mit dieser Ansicht nicht allein steht, und darum wollen wir, und wäre es nur der Gymnasiallehrer wegen, die Abtheilung für das Elementar- und Volksschulwesen beibehalten. Für die Leser, welche, sei es als Lehrer oder Aufseher, mit diesen Schulen direct zu thun haben, sollte sie freilich größer sein.

Wenn sich manche Lehrer der gelehrten und Bürger-Gymnasien

---

und sich gerade den wichtigsten Theil ihres Berufs ... nicht gebührend angelegen sein lassen. Eben diesen Lehrern wird zum Vorwurfe gemacht, daß sie in verkehrter Methode aus falscher Gründlichkeit ihre Schüler mit einer erdrückenden Masse materiellen Wissens überhäufen, daß sie in Ueberschätzung des ihnen angewiesenen Lehrfaches sein Verhältniß zu dem Gesammtzwecke, dem es als untergeordnetes Mittel dienen soll, aus den Augen setzen; daß ihnen endlich, indem sie die Lehrweise der Universitätsprofessoren nachahmen, in ihrem Vortrage die belebende Frische und Regsamkeit, so wie das Geschick abgehe, sich dem jugendlichen Geiste anzuschließen .... Nicht weniger wird behauptet, daß der Erfolg ihres Unterrichts, wie es bei einer so verkehrten Methode nicht anders sein könne, wenig befriedigend sei, und besonders in den alten Sprachen, in der deutschen Sprache und in der Geschichte zu den großen Anstrengungen, welche sie selbst machen und auch ihren Schülern zumuthen, in keinem Verhältnisse stehe; daß sie aber in großer Selbstverblendung den Grund hiervon ganz und gar nicht in sich selbst ..., sondern lediglich in der geistigen Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Starrheit ihrer Schüler suchen, und deßhalb auch nicht müde werden, über die Schlaffheit, den Unfleiß und die Regungslosigkeit derselben Beschwerde zu führen" u. s. w.

Dieß gefiel mir 1837 wohl und als ich Ende 1836 mit dem sel. Spilleke, Director Diesterweg und (wenn ich nicht irre) auch dem Concipienten dieses Ministerial-Erlasses den damals entworfenen Plan zur Pädagogischen Revue (die 1837 beginnen sollte, das brandenburgische Ober-Präsidium versagte aber in Folge der damaligen Administrationsmaximen die Concession) besprach, da enthielt dieser Plan einige nicht weniger starke Stellen. Jetzt gefällt mir der Erlaß viel weniger:

Fürs Erste nämlich trifft er nur die preußischen Gymnasiallehrer, die, weiß Gott, nicht die letzten sind. Das Uebel ist kein preußisches, sondern ein deutsches und ich habe es außer Preußen vielfach ärger gefunden.

Fürs Zweite war es ungerecht, besonders die jüngeren Gymnasiallehrer in Anspruch zu nehmen. Wenn man erst zwanzig Jahre Schule gehalten hat, so gewinnt man natürlich eine Routine, die von den gröbsten Fehlern, die man in den ersten Jahren begieng, frei ist.

Fürs Dritte war es ungerecht, ernten zu wollen, wo man nicht gesäet hatte. Für die Elementarlehrer hat man Seminare gegründet und einige dieser Seminare haben Virtuosen in der Unterrichtskunst zu Directoren und Lehrern gehabt; was aber hat denn die preußische Staatsschulverwaltung für die pädagogische Bildung der Lehrer an gelehrten und Bürger-Gymnasien gethan? Gar Nichts oder doch fast gar Nichts, denn die philologischen Seminare und das naturhistorische Seminar in Bonn können eben so wenig allein Schulmänner bilden, als naturwissenschaftliche Studien, wenn nichts Anderes dazu kommt, Aerzte bilden können.

ungern davon überzeugen lassen, daß eine genauere Kenntniß des Elementarschulwesens für sie sehr wünschenswerth und für diejenigen unter ihnen, welche in unteren und mittleren Classen lehren, unerläßlich ist, so kostet es weniger Mühe, die Herren davon zu überzeugen, daß sie, besonders wenn sie in oberen Classen unterrichten, mit den Hoch- und Fachschulen in Rapport sein und bleiben müssen. Die Facultäten und Fachschulen bieten der Betrachtung nun so viele Seiten dar, daß es kein Wunder wäre, wenn mancher Schulmann an denselben gerade diejenige Seite nicht fände, von welcher her die Pädagogik die Hoch- und Fachschulen betrachtet, und der Herausgeber gesteht gern, daß er für seine Person erst seit ein paar Jahren den Gesichtspunkt für die pädagogische Betrachtung der Hoch- und Fachschulen aufgefunden hat.

Der Lehrer (um nur von diesem zu reden) interessirt sich, insofern er als Gelehrter sich an den Fortschritten irgend einer Wissenschaft betheiligt, für das, was von den Professoren der Hoch- und Fachschulen litterarisch und in ihren Vorträgen für diese Wissenschaften geschieht, so wie für die persönlichen Verhältnisse der hervorragenden unter diesen Männern. Obgleich wir es nun den philologischen, historischen, philosophischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und andern Zeitschriften, so wie den allgemeinen Litteratur- und den politischen Zeitungen überlassen müssen, dieses Interesse zu befriedigen, so werden wir doch wie bisher so fortan eine Auswahl solcher Universitätsnachrichten bringen, von denen anzunehmen ist, daß sie vielen unsrer Leser willkommen sind. Ein nicht ganz geringer Theil dieser Leser besteht aber aus Franzosen, Engländern, Schweden, Russen, Ungarn, Italienern, Spaniern und Nordamerikanern, die auf Mittheilung gerade dieser Nachrichten einen Werth setzen.

Dieses Interesse ist jedoch nicht das pädagogische; der Schulmann als Pädagog ist bei den Hoch- und Fachschulen noch in einer ganz andern Weise interessirt.

Zuerst fragen wir, was die Hochschulen für die Bildung der Lehrer thun.

Natürlich muß für dieselbe Zweierlei geschehen: einerseits müssen dieselben in philologischen, historischen, philosophischen, mathematischen, physikalischen, naturhistorischen u. s. w. Vorträgen und Seminaren Gelegenheit haben, sich für irgend ein Lehrfach auszubilden, andrerseits

müssen sie sich in pädagogischen Vorträgen und Seminaren zu Lehrern und Erziehern überhaupt ausbilden können.

Die Universitäten werden somit erlauben, daß wir ihnen in Zukunft noch etwas häufiger als bisher durch die Fenster schauen und namentlich auch uns nach der Unterrichtspraxis in den philologischen und andern Seminaren umsehen. *

Um zur zweiten Frage zu kommen, so wissen wir zwar recht gut, daß die Pädagogik mit der Politik unter andern Aehnlichkeiten auch die hat, daß bei herannahender Mündigkeit der Völker und der Individuen dort des Regierens, hier des Erziehens weniger werden und das Sprichwort che governa meglio, chi men governa zur Anwendung kommen muß. Hoch- und Fachschulen, vorausgesetzt daß diese letztern aufhören, halbe Kinder aufzunehmen, sind viel mehr Unterrichts- als Erziehungsanstalten und ihr Unterricht ist größtentheils kein pädagogischer (schulmäßiger, erziehender) mehr. Nichts desto weniger können wir uns nicht entschließen, bisheriger pädagogischer Observanz gemäß, unsre Zöglinge nur bis zur Schwelle der Hoch- oder Fachschule zu begleiten und dort umzukehren; wir müssen vielmehr eine zweite Frage an die Hoch- und Fachschulen richten, und zwar eine Doppelfrage. Einerseits fragen wir: was thut Ihr, damit die Euch anvertrauten jungen Leute auch Etwas lernen können, was thut Ihr namentlich für diejenigen Gegenstände, welche von vielen der jungen Leute, die nicht ihr Fach aus ihnen machen, zu ihrer allgemeinen Bildung (wie man es nennt) pflegen studirt zu werden, wie tragt Ihr z. B. für *Studirende verschiedener* Facultäten Geschichte und Philosophie vor? Andrerseits fragen wir: was thut Ihr, damit der Charakter der Euch anvertrauten Jünglinge sich in gebührender Freiheit und zugleich in Zucht und Ehren entwickeln kann? wie steht es um das Leben auf Hoch- und Fachschulen?

Jede dieser zwei (oder drei Fragen) löst sich in drei speciellere Fragen auf: 1) Was geschieht? 2) Ist das, was geschieht, auch das Rechte und Heilsame? 3) Könnte nicht Besseres geschehen?

Wir haben somit fortan drei Abtheilungen, die erste von 58—*60*, die zweite von 12, die dritte von 8—10 Bogen. Die erste Abtheilung

---

* Von den Schullehrerseminaren handeln wir in der zweiten Abtheilung der Revue, wenn auch der Begriff der Sache sie in die dritte verweist.

bildet den ersten und zweiten, die zweite und dritte den dritten Band des Jahrganges. Die innere Organisation (I. Abhandlungen, II. Beurtheilungen und Anzeigen, III. Zeitung) bleibt dieselbe.

Die bisher befolgten Redactionsmaximen irgendwie zu ändern, hat sich keine Veranlassung ergeben. Der Herausgeber wird nach wie vor, um nur dieses Eine zu erwähnen, seine Stellung als Redactor und Mitarbeiter der Revue sorgfältig aus einander halten, und seinem 1840 gegebenen Versprechen, als Herausgeber nie die Ansichten geltend zu machen, die er als Autor und Mitarbeiter vertritt, die Debatten vielmehr durchaus unparteiisch zu leiten, schon darum treu bleiben, weil die Revue es wohl zum Theil diesem freien Sinne des Herausgebers verdankt, daß vorzügliche Männer, die in vielen und wesentlichen Stücken des Herausgebers Ansichten nicht theilen, sie mit ihren Beiträgen beehrt haben und damit fortfahren. Auf diese Weise kann man allerdings unserer Zeitschrift „die Richtung" absprechen, weil verschiedene Richtungen, in welchen die gegenwärtige Pädagogik sich bewegt, in ihr vertreten sind. Die Revue sollte aber nun einmal eine Zeitschrift sein, von dem Zustande der Pädagogik in unserer Zeit Zeugniß ablegen, und durfte sich darum keiner Ansicht, die in unserer Zeit wahrhaft wirkt, verschließen; sie hat ein Centralorgan werden wollen, nicht das Organ einer Schule, Partei, Clique, auch nicht derjenigen des Herausgebers, wenn dieser das Talent oder die Neigung hätte, eine solche zusammen zu bringen; als Centralorgan aber hat sie nur das Excentrische von sich abzuhalten, z. B. die neuesten Anläufe zu einer atheistischen Pädagogik, und als Zeitschrift dasjenige, was entschieden nicht mehr an der Zeit ist und noch weniger eine Zukunft hat, z. B. Humanismus und Realismus in ihrer nunmehr veralteten Gestalt. Was dagegen, alt oder neu, kräftig genug ist, einen bedeutenden Theil der heutigen Schulmänner auf seine Seite zu bringen, z. B. das absolutistisch-radicale pädagogische Territorialsystem, nach welchem der Staat der allgemeine Schulherr ist, oder die specifisch-„christliche" Pädagogik — katholisch-„jesuitische" oder protestantisch-„pietistische" —, dem räumt der Herausgeber gern einen Theil seines Blattes ein und erbittet sich von den Anhängern dieser Richtungen nur die Erlaubniß, in seinen eigenen Aufsätzen eine entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und ihnen nach Kräften mit allen Mitteln, die Philosophie, Geschichte und Erfahrung an die Hand geben, entgegen zu treten.

Da der Herausgeber eben so wenig Veranlassung hat, seine Richtung als Mitarbeiter der Revue, als seine Redactionsmaximen zu ändern, so genügt es, in Betreff dieser Richtung auf die bisherigen Bände, oder auch nur auf die Generalbeichte, welche den Jahrgang 1843 eröffnete, zu verweisen. Er weiß, daß er sich mit seinen Ansichten dermalen noch in der Minorität befindet, weiß aber auch, daß diese Minorität von Jahr zu Jahr gewachsen ist, und hegt die Hoffnung, sie werde noch mehr wachsen, wenn Argumenten nur Argumente entgegengesetzt werden. Die Richtung des Herausgebers hier in der Kürze darzulegen, ist nicht wohl möglich, sie zu vertheidigen, darum unnöthig. Nur über Zweierlei scheint eine Erläuterung angemessen.

Die Einen begreifen wohl, daß man in sogenannten theoretischen Fragen — etwa in der Frage, ob man das Griechische mit der homerischen oder mit der attischen Sprache beginnen solle — unparteiisch sein könne, sie begreifen aber des Herausgebers Unparteilichkeit in sogenannten praktischen Fragen, wie deren oben zwei erwähnt sind, nicht, um so weniger, als sie wissen, daß derselbe für seine Person auf manche dieser Fragen eine sehr entschiedene Antwort in Bereitschaft hat. Diesen Leuten weiß ich nichts zu erwiedern, da man wohl eine Ansicht, nicht aber eine Gesinnung begreiflich machen kann. Ich bin eben in anderer Weise liberal als die guten Leute, die sich in Deutschland und Frankreich so nennen. Tolerant gegen diejenigen zu sein, die selber *tolerant* sind, das ist keine Kunst, aber auch die Intoleranten *zu toleriren*, so lange man durch sie in keinem — nicht eingebildeten, *sondern wirklichen* — Rechte gekränkt wird, das ist der echte Liberalismus, von dem unsere „Liberalen" bis dato wenig zu wissen scheinen, die politischen wie die religiösen, die sogenannten Lichtfreunde. Der jesuitenfreundliche Erziehungsrath des Cantons Luzern hat vor ein paar Jahren seinen Untergebenen das Halten der Pädagogischen Revue verboten und in Hrn. Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung habe ich einmal zufällig Etwas über den „berüchtigten Dr. Mager" gelesen*; wie genau ich aber auch das katholische wie das protestantische Pfaffenthum kenne, und wie ent-

* 1839, wenn ich nicht irre. Ich hatte mir das Mißfallen der Kirchenzeitung dadurch zugezogen, daß ich zu dem Beschlusse des waadtländischen Großen Rathes, wodurch der confession de foi helvétique ihre Gesetzeskraft genommen wurde, durch einige Artikel im Nouvelliste Vaudois sollte beigetragen haben.

chieden der im Catechismus romanus oder in den lutherischen und re-
ormirten Bekenntnißschriften niedergelegte Glaube nicht mein Glaube ist:
o hindert mich das nicht, gegen die Jesuiten der Cultur und die Auf-
klärungsmänner für die römischen Jesuiten und die sogenannten Finster-
inge Partei zu nehmen, so oft und so lange diesen dasjenige streitig ge-
macht wird, worauf ich selber für mich Anspruch mache: das ge-
meine Recht. Das aber wird ihnen heutzutage verweigert, und hätten
unsre „Liberalen“ und „Lichtfreunde“ die Macht, so würden sie dieselbe
ganz auf die nämliche sündhafte Weise mißbrauchen, mit welcher ihre
Gegner sie in früheren Zeiten mißbraucht haben, und vielleicht würde
der Fanatismus der Negation noch fürchterlicher sein, als der Fanatis-
mus des Positiven je gewesen ist. Der Herausgeber der Revue hält
die Schulen der geistlichen Orden, wo sie bestehen, für eine Calamität
(obgleich er mehrere sehr würdige Lehrer unter den Ordensgeistlichen
kennt; man denke nur an den hochverdienten Franciscaner P. Girard in
Freiburg); er wird, so lange er lebt, die specifisch „christliche“ Pädagogik
bekämpfen, welche lutherische, reformirte, überhaupt Confessionsschulen
verlangt und die Gesetze der Pädagogik aus irgend einer Dogmatik
schöpft; er wird aber mit noch viel größerem Eifer diejenigen — Regie-
rungen, Parteien und Individuen — bekämpfen, welche eine Anzahl
von Menschen, die für ihre Kinder eine solche geistliche oder confessionelle
Erziehung organisiren wollen, hindern, ihres Glaubens zu leben. Der Rhei-
nische Beobachter hat vor Kurzem berichtet, daß der als eins der Häupter
der Aufklärungspartei bekannte Breslauer Professor David Schulz,
der zugleich lange Jahre Mitglied des Consistoriums war, aus dem er
jetzt entlassen ist, als Consistorialrath zu den Maßregeln eifrig mitgewirkt
habe, durch welche den am Lutherthum festhaltenden Schlesiern, die man
durch einquartierte Soldaten zur Union zu bekehren suchte, so großes
Leid zugefügt worden ist. (Bekanntlich sind viele von ihnen theils nach
Amerika, theils nach Australien ausgewandert.) Ich gestehe es ehrlich,
meinem Gefühle ist der erste beste spanische Inquisitor, und hätte er hun-
dert verbrannte Ketzer und Juden auf seinem Gewissen, nicht so wider-
wärtig als dieser rationalistische Professor der Theologie. Der spanische
Inquisitor hat wenigstens seinen Glauben zur Entschuldigung, der pro-
testantisch-rationalistische Theolog aber, der gegen arme Bauern und Leine-
weber, die nun einmal von der neuen Mode in der Religion nichts

wissen, sondern bei der alten lutherischen Lehre bleiben **wollen**, Glaubenszwang übt, der hat gar keine Entschuldigung und **verdient** die Verachtung jeder freien Seele. Und das that der aufgeklärte **Mann** für jährlich 200 Thaler, denn so viel soll ihm seine Consistorialrathsstelle eingebracht haben. — **O homines, ad servitutem paratos!**

Ich habe Hrn. Professor Schulz genannt, weil ich ein Beispiel brauchte — eine besondere Malice gegen diesen Mann, von dem ich nie eine Zeile gelesen, den ich nie gesehen, wird Niemand bei mir suchen. Ich füge hinzu, daß Hr. Schulz seiner Partei besser gefällt als mir, wie denn die Breslauer Stadtverordneten ihm haben ihr Ehrenbürgerrecht schenken wollen und die Studenten ihm jährlich einen Fackelzug bringen, wozu in neuester Zeit noch Adressen, Deputationen und Ehrenpokale kommen. Man sieht, daß es nicht unsere Absicht ist, den Ruhm des Genannten zu verkleinern. Hr. Schulz hat so viele Leute für sich, daß er sich leicht darüber trösten kann, den Schreiber dieser Zeilen nicht unter diesen Vielen zu wissen.

Die Andern halten dafür, daß die Pädagogische Revue mit Manchem, was sie zur Verbesserung des Unterrichtswesens vorgeschlagen hat, leichter durchdringen würde, wenn der Herausgeber in seinen eigenen Artikeln sich mehr auf die unverfänglichen scholastischen **Interna** beschränken und, wie die Versammlung in Meißen, Politik und Religion unberührt lassen wollte. Wie richtig nun diese Männer auch sehen, von denen mehrere nicht eigentlich des Herausgebers Ansichten, sondern nur die Aeußerung derselben mißbilligen, und wie klar der Herausgeber der *Revue* auch einsieht, daß seine Art, die Pädagogik zu behandeln, bei den deutschen Preßverhältnissen viel Mißliches hat: so kann er sich doch nicht entschließen, von der mit gutem Bedacht eingeschlagenen Richtung auch nur einen Finger breit abzuweichen. Wenn ich auch der Religion und Politik aus dem Wege gehen wollte, ich könnte es nicht, und daran ist theils die Natur der Sache, theils die Unnatur unserer scholastischen Zustände schuld. Ich nehme das Letzte zuerst vor. Man öffne Prof. v. Mohl's „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats"; das zweite Buch dieser Schrift, die eine Theorie enthält, der die Praxis fast aller heutigen Staaten zu Grunde liegt, handelt „von der Sorge des Staates für die geistige Persönlichkeit der Staatsbürger" (Bd. I. S. 451—619) und lehrt im zweiten Capitel, wie die „Verstandesbildung" durch Unter-

richtsanstalten von Polizei wegen „gefördert" werden soll.* Folglich bin ich, sobald ich die Einrichtung der Schulen und das Schulregiment berühre, im Gebiete der Politik — was Niemand mehr beklagt und verwünscht als ich selber, da ich für meine Person, so wie ich nie den Fuß in eine Kirche setze, deren Diener Staatsdiener sind (es sei denn in Angelegenheiten des état civil), auch nicht gewilligt bin, mich oder meine Angehörigen von der Polizei „bilden" zu lassen. Setzen wir aber, unsere deutschen Staaten emancipirten die Schule, wie sie früher oder später die bisherigen Staatskirchen werden frei lassen müssen, würde der Pädagogiker alsdann sich von der Politik fern halten können? Eben so wenig, als er die Religion je unberührt lassen kann, wenn er nicht etwa zu den großen Männern der „neuesten Richtung" gehört, welche decretirt haben, daß es keinen Gott mehr geben soll. Die Grenze zwischen Pädagogik und Politik wäre verlegt, das wäre Alles; die beiden Gebiete berührten sich aber nach wie vor und müßten auf einander Rücksicht nehmen und Verbindungen unterhalten. Der Staat als Inhaber der socialen Macht hat wie Pflichten so auch Rechte gegen Kirche und Schule, und eben so hat die Schule Rechte und Pflichten gegen Kirche und Staat, und es ist Sache der Pädagogik, zu sagen, worin diese Rechte und Pflichten bestehen. Staat und Kirche sind zwei sittliche Mächte, mit denen man sich nicht dadurch aus einander setzt, daß man sie ignorirt und Nichts mit ihnen zu schaffen haben zu wollen erklärt — der Mensch könnte eben so gut mit Luft und Wasser Nichts mehr zu schaffen haben wollen. Subalterne pädagogische Zeitschriften

---

* Während dieser Bogen gesetzt wurde, haben die Zeitungen die überraschende Nachricht gebracht, daß Hr. von Mohl von seiner Professur abberufen und von seiner Regierung angewiesen worden ist, als Regierungsrath nach Ulm zu gehen, so wie daß der so wider seinen Willen Versetzte es vorgezogen hat, seine Entlassung aus dem würtembergischen Staatsdienste zu nehmen.

Ich hatte im Oktober- und Novemberhefte (Bd. XI, S. 408) für eines der nächsten Hefte eine Kritik auch der Mohl'schen Ansicht versprochen, konnte aber damals noch nicht ahnen, daß die Ereignisse mir mein Geschäft so erleichtern würden.

Es scheint, die deutschen Regierungen wollen meiner Theorie vom Schulregiment zu Hülfe kommen. So gab ich mir im Aprilhefte 1843 (Bd. VI, S. 321—336) die Mühe, Hrn. Wander's Schrift „die Volksschule als Staatsanstalt" zu widerlegen. Wie gut nun meine Argumente auch gewesen sein mögen, die seitherigen Ereignisse waren noch bessere, und ich hätte wenigstens so viel gewonnen, daß man mich meiner Ansicht wegen nicht mehr für einen Dummkopf halten darf.



mögen die Pädagogik als eine aparte Technik behandeln, die in einigen Handgriffen der Schulmeisterei aufgeht: die Pädagogische Revue hat diesen kleinen Dienst nie für unwichtig gehalten und wird ihn nie aus dem Auge verlieren, aber sie mag sich nicht auf denselben beschränken. Lehrer, denen der Sinn oder das Verständniß für die Pädagogik, wie sie hier gefaßt ist, abgeht, müssen eben Zeitschriften lesen, die ihnen mehr zusagen. Eines schickt sich nicht für Alle.

Schließlich bleibt ein Wort, das in der Vorrede des X. Bandes (S. VI) gesagt wurde, zu berichtigen. Der Herausgeber hatte, als er den Verlag der Revue der Cast'schen Buchhandlung in Stuttgart entzog, für den Vorzug, den er der Verlagshandlung zu Belle-Vue bei Constanz gab, keinen andern Grund als die Rücksicht, daß auf diese Weise seine Zeitschrift fortfahren werde, unter der Censur eines deutschen Bundesstaates zu erscheinen. Nun liegt aber Belle-Vue, wenn auch der Besitzer in Constanz wohnt, vor dem Thore der Stadt auf thurgauischem Gebiete, und der badische Censor in Constanz hat, als das erste Heft ihm zur Censur vorgelegt wurde, sich nicht veranlaßt gesehen, den Wunsch des Verlegers zu erfüllen. Der Herausgeber hatte als Angehöriger eines deutschen Staates das Seinige gethan, um den in Deutschland geltenden Gesetzen gehorsam zu sein; weiter zu gehen und sich etwa in Karlsruhe zu beschweren, hielt er nicht für schicklich und so ist der Jahrgang 1845 censurfrei erschienen. Begreiflicherweise ist es für den Herausgeber bequemer, das Journal an seinem Wohnorte drucken zu lassen und so erklärt es sich, daß es für 1846 in den Verlag der *Schultheß'schen* Buchhandlung in Zürich übergegangen ist, durch die (oder durch Meyer und Zeller) ich mir hinfort Zusendungen für die Revue erbitte.

Die HH. Mitarbeiter wollen verzeihen, daß ihre Beiträge manchmal erst nach Monaten zum Drucke kommen können; das Publicum aber mag diesem Umstande entnehmen, daß auch diesem siebenten Jahrgange der Pädagogischen Revue die Mittel gesichert sind, billigen Ansprüchen zu genügen.

Zürich, den 5. December 1845.

Dr. MAGER.



Geschichte

des

Evangelischen Protestantismus

in

Deutschland

für

denkende und prüfende Christen

von

Dr. Chr. Gotthold Neudecker.

Unser Glaube sei rein wie Gold
und stark wie der Tod.
· Ammon.

2 Theile in gr. 8. 94 Bogen. — Preis 3 Thlr.

Leipzig.
Verlag von K. F. Köhler.

Jeder denkende und prüfende Christ, jeder gebildete Deutsche, dem er religiöse Glaube und das kirchliche Leben eine Sache von höchster Bedeutung, — eine Lebensfrage ist, richtet mit dem lebendigsten Interesse seinen Blick auf die religiös-kirchlichen Bewegungen, welche sich etzt in der evangelisch-protestantischen und hierarchisch-römischen Kirche gleich stark erhoben haben. Nur die Kenntniß des Geistes und des Wesens des evangelischen Protestantismus, so wie dessen ganze von eher bis auf den heutigen Tag erfolgte historische Entwickelung kann ein festes Urtheil, die Beruhigung und Zuversicht gewähren, die eder Gebildete und Verständige bei den religiösen Wirren der Zeit

ausge[illegible] Bände
(in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

zeiger.

schriften „Blätter für literarische
die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

1845

Leipzig

zungen.

s dem Gebiete der Heil-
mit mehren praktischen Ärzten
von *H. Blumenthal, H.*
stamm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
gazin für Belehrung und Unter-
ritter Jahrgang. 1845. 52 Num-
Mit vielen Abbildungen. Schmal

ich ausgegeben.
g des Pfennig-Magazins kosten zusammen-
im herabgesetzten Preise nur
gang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahr-
aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge
Thlr.
abgesetzt sind folgende Schriften mit

r **Kinder.** Fünf Bände. Früher
5 Ngr. Einzelne Jahrgänge

Drei Bände. Früher 6 Thlr.

Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

nommen nur 2 Thlr.
in werden Ankündigungen aller Art
Zeile oder deren Raum werden 2 Ngr.
u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr.

Eine Sammlung der interessan-
aller Länder aus älterer und neue-
von **Jul. Ed. Hitzig** und
Alexis). Erster bis achter
45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.
4 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
drodaya Krishna Misri
bliisque instruxit ***Hm. Brock-***
2 Thlr. 15 Ngr.
en Sanskrittext enthaltend, erschien 1835
ft enthält die Scholien und wird zu dem
tinzeln ausgegeben.
n früher in demselben Verlage:
Pataliputra und Geschichte
e aus der Kathâ Sarit Sâgara des
l deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Die Märchensammlung des *Soma-*
ir. Erstes bis fünftes Buch. Sans-
Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
her Werke mit lateini-
schlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.
Somadeva Bhatta **aus**
rsetzt. Zwei Theile. Gr. 12.

sucht. Ein Lehrbuch, welches die Geschichte des evangelischen Protestantismus gerade in Deutschland, in gemessener und treuester Darstellung gibt, ist darum gewiß für jeden *gebildeten Deutschen*, für jeden denkenden und prüfenden Christen der evangelisch-protestantischen, wie der römischen und der christ-catholischen Confession, der die Bewegungen der Zeit recht verstehen und einen festen Standpunct gewinnen will, ein dringendes Bedürfniß. Noch gab es bisher keine Geschichte des evangelischen Protestantismus von und für Deutschland. Der Verfasser des oben bezeichneten Werkes, schon längst bekannt durch tiefe historische Studien, ja selbst durch die Bekanntmachung neuer hierher gehöriger Geschichtsquellen, konnte ein Werk liefern, das dieses Bedürfniß befriediget. Ueber den Plan des Werkes sagt er in der Vorrede, daß es jeden gebildeten, denkenden und prüfenden Christen

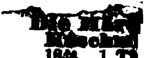
„in verständlicher Darstellung über Entstehung, Entwickelung, Ausbreitung und wesentlichen Gehalt der evangelisch-protestantischen Kirche, mit Beziehung auf den römisch-kirchlichen Lehrbegriff unterrichten, daß es zeigen soll, wie und mit welchem Erfolge die römisch-hierarchische Reaction ihr stets entgegentrat, mit welchen Mitteln die evangelisch-protestantische Kirche sie bekämpfte; welche Entschiedenheit, Festigkeit und Treue unsere Väter in dem theuer errungenen Glauben bewährt, mit welcher evangelischen Standhaftigkeit sie, des Glaubens wegen, Bedrückungen, Verfolgungen, selbst den Tod erduldet, mit welcher Besonnenheit und christlichen Denkweise sie anderwärts die priesterlichen Versuche abgewiesen haben, die sie in den Schoos des Romanismus zurückführen wollten; wie der Geist der göttlichen Wahrheit, der in der ev.-protest. Kirche herrscht, auch jene Erscheinungen, die in ihm selbst aus einseitigen theologischen und philosophischen Richtungen, aus Schwärmerei oder Freigeisterei hervorgingen, mit Nachdruck als Auswüchse und wilde Schößlinge bekämpfte und überwand; welchen Standpunkt der evangelische Protestantismus als Denkart und Kirche unter dem Einflusse der fortgeschrittenen Wissenschaft und Philosophie nach und nach eingenommen hat; welchen segensreichen Einfluß der evangel. Protestantismus aber auch auf das staatliche, geistige und sociale Leben übte, der so tief in alle Verhältnisse eingriff, daß er selbst auf die deutsch-römische Kirche, — soviel dieß auch die ultramontane Reaction unserer Zeit, den historischen Thatsachen zum Trotze, abläugnet, — zum Besten einwirkte. Aus dem Geistesdruck, den Roms Priesterkirche mit Härte ausübte, ging in unserer Zeit die *große Erscheinung* hervor, welche im vorigen Jahrhundert politisch gehindert noch nicht gedeihen konnte, und in der That nur das Resultat der segensreichen Wirksamkeit des evangel. Protestantismus ist, — die *christ-catholische Kirche* in Deutschland. Denselben Geistesdruck übte die sterile Orthodoxie im evangel. Protestantismus; jener Geistesdruck gab der anderen *wichtigen Erscheinung* in der deutschen Kirche, *den protestantischen Freunden*, das Dasein." — Beide genannten Erscheinungen finden im 2. Theile eine *historische Basis* und gewiß *würdige* Darstellung.

In welcher erfreulichen Weise der Verf. seine Aufgabe gelöst hat, arüber sprechen die höchst günstigen Beurtheilungen in sehr geachte=n literarischen Zeitschriften, wie: Berliner Literar. Ztg. 1845. lo. 39; Leipzig. Repertor. 1845. Heft 26. S. 515 ff.; heolog. Literaturbl. zur Kirchenztg. 1845. No. 22 u. 23; Biedermann's Monatsschrift S. 451 f.; Rudelbach und uerike's Zeitschrift f. d. gesammte Luther. Theologie. 1844. Heft 3 . viele A. Die Berliner Lit. Ztg. sagt a. a. O.: „Vorlie=endes Werk ist die Frucht langjähriger, anhaltender Untersuchungen nd gründlicher Quellenstudien. Die politischen und die kirchlichen lemente erfreuen sich, wie nicht weniger die wissenschaftlichen gleicher erücksichtigung.“ Ueber die äußere Entwickelung des evangel. rotestantismus heißt es: „Hier ist dem Verf. vornehmlich wegen r Sorgfalt zu danken, mit der die Verbreitung des Prote=antismus in den einzelnen deutschen Staaten nachge=iesen wird; bisher war das in keinem Werke der Art so ausführ=ch zusammengestellt. Manches Treffliche und Beherzigenswerthe ndet sich auch in dem „Bildung des evangel. Protestantismus zur irche“ überschriebenen Capitel: besonders was über die Bedeutung nd die historische Wichtigkeit der Predigt allem liturgischen For=ten= und Formelwerk gegenüber gesagt wird.“ Ueber die innere ntwickelung heißt es: „Hier läßt sich der Verf. auf eine Polemik egen die unterscheidenden Dogmen der catholischen irche ein, und hier wird der Nicht=Theologe besonders sehr viel Belehrung finden. — Die Darstellung ist durchgehends ein=ach, der Stoff übersichtlich geordnet, der Gang klar und bestimmt.“ n Biedermann's Monatsschrift heißt es: „Der durch ndere historische Arbeiten schon rühmlichst bekannte Verf. wird sei=en Zweck nicht verfehlen; sein theologischer Standpunct ist der allein echte, basirt auf dem echt evangelischen Princip der freiesten For=chung und auf dem Fundament der Schrift, seine Darstellung ist usgezeichnet durch historische Treue nicht minder, als durch lebens=ollen Pragmatismus und stete Berücksichtigung der kirchlichen Gegen=vart; sein Urtheil ist unparteiisch, auf Thatsachen fußend, vom christ=chen Sinne zeugend, seine Sprache endlich klar und würdevoll.“

In gleicher Weise sprechen sich die anderen angeführten kritischen Blätter aus. Selbst politische Blätter haben auf die treffliche Ar=eit des Verfassers aufmerksam gemacht, wie z. B. die Weserzei=ung im Sonntagsblatt vom 19. Jan. 1845, die Vossische Zei=ung in Berlin v. 13. Dcbr. 1844, die das Werk „als ein ern=tes, würdiges, durch den edelsten Geist der Auffassung und Darstel=ung getragenes“ bezeichnet, und sich ausdrücklich vorbehalten hat, asselbe noch ausführlicher zu besprechen.

Solche Urtheile sachverständiger Männer weisen auf die Wich=igkeit und treffliche Bearbeitung des oben bezeichneten Werkes hin nd nehmen für dasselbe die Aufmerksamkeit des Publikums bei den egenwärtigen kirchlichen Bewegungen gewiß in Anspruch. Uebrigens mpfiehlt es sich noch durch einen höchst billigen Preis (der Bogen Sgr.) und eine sehr splendide Ausstattung. Seine Reichhaltigkeit rhellt aus folgender Inhaltsangabe:


ausge... von ... Mendelssohn. Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.


Die Mär... 1844. 1 T...

...iger.

...riften „Blätter für literarische ...e Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

1845

Leipzig

...ungen.

...s dem Gebiete der Heil... mit mehren praktischen Ärzten ...von **H. Blumenthal, N.** ...stamm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

...gazin für Belehrung und Unter=...itter Jahrgang. 1845. 52 Num=...Mit vielen Abbildungen. Schmal ...ich ausgegeben.

...s des Pfennig=Magazins kosten zusammen ... im herabgesetzten Preise nur ...gang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahr... aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge ... Thlr.

...abgesetzt sind folgende Schriften mit

...r Kinder. Fünf Bände. Früher ...5 Ngr. Einzelne Jahrgänge

... Drei Bände. Früher 6 Thlr.

...Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt ...nommen nur 2 Thlr.

...n werden Ankündigungen aller Art ... Zeile oder deren Raum werden 2 Ngr. ...u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr.

... Eine Sammlung der interessan=...aller Länder aus älterer und neue=... von **Jul. Ed. Hitzig** und **...Alexis**). Erster bis achter ...45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr. ...4 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

...**Prabodha Chandrodaya Krishna Misri** ...oliisque instruxit *Hm. Brock*... 2 Thlr. 15 Ngr.

...en Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 ...ft enthält die Scholien und wird zu dem ...einzeln ausgegeben.

...n früher in demselben Verlage:

...**Pataliputra und Geschichte** ...e aus der Kathâ Sarit Sâgara des ...l deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

... Die Märchensammlung des *Soma*... nir. Erstes bis fünftes Buch. Sans... Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

...**...scher Werke mit lateini...** ...rschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

...*Somadeva Bhatta* aus ...ersetzt. Zwei Theile. Gr. 12.

Im Verlage der unterzeichneten Buc

Illustr

Zeitung für d

Herausge
unter Mitwirkung der belieb
von
Robert

Wöchentlich eine Nummer v
gr.

Mit vielen A

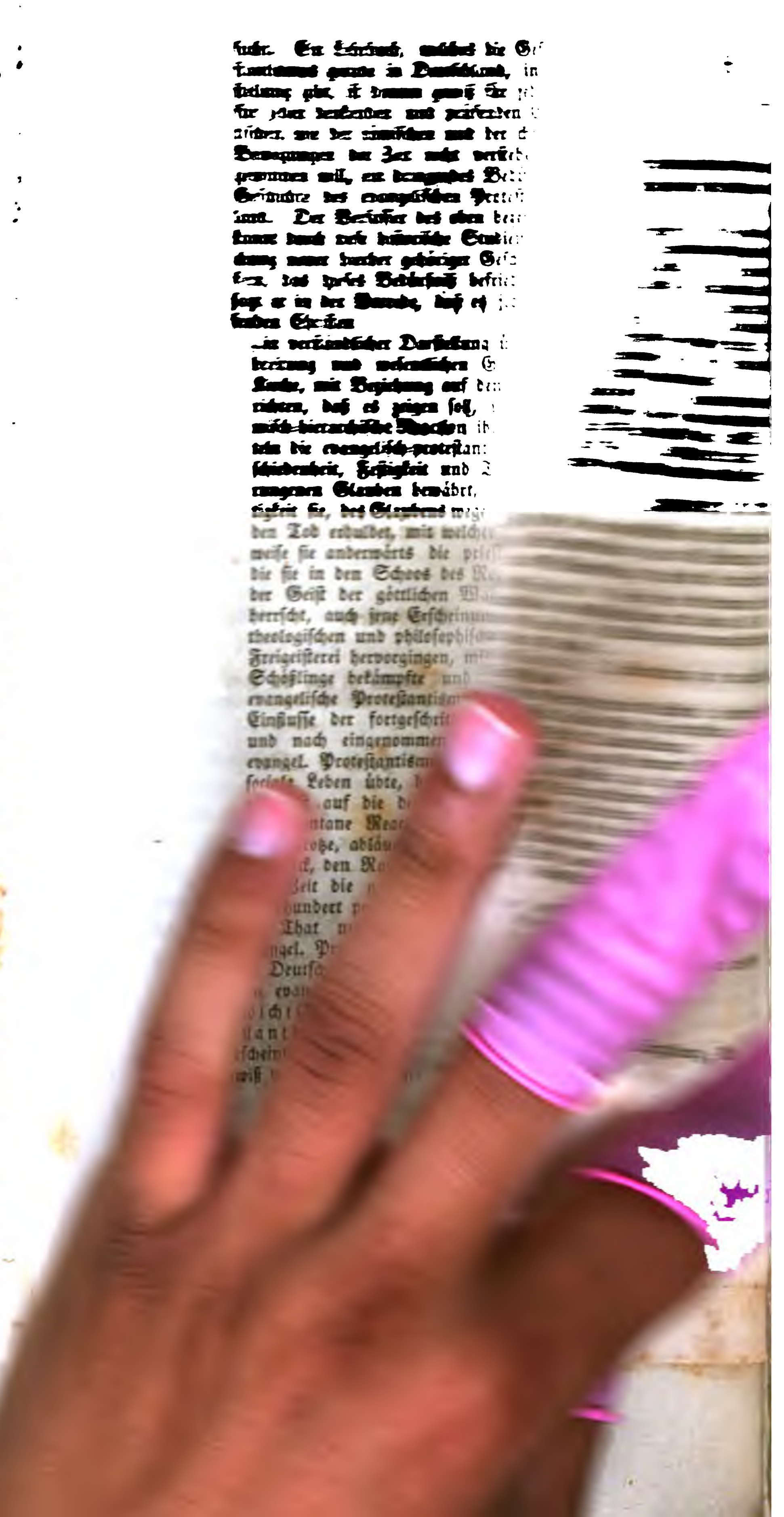
Preis des Jahrgangs 2 Th
ein einzelnes

☞ **Probenummern sin lungen und Postäm**

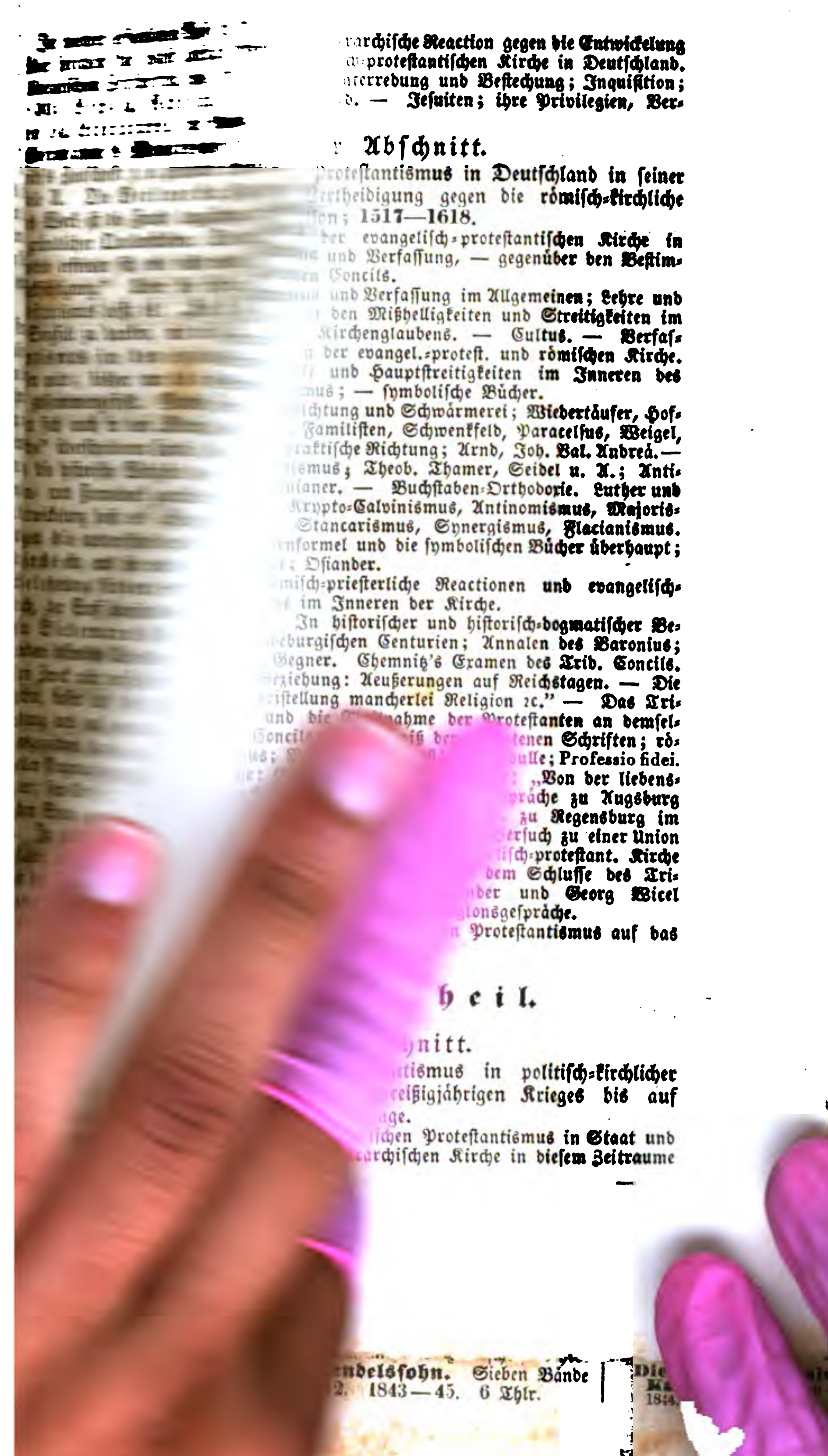
Wenige Worte genügen, d
tung für die Jugend" bei ihre
zu bezeichnen. Auf das geistige
fähigkeit der reifern Jugend se
rücksichtige ihr Text- und Bilder
tung. Unsere nächste Aufgabe ist
zu geben, also unsern Lesern al
gesgeschichte rasch und fortlaufen
liche Aufsätze sollen darum aus
lichkeiten unserer Gegenwart
Form zur Anschauung bringen
Wissen nothwendig und ersprie
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Kenn
Liebe zu ihm gefördert. Alle
folgenreicher Thatsachen, beac
hervorragender Anstalten wird
richten aus den Kreisen des
sollen suchen das Bild der Geg
mit werden also jene Neuigk
welche den reichsten Stoff de
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unsers
Mittheilungen noch keineswe
oder andeutende **Aufsätze** über
Geschichte, besonders des Vat
Völker- und Länderschilderu
theilt oder zu Reisebeschreibu
nißkreise unserer jugendlichen
nere **Erzählungen** moralisc
schauung an die Beispiele u
verknüpft, streben außerdem
lung und Veredelung des j
Gedichte, Märchen und S
regend einwirken, Aufgaben i
das Räthsel und die Charade,
Rebus, Vorschläge zu neuen
fröhlichen Unterhaltung des e
werden noch von Zeit zu Zei
empfehlungswerthen Jugendsc
und Beste in diesem Literatu

Für Verfolgung dieser
beliebtesten Jugendschriftstell
zugesagt. So dürfen wir d
welcher die Redaction des Bl
verfahren, bei den reichen W



den Tod erduldet, mit welche
weise sie anderwärts die
die sie in dem Schoos des
der Geist der göttlichen
herrscht, auch ihre Erscheinun
theologischen und philosophisc
Freigeisterei hervorgingen, mi
Schößlinge bekämpfte und
evangelische Protestantism
Einflusse der fortgeschrit
und nach eingenommen
evangel. Protestantism



archische Reaction gegen die Entwickelung
-protestantischen Kirche in Deutschland.
terredung und Bestechung; Inquisition;
d. — Jesuiten; ihre Privilegien, Ver-

Abschnitt.

rotestantismus in Deutschland in seiner
ertheidigung gegen die römisch-kirchliche
ion; 1517—1618.
der evangelisch-protestantischen Kirche in
und Verfassung, — gegenüber den Bestim-
en Concils.
und Verfassung im Allgemeinen; Lehre und
den Mißhelligkeiten und Streitigkeiten im
Kirchenglaubens. — Cultus. — Verfas-
der evangel.-protest. und römischen Kirche.
und Hauptstreitigkeiten im Inneren des
mus; — symbolische Bücher.
chtung und Schwärmerei; Wiedertäufer, Hof-
Familisten, Schwenkfeld, Paracelsus, Weigel,
raktische Richtung; Arnd, Joh. Val. Andreä.—
ismus; Theob. Thamer, Seidel u. A.; Anti-
nianer. — Buchstaben-Orthodoxie. Luther und
Krypto-Calvinismus, Antinomismus, Majoris-
Stancarismus, Synergismus, Flacianismus.
nformel und die symbolischen Bücher überhaupt;
; Osiander.
misch-priesterliche Reactionen und evangelisch-
im Inneren der Kirche.
In historischer und historisch-dogmatischer Be-
eburgischen Centurien; Annalen des Baronius;
Gegner. Chemnitz's Examen des Trid. Concils.
ziehung: Aeußerungen auf Reichstagen. — Die
stellung mancherlei Religion 2c." — Das Tri-
und die ...nahme der Protestanten an demsel-
Concil ... tenen Schriften; rö-
us; ... ulle; Professio fidei.
„Von der liebens-
räche zu Augsburg
zu Regensburg im
ersuch zu einer Union
lisch-protestant. Kirche
dem Schlusse des Tri-
der und Georg Wicel
onsgespräche.
Protestantismus auf das

heil.

hnitt.

tismus in politisch-kirchlicher
eißigjährigen Krieges bis auf
age.
ischen Protestantismus in Staat und
archischen Kirche in diesem Zeitraume

ndelssohn. Sieben Bände
2. 1843—45. 6 Thlr.

zeiger.

zeitschriften „Blätter für literarische
für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

es 1845

Leipzig

tsetzungen.

aus dem Gebiete der Heil-
in mit mehren praktischen Ärzten
ben von **H. Blumenthal, H.**
westamm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Magazin für Belehrung und Unter-
Dritter Jahrgang. 1845. 52 Num-
Mit vielen Abbildungen. Schmal

onatlich ausgegeben.
rgang des Pfennig-Magazins kosten zusammen-
Ngr. im herabgesetzten Preise nur
Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahr-
änge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge
stet 2 Thlr.

herabgesetzt sind folgende Schriften mit

für Kinder. Fünf Bände. Früher
r. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge

n. Drei Bände. Früher 6 Thlr.

Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

ammengenommen nur 2 Thlr.

gazin werden Ankündigungen aller Art
ltene Zeile oder deren Raum werden 2 Ngr.
igen u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr.

al. Eine Sammlung der interessan-
en aller Länder aus älterer und neue-
ben von Jul. Ed. Hitzig und
W. Alexis). Erster bis achter
—45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.
r. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

androdaya Krishna Misri
holiisque ... *Hm. Brock-*

nd, erschien 1835
wird zu dem

hichte
ra des

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Ueber den evangelischen Protestantismus überhaupt und die Bedingungen zu seiner Entwickelung und Fortbildung, bis zum Eintritt der Reformation.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland in seiner äußeren Entwickelung und Verbreitung, wie in seiner Anfeindung und Bekämpfung durch die römische Kirche; 1517—1618.

ausgegeben von [illegible] Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

Zweiter Abschnitt.

Der äußere Kampf zwischen dem römischen Hierarchenthum und dem evangelischen Protestantismus, in der Mitte jenes und dieses selbst.

Wiederherstellung der Jesuiten; jesuitische Vereine. Päpstliche Concordate mit Baiern und Preußen. Erhebung des Priesterthums gegen Preußen. Oberrheinische Kirchenprovinz; andere Concordate. Lehren für den Staat. — Die Gustav-Adolph-Stiftung und ihre Vorgängerin.

Viertes Capitel: Aeußerer Kampf des deutsch-römischen Hierarchenthums gegen freiere Regungen in der eigenen Mitte; — zwischen den Lutheranern und Reformirten, der Orthodoxie und der freieren geistigen Richtung im evangelischen Protestantismus.

Aeußerer Kampf des Priesterthums gegen freiere Regungen in Baiern und anderwärts. Febronius; Isenbiehl, Wiehrl, Sailer, Wessenberg, Hermes und dessen Anhänger; Ronge. — Aeußerer Kampf zwischen Reformirten und Lutheranern, Orthodoxen und Pietisten. Die Orthodoxie, Philosophie und freiere Richtung.

Dritter Abschnitt.

Die innere Entwickelung des evangelischen Protestantismus durch die Philosophie und Wissenschaft in Deutschland.

Erstes Capitel: Der evangelische Protestantismus im Bunde mit der Philosophie und Wissenschaft bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, nach dem Einflusse auf den Glauben und das Leben der Kirche und des Staates.

Der evangel. Protestantismus, die Philosophie und Wissenschaft. Thomasius; Cartesius; Spinoza. Leibnitz; Wolf. Einfluß auf die Theologie. Pfaff. Dogma und Bibelübersetzung. Moral und Casuistik. Profan- und Kirchengeschichte, Arnold, Mosheim. Naturwissenschaften; Bekker. — Universitäten; Sprachgesellschaften; Schulen. Kirchlicher Gottesdienst, Predigt und Kirchenlied; Gerhard; Gellert. Erbauungsschriften. Gebräuche, Beichte, Beichtgeld ꝛc. Kirchenbuße. Fest- und Feiertage. Das Kirchenrecht. Episcopal-, Territorial- und Collegialsystem. — Das Staatsleben, Leibnitz. Justizpflege, Spee u. A. Sociales Leben.

Zweites Capitel: Die Philosophien und Wissenschaften im evangelischen Protestantismus Deutschlands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. — Die philosophischen Bewegungen in der deutsch-römischen Kirche.

Freidenkerei und Naturalismus; Kuntsen, Fragmentisten, Wünsch, Bahrdt. Reaction, Kant und dessen Schule; Fichte. Jacobi, Schleiermacher. Schelling. Hegel, Strauß, Feuerbach, Bauer. — Einfluß auf die deutsch-römische Kirche; Sailer, Wessenberg. Görres, Möhler. Hermes.

Drittes Capitel: Entwickelung des Dogmas, der Kirche, der Schule und des geistigen Lebens im Staate überhaupt durch den Einfluß der Philosophien und Wissenschaften im evangelischen Protestantismus.

Dogmatische Entwickelung, Einleitungswissenschaft. Semler; Rationalismus gegenüber der Kirchenlehre; Griesbach; Supernaturalismus, biblischer Rationalismus. Moral; Kirchengeschichte und andere Wissenschaften. Universitäten; gelehrte Gesellschaften. Schulwesen; Rousseau; Philanthropisten; Rochow; Pestalozzi. — Cultus; Predigt; Kirchenlied; kirchliche Musik und Kunst. Kirchengebräuche; Verminderung und Verlegung der Festtage. Versuch zur Umgestaltung der Kirchenverfassung nach der englischen Episcopalkirche. Kirchenrecht; Presbyterial- und Synodalverfassung. Einfluß auf das Staatsleben.

Viertes Capitel: Einfluß der durch den evangelischen Protestantismus bewirkten geistigen Entwickelung auf die deutsch-römische Kirche (Protestantismus im Romanismus).

Behandlung des Bibeltextes; Bibelübersetzung. Hierarchische Gegenwirkung. Dogmatismus. Vereine zur freieren Richtung. Gre-

[illegible] ausgegeben [illegible] Mendelssohn. Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

...zeiger.

...Zeitschriften „Blätter für literarische ... für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

...es 1845

...n Leipzig

...rtsetzungen.

... aus dem Gebiete der Heil... ...in mit mehren praktischen Ärzten ...ben von H. Blumenthal, H. ...westamm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

...Magazin für Belehrung und Unter... ... Dritter Jahrgang. 1845. 52 Num... ... Mit vielen Abbildungen. Schmal ...

...onatlich ausgegeben.
...rgang des Pfennig-Magazins kosten zusammen ... Ngr. im herabgesetzten Preise nur ... Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahr... ...änge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge ...ist 2 Thlr.

... herabgesetzt sind folgende Schriften mit

... für Kinder. Fünf Bände. Früher ...r. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge

...n. Drei Bände. Früher 6 Thlr.

...s. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

...ngenommen nur 2 Thlr.
...agazin werden Ankündigungen aller Art ...ltene Zeile oder deren Raum werden ... Ngr. ...lagen u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr.

...al. Eine Sammlung der interessan... ...ten aller Länder aus älterer und neue... ...ben von Jul. Ed. Hitzig und ... Alexis). Erster bis achter ...—45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr. ...lr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

...androdaya Krishna Misri ... scholiisque instruxit Hm. Brock... ...h. 2 Thlr. 15 Ngr.

...ft, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 ...r Heft enthält die Scholien und wird zu dem ...auch einzeln ausgegeben.
...hienen früher in demselben Verlage:

...dt Pataliputra und Geschichte ...mente aus der Kathâ Sarit Sâgara des ...t und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

... Die Märchensammlung des Soma... ... Erstes bis fünftes Buch. Sans... ...r. 8. 1839. 8 Thlr.

...her Werke mit lateini... ...hlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

...omadeva Bhatta aus ... Zwei Theile. Gr. 12.

Die Märche... Kaschmir. ... 1844. 1 Thlr.

Im Verlage der unterzeichneten

Illu

Zeitung für

Herau

unter Mitwirkung der B

Rober

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2
ein einzelne

☞ Probenummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen,
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geisti
fähigkeit der reifern Jugend
rücksichtige ihr Text- und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
gesgeschichte rasch und fortlau
liche Aufsätze sollen darum a
lichkeiten unserer Gegenwa
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und ersp
werden unsere Darstellunge
gelten; denn mit der Ke
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, b
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen de
sollen suchen das Bild der G
mit werden also jene Neui
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze üb
Geschichte, besonders des V
Völker- und Länderschilde
theilt oder zu Reisebeschreib
nißkreise unserer jugendliche
nere Erzählungen morali
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerde
lung und Veredelung des
Gedichte, Märchen und
regend einwirken, Aufgaben
das Räthsel und die Charade
Rebus, Vorschläge zu neuer
fröhlichen Unterhaltung des
werden noch von Zeit zu Z
empfehlungswerthen Jugend
und Beste in diesem Litera

Für Verfolgung dies
beliebtesten Jugendschrift
zugesagt. So dürfen
welcher die Redaction
verfahren, bei den re

Vierter Abschnitt.

Die Kämpfe und Bewegungen im Innern des evangelischen Protestantismus Deutschlands mit den Versuchen zur Ausgleichung oder Union.

Obiges Werk ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, 15. Novbr. 1845.

K. F. Köhler.

Literarischer Anzeiger.

1846. № IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1845 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. III.)

40. **Eine Lebensfrage.** Roman von der Verfasserin der „Clementine“ und „Jenny“. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien in demselben Verlage:
Clementine. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.
Jenny. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

41. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erster Band. Gr. 8. 27 Ngr.

42. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste bis dritte Lieferung, oder erster bis neunter Band. Gr. 12. 1844—45. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Die letzte Lieferung (Band 10—12) ist unter der Presse.

43. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase***, Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Prof. Dr. ***K. Snell***, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

44. **Löbe (William), Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:
Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.
Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

45. ***Löbe (J.)*, Lateinisches Elementarbuch.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

46. ***Malfatti von Monteregio (Johann)*, Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

47. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von **G. B. Mendelssohn.** Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

48. **Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde.** Im Verein mit mehren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von ***H. Blumenthal, H. Anke*** und ***G. Levestamm.*** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

49. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.
Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843—44) kostet 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.
In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

50. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis achter Theil. Gr. 12. 1842—45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

51. **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit ***Hm. Brockhaus.*** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Scholien und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:
Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des ***Somadeva.*** Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Kathâ Sarit Sagara. Die Märchensammlung des ***Somadeva Bhatta*** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.
Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Verlage der unterzeichneten

Illu

Zeitung für

Heraus

unter Mitwirkung der be

Rober

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2
ein einzeln

☞ Probenummern
lungen und Posth

Wenige Worte genügen
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geisti
fähigkeit der reifern Jugend
rücksichtige ihr Text- und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
gesgeschichte rasch und fortlau
liche Aufsätze sollen darum a
lichkeiten unserer Gegenw
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und ersp
werden unsere Darstellunge
gelten; denn mit der Ke
Liebe zu ihm gefördert.
folgenreicher Thatsachen, b
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen de
sollen suchen das Bild der
mit werden also jene Neui
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze üb
Geschichte, besonders des V
Völker- und Länderschilde
theilt oder zu Reisebeschreib
nißkreise unserer jugendliche
nere Erzählungen morali
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerde
lung und Veredelung des
Gedichte, Märchen und
regend einwirken, Aufgaben
das Räthsel und die Charade
Rebus, Vorschläge zu neuer
fröhlichen Unterhaltung des
werden noch von Zeit zu Ze
empfehlungswerthen Jugend
und Beste in diesem Literat

Für Verfolgung diese
beliebtesten Jugendschriftst
zugesagt. So dürfen wi
welcher die Redaction de
verfahren, bei den reich

Vierter Abschnitt.

Die Kämpfe und Bewegungen im Innern des evangelischen Protestantismus Deutschlands mit den Versuchen zur Ausgleichung oder Union.

Obiges Werk ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, 15. Novbr. 1845.

K. F. Köhler.

Literarischer Anzeiger.

1846. № IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1845 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. III.)

40. **Eine Lebensfrage.** Roman von der Verfasserin der „Clementine" und „Jenny". Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien in demselben Verlage:
Clementine. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.
Jenny. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

41. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erster Band. Gr. 8. 27 Ngr.

42. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste bis dritte Lieferung, oder erster bis neunter Band. Gr. 12. 1844—45. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Die letzte Lieferung (Band 10—12) ist unter der Presse.

43. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase***, Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Prof. Dr. ***K. Snell***, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

44. **Löbe (William), Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:
Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.
Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

45. ***Löbe (J.)*, Lateinisches Elementarbuch.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

46. ***Malfatti von Monteregio (Johann)*, Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

47. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von **G. B. Mendelssohn.** Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

48. **Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde.** Im Verein mit mehren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von ***M. Blumenthal***, ***N. Anke*** und ***G. Levestamm.*** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

49. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843—44) kostet 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

In das Pfennig-Magazin werden **Ankündigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 1 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

50. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis achter Theil. Gr. 12. 1842—45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

51. **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit ***Hm. Brockhaus.*** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Scholien und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:
Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des ***Somadeva.*** Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Kathâ Sarit Sagara. Die Märchensammlung des ***Somadeva Bhatta*** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.
Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 18 Ngr.

52. **Prescott (William Henry), Geschichte der Eroberung von Mexico** mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Ebendaselbst erschien bereits durch denselben Übersetzer:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Von **W. H. Prescott.** Aus dem Englischen. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

53. **Allgemeine Preßzeitung.** Herausgegeben von Dr. **Alb. Berger.** Jahrgang 1845. Januar bis Juni. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

54. **Rau (Heribert), Kaiser und Narr.** Historischer Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

55. **Raumer (F. von), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Im Jahre 1839 erschien ebendaselbst:

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834. 1835 und 1836 dargestellt von **N. H. Julius.** Zwei Bände. Mit 1 Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

56. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1845. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

57. **Rösing (Johannes), Das Criminalgericht zu Bremen** vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:

An Bremens gemeinen Mann. Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

58. ***Ross (L.),* Inscriptiones graecae ineditae.** Fasc. I—III. Gr. 4. 1834—45. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

- **I.** Inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae. 1834. 1 Thlr. 10 Ngr.
- **II.** Lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astypalaeae, Nysyri, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae et Peparethi. 1842. 2 Thlr.
- **III.** Lapides insularum Meli, Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces, Calymnae, Coi, Astypalaeae, Amorgi, Ji. 1845. 2 Thlr.

59. **Schopenhauer (Adele), Anna.** Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschien im Jahre 1844 daselbst:

Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

60. **Salban (M. G.), Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig.** Mit einer Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

61. **Stamm (Thdr.), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

62. ***Stickel (J. G.),* Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Erstes Heft. — A. u. d. T.: Das Grossherzoglich Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 2 Thlr.

63. **Struve (G. von), Handbuch der Phrenologie.** Mit sechs lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

64. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen. Elf Theile. 8. 1844—45. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

65. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet zusammengenommen im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

66. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** Erstes bis siebentes Heft. (*Aachen—Petersburg.*) Breit 8. 1841—45. Jedes Heft 15 Ngr.

67. ***Thienemann (F. A. L.),* Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft,** mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes Heft. (*Strausse und Hühnerarten.*) Gr. 4. In Carton. 4 Thlr.

68. **Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809.** — A. u. d. T.: **Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.** Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's ꝛc. ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Erster und zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

69. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1846. Neue Folge. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Die in der Urania enthaltenen Bildnisse werden in besondern Abdrücken à 10 Ngr. erlassen.

70. **Venedey (Jak.), England.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Im Jahre 1844 erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Irland. Zwei Theile. Geh. 4 Thlr.

71. **Volks-Bibliothek.** Erster Band: **Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Nettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

72. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **Rh. Haas.** Erster Jahrgang. 1845. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit ¾ Thlr. berechnet.

73. **Waagen (Gst. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1843—45. 3 Thlr.

Der erste Theil führt den besondern Titel:

Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der zweite Theil führt den besondern Titel:

Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz. 1 Thlr. 15 Ngr.

74. **Wolf (J. W.), Deutsche Märchen und Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese „Deutsche Märchen und Sagen" können als Fortsetzung von des Herausgebers

Niederländische Sagen. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

betrachtet werden, die 1843 in demselben Verlage erschienen sind.

75. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1845. Täg-

lich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.
Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Eine Luther-Stiftung durch die Luther-Bibel.

Was wir wollen.

Glauben und Dümmsein, Dulden und Schweigen war in der langen Nacht der Mittelzeit das Loos der Völker. Dies Loos zu verewigen war das gemeinsame Streben von Königen und Pfaffen, von Herrschaft und Religion. So blieb es, bis **Huß** kam, und nach ihm **Luther** und **Calvin.** Ein leuchtendes Dreigestirn stiegen sie herauf in die Finsterniß, und die **Kirchenreformation** ward das **Morgenroth** der bessern **Neuzeit.**

Luther that das Meiste. Er riß die verschlossene **Bibel** von ihrer Kette, und aufgeschlagen reichte er sie seinem Volke. **„Nehmt hin"** — das sind seine eigenen Worte —, **„nehmt hin die Bibel, das Buch der Wahrheit, das Brot des Lebens!"** Er hätte hinzufügen können: „und das Brot der Freiheit!" Wahrheit und Freiheit knüpft **ein** Band zusammen; ein Band eisern, unzerbrechlich, ewig.

Es gibt Wahrheiten, welche, wenn sie des Menschen Geist einmal aufgefaßt hat, keine Macht der Welt ihm wieder entreißen kann. Die Wahrheiten des **Christenthums** sind **solche.** Sie machen die Rundreise um die Welt und wurzeln in jeder Zone, unter allem Volke. Sie leuchten wie eine Kerze, die angezündet ist an **beiden** Enden; denn sie lehren nicht nur dem Menschen seine **Pflichten,** sie lehren ihm auch seine **Rechte.**

Dieser Dualismus in der Lehre des Evangeliums war von jeher Denen ein Anstoß, welche vermeinten, den Völkern sei die Erkenntniß ihrer Pflichten genug. Achtzehn Jahrhunderte zeugen von dem Bemühen, das eine Ende des evangelischen Doppellichts auszulöschen oder unter den Scheffel zu stellen. **Was hat es geholfen?** Die Freiheit im Evangelium ist zu allen Zeiten von begabten Menschen verstanden worden; sie hatte allezeit eine unsichtbare Kirche. Diese Kirche hat keine Tempel, keine Glocken, keine Thürme; ihre Apostel, Jünger und Lehrer predigen indeß überall, und ihre Bekenner und Anhänger zählen jetzt nach Millionen. Wer will in unserer Zeit für die Freiheit im Evangelium Fesseln schmieden? Wer in Banden schlagen die Freiheit der Gewissen? Nur **Die** werden es wagen, welchen der Herr in seinem Zorne die Sinne verhüllt hat; sie, die nicht sehen das Strömen der Zeit; die nicht fühlen das Woher und Wohin des Windes; die fein Brausen nicht hören und den Brand nicht riechen, welcher die Balken und Stützen eines morschen Baues verzehrt. Die Stummen werden es wagen, welche keinen Laut haben im Chore, mit welchem die Gegenwart die Zukunft begrüßt. Und auch sie, mit den umnachteten Sinnen, wagten es nicht, wären nicht sie, die so lange getäuscht haben, selbst in ärgster Täuschung befangen, wären sie nicht verstrickt in ihrem eigenen Zauber, mit dem sie so lange die Geister zu bannen trachteten.

Heute feiert die Gewissensfreiheit ein seltenes Jubelfest. Es ist **Luther's** 300jähriger **Sterbetag,** der Tag seines Heimgangs zu **Dem,** welcher in jedem wahrhaft groß und gut wirkenden Menschen seinen Apostel auf Erden anerkennt. Zehntausend Thürme preisen heute den Mann Gottes mit ihren Glockenzungen, und am Gewölbe des Himmels hallt wider das hunderttausendstimmige **„Eine feste Burg ist unser Gott!"** Auf tausend und aber tausend Kanzeln werden heute **Luther's Wollen und Wirken** Ehrensäulen des Worts errichtet und gedacht aller Dinge, in denen er groß gewesen und herrlich! Messen wir aber der Thaten Größe nach dem Segen, den sie verbreiten, dann bleibt die eine doch die allergrößte:

Seine Bibelübersetzung.

Man hat berechnet, daß Luther's Bibel gedruckt worden ist in mehr als 240 Millionen Exemplaren. Wer aber berechnet die Summe von Dem, was durch **sie** die Menschen an Tugend, Beruhigung, Trost und Glückseligkeit gewonnen **haben?** Eher zählte Einer das Weltmeer in Tropfen aus oder wägte die Gestirne.

Durch seine **deutsche Bibel** feiert Luther's Wirken alle Tage bei Millionen ein Auferstehungsfest, und in **diesem** Sinne sind wir selbst seit 15 Jahren bemüht gewesen, etwas beizutragen zu Luther's Verherrlichung. Nach sorgfältiger Wiederherstellung des Lutherischen Bibeltextes, der im Laufe von drei Jahrhunderten durch unberufene Verbesserungssucht so vielfache Verunstaltungen erlitten hatte, und durch eine zuweilen prachtvolle, immer aber schöne Gewandung haben wir nicht nur Luther's Bibel in die Familienkreise der Reichen und Vornehmen zurückgeführt, sondern auch den ärmern Classen

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuer Roman!

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritterbürtigen.

Roman

von

Levin Schücking.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman bildet den ersten bis dritten Band einer Sammlung unter dem Titel „**Zeit und Sitten**“, deren vierter Band „**Eine dunkle That**“ sich unter der Presse befindet.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

Bei Meyer & Zeller in Zürich erscheinen für das Jahr 1846 folgende Zeitschriften:

Die Zukunft der Kirche

redigirt von

Professor Dr. A. Ebrard

unter Mitwirkung von andern schweizerischen und auswärtigen Theologen.

Zweiter Jahrgang.

Jährlich 26 ganze Quartbogen oder Nummern.
Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Kirchenblatt

für die

reformirte Schweiz.

Herausgegeben

von

Professor Dr. K. R. Hagenbach

unter Mitwirkung mehrer anderer schweizerischen Theologen und Geistlichen.

Zweiter Jahrgang.

Jährlich 26 ganze Quartbogen oder Nummern.
Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.

☞ Die vortreffliche Haltung der beiden obigen Blätter bürgen uns dafür, daß sie nicht blos in der Schweiz, sondern vorzüglich, was die erstere allgemeine Zeitschrift betrifft, auch im Auslande verdientermaßen einen immer größern Leserkreis finden werden.

Schweizerische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Jährlich 26 ganze Quartbogen oder Nummern.
Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.

Dieses neue, einzige allgemeine Schulblatt der Schweiz, zu welchem mehre der bedeutendsten Schulmänner der Schweiz ihre Mitwirkung zugesagt haben, darf um so eher auch Ausländern bestens empfohlen werden, als es sich allen politischen und religiösen Parteikämpfen entzieht und sich blos der häuslichen und öffentlichen Erziehung widmet. Das in den mannichfaltigsten Formen und Richtungen sich bewegende, daher an den verschiedensten interessanten Erscheinungen so reiche Leben der Schweiz zeigt sich vorzüglich auch im pädagogischen Gebiet.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

Kirchengeschichte Deutschlands

von

Dr. Fr. W. Rettberg.

1. Band: die Römerzeit und die Geschichte der austrasisch-fränkischen Kirche bis zum Tode Karl's des Großen enthaltend. 3 Thlr.

Vorstehendes Werk, dessen Fortsetzung in kürzester Zeit erfolgen wird, füllt eine namhafte Lücke unserer Nationalliteratur aus. Während die Geschichte so vieler anderer Zweige des deutschen Volkslebens, des Rechts, der Verfassung, der Poesie, des germanisch-heidnischen Götterglaubens schon ihre Darstellung gefunden hat, war das kirchliche Leben oder das Verhältniß des deutschen Volkes zum Christenthum bisher noch nie einer Bearbeitung unterzogen. Bei dem lebhaften Interesse der Gegenwart für kirchliche Fragen wird eine parteilose, durchaus den letzten Quellen entnommene Geschichte der Kirche Deutschlands aus der Feder eines rühmlichst bekannten Gelehrten keiner weitern Empfehlung bedürfen.

Vandenhoeck & Ruprecht.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Psalmen

in Kirchenmelodien übergetragen

von

P. A. Koethe.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Der Inhalt sowol als auch die typographische Ausstattung machen dieses Buch besonders zu Geschenken geeignet.

Leipzig, im März 1846.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pestalozzi's
Leben und Ansichten

in

einem wortgetreuen Auszuge

aus

sämmtlichen von Pestalozzi herrührenden Schriften zur Feier von dessen hundertstem Geburtstage.

Dargestellt von

Roger Christoffel,

Rector an der Bezirksschule in Schöftland.

Erste Lieferung.

Da die in 15 Bänden erschienenen Schriften Pestalozzi's theils manches interessante Wort dieses Pädagogen nicht enthalten, theils für ein grösseres Publicum zu theuer, theils auch wegen allzu grosser Weitläufigkeit und vieler Wiederholungen oft wirklich fast ungenießbar sind, so dürfte ein Werk wie das vorliegende, das aus einem systematisch geordneten, in Einen mäßigen Band zusammengedrängten Auszuge des Wichtigsten aus Pestalozzi's in den sämmtlichen Werken enthaltenen und noch ungedruckten oder zerstreuten Schriften bestehen wird, ein wirkliches Bedürfniß befriedigen und um so eher bedeutenden Anklang finden, als das Jubiläum des grossen Pädagogen nächstens bevorsteht.

Dieses Werk schliesst sich dem Formate nach der bei uns erschienenen Prachtausgabe von Lienhard und Gertrud in Quart an, wird jedoch keinen Auszug von letztgenanntem Buche enthalten und ist auf einen Band von circa 50 bis höchstens 60 Bogen berechnet. Jede Lieferung von 8 Bogen kostet blos 9 Ngr., oder 33 Kr.

Einer der nächsten Lieferungen werden 2 Abbildungen beigegeben: 1) von dem neu zu errichtenden Monumente auf dem Grabe Pestalozzi's, mit Ansicht der Umgegend; 2) von der Pestalozzistiftung, genannt „Neuhof".

Meyer & Zeller in Zürich.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1845. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Insertionsgebühren in dem dieser Zeitschrift beigegebenen **„Bibliographischen Anzeiger"** für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Februar. Heft 6—9.

Inhalt: **Theologie.** Christliche Glaubenstöne. — *Heringa*, Opera exegetica et hermeneutica. — *Vinet*, Über die Darlegung religiöser Überzeugungen. — **Jurisprudenz.** *Huschke*, Über das Recht des Nexum und das alte römische Schuldrecht. — *a Vangerow*, De furto concepto ex lege XII Tabularum. — **Medicin und Chirurgie.** *d'Alnencourt*, Die Gehirnaffectionen der Kinder in der Dentitionsperiode. — *v. Autenrieth*, Gerichtlich-medicinische Aufsätze und Gutachten. — *Friedberg*, Diagnostik der Kinderkrankheiten. — *Lietzau*, Lehrbuch der speciellen Therapie. — *Sinogowitz*, Das Kindbettfieber. — *Zwicky*, Die Metamorphose des Thrombus, mikroskopisch untersucht. — **Anatomie und Physiologie.** *Mertens*, Zur Physiologie der Anatomie. — **Naturwissenschaften.** *Kurr*, Beiträge zur fossilen Flora der Juraformation Würtembergs. — **Classische Alterthumskunde.** *Cicero*, De amicitia; ed. *Seyffert*. — *Ciceronis* orationes; ed. *Halm*. Vol. I. Pars II et III. — *Demosthenis* opera; ed. *Voemel*. Pars II. — The classical Museum. Vol. II. — Oratores Attici; recc. *Baiter* et *Sauppe*. Fasc. VI et VII. — *Philostrati* quae supersunt; ed. *Kayser*. Pars II. — *Ross*, Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. III. — *Ross*, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. — *Smith*, Dictionary of Greek and Roman Biography and Mythology. Vol. I. — *Welcker*, Kleine Schriften 2. Bd. — **Literatur des Mittelalters.** *Jak. Grimm*, Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. — Das alte Passional; herausg. von *Hahn*. — **Geschichte.** *de Circourt*, Histoire des Mores Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens. — *Delécluze*, La Renaissance. Roland ou la chevalerie. Tom. I et II. — Karl der Grosse. Bruchstück aus der Nationalgeschichte der Deutschen. — *Knighton*, The history of Ceylon. — *Leber*, Choix de plus beaux discours du temps de la révolution française. Vol. I, Partie II. — *Warnkönig*, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. 1. Bd. — **Länder- und Völkerkunde.** *v. Arnim*, Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien im Jahre 1844. — *v. Baer* und *v. Helmersen*, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reichs. 7. und 8. Bdchn. — *Carus*, England und Schottland im Jahre 1844. — *de Lochmaria*, Souvenirs des voyages de Msgr. le duc de Bordeaux. Tom. I et II. — *Schaubach*, Die deutschen Alpen. 2. Th.

Leipzig, im März 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Columba, Ch, Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke! Ein Wort an das deutsche Volk und an die deutschen Fürsten. Gr. 8. 7½ Ngr. (6 gGr.)

Regel, Dr. C. A., Englische Chrestomathie für Gymnasien und Realschulen. 1. Theil. Kurzgefaßte Grammatik. Gr. 8. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Vierteljahrschrift für Theologie und Kirche. Herausgegeben von Abt Dr. Lücke und Prof. Wieseler. 2. Jahrgang. 1. Heft. 1.—4. Heft. 2 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Volks-Bibliothek.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. Geh.

I. Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. Ch. L. Haken. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königl. preußischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Kessler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

IM JAHRE 1844 SIND NEU ERSCHIENEN:

Charisi, des, Erste Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahr 1281 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. Kaempf. Text und Uebertragung. Lex.8. geh. . 1⅓ Thlr.

Eichendorff, J. Freiherr von, Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Mit einem Grundriß der alten Marienburg. gr.8. geh. . . . . . . 1 Thlr. n.

Geibel, Emanuel, Gedichte. 3te stark vermehrte Auflage. 8. eleg. geh. . . . . . 1⅝ Thlr.

——— ———, eleg. geb. mit Goldschnitt. . . . . 2⅓ Thlr.

Das Portrait des Dichters. Nach der Natur gemalt von Louise Kugler, auf Stein gezeichnet von B. Schertle. Folio. . . . . ⅚ Thlr. n.

Germanie, Gräfin, Der kleine Don Quixote. Erzählung für die Jugend. Nach dem Französischen. Mit 4 Bildern von Th. Hosemann. 8. geh. . . . . ⅚ Thlr. n.

Germanie, Gräfin, Robinsons Enkelin. Nach dem Französischen von Thekla von Gumpert. Mit 6 Bildern. gr.8. In verziertem Umschlage geh. . . . . 1 Thlr. n.

——— ———, sehr geschmackvoll gebunden. . . . . 1⅓ Thlr. n.

Gumpert, Thekla v., Die Badereise der Tante. Ein Buch für Kinder. 8. In color. Umschl. geh. ½ Thlr.

Gumpert, Thekla v., Mein erstes weißes Haar. Mit einem colorirten Titelkupfer. 8. geh. 5/12 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Aus der Gesellschaft. Gesammt-Ausgabe der Romane. 8 Bde. Schillerformat. geh. Pränumerations-Preis . . . . 8⅔ Thlr. n.

Ilda Schönholm. 1½ Thlr. — **Der Rechte.** 2 Thlr. — **Gräfin Faustine.** 2 Thlr. — **Ulrich.** 2 Bde. 3½ Thlr. — **Sigismund Forster.** 1½ Thlr. — **Cecil.** 2 Bde. 4 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Orientalische Briefe. 3 Bände. 8. Eleg. geh. . . . . 6½ Thlr.

Kinderfreund, der neue, Herausgegeben von H. Kletke. Zweiter Band. Mit 10 Zeichnungen von L. Richter und vielen Vignetten. Lex.8. In 5 Lieferungen . . . . à ½ Thlr. n.

———, compl. sauber cart. 2⅔ Thlr. n. — **Dasselbe** eleg. geb. und mit colorirten Kupfern 3⅚ Thlr. n.

Auch unter dem Titel:

Kinderschatz, deutscher, compl. geh. 2½ Thlr. n. — **Dasselbe** compl. in engl. Einband. 2⅚ Thlr. n.

Köhnhorn, K., Geographie Alt-Griechenlands, zum Gebrauche auf Gymnasien. gr.8. geh. ⅓ Thlr. n.

Mülinen, der Grafen, Familien-Geschichte und Genealogie. Lex.8. eleg. geh. 1 Thlr.

Reumont, Alfred, Die poetische Literatur der Italiener im 19ten Jahrhundert. gr.8. geh. ¼ Thlr.

Reumont, Alfred, Thorwaldsen. Eine Gedächtnifsrede. gr.8. geh. . . . . ⅙ Thlr.

Skepsgardh, Otto von, Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck. Eine tragi-komische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 8. geh. . . . 2⅔ Thlr.

Theorie, die, des Dr. List, vom Fabrikstaate und ihre geschichtl. u. statistischen Stützen. 8. geh. ¼ Thlr.

Warburg, H. von, Das Waldhorn. Eine Sammlung von Jagdliedern und Gedichten. 8. In verziertem Umschlag geh. . . . . 1⅓ Thlr.

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text, mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Imp. quer Folio. In Umschlag geheftet. 3te Lieferung. 1⅔ Thlr. n.

Werner, Ferdinand, Die Galvanoplastik in ihrer technischen Anwendung. Mit 12 Kupfertafeln. (St. Petersburg.) Lex.8. geh. . . . . 2 Thlr. n. n.

White, Charles, Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von Alfred Reumont. 2 Bände mit 1 Plan und 1 Karte. 8. geh. . . 4½ Thlr.

ANZEIGE.

In der Buchhandlung von *Emil Baensch* in *Magdeburg* ist so eben erschienen, sowie in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes vorräthig und zu haben:

Des 5ten und 6ten Bandes oder III. Jahrgangs 1stes Heft der

ZEITSCHRIFT FÜR ERDKUNDE,

als vergleichende Wissenschaft, mit Aufnahme ihrer Elemente aus der

Naturwissenschaft, Geschichte, Statistik u. s. w.

für Gelehrte und Gebildete, insbesondere für Lehrer.

In Verbindung

mit den Herren **J. G. Kohl** *und* **Th. Freiherrn von Liechtenstern** *u. m. a. Gelehrten*

herausgegeben von

JOHANN GOTTFRIED LÜDDE,

Doctor der Philosophie, ord. Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher zu Breslau, ausw. Mitgl. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, corresp. Mitgl. der geograph. Gesellschaft zu Frankfurt a. M. etc.

Ueber diese »Zeitschrift für Erdkunde« haben sich die »Heidelberger Jahrbücher,« die »Literarische Zeitung,« die »Allgemeine Schul-Zeitung,« das »Bulletin de la Société de Géographie à Paris« und ähnliche kritische Blätter, sowie in Privatschreiben der wirkl. Geh. Rath Herr **Alex. von Humboldt,** der Herr Prof. Dr. **Nees von Esenbeck,** Vicomte **de Santarem,** Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Schubert,** Direct. Dr. **Vogel** u. a. m. mit ungetheiltem Lobe und mit Beifall ausgesprochen.

Ich mache daher auf diese, auch der Unterstützung eines *Königl. Preuss. Hohen* **Ministeriums** sich erfreuende, Zeitschrift das **gebildete** und **gelehrte** Publicum, insbesondere die Herren Lehrer, aus mehreren Rücksichten aufmerksam: sie ist nämlich in Eigenschaft einer Zeitschrift dieser Gattung die einzige Vertreterin der jetzt immer mehr an Interesse gewinnenden Wissenschaft der Erdkunde im ganzen Deutschland; nur ausgezeichnete Gelehrte und Männer des Faches zählt sie zu Mitarbeitern, und in unserem Lande wird sie gewiss mit desto grösserer Theilnahme gelesen werden, als sie consequent der neuen Schule, welche, namentlich durch *C. Ritter*, in Deutschland wurzelt, huldigt und mit einem durchdringenden Geiste und einer eigenthümlichen Würze die Gegenstände der Erdkunde zu behandeln weiss.

Inhalt des ersten Heftes:

(Abhandlungen.) *A. de Balbi,* das Kaiserthum Oesterreich in seinen Finanzen und Fortschritten. — *P. Leysert* de vera Geogr. methodo. Diss. — (Bücherschau.) *Külb's* Länder- und Völkerkunde. von Dr. *J. G. Lüdde.* — *Vivien de Saint-Martin's* Hist. des découvertes etc. von Dr. *J. G. Lüdde.* — (Chronik.) Gelehrte Gesellschaften. — Zeitschriften. — Nekrolog.

Inhalt des zweiten Heftes:

(Abhandlungen.) *A. de Balbi,* das Kaiserthum Oesterreich in seinen Finanzen und Fortschritten (Schluss.) — Prof. Dr. *Reuter.* Je weniger oder mehr die Hoch- und Tiefländer, Hoch- und Tiefebenen mittelst Gebirgs- und Stufenländer abwechseln, desto mehr oder weniger sind alle geograph. Elemente (Culturarten) entwickelt. — (Bücherschau.) *F. H. von Kittlitz,* 24 Vegetationsansichten von Küstenländern und Inseln des stillen Oceans, aufgenommen etc. auf der Entdeckungsreise etc. von Dr. *J. G. Lüdde.* (Nebst 1 lithogr. Abbildung.) — Dr. *F. Kruse's* Necrolivonica oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands etc. etc. von Dr. Prof. *Fédor Possart.* — Die diesjährige deutsche Literatur geographischer Compendien, von Dr. *J. G. Lüdde* und *Th. Freiherr von Liechtenstern.* — I. Atlanten und Landkarten. von *Th. Freiherr von Liechtenstern.* — (Chronik.) Gelehrte Gesellschaften. Zeitschriften.

Inhalt des dritten Heftes:

(Abhandlungen.) Prof. Dr. *Reuter:* Je weniger oder mehr die Hoch- und Tiefländer etc. (Fortsetzung.) — *Serres,* Bemerkungen über die Anwendung der Photographie auf das Studium der Menschen-Raçen. — *W. L. de Sturler:* Bemerkungen, betreffend die verschiedenen asiatischen Völkerschaften, welche in dem indischen Archipel etc. Handel treiben etc. — Statistische Notizen über die Bevölkerung der Städte etc. im Königreich der Niederlande. (Mitgetheilt vom Prof. Dr. *Fédor Possart.*) — (Bücherschau.) Die diesjährige deutsche Literatur gegographischer Compendien. von Dr. *J. G. Lüdde* und *Th. Freiherr von Liechtenstern.* (Fortsetzung.) — II. Bücher. von Dr. *J. G. Lüdde.* — Dr. *E. Kapp's* philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde von Dr. *J. G. Lüdde.* — (Chronik.) Gelehrte Gesellschaften. — Zeitschriften.

Ausserdem kommen nächstens zur Beurtheilung und Anzeige unter Andern:

von Humboldt's Kosmos. — *von Liechtenstern:* die neuesten Ansichten von der Erdkunde, in ihrer Anwendung auf den Schulunterricht etc. — Dr. *Possart:* die russischen Ostseeprovinzen. — Dr. *Possart:* Wegweiser in Petersburg. — *Blom's* Norwegen. — *v. Orlich's* Reise in Ostindien. — *Tischendorf's* Reise in den Orient. — *Tschudi's* Peru etc.

Um die Zugänglichkeit recht allgemein zu machen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, diesen und die folgenden Jahrgänge (jeder Jahrgang 2 Bände in 12 Heften) auf den sehr geringen Subscriptionspreis von 5 Thlr. 10 Sgr. zu beschränken.

Die Bände 1—4 sind in nur wenigen Exemplaren noch vorhanden.

Subscriptionen werden zu einer raschen Beförderung von allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Literarischer Anzeiger.

1846. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig für 1846 erscheinende Zeitschriften und Anzeigeblätter aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluss der Sonn- und Festtage, eine Nummer. Die Insertionsgebühren betragen für eine dreispaltige Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der **Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht** beigelegt.

2) Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung** sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden an **Insertionsgebühren** 2½ Ngr. berechnet, und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

3) Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur von Gersdorf** ausgegeben, und **Inserate** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., besondere Anzeigen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

4) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich und werden **Anzeigen** für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5) Pfennig-Magazin.

Vom Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. **Ankündigungen** werden gegen 4 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Ankündigungen** werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Beilagen derselben gegen eine Gebühr von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7) Deutsches Volksblatt.

Von demselben erscheint monatlich eine Nummer von 3 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2½ Ngr., besondere Beilagen werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

8) Conversations-Lexikon. Neunte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden **Anzeigen** u. dgl. abgedruckt, und bei einer Auflage von 30,000 Exemplaren für den Raum einer Zeile 10 Ngr. berechnet.

Im Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig erscheinen:

9) **L'Echo.**

Wöchentlich werden zwei Nummern ausgegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 1 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

10) **Illustrirte Zeitung für die Jugend.**

Dieselbe erscheint seit dem 1. Januar 1846 und wird in wöchentlichen Nummern ausgegeben. **Ankündigungen** werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 Ngr., besondere Beilagen u. dgl. mit 3/4 Thlr. für das Tausend berechnet.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther's Leben.

Erste Abtheilung:

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.

(1483—1517.)

Von

Karl Jürgens.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Wunsch des Verfassers dieses Werkes geht dahin, möglichst vielen Denkenden ein deutliches und wahres, den Bedürfnissen und Foderungen der Gegenwart genügendes Bild von Luther zu geben. Die zu lösende Aufgabe besteht vornämlich in der Nachweisung, wie Luther ganz mit seiner Zeit sich bildete, mit ihr wurde was er geworden ist, mit ihr that was er gethan, fest in ihr stehen bleibend sie weiter führte, ihre Richtungen in sich aufnahm, durchbildete, zur Reife brachte und eben dadurch neue Wege bahnte, sodaß er dasteht als Vertreter und Werkzeug des Gebots der Verhältnisse, des Wollens der Vernunft seines Zeitalters, sofern es auf ihn und er auf die Zeitgenossen eingewirkt hat.

Leipzig, im April 1846.

F. A. Brockhaus.

Leipziger Bücher-Auction.

Soeben ist erschienen und durch alle Buch- und Antiquariatshandlungen zu beziehen:

Verzeichniß der von Herrn Dr. **A. G. Rudelbach** in Deutschland zurückgelassenen und von Herrn Pastor **H. Hirzel** in Leipzig hinterlassenen

Bibliotheken,

namentlich ausgezeichnet in den Fächern der Patristik, Dogmatik, Exegese, Ästhetik, Liturgik, Kirchen- und Profangeschichte, Philologie ꝛc. ꝛc., welche nebst mehren andern Sammlungen werthvoller

Bücher aus allen Wissenschaften

am 30. April 1846

gegen baare Zahlung zu Leipzig öffentlich versteigert werden sollen.

Ich erlaube mir alle Gelehrte und Literaturfreunde auf diesen reichhaltigen beinahe 25,000 Bände umfassenden Katalog aufmerksam zu machen und empfehle mich zu geneigten Aufträgen, die ich prompt und billigst besorgen werde.

Leipzig, am 20. März 1846.

T. O. Weigel, Buchhändler.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Für **Braumüller & Seidel**, Buchhändler in Wien, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslands mit 12 Fl. C.-M. **Pränumeration auf den Jahrgang 1846** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift

angenommen.

Von diesem **Jahrgang 1846** ist soeben das **erste Heft** erschienen. Dieses enthält folgende Aufsätze:

I. Die italienischen Alpen. — II. Gedanken über die jetzigen Leistungen der Cavalerie, sowol in Bezug auf die einzelnen Reiter als auch in Bestimmung der Reiterei überhaupt mit ihrem Geschütz. Mit einem Plane. — III. Die Belagerung von Hüningen 1813 und 1814. Mit einem Plane. — IV. Kriegsscenen. Das Wirken des k. k. zweiten Armeecorps in den Gefechten bei Kninitz und Arbesau am 17. und 18. September 1813. — V. Neueste Militairveränderungen.

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslands die frühern Jahrgänge von 1811—45 erhalten.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Dreizehnter und vierzehnter, oder Neue Folge erster und zweiter Band.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Diese zwei Bände enthalten in einer neuen Auflage des Verfassers Roman „**Algier und Paris im Jahre 1830**". Die erste Folge, Band 1—12 der **Gesammtausgabe**, erschien 1843—44 in vier Lieferungen zu 3 Thlr. und enthält: **1812.** Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im April 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wladyslaw und Dissepli.

Eine tscherkessische Erzählung

von

J. H. Sievers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Methodischer Leitfaden

zum gründlichen

Unterricht in der Naturgeschichte

von

J. L. Eichelberg.

Dritter Theil: Mineralogie.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. 10 Ngr., oder 40 Kr.

Als höchst nützliches und wohlfeiles Supplement zu diesem ausgezeichneten, überall mit Beifall aufgenommenen naturgeschichtlichen Lehrmittel glauben wir auch den von Herrn Bezirkslehrer Menzel in Verbindung mit Herrn Eichelberg herausgegebenen Methodischen Handatlas zur Naturgeschichte allen Herren Lehrern sehr empfehlen zu sollen. Derselbe erscheint in Lieferungen von 12 Tafeln mit Text zu dem beispiellos billigen Preise von blos 5 Ngr., oder 18 Kr. Bereits ist die Lieferung, welche die Mineralogie enthält, und zwei Lieferungen Thierkunde erschienen.

Meyer & Zeller in Zürich.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schulz (Dr. Heinrich Wilhelm),

Über die Nothwendigkeit eines

neuen Galeriegebäudes

für die

königliche Gemäldesammlung

zu Dresden.

Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

In Karl Gerold's Verlag in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertzwölfter Band.

1845.

October. November. December.

Inhalt des hundertzwölften Bandes.

Art. I. Eine Reise nach Rom, von Dr. Ignaz Zeitteles. Nebst einer biographischen Skizze desselben von August Lewald. Siegen und Wiesbaden 1844. — Art. II. Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. *Karl Lanz.* Erster und zweiter Band. Leipzig 1844—45. (Schluß.) — Art. III. Sechszehn Ostindien betreffende Geschichts- und Reisewerke. — Art. IV. Gedichte von Karl Egon Ebert. Vollständige Ausgabe in drei Büchern in dritter stark vermehrter Auflage. Stuttgart und Tübingen 1845. — Art. V. Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reichs erstes und zweites Buch. König Rudolf und seine Zeit. Von Kopp. Leipzig 1845. — Art. VI. Reise in den Orient. Von Konstantin Tischendorf. Erster Band. Leipzig 1846. — Art. VII. Samuel Butler's Hudibras. Ein schalkhaftes Heldengedicht. Zum ersten Male vollständig im Versmaße des Originals frei verdeutschet und neu mit Commentar ausgestattet von Josua Eiselein. Freiburg 1845. — Art. VIII. Waldfräulein, ein Märchen in achtzehn Abenteuern, von Zedlitz. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen 1844. — Art. IX. Geschichte des deutschen Adels, urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit von Dr. C. F. F. von Strantz. Drei Theile. Breslau 1845. Erster Theil.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXII.

Über den ausgezeichneten Medailleur AN: AB, d. i. Antonio Abondio, der auf östreichischen Medaillen vom J. 1567—87 erscheint, und dessen Zeichnungen. Ein Beitrag zur vaterländischen Kunstgeschichte. Von Jos. Bergmann. — Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840—44. Von Professor Dr. Tischendorf. (Fortsetzung.) — Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz.

Lesecirkel, Leihbibliotheken,

und alle Freunde ausgezeichneter schönwissenschaftlicher Literatur machen wir aufmerksam auf die

Neue billige Taschenausgabe

der trefflichen Schriften des „großen Unbekannten", die hier zum ersten Male gesammelt und mit dem Namen des Verfassers, in großem Taschenformat und schöner Ausstattung, erscheinen unter dem Titel:

Charles Sealsfield,

Verfassers des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre 2c.

gesammelte Werke.

In 13 Bänden oder 52 Lieferungen wird diese Sammlung folgende Schriften des berühmten Verfassers in dritter Auflage enthalten: Der Legitime und die Republikaner, 3 Bde.; Der Virey und die Aristokraten, 3 Bde. Morton oder die große Tour, 2 Bde., und Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, 5 Bde. — Während in der 1sten und 2ten Ausgabe diese 13 Bände 21 Thlr. oder 32 Fl. 12 Kr. gekostet, ist in dieser neuen Ausgabe der Subscriptionspreis der Lieferung nur

5 Sgr., oder 15 Kr.,

durch welchen höchst billigen Preis nun ermöglicht ist, daß diese noch viel zu wenig bekannten, lebensfrischen, echt nationalen Schriften erst recht eindringen in den Kern der Nation und die verdiente ausgedehnteste Verbreitung finden in allen Ländern deutscher Zunge. — Die 1ste bis 24ste Lieferung ist ausgegeben, vorräthig, und Subscription eröffnet in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Alberti (F. E.), Der Stand der Ärzte in Preussen. Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preußischen Medicinalwesens. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1846
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1846:

*1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor F. Bülau. Jahrgang 1846. Täglich mit Einschluß der Sonn und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

In den Beilagen liefert die Deutsche Allgemeine Zeitung ausführlich die Verhandlungen des gegenwärtigen sächsischen Landtags.

---

*2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: H. Brockhaus. Jahrgang 1846. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*3. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1846. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

---

*4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von William Löbe. Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1846. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Hand, als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. J. K. E. Schwarz, Geh. Justizrath Prof. Dr. A. L. I. Michelsen, Geh. Hofrath Prof. Dr. Dt. G. Kieser, Prof. Dr. K. Snell, als Specialredactoren. Jahrgang 1846. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1846. 52 Nummern. Nr. 157—208. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften zu 5 Ngr. bezogen werden.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis dritter Jahrgang (1843—45) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. E. Ghf. Gersdorf. Jahrgang 1846. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

*8. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Ab. Haas. Zweiter Jahrgang. 1846. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit ¾ Thlr. berechnet.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*9. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Sechsten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band, jeder in 4 Heften (1837—45), kosten 13 Thlr. 10 Ngr.

*10. **Die Lustspiele des Aristophanes**, übersetzt und erläutert von **Hier. Müller**. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas die Lustspiele „Plutos", „Wolken" und „Frösche"; der zweite Band (1844) „Die Ritter", „Der Frieden", „Die Vögel", „Lysistrate". Jeder Band kostet 1 Thlr. 24 Ngr.

*11. **Arnd (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes**, oder Darstellung der wichtigsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste und zweite Band (1844—45) kosten jeder 3 Thlr. 15 Ngr.

*12. **Bericht vom Jahre 1846** an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von **K. A. Espe**. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre 1835—45 haben gleichen Preis.

*13. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vierundfunfzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis)**, Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr.

*14. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundsiebzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

*15. **Conversations-Lexikon** rc. Neunte Auflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Elfte Lieferung und folgende. Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

*16. **Systematischer Bilderatlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck**. Vollständig in 120 Lieferungen. Einundvierzigste Lieferung und folgende. Jede Lieferung 6 Ngr.

*17. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Zweiter Band oder siebentes Heft und folgende. Gr. 8. Geh. Jedes Heft 1 Thlr.

Der erste Band, Heft 1—6 (1845), kostet 6 Thlr.

*18. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, redigirt von Dr. **A. Moser**. Zweite Abtheilung zweiter Band, vierte Abtheilung und folgende. Gr. 12. Geh.

Diese Encyklopädie wird aus folgenden einzelnen Abtheilungen bestehen, deren jede ein selbständiges Lehrbuch bilden wird:

Anatomie; Pathologie und Therapie; Diagnostik und Semiotik; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynäkologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.

Hiervon sind bereits erschienen:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Roehmann. 1844. 3 Thlr.

II. 1. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Von L. Posner. Zwei Bände. Erster Band: *Acute Krankheiten.* 1845. 2 Thlr.

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, *oder* die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen. Bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.

*19. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Dreiundvierzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von And. Gli. Hoffmann. Fünfundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Mr. Hm. Ed. Meier. Einundzwanzigster Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

20. **Ennemoser (Jos.), Geschichte des thierischen Magnetismus.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil unter dem Titel: „Geschichte der Magie", erschien 1844 und kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

21. **Gänsburg (F.)**, Studien zur speciellen Pathologie. Zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band führt den Titel:

Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: *Die Krankheitsproducte* nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.

*22. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon**, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz**. In Lieferungen zu 10 Bogen. Achte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckp. 25 Ngr., auf Schreibp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis siebente Lieferung (1843—45) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 25 Ngr., auf Schreibpapier 8 Thlr. 12 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigerem Preise zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

*23. **Lanz (K.), Correspondenz Kaiser Karl's V.**, aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste und zweite Band (1844—45) kosten jeder 4 Thlr.

*24. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. In zwei Bänden. Zweiter Band, oder viertes Heft und folgende. Gr. 8.

Der erste Band (Heft 1—3) erschien 1845 und kostet 27 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soeben sind bei Meyer & Zeller in Zürich erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die

protestantische Geistlichkeit

und die

Deutsch-Katholiken.

Eine Erwiederung auf die neueste Schrift des Herrn G. G. Gervinus.

Von

Dr. D. Schenkel,

Stadtpfarrer in Schaffhausen.

8. Brosch. 15 Ngr., oder 51 Kr.

Die Knechtsgestalt

der

evangelischen Kirche

oder

Noth und Hülfe.

Von

Heinrich Thiele, V. D. M.

evangel. Prediger bei der königl. preuß. Gesandtschaft in Rom.

8. Brosch. 27 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

☞ Wir erlauben uns, Geistliche und Laien der katholischen wie der protestantischen Kirche auf obige beiden sehr interessanten Schriften der dem christlichen Publicum wohlbekannten Verfasser angelegentlich aufmerksam zu machen.

Bei Gebr. Reichenbach in Leipzig erschien:

Deutsches Anwaltbuch.

Ein Handbuch zur auswärtigen Proceßführung in allen deutschen Landen nebst Verzeichnissen sämmtlicher Sachwalter in Deutschland von **F. C. F. Buddeus**, Regierungsrath, und **A. Buddeus**, Gerichtsdirector. 1845. 32 Bogen. Lex. 8. 2 Thlr.

Medicinische Phaenomenologie.

Ein Handbuch für die ärztliche Praxis von Dr. **R. Küttner**. Zweite vermehrte Auflage. 3¼ Thlr.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die natürliche Theologie

des

Raymundus von Sabunde.

Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 15. Jahrhunderts

von

David Matzke.

7 Bogen. Gr. 8. Broschirt. Preis 15 Sgr.

Eine der interessantesten Erscheinungen des lebens- und bewegungsvollen Jahrhunderts vor der Reformation bringt diese Schrift zum ersten Male zur Anschauung; dem **Katholiken** bietet sie eine Darstellung der Dogmen seiner Kirche und einen überraschenden Versuch, sie naturgemäß zu begründen; der **Protestant** findet in diesem Versuch das Ringen des menschlichen Geistes die Gegenstände des christlichen Glaubens in ihrem Verhältniß zu den ewigen Gesetzen und Bedürfnissen seines Wesens zu erkennen.

So ist's als hätte **Raymundus** im 15. Jahrhundert, wenn auch in seiner Weise und für das Bedürfniß seiner Zeit, sich die Aufgabe unserer Lage gestellt.

Breslau, im April 1846.

Eduard Trewendt.

Bibliotheca Koppiana.

Wir bitten die Herren Interessenten ihre Bestellungen aus unserm allgemein versandten Katalog der von **Ulr. Fr. Kopp**, dem **Paläographen**, hinterlassenen **höchst bedeutenden** Bibliothek uns gefälligst **bald**, wenn thunlich zur **directen Post**, **franco** einsenden zu wollen. Die in unserm damit gleichzeitig emittirten antiquarischen Kataloge, Nr. 1, verzeichneten werthvollen Bücher aus allen Fächern, besonders auch aus der **Naturwissenschaft**, wurden **sogleich** abgegeben.

Mannheim, im April 1846.

Schwan & Goetz'sche Hofbuchhandlung.

Bei **F. H. Nestler & Melle** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie soll die **Strauß'sche** Ansicht vom **Christenthum** aufgefaßt und widerlegt werden? Von **Dr. G. C. Th. Francke.** Geh. Preis ½ Thlr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Auflösung

der

Jesuiten-Congregationen

in Frankreich

im Jahre 1845.

Nach den besten Materialien und unter Benutzung handschriftlicher Quellen

bearbeitet von

Ludwig Hahn.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die ausführliche Darstellung eines Streites, in welchem einerseits die Politik einer Partei, deren Wünsche und Unternehmungen im Grunde überall, in Deutschland wie in Frankreich dieselben sind, andererseits die religiöse Gesetzgebung und Politik eines der wichtigsten Länder zu beleuchten ist, kann nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch zu nehmen, welche den großen Fragen der Gegenwart eine ernste Aufmerksamkeit schenken.

Leipzig, im April 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1846
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. VII.)

II. An Fortsetzungen erscheint ferner:

*25. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. In zwölf Bänden. Vierte Lieferung, oder zehnter bis zwölfter Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die erste bis dritte Lieferung (Band 1—9) unter dem Titel: „Ein Menschenleben. Erster bis neunter Theil" (1844—45) kostet 9 Thlr., jede Lieferung 3 Thlr.

26. **Noback (C.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft (1842) kosten 1 Thlr.

*27. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neunter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis achte Theil jeder 2 Thlr.

*28. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Vierter Band, herausgegeben von **F. Bülau.** Gr. 8.

Der erste bis dritte Band (1833) kosten 9 Thlr. 10 Ngr.

*29. **Posner (L.), Handbuch der Pathologie und Therapie.** In zwei Bänden. Zweiter Band. Gr. 12. Geh.

Der erste Band: „Acute Krankheiten" (1845), kostet 2 Thlr.

*30. **Puchelt (F. A. B.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Dritter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Ngr.

31. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis siebente Band (1832—43) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr., auf Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Außer diesem Werke sind auch folgende größere Schriften des Verfassers ebendaselbst erschienen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.

Polens Untergang. Zweite Auflage. Gr. 12. 1832. 20 Ngr.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 9 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Bände. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

32. **Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie.** Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1844) kostet 2 Thlr. 24 Ngr.

33. **Stickel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft und folgende. Gr. 4.

Das erste Heft erschien unter dem Titel: Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 1845. 2 Thlr.

*34. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Achter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), und kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) kosten jeder 2 Thlr., der zweite, fünfte bis siebente Jahrgang (1841, 1844—46) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

*35. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse,** der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Achtes Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis siebente Heft (1841—45) kosten 3 Thlr. 15 Ngr.

*36. **Ulfilas.** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **J. Loebe.** Zweiten Bandes zweite Abtheilung, eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Geh. Auf Druck- und Velinpapier.

Der erste Band (1836) kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr.; die erste Abtheilung des zweiten Bandes, den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend (1843), auf Druckpapier 4 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr. 8 Ngr.

*37. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1847. Neue Folge. Neunter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr., der siebente und achte Jahrgang (1845 und 1846) jeder 2 Thlr.

*38. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Zweites Heft und folgende. Gr. 4.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845 und kostet 4 Thlr.

***39. Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809.** — A. u. d. T.: **Geschichte Andreas Hofer's,** Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, 2c. 2c. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste und zweite Theil (1845) kosten 4 Thlr. 12 Ngr.

***40. Waagen (Gst. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil, auch unter dem besondern Titel: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843), kostet 1 Thlr. 15 Ngr.; der zweite Theil, unter dem Titel: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845), hat denselben Preis.

Von dem Verfasser erschien auch daselbst:

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Gr. 12. 1843. 6 Ngr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

***41. Alberti (Jul. Gst.), Der Stand der Aerzte in Preußen.** Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preußischen Medicinalwesens. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

***42. Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen** für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Von derselben Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendaselbst:

Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

***43. Blochmann (K. Justus), Heinrich Pestalozzi.** Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Mit Pestalozzi's Bildniß und 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

***44. Bremer (Frederike), Die Familie H.** Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr. Einzeln sind zu erhalten:

I. II. Die Nachbarn. — III. Die Töchter des Präsidenten. — IV. V. Nina. — VI. VII. Das Haus. — VIII. Die Familie H. — IX. Kleinere Erzählungen. — X. Streit und Friede. — XI. XII. Ein Tagebuch. — XIII. XIV. In Dalekarlien.

***45. Briefe Joseph's II.** Dritte vermehrte Auflage. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt von **Fr. Schuselka.** Gr. 12. Geh.

46. Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien. Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von **H. W. Schulz.** 150—160 Tafeln in Folio, mit dem erläuternden Text in Quart.

***47. Dictionnaire** ou Manuel lexique du Diplomate et du Consul. Par **F. de Cussy.** 8. Geh.

***48. Gagern (Hs. Ch. E., Freiherr von), Zweite Ansprache an die deutsche Nation** über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

Des Verfassers erste „Ansprache an die deutsche Nation", an welche sich diese „Zweite Ansprache" anschließt, erschien 1838 in Frankfurt a. M.

Von demselben Verfasser erschien bereits früher daselbst:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1844. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

49. Grässe (J. G. Thdr.), Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde, nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Uebersichten der wichtigsten Religionssysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

***50. Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Dr. **Ch. Ant. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etc. Nach J. S. Ersch bearbeitet von Ch. Ant. Geissler. Dritte Auflage. 1845. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise werden auch die andern Zweige der Literatur nach Ersch's Handbuch neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen. Das Ganze wird nach dem neuen Plane in folgende 18 Abtheilungen zerfallen:

1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Aesthetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der zeitvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 4 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 8 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 16 Ngr. — Theologie. 1822. 16 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 16 Ngr. — Medicin. 1822. 16 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. — Vermischte Schriften. 1837. 8 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr.

***51. Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus** in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

***52. Jäger (Jos. N.), Seelenheilkunde,** gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

53. Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauche angehender Jagdliebhaber. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Theile. Mit Kupfern. Gr. 8.

***54. Jörg (J. Ch. G.), Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medicinalverfassung.** Vorausgestellt ist eine Kritik der Broschüre des Bataillonsarztes Dr. Neubert in Dresden: „Darstellung der ärztlichen Bildung der Militairärzte der königl. sächsischen Armee" betitelt. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien bereits von dem Verfasser daselbst:

Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Gr. 8. 4 Ngr.

***55. Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

***56. Kratzmann (E.), Die Leistungen der neuern Medicin in Frankreich** nach Theorie und Praxis dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

***57. Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Erster Band und folgende. Gr. 8.

***58. Machiavelli (Niccolo di Bernardo dei), Florentinische Geschichten.** Aus dem Italienischen übersetzt von **Alf. Reumont.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

59. Mandl (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie, angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops. Deutsche, nach dem französischen Original vom Verfasser besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit 10 Kupfertafeln. Gr. 8.

***60. Massaloup (J. V.), Logarithmisch-trigonometrische Hülfstafeln.** Ein zur Horizontal-Projection gemessener Längen auf schiefen Ebenen, sowie vorzugsweise zum Gebrauch bei nivellistischen Arbeiten und beim Markscheiden unentbehrliches Handbuch für Geometer, Ingenieure, Markscheider, Wasserbau- und Chausseebeamte. Gr. 8.

***61. Meißner (H. A.), Die Fabrikgerichte in** [illegible] Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

***62. Mohr (D. E.), Gedichte**

Neueste und neuere

literarische Erscheinungen

durch

C. A. Schwetschke und Sohn in Halle,

sowie durch alle übrigen Buchhandlungen Deutschlands,

zu beziehen.

Theologie, besonders Protestantische Freunde und Wislicenus betreffend.

Zwei öffentliche Zeugnisse aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pastor Wislicenus. Altenburg, Helbig. 3 Sgr.

Enthält die Verwendungsschriften Neumärktischer Kirchenmitglieder und der Stadtverordneten-Versammlung zu Halle an das Ober-Präsidium der Provinz Sachsen für Wislicenus.

Die evangelische Kirchenzeitung und ihr Treiben. Von Dr. E. Zschiesche, ev. Pred. zu Döſſel bei Wettin. Leipzig, Kirchner. 5 Sgr.

Die protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik. Sendschreiben an Uhlich, von Dr. E. Zschiesche, ev. Pred. zu Döſſel bei Wettin. Altenburg, Helbig. 16 Sgr.

Der Verfasser gehört dem Hallischen Kreise der protestantischen Freunde an und hat sich namentlich auch bei den wissenschaftlichen Versammlungen dieses Kreises besonders betheiligt.

Christus in der Kirche: todt, erstehend und erstanden. Drei Predigten aus der Gegenwart. Von A. T. Wislicenus, Pred. zu Bedra bei Merseburg. Leipzig, Kirchner. 10 Sgr.

Der Verfasser ist ein leiblicher und geistiger Bruder des Pfarrers Wislicenus in Halle.

Bekenntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Beziehung auf Kämpfe's Beantwortung der Uhlich'schen Bekenntnisse. Von B. M. Giese, Prediger in Arensnesta bei Herzberg. Altenburg, Helbig. 16 Sgr.

Von größtem Interesse als das unverholenste freimüthige Bekenntniß eines noch vor Kurzem glühenden Pietisten und jetzt vernunftgläubigen Predigers in der preußischen Provinz Sachsen.

Was heißt denn das eigentlich: Jesus Christus ist unser Erlöser? Predigt in einer Landgemeinde gehalten und seiner Vaterstadt Wittenberg als freies Bekenntniß vorgelegt von B. M. Giese, Pastor in Arensnesta bei Herzberg. Halle, Schwetschke und Sohn. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Die Religion Jesu Christi und das Christenthum. Von Grävell, Verf. der Schrift: „Protestantismus und Kirchenglaube von einem Laien." Halle, Schwetschke und Sohn. 2 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser ist der Geheime Justiz-Rath Grävell in Lübben, welcher schon früher, namentlich durch seine Schrift: Der Mensch, seinen literarischen Ruf gründete. — In Bezug auf das obige Werk „Die Religion Jesu Christi rc." spricht sich der Verfasser selbst folgendermaßen aus: „Wer verstanden sein will, muß in solcher Rede sprechen oder schreiben, welche verstanden wird; und wer Jemanden verstehen will, muß die Begriffe von den Worten kennen, in denen zu ihm geredet wird. Dies ist der Grundgedanke dieses Werkes, angewendet auf die Lehre Jesu. Denn auch der Heiland konnte seinen Zeitgenossen seine Lehre nur in volksthümlicher Sprachweise kundgeben, und wer den richtigen Sinn dessen, was uns davon aufbehalten ist, fassen will, muß die Bedeutung der Worte zu der Zeit und in dem Idiome ermitteln, worin sie gebraucht wurden. Wer mit vorgefaßten Begriffen etwas liest und seine eigenen Vorstellungen dem unterlegt, was er daraus erst in Erfahrung bringen soll, muß nothwendigerweise dem Gelesenen falsche Deutung geben. Um die reine, von allen menschlichen Zusätzen und Entstellungen bare, Lehre des Heilandes aus der heil. Schrift zu erlernen, ist also das wesentliche Erforderniß, aus ihr selber zur Gewißheit zu bringen, wie sich die religiösen Begriffe nach und nach bei dem jüdischen Volke aus- und umgebildet haben, und welches der volksthümliche Sinn der sprachgebräuchlichen Worte und Redensarten zur Zeit der Erscheinung Jesu war. Hiermit beschäftiget sich dieses Buch, indem es nachweist, was in der Bibel unter Gott, Gottessohn, Messias, Erlöser, Sünde, Sündenerlaß, Buße, Glaube, Leben und Tod, und andren verwandten Ausdrücken zu verstehen ist nach der Ausdrucksweise der Zeit und des Landes. Daraus erwächst denn ganz von selbst die lichte Ueberzeugung, daß die lautere und unverfälschte Lehre Jesu ein Inbegriff der erhabensten und klarsten, dem kindlichen Verstande der Menschen einleuchtenden und ihren Willen göttlich regierenden Wahrheiten ist, frei und entfernt von all dem Unverständlichen und Unfruchtbaren, womit sie überladen worden ist. Sie ist die Religion des Lichts, der Liebe und des Lebens. Daran allein mag man erkennen, wer die echten Jünger des Heilandes sind, daß sie Liebe unter einander üben und insgesammt ein priesterliches Volk darstellen, aber kein Volk mit und unter Priestern. Dies die Ausführung dieses Werkes."

Schutzschrift für Gustav Adolph Wislicenus, Pfarrer an der Neumarktskirche zu Halle, gegen die Anschuldigung der Abweichung von der Lehrbasis der evangelischen Kirche und von der kirchlichen Ordnung, durch seinen erwählten Vertheidiger, den Kammer-Gerichts-Assessor G. Eberty. Altenburg, Helbig. 12 Sgr.

Von hoher Wichtigkeit als die officielle Vertheidigungsschrift für Wislicenus.

Christliches Andachtsbuch für denkende Verehrer Jesu. Von Dr. K. G. Bretschneider. In drei Theilen. Mit dem Bilde und Facsimile des Verfassers in Stahlstich. Halle, Schwetschke und Sohn.
auf Masch.-Velinp. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.
auf Löwen-Velinp. 4 Thlr. 15 Sgr.

Ist nicht bloß zu häuslicher Erbauung bestimmt. Die darin enthaltenen Abhandlungen eignen sich ebenso zu kirchlichen Vorträgen, wie sie auch z. B. in einer deutsch-katholischen Gemeinde bereits in dieser Weise benutzt werden.

Portrait von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialdirector, Generalsuperintendent u. Oberpfarrer zu Gotha, Comthur des Herzogl. Sächs. Ernestin. Hausordens. Mit Facsimile. In Stahlstich. Auf chines. Papier. Halle, Schwetschke u. Sohn. $12\frac{1}{2}$ Sgr.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — Anmerkungen zu einer Erklärung des Hrn. Prof. Dr. Hengstenberg in Berlin gegen die protestantischen Freunde in dem Vorwort zu seiner evangel. Kirchenzeitung 1845 Nr. 5 u. 6. Von Uhlich. Leipzig, Kirchner. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Der Pfarrer Gustav Adolph Wislicenus und die Bedeutung seiner Bekenntnisse und Erlebnisse für die Gesammtheit. Eine Zuschrift an die Protestanten von Dr. F. O. Piper. Halle, Schwetschke und Sohn. 6 Sgr.

Diese Schrift ist auch insofern von hoher Wichtigkeit, als das Ober-Censur-Gericht in Berlin viele bedeutungsvolle Stellen vollständig zum Drucke verstattet hat.

Encyclopädie der theologischen Wissenschaften. Von K. Rosenkranz, ord. Prof. der Philos. an der Univ. zu Königsberg. 2e gänzl. umgearb. Auflage. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 25 Sgr.

Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und Offenbarung für denkende Leser dargestellt von Dr. K. G. Bretschneider. 3e verb. u. verm. Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. $26\frac{1}{2}$ Sgr.

Nationales Zeugniß von Christo und für Christum. Eine Predigt über die Frage: Wie dünkt Euch um Christo? Weß Sohn ist er? Von Lauter, Prediger in Wandersleben bei Erfurt. Halle, Schwetschke und Sohn. 3 Sgr.

Die symbolischen Schriften der lutherischen Kirche; die hauptsächlichsten vollständig, die übrigen in kurzer Darstellung. Halle, Schwetschke u. Sohn. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Deutsch-Katholiken betreffend.

Für die Deutsch-Katholiken. Ein Votum von Dr. K. G. Bretschneider, Oberconsistorialdirector und Generalsuperintendent; Comthur erster Klasse des Herzogl. Sächs. Hausordens. Jena, Frommann. 5 Sgr.

Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken. Von Dr. G. Schwetschke. Dritter, mit einer Composition des Schneidemüller-Liedes für vier Männerstimmen vermehrter Abdruck. Halle, Schwetschke und Sohn. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Trutz-Rom- und -Jesuiten. Ein Gedenkblatt für römisch- und deutsch-katholische Christen. Vom Prof. Hinrichs. Halle, Schwetschke u. Sohn. 15 Sgr.

Die deutsch-katholischen Deputirten in Halle. Ein Gedenkblatt an die Feier vom 27. März 1845, den zum Leipziger Concil entsandten deutsch-katholischen Deputirten zu Ehren in Halle veranstaltet. Nebst der Hallischen Adresse an sämmtliche freie katholische Gemeinden und Katholiken Deutschlands. Halle, Schwetschke und Sohn. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Trier-Ronge-Schneidemühl. Ein fliegendes Blatt vom Professor Hinrichs. 5e Aufl. Halle, Schwetschke und Sohn. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Stoff zu stylistischen Uebungen in der Muttersprache. Für obere Klassen. In ausführlichen Dispositionen u. kürzern Andeutungen von D. G. Herzog. 2e verb. und stark verm. Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr.

Der Preußische legale evangelische Volksschullehrer, Kantor, Organist und Küster. Eine sachlich-geordn., auszugsmäß. Darstell. u. Nachweis. bisher erschienener annoch gültiger Gesetze, Verordn. und Vorschriften über die Schul-Amtsverhältn., Amtspflichten u. Verbindlichk., Befugnisse u. Gerechtsame u. anderweit. Angelegenh. der Volks-Schullehrer u. Kirchenbedienten. (Civil u. Militär.) Zum zweiten Male berichtigt u. ergänzt herausg. von K. G. Boche, evangel. Pastor zu Steinkirch. Halle, Schwetschke und Sohn. 15 Sgr.

Erfahrungen und Rathschläge aus dem Leben eines Schulfreundes. Von C. Weiß, Königl. Preuß. Geh. Regier. Rath. 1r Band. 2e verm. u. verb. Ausg. Halle, Schwetschke und Sohn. 10 Sgr.

Desselben Werkes 2r Bd. A. u. d. T.: Zur Fundamental- u. Methoden-Lehre für ein einfacheres Lehrsystem i. d. Volksschulen uns. Zeit. Ebendas. 26¼ Sgr.

Desselben Werkes 3r Band. A. u. d. T.: Das dritte u. fünfte Hauptstück des kleinen Katechismus von Dr. M. Luther praktisch bearb. zunächst für Volksschullehrer. Ebend. 1 Thlr. 11¼ Sgr.

Desselben Werkes 4r Band. A. u. d. T.: Ueber die Beschränkung des Unterrichts in den Volksschulen überhaupt u. den deutschen Sprachunterricht insbesond. Ebend. 1 Thlr.

Naturwissenschaften, Technik und Landwirthschaft.

Technisches Hülfs- und Handbuch für Gewerbtreibende. Von Dr. Schadeberg. Mit in d. Text gedruckten Holzschnitten. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 15 Sgr.

Systematische Encyklopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften von Dr. G. Suckow, Prof. u. s. w. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hodegetische Anleitung zum naturwissenschaftlichen Studium auf Universitäten. Von Dr. G. Suckow, Professor u. s. w. Halle, Schwetschke und Sohn. 7½ Sgr.

Der angehende Pachter. Ein Handbuch für Kameralisten, Gutsbesitzer, Pächter, Bonitirer u. Theilungscommissarien u. s. w. Von G. H. Schnee. 5e Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 26¼ Sgr.

Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin u. Löbejün im Saalkreise, bildlich dargestellt u. bearbeitet von Dr. E. F. Germar, Oberbergrath, Professor in Halle. (Mit deutschem und lateinischem Texte.) 1s bis 3s Heft Mit 15 Taf. Abbild. Halle, Schwetschke und Sohn. à Heft 2 Thlr.

Versuch zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft in Bezug auf die Lehre von der Urzeugung. Von J. A. Hein. Halle, Schwetschke und Sohn. 26¼ Sgr.

Der erfahrene Landwirth, welcher Theorie mit Praxis wohl verbindet oder Beschreib. meiner Wirthschaft zu Liemehna. Nebst einem Anhange üb. Fruchtwechselwirthschaft, dem Uebergang in dieselbe u. üb. Brache. Von F. Kirchhof, Oekonomie-Kommissar. Halle, Schwetschke u. Sohn. 15 Sgr.

Geographie, Geschichte, Philosophie und Vermischte Schriften.

Dr. L. G. Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 5e Auflage. Herausg. von Dr. W. Mahlmann. Mit 2 Tafeln erläuternder Abbild. Ausgabe in 18 Heften. Halle, Schwetschke und Sohn. à Heft 7½ Sgr.

Atlas zu Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten u. s. w. Bearbeitet von W. Walter (25 sauber color. Karten). Neuer Abdruck. 4 Lieferungen. Halle, Schwetschke und Sohn. à Lief. 15 Sgr.

Hodegetisches Handbuch der Geographie zum Schulgebrauch bearb. von F. C. Selten. 1s Bdchn. Für Schüler. A. u. d. T.: Grundlage beim Unterr. in d. Erdbeschreib. 17. verb. u. verm. Aufl., in Verbind. mit d. neuen Walterschen Schulatlas zu gebrauchen. Halle, Schwetschke u. Sohn. 12½ Sgr.

Desselben Werkes 2s Bdchen. Für Lehrer. A. u. d. T.: Ueber den Gebrauch der Lehrhülfsmittel beim Unterr. in d. Erdbeschreib. 3e verm., größtentheils umgearb. Aufl. Ebend. 22½ Sgr.

Desselben Werkes 3s Bdchn. Für Lehrer und Schüler. A. u. d. T.: 4000 Aufgaben und Fragen in Bezieh. auf geograph. Raumkenntniß oder topischer Lehrstoff in Frageform. 3e verb. u. verm. Aufl. Ebend. 15 Sgr.

Die allgemeine Diätetik für Gebildete. Wissenschaftlich bearbeitet von Dr. C. W. Ideler, Professor der Medicin u. s. w. Halle, Schwetschke u. Sohn. 2 Thlr.

Erinnerungsblätter an die Schlacht bei Leipzig. 2 Vorträge, gehalten von Dr. K. G. Jacob, Prof. a. d. Landesschule Pforte. Halle, Schwetschke und Sohn. 5 Sgr.

Ideen zu einer Reform der christlichen Kirchenkunst, mit besonderer Beziehung auf die neuesten kirchlichen Verhältnisse. Ein Wort zur Beherzigung an alle Verehrer des christlichen Gottesdienstes von G. Rauenburg. Halle, Schwetschke und Sohn. 3¾ Sgr.

Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit, von Dr. J. Schaller, Professor der Philosophie. 2r Theil. Darstellung und Kritik der Kantischen Naturphilosophie. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 20 Sgr.

Byzantinisches Blatt von G. Schwetschke. Halle, Schwetschke und Sohn. 3 Sgr.

Rügelieder der Troubadours gegen Rom und die Hierarchie. Original und deutsche Uebersetzung von Dr. Eduard Brinckmeier. Halle, Schwetschke u. Sohn. 10 Sgr.

Halle, Gebauersche Buchdruckerei.

Literarischer Anzeiger.

1846. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1846 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Archäologie, die Salomonischen Sprüchwörter, Apologetik des Christenthums. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen katechetischen Seminariums, Liturgik oder Theorie des christlichen Cultus. — Dr. Thomasius: Dogmatik, die Dicta probantia, Geschichte des kirchlichen Lehrbegriffs, Colloquium über Symbolik. — Dr. Hofmann: biblisch-theologische Uebungen, neueste Erscheinungen auf theologischem Gebiete, theologische Ethik, Brief Pauli an die Römer. — Dr. von Ammon: Symbolik und Polemik, Übungen im Pastoralinstitute.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht, Conversatorium. — Dr. Schmidtlein: Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalrechts, Theorie des Criminalprocesses. — Dr. Schelling: Philosophie des Rechts, europäisches Völkerrecht, Theorie der summarischen Processe mit Einschluß des Concursprocesses, Conversatorium über ordentlichen Civilproceß. — Dr. von Scheurl: Institutionen des römischen Rechts, gemeines Kirchenrecht, Besonderheiten des bairischen Kirchenrechts. — Dr. Gengler: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Baiern, Vertheidigungskunst im Strafprocesse, ausgewählte Lehren des im Königreich Baiern ausschließlich der Pfalz geltenden Privatrechts. — Dr. Ordolff: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, römisches Erbrecht, das vierte Buch von Gajus' Institutionen.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie des Menschen, Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: Anthropologie, Psychologie und Hygieine, Psychiatrie. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Geburtskunde. — Dr. Heyfelder: Akiurgie, Augenheilkunde, chirurgische Klinik, cursus operationum chir. — Dr. Canstatt: gerichtliche Medicin, specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Trott: Toxikologie, Receptirkunst. — Dr. Will: vergleichende Anatomie, Veterinär-Medicin, zoologische Demonstrationen, allgemeine und specielle Physiologie in Verbindung mit zootomischen und mikroskopischen Übungen. — Dr. Fleischmann: Angiologie und Neurologie, Physiologie der Sinnesorgane. — Dr. Ried: Knochenkrankheiten, Cursus der Augenoperationen an Thieraugen, Anleitung zum Gebrauch des Osteotoms, gerichtlich-medicinisches Praktikum. — Dr. Wintrich: allgemeine pathologische Anatomie in Verbindung mit mikroskopischen Untersuchungen und Demonstrationen an Präparaten und Leichen, Semiotik am Krankenbette, Casuisticum medicum als Repetitorium über specielle Pathologie und Therapie.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft und Meteorologie, Experimentalphysik, analytische Chemie mit besonderer Rücksicht auf physiologische Chemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der französischen Revolution, allgemeine Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: Gymnasialpädagogik, Symposium des Plato, vergleichende Syntax der griechischen und lateinischen Sprache. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Pädagogik. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Astronomie. — Dr. Fischer: allgemeine Geschichte der Philosophie, philosophische Entwickelung der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes von der Reformation bis auf die neueste Zeit. — Dr. Drechsler: das Buch Hiob, Sanskrit, arabische oder syrische Sprache. — Dr. Nägelsbach: Cicero's Somnium Scipionis, Demosthenes' pro corona, höhere Kritik der Horazischen Oden. — Dr. Weinlig: Nationalökonomie, Policei, Organisation der Policei- und Verwaltungsbehörden. — Dr. Fabri: über Dampfmaschinen und ihre Anwendung, Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Technologie verbunden mit Excursionen, Nationalökonomie. — Dr. Winterling: Ästhetik, Lafontaine's Fabeln, englische und italienische Sprache. — Dr. Martius: Experimental-Pharmacie, Anweisung die metallischen Gifte in gerichtlich medicinischen Fällen nachzuweisen, Examinatorium. — Dr. von Schaden: Naturphilosophie, Religionsphilosophie, Theorie und Geschichte der bildenden Künste. — Dr. Heyder: Ethik, Geschichte der neuesten Philosophie seit Kant mit besonderer Berücksichtigung der Schelling'schen und Hegel'schen Lehre, Grundprobleme des philosophischen Wissens und ihre Lösung. — Dr. von Raumer: Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1830, Altnordisch. — Dr. Schnizlein: Charakteristik der natürlichen Pflanzenfamilien und ihrer in der Medicin, Technologie und Landwirthschaft angewendeten Arten, praktische Anleitung zur Untersuchung und Bestimmung der Pflanzen mit Excursionen.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fechtkunst und Schwimmkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstkabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1846
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluss aus Nr. VIII.)

II. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*63. **Naumann (K. F.), Handbuch der Geognosie.** Zwei Bände. Mit 20 Tafeln und mehren in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Von demselben Verfasser erschien bereits daselbst:
Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. Zwei Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. 7 Thlr.

*64. **Niedner (C. W.), Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte.** Gr. 8. Geh.

*65. **Ninfa.** Eine Novelle. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

*66. **Novellenschatz der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller.** Drei Theile Gr. 12. Geh.

*67. **Normann's (W.) gesammelte Schriften.** Herausgegeben von **Alf. Reumont.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh.

*68. **Raumer (F. L. G. von), Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12.

*69. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron **Ch. de Martens** et le Baron **F. de Cussy.** Cinque volumes. Gr. 8. Geh.

Der erste und zweite Theil sind im Druck vollendet und kosten 4 Thlr. 16 Ngr.

Von Ch. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:
Guide diplomatique. 2 vols. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.
Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.
Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

*70. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. In acht Bänden. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Theil ist bereits ausgegeben und kostet 2 Thlr.
Die erste Folge erschien in zwölf Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

*71. **Röben (J. H.), Der souveraine christliche Staat,** das Ende unserer Zeitwirren. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*72. **Rosa de Romances,** ó Romances sacados de las „Rosas" *de Juan Timoneda*, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escogidos, ordenados, y anotados por Don **Fernando José Wolf.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 bei mir erschienenen:
Romancero castellano, ó collecion de antiguos romances populares de los españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicion, con las notas de Don *Antonio Alcala-Galiano*. Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

*73. **Ross (Gst.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Gr. 8. Geh.

74. **Sâma-Veda.** Die Hymnen des Sâma-Veda, im Original, mit der Accentuation der Handschriften, herausgegeben, ins Deutsche übersetzt, mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, die Varianten des Rig-Veda und Mittheilungen aus den Commentaren *des Sâjanâtschârja* zum Rig-Veda und des Mehidhara zum *Jadschur-Veda* enthaltend, begleitet und mit einem Glossar versehen von **Thdr. Benfey.** Gr. 8. Geh.

Von dem Herausgeber erschien im Jahre 1844 daselbst:
Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 2 Thlr.

*75. **Schefer (Lp.), Génevion von Toulouse.** Historische Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

76. **Schmid (Rhld.), Die Gesetze der Angelsachsen.** In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.

Von der ersten Auflage dieses Werkes, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), sind noch Exemplare zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu erhalten.

*77. **Schnitzer (A.), Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.** Zwei Bände. Gr. 8.

Im Jahre 1843 erschien in demselben Verlage:
Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von *A. Schnitzer* und *B. Wolf.* Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

*78. **Schücking (Levin), Zeiten und Sitten.** Erster bis vierter Theil. Gr. 12. Geh.

Auch unter besondern Titeln:

*79. ——————, **Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. 4 Thlr. 15 Ngr.

*80. ——————, **Eine dunkle That.**

Von demselben Verfasser erschien ebendaselbst:
Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

*81. **Schulz (H. W.), Ueber die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes** für die königliche Gemäldesammlung in Dresden. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

82. **Scriptores rei herbariae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora. Curavit **G. A. Pritzel.** Gr. 8.

*83. **Sievers (J. H.), Wladyslaw und Dissepli.** Eine tscherkessische Erzählung. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

84. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Gr. 8.

Von demselben Verfasser erschien früher daselbst:
Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 18.. 1 Thlr. 5 Ngr.

*85. **(Speckter) Briefe eines deutschen Künstlers in Italien.** Aus den nachgelassenen Papieren von **Erwin Speckter.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

86. **Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche,** übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **E. Gf. Adf. Böckel.** Gr. 8.

Diese Sammlung wird im Aeußern ganz mit der in demselben Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von F. A. Koethe" (1830. 1 Thlr. 15 Ngr.) übereinstimmen.

*87. **Taufkirchen-Englburg (Gräfin), Die Schwärmerin.** Roman. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

*88. **Tesche (Walter), Bilder aus Schlesien,** in Novellen gefaßt. Erstes Bändchen und folgende. Gr. 12. Geh.

Das erste Bändchen unter dem Titel „Die Rose von der Pzerwe" ist bereits erschienen und kostet 1 Thlr. 12 Ngr.

89. **Veinticinco Comedias de Lope Felix de Vega Carpio**, con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf**. Gr. 12. Geh.

*90. **Volks-Bibliothek.** — Zweiter Band: **Der alte Heim.** Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königl. preußischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Keßler.** Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band dieser Volks-Bibliothek (1845) enthält: Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. Ch. L. Haken. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

☞ Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften wird diese Volks-Bibliothek zu gefälliger Beachtung empfohlen.

*91. **Wilde (F. Alb.), Lesebuch für Volksschulen** und die untern Classen der Gymnasien und Realschulen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

☞ Der Preis dieses Lesebuchs wird bei dem Umfange desselben (22 Bogen ökonomischen Drucks) als ein außerordentlich billiger erscheinen und die Einführung in Schulen erleichtern.

☞ Durch alle Buchhandlungen ist der **Verlags-Katalog** von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, durch einen dritten Nachtrag bis zum Schlusse des Jahres 1845 fortgeführt, gratis zu erhalten.

Verzeichnisse
von
im Preise bedeutend herabgesetzten Werken
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

☞ Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinerm Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt. ☜

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** werden im Laufe des Jahres 1846 folgende Werke erscheinen:

*1. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XVI. (1844.) In-8. — **Bulletino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1844. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1844. Folio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1843 wird noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr. gegeben.

*2. **L'Echo.** Journal des gens du monde. Nouvelle série. Deuxième année. 1846. 104 Nrn. Klein-Fol. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des Echo de la littérature française, von dem 4 Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das Echo in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle 4 Jahrgänge für den sehr ermäßigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nummern des Jahrgangs 1846 stehen auf Verlangen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet, und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

*3. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Robert Heller.** Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

*4. **Beaumont** (Madame **Leprince de**), **Le Magasin des enfants**, revu et augmenté de nouveaux contes par Madame **Eugénie Foa.** 8. Geh. 25 Ngr.

Eine neue sorgfältig ausgestattete Ausgabe dieser bekannten Jugendschrift, aus welcher alles Veraltete und unsern gegenwärtigen Ansichten sowie unserer Ausdrucksweise nicht mehr Entsprechende entfernt ist, darf gewiß auf eine günstige Aufnahme von Seiten des Publicums rechnen.

*5. **Bibliotheca philologico-germanica**, oder Verzeichniß der sowol in älterer als in neuerer Zeit, insbesondere aber vom Jahre 1800 an, in Deutschland erschienenen, dem Gesammtgebiete der deutschen Sprachwissenschaft angehörenden Schriften. Mit einem vollständigen Materienregister. Gr. 8. Geh.

*6. **Bibliothek der neuesten ausländischen Literatur in Uebersetzungen.** (Geschichte, Politik und Interessen der Gegenwart, Reisen, Romane.) Gr. 12. Geh.

Den Anfang dieser Sammlung wird die „Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena" vom General Montholon bilden, daran sich Eugen Sue's zunächst zu erwartender Roman „Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners" schließen.

*7. **Bibliothèque choisie de la littérature française.** 8. Velinpap. Geh.

Diese Sammlung wird eine Auswahl der vorzüglichern Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit enthalten. Erschienen sind bis jetzt:

Sand, Indiana. Edition autorisée par l'auteur. 1 vol. 20 Ngr. — Molière, Oeuvres choisies. 2 vols. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter der Presse befinden sich die Werke von Thiers, Montholon und Béranger.

Durch gleichmäßige Ausstattung schließen sich an die Bibliothèque choisie an:

Dumas, La Dame de Monsoreau, und Leprince de Beaumont, Magasin des enfants. Correctheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswerth.

8. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. **Francisque Michel**, professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vols. Gr. 12. Geh.

*9. **Dumas (Alexandre), La Dame de Monsoreau.** Tomes V et VI. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit diesen Bänden ist dieser interessante Roman geschlossen. Die ersten 4 Bände (1845) kosten 2 Thlr.

*10. **Hahn (Ludwig), Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845.** Nach den besten Materialien und unter Benutzung handschriftlicher Quellen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

*11. **Jmandt (C.), Italienische Sprachlehre** nach Vergani's System. 8. Geh. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

*12. **Lütgen (B.,** Professeur de langue allemande à l'école supérieure des Frères à Prassy), **Deutsche und französische Gespräche**, mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. 8. Geh. 12 Ngr.

13. **Mahâbhârata**, in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **Theodor Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus vier Bänden bestehend. Gr. 4. Velinpapier. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ausführliche Prospecte, mit Druckprobe, dieses ebenso wichtigen als umfangreichen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

*14. **Mickiewicza (Adama), Konrad Wallenrod.** In eleganter Miniatur-Ausgabe. 16. Geh. 15 Ngr.

Eine deutsche Uebersetzung dieses berühmten Gedichts erschien bei F. A. Brockhaus u. d. T.:

Konrad Wallenrod, Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. 1834. Gr. 12.

Früher erschienen in unserm Verlage:

Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—44. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Vier Theile. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil in zwei Abtheilungen (1843) kostet 2 Thlr. 20 Ngr., der zweite Theil ebenfalls in zwei Abtheilungen (1843) 2 Thlr. 10 Ngr., der dritte Theil (1844) 1 Thlr. 20 Ngr., der vierte Theil (1845) 1 Thlr. 5 Ngr.

*15. **Mirza Mohammed Ibrahim.** Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Dr. **H. L. Fleischer.** Gr. 8. Geh.

*16. **Montholon** (Général), **Histoire de la captivité de Ste.-Hélène.** Vol. I. In-8. Geh. 1 Thlr. 4 Ngr.

*17. ——————, **Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena.** Aus dem Französischen. In zwei Bänden. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

*18. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des östreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Sechzehntes Heft und folgende. (Wien.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes 20 Ngr.

*19. **Sue (Eugène), Martin, l'enfant trouvé**, ou Mémoires d'un valet de chambre. 8. Geh.

*20. ——————, **Martin das Findelkind**, oder Memoiren eines Kammerdieners. Aus dem Französischen. 8. Geh.

*21. **Svensk Bokhandels-Katalog** utgiven år 1845. 1. Abtheilung. A—L. (Stockholm.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*22. **Thiers (A.), Histoire de la révolution française.** Nouvelle édition en six vols. Tome I. 8. Geh. 1 Thlr.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen* und *italienischen*, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser *Bulletin bibliographique de la librairie française*, welches mit 1846 seinen neunten Jahrgang beginnt; alle zwei Monat erscheint eine Nummer, und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Ferner machen wir auf folgende Kataloge aufmerksam, welche wir im vorigen Jahre ausgaben, und die durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten sind:

Verzeichniß einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer rc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von uns zu beziehen sind. (Nr. 3, Juli 1845.)

Catalogue d'ouvrages de littérature, beaux-arts, grands ouvrages à figures etc. à un rabais considérable. (Juin 1845.)

Bulletin de la librairie française. Année 1846.

Allen Freunden ausländischer Literatur können diese Verzeichnisse, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Soeben erschien und ist von **Wilhelm Schrey** in **Leipzig** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine historische Taschenbibliothek für Jedermann.

(146stes Heft.) Sechsundzwanzigster Theil:

Geschichte Irlands.

Von **W. A. Lindau.**

Fortgesetzt von **H. W. E. Brandes.**

Zweites Bändchen. 8. Preis 16 Ngr.

Soeben sind bei **Meyer & Zeller** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte
der
Vögel
bearbeitet von
Professor Dr. H. R. Schinz.

Mit Abbildungen
nach der Natur und den vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Werken gezeichnet von
J. Kull, Lithograph.

Neueste vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

Kl. Folio. Die Lieferung mit 6 prachtvoll colorirten Tafeln nebst Text à 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Monographien
der
Säugethiere
bearbeitet von
Professor Dr. H. R. Schinz.

Mit Abbildungen
nach der Natur und den vorzüglichsten naturgeschichtlichen Werken gezeichnet von
J. Kull, Lithograph.

Neunte und zehnte Lieferung.

Kl. Folio. Die Lieferung à 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 7½ Ngr.

☞ Wir dürfen obige beiden Werke, von denen besonders das erstere, die **Naturgeschichte der Vögel**, um des populairen und unterhaltenden Textes willen nicht blos Gelehrten, sondern allen Freunden der Naturgeschichte als ein wirkliches Prachtwerk empfohlen werden kann, wol ohne Unbescheidenheit an die schönsten und gründlichsten naturwissenschaftlichen Werke des Auslandes anreihen.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Johann Hess
der schlesische Reformator,
dargestellt von
Karl Adolf Julius Kolde,
evangelischer Pfarrer zu Friedland in Oberschlesien.

Mit dem Bildniß des Dr. Johann Heß.

Gr. 8. 8¼ Bogen. Eleg. brosch. Preis 20 Sgr.

Das Interesse für die Reformations-Geschichte des 16. Jahrhunderts ist durch die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart von neuem sehr angeregt worden. Der Gegenstand des vorstehenden Buches nimmt darum nicht blos die Theilnahme der Protestanten aller Orten, sondern auch der Christen andern Bekenntnisses vielleicht jetzt mehr als seit langer Zeit in Anspruch.

Zur dritten Säcularfeier des Todestages Luther's wird insbesondere den Schlesiern eine Erinnerung an den Reformator im Vaterlande, den treuen Schüler und geliebten Freund von jenem Haupte der Reformation sehr anregend sein.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von

Brockhaus & Avenarius,

1846. № 1. Januar bis März.

L'Echo. Journal des gens du monde. Nouvelle série. Deuxième année. 1846. Nr. 1—25. Klein-Folio. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des **Echo de la littérature française**, von dem vier Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das **Echo** in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle vier Jahrgänge für den sehr ermässigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nummern des Jahrgangs 1846 stehen auf Verlangen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Robert Heller.** Nr. 1—13. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Beaumont (Madame Leprince de), Le Magasin des enfants, revu et augmenté de nouveaux contes par Madame **Eugénie Foa.** 8. Geh. 25 Ngr.

Eine neue sorgfältig ausgestattete Ausgabe dieser bekannten Jugendschrift, aus welcher alles Veraltete und unsern gegenwärtigen Ansichten sowie unserer Ausdrucksweise nicht mehr Entsprechende entfernt ist, darf gewiss auf eine günstige Aufnahme von Seiten des Publicums rechnen.

Bibliothèque choisie de la littérature française:

Molière, Oeuvres choisies. T. II. In-8. Velinpapier. Geh. 25 Ngr. (Preis beider Bände 1 Thlr. 15 Ngr.)

Diese Sammlung wird eine Auswahl der vorzüglichern Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit enthalten. Correctheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswerth.

Dumas (Alexandre), La Dame de Monsoreau. Tomes V et VI. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit diesen Bänden ist dieser interessante Roman geschlossen. Die ersten 4 Bände (1845) kosten 2 Thlr.

Hahn (Ludwig), Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Nach den besten Materialien und unter Benutzung handschriftlicher Quellen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Montholon (Général), Histoire de la captivité de Ste-Hélène. T. I. Livrs. 1—9. Avec le masque de l'Empereur d'après Antomarchi. In-8. Geh.

Preis der Lieferung 3¾ Ngr.

Mit dieser neunten Lieferung ist der erste Band der französischen Ausgabe geschlossen, welcher Alles enthält, was von diesem Werke in Frankreich veröffentlicht ist.

Montholon (General), Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Bd. 1. Lief. 1—10. (Schluss.) Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi. 8. Geh.

Preis der Lieferung 3¾ Ngr.

Der erste Band unserer deutschen Ausgabe enthält ausser der vollständigen Geschichtserzählung Alles, was die französische Ausgabe bis jetzt veröffentlichte, mit einigen der englischen Ausgabe entlehnten Erweiterungen.

Ein zweiter Band wird jene Mittheilungen umfassen, welche sich in der englischen Ausgabe, aber nicht in der französischen finden. Da nun die französische Ausgabe manche wichtige Documente enthält, welche in der englischen fehlen, so wird unsere Ausgabe Alles vereinen und dadurch reichhaltiger werden als es die französische oder englische ist.

Das ganze Werk wird in unserer Ausgabe in zwei Bänden gegeben.

Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des östreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 16. und 17. Heft. (Wien.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes 20 Ngr.

Cracovie et ses environs. Description historique, géographique et pittoresque de cette ville et de ses contrées. Illustrée de plusieurs plans et lithographies. In-16. Cracovie. 3 Thlr.

Des Allemands. Par un Français. In-8. Paris. 1 Thlr. 10 Ngr.

Histoire parlementaire de la révolution française. — Histoire de l'assemblée constituante, précédée d'une histoire abrégée des Français depuis l'établissement de la nationalité française jusqu'en 1789; par **Buchez.** 2me édit., revue et entièrement remaniée par l'auteur en collaboration avec MM. *J. Bastide*, *Bois-le-Comte* et *A. Ott.* T. I.—III. In-12. Paris. Preis des Bandes 1 Thlr. 5 Ngr.

Mohammed Ebn-Omar El-Tounsy. Voyage au Darfour. Traduit de l'arabe par le Dr. **Perron;** publié par les soins de M. **Jomard.** Avec carte et planches. In-8. Paris. 4 Thlr.

Czacki, Dzieła zebrane i wydane przez Hr. **Edwarda Raczynskiego** T. III. 4. Poznań.

Preis des ganzen Werks in drei Bänden 12 Thlr.

Powstanie T. Kościuszki z pism autentycznych sekretnych dotąd drukiem nieogłoszonych wydane. 16. Poznań. 15 Ngr.

Słowo o poświęceniu. Przez **Seweryna G.** 16. Poznań 15 Ngr.

Wieczory pod lipą czyli historya narodu polskiego opowiadana przez **Grzegorza** z pod **Racławic.** 8. Poznań. 25 Ngr.

Svensk Bokhandels-Katalog utgiven år 1845. 1. Abtheilung. A—L. Gr. 8. (Stockholm.) Geh. 1 Thlr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Der **Pränumerationspreis** beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

Im Jahre 1845 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 41ster und 42ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 24ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 20ster Theil.

Diese Theile enthalten u. A. folgende wichtige Artikel:

Erste Section: Fabrik von *Eiselen*; Facultät (numerische) von *Sohncke*; Färöerne von *Schubert*; Falco und Felis von *Burmeister*; Falk (Johannes) von *Döring*; Falknerei von *Pfeil*; Falklandsinseln von *Pöppig*; Fall von *Hankel*; Fallsucht von *Rosenbaum*; Familiengüter und Familienrecht von *Dieck*; Familienwesen von *Bosse*; Fanatismus und Fechtkunst von *Scheidler*; Fatum, Faustrecht und Fehmgericht von *Wachter*; Farbe (mathematisch, physikalisch und ästhetisch) von *Hankel* und *v. Quandt*; Farbestoff von *Steinberg*; Farnese von *Gruber*; Fasten und Feiertage von *Fink*; Fascia von *Theile*; Faust (Sage von) von *Sommer*; La Fayette von *Stramberg*; Feen von *Richter*; Fehrbellin (Schlacht bei) von *Heymann*; Feld (militairisch) von *Niemann*; Feldmessen (mit einer Tafel) von *Hoyer*.

Zweite Section: Irland von *Lappenberg*; Irre und Irrenanstalten von *Zeller*; Irritation von *Österlen*; Isaak (biblische und geschichtliche Personen) von *Hoffmann*, *Röse* und *Kälb*; Isabella (Königinnen) von *Röse*, *Wachter* und *Genersich*; Isatis Tinctoria von *Kurrer*; Isäus von *Weissenborn*; Isenburg von *Landau*; Isere von *Klähn*; Isis von *Matthiae*, *Schirlitz*, *Meyer* und *Pöppig*; Ismail (Regenten und Gelehrte) von *Flügel* und *Benicken*.

Dritte Section: Peutinger von *Eckermann*; La Peyrouse von *Fischer*; Pfändung und Pfandrecht von *Pfotenhauer*; Pfänner und Pfännerschaft von *Martins*; Pfaffenrecht von *Wislicenus*; Pfahlbürger von *Löher*; Pfalz (Geographie und Geschichte) und Pfalzgraf von *Fischer* und *Wachter*; Pfanne (mit zwei Tafeln) von *Baeks*; Pfeffel von *Döring*; Pferdezucht von *Löbe*; Pfingsten von *Dietrich*.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. H. Nestler & Melle** in **Hamburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die Rectification der Peripherie des Kreises. Von Dr. N. Nawrotzki. Gr. 8. Geh. Preis 1/8 Thlr.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Seelenheilkunde,

gestützt auf psychologische Grundsätze.

Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter von

J. A. Jäger.

Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Böhringer, Fr., Kirchengeschichte in Biographien. I. Bandes 4. Abth.: Chrysostomus, Olympias, Leo, Gregor der Große. 8. Brosch. 2 Thlr. 6 Ngr., oder 3 Fl. 54 Kr.

Fröhlich, A. E., Über den Kirchengesang der Protestanten im Allgemeinen und im Besondern über die Sangchöre, die Gesangaufführungen und den Gesangunterricht in der Volksschule. Brosch. 6 3/4 Ngr., oder 24 Kr.

Lange, J. P., Worte der Abkehr gegen Dr. Fr. Wilh. Krummacher. Ein Beitrag zu den Verhandlungen über die theologischen Fragen der Zeit. 8. Brosch. 21 Ngr.

Stockmeier, Imman., Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? 9 Ngr., oder 30 Kr.

Streuber, Dr. W. T., Der Sonntag, das Theater und das Sonntagstheater. Eine historische Darstellung. 12 Ngr., oder 42 Kr.

Vinet, A., Die drei Erwachen. Zwei Rathschläge der Weisheit. Drei Reden. Aus dem Französischen übersetzt von J. Schmid. 9 Ngr., oder 30 Kr.

Zwingli, Huldreich, Wer Ursache gebe zum Aufruhr, wer die wahren Aufrührer seien, und wie man zu christlicher Einigkeit und Frieden gelangen möge. Oder: Zeitgemäße Auswahl aus des Reformators praktischen Schriften. 10. Bdch. 12 Ngr.

Bandlin, J. B., Fabeln und Lieder. Mit dem Portrait des Dichters. 8. Brosch. 21 Ngr.

Kunel, Chr. Kl., Gedichte. 8. Brosch. 21 Ngr.

Schärer, Dr. Em., Beiträge zur Erkenntniß des Wesens der Philosophie. 12 Ngr., oder 42 Kr.

Wolf, Rud., Johannes Geßner, der Freund und Zeitgenosse von Haller und Linné. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Mit Geßner's Portrait. 9 Ngr., oder 36 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Was haben wir Protestanten zu thun, um der protestantischen Kirche, nach dem Vorgange ihrer Stifter, Einheit, feste Dauer und endlichen Sieg zu verschaffen?

Von

Lobegott Lange,

d. heil. Schrift Doctor u. Prof. a. d. Univ. zu Jena.

Jena, Schreiber. (Leipzig, Kollmann in Comm.)
Geh. 12 Sgr.

Diese Schrift dient zugleich als Plan und Einladung zur Theilnahme an einer Zeitschrift, welche unter dem Titel: „**Neue Oppositionsschrift zur Befestigung und Fortbildung des Protestantismus, für alle Stände**", im Laufe künftigen Sommers (in Monatsheften von vorläufig 6—8 Bogen) erscheinen wird.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bruno Bauer
und seine Gegner.

Vier kritische Artikel.

von

Theodor Opitz.

> Ich bin euch sämmtlichen zur Last,
> Einigen auch sogar verhaßt;
> Das hat aber gar nichts zu sagen.
> Goethe.

Gr. 8. 2 Bogen. Geh. Preis 5 Sgr.

Inhalt: 1) Die Herren Marx und Engels. 2) Herr Marx macht die Juden unmöglich. 3) Herr Max Stirner verräth den geheimsten Gedanken Bruno Bauer's. 4) Die Ohnmacht Bruno Bauer's.

Conversations-Lexikon.

Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Diese neue Auflage, welche den Inhalt aller frühern Auflagen und Supplemente des **Conversations-Lexikon** in sich aufgenommen hat, wird ausgegeben:

1) in **120 Heften**, von denen monatlich 2 erscheinen, zu dem Preise von 5 Ngr. Erschienen: 76 Hefte.

2) bandweise, der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 10 Ngr., Schreibpap. 2 Thlr., Velinpap. 3 Thlr. Erschienen: 9 Bände.

In einer neuen Ausgabe

3) in **240 Wochenlieferungen**, zu dem Preise von 2½ Ngr. Erschienen: 27 Lieferungen.

☞ Subscribentensammler erhalten in jeder Ausgabe auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

An alle Auflagen und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** schließt sich an:

Systematischer Bilder-Atlas.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen, zu dem Preise von 6 Ngr.

Erschienen: 48 Lieferungen. Blatt 1—200.

Leipzig, im Mai 1846. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1846**.

№ I. Januar, Februar und März.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1845. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird **Abends** für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1846. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

3. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1846. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

   Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

   Literarischer Anzeiger,

   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1846. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

   Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben. **Insertionsgebühren** für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. **Besondere Anzeigen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. ***J. K. E. Schwarz,*** Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***Dt. G. Kieser,*** Prof. Dr. ***K. Snell,*** als Specialredacteren. Jahrgang 1846. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1846. 52 Nummern. Nr. 157—208. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

   Der erste bis zehnte Jahrgang des **Pfennig-Magazin** kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im **herabgesetzten Preise** nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis dritter Jahrgang (1843—45) kosten jeder 2 Thlr.

   Ebenfalls **im Preise herabgesetzt** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

   National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

   ☞ Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

   In das Pfennig-Magazin werden **Ankündigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1846. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

   Erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

   Dieser Zeitschrift ist ein

   Bibliographischer Anzeiger,

   für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

8. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **Ab. Haas.** Zweiter Jahrgang. 1846. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

   Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit ¾ Thlr. berechnet.

9. **Alberti (Jul. Gft.), Der Stand der Ärzte in Preußen.** Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preußischen Medicinalwesens. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

10. **Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen** für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

    Von derselben Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendaselbst: **Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

11. **Arnd (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes,** oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste und zweite Band (1844—45) kosten jeder 3 Thlr. 15 Ngr., das ganze Werk somit 11 Thlr.

12. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vierundfunfzigster und fünfundfunfzigster Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante,** Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli,** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr.

13. **Blochmann (K. Justus), Heinrich Pestalozzi.** Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Mit Pestalozzi's Bildniß und 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

☞ **Ein Theil des Ertrags ist zum Besten des Pestalozzi-Stifts in Dresden bestimmt.**

14. **Bremer (Frederike), Die Familie H.** Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

I. II. **Die Nachbarn.** III. **Die Töchter des Präsidenten.** IV. V. **Nina.** VI. VII. **Das Haus.** VIII. **Die Familie H.** IX. **Kleinere Erzählungen.** X. **Streit und Friede.** XI. XII. **Ein Tagebuch.** XIII. XIV. **In Dalekarlien.**

15. **Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien.** Aus den nachgelassenen Papieren von **Erwin Speckter** aus Hamburg. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Bruder Erwin Speckter's, **Otto Speckter,** erschien in demselben Verlage:

Zwölf Radirungen zum gestiefelten Kater. 4. 1844. In Carton. 2 Thlr.

16. **Conversations-Lexikon — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundsiebzigstes bis fünfundsiebzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

17. **Conversations-Lexikon** rc. Neunte Auflage. **Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Elfte bis dreiundzwanzigste** Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2⅓ Ngr.

18. ——————————— **Systematischer Bilderatlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Einundvierzigste bis sechsundvierzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

19. **Gagern (Hs. Ch. E., Freiherr von), Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang.** Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Des Verfassers „**Erste Ansprache an die deutsche Nation**", an welche sich diese „**Zweite Ansprache**" anschließt, erschien 1838 in Frankfurt a. M.

Von demselben Verfasser erschien bereits früher daselbst:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — X. u. d. T.: **Mein Antheil an der Politik.** V. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1844. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

20. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

21. **Jäger (Jos. N.), Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze.** Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

22. **Jörg (J. Ch. G.), Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medicinalverfassung.** Vorausgestellt ist eine Kritik der Broschüre des Bataillonsarztes Dr. Neubert in Dresden: „Darstellung der ärztlichen Bildung der Militairärzte der königlich sächsischen Armee" betitelt. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien bereits von dem Verfasser daselbst:

Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fodern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Gr. 8. 4 Ngr.

23. **Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

24. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. In zwölf Bänden. Vierte Lieferung, oder zehnter bis zwölfter Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die erste bis dritte Lieferung (Band 1—9) unter dem Titel: „**Ein Menschenleben. Erster bis neunter Theil**" (1844—45), kosten 9 Thlr., jede Lieferung 3 Thlr.

25. **Machiavelli (Niccolo di Bernardo dei), Florentinische Geschichten.** Aus dem Italienischen übersetzt von **Alf. Reumont.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

26. **Meißner (H. A.), Die Fabrikgerichte in Frankreich.** Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

27. **Mohr (D. E.), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

28. **Minka.** Eine Novelle. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

29. **Nouveau manuel et pratique de traités**, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron *Ch. de Martens* et le Baron *F. de Cussy*. En cinque volumes. Tomes premier et second. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 16 Ngr.

Von **Ch. de Martens** erschien ferner in demselben Verlage:

Guide diplomatique. 2 vols. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

30. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Dreizehnter und vierzehnter oder Neue Folge erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten in einer neuen Auflage des Verfassers Roman „**Algier und Paris im Jahre 1830.**"

Die erste Folge erschien in zwölf Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält:

1812. Dritte Auflage. — **Sagen und romantische Erzählungen.** — **Kunstnovellen.** — **Novellen.** — **Auswahl aus der Reisebildergalerie.** — **Vermischtes.** — **Vermischte Schriften.** — **Dramatische Werke.** — **Gedichte.**

31. **Röben (J. H.), Der souveraine christliche Staat, das Ende unserer Zeitwirren.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

32. **Schefer (Lp.), Génévion von Toulouse.** Historische Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

33. **Schücking (Levin), Die Ritterbürtigen.** Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman bildet zugleich den ersten bis dritten Band einer Sammlung unter dem Titel „**Zeiten und Sitten**", deren vierter Band „**Eine dunkle That**" sich unter der Presse befindet.

Von dem Verfasser erschien bereits ebendaselbst:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

34. **Schulz (H. W.), Über die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung zu Dresden.** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

35. **Sievers (J. H.), Wladyslaw und Dilsepli.** Eine tscherkessische Erzählung. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

36. **Volks-Bibliothek.** — Zweiter Band: **Der alte Heim.** Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königlich preussischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Keßler.** Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band dieser **Volks-Bibliothek** (1845) enthält:

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

☞ **Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften wird diese Volks-Bibliothek zu gefälliger Beachtung empfohlen.**

37. **Wilde (F. Alb.), Lesebuch für Volksschulen und die untern Classen der Gymnasien und Realschulen.** Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

☞ **Der Preis dieses Lesebuchs wird bei dem Umfange desselben (22 Bogen ökonomischen Drucks) als ein außerordentlich billiger erscheinen und die Einführung in Schulen erleichtern.**

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, **werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.**

☞ Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinerm Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt. ☜

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische

Bilder und Gedichte

für

Schule und Haus.

Herausgegeben von

C. Fr. Meyer.

Erste Lieferung. Großfolio. In Thondruck. Jede Lieferung zu 6 Bildern und 6 Textblättern. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Dieses auch mit Hinsicht auf den **Text** für **katholische** wie **protestantische Familien** und **Schulen** berechnete Werk hat vor andern ähnlichen Sammlungen die besondere Eigenthümlichkeit, daß, um eine möglichst wahre Vorstellung des biblischen Lebens zu geben, das geschichtliche Element so viel immer möglich auch mit dem **landschaftlichen** verbunden ist. Behufs des biblischen **Anschauungsunterrichts** in Schulen lassen sich die Bilder leicht und wohlfeil auf Carton aufziehen und durch Firniß vor Schaden bewahren. Billige Beurtheiler, welche wissen, wie hoch sonst schon **einzelne** Blätter von gleicher Größe im Kunsthandel taxirt werden, werden den Preis billig finden. Der Text wird nach vielseitig geäußertem Wunsche bei den künftigen Lieferungen auf kleinerm zum Handgebrauch bequemerm Formate gedruckt, in welchem auch derjenige für die erste Lieferung mit der zweiten nachgeliefert wird. Für den angerechneten Mehrwerth des ursprünglichen Textformats werden zwei **sehr schöne Bilder den Subscribenten als Prämie gratis** geliefert. Das Werk wird auf das **alte** und **neue Testament** ausgedehnt. Wir glauben daher dasselbe sowol zur **Verzierung von Zimmern** als für den **Schulgebrauch** bestens empfehlen zu dürfen.

Soeben ist erschienen:

Die Rückkehr,

des Verfassers

der Briefe eines Verstorbenen

neuestes Werk.

Erster Theil: Ägypten. Mit Abbildungen und 1 Karte.

8. Eleg. geh. 2¼ Thlr.

Verlag von **Alexander Duncker**, k. Hofbuchhändler in **Berlin.**

Im unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe aus und über Tirol.

Ein Beitrag zur nähern Charakteristik dieses Alpenlandes im Allgemeinen und der Meraner Gegend insbesondere

von **E. von Hartwig.**

Mit Ansichten von Schloss Tirol und vom Schlerngebirge, und 4 meteorologischen Tabellen.

Gr. 8. 42 Bogen. Geh. 3½ Thlr.

Dies Werk, während eines dreijährigen Aufenthalts in Tirol entstanden, wird jedem Freunde der Wissenschaft und des Vaterlandes, sowie allen Reisenden, namentlich solchen, die, wie der Verfasser, der Gesundheit und Erholung wegen das schöne Klima Südtirols aufsuchen, ein willkommenes sein.

Duncker & Humblot in Berlin.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich Pestalozzi.

Sein

Leben und Wirken

einfach und getreu erzählt für das Volk.

Herausgegeben

von der

Zürcherischen Schulsynode.

Mit dem Bildnisse Pestalozzi's.

Zweite Auflage.

(Erste Auflage 20,000 Exemplare.)

Brosch. 5 Ngr., oder 18 Kr.

Soeben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Homöopathie.

Leichtfaßliche

Darstellung ihres wahren Wesens und Widerlegung der gewöhnlich gegen sie erhobenen Einwürfe.

Für Aerzte und Nichtärzte.

Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. **Herm. Franz.**

Nebst einer Vorrede und Anmerkungen

vom

Medicinalrath Dr. E. Stapf.

Leipzig, **Kollmann.** Geh. 15 Ngr. (Sgr.)

Leihbibliotheken und Lesezirkeln

empfehlen wir die in unserm Verlage erscheinende Zeitschrift:

Das Daguerreotyp.

Neue Hamburger Lesefrüchte,

Redacteur Dr. **J. Henning.**

Dieses neubegründete Journal, das in jeder Hinsicht entschieden dem Fortschritt huldigt, sucht ein treues Abbild der neuesten deutschen und ausländischen Literatur darzubieten und hat bereits in vielen Kreisen freundliche Anerkennung gefunden. Mehre der vorzüglichsten Schriftsteller sind als Mitarbeiter gewonnen.

Das Daguerreotyp enthält an mannichfaltiger Auswahl: Novellen und Erzählungen, Reiseskizzen; Charakteristiken berühmter Zeitgenossen; wichtige Entdeckungen und Erfindungen und ein sehr reichhaltiges Feuilleton, welches Kunst- und literarische Notizen, Miscellen ꝛc. mittheilt. Durch „Reise in die Fremde" werden auswärtige Leser von den neuesten hamburger Kunstzuständen und Vorkommnissen fortwährend in Kenntniß gesetzt. Der jährliche Abonnementspreis beträgt für das Ausland 3 Thlr.

Hamburg, im Mai 1846.

W. Bernhardt'sche Buchhandlung.

Bei **E. Kummer** in Leipzig erscheint seit Anfang dieses Jahres:

Botanisches Centralblatt für Deutschland, herausgegeben von Dr. **L. Rabenhorst.** Preis des ganzen Jahrgangs 2 Thlr. 20 Ngr.

(Alle 14 Tage erscheint eine Nummer. Aus dem ausführlichen Prospectus, welcher durch jede Buchhandlung zu erhalten, ist das Nähere zu ersehen.)

Von dem Herausgeber sind in derselben Verlagshandlung noch folgende Werke erschienen:

Deutschlands Kryptogamen-Flora 1ster Band: **Pilze.** 1844. 3 Thlr. 10 Ngr.

Derselben 2ten Bandes 1ste Abtheilung: **Lichenen.** 1845. 25 Ngr. (2ten Bandes 2te Abtheilung ist im Druck.)

Flora Lusatica, oder Verzeichniß und Beschreibung der in der Ober- und Niederlausitz wild wachsenden und häufig cultivirten Pflanzen. 1ster Band: **Phanerogamen.** 1839. 2 Thlr. 5 Ngr.

Derselben 2ter Band: **Kryptogamen.** 1840. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Populaire praktische Botanik, oder Anleitung, die in Deutschland wild wachsenden und gezogenen Gewächse kennen zu lernen, nebst Übersicht des Gewächsreichs nach seiner organogenetischen Entwickelung. 1843. 1 Thlr. 27½ Ngr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lindemann, E., Lateinisches Lesebuch für die beiden untern Classen der Gymnasien. 8. 6 Ngr.

Ulm, im April 1846.

G. A. Reyher.

Die Unterzeichneten haben sich zur Herausgabe folgender Schrift veranlaßt gesehen:

Über die Verhältnisse der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zu Herrn Hofrath Dr. J. P. Eckermann in Weimar in Beziehung auf das Werk „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens". (Aus den Acten zusammengestellt und als Manuscript gedruckt.)

Sollte es für Jemand von besonderm Interesse sein, diese Schrift zu besitzen, so wird ihm dieselbe, so weit der Vorrath an Exemplaren reicht, gern überlassen werden, wenn er sich im Wege des Buchhandels an die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** wendet.

Leipzig, im Mai 1846.

Friedrich Brockhaus.
Heinrich Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

